











# Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie  
der Wissenschaften.

Dritter Band.

1112

---

München,  
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

THE UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY  
128 St. George Street  
Toronto, Ontario

22  
v. 1  
- 71  
E. 3. 2. 1



8114

# G e l e h r t e A n z e i g e n .

---

July bis December.

1 8 3 6. - 27

---

---

M ü n c h e n .

Im f. Central-Schulbücher-Verlage.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1911

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. July.

Nro. 131.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Erster Band 1835. 8.

## Erster Artikel.

Unläugbar verdient die Philosophie des Aristoteles von vielen andern voraus, eine ausführliche und vollständige Darstellung im Zusammenhang aller ihrer Theile, ihrer Principien, Grundsätze und Methoden; und wenn irgend einmal die beliebte Phrase Bedeutung hat, so gilt sie hier, daß es nämlich unserer Litteratur bisher an einem Werke der Art gefehlt habe, daß mit demselben einem Bedürfnisse der Zeit entgegengekommen werde, indem durch die Hegelsche Philosophie mehr als je und vorzugsweise auf Aristoteles die Aufmerksamkeit der Philologen und Philosophen gelenkt worden ist. So lange die peripatetische Philosophie in den theologischen Schulen und auf den Universitäten geherrscht hat, sind zwar in allen Ländern des römischgermanischen Europa viele und zum Theil sehr gute Werke über dieses Lehrgebäude, nach mancherley Zwecken, Bedürfnissen und Rücksichten gearbeitet, und in mancherley Formen und Umfang erschienen; allein keines derselben genüget jezt noch: theils weil die Philosophie einen andern und höheren Standpunct auch für die Auffassung der älteren Systeme errungen hat, theils weil auch die philologische Auslegung selbstständig und von der Autorität der spätern neuplatonischen Commentatoren unabhängig geworden ist;

endlich aus mehreren andern Gründen, die jedermann leicht einsieht, z. B. daß alle jene älteren Schriften in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber, seit dem Beginn der neueren Philosophie ist an die Bearbeitung des Aristotelischen Systemes in seinem ganzen Umfang nicht viel weiter gedacht worden, als so weit es in den Schriften über die Geschichte dieser Wissenschaft mehr nur angeführt, als ausgeführt werden mußte. Herr Biese verdient daher den Dank sowohl der Philologen, als der Philosophen, daß er sich an das verdienstliche Unternehmen gemacht hat, einen ausführlichen, zusammenhängenden und zeitgemäßen Abriss des Aristotelischen Systemes, aus dessen Schriften, und ungereret durch die zahlreichen Commentatoren der späteren Jahrhunderte zu geben. Er verdient lautes Lob und freundige rühmliche Anerkennung für das, was er hier schon geleistet hat, und noch im zweyten Band leisten wird, zu dessen baldiger Vollendung Rec. dem Verf. die erforderliche Zeit und Kraft von ganzem Herzen wünscht, damit das Werk fertig und vollendet dastehe und das Verdienst des Herrn Verf. in vollem Lichte erscheine.

„Der 2. Bd. bildet den dritten Abschnitt, die Vermitelung des Besonderen durch das Allgemeine; er wird die besondern Wissenschaften enthalten, und zwar im ersten Kapitel die theoretischen, nämlich die Naturwissenschaft und die Mathematik; im zweyten Kapitel die praktischen Wissenschaften, in welchem die Handlung betrachtet wird, in sofern sie ihr Ziel entweder in sich selbst, oder außer sich in einem bestimmten Werke hat, weshalb hier die Ethik, die Politik und die Aesthetik des Aristoteles behandelt werden müssen. Dieser Band soll mit den nöthigen Registern versehen, das Ganze beschließen.“

Vorwort (S. L. fg.) Necensent steht demselben mit Ungeduld entgegen. —

Dieser erste Band beginnt mit einem Vorwort auf LX. S.; hier sagt S. VI — VII. Herr Viese:

„Da nun der Verfasser es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Philosophie des Aristoteles in ihrem speculativen Gedankenreichtum aus dessen Schriften allseitig und in sich zusammenhängend zu entwickeln, so hält er es zur Verständigung über das Wesen der speculativen Philosophie überhaupt für wichtig, hier den Entwicklungsgang der neueren Philosophie näher zu bezeichnen.“

Dies geschieht sofort so, daß er den Fortschritt von Kant und Jacobi zu Fichte, von diesem zu Schelling S. VII — XVI betrachtet, und dann von da bis S. XXXI. die Hauptpunkte der Hegel'schen Logik berührt, als deren Anhänger er sich zu erkennen giebt, und zu welcher Aristoteles mehr als irgend ein griechischer Philosoph tendirt habe. Hierauf wird das Schicksal der Aristotelischen Philosophie bey Griechen, Römern, Arabern, und Europäern im Mittelalter flüchtig angedeutet, und auf einige Ursachen hingewiesen, warum seit Baeco von Verulam und Descartes in der neueren Zeit Aristoteles so wenig beachtet ward und beynahe ganz vergessen blieb, bis auf Hegel.

„Diesem größten Denker unseres Jahrhunderts, welcher die Bahn gebrochen hat, um die gesammte Welt des Geistes in allen ihren Kreisen und Gestalten durch den Gedanken zu erobern, gebührt der Ruhm, auf den größten Denker unter den griechischen Philosophen die Aufmerksamkeit von Neuem gelenkt zu haben.“ S. XLV. u. f. w.

Neben ihm wirkten andererseits Bekker und Brandis, Ferner Schneider, Trendelenburg, Götting, Jul. L. Ideler, Micheler, Weiße u. m. a. Zum Schluß wird (S. LII — LX.) gegen H. Gruppe und seine Ansichten von der Philosophie als Wissenschaft und deren Geschichte polemisiert. Nun wendet sich Hr. Viese zur Abhandlung der Philosophie des Aristoteles; sie wird (S. 1 — 44) eröffnet mit einer Einleitung

über den Entwicklungsgang der griechischen Philosophie von Thales bis auf Aristoteles; darauf folgt der erste Abschnitt, ... Her in 4 Kapiteln (bis S. 319) die Logik abhandelt, wie sie von Aristoteles in den Kategorien, in der Abhandlung vom Sage (*περι ερμηνειας*) und in den vier Büchern der beyden Analytiken weitläufig ausgeführt ist. — Die Bücher der Topik, der *ars inveniendi* (Cic. Top. 2) sind hier übergangen, weil sie nicht sowohl der Wissenschaft als der Dialektik und Rhetorik dienen; jedoch sind sie schon hier und da in der Logik beygezogen und angeführt worden. Mit ungemeiner Leichtigkeit und schlanker Gewandtheit winden sich alle logischen Lehren vom Anfang bis zum Ende rasch und frey ab, so daß nirgendwo ein Anstoß, Spalt, oder klaffende, helperige Stelle besonders auffällt. Und auf gleiche leichte und frische Weise werden dann im 2ten Abschnitt (S. 320 — 661) nach dem ersten einleitenden Kapitel über Vermittelung der niederen und höheren Erkenntniß im 2ten Kap. (S. 358 — 611) Gegenstand und Zweck, Inhalt und innerer Zusammenhang der Metaphysik in genügender Ausführlichkeit und so entwickelt, daß alle die 14 Bücher der Aristotelischen Metaphysik mit Ausnahme des 2ten (des *α' λαντον*, welches Hr. Viese, wie schon früher, für nicht hieher passend ansieht,) im bündigsten Zusammenhang sich aneinander anschließen, gewiß zur Ueberraschung manches Lesers, der sich erinnert, wie viel und mancherley von den alten Zeiten der Erklärer des Aristoteles in Athen und Alexandria bis zu Jülleborn, Tise u. a. herab über deren Zusammengehörigkeit und Abfolge gezwifelt, gestritten und hin und her vermuthet worden ist. — Das dritte Kapitel handelt zuerst von der Dialektik (im Sinne des Aristoteles) im Verhältnisse zur Wissenschaft, von S. 612 — 631. Hier nun wird der Aristotelischen Topik Inhalt überaus kurz angezeigt; (meines Erachtens ist die Topik überhaupt nicht nach ihrem Werthe anerkannt). Hierauf über Identität, Ge-



gensatz und Widerspruch. Endlich von der Vermittelung des Gegensatzes und Widerspruches. So weit nun reicht der erste Band. Aus den Stellen, die vorhin dem Vorwort entnommen worden sind, kennen die Leser bereits wohl den Standpunct, von welchem aus Hr. Biese die Aristotelischen Lehren hier entwickelt hat; es ist der Standpunct der Hegel'schen Philosophie. Indessen würde man sehr Unrecht thun, das vorliegende Werk nur für eine spezielle Ausführung desjenigen ansehen zu wollen, was Hegel in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, (Werke Bd. 14. S. 298 — 418) über Aristoteles gesagt hat. Zwar sind alle Lehrmeinungen (Gedanken und Speculationen) des Stagiriten nach den Ansichten des vielgelobten Meisters aufgefaßt und durchgeführt; zugleich aber waltet durch die ganze Auseinandersetzung und Entfaltung des Systems eine solche selbstständige Gestaltung, es herrscht eine solche frische Lebendigkeit der Darstellung und des Gedankenganges; es rollt alles so ungehemmt und ohne Anstoß zum Ziel und ergießt sich in die wohlbemessene Form, daß der Leser immer mit Interesse, ja steigender Theilnahme folgt, und von dem raschen Fluße sich gerne mit fortführen läßt, so überrascht, ja verwundert er auch über manches seyn mag, was hier Aristoteles in schönem Einklang mit der neuesten Philosophie sagt und lehrt. Woher dieses kommt, das sagt ihm der Verf. selbst (S. LI. fg. des Vorwortes):

„Die Methode, welche bei der Entwicklung befolgt ist, besteht hauptsächlich darin, daß der Inhalt so viel als möglich aus sich selbst und durch sich selbst Klarheit und Deutlichkeit gewinnt; daher ausgeschloffen sind alle subjectiven Reflexionen, zu welchen auch theilweise die Poetik gehört, indem hiedurch der ruhige Gang der Darstellung nur gehindert und die Uebersicht des Ganzen erschwert wird. Das Hauptbestreben war, die möglichste Objectivität für die Entwicklung zu gewinnen, damit diese in Einem Geist und Fluße vor sich gehe, und der Leser einen lebendigen Eindruck empfangen, so von der Schärfe als auch von der Tiefe der Aristotelischen Speculation. Diese Objectivität wird freilich öfter gestört

durch Verwandelung der griechischen Terminologie in unsere philosophische Sprache, welche in ihren Ausdrücken oft eine größere Tiefe enthält, als wie sie in der Entwicklung der aristotelischen Philosophie schon enthalten seyn konnte. Es war daher nothwendig, in dieser Beziehung dem philosophischen Sprachgebrauch so wenig als möglich Gewalt anzuthun, und es wird leicht seyn, jedes etwaige Mißverständnis zu vermeiden, wenn man, von der tieferen Bedeutung unserer philosophischen Sprache abstrahirend, unbefangenen der Entwicklung der Aristotelischen Gedanken in ihrem Zusammenhange sich hingiebt.“

Nach diesen eigenen Worten des Verf. wird mancher wünschen, derselbe möchte selbst unbefangener seine Aufgabe übernommen haben; — indessen ist ja jeder Leser durch die offene Erklärung und Warnung aufmerksam gemacht, auf seiner Hut zu seyn, und wo ihm etwas gar zu neudeutsch vorkommt, seinen Aristoteles nachzusehen, und zu vergleichen; oder abzugeben, soviel er für rätlich hält.

(Fortsetzung folgt.)

An historical and descriptive account of Persia by J. B. Frazer esq. Edinburgh 1834. 8. 472 S. mit einer Landkarte und 15 Kupferstichen.

Dem Verfasser dieses Buches, von welchem eine deutsche Uebersetzung erscheinen wird, ist von einem englischen Beurtheiler vorgeworfen worden, er habe zusammengebrängt wie ein gewisser Isländer, welcher sich gerühmt habe, fünf Eßel in einen Fleischstock bringen zu können. Dieser Tadel ist sehr unbillig. Eher könnte man sagen, es wäre für mehr Kern Raum gewesen, wenn die Syren sorgfältig wäre ausgeschieden worden. Doch, wie wenig sind der Bücher, von denen sich nicht eben das sagen läßt! Man wird hier von Hauptsachen aus der Geschichte und der Geographie Persiens nichts vermissen. In letzterer ist sehr der Verf. mit Recht am meisten seinem berühmten Landsmanne Malcolm; in letzterer ist viel aus eigener Ansicht, da der Verf. Persien selbst durchkreuzt hat. Ref. will von den Zügen, mit welchen das tiefe Etend des großen Landes geschildert wird, nur folgenden ausheben. S. 312. Ein Bekannter des Verf. hörte, während seines Aufent-

haltes in einer persischen Stadt, täglich ein Getöse von Schlägen und Wehklagen aus seiner Nachbarschaft. Er forschte nach und fand in einer Person den, welcher die Schläge befahl, erhielt, und bejammerte. Es war ein wohlhabender Kaufmann, der sich gegen die Mißhandlungen abhärteste, auf die er von Seiten des auf ihn aufmerksam gemordeten Statthalters gefaßt seyn mußte, wenn er ihm nicht einen Theil seines Vermögens abtreten wollte, wozu er nicht geneigt war. Bereits hatte er es dahin gebracht, daß er tausend Streiche ertragen konnte, und da er zudem sich ohnmächtig zu stellen verstand, so glaubte er nun die Sicherheit, um die es ihm zu thun war, erlangt zu haben. — Ueber einen solchen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft in dem Vaterlande Sadi's und Ferdusi's darf man sich bei dem religiösen Zustande, wie ihn der Verf. beschreibt, nicht wundern. S. 320. Von den Persern, wie bey den Mahomedanern überhaupt, hat die Religion fast alles, was ursprünglich daran gut gewesen seyn mag, verloren; es ist durch Schwärmeren, Heucheln und Habgudt ein verächtlicher Uberglaube daraus geworden, der das Volk nur dumm und ullaertüchtig macht. S. 322. Die Zunahme des Unglaubens ist die Hauptursache des Verfalls der Religion. S. 354. Der Verf. lernte zu Muschel einen sehr geschätzten Oberprießer, (deren in ganz Persien höchstens vier sind), kennen; der war so wenig der rechtgläubige Mann, wosür man ihn hielt, daß er sich in vertraulichem Gespräch zu entscheidener Freigeisterei bekannte und den Glauben, dessen Diener er war, verspottete.

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa. By Andrew Steedman. London 1834. 2 Bde. mit Zeichnungen. 350 und 358 S. 8.

Südafrika ist ein Land, das in mehrfacher Beziehung unsere Aufmerksamkeit erregt. Es ist erstlich der Sitz einer europäischen Kolonie, die, unter einem gesunden Himmelstrich gelegen, der Konstitution des Europäers vollkommen angemessen, und zugleich an mancherley einheimischen und eingeführten Naturprodukten reich ist, so daß ihre Bevölkerung und inneren Hilfsquellen mit jedem Jahre sich vermehren. Ferner ist sie in dem Weltverkehr ein Mittelpunkt, der Europa und Asien verbindet, und die Kapstadt ist gewissermaßen als das große Osthaus anzusehen, in dem die, von einem der genannten Welttheile zum andern Reisenden eine erquickende Ausruhe und die Seekrankn eine schnelle Erholung finden. Auch als Marinestation in Kriegszeiten ist die Kolonie von großer Wichtigkeit, und auf ihren Besitz wird daher von der englischen Regierung ein bedeutender Werth gelegt. Es giebt aber endlich noch einen andern Gesichtspunkt,

der das Auge nach jenem fernen Lande zieht, wir meinen hiemit nämlich das große merkwürdige Werk der geistigen Wiedergeburt, welches dort das Christenthum seit dem Ablauf des vorigen Jahrhunderts unter den barbarischen Völkern, die im Schooße der Kolonie oder längs ihrer Gränzen umher wohnen, begonnen hat, um durch seine Segnungen sie zu civilisiren.

Bei dieser mehrfachen Wichtigkeit des Südländes von Afrika kann es daher nicht fehlen, daß Reisebeschreibungen, welche diesen Landtrich behandeln, einen willkommenen Eingang bey uns finden, und seit Sparrmann, um nicht auf ältere Zeiten zurückzugehen, und Levaillant, der Dichtung und Wahrheit auf eine zwar anziehende aber doch keineswegs zu entschuldigende Weise zu verbinden wußte, sind in kurzen Zeilen aufeinander die ausgezeichneten Werke von Barron, Lichtenstein, Campbell, Patrole, Burchell, Thompson, Philip u. A. gefolgt. Nimmt man hiezu noch die vielen Missionsberichte, welchen wir die genaugle Kenntniß der wilden Nachbarvölker, um die Kapkolonien verdanken, so ergibt sich daraus, daß ein Reisender, der gegenwärtig seine Wanderungen nicht über jene Gränzlinie ausdehnt, welche die südafrikanischen Missionsstationen an der Ostküste des Kaffernlandes mit denen an der Westküste unter den Namaquen verbindet, nicht leicht neue überraschende Aufschlüsse, wenigstens nicht in Beziehung auf Völkerkunde, liefern kann. Einem solchen ist die Aufgabe gesteckt, den gegenwärtigen Bestand so genau und umsichtig als möglich zu schildern, und bei der raschen Entwicklung der materiellen und intellektuellen Verhältnisse dieser Länder bietet sich ihm noch immer Vieles dar, was als neu und wichtig des Lesers Aufmerksamkeit erregen wird. Ist der Reisende zugleich unterrichteter Naturforscher, so hat er ohnehin noch einen weiten Spielraum zur Erweiterung unserer Kenntnisse in der Naturgeschichte Südafrikas vor sich, und kann dadurch seinem Berichte ein besonderes Interesse verleihen.

Steedman's Reisen in Südafrika gehören zu denjenigen, welche sich nicht über jene Linie, die wir vornhin bezeichneten, hinaus erstreckt haben. Es mangelt ihnen daher allerdings der eigenthümliche Reiz, welchen eine Entdeckungsreise gewährt; dafür aber geben sie einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß des neuesten Zustandes dieser Länder ab, wie ihn der Verf. durch einen zehnjährigen, vorzüglich (wie er in der Vorrede selbst sagt) der Unterhaltung und Belehung bestimmten Aufenthalt am Kap, aus eigener Anschauung und Prüfung, wie aus glaubwürdigen Mittheilungen Anderer, kennen gelernt hat.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. July.

Nro. 132.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, 1c.

(Fortsetzung.)

So viele und glänzende Vortheile diese Methode zumal für die Zeitverhältnisse auch immer gewährt, so stehen ihr doch anderseits manche bedeutende und gewiß auch von dem scharfsinnigen Verf. wohlerkannte und nicht übersehene, obgleich von ihm hier nicht berührte Nachteile und Uebelstände zur Seite. Jedermann sieht zum Voraus, daß dieser Mannier mit einem alten Philosophen zu verfahren, vom historischen oder kritischen Standpunkte aus, sowohl in der Weise der Speculation, als der Reflexion vieles entgegen zu halten sey; daß demnach vielleicht nicht Eine Seite in diesem Buche gefunden werden möchte, wo nicht bald der Philolog, bald der Philosoph einer andern Schule Einreden vorbringen könnte, bald gegen Hrn. Biese, bald gegen Aristoteles selbst, namentlich bey des letztern häufigen Seitenblicken und Bezugnahmen, auf Platonische Lehren. Rec. will jedoch im Folgenden nur einiges anführen, wo ihm trotz dem Talent und der Kunst des Herrn Biese, trotz der Klarheit und der Geschlantheit des speculativen Fortschrittes, etwas minder klar und glatt geschienen hat; er wird daher hauptsächlich nur subjective Reflexionen vorbringen, die Hr. Biese mit Recht ausgeschlossen hat nach seiner Absicht; Polemik aber wird er üben nur zu Gunsten Plato's, weil diesem ewigen Propheten der höhern Wahrheit über der Bewunderung des gleichsam wieder aufgefunde-

nen Meisters alles menschlichen Wissens hie und da zu nahe getreten wird, wie mir dünket.

Um eher zum Ende zu kommen, fange ich nahe bey dem Ende und von hintenher bey der Theologie an, die Aristoteles im 12ten Buche der Metaphysik (B. A.) vorträgt. Er zeigt da c. 6. fg. (Biese S. 543 fg.) daß weil Zeit und Bewegung ständig und ewig sind, es auch ein unbewegliches Wesen (*ἀκίνητος οὐσία*) geben müsse, welches als *ἐνεργεία ὄν*, als vollkommen oder vollendschaftlich anzunehmen sey, weil alles *δυνάμει ὄν*, alles Unlaghafte, dergleichen die gesammte Natur ist, ein Vollendhaftes voraussetze und fordere, durch welches die Anlage, die *δύναμις* zur Vollendung gereizt werde 1c. Dieses absolute *ἐνεργεία ὄν* ist ohne Materie, ohne Ausdehnung, ohne alle bloße Vermögenheit oder *δύναμις*, es ist lauter Un-sich-thätigkeit, Geist und Gedanke seiner selbst, höchst selig u. s. w. Hier wird Plato von Aristoteles zurecht gewiesen (bey H. Briefe S. 545):

„Daher haben einige Philosophen wie Leucippus und Plato eine ewige Thätigkeit angenommen, indem sie sagen, die Bewegung sey immer, ohne aber die Ursache dieser ewigen Bewegung nachzuweisen und das Wesen derselben näher zu bestimmen, was doch nothwendig ist. — — — Wenn auch Plato das sich selbst Bewegende für Princip hält, so kann er doch diese Ansicht nicht durchführen, denn die Weltseele als das sich selbst Bewegende ist nach ihm das Spätere, in so fern sie mit der Welt entstanden ist.“

(*ὄντιον γὰρ καὶ αὐα τὰ οὐρανῶ ἢ ψυχῆ ὡς φησί Μπφ. Α 6 p. 247. Brandis.*) — Wenn aber selbst nach Arist. das Früher und Später zuvörderst auf die Zeit bezogen wird, die Zeit aber erst in und mit der Welt entstanden ist, (Tim. p. 37 extr.), so kann sie nicht wohl das Spätere in



diesem Sinne genannt werden. In anderem Sinne aber das Spätere genommen, nämlich als absolut Erstes und Princip (Arist. Metaph. A 11. Categ. c. 9. p. 55 flg. Sylb.), so ist sie das allerdings nicht; denn über ihr steht als solches der δημιουργός. Plato sagt im Tim. S. 34:

„Die Seele aber hat nicht, wie wir sie jetzt als späteres zu erklären versuchen, so auch Gott als das jüngere geschaffen; denn nicht mochte das ältere und schwerere von dem jüngeren der Schöpfer beherrscht werden lassen.“

(Τὴν δὲ δὴ ψυχὴν οὐχ ὡς νῦν ὑστέρῳ ἐπιχειροῦμεν λέγειν, οὕτως ἐμυχαρήσατο καὶ ὁ θεὸς νεώτερον· Οὐ γὰρ ἂν ἀρχεσθαι πρεσβύτερον ὑπὸ νεώτερου ἔνθερος ἔασεν.) „Nur wir (fährt Plato ebd. fort), der Zufälligkeit und Verwirrung anheimgefallen, sprechen auch auf eben solche Weise.“ (ἀλλὰ πῶς ἡμῖς πολὺ μετέχοντες τοῦ προσευχόντος τε καὶ ἐκῆ ταύτῃ πῃ καὶ λέγομεν· ὁ δὲ (θεὸς) καὶ γενέσει καὶ ἀρετῇ προτέρας καὶ πρεσβυτέρας ψυχῶν σώματος, ὡς δεσποτῆν καὶ ἀρξουσῶν ἀρξομένου ἔνεστήσατο). In der Weltseele und mit ihr entstand Zeit und Bewegung (Tim. S. 37 a. G.) als Nachbild der Ewigkeit, des αἰῶν, und als Gegensatz der μοῦνη. Nach dieser Ansicht Platons löset sich auch von selbst das Bedenken, das Arist. (ἀκρ. φυσ. IV. 14, 92 flg.) äußert: ob, wenn die Seele nicht wäre, doch die Zeit wäre. Denn diese ist nach Arist. das Zahlenmaß der Bewegung; ohne die Seele aber wäre kein Zählendes da. (Vgl. π. μνήμης κ. ἀναμν. c. 1. p. 28 Sylb.) Zwar ist das obige alles von Plato in der Weise der Vorstellung gesagt, doch aber läßt es sich so gut als irgend ein anderes philosophisches Dogma auch dialektisch und speculativ durchführen. Ueberhaupt ist die Platonische Weltseele vielleicht nur κατ' ἐπίνοιαν entstanden (S. Plutarch. περὶ τῆς ἐν Τιμαίῳ ψυχογονίας und Procli Comment.); sie ist aber gleichwohl unauflöslich und unsterblich — ἄλυτος καὶ ἀθάνατος — (und mit

ihr die Bewegung, deren Princip und Urthel sie ist) und durch den mächtigen Willen \*) Gottes — ἐμοῦ γ' ἐδέλουτος, sagt Gott der Schöpfer (S. 41): οὐτὶ μὲν δὴ λυθίσσεσθαι γε οὐδὲ τεύξεσθαι θανάτου μοίρας, τῆς ἐμῆς βουλήσεως· μείζονος ἔτι δεσμοῦ καὶ κυριωτέρου λαχόντες ἐκείνων (sc. δεσμῶν) οἷς ὄτ' ἐγίγνεσθε ἔνεδεῖσθε — „an meinem Willen habt ihr ein stärkeres Band eures Bestehens als an allen den (harmonischen p. 51) Bändern mit denen ihr im Ursprung zusammengebunden worden seyd.“ — Ueber dieser durch Gottes, ihres Schöpfers Kraft und Willen immerwährenden (αἰδῖος) und selbst und frey-thätigen (αὐτῇ ἑαυτὴν κινουῦσα) Weltseele stehet nach Plato der überschwängliche Schöpfer: Gott, ὁ ποιητῆς καὶ πατὴρ τοῦ παντός (Tim. p. 28 extr. sq.), in sich beharrend, p. 42: καὶ ὁ μὲν δὴ ἅπαντα ταῦτα διατάξας (ὁ θεὸς δημιουργός) ἔμεινε ἐν τῷ ἑαυτοῦ κατὰ τρῶπον ἦσει· μένοντος δὲ νοήσαντες οἱ παῖδες (die θεοὶ νεώτεροι, wie er sie p. 42 nennt) τὴν τοῦ πατρὸς τάξιν ἐπέλοιτο αὐτῇ sq. Dieser in seiner Wesenheit beharrende Platonische Gott Vater und Schöpfer des Weltalls, ist er mit dem Aristotelischen πρώτων κινῶν ἀκίνητων, mit dem vorhin erwähnten absoluten ἐνεργείᾳ ὄν einerley? Zwar seine ἀκίνησία mag mit der μοῦνη ἐν τῷ ἑαυτοῦ κατὰ τρῶπον ἦσει wohl übereinstimmen; aber der Platonische Gott Vater ist doch offenbar in ganz anderer Art supramundan, als der höchste Geist des Aristoteles, und jedenfalls ist jener von den in-

\*) Soviel die Weltseele ewig und unvergänglich ist, eben so viel ist es auch die Bewegung, die von ihr abhängt. Arist. nimmt an, und beweiset sich, daß die Bewegung schlechthin ewig, ohne Anfang und Ende sey; in Folge dieser Voraussetzung hat er auch ein etwas anderes modificirtes Princip nöthig als Plato. Dieser kann manchmal so sprechen, daß die Welt einmal einfallen (ἐπιπίπτειν); Aristoteles beschreyet dieses nicht und beweiset sich, daß es nicht möglich,

tramundanen Astralgeistern, den θεός δῶν, wie er sie S. 41 anredet, wesentlich verschieden, während die intramundanen Astralgötter nach Aristoteles mit dem primus motor immotus des obersten oder Fixsternhimmels nach den klaren Worten Mph. A c. p. wesenhaft, einerley und identisch sind: πότερον δὲ μίαν θεῖον τὴν τοιαύτην οὐσίαν ἢ πλείους, καὶ πόσας, δεῖ μὴ λαδάνειν sqq. Nach Aristoteles scheint auch der Eine höchste Gott, die Ursache der Kreisbewegung des Fixsternhimmels, doch mit zur Welt zugehören; — obgleich er ihrer nicht bedarf, obgleich er sie nicht gemacht hat, — obgleich er nicht αἰτίον ποιητικόν der Welt im strengsten Verstande ist, so ist er doch αἰτίον τελικόν derselben; sie bedarf seiner als ihres Abschusses, Zweckes oder τέλος. So stellt Arist. das Verhältniß dar in ἀερ. φυσ. VIII. 6 — 10, so π. οὐρ. II. 10 — 12, und so auch hier Mph. A, 6 — 8; nur daß er, während er dort den letzten und höchsten Grund der ewigen ständigen Bewegung sucht, hier in der Metaphysik überdieß von dessen innerem Wesen (τὸ κάλλιστον καὶ ἀριστον) und Wirken (νοεῖν) spricht. Dafür daß jener primus motor immotus mit zur Welt gehöre, dafür spricht auch, was Sextus adv. Math. X. §. 53. p. 659 ed. Fabricii berichtet: „nach den Peripatetikern mußte der höchste Gott der Raum aller Dinge seyn; — κινδυνεύει ὁ πρῶτος θεός, τὸ πῶς εἶναι πάντων· κατὰ γὰρ Ἀριστοτέλην ὁ πρῶτος θεός ἦν τὸ πέρασ τοῦ οὐρανοῦ· ἦτοι οὖν ὁ θεός ἕτερόν τι ἐστὶ παρὰ τὸ οὐράνιον πέρασ, ἢ αὐτὸ ἐκείνο ὁ πέρασ ἐστὶ σῆγ.

Mag man diese Vorstellungs- und Ausdrucksweise: Gott den Ort u. aller Dinge zu benennen, die oft beliebt worden ist, wie schon die von Fabricius dort angeführten Stellen aus Kirchenvätern u. v. a. beweisen, immerhin belächeln; mag alles das, was Sextus weiter daraus folgert, immerhin nur Chifane, wie er sie liebt, Rückfall in die gemeine Vorstellung,

Absfall von der speculativen Höhe seyn, oder wie man es sonst zu nennen beliebt, — in alle Wege beweiset es doch, daß auch für Griechen in der peripatetischen Philosophie nicht alles so ganz bestimmt und nach allen Seiten durchgearbeitet war, daß sie bey ihr härten stehen bleiben und irgentwie sich beruhigen mögen; insbesondere aber beweiset es, daß gegen den Aristotelischen höchsten Gott Einwürfe und Vorstellungen geltend gemacht werden konnten, die den Platonischen Gott Schöpfer durchaus nicht, die nur dessen Weltseele treffen konnten, von welcher er im Timäus S. 34 sagt: „Daß Gott sie in die Mitte des Weltundes gesetzt, durch das All hindurch gespannt und auch noch außenher ringsum den Weltleib mit derselben umhüllt habe;“ — und gewiß nicht ohne tieferen Grund und höhere Bedeutung wiederholt er diesen Satz ebd. S. 36. a. C. beynähe mit denselbigen Worten: Ἐπεὶ δὲ κατὰ τοῦν τῷ ἔνυστάντι πάντα ἢ τῆς ψυχῆς εὐστασις ἐγγένητο, μετὰ τοῦτο πᾶν τὸ σωματικὸν ἐν τὸς αὐτῆς ἐκεταίετο, καὶ μῆσον μέσῃ ἔυναγαγὼν προσήρμωσεν· ἢ δὲ ἐκ μῆσου πρὸς τὸν ἴσχατον οὐρανὸν πάντα διαπλακεῖσα κύκλῳ τε αὐτὸν ἔξωθεν περικαλύψασα αὐτὴ τε ἐν αὐτῇ στρεφουμένη θεῖαν ἀρχὴν ἤρξατο ἀπαύστου καὶ ἔμφορονος βίου πρὸς τὸν εὐμπαντα χρόνον. —

Dieser Gedanke dünkt mir eine Menge von außerdem schwierigen Problemen wie für das Platonische so für jedes philosophische System, glücklich zu lösen; demselben widerspricht auch das Aristotelische System durchaus nicht; im Gegenheil beseitigt es eben hiedurch auf ähnliche Weise die Tracht des Sextus; aber zugleich zeigt sich's hier, daß Platon's Gott Schöpfer im Systeme seines großen Schülers und Freundes zum Theil verschwunden, oder in der Weltseele aufgehoben und aufgegangen ist!

(Fortsetzung folgt.)





# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, &c.

(Fortsetzung.)

Mit jener Platonischen Idee Gottes ist denn auch wiederum wenn nicht verschwunden, doch mehr zurückgetreten die Idee der Vorsehung, der *πρόνοια*, die bey Sokrates und Plato zuerst lebendiger und erhebender als bis dahin hervorgetreten war: *ὄντως οὖν διὰ λόγον τὸν εἰκότα δεῖ λέγειν τόνδε τὸν κόσμον ζῶον ἑμψυχον ἔννοον τε τῇ ἀληθείᾳ διὰ τὴν τοῦ θεοῦ γενέσθαι πρόνοιαν.* Tim. p. 30. m. cf. Plutarch de fato c. 9. n. e. Auch die Idee des höchsten Gutes hat bey Aristoteles, gegen Plato gehalten — wenn auch zunächst nur für das Gefühl, — wieder verloren. Zwar erkennt auch Aristoteles Gott als das *κάλλιστον καὶ ἀριστον* (Miph. A 7 u. a. D.) als *τέλος* der ganzen Natur; aber es erhellt durchaus nicht nur als minder persönlich, sondern auch als minder wirksam auf die gesammte Welt; wiewohl schon Plato (de rep. VI. c. 18 extr. p. 509.) gelehrt hatte: Gleichwie die Sonne der Welt des Sichtbaren nicht allein die Eigenschaft der Sichtbarkeit verleihe, sondern auch Entstehung, Wachstum und Erhaltung, ohne daß sie selber entsehe und werde (*οὐ γίνεσιν ὄντα*), desgleichen müsse man sagen, daß auch allem Erkennbaren nicht allein die Erkennbarkeit vor dem Gute n. her einwohne, sondern auch das Seyn und die Wesenheit jenem durch dieses zukomme, ohne daß doch das Gute selbst Seyn und Wesen sey, sondern noch über Seyn und Wesen hinaus an Würde

und Macht reiche. (*Καὶ τοῖς γινώσκομένοις τοῖνυν μὴ μόνον τὸ γινώσκεσθαι ὑπὸ τοῦ ἀγαθοῦ παρῖναι, ἀλλὰ καὶ τὸ εἶναι τε καὶ τὴν οὐσίαν ὑπ' ἐκείνου αὐτοῖς προσεῖναι, οὐκ οὐσίας ὄντος τοῦ ἀγαθοῦ, ἀλλ' ἐτι ἐπέκεινα τῆς οὐσίας καὶ πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει ὑπερίχοντος.* cf. Epist. 2. p. 312 — 315. Hier ist die höchste Transcendenz Gottes ausgesprochen, die jedoch die vermittelte Immanenz nicht ausschließt. (Tim. p. 30. *διὰ δὴ τὸν λογισμὸν τόνδε νοῦν μὲν ἐν ψυχῇ, ψυχῇ δὲ ἐν σώματι ἔννοιστάς τὸ πᾶν ἔννεκταίνετο, ὅπως ὅτι κα' ἄλλιστον εἶη κατὰ φύσιν ἀριστον τε ἔργον ἀπειρασιμένον.*) Weßl in Beziehung auf diese Transcendenz sagt Plato ebd. S. 28., daß es schwierig sey den Schöpfer und Vater dieses Alls zu finden, unmöglich aber, auch nachdem man ihn gefunden, denselben allen zu verkünden. (cf. Critias s. init. p. 146.) Allerdings ist auch bey Aristoteles der *πρῶτος θεός* nicht nur immanent, sondern eben sowohl transcendent; denn er ist *χωριστῆ οὐσία*, — für sich bestehendes Wesen; aber die Differenz der Aristotelischen Theologie gegen die Platonische tritt gerade an dieser Stelle (Miph. A. 6. fin. p. 247, 15 sq., Brandis) am schlagendsten hervor; hier wird offenbar, daß der Aristotelische *πρῶτος θεός* und die *φανερὸι θεοὶ* (wie Plato Tim. p. 41; — *τὰ φανερά τῶν θείων*, wie Arist. Miph. E. 1. p. 123, 7 Br., oder *τὰ θεϊότερα τῶν φανερῶν*, wie er ακρ. II. 4, 45 sagt) vielmehr mit der Weltseele als mit dem *δημιουργός* bey Plato zusammen-

treffen. Aristoteles steigt nämlich hier, wie άκρ. VIII. und anderwärts zur Theologie auf, indem er den Grund der Bewegung im weitesten Sinne, oder der Veränderung sucht; die erste Bewegung aber ist nach ihm überall die örtliche, die πορά; und unter diesen wiederum die Kreisbewegung, wie sie am reinsten im ersten materiellen oder Fixsternhimmel erscheint, der stets gleichmäßig kreiset, und dessen τέλος και πρώτον κινούυ άκίνητον eben der πρώτος Aristoteles ist.

„Zind nun die Dinge (sagt Aristoteles 1) bey Hn. Diese S. 546) vermöge des Kreislaufes stets dieselben, so muß ein Princip in gleicher Thätigkeit beharren; findet aber auch Entstehen und Vergehen statt, so muß nothwendig ein anderes Princip existiren, was immer thätig ist, und zwar bald auf diese, bald auf jene Weise. Das Princip ist daher theils reine Thätigkeit an und für sich, theils steht es in Beziehung auf ein Anderes. Was nämlich bewegend ist, bewegt entweder so, daß es selbst von einem andern bewegt wird, oder es ist das zuerst Bewegende, und eben dieses letztere ist Ursache seiner selbst und des Andersseyns, und somit als das Erste auch das Vorzüglichere, indem es sich darstellt als die Ursache von dem immerwährenden, gleichmäßigen Verhalten der Dinge, während das bewegte Bewegende, Ursache ist von der Veränderung der Dinge; jedoch in beiden ist offenbar die Ursache des Beharrlichen enthalten. Auf diese Weise ergeben sich aus den Bewegungen die Principien, und es ist nicht nöthig, andere Principien wie Ideen oder Zahlen aufzusuchen.“ —

Ich weiß nicht, wie viele Leser genug speculaz-

tiven Tiefinn haben mögen zu errathen, daß — von der Ekliptik die Rede ist. Aristoteles räsonnirt so: Da außer der beharrlichen gleichmäßigen Bewegung des Himmels, noch andere Bewegungen und Veränderungen, nämlich Entstehen und Vergehen u. an der Erde vorkommen, so ist auch für diese Bewegungen nothwendig ein Princip nachzuweisen, das den stäten Wechsel von Entstehen und Vergehen verursacht; und dieses Princip findet er in den Bewegungen der Sonne und ihres Planetensystems, die durch den Wechsel ihres Staudes in ihrer Bahn Sommer und Winter, damit Hitze und Kälte, Wachsthum und Abnahme verursacht u. Die Sonne und die Planeten kreisen in ihren eigenen Sphären, diese sind aber von der Kreisbewegung des ersten oder Fixsternhimmels abhängig, sie werden, ihre eigenen Bahnen beschreibend, zugleich von diesem täglich mit um die Erde geführt. — Aristoteles meynt dasselbige, was Plato im Timäus S. 36 so ausdrückt: „Dieses ganze Gefüge (die Seelensubstanz, die aus dem άμέριστον, der περί τά σώματα μεριστή γιγνομένη φύσις, und der ουσία zusammengesetzt ist) spaltete der Demiurg oder Schöpfer-Gott der Länge nach entzwen, legte je des einen Mitte an die Mitte des andern, wie ein griechisches χ, bog sie in einen Kreis, schloß jede Hälfte je mit ihr selbst und beyde untereinander auf der Gegenseite der Aneinanderlegung zusammen — (Man sehe auf einem Himmelsglobus den Aequatoralkreis und den Zodiakalkreis), faste sie (die beyden Kreise oder Hälften) ringsum mit der gleichmäßig und in demselbigen (Orte) umlaufenden Bewegung, und machte den einen der Kreise äußerlich (den obern, des Fixsternhimmels), den andern aber machte er zum inneren (der Ekliptik). Die äußere Kreisbahn bestimmte er, der Natur des Gleichmäßigen anzugehören, die innere aber der des Aderartigen. Den Kreislauf des Gleichmäßigen führte er nach der Seite rechts hin herum, den Kreislauf des Aderartigen aber nach der Diagonale links hin (d. h. der Fixsternhimmel dreht

1) Arist. Metaph. A 6. p. 247 Br. *El δὴ τὸ αὐτὸ αἰεὶ περιόδῳ, δὲ τι αἰεὶ μίαν ὡσαύτως ἐνεργούυ. El δὲ μέλλει γίνεσθαι καὶ φθορὰ εἶναι, ἄλλο δὲ εἶναι αἰεὶ ἐνεργούυ ἄλλως καὶ ἄλλως. ἀνάγκη ἄρα ὡδὲ μὴν καὶ δ' αὐτὸ ἐνεργεῖν, ὡδὲ δὲ κατ' ἄλλο· ἥτοι ἄρα καὶ δ' ἔτερον ἢ κατὰ τὸ πρῶτον. ἀνάγκη δὴ κατὰ τοῦτο· πάλιν γάρ ἐκεῖνο αὐτῷ τὸ αἰτιον κἀκείνῳ, οὐκοῦν βέλτιον τὸ πρῶτον. Καὶ γὰρ αἰτιον ἦν ἐκεῖνο τοῦ αἰεὶ ὡσαύτως, τοῦ δ' ἄλλως ἔτερον· τοῦ δ' αἰεὶ ἄλλως ἡμῶς δηλοῦντι. Οὐκοῦν οὕτως καὶ ἔχουσιν αἰ κινήσεις· τί οὔν ἄλλως δὲ ἔχουσιν ἀρχάς; Man sehe die Ausleger zu dieser Stelle, z. B. M. Ant. Flaminii Paraphrasis libri duodecimi de prima philosophia. Vicomer catus über dieses Buch. Zabarella de inventione primi motoris u. a. m.*



ſich von Oſt nach Weſt um, und mit ihm auch unſer jetzt ſogenanntes Planetenſyſtem; dieſes aber mit der Sonne in Folge ihrer eigenthümlichen Umläufe kreisfen entgegengeſetzt. Die Obermacht aber gab er dem Umſchwung des Gleichmäßigen und ſich Gleichbleibenden; demnach ließ er ihn ungetheilt Einem ſeyn; den inneren Umſchwung aber theilte er ſechsfach in ſieben ungleiche Kreiſe u. ſ. w. nämlich für die Sonne und die übrigen Planeten (ταύτην οὖν τὴν εὐστασίαν πάσαν διπλὴν κατὰ μῆκος σχίσας, μίσην πρὸς μίσην ἑκατέραν ἀλλήλαις οἶον χι προσβαλὼν κατέκαυψεν εἰς κύκλον, ἑνάψας αὐταῖς τε καὶ ἀλλήλαις ἐν τῷ κατανικρῷ τῆς προβολῆς, καὶ τῇ κατὰ ταῦτά καὶ ἐν ταύτῳ περιαιουμένη κινήσει περίε αὐτὰς ἔλαβε. καὶ τὸν μὲν ἔξω, τὸν δ' ἐντὸς ἐποιεῖτο τῶν κύκλων. τὴν μὲν οὖν ἔξω φερὰν ἐπιφήμισει εἶναι τῆς ταύτου φύσεως, τὴν δ' ἐντὸς τῆς θατίρου· τὴν μὲν δὲ ταύτου κατὰ πλευρὰν ἐπὶ δεξιὰ περιύγαγε, τὴν δὲ θατίρου κατὰ διάμτρον ἐπ' ἀριστερά. Κράτος δ' ἔδωκε τῷ ταύτου καὶ ὁμοίου περιφορᾷ μίαν γὰρ αὐτὴν ἄσχιστον εἶασε, τὴν δ' ἐντὸς σχίσας ἔεαχῆ ἐπὶ κύκλους ἀρίστους κατὰ τὴν τοῦ διπλασίου καὶ τριπλασίου διάστασιν ἑκάστην, οὐσῶν ἑκατέρων τριῶν, κατὰ τάναντία μὲν ἀλλήλοις προσέταθεν εἶναι τοὺς κύκλους, τάχει δὲ τρεῖς μὲν ὁμοίως, τοὺς δὲ τέτταρας ἀλλήλους καὶ τοὺς τρισὶν ἁνομοίως, ἐν λόγῳ δὲ φερομένων. cf. Procli Comment. l. 3. p. 213 — 226. Chalcidii Comm. p. 139. sq. ed. Meursii. u. Plat. Tim. p. 39). Daß aber Aristoteles eben wie Plato die Ekliptik meyne, lehrt ganz deutlich das 8te Kapitel, wo er die Zahl der Astralgeister auf astronomischem Wege zu bestimmen unternimmt; auch haben ihn die alten Commentatoren nicht anders verstanden, z. B. Alexander v. Aphrodisias: *Εἰ δὲ ὁ κόσμος οὗτος αἰεῖ ἴσται ἢ περιόδῳ, ὡς Ἐμπεδοκλῆς λέγει, ἢ ἄλλως ὡσπερ ἡμεῖς, δεῖ τι αἰεῖ μείνει ὡσαύτως ἐνεργούν*

*καὶ εἶναι τὴν φύσιν αὐτοῦ ἐνεργεῖαν. Εἰ δὲ ἀνάγκη, καὶ γίνεσιν αἰεῖ εἶναι, δεῖ εἶναι τι ἐνεργούν ἄλλως ἢ τοι λοξῶς κινεῖσθαι, ἵνα προσάγῃ καὶ ἀπάγῃ τὸ κινήτικόν. ἀνάγκη ἄρα τὸ λοξῶς κινούμενον καδ' αὐτὸ μὲν ὡδὲ ἐνεργεῖν ἥτοι λοξῶς κινεῖσθαι καὶ προσάγειν καὶ ἀπάγειν τὸν ἥλιον, ὡδὲ δὲ κατ' ἄλλο κ. τ. λ.* Eben so Philoponus ad h. l. fol. 50. Vers. ex translatione Franc. Patricii: *Esto ergo primum, causa enim illud, semper eodem modo in omni tempore. Est ergo efficiens primum; ejus vero, quod aliter et aliter, causa Obliquitas Zodiaci, quod autem ambo, veluti quemp eadem generari, et aliter et aliter bono ordine hiemem et aestatem, et primum et obliquum universi causa.* Endlich sagt es Aristoteles selbst *π. οὐρ. II. 3 u. 10,* und am deutlichsten und ausführlichsten *π. γεν. κ. φερ. II. 10. 11. p. 50 — 54. Syll.* Die himmlischen Sphären und die Gestirne in ihnen, namentlich die Sonne (lehret Arist. daselbst) wirken ein auf die irdische Natur, erregen und bethätigen dieselbe, wie sie selber erregt und bethätigt sind zu ihren Kreisläufen durch je ihren Astralgeist, durch eine *ἀκίνητος οὐσία ἐνεργεῖα οὐσα*. Diese sind ihrem Wesen nach gleich, sie sind *ὁμοῦσιοι*, jedoch so daß der *πρῶτος θεός* des Fixsternhimmels *primus inter pares* ist; — *οὐκοῦν βέλτιον τὸ πρῶτον*, sagt er oben — soweit nämlich überhaupt der Begriff der Persönlichkeit von dem Aristotelischen *νοῦς* im Allgemeinen, und von diesen *νοῦς ὑπερκοσμοίς* und *ἐγκοσμοίς*, wie die Neuplatoniker reden, ausgesagt werden kann, worauf sich einzulassen hier wenigstens unnöthig ist. \*) Daß

\*) Man sieht hier deutlich, daß der Aristotelische *νοῦς ἀκίνητος οὐσία* und die ihm vermandten Sphärengeister in der Ekliptik eben dieselbe Verrichtung haben, die Plato der Weltseele in ihren harmonischen Banden und Intervallen theilt im Tim. p. 39.

G. Diese, wie hier der Eßlyptik so andernwärts anders nicht erwähnt, das dem Leser den speculativen Zuegang erleichtern könnte, rührt von seiner Methode her, wonach er diesen jedesmal nur nach der vorliegenden Schrift zumeist, hier nach der Metaphysik verfolgt, um soviel wie möglich seine Darstellung objectiv zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Sehr wahr sagt in dieser Beziehung der Jahresbericht einer Missions-Gesellschaft:

„Es ist eine der merkwürdigsten Wahrnehmungen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts, daß die heidnischen Völker immer nur einen gewissen Grad der Entwicklung ihrer Kräfte erreichen, dann welken und absterben, um nicht wieder aufzuleben. So sind die Völker der alten Welt mit ihrer Kunst und Wissenschaft und gesellschaftlichen Bildung, nachdem das Maas ihrer ursprünglichen Kraft verbraucht war, verblüht und abgeborben. So hat unter Persern und Hindus, unter Ibitanern und Birmanen, unter Chinesen und Japanesen, unter diesen reich begabten Völkern, seit vielen Jahrhunderten nicht eine einzige neue geistige Kraft sich hervorgethan, und eine Umbildung des alternden gesellschaftlichen Bildungszustandes versucht; nur hie und da zeigen sich, wie bey einem Nas die Adler, so die verneinenden Geister der Vernünftler und Vermittler, und beschleunigen die Zerstörung des Reichthums, welche die Verwesung nur langsam vollendet. Wie dies bei den geistig so reich begabten afrikanischen Völkern der Fall ist, so auch bei den viel tiefer stehenden afrikanischen. Kein Verthum kann größer seyn, als wenn man sich diese und alle andern heidnischen Völker in einem Zustande des Fortschreitens denkt. Namentlich hat es noch kein in diese Unwissenheit und Aberglauben versunkenes heidnisches Volk in der neuern Zeit gegeben, das ohne Hülf von Außen Fortschritte in der Erkenntniß Gottes gemacht hätte. Unzählige Beispiele sehen wir aber von Völkern, die ohne diese Hülf in einen immer elenderen Zustand gerathen sind.“

Im genannten Zusammenhang mit diesem Grundrhythum steht auch die Lehre von dem unschuldigen glücklichen Naturzustande heidnischer Völker. Offenbarung und Erfahrung widersprechen gleich stark dieser Meinung und doch hat sie sich bey nicht Wenigen forterhalten, und manche allzugünstige Schilderung der Zustände heidnischer Nationen mag sich von ihr herleiten.“)

\*) Es wird vielleicht manchem Leser nicht unlieb seyn,

Auch von den Kaffervölkern hat man gewöhnlich eine viel günstigere Meinung, als sie verdienen, und hochachtbare Männer sind in dieser Beziehung irre geführt worden.

(Fortsetzung folgt)

daran erkennen zu werden, wie einst einige junge französische Naturforscher von dem Wahne der Vortrefflichkeit des Naturzustandes geheilt wurden. Als nämlich die französische Republik die große Weltumsegelungs-Expedition unter Baudin's Leitung anstiftete, so hatte den beygegebenen Gelehrten die neue Lehre von dem sogenannten Naturzustande ebenfalls die Köpfe mehr oder minder verückt. Unter ihnen war Peron besonders schwärmerisch. Bergelblich hatte er bisher auf das Zusammentreffen mit den harmlosen Naturmenschen gewartet, endlich ward ihm auf Sans-Diemensland sein Wunsch gewährt, indem er eine einzelne Familie auffand. Seine Freude hierüber war ganzelos. „Ich sah,“ erzählt er in seinem Reiseberichte, „mit unaussprechlichem Vergnügen jene glänzenden Erscheinungen von dem Glücke und von der Einfaß des Standes der Natur, deren verschärferten Reich ich so oft beim Lesen gekostet hatte, in Wirklichkeit übergehen.“

Leider zerrannen diese schönen Ideale Peron's schneller als sie gefaßt waren, indem bald darauf die Franzosen für die vielen Wohlthaten, welche sie den harmlosen Naturmenschen erwiesen hatten, von diesen menschlings angefallen, und mit Speerwürfen und einem Hagel von Steinen belohnt wurden; ja der gutmüthige Naturforscher ward bald ein Opfer dieser Barbaren geworden, denen er sich unbesorgt anvertraut und die er mit Geschenken überhäuft hatte, vollständig ausgeplündert konnte er nur mit Mühe das Leben retten. Solche handgreifliche Erfahrungen waren allerdings hinlänglich, um die durch die französischen Freiheits- und Gleichheits-Ideen erhiteten Naturforscher aus ihrer Traumwelt in die Wirklichkeit zurückzuführen, und Peron theilt hierüber die Bemerkungen eines seiner Gefährten mit: „Diese Feindseligkeiten, sagt unser trefflicher Botaniker Leschenault, wurden vor den Umwohnern begangen, ohne daß wir auf irgend eine Weise Veranlassung dazu gegeben hätten; vielmehr hatten wir sie mit Geschenken und Wohlthaten überhäuft, und nichts gethan, was sie hätte beleidigen können. Ich gestehe, daß ich mich wundere nach so vielen Beispielen von Verrätherieen und Grausamkeiten, welche in allen Entdeckungszügen erzählt werden, von Verstandigen Personen immer noch sagen zu hören, die Naturmenschen seyen nicht bödsartig, man müsse ihnen trauen; sie werden nie der angreifende Theil seyn, als wenn die Raube sie treibe u. s. w. Leider sind viele Reisende ein Opfer dieser leeren Einbildung geworden.“

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. July.

Nro. 134.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ic.

(Fortsetzung.)

Das nächste, was Aristoteles im 2ten Kapitel untersucht, ist die Frage: Wie bewegt und thätig der höchste Geist den Himmel, die himmlischen Sphären, und die Gestirne? Der Himmelsstoff ist nach Aristoteles verschieden von den 4 irdischen Elementen; ihm ist die Kreisbewegung eigenthümlich, als *είδος*, diesen die geradlinige; jenem kommt weder Schwere noch Leichtigkeit zu, sondern nur diesen u. s. w. Die latente, gleichsam schlummernde Form des Himmelsstoffes (zeitlich zu werden; denn nach Aristoteles ist die Welt und das Werden — *γένεσις* — ewig, *αίδιος*) wird bestätigt, wird zur Wirklichkeit, Werththätigkeit, *ἐνεργεία*, gebracht durch den *νοῦς*, durch den *πρῶτος θεός*, sofern dieser *τέλος*, Abschluß und Zweck oder Ziel der Natur, sofern er *ὀρεκτόν*, Gegenstand des Trachtens und Strebens ist, und sofern eben der Zweck im Handeln und Wirken voranstehet und zur Thätigkeit reizet. Gott ist sonach das höchste Princip; — *ὅ τε γὰρ θεός δοκεῖ τῶν αἰτίων πᾶσιν εἶναι, καὶ ἀρχή τις*. Alle halten ihn für eine der Ursachen und für ein Princip; eine andere Lesart ist *τὸ αἶτιον*, die aber den Sinn nicht wesentlich ändert (Ar. Miph. A 2 extr. p. 8. pen. Br.). Frägt nun etwa der Leser, da *αἶτιον* und *ἀρχή* vieldeutige Ausdrücke sind (*πολλαχῶς λεγόμενα*. Miph. A 1 et 2), die jedoch meistens auf vier Hauptbedeutungen zurückgeführt werden,

nämlich auf Materie oder Stoff, auf Form, auf Wirkursache und Endzweck (*ὄλγυ, εἶδος* s. *λόγος, αἶτιον κιν, τικόν, ποιητικόν* und *τέλος* s. *αἶτιον τελικόν*; gelegentlich können wohl auch mehrere Bedeutungen unterschieden werden, s. B. auch die *στίβησις*, die *δύναμις* die *ὄργανα* u. s. m. können *ἀρχαὶ* u. *αἷτια* heißen. *ἀρ. φως* II. c. 3 totum, — in welchem Verstande Gott *αἶτιον* und *ἀρχή* sey? so ist er weder materielle Ursache der Welt noch Urheber der Materie nach Aristoteles. Bey Plato ist es von alten Zeiten her streitig, ob Gott Urheber der Materie sey oder nicht. — Ist Gott die Form der Welt? Plato sagt: Nein! Aber er ist Urheber der Formen, der Ideen, deren Abbilder die sinnlichen Dinge der Welt sind, an denen diese Antheil haben. Nach Aristoteles kann Gott die Form der Welt genannt werden, wiewohl Form und Endzweck (*εἶδος καὶ τέλος*) manchmal, und so vielleicht auch hier zusammenfallen, Gott aber der Endzweck und Abschluß der Welt ist. Die in der Natur erscheinenden verkörperten Formen aber sind nicht von Gott geschaffen, sondern liegen, schlummern in der Natur; wovon im Folgenden.

Ist Gott die Wirkursache der Welt? Plato sagt: Gott ist im eminenten Sinne Urheber und Schöpfer zuvörderst der Geislerwelt, als die beste, als freye Ursache in Kraft seines Willens, wie wir oben gesehen haben. Die eigentliche Causalität jedoch fällt ins Gebiet des Werdens (Tim. S. 28 am U. S. 29 am G. S. 46 und 47 auf 48 und a. D.) — Aristoteles macht Gott zur Wirkursache



der Welt (die ewig ist nach ihm), nur in wie fern er Ziel und Zweck — τέλος — derselben ist, in wie fern er τὸ ὄρεκτόν, das höchste Gut ist, das die Natur solleitirt und — zunächst den oberen Himmel — bethätiget. Die Ausführung dieses Gedankens macht eben den Inhalt des 7ten Kap. aus, das H. Wiese von S. 546 — 553 bearbeitet hat. Hier erwartet gewiß mancher Leser einige der eben erwähnten Fragen erörtert zu sehen; allein H. Wiese hält sich auch hier an den eben von seinem Schriftsteller vorgezeichneten Gang, ohne auf subjektive Reflexionen, Einfälle und Vergleichen auch nur seines Autors mit ihm selbst Rücksicht zu nehmen. Die Bearbeitung dieses Kap. ist von dem Standpunkte aus, den H. Wiese genommen, wie alles Andere sehr gut und vorzüglich; von anderer Seite jedoch ließe sich so manches aus Aristoteles selbst sowohl, als auch aus seinen Erklärern, wie ihn diese als Griechen verstanden, entgegenhalten, daß ich's, weil dieß ohne Weitläufigkeit und Ausführlichkeit nicht süßlich geschehen könnte, hier unterlasse, um zunächst die Hauptfäße der Aristotelischen Theologie vorzulegen, wie nämlich H. Wiese (S. 352 flg.) diese zusammengefaßt hat.

„Gott enthält in sich selbst das höchste Gut, und ist von Ewigkeit her das, was er ist; er ist keiner Handlung (πραξις) bedürftig, durch welche er etwas erlange; er hat in sich selbst dasjenige, um dessen willen alles übrige wirksam und thätig ist.“

Hiegegen ist überhaupt und nach den dazu nachgewiesenen Stellen nichts zu erinnern. —

„Gott ist daher nicht handelnde, sondern theoretische Vernunft; sein Denken ist That, und seine Thaten sind die lebensvollen Principien, welche von dem Materiellen erkrebt werden und die schaffend und wirksam sich durch alle Sphären des Universums hindurchziehen, sie ordnen, beleben und befehlen.“

Rec. findet dieß sehr schön, erhebend und begeisternd; nur erinnert er sich solcher Sätze nicht bey Aristoteles; und die Beweisstellen, die Hr. Wiese hiefür hier anführt, dünken ihm dieses nicht, oder

doch nicht so viel zu befragen. Er führt an: Pol. 7, 3 p. 223, 20 Göttl.; dort untersucht Arist., wiewfern die εὐδαιμονία, auch εὐπραγία genannt, im Handeln, in Thätigkeit nach außen hin bestehe; und zeigt, daß die Gesellschaft, der Staat, wie auch der Einzelne gar wohl nur in sich und für sich thätig seyn und handeln könne — ἀλλὰ τὸν πρακτικὸν οὐκ ἀναγκαῖον εἶναι πρὸς ἑτέρον: denn wäre Handeln nach außen zur Glückseligkeit notwendig, so σχολῆ ἂν ὁ θεὸς ἔχου καλῶ; καὶ πᾶς ὁ κόσμος, οἷς οὐκ εἰσὶν ἕλωτερικαὶ πράξεις παρὰ τὰς οἰκίας τὰς αὐτῶν, welches Garve S. 567 so paraphrasirt: Und in der That, wäre keine Glückseligkeit möglich als durch eine Thätigkeit, welche sich auf Dinge außer uns bezieht, so könnte weder Gott, noch das Universum glücklich seyn, weil beyde keine Gegenstände außer sich haben, auf welche sich ihre Handlungen beziehen könnten, sondern beyde nur in sich geschäftig seyn müssen.“ (cf. Plat. Tim. p. 32 et 33.) Demnach ist die Welt thätig in sich durch Abhängigkeit der Erde vom Sonnenlauf ic. wie diese vom ἀπλανῆς οὐρανός; der Gott aber ist thätig in sich θεωρητικῆν ἐνέργειαν, von der noch nachher. — Ferner fragt Arist. Pol. 7, 4. wie groß ein Staat, eine Stadt seyn dürfe? und antwortet: nicht zu groß und nicht zu volkreich, damit in ihr Wohlordnung und Geseßlichkeit — εὐνομία καὶ εὐταξία — aufrecht erhalten werden können, und setzt hinzu: ὁ δὲ λίαν ὑπερβάλλον ἀριθμὸς οὐ δύναται μετέχειν τάξεως. θείας γὰρ δὴ τοῦτο δυνάμειος ἔργον, ἧτις καὶ τόδε συνέχει τὸ πᾶν. — Daß dieses letztere beyläufige Sätzchen, das H. Wiese anführt, seinen Text nicht vollständig beweise, ist auch klar, wenn man auch gar nicht an Cicero de N. D. I. 13 denkt, wenn man auch aus c. 3. p. 223, 6 — 12 und mehr anderes hinzunimmt, wie daß ἀρχὴ ἦμισυ τοῦ παντός, daß die ἀρχαὶ τιμωτάται u. dgl. sind. — Ferner verweist H. Wiese auf de coel. I. 9 p. 25 Sylb. In diesem Kap. sucht Aristoteles zu bewei-

fen, daß es nur Ein Weltgebäude — οὐρανός — gebe und geben könne. Denn in allen sinnlichen Naturdingen und Kunstgegenständen sind Materie und Form verschieden; sie lassen sich — im Gedanken — von einander trennen. Nun ist unsere Welt ein sinnlicher Gegenstand; ihre Form läßt sich für sich denken und kann folglich, wie andere materielle Formen, in anderen Welten wiederholt und vervielfältigt ausgeprägt seyn, — wenn nur Materie hiezu vorrätzig ist, wenn nur nicht alle Materie zu diesem unseren Weltbau verwendet ist. Daß aber alle Materie zu diesem verwendet sey, das beweiset dann hier Aristoteles (wie Plato seinerseits im Tim. S. 31 auch thut) und folglich ist nur Ein Weltgebäude vorhanden —: εἷς καὶ μόνος καὶ τέλειος οὗτος ὁ οὐρανός. Da überdieß dieses unser Weltgebäude wie nunmstanden so unzerstörbar und unmerwähnt ist (αἰδῖος ἀφθαρτος, ὦν καὶ ἀγέννητος), so folgert Aristoteles weiter daraus, daß außerhalb dieses Weltalls weder Raum noch Leeres, noch Zeit, noch was von diesem abhänget, sey, — ὅτι οὔτε τόπος οὔτε κενόν οὔτε χρόνος ἔστιν ἔξωθεν διότι οὔτε ἐν τόπῳ τὰ κεί πέφυκεν, οὔτε χρόνος αὐτὰ ποιῆ γηράσκειν, οὐδ' ἔστιν οὐδενός οὐδεμίας μεταβολῆ τῶν ὑπὲρ τὴν ἐξωτῶν τεταγμῶν φορᾶν, ἀλλ' ἀναλλόιωτα καὶ ἀπαθῆ, τὴν ἀρίστην ἔχοντα ζωὴν καὶ τὴν αὐταρκεστάτην διατελεῖ τὸν ἅπαντα αἰῶνα. (Hierin ist der obige Einwurf des Seneca selbst und auch das obige δειὰ δύναμις συνέχει τὸ πᾶν, erklärt. Ueberdieß stimmt es vortreflich mit dem ὑπερουράνιος τόπος überein, von dem Plato im Phädrus S. 247. Kap. 27 spricht, auf dessen Auen die reine Wahrheit und die Ideen heimisch sind, nach deren ποῦ εἰσίν; Aristoteles den Plato manchmal fragt), Arist. fährt nach obigen Worten fort: καὶ γὰρ τοῦτο τοῦνομα δειῶς ἐφθραγεται παρὰ τῶν ἀρχαίων· τὸ γὰρ τέλος τὸ περιέχον, τὸν τῆς

ἰκάστου ζωῆς χρόνον, οὐ μὴδὲν ἔξω κατὰ φύσιν, αἰῶν ἰκάστων κέλληται. (Αἰῶν bedeutet demnach zunächst die natürliche Lebensdauer je eines Dinges; s. Sturm zu Empedokles v. 6. S. 540). κατὰ τὸν αὐτὸν δὲ λόγον καὶ τὸ τοῦ παντός οὐρανοῦ τέλος, καὶ τὸ τὸν πάντων ἀπειρον χρόνον καὶ τὴν ἀπειρίαν περιέχον τέλος αἰῶν ἴστιν, ἀπὸ τοῦ αἰεῖ εἶναι εἰληφῶς τὴν ἰπωνυμίαν, ἀδάνατος καὶ δεῖος· ὅθεν καὶ τοῖς ἄλλοις ἐξήρηται τοῖς μὲν ἀκριβεῖστέρον τοῖς δ' ἀμαυρότερον τὸ εἶναι τε καὶ ζῆν. (Beal. hiezu und zum nächstfolgenden Simplic. in l. de coelo fol. 67 A et 68 A). Den letzteren Satz von der Dauer oder Ewigkeit führt Herr Biese hier an (s. gleich auf unser 7tes Kapitel und was er dort sagt verweisend; in alle dem jedoch kann Rec. weder finden, daß sein Denken sey That (ἐνέργεια wohl, aber nicht πράξις) noch weniger, daß seine Thaten seyen die lebendvollen Principien u. s. w. \*)

(Fortsetzung folgt.)

\*) Senn und Leben d. h. alles Werden und Wirken hängt ab von Gott, wie fern in ihm absolute Dauer (αἰῶν) urständet (mit J. Böhm zu reden) und Er als Schönstes ic. den Himmelsbinnen bewirkt, durch diesen weiter die Sonne und Planeten, und durch deren Umläufe die irdischen Erscheinungen bewirkt werden. Es ist also zunächst nur die ewige Dauer gemeint, die demnach die Dinge der Welt von Gott haben; es ist aber hier auch weniger Gott als Geist, denn der ewige Himmel gemeint („die andere Weise der Darstellung des Absoluten“ wie Beal. sagt.) Aus dem Edelsteinen π. κόσμον, das unter den Aristotelischen Werken mitsiebt, hätte Hr. Biese freylich seine Sätze besser begründen können; allein daselbe ist nicht einmal verpatetisch. Hr. Biese wird vielleicht sagen: Gott sey thätig τὰς οὐκίας πράξις in ihm selber, weil er in der Welt, und die Welt in ihm ist.





# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. July.

Nro. 135.     der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1856.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem  
innern Zusammenhang, 2c.

(Fortsetzung.)

Herr Biese fährt fort:

„Gott ist die höchste ordnende Einheit, welche sich in allen Kreisen der gesammten Welt offenbart, der jedem einzelnen Natuwesen die Bestimmung verleiht, nach seiner Eigenthümlichkeit wirksam zu seyn, und der als die absolute Macht das Ganze zusammenhält.“ (Mph. 1 p. 256 wird hiezu citirt, wo Gott einem Heerführer verglichen wird.) Weiterhin: „Er ist die lebendige Quelle alles Lebens; in ihm wohnt das Leben; denn die Thätigkeit der Vernunft ist Leben; und sie ist die Thätigkeit; die Thätigkeit an und für sich ist ihr herrlichstes und ewiges Leben. (Mph. 12, 7. p. 249, 15 u. de Coel. II. B. *ἡ δὲ ἐπιπέτρα ἀνασπασία*: Unvergänglichkeit ist die Wirkthätigkeit Gottes). Als die absolute Idee ist Gott daher die höchste sich selbst denkende Vernunft, die in ihrer Thätigkeit sich nur auf sich selbst bezieht, und in dem Anschauen ihrer selbst nur gerichtet ist auf die ideellen Formbestimmungen und Zweckbegriffe, welche der materiellen Welt Senn und Wahrheit geben. In diesem theoretischen, rein beschaulichen, Vernunftleben ist Gott Schöpfer und Erhalter, Regierer und Ordner der Welt. An seinem Gedanken hange Himmel und Erde, und in der Anschauung seines selbst führt er das seligste Leben, wie es uns nur für kurze Zeit zu Theil wird und nicht für immer zu Theil werden kann. Die sich selbst denkende Vernunft ist also der absolute Endzweck, sie ist an und für sich und um ihrer selbst willen. An diesem höchsten Vernunftleben hat der Mensch Theil, aber nicht als Mensch, sondern weil ihm etwas Göttliches einwohnt.“ u. s. w.

Eine schöne, erfreuliche Begeisterung, ein wahrer *ἔρως*; spricht aus dieser Stelle, daß man sich deren Inhalt gerne gefallen lassen mag; jedoch die Beweisstellen besagen kaum halb soviel als da steht. In der Metaphysik 1 10 p. 256 sagt Aristoteles: Es ist auch zu erwägen, auf welche Art die Natur des Ganzen das Gute und das Beste habe, ob als etwas getrenntes und an und für sich bestehendes, oder als die Ordnung, oder auf beyderley Art wie ein Heer; denn dessen Gut (*τὸ εὖ*) ist in der Ordnung, und der Feldherr, und mehr dieser; denn nicht ist dieser durch die Ordnung, sondern sie durch ihn. Alles aber ist auf eine gewisse, aber nicht gleiche Weise zusammengeordnet, so Schwimmendes als Fliegendes und Gewächse; und sie stehen nicht so, daß keines sich auf das andere beziehe, sondern sie haben gegenseitige Beziehung. Zur Einheit nämlich ist alles zusammengeordnet, aber so wie in einer Haushaltung den Freyen am wenigsten gestattet ist, was sich eben trifft zu thun, den Sklaven aber und den Thieren sehr vieles, was sich eben trifft und nur wenig für das Gemeinsame; denn die Natur eines jeden derselben ist in ihrem Princip von solcher Art, ich will damit sagen, daß sie alle der Auflösung entgegengehen müssen; anderes aber von der Art ist, daß alles zum Besten des Ganzen an ihm Antheil habe.“ — Man vgl. Alexandri Aphrod. Comm. ad h. l. fol. 191 in der lateinischen Uebersetzung des Sepulveda u. Philopon. fol. 53. Pauli Soncinatis Quaestiones Metaphysicales p. 362. u. a. und

Ar. γεν. II. 6. p. 227. Was folgt aus diesem? Daß Gott Ordner der Welt ist; — wie dem Feldherrn die Soldaten, so ist ihm wenigstens der Stoff gegeben, den er ordnet. \*) Platon Tim. S. 30 sagt: so nun alles was sichtbar war zusammennehmend, brachste Gott zur Ordnung aus der Unordnung, jene in alle Wege für besser achtend als diese.“ Die Formen, in die dieses wirt bewegte geordnet wurde, stammen nach Plato von Gott, nämlich die Ideen, — εἶδη —; κατὰ μέθεξιν γὰρ εἶναι τὰ πολλὰ τῶν συνωνύμων (ὁμώνυμα) τοῖς εἶδεσι. Ar. Mth. A. 6. p. 20. 18 Br. d. i. durch Theilnahme seyen die Individuen Einer Gattung (τὰ π. τῶν συν.) gleichnamig mit den Ideen. Das Wie? dieser μέθεξις, κοινωρία oder παρουσία zu erklären, worüber Aristoteles den Plato aller Orten bedrängt, erkennt dieser selbst als τρόπον τινα δύσφραστον καὶ θαυμαστόν im Tim. S. 50.

Wie entgeht denn aber Aristoteles dieser Verlegenheit? Hier nun finde ich meinerseits das Hauptbedenten gegen H. Vieser's Darstellung der Aristotelischen Theologie. Aristoteles nämlich vermeidet die berührte Schwierigkeit dadurch, daß er die Formen in die Natur legt; — er hat zwey ἀῖδια; Geist oder Gott und Natur oder φύσις. Daß diese ἀγέννητος und ἀφθαρτος, sahen wir oben, und über die Traumweissagung (Kap. 2. S. 57. Eplb.) sagt er: ἢ γὰρ φύσις δαιμονία, ἀλλ' οὐ θεία; bey milderer Strenge des Ausdrucks wird ihr wohl auch θεῖον τε beygelegt. Demnach sagt er π. οὐρ. I. 4 fin. p. 8. 26. Sylh.: ὁ δὲ

θεός (hier vielleicht nur der obere Himmel) καὶ ἢ φύσις οὐδὲν μάτην ποιοῦσιν, und wiederum π. ψ. II. 4. §. 37. ὥσπερ γὰρ ὁ νοῦς ἐνεκά του ποιεῖ, τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ ἢ φύσις; und ακρ. II. 5. §. 49. ἔστι δὲ ἐνεκά του ὅσα τε ἀπὸ διανοίας ἀνπραχθεῖν κατ' ὅσα ἀπὸ φύσεως — und wie oft und in wie verschiedenen Wendungen wiederholt diesen Gedanken Aristoteles, Theophrast u. a. Unter andern sagt auch Hippokratēs (Epidem. VI. s. 5. pr. I. p. 809 ed. van Linden: ἢ φύσις αὐτῆ ἑαυτῆ ἰურიῶν τὰς ἐφ' ὄρους οὐκ ἐκ διανοίας sqq. und was er π. διατ. I. 6. p. 184 sagt, gilt von der φύσις: ἂ μὲν πρήσσει, οὐκ οἶδεν, ἂ δὲ πρήσσει, δοκίμει εἶδέναι. —

Die Natur ist demnach die ewige Geburtsstätte, sie ist die Stätte der immerwährenden Bewegung und des stäten Werdens schlecht hin; sie ist, wenigstens die irdische Natur, ἢ περὶ γένεσιν φύσις, eine Dreifaltigkeit von Principien, von Materie, Form und Verabung, ἔλη, εἶδος καὶ στίρησις; ακρ. I. 7. totum, insbesondere §. 64 — 68 flg. — dazu Justin Martyris Eversio doctrinae Arist. p. m. 112 et 115 flg. Simplicius, Themistius u. a. Ausl. und über den Begriff und die Bedeutungen von φύσις s. ακρ. II. 1. cc. 5. 4. passim und Mth. A 4. Verschieden von dieser irdischen φύσις ist freylich das πύμπτον σῶμα, das sich ballt und kreiset, aber weiter nichts erleidet (Mth. A 2 p. 241 Br. π. ακρ. I. c. 1 sq.) aber auch, das fünfte Element ist φύσις — τὴν γὰρ φύσιν κινήσεως ἀρχὴν φανῖν εἶναι πᾶσι τοῖς κατ' αὐτὰ κινήτοῖς κατὰ τόπον, π. οὐρ.

\*) Man sieht wohl, wie der Feldherr die Soldaten nehmen muß, wie sie ihm gegeben sind, so Gott auch die Dinge; der Feldherr aber braucht das ihm gegebene zu seinen Zwecken, Gott aber braucht nichts, er ist selbst Zweck; als Zweck ordnet er vielmehr so, daß die Dinge sich so zu sagen zunächst zu Gott drängen, deren Wahl (τὸ εἶ) am unmittelbarsten und einfachsten so erreicht werden kann. Vgl. π. οὐρ. II. 11.

I. 2 p. coll. II. c. 4. und 8. und 11. Die φύσις οὐρανία demnach, die Himmelsnatur, mag ihre für sich bestehenden Formen haben, — εἶδη χωριστά, — eben die oben erwähnten Astralgeister. Aber die uns umgebende Natur hat ihre Formen in sich selbst, wie sie das Princip der Bewegung und des Stillstandes in sich selbst hat; nur muß die Natur



überhaupt sollicitirt werden durch ihr  $\tau\acute{\epsilon}\lambda\omicron\varsigma$ , Ziel und Endzweck, nach welchem sie tendirt; insbesondere aber unsere sublunarishe Welt, da sie in ihrem Princip bedürftig, da sie nur anlaghaft —  $\delta\upsilon\nu\acute{\alpha}\mu\epsilon\iota$  und unvollkommen ist. Diese Welt unter dem Monde darbet ( $\epsilon\iota\sigma\tau\eta\rho\tau\alpha\iota$ ), in ihr ist  $\sigma\tau\eta\rho\eta\sigma\iota\varsigma$ , Durst; sie darbet, und sohin strebt sie — in ihrem lezten Grunde — zu Gott; dem nächsten Grund und Zwecke gemäß aber strebt sie zur Fülle der Formen zu kommen, die Fülle der Formen zu Tage zu bringen, die  $\epsilon\iota\delta\eta$  zu entwickeln, die obzwar in ihr immanent, doch nicht als volle Formen, sondern gewissermassen als Formtriebe oder Formkeime da sind und durch natürliche Einwirkungen sich in Leiblichkeit kleiden. Die Typen aller Organismen schlummern gleichsam in der Gebärmutter der Natur, sind latent, bis sie in Folge eines physischen Proceßes von ihr ausgedoren werden; die Natur ist Erträgerin und Behälter aller materialen Formen ( $\epsilon\tau\epsilon\lambda\alpha\ \epsilon\iota\delta\eta$ ); diese sind und sind nicht, ohne zu entstehen (werden) und zu vergehen, sagt Aristoteles *Meth. H. c. 5. pr. p. 172 coll. Z. c. 8. p. 142, 17 sq. u. c. 15. p. 158 — 159 u. a. m. a. D.* Die  $\epsilon\iota\delta\eta\ \phi\upsilon\sigma\iota\kappa\acute{\alpha}\ \kappa\alpha\iota\ \phi\alpha\sigma\tau\acute{\alpha}$  (*asp. I. 9 fin.*) werden der Natur nicht eingepreßt, eingeslößt, mitgetheilt ( $\mu\iota\tau\acute{\iota}\chi\omicron\nu\tau\alpha\iota$ , wie Plato will) sondern sie werden herausgelockt, educuntur, wie die Scholastiker sagten. Siehe *Comment. Conimbric. ad asp. I. 9. Quaest. IX — XII.*; denn die Natur,  $\phi\upsilon\sigma\iota\varsigma$ , ist wesentlich  $\epsilon\iota\delta\omicron\varsigma$ ; die Form aber je eines Dinges ist der reine Begriff desselben, — das  $\epsilon\iota\delta\omicron\varsigma$  ist und heißt überall auch  $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$ .

Man könnte fragen, ob das  $\epsilon\iota\delta\omicron\varsigma$  (forma, species rei) Begriff ( $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$ ) sey, in wie fern die Form der sinnlichen Dinge zuerst von den Sinnen, von jedem nach seinem Reich, aufgefaßt und affimilirt, und im  $\nu\omicron\upsilon\varsigma\ \pi\alpha\sigma\eta\tau\iota\kappa\acute{\omicron}\varsigma$  zu einem  $\phi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha\sigma\mu\alpha$  gestaltet wird, damit es vom  $\nu\omicron\upsilon\varsigma\ \pi\omicron\iota\eta\tau\iota\kappa\acute{\omicron}\varsigma$  zum Begriff —  $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$  — zum  $\nu\omicron\eta\mu\alpha$  erhoben

und mit ihm selber identificirt werde? Oder ob die Form an sich, schon als Formtrieb, wie ichs oben zu nennen wagte,  $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$ , ein Begriff und etwas Begriffmäßiges sey? Doch dieses gehört zunächst in die Physik, die H. Bise im zweyten Bande liefern wird. Hier genügt, daß die Naturformen  $\lambda\omicron\gamma\omicron\kappa\acute{\alpha}\ \acute{\alpha}\tau\tau\alpha$  sind, wenn schon  $\acute{\alpha}\nu\omega\ \delta\iota\alpha\upsilon\omicron\iota\alpha\varsigma$ . Nur die Frage interessirt vielleicht noch den Leser, wo der Trieb liege, der die Natur bestimmt, nach Form, und Gestalt zu ringen? „In der Form nicht, sagt Aristoteles *asp. I. 9 §. 80. sq. coll. Themistii Paraphras. fol. 22. Vers.*, denn diese als unbedürftig verlange nach nichts, auch nicht nach sich selbst. — Auch nicht in der  $\sigma\tau\eta\rho\eta\sigma\iota\varsigma$ , der Durst; denn diese ist das Gegenteil des Guten und Göttlichen, und strebte, zu diesem getrieben, nach ihrem eigenen Verderben, während sie vielmehr das Seyn und das Gute aufhebt. Der Trieb, die Erregbarkeit, muß demnach, und kann nur wohnen in der Materie selber.“ — Indessen die höchste Form die unsere sublunarishe Welt hervortreibt, ist der  $\nu\omicron\upsilon\varsigma\ \pi\alpha\sigma\eta\tau\iota\kappa\acute{\omicron}\varsigma$  im Menschen; der  $\nu\omicron\upsilon\varsigma\ \pi\omicron\iota\eta\tau\iota\kappa\acute{\omicron}\varsigma$  aber kommt uns von außen her aus dem All,  $\delta\upsilon\pi\alpha\delta\epsilon\nu\ \epsilon\iota\sigma\tau\eta\chi\epsilon\tau\alpha\iota$ , und bestehet für sich, ist  $\chi\omega\pi\iota\sigma\tau\acute{\omicron}\varsigma$ , *p. 11, 2, p. 25 Syll. (uop. I. p. 6). yw. II. 3. p. 209. 20. u. a. a. D.*

(Fortsetzung folgt.)

#### Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Der Verf. erzählt einen solchen Fall, der ihm vom Missionär Shaw in Weslerville mitgetheilt wurde:

„Einer der kleinen Häuptlinge befahl, daß seine Mutter, eine betagte und altersschwache Frau von einigen seiner Leute in den Wald geführt und hier todtschlagen werden sollte, indem sie sich selbst und den übrigen eine Last geworden wäre. Hinausgebracht erlangte sie durch ihr flehenliches Bitten von den Leuten, daß ihr das Leben gelassen wurde, unter dem Versprechen, daß sie nie mehr in den Kraal zurückkehren wolle. Am ans

dem Morgen jedoch fand der Sohn zu seinem großen Erschrecken, daß seine Mutter in das Dorf zurückgekommen sey, und höchst angebracht über seine Leute entschloß er sich selbst mit anzusehen, wie sein Weibsel in Anführung gebracht würde. Er ging daher mit in den Wald und befahl, daß seine Mutter an einen Baum gebunden und zurückgelassen würde, um also unzutunnen. Vergebens verlangte sie nach Nahrung, vergebens unter den Schauern ihrer Qualen nach Wasser; der unnatürliche Sohn antwortete nur: Nein, Mutter, du hast schon zu lange gelebt, du mußt nun sterben. Als die Nacht anbrach, hörte man noch ihr lautes Klagen durch den Wald; am andern Morgen war sie eine Leiche. Um solch den schauerhaften Greuelthaten soviel als möglich ein Ziel zu setzen, hatte Shaw Hütten als eine Zufluchtsstätte für unglückliche und verfolgte Wittwen errichtet, und obzwar er anfangs bey seinem löblichen Vorhaben viel Widerstand in den abergläubigen Vorurtheilen der Eingebornen fand, verhartete er doch in seinem Unternehmen, bis sie allmählig einen Sinn für dieses Werk der Barmherzigkeit bekamen, und sich endlich seinen Plan zur Verbesserung der Lage ihrer unglücklichen Weiber gefallen ließen. Da es bey den Kaffern gewöhnlich ist, denen, die sich durch eine besondere That auszeichnen, davon den Namen zu geben, so nannten sie den Missionär Shaw Umkeneto Unafazi, was Weibsel-Schild bedeutet; unter diesem Titel war er bey den Stämmen bekannt.“

Wir wollen hier nicht weiter darauf eingehen, wie bey den ewigen Streitzügen, welche die Kaffern zum Stehlen des Viehs ihrer Nachbarn vornehmen, sie weder zu Frieden, noch zu einem gesicherten Wohlstande kommen können; wir begnügen uns hienit, soviel Thatfachen an die Hand gegeben zu haben, daß jeder Leser selbst zu bemessen vermag, mit welchem Rechte man Völker, die in völliger Gottvergessenheit dahin leben, rechtlich, frey, mild und glücklich nennen könne.

Weitere Excursiven im Kafferlande unternahm der Verf. nicht. Er kehrte wieder nach Grahamstadt zurück, schiffte sich in Elisabethshafen ein, und gelangte nach einer stürmischen Seefahrt nach der Kapstadt.

II. Abschnitt. Am 30. September 1850 trat der Verf. eine neue Reise nach den Kafferlande an, und hielt sich diesmal ganz zu Lande. Er nahm seinen Weg durch die große Karoo nach Beaufort und Grass-Kennett. Aus ältern Reisebeschreibungen ist dieser Landesstrich bereits hinlänglich bekannt, so daß uns wenig Neues in des Verf. Erzählung aufzufallen ist. Mit Bedauern ersieht man, daß an den Nicuwoeld Bergen, wo die Kolonisten mit den Buschmännern zusammen gränzen, noch immer die ersten von den Einfällen, Plünderungen und Mordthaten der letzteren zu leiden haben. Von der zertrümmerten, spärlichen Lage der Kolonisten längs einer weit ausgedehnten Gränze, ist es jeder Regierung, der englischen so gut als der früheren holländischen, unmöglich, das Land vor den Raubzügen der Buschmänner zu sichern. Dieselben werden nicht eher aufhören, als bis eine völlige Umwandlung in der ganzen Lebens- und Gesinnungsweise dieser unglücklichen Horden vor

sich gegangen ist, und welche andere Macht als das Christenthum könnte eine solche herbeiführen?

Ueber Beaufort hinaus wurde dem reisenden Naturforscher der Weg durch den Amllet zahlreicher Heerden von Antilopen interessanter gemacht. Eine Herde von Spelgböden (Antilope Eucore) wurde auf 7 — 8000 Stück geschätzt. Auch Strauße, Löwen, Hännen und andere wilde Thiere zeigten sich. Ueber Grass-Kennett gieng nun die Reise nordwärts an den Drangefluß; dieser aber war so stark angeschwollen, daß es unmöglich war, ihn mit einem Achsenwagen zu durchfahren. Der Verf. sandte deshalb einen Boten nach der ungefähre drei Stunden aus dem jenseitigen Ufer gelegenen Missionsstation Phillipolis, wo Herr Melville wohnte, dessen Bekanntschaft er bereits früher in der Kapstadt gemacht hatte. Sein Freund traf auch bald ein, und begleitete den Verf. zurück nach Colés Berg, wo in Gegenwart des Landcommissärs und einer zahlreichen Versammlung von Kolonisten der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt wurde. Das Verlangen nach einer solchen war bey den Anwohnern dieses Plazes so groß, daß sie siebentausend Reichsthaler zum Baue zusammengeschoßen hatten. Die Kirche wird in einer bisher unbewohnten Gegend errichtet, aber ihr wird bald die Erbauung eines ganzen Dorfes nachfolgen, wozu auch bereits den Leugung des Grundsteines zwanzig Grundstücke erkauf wurden.

Im weitern Verlauf der Reise über Cradock nach Grahamstadt mangelte es so wenig als auf der früheren Strecke an mancherley wilden Thieren, und die Löwenjagd mit ihren Wagnissen und Gefahren ist dort allen Kolonisten aus eigener Erfahrung bekannt, und giebt Stoff zu interessanten Erzählungen. Unter den vielen, welche der Verf. mittheilt, wählen wir folgende aus:

„Der Vater des jungen Mannes, welcher mich begleitete, war in dieser Gegend einmahl der Gefege seiner Löwenjagden bekannt. Als er einmal mit seinem Sohne auf der Jagd war, stieß dieser unerwartet auf einen Löwen und feuerte auf ihn; auf seinen Schuß schürzte das Thier während über ihn her. Der Vater, der aus der Entfernung dieß wahrnahm, kam mit all der Kaltblütigkeit und Ruhe, welche unter solchen Umständen zu empfehlen ist, zu seines Sohnes Hilfe herbey, und wenige Schritte entfernt von der Stelle, wo der Löwe mit geschlossenen Augen knurrend über seinem Schladtopfer lag, welches er fest auf die Erde drückte, als ob er in Furcht wäre seine Beute zu verlieren, legte er an und gab Feuer. Die Kugel fleg durch des Thieres Kopf, welches sich überstürzte und nach kurzem Todeskampfe neben dem jungen Manne verendete, der zur unaussprechlichen Freude seines Vaters keine bedeutende Verletzung erlitten hatte, obwohl es einige Zeit dauerte, bevor er sich von der ausgestandnen Angst erholte. Auf meine Bemerkung, daß es eine wunderbare Befrennung gewesen wäre, erwiderte er mit Nachdruck: Ja, Gott war da.“

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. July.

Nro. 136.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was ist nun endlich das Dämonische in der Natur? Ist der immanente Formtrieb? ist die verkörperte, belebte Form? ist nur die Anregung, die vom höchsten Gut als Endzweck ausgeht? Dieses ist aber keine immanente Ursache, dergleichen der Physiker erforscht. Die Form also; diese ist λόγος, ist ἀρχή und zugleich ἐνεκα οὖ, Zweck ihrer selbst; s. u. I. 1. p. 2. 3. 7. und *acr.* II. 8. in Ihr zeigt sich zumest die φύσις, die Natura naturans. Der λόγος in der Natur, von welcher Art ist er? Die Unterscheidung etwa durch Selbstbewußtseyn und Mangel desselben reicht kaum aus, wiewohl der Gegensatz von Zweckursache und nöthigen oder mechanischen Ursachen (*αἰτία ἐνεκα οὖ* und *αἰτία ἐξ ἀνάγκης* *acr.* *φυσ.* II. 8. p. 38. sq.) dahin führen könnte, die beyde an der Erde, die erstere aber zum meist am Himmel sich zeigt. Und so sind wir durch diesen Umweg wieder beym 7ten Kap. des 12ten B., wo der Geist Gottes und sein Denken untersucht wird. Dieses haben wir nun genauer zu betrachten. Und zu diesem Behufe halte ich für die Bequemlichkeit der Leser am Besten gethan, dasselbe hier ganz in Uebersetzung zu geben und mit den nöthigen Erklärungen und Erläuterungen zu versehen, um eine sichere Basis für alle Einreden und Bedenken zu gewinnen, die mancher Leser mit mir gelöst zu sehen wünschen wird.

Nach demjenigen, was Aristoteles oben von der Kreisbewegung des ἀπλανῆς οὐρανοῦ und von der Sonnenbahn, dem Zodiakus gesagt hat, fährt er fort: „Da es auf diese Weise möglich ist, und da, wenn nicht so, die Bewegung aus der Nacht (einiger Mythologen) und aus dem Allgemisch (des Anaxagoras οὐμοῦ πάντων) und dem Nichtseyenden entstehen müßte, so löset sich hiemit dieses Problem; und es ist etwas in unanshörlicher Bewegung Bewegtes (der Fixsternhimmel); und diese Bewegung ist die im Kreis, und dieses ist offenbar nicht allein durch Raisonement (λόγῳ, oder Speculation), sondern durch Erfahrung (ἐργῳ). Der oberste Himmel ist also ewig; nun ist auch etwas da, das er bewegt. Da aber das Bewegte und Bewegende da ist, so muß auch ein mittleres da seyn oder Drittes = μέσων — (s. Mesheim zu Cudworth. syst. Intell. cap. 4. §. 36. not. 90. p. 713.), das nicht-bewegt bewegt, das Wesenheit und Thätigkeit und ewig ist. Es bewegt aber so (nämlich ohne selbst bewegt zu werden) das Nachtrachtenswerthe und Denkbare (oder Intelligible; das ὄρεκτόν καὶ νοητόν). Die ersten und obersten Gegenstände in diesen beyden Reihen, in der des *op.* und *noητόν* sind ein und dieselben. Begehrenswerth (ἐπιθυμητόν, die sinnliche Begierde reizend) ist nämlich das anscheinende Schöne (τὸ φαivόμενον καλόν); Gegenstand des Willens (Wollenswerth βουλευτόν) aber ist das erste und höchste wirklichseyende Schöne. Wir trachten nach, weil etwas gut dünkt, oder es dünkt auch so, nur weil wir darnach trachten. Anfang oder Erstes aber ist das Denken oder Verstehen (ἡ νόησις). Der



Der Verstand aber wird von dem Verstandhaften be-  
thätigt und bewegt ( $\nu\omicron\upsilon\varsigma \delta\epsilon \upsilon\pi\omicron\varsigma \tau\omicron\upsilon \nu\omicron\gamma\tau\omicron\upsilon$   
 $\kappa\iota\nu\epsilon\iota\tau\alpha\iota$  \*). Verstandhaft ( $\nu\omicron\gamma\eta\tau\iota$ ), intelligibilis)  
ist die andere Reihe für sich (die der Reihe des Sinn-  
lichen und Materialen entgegensteht); auch in ihr ist  
das Wesen das erste (wie denn immer und überall das  
Wesen, die Substanz, das erste ist); und unter den  
Wesen oder Substanzen dieser Reihe ist wieder das  
erste das einfache und werktätigsehende Wesen. Es  
ist aber das Eins und das Einfache nicht einzeln;  
das Eins zeigt an ein Maß, das Einfache  
aber eine Beschaffenheit, ein Verhalten ( $\pi\omicron\omega\varsigma \epsilon\chi\omicron\nu$   
 $\alpha\upsilon\tau\omicron$ ). Nämlich, daß etwas sey nichtzusammenge-  
setzt, sondern durchhin einartig. Ferner aber, auch  
das Schöne und das um seiner selbstwillen Erwählbare  
( $\tau\omicron \delta\iota' \alpha\upsilon\tau\omicron \alpha\iota\pi\epsilon\tau\omicron\nu$ ) stehen in derselben Reihe;  
und das Erste ist überall das Beste oder entspricht  
ihm. Daß aber das Weswegen — der Endzweck — in

die Reihe des Unveränderlichen gehört, das lehrt die  
Einhellung oder Reduction ( $\delta\omicron\tau\iota \delta\iota\epsilon\sigma\tau\iota \tau\omicron \omicron \delta$   
 $\epsilon\upsilon\epsilon\kappa\alpha \epsilon\nu \tau\omicron\iota\varsigma \alpha\kappa\iota\nu\eta\tau\omicron\iota\varsigma, \eta \delta\iota\alpha\iota\tau\epsilon\iota\varsigma \delta\eta\lambda\omicron\tau\iota$ ,  
die Arist. in seinem Werke  $\pi\epsilon\pi\iota \tau\alpha\gamma\alpha\delta\omicron\upsilon$  gegeben.  
Siehe Brandis Diatribe academica de perditis  
Aristotelis libris de Ideis et Bono sive de  
Philosophia). Das Weswegen, — der Zweck —  
hat für Dinge statt, an denen das eine ist, das an-  
dere nicht ist; er bewegt als geliebt ( $\epsilon\pi\omicron\omega\mu\epsilon\iota\omicron\nu$ ) und  
das von ihm bewegte bewegt das übrige. Wenn et-  
was bewegt wird, so kann es auch anders sich ver-  
halten. Demnach, wenn die erste Bewegung (näm-  
lich die  $\kappa\upsilon\kappa\lambda\omicron\sigma\phi\omicron\rho\iota\alpha \tau\omicron\upsilon \alpha\pi\lambda\alpha\nu\omicron\upsilon\varsigma \omicron\upsilon\rho\alpha\nu\omicron\upsilon$ )  
auch die Thätigkeit ist, durch die bewegt wird, so kann  
sie (die Bewegung) sich auch anders verhalten, we-  
nigstens dem Raum, wenn gleich nicht der Wesenheit  
nach. Allein wenn (wie Aristoteles annimmt) ein ab-  
solut unbewegt Bewegendes werktätigsehendes ist, so  
kann dieses sich in keinerley Weise anders verhalten  
(d. i. nicht sich verändern, eben weil es  $\alpha\upsilon\tau\omicron \alpha\kappa\iota$   
 $\nu\eta\tau\omicron\nu$  ist). Denn Bewegung ( $\sigma\phi\omicron\rho\alpha$  Ortsverän-  
derung) ist die erste aller Veränderungen, und unter  
den Bewegungen ist wiederum die erste der Kreislauf;  
und zu diesem bewegt jenes Absolute unbewegt bewe-  
gende. Dieses existirt folglich nothwendig, und wie  
fern es nothwendig ist, so ist's hiengach auch richtig  
Princip (Erstes  $\alpha\rho\chi\eta$ ). Denn Nothwendig  
bedeutet entweder a) das Gewaltsame und was wi-  
der den Naturtrieb eines Dinges ist; oder b) das  
jenige, ohne welches das Gut ( $\tau\omicron \delta\epsilon$ ) und Wohl nicht  
ist, — die *conditio sine qua non* — oder c)  
was nicht anders seyn kann, sondern schlechtthin ist.  
Von einem solchen Princip nun ist der Himmel und  
die Natur um uns abhängig. Seine innere Thätig-  
keit ( $\delta\epsilon\lambda\alpha\gamma\omega\gamma\eta$ ), Thun und Treiben, Unterhaltung  
u. dgl.) ist, wie die beste für uns nur kurze Momente  
ist; so befindet es sich immer; uns aber ist es un-  
möglich; denn auch die Lust ist seine Thätigkeit; und  
deshalb sind Wachen, Empfinden, Denken das Lust-  
reichste ( $\eta\delta\iota\sigma\tau\omicron\nu$ ), und um ihretwillen auch die

\*) Ich habe hier und anderwärts in der Uebersetzung  
von  $\nu\omicron\upsilon\varsigma, \nu\omicron\epsilon\iota\tau\iota, \nu\eta\eta\sigma\iota\varsigma, \nu\omicron\epsilon\phi\omicron\varsigma$  und  $\nu\omicron\phi\omicron\tau\omicron\varsigma$  u. a.  
unbedenklich mit dem deutschen Ausdruck gewech-  
selt, weil es bey einem einzelnen herausgenom-  
menen Stück mehr auf den Gedanken, als auf  
die strenge auch sprachliche Nachbildung desselben  
ankam. Uebrigens wie den Lustiegler in den  
höheren Regionen der Odem ausgeht, so geht in  
den höchsten Regionen der Speculation und Be-  
klemmung wohl auch manchmal der Gedanke aus;  
es phitosophirt aber alsdann da die Sprache  
in Ableitformen zc. häufig noch ziemlich geläufig  
fort; im Englischen schon schwerer so, wofen die  
Sprache nicht die lateinischen Ausdrücke Intellect,  
Intelligent, Intelligible etc. hinzu nimmt; ob  
es im Sinesischen angeht, etymologisch zu den-  
ken, weiß ich nicht). Die Sprache mag in sol-  
chem Falle den spekulativen Denker wohl mit  
zu seinem Zwecke führen, wie der Mathematiker  
auch mit irrationalen und anderen Hilfsgrößen  
manchmal operirt und zum Ziele kommt. So  
sicher freilich, wie hier in der Mathematik die  
gedankenlosen Hilfsgrößen, führt die Sprache und  
deren Ableitformen in der Speculation nicht im-  
mer zum Ziel. Es ergeht Philosophemen, wie  
Weisen; sie lassen sich von einer Sprache in die  
andere nicht wohl, und desto weniger übertragen,  
je mehr sie an der Sprache kleben; sie haben  
aber eben hieran auch ihr Verdict.

Hoffnungen und Erinnerungen lustreich und süß. Das Denken an sich richtet sich auf das Beste an sich; und das zumest (oder absolute Denken) auf das zumest (oder absolut Beste); sich selber aber denkt die Denkkraft durch Aufnahme des Denkbaren; sie wird denkbar nämlich, indem sie berührt (den Gegenstand erfährt) und denkt. Demnach sind einerley Denkkraft und Denkbare. Denn das für das Denkbare und die Wesenheit Empfängliche ist Denkkraft; sie ist aber thätig, indem sie in dessen Besitz ist; daher ist dasjenige, was der (menschliche) Verstand Göttliches zu haben glaubt, jenem (Urgeiste) mehr eigen, nämlich die Beschauung (*θεωρία*), welche ist das Lustreichste und Beste. Wenn nun Gott immer sich so wohl befindet, wie wir nur dann und wann, so ist er anstaunenswerth; wenn aber in noch höherem Grade, so noch viel anstaunenswerther. Und so verhält es sich. — Aber auch Leben (*ζωή*) kommt ihm zu; denn die Thätigkeit der Denkkraft ist Leben; Er aber ist die Thätigkeit; seine absolute Thätigkeit an sich, ist das beste und ewige Leben! Wir sagen daher: Gott sey das beste ewige lebendige Wesen. Leben demnach und stäte ewige Dauer wohnt (ursprünglich) in Gott; denn dieses ist Gott. Die da aber meynen, wie die Pythagoräer und Spensippus, das schönste und beste liege nicht im Princip, weil auch die Principien (*ἀρχαί*, hier primordia) der Pflanzen und Thiere zwar Ursachen seyen, das Schöne und Vollkommene aber erst in deren Wirkungen hervor komme, die meynen nicht recht. Denn der Samen kommt aus anderem Früheren und Vollenderen; und das erste ist bey ihnen nicht der Same, sondern das Vollendete, wie wenn man sagte: der Mensch sey früher als der Same; — natürlich nicht der Mensch, der aus diesem Samen geworden, sondern der andere, von dem der Samen kommt. Daß also ist eine ewige und unbewegte (unveränderliche), von dem Sinnenfälligen abge sonderte (selbstständige) Wesenheit, dieses ist aus dem bisher gesagten offenbar. Auch ist schon erwiesen worden (im 8ten B. der *ακρ.*

*φυσ.* c. ult.) daß diese Wesenheit keine Ausdehnung (*μέγεθος*) habe, daß sie theillos und untheilbar ist — (*ἀλλὰ ἀμερής καὶ ἀδιαιρέτος ἐστὶ*). Denn sie bewegt die endlose Zeit lang; nun hat nichts bezgränztes endlose (oder unbezgränzte — *ἄπειρον*) Kraft; demnach, da jede Ausdehnung entweder bezgränzt oder unbezgränzt ist, so kann sie deshalb keine bezgränzte Größe haben. Unbezgränzt aber kann sie nicht seyn, weil überhaupt keine ausgedehnte Größe als unbezgränzt statt hat. Ferner ist auch erwiesen (s. *π. γερ. κ. φθ. II. c. 10. §. 61 sq. p. 52. u. cf. π. οὐρ. I. 3 n. II. 9 u. a. 29.*), daß sie leidlos und qualitativ unänderlich ist (*ἀπαθὴς καὶ ἀαλλοίωτον*.) Denn alle übrigen Veränderungen (*κινήσεις*) sind später als die Ortsveränderung. Warum dem allen so sey, das ist nun alle klar.“

So weit das 7te Kap., das so klar es dem Aristoteles gewesen seyn mag, doch allen seinen Nachfolgern, Griechen und Neulateinern von Strato aus Lampfatus bis M. A. Flaminius, Vicomercatus Zabarella (v. Bayle in Zabarella Not. F. G. H. etc.) manche Schwierigkeiten gemacht hat. Soviel ist freylich klar: Die Bewegung des Fixsternhimmels und vermittelt dessen die gesammte Schöpfung, hat ihren Grund in einem *ὄρεκτόν* — einem Gegenstande, wonach sie trachten; er heißt Gott, und wird als ewig, schlecht hin wirkthätig, als *ἐνέργεια*, als denkend charakterisirt; und zwar denkt er nur das Vollkommene, das schlecht hin Denkbare, Schöne und Gute; er denkt nur sich selbst; denn er ist das Schönste und Beste, er ist Endzweck — *τέλος* — des Trachtens; Er erregt ein Trachten und Streben (*ὄρεξις*), ohne darum aus sich herauszutreten; Er erregt es und bewirkt so den Umlauf, die Kreisung des *ἀπλανῆς οὐρανοῦ*, die deshalb ewig und unvergänglich wie Er selbst ist.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings and adventures in the interior of  
Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Am 24. December langte der Verf. in Grahamstadt an, die er schon auf seiner ersten Reise besucht hatte. Von hier aus unternahm er eine neue Reise nach dem Kafferlande, und schlug deshalb den Weg über das Fort Beaufort nach der Missionsstation Chumie ein, deren Kirchlein schon von ferne her Kunde giebt, daß die Morgenröthe einer bessern Zukunft dem Kafferlande bereits angebrochen ist. Weiter kam der Verf. nicht, sondern kehrte über Fort Wilkeshire wieder nach Grahamstadt und von da über Uitenhage und Swellendam nach der Kapstadt zurück. Diesen zweiten Aufenthalt im Lande der Kaffern benützte er noch mehr, um sich mit den Eigenthümlichkeiten dieser Völker bekannt zu machen.

Bemerkenswerth ist seine Schilderung der Provinz Albany, die seit dem Jahre 1820, wo 3700 Ansiedler aus England dort sich niederließen, in fortschreitendem Gedeihen begriffen ist. Grahamstadt, die Hauptstadt der Provinz, zählte beim Aufenthalt des Verf. daselbst bereits 600 Häuser mit 2000 Einwohnern; sie hatte eine Hauptkirche nebst Kapellen für die Wesleyiten, Baptisten und Independents und eine Druckerpresse, von der eine Zeitung unter dem Titel Graham's Town Journal ausgeht, welche mit viel Geist geschrieben ist. Besondere Sorgfalt ist im ganzen Distrikte dem Unterrichte gewidmet, und insbesondere sind die Sonntags- und Abendschulen von großem Nutzen, indem beim größten Theil der Ansiedler die Kinder des Tags über zum Viehhüten oder andern Geschäften verwendet werden müssen. Der Handel gewinnt immer mehr Bedeutung, und hat einen regelmäßigen Verkehr mit den Kaffern eröffnet. Unter den Ausfuhrartikeln vom Jahre 1831 stehen oben an: Felle Häute im Werthe zu 18,145 £., trockene zu 11,886 £., Voch- und Schaffelle zu 2,400 £., Talg zu 4,820 £., Butter zu 3,080 £., gesalzenes Rind- und Schweinefleisch zu 3,700 £., Hörner zu 3,600 £., Elfenbein zu 1,800 £. u. s. w.

Diensböten aller Art sind schwer zu bekommen, und halten selten lang aus, indem die fleißigen unter ihnen bald die Mittel erlangen, sich selbst anfäßig zu machen. Auch giebt es in der That keine Gegend, wo ein neuer Ansiedler bey seiner Ankunft weniger Unan-

nehmlichkeiten zu erdulden hätte, oder wo Arbeit mehr gesucht, oder wo im Verhältniß zur Wohlthatigkeit der Lebensbedürfnisse die Inbuhre eintäglicher wäre.

Ein großer Theil des Distrikts ist der Schafzucht sehr günstig, so daß man alle Ursache hat, zu glauben, daß Wolle bald ein Hauptartikel der Ausfuhr werden wird. Versuche, welche durch Kreuzung einheimischer mit reinen Merino = Widmern gemacht wurden, haben eine Wolle von ausgezeichnete Qualität geliefert. Die Anzahl der feinvolligen Schafe in Albany wurde zu Ende des Jahres 1831 auf 15,200 geschätzt, so daß seit dem vorhergehenden Jahre ein Zuwachs von 5,200 Stück erfolgt war. Das alte Vorurtheil, welches früher zu Gunsten des gemeinen fettschwänzigen Schafes bestand, ist stark im Abnehmen, seitdem sich die Entschäfer dieses Distrikts von der Vorzüglichkeit der Wollschafe überzeugt haben.

Das Klima von Albany ist gemäßig und gesund, einer europäischen Constitution sehr angemessen, und überaus heilsam solchen Personen, welche die entervenden Wirkungen eines tropischen Klima's erfahren haben. Die Kälte ist nicht streng, indem das Thermometer im Winter selten unter den Gefrierpunkt fällt, während dagegen auch die Hitze des Sommers nicht leicht drückend ist.

Obchon seit der Zeit, in welcher der Verf. die östlichen Provinzen der Kolonie besuchte, durch den unvernünftigen, mit Grausamkeiten aller Art verbundenen Einfall der Kaffern, dieser schöne Distrikt bis in die unmittelbare Nähe von Grahamstadt furchtbar verheert worden ist, so wird sich doch Albany durch die Segnungen eines gescherten Friedens bald wieder von seinen schweren Verlusten erholen.

III. Abschnitt. (S. 1 — 142.) Mit diesem beginnt der zweite Band. In den ersten vier Kapiteln beschreibt der Verf. seine am 17. September 1831 angetretene Reise nach Oriquastadt. Uitalu konnte er aus Kränklichkeit nicht, wie beabsichtigt war, besuchen. Da diese ganze Reise durch Gegenden führt, welche oft genug beschrieben sind, so unterlassen wir es, einen Auszug davon zu geben, und begnügen uns, eine einzige Stelle herauszuheben, welche einen Blick in bisher unbekannte Gegenden werfen läßt und zugleich eines sonderbareren Wohnortes gedenkt. Der Verf. hat diese Mittheilung aus dem sehr gehaltenen und für die Kenntniß Südafrikas unentbehrlichen South African Quarterly Journal entnommen, wofelbst ein Auszug aus dem Reisebericht von Schoon und M'Luckie, die im Jahre 1829 östlich von Kurricaine vordrangen, enthalten ist.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. July.

Nro. 137.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ic.

(Fortsetzung.)

So klar das Ergebniß ist, so häckelig ist das Râsonnement (oder die Speculationen — λόγοι —) durch das Aristoteles zu demselben gelangt, und wie er dieses begründet, noch mehr aber, wie er endlich daraus ableitet. Den großen physikalischen Metaphysiker leitete zu seinem πρώτον κινουόν ακίνητον wie immer und überall die Analogie in der Natur. Jede mechanische und organische Bewegung fordert ein ακίνητον, etwas unbewegliches; ein ὑπομόχλιον; man sehe die μυχ. προβλ. und π. τῆς κοινῆς τῶν ζῶων κινήσεως; da sagt er c. 1. φανερόν γάρ καί ἐπὶ τούτων, (τῶν αἰσθητῶν sc. καὶ τῶν καδ' ἕκαστα ζῶων) ὅτι ἀδύνατον κινεῖσθαι μηδενός ἡρεμοῦντος; und am Schluße des Kap.: ὅτι μὲν οὖν καὶ ἐν αὐτῷ (im Organismus) ἕκαστόν (ζῶων) τι δεῖ ἔχειν ἡρεμοῦν, ὅθεν ἢ ἄρχῃ τοῦ κινουμένου ἴστί, καὶ πρὸς ὃ ἀπεριδόμενον καὶ ὅλον ἀσπρόον κινῆσθεται καὶ κατὰ μέρος, φανερόν. Man s. die folg. Kap. 2. 3. 4. u. bes. K. 8. Hier kann das ὑπομόχλιον das ἀπέρισμα — der Stamm: oder Stützpunkt, — das ακίνητον und in sofern das τέλος genannt werden. In dem öten Kap. desselben Schriftchens wird untersucht, wie die Seele bewegt und bewegt wird; doch da sie dessfalls mit der Seelenlehre des Arist. übereinstimmt, so ist's

sicherer, \*) hier der letzteren zu folgen. Er fragt da π. ψυχ. III. 9. §. 4: Was die Ortsveränderung bey dem Thiere bewirkt? (τί τὸ κινουόν κατὰ τόπον τὸ ζῶόν ἴστί.) Dieß thue weder die ψυχῆ Σπρτικῆ noch die αἰσθητικῆ, noch die λογιστικῆ καὶ ὁ καλούμενος νοῦς. Denn, fährt er fort, \*\*) die theoretische oder erkennende Vernunft denkt nicht das ausrichtbare und erstrebare; sie spricht

\*) Das genannte Schriftchen könnte man leicht dem Arist. absprechen, schon wegen des Anhangs; in dessen ist es jedenfalls perivaterlich. Aristoteles π. οὐρ. II. 2. 7. S. 37. Sylb. verweist auf seine περί τὰς τῶν ζῶων κινήσεις, was dem Titel nach auf dieses Werkchen gehen müßte, aber eher das andere π. ζῶων πορίαις c. 4. dem Inhalte nach betrifft; dieses nimmt er auch in der Stelle Z. uor IV. 11. p. S. 115 und 116, 25 u. cap. 15. S. 125. 9. vgl. π. ψ. III. 10. §. 54. wo vielleicht unser Schriftchen versprochen wird, wonach es in die Parva Naturalia zu stehen käme.

\*\*) Arist. π. ψ. III. 9. Ὁ μὲν γάρ θεωρητικὸς νοῦς οὐδὲν ποιεῖ πρακτῶν, οὐδὲ λέγει περί κινουόν καὶ διωκτῶ οὐδὲν, ἢ δὲ κίνησις ἢ γυῖροντός τι ἢ διωκτός τι ἴστί. ἀλλ' οὐδ' ὅταν θεωρῇ τι τοιοῦτον, ἤδη κελεῖν γυῖναι ἢ διώκειν, οἷον πολλοὺς διανοῖται ποιεῖν τι ἢ ἡδέ, οὐ κελεῖν δι ποιεῖσθαι, ἢ δὲ καρδία κινεῖται, ἀν δ' ἡδύ, ἑτέρον τι μέρος. (cf. π. τῆς κοινῆς τ. 2. κιν. c. 8. el. c. 11.) Ἐτι καὶ ἐπιτάττος τοῦ νοῦ καὶ λεγούσης τῆς διανοίας φανερόν τι ἢ διώκειν, οὐ κινεῖται, ἀλλὰ κατὰ τὴν ἐπιθυμίαν πράττει οἷον ὁ ἀκρατής. Καὶ ὅλων δι ὀρώων ὅτι ὁ ἔχων τὴν ἰατρικὴν οὐκ ἔταται, ὡς ἑτέρον τινὸς κυρίου ὄντος τοῦ ποιεῖν κατὰ τὴν ἐπιστήμην, ἀλλ' οὐ τῆς ἐπιστήμης. ἀλλὰ μὲν οὐδ' ὄρεῖς ταύτης κυρία τῆς κινήσεως· οἱ γάρ ἰατροὶ δρεγόμενοι καὶ ἐπιθυμοῦντες οὐ πράττουσιν ὡν ἔχουσι τὴν ὄρεῖν, ἀλλ' ἀκολουθοῦσι τῷ νοῦ. — — — c. 10. φαίνεται δι γε δύο ταῦτα κινουόντα ἢ ὀρ-

nicht von dem, was zu fliehen, oder zu verfolgen ist; Bewegung aber zeigt sich an den lebendigen Wesen, wenn sie etwas meiden wollen, oder nach etwas trachten. Sogar nicht einmal, wenn sie etwas der Art betrachtet, heißt sie sofort es fliehen, oder verfolgen; oft denkt sie z. B. etwas Furchtbares oder etwas Unangenehmes, mahnt aber doch nicht zu fürchten; wohl aber wird bewegt und pocht das Herz, oder ein anderes Glied. — Trotz dem Gebot der Vernunft kann die Begierde herrschen und antreiben, und hinwiederum kann die Vernunftkenntniß ruhen, ohne sich zu äußern. Auch die Begierde und das Streben sind es nicht, von denen diese Art der Bewegung, die Ortsveränderung abhängt; denn wer sich in der Gewalt hat, kann, der stärksten Begierde zum Trotz, der Vernunft folgen. Indessen offenbar diese zwey bewegend, die Begierde (*ὄρεξις*), und der Verstand (*νοῦς*) im weiteren Sinne, so

Ξις ἡ νοῦς, εἰ τὴν φαντασίαν τιθεῖν ἢ νόησιν τινα. πολλά γὰρ παρὰ τὴν ἐπιστήμην ἀκολουθοῦσι ταῖς φαντασίαις· καὶ ἐν τοῖς ἄλλοις ζώοις οὐ νόησι οὐδὲ λογισμῶς ἔστιν, ἀλλὰ φαντασία. ἀμφω ἄρα ταῦτα κίνητικὰ κατὰ τόπον, νοῦς καὶ ὄρεξις, νοῦς δὲ ὁ ἕνεκά του λογιζόμενος καὶ ὁ πρακτικὸς· διαφέρει δὲ τοῦ θεωρητικοῦ τῷ τέλει. Καὶ ἡ ὄρεξις ἕνεκά του πάσας· οὐ γὰρ ἡ ὄρεξις, αὐτὴ ἀρχὴ τοῦ πρακτικοῦ νοῦ. τὸ δ' ἔσχατον ἀρχὴ τῆς πράξεως. (Vgl. π. τῆς κ. τ. 2. κν. c. T. p. 154 sq. Nicom. Eth. III. 5. u. Eud. Eth. II. 11. p. 110. 111. Syll. Mr. c. 7. p. 115. fin. φ I. 3. §. 48. p. 12. Syll. Wo Aristoteles sich selbst sattsam erklärt, ohne daß man nöthig hat, Commentatoren nachzusehen) ὡστε ἐπὶ λόγως ταῦτα δύο φαίνεται τὰ κινούντα, ὄρεξις καὶ διάνοια πρακτικῆ. τὸ ὀρεκτικὸν γὰρ κινεῖ, καὶ διὰ τοῦτο ἡ διάνοια κινεῖ, ὅτι ἀρχὴ αὐτῆς ἔστι τὸ ὀρεκτικόν. καὶ ἡ φαντασία δὲ, ὅταν κινῆ, οὐ κινεῖ ἀνεὺ ὀρέξεως· ἐν δὲ τὸν κινεῖ τὸ κινεῖν πρῶτος τὸ ὀρεκτικόν (al. τὸ ὀρεκτικὸν ἰσὰς βεσσερ ρυθί, f. π. φ. 3, 7. p. 60. 61. Syll.) εἰ γὰρ δύο, νοῦς καὶ ὄρεξις, κινεῖν, κατὰ κοινὸν ἂν τι εἶδος ὀρεξέων· νῦν δὲ ὁ μὲν νοῦς οὐ φαίνεται κινῶν ἀνεὺ ὀρέξεως· ἡ γὰρ βούλησις ὄρεξις. etc. — Ἐπί δὲ αἱ ὄρεξις γίνονται ἐναντία ἀλλήλαις· τοῦτο δὲ συμβαίνει ὅταν ὁ λόγος καὶ ἡ ἐπιθυμία ἐναντία ὡσιν, γίνεται δὲ ἐν τοῖς χρόνοις ἀσθησιμῶν ἔχουσιν. — ὁ μὲν γὰρ

daß er auch die Phantasie begreift; welche die Thiere lenket. — Diese beyden sind Ursache der Ortsveränderung bey Thieren und Menschen; — jedoch nur der andrücklichame — praktische Verstand, der um etwas willen denkt, und sich hiedurch — durch den Zweck — von dem beschaulichen — theoretischen Verstande unterscheidet. Auch jede Begierde zielt nach etwas; und eben ihr Ziel und Zweck ist der Anfang — das erste für den practischen Verstand; sein Letztes aber ist der Anfang — das erste — in der Handlung (d. h. steht der Zweck fest, so geht die Ueberlegung von ihm aus, und untersucht, wie von da oder dort aus zu ihm zu gelangen sey? sie geht die Stufen und Mittel durch bis zu dem letzten und dem Subjecte nächsten; ist die Ueberlegung bey diesem angelangt, so ist sie zu Ende; es hebt an die Handlung, in entgegengesetzter Richtung gehend). — Begierde demnach und der praktische Verstand bringen an den Menschen und Thieren die Ortsveränderung hervor. Die Begierde wird erregt von einem begehrenswer-

νοῦς διὰ τὸ μέλλον ἀνδραλκεῖν κελύει, ἡ δὲ ἐπιθυμία διὰ τὸ ἡδὴ φαίνεται γὰρ τὸ ἡδὴ ἡδὴ καὶ ἀπλῶς ἡδὴ καὶ ἀγαθὸν ἀπλῶς, διὰ τὸ κινῆ ὄραν τὸ μέλλον. — εἶδει μὲν ἐν ἂν εἶη τὸ κινεῖν τὸ ὀρεκτικόν, ἢ ὀρεκτικόν, πρῶτον δὲ πάντων, τὸ ὀρεκτικόν (τοῦτο γὰρ κινεῖ οὐ κινούμενον τῷ νοηθῆναι ἢ φαντασθῆναι) ἀριθμῶ δὲ πλείω τὰ κινούντα· ἐπιθυμῶ δὲ ἐστὶ τρία, ἐν μὲν τὸ κινεῖν, δεύτερον δὲ ἡ κινεῖ, καὶ ἴτι τρίτον τὸ κινούμενον· τὸ δὲ κινεῖν διττόν, τὸ μὲν ἀκίνητον, τὸ δὲ κινεῖν καὶ κινούμενον, ἐστὶ δὲ τὸ μὲν ἀκίνητον τὸ πρακτικὸν ἀγαθόν, τὸ δὲ κινεῖν καὶ κινούμενον τὸ ὀρεκτικόν· κινεῖται γὰρ τὸ ὀρεκτικὸν ἢ ὄρεγεται· καὶ ἡ ὄρεξις κίνησις τις ἐστὶν ἢ ἐνεργεσία. τὸ δὲ κινούμενον ἐστὶ τὸ ζῶον· ἢ δὲ κινεῖ ὄραν ἢ ὄρεξις, ἡδὴ τοῦτο συμβατικόν ἐστι. — ὡς ἐν κεφαλῶν εἰπεῖν, τὸ κινεῖν ὀργανικῶς, ὅπου ἀρχὴ καὶ τελευτὰ τὸ αὐτό, οἷον ὁ χίγγλινος· ἐταῦθα γὰρ τὸ κινεῖν καὶ κολεῖν, τὸ μὲν τελευτῆ, τὸ δὲ ἀρχῆ. διὸ τὸ μὲν ἡρμεῖ τὸ δὲ κινεῖται, λόγῳ μὲν ἕτερα ὄντα, μεγέθει δὲ ἀχώριστα· πάντα γὰρ οὗτοι καὶ ἔξω κινεῖται· διὸ δὲ ὡσπερ ἐν κύκλῳ μένει τι, καὶ ἐτετεύθεν ἄρχεσθαι τὴν κίνησιν sqq.



then Gegenstand, und durch sie dann die Ueberlegung, so daß beyde einartig sind. — Begehrenswerth aber ist das Gute, das wahre, oder das anscheinende, und zwar das ausrichtbare. — Der Art nach Eines mag das strebsame Bewegende, als strebsam seyn; (das Allererste aber ist das Strebenswerthe, denn dieses bewegt und erregt, ohne daß es, indem es gedacht oder vorgestellt wird, bewegt und erregt wird) der Zahl nach aber sind der Bewegenden (Mitteln und Mittel) viele. Wir haben 3 Stücke, 1) das Bewegende, 2) das Bewegte, 3) das, wodurch das Thier bewegt. Das Bewegende ist zweyfach: a) das eine selbst unbewegt, b) das andere bewegend und bewegt zumal. Das Unbewegte ist das Strebsame und Begehrende (denn bewegt wird das Strebende, wiewfern es strebt und begehrt, und die Begierde ist eine Art Bewegung als Thätigkeit). Das zuletzt bewegte ist eben das lebendige Wesen, das Thier, das Organ aber, mit welchem die Begierde bewegt, ist schon körperlich; wovon demnach in der Schrift: von den Leib und Seele gemeinsamen Verrichtungen zu handeln ist. Hier nur soviel: das Bewegglied ist jenes, wo Anfang und Ende überein sind, wie bey der Eingelenkung der Knochen die Rundung das Ende, die Höhlung oder Pfanne aber der Anfang ist, daher diese ruht, jene aber bewegt wird; und wiewohl in ihrem Begriff und ihrer Bestimmung verschieden, sind sie doch als Größen zusammengehörig und in so fern unzertrennlich. Alles wird bewegt durch Stoß und Zug; es muß daher, wie im Kreis ein fester Punet, beharren und von dort die Bewegung ausgehen. Ueberhaupt also ist das Thier sich zu bewegen fähig, wiewfern es Begierden hat; diese hat es nicht ohne Vorstellungen; jede Vorstellung (*φαντασία*) aber ist entweder eine sinnliche oder eine intellektuelle; jene besitzen auch die Thiere.“

Das hier theils wörtlich, theils im Auszug ge-

gebene, was Aristoteles in der Seelenlehre vorträgt, wird zu dem gegenwärtigen Behuf hinreichen, um das 7te Kapitel zu erläutern, zu dem wir uns zurückwenden (p. 248. ed. Br.). Was will da Arist. erörtern? Dieses, wie das *πρώτων κινούν ἀκίνητον* bewegt. Wie bewegt es? als *ὄρεκτόν καὶ νοητόν!* Wie erklärt und beweiset er dieses? Durch das, was er dort weiter sagt und was er mit den Worten beschließt 1. ult. *ἐκ τῆς αὐτῆς ἄρα ἀρχῆς ἤρτηται ὁ οὐρανός καὶ ἡ γῆ;* und worauf er dessen *διαγωγῆ* in Betrachtung zieht. Er sagt: *τὸ ὄρεκτόν καὶ τὸ νοητόν κινεῖ οὐ κινούμενα · τούτων τὰ πρῶτα τὰ αὐτά.* Das erste kann vorläufig zugestanden werden nach dem aus der Seelenlehre bezugbrachten; auch hält sich Arist. bey einem so oft von ihm eingeschärften Sage nicht auf, sondern schließt gleich daran: *τούτων τ. πρ. τὰ αὐτά;* und das ist's, was er zuvörderst zu beweisen sucht in den Worten: *ἐπιθυμητόν γάρ τὸ φαινόμενον καλόν, βουλευτόν δὲ πρῶτον τὸ ὄν καλόν.* (Vgl. π. ψ. III. 10. §. 50 — 53. S. 65 Sylb. was ich vorhin übergangen habe, weil' soweit alles für sich klar ist, und mit dem dort gesagten übereinstimmt. Von dem *καλόν* zu handeln, würde vom Weg abführen; doch s. m. *Metaph. M. 3. p. 265. Br.*). Das *Σχöne* also (oder das Gute, wie er in der Seelenlehre sagt) ist Gegenstand des Begehrens und Wollens; Begehren und Wollen sind ein Vorstellen (*δοκεῖν*), überhaupt ein Denken: *Ὀρεγόμεθα δὲ, διότι δοκεῖ ἀγαθόν ἢ δοκεῖ διότι ὄρεγόμεθα. ἀρχὴ δὲ ἡ νόησις · νοῦς δὲ ὑπὸ τοῦ νοητοῦ κινεῖται, νοητὴ δὲ ἡ ἑτέρα συστοιχία κατ' αὐτὴν · καὶ ταύτης ἡ οὐσία προση, καὶ ταύτης ἡ ἀπλῆ καὶ κατ' ἐνέργειαν.*

(Fortsetzung folgt)

Wanderings and adventures in the interior of  
Southern Africa.

(Fortsetzung.)

„Östlich von Kurrichaine oder vielmehr Shuan, ents  
decken sie den Fluß Moriqua, welcher zwischen dem  
25—26° Br. und 29—30° L. entspringt, einen nord-  
östlichen Lauf nimmt und ungefähr hundert (englische)  
Meilen von der Furtz in eine hohe Bergreihe eintritt.  
Von hier ergießt er sich, nach dem Bericht der Eingebor-  
nen, durch das Land der Mantatis in die See. Er ist  
ungefähr 40 Ellen breit, hat ein reißendes, helles und  
gutes Wasser, und ist reich an Fischen, die einen Nah-  
rungsartikel ausmachen. Der Fluß wird von Krokodilen  
besätigt, vor denen sich die Eingebornen, welche sie  
Quaina nennen, sehr fürchten; Schoon und seine Gefähr-  
ten erlegten eines von 16 Fuß Länge. Ungefähr 70 Me-  
ilen ostwärts nahm die Bergreihe eine fast südwestliche  
Richtung, bey einer Höhe von beynahe 700 Fuß. In  
der Entfernung von 14 Meilen südwärts längs dieser  
Berge ist ein Platz, genannt Ngorutze Quelle, wo ein  
großer Baum mit siebzehn konischen Hütten ist. Diese  
werden als Schlafstätten benutzt, indem sie außer dem  
Bereich der Löwen liegen, welche seit dem Aufstade der  
Mantatis sehr zahlreich und gefährlich geworden sind.  
Die Aeste dieser Bäume sind durch starke Stöcke und  
Pfähle unterstügt, und es giebt drei Reihen oder Boden,  
auf welchen diese Hütten stehen. Die unterste ist neun  
Fuß über der Erde, und enthält zehn Hütten; die zweite,  
ungefähr acht Fuß hoch, drey Hütten, und das oberste  
Schwerm, wenn es so genannt werden darf, faßt vier  
Hütten. Der Ausgang wird durch Kerben, die in den  
Pfählen eingeschnitten sind, bewerkstelligt, und die Hüt-  
ten sind aus Zweigen geflochten, mit Stroh bedekt, und  
fassen bequem zwey Personen. Auf einer frühern Excur-  
sion besuchten diese Reisenden mehrere verlassene, auf ähn-  
liche Art gebaute Dörfer zwischen den Flüssen Moriqua  
und Lentelean, so wie in andern Gegenden. Diese jedoch  
waren aus Pfählen, anstatt aus Bäumen, errichtet, un-  
gefähr acht Fuß über dem Boden, vierzig Fuß im Viereck,  
an einigen Plätzen darüber, und siebenzig bis achtzig  
Hütten enthaltend. Während des Tags halten sich die  
Einwohner unter dem Schatten dieser Decke auf, und  
begeben sich des Nachts in ihre Hütten.

Das vierte Kapitel giebt einen Ueberblick über die  
Säugethiere, welche Südafrika bewohnen, und well die  
Thierwelt von der physikalischen Beschaffenheit des Lan-  
des mehr oder minder abhängig ist, stellt der Verf. uns  
auch diese in einigen Hauptzügen vor. Sehr treffend  
macht er auf den Unterschied in der Beschaffenheit der  
Wäpnen des nördlichen und südlichen Afrika's aufmerksam:

„Die Sahara z. B., welche die ganze Strecke zwischen  
dem Atlasgebirge und den fruchtbaren Thälern des Ses-  
negals, Gambias und Nigers einnimmt, besteht ganz aus

niedrigen Felsbhügeln und weiten Strecken von Flugsand,  
der von der Gluth einer tropischen Sonnenhitze gebrannt  
und zerpulvert ist, hie und da mit einer Dose oder einem  
Wady, wie er von den Arabern genannt wird, wo ein  
grüner Platz und einige Dattelpäume eine Quelle umge-  
ben. In einer solchen Gegend wird man nicht leicht Ein-  
wohner suchen wollen, und in der That, wenn es nicht  
einige Springhasen oder andere ähuliche Thiere in der  
Nachbarschaft der Wadys, oder gelegentlich eine Herde  
von Gasellen oder Straußen am Rande der großen Wüste  
ist, kann die Sahara als ganz entblößt von Bewohnern  
gelten. Der Fall ist aber ein ganz anderer in Bezug  
auf die Wüsten Südafrikas. Der Charakter derselben ist  
völlig verschieden von der Sahara; denn obwohl sie  
gleichfalls aus einem Sandboden bestehen, so ist dieser  
doch durch die Wurzeln verschiedener Pflanzen vereinigt,  
welche einen gewissen Antheil von Nahrung zu allen  
Zeiten selbst aus dem verbrannten Boden der Karroos  
ziehen und welche während der Regenzelt die ganze Ge-  
gend mit einem reichlichen Grün bedecken. Die Karroos  
von Süd- und Mittelfrika sind dadurch in ihren Haupt-  
beziehungen den Steppen Nordasiens ähnlich, mit der  
Ausnahme, daß ihre zwischentropische Lage und der regels-  
mäßige Wechsel von trockener und nasser Jahreszeit  
den mittelfrikanischen Wüsten einen Charakter giebt,  
den asiatische nicht besitzen. Es sind daher jene auch viel  
besser zur Unterhaltung von Thieren geeignet, zumal von  
schnellflüchtigen Wiederkäuern, welche in kurzer Zeit große  
Räume zur Auffuchung der ost weit mehr zerstreuten  
Plätze, auf welchen ihr Futter wächst, durchwandern kön-  
nen. Von den fast 70 Arten, welche die Naturforscher  
zur Gattung Antilope zählen, sind nicht weniger denn  
50 Afrika eigenhümlich, und von diesen weiden über 25  
Arten in der Kapkolonie oder in den östlich und nördlich  
unmittelbar daran gränzenden Gegenden. Dief ist gewiß  
einer der merkwürdigsten Umstände in der afrikanischen  
Zoologie, und wird dadurch noch interessanter, daß Hir-  
sche, also von derjenigen Gattung unter den Wiederkäuern,  
welche nächst den Antilopen die meisten Species aufzu-  
weisen hat, nur zwey von fast dreißig Arten aus diesem  
Weltheil bekannt sind, und selbst diese sind beschränkt auf  
die Thäler des Atlasgebirges.“

„Drey verschiedene und schöngezeichnete Arten der Pferde-  
gattung, das Zebra, Damm und Quappa, bewohnen glei-  
cherweise die Ebene von Süd- und Mittelfrika, und die  
staatliche Giraße durchzieht gelegentlich in kleinen Heerden  
die Sandebenen, und sucht sich eine sparsame Nahrung  
an der dornigen Akazie, welche auf manchen Strecken  
der Wüste in Menge vorkommt. Bey ungewöhnlich trocke-  
ner Jahreszeit, wo die Vegetation der Karroos des In-  
neren zum Futter nicht ausreicht, wandern unzählige  
Heerden dieser Thiere südwärts, um reichlichere Weiden  
zu finden, und auf diese Weise werden innerhalb der Kol-  
oniegrenzen neue Arten getroffen, die sonst nicht südlich  
vom Drangefluß gesehen werden.“

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. July.

Nro. 138.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ic.

(Fortsetzung.)

Alexander v. Aphrodisias (in der Münchener Handschrift fol. 384) sagt zu dieser Stelle: πάν ὀρεκτόν καὶ πάν νοητόν κινῆ, ὥστε μὴ κινῆσθαι, ἀλλ' ἀκίνητα μένοντα κινῆν τὰ ἄλλα, ὡς ὁ χόρτος τὸν ὄνον, καὶ ἡ εἰκὼν τὸν ἔραστήν. Ἐπιδη δὲ πάν ὀρεκτόν καὶ πάν νοητόν ἀπὸ τοῦ πρώτου καὶ κατ' αὐτὸ νοητοῦ καὶ ὀρεκτοῦ λέγεται καὶ εἰσὶν τινα μὲν ὀρεκτὰ μὴ νοητὰ δὲ, ὡς ὁ ἄρτος, καὶ ἔμπαινα νοητὰ μὴ ὀρεκτὰ, ὡς τὰ κατὰ δεικνυσιν ὅτι τὸ πρώτως καὶ κυρίως νοητόν καὶ κυρίως ὀρεκτόν ταυτὸν ἐστὶ, διδάσκων ἡμᾶς τὴν διαφορὰν τοῦ ἐπιδημοῦ καὶ τοῦ βουλητοῦ, λέγων· Ἐπιδημοῦ μὲν ἐστὶν τὸ φαινόμενον καλόν· τὸ γὰρ κυρίως καλὸν οὐκ ἐπιδημοῦν ἀλλ' ἐφετόν καὶ ὀρεκτόν· ἔτιρον γὰρ ἐπισυμία ἐφίσεως· ἡ μὲν γὰρ ἐπισυμία ἐν τῷ λογιστικῷ· βουλητόν δὲ πρώτως καὶ κυρίως οὐ τὸ φαινόμενον καλόν, ἀλλὰ τὸ ὄν ἐν τῷ ἑαυτοῦ φύσει καλόν. Ὁρεγόμεθα δὲ ὅτι ἔδοξε, ἡ καὶ ἔμπαινα, διότι δοκεῖ, ὀρεγόμεθα — (Die lateinische Uebersetzung des Sepulveda fol. 184 R. fährt so fort: de quibus cum ad hunc modum disputavit, primum intelligibile et primum appetendum idem esse colligit dicens: Intellectus enim principium est; was der Münchner Codex nicht hat, ich wenigstens nicht bemerkt habe.) ἀρχὴ γὰρ ἡ

νόσις· τοῦτ' ἐστὶν ἀρχὴ τῆς κινήσεως τὸ ὀρεκτόν· προσυπακουστίον γὰρ τῷ ἀρχῇ τῆς νοήσεως τοῦ το (sic. aut dele τοῦ, aut ser. τοῦ τοῦ) ὀρεκτόν· τοῦτο γὰρ κινῆ τὸν νοῦν (sic. l. νοῦν)· κινήσις δὲ νοῦ νόσις· κινῆ γὰρ τὸν νοῦν τὸ ὀρεκτόν εἰς τὸ νοῆσαι, ἢτε ὀρεκτόν ἐστὶν, ἢτε οὐκ ὀρεκτόν ἐστὶν. ἀλλὰ μὴν κινῆται ὁ νοῦς καὶ ὑπὸ τοῦ νοητοῦ. Εἰ οὖν αὐτὸν κινῆ καὶ τὸ νοητόν καὶ ποιῆ κατ' ἐνέργειαν νοῦν, κινῆ δὲ αὐτὸν καὶ τὸ ὀρεκτόν, τὸ νοητόν ἄρα καὶ τὸ ὀρεκτόν ταυτὸν ἐστὶν. Νοητόν δὲ κυρίως καὶ νοῦς τῇ ἑαυτοῦ φύσει ἐστὶ τὸ πρώτον αἴτιον, ἐκείνο ἄρα ἐστὶ καὶ κυρίως νοητόν καὶ κυρίως νοῦς καὶ κυρίως ὀρεκτόν. Vergleichs James Harris Philosophical Arrangements c. 17. S. 428 sq. Philopon. fol. 50. 51.

Ich habe diese lange Stelle hergesetzt, nicht allein deshalb, weil der griechische Commentar des Alexander noch ungedruckt, sondern weil sie den Aristoteles richtig und in Uebereinstimmung mit dem auslegt, was er in der Seelenlehre vorträgt. Herr Biese faßt ebiges ἀρχὴ δὲ ἡ νόσις; ----- κατ' ἐνέργειαν so:

„Das Princip dieses Strebens ist nicht das Sinnliche, sondern die denkende Vernunft; denn was an sich schön ist, das ist ein Gedachtes, und der Gedanke wird nur von dem Gedachten bewegt. Das Gedachte bildet aber zu dem Gedanken der denkenden Vernunft die andere Reihe des an und für sich Seyenden, und in dieser ist die Wesenheit das Erste, und unter den Wesenheiten wiederum diejenige, welche einfach für sich reine Thätigkeit ist, nämlich das Denken.“



Da ich mir nicht klar machen kann, was H. Biese — hier Hegel (14, 329) ganz besonders folgend, gemeint habe, so fasse ich mit Alexander den Gedanken des Aristoteles kurz so: der Verstand, — die Denkkraft wird von dem Denkbaeren bethätigt; dieses reizt und erregt ihn, ohne daß es selbst bewegt noch verändert wird; ein Beyispiel solcher *νοητά* sind die mathematischen Lehrsätze, und die wahren — das *τί ἦν εἶναι* eines Dinges ausfagenden — Begriffe, zumeist aber die *νόοι* selbst, und unter diesen der höchste substantiale, einfache und wirkthätige Geist. Dieser folglich bewegt und erregt zumeist, ohne selbst bewegt zu werden. In die Reihe des Denkbaeren gehört aber auch das Gute und Schöne, die ja gleichfalls den Geist anregen und in Bewegung setzen; und auch hier erregt das Beste (*finis honorum*) natürlich zumeist, ohne selber bewegt zu werden. In dieser Uebereinstimmung als *νοητόν* jedwedes und als *ἀκίνητον κινουόν* und als *πρώτον* als *τέλος* demnach sind sie (*τά αὐτά*) einfach dieselben. Dieß scheinen mir die Aristotelischen Worte zu sagen, mit denen er nach obigem *κατ' ἐπιρρημίαν* fortfährt: *ἔστι δὲ τὸ ἐν καὶ τὸ ἀπλοῦν οὐ τὸ αὐτό· τὸ μὲν γὰρ ἐν μέτρον σημαίνει, τὸ δὲ ἀπλοῦν πῶς ἔχον αὐτό. Ἀλλὰ μὴν καὶ τὸ καλόν καὶ τὸ δ' αὐτό αἰρετόν ἐν τῇ αὐτῇ συστοιχίᾳ, καὶ ἔστιν ἀριστον αἰὶ ἢ ἀνάλογον τὸ πρῶτον. Ὅτι δ' ἔστι τὸ οὐ ἔνεκα ἐν τοῖς ἀκινήτοις, ἢ διαίρεσις δυλοῖ (s. oben)· ἔστι γὰρ τινι τὸ οὐ ἔνεκα ὧν τὸ μὲν ἔστι, τὸ δὲ οὐκ ἔστι. Das höchste Gut ist zugleich das höchste Denkbaere, der höchste Verstand, ist dasjenige, um deswillen alles strebt und wirksam ist; — dieß ward, was Aristoteles zu beweisen hatte, und hiemit gethan zu haben denkt.*

Die nächste Frage ist: wie es denn beweget? nicht als *αἴτιον ποιητικόν* (s. π. γεν. κ. φθ. I. 7 ext. p. 24. Sylb.), sondern als *αἴτιον τελικόν*, sagt Aristoteles; es beweget als *ἐρώμενον*, als

Geliebtes. Sein bloßes Daseyn allein bewirkt die Bewegung und Thätigkeit in dem Andern, dessen Wesen und Form sie sind; sie sind es aber dem obersten Himmel — dem *ἀπλανῆς οὐρανός*. — Alexander sagt zu d. St. Fol. 385 Vers. f. f. *τὸ οὐ ἔνεκα ὅτιρ ἔστι, τοῦτο ἔστι· τὸ δὲ τούτου ἔνεκα* (das Mittel, hier der Kreislauf des Himmels) *οὐκ ἔστιν ὅτιρ ἐκείνο· τὸ γὰρ κινούμενον ἔνεκα τοῦ ἀγαθοῦ, οὐκ ἔστι τ' ἀγαθόν· τὸ γὰρ ἀγαθόν, ὅτιρ ἔστι οὐ ἔνεκα, ἀγαθόν ἔστι· κινεῖται δὲ ἕως οὐ καταλάβῃ τὸ ἀγαθόν, καταλάβων δὲ ἴσταται· εἰ δὲ τὸ πρῶτον αἴτιον, ὅτιρ τὸ πρῶτον ἀγαθόν ἔστι, ἀπειρόν ἔστι,* (dieß ist kein von Arist. hier gebrauchtes Prädikat oder Attribut; es liegt jedoch in *πρώτον* und *ἀριστον*) *οὐδέποτε ἂν τὴν ὁλότητα τῆς ἀγαθότητος αὐτοῦ, ὥστιρ ἐπὶ τῶν μικρῶν ἀγαθῶν ἔχει, τὸ ἐφιμίμενον αὐτοῦ καταλύσεται, διὰ τοῦτο αἰὶ κινήσει ὡς ἐρώμενον ἀκατάληπτον.* Als solches beweget es der obere Himmel, und dieser dann alles übrige. Dem Himmelsstoff ist aber die Kreisbewegung wesentliche und in seiner Natur nothwendige (*π. ουρ. I. 2 u. 3.*) Thätigkeit, und zu dieser reizt und beweget ihn das höchste Gut, das unveränderliche ee., das sich nie anders verhalten kann und sonach nothwendig ist, sowohl als *conditio sine qua non* des Wohles (*τοῦ εἶ*) wie auch weil dasselbe sich gar nicht ändern kann, sondern schlechtthin sich so wie es ist verhält. „Und von einem solchen Prinzip,“ schließt Arist., „ist der Himmel und die sub-lunarishe Schöpfung (*οὐρανός καὶ γῆσις*) abhängig.“

Ich vertraue, daß den meisten Lesern, die nur einigermaßen des Griechischen kundig sind, und nur mit einiger Aufmerksamkeit den Aristoteles ansehen mögen, die Nichtigkeit der Erklärung aus der Sprache selbst, wie aus der Uebersieferung der artistischen Ausleger einleuchten werde. Zur Vergleichung setze ich jedoch noch dasjenige hieher, was Hegel in den

Vorll. üb. Gesch. der Ph. Bd. 14. S. 328 flg. mit eben so viel Willkür als Gewaltfameit daraus gezogen hat.

„Als das Wesen, das Wahre, ist also zu sehen, was sich in sich selbst, also „im Kreise bewegt; und dieß ist nicht nur in der denkenden Vernunft zu sehen, sondern auch durch die That (φύσις)“ — d. i. es ist vorhanden, existirt realiter in der sichtbaren Natur. Dieß folgt aus der Bestimmung des absoluten Wesens, als thätigen, das in die Wirklichkeit, gegenständliche Weise, treten macht. Als das sich Gleiche, was sichtbar ist, ist dieß absolute Wesen „der ewige Himmel;“ die zwei Wesen der Darstellung des Absoluten sind denkende Vernunft und ewiger Himmel. Der Himmel ist aber bewegt; „er ist aber auch ein Bewegendes.“ Da das Außerste „Bewegendes und Bewegtes ist, so ist eine Mitte, welche bewegt, das Unbewegte ist, — selbst zugleich eine Substanz und die Energie;“ sie bestimmt dem Aristoteles den Kreis der in sich zurückkehrenden Vernunft. — mit neueren Bestimmungen gleichlautend. Das Unbewegte, was bewegt, — dieß ist eine große Bestimmung; das sich selbst gleichbleibende, die Idee, bewegt und bleibt in der Beziehung auf sich selbst. Er erklärt dieß folgendermaßen: „Sein Bewegtes ist auf folgende Weise bestimmt. Dasjenige bewegt, was begehrt wird und gedacht wird; dieß, was begehrt wird und gedacht wird, ist selbst unbewegt,“ ruhend. Es ist Zweck; dieser Inhalt oder Zweck ist aber das Begehren und Denken selbst; solcher Zweck heißt Schönes, Gutes. „Was begehrt wird, ist das, was als schön erscheint“ (gefällt), „dessen Erstes“ oder Zweck, „was mit dem Willen gewollt wird, ist, was schön ist.“ Es ist als gegenständliches Wesen gesetzt, was „wir aber begehren, weil es so erscheint,“ gegeben ist; „mehr als daß es so erscheint, weil wie es begehren.“ Denn dann wäre es schlecht: hin durch die Thätigkeit gesetzt; es selbst ist selbstständig, unser Begehren wird erst erweckt. „Das wahre Princip ist“ hierin aber „das Denken; denn der Gedanke wird von dem Gedachten bewegt.“ Der Gedanke hat Gegenstand; er ist das Unbewegte, welches bewegt. Aber dieser Inhalt ist selbst ein Gedachtes, so selbst Produkt des Gedankens; es ist unbewegt, und so ganz identisch mit der Thätigkeit des Denkens. Hier im Denken ist so diese Identität vorhanden; das welches bewegt wird, und welches bewegt, ist dasselbe. „Dieß Gedachte aber“ (man traut kaum seinen Augen) „ist die andere Reihe an und für sich selbst, ist sich selbst sein eigenes Element,“ — der als gegenständlich gesetzte an und für sich sendende Gedanke; „und dieses anderen Elements Substanz ist die erste: die erste Ursache ist einfach — nicht Eins — und die reine Thätigkeit.“ Die *ousia* dieses Wes-

denkens ist das Denken; dieses Gedachte ist also die absolute Ursache, selbst unbewegt, aber identisch mit dem Gedanken, der von ihm bewegt wird. „Das Schöne und das Beste“ (die Pflicht, das An und für sich sendende, Endzweck) „ist eben solches“ — ein Unbewegtes, das bewegt. „Daß aber das Unbewegte will zum Unbewegten gehört, zeigt der Begehr.“ „Was bewegt wird kann sich auch anders verhalten. Der Trieb (*πορὰ*) überhaupt ist die erste Veränderung; die erste ist die Kreisbewegung, diese aber wieder von jenem bewegt.“ Jenen, der Begriff, principium cognoscendi, ist auch das Bewegende, principium essendi! er spricht es als Gott aus, und zeigt die Beziehung auf das einzelne Bewußtseyn.“

So weit Hegel! Rec. kann nur dessen obige Worte wiederholen: „man traut kaum seinen Augen!“ Indessen bey Hegel kann man die Hartnäckigkeit, mit der er seine Meynung von der Geschichte der Philosophie, wie er sie von vorne herein ausspricht, und die Gewaltfameit seiner Kunst sogar bewundern; wenn sich aber ein Historiker, der die Dokumente selber gelesen haben muß, dadurch berücken und behörden läßt, so ist das — unverzeihlich zum mindesten. —

Nur eines habe ich hier noch zu erinnern, was Hegel, und ihm nach, H. Biese verdrückt, es ist: ἀρχὴ δὲ ἡ νόησις. Wir streben — ὀρεγόμεθα — und der Anfang ist das Denken, — vorstellen — νόησις! Daß er gleich νόησις, und nicht ὀρεῖσις sagt, davon liegt der Grund in seiner philosophischen Ansicht, die er π. ψ III. 9. von den Seelenvermögen oder Theilen ausspricht: πρὸς δὲ τούτοις τὸ ὀρεκτικόν, ὃ καὶ δυνάμει ἕτερον ἂν δόξειεν εἶναι πάντων (sc. τοῦ αἰσθητικοῦ, φανταστικοῦ, λογιστικοῦ u. s. f.) καὶ ἄτοπον δὲ τοῦτο διαστάν· ἐν τε τῷ λογιστικῷ γὰρ ἡ βούλησις γίνεται, καὶ ἐν τῷ ἀλόγῳ ἡ ἐπιθυμία καὶ ὁ θυμός· εἰ δὲ τρία ἢ ψυχῇ, ἐν ἑκάστῳ ἔσται ὀρεῖσις. Diese ist nicht in der Sache, sondern in der Anwendung und Richtung (*εἶναι*) verschieden — hier von der νόησις. Daß die νόησις aber in obiger Stelle nicht die des göttlichen Geistes, sondern des bewegbewegenden meyne, ist klar. Die weitere Erklärung des

Wie? gehört aber in die Physik, namentlich in die Astronomie. Ich spare daher das Uebrige bis zur Erscheinung des 2ten Theiles. Einiges andere aber wird hier im Verfolg vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Schluß.)

Die Wanderungen der Springböcke (Antilope Euc chore), bey welcher Art sie am häufigsten vorkommen, sind wegen der zahllosen Menge von Thieren am verheerendsten, indem sie alles Grün eben so verschwinden machen, als ob Heuschrecken-Heere darüber weggezogen wären.

Hafen, Springhasen und andere Thiere finden sich gleichfalls in großer Häufigkeit auf diesen Karrees; und bey der Menge pflanzenfressender Thiere läßt es sich leicht denken, daß es auch an Raubthieren, die jenen nachstellen, nicht fehlen wird. Wirklich wimmelt es von verschiedenen Arten solcher Bestien in Südafrika. Der Löwe, der Leopard und der Gepetah, (*Felis jubata*) suchen sich zu ihrer Beute die verschiedenen Arten von Antilopen und bisweilen auch den Schaafma oder großen Pavlan der Gegend, welcher nebst einer kleinen Meerkatze, *Cercopithecus erythropygus*, das einzige vierhändige Thier in der Kolonie ist. Der Luchs und verschiedene kleinere Katzenarten stellen vorzüglich Vögel und kleinen Baum-Säugethieren nach, deren sie sich durch Klettern an Bäume oder durch's Schlüpfen durch das Gehäus bemächtigen. Drey verschiedene Arten von Hyänen, am Kap Wölfe genannt, mit unzähligen kleinern Raubthieren streifen nach Belieben umher oder nehmen sonst, was sie überfallen und überwältigen können."

Dann folgen noch Beschreibungen oder kürzere Bemerkungen über solche Säugethier-Arten, in dem Verneuentdeckt, oder doch wenigstens selten sind; die neuen Arten sind jedoch nicht von ihm, sondern von Gildin und Bennett benannt, und er wiederholt hier meist nur ihre Beschreibungen. Hieher gehören: Antilope *ellipticymnus* Og., *Cynictis Steedmanii* Og., *Manis Temminckii* Smuts, *Erinaceus frontalis* Benn., *Hyaena villosa* Smith, *Proteles cristata*, Antilope *Oryx*, Antilope *strepsiceros*, *Camelopardalis*, *Alligator Cowieii* Smith. \*)

\*) Auf S. 184 giebt der Verf. einen Auszug aus der Reise Bain's und Biddulph's, die im Jahr 1826 bis zu den Wankketen vordrangen, und unter 25° 15' Br.

Das sechste und letzte Kapitel des dritten Abschnittes giebt Aufschlüsse über die Beweggründe, welche die Kaffern veranlaßten, zu Ende des Jahres 1834 die östlichen Länder der Kolonie unvermuthet zu überfallen, und unter Morben und Plündern zu verweilen. Da diese Nachrichten vom Missionäre Shaw herfahren, der seit mehreren Jahren unter den Kaffern lebt, und also die Verhältnisse am genauesten kennt, so wird man durch sie den Stand der Dinge am zuverlässigsten erfahren. Er giebt zwey Gründe an, welche den eben erwähnten Raubzug veranlaßt haben. Den einen findet er in dem moralischen Zustande der Kaffernstämme, indem sie nämlich sehr unbestimmte Begriffe vom Eigenthumsrecht haben, unbekümmert bey Zerstörung eines Menschenlebens sind und einen tiefgewurzeltten Hang zum Viehdiebstahl zeigen. Den andern Grund findet Shaw in der schlechten Gränzpolizei der Kolonialregierung. Anstatt ein geregeltes System in den Gränzangelegenheiten festzusetzen, erlaubte man sich hinsichtlich derselben große Willkühr. Bald behandelte man die Kaffern mit Härte und Strenge, bald mit Milde und Güte. Zu Zeiten ließ man sie ihren gänzlichen Untergang befürchten und wieder zu andern erduldet man ungestraft die frechsten Räubereien von ihnen. Kein direkter und offizieller Verkehr bestand zwischen den Kolonialbehörden und den Häuptlingen, und es existirte nicht ein einziger schriftlicher Vertrag, durch welchen die Kaffern gebunden worden wären. Dadurch entstanden manche Mißthätigkeiten, welche bey einem leidenschaftlichen kriegerischen Volke, das an Rauben und Morden gewöhnt ist, endlich den Ueberfall der Kolonie veranlaßten.

IV. Abschnitt. Dieser enthält einige Mittheilungen, welche der Verf. nicht aus eigener Erfahrung, sondern aus fremden Quellen genommen hat. Der Inhalt betrifft 1) die Expedition von Dr. Smith nach dem Innern von Afrika und die Abentheuer, welche einem Freunde desselben begegneten, 2) die Strandung des Schiffes Grosvenor und Schiffsole der Mannschaft desselben, 3) Schilderung der Umponda-Kaffern, und 4) authentische Berichte über den letzten Kafferkrieg.

Eine besondere Zierde dieses Buches machen die schönen Holzschnitte und Steinzeichnungen aus, welche theils Thiere, theils Landschaften und Vegetabilien darstellen. Von vorzüglichem Werthe ist die Karte von Südafrika.

25° 25' L. am Flusse Roorolani eine Menge Wild, namentlich das weisse Rhinoceros antreffen; ein Thier, das uns noch ganz unbekannt ist, und über welches weiteren Aufschlüssen entgegen gesehen wird.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. July.

Nro. 130.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhang, &c.

(Fortsetzung.)

Nachdem Aristoteles das höchste Gut, das notwendige Urwesen, den Urgeist erwiesen, so beschreibt er (S. 249 l. 1. sqq. Br.) seine διαγωγή, seine Thätigkeit in ihm selbst; — „es ist (sagt Hr. Biese S. 549 sq. in Note 2.) διαγωγή vorzugsweise der Zustand des rein beschauflichen Vernunftlebens, des speculativen Denkens, dessen Genuß die Seligkeit ist (s. oben S. 354 sq.) Man lese die lange Note S. 549 — 551 und die dort angeführten Stellen bey Aristoteles selbst und in H. Biese's speculativer Erörterung derselben. Ich wende mich zu H. Biese's Extract dieser Stelle und übergehe nur die Beziehungen auf das menschliche Leben, Denken, die Kunst, einmischet, und die aus der Uebersetzung oben bekannt sind. Dieß absolute Wesen führt in seinem An und für sich seyn das vorzüglichste Vernunftleben — wie wir nur kurz —

„Die göttliche Thätigkeit dagegen ist als ungetrübter Genuß die Seligkeit. — Das Denken aber an und für sich, das sich auf sich selbst bezieht, ist ein Denken des an und für sich Besten, und das tiefste Denken, das Denken dessen, was an und für sich das Tiefste ist. Sich selbst aber denkt der Gedanke durch Aufnahme des Gedachten; denn er wird, indem er berührt und denkt, selbst das Gedachte so daß das Gedachte und das Denken Eins ist; erst in dieser Identität findet die reine ungestörte Thätigkeit statt, und diese ist im höheren Grade das Göttliche, als das was die denkende Vernunft nur als Anlage Göttliches zu haben wähnt. Die Thätigkeit selbst, die Speculation ist das Genußreichste und Höchste.“ —

Daß Aristoteles die Identität des Gedankens und des Gedachten lehre, ist an unserer Stelle offenbar; und dieselbe Identität spricht er auch sonst oft und namentlich π. ψ. III. 7. aus: τὸ αὐτὸ δῖστω ἢ κατ' ἐνέργειαν ἐπιστήμη τῷ πράγματι. s. w. — hier freylich in anderer Beziehung. Daß er recht habe, dessen kann sich jeder, wenn nicht in anderen Gebieten, wenigstens in der Mathematik, in der Geometrie, am leichtesten und klarsten überzeugen; der Geist im geometrischen Denken ist Subject und Object zumal, nur nicht in derselben Beziehung (κατὰ τὸ αὐτὸ). Dieß vorausgesetzt finde ich gleichwohl mehrere Schwierigkeiten, die vielleicht Hr. Biese lösen kann, — Schwierigkeiten, nicht im Text, sondern nur in der Vorstellung nach ihrem allseitigen Zusammenhang, zumal wie Hr. Biese in der oben angeführten Stelle den Geist der Aristotelischen Theologie zusammengedrängt hat, wo er uns nach allen bezugbrachten Stellen noch insbesondere auf dieses Kapitel verwiesen. — Gott denkt, — er denkt das Schönste und Beste; — er denkt sich, denn Er ist das Schönste und Beste; und der Gedanke muß mit dem Gedachten identisch — daselbe seyn. Denkt er auch die Welt? Nach Hn. Biese allerdings, in wiefern „sein Denken ist That, und seine Thaten sind die lebendvollen Principien, welche von dem Materiellen erstrebt werden, und die schaffend und wirksam sich durch alle Sphären des Universums hindurch ziehen, sie ordnen, beleben und befehlen.“ (S. 352.) Das finde ich in keinem Worte unseres Kapitels. Zwar sind die Formen der Naturdinge durchaus das Höchste und Beste und Schönste



— eben für das Geschöpf selbst, das unvollkommen — ἀτελής — ist, bis es seine Form, seine Vollendung erreicht hat. Auf den ausgeprägten Formen beruht die Schönheit der Natur 2. μ. 1. 1., und darum sagte Heraclit ebd. (c. 5. S. 14. l. 20) zu den Fremden: εἰσίναι θαρρόντας· εἶναι γὰρ καὶ ἑνὰ ὅσα (πρὸς τῷ ἰνῶ) θεοῦς· οὕτω (fährt Arist. in seinem eigenen Namen fort) καὶ πρὸς τὴν ζήτησιν περὶ ἐνάστου τῶν ζῶων προσεῖναι δεῖ μὴ δυσωπόμενον, ὡς ἐν ἄπασιν ὄντος φυσικοῦ καὶ καλοῦ· τὸ γὰρ μὴ τυχόντως, ἀλλ' ἐνεκά τινος ἐν τοῖς τῆς φύσεως ἔργοις ἴσθι καὶ μάλιστα· οὐδ' ἐνεκα συνείστηκεν ἢ γέγονε τέλος, τὴν τοῦ καλοῦ χῶραν εἰλεῖν. Denkt denn aber Gott die Naturformen? vielleicht, in wie fern sie schön sind? Allein mir ist keine Stelle erinnerlich, wo von Gott gesagt würde, er denke Formen (εἶδη) so entweder die reinen selbstständigen Formen, die εἶδη χωριστὰ καὶ νοητὰ; oder die aus der Natur entsprossenen, durch die Materie hindurchgegangenen und von ihm erst abgezogenen Formen, wie sie der menschliche Geist auch aus der Natur zieht, indem er zu dem λόγος derselben, zu ihrem τί ἦν εἶναι eindringt und sie sich aneignet, assimilirt, identificirt. —

Die erste Voraussetzung angenommen, so kann dann Gott richtig τόπος τῶν εἰδῶν und εἶδος εἰδῶν genannt werden, was Aristoteles vom menschlichen Geiste gesagt auch billiget; — und das θεῖον und θεῖότατον ἐν ἡμῖν (Eth. Nicom. X. 7, 1) das ja zur Seele wie das Licht zum Auge hinzukommt, könnte eine solche Form, divinae particulae aerae seyn, wenn man darin, in diesem aus Gott heraus und an die Seele Ueberspringen oder Uebersetzen, nicht eine ἑξωτερικὴ πρᾶξις und anderes mehr sehen will, dergleichen von Gott oben negirt worden ist. Indessen eine nähere Erklärung kommt bey Aristoteles und Diese hierüber nicht vor; auch käme diese Vorstellungsart in manchen Punkten der Platonischen Ideenlehre zu nahe,

der doch Aristoteles überall ausweicht, die er überall bekämpft, die ihn wahrscheinlich zu seinem Kapitalsatz, zur Unterscheidung des ἐνεργεῖα ὄν und δυνάμει ὄν geleitet hat. Diese hat er an die Stelle des alten, für ihn nur als etwas überliefertes geltenden, Gedankens von ὄν und μὴ ὄν gesetzt; auf jener tiefen Unterscheidung beruht sein ganzes Lehrgebäude. — Unter jener Voraussetzung gilt dann auch vom Aristotelischen Gott, was Platon nach Plutarch Symp. VIII. 2, 1 gesagt haben soll: ὁ θεὸς αἰεὶ γεωμετρεῖ, man könnte hinzusetzen εἰδοποιεῖ u. dgl.

Allein dieß hat hier vorerst weniger Einfluß, und wir wenden uns zum zweiten Fall, demnach Gott auch die Naturformen denkt. Diese ruhen aber in der Natur selber ursprünglichst, sind und sind wieder nicht ἀνευ γενέσεως καὶ φθορᾶς, wie Aristoteles sehr richtig sagt; und eben diese Formen machen das eigentliche Wesen (οὐσίαν) der Natur aus, ἀκρ. I. 8 u. 9 II. 1 sqq. und überall. Sie können eben deshalb auch gar nicht, wenn man so sagen darf vor der Ewigkeit (ἀίδιότης) von Gott in die Natur gelegt worden seyn; denn außerdem, daß davon Aristoteles kein Wörtchen sagt, so träfe diese Annahme zu nahe mit der so viel und hart bestrittenen Ideenlehre Plato's zusammen. Denkt demnach Gott die Naturformen, so denkt er sie entweder so, wie unser, der menschliche Geist sie denkt und zur Erkenntniß bringt — erst durch sinnliche Aufnahme, durch deren Gestaltung im νοῦς παθητικός und endlich durch deren Ergründung und Durchschauung nach ihrem τί ἦν εἶναι im νοῦς ποιητικός und θεωρητικός. Allein zudem, daß wie Sinne so νοῦς παθητικός Gott nicht zukommen, so würde er, ehe er diese εἶδη aus der Natur aus und abgezogen und in sich aufgenommen, mit sich identificirt hatte, nur δυνάμει νοῦς nicht ἐνεργεῖα νοῦς gewesen seyn, es wäre gar keine Form, überhaupt keine Welt da gewesen, — zeitlich zu reden. — Oder er hatte und



war diese Naturformen rein für sich und gleichsam a priori durch eine absolute, oder durch eine prästabilierte Harmonie. In beyden diesen Fällen mußte wohl ein *causam*, eine *Εισαρµένην, Πεπωµένην* über Gott und Natur walten, woron keine Spur im Aristoteles. Aber nach diesem braucht Gott auch deren nicht; — weder um sie zu haben — er hat die Genüge an sich selber; — noch um sie zu geben; die Natur trägt sie in ihrem Schooß; genug, daß er durch sein bloßes Daseyn beweget, bethätiget, als Geliebter reizet, nicht etwa geradehin zu ihm zu kommen, sich mit ihm zu vereinigen, sondern dazu reizet, daß jegliches Wesen sein eigentliches Innere herauslehre, seine eigene Form, Schönheit und Vollständigkeit zum Vorschein bringe. Soll etwa Gott, der höchste absolute Geist, nicht genug in sich selber haben, um zu denken? das wird H. Biese gewiß nicht sagen; hat ja der menschliche Geist schon so viel in sich, um — in der reinen Mathematik eine wie uermessliche und unendliche Wissenschaft anzukülden. Ich nenne die Mathematik nur weil sie am allgemeinsten als reine und sogar apriorische Wissenschaft nach Form und Gehalt anerkannt ist.

Auf eine Weise, die sonach unserm mathematischen Denken zunächst entspricht, schreibt Aristoteles, meines Bedünkens, dem absoluten Geiste lanteres und mit ihm selber identisches Denken zu. Wie dieses auf die ewige Natur wirken, d. h. sie reizen könne, davon späterhin. Ich habe vorher noch einziges an einer Stelle Hr. Bieses anzusehen, wo er sagt: S. 547:

„Nach Aristoteles ist das Denken der göttlichen Vernunft das sich in sich selbst bewegende, denn der Geist verhält sich denkend zu der gegenständlichen Welt nicht wie zu einem anderen, sondern seine Richtung auf das Objectiv ist zugleich die Rückkehr in ihn selbst, wie die Kreisbewegung in ihren Anfang zurück und nicht aus sich selbst hinausacht: daher sagt Arist. de an. l. 3., wo er die Ansicht Platons widerlegt, daß die Seele desjenige sey, was sich selber bewege, oder bewegen könne, „nicht die empfindende und begehrende Seele ist eine solche Kreisbewegung, sondern nur die denkende Vernunft, welche das Weltall beherrscht. (Ar. l. l. §. 12. *Τῆν γὰρ*

*τοῦ παντός δῆλον ὅτι τοιαύτην εἶναι βούλεται οἷον ποτ' ἔστιν ὁ καλούμενος νοῦς· οὐ γὰρ δὴ οὖν γ' ἢ αὐτῆς κίνησις, οὐδ' οἷον ἢ ἐπιθυμητικῆ· τούτων γὰρ ἢ κίνησις οὐ κυκλοφορία.)* Außerdem bemerkt Aristoteles, daß die einzelnen Thätigkeiten des endlichen Denkens in sich begrenzt sind: die praktische durch das als Zweck angestrebte Object, die theoretische durch Beweis und Definition (f. l. l. §. 15. und vgl. oben 297 Anm. 1.)“.

Zuerst, daß das Denken der göttlichen Vernunft das sich in sich selbst Bewegende sey; dies ist kein Aristotelischer Ausdruck (Kategorie); er sagt immer nur *ἑαυτὸν νοεῖ*, nicht *κινεῖ*; wo er dieses verbum vom Denken transcendend gebraucht, da folgt und hat er anderer Systeme Sprachgebrauch im Auge; daher erwähnt er, so vielfältig er die *κίνησις* als *πολλαχῶς λεγόμενον* nach ihren Arten auseinander leget, dieses metaphorischen, transcendenden Gebrauches bey keiner dieser Gelegenheiten, cf. *ακρ.* VII. 3; das Denken so wenig als die Tugend ist eine *κίνησις*. Ferner, der Geist verhält sich denkend zu der gegenständlichen Welt nicht nur nicht wie zu einem anderen, sondern er verhält sich gar nicht zu ihr, sondern nur zu dem *εἶδος* oder *ἁρτάσµα*, zu der Vorstellung, die ihm *τὸ φαρταστικόν*, die ihm der *νοῦς παθητικὸς* zubereitet liefern. Demnach nur vermittelt des Sinnes, vermittelt der Sinnlichkeit, die das *αἴσθηµα* liefert, und vermittelt des *φαρταστικόν* verhält sich der denkende Geist zu der gegenständlichen Welt. Diese ist aber auf jenem Weg und Durchgang schon ein Subjectives geworden, ehe der denkende Geist sich geregt hat.

In dem nächstfolgenden endlich sind zwey Versehen begangen; einmal, weitgefehlt, daß Aristoteles die Richtung des Geistes auf das Objectiv zugleich als Rückkehr in ihn selbst, ähnlich der Kreisbewegung ansehen sollte, so rügt er im Gegentheil diese Ausdrucks- und Vorstellungsweise des Plato als der Sache, dem Denken zuwider, wie die Fortsetzung seiner Bestreitung des Plato deutlich lehrt. (Fortsetzung folgt.)

Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, il tutto raccolto ed illustrato con brevi cenni biografici dell' autori meno conosciuti, da Sebastiano Ciampi corrispondente attuale di scienze, lettere etc. dell' Imp. R. Commissione della istruzione pubb. del regno di Polonia. Firenze per Leopoldo Allegrini e Giov. Mazzoni stampatori nella badia fiorentina. 1834 (Dec. 1835) gr. 8. 364 S.

Ref. empfiehlt mit dieser Anzeige dem Publikum ein Buch, das zu den erfreulichsten literarischen Erscheinungen des heutigen Italiens gehört. Es ist die Frucht 16 jährigen, unangesehnten Forschens in allen bedeutenden Bibliotheken Italiens (der vatle., barber., vatican., vatic., cosic. in Rom; der ambros., und trivulsi. in Mailand; der von S. Marco in Venedig; der laurens., magliab. u. a. in Florenz), in dem k. Archive von Lirin, dem geheimen medicinischen in Florenz und in den öffentlichen und Privatarchiven und Bibliotheken Polens, eine Reihe der interessantesten, meist unbekanntem Dokumente, in mehr als 670 Artikeln alphabetisch geordnet, die sich sämmtlich auf die wechselseitige Verbindung Polens und Russlands mit Italien beziehen. Der Verf., früher Professor der griechischen Literatur an der Universität in Pisa, dann in gleicher Eigenschaft von dem Gouvernement des damals noch bestehenden Königreichs Polen an die Universität Warschau berufen, hatte, in seine Heimath Toscana zurückgekehrt, theils im Auftrage der polnischen Regierung, theils aus freiem Antriebe seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt, der, so unsichtbar, ja paradox er auf den ersten Anblick erscheinen möchte, von nicht wenig erheblichem historischen Interesse ist, und zu dessen gründlicher Erforschung Niemand geeigneter war, als der Verfasser des vorliegenden Buches. Früchte dieser Untersuchungen waren die *Italiani in Polonia, die notizie dei secoli XV. e XVI. sull' Italia, Polonia e Russia colle vite di Bona Sforza de' duchi di Milano regina di Polonia, e di Giovanni de' Medici detto delle bande nere*, und vor allem das Werk über den falschen Demetrius, die sämmtlich von unermüdetem Fleiße und einem äußerst glücklichen Takte in Auffindung und Zusammenstellung werthvoller Dokumente zeugen. Das gemeinsame Resultat aller dieser Forschungen ist das vorliegende Buch.

»Nachdem Rußland, sagt der Verf. in der Vorrede, die christliche Religion von den Griechen angenommen hatte, empfing es mit der Religion auch Wissenschaft und Künste und berief seit dem 15 Jahrhunderte Künstler und Gelehrte aus Italien zu sich. Polen empfing mit dem lateinischen Cultus seine Bildung vorzüglich aus Italien. Beyde kriegerische Nationen, Polen und Rußen, wie sie den Römern gleich nach militärischem Ruhme strebten, empfingen auch wie sie, von Ausländer Unterweisung in Wissenschaft und Kunst, die nirgends mehr als in Italien blühten. Wie einst die Römer Griechenland besuchten, so aus gleichen Zwecken die Polen Italien. Ita, schrieb der berühmte Stanislaus Keci dem ital. Dichter Simone Simonide, ita nostrorum vestigiis detrita, ita pervia facta in Italiam via est, ita crebris oppidis, tabernis, hospitibus distincta et coadificata videtur Silesia, Moravia, Austria, Stiria, Carinthia, ut quasi quoddam suburbium Italiae videantur. Die Universitäten Italiens zählten Tausende von Polen, die daselbst die Wissenschaften erlernen oder darzu sich ausbilden wollten. Es war fast kein polnischer Standesherr, der nicht in Padua den Doctorhut genommen hätte. Daselbst gab es Rectoren und Professoren polnischer Nation. Die Bibliotheken und Archive von Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel etc. sind voll von Denkmälen berühmter Polen, wie umgekehrt daselbe von Italienern in Polen fast findet.»

Die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Correspondenzen beziehen sich auf folgende Punkte:

1. Nachrichten und Beschreibungen aller Bücher und Handschriften allgemein wissenschaftl., histor., kirchl., polit. und militärischen Inhaltes, insofern sie die obenbezeichneten Länder betreffen und von Italienern verfaßt sind.
2. Desgleichen von Seite der Polen in Italien.
3. Nachrichten über classische lat. und italien. Schriftsteller, gedruckte oder ungedruckte, in's Polnische übersetzt oder commentirt.
4. Biographische Nachrichten über Schriftsteller und andere berühmte Männer Italiens, die sich in Polen oder Rußland aufhielten.
5. Wissenschaftliche Arbeiten und anderweitige Bemühungen ital. Jesuiten in jenen Ländern.
6. Nachrichten über die Socinianer in Polen.
7. Nachrichten über bekannte oder bis jetzt unbekannt ital. Künstler in jenen Ländern oder über polnische und russische in Italien.
8. Nachrichten allgemein wissenschaftlichen, historischen, geographischen, diplomatischen, commerciellen Inhaltes, der ganzen Anlage dieses Werkes angemessen; Nachrichten über Bücher und Manuscripte in slavischen Dialecten abgefaßt und in Italien herausgegeben oder daselbst in Bibliotheken befindlich.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. July.

Nro. 140.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ic.

(Fortsetzung.)

Nach den vorhin von Hrn. Biese selbst aus π. ψ. I. 3, §. 12. angeführten Worten: τούτων γάρ ἡ κίνησις οὐ κυκλοφορία, fährt Aristoteles unmittelbar (§. 13) so fort: ὁ δὲ νοῦς εἷς καὶ συνεχής, ὡσπερ καὶ ἡ νόησις· ἡ δὲ νόησις τὰ νοήματα· ταῦτα δὲ τῷ ἰσχυρῷ ἐν ὡς ἀρισμός, ἀλλ' οὐχ ὡς τὸ μέγεθος (Nachdem Arist. a. a. O. §. 11. den Begriff und die Anschauung Platons von der Weltseele angegeben, so beginnt er §. 12. die Widerlegung mit πρώτων μὲν οὖν οὐ καλῶς τὸ λέγειν τὴν ψυχὴν μέγεθος εἶναι· τὴν γὰρ τοῦ παντός δῆλον ὅτι u. s. w., s. oben. Dieß also hat er bis hieher erwiesen; die Seele ist nicht μέγεθος, continueurliche Größe, wie sie, meynet Aristoteles, seyn müßte, wenn sie kreisend dächte.) Er fährt fort: διόπερ οὐδ' ὁ νοῦς οὕτω συνεχής ἀλλ' ἤτοι ἀμερής ἢ οὐχ ὡς μέγεθος τι συνεχής. Nachdem nun Aristoteles im Verlaufe des weiteren §. 13. und im §. 14. die Schwierigkeiten entgegengehalten, wie der Geistkreis die Dinge denken mag, so fährt er §. 15. fort: ἀναγκαῖον δὲ τὸν νοῦν εἶναι τὸν κύκλον τούτου· (nach Plato) νοῦ μὲν γὰρ κίνησις νόησις, κύκλου δὲ περιφορά· εἰ οὐν ἡ νόησις περιφορά, καὶ νοῦς ἂν εἴη ὁ κύκλος, οὐ ἡ τοιαύτη περιφορά νόησις. αἰὶ δὲ δὴ τὴ νοήσει· διὲ γάρ, εἴπερ αἰδῖος ἡ περιφορά· τῶν μὲν etc. — Er

zeigt, daß der Geist, der praktische durch den Endzweck, der theoretische durch Definition und Beweis begründet sey; daß wenn sie auch nicht begründet sind, (wie in der Mathematik der Fortschritt nicht begründet ist), so kehren sie doch nicht in den Anfang zurück, ἀλλ' οὐκ ἀνακάμπτουσι γὰρ πάλιν ἐπ' ἀρχὴν, προσλαμβάνουσαι δ' αἰεὶ μέσον καὶ ἄκρον (Ober- und Unteratz im Schluß) εὐθύπορουσιν, sondern gehen in gerader Linie fort! ἡ δὲ περιφορά πάλιν ἐπ' ἀρχὴν ἀνακάμπτει· οἱ δ' ὄρισμοὶ πάντες πεπερασμένοι. "Ἐτι εἰ ἡ αὐτὴ περιφορά πολλὰς διήσει πολλάκις νοεῖν τὸ αὐτό. "Ἐτι δ' ἡ νόησις ἰοικεν ἢ ρεμίζει τι καὶ ἐπιστάζει μᾶλλον ἢ κινήσει. — Sind diese Worte nicht deutlich genug? sprechen sie des Arist. Ansicht vom Denken nicht unumwunden aus? Mir wenigstens sind sie so klar und bestimmt und entscheidend gegen das Vorgeben des Hrn. Biese, daß ich andere Stellen nicht nachweisen mag. Es liegt auch nicht am endlichen Denken, wie sich §. Biese einzubilden scheint; Aristoteles spricht ganz allgemein vom Denken, und hier gar vom Denken des Platonischen Weltgeistes, und gesteht diesem so wenig ein rundes kreisendes Denken zu, als seinem primus motor immotus, dessen διαγωγὴ eben und dessen jetzt oft citirte νόησις νοήσεως νόησις (Metaph. A. 9. p. 255. Br.) eben wohl etwas anderes noch seyn wird als das reine speculative Denken, wie es §. Biese im Sinne seiner Schule ausspricht. Davon noch weiterhin.

Das zweite Versehen ist, daß Hr. Biese hier

vom Denken der göttlichen Vernunft (das ist wohl der Vernunft Gottes?) spricht, wo Aristoteles die Platonische Weltseele bestreitet, ohne zu bemerken, daß die Platonische Weltseele eben als Geschöpf von dem Schöpfer sehr weit absteht. Uebrigens sagt Plato Tim. p. 34. A. wo er nur erst seinen Begriff, seine Anschauung von der Welt darlegt, die er dann *κατὰ τὸν εἰκότα λόγον* zu erklären darangeht, allerdings: *κίνησιν ἀπείναιμεν ὁ θεὸς αὐτῷ (κόσμῳ s. οὐρανῷ) τὴν τοῦ σώματος οἰκείαν, τῶν ἐπτα* (ib. p. 43. Bewegung nach 1) vorne, 2) hinten, 3) rechts, 4) links, 5) aufwärts, 6) abwärts, 7) im Kreis) *τὴν περὶ νοῦν καὶ φρόνησιν μάλιστα οὖσαν· διὸ δὴ κατὰ ταῦτά ἐν τῷ αὐτῷ καὶ ἐν ἑαυτῷ περιαγαγὼν αὐτὸν ἐποίησε κύκλω κινεῖσθαι στρεφόμενον, τὰς δὲ ἕξ ἀπάσας κινήσεις ἀφείλε καὶ ἀπλανὲς ἀπειργάσατο ἐκείνων.* Ob das was hier Plato zunächst nur von der Welt als Körper sagt, nothwendig wörtlich zu nehmen sey, ob nicht selbst in dem *περὶ νοῦν — μάλιστα οὖσαν* eine Hindeutung auf die Symbolik des Ausdrucks liege, das hier zu untersuchen liegt nicht ob; die Erklärung aber hat an dem was Plato S. 37., verglichen mit andern Dialogen, lehret, einen festeren Boden, trifft aber, wie sie auch ausfalle, in keinem Fall das Denken der göttlichen Vernunft des Demiurgos, sondern nur der Weltseele. — Nur dieß eine will ich bemerken, daß Plato die Consequenzen des Aristoteles durch den zu Anfang schon angeführten Satz von der Spannung der Weltseele von der Weltmitte aus durch das All hindurch und von außen her wohl zurückweisen könnte, indem sie, wenn auch im Kreis denkend, darum so wenig zum *μέγιστος*, zur ausgedehnten Größe wird, als der menschliche Geist darum eine stätige Größe ist, weil er in der Geometrie stätige Größen denket.

Nachdem nun Aristoteles das *primi motoris immoti διαγωγῆν* mit obigem erörtert hat, so fährt

er S. 249, 15 Br. fort: *καὶ ζωὴ δὲ γε ὑπάρχει, ἢ γὰρ τοῦ ἐνέργεια ζωῆς, ἐκείνος δὲ ἢ ἐνέργεια· ἐνέργεια δὲ ἢ κατ' αὐτὴν ἐκείνου ζωὴ ἀρίστη καὶ αἰδιος· φαμὲν δὲ τὸν θεὸν εἶναι ζῶον αἰδιον ἀριστον· ὥστε ζωὴ καὶ αἰὼν συνεχῆς καὶ αἰδιος ὑπάρχει τῷ θεῷ· τοῦτο γὰρ ὁ θεός.* Hier ist alles klar; nur daß Gott ungeachtet er *οὐσία χωριστὴ* ist, dennoch *ζῶον αἰδιον* etc. heißt, könnte einem mißbehagen. In dessen das *φαμὲν δὲ* deute ein solcher nur als: der gemeinläufige und übliche Ausdruck ist: *τὸν θ. ε. 2. α. α.*, so hat er sich vielleicht Genüge gethan; wenn nicht, so denke er eben Welt und Gott zusammenehäbig, wie Leib und Seele im Thier; nur daß Gott nicht die *ἐντελέχεια σώματος ὀργανικοῦ* etc. ist, wie es die Seele ist π. ψ. II. 1. cf. Athenagorae Leg. pro Christ. pag. Col. 7, B u. 15 D. ἀρ. ρυσ. VII. 2 pr. etc. Denn die Seele vergeht mit dem Körper, Gott aber erhält die Welt in ihrem Seyn.

Der bis hieher geduldige Leser kann nicht froher seyn, als es der Unterzeichnete ist, diese Arbeit des Berichtigens überstanden zu haben. Nur noch eine kleine Geduld und wir sind für dießmal am erwünschtesten Ziele.

Nachdem Aristoteles so im 7. Kap. die Nothwendigkeit des unbewegtbewegenden Urgeistes, seine Thätigkeit und Beschäftigung in ihm selbst und sein Leben erwiesen und geschildert hat, so fragt er im 8ten Kapitel S. 250 Br. fgg.: Wie viel es solcher unbewegt bewegender geistiger Wesen gebe? Die früheren haben darüber nichts bestimmt, und „die Anhänger der Ideenlehre“, läßt Hr. Wiese den Aristoteles sagen, „bewegen sich zu sehr in abstracten Bestimmungen und gehen nicht näher auf das Concrète ein.“ — Wie nun Aristoteles vorhin den *primus motor immotus* aus der ewigen Bewegung des oberen Himmels, *a posteriori* bewiesen hat, so thut er auch hier weiter, er beweiset die Zahl der Astralgeister aus der zur Erklärung



der Bewegungen der Sonne und der anderen Planeten, ihrer Stillstände, Vor- und Rückläufe notwendigen Zahl der Sphären, deren je eine eben so ein in sich selbst schlechthin thätiger und unbewegter bewegender Geist zum Kreislauf reizet, dergleichen einer den Fixsternhimmel kreisen macht. Er faßt kurz sein Raisonnement zusammen, indem er sagt: „Wir aber nach unseren Voraussetzungen und Bestimmungen sagen: Das Princip und das Erste aller Dinge sey unbewegt sowohl an sich als nebenher (*κατὰ συμβεβηκός*); so ist die Seele an sich unbewegt, weil sie in keinem Orte ist; sie ist aber nebenher u. *κατὰ συμβ.* bewegt, wiesfern nämlich der Körper bewegt wird, in dem sie ist (*π. ψ. I. 1.*); dasselbe bewegt und erregt die erste ewige und eine Bewegung (die eine Kreisbewegung des *ἀπλανῆς οὐρανοῦ*). Weil aber das Bewegte notwendig von etwas bewegt wird, und das erste Bewegende an und für sich unbewegt seyn muß, weil ferner die ewige Bewegung von einem ewigen, und je Eine (Bewegung) von je Einem (unbewegter bewegendem Verstand oder Geist) bewegt seyn muß; weil wir endlich außer der einfachen Bewegung des Alls, die nach unserer Lehre von der ersten und unbewegten Wesenheit herrührt, noch andere ewige Bewegungen sehen, die der Planeten nämlich (ewig aber und unstät — *ἀστατον* — nie ruhend ist der flugsichte Körper wie in den physikalischen Büchern bewiesen worden): so muß auch jede dieser Bewegungen von einer an und für sich unbewegten und ewigen Wesenheit ausgehen. Denn einmal die Natur — *φύσις* — Stoff — der Gestirne ist ein gewisses ewiges Wesen (*οὐσία*) und das Bewegende ist ewig und früher (vorzüglicher *πρότερον*. *Categ. c. 9. p. 53. 54. Sylh. Coll. Metaph. A. 11 p. 83 — 102 Br.*); sonach muß auch was früher und vorzüglicher als das Wesen, selber ein Wesen (*οὐσία*) seyn.

Hieraus erhellet, daß es eben so viele und

ihrer Natur nach ewige und an und für sich unbewegte Wesen ohne alle Ausdehnung geben müsse, aus dem vorhin angeführten Grunde. Daß es demnach solche Wesen giebt, und welche derselben die erste, welche die zweite in Uebereinstimmung mit der Ordnung der Umläufe der Gestirne, dieß ist offenbar. *Τὸ δὲ πλῆθος ἦδη τῶν φερῶν ἐκ τῆς οἰκειοτάτης φιλοσοφίας τῶν μαθηματικῶν ἐπιστημῶν δεῖ σκοπεῖν, ἐκ τῆς ἀστρολογίας!*

(Fortsetzung folgt.)

Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, etc.

(Fortsetzung)

Der vorliegende Band geht von A — M incl. Um soviel als möglich des Merkwürdigsten in Kürze zu geben, hebt hier folgende Punkte hervor:

1. Artikel, die Ausbreitung und Hemmung der Reformation in Italien betreffend: S. 5. 25. 158. 177. 255. 306. 334., wodurch M. Crie's Geschichte der Reformation in Italien, ein Buch, das viele irrige Angaben hat, oftmals wesentlich berichtigt, die Geschichte mit vielen schätzenswerthen Aufschlüssen bereichert wird. Unter andern theilt der Verf. einen geheimen Bericht Nofri Camajonis an Cosimo I. mit, der von den ersten Spuren einer jesuitischen Verbindung Kunde giebt. Unter den Personen, die daran Theil nahmen, Carl, Camillo und Fausto Sozzino, 4 andere Nobli, ein Buchhändler, ein Schneider, ein Lederarbeiter u. c., die sich selbst durch Verpottung der bisherigen lieblichen Gebräuche kenntlich machten. Andere, weltfugigere Nachbarn hat der Verf. noch zurückbehalten, um sie im zweiten Bande an dem geeigneten Orte folgen zu lassen. (a)

2. B. 83. der Historiker Bjoelus. Es ist bekannt, daß Maximilian I. von Bayern sich bitter über die Ver-

a) Dicono, heißt es in dem Schreiben vom 5. Sept. 1558, che per le chiese sono stati visti udire solo il Vangelo, et poi voltare le spalle al Sacramento con atti et altre dimostrazioni derisorie del comune culto divino, et ragionar del purgatorio in

unglückpflanzung seines Ahnherrn, Kaiser Ludwig's, durch jenen Schriftsteller beflagte und darüber so erbittert wurde, daß er durch Graf Herwart den geschnittenen Kaiser in einer eigenen Schrift vertheidigen ließ. Weniger bekannt aber ist, daß er noch fühlbarere (h) Maßregeln zu gebrauchen beschloß und den ganzen Dominikanerorden, zu welchem Bzovius gehörte, aus seinem Lande zu vertreiben drohte und sich erst besänftigt erklärte, als in einer neuen Ausgabe die ärgerlichen Stellen ausgelassen wurden. Da aber derselbe Mönch Originalpapiere erhalten, wodurch sich Anfschlüsse über Lorenzo il Magnifico, die Unruhen durch Savonarola ic. ergaben, die der Familie Medici nachtheilig seyn mochten, dann gesagt hatte, P. Clemens VII. sey durch Simonie erwählt worden, so glaubte Francesco Niccolini, flor. Geschäftsträger in Rom, welcher hievon Wind bekommen hatte, noch ehe Bzovius sein Manuscript in den Druck gegeben, die Interessen seines fürstlichen Hauses dadurch so gefährdet, daß er für das Gerathenste hielt, mit dem Mönche selbst in's Geheim zu unterhandeln, (c)

burla, et un di loro parche una mattina trovandosi alla predica d'un prete Teatino o Riformato, che conteneva del purgatorio, subito si parti ridendo, e dicendo che non voleva star più ad udire simili favole, oltre al parlar poco convenientemente dell' autorità della Sedia Apostolica.

- b) Aus dem Briefe Fr. Niccolini's an Curzio Vichena, 29. Oct. 1624. . . il Duca di Baviera, perchè egli (Bzovio) asserisce negli annali già stampati, che Lodovico Bavaro non fusse ben eletto, ha tenuto quà huomo a posta dagli ultimi anni di Papa Paolo (V.), inqua, et che non potette ottenere ni da P. Paolo, ni da P. Gregorio mai che egli si disdicesi, o che quella parte si mutilassi, perchè così come Lodovico era stato persecutor della chiesa, così anco pareva per i Papi si facessi ch' egli fussi dichiarato simonico, et non Imperatore legitimo; et che il duca più volte minaccio di farli dar delle pugnalate, et di cacciar la Religione Domenicana de' suoi stati, fin che assunto al Pontificato il presente Pontefice (Urbano VIII), fu finalmente comandato al Zovio da Sua Santità che nel fine dei libri mandati in luce vi si aggiungnessi una dichiaratione dell' Autore, mediante la quale egli va mitigando, et correggendo in qualche parte il detto da lui, et davantiaggio fu ordinato che devendosi ristampare i medesimi libri si abolissi et levassi interamente della stampa tutto quel ch' egli dice di male del medesimo Lodovico.
- c) Aus dem Briefe v. 29. Oct. 1624: era di credere il P. Medici che con una provisione di 405 scudi il mese che se li (Bzovio) assegnassi da cotesta Seren. Casa si potesse cattivarcelo per sempre. f. Brief v. 7. Det. 1625. che non si possa desiderar davantiaggio.

woranf nicht nur sogleich die Schrift so zum Lobe des Hauses Medici umgearbeitet wurde, „daß in dieser Hinsicht gar nichts mehr zu wünschen übrig blieb.“ sondern auch von nun an der Mönch sein Manuscript, eh' es in den Druck gegeben wurde, Niccolini übergab, der es seinem Herrn zur Durchsicht, Correctur ic. überhändte, andererseits aber in aller Stille dem Mönche 150 Piaſter zuſtellte, damit nicht wieder Böem entstünde, „wie als Bzovius von dem Herzoge von Savonen (d) 200 Doppien erhalten hatte, damit er von P. Amadeus aus dem Hause Savonen weniger Uebles sage.“ Der Mönch ſtattete ſeinen unterthänigſten Dank ab und verſprach, dem erhabenen Hauſe Medici fortwährend zu dienen und das Manuscript ſeiner Geſchichte zu überſchicken. (e)

3. Unterhandlungen verschiedener Päpste mit den Czaren zur Einführung der kathol. Religion in Rußland. (6. B. 26. 50. 52. 8. 15.) Ein russischer Beamter, welcher sich im vergangenen Winter in Rom aufhielt, verweilte den gegenwärtigen Präſekten des vatikanischen Archiv's, ihm alle Urkunden in Abſchrift zukommen zu laſſen, welche ſich auf Rußland beziehen.

(Schluß folgt.)

- d) Worte aus der Depesche vom 7. Oct. 1625. Dann folgt: la verità è che il Padre (Bzovio) è poverissimo, il Papa non lo provvede di niente et un donativo di qualche somma honesta di danari dono letto questo primo quintero crederei che non fossi se non molto a proposito. Ma perchè il mondo non havessi a credere che noi havessimo comprate da lui queste sue lodi della famiglia de Medici vorrei portargliene io medesimo a quattr'occhi con tutta segretezza.
- e) An Curzio Vichena 24. Oct. 1625. III. Sig. Ho donate al P. Czovio le 150 piaſtre, conforme all' ordine ch'io ne teneva. Egli ne rende humilissime grazie a LL. AA. offerendosi di servire a codesta Seren. Casa sempre che piaccia all' AA. LL. di valersi dell' opera sua, et quanto all' istoria non solo andrà continuando nel modo incominciato, ma dice che occorrendo mandar altro alla stampa là farà vedere, perchè si possa farlo considerare. Roma. Niccolini. Vergl. damit den Brief desselben vom 3. Dez. 1624: Siamo restati in appuntamento ch' egli non manderà in stampa coi alcuna, dove s' tratti degli' interessi di cotesta Seren. Casa senza ummicarlarlo a me; offerendosi di farmi vedere tanto metterà in carta . . .

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. July.

Nro. 141.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ic.

(Fortsetzung.)

Dem Himmel sey Dank, daß er durch eben den Himmel, durch den mancher Irrthum, Wahn und Uberglauben veranlaßt worden ist, immer wieder auch von Irrthum abbringt und zur höheren Wahrheit hinaufweist! Es gibt auch in unseren Tagen Phantasten und Systematiker, deren Hirngespinnsten eben die neuere Astronomie zumeist im Wege steht, und die Himmel und Erde in Bewegung setzen, (τὰ ἀκίνητα κινεῖν) um das Kopernikanisch-Kepler'sche Weltsystem der Lüge zeihen zu können! Wenn auch sonst nichts, so hätte eben dieses astronomische System in das mehr als tausendjährige Reich des Aristoteles und in sein speculativ-theologisches System den ungeheuersten Riß thun und es zerstören müssen. Denn Aristoteles, indem er den zu seiner Zeit angesehensten Astronomen Eudoxus und Kalippus folgt und die Sphären, die jeder derselben zur Erklärung der Bewegungen eines Planeten nöthig hat, zusammenzählt, bringt heraus, daß es bezählig fünfzig — einige mehr oder weniger — (p. 253, 1 — 7 Br.) Sphären, und folglich eben so viele motores immotos intelligentes etc. geben müsse. Plato meynet auch solche Sphären mit den Worten τριῶν οὐσῶν ἑκατέρω in der zu Anfang angeführten Stelle des Tim. (p. 36. m. coll. p. 39.); er folgt aber einem älteren astronomischen System; wenn aber durch sonst nichts, so muß hieraus klar und unwidersprechlich hervorgehen, daß der Aristote-

lische νοῦς primus motor immotus etc. mehr mit der Platonischen Weltseele, als mit dem δημιουργός gemein habe. Nach der Zusammenzählung der Astralgötter fährt Arist. fort: p. 253: Τὸ μὲν οὖν πλῆθος τῶν σφαιρῶν ἔστω τοσοῦτον, ὥστε καὶ τὰς οὐσίας καὶ τὰς ἀρχὰς τὰς ἀκινήτους καὶ τὰς αἰσθητὰς τοσαύτας ἔλλογον ὑπολαβεῖν· τὸ γὰρ ἀναγκαῖον ἀφείδω τοῖς ἰσχυροτέροις λέγειν (den Mathematikern und Astronomen). — Εἰ δὲ μηδεμίαν οἶον εἶναι φορὰν μὴ συντείνουσαν πρὸς ἄστρον φορὰν, ἔτι δὲ πᾶσαν φύσιν καὶ πᾶσαν οὐσίαν ἀπαδῆ καὶ καθ' αὐτὴν τοῦ ἀρίστου τετυχηκυῖαν τέλους εἶναι δεῖ νομίζειν, οὐδεμία ἂν εἴη παρὰ ταύτας ἑτέρα φύσις, ἀλλὰ τοῦτων ἀνάγκη τὸν ἀριθεῖον εἶναι τῶν οὐσιῶν. D. h. es gibt weiter keine Götter als diese Sphärendötter; und sie liegen aller alten Mythologie und Religion zum Grund. Eben diese οὐσία deutet Arist. am Schluß des 1. Bd. der *ἀκρ. φυσ.* zu Ende des 9. Kap. an: περὶ δὲ τῆς κατὰ τὸ εἶδος ἀρχῆς φασί, ἀν: περὶ δὲ τῆς πολλὰ καὶ τίς ἢ τίνας εἶσι, δι' ἀκριβείας τῆς πρώτης φιλοσοφίας ἔργον ἴσθι διορίσαι· ὥστε εἰς ἐκεῖνον τὸν καιρὸν ἀποκείσθω περὶ δὲ τῶν φυσικῶν καὶ τῶν φαρτῶν εἰδῶν ἐν τοῖς ὑστερον διευκυνμένοις ἱεροῦμεν: nämlich im Verlauf aller seiner physikalischen und naturgeschichtlichen Schriften.

Ist nun aber gleich durch das Bisherige die Meinung des Aristoteles in Ansehung des Weltzusammenhanges mit Gott für den gefunden und viel-

leicht auch für ein und den andern spekulativen Verstand hinlänglich, wie ich vertraue, aneinanderzusetzen: so bleiben gleichwohl noch immer einige dunkle Punkte zurück, und es können mancherley Fragen nach alle dem vorgebracht werden. Von diesen können jedoch nur diejenigen mit Recht gestellt werden, die in dem philosophischen Bereich der Aristotelischen Zeit über diese und verwandte Ideen im Schwange waren, nicht solche, die in Folge späterer Entwicklungen zu tieferen Untersuchungen Anlaß gaben. Für manche Leser möchte eine Hauptfrage seyn, ob denn Aristoteles, wie es doch den Anschein habe, ein Polytheist gewesen? Darauf ist so bestimmt mit Nein zu antworten, als bestimmt er selber in der letzten Zeile dieses Buches *A* seinen Monotheismus ausspricht (p. 258 B.) mit den Homerischen Worten (Il. B. 204): *Ὀὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίῃ· εἰς κοίρανος!* Dieß erklärt sich ganz gut und vollständig aus seinem astronomischen System. Aber dabei bleibt doch das Verhältniß dieser *χωρισταὶ οὐσίαι ἀκίνητοι* unter sich und zu dem *ἀρχικώτατον εἶδος* unbestimmt, sobald man von dem Astronomischen (π. οὐρ. II. 10. et 12.) absieht. Indessen so weit wie nicht von Arist. selber eine nähere Angabe haben, ersehen uns dieselbe einige Stellen der Alten, außer Athenagoras (Legatio pro Chr. p. 7.) *Στοβὰϋ* (Ecl. phys. I. l. c. 3, 28 p. 64 Heeren), am ausführlichsten Plutarch (Pl. Phil. I. 7. p. 1624 Steph.): *Ἀριστοτέλης τὸν μὲν ἀνωτάτω θεὸν (λίγει) εἶδος χωριστὸν ἐπιβεβηκότα τῇ σφαίρα τοῦ παντός ἧτις ἴστω αἰθέριον σῶμα, τὸ πίπτων ὑπ' αὐτοῦ καλούμενον. διηρημένον δὲ τοῦτο κατά σφαίρας, τῆ μὲν φύσει συναφῆς, τῷ λόγῳ δὲ κεχωρισμένης, ἑκάστην οἴεται τῶν σφαιρῶν ζῶων εἶναι σύνθετον ἐκ σώματος καὶ ψυχῆς, ὣν τὸ μὲν σῶμα ἴστω αἰθέριον κινούμενον κυκλοφορικῶς, ἢ ψυχῇ δὲ λόγος ἀκίνητος, αἴτιος τῆς κινήσεως κατ' ἐνέργειαν.* So richtig dieß im Ganzen seyn mag, so bedenklich ist einzelnes; in-

dessen fest steht so viel: so wahr nur eine Welt ist, so wahr ist nur Ein Gott nach Aristoteles, der unmittelbare Lenker des Fixsternhimmels, welchen als ein, nicht aber die ihm untergeordneten Sierengeister Aristoteles Gott — *θεός* — nennt Metaph. *A* 7. p. 259, 20 Br. Mit deren Menge könnte man den Aristoteles eben so bedrängen, wie andererseits den Plato mit seiner einen Weltseele, die doch eine Vielheit von *θεοῖς θεῶν* in sich darstellt. Daß jene Sierengeister vom Einem höchsten Gott in etwas verschieden, erhellt aus π. οὐρ. II. §. 61. 62. p. 54. „Die Sterne müssen wir für theilhaftig der Handlung und des Lebens halten, *δεῖ δ' ὡς μετεχόντων ὑπολαβάνειν πράξεως καὶ ζωῆς· οὕτω γὰρ οὐδὲν παράλογον δοῦναι εἶναι τὸ συμβαῖνον·* (daß nämlich der Fixsternhimmel mit den zahllosen Sternen in Einer Sphäre sich umschwingt, die andern, Sonne und Planeten, je einer in mehreren Sphären oder Hohlkugeln); *τοῖκε γὰρ τῷ μὲν ἀρίστα ἔχοντι ὑπάρχειν τὸ εὖ ἀνευ πράξεως, τῷ δ' ἐγγύτατα διὰ ὀλίγης καὶ μιᾶς, τοῖς δὲ πορρωτάτω διὰ πλείονων* (sc. *πράξεων*) u. s. f. Man lese das weitere nach, daß nämlich die Sterne, der eine mehrere, der andere kleinere Handlungen nöthig habe um zu seinem höchsten Gut zu gelangen. Hiernach werden sie *ζῶα ἔμψυχα*, und *τὸ μὲν οὖν ἔχει καὶ μετέχει τοῦ ἀρίστου, τὸ δὲ ἀφικνεῖται ἐγγύς δ' ὀλίγων, τὸ δὲ διὰ πολλῶν, τὸ δ' οὐδ' ἐγχεῖται* etc. Wenden wir uns von diesen Metengeistern, deren in dem Kap. der Naturwissenschaft wohl des Mehreren gedacht werden wird, wiederum zur höchsten Geist, so bestimmt Aristoteles im 9ten Kap. des 12ten B. \*) sein Denken als ein von Ob-

\*) *Ἐἰ δὲ εἴτε νοῦς ἢ οὐσία αὐτοῦ εἴτε νόσος ἴστω, τί νοῦς; ἢ γὰρ αὐτὸς αὐτὸν ἢ ἕτερόν τι· καὶ εἰ ἕτερόν τι, ἢ τὸ αὐτὸ αἰὲν ἢ ἄλλο (cf. über den Unterschied von ἄλλο und ἕτερον Metaph. I. 3 p. 199 Br.) πότερον οὖν διαίρει τι ἢ οὐδὲν, τὸ νοεῖν τὸ καλὸν ἢ τὸ τυχόν; ἢ καὶ ἄπαντα τὸ διανοεῖσθαι περὶ ἑαυτῶν; ὅλον τοῦτον ὅτι τὸ θεό-*



jecten unabhängiges; widrigenfalls wäre das Denken nicht seine Wesenheit, οὐσία, sondern eine Vermögenheit (δύναμις) die erst durch das Object sollicitirt würde. Er fragt: was denn dieser wesentlich denkende Geist denke? „ob sich selbst? oder ob etwas anderes? und wenn etwas anderes (ἕτερον, von ihm verschiedenes), ob immer dasselbige? oder ob Wechselndes? Trägt es etwas aus, oder trägt es nichts aus, ob er das Schöne oder das nächste beste denke? Ist nicht unstatthaft, manches nur zu denken? Offenbar also denkt er das Gütlichste und Preiswürdigste, ohne sich zu wandeln;

τατον και τιμιώτατον νοεῖ και οὐ μεταβάλλει· εἰς χεῖρον γάρ ἢ μεταβολή, και κίνησις τις ἦδη τὸ τοιοῦτον. Πρώτον μὲν οὖν εἰ μὴ νόησις ἔστιν ἄλλα δύναμις, εὐλογον ἐπιτονον εἶναι τὸ συνεχές αὐτῆς τῆς νόησις· ἔπειτα δὴλον ὅτι ἄλλο τι ἂν εἴη τὸ τιμιώτερον ἢ ὁ νοῦς, τὸ νοούμενον· και γὰρ τὸ νοεῖν και ἡ νόησις ὑπάρχει και τὸ χεῖριστον νοοῦντι· ὥστε εἰ ρευκτον τοῦτο (και γὰρ μὴ ὄραν ἔνια κρείττον ἢ ὄραν), οὐκ ἂν εἴη τὸ ἀριστον ἢ νόησις· αὐτὸν ἄρα νοεῖ, ἐπερ ἔστι τὸ κράτιστον, και ἔστιν ἡ νόησις νοήσεως νόησις· φαίνεται δ' αἰετὶ ἄλλον ἢ ἐπιστήμη και ἡ αἰσθησις και ἡ δόξα και ἡ διάνοια, αὐτῆς· δὲν παρέργω. "Ἐτι εἰ ἄλλο τὸ νοεῖν και τὸ νοεῖσθαι, κατὰ πότιρον αὐτῶ τὸ εὖ ὑπάρχει; οὐδὲ γὰρ τὸ αὐτὸ εἶναι νοήσει και νοομίνω· ἢ ἐπ' ἐνίων ἡ ἐπιστήμη τὸ πράγμα; (cf. π. φ. III. et Eth. Nic. VI. 3 — 6) ἐπὶ μὲν τῶν ποιητικῶν ἀνευ ὄλης; ἢ οὐσία και τὸ τι ἦν εἶναι, (f. Feendelebucq π. φ. III 4, 7. p. 471 flq. n. a. a. Q. D.) ἐπὶ δὲ τῶν θεωρητικῶν ὁ λόγος τὸ πράγμα και ἡ νόησις. Οὐχ ἔτιρον οὖν ὄντος τοῦ νοούμενου και τοῦ νοῦ ὅτι μὴ ὄλην ἔχει, τὸ αὐτὸ ἔσται, και ἡ νόησις τοῦ νοούμενου μία. "Ἐτι δὴ λείπεται ἀπορία, εἰ σύνθετον τὸ νοούμενον· (μεταβάλλοι γὰρ ἂν ἐν τοῖς κίρησι τοῦ ὄλου) ἢ ἀδιαίρετον πᾶν τὸ μὴ ἔχει ὄλην, ὥστερ ὁ ἀνθρώπινος νοῦς· ἢ ὅγε τῶν συνθετῶν ἔχει ἐν τινι χρόνω· οὐ γὰρ ἔχει τὸ εὖ ἐν τῶδι ἢ ἐν τῶδι, ἀλλ' ἐν ὄλω τινι τὸ ἀριστον, ὅν ἄλλο τι οὐτως δ' ἔχει αὐτῆς; ἢ νόησις τῶν ἀναίτα αἰώνω. (Diese ἀπορία, vielmehr Ihre Lösung ist nach Aristotelischer Art, συστηματικῶς, gedacht und gefagt; die Lesart steht ziemlich fest, nur statt οὐ γὰρ ἔχει εἰ Ζinlburg οὐ γὰρ αἰετὶ ὄνη; und statt ὅν ἄλλο τι bemerkt Brandis die Variante νοῦν ἄλλο τι.

denn solche Wandlung führte nur zum Schlechteren, und wäre schon Bewegung. Wäre sein Denken nur Vermögenheit, so würde erstlich das feste Denken ihm beschwerlich werden, und zweitens wäre das Object das gedacht wird, preiswürdiger als der Geist; denn Denken und Gedanke findet statt, wenn einer auch das Schlechteste denkt.

(Schluß folgt.)

Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, etc.

(Schluß.)

So weit Referenten diese bis auf 2 Foliobände angewachsene Sammlung bekannt ist, aus welcher unser Verf. das Wichtigste wohl in dem zweiten Bande der Bibliographie mittheilen wird, und nach den in diesem Bande enthaltenen Urkunden, sind diese Daten Belege des seit den Zeiten Gregor's IX. nur durch wichtige Begebenheiten unterbrochene Faches der Päpste, die vom Osten Europa's her dem Christenthum, der Gesittung und der Freiheit der Völker wie der Völker drohende Gefahr abzumenden und den Beherrscher Rußlands mit in den großen Bund der Fürsten aufzunehmen, welche das Mittelalter hindurch als getreue Stütze und Vertheidiger der christlichen Kirche um den Stuhl Petri gelagert sind. Diese Aufregungen und Unterhandlungen verdoppelten sich, als die Ereignisse der Resonanten diesen Bund gelöst hatten, ja ihn zu vernichten drohten. Von nun an wurde es Lieblingsgedanke der Päpste, das was im Westen zu erobern. Darauf vorzüglich beziehen sich die in diesem Bande gegebenen Urkunden, die von den Bemühungen Leo IX., Clemens VII., Gregor's XIII. Zeugniß geben, woran sich sodann diejenigen reihen, die sich auf die Geschichte des salischen Demetrius beziehen und einen ziemlich sicheren Blick in das Gewebe von Fäden werfen lassen, welche als auf ihren letzten Grund auf Plane von der oben bezeichneten Art zurückführen.

4. Der Verf. hebt F. 33 eine merkwürdige Stelle aus Preslor's notizie storiche 1697 heraus, die den Untergang Polens vorher sagt; wenn das königliche Polen, heißt es da, welches einst so einig in seinen Be-

rathungen war, Fremden fortwährend Anlaß giebt, sich in seine innern Angelegenheiten zu mischen; wenn die Verschiedenheit der Ansichten immer in steigendem Verhältniße mit der Bluth der Leidenschaften ist, durch die Zwietracht immer mehr über Hand nimmt, so ist zu fürchten, diese Uneinigkeit möchte einst der Grund des Unterganges des Reichs werden. Der Bürgerkrieg war schon einmal auf dem Punkte auszubrechen; hat er sich erst entzündet, dann werden Fremde ihn ohne Zweifel nähren und das geringste Uebel, das sich daraus erheben würde, wäre dann noch die Verderbung des Landes, wenn nicht gar durch die Vereinigung der einen streitenden Parteien die öffentliche Freiheit ganz die Beute des Siegers würde, dem die physische Uebermacht zu Gebot steht, gegen welche sodann schöne Reden und der glorreiche Name der Republik ein schwacher Damm wären.

5. Nicht minder interessant als die obigen Artikel sind G. 15, Verhandlungen, den Großherzog Franz I. auf den polnischen Thron zu erheben: G. 25 Briefe Johann Casimirs mit P. Urban VIII., wegen des Eintritts seines Bruders, des Prinzen Ladislaus, in den Jesuitenorden, denn seine Correspondenz mit P. Alexander VII.

6. Nun folgt eine Reihe langer Artikel; die von dem ungeborenen Fleiße des Verfassers Zeugniß geben; I. 21 Grabchriften von Italienern in Polen, I. 22 von Polen in Italien I. 36 Italienische Familien, die sich in Posen niedersaßen, dabei eine Abhandlung über die vermeintliche Abstammung der polnischen Familie Pac von der florentinischen Pazzi, der Gzizel von den Toretell. M. 52 Italienische Aerzte, die sich nach Polen begaben und umgekehrt; M. 90 Italienische Musiker in Polen.

7. L. 17 Beschreibung des Manuscripts in slav. Dialecten in der vatic. Bibliothek; L. 18 I libri slavici impressi vaticani. L. 19 Verzeichniß der in Rom, Venedig, Loreto ic. in slav., dalmat., slav., russischer und poln. Sprache gedruckten Bücher; welche Gegenstände, wenn auch nicht ershöpfend, doch immer mit großem Fleiße behandelt sind.

Es würde weit den Umfang einer bloßen Anzeige übersteigen, wollte Ref. auch nur in Kürze die interessantesten Artikel hervorheben. Er macht nur noch auf folgende aufmerksam: M. 55 Viaggio da Roma in Polonia per la strada del Tirol, Vienna etc. 1688—1670. Der Verf. war in dieser Zeit apostol. Nuntius in Polen, Msgr. Galeazzo Marescotti. Die daraus entnommenen Nachrichten sind höchst bezeichnend für den poln. Charakter und wären es auch nur die 28 Regeln, wie sich ein Nuntius bey den poln. Bancketen zu benehmen habe, die mehr Belagen von Käufern als von Leuten von Adel ähnlich gewesen seyn müssen.

Diesen kurzen Andeutungen zufolge wird das vorliegende Buch, wie es auch wirklich ist, als ein Magaz-

zin erscheinen, in welchem man mehr findet, als man suchen zu dürfen glaubt, mit gleicher Kunst des Sammelns wie des Anordnens verfaßt. Ohne der Meynung des Lesers Gewalt anzuthun, weiß der Verf., da wo er will, den Ess. et hervorzubringen, den er zu beachtlichen scheint. Er ist nicht eigentlicher Historiker; aber seit einer Reihe von Jahren mit der Geschichte der Verbindungen Polens mit Rußland, beyder Reiche mit Italien beschäftigt, von einer Gesinnung, die man im vorigen Jahrhunderte philosophisch nannte und die ihn, wenn nicht die religiösen Verbindungen zu würdigen, doch die politischen und literarischen aufzufinden und zu verfolgen in den Stand setzt, bringt er Licht in ein bis jetzt ganz dunkles und unbekanntes, weites und, wie man aus diesem Buche sieht, ergiebiges Feld, und wenn es auch nicht Jedermanns Sache ist, des Verf. Aufsätzen zu folgen, so ist doch das Wissenswürdige in Menge zur Benützung gegeben. Natürlicher Weise erscheinen wegen der Form des Buches, der alphabetischen Anordnung, viele Nachrichten zerstückt und aus ihrem Zusammenhang gerissen, dadurch in falschem Lichte; aber es ist dieß allen solchen Sammlungen gemein, dem Leser jedoch unbenommen, die Materialien in denjenigen Zusammenhang zu bringen, der ihm der richtige scheint.

Was das Buch in Hinsicht seines Ranges in der neuesten italienischen Literatur betrifft, so möchte Ref. folgende Bemerkungen hinzufügen: Bey der jetzt in Italien fast herrschenden Gesinnung verfalligen ben denjenigen, die sich mit Literatur beschäftigen, die Ereignisse des Tages alles Uebrige. Nur was die Sinne kitzelt, der Eigenliebe schmeichelt, ist willkommen. Eine, es sey erlaubt zu sagen, hohle Poesie hat sich der Gemüther bemächtigt und tunkt, ideenlos wie die neueste Musik, mit einer aus crasser Bewunderung ihrer Sprache hervorgegangenen Sucht schön zu schreiben, ohne edel zu denken, um den Vorrang. Bey dieser Verwirrung muß jedes auf tüchtigen Studium der Geschichte beruhendes Streben als bestes Mittel, dem Verderben zu steuern willkommen seyn, jeder der es treibt oder fördert, der allgemeinen Achtung würdig genannt werden. Wilt dieß von unserer Seite dem Verfasser, so ist es seinerseits nicht Schmelcheln, sondern gerechte Anerkennung einer ganz Italien erwirkenden Wohlthat, wenn er sein Werk ehrfurchtsooll Sr. Maj. dem Könige von Sardinien widmete, auf dessen Beehl eine Commissione di storia patria eingesetzt wurde, nicht bloß um Vaterlandsliche zu erwecken, sondern insbesondere um den Menschen, indem ihm vor Augen gefüßert wird, was seine Ahnvordern gethan, zur Erkennung desjenigen zu bringen, was Noth thut und zu leeren verum distinguere falso.

Mögen die Fremde der Gerechtigkeit in Deutschland diesem jeder größeren Bibliothek unentbehrlichen Buch ihre Aufmerksamkeit schenken.

E. H.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n .

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. July.

Nro. 142.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem  
innern Zusammenhang, 2c.

(Schluß.)

Wenn dieses zu meiden, eben wie manches nicht zu sehen auch besser, als es zu sehen, so wäre das Denken ja nicht das Beste. Folglich denkt er sich selbst, da Er ja das Beste ist, und sein Denken ist Denken des Denkens, dagegen die Wissenschaft (als subjektives Vermögen, oder der wissenschaftliche Verstand), die sinnliche Wahrnehmung, die Vorstellung und Ueberlegung immer auf ein anderes und nur nebenher auf je sich selbst gehen. Ferner wenn das Denken und das Gedachtwerden verschieden sind, zufolge welchem von beyden kommt Ihm das Gute zu? Das Denken und das Gedachte sind ja der Beziehung nach nicht dasselbige. Doch in manchen Fällen ist ja die Wissenschaft die Sache selbst: bey den hervorbringenden Künsten (wie Baukunst, Arzneykunst) ist die immaterielle Wesenheit und das Wachstum, bey den betrachtenden Wissenschaften (wie Geometrie und Mathematik überhaupt) ist der Begriff die Sache und der Gedanke. Bey dem immateriellen daher ist das Gedachte und der denkende Geist, weil sie nicht verschieden sind, dasselbige, und das Denken des Gedachten ist Eines. Noch ist leglich eine Schwierigkeit übrig: ob das so Gedachte zusammengesetzt sey? alsdann müßte — der denkende Geist — je mit den Theilen des Ganzen sich ändern und wandeln. Oder ist alles immaterielle ein unheilbares, wie der menschliche Verstand, oder die Naturformen, die eine Zeitlang in die Verbindung (mit der Materie) tre-

ten; denn bey diesen besteht das Wohl nicht in diesem oder jenem (Momente und Theile), sondern in einer gewissen Ganzheit besteht ihr Bestes, das jedoch von dem Geist verschieden ist (wechselt). So aber (daß das Beste in der Ganzheit und untheilbar und identisch mit Gott zukömmt) verhält sich eben das Denken seiner selbst die ganze Ewigkeit.“

In dieser Stelle müßte doch Hr., wenn bey sonst keiner Gelegenheit, gesagt haben, daß Gott auch die reinen Naturformen denke, wenn dieses seine Meynung gewesen wäre. Allein er sagt hievon nichts und die sublunariſche Welt hat außer dem menschlichen Geist, sofern er *θεορητικός* ist, nichts Göttliches; dieses erscheint erst am Himmel *φανερώτερον*. Der göttliche Geist denkt nicht *επισημοτικώς*, wiewohl *ἔστι τοῦ ὄρανον ἐπιστήμη* (Probl. 30, 5 C. 218 Sylb. cf. ψ. II. 1, 3 sq.), er denkt nur *θεορητικώς*, beschaulich unmittelbar, ohne daß er die *ἐπιστήμη* noch viel weniger *διάνοια* u. dgl. zur Vorstufe gehabt hat. (Vergl. über *θεωρία* und seine *παρόνοια* Kreuzer in den Studien von Daub und Kreuzer Bd. 1. S. 63 flg.) Gottes Denken ist also ein so zu sagen a priori beschauliches Denken; er ist nicht bloß denkende Vernunft, er ist anschauender Verstand, weil alles in ihm schlechthin actualiter (*ἐνεργεία*) ist. (Vergl. Metaph. Θ p. 189 Br.) Und er denkt und schaut an — sich selbst, das höchste Gut, das Schönste und Vollkommenste und was eben in der Fülle seines Wesens Er ist — *ὅτι ἔστι* —, sein Denken ist Selbstgefühl und in diesem zugleich Lustgefühl (*Σίτις, Συγά-*



veiv. cf. Eth. Nic. 10, 4, 6); in welchem der Wille gewissermassen untergeht, oder untergegangen und verschlungen ist — begreiflicherweise. Der menschliche Geist, zuerst angeregt in der Sinnlichkeit — *αἰσθησις* — zieht sich durch Vorstellen, Meynen, Ueberlegen, Denken u. s. w. mehr und mehr von der sinnlichen Welt ab und in sich selbst zurück, so weit es ihm nur irgend gestattet ist — im *βίος θεωρητικός*, in der *σχολῆ* (Eth. Nic. X, c. 7). Gott aber lebt gleichsam von vorne herein und von Ewigkeit her schlechthin in sich selbst zurückgezogen als vollkommenstes, seligstes schlechthin in und aus sich selbst durch Denken und Anschauen seiner selbst thätiges Wesen. Nach dem Maß der Entfernung von ihm und nach der Natur der einzelnen planetarischen Himmelskörper wird *πράξις*, Handeln nach außen nöthig, um dieselben zu ihrem Wohl und Gut, zu ihrem Ziel zu führen. Daß nun dieses Denken Gottes, in welchem Er selig ist (*εὖ ἔχει*), das menschliche himmelweit übertrifft, und eigentlich überschwänglich ist, dieß deutet Aristoteles selbst an im 7ten Kap.: *εἰ οὖν οὕτως εὖ ἔχει, ὡς ἡμῖς ποτε, ὁ θεὸς αἰὶ δαυμαστόν, εἰ δὲ μᾶλλον, ἐν δαυμαστώτερον· ἔχει δὲ ᾧδε.*

Das letzte Bedenken (*ἀπορία*), das Kr. vorträgt, bekräftigt nicht nur diese Transcendenz, sondern noch etwas mehr; und deßhalb ist Krift. hier eben so überaus kurz und abgebrochen im Ausdruck und Gedanken; denn er scheut die Transcendenz, kann sie aber nirgend ganz vermeiden, wiewohl sie seiner Grundrichtung zuwider ist. Dieß in aller Strenge zu erhärten, und wie Gott in solcher Weise in sich schlechthin thätig sehend, gleichwohl auf die Welt wirken möge, kann nur gelingen, wenn die höchsten Endpunkte der Aristotelischen Naturwissenschaft festgesetzt sind; — von der Natur und Erfassung geht ja Krift. überall aus, und steigt von dem zunächst Gegebenen zum Allgemeinen und zum letzten — ob transcendenten oder nicht transcendenten? das ist die Frage — Gründe auf

und erweist sich als der spekulativste Empiriker; — es kann nur gelingen, wenn erkannt ist, wie und worin der menschliche Geist und sein höchstes Denken vom göttlichen Geiste und seinem Denken, wenn man es so nennen mag, verschieden und unterschieden sey oder nicht. Hievon hängt ab das letzte Resultat, das aus der Aristotelischen Theologie gezogen werden muß. —

Die Ausdehnung und den Umfang, zu dem dieser Artikel bereits angewachsen, möge der geneigte Leser mit der Wichtigkeit entschuldigen, welche die Aristotelische Philosophie, schon in der ersten Zeit ihres Entstehens, in der gesammten griechischen Literatur, noch mehr aber in der späteren römischen Kaiserzeit in den Schulen zu Athen und Alexandrien und anderwärts, und dadurch weiterhin zunächst in der griechischkatholischen, späterhin aber noch vielmehr in der römischchristlichen Kirche gewonnen hat. Er möge es entschuldigen durch die große Bedeutung, welche ihr das Hegelsche System eben so sehr von metaphysischer Seite belegt, wie der Vorzug und die Ueberlegenheit, die Aristoteles über alle Alten, Griechen und Römer und Barbaren in den physikalischen, zoologischen und physiologischen Wissenschaften errungen und behauptet hat, schon lange erkannt und zum Theil erst in neuerer Zeit recht anerkannt und gewürdigt worden ist. Wie eben jetzt der Charakter dieser Philosophie gefaßt und herausgestellt wird, so bleibt er, vielleicht Jahrhunderte lang, wieder in stereotyper Tradition stehen, weil nur selten jemand sich die Mühe nehmen mag, Jahrelang dem unbefangenen Studium eines schwierigen Schriftstellers und seiner Ausleger sich hinzugeben, und nach allen Seiten und Richtungen hin die Verbindung und den Zusammenhang aller Sätze und Lehren klar zu machen, zumal wenn er befürchten muß (eben in Folge der feststehenden Tradition) schon gethanes zu thun (*actum agere*). Herrn Biese's Arbeit aber ist von der Art, daß sie wohl im Stande ist, jene alte Philosophie der neueren Zeit zu empfehlen, sie bey ihr günstigst einzuführen und mit der neuesten Philosophie verquitt zu befestigen. J. K.



Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, on recueil de mémoires publiés par les Professeurs de cet établissement et par d'autres naturalistes sur l'histoire naturelle, l'anatomie et la chimie. Ouvrage orné de gravures. Tome IV. Paris à la librairie encyclopédique de Roret. 1835. 4. (436 S.)

Außer den nachstehenden Abhandlungen enthält der Band noch auf S. 89—95 Briefe von den Herren Van und Dufsumier, beide auf Kosten des Museums, ersterer nach Chili, letzterer nach der Malabarüste gesendet, um naturhistorische Sammlungen zu machen. Sie berichteten in Kürze über ihre Erfolge, Van besonders noch über seine pflanzenkalkischen Beobachtungen in jenen Gegenden. Dufsumier war am 16. Mai 1835 schon wieder in Bordeaux zurück, und hatte eine beträchtliche Anzahl lebender Thiere, darunter *Equus Hemionus* Pall., Thierhälften und Exemplare in Weingeist mitgebracht.

#### I. Zoologische Abhandlungen.

##### 1. Mémoire sur le Dodo, autrement Dronte (*Didus ineptus* L.). Par H. D. de Blainville. (S. 1—36 mit 4 Tafeln.)

Da Cuvier von dieser Abhandlung bereits in der Analyse des travaux de l'Académie des sciences pour 1830 eine Anzeige geliefert hat, auch der Gegenstand seitdem mehrfach besprochen ist, so brauchen wir nicht näher darauf einzugehen.

##### 2. Mémoire sur les ossements fossiles attribués au prétendu géant Theutobochus, roi des Cimbres. Par M. H. de Blainville. (S. 37—73 mit 1 Tafel.)

Im Jahre 1613 wurde in der Unter-Dauphiné eine ziemlich Menge großer Knochen unter der Erde gefunden, die ein gewisser Chirurg Masurier an sich brachte und für Geld zeigte. In einer Prosküre, die er vertheilte, wurde erzählt, daß diese Knochen in einem Ziegelgrab von 50 Fuß Länge gelegen hätten, zugleich mit Silbermünzen, die auf der einen Seite die Figur von Marius und auf der andern ein ineinander verschlungenes M und A zeigten, mit einer Inschrift, die auf einem grauen Stein die Worte: Theutobochus rex lesen ließ. Bei Öffnung des Grabs soll das ganze Skelet im Zusammenhang und 2½ Fuß lang gewesen

seyn. Da dasselbe dem König Teutobochus zugeschrieben wurde, so erregte es auch das Interesse von Ludwig XI., der den Befehl gab, die gesunden Ueberreste des angeblichen Cimbrenkönigs ihm zur Ansicht vorzulegen. Von nun an aber erhob sich mündlich und schriftlich ein heftiger Streit über die Wichtigkeit des Fundes, so wie über seine Deutung, und er wurde un so erbitterter, seitdem er zu einer Parteinahme der Chirurgen und Aerzte gemacht ward, und Männer wie Niolan als Gegner austraten. Der ganze Fund wurde später vergessen, bis neuerdings der Bibliothekar von Bordeaux von großen Knochen hörte, welche auf einem Speicher daselbst lagen und nach der Volkssage dem König Teutobochus angehören sollten. Durch seine Vermittlung gelangte sie an das Pariser Museum, und es ist allerdings wahrscheintlich, daß sie dieselben sind, welche der erwähnte Chirurg vorgezeigt hatte. Aus der Untersuchung von Mainville ergibt es sich nun, daß die gefundenen Knochen keineswegs dem riesenhaften Cimbrenkönig angehören konnten, da sie von einem Mastodon herrühren. Von welcher Art aber dieses gewesen sey, darüber spricht sich der Verf. nicht mit Bestimmtheit aus.

##### 3. Sur le genre Cheval et spécialement sur l'Hémione (*Equus Hemionus* Pall.) par M. Jsid. Geoffroy-Saint-Hilaire. (Pag. 97—120, mit 1 col. Abbild.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter allen Thieren, welche die pariser Menagerie seit ihrem Bestehen erhielt, keines von einer größeren Seltenheit ist, als der Fuchsgeißel (*Equus Hemionus* Pall.), von dem neuerdings Dufsumier ein lebendes Individuum aus Curch, nördlich von Suzurate mitgebracht hat. Dem sei Pallas, der uns die erste vollständige Beschreibung geliefert hat, der uns diese erheblichen Beiträge zur Kenntniß dieses Thieres, noch weniger aber Jelle oder gar lebende Individuen zugekommen. Zwar hat uns Hr. Cuvier nach den Mittheilungen von DuRoiel eine neue Abbildung gegeben, allein der benutzte Notizen sind so überaus wenig, daß als neu nur die Angabe zu betrachten ist, daß der Fuchsgeißel in Sakau (Ustka) als ein Hausthier gehalten werde; eine Angabe, die in so fern nicht unwichtig ist, als sie die Meinung von der gänzlichen Unzähmbarkeit dieser Art widerlegt.

Das Exemplar, welches gegenwärtig in Paris sich befindet, ist ein dreijähriges Weibchen. Da Pallas keine Beschreibung eben als hauptsächlich nach einem Thiere desselben Alters und Geschlechts verfaßt hat, so stimmt die neu entworfene und sehr genaue des Verf. meist mit jener überein. Besondere Erwähnung verdient es, daß derselbe auf den Beinen schwarze Querstreifen gefunden hat, deren Pallas nicht gedenkt. Vom Verf. erfahren wir auch, daß in der berühmten Menagerie von Croß

zu London ein männlicher Dschiggetai sich befindet, der gleich den wilden Eselshengsten ein Kreuz auf dem Rücken zeigt, indem der Längsfreiß des Rückentheils von einem andern Kleinen schwarzen Streifen, der ungefähr 4" lang ist, senkrecht auf dem Widerrist durchschnitten wird.

Das pacifere Individuum zeigt große Lebhaftigkeit und Schnelligkeit. Bei Annäherung eines Menschen vertheidigt es sich durch Ausschlagen, ohne jedoch dadurch gefährlich zu werden, wenn man nicht unvorsichtig an dasselbe herangeht. Selbst gegen seinen Wärter schlägt es manchmal aus, obgleich es ihn recht gut kennt, ihm zu andern Zeiten die Hand leckt und auf den Ruf herbeikommt. Nach Dufsumier's Angabe hat man in Bombay einige Dschiggetais als sehr angenehme Reithiere benützt; andere vor leichte Wagen gespannt. Bei ihrer außerordentlichen Lebhaftigkeit ist indeß ihre Bändigung schwierig.

#### 4. Description du Saurothera californiana.

Pag. (121 — 124 mit fol. Fig.)

Obgleich der Name des Wesf. nicht genannt ist, so geht doch aus dem Ganzen hervor, daß Votta diese Beschreibung entworfen hat. Lesson hat zuerst im Jahre 1829 (Suppl. à Buffon. VI. p. 420) diese neue Art von Ruckel unter dem Namen *Saurothera californiana* aufgestellt, und zwar nach Exemplaren, die Votta aus Californien eingeschickt hatte. Wagler (Jah. 1831 S. 524) beschrieb später dieselbe Art nach Exemplaren, die aus Mexiko der k. Sammlung daber zugekommen waren, und nannte sie *Geocoecyx variegata*; zugleich bemerkte er, daß sie im Berliner Museum den Namen *Cuculus viaticus* Licht. trägt. Ohne hiervon Kenntniß zu nehmen, charakterisirte sie ein Jahr hierauf Kaup (Jah. 1832 S. 991) als *Saurothera marginata* aus Mexiko; indeß ist seine Beschreibung nicht hinlänglich genau, so daß z. B. des nackten Hals hinter den Augen gar nicht gedacht ist, auch Dimensionsangaben gänzlich fehlen. Aus der benutzigten Abbildung des Kopfes und des Fußes ersieht man indeß, daß wirklich diese und keine andere Art gemeint ist. Von diesen seinen Vorgängern bezieht sich Votta bloß auf Lesson, giebt dann eine ziemlich ausführliche Beschreibung mit einer guten Abbildung, und bestättigt die schon früher von Wagler gelieferte Angabe, daß dieser Ruckel auf der Erde sich aufhalte, mit selbstender Schnelligkeit laufe und den Schwanz dabei in die Höhe gerichtet trage. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die beiden französischen Schriftsteller die Warnung Temminck's, Landesnamen den neuen Arten nicht beizulegen, möchten beachtet haben, da dieser Vogel nicht bloß auf Californien beschränkt ist, sondern auch in Mexiko vorkommt.

Aus eben diesem Lande hat die hiesige k. Sammlung durch Herrn Baron Kaewinski eine zweite Art erhalten, die ihrer Gestalt und Lebensweise nach gleichfalls

zu der merkwürdigen Untergattung der Erdkucke gehört. Da Wesf. von ihr noch keine Beschreibung aufgefunden hat, so erlaubt er sich die spezifischen Merkmale derselben kurz anzugeben. Schnabel, Füße und ganzer Leib sind kleiner und schwächer, als bei *S. californiana*; nur der Schwanz allein kommt an Länge beinahe dem von dieser Art gleich. Die Färbung beider hat im Allgemeinen viele Ähnlichkeit miteinander; allein während der Rücken bei der *S. californiana* mehr in's Metallgrüne fällt, ist er hier metallbraun und die Schwinge, zumal die der zweiten Ordnung, haben einen stark kupferrothen Schimmer. Bei ersterer sind die Federn des Halses und der Brust rothbraun mit weißen Rändern und schwarzen Schaftstreifen, während der übrige Unterleib weiß ist; bei unserer neuen Art dagegen ist der ganze Unterleib hell rostgelblich, und nur die Federn an den beiden Seiten des Halses und der Brust haben schwarze Schaftstreiche. Ferner bei *S. californiana* ist die innere Zahne der ersten und zweiten Schwanzfeder auf der Unterseite weißlich; bei der neuen Art dagegen ist eben dieser Theil (wenigstens an der zweiten Schwanzfeder, die erste fehlt unserer Exemplare) gleich der äußeren Zahne dunkelgrün. Die weißen Flecke an den Schwanzspitzen, welche den mittelsten Federn jedoch abgehen, verhalten sich bei beiden Arten ziemlich gleich. Endlich fehlt auch der große nackte Fleck, welcher *S. californiana* auszeichnet, unserer neuen Art völlig. Diese Merkmale zusammengenommen sind hinlänglich, um diese beiden Erdkucke spezifisch auseinander zu halten. Behalten wir für den ersteren den Namen *Cuculus viaticus* Licht. bei, so können wir die neue Art als *Cuculus velox* bezeichnen.

#### 5. Mémoires sur les metamorphoses des Coléoptères, par W. de Haan. (Pag. 125—164 mit 10 Tafeln.)

Der Zweck der folgenden Abhandlungen ist es, wie der Verf. sagt, die Grundlage zu einer Species der Käfer-Metamorphosen zu liefern, indem man durch Vergleichung der äußeren und inneren Organe diejenigen Larven-Formen zusammenstellt, die unter sich Verwandtschaft zeigen. Den Anfang dieser Arbeit macht er mit den Lamellicornien, und giebt zuerst eine schematische Eintheilung ihrer Larven, wovon wir nur die obersten Abtheilungsmerkmale herausheben wollen (der Verf. führt sie indeß bis zu den Gattungen herab), um hieran nachzuweisen, wie bei diesem Schema auf äußere und innere Organe gleiche Rücksicht genommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. July.

Nro. 143.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Correspondance d'Orient 1830 — 1831.

Par M. Michaud, de l'Académie française, et M. Poujoulat. Vol. VII. Paris 1835. 612. S.

Mit diesem Bande schließt die „Correspondanz“ Hrn. Michaud's und seines Schülers Poujoulat über einen Theil des semitischen Orients, den sie unter den Auspicien Karl X. bereiset haben. Das Hochherzige und wahrhaft königliche in den letzten Handlungen dieses Monarchen wird seinem Namen nicht nur in den Herzen derjenigen seiner ehemaligen Unterthanen, welchen er Wohlthaten erwies, sondern auch bey auswärtigen Völkern, die von den Siegen seiner Feldherrn Gewinn ziehen, ein gesegnetes Andenken sichern. Denn zu gleicher Zeit, als Bourmont und Düperre mit einem tapfern Heere gegen Algier schifften, um die Ehre Frankreichs und der ganzen Christenheit an den afrikanischen Barbaren zu rächen, verließ eine Anzahl vorzüglicher Gelehrter, Michaud, Callier, Gillot de Kerherz d. u. s. w. reichlich unterstützt, die heimatlichen Küsten, um die Spuren der ruhmgekrönten Ritter des Kreuzes im Morgenlande aufzusuchen, um diese Weltgegenden historisch, geographisch, botanisch, mineralogisch &c. zu durchforschen und sie gleichsam zum zweyten Mal — für die Wissenschaft zu erobern.

Die hieraus erwachsenen sieben Bände „Correspondenz“ sind daher nicht ausschließlich durch die Berichte der Hrn. Michaud und Poujoulat gefüllt; auch Callier, Gillot, La-Boulayn

u. a. haben in denselben viele ihrer Bemerkungen niedergelegt, insofern diese zur Aufhellung der mittelalterlichen Heerzüge oder der neuesten Zustände von Griechenland und Kleinasien dienen.

Die Leser dieser Blätter erinnern sich, daß wir die sechs ersten Bände dieses Werkes in vorangegangenen Artikeln mit unseren Anmerkungen begleitet und von den beyden Reisenden den einen zu Mansurah in Aegypten, den andern aber zu Laodicea in Syrien, gleichsam am Ende ihrer Wanderschaft, verlassen haben.

Eigentlich neues von Belang über Ludwig IX. Catastrophe zu Mansurah hat Hr. M. nicht gefunden, ausgenommen ein kuzes Schreiben dieses ritterlichen Königs nach seiner Landung in Aegypten an den Sultan von Kahira mit der Antwort dieses Letztern. Beyde Fürsten sprechen im Style ihrer Zeit, d. i. sie bedrohen sich gegenseitig mit Sprüchen aus der hl. Schrift und dem Koran. Der moslimische Oberpriester in Mansurah besaß diese Documente, übertrog sie ins Neuarabische, woraus sie Hrn. Michaud's Dolmetsch auf französisch erklärte. Hr. M. nimmt aus diesem frommen, gegenseitige Besorgniß und Furcht nur schlecht verhängelnden Briefwechsel Veranlassung, eine Parallele zwischen St. Ludwig und Bonaparte und ihren kriegerischen Beweggründen und Proklamen, sowie zwischen den Gefühlen, Ideen und der Sprache der beyden Zeitalter in seiner eben so geist- und sinnvollen als christlichfrommen Manier aufzustellen. Er unterhielt sich lange mit dem Ober-Priester über die politische und ökonomische Lage Aegyptens, über



Mohammed Ali und Saladin, über den Einfluß der Eroberung des Landes durch die französische Armee auf Geist- und Vorurtheile der Mohammedaner, über die Moral des Koran, welche er natürlich für unendlich niedriger, als die des Evangeliums erklärte. Der Islam, sagte er dem Muphti, sinkt mit jedem Tage; er lebe nur durch seinen wirksamen Haß gegen alle übrigen Glaubensbekenntnisse, und seitdem er nicht mehr Feindseligkeiten übt, wird er ohnmächtig, und erlischt endlich ganz: Duldsamkeit ist sein Tod. Hr. M. wird beredt, und katechisiert seinen Gegner mit allem Feuer eines Glaubensriters, der am endlichen Triumph des Evangeliums über alle nebenhergehenden Religionen des Erdbodens nie gezeiwelt hat. Der Muphti hörte die fromme Diatribe geduldig an, und erwiderte nur von Zeit zu Zeit, daß die Wahrheit von Gott, die Lüge aber allenthalben vom Menschen komme.

Bei Semehud oberhalb Mansurah verließ Hr. M. den östlichen Nilarm und machte einen Querzug durch das Delta über Mehallat: kebir und Tantah zum Nil von Rosette, schiffte dann stromabwärts bis Fuah, und von dort auf dem neuen Kanal gegen Alexandria, welches er nach einer langen Tour durch Unter-Aegypten nun zum zweytenmal erreichte. Die Bemerkungen über das Patrikwesen von Mehallat: kebir, über das seyertraglose und traurige Einverley des moslimischen Lebens, über die Fruchtbarkeit des Deltabodens, über Producte, Ernte, Ackergeräthe, Hospitalität, Politesse und Moral der arbeitenden Klasse muß man im Buche selbst nachlesen. Und wenn man noch die in früherer Artikeln in dieser Sache vergleichungsweise gegebenen Notizen mit dem von Hrn. M. gesagten zusammenstellt, wird man ohne Schwierigkeit Mohammed Ali's Verwaltung und seine gepriesene sogenannte Civilisation beurtheilen können. Besondere Aufmerksamkeit aber verdient, nach unserer Meinung, was der gelehrte Verf. (Brief CLXI) über das Grundeigenthum in Aegypten schreibt,

weil gerade über diesen Punct, trotz mancher akademischen Abhandlung in Europa noch die schwankendsten Ansichten herrschen. Größern Revolutionen war Grund und Boden gewis in keiner Gegend des Erdbodens unterworfen, als am Nilstrom, allein nirgend hängt aber auch der Werth desselben so sehr von äusseren Umständen und Zufälligkeiten ab, wie in Aegypten. Ohne Nilüberschwemmung, ohne Kanäle, ohne Wasserräder und Schleusen giebt es keinen Acker in diesem Lande; folglich hängt Alles von Schirm und Beyhülfe der obersten Staatsgewalt ab, weil sie die großen Bauwerke und hydraulischen Anstalten zu schaffen und den Einzelnen gegen Uebergrieffe mächtiger und gewalthätiger Nachbarn bey dem gleichsam jährlich neu zu creirenden Ackerfelde und seiner Marktheide verteidigen kann. Wer aber den Boden schafft, gibt und erhält, will ihn auch besitzen, oder wenigstens die Früchte desselben meistens sich zueignen. Deswegen war auch ein guter Theil des zu bewässernden Landes in Aegypten (in den historisch bekannten Zeiten ungefähr 10/24) von jeher Domäne, und von der andern Hälfte suchte der Fiscus per fas et nefas die Früchte auch noch in seine Magazine zu bringen. Steuerfrey und gesichert gegen alle Uebergrieffe weltlicher Macht war von Sesostris bis Mohammed Ali herab nur das Kirchengut, aus dessen Erträgnissen der Clerus genährt, Gotteshäuser, Kirchendienst, Schulen, fromme Stiftungen und Almosenvertheilungen unterhalten und bekritten wurden. Zu dieser kirchlichen Immunität nahmen bey der wachsenden Unsicherheit alles Privateigenthums, besonders während der von häufigen Umrwälzungen zerrütteten Mamluken-Herrschaft vom 13ten — 18ten Jahrhundert, viele ägyptische Grundbesitzer ihre Zuflucht, um ihre Acker als Wakuf, oder Tempelgut, gegen die Bedrückungen der weltlichen Macht zu schießen. Man überließ den Grund und Boden einer geistlichen Corporation auf ewige Zeiten als Eigenthum, jedoch mit der Bedingniß, daß sie der Familie des Be-



sigers die Erträgnisse ohne Minderung bis zum Erlöschen der männlichen Linie bezahle. Unverleßlich und abgabefrey, mußte dieser Theil des Ackerlandes in einen blühenden Zustand kommen.

Dem gewissenlosen Arnauten Mohammed Ali, dem vorgeblichen Schüler und Freunde europäischer Civilisation, war es vorbehalten, diesen letzten Sicherheits-Damm nieder zu reißen, und die Wogen seiner fisciatischen Tyranny über das ganze Nilland zu wälzen. Nach Ausrottung der Mamluken und Beraubung aller schutzlosen Privat-Leute hinderten ihn die geistlichen Körperschaften allein, ganz Aegyptenland als einen zusammenhängenden wohl arrondirten Naprthof, und die ganze arbeitende Volksklasse als seine Tagelöhner zu betrachten. Es ist hinlänglich bekannt, und einer der neuesten Beobachter, Hr. Cadavalone, bestätigt es wiederholt, daß ein Elementar-Greigniß dem Sarcapu das geistliche Gut in die Hände lieferte. Der Wasserstand des Nilstromes war ungewöhnlich niedrig, die Aussicht auf eine hinlängliche Kernte verschwunden, das Land mit Besorgnissen erfüllt, und weil gerade um dieselbe Zeit noch eine Steuer auf die Lebensmittel umgelegt wurde, entstand allenthalben Murren und Aufruhr. Die Geistlichkeit machte Vorstellungen und ermahnte den Pascha, die drückende Auflage zu erlassen. Uebermüthig wurde sie abgewiesen, mit dem Bemerkn, sie sollen durch öffentliche Gebete die Barmherzigkeit des Himmels ersuchen, und die Ursache der gegenwärtigen Noth liege nicht in der Auflage auf die Lebensmittel, sondern in ihrer Wigerung zu den öffentlichen Bedürfnissen beizutragen. Zugleich befahl er, die halbe Steuer von allem Kirchengut zu nehmen, und ließ zugleich durch eine Commission die Besitztitel alles zu den Mescheen und geistlichen Körperschaften bezulängenden Ackerlandes untersuchen. Begreiflicher Weise fand man allenthalben Anstände, Zweifel, Ungewißheit, und schloß mit der Erklärung, daß alles Tempel- und Stiftungsgut von nun an zur Staats-

domäne geschlagen sey; jedoch wolle der Pascha alle auf demselben haftende Lasten zugleich übernehmen. Man weiß, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Das Heer, die Flotte, der Krieg, die Beamtenwelt, Regierungs-Experimente tausendfacher Art und die souveränen Lannen Sr. Hoheit des Pascha verschlingen alles: Minarett und Moscheen fallen zusammen, Schulen, Wohlthätigkeits-Anstalten, und selbst der Gottesdienst hören in Aegypten allmählig auf; Sinn für Zucht und Ordnung erlischt, und jede Schändlichkeit verschafft sich Duldung und rechtskräftigen Bestand, wenn sie nur den Fiskus bereichert.

Man hat auch das heiße Klima und die natürliche Trägheit der ägyptischen Bevölkerung als Entschuldigungs- oder wenigstens Erklärungsgründe vorgeschützt, um die Verschlingung des Privat Eigenthums durch den Fiskus gleichsam zu rechtfertigen, und namentlich scheint sich auch Hr. M. zu dieser Meynung hinzuneigen. Allein der Mensch zeigt sich überall thätig, und auf Mehrung seines Vortheiles und Verbesserung seiner Lage bedacht, wenn man ihn auch die Frucht seines Fleißes genießen läßt. Und wir g'aulden nicht, daß der Bauer vom Nilstrom sein Feld öde ließe, wenn er und seine Kinder von der Ernte desselben den Hunger stillen dürften. So aber erhält er nur ein Drittheil des wirklichen Wertes der abzuliefernden Feldfrüchte, aber nicht in Baarem, sondern nach Abzug aller Abgaben und Lasten gibt man ihm den Rest in Cassascheinen, die endlich nach langen und wiederholten Forderungen wieder nicht mit Gelde, sondern mit Baumwollenzengen und andern Fabrikaten aus den Regierungs-Magazinen, zu enormen Preisen, bezahlt werden. Sollte aber jemand aller Plackereyen ungeachtet ein von der Regierung gepachtetes Stück Land dennoch mit Gewinn bebauen, so hat man durch eine in der neuesten Zeit geltend gemachte wahrhaft trübsliche Finanzmaßregel dafür gesorgt, auch diesen Profit noch dem Fiskus zuzuwenden. Wir reden hier von dem System gegenseitiger Ver-

bindlichkeiten: restirt ein Pächter bey der landesherlichen Cassa, so zahlt das Dorf für ihn; ist aber dieses selbst insolvent, wird der Betrag auf die benachbarten Ortschaften umgelegt; können auch diese die fremde Schuld nicht tilgen, haftet die Provinz; hat diese selbst ein Deficit, so ergreift das Uebel die nächste, und so das ganze Land bis der Schuld genüget wird. Hr. Cadakène in seinem „L'Egypte et la Turquie depuis 1829 — 1836“ giebt ein merkwürdiges Beispiel von der allen Unternehmungsgestirft erscheidenden Wirkung dieses Systemes.

(Fortsetzung folgt.)

—————  
 Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung)

I. Leib mit Querrunzeln. Ater quer. Gallgefäße mit ihrer Basis hinter den hintern Blinddärmen.

A. Die Untertiefer mit einfachen Spizen. Eine Drüsenreihe auf dem Magen. Der Grimmdarm erweitert.

1. Kopf minder breit als der Leib. Oberkiefer mit mehreren Zähnen über der Mitte. Gallgefäße mit Zitzak auf dem Mast- und Grimmdarm. *Oryctes*. *Scarabaeus*. *Cetonia*.

2. Kopf eben so breit als der Leib. Oberkiefer einzähnig über der Mitte. Gallgefäße ohne Zitzak auf dem Mast- und Grimmdarm. *Melolontha*. *Trichius*. ? *Hoplia*.

B. Untertiefer mit doppelten Haken. Grimmdarm nicht erweitert. Keine Magendrüsen. *Aphodius*.

II. Leib ohne Querrunzeln. Ater länglich. Gallgefäße mit ihrer Basis über der untern Reihe der Blinddärme.

*Lucanus*.

In einem besonderen Abschnitte betrachtet hierauf der Verf. die Larven von diesen Gattungen nach ihren äußerlichen Merkmalen. In einem andern die Puppen, von denen jedoch nur drey, nämlich die von *Oryctes nasicornis*, *Cetonia aurata* und *Copris emarginata* kurz beschrieben werden. Der dritte Abschnitt behandelt

die Anatomie der Larven, beschränkt sich indeß bloß auf die Beschreibung des Verdauungskanales, der jedoch mit großer Genauigkeit geschildert wird. Zehn vortreflich gearbeitete Tafeln dienen zur anschaulichen Darstellung der in den erwähnten drey Abschnitten behandelten Gegenstände.

6. Rapport sur le Ciron de la gale (*Acarus scabiei*), fait au nom d'une Commission composée de M. M. Dumévil et de Blainville. Par M. de Blainville (S. 213 — 232).

Daß in den Krähmüßeln eine besondere Milbe (*Acarus scabiei*) gefunden werde, war den Naturforschern seit geraumer Zeit bekannt. In Frankreich jedoch erregte dieselbe nicht eher eine besondere Aufmerksamkeit, als bis Galés, Oberapotheker am Spital Saint-Louis, wo alle Krähigen von Paris und der Umgegend behandelt werden, die Krähmilbe vorzeigte, und vor einer ärztlichen Kommission nachwies, daß eine solche auf die Haut eines gefunden Menschen gebracht, den Ausbruch von Krähmüßeln veranlasse. In einer eigenen Schrift mit Abbildungen von diesen Thieren brachte Galés den Gegenstand vor ein größeres Publikum, und seine Angaben genossen allgemeines Vertrauen, bis im Jahr 1829 Raspail darthat, daß das von jenem abgebildete Thier keineswegs die Krähmilbe, sondern die Käsemilbe sey. Hiedurch wurden denn bey manchen pariser Ärzten die die Existenz von wahren Krähmüßeln selbst zweifelhaft, bis Ranucci, ein aus Corica gebürtiger Gelehrter der Medizin, im Spital von Saint-Louis dieselbe abermals vorzeigte. Er war mit dem Auffuchen dieser Thiere in seinem Vaterlande vertraut geworden, indem er dasselbst öfters gesehen, wie Mütter ihren Kindern mit einer Strecknadel dieselben aus den Pusteln herauszuschaffen. Der Sitz des Thieres ist am Ende eines Ganges, der von der Pustel ausgeht, und wird schon von Außen mit freiem Auge bemerkt, da er eine kleine Erhöhung unter der Haut, wie ein weißlicher Punkt bildet. Außer Ranucci machten auch noch Bando und Scbillot über diesen Gegenstand Mittheilungen der Akademie, und Raspail gab eine Naturgeschichte der Krähmilbe heraus. Seitdem sind ebenfalls in Berlin Untersuchungen über diese Parasiten angestellt worden, woraus sich die Richtigkeit der von Raspail gelieferten Abbildung der Krähmilbe der Menschen ergeben hat. Dagegen hat sich durch Hertwigs Beobachtungen über die Käsemilbe des Pferdes gezeigt, daß Raspail's Darstellung von dieser nicht genau ist.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

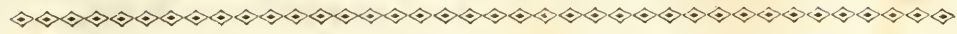
herausgegeben von Mitgliedern

20. July.

Nro. 144.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Correspondance d'Orient 1830 — 1831.  
etc.

(Fortsetzung.)

Ein als Secretär bey einem europäischen Consulate angestellter Nicht-Aegyptier pachtete in der besten Gegend des Delta ein Stück Land von der Regierung und fand nach Umfluß von zwey Jahren, daß ihm nach Abzug aller möglichen Lasten, Abgaben und Opfer noch ein reiner Gewinn von 4500 Franken übrig blieb. Zu gleicher Zeit erhob aber der Fiskus eine Forderung von 7400 Franken als seinen Anteil für residirende Pächter der Provinz. Man nahm ihm seine Getreidevorräthe, das Zugvieh, ja selbst die Ackergeräthe, bis Alles erledigt war. Wie einst Nero, scheint auch der gegenwärtige Satrap von Aegypten seinen Provincial-Übrigkeiten den Auftrag zu geben: Hoc agamus, ne quis quidquam habeat, — ein Auftrag, der buchstäblich und im strengsten Sinne des Wortes vollzogen wird. Denn man hat es so eingerichtet, daß der Pächter bey allem Fleiße und aller Entbehrung und nach Ablieferung der ganzen Ernte dennoch immer noch dem Fiskus schuldig ist, und sein Brod sich gleichsam vom eigenen Acker stellen muß. Hat also Hr. M. Unrecht, wenn er das Loos des ägyptischen Volkes für das elendeste auf der ganzen Erde erklärt, trotz Mohammed Ali's Civilisationsversuchen? Gerechtigkeit und Eigenthum, gesetzlich zu mehrendes Mein und Dein mit der Möglichkeit, die Früchte seiner Arbeit zu genießen, ist die Grundlage aller Civilisation. Niemals wird

aber ein mohammedanischer Monarch, am wenigsten aber der Satrap von Aegypten diesen Grundsatz anerkennen, nicht einmal in der Theorie, geschweige in der Praxis. „Daß auch der Bauer am Sonntage sein Huhn im Topfe haben müsse,“ wird ein morgenländischer Despot niemals zugeben. Sein leitender Grundsatz ist vielmehr, daß der Mensch, wenn man ihm auch alles nimmt, doch immer noch etwas hat, oder schnell wieder etwas erwirbt, um neuerdings zu geben.

Wenn aber Hr. M. auch in Syrien, in Kleinasien, überhaupt in der ganzen Türkei keinen geordneten und unangefochtenen Grundbesitz gefunden haben will und das orientalische Bauernvolk abbeizten läßt, ohne zu wissen, wem der Boden gehöre, so ist dieses eine jener oberflächlichen Phrasen, die man dem gelehrten Sittenmaler und Schreibkünstler von der Seine, gleich vielem andern dieser Art, zu Gute halten muß. Nicht nur ist das Stiftungsgut in den nicht secularisirten Provinzen des Reiches mit aller Schärfe umgränzt und ausgeschieden, auch andere Korporationen mit unzähligen Privatleuten, Moslimen sowohl, als Christen, besonders die Libanischen, haben Cataster und schriftliche Documente über gesetzlich ihnen angehöriges Landeigenthum in Händen. Wie viele Christen dieser Art, nicht nur im Arabischen, sondern auch in Karschuni oder altkyrlicher Sprache, haben wir in Phönizien selbst gesehen! Sogar umzäunte und durch Mauerwerk eingefriedigte Grundstücke sieht man in Syrien häufig. Hätte Hr. M. geschrieben, daß in vielen Gegenden der Türkei das Grundeigenthum wegen fid-



calischer Plünderung unter seinen natürlichen Werth herabgesunken sey, so würde seine Bemerkung der Wahrheit näher seyn.

Was Hr. M. von dem berühmten Wallfahrtsort und Handlungsort Tansaß, von dem daselbst verehrten mohammedanischen Heiligen, Ali dem Bezdnuinen und seinen Mirakeln, sowie von dem großen Jahemarkte daselbst, und von den Aufstritten im allzeit überfüllten Tempel, zu dem auch Weiber den Zutritt haben, in seiner Correspondenz erzählt, sammt allem, was wir selbst über diesen Punct in Erfahrung gebracht, muß hier Kürze halber übergangen werden. Ebenso müssen wir in Beziehung auf die Ruinen Alt-Alexandriens, die Hr. M. am Ende seiner Wanderschaft noch unständig und antiquarisch auseinandersetzt, theils auf das Buch selbst, theils auf unsere früheren Artikel hinweisen.

Im May 1831 verließ Hr. Michaud Aegypten, und schiffte über Malta, wo er Quarantäne machte, wieder nach Europa zurück, während Herr Ponjoulat, sein Reisegefährte und Schüler, noch einige Zeit in Syrien verweilte, um den Schauplatz der glänzendsten aller französischen Waffenthaten, die Gegend um Antiochia, zu besuchen. Die Entfernung von Laoditia (*Λαοδικεία*, Latakia von Türken und Arabern ausgesprochen), wo wir Hr. P. am Schlusse des letzten Artikels ließen, bis zur eben genannten Stadt Antiochia am Orontes, beträgt ungefähr 26 Stunden, d. i. um ein Paar Stunden mehr, als von Jerusalem nach Nazareth. Der Weg führt über Berg und Thal durch die liebliche Einzöde Kandil zum Flecken Urdil, dem einzigen bewohnten Orte auf dieser langen Strecke. Hier ist zugleich die Markscheide zwischen Arabistan und Turkistan der Sprache und dem Blute nach. In Urdil, sowie zu Antiochia und Haleb, redet man arabisch und türkisch, während in Laoditia niemand türkisch und zu Beilan und Antab niemand arabisch versteht.

Das Gerippe der Stadt Antiochia, wie sie

einst Seleukus Nicator erbaute, hat sich im ganzen Umkreise deutlich, in den meisten Theilen sogar vollkommen erhalten. Das Orontes-Thal streicht von Osten nach Westen, etwa zwey Stunden breit und durch zwey in ziemlich geraden Linien fortstreichende jedoch von Schluchten zerrissene Bergreihen gebildet. Zwischen dem Flußufer und der südlichen Bergkette, steht, oder stand vielmehr, die alte Stadt mit ihren in vielen Stellen bis 80 Fuß hohen Mauern aus behauenen Gestein und 130 Streithürmen in langen Zeilen auf der Ebene, längs dem Fluße, und zu beyden Seiten den Berg hinansteigend, an Abgründen vorüber, bis zur hohen Burg hinauf, hinter welcher sich der furchtbare Mauerering im Thale schließt. Vier, durch tiefe Risse getrennte Bergspitzen liegen innerhalb des Umfanges. Die halbverfallene, über den Gebirgskamm hingestreckte Burg scheint, wenn man von der Stadtläche hinaufblickt, in den Wolken zu schweben und gleichsam einer andern Region anzugehören. Nicht weniger als zwey Glockenstunden braucht man, um von der Ebene längs den Wällen auf den höchsten Punct hinaufzuklimmen. Unwillkürlich hält der Reisende, wenn er das weite Thal heraufkommend plötzlich das furchtbare Gemäuer über die Berge hinziehen sieht, in seinem Laufe still. H. P. näherte sich von einer unvortheilhaftesten Seite der Stadt, und konnte diesen großartigen Eindruck nicht empfinden. Man glaubt im Angesicht einer Weltstadt, eines zweyten Babylon, angelangt zu seyn, findet aber nur ein kleines, armseliges, derfählisches Städtchen, mit niedrigen Hütten in einem Winkel des verlassenem zum Theile mit einem Obstbaumwalde dicht überwachsenen ungeheuren Mauerumfangs. Eine gepflasterte Straße, nach der Schuhr geogen, läuft durch den Wald bis zum Paulsthor in der Richtung nach Haleb, vermuthlich die alte Hauptstraße, der Corso von Antiochia.

In Beschreibung dieser großen Ruine entwickelt Hr. P. seine ganze Kunst; man sieht deutlich, daß er seinem Meister ein eben so klares, als gewissen-



haft treues Bild vom Schauplatze der größten Heldthat des französischen Kreuzheeres hinzeichnen will. Und wenn der junge Gallier bey dieser Veranlassung ungewöhnlich rdtfelig wird, und mitunter „Ampullas et sesquipedalia verba“ ins Spiel bringt, so wird ihn der billige Leser wegen dieses Uebermaafes nicht tadeln. Wie sollte einem Franzosen nicht das Blut in den Kopf steigen, wenn er über das Schlachtfeld von Antiochia reitet, und der Thaten gedenkt, die seine Vorfahren daselbst verrichtet, und Hr. Michaud so schön beschrieben hat? Denn niemals hat die Blut religiöser Begeisterung eine größere That geboren, als den Sieg der Christen (am Feste Peter und Paul 1098) über die im Thale von Antiochia versammelten Kriegsheere des ganzen moslimischen Orients. Die Folgen jenes Tages sind bekannt, und alle Leser von Michauds berühmten Werke über die Kreuzzüge wissen, daß sich eine Schaar noch unbesiegter Moslimen unmittelbar darauf zur christlichen Lehre bekannte, was weder vor- noch nachher je geschehen ist. Der Eindruck, welchen jenes Ereigniß auf das Gemüth der Morgenländer hervorbrachte, ist heute noch nicht erloschen; auch hat die Herrschaft der Franken in keinem Theile Asiens so tiefe Spuren zurückgelassen, wie an den Ufern des Orontes. Dagegen war aber auch die mohammedanische Bevölkerung kaum irgendwo, bis auf die neueste Zeit herab, unduldsamer und frankenhassender, als zu Antiochia, wo sich wenigstens 500 Jahre lang nach Austreibung der Europäer durch den Mameluken-Sultan Bibars kein Christ niederlassen durfte.

Antiochia von der Ferne gesehen, gleicht einem Bauerdorfe in den rhätischen Alpen. Die Wohnhäuser sind nicht mit Terrassen gedeckt, wie es in Asien Sitte ist, sondern mit Ziegel- oder Schindeldächern in Sattelform, die zum Schutze der unten vorübergehenden weit über die Hauptmauer hervorragen, wie es in Ober-Bayern, Tyrol, u. s. w. üblich ist. Dieselbe celtische Dachform zeigt sich auch auf der übrigen, sieben Wegstunden langen Thal-

strecke bis zur Mündung des Orontes, unweit Se-leucia. Auch sieht man nur in dieser Gegend jene weite und hohe Fußbekleidung aus Leder, wie sie die arbeitende Volksklasse in vielen Ländern Europas trägt. Ebenso erinnern Feld- und Gartenzäune und die Brombeerstaude am Wege den Wanderer nicht weniger an das europäische Heimathland, als die Weintraube und die Bergamotbirne in den Gärten von Saodieh, und die blauäugigen und blondhaarigen Bewohner der Orontesdörfer. Alle diese Spuren abendländischen Wesens verschwinden plötzlich, wie man sich von Antiochia ostwärts gegen Haleb wendet. Hr. P. hat diese Punete zu wenig hervorgehoben, und überhaupt nur das Orontesthal von der Mündung des Stromes bis zur großen Brücke, vier Stunden östlich von der Stadt, vorzüglich im Interesse von Hrn. Michaud's Werke über die Kreuzzüge persönlich untersucht. Heimwehe, natürliche Ermüdung, und jene Sattigkeit, die den Wanderer im Orient über kurz oder lang jederzeit befällt, hinderten ihn, seinen Stab über die niedrige, von Taurus zum Libanon mitten durch Syrien herabstreichende Hügelkette zu tragen, und die Städte am Saume der großen euphratischen Wüste von Haleb über Mara, Hama und Hems nach Damaskus zu besuchen. Er schrieb von Antiochia aus an die französischen Consular-Agenten zu Tar-sus in Cilicien und zu Haleb, um auf diesem Wege Nachrichten über jene Landschaften, ihren ethnischen und staatsökonomischen Zustand, ihre Straßen, Engpässe und Verbindungslinien zu erhalten, die er dann mit den Berichten des Mittelalters vergleicht und in solcher Weise hieraus die Richtung zu bezeichnen sucht, in welcher die Kreuzheere, aus dem Innern Klein-Asiens bis an den Orontes hervorgebrochen sind. Alles dieses übergehen wir.

(Fortsetzung folgt.)

Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung.)

7. Description de quelques espèces de reptiles de la Californie, précédée de l'analyse d'un système général d'Erpétologie et d'Amphibiologie; par M. H. D. de Blainville (S. 233 — 296 mit Abbild.)

Wie schon der Titel besagt, besteht diese Abhandlung aus zwei Abschnitten, von denen der erste eine neue systematische Eintheilung der Amphibien, der andere die Beschreibung einiger dieser, in Californien einheimischer Thiere liefert. Der Verf. ist der Meinung, daß man die bisher unter einer Klasse begriffenen Amphibien in vier Klassen abtheilen müsse, die er Pterodactylia, Reptilia, Ichtyosauria und Amphibia benennt. Wir halten diese Vertheilung der Klassen für unnöthig, für die leichte Uebersicht sogar nachtheilig. Was die Pterodactylia anbetrifft, so stimmen wir allerdings mit dem Verf. überein, daß sie den Uebergang der Vögel zu den Reptilien vermitteln, gleichwohl sind wir mit Cuvier der Meinung, daß sie keineswegs eine eigenthümliche Klasse ausmachen, sondern noch der Amphibien zuzählen sind, um so mehr, da Ref. durch eigene Vergleichung des Ornithocephalus longirostris mit einer neuen Art, dem *O. Kochii* (von dem im nächsten Bande der Abhandlungen der Königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften eine ausführliche Beschreibung erscheint) sich überzeugt hat, daß auch das Becken in seiner Zusammenfassung an den Typus des Krokodils erinnert. Eben so wenig erscheint es als nothwendig, die Ichthyosauren zu einer besondern Klasse zu erheben, da bey den Amphibien überhaupt nicht bloß das Knochengeriße, sondern die meisten andern organischen Systeme einen großen Kreis von Variationen durchlaufen. Wenn man es bey den Säugethieren nicht für nothwendig findet, die Walle, trotz ihrer großen Abweichungen im Skeletton von den andern Ordnungen loszureißen und eine eigenthümliche Klasse aus ihnen zu bilden, so wird man auch recht wohl den Ichthyosaurus bey den übrigen Amphibien belassen können. Es bleiben uns nun noch die Reptilia und Am-

phibia des Verf. übrig, und diese entsprechen den beschuppten und den nackten Amphibien, welche allerdings die beyden großen Hauptabtheilungen sind, unter welche man alle Kaltblütige, mit Lungen versehene Wirbelthiere bringen kann. Aber auch hier sehen wir keinen Grund ein, warum aus den beyden Hauptabtheilungen gesonderte Klassen gemacht werden sollen, und wir sind überzeugt, daß bey den meisten Zoologen diese Trennung keinen weiteren Besfall finden wird.

Selne Klasse der Reptilien theilt der Verf. in die vier Ordnungen: Chelonia, Plesiosauria, Emysodauria und Saurophidia. Zu Chelonia gehören die Schildkröten, zu Plesiosauria bloß die Gattung Plesiosaurus, zu Emysodauria die Krokodile und die Saurophidia umfassen alle übrigen Eidechsen und die Schlangen. Während daher der Verf. im Widerspruche mit fast allen Zoologen die Amphibien in mehrere Klassen zerpaltekt, vereinigt er dagegen ein Paar Ordnungen miteinander, welche fast alle Naturforscher getrennt haben. Wir können weder das Eine, noch das Andere billigen. Es ist zwar allerdings richtig, daß Eidechsen und Schlangen allmählig so ineinander übergehen, daß die Gränzlinie zwischen ihnen bey weitem nicht so bestimmt markirt ist, wie gegen die Schildkröten und Nachtäuter hin. Gleichwohl läßt sich eine solche noch immer auffinden, und es wird eine Trennung zwischen beyden um so nothwendiger, da gerade ihnen die übergroße Mehrzahl der Amphibien zufällt. Das Ungewisse liegt nur darin, daß man nicht einig ist, welche Merkmale man zur Sonderung beyder Ordnungen anwenden solle. Die älteren Zoologen hatten ein leicht faßliches Unterscheidungszeichen an der An- oder Abwesenheit der Füße, und auch Cuvier hatte sich mit diesem begnügt; die meisten andern Zoologen der neueren Zeit dagegen, wie z. B. Wagler, Müller, Wiegmann, haben weniger die Füße als gewisse Eigentümlichkeiten im Bane des Kopfes berücksichtigt. An diese schließt sich auch Blainville an, denn obwohl er Eidechsen und Schlangen in die gemeinschaftliche Ordnung der Saurophidia vereinigt, löst er sie doch wieder in die beyden Unterordnungen Sauria und Ophidia auf. Den ersteren, den Eidechsen giebt er folgende Merkmale: „Körper ziemlich bestimmt in seine 5 Theile, den Kopf, Hals, Brust, Bauch oder Unterleib, und Schwanz abgetheilt, und immer mit vollständigen oder rudimentären Gliedmaßen versehen. Herz weit vorn, Lunge mit zwey gleichen oder fast gleichen Flügeln.

Aster bedeckt von einem Deckel, gebildet aus mehreren Schildern, eben so der Augendeckel.“

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. July.

Nro. 145.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Correspondance d'Orient 1830 — 1831.  
etc.

(Fortsetzung.)

Wie unsicher und im Grunde nichtsagend Beschreibungen sind, die wir über ungesebene Ortschaften und Länder nach fremden Berichten geben, kann man vielfach aus diesem Theile des Buches erkennen. Hr. P. spricht von den Wüsten-Städten Sarmin, Mara, Hamma, Hems und Apamia wie von Timbuktu und dem Gallas- oder Schindschirenlände, wohin niemals oder kaum einmal europäische Reisende gekommen wären. Als Augenzeuge könnten wir über diesen Theil Syriens allerdings Besseres geben, als man bey Hrn. P. findet; wir versparen uns aber dieses Vergnügen auf eine schicklichere Gelegenheit, weil wir aus Hrn. P's. Werke jetzt lieber das Verdienstliche, als das Mangelhafte anzuzeigen wollen. Um über Cilicien, Lykaonien und die Landschaften zwischen dem Gebirge Amanus und der Wüste östlich vom Orontes etwas zu sagen, sucht Hr. P. alles zusammen, was sich daselbst seit Cicero's Staatshalterschaft bis auf die mittlern und letzten Zeiten herab sich ereignet hat. St. Symeon der Säulenbewohner, der wunderbar einen einäugigen Drachen sehend machte, und Tullius Cicero, der Cilicien mit Gerechtigkeit und Milde regierte; die Briefe an Atticus und die Legende des syrischen Einsiedlers Antonius; St. Chrysostomus und Kaiser Arcadius werden hier zu gleicher Zeit belobt und angepriesen, und lange Citate aus heidnischen Briefen und christlichen Legenden eingeflochten. „Es sey ihm süß, sagt

er, Cicero's Briefe in Cilicien zu lesen.“ Aber Antiochien liegt nicht in Cilicien!

Nachdem Hr. P. die Schönheit des breiten, von hohen Gebirgen eingeschlossenen Längenthales zwischen Antiochia und Seleucia, besonders aber die mit allem, was Orient und Occident Kunst und Natur reizendes schaffen kann, ausgeschmückten Gärten von Caodieh nicht mit dem Feuer geschildert hatte, wie wir es erwarteten, brachte ihn ein arabisches Fahrzeug von der Orontes-Mündung wieder nach Laodicea zurück, von wo er über Batrun, Byblos und Kloster Antura bald zu Wasser, bald zu Lande, in der Richtung gegen Beirut fortzog, um in diesem Hauptstapelplaz des syrischen Handels eine Gelegenheit zur Heimkehr nach Frankreich abzuwarten. Durch die Pest gehindert, in die Stadt zu kommen, zog er sich in ein benachbartes Maronitendorf, Hadet genannt, auf einen Vorsprung des Libanon zurück.

Während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dieser eben so freundlichen als gesunden Lage ordnete Herr P. seine Briefsammlung und sieng neuerdings über den schon früherhin besprochenen Libanon Notizen einzusammeln an. Was er über geographische Eintheilung, Klima, Lage, Ortschaften, Mineral-Pflanzen- und Thierreich, über die Menschen, ihre Sitten und Gebräuche, Dogmen, Disciplin und Kirchendienst, politische, finanzielle und commercielle Stellung, über Maroniten, Metuali und Drusen und deren Geheimlehre erfahren konnte, wurde hier zusammengestellt und nachher in Paris — wie es sich deutlich zeigt — mit Hülfe bekannter Druck-



chriften, worunter des berühmten Hrn. v. Sacy Drufenkatholismus etc. zu bemerken ist, weiter ausgearbeitet und in den Briefen Nr. 178, 179, 180, 181 und 182 niedergelegt. Was er nebenher über die französischen Lazaristen von Antura, über die englischen Bibelverbreiter und über den uns besser bekannten ehemaligen Turiner Professor und nun römischen Delegaten in spiritualibus auf dem Libanon, Priester Johann Pater Losanna, schreibt, ist zwar nicht gegen die Wahrheit, klingt aber eigentlich doch wie eine feine, höfliche und fromme Pariser Klatscherey, welche mehr errathen läßt, als sie sagt.

Wir wollen ihn in diesem Theile seiner Schrift nicht Schritt für Schritt folgen und unsere Erfahrungen mit den seinigen vergleichen, und es in einer noch nicht sobald erschöpften Materie unschwer geschehen könnte. Wir haben aber über den Libanon, über seine Natur und seine Bewohner schon in den früheren Artikeln Einiges bemerkt, und können uns hierüber nicht weiter ausdehnen, ohne die Grenzen einer Anzeige zu überschreiten. Das libanische Gebirge ist ein kleiner Kaukasus, eine natürliche Burg, in deren Schluchten sich die Trümmer aller in Asien unterdrückten Völker und Religionen heute noch finden lassen. Das Heidenthum des alten Landes Aram konnte daselbst niemals ausgerottet werden, und Bekenner aller in der Folge sich erhebenden Glaubensformeln des Morgenlandes wählten sich in den Hochthälern dieses Steingürtels unanfechtbare Zufluchtsstätten, die selbst der alles behelende Strahl der Christuslehre nicht zu beleuchten vermochte. Der zwar unwissende, aber sanfte, redliche und in Gott heitere Katholik des Maroniengebirgs; der mohammedanisch-christlich-heidnische Druse mit geheimnißvoller Bläße im Antlitz, schweigsam, frohig und wildtraurig blickend; der türkische Metuali; der schwerfällige Armenier; der Sonne, Kalb und Lingam anbetende Amsare; Anhänger der griechischen und der nestorianischen Kirche; Araber verschiedener Na-

ten, Türken, Juden und Europäer bilden die hervorstechendsten Gruppen dieser großen Musterkarte Asiatischen Lebens und Glaubens. Hr. P. sucht sogar das numerische Verhältniß der verschiedenen Pazzellen festzustellen und glaubt, daß die Einwohnerzahl im ganzen Gebirge etwa 450,000 Individuen betrage, was wir natürlich als nicht genau bestimmbar weder bestätigen, noch widerlegen wollen. Nur kann man nicht umhin, dem redlichen Forschungsgeiste, häufig auch dem Scharfsinne, allzeit aber der Wahrheitsliebe dieses Reisenden, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sein Urtheil über Volney, obwohl neu und hart, unterschreiben wir unbedingt. Volney hat die meisten Gegenden, die er beschreibt, nicht selbst gesehen; er hat häufig nur nach Büchern und mündlichen Berichten gearbeitet, und wie ein zweyter Thümmel, entlegene Himmelstriche beschrieben, ohne sich weit aus seiner Klosterzelle des Libanon zu entfernen. Wir selbst sind beim Lesen des Volney'schen Werkes an Ort und Stelle auf diesen Gedanken verfallen.

Am Schluß seiner libanischen Nachrichten (Brief 182) bemüht sich Hr. P., noch ein Bild von der Regierungsform dieses Gebirges zu entwerfen. Natürlich muß hier die Rede vorzüglich auf den berühmtesten Drusenfürsten, den Emir Beschir, aus der Arabischen Familie Schehab fallen. Der Libanon von Baalbek bis zur Marktscheyde der Maroniten und Amsaren war bis zur letzten Eroberung durch die Aegyptier, ein Pachtgut des Paschaliks von Afske, und wurde jährlich an die Meistbietenden versteigert. Druck der Zinsfürsten, um den Pachtzuschilling zu erpressen, und Aufstand der Gebirgsleute, um sich Erleichterung zu schaffen, bilden die Summe der Begebenheiten jenes Landes seit mehr als 300 Jahren. Emir Beschir, der seit 1789 regiert, wurde während dieser Zeit siebenmal durch seine rebellischen Unterthanen ausgetrieben, ersteigerte und errang aber die Herrschaft eben so oft wieder. Nach jedesmaliger Wiederherstellung wurde der Pacht



erhöht, der Druck vermehrt, das Elend größer, die Regierung grausamer. Im Jahre 1794 griff man zu den Waffen, weil er jährlich 150,000 Franken erhob, nach der letzten Steigerung aber mußte er an Abdalla-Pascha 700,000 Franken jährlich zahlen und das Volk blieb ruhig. Um sich die Herrschaft der Welt zu sichern, haben Caligula und Calpurnia nicht so große und so viele Nachsichtigkeiten verübt, als der Drusenfürst Beshir begangen hat, um sich als Vice-Despoten in einem Bergwinkel Syriens zu behaupten. Unter seinen Verwandten wüthete er wie ein zweyter Herodes. Viele erdolchte er eigenhändig, anderen ließ er Augen und Zunge andreißen, beynähe das ganze Haus Schemab bis auf seine eigenen beyden Söhne austreten, von der unruhigen Drusen-Bevölkerung aber ungefähr die Hälfte, d. i. mehr als 50,000 Menschen durch Megeleyen und Exil vernichten. Beshir regiert über den Libanon in derselben Weise und nach denselben Maximen, wie Mohammed Ali über Aegypten.

(Schluß folgt.)

—♦♦♦♦♦—  
 Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung.)

Von den Schlangen heißt es: „Körper sehr verlängert, cylindrisch, fast ohne Unterscheidung von Kopf, Hals, Rumpf und Schwanz, fast immer gänzlich entlastet von Gliedmassen, selbst von rudimentären; bedeckt mit mehr oder minder unähnlichen Schuppen auf verschiedenen Partien des Körpers; Augen durchgängig ohne Augenslieder. Paukenschell immer verdeckt. Zunge breit, ganz, angeheftet, oder im Gegentheil lang, schmal, tief zwengespaltet und vorstreckbar. Zähne konisch, spitz, mehr oder weniger rückwärts gerichtet und meist eben so gut Goumenen als Kieferzähne.“ Man ersieht, daß diese Merkmale sämmtlich nicht geeignet sind, um beyde Unterordnungen voneinander zu unterscheiden,

da sich in ihnen keine Gegensätze aussprechen. Nur in der Anmerkung (S. 244) heißt es: „Die Art von Deckel, welcher das Auge bedeckt und der des Afters sind immer aus mehreren Schildern von den Eidechsen und niemals bey den Schlangen zusammengesetzt.“ Der Verf. stellt nun die Blindschleichen und Ophiosauras zu den Eidechsen, dagegen Chirotos und Amphisaena zu den Schlangen; hierin mit Müller übereinstimmend, während Wagler die kenden letzteren einer besondern Ordnung, die er Anguis nennt, zutheilt, Biegmann aber sie noch zu den Eidechsen zählt. Ref. muß gestehen, daß, wenn er auch die von Cuvier noch beobachtene Begrenzung beider Ordnungen nicht festhalten wollte, er sich doch nimmermehr dazu entschließen könnte, ein mit vollkommen entwickelten Vordergliedern versehenes Reptil für eine Schlange zu erklären. Der allgemeine Volksbegriff von Schlange, dem zu Folge Fußlosigkeit ein Hauptmerkmal ist, kann füglich auch von einer wissenschaftlichen Betrachtung der Extremitäten festgehalten werden. Daß bey Boa, Eryx, Tortrix etc. Rudimente von Extremitäten vorkommen, spricht nicht gegen diese Ansicht, da eine bloße Andeutung von einem Organ noch immer von einer vollendeten, zur Ausübung einer bestimmten Funktion vollkommen befähigten Entwicklung desselben weit verschieden ist. Mit Biegmann ist Ref. einverstanden, daß vielmehr Gründe vorhanden sind, um Chirotos und Amphisaena zu den Eidechsen, als zu den Schlangen zu stellen.

Seine Saurier bringt der Verf. in folgende Familien: 1) Geckones, 2) Chamaeleontes, 3) Agamae, 4) Dracones, 5) Ignavae, 6) Monitores und 7) Lacertae. Seine Ophidier theilt er zuerst in zwei Familien, nämlich in Zwenbänder, wozu nur die Gattung Chirotos gehört, und in Schlangen, wozu alle andern Ophidier. Diese letzteren theilt er wieder in 3 Sektionen. Die erste Sektion, ohne Giftzähne, begreift 5 Familien: 1) Amphisaena, 2) Tortrix, 3) Boa, 4) Boa-Coulenvres (wozu Python, Xenopeltis etc.), 5) Coluber; die zweite Sektion, mit giftigen und ungiftigen Kieferzähnen umfaßt, 6) Hydrophis, und die dritte Sektion mit lauter Giftzähnen im Dectieser enthält 7) Viperina.

Seine Klasse der Amphibien, wie sie der Verf. bezeichnet und welche der Ordnung der Batrachier oder nackthäutigen Amphibien anderer Zoologen entspricht, theilt er in 3 Ordnungen ab: 1) Batrachia, mit 2 Ja-

milien, die er Dorsipares und Aquipares nennt, 2) Pseudosauria mit den 3 Familien Salamandra, Proteus und Sirena, und 3) Pseudophidia mit den Cocilien.

Hierauf folgt die Beschreibung der californischen Reptilien, welche der Verf. für neu ansieht. Sie heißen Agama (Phrynosoma) coronata, Callisaurus draconoides, Iguana (Cyclura) acanthura, Cordylus (Gerrhonotus) multicarinatus, Tortrix Botatae, Coluber catenifer, infernalis, Californiae, vertebralis, zonatus und planiceps, welche auch alle bis auf die vortetzte abgebildet sind. Callisaurus ist eine neue Gattung, welche der Verf. den Drachen zugesellt, weil sie an den Leibseiten ein Rudiment von einer Haut hat. Eine kurze Diagnose dieser Gattung ist nicht gegeben, sondern bloss eine 35 Zeilen einnehmende Beschreibung, die wir ihrer Länge wegen daher nicht mittheilen können.

### 8. Mémoire sur quelques Acéphales d'eau douce du Sénégal. Par M. Rang, Officier de marine. (S. 297—320 mit 2 Tafeln.)

Rang hatte sich während seinen Reisen an der Westküste von Afrika, und besonders während der in den Jahren 1829 und 1830 vorgenommenen Untersuchung des zwischen dem Westende der Sahara und den Kap Lopez gelegenen Küstenstriches, eifrigst mit dem Sameln und Untersuchen der Meer-, wie der Land- und Süßwasser-Mollusken beschäftigt. In dieser Abhandlung theilt er Einiges von seiner Ausbeute aus dem Senegal-Flusse mit, wovon Folgendes das Wichtigste:

1. Schon im 3. Bande der Nouvelles Annales du Muséum hat Rang das Thier der Etheria, das Eiland aus Egypten erhielt, beschrieben. Seitdem hatte der Verf. mehrere Exemplare mit dem Thier aus dem Senegal (*E. plumbea*) bekommen, und sich dadurch überzeugt, daß dasselbe in allen Einzelheiten ganz mit dem der Etheria vom Nil übereinstimme. An diesen neuen Exemplaren, die besser erhalten als seine frühern waren, bestätigt er, daß das Ligament wie bei Unionen, Anodonten u. c. gebildet sey, so daß also die Etherien sowohl nach der Beschaffenheit der Schalen als des Thieres den eben genannten Gattungen sich anreihen. Außerdem bemerkt der Verf., daß die Etherien mit andern keine eigene Art ausmachen, sondern nur solche Individuen sind, die sich im ruhigen Wasser ungestört ent-

wickeln konnten und vor Beschädigungen gesichert waren. Auffallend ist es, daß die Reisenden, welche den Senegal besuchten, der Etherien nicht gedenken. Adanson spricht allein von fossilen Muscheln, welche jetzt trocken liegen, auf außerordentliche Strecken sich ausdehnen, und als Kalk im ganzen Lande benützt werden. Diese Muscheln sind indeß weiter nichts, wie der Verf. nachweist, als neue fossile Etherien, deren Bänke südlich vom Senegal liegen und in einer kleinen Entfernung von Saint Louis anfangen. Aus ihrer Lage schließt er, daß der Fluß in frühern Zeiten eine mehr südliche Ausmündung gegen das grüne Vorgebirge zu, vielleicht in der Bai von Haan, haben mochte.

2) Unio Juliani charakterisirt sich als neue Art dadurch, daß das Schloß in jeder Schale aus 3 dünnen langen Leisten besteht, anstatt der Zähne und Leisten, welche man sonst gewöhnlich zugleich bey den Unionen wahrnimmt, so daß also hier die Zähne die Form von Leisten angenommen haben. Die Länge dieser Art beträgt nur 35 Millimetres.

3) Von Anodonta sind 2 neue Arten, *A. chaiziana* und *Tawaii* beschrieben; von ersterer auch das Thier, das zugleich nach seinem äußern und innern Bau bildlich dargestellt ist. Ein auffallender Umstand ist es bey dieser Art, daß sie mehrere Monate lang außerhalb des Wassers, auf dem Trocknen und der Sonnenhitze angesetzt, am Leben bleiben kann.

4) Von Iridina kennt der Verf. 5 Arten aus dem Senegal, nämlich 1) *I. Mutel*, von Adanson beschrieben, 2) *I. rubens* von Lamarck als *Anodonta rubens* aufgeführt, und 3) eine neue Art, die er *I. rostrata* nennt. Er macht hiebey aufmerksam, daß Iridina sich nach der Schale allein nicht als Gattung fixiren lasse, sondern daß man hiezu auf das Thier Rücksicht nehmen müsse. Von *I. rubens* vergleicht er ausführlich das Thier mit dem von *I. nilotica*, und weist die spezifischen Unterschiede zwischen beyden nach.

5) An allen Exemplaren von *Anodonta chaiziana* hat der Verf. einen besondern Blutegel gefunden, den er *Hirudo viridis* nennt und in einer Abbildung darstellt.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. July.

Nro. 146.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Correspondance d'Orient 1830 — 1831.  
etc.

(Schluß.)

Nicht ohne Widerstreben erzählt Hr. P. diese Gräuelt des Emir, weil derselbe heimlich das Christenthum bekennt, obgleich er öffentlich die Moscheen besucht. Wenn aber der fromme Hr. P. sagt, daß die Maroniten die grausame Herrschaft ihres Gebieters am geduldigsten ertragen, daß sie ihr sanftes und redliches Gemüth, ja sogar eine gewisse Heiterkeit der Seele und ihr lebensfrohes Wesen mit den heftigsten Drucke ungeschmälert bewahren, und daß alles dieses eine Folge ihres katholischen Glaubens sey, so scheint er uns die Sache mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Unter Beschirz Unterthanen sind die Maroniten die zahlreichsten, sie haben aber in Folge ihrer religiösen Uebersetzung größere Furcht vor den Höllestrafen, als vor Entzuehrung, Arbeit und Steuereinnemern des Fürsten von Deir el Kamar.

Zu wünschen wäre es freylich, daß auch der Emir seinerseits zum Vortheile der Unterthanen den humanen und beseligenden Maximen des Christenthums hie und da einigen Einfluß gestatten, und z. B. die Gerechtigkeit nicht geradezu wie ein Kadi um Geld an den Weistbietenden verhandeln möchte.

Es eirenlirt auf dem Libanon eine handschriftliche Chronik, in welcher alle seit 40 Jahren bezugangenen Gräuelt des Fürsten nach der Reihenfolge in neuarabischer Sprache beschrieben sind. Hr. Creus, Sohn des ehemaligen spanischen Generalkonsuls in

Alexandria, fand sich zu gleicher Zeit und aus derselben Veranlassung mit Hr. P. im Dorfe Hadet, wo er ihm eine Uebersetzung dieser von einem maronitischen Priester verfaßten Chronik mittheilte, wie uns derselbe Hr. Creus ungefähr ein Jahr später zu Kahira erzählt, Hr. P. aber in seinen Briefen auch der Wahrheit gemäß eingestanden hat.

Wie endlich die Pest in Bairut nachgelassen hatte, kam Hr. P. wieder in die Stadt zurück, schildert uns, versteht sich mit Lob, den gastfreundlichen Sinn seiner Landleute auf der syrischen Küste, redet von der Pest und vom neuen englischen Konsul für Damascus, und verläßt endlich, nachdem er noch die Cholera Morbus mit der July-Revolution in Parallele gestellt hatte, auf einem französischen Schiffe die Rhede von Bairut um über Cypern nach den heimatlichen Küsten zurückzuschiffen (July 1831).

Um noch am Ende das ganze Werk der H. H. Michaud und Poujoulat mit einem Blicke zu überschauen, wird uns der aufmerksame Leser gerne eingestehen, daß der innere Werth desselben und der eigentliche Reiz, der ihm einen bleibenden Erfolg sichern wird, nicht so wohl in antiquarischer Gelehrsamkeit oder in neuen, die Erkenntniß alter und mittlerer Zeiten fördernden Aufschlüssen, sondern neben dem Gesähle, die der Gegenstand selbst schon aufregt, hauptsächlich im Style, im lebendigen Colorit der Phrasen, im Reichthum, in der Fülle und Geiegenheit der Gedanken liegt. Was haben die bezugangenen Reisenden auf ihrem flüchtigen Zuge gesehen und beschrieben, was andere nicht vor ihnen schon gesehen und beschrieben haben? Allein die Kunst der



Darstellung, die Anordnung des Stoffes, die Harmonie, das Feuer, welches ihre literarische Schöpfung belebt, findet man bey ihren Vorgängern und Nebenbuhlern nicht. Hr. Michaud ist ein großer Redekünstler, und selbst in den Leistungen des Hrn. Poujoulat findet man seiner Jugend und Unerfahrenheit ungeachtet, niemals, oder doch äußerst selten eine Stelle, von welcher man sagen könnte: *Quid est enim tam furiosum, quam verborum vel optimorum, atque ornatissimorum, sonitus inanis, nulla subiecta sententia, nec scientia?* — An kleinen philologischen u. Unrichtigkeiten fehlt es indessen bey beyden auch in ihrem letzten Bande nicht. So z. B. bedeutet der arabische Delta-Stadtname Mehallat-kebir nicht „große Insel“, wie Brief 165 gesagt wird, sondern großer Ort, Hauptort, chef-lien, abgesonderter, abgeschlossener Sitz u. — und ist mit diesem Sinne auch in das türkische und Neugriechische übergegangen: *ὁ μαχαλάς τῶν πράγμων* nennt man in Smyrna das abgesonderte Frankenquartier. Für eine vom Wasser umflossene Landstrecke hat man im Arabischen nur den Ausdruck „Dschesra.“ In demselben Brief S. 32. liest man, daß die Araber ihre Durah Korn „seikry“ nennen; seikry ist aber kein arabisches Wort, wohl aber seikfy, welches „im Sommer“ (d'été) bedeutet, und vom Durahgetreide in demselben Sinne gesagt wird, wie man in Deutschland die Frucht des Weinberges „den Herbst“ nennt. — Ebenso heißt die Ortschaft am Nil, bey welcher die französische Armee unter Bonaparte das erste Gefecht mit den Mamluken bestand, nicht „Chohranis“ (S. 221), sondern Schebreis. Hierher gehört auch Hrn. P. . . s „nahr Anna“ statt Nahr Ghanna, d. i. Johannesbach, und „Harachai“ statt Kara Tschai, d. i. Schwarzenbach; item „nahr-el-haarid“ statt Nahr-el-bârd, d. i. Kaltenbach. Und daß der Familiennamen des Duxenfürsten Beschir nicht Scheab, sondern Sche-

hab \*) geschrieben wird, hätte Hr. P. aus der arabischen Inschrift ersehen können, die über dem Portal des Palastes von Deir-el-Kamar steht. Eben so sind auch die aus der Legende und Kirchengeschichte angehobenen Erzählungen dieser Herrn nicht jederzeit genau. Was z. B. Hr. Michaud von einer „St. Margarit von Alexandria“ erzählt, geht ganz St. Katharina an. Auch hat sich nicht Kaiser Arkadius vor der Wuth des Volkes in die Kirche geflüchtet, und ist durch die Beriesamkeit des heil. Chrysostomus grettet worden, wie Hr. P. S. 202 geschrieben hat, sondern der Hof-Gunach Chrysaphius. Leichte Uebersetzen dieser Art könnten bey etwas größerer Sorgfalt wohl vermieden werden; incuria fudit.

Fallmerayer.

Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Schluß.)

## II. Botanische Abhandlungen.

1. De la déviation descendante et ascendante de l'accroissement des arbres en diamètre, par M. Dutrochet. p. 75 — 88. (avec 2 planches.)
2. Observations sur la forme et la structure primitive des embryons végétaux, par M. Dutrochet. p. 165 — 211. (avec 4 planches.)

Wir behalten uns vor, diese beiden Abhandlungen, welche, unter sich in wesentlichem Zusammenhange, des Hrn. Verfassers Ansichten über Bildung und Entwicklung der Pflanzenkeime darlegen, nächstens in Verbindung mit andern Arbeiten über denselben Gegenstand ausführlich zu erörtern.

\*) شهاب



### 3. Monographia Onagrearum. Auctore Eduardo Spach. p. 321 — 408. Cum Tab. II.

Seinen Auszug aus dieser Abhandlung hat der Verfasser selbst bereits unter dem Titel Synopsis Monographiae Onagrearum im Septemherheft der Annales des sciences naturelles von 1855 gegeben, und wir verweisen darum rücksichtlich aller Details auf jenes Blatt.

Im Allgemeinen müssen wir jedoch gestehen, daß uns die Arbeit nicht befriediget habe. Herr Spach scheint, wie aus der Menge zusammengestellter Thatfachen sich ergibt, wohl ein fleißiger Sammler und eifriger Beobachter, aber es fehlt ihm unseres Dafürhaltens noch der richtige Takt in Würdigung und Feststellung der abzuleitenden Merkmale. Selbst die Kennzeichen, auf welche er seine Hauptabtheilungen der Familie begründet, gestatten häufig wieder Ausnahmen oder sind durch sub und saepe sehr schwankend begränzt. Andre sind so unzutreffend, daß ihre Anwendung das Aufschlagen mehr erschwert als erleichtert, wie dieß z. B. mit der Eintheilung der Oenotherinae nach der Richtung der Eber im Fruchtknoten der Fall ist. Einer ähnlichen Berücksichtigung oder vielmehr Ueberschätzung unwesentlicher Merkmale ist es denn auch zuzuschreiben, daß der Verf. die Abtheilungen der Jussieu'schen Onagrarica, welche er behandelt, Fuchsiaeae und Onagreae, gewiß nicht zum Frommen der Wissenschaft in 52 Gattungen zerpalтет, während Decandolle im Jahre 1828 deren nur 6 anführt, die durch die seitherigen Entdeckungen höchstens auf 12 anwachsen dürften. Aus Oenothera sind 15, aus Fuchsia 6 genera geworden, ja selbst Clarkia pulchella und elegans bilden gesonderte Gattungen! Und doch ist auch in diesen Trennungen, wie fast nie anders möglich, keineswegs consequent verfahren. Die Gestalt oder vielmehr die Theilung der Narbe ist z. B. außer unwesentlichen Dimension's-Unterschieden das einzige Merkmal, um des Verf. Gayophytinae und Oenotherinae zu charakterisiren. Bey Epilobium dagegen erscheint ihm dieses Kennzeichen nicht einmal wichtig genug, die Arten mit einem stigma indivisum als eigne Gattung zu sondern. Auf der andern Seite sind wesentliche Charaktere mitunter sehr flüchtig beobachtet oder übersehen. Der Herr Verf. sagt z. B. von der ersten Unterabtheilung der Fuchsiaeae, seinen Gattungen Brebissonia und Lyciopsis: Stamina minima, aequilonga: 4 petalis anteposita (jam aestivatione) reflexa; 4 alterna recta. Referent, der sich

selbst mit den Pflanzen, die diese Gattungen bilden sollen, näher beschäftigt hat, muß dabei erinnern: 1) Die Blüthen sind polygamisch und wenn Herr Spach die stamina so sehr klein fand, so untersuchte er verunthlich nur Blumen mit verkümmerten Staubgefäßen. 2) Daß ist wahrscheinlich auch der Grund, warum er des sonderbaren Umstandes nicht erwähnt, daß die Antheren der stamina reflexa (besser deflexa) doch auch nach innen aufspringen, wie die aufrechtstehenden, ohne deshalb in aufrechter Stellung gedacht antherae posticae zu seyn, indem nämlich bei dem Herabschlagens des Staubfadens nicht der Staubbeutel seine Richtung ändert, sondern die Spitze des Filaments sich umbiegt.

Diese wenigen Beispiele als Belege des oben Gesagten. Zum Schluß nur noch den Wunsch, daß eine solche Behandlungsweise von Monographien nicht weiter in der Wissenschaft Platz greifen möge, sonst kommen wie zuletzt zu dem Resultate, daß jede bisherige Gattung zur eigenen Familie, jede Art zur Gattung, jedes Individuum zur Art erhoben wird.

### III. Chemische Abhandlungen.

#### 1. Recherches sur la Teinture par M. Chevreul. p. 409 — 424. I. Memoire.

Der Verf. stellt in dieser Abhandlung allgemeine Ansichten über die Färbekunst auf.

Die Elemente der Kunst liegen theils in der Physik und betreffen das Princip der Farbmischung und das ihres gleichzeitigen Contrastes, theils gehören sie der Chemie an und sind:

- 1) Die Kenntniß der Arten von Körpern, welche der Färbeprozess in Berührung bringt.
- 2) Die Kenntniß der Umstände, unter welchen sie wirken.
- 3) Die Kenntniß der Erscheinungen, welche während ihrer gegenseitigen Wirkung eintreten können.
- 4) Die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten der gefärbten Verbindungen, welche die Produce sind.

Der Verf. betrachtet nun die Schwierigkeiten, welche sich bei den gegenwärtigen chem. Kenntnissen einstellen, wenn es sich um die Theorie einer Färbekunst handelt. Diese sind:

- 1) Das geringe Gewicht der färbenden Substanzen, welche der Färber auf die Stoffe heftet.
- 2) Die geringe Affinität der Stoffe, als neutrale, ternäre und quaternäre Verbindungen, für Säuren, Basen und färbende Substanzen.

3) Die unvollkommene Kenntniß der Zusammen-  
setzung färbender Substanzen organischen Ursprungs.

4) Der Umstand, daß eine zusammengesetzte färbende  
Substanz organischen Ursprungs aus ternären und quater-  
nären Verbindungen besteht, welche mehr oder weniger  
unter dem vereinten Einfluß des Wassers, der Wärme und  
des Sauerstoffes der atmosphärischen Luft veränderlich  
sind. — Der Verf. giebt für alle diese Fälle Beispiele und  
Erläuterungen.

Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, findet der  
Verf. die nachstehende Classification der zu beachtenden  
Gegenstände nöthig und giebt bey mehreren Abtheilungen  
seine Ideen an, auf welchem Wege die Analyse den er-  
wünschten Anfluß geben könne. Das Ganze ist eine Er-  
position und eine ausführliche Bearbeitung wird in künf-  
tigen Abhandlungen gegeben werden.

1. Abtheilung. Vorbereitung (préparation) der  
Stoffe.

2. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung  
der Stoffe und der elastischen Körper.

3. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung  
der Stoffe und Säuren.

4. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung  
der Stoffe und der saßsäbigen Basen.

5. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und  
der Salze.

6. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe, der  
nicht salinischen gegen färbende Mittel neutralen Verbin-  
dungen, der Säuren, saßsäbigen Basen und Salze.

7. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe,  
Säuren, Saßbasen, Salze und der zusammengesetzten  
färbenden Substanzen organischen Ursprungs.

8. Ueber die Beständigkeit (Dauerhaftigkeit) der Farbe  
gefärbter Stoffe in Beziehung auf die Wärme, das Licht,  
das Wasser, den Sauerstoff, die Luft, die Farbenproben  
und Reagentien.

Der Verf. verspricht, hierüber der Akademie eine eigene  
Abhandlung vorzulegen, worin gezeigt werden soll, daß  
die Veränderung organischer Verbindungen, welche man  
gewöhnlich dem Lichte und der Wärme zuschreibt, das Re-  
sultat noch mehrerer anderer gleichzeitig wirkender Ursa-  
chen seyen.

An account of the Transactions of his majesty's  
Mission to the court of Persia, in  
the years 1807 — 1811 by Sir Harford  
Jones Brydges, Bart, K. C. L. L. D., late  
Envoy extraord. etc. Vol. I. VI. 472 und  
XXXIV. C. Vol. II. V. und 238 S. mit Stein-  
drücken und einer Landkarte. London, 1834.

Ein unzuverlässiger alter Mann ist gewöhnlich ein  
etwas langweiliger Erzähler, besonders wenn er, wie

Sir Harford Jones, seine eigene Geschichte zu er-  
zählen hat. Man muß da viel mit hinnehmen, das  
man gern entrieche. Davon abgesehen, ist das Buch,  
seines späten Erscheinens ungeachtet, nicht ohne Werth,  
aber beschwerlich zu lesen, weil es weder Abschnitte noch  
Ueberschriften noch Register hat. Der Verf., gebürtig  
aus Wales und von dem dritten Schloge seiner Land-  
leute, wurde 1784 Agent der ostindischen Compagnie in  
Bosfora, nachher in Bogdad; schon damals lernte er  
einen Theil von Persien kennen, und schloß dort Ver-  
bindungen, selbst Freundschaften, die ihm zwanzig Jahre  
später, da er als Gesandter des Königs von England  
dabin kam, sehr nützlich wurden. Seine Aufgabe war,  
den Einfluß, welchen Frankreich in Persien erlangt hatte,  
zu zerstören. Dieß gelang ihm ganz, und er war auf  
dem Wege, Persien auf das enaeste mit England zu ver-  
freunden, als er sich durch entgegengekommene Maßnehmun-  
gen von Seiten des General-Gouverneurs von Hün-  
dien gehemmt sah. Im Unmuth darüber hat er um  
seine Zurückverufung; diese ward in Gnaden gerührt.  
Erst in der Folge lernte er die Größe des Fehlers ken-  
nen, den er durch jenen, obwohl ehrenhaften, Schritt  
begangen hatte. Sein ganzes Verdienst war dadurch  
überschattet, der Lohn fiel selten Nachfolgern zu. Um  
so achtbarer ist die Messenheit, mit welcher er von  
diesem spricht. Er gedenkt Sir W. Ouseleys nur im  
Vorbegehen, lobt aber theilweise Malcolm's Werk,  
als das beste nächst Chardin's, nennt jedoch, ein  
Leser zu Isfahan würde darin viel zu berichtigten finden;  
und von Morier giebt er zu verstehen, daß bey ihm  
viel entsetzt und übertrieben sey.

Die Vortheile, die der Verf. als Unterhändler  
durch seine Kenntniß der Sprache und der Landesart,  
so wie durch seine alten Bekanntschaften hatte, kommen  
auch seinem Buche zu gut. Er ist nicht wie ein Fremd-  
ling, sondern wie einheimisch im Morgenlande. Nur  
mit den wandernden Hirtenschwämmen kommt er nicht in  
Verührung, vermutlich, weil er sich auf der Hauptstraße  
von Bagdite über Schiras nach Teheran und Laris  
hielt. Den Hof, das Heerlager, das platte Land mocht  
er vielleicht anschaulicher, als die späteren Reisebeschrei-  
ber. Wenigstens wird man bey diesen kaum solche Schild-  
derungen antreffen, wie die zwen folgenden.

Auf seinem Wege nach Schiras begegnete der Verf.  
einem alten Bekannten, mit welchem eine große Ver-  
änderung vorgegangen war. Mohammed Nebi, ei-  
nes Kaufmanns Sohn, war als Jüngling des Verfs.  
Schreiber, da er in Bosfora saß, und zugleich sein Leh-  
rer im Persischen gewesen. Dieser ehemalige Schreiber  
war nun ein Herr.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. July.

Nro. 147.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Bernh. Conr. Rnd. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

Wie vielfach und von wie Vielen seit Sommerings bewundernswerther Darstellung des Baues des Auges das Gefüge dieses Organs besprochen worden sey, auf wie viele selbst von Zinn und Sommering gar nicht beachtete Umstände und Verhältnisse die Aufmerksamkeit sich hingewendet habe, und, was immer zu geschehen pflegt, wo eine Menge zugleich sehen und sprechen will, welche mancherley Mißverständnisse sich erhoben und Widersprüche hervorgekommen, ist bekannt genug. Wenn nun der Bau des Auges in seinen mannichfaltigen Beziehungen jeden Naturforscher und ob der ungemeinen Herrlichkeit der Natur, so sich hier veroffenbart, jeden denkenden Menschen interessirt, und wenn insbesondere der Anatom und Physiolog innigsten Antheil nehmen muß an der Lebhaftigkeit, mit welcher die Erforschung des schwierigen Gegenstandes in neuerer Zeit betrieben wird, so kann es nicht anders seyn, als daß genanntes Werk die größte Aufmerksamkeit erzeuge; denn erstens wird hier in Folge von Beobachtungen, welche durchaus das Gepräge der größten Umsicht erkennen lassen, mit Ausführlichkeit von dem wichtigsten Theile des Auges, von welchem die Entwicklung des ganzen Augapfels abhängt, dem sich jedes seiner Theilgebilde anschmiegt und sügend zugesetzt und ohne welchen sich das Sehorgan gar nicht denken läßt, gehandelt, und zweitens rührt es von dem Neffen eines der hochgeachteten Anatomen un-

ferer Zeit her, welcher in der Vorrede mit kindlicher Pietät erkennt, wie viel er bey seiner mühsamen Arbeit der Unterstützung seines Onkels verdanke. Es ist jedoch nicht allein die fleißige und lehrreiche Untersuchung des ganz speciellen Gegenstandes, deren Resultate der Verf. uns durch seine klaren Beschreibungen in fließendem Latein vorlegt, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, sondern auch wohl jener über das Ganze verbreitete, das Materielle sich unterordnende Geist der Allgemeinheit, womit das Vereinzelte aufgefaßt und die Beobachtung des Individuellsten an allgemeine anatomische Lehren bald durch die Betrachtung anderer Sinnorgane, bald durch Beziehungen auf das Verweystrum überhaupt, ein andermal durch Vergleichung des Thierbaues, dann wieder durch Erinnerung an krankhafte Bildungen und vor Allem, durch steten Hinblick auf den Gang der Entwicklung, angeknüpft ist. Indem sich nun Ref. das Vergnügen machen will, das Wesentlichste aus Langenbecks Werke unseren Lesern nicht auf Journalistenweise durch rhapsodisches Ausheben einzelner Behauptungen, welche für sich unter der Fülle, wie wir sie in Hinsicht auf diesen Gegenstand schon besitzen, einen großen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren müssen, sondern, so viel es ihm möglich ist, dem Genius, welcher hier das Forsche leitet, folgend, mitzutheilen, kann er nicht übergehen, daß auch zugleich G. N. Treviranus neue Untersuchungen über die organischen Elemente der thierischen Körper, Bremen 1835, in welchen bey der Betrachtung der Hirn- und Nervensubstanz, auch ausführlicher von der retina die Rede ist, vor



ihm liegen, worin gar Vieles angegeben wird, was mit den Langenbeck'schen Behauptungen sich schwer vereinigen läßt; und, kann man nicht ohne Verlegenheit wahrnehmen, wie zwey Forscher, einer ergrant im Beobachten der Natur, welcher er so viele Geheimnisse entlockte und der auch schon durch ein eigenes schätzbares Werk die Lehre von den Gesichtswerkzeugen bereicherte, der andere voll jugendlichen Eifers und ruhmwürdigster Bescheidenheit, unabhängig von einander, ohne Stellung als Widersacher dieselbe Bahn betretend und mit gleichem Willen, das Nichtige zu erforschen, doch so ungewein weit in dem, was sie uns als Gewinn ihres Strebens vorlegen, von einander abweichen, so dünkt Ref., es gehöre zu seiner Aufgabe, wenigstens hinzuweisen, auf welcher Seite er die meiste Wahrscheinlichkeit zu finden glaube; auf solche Weise empfangen denn die Leser hier eigentlich die vergleichende Anzeige zweyer ungefähr zu derselben Zeit erschienenen, dem Gegenstand wenigstens zum Theil nach ganz verwandter, dem Inhalte nach sehr verschiedener Schriften, und was Ref. in diesem Sinne vorzulegen hat, theilt er vorläufig ein, in das, was die retina selbst betrifft, und in jenes, was in den genannten Schriften von anderen, dem Augapfel angehörenden Gebilden noch nebenbey gesagt wird. Den zweyten Theil der Langenbeck'schen Schrift, überschrieben „sectio pathologica“ — muß er, angesehen dem Zwecke unserer Blätter, übergehen.

In Betreff der retina ziehen zunächst ihre Entwicklung und ihr Gewebe, dann ihre Endigung nach vorne im System der Krystalllinse und endlich der gelbe Fleck mit dem schwarzen Punkte die Aufmerksamkeit des Anatomen auf sich. Die beyden Augäpfel entstehen nach Huschke, dessen Untersuchungen, wie Ref. mit L. meynt, die meiste Aufklärung in der Augenlehre gewähren, aus einem einfachen, als vorderste Hirnblase sich gestaltenden Gebilde, welches sich bald in zwey seitliche, überall geschlossene, nach hinten in die dritte Hirnkammer fortgesetzte Blasen theilt. Der vordere geschlossene Theil

jeder Blase wandelt sich auf ähnliche Weise, wie die übrigen Hirnblasen in das Hirn, so hier in die retina um; am hinteren Theile entsteht durch zunehmende Verengerung der Sehnerven. Der eiförmigen, zur retina werdenden, nach vorne geschlossenen Blase, kömmt eine Bildung von außen nach innen entgegen, die Bildung der Krystalllinse.

Dadurch geschieht, daß die von vorne nach hinten dringende, schnell sich vergrößernde Linse die Blase eindrückt, sich in den schalen = später becherartigen Eindruck einlegt und so eine gegen das Hirn gerichtete Einstülpung der retina hervorbringt, daher dann von nun an zwey retina = Säcke in einander einliegen, ein äußerer, der ursprüngliche, und ein innerer, durch Einstülpung gewordener. In den Raum zwischen beyden, welcher um so größer ist, je früher die Bildungsstufe, öffnet sich die immer mehr verengte, gangartig werdende und zuletzt nur noch die Centraladern enthaltende Höhle des Sehnervens; der Raum zwischen den beyden Säcken wird jedoch nicht allein in dem Maße, als die immer größer werdende Linse auch mehr nach hinten rückt, sondern auch durch den in dem schüsselförmigen Eindruck zwischen der Linse und dem eingestülpten Theil der retina sich ausbildenden Glaskörper fortwährend verengt, so daß am Ende des Entwicklungsganges, wenn der Glaskörper den Augapfel möglichst ausfüllt, einerseits die Linse aufs neue nach vorwärts geschoben von der inneren Fläche, welche zuerst die äußere war, der inneren retina entfernt, diese selbst aber mit ihrer äußeren Fläche, ursprünglich der inneren, an die bleibend = innere Fläche des äußeren retina Sackes dicht angedrückt wird. Indem in den beyden Säcken die Entwicklung einzeln ganz verschiedenen Gang nimmt, wird der äußere zur Jakob'schen Haut, der innere zur wahren bleibenden retina, an deren innerer Fläche zwischen ihr und dem Umfange des Glaskörpers sich auch noch eine dritte Schichte, das Adverve, anlegt. Es besteht demnach die retina aus drey nach Umständen



mehr oder weniger dicht aneinander anliegenden membranösen Ausbreitungen (L. §. 2.); aus der Jakob'schen Haut, aus der der Hirnsubstanz ähnlichen Medullarschichte und aus dem dieser nach innen zugebildeten Nervey. Die Jakob'sche Haut (L. §. 10) liegt im erwachsenen Zustande als ein sehr zartes Häutchen zwischen der eigentlichen Markhaut und der choroidea, in frischeren Augen mehr der Markhaut, in älteren Augen mehr der choroidea zugeteilt; zuweilen findet sie sich fest auf die äußere Fläche der Markhaut aufliegend, so daß man sie nur als eine weiche, schleimartige Schichte theilweise von ihr ablösen oder mit dem Pinsel abwischen kann, bisweilen fluktirt sie frey, wie Ref. mehrmalen gesehen, wie ein zartes Spinnwebgewebe zwischen der Markhaut und der choroidea, und man erkennt sie sehr leicht, wenn die choroidea unter Wasser behutsam geöffnet wird. Ref. kann sie mit L. für nichts Anderes, als eine zarte Schichte Zellgewebes halten, wobei es ihm ganz gleichgültig dünkt, ob man dieses verkümmerte Ueberbleibsel einer abgestorbenen Bildung dieser oder jener Klasse der Häute bezeichnen will. L., welcher mit dem Neuesten, was Hufschke über die Bildung der retina mittheilt, erst bekannt wurde, nachdem schon ein großer Theil seines Werkes vollendet war (L. p. 133. n. 15), konnte, wo er von der Jakob'schen Haut ausführlicher handelt, noch nicht wissen, daß sie nur das Ueberbleibsel einer abfallenden Bildung sey, von welchem nach Verschiedenheit der Individualität bald mehr, bald weniger im erwachsenen Zustande zurückbleibt; daher ist es denn verzeihlich, wenn L. es der Mühe werth hält, über den Nutzen der Jakob'schen Haut ausführlicher zu sprechen, weil sich die Lust, den selbst-eigenen Wis in Bestimmung der Naturzwecke geltend zu machen, überall da am leichtesten hervorzu- drängen pflegt, wo man den Gang der natürlichen Entwicklung nicht kennt. Wenn nun L. der Ausgabe Hufschke's, daß die Jakob'sche Haut der Lichtempfindung fähig, zum Sehen beyrage, mit vollem Rechte widerspricht (L. §. 30. p. 133), so ist doch

auch das, was er als Nutzen der Jakob'schen Haut angibt, daß sie nämlich den Abdruck des schwarzen Pigmentos auf die Marklamelle verhindere, ohne allen Gehalt; denn ist das Aug nur frisch, so hängt ja auch an der Jakob'schen Haut selbst bis vor zum Strahlenkranze kein Pigment an. Ref. kann übrigens diese Jakob'sche Haut nicht verlassen, ohne Etwas über die angeführte Literatur zu bemerken. Es wird nämlich unter den Schriftstellern, welche von der Jakob'schen Haut handeln, auch Döllinger's gedacht, als welcher von ihr in einer Abhandlung in den n. A. m. n. c. T. XI. gesprochen haben soll. Nun ist dieß zwar eine Behauptung Rudolph's, welcher Jakob's Entdeckung dieser Haut verwerfen wollte, und sich auf Döllinger beruft, der sie schon als eine Lamelle der choroidea aufgezeigt habe; allein bedenk't man, daß Döllinger angiebt, er habe längere Zeit die choroidea in Weingeist gelegt, dann wieder macerirt und so endlich auf der inneren Fläche der choroidea ohne Zerreißung des Nerveyes ein dünnes Blättchen ablösen können, so begreift man in der That nicht, wie sonst ganz vernünftige Menschen glauben mochten, die Lamelle, von welcher Döllinger in b. N. spricht, und welche offenhertzig gesagt, gar nichts Anderes, als das Stratum pigmenti selbst und zum Theil nur das zarte innere Epithelium desselben, denn beydes scheint er nicht scharf genug zu unterscheiden, und bald da, bald dort zu verwechseln, zu seyn scheint, sey eines und daselbe mit der Jakob'schen Haut. Ref. hat daher gute Gründe, zu vermuten, daß der alte Herr über das freundliche Bemühen Hufschke's, der Jakob'schen Haut die Benennung membranä Döllingeriana zu vindiciren, sich eben so wenig geschmeichelt fühle, als ihm mürder gefällige Aeußerungen, zu welchen seine Abhandlung über das Aug als Veranlassung bezogen wurde, unangenehme Empfindungen mögen verursacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

An account of the Transactions of his majesty's  
Mission to the court of Persia, etc.

(Fortsetzung)

Mit einem großen, prunkhaften Gefolge kam er angezogen, Besiz von einer Statthaltertschaft an dem persischen Meerbusen zu nehmen, die er sich, mit dem Titel Khan, zu verschaffen gewußt hatte. Durch glückliche Handelsgeschäfte war er sehr reich geworden, da strebte er höher und erlangte, daß ihm eine Gesandtschaft nach Ostindien angetragen wurde. (Die morgenländischen Diplomaten, bemerkt hier der Verf., treiben alle, wenigstens unter der Hand, Geschäfte, nicht mit Staatspapieren, die man dort nicht kennt, sondern mit Waaren. Wo die Gesandten Kaufleute sind, da liegt es ganz nahe, Kaufleute zu Gesandten zu machen.) Nebi bekam zwar keinen Gehalt, aber die Aussicht auf reiche Geschenke von Seiten der englischen Behörden, und dazu Erlaubniß zollfreier Ausfuhr und Einfuhr großer Kaufmannsgüter. Dieß brachte ihm viel Geld ein, und das Geld erwarb ihm die Statthaltertschaft. Er hatte diese noch nicht angetreten und schon suchte er sie nicht nur auf das Nuzbarste auszubenten, sondern auch auf Kosten Anderer, besonders arabischer Häuptlinge, zu erweitern. Sir Harford machte ihm hierüber erste Vorstellungen, die aber nicht tief eindringen, und schied von ihm, nachdem sie sich gegenseitig bewirthet hatten, mit klangen Abhandlungen des Schicksals, das dem Emporkömmling seine Habsucht und Eitelkeit bereitete. Nachher am Hofe zu Teheran hörte er von Nebi Khans Unthaten in seiner Statthalterchaft; Mirza Bozurg (von dem sogleich die Rede sein wird) äuferte, es werde ihn reuen, daß er dem Aeber das Feuer unter dem Topfe weggenommen. Aber nicht um Erpressungen, selbst hochveräberliche Untreue und Mänke wurden ihm Schuld gegeben. Sir Harford bat für ihn um Gnade, erlangte aber nur Aufschub der Strafe. Bald nachdem er Persien verlassen hatte, ward Nebi Khan ergriffen, und erlitt im Hofe des Ibronsaales, unter den Augen des Schahs, die entscheidliche Strafe des Verhängens.

Mirza Bozurg, der, als ein Abkömmling des Propheten, von dem höchsten Adel des Morgenlandes war, hatte der Verf. einst als den vertrauten Diener des letzten unglücklichen Königs aus dem Geschlechte Zund gekannt und hochgeschätzt; er sah ihn nun wieder als einen der ersten Minister der neuen Dynastie, von wels-

cher die vorlge war ausgerottet worden. Kein Ver-rath, keine Niederträchtigkeit hatte ihn gerettet und hier-auf erhoben. Seine Vorfabren hatten sich, ohne ihr Haus in Mekka aufzugeben, das er noch jetzt das seine nennen konnte, vor langer Zeit in Persien niedergelassen und hier die größten Aemter bekleidet, auch Land-Eigenthum erworben, das, ein seltener Fall, den Nach-kommen blieb. An diesem Erbe ließ Mirza Bozurg sich genügen und lebte von dessen Ertrage. Er pries es als eine große Wohlthat Gottes, daß seine Augen durch Begierde nach Reichthum nie gekendet worden; dem habe er zu danken, daß er in den schrecklichsten Stür-men, die er erleben müssen, unversehrt geblieben sey. Von ihm ging keine Bedrückung aus; vertrauensvoll wandte sich an ihn das Landvolk, dessen Loos er zu verbessern trachtete. Seine Reizen machte er mit nur drei Dienern auf Maulthieren, deren eines mit dem Vorrathe beladen war, woraus ihm sein sparsames Wohl bereitet wurde. Er trug sich als Demüthig (Geistlicher), und als seine Frau aus ihrem Hause zu Lauris den Tisch Sir Harfords versehen ließ, entschuldigte sie die Einfachheit der Kost damit, daß sie eine Demüthigin sey. Der Mirza nannte Sir Harford seinen Freund und schenkte ihm zum Abschiede die zwei feinsten Teppiche, die er besaß; weil sie ha la! (rechtmäßig erworben) seyen, sagte er, und weil er, zum Gebete darauf knieend, seinen Freund so oft der Gnade Gottes empfohlen habe.

Auch die Unterhaltungen des Verf. mit dem Schah (dem Großvater des jetzigen), wären vertraulicher als die, welche von anderen Gesandten erzählt werden. Einst fragte ihn der Schah über die englische Verfassung aus, die ihm ganz unangenehm und doch, besonders wegen der großen Staatseinkünfte, sehr merkwürdig war, und sagte dann: „Ich kann mir wohl vorstellen, wie ein Land, so eingerichtet wie das eurige, so viel zu leisten vermag; aber das sehe ich nicht ein, wie wir auskämen, wie hier überhaupt noch eine Regierung möglich wäre, wenn ich kein uns solche Dinge einführen wollte. Gesezt, ich riefte ein Parlament nach Teheran: zusammen und übertrüge ihm das ganze Besteuerungsrecht, nie würde ich mehr einen Pfennig bekommen, denn kein Perser giebt etwas von seinem Gelde her, wenn er nicht dazu gezwungen wird; und was noch mehr ist, alle Laß würden die Herren auf die Bürger, und eben so die Bürger auf die Herren zu wätzen suchen. Es muß viel Zeit kosten, eine solche Regierung wie die eurige und solch ein Volk hervorzubringen.“

Ein andermal erkundigte sich der Schah nach allen Kindern Georgs III., welchen er den Vater der Könige nannte.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. July.

Nro. 148.      der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Fortsetzung.)

Eben so wenig, wie Döllinger, kann Fränzel die wahre Jakob'sche Haut gemeint haben; denn nach Ref. Meynung spricht er offenbar vom Epithelium der Pigmentschichte, und dieses ist es auch, als dessen Fortsetzung Ammon seinen orbiculus capsulo-ciliaris, welcher, bepläufigt gesagt, an jedem Auge sich leicht nachweisen läßt, und wem Ref. nicht alles täuscht, nichts mit der Zonula gemein hat, angesehen wissen möchte. Die zweyte unter der Jakob'schen Haut gelegene Membran ist die retina im engsten Sinne, die eigentliche Markhaut; um aber von der Beschaffenheit und dem Gewebe derselben auf eine verständliche Weise reden zu können, ist es notwendig, zuerst die Angaben L. und Treviranns über das Gewebe der Hirnsubstanz vergleichend vorzuführen, denn es zeigt sich auch hier wie überall, daß nichts Gründlicheres über ein vereinzelt Gebilde des menschlichen Leibes könne anatomisch ausgemittelt werden, ohne ununterbrochene Rücksicht auf alle ihm verwandte oder mit ihm in Verbindung tretende Theile zu nehmen. Nach L. in vollkommener Uebereinstimmung mit Ehrenberg und mehreren Beobachtern, von welchen Ehrenberg's Entdeckungen bestätigt wurden, ist das Gewebe der beyden Hirnsubstanz von zweyerley Art. In der Corticalsubstanz befinden sich außer der ungeheuren Menge von Blutadern (deren ein

großer Theil die feinen Verzweigungen nach auswärts gerichteter, von dem Mark in die Rinde gehender kleiner Arterien ist, wie Ref. mit Bestimmtheit an gut gelungenen Hirninjectionen nachweisen kann) eine Masse so kleiner Körnchen, daß deren Gestalt sich nicht wohl bestimmen läßt, und die auch bey der stärksten Vergrößerung nur als ungemein kleine gelbliche Pünktchen erscheinen; die Blutadern, Arterien und Venen verbreiten sich zu dem dichtesten Aderneße zusammengehäuft in dieser Masse; zwischen beyden liegt noch eine Menge genau erkennbarer größerer gelblicher Körner, von welchen ein Theil sich einzeln hie und dort zerstreut findet, einige andere aber von einem zarten durchsichtigen Faden wie Perlenschnüre an einander gereiht sind. Diese Schnüre sieht man jedoch nicht so deutlich, wie jene, welche ihnen ähnlich in der weißen Substanz des Hirns vorkommen; auch sind sie zarter. Noch finden sich in der Corticalsubstanz größere, farblose, runde Körperchen, die im Durchmesser den Blutkörpern theils gleich sind, theils sie übertreffen; diese liegen ohne Ordnung und sind vielleicht nicht alle von derselben Natur; die Medullarsubstanz des Hirns besteht aus dünneren, zarteren, und aus stärkeren, dickeren Nerven; beyde scheinen nach L. nicht blos in der Größe, wie Ehrenberg glaubte, sondern auch in mehreren anderen Beschaffenheiten von einander verschiedenen zu seyn, daher dann L. auch die dünneren knotige Fibrillen nennt, weil es ihm nicht gelang, eine Höhle in ihnen zu entdecken, die größeren aber sind offenbar hohl und er nennt sie deshalb allein die knotigen Hirnröhren. Die knotigen Hirn-



fibrillen werden aus kleineren Kügelchen zusammenge-  
 setzt, welche in einfacher Reihe hintereinander lie-  
 gen und durch einen schleimigen Faden mit einander  
 verbunden sind. Gewöhnlich haben die Kügelchen  
 einen größeren Durchmesser als der Faden und da-  
 her kommt das Perlenschurähnliche Aussehen; zuwei-  
 len aber ist der Faden zwischen zwey Kügelchen eben  
 so dick oder dicker, wie sie, und dann sieht es aus  
 als seyen die Kügelchen in der Masse des Fadens  
 eingelegt. Die Kügelchen dieser Fibrillen sind durch-  
 sichtig, von graugelblicher Farbe, nicht immer von  
 gleicher Gestalt, entweder rundlich oder oval, oder auch  
 wohl eckigt, selten ganz sphärisch, sondern etwas  
 comprimir; auch ihre Größe ist nicht immer die  
 nämliche, sie sind  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{3}$  auch wohl  $\frac{1}{2}$  mal  
 so groß als ein Blutkörnchen, und es scheint, daß  
 sie bey allen Thieren in demselben Verhältnisse zu  
 der relativen Größe ihrer Blutkörnchen stehen. Der  
 diese Kügelchen vereinigende Faden ist zwischen je  
 zweyen derselben von verschiedener Länge; diese kno-  
 tigen Fibrillen liegen in der Masse des Hirnmar-  
 kes, welche durch die Zusammenhäufung einer un-  
 ermesslichen Menge gegliederter Röhren gebildet wird,  
 von deren Versammlung die weiße Farbe des Mar-  
 kes herrührt. Es sind diese Hirnröhren runde, zarte,  
 durchsichtige, durch blasenförmige Anschwellungen ge-  
 gliederte Schläuche, eine Bildung, welcher ähnlich  
 im menschlichen Körper Nichts mehr vorkömmt. Die  
 blasenförmigen Anschwellungen entstehen an der Röhre  
 nicht plötzlich, haben daher auch keine kugelige Form;  
 die dünnere Röhre nimmt allmählich an Durchmesser  
 zu, und wenn sie die größte Ausdehnung erreicht  
 hat, wieder langsam ab; die Größe dieser Anschwel-  
 lungen variiert sehr nach der Stelle des Hirns, wel-  
 ches der Betrachtung unterworfen wird; in dem  
 verlängerten Marke, in der Hirnklappe, an welcher  
 L. ohne weitere Zubereitung die gegliederten Röhren  
 mit ungemeiner Deutlichkeit leicht erkannte, und in  
 den Gehirnen, welche vom verlängerten Marke zu  
 den Vierhügeln gehen, sind die Anschwellungen am

größten, ein Blutkörnchen 2 — 3 mal über-  
 treffend; dagegen finden sich auch dünnere, ge-  
 gliederte Röhren, unter andern in der varoliz-  
 schen Brücke und in den Sehhügeln, deren An-  
 schwellungen nur so groß, wie ein Blutkörnchen  
 sind. Der zwischen zwey Anschwellungen befindliche  
 Theil des Röhrens ist gewöhnlich zmal dünner  
 und zmal länger als die Anschwellungen, bey stär-  
 kern Röhren ist er daher länger, bey dünneren kür-  
 zer. L. will nun am Fischhirne gesehen haben, daß,  
 wenn er diese zarten Röhren, welche besonders  
 leicht in der Nähe der Anschwellung zerreißen,  
 zwischen Glasplatten drückte, eine ganz helle Gal-  
 lerte in Gestalt eines gewundenen Fadens, worin  
 er einige Röhren zu sehen glaubte, ausgepreßt  
 werde. Von den Röhren, welche Lauth als  
 Inhalt der Hirnröhren erkannt haben will und de-  
 ren Erscheinung Valentin von eintretender Fäul-  
 niß abzuleiten geneigt ist, ist L. zweifelhaft, ob sie  
 wirklich in den Röhren enthalten sind, oder nur aus-  
 fersich den Wänden anfleben. Die gegliederten Hin-  
 nröhren fangen einzeln und sparsam in der Rinden-  
 substanz des Hirns an, sind auch bey ihrem Anfange  
 viel zarter; von hier gehen sie größer werdend und  
 durch neu entstehende sich ungemein vermehrend ge-  
 gen die Basis des Hirns, auf welchem Wege sie  
 bald gerade, bald gekrümmelt entweder neben ein-  
 ander liegen, oder gegen die Mitte des Hirns zu  
 (cum centrum encephali attigerunt, sagt L. p.  
 64.) sich vielfältig durchkreuzen, so daß die der  
 rechten Seite auf die linke kommen und umgekehrt.  
 In das verlängerte Mark und durch dieses in das  
 Rückenmark setzen sich die Gliederröhren unmittel-  
 bar fort; dasselbe geschieht aber auch für den Seh-,  
 Nisch- und Hör-Nerven, welche eben so, wie das  
 Hirn selbst aus knotigen Fibrillen und varicösen Röh-  
 ren bestehen. L. hat die Gliederröhren sogar an ei-  
 nem vierwöchentlichen Schweinsfötus, der einige Zeit in  
 Weingeist gelegen war, im Hörnerven gesehen, was  
 beweist, daß diese Gewebusbildung schon früher ent-



sieht, als man bisher glaubte; in den übrigen Nerven aber entsteht mit ihrer Trennung vom Hirn eine Veränderung des Gewebes, in den gegliederten Nöhren verlängern sich die Anschwellungen, damit werden die zwischen ihnen liegenden cylindrischen Nöhren kürzer, und indem beyde immer mehr ineinander verschmelzen, entstehen vollkommen cylindrische Nöhren, welche mit einem milchigten Marke, so aus einer durchsichtigen schleimigen Masse mit vielen kleinen Körnern gemischt besteht, gefüllt werden; bey den Nerven des Rückenmarkes hat ein solches Nöhren  $\frac{1}{120}$  P. L. im Durchmesser, und ungefähr 20 solcher Nöhren vom Neurilem unwickelt, bilden die noch mit freyem Auge erkennbaren zartesten Nervenfasern. Beym Sehnerven ist es nun anders; zuerst ist seine Masse nur Höhlenwand; wenn nun in der Folge der Sehnerv solide wird, eigentlich aber nur seine Höhle bey verdickter Wand sehr enge, so bilden sich durch das innere Neurilem, welches aus der sich in ihn hereinziehenden Arachnoidea und pia mater entsteht, rundliche, fast dreysseitige Kanäle, von welchen die einzelnen Bündel der gegliederten Nöhren fest eingeschlossen werden. — Nach Treviranus (p. 25.) sind die organischen Elemente des Gehirns einerley mit denen des formlosen Zellengewebes, die als einfache zarte Cylinder gewunden und verschlungen in der Rindenmasse des Hirns beysammen liegend, jedoch nicht allenthalben angetroffen werden; bey dem Uebergange der Rinde in das Mark hört die Verschlingung auf, und die Elementarcylinder nehmen eine parallele Lage an; dabey versammeln sie sich in Bündeln, welche Markcylinder genannt werden sollen, weil sich das Hirnmark von der Corticalsubstanz theils durch den geraden Lauf der Elementarcylinder, theils eben durch diese Versammlung in Bündeln auszeichnet, (p. 40). In den Nerven machen mehrere an einander gelegte Markcylinder die Nerveneylinder aus, so daß also, (p. 59.) ein Nerveneylinder oder Nervenröhren aus den feineren der Marksubstanz und diese aus den noch feineren der

Rinde des Gehirns besteht. Daß Ehrenberg keine Cylinder in der Rindensubstanz gesehen habe, erklärt Treviranus, (p. 30.), daher, weil sie in vielen Hirnen so wenig ausgebildet seyn, daß man sie zuweilen gar nicht und zuweilen nur dann in ihnen erkenne, wenn man sie schon oft gesehen hat; die knotige Gestalt aber soll kein wesentlicher Charakter der Hirncylinder seyn und theils von dem verschiedenen Alter der Thiere, theils von den verschiedenen Einwirkungen der Agentien, so insbesondere des Wassers abhängen.

(Fortsetzung folgt.)

An account of the Transactions of his majesty's Mission to the court of Persia, etc.

(Schluß.)

Er wunderte sich, daß der Herzog von Clarence (der jetzige König) Groß-Admiral sey, da er doch wohl vom Seewesen nichts verstünde. Als ihm der Gesandte darauf erzählte, wie der Prinz, kaum zwölf Jahre alt, auf die See geschickt und nach dem ausdrücklichen Befehle seines königlichen Vaters, ohne alle Rücksicht auf seine Geburt, zum Seediensste, gleich anderen jungen Leuten von Stand, gebildet und angehalten worden sey, auch diesen Dienst auf das vollkommenste erlernt habe, so daß er es darmit mit jedem andern aufnehmen könne, sagte der Schah lachend: „Ihr seht doch ein wunderbares Volk. Was für einen schweren Stand würde ich haben, wenn ich einer meiner Frauen ankündigte, ich wollte ihren Sohn nach Buschire schicken und auf ein Schiff setzen lassen!“ Sie Harford vermutet, es sey dem Schah Ernst gewesen, da er einst zu ihm gesagt habe: Ihr Europäer solltet Gott danken, daß er euch seht euch nicht erlaubt, mehr als eine Frau zu nehmen.

An eine ausführliche Beschreibung der Tagesordnung am Hofe fügt der Verf. folgende Bemerkung. „Ich weiß keinen Platz, den ich weniger begehren möchte, als die Stelle eines persischen Ministers. Sie nöthigt den Inhaber Tag für Tag zu einer Anstrengung, die so groß und anhaltend ist, daß ich mich nicht genug wundern konnte, wie sie von diesen meist bejahrten und ge-

brechlichen Männern' ausgehalten wurde. Der oberste (Bezler) verschickte mich, und ich finde es nach meiner Beobachtung, da ich ihn sehr oft bey Tag und Nacht sah, nicht unglaublich, daß er täglich achtzehn Stunden im Geschäfte sey und davon gewöhnlich zehn stehend zubringen müsse. Er war damals über siebenzig Jahre alt und so mager, daß er, wenn das Staatskleid abgelegt war, wie ein Gerippe aussah. Wenn er Abends vom Hofe kam, wo seine einzige Auszeichnung war, daß er dem Throne zunächst und auf einen Stab gestützt zu stehen hatte, so mußte er niederliegen und sich stark reiben lassen, bevor er im Stände war, sich zu Tisch zu setzen.“

Diesem Bezler bekam einst eine Schmeichelede übel. Er pries seinen Herrn glücklich, der so viel Söhne hätte, und klagte dabey, daß ihm kein einziger besichert sey. Da will ich helfen, sagte der Schah; es ist mir vergangene Nacht ein Knabe geboren worden; sobald er ausgetragen werden kann, sollst du ihn haben und als dein Kind aufziehen; so hast du denn auch eines ohne alle Bemühung. Diese Zugabe wurde, zu großer Befriedigung des Bezlers, in kurzem erfüllt. Da Sir Harford den Knaben sah, war er sechs Jahre alt und machte schon dem alten Manne das Leben sauer. Einst zerschneitt er ihm alle mit reichen Stoffen geschmückte Kissen und Mattagen in seinem Prunkzimmer. Der Bezler zeigte Sir Harford diesen Schaden mit einem tiefen Seufzer und sagte: Wie glücklich ist euer Land, wo niemand verpflichtet ist, ein Kind aufzuziehen, das er nicht gezengt hat! So ganz sicher davor ist man bey uns doch nicht, erwiderte Sir Harford; aber Söhne oder Töchter des Königs als eigene aufzuziehen, das wird freylich niemand zugemuthet.

In der Umgebung der Stadt Schiras, wo der Verf. sich vor zwanzig Jahren einige Zeit aufgehalten hatte, traf er jetzt unter den Landbewohnern noch viele seiner alten Bekannten. Alle drängten sich an ihn, mehrere von ihren Kindern umgeben, grüßten ihn auf das herzlichste und brachten Lebensmittel zum Geschenke. Ein Begleiter des Verfs. meinte, das sey nur Eigennuß, weil sie Besablung zu erwarten hätten. Dieß erklärte der Verf. für einen Irrthum; niemand habe Geld angenommen; von allen sey nur ein kleines Andenken, wie ein Messer oder eine Scheere, begehrt worden. Ich führe diese Kleinigkeit an, setzt der Verf. bei, weil sie vielleicht etwas beitragen kann, die nachtheilige Meinung von dem persischen Charakter zu berichtigen, die Mancher aus Büchern schöpft, deren Verfasser Persien

nur oberflächlich gesehen haben. Seine bessere Meynung, namentlich von den Banleuten, wurde nachher sehr bekräftigt, da er als Gast in einem Dorfe des Bezlers verweilte, in welchem der Schah sein Sommerlager hielt. Nichts als Liebes und Gutes erfuhr da der Verf. von den Leuten, ehe noch seine Abwesenheit ihnen den Vortheil gebracht hatte, daß sie, aus Rücksicht für ihn, der Lieferung in das Lager entbunden wurden. Aehnliche Erfahrungen, auch in der Gegend von Tauris, wo der Verf. einen strengen Winter zubrachte, veranlaßten ihn zu folgender Bemerkung.

Ich habe oft von arabischer Gastfreundschaft gehört; auch erfahren habe ich sie zuweilen. Was dagegen dem Landmann in Persien Schlimmes nachgesagt wird, ist mir wohl bekannt. Aber sage mir, Leser, wer von beyden die hingebende Gastfreundschaft, der Araber, welcher bey der Einkehr des Fremden seinen Reis hoch, sein Lamm schlachtet und bereitet und mit dem Gaste theilt; oder der persische Landmann, der, bey einer Kälte von 15 Grad, den kleinen, kostbaren Vorrath guter Feuerung, den er sich aufgespart hat, seinem Gaste in dessen besondern Gemache allein zu Gute kommen läßt?

Während ist die Beschreibung des Verfs. I. 67 — 70 von seiner Zusammenkunft in Akesdt mit dem ehemaligen Statthalter, Zal Khan, welchem, als einem Angehörigen des vorigen Königshauses, der Vorgänger des Schah, ein grausamer Mann, die Augen hatte ausstechen und die Zunge ausschneiden lassen. Nach einer langen, zwischen Freude und Leid getheilten, Unterhaltung voll Erinnerungen aus der Vergangenheit, sagte der Alte: Gott befohlen, mein werther Freund; in dieser Welt treffen wir uns nicht wieder. Du bist ein Christ, ich bin ein Moslem; aber du bist ein solcher Christ, daß ich gewiß bin, du werdest in unser Paradies kommen dürfen, wenn ihr nicht für euch ein besonderes habt. Zal Khan sprach, ohne Zunge, so deutlich, daß nicht nur Sir Harford; sondern auch ein Begleiter desselben, der ihn zum erstenmale sah, jedes Wort verstand. Ein Gegenstück zu der Erzählung des Procopius (Vand. 1. 3.) von Lenten aus dem römischen Afrika, die in Constantinopel zu seiner Zeit lebten, und die vernehmlich sprachen, ob ihnen gleich auf Befehl des Vandalen-Königs Humerich die Zunge ausgeschnitten war.

Der zwente Band ist nur ein Anhang, die Geschichte der Bachabiten enthaltend, mit einer Karte, die ihr Land und die angrenzenden vorstellt. Der Verf. hatte während seines Aufenthalts in Bagdad Gelegenheit, die Nachrichten einzuziehen, die er hier mittheilt. Er kommt in der Hauptsache ganz mit Burkhardt überein.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. July.

Nro. 140.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Bernh. Conr. Rnd. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Fortsetzung.)

Auch komme dieser Gewebstheil nicht etwa bloß in den Sinnesnerven vor, sondern er habe sie auch in andern Nerven, z. B. im abducens eines Sperlings gefunden, welches Letztere man dem Hrn. Verf. gerne zugeben wird, da auch schon Lauth in mehreren Nerven ähnliche gegliederte Cylinder sah und es nach den Beobachtungen N. Remak's gewöhnlich der Fall ist, in den Nerven des Rückenmarkes einzelne gegliederte Röhren anzutreffen. Wenn nun Tr. nicht zweifelt, daß bey Fortsetzung der Beobachtungen die Verschiedenheit beyder Ansichten (es kann aber doch hier nur von Thatsachen, nicht von Ansichten, wenigstens nach dem gewöhnlichen Gebrauche dieses Ausdruckes, die Rede seyn) aufhören werde, so zweifelt doch Nf., daß die fortgesetzten Beobachtungen den Angaben, oder wie er es nennt, Ansichten des Hrn. Vf. günstig seyn werden; Nf. wenigstens kann die schon im I. Bande der vermischten Schriften beschriebenen und abgebildeten Elementarcylinder des Hrn. Vf., zu deren Prüfung es ihm seither weder an Zeit, noch an Hilfsmitteln fehlte, für nichts Anderes, als für ein seit Fontana schon oft in Anregung gebrachtes optisches Phänomen halten, welches zwar seine physikalische Aufklärung noch erwartet, aber bey der Verrachtung der thierischen, wie der vegetabilischen Substanzen und auch polirter Metalle unter einer bestimmten

Beleuchtung hervortritt, und dann auf den Thierkörper als Object übergetragen für das Erscheinen von Elementarfäsern oder für Nerven oder für Saugadern erklärt wurde, wie denn auch Tr. selbst (p. 104) sich dafür ausspricht, daß die Saugadern nichts Anderes als erweiterte Elementarcylinder des Zellgewebes seyn. Wir kehren zur Markschichte der retina zurück, deren Gewebe von den beyden angeführten Schriftstellern angemessen dem, was sie von der Textur der Hirnsubstanz gesagt haben, näher bestimmt wird. Nach L. besteht die Marksubstanz der retina selbst wieder aus zwey den beyderley Hirnmassen analogen Schichten, dem stratum corticale nach außen, dem stratum medullare, womit sich das Adernetz verbindet, nach innen.

Eine solche doppelte Substanz hat nun der Sehnerv selbst auf keine Weise in sich, und wenn gewöhnlich gesagt wird, die retina sey eine häutige Ausbreitung des Sehnervens, wie auch L. gleich im Eingange seiner Abhandlung sich ausdrückt, so findet sich, wenn man die Worte „retina ipsius nervi optici in bulbum oculi expansio est membranosa“ streng nehmen will, schon hier ein Widerspruch, welcher aber noch stärker hervortritt, wenn man bedenkt, daß das Nervenmark, woraus die im Leben thätige Sehnembran gebildet ist, nur eine eigenthümliche Entwicklung des zurückgeschlagenen Theils der ursprünglich entstandenen retina ist, von welcher der hintere Theil, also jener, in welchen sich die Wand des Nerveneylinders zunächst ausbreitet, in der Entwicklung zurückbleibend bis auf einen schwachen mechanischen Zusammenhang an der



Falte der Umfaltung gänzlich abfällt; daher dann die eigentliche aus der Umfaltung hervorgehende retina nothwendig so lange außer Zusammenhang mit dem Sehnerven seyn muß, bis sie nach hinten gegen den Eingang des Nerven gedrückt mit ihm verschmilzt, was ob der Gleichheit beyderley Gewebe füglich geschehen kann. Es ist aber überhaupt in den Ausdrücken, deren sich die Anatomen öfters bedienen, Fortgang, Fortsetzung, Ausbreitung, Uebergang u. s. w. mehr Subjectives als Objectives; denn eigentlich bildet sich doch an jeder Stelle jedwedes Organ auch in seinen kleinsten Theilen unmittelbar selbst aus, und macht sich durch eigene Entfaltung den Platz, den es einnimmt; nur der Zergliederer muß den Gebilden, hat er einmal von ihnen eine Spur angetroffen, mit Messer und Aug nachgehen so lange, bis ein durch seine Eigenschaften ausgezeichnetes anderes Organ zum Vorschein kommt, die untersuchten Theile bleiben dabey ruhig an dem Orte, wo sie zu entstehen angefangen haben, daher dann auch die Streitigkeiten, die sich besonders in Betreff der Häute des Augapfels so gar häufig einfinden, ob diese oder jene Membran eine Fortsetzung der anderen sey, wegen des Uebergewichts der Subjectivität im Ausdrucke auch gar keinen objectiven Werth haben, selbst nicht einmal in geneitlicher Hinsicht. Denn wenn man es vollständig durchführen wollte, so könnte man auch sagen, die Knochen und Muskeln sind Fortsetzungen der Primitivfalten. Die Corticalsubstanz der retina (L. S. 19, 20) unterscheidet sich von jener des Hirns durch den gänzlichen Mangel eines in ihr befindlichen Adergewebes, obgleich Czernberg ein solches behauptete; denn die Zweige des Adernetzes breiten sich nur an der innern Schichte der retina aus; übrigens besteht sie aus größeren im Durchmesser den Blutföhrchen gleichen sparsam auf der Oberfläche zerstreut liegenden, und aus kleineren, nur  $\frac{1}{3}$  so großen, eysförmigen, zuweilen stumpfkegigen Körnern, von denen die auf der Ober-

fläche gelegenen ohne alle Ordnung stehen, und wie es scheint, durch einen zarten Schleim zusammenges halten werden, die tiefer gelegenen aber, nach innen gegen die zweyte Markschichte gelegenen, zu den beym Hirn beschriebenen, knotigen Faden versammelt sind. In der Mitte der retina und an dem gelben Fleck ist die Corticalsubstanz stärker, an letzterem Orte sind auch die Körnchen von gelber Farbe und scheinen etwas größer; nach vorne hört die Corticalsubstanz am hintern Rande der Zonula gänzlich auf. Die größere Dicke der retina beym Fötus, zu welcher sie gleich beym Einsacken gelangt, und welche um so beträchtlicher ist, aus einer je früheren Zeit das Auge untersucht wird, leitet L. von einer größeren Anhäufung der Rindenmasse her, auch erzählt er noch, daß an der retina der menschlichen Frucht und aller Thierfrüchte auf der äußeren Fläche Windungen erscheinen, welche man als geschlängelte Falten erkenne, und das Aussehen von Windungen des Gehirns haben; bey neugeborenen Kindern sollen diese Windungen nicht mehr sich erkennen lassen. Nf. hat dieses noch nie gesehen, erinnert sich auch nicht bey andern Schriftstellern etwas davon gelesen zu haben, und muß die Thatsache sammt ihrer Bedeutung dahingestellt seyn lassen. Unter der Corticalschicht liegt die fibröse Lamelle (L. S. 21) als eine ungemein zarte Lage weißer Hirnssubstanz und wie diese, aus knotigen Faden und gegliederten Röhren bestehend. Beyde, sagt L., kommen vom Hirn und gehen zur retina, was man, wie vorhin bemerkt wurde, nicht wörtlich nehmen darf. Nef. würde sagen, beyde erzeugen sich, wie die Corticalsubstanz, in der retina, und indem sie mit jenen des Sehnerven ob der ganz gleichförmigen Bildung in innigste und unmittelbarste Verbindung treten, hängen sie durch diesen mit den Elementargebilden des Hirngewebes zusammen; die knotigen Fibrillen liegen an der retina nach außen, die artikulirten Röhren mehr nach innen; beyde scheinen etwas kleiner und schwächer zu seyn, als diese Theile im



Hirn. Am deutlichsten und von ausgezeichneter Stärke sieht man sie an der retina des Hais, wo sie regelmäßig aneinander liegen und gewiß keine Anastomosen unter sich eingehen. Die vorgeblichen Geflechte von Ehrenberg konnte L. nie sehen. — Die retina der Grätenfische (L. S. 22) besteht bekanntlich, die Jakob'sche Haut abgerechnet, aus eben trennbaren Schichten, deren innerste das Adernetz ist, die äußere aber die wahre Markhaut. Die zwischen beyden gelegene sogenannte Strahlenhaut besteht dagegen aus lauter cylindrischen Nervenfasern, welche neben einander gelegt vom Eingange des Sehnervens an, strahlig sich nach vorne verbreiten. Diese nun hält L. für eine reichliche Ausbreitung der Ciliiernerven, welche sich in die retina begeben, was er jedoch nicht ganz behaupten will. — Nach Tr. (p. 52) machten sich alle bisherigen Beobachter unrichtige Vorstellungen von der Textur der retina; das Gewebe dieser Haut ist nach seinen Beobachtungen im Allgemeinen dieses: Die Cylinder des Sehnervens verbreiten sich auf der äußeren Fläche der retina nach allen Seiten, so daß also nach dieser Behauptung an der retina keine Corticalsubstanz bemerkbar wäre; jeder einzelne Cylinder oder jeder aus mehreren Cylindern bestehende Bündel biegt an einer gewissen Stelle seines Verlaufes von der horizontalen Richtung ab und wendet sich nach der inwendigen Seite. Gleich nach der Umbiegung durchbohrt er ein venöses Netz, so mit der Centralvene des Sehnervens zusammenhängt, hierauf dringt er noch durch ein zweytes Adernetz, welches von den letzten Zweigen der Centralarterie des Sehnervens gebildet wird; von diesen erhält er einen scheidenförmigen Fortsatz und endiget sich so in der Form einer Papille, deren abgerundetes, etwas angeschwollenes Ende der Oberfläche des Glaskörpers zugewendet ist. Ref., der nie etwas der Art auffinden und erkennen konnte, muß es der Zukunft und anderen Beobachtern überlassen, näher zu erörtern, was diesen Angaben Nichtiges zu Grunde liegen mag.

Die innerste Lamelle der gesammten retina ist die Aderhaut, die Verbreitung der durch den Canal des Sehnervens durchgehenden, von Nervenfasern begleiteten Arterie und Vene. In der ersten Hälfte des Betragens des Fruchts liegt dieses Adernetz dicht auf dem Glaskörper, ohne alle Verbindung mit der Medullarschicht; in der Folge gibt sie Nester an die Medullarsubstanz der retina, welche jedoch nie bis zur äußeren Fläche derselben und in die Corticalsubstanz gelangen, zum Glaskörper gibt sie nie Nester. Aus der Lage der Aderhaut, aus dem Eingange der Aderfasern in die Substanz der retina ist nun klar, wie der umgeschlagene Theil der retina in eine ganz eigene Entwicklung gehe, an welcher der äußere Theil, die Jakob'sche Haut, gar nicht partizipiren kann. Dagegen sah Ref. in dem Auge eines Hirsches, welches auf dem hiesigen anatomischen Theater im Beseyn der Professoren, von dem in Griechenland verstorbenen Hrn. Dr. Michaelles war geöffnet worden, mehrere Arterien aus der choroidea zu der frey fluctuirenden Jakob'schen Haut gehen, die damit eine eigene Stärke erlangt hatte; Aehnliches aber ist nie weder bey vorher noch nachher geöffneten Hirschaugen und überhaupt gar nie wieder ihm zu Gesicht gekommen. Die gerade laufenden und dünneren Arterien mit den sie begleitenden Nerven liegen nach außen gegen die retina, die viel zahlreicheren und weiteren Venen nach innen gegen den Glaskörper, nach Tr. wäre es umgekehrt. Liede man uns Angabe, daß aus dem Aderkreise Zinn's Arterienzweige mit Ciliiernerven in die retina gehen, führt L. nur geschichtsweise an. Uebrigens geschieht nach L. (p. 100) der Uebergang der Arterien in die Venen in diesem Adernetze theils durch baumartige Verzweigung, theils durch ein Capillarnetz, theils durch Umbiegung der Arterie in die Vene, welches also die drey Arten wären, welche Döblinger (Grundz. d. Ph.) als die drey Formen angibt, unter welchen überhaupt die arterielle Strömung in die venöse umzulauften pflegt; außerdem sollen aber auch

in der Aderhaut selbst schon Verbindungen größerer Zweige der Arterien und Venen unter sich statt haben, wofür auch die lobenswerthe Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung, welche übrigens nur das Resultat der Geseze der Blutvertheilung ist, anzugeben, der Hr. Verf. nicht ermangelt. Die in dem Aderzweig der retina sich verbreitenden Nerven (§. 23.) haben eine dreyfache Quelle; ein Zweig geht mit der arteria centralis aus dem Carotidengeflechte zur retina, ein oder zwey Nervenfädchen aus den Augennoten und ein oder zwey Fäden kommen vom ganglion sphenopalatinum zum Sehnerven, von welchem letzteren es jedoch Ref. nicht deutlich ist, was auch L. nur wahrscheinlich scheint, daß diese bis zur retina gelangen sollen. Die sehr zarten Nervenfädchen liegen auf der der Marklamelle zugekehrten Fläche der Aderhaut und vertheilen sich mit den feinsten Nervenästen zwischen den gegliederten Nöhren der Marklamelle, ohne jedoch mit diesen selbst eine Verbindung einzugehen; auch sind sie unter sich nicht negartig verknüpft. — An der Gesamtausbreitung der retina kann man den Choroidealtheil vom Eingange des Nervens an bis zum hintern Rande des Ciliarkörpers und den vorderen zwischen der Zonula Zinnii und dem Ciliarkörper gelegenen Ciliartheil unterscheiden. Dieser vordere Theil der retina ist es nun, über dessen Beschaffenheit sich die Meinungen noch bis jetzt nicht haben vereinigen können. Was Ref., die retina betreffend, in kurzem Auszuge aus Laugenbeck und Treviraanus vorgelegt hat, betrifft nur den Choroidealtheil, daß aber von diesem aus und unmittelbar mit ihm in Zusammenhang stehend sich eine verdünnte Fortsetzung bis an den vorderen inneren Rand des Strahlenkörpers erstreckt, darüber kann nach Ref. Meinung gar kein gegründeter Zweifel mehr obwalten; denn es ist in der That nichts leichter, als im Auge des Erwachsenen eine sehr zarte Lamelle zu erkennen, welche ungefähr 4 mal dünner als die retina selbst am hinteren Rande des Ciliarkörpers untrennbar mit ihr zusammenhängt

und im Auge zarter Früchte noch die volle Stärke und das Aussehen der hinteren retina besitzt (L. p. 137), auf der Zonula fest aufliegend diese bedeckt und, nach vorne in zarte Fältchen gelegt, bis an die Spitzen der Ciliarforsätze sich verfolgen läßt, wie solches denn auch von Schneider deutlich beschrieben, abgebildet, und von N. Wagner und Hufschke bestätigt worden ist. Welche eigenthümliche Beschaffenheit aber diese Fortsetzung der retina besitze, wie viel sie in ihrem Gewebe Ähnlichkeit mit den drey Lamellen derselben habe, wohin der vorderste Rand derselben gelange, dieß sind die Fragen, über welche allein noch gestritten werden kann. Die Genese der Augenbildung kann hierüber keinen Aufschluß geben, denn es geräth sowohl die ursprüngliche retina (Jakob'sche Haut) als der eingekrülpfte Theil, welcher in der Folge zur wahren Marklamelle wird, indem sie zwischen die Zonula und den Ciliarkörper, man könnte sagen, eingeklemmt wird, in Verhältnisse, welche der Entwicklung des Choroidealtheils ganz fremd sind, und es wäre eben gar kein Wunder, daß durch diesen Gang der Entfaltung des Auges die Ausbildung des am Strahlenkörper gelegenen Theils der retina so gehemmt würde, daß sie nichts mehr mit dem hinteren Theile Gemeinschaftliches hätten. Nach L. (§. 9.) fehlt nun diesem Ciliartheil das stratum corticale gänzlich, so daß Ref. auch nicht recht begreifen kann, was das für Nervenfädchen gewesen sein mögen, welche N. Wagner und Hufschke (A. Z. f. D.) wollen gesehen haben; auch ein Theil der Knottenbrillen hört auf, aber ein Theil derselben geht sicher bis an das vorderste Ende; unter ihnen liegen auch die artikulirten varikösen Nöhren, nur sind sie schwächer als an dem hinteren Theil der Marklamelle und werden je mehr nach vorwärts, desto dünner, indem sie auch allmählig ihre Anschwellungen ablegen; unter dieser dünnen aber vollständigen Markschicht liegt die Aderlamelle.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. July.

Nro. 150.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. Vol. I. Including the organs of motion and digestion. London 1833. Vol. II. Including the absorbent, circulating, respiratory and urinary systems. 1834. Vol. III. part. I. Nervous system and organs of sense. Plate I — LXII. 4.

Dieses wichtige Werk, welches fast vollendet vor uns liegt, enthält eine detaillirte, oft mit Abbildungen begleitete Beschreibung der Präparate über vergleichende Anatomie, welche sich in der Sammlung des königl. Kollegiums der Wundärzte in London befinden, deren Grundlage die weitberühmte anatomische Sammlung John Hunters bildet. Wir müssen es jenem würdigen Kollegium Dank wissen, daß dem Verzeichniß viele bisher ungedruckte Arbeiten Hunters über thierische Anatomie beigefügt sind, welche, wenn auch zum Theil verspätet, doch einen neuen Beleg von der außerordentlichen Thätigkeit, Kenntniß und Einsicht dieses berühmten Anatomen und Wundarztes geben. Viele der aus den Manuscripten genommenen Bemerkungen würden noch vor wenig Jahren neu gewesen seyn, andere sind es noch, und alle zeigen, wie weit der Verf. seinen Zeitgenossen in vielen Punkten des medicinischen Wissens voraus war.

Das Leben dieses merkwürdigen Mannes erinnert noch an die schöne Zeit von Boerhaave und

Haller, wo auch in Deutschland Anatomie und Physiologie in einer innigen Beziehung zur ärztlichen Praxis standen und wo von tüchtigen Männern die Theorie und Praxis mit gleicher Liebe gepflegt wurden, während jezo, zum Schaden beyder, die Praktiker in der Regel von der Physiologie, die Anatomen von der Pathologie und praktischen Medizin wenig wissen wollen. Die vielfältigen Klagen, welche man hört, daß die Zeit nicht zureiche, diese doppelte Richtung fest zu halten, widerlegt John Hunters Leben vollkommen.

Hunter war 1728 den 14. Julius zu Long Calderwood in Schottland geboren. Er wurde von seinem älteren Bruder William Hunter, einem berühmten Lehrer der Zergliederungskunst in London, in der Anatomie unterrichtet, und sein erstes im Jahre 1748 gefertigtes Präparat zeigte schon sein praktisches Talent. Zehn Jahre widmete er sich fast ganz den anatomischen Arbeiten im Hause seines Bruders und nebenbey legte er sich auf die Chirurgie. Damals war die Kunst, anatomische Präparate zu fertigen, in England noch nicht sehr gemein und der Ruf der großen Geschicklichkeit der beyden Brüder Hunter gieng bald über ganz Europa. William, gleichzeitig ein vielbeschäftigter Wundarzt, nahm seinen jüngeren Bruder auch bald als Gehülfen für seine öffentlichen Vorlesungen an. Merkwürdig ist es, daß John Hunter, auch in späteren Lebensjahren, wo er schon einen so großen Ruf hatte, in seinen öffentlichen Vorlesungen nie eine große Schüchternheit ablegen konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Schluß.)

Nach Tr. (p. 54) beruht die Behauptung von einem Fortgange des Markblattes über den hinteren Rand des Ciliarkörpers hinaus auf einer Täuschung, welche die fortgehende Gefäßlamelle durch ihre weiße Farbe (?) hervorgebracht habe, da man dann gemeint, was weiß ist wie die Netzhaut, müsse einerley seyn, ein Vorwurf, welcher wenigstens L. nicht treffen kann; auch meynt Tr., man könne nichts Unwahrscheinlicheres aufstellen, als die Behauptung, die Netzhaut erstreckte sich über den Theil des Auges hinaus, zu welchem nur allein Lichtstrahlen gelangen; eine Denkweise, welche zu einem allgemeinen Grundsatz erhoben, die Behauptung herbeiführte, es könne im Baue und Gewebe des menschlichen und thierischen Lebes sich nichts vorfinden, wovon ein kluger Mann den Zweck nicht zu erkennen vermöge.

L. giebt mit Hufschke an, daß der Ciliartheil der retina sich an den vorderen Spizen der Ciliarforsätze aufwärts und rückwärts schlage und so, diese Spizen selbst überziehend, verschwinde. Hufschke hat übrigens späterhin mit mehr Bestimmtheit sich dahin ausgesprochen, daß die um die vorderen Spizen der Ciliarforsätze sich umschlagende retina nun als Jakob'sche Haut gegen den Grund des Augapfels sich fortsetze, daher scheint es dem Ref., daß die angebliche Schicht Zellgewebes, durch welche nach L. der Ciliartheil der retina an den Ciliarkörper geheftet ist, eben diese Jakob'sche Haut selbst sey; wird übrigens der Ciliarkörper von der retina aufgehoben, so entstehen durch das Zerreißen des Zusammenhanges der innern und äußeren retina und durchs Abstreifen der zarten Ueberzüge über die Spizen der Cilien jene franzenartigen Fortsätze und der durch ihre Entstehung gezackte vordere Rand, von welchem Schneider und

N. Wagger sprechen. Die unter dem Ciliartheil der retina gelegene, aus den feinsten Verzweigungen bestehende Aderlamelle gibt, gegen Henle, beym Fötus sehr reichlich, beym Erwachsenen sparsamer, Arterienzweige an die zonula Zinii, was allerdings auf einen diesem Gebilde eigenthümlichen Entwicklungsgang, durch welchen es so gut, wie durch seine Faltenbündel zu einer von der Glashaut gänzlich verschiedenen Beschaffenheit gelangt, hindeutet; auch an den vorderen Umschlag der retina, an die uvea und an den Ciliarkörper, gehen hier Arterien, aber weder aus der retina, wie Walker, noch aus der zonula, wie Henle will, gehen Venen zum Ciliarkörper; die Venen des Ciliarthails der retina und der zonula stehen vielmehr mit einem venösen sinus, auf welchen L. hier zuerst die Aufmerksamkeit der Anatomen hinleitet (§. 25.) in Verbindung; es ist dieser sogenannte sinus venosus ein geschlängelt verlaufendes, an der innern Fläche der retina da, wo ihre beyden Theile an einander grenzen, gelegenes kreisrundes Gefäß, welches von einigen früheren Anatomen für eine Kranzarterie gehalten wurde und wahrscheinlich Eines ist mit der aus dem früheren Fötalzustande von Mascagni, Arnold und Verneek als um den Rand der Linse herumlaufend beschriebenen Arterie; dieser Venenkreis nun nimmt die Venen aus dem Ciliartheil der retina, aus der zonula Zinii und so lange noch die membrana capsulo-pupillaris vorhanden ist, auch aus dieser kleine Zweige auf, und schiebt nach hinten wieder zarte Venenwurzeln, die sich zu größeren Venen der retina vereinigen. — Im Mittelpuncte der retina, im Grunde des Augapfels, nicht weit von ihrer Verbindung mit dem Sehnerven, ist eine kleine, nach innen gegen die Oberfläche des Glaskörpers vorragende Falte, gegen deren nun unbedingt anerkanntes Daseyn unser Sommering vormals so bestimmt sich erklärt hatte. Diese Falte, deren ausführlichere Beschreibung L. in Uebereinstimmung mit Hufschke giebt, hat in ihrer Mitte einen



im zweyten Jahre nach der Geburt entstehenden gelben Fleck, in welchem wieder ein schwarzer Punct, der entweder ein offenes Loch, wofür er von Bienen so auch von Tr. erkannt wird, oder wie mit andern L. will, nur ein schwärzlich graner,  $\frac{1}{4}$  L. im Durchmesser haltender Fleck ist, wenn auch nicht immer mit gleicher Deutlichkeit, wahrgenommen wird; an dem Rande dieses Punctes soll nun nach L. die Corticalsubstanz der Markplatte mit scharf begrenztem Rande aufhören, über ihn weglaufend aber doch noch eine sehr dünne Schichte von knotigen Fibrillen und varicösen Röhrchen zu erkennen seyn; auch sollen von dem Aderneze der Markhaut zarte Fasern aber keine Adern, zu diesem schwarzen Puncte geben. Die Entstehung dieser Falte, der gelben Färbung und des dunklen Punctes sind überhaupt noch sehr dunkel, auf alle Fälle hat aber L. Recht, wenn er sie als unabhängig von der vorgebliehen Augenspalte betrachtet. — Außer der vollständigen Behandlung der Lehre von der retina führt L. auch noch einiges, das schwarze Pigment, die membrana capsulo - pupillaris, die Walenische und die Reich'sche Membran Betreffendes an. Das schwarze Pigment (L. p. 16) aus regelmäßig gestalteten heragonalen Zellen, welche von einer Art schleimigen Zellengewebes gebildet, und mit Moleculen des schwarzen Pigments, nur nicht in der Mitte, als wo in jedem Heragon ein heller Punct ist, erfüllt sind. Sämmtliche Zellen werden zu einer an dem Aderneze der choroidea dicht anliegenden schleimigen Ausbreitung verbunden, und sind nach innen gegen die Jakob'sche Haut zu, mit einem zarten Epithelium, wie Hf. vermuthet, bedeckt, so daß also nach des Hf. Ansicht das pigment-erzeugende Organ mit seinem Epithelium die innerste Schichte der choroidea bildet und das Aderneze selbst zwischen den Adervertheilungen auf keine Weise Pigment enthält, wie Hufschke aus seinen nicht ganz zu billigenden theoretischen Vorstellungen von der Pigmenterzeugung scheint gefolgert zu haben. Die Pigmenthaut erleidet, wie es

scheint, auch eine Veränderung selbst im Gewebe an dem Ciliarkörper und Hf. wäre wohl geneigt, mit Döllinger anzunehmen, daß sich das Epithelium nur bis an den hinteren Rand des Ciliarkörpers verfolgen lasse und an der Stelle, wo sich das schwarze Pigment als Ciliarkrone auf die retina gewöhnlich abzurücken pflegt, fehle, hätte nur Ammon's Lehre von dem orbicularis capsulo - pupillaris für ihn weniger Wahrscheinlichkeit. — Die Centraladern, eine Arterie und eine Vene, noch ehe sie, wie es scheint, die Ausbreitungen für die retina bilden, setzen sich durch die Mitte des Glaskörpers gerade nach vorne zur Linse fort. Diese Adern nun, indem sie von hinten auf die Kapsel der Linse stoßen, machen hier eine schalenförmig die Linse aufnehmende, zarte, membranöse Ausbreitung, welche gleichsam eine zweyte, aber aderreiche Kapsel an dem hinteren convexeren Theil bildet. Die Arterien, deren Verzweigungen gewöhnlich von drey Ästen ausgehen, liegen näher und fester an der Kapsel; die Venen aber bilden eine hintere, dem Glaskörper zugekehrte Schichte. So lange im Fötus die Krystalllinse, weil noch keine Iris und Pupillarmembran gebildet sind, unmittelbar an der inneren Fläche der cornea anliegt, bildet die Adervertheilung am Umfange der Linse zwischen dieser und der zonula Zinii einen wenig hervorragenden Rand; je mehr aber die Krystalllinse nach hinten zurückweicht, desto mehr verlängert sich auch das Aderneze als eine gefäßreiche Haut sackartig nach vorne über die Linse hinaus und erhält hier den Namen membrana capsulo - pupillaris; fängt nun gegen Ende des dritten Monats die Bildung der Iris an und entsteht die Pupillarkhaut, so schiebt sich die Iris bey ihrem Wachstume von außen nach innen gleichsam zwischen die Pupillarkhaut und die becher- oder cylindrische über die Linse hinaus verlängerte aderreiche Kapselhart hinein, und jemehr die Iris sich nach innen verbreitet, desto mehr wird der cylindrische Sack nach vorne verengt, gleichsam verschmürt, und erhält eine kugelförmige Form, dessen engerer Theil an der Pupille, dessen Basis aber die

Linse mit ihrem äußerem Rande ist. Nun endiget sich die membrana capsulo-pupillaris auf drey verschiedene Weisen, entweder, indem ihr vorderer Theil über die Pupille noch hinausgeht, sich auf der vorderen Fläche der Iris ausbreitet, und ihre Adern mit jenen der sie bedeckenden Pupillarmembran an dieser ihrem äußeren Rande sich verbinden, oder sie vereinigt sich sogleich am Pupillarrande selbst, wie auch Hf. ein Paar Mal sah, mit der Pupillarkhaut, oder endlich sie hört an der Iris auf und ihre Adern verbinden sich mit jenen des inneren Kreises dieses Organs; so bestimmt also der anfangs offene Saak der membrana capsulo-pupillaris entweder durch die Iris, immer aber durch die Pupillarkhaut nach vornen einen Schluß. Die von mehreren angegebene Adervertheilung auf der vorderen Wand der Kapsel der Linse zwischen ihr und der Pupillarkhaut konnte L. (p. 122) nicht finden, wogegen Tr. angiebt, auf Wernek sich berufend, ebenfalls dieses Netz beobachtet zu haben; auch Ref. glaubt an sein Daseyn, ist aber zweifelhaft über seinen Zusammenhang. Wenn der Mascagnische Aderkranz, wovon oben schon die Rede war, wirklich der retina angehört, so kann das Netz von der retina kommen, auch zeichnet wirklich Wernek diesen Kranz als aufsteigend auf der zonula, wornach auf keine Weise die Aderverbreitung auf der hintern Wand der Linse das vordere Adernetz aussenden kann, wie man doch zu vermuthen scheint; einigen Injectionen zur Folge glaubt Ref. das vordere Linsenetz könne auch von der zonula, welche ganz gewiß reichliche Adervertheilung von der Centralarterie erhält, ausgehen, was aber einstweilen als Vermuthung, da noch kein Zeitunterschied in dem Erscheinen der verschiedenen Aderausbreitungen bemerkt wurde, gelten mag, denn, was uns bis jetzt die glaubwürdigsten Beobachter über Linsenbildung und die damit in Verbindung stehenden Anhäufungen von Keimstoff, Uebergängen desselben in membranöse Gestaltungen und Adervertheilungen in dem werdenden Linsensystem mitgetheilt haben, scheinen Hf. überhaupt nur fragmentarische Andeutungen zu einer künftigen Geschichte der Entfaltung des Augapfels und seiner Theile zu seyn; bis jetzt mußten noch vielfältig die Zergliederungen von Thierfötus, deren Alter nur sehr schwierig mit den Perioden, welche der Mensch im Mutterleibe durchläuft, verglichen werden kann, zu Rathe gezogen werden, und es ist immer gewagt,

aus so schwankender Analogie Schlüsse auf den Gang der Entwicklung im Menschenauge zu ziehen; gleichwohl belehrt uns die Erfahrung, daß in allen Organen um so mehr ein sich succedirender öfters wiederholter Wechsel in der Aderverbreitung vorkommt, je vereinzelter das Gebilde in seiner Eigenthümlichkeit dasteht, wie aus der Geschichte der Leber, der Genitalien, der Lungen u. s. w. satzhaft bekannt ist, und es läßt sich daher auch vermuthen, daß selbst bedeutende Abwechslungen, vielleicht schnell aufeinanderfolgend, in der Vertheilung der Zweige der ohnehin vergänglichlichen Centralarterie und Vene im Auge statt haben, so daß selbst kleine Unterschiede im Alter der Frucht bemerkbare Verschiedenheiten in Hinsicht auf Adervertheilung hervorbringen. Sieht nun anders Hf. die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte an, so ist gerade eine vollständige, auch die zartesten Verhältnisse sicher und bestimmt auffassende Geschichte der Blutvertheilung im Auge die Aufgabe der Zeit, zu deren Lösung der bisherige Gang der Forschung, der offene Sinn der Forscher und selbst die Theorie hintreibt; denn es spricht sich eben in den jedesmaligen Formen der Blutausbreitung und in dem succedirenden Wechsel derselben genau das Verhältnis aus, in welchem das vereinzelte Organ nach den Momenten seiner Entwicklung jedesmal zur Totalität des Gesamtorganismus steht, und es ist daher sehr zu wünschen, daß solchem Streben nach Wahrheit keine ungeeigneten Reflexionen wie die von Tr. (p. 100.) „die Aeste aus der Centralarterie könnten kein rothes Blut mehr führen, das beym Sehen sehr hinderlich werden müßte“ in den Weg kommen. L. bestärket noch die von Valentin entdeckte Lamelle von körnigem Gewebe, welche den Becher oder Conus der membrana capsulo-pupillaris umgiebt, er habe aber ihr Verhältnis zur Pupillarmembran nicht ausmitteln können, sie scheine schon im Kanal des Krystallkörpers die Centraladern zu umwickeln und wäre daher, nach Hf. Meinung, nicht ein eigenthümliches, neben der membrana capsulo-pupillaris für sich bestehendes, sondern wahrscheinlich ein in die Entwicklung dieser eingeschloctenes Gebilde. Die Reichliche Membran sah L. nur einmal im Auge eines Kaninchenfötus; da konnte er aber die Valentinsche Haut nicht finden.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. July.

Nro. 151.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. etc.

(Fortsetzung.)

Er kündigte zwar öfters Vorträge über Anatomie, über theoretische und praktische Chirurgie nach eigenen Grundsätzen an und hielt sie auch; dieß fiel ihm aber so peinlich und schwer, daß er sich immer nur mit der größten Ueberwindung dazu entschloß. Sein Schwager und Lebensbeschreiber, der gleichfalls bekannte Anatom und Leibwundarzt des Königs, Everard Home, erzählt, daß er die erste Vorlesung in jedem Kursus nie hielt, ohne vorher 30 Tropfen Laudanum zu nehmen, um dadurch seine Furchtsamkeit einigermaßen zu dämpfen. Er verließ sich dabey nie auf sein Gedächtniß und Home mußte ihm einen Auszug aus jeder Vorlesung, die er hielt, machen, welchen er in jeder folgenden Lectio zur Wiederholung ablas. Frühzeitig bekam Hunter Neigung zur vergleichenden Anatomie, da er bald einsah, daß diese für die Lösung schwieriger Probleme in der Physiologie des Menschen die wichtigsten Aufschlüsse giebt. Neben der ausgedehntesten Privatpraxis in späteren Lebensjahren widmete er diesem Studium, was den mächtigsten Reiz auf ihn ausübte, alle freye Zeit und da er selten mehr, als vier Stunden schlief, so hatte er gewöhnlich bis 8 Uhr früh, wo seine praktischen Geschäfte begannen, schon viele Stunden in seinen Präparirfäßen gearbeitet. Als er noch Professor

bey seinem Bruder war, kaufte er bereits viele einheimische und fremde Thiere aus Menagerien und später legte er sich auf einem Landgut bey London selbst eine große Sammlung lebender Thiere an, die er, so oft er nur konnte, von London aus besuchte, um die Lebensart der merkwürdigeren fremden Thiere zu studieren. Einmal wäre der kecke Mann beynähe das Opfer seiner Neigungen geworden, als er zwey aus dem Käfig entwischte Leoparden, welche die ganze Nachbarschaft in Schrecken setzten, und wovon der eine bereits über die Mauer des Hofes kletterte, in der Eile allein fieng und glücklich wieder einsperrte. Der Schrecken über die Gefahr machte ihn unmittelbar nachher fast ohnmächtig. Aehnlich gieng es ihm mit einem jungen Stier, den ihm die Königin geschenkt hatte, der ihn einmal, da er gewöhnlich mit ihm zu scherzen pflegte, niederwarf. Später, als er eine Praxis von 4 bis 5000 Pfund Sterling hatte, baute er eigens für seine Sammlungen ein großes Haus in London und kaufte sich ein anstehendes zur Wohnung. Hier ließ er arbeiten und zeichnen; von seinem eigens besoldeten Zeichner und Präparator William Bell, welcher 14 Jahre in Hunters Hause lebte und 1792 im Dienste der ostindischen Compagnie auf Sumatra starb, sind die meisten der dem vorliegenden Werke beigegebenen Tafeln gezeichnet, zum Theil sehr schön. Als Hunter auf dem Gipfel seines Ruhms stand, Wundarzt des Königs, Mitglied der königlichen Societät und vieler gelehrter Korporationen des In- und Auslandes war, hatte er ein solches Zutrauen des Publikums, daß seine Praxis die weitläufigste und ein-



träglichste in London war und man von seinen außerordentlichen Kuren weit und breit erzählte. Damals berechnete er seine jährlichen Einkünfte auf 6000 Pfund. Alles dieß kam ihm sehr zu statten zur Vergrößerung seiner Sammlung, wozu man ihn von allen Seiten mit Beiträgen unterstützte. So überließ ihm z. B. die Königin drey Elephanten aus ihrer Menagerie zur Zergliederung. Hunter war auch Generalchirurgus der Armee, wozu er im Jahre 1786 ernannt wurde. Viel früher schon hatte er, um von seinen anatomischen Arbeiten auszurufen, als Stabschirurgus in Velleisle und Portugal im Felde gedient, wo er seine Erfahrungen über Schußwunden sammelte. Neben seiner Praxis dirigierte Hunter sein Spital und 1790 wurde er auch Generalinspector der Militärhospitäler. Eine große Freude machte es ihm, als endlich 1787 sein Cabinet völlig in Ordnung war; er zeigte es seinen Freunden und Bekannten jährlich zweymal, im October den Aerzten und Wundärzten und im May den Adlichen und anderen Liebhabern; so hielt er es immer bis zu seinem Tod.

Unbegreiflich ist es, wie dieser vielbeschäftigte Mann nebenbey so große und wichtige schriftstellerische Arbeiten unternehmen konnte. Die Abhandlungen der philosophischen Societät enthalten von ihm eine Menge Aufsätze über die mannfaltigsten Gegenstände und eben so besizen wir eine Anzahl besonderer Werke. Er schrieb über menschliche und thierische Anatomie, über den Haushalt vieler Thiere z. B. der Bienen, nach eigenen Beobachtungen, über Entwickelungsgeschichte, über das Wachsthum der Pflanzen, über viele chirurgische und medicinische Gegenstände, stellte physiologische Experimente über die Verdauung ic. an. Nebenbey nahmen ihm die bis 1790 fortgesetzten Vorlesungen viele Zeit weg; als er dieselben endlich abgab, beschäftigte er sich mit Regulirung eines vollständigen Lehrbuchs der praktischen Wundarzneykunst, wozu er schon seit vielen Jahren Materialien gesammelt hatte; der Tod

übereilte ihn über dieser Arbeit. — Hunter war auch als Mitglied und Stifter von medicinischen Gesellschaften, als Vicepräsident des Thierarzneycollegiums und in einer Menge anderen Geschäften thätig. Im Winter sah er alle Wochen einmal die Aerzte und Wundärzte Londons, die zu ihm kommen wollten, bey sich, und sein Interesse für andere Zweige der Wissenschaft, die er nicht selbst kultiviren konnte, veranlaßte ihn schon im Jahre 1767, als er Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften geworden war, in Verbindung mit George Fordyce und dem berühmten Mechaniker Cumming, eine Privatgesellschaft zu errichten, welche sich nach jeder Sitzung der königlichen Societät in einem Kaffeehause versammelte, um sich über wissenschaftliche Gegenstände zu beschäftigen. Hier fand man später die berühmtesten Gelehrten zusammen; man besprach sich über neue Entdeckungen in allen Fächern der Naturwissenschaft, die Mitglieder lasen sich ihre Schriften vor und beurtheilten sie vor der öffentlichen Bekanntmachung. Ueberall wußte Hunter's reger Geist sich zu beschäftigen. So zerriß ihm einmal bey einer heftigen Anstrengung im Tanzen die große Sprungfleisch des Fußes, welche unter dem Namen der Achilles-Sehne bekannt ist; da er hier das Zimmer hüten mußte, gab ihm seine Verwundung Gelegenheit, über die Wiedervereinigung zerrissener Fleischen nachzudenken. Er stellte dabey viele Versuche an Hunden an, denen er die Sprungfleisch zerschnitt, und die er dann zu verschiedenen Zeiten tödtete und anatomirte. Er blieb dabey nicht, wie sonst üblich, im Bette liegen, sondern erfand sich einen eigenen Verband, mit dem er schon am dritten Tage aufstehen und herumgehen konnte.

Diese außerordentliche Thätigkeit wird um so schwerer begreiflich, als Hunter viele Jahre lang kränkelte. Eine Herzkrankheit, welche von Zeit zu Zeit Anfälle machte, und die er nur durch eine sehr regelmäßige Diät, völlige Entsagung des Weins,



und durch Wassertrinken in Schranken hielt, trübte seine letzten 17 Lebensjahre. Am 16. October 1793 gieng er unter leidlichem Befinden ins Georgenhospital, wo er einen Kerger hatte, den er unterdrücken mußte; als er hier sich zu einem gegenwärtigen Arzt wenden wollte, holte er plötzlich einen tiefen Seufzer und fiel todt zur Erde. Er starb im 65ten Lebensjahre.

Leider wissen wir nichts über seine religiösen Gesinnungen. Als Mensch hatte er viele schöne Eigenschaften; allgemein wird seine große Offenheit, sein Freymuth und die edle Eigenschaft für einen Arzt gerühmt, unverholen seine wahre Meynung zu sagen, und einen begangenen Irrthum bereitwillig zu gestehen. Sein hitziges Temperament und eine gewisse Härte im Urtheil zogen ihm mancherley Feinde zu. In dem Bestreben, seine Kunst zu vervollkommen, kann er jungen Aerzten als Muster dienen, die in ihm die perfecta medici forma bewundern können.

Hunter hatte seine Sammlung in vier Abtheilungen nach bestimmten Systemen gebracht und der Vorstand des K. Kollegiums der Wundärzte hat auch die Aufstellung, seit dem Ankauf der Sammlung, beygehalten, eine beträchtliche Anzahl neuer Präparate hinzusetzen lassen, und die Herausgabe des Katalogs in derselben Ordnung verfügt. Das Material zum Katalog bestand theils in Vorlesungen und Noten über Thierzeuggliederungen, welche Hunter in der Handschrift zurückließ, dann in einem kleinen Katalog von ungefähr 600 Präparaten, von seinem Präparator und Zeichner William Bell gefertigt und in einem späteren ebenfalls von Bell verfaßten, aber noch von Hunter durchgesehenen Katalog in Quart, aus mehreren Fasciceln bestehend. Eine Anzahl der dem Werke beygefügten Tafeln sind mit Hunter's Originalbeschreibungen begleitet, und man hat Zusätze nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemacht. Außer-

dem sind die noch vorhandenen Hunter'schen Beschreibungen in den Text, bey den entsprechenden Abschnitten, eingeschaltet. Sie sind zum Theil sehr interessant und es ist nur zu beklagen, daß nicht mehr davon übrig ist. Eine erst kürzlich in London geführte Untersuchung hat fast zur Gewißheit erhoben, daß der vor einigen Jahren verstorbene Sir Everard Home, der Schwager, vieljährige Hansgenosse und Nachfolger Hunter's, welchen der König zum Baronet erhob und zu seinem Leibwundarzt ernannte, viele handschriftliche Bemerkungen Hunter's verbrannte, höchst wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er dieselben in seinem großen Werke über vergleichende Anatomie allzu sehr benützte, und Hunter's Arbeiten für seine eigenen ausgab. Sehr viele Mühe kostete es die Species zu bestimmen, wovon die Präparate genommen waren, da Hunter keine, dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechende Kenntniß besaß; namentlich gilt dies für die wirbellosen Thiere. Durch die ausgezeichnete Bibliothek jedoch, welche das Kollegium besitzt, und die zum Theil erst für die Bestimmung und Ordnung der Sammlung eigens bezuschafft wurde, ferner durch die Mitwirkung der zoologischen Societät, wurden diese Schwierigkeiten zum Theil überwunden.

Die Zahl der Präparate beläuft sich auf 3745; bey den neuhinzugekommenen sind die Verfertiger genannt; die meisten rühren von Home, Elft und Owen her. Der Katalog hat gewiß ungemein dadurch gewonnen, daß der ausgezeichnetste der jetzt lebenden englischen Zootomen, Richard Owen, den Hauptantheil an der ganzen Arbeit hat.

Die Präparate sind eingetheilt, wie der Titel angiebt; der noch fehlende Band wird die Zeugungsorgane enthalten.

Es ist unmöglich, eine vollständige Uebersicht über den Inhalt des Kataloges zu geben. Ref. begnügt sich daher, auf einiges Wichtigere aufmerksam zu machen.

Vol. I. Tab. I — XIV. Die Bewegungs-  
Werkzeuge sind im Ganzen arm an Präparaten.  
Interessant ist eine Reihe von Wirbel-Durchschnitten,  
von Durchschnitten des Untertiefers, von Pfannen-  
gelenken, wo nachgewiesen ist, daß das ligamentum  
teres bey sehr vielen Säugethiereu, auch bey dem Orang-  
Utang festst. Bey *Phascolarctos fuscus* festst die  
Patelle wirklich. Ueber das Muskelsystem sind nur  
wenige interessante Stücke da, eben so über Bildung  
der Zähne.

Magen. Präparate von einigen selteneren Po-  
lypen, von *Asterias discoidea*, *Alecto glacialis*  
(wo, wie bey *Comatula*, der Darmkanal spiralför-  
mig verläuft und am Ende einer fleischigen Röhre  
neben dem Munde endigt). *Sabella pavonina* mit  
spiralförmigem Darm. *Crocodylus Lucius* und *acus-  
tus* haben beyde den kleinen Pylorus-Magen, als  
Anhang des eigentlichen. Ganz ähnlich kommt eine  
Bildung bey *Ardea* vor, wie Ref. bey *Ardea ci-  
neria*, *stellaris*, *nycticorax* gefunden hat, und wie  
hier von *Pelecanus onocrotalus*, *Ciconia Argala*,  
*Marabou*, *Ardea nycticorax* und *caboga* nachge-  
wiesen wird. Unter den Mägen der Säugethiere  
ist besonders der Magen des Orang-Utang, den Dr.  
Abel nach Europa brachte, und seine Vergleichung  
mit dem Magen des Menschen wichtig. Präparate  
von vielen selteneren Thieren, zum Theil von Owen  
genau beschrieben.

Darmkanal. Im Ganzen wenig. Beschrei-  
bung bey dem Orang-Utang, bey dem Owen eben-  
falls den wurmförmigen Darm fand.

Speicheldrüsen. Bey *Dasypus Peba* hat  
die Submaxillardrüse eine Blase für den Speichel,  
wohin aus der Drüse mehrere Gänge gehen.

Bauchspeicheldrüse. Genaue Beschreibung  
des bey den Cephalopoden neuerdings dafür genom-  
menen Organs; hier von *Sepia officinalis*.

Ueber Leber und Milz nichts wichtiges.

Unter den Tafeln zu diesem ersten Bande in-

teressirt vorzüglich die Anatomie von *Holothuria tre-  
mula*, *Pentalasmis fascicularis* und *Balanus tin-  
tinnabulum*; die Geschlechtstheile der Cirripeden  
sind richtiger erkannt als von Cuvier.

Vol. II. 164 Seiten; Tafel XIV. bis XXX.

Aus *Physeter macrocephalus* ein Plexus  
von Lymphgefäßen des Kopfs, mit Wallrath gefüllt,  
als Beleg zur auffaugenden Kraft der Lymphgefäße.  
Das ganze Präparat scheint Ref. zweifelhaft.

Gefäßsystem.

Nüctengefäß von *Bombus terrestris*; man  
sieht deutlich die Abtheilungen in Kammeru, entspre-  
chend den Segmenten des Abdomens. Herz von  
*Cynthia tuberculata* als einfacher Ventrikel. Sehr  
interessant ist die ausführliche Beschreibung der Herz-  
bildung bey den Amphibien, von Siren, *Amphiuma*,  
*Menopoma*, *Pipa*, *Python*, *Emys*, *Testudo*,  
*Crocodylus* (hier beschreibt Owen das *septum  
ventriculi* durchbohrt). — Herz von *Macropus  
major*; alle Beuteltiere haben nach Owen zwey  
obere Hohlvenen, wie die eierlegenden Wirbeltiere,  
eben so die meisten Nagethiere und der Elephant.  
Im Herzen von *Phocaena communis* fand Owen  
das *foramen ovale* vollkommen geschlossen; durch  
den obliterirten *ductus arteriosus* ließ sich nur eine  
kleine Sonde durchschieben.

Athmungsorgane. Interessante Prä-  
parate von Cirripeden; bey *Tubicinella Balaena-  
rum* hängen die Kiemen an der inneren Seite des  
Mantels, wie bey zweyschaligen Mollusken, sind  
membranös und bestehen aus einer Menge kleiner  
Quersalten; bey *Balanus rugosus* und *Coronula  
diadema* finden sich zwey große blätterförmige Bran-  
schien. Es folgt eine interessante Uebersicht der sei-  
neren Anordnung der Kiemen bey *Chiton*, *Patella*,  
*Fissurella*, *Doris* etc. — Von Fischen verdient  
*Heptatrema* Aufmerksamkeit. —

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. July.

Nro. 152.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Entlus, der Cultur, des Königs-, Adels- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwicklung. Von J. E. Ritter von Koch Sternfeld, k. b. Legationsrath, Ritter des Ordens der b. Krone, ordentliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften etc. München, 1836 bey Georg Jaquet. 36 Bog. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Um zu wissen, woran man mit diesem Werke sey, so mögen vor allem dessen sehr bezeichnender und umständlicher Titel und sodann die umfassende Vorrede zu XXIV. Seiten aufmerksam gelesen werden. Die dem Buche vorangedruckte Inhaltsanzeige, welche in der Verlagshandlung auch gratis abverlangt werden kann, gewährt auf 16 Seiten eine sehr specielle Uebersicht. Der Verfasser hatte am 25. August 1835, am Namens- und Geburtstage Sr. Majestät des Königs, in der öffentlichen und feyerlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften Namens der Geschichte zu sprechen; und er wählte als Stoff dazu den Brand von Reichenhall; „als in jener grausenvollen November-Nacht des Jahres 1834 die Flammen wüthender, denn jemals, über dem uralten, einst von den Völkern weithin gesegneten Reichenhall zusammenschlugen etc.“ Die bayerischen Annalen des Jahres 1835 gaben den vollständigeren Inhalt dieser mit höherem Vorschub

dann weiter ausgearbeiteten Abhandlung, welche nun als ein selbstständiges und eigenthümliches Werk der teutschen Litteratur in zwey Abtheilungen vorliegt: nämlich I. in der akademischen Abhandlung, und II. in den Anmerkungen, urkundlichen Regesten, und Erläuterungen darüber. Diese zweyte Abtheilung, auch mit kleinerer Schrift gedruckt, befaßt drey Vierteltheile des ganzen Buches; sie ist in jeder Beziehung der Commentar und die Pragmatik der ersten Abtheilung, und mit dieser fortlaufend durch Marginalziffer verbunden.

„Wer — heißt es in der Vorrede S. V. — bestraunt und thätig in dem höhern Verufe der Staats-Oeconomie, und auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung, wäre nicht längst von dem tiefen Einflusse der Salzwerke und des Salzregals auf die Culturgeschichte der Länder und auf ihre Nationalwirthschaft angeregt worden? — Doch vergebens sahen wir uns (der Verf.) in der historisch-publicistischen Litteratur in und außer Teutschland um ein Vorbild dessen um, was wir, wenn auch nur als einen Versuch, eben zu schaffen begannen.“

Zwar fehlte es nicht an vielen verwandten Schriften, und über viele einzelne Salzwerke in Nord- und Süddeutschland, meistens geologischen, technischen und kameralistischen, auch statistischen Inhalts u. s. w. —

„Die weit wichtigere, moralische und politische Geschichte der Salzwerke, auf dem Standpunkte des ursprünglichen und unentwickelten Fürsten- und Völkerrechts, des einer wahren res sacra gehörenden Staats- und Privatrechts, ist jedoch des Ceremoniels wegen, wohl mit einigen Phrasen berührt, aber ernstlich, nach Verdienst, und im Zusammenhange noch nie bearbeitet worden.“ (S. VI.)

Erst seit dem Jahre 1807 sey das teutsche Salinenwesen in seiner Gesamtheit aus einem hö-



hern Gesichtspunkte aufgefaßt worden. In Beziehung auf Norddeutschland habe Héron Billefosse damit begonnen (dann Hartmann) und in Beziehung auf Südteutschland das dertige historisch-statistische Archiv; aber der großartige Idee Beyder habe nur ein profanes Motiv, ein finanzielles und commercielles untergelegen.

(S. VII.) „In Beziehung auf das Recht und Mitsrecht zum Schaffen und zum Genießen, (Werth des Stoffes und Preis der Arbeit) in Beziehung auf den Nahrungs- und wirtschaftlichen Bestand der Völker ic. war es so ernstlich nicht gemeint.“

Das Feld der Hallregie selbst wollte der Verf. nicht betreten (S. VIII.), dankbar belehrte er sich aber aus den Schriften der Geognosten und Salinisten über die Ereignisse und Fortschritte in den verschiedenen salinarischen Verwaltungszweigen, im Norden wie im Süden.

„Der uns vorschwebende Zweck, das rechtliche Herz und Fortkommen des Regale, gebot jedoch eine ganz andere, eine eigenthümliche Bahn zu brechen und zu verfolgen; — indem es sich um die Philosophie des Rechts, und um sein ursprüngliches Lebensprincip handelt. Zwar steht es über die Regalien, eine den teutschen Stämmen schon lange abhold gewordene Materie, nicht an vielem und sehr gelehrten Apparat, dessen Doctrinen aber gewöhnlich nur die Anforderungen des laufenden Dienstes zur Nichtschur nehmen.“

(S. X.) Die händereichen Handelsgeschichten der civilisirten Völker seyen eben in Beziehung auf den Salzhandel sehr arm; Anderson brachte davon nichts, Fischer wenig zur Notiz; eben so wenig die zahlreichen historisch-statistischen Monographien Teutschlands.

„Wenn man jedoch erwägt, daß der Salzhandel unstreitig der älteste Zweig alles Verkehrs ist, dem sich dann der Getreidhandel und beyden erst jener von andern Waaren und Bedürfnissen angeschlossen hat; — daß es das Salz ist, mittels dessen sich zuerst Volk gegen Volk ansethan, das zuerst die Zollstätten hervorrief, die ersten Münz- und Wechselbänke, offene Gewerbe und Handwerke, und, neue Flecken und Städte bevölkernd, zuerst den Alles belebenden Geldverkehr, das Princip der Industrie, sichert; wie es, (das Salz) selbst das Princip der Wirtschaft für alle Zeiten bleibt — wenn man das Alles erwägt; so ic.“

(S. XI.) „Von einer Erörterung der Art, welche eines der höhern, der weiland geheiligten Staatsregalien, die regelmäßige und unverkürzte Gemäherung und Bearbeitung eines der ersten Bedürfnisse der Menschen zum Zwecke hat, muß man unfehlbar zum Anfang der Menschengehichte selbst hinausstiegen, und dort im Vaterhause, sich umsehen, und dann im Gefolge der Geschichte mit den Völkern und ihren Stammhäuptern wieder herabsteigen ic.“

„Den Machhabern, den Führern von Gottes Gnaden (S. XII.), waren ja zuerst die Pflichten, die Vorpflichten vorgezeichnet, und hiernach die Vorechte angewiesen: nie überhaupt alles Christenthum auf der Pflichtenlehre vor der Rechtslehre beruht; (hierin der ungeheuerer Unterfall von vielgelesenen civilisirten Heidenthum!) — und damit Vordere Pflichten und Vorechte, ihren Bestand und wohlthätigen Wechsel hatten, wurden, den Anlagen gemäß, Bürgschaften gegeben ic.“

Und nun stellt der Verf. im bekannten System seiner Staatswissenschaft und seiner politischen Deconomie, auch hier die Kirche und den Principat als die höchsten, als die geweihten Bürgschaften hervor, deren Moralprincip (die Politik!) alle humanen und socialen Verhältnisse umfaßt und sie verbürgt. Auch in der Geschichte der Salzwerke hat der Verf. diese seine Dogmatik, „um immer des Strofes und der Wahrheit Meister zu bleiben,“ nie außer Acht lassend, durch hundert und wieder hundert Urkunden, dieses System des Rechts und der Wirtschaft klar nachgewiesen gefunden; — daher der oftmalige Anspruch der teutschen Landesfürsten selbst:

„daß die Heiligkeit der Hallstätten, zur Wohlfahrt der Völker, auf der Milde und dem Gegeben der Natur, also auf einem göttlich und gleichheitlichem Rechte beruhe.“

Im Charakter einer akademischen Verhandlung über einen so allgemein interessanten Gegenstand konnte also der Verf. auch der Wissenschaft durch eine freyere Erörterung genügen.

Mit einem ziemlichen Vorrath an Volks- Staats-, und Territorialkunde, zumeist aus Autopsie, und auf seinem eigenen bernesmäßigen Standpunkt, — hatte der Verf. nicht nöthig, die Amtsbehörden in irgend eine Verlegenheit zu setzen; dagegen war es ihm



von jeher sehr angenehm, denselben aus seinen Materialien und Erfahrungen Manches mittheilen zu können, was sie nicht hatten, und nicht wußten;

„massen der strenge Dienst des Tages, und die vielen Umkehrungen der Territorial-Archive und Verhältnisse zu tiefern Forschungen oft wenig Kraft und Lust übrig lassen.“

Ueber das allgemeine Interesse des Gegenstandes, über den unberechenbaren Einfluß der Sache selbst auf die Nationalwirtschaft umständlicher zu seyn, dessen achtet sich der Verf. billig überhoben.

(S. XVIII.) „In Ansehung des Betriebs, der Technik und der Regie der Salzwerke und des Regals, hat uns aber neben den wunderähnlichen Erscheinungen in der Mechanik, das Loos der großen Masse, und das Geschick der im christlich-germanischen Staaten-System, insbesondere in Real-Staaten, so tief und wohlbe-gründeten Alttestamente, auch hier, wie bei allen unsern historischen und publicistischen Untersuchungen lebhafter als je vorgeschwebt. Denn der praktische Werth darf solchen Verhandlungen nicht fehlen, und er hat auch in den Ansichten der Väter gewöhnlich den Anschlag gegeben. Gar Manches erscheint uns, z. B. in der Nichtanwendung technischer Hülfsmittel, als Unkunde, und Unbehüllichkeit der Vorseit, was lediglich in den Vorplichten für die große Masse und in der religiösen Hauspolitik der Landesfürsten, den Vereicherungs-Mitteln (Ein-lager entgegen (darunter die Entreprisen!) seinen Grund hatte. Nicht ein ephemer gesürrertes, sondern ein beunfährliches Volk wollten unsere Alt-Vordern mit und neben sich haben. Wer möchte sich's jedoch verhehlen, daß die Salzproduction und der Salzhandel in Teutschland, sonst seit mehr als tausend Jahren die und da stationär, seit zwanzig Jahren unaufhaltsam eine andere Richtung genommen haben, und daß beide, in Teutschland und Europa, und sofort auch das Salzregale, und zwar mehr in Folge der behenden und forschaffenden, als der produzierenden Kraft, noch vielfältig andere Richtungen nehmen werden. Möchten die Staatsregierungen nicht länger säumen, in Anseht dieser welthistorischen Aufregung von Kapital, Arbeit und industriellen Interessen sich vorerst über ein wohlverordnetes Straßsen- und Bahnen-System zu vereinigen, und so für Millionen von Staatsgenossen, und für unermessliches Vermögen Ziel, Maaß und Sicherheit zu geben! — Was sich Rußland bewahrt und neulich England wieder erungen hat; — wird auch nicht ohne Nachseherung bleiben.“

„Zum größten Glück gilt es eine Lebensfrage der innern Zustände — — — bey überall mehr verbürgter Friedensliebe n. s. w.“

Der Verf. geht nun (S. XX.) zu einigen nord- und süddeutschen Salzwerken selbst über, welche er — wie sämmtliche, aus den besondern und neuen Gesichtspunkten dieser Darstellung zum Theil sehr ausführlich behandelt hat. Die bisher in diesem Fache der Litteratur vielfältig statgefundenen Verwechslungen, Zweifel und Mißverständnisse, bezüglich auf Topographie, Genealogie, Chronologie etc. veranlaßten ihn, mit großer Sorgfalt und strenger Kritik zu Werk zu gehen. „An vielseitigen Verichtigungen und an Motiven, zu solchen anzuführen, konnte es also auf diesem Wege nicht fehlen.“

(Fortsetzung folgt.)

Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. etc.

(Schluß.)

Von Amphibien finden sich Präparate aus allen Ordnungen, leider aber ohne genauere Angabe der inneren Structur. Von Vögeln und Säugethieren ist sehr wenig aufgeführt.

Stimmwerkzeuge.

Aufmerksamkeit verdienen die kurzen Angaben über Strauß und Sula. — Unter den Präparaten von Säugethieren zeichnen sich die durch Owen verfertigten von *Simia satyrus* und *troglyodytes* aus; die Bildung bey'm Schimpanse ist am menschähnlichsten, doch sind die Ventrikel das Larynx beträchtlich größer.

Harnwerkzeuge.

Wie sich aus Hunter's Manuscript ergibt, hatte dieser schon die Kalkbrüse der Schnecke als Niere betrachtet. — Zahlreichere Präparate finden sich hier nur von Säugethieren, zum Theil von sehr seltenen. — Bey *Trichechus rosmarus* besteht jede Niere aus nahe an 400 einzelnen Lappen (also ganz analog wie bey den Phoken Ref.). — Bey

Balaena hoops sind die einzelnen Lappchen oder Nierchen vollkommen getrennt. — Neben-Nieren und Blase sind nur von wenigen Thieren beschrieben.

Die zu diesem Theile gehörigen Tafeln sind zwar schön gestochen, sonst aber nicht von besonderer Wichtigkeit. Die interessantesten sind Tab. XIV. mit dem Gefäßsystem von Amphinome, — Tab. XX. Kiemen von Nautilus nach Owen, — Tab. XXIII. und XXIV. Herz und vorderer Theil der Gefäße von Menopoma alleghanensis. — Sehr schön von Bell gezeichnet und von Basire gestochen sind die Zellen in der Lunge des Löwen und die vom Delfphin Tab. XXVII. — Tab. XXIX. ist ein guter Durchschnitt des Kopfs mit den Weichtheilen vom Delfphin.

Vol. III. part. 1. 208 S. 12 Tafeln.

#### Nervensystem.

Trotz der großen Fortschritte dieses Theils der Anatomie, glaubten die Herausgeber doch Hunters eigene Bemerkungen geben zu müssen. Es sind Noten dabey, welche wahrscheinlich alle von Owen herrühren. — Nervensystem von Asterias papposa; der Nervenring um den Mund schickt Nette an jeden Strahl. — In Sipunculus phaloides giebt der Nervenstrang Queräste in bestimmten Intervallen ab, aber ohne daß Zwischenganglien vorhanden wären. — Von Eingeweidwürmern sind einige Nervenpräparate durch Owen gefertigt. — Nervensystem von Pontobdella muricata (hier werden die merkwürdigen Seitenganglien, die Nef. fand, nicht erwähnt). — Eines der interessantesten Präparate ist wohl das Nervensystem von Astacus marinus, wegen der kurzen Bemerkungen von Newport, wornach der Ganglienstrang auch hier in vordere motorische, und hintere sensitive Bündel zerfällt. — Bey Cynthia tuberculata fand Owen auch einen Schlundring, den das Nervensystem bildet. — Owen vergleicht auch das Nervensystem von Nautilus und Sepia officinalis und weist nach, daß die Cephalopoden nicht als Klasse können von den

Mollusken getrennt werden; Nautilus bildet mit seinem Nervensystem die Uebergangsform von den Gastropoden zu den Cephalopoden; Sepia unterscheidet sich vorzüglich durch eine beträchtlichere Entwicklung der Cerebro-spinal Masse. — Unter den Gehirn- und Rückenmarkpräparaten von Wirbelthieren ist uns nichts Besonderes aufgefallen. Nur bey dem Gehirn von Papio mormon wird bemerkt, daß die höheren Affen, wie die Orang und Paviane beträchtlich entwickelte Windungen an den hinteren Lappchen haben. — Leach schenkte das Gehirn von Simia troglodytes, das am Meisten mit dem des Menschen übereinkommt und dessen charakteristische Unterschiede angegeben werden.

#### Sinnesorgane.

Der Fuß von Simia troglodytes, merkwürdig durch die Bildung der große Zehe, welche, obwohl entgegengesetzt, doch mehr menschenähnlich ist, als bey andern Quadrumanen. — Von Vögeln und Säugethieren werden viele Zungen beschrieben. — Die Präparate über Gehörorgane sind sehr bedeutend, nur die der Cetaceen verdienen Beachtung. — Interessant sind die Beschreibungen der äußeren Ohrbildung von Hylobates Lar, Simia satyrus, Troglodytes niger. — Die Präparate über Gesichtorgane sind ebenfalls nicht besonders zahlreich und interessant. — Der neuholländische Kasuar hat 5 Falten im Fächer.

Unter den diesem Theile beygegebenen Tafeln zeichnen sich aus: Tab. XXX. Zunge vom Chamäleon (sehr hübsch). — Tab. XXXI. Gehirn von Nautilus und von Sepia officinalis. — Tab. XXXV und XXXVI. betreffen eine noch ungedruckte Arbeit von Carlisle, wovon hier Auszüge gegeben sind und sind zum Theil Copien aus des Verfassers bekannter Arbeit über die Gehörknöchelchen in den philosophical Transactions for 1805 mit neu hinzugefügtem Text. — Eine Reihe von Tafeln betreffen die Gehörwerkzeuge des Menschen, die wir längst durch Schmerring besser haben; andere Tafeln sind unbedeutend. —

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. August.

Nro. 153.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österrheischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur, des Königs-, Adels- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwickelung etc.

(Fortsetzung.)

Eine alle Erwartung übertreffende Uebereinstimmung von Hunderten von Urkunden und spätern Kundschaften fand der Verf. bezüglich auf den religiösen Ursprung, auf die Heiligkeit des Regale, auf das „göttlich gleiche Recht“ der Hallstätten im Süden (sie traten um 300 Jahre früher in der Geschichte hervor) wie im Norden teutscher Zunge und teutscher Rechts.

(S. XXI.) „Zwei unumgängliche, wiewohl in unsern Tagen sehr mißkannte und gemißhandelte Größen des gesellschaftlichen Lebens, Größen, die die Dauer der Staaten nach Geschlechtern und Jahrhunderten, und darum auf breiter Basis berechneten: während wir sie auf Jahre und Individuen begründen, und auf die Giebel der Häuser stellen wollen (auch Bürger und Bauern hatten ihre Majorate!), die Genealogie in ihrer Abfassung und Verzweigung, und die Corporationen (das Geld war nicht der Zweck, sondern untergeordnetes Hülfsmittel!) — treten in die Geschichte der Salzwerke und des Salzregale vorzüglich als jener Halt und Hebel hervor, auf dem alle humane und reise Entwicklung eines Volkes und sofort die Foundation der Stiftungen beruht.“

Es wird nun gezeigt, wie hieraus die für ihre Zeit so zweckmäßigen religiösen Orden hervorgingen, und wie sie auch überall (worauf im Buche ein besonderes prüfendes Augenmerk genommen) zunächst

an die Salzquellen gestellt wurden. Eben so wird vom Besitze des Bodens, vom Herkommen und Bestand eines Geschlechtes, ein anerkannter Leitungssatz in der Genealogie, auf die noch viel tiefer wurzelnden Stammrechte und Bürgschaften an Salzwerken und an ihren Fannwäldern übergegangen und das Axiom aufgestellt:

„wer immer sich demnach zutraut, die älteste Geschichte eines Volkes, oder eines erlauchten Stammhauses aus Quellen schreiben zu können; der muß in der Geschichte der benachbarten Salzquellen, und der damit verbundenen Forstgebiete vor allem wohl bewandert seyn.“

Der Verf. hat dieses Criterium jeder andern Combination vorgezogen.

Für denkende Leser, welche den Charakter und Inhalt eines Werkes aus einer prägnanten Vorrede wohl zu veranschlagen wissen, und für solche, welche mit dem Forschungsgeiste des Verf., der nicht auf der Oberfläche eines einmal aufgefaßten Gegenstandes stehen zu bleiben gewohnt ist, bereits näher bekannt sind, mag es nun genügen, wenn hier aus dem Buche selbst nicht viel mehr als nur die Ueberschriften der Capital angeführt werden.

(Einleitung). Salz; in allen seinen Eigenschaften, Bedeutungen, symbolischen Beziehungen u. s. w.: Reiz-, Heil- und Erhaltungsmittel; von jeder Altar-, Tempel- und Kirchengut, mit dem historischen Dogma:

„Die geistliche Macht hatte für die ersten Bedürfnisse der Völker zu sorgen (zu segnen); die weltliche zu schützen.“

Europa. Rückblick auf die alte und neue Welt; auf China und Aegypten; Aufzählung

der Staaten in einer der Weltgeschichte analogen Richtung, wie die Natur denselben das Salzregale zugetheilt hat. Die Aufzählung beginnt mit Rußland, und schließt, Teutschland übergehend, mit dem Kaiserthum Oesterreich in Text und Noten.

Teutschland: geographischer Ueberblick; Festsland, Seeland, die Lauenr und Thüringen, wandernde, sesshafte Völker; allenthalben Proflz- und Höhen-Angaben ic.

Zur Geschichte der Quell-Salinen an der Ost- und Nordsee, im Königreich Hannover und im Herzogthum Braunschweig.

Die wendischen Salinen um Colberg und Schwerin, Lüneburg; Teutschlands reichste Quelle zur großen Bora, einst von der Oder bis zum Niederrhein.

Zur Geschichte der heutigen preussischen Salinen in Sachsen, Thüringen und Westphalen, bis jenseits des Rheins.

Die Metropole von Magdeburg bewahrte „die Elemosina“ (Salz) auf sächsischer Erde als Vermächtniß der Stammfürsten.

Altensalza, Grossensalza, die Elemente der grandiosen neuen Schöpfung Schönebeck, die wendische Dobrebora (Halle) an der Saale.

Die sächsischen Herzogthümer, ferner Anhalt, Schwarzburg und Vogtland.

Das carolingische Salzungen, das merovingische Frankenhäusen die Salzgräse.

Die Salinen von Kurhessen, mit Schaumburg, Waldeck, Lippe.

Der Salzbetrieb der Abteyen Hersfeld und Fulda; die Henneberg, Schwarzburg u. s. w.

Hessen-Darmstadt, Homburg, Nassau, Isenburg-Büdingen.

Die Hofkirche von Worms und das uralte Quell- und Steinsalzwerk bey der vormaligen Reichs-Stadt Wimpfen ic.

Die heute bayerischen Salinen in Franken. Kissingen, Neustadt, Orb. „Die Natur lehnt hier mehr die Sorgfalt für die Heil- als die Salzquellen.“

Die Salinen am linken Rheinufer. Das bayerische Dürkheim, bedeutender das hessische Grenzloch und Münster ic.

Großherzogthum Baden. Königreich Württemberg. Die Herzoge von Zähringen, die Grafen von Hohenloch, mit ihren Stammrechten. Reiche Erhebungen zu Rappenauburg und Dürkheim ic.

Schwäbisch-Hall am Kocher; Sulz am Neckar, Schwenningen ic. Umschwung der Salzproduction und des Salzhandels. In den Nachträgen noch die wichtigsten und berichtigenden Resultate der württembergischen Stände über die dortigen Salinen aus der Sitzung vom 3. und 4. Juny 1836.

Reichenhall an der bayerischen Saale (Bojoarien), das keltische Sal, die römische Salina, das germanisch-agilolfungische Adelsporo (Bora), im Schoos der Erzkirche Salzburg; das historisch älteste und ausgebreitetste Salzwerk in Teutschland, vom Rhein bis Pannonien.

Zur Litteratur. Die Römer, Völkerwanderung, die Agilolfinger, Zeitalter Ruperts ic.

Bayern in Mitte des VII. Jahrhunderts. Einbrüche der Slaven; der h. Emeram; Fortsetzung aus dem Congestum Arnonis. Stamm-Volk und einwandernde Haufen.

Aus der Zeit der Carolinger, — der Sachsen; Seyerische Stammrechte.

Nachtrag und Ergänzung aus den ältesten Saalbüchern des Kirchenguts ic.

Zwist und Fehden zwischen Salzburg und Bayern, nach dem Abgang der Grafen von Playn und Weilstein.

Historische Zusätze bis zum Jahre 1600: Kriege, Wassernoth, Feuersbrünste; Unzulänglichkeit der Mechanik, Rettung der Edelquellen; Holzver-



brauch, Consolidirung der Rechte, Wald- und Handelsverträge u. s. w.

Städte, Hochstifter, Abteyen und Geschlechter, welche in Bayern, Oesterreich, Franken, Schwaben re. mit Reichshall in Verbindung standen; darunter die Stammrechte der Gründer von Tegernsee, Imminster, Nieder-Altach, Osterhofen re.

Die Hallgrafen und ihre Residenzen. Genealogische Berichtigungen und Zusätze. Als ob diese Stammhäupter an der Donau herauf gekommen?

Die Saline Hall oder Tauer im Jnnthal (Tyrol).

Die erlauchten Gründer von Benedictbeuren, Schledorf, Münchsmünster, Berchtesgaden, St. Georgen re. zur Zeit und mit Hülfe des h. Bonifaz; der Heilbrunnen bey Benedictbeuren einst auch eine Hallstätte; die Husier oder Andechs, ihre uralten Stammrechte zu Tauer und Hall in Tyrol, in Ober- und Niederbayern re.

Die vom baltischen Meere und über den Lech gekommenen Welfe, doch ohne Salinen-Stammrechte in Bayern.

Herzogshall bey Kremsmünster (in Oesterreich), Stiftung dieser Abtey durch Cassilo II.; die Salina minor re.

Ischel, Hallstatt und Ebensee, das österreichische Salzkammergut; die salina major bey jener Stiftung; Michelhall, die kirche von Lorch und Passau; Ischelland, Traungau; Römerzeit, Mittelalter, Dynastien, Abtragsgebiet von Traunsee, später Traunkirchen. Die Königin Elisabeth; neuere Niefenbauten, das Hauptsalzamt Gmundten u. s. w.

Das keyerliche Salzkammergut Aussee; der Sandling, der Elanz und Michelhallbach re. Totalproduction des vereinigten Salzkammerguts. Hier, im innern Noricum, in der Hallstatt, in salsugine Norici „erkennt der Verf. die wahre Heimath und die Sippschaft des vielbesprochenen

Ernst (Noricus), der, wie jener aus Niederbayern stammende Dynast Helmoin, im Nordgau befehligte, und einige Zeit zu Laufen am Nekar domicilirte.

Hall bey Admont an der Enß. Die Tribol's und Witagow's re. gingen von Reichenthal aus an die Enß und in die Ostmark, vielmehr dahin zurück.

Die bayerisch-kärnthnerischen Dynasten im St. Blasius-Münster an der Enß. Die Stiftungen und Vermächtnisse der h. Gemma zu Gurk und Admont.

Das Salzwerk zu Unken; zwischen Reichenthal und Lofer.

Die salzburgischen und berchtesgadischen Hallstätten im Tival. Mannisches Stiftungsgebiet, Theilungen, Stiftungen; die Albenleitung re.

Die Saline Mühlbach oder Hallein. Die Grasschaft Kuchel — das keltische und römische Euculle; der Dürrenberg, frühzeitige Sinterwerke; schnell aufblühender Verkehr Halleins; Land- und Wasserstraßen, Laufen. Die Schiffergilden, Handelsverträge re.

(Schluß folgt.)

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersburg. VI. Serie. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome troisième. Seconde Partie: Sciences naturelles. Tome premier. St. Petersburg, de l'Imprimerie de l'Académie impériale des sciences. 1835. 4. 640 Seit. (6 Hefte).

Wenn gleich erst im Jahre 1835 abgeschlossen, enthält der vorliegende Band in den ersten Heften doch durchgängig Abhandlungen von den Jahren 1831 — 33, welche in Separatabdrücken dem gelehrten Publikum längst bekannt geworden sind. Wir begnügen uns deshalb von diesen die Titel anzugeben, und nur die Arbeiten in den letzten drei Heften ausführlicher anzusetzen. Die ersteren sind:

Monstrositatis singularis specimen; par M. Zagorsky. (Avec 1 planche lithogr.) p. 3 — 8. — Ueber Cochenille am Ararat und über Wurzelcochenille im Allgemeinen; par M. Hamel. p. 9 — 64. — Naturhistorische Bemerkungen über Wurzelcochenille im Vergleich mit merikanischer, als Zusatz zur vorstehenden Abhandlung des Hrn. Hamel; par M. Brandt (mit 2 kolor. Tafeln) p. 65 — 69. — Generis Lacis revisio speciesque nonnullae novae. Adnexa est Philocrena, genus ex Podostemonearum ordine novum; par M. Bongard (mit 6 Steindruckn.) p. 69 — 84. — Observation sur le Sedum verticillatum L.; par le même (mit 1 Tafel). p. 85 — 88. — Panicearum genera retractata speciebusque compluribus illustrata; par M. Trinius (mit 1 Tafel). p. 89 — 556.

Die letzten drey Hefte enthalten:

#### I. Anatomische und physiologische Abhandlungen.

##### 1. Bemerkungen über die Mundmagens- oder Eingeweidenerven der Crustaceen von Brandt.

Eine sehr wichtige Abhandlung, welche die schon in der medicinischen Zoologie des Verfassers mitgetheilten schönen Beobachtungen noch vervollständigt und zugleich eine genaue Uebersicht über die hierher gehörige Literatur giebt; einiges Neuere konnte noch nicht benutzt werden. Das ganze hier beschriebene Nervensystem entspricht unstreitig dem vegetativen Nervensystem der Wirbelthiere. Wir können daher auch die Benennung des Verf. oder die von ihm vorgeschlagene physiologische Bezeichnung: Ernährungserven, nicht als völlig genügend erklären, da unstreitig die Zeugungsorgane auch damit versehen werden.

Ueber folgende Thiere werden neue und eigene Darstellungen des Verf. gegeben: Insekten, Hummer, Squilla. — Von den Mollusken hat der Verfasser schon früher ebenfalls das System entdeckt; er konnte hier nichts Neues hinzufügen; auch für die Spinnen führt Brandt nur seine älteren Beobachtungen auf und erwähnt dabei, daß er auch bei Mygale einige Untersuchungen angestellt habe. Ueber die Insekten stellt der Verf. Bekanntes und Neues zusammen; letzteres bezieht sich namentlich auf Lygaeus, Libellula, Blatta und Phasma ferula. Besonders schön sind die Darstellungen vom letztgenannten Insekt, wo auch das Gebirn abgebildet ist, welches früher von Müller dem Thiere abgesprochen wurde, der jedoch später selbst seinen Irrthum

zurücknahm. Eben so berichtigt und vervollständigt Brandt hier die Angaben Müller's über Gryllotalpa. Auch die Mariopoden, selbst Glomeris haben das System, wie dieß Verf. auch früher für Scolopendra angegeben hat; Brandt beschreibt die Bildung hier ausführlich. Unter den Annelaten werden bloß die Beobachtungen von Stannius für Amphinome und die älteren des Verf. für den Blutegel angeführt. Sehr kurz sind die Mollusken ausgefallen; Verf. hat hierüber einige noch nicht näher publicirte Beobachtungen gemacht. Es ist zu verwundern, daß der Verf. des Linnaeus nicht gedenkt, wo die Schlundverengungen sehr schön zu verfolgen sind und welche bereits Carus, trenlich unvollständig, in seiner Schrift über die welschblütigen Thiere und ihre Lebensbedingungen abgebildet hat, was dem Verf. entgangen ist. Die 3 beigegebenen Tafeln verdienen alles Lob.

#### II. Zoologische Abhandlungen.

##### 1. Mammalium rodentium exoticorum novorum vel minus rite cognitorum Musei academici zoologici descriptiones et icones. Auctore J. F. Brandt.

#### Erste Abtheilung.

Darstellung der Gattungen und Arten von Stachelschweinen, welche im akademischen Museum aufgestellt sind. (S. 21 — 99 mit 5 kolorirten und 5 schwarzen Tafeln).

Eine vortreffliche Monographie der Stachelschweine, mit größter Umsicht, Genauigkeit und Literaturkenntniß ausgearbeitet. Der Verf. bringt diese Thiere überhaupt in 2 Gruppen, denen er unter 4 Gattungen die bereits bekannten, so wie die von ihm als neu angesehenen Arten nach folgendem Schema zutheilt:

#### Erste Gruppe. Philogaeae.

Backenzähne aus Schmelzfolten und Knochensubstanz; Lagen zusammengesetzt, mit einer einfachen Wurzel versehen. Hand- und Fußsohlen nackt. Rücken mit vorstehenden Stacheln bedeckt. Schwanz kurz oder lang, an der Spitze mit einem Büschel eigentümlicher Stacheln besetzt, nicht greifend. Scharrethiere aus Asien, Afrika und Europa.

##### 1. Hystrix Cuv.

Schwanz kurz, ganz mit Stacheln bedeckt.

Art 1. *Hystrix cristata* Auct. Das Schnauzenende mit wenig dichten, kurzen Haaren so bedeckt, daß die Haut durchsicht.

Art 2. *Hystrix hirsutirostris* Brandt. Das Schnauzenende mit Haaren ziemlich dicht bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. August.

Nro. 154.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1856.

Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur, des Königs-, Adel- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwicklung ꝛc.

(Schluß)

Die berchtesgadische Saline Goldenbach oder Schellenberg.

Rehrseite des reichen Dürrenbergs; kaiserlicher Schirm gegen übermächtige Nachbarn; schneller Zug des Salzes mit dem von Hallein und Reichenhall ꝛc.

Die berchtesgadische Saline Traunereut.

Späterer Anschluß der dortigen Salzberge; unter vielen Unfällen; Verbindungen mit Bayern u. s. w.

Die Saline Au bey Traunstein, 1618.

Die Saline bey Rosenheim, 1809; beyde von Reichenhall abgeleitet.

Reisenstuhl und Reichenbach.

Die heutige Verbindung der südbayerischen Salinen, von Berchtesgaden bis Rosenheim; Maschinenwerke, Production, Preise ꝛc.

Alte Regalität und Verfassung der teutschen Salinen. Ursprünglicher Zweck und Charakter der teutschen Regalien. Nach den Vorpflichten die Vorrechte; die Macht und die Milde; Stammrechte; Ober- und Rußeigenthum, mannig-

faltig, nach den Stand- und Körperschaften; nach Kapital und Arbeit; die Lebensarithmetik Regel; die Geldarithmetik Ausnahme; jene obligatorisch, diese facultatio.

Alter und fortschreitender Gewerks- und Kunstbetrieb.

Ansichten aus der politischen Oeconomie; Ueber die Salinen, Künste und Formen des Südens; nordische Kraft und Sitte; Beruf und Instinkt der großen Masse; das Localprincip; Heimathrecht; Recht der Anwartschaft: „manig armes Volk soll genährt werden“ (Vergrecht von Hall und Halle). Die Armut überall neben der Wohlhabenheit, besonders an Hallstätten. Reelle Fortschritte in der Technik und Oeconomie, Ersparung und Surrogierung der Brennstoffe ꝛc.

Älterer Salzpreis und Salzbedarf. Maße und Gewichte. Wachs und Salz, Normalpreise; Precarium. Das Aequivalent, der wahre Preis. Früherer, viel größerer Salzbedarf, nach dem Naturrecht der Menschen und Thiere; daher auch eine größere Ergiebigkeit des Bodens; theoretische Gleichheit; praktische Unbill u. s. w.

Heimath- und Marktleben.

Älteste Wohnstätten und älteste Straßen; Städtigkeit und Bewegung allenthalben bey Salzwerken, und im Salzverkehre ꝛc.

Salinen-Verghau und Bohrwerke. Jener im Süden, diese im Norden beginnend. Rückgang der Salzquellen, die profane Anatomie, Profanierung der Hallurgie; glückliche Ergebnisse ꝛc.

Das moderne Salz- und Steuerre-

gale. Teutsche Salzpreise von 1500 — 1800, mit Zöllen und Beyschlägen noch wohl eschwingbar; Trennung des Staats- und Familien-Haushaltes, Emancipation des Geldes; die Moral und der Calcul; der westphälische Friede, die Sæcularisation des Kirchenguts, der Fiscus; die Alcabala in Spanien, die Gabelle in Frankreich, Behufs der neuen Instrumentalmacht eines sogenannten Gemeinwohls, die Milde der Regalien verkehrt sich in die Begehrlichkeit der Vectigalien, Entreprenen-Systeme, die drohend anwachsende Masse der Proletaire neben dem Ueberflusse an Salz &c. Die Untergrabung des Stammprincipals und der standschastlichen Autonomien datirt der Verf. vom westphälischen Frieden an finanzielle Gleichungen.

Kein frommer Wunsch.

„Die Tarifenfragen bewegen Europa.“ Rußland, noch unentweites Salzregale; England; heroische und lohnende Abschaffung der Salztaren &c. Verwickelungen des teutschen Salzregale; sollen fürder nur die reichsten Salzwerke besetzen? Inländisches Salz, inländischer Zucker? — Zollvereine; Schuhsysteme, Ausgleichung der Naturanlagen mit wohlervorbenen Rechten; Uebergang der kirchlichen und dynastischen Würzschaften in die socialen; möglichst wohlfeiler und sofort wieder vervielfältigter Salzverbrauch. Rückblick auf die bedrohten Mittelstände, auf die Springfluth des Weltgeldes, auf die unabweislichen Fortschritte der Technik, auf die unabweisliche Politik der Binnenstaaten. Der Verf. kennt zur Zeit die Pflichten und Forderungen der Finanzwirtschaft zu gut, als daß er, zu Gunsten der Nationalwirtschaft, eine rasche Wendung der Dinge erwarten möchte. Unter den eigenthümlichen Ansichten des Verf. wird auch jene von dem mehr und mehr constanten Mißverhältnisse zwischen den Getreide- und Fleischpreisen nicht unbemerkt bleiben können. An dieser unheilswangeren Erscheinung in Teutschland und in den westlichen Staaten Eu-

ropa's hätten die gesteigerten Salzpreise großen Antheil. Der Landmann habe sich von der Grundlege aller Landwirthschaft, von der Viehzucht und Viehwirthschaft, die nur mit reichlichem Salz bestehen kann, allzu einseitig zur Erweiterung des Ackerbaues gewendet. Der Verf. hat schon früher und anderwärts nachgewiesen, daß in Teutschland, neben Aufhebung der Brache, 18 — 20 Millionen Tagw. naturgemäßen Wald-, Weiden und Wiesen-Bodens, zu Pflugland ungerissen worden seyen; mit Erschöpfung im Aukauf und Betriebcapital, das eben in der Viehwirthschaft am wenigsten entbehrt werden kann. Zur Zeit der Kriege brachte dieser Umschwung noch einigen Ersatz. Aber jetzt, ein bereits zwanzig Jahre andauernder Friede läßt mehr und mehr den ungeheueren Mißgriff erkennen: die Natur rächt die stupide Blasphemie, „als ob nur bebautes Land Früchte bringe.“ Gedüngtes Land könnte man vielmehr mit Zug sagen: aber eben diese allgemeine Düngung war einst, und ist es noch, durch den animalischen Lebensprozeß mittels reichlichen Salzes bedingt. Der Verf., der Vertheidiger und Restaurator des Prädialprincips, als der Grundlage und Rettung der Rural-Staaten &c. (München 1833) ist befanulich auch ein Freund ständiger Größen in der Landwirthschaft, wie in der Verwaltung, also auch der Gebundenheit der Güter; auch er will, wo die Güte des Bodens, der Dünger, die Schafweiden &c. nicht hinreichen, der Brache nicht viel Abbruch thun; auch er ist mit der Stallfütterung nur für gewisse Viehgattungen, nach eigenthümlichen Naturanlagen, bey genügender Streu, und bey nachhaltigem Betriebcapital &c. einverstanden. Und lassen sich somit in der Art begründete und zum Dank der Nation durchgeführte Ansichten wohl noch mit der abgedroschenen Phrasologie der sogenannten rationalen Landwirthschaft, und mit Berufung auf Autoritäten, deren



Firma dem schlichten Verstande der Zeitgenossen längst schon zum Anstoß geworden ist, aus dem Felde schlagen?

Der Brand von Reichenhall im Jahre 1834. Erinnerung an eine Reihe früherer Totalbrände; die fromme Zuversicht des Volkes auf den unverfiegbaren, heiligen Lebensquell und auf das in alter und neuer Zeit engverknüpfte Geschick Reichenhalls mit dem durchlauchtesten Hause Scheyern-Wittelsbach. — Die Wiederherstellung.

Analogien. Diese Ueberschrift trägt ein Anhang in den Anmerkungen, um aus den ältesten Sprachdenkmälern dieser vielumfassenden und über Pöden und Volk weitverbreiteten und durchaus befreundeten Geschichte auf die unverkennbaren Hehnlichkeiten in der Natur und in ihrer Verlautbarung hinzudeuten.

Zum Schlusse dieser Anzeige, welche sich bey der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes kaum kürzer fassen ließ, mag auch hier noch der Schluß der akademischen Rede stehen.

„Die Regalien, und so auch insbesondere das Salzwesen, waren schon längst und öfter der Gegenstand akademischer Verhandlungen. Indem die Akademie dem Leben und der Wissenschaft zugleich angeht, und ihr so der Staat und das Staatsleben als Object feinerer Aufschauung gegeben ist — wie könnte sie in ihrem Veruse, Länder, Völker und Staatskunde zu verfolgen, die Geschichte und unabneidliche materiellen Interessen unbedachtet lassen?“

„Die Geschichte, insbesondere die höhere, wissenschaftlich verriebene, hat aber nur einen Werth, wenn sie lebrt; und sie lebrt nur, wenn ihre Lehren sonal in's Leben übersehen, und so die Disciplinen der Societät immer sich selbst verhängen dürfen. Wenn nun die Geschichte lebrt, welch' ein heil'iges Unterpfand für den materiellen Wohlstand des Volkes im Salzregale gegeben ist, so gebt daraus, aus dem Vorrathe, auch die Summe von Vorpflchten hervor, welche die Vermaltungen damit übernehmen, und in dem Maße allein übernehmen, in welchem sie sich des Vorraths, als Monopol bedienen. Ist es dem Geschichtsforscher gelungen, das wahr und klar zu stellen, dann hat

er im guten Geiste, und gekstreich genug, seinen Stoff behandelt, und er kann alles Uebrige getrost und ehrsüchtvoll dem Wohlwollen und der Weisheit der Regierungen anheim geben.“

v. Koch Sternfeld.

—————  
 Mémoires de l'Académie Impériale  
 des Sciences de St. Petersburg etc.

(Fortsetzung)

2. *Atherura* Cuv.

Schwanz verlängert, mit Aufzabme der mit besondern Stacheln besetzten Spitze, mit Schuppen bedekt.

Art 1. *A. fasciculata* Cuv.

Zweite Gruppe. *Philodendrae*.

Zähne überlegt (einfach), nur in der Krone schmelzfaltig, mehrwurzelig. Hand- und Fußsohlen mit kleinen, gedrückten, nebartig gestellten Warzen besetzt. Leib mit vorsiehenden oder eingehüllten Stacheln bedekt. Schwanz entweder kurz, nicht greifend und an der ganzen Spitze mit Borsten besetzt, oder lang und greifend; an der Spitze oben schnuppig, fast nackt, sehr selten borstig. Kletterthiere aus America.

5. *Erethizon* Fr. Cuv.

Schwanz kurz, auf der Unterseite und an der ganzen Spitze mit Borsten dicht bedekt, nicht greifend. Die Hinterfüße fünfzehig und mit Krallen versehen. Aus Nordamerika.

Art 1. *E. dorsatus* Fr. Cuv. längere, über den Pelz vorragende Haare mit weißlicher Spitze.

Art 2. *E. epixanthus* Brandt. längere über den Pelz vorragende Haare mit bräunlich gelber Spitze.

4. *Cercolabes* Brandt.

Schwanz lang, am Ende auf dem untern und seitlichen Theile mit kurzen Borsten dicht besetzt, auf der obern Seite desselben aber fast kahl. Hinterfüße unvollkommen fünfzehig und nur mit vier Krallen versehen. Aus Südamerika.

α) Unterleib mit flacheligen Borsten besetzt. *Syntheres* Fr. Cuv.

Art 1. *C. prehensilis* Auct. Alle Stacheln rund mit weißer Spitze.

Art 2. *C. platycentrotus* Brandt. Einige Stacheln ründlich, andere, und zwar ein sehr großer Theil, an der Wurzel oder im ganzen Verlauf der Vorderseite ausgehöhlt, andere endlich ziemlich zusammengedrückt, flach, Platten ähnlich, alle mit weißer Spitze.

β. Unterleib nur mit Haaren besetzt. — Sphig-  
gurus Fr. Cuv.

Art 3. *C. nigricans* Brandt. Stacheln fast  
vorigen. Schwarz, Schwanzwurzel unten gelblich.

Art 4. *C. insidiosus* (*Hystrix insidiosa* Licht.)  
Stacheln von Haaren dicht umhüllt. Bräunlich gelb,  
mit schwärzlicher Beimischung, Schwanzwurzel unten  
rothig-faslaneibraun.

Art 5. *C. affinis* Brandt. Stacheln ebenso. Braun,  
faum etwas gelangelblich; Unterleib und Gliedmassen  
mehr ins Erantliche fallend; Schwanzwurzel unten  
mit Gelblich gemischt.

Die Aufstellung dieser beiden Gruppen, so wie der  
vier Gattungen erscheint als sehr natürlich, da sie auf  
haltbare Charaktere begründet sind. Ihre Annahme wird  
daher keiner Schwierigkeit unterliegen; dies möchte je-  
doch nicht durchgängig bei den neuen Arten des Verf.  
der Fall seyn, zu deren Prüfung wir nun übergehen  
wollen.

1) *Hystrix hirsutirostris* Brandt. Ein altes  
Exemplar hiervon in der Petersburger Sammlung, das  
der Verf. für *H. cristata* gehalten hatte, zeigte eine  
von der gewöhnlichen abweichende Schädelform, und da  
auch noch einige äußerliche Merkmale hinzukommen, so  
hielt er sich hiedurch veranlaßt eine neue Art aus die-  
sem Individuum zu errichten. Es ist dieser Schädel,  
außer einigen andern Kennzeichen, von den gewöhnlichen  
Schädeln besonders dadurch verschieden, daß er mehr  
gestreckt, mit stärkeren Wandungen versehen, im Nasen-  
theil niedergedrückt, im Stirntheil wenig gewölbt und  
etwas gedrückt, und im Jochtheil breiter ist. Wäre diese  
Verschiedenheit hienberley Schädel eine constante, so  
müßte allerdings daraus auf spezifische Trennung ge-  
schlossen werden dürfen. Allein dieß ist, was zu be-  
zweifeln steht. Verf. hat zwar nur einen einzigen Schä-  
del zur Vergleichung vor sich, und kann auch nicht mit  
Bestimmtheit behaupten, daß er aus dem ausgestopften

aufgestellten Arten, so daß Verf. auf eine spezifische Tren-  
nung derselben nicht eingehen kann. Da nun auch die  
äußerlichen Merkmale, wie z. B. dichtere oder dünnere  
Behaarung der Schnauze, sehr relativ und wechselnd  
sind, so muß man vor der Hand noch großes Bedenken  
tragen, die *H. hirsutirostris* als eine besondere Art an-  
zuerkennen.

2) *Erethizon epixanthus* Brandt. Der Verf.  
trennt mit einigem Bedenken diese Art von *E. dorsatus*,  
welcher letztere, nach den vorliegenden Angaben, weiß-  
liche Spizen an den lancaen Haaren haben soll, während  
Brandt sie an seinen 5 Exemplaren bräunlich gelb ge-  
funden hat. Wir können nicht glauben, daß eine solche  
geringfügige Differenz eine spezifische Verschiedenheit an-  
zeigen möchte.

3) *Cercolabes platycentrotus* Brandt. Auch  
diese, nach einem einzigen Exemplare aufgestellte Art,  
wird vor der Hand noch den zweifelhaften bezuzählen  
seyn, da wir Uebergänge von runden und ungerundeten  
Stacheln zu ausgehöhlten zusammengedrückten an 2  
Exemplaren von *C. prehensilis*, die wir verglichen  
konnten, gesehen haben. Platte ungerundete Stacheln  
haben wie an diesen zwar nicht wahrgenommen, gleich-  
wohl könnte selbst das Vorkommen solcher doch nur  
individuelle Differenzen anzeigen. Indes ist es gut, daß  
der Verf. auf diese Abweichung aufmerksam gemacht  
hat, damit Reisende, die sich lange genug in Südame-  
rika aufhalten können, um Beobachtungen über Lebens-  
weise der Thiere anzustellen, uns weitere Aufschlüsse  
hierüber zu erteilen vermögen.

4) *Cercolabes nigricans* Brandt. Wird sich  
wohl als eigene Art bewähren.

5) *Cercolabes affinis* Brandt. Diese ebenfalls  
nach einem einzigen Exemplare aufgestellte Species ist  
auch noch den zweifelhaften, weiterer Prüfung zu be-  
zuzählenden Arten bezuzählen, da es nur geringe Dis-  
ferenzen sind, durch welche sie von *C. insidiosus* unter-  
schieden ist.

Alle diese Gattungen und Arten von Stachelhwei-  
zen hat der Verf. mit musterhafter Genauigkeit beschrie-  
ben, und von *Erethizon epixanthus*, *Cercolabes pla-  
tycentrotus*, *nigricans*, *insidiosus* und *affinis* treff-  
liche kolorirte Abbildungen geliefert. Außerdem sind  
noch 5 andere Tafeln der Erläuterung der Hauptformen  
der Ohren und Toren, der Zähne und Schädel gewid-  
met, so daß diese Monographie mit bildlichen Darstel-  
lungen aufs Beste angefüllt ist.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. August.

Nro. 155.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, formerly Professor of Political Economy in the University of Oxford. Lond. 1836. 4. (Abdruck eines Artikels aus S. 129 — 228 der neuen Encyclopaedia Metropolitana \*)

Principes fondamentaux de l'Économie politique, tirés de leçons édités et inédites de Mr. N. W. Senior etc. par le Cte. Jean Arrivabene. Paris, 1856. 8. 402 Seiten.

Die englischen Schriftsteller über National-Öconomie, welche seit Ricardo aufgetreten sind, lassen sich in zwei Gruppen sondern. Die einen

\*) Die übrigen Schriften des jetzt als Advocat in London lebenden Verfassers sind:

1. An introductory lecture on political economy. Oxford. 1836. 3. Ed.
2. Two lectures on population, with an appendix, containing a Correspondence between the Rev. T. R. Malthus and the Author. 1828.
3. Three lectures on the transmission of the precious metals from country to country and the mercantile theory of wealth. 1827. 2. Ed.
4. Three lectures on the cost of obtaining money and some effect of private and government paper money. 1829. 2. Ed.
5. A letter to Lord Howick on a legal provision for the Irish poor, commutation of tithes and a provision for the Irish Roman clergy. 3. Ed.
6. Three lectures on the rate of wages. 1830. With a preface on the causes and remedies of the present disturbances. 3. Ed.

suchen Adam Smith's Lehren gegen die neuen Sätze des scharfsinnigen Denkers zu vertheidigen, und die Fragen, die er aufwirft, aus der ältern Theorie zu beantworten; die andern beschränken sich darauf, die neuen Ansichten Ricardo's zusammenhängender, geordneter und wohl auch vollständiger vorzutragen, als es von diesem selbst geschehen ist. Indes haben weder die Gegner, noch die Schüler Ricardo's die Wirtschaftslehre sonderlich gefördert: jene nicht, weil zur Lösung neuer Aufgaben alte Theorien selten ausreichen, bey deren Aufstellung eben die Thatsachen unbeachtet geblieben, welche die neue Betrachtung veranlassen; diese nicht, weil der Schüler kaum je den Meister übertrifft und Modificationen der Resultate neuer Forschungen, die sich aus diesen von selbst ergeben, noch nicht als Erweiterung der Wissenschaft gelten können. Doch sind wir weit entfernt, die Nützlichkeit und das Verdienstliche von Schriften zu läugnen, die durch ihre Opposition zu schärferer Darstellung neuer Ansichten führen, oder die durch Klarheit und Fäßlichkeit des Vortrags die eigen-

7. A statement of the provision for the poor and the condition of the labouring classes in a considerable portion of America and Europe. Lond. 1835.

Die Abhandlungen 2 u. 6. sind zum Theile in der Outline benützt. Die Schrift des Grafen Arrivabene enthält eine Bearbeitung von 1, 2, 3 und von neun Vorlesungen in Manuscript, die aber nunmehr ihrem Hauptinhalte nach in der Outline enthalten sind. Die Theorie der politischen Öconomie ist bis auf die Lehre vom Gelde in der Outline vollständig gegeben.

thümlichen Lehren eines Meisters verbreiten und dem Interesse des Publikums nahe bringen. Sehen wir ab von Malthus, den wir als einen Vorgänger von Ricardo betrachten, wenn auch seine Principles of political economy später als die Hauptschrift des letztern erschienen, so finden wir erst im Jahre 1831 wieder eine Spur selbständiger Betrachtung der öconomischen Vorgänge in einem mit Unrecht wenig beachteten Aufsatz des Quarterly Review (Nr. 87.). An ihn reihen wir die Arbeiten des Herrn Senior und insbesondere die angezeigte Outline an, in der das Ganze der Volkswirtschaft mit freyerm Auge durchforscht ist, als in irgend einem andern neueren englischen Werke und die auch manche, für die englische Literatur wenigstens, neue Ausbeute gewährt. Diese Schrift im Einzelnen zu durchgehen und zu prüfen, halten wir daher schon um ihrer selbst willen für nützlich. Sodann hat aber der Ref. hierbey noch ein eigenes Interesse. Die neuen Lehrsätze des Verfassers stimmen nämlich mehrfach mit dem Resultate der staatswirtschaftlichen Untersuchungen überein, die der Ref. bereits vor vier Jahren bekannt gemacht hat, und da der Verf. größtentheils ganz verschiedene Wege einschlug, so bestätigt sich hierdurch auf eine erfreuliche Weise die innere Nothwendigkeit unserer eigenen Forschungen. Man wird es daher nicht mißbilligen, wenn wir die Differenz der beyderseitigen Betrachtungsweisen und ihrer Ergebnisse näher beleuchten.

Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, daß die politische Oekonomie in ältern Schriften durchaus und noch jetzt von den Schriftstellern des Continents \*) in zu weiter Bedeutung genommen wer-

\*) Da der Verfasser von deutschen Autoren bloß die französische Schrift Storch's kennt, der über dieß in seinem Nachtrag (Sur le revenu national, Paris 1824.) seine frühere, allerdings unstatthafte Erweiterung ökonomischer Betrachtungen auf die inneren, geistigen Vorgänge im Menschen selbst verweist, so ist er eigentlich zu einem Urtheil über die Schriftsteller des Continents nicht befugt.

de. Sie sey bloß die Lehre von der Erzeugung und Vertheilung (nicht auch von der Consumption?) des Reichthums. Die Frage, unter welcher Bedingung der Reichthum dem Einzelnen wie dem Ganzen am meisten Vortheil oder Nachtheil bringe, und welche öffentliche Einrichtungen nöthig sind, damit die wirtschaftliche Thätigkeit überall das menschliche Wohlbefinden unterstütze, sey Aufgabe der Gesetzgebung, welche von einem höhern Standpunct ausgehend, bey ihren Anordnungen neben den wirtschaftlichen noch ungemein viele andere Erscheinungen zu berücksichtigen habe. Die politische Oeconomie dürfe daher keinen Rath über die Verbesserung bestehender Anstalten ertheilen, sondern müsse sich lediglich auf Darlegung der rein ökonomischen Gesetze und ihrer Wirkungen beschränken. Die Vernachlässigung dieser Regel und die Ausdehnung der politischen Oeconomie auf die Legislation habe erstlich zur Folge, daß manche Schriftsteller über der vagen Compilation von Thatsachen aus allen Zweigen der Gesetzgebung ihre eigentliche Aufgabe aus den Augen verlor, die wirtschaftlichen Vorgänge aus den wenigen Principien zu erläutern, die in ihnen walten. Sodann veranlasse sie auch den frechlich nicht immer gegründeten Vorwurf, daß die ökonomischen Autoren bloß den Reichthum, nicht die Wohlfahrt als Zweck der Lebensbemühung ansehen und daher ihr Rath in Sachen der Gesetzgebung bedenklich sey.

Dieses ganze Raisonnement, der Hauptsache nach bereits früher von J. B. Say vorgetragen, scheint uns nun wohl die Wahrheit zu enthalten, daß es wohlgethan ist, die wirtschaftlichen Vorgänge vorerst abgesehen von den gesellschaftlichen Einrichtungen zu betrachten, um ihre Gesetze in aller Schärfe und Reinheit auffassen zu können. Wird daher die in älteren ökonomischen Schriften sich findende Vermengung von allgemeinen Betrachtungen mit der Beurtheilung von Staatseinrichtungen forthin auch von den englischen Autoren vermieden, so muß dieß der Wissenschaft zu



gut kommen. Für uns kommt der Rath des Verfassers um eine gute Zeit zu spät, da bereits seit dreißig Jahren in deutschen Schriften die Theorie der Volkswirtschaft ganz so streng, wie es der Verfasser wünscht, für sich allein vorgetragen wird. Wenn er aber behauptet, damit sey nun die Aufgabe des Nationalökonomens zu Ende, so stimmen wir keineswegs mit ihm überein. Jede Wissenschaft hat als ihr vernünftiges Ziel das Leben selbst, und die Erleichterung, Erheiterung und Beredlung des menschlichen Daseyns ist stets ihre letzte und werthvollste Frucht. Wiewohl nun allerdings die öffentlichen Verhältnisse und Einrichtungen nicht so streng geschieden sind, wie sich in theoretischen Betrachtungen die Objekte sondern lassen, so beziehen sie sich doch immer vorherrschend auf eine Seite des Lebens. Wenn daher auch die Gesetzgebung stets berücksichtigen muß, was das Leben im Ganzen erfordert, so sind es doch bestimmte Bedingungen, denen gewisse öffentliche Einrichtungen abhelfen wollen. Aus dem weiten Umfang des theoretischen Wissens wird es demnach nur ein einzelnes Fach seyn, das ihr die specielle Belehrung darbietet, die zur gründlichen Prüfung der Angemessenheit einer Maßregel nöthig ist. Gerade solche Kenntniß eines besondern Faches des Wissens besitzt aber nur selten ein Anderer, als der sich ausschließlich damit beschäftigt; der Gesetzgeber, den unser Verfasser vom Sachkundigen sondert, müßte also wenigstens bey diesem Rath holen, wie es auch in der That geschieht. Ist aber dem also, so läßt sich kein Grund finden, warum der Gelehrte, so lange er nicht gefragt ist, um die öffentlichen Einrichtungen, die den Gesetzen seiner Wissenschaft unterliegen, sich nicht kümmern, ihre Zweckmäßigkeit nicht selbst prüfen, nicht aufzufordern Rath ertheilen, warum er auf die Befriedigung des natürlichen Wunsches verzichten soll, das vollkommen Begriffene auch im Leben anerkannt und seinen Mitbürgern zu Nutz gebracht zu sehen? Wenn wir es daher für besser halten, die theoretischen

Grundlehren der Nationalökonomie gesondert und in strengem Zusammenhange vorzutragen, als sie wie Adam Smith und die meisten seiner englischen und französischen Nachfolger mit Anwendungen auf bestehende öffentliche Einrichtungen zu unterbrechen, so scheint es uns doch eben so vernünftig als nothwendig, neben den rheintheoretischen Theil der allgemeinen Wirtschaftstheorie einen praktischen zu stellen, welcher darthut, wo und auf welche Weise den dort als unabhängig gesetzten ökonomischen Triebfedern von Seite der Gesamtheit oder des Staats bald Schranken gesetzt, bald förderliche Beihilfe geleistet werden könne und müsse, und der zugleich die hierzu in den verschiedenen Ländern bereits bestehenden Einrichtungen prüft und mögliche Verbesserungen an ihnen nachweist. So geschieht es in allen vollständigen deutschen Werken über Nationalökonomie. Neben ihr behandeln wir gesondert die Finanzwissenschaft, und erst das Ganze der ökonomischen Betrachtungen, die sich auf Volk und Staat beziehen, also Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, fassen wir unter dem Namen der politischen Oekonomie zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Mémoires de l'Académie Impériale  
des Sciences de St. Petersburg etc.

(Fortsetzung)

### Zweyte Abtheilung.

Darstellung von *Sciurus Langsdorffii*, *Mus leucogaster*, *Mus Anguya*, *Hypudaeus Guirara* und *Cricetus fuscatus*. S. 425 — 436 (mit 5 kol. Tafeln.)

1) *Sciurus Langsdorffii* Brandt. Von dieser Art giebt der Verf. folgende Diagnose: „Cauda valde elongata, corpore longior. Genarum inferior pars, gula, pectus et abdomen ferruginea. Abdomen, capituli latera et auriculae castaneo-ferruginea. Femorum externa facies maxima ex parte intense rufo-castanea. In jugulo macula parva subrotunda alba.“ Die Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel beträgt 9“ 10“ und die des Schwanzes 1“. Das

Waterland ist Brasilien. Von dieser Art besitzt die hiesige K. Sammlung 3 schöne Exemplare, welche Spix am Amazonasstrom sammelte, und die Bagler unter dem nicht ganz geeigneten Namen *Sciurus vulpinus* aufstellte, da diese Benennung von Schreber schon an eine Abänderung des *Sc. cinereus* vergeben war. Ob schon nun unsere Exemplare von denen des Verf. bedeutende Differenzen in der Färbung darbieten, so stimmen sie doch ganz in den Dimensionenverhältnissen überein, so daß Ref. ihre Art-Identität mit *Sc. Langsdorffii* nicht im Geringsten bezweifelt, da bey den Eichhörnchen die Farbe ein höchst wechselndes Merkmal ist, wie dies hinlänglich bekannt von unserm gemeinen Eichhorn ist. Auch unsere 3 Exemplare sind nicht blos von denen des Verf., sondern wieder unter sich bedeutend verschieden, so daß man leicht versucht werden könnte, unnötighe spezifische Trennungen vorzunehmen. Das eine von unsern Exemplaren (wahrscheinlich ein Männchen) ist am ganzen Oberleib, zumal nach hinten, brennend fuchsroth; der ganze Unterleib von der Unterlippe an licht rostgelblich; der Schwanz in der vordern Hälfte ist fuchsroth und schwarz gemischt, in der hintern Hälfte berührt das Röthlichgelbe vor; ein weißer Fleck an der Wurzel fehlt. Von dem zweyten Exemplare (einem Weibchen) ist der Oberleib schwarz und brandgelb melirt, das an den Hinterbeinen ins Fuchsröthe übergeht; der ganze Unterleib ist weiß; der Schwanz durchgängig dunkler als beim vorigen. Das dritte Exemplar (ebenfalls ein Weibchen) ist auch am ganzen Oberleib schwarz und brandgelb melirt, aber das Schwarze herrscht über das Gelbe so vor, daß dadurch die Färbung höchst dunkel wird; der Unterleib ist rostig braun; der Schwanz eben so, aber dunkler, das an seiner Wurzel ins Schwarze übergeht. Letzteres Exemplar nähert sich in seiner Färbung sehr dem *Sc. aestivus*, ist aber schon durch seine bedeutendere Größe, die um das Drittel mehr beträgt, hinlänglich verschieden. Um unser *Sc. vulpinus* = *Sc. Langsdorffii* von *Sc. aestivus* festzumitteln unterscheiden zu können, ist es durchaus nöthig, die Größe mit in Anschlag zu bringen, da die Färbung allein nicht ausreichend, auch bey *Sc. vulpinus* zu veränderlich ist.

2) *Mus leucogaster* Brandt. Die Definition der Art ist: *Tredecimpollicaris, supra e flavo fuscus, subnigro, praesertim in dorso, palpisque lavatus, subtus albus.* Eine gute Art, die wir auch besitzen, und in deren Diagnose noch das Merkmal beizufügen wäre: *canda corpore longior*, wodurch diese Species am leichtesten von *Mus vulpinus* Licht. zu unterscheiden ist.

3) *Mus Anguya* Desm. Hier zum erstenmal abgebildet.

4) *Hypudaeus Guiana* Langsd. *octopollicaris, in dorso e fusco nigricans colore pallide ferrugineo, ob pilorum apices saepe vel saepissime pallide fer-*

*rugineos plus minusve adperso, in lateribus fere praevalente.* Gula et abdominis latera e pallide ferrugineo paulisper fusciscentia. Pectus totiusque abdominis medium alba. Neue Art aus Brasilien.

5) *Cricetus fuscatus* Brandt., e subruscescente et nigricante fuscus, rostri apice, mento, gulae media parte, maniculis podarisque albis. Waterland unbekannt.

Diese 5 Arten sind in guten Abbildungen dargestellt.

### Dritte Abtheilung.

Beschreibung der *Cavia leucopygia* und *flavideus*. S. 436-442 (mit 2 fol. Tafeln.)

1) *Cavia leucopygia* Brandt. Der Verf. giebt folgende Diagnose: *Dentes incisivi albi. Notaeum totum e fusco nigro et subsusciscente flavo aequaliter mixtum. Gula, pectus, venter et inguina alba. Länge 11<sup>u</sup>.* Waterland Brasilien. Obgleich der Verf. diese Art für verschieden von *C. Spixii* Wagl. ansieht, so kann doch Ref. nach Vergleichung mit letztgenannter Species keinen andern Unterschied finden, als daß die Schnabelzähne bey dieser einen ganz schwachen gelblichen Anflug und die Nägel eine etwas dunklere Farbe haben; Merkmale, die wohl zu geringfügig sind, als daß auf ihnen eine spezifische Differenz beruhen könnte. Auch die *C. Azarae* (Verzeichniß von Cätaghierien und Vögeln, welche im zoolog. Museum zu Berlin verkauft werden. S. 6.) erscheint nur als eine Varietät, bey welcher der ganze Körper mit etwas mehr Gelb überzogen ist.

2) *Cavia flavideus* Brandt. *Dentes incisivi antice flavi. Notaeum e subsusciscente flavo et subpallide fusco mixtum, praevalente sul flavesciente. Capitis superior facies, cervix et area oblonga sub oculis ad cervicem ducta nigricantia. Gula, juguli media et posterior pars, pectus et venter e subsusciscente alba. Inguinum superior pars e griseo subrussoque pallide fusciscentis. Länge 10<sup>u</sup>.* Waterland Brasilien. Die belle Färbung dieses Thieres könnte wohl eine eigene Art bezeichnen; zur sichern Entscheidung indeß wäre eine genaue Kenntniß der Farbenabänderungen, welche bey den Caviern vorkommen dürften, nöthwendig. Zu einer zuverlässigen Feststellung der Arten von *Cavia* aber werden wir nicht eher gelangen, als bis sie, nach ihrer ganzen Lebensweise, in ihrem Vaterlande genau beobachtet sind.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. August.

Nro. 156.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Wie ungegründet die Furcht des Verfassers ist, solche Anwendungen erregten das Mißtrauen der Leser, zeigt der erstaunliche Beyfall, den Adam Smiths Werk in allen Ländern gefunden hat: trotz dem, daß er von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden kann, oft aus dem ökonomischen Standpunkte öffentliche Anstalten beurtheilt zu haben, in welchen das wirtschaftliche Element, bey aller Wichtigkeit, doch nur Nebensache ist. Die Anwendbarkeit aller meiner Lehren aufs Leben und seine Einrichtungen ist vielmehr der beste Prüfstein derselben und erweckt und befestigt das Vertrauen des Publikums auf die Wichtigkeit und Nützlichkeit abstracter Untersuchungen. Uebtighen hat sich der Verfasser nicht bloß hier und da gegen sein Verbot, Rath zu ertheilen, verfehlt (z. B. S. 146), sondern er macht sogar in einem ganzen Abschnitte (S. 140 — 149) eine ausführliche Anwendung der Lehre vom Reichthum, die ihn allein beschäftigen sollte, auf die Bevölkerung.

Die erste specielle Betrachtung des Verfassers erörtert den Begriff des Reichthums. Wie gegenwärtig (nachdem Malthus gestorben) alle englischen Wirtschaftslehrer von keinem Namen, begreift er in ihm alle brauchbaren Dinge, die darum, weil sie in beschränkter Menge vorhanden sind, Tauschwerth haben; also auch immaterielle Güter, wie Arbeit.

Damit ganz einverstanden, finden wir es doch unstatthaft, daß der Verfasser auch die persönlichen Eigenschaften darunter aufnimmt, die Einen in Stand setzen, für Dienste Vergeltung zu erlangen. Zwar bemerkt er selbst, es setzen dieß nur unvollständig übertragbare Dinge, indem z. B. in der Leistung eines Arztes der Patient wohl die ganze Wirkung der Anwendung der ärztlichen Kenntniß genieße, das Vergnügen aber, das dem Arzte selbst die glückliche Hülfsleistung bringe, keineswegs empfinde; und er vergleicht die geistigen Eigenschaften mit solchen körperlichen Gütern, die für den Besizer einen Affectionswerth haben, den der Käufer nicht anerkennt. Allein fürs erste ist diese Vergleichung irrig: denn eben so gut kann ja auch der Käufer in einem Gegenstand eine ihm besonders willkommene Beschaffenheit wahrnehmen, die dem Verkäufer selbst gleichgütig ist.

Sodann fehlt der Verfasser von Anfang an darin, daß er in den persönlichen Diensten die Ursache und Quelle, die Persönlichkeit mit ihren Kräften, statt der Wirkung und Frucht, der Leistung, nimmt. Er konnte diese Verwechslung leicht vermeiden, hätte er früher bemerkt, daß alle Güter, die in civilisirten Staaten Tauschwerth erlangen und Object der Wirtschaft werden können, äußere Güter sind; nur die äußere Darstellung und Wirkung der Geistes- und Gemüthskräfte, nicht diese Kräfte selbst, gehören daher hieher. Die letzteren sind wohl da unter die äußeren Güter zu rechnen, die Tauschwerth erlangen können, wo Sklaverey besteht; allein auch in diesem Falle kann man die Arbeitskräfte des Freyen



nicht zu seinem Vermögen zählen, wenn es nicht gestattet ist, sich selbst zu verkaufen. Der ökonomische Reichthum einer Person besteht daher in den äußern Gütern, die sie als freyes Eigenthum besitzt und in den Aeußerungen ihrer Persönlichkeit, die ihrer anerkannten Branchbarkeit wegen Tauschwerth haben, nicht in dieser Persönlichkeit selbst.

In dem Ueberblick, den der Verfasser von den Stufen der Branchbarkeit oder des Gebrauchswerthes gibt, war es uns interessant, den Wunsch, von Andern anerkannt zu seyn, der in das Streben ausartet, es ihnen zuvorthun, wie es auch von uns gesehen ist, als Ursprung der Eucht zu glängen angeführt zu sehen, die es allein ist, was so vielen seltenen und keinem wichtigen Bedürfniß dienenden Dingen hohen Tauschwerth verleiht. \*) Doch erschöpft der Verfasser bey weitem nicht alle Kategorien der Branchbarkeit. Denn nicht bloß darum wird ein Gut stärker oder schwächer begehrt, weil es mehr- oder minderwichtigen Bedürfniffen dient, sondern zugleich darum, weil es vielen oder wenigen Personen, für mehr oder weniger verschiedenartige Bedürfnisse, für dasselbe Bedürfniß mehr oder weniger gut, endlich weil es bald direct, bald indirect brauchbar erscheinen kann.

In der Lehre vom Tauschwerthe unterscheidet der Verf. sehr richtig zwischen der einzelnen Werthbestimmung, dem Preise, und dem Tauschwerth, den er das Aggregat (richtiger das durchschnittliche Resultat) der spezifischen Preise nennt. Auch der Einfluß ist hervorgehoben, den eine Aenderung im Tauschwerth der Zahlungsmittel, oder der Güter, worin man den Preis ausdrückt, auf den Tauschwerth des geschätzten Gutes hat. In beydem stimmt der Verf. mit dem Ref. überein. \*\*) Er übersieht aber den Um-

stand, daß gerade die wichtigsten Güter, z. B. die Arbeit, nicht gegen alle übrigen, sondern nur gegen bestimmte andere Güter vertauscht werden, die Arbeit insbesondere bloß gegen die Verbrauchsgegenstände \*) des Arbeiters, deren Zahl desto beschränkter ist, einer je niedrigeren Klasse der Arbeiter angehört. Bringt man dann in Rechnung, in welchem Maße die Arbeit (etwa eines Jahres) gegen jene verschiedenen Güter umgesetzt wird, so läßt sich die Größe der Veränderung scharf angeben, welche das Schwanken des Tauschwerthes der Zahlungsmittel im Tauschwerth des zu schätzenden Guts hervorbringt. Muß ein Arbeiter z. B. 1/4 seiner Arbeit auf den Ankauf von Kartoffeln verwenden und steigen diese auf den doppelten Preis, so ist sein Gesamtlohn um 1/8 gemindert. Dabey wird von der Vermittlung des Güterumtauschs durch Geld abgesehen. Allein eine erschöpfende Betrachtung der Güterschätzung muß auch das Geld als Preismaß würdigen und zeigen, welche Hülfsmittel sich darbieten, um zu einer sicherern Vergleichung der Tauschwerthe in verschiedenen Zeiten und Ländern zu gelangen, als in Geld möglich ist.

Die edlen Metalle nämlich sind wohl auf kürzere Zeiten und an nahe gelegenen Orten ein genügend gleichförmiges Werthmaß, da hier größere oder kleinere Massen derselben proportional mehr oder weniger andere Güter kaufen. Sobald aber deren eigene Gewinnungs- oder Beschaffungskosten verschieden sind, oder die Werthbestimmung der mit Geld zu kaufenden Güter eine andere ist, gibt die Größe des Geldpreises keinen genauen Aufschluß mehr über den Tauschwerth der in Geld geschätzten Güter gegen alle übrigen Güter, oder über den Sachwerth derselben. Es wäre aber gleichwohl dann der Fall, wenn man den Sachwerth des Geldes selbst anzugeben wüßte und diesen statt des Geldpreises nähme. Eine solche Werthbestimmung des Geldes selbst auf

\*) Hermann, Staatswirthschaftl. Untersuchungen. S. 68.

\*\*) Staatswirthschaftliche Untersuchungen S. 96 — 101. Vergl. dann für den hier weiter angedeuteten Gang der Betrachtung des Tauschwerthes ebendasselbst, S. 101 — 136.

\*) Später (S. 193) macht dieß gleichwohl der Verfasser selbst geltend; nur in anderer Beziehung.



einem bestimmten Markt und zu gewisser Zeit sehr aber voraus, daß man nicht bloß die Geldpreise der wichtigsten zu Markt kommenden Gegenstände der Consumtion, sondern auch die Massen kenne, in denen man sie bedarf. Der gesammte Geldwerth des ganzen durchschnittlichen Güterbedarfs eines Landes ist dann höher oder niedriger, je nachdem mehr oder minder stark verbrauchte Güter im Geldpreise schwanken, und die Kaufkraft, oder der wahre Tauschwerth des Geldes, verhält sich umgekehrt wie jener Geldwerth des Gesamtbedarfs. Die Schwierigkeiten, die sich indeß der wirklichen Ausführung solcher Rechnungen entgegenstellen, machen es wünschenswerth, auf eine leichtere Weise einen wenigstens nicht allzu unsicheren Maßstab des Tauschwerthes zu finden. Hier ist es denn an der Stelle, Getraid und Arbeit, die von Adam Smith hierzu vorgeschlagen worden, in dieser Beziehung zu prüfen, mit Rücksicht auf die Art und Weise, in der Ricardo die Arbeit als Werthmaß ansieht. Diese ganze Betrachtung vermißt man aber bey dem Verfasser, weßhalb denn auch seine so wohlbegonnene Untersuchung des Tauschwerthes zu keinem befriedigenden und fruchtbaren Resultate führt.

Die Preisbestimmung im Einzelnen versucht der Verfasser durch möglichst scharfe Begränzung der Begriffe von Nachfrage und Ausgebot genauer darzustellen. Er nennt den Grad, in welchem ein Gut begehrt ist, Nachfrage und nimmt dieß nur als einen andern Ausdruck für Brauchbarkeit; Ausgebot dagegen ist ihm die Schwäche der Hindernisse, welche die Masse eines Guts beschränken und die Brauchbarkeit oder der Begehr eines Guts hängt ihm vornehmlich von den Hindernissen des Ausgebots ab. Allein wir gestehen unverholen, daß uns auf solche Weise diese Begriffe weit unsicherer und künstlicher aufgefaßt scheinen, als bisher der Fall gewesen. Denn nach dem Verf. würde ein Gut in dem Maß nützlicher oder brauchbarer werden, in welchem es stärker begehrt ist, während gerade umgekehrt die

Seltenheit die Anwendbarkeit eines Guts beschränken kann, und es müßte der Begehr mit der Seltenheit eines Guts zunehmen, während dieß doch nur bey Gütern der Fall ist, die zum Leben unentbehrlich sind, wogegen entbehrliche, in dem Maß sie seltener und theurer werden, an Käusern verlieren, was dann eben das weitere Steigen des Preises bald hemmt. Der Verf. hat nicht genug bedacht, daß sowohl Ausgebot als Nachfrage nicht einfache Vorgänge, sondern das Resultat des Zusammenwirkens verschiedener Ursachen sind, deren vollständige Erwägung in den meisten Preistheorien mangelt. Zugleich übersehen wir, daß es weder ein absolutes Ausgebot von Waaren gibt, noch eine unbegränzte Nachfrage nach ihnen; sondern daß eine gewisse Zufuhr schon einen Preis voraussetzt, den die Verkäufer erwarten, eine gewisse Nachfrage einen bestimmten Preis, zu dem sich die Käufer verstehen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

—————  
 Mémoires de l'Académie Impériale  
 des Sciences de St. Petersburg etc.

(Fortsetzung)

2. Monographie de la famille des Myiotherinae où sont décrites les espèces qui ornent le Musée de l'Académie Impériale des sciences. Par E. Ménétrières. C. 443 — 543 (mit 15 kolorirten Tafeln).

Die Bestimmung von Gattungen mit sicheren unzuwendenden Merkmalen ist bey der Ordnung der Singvögel zur Zeit noch eine schwierige, in vielen Fällen noch nicht gelöste Aufgabe. Zwischen den verschiedensten Formen derselben stellen sich öfters so viele Mittelglieder ein, daß der Systematiker in nicht geringe Verlegenheit geräth, wenn er angeben soll, wo die Grenzlinie zur Anscheidung von Gattungen zu ziehen ist. Zu diesen Mittelformen gebört auch die Gattung Myiothera, über deren Begrenzung eben deßhalb die Ornithologen noch nicht im Einverständnis sind. Der Verf.

hat daher eine verdienstliche Arbeit durch diese Monographie unternommen, indem sie uns den ganzen Umfang der Gattung, oder, wie er sie nennt, der Familie Myiothera überblicken läßt, mit ihrer Lebensweise uns zum Theil bekannt macht, und viele neue Arten zusetzt.

Zuerst giebt der Verf. Bemerkungen über die Lebensweise dieser Vögel, welche er auf seiner Reise durch Brasilien mit besonderer Sorgfalt beobachtet hat. Dem zu Folge leben die Ameisenvögel auf der Erde, und einige Arten auch auf kleinen Büschen. Einige sind einsiedlerisch, meistens aber sieht man sie paarweise, und niemals mehr als 2 — 3 Paare auf einmal beisammen, obschon Buffon, nach Manoncourt's Angabe, das Gegentheil behauptet hatte. Eben so ist dessen Ansage unrichtig, daß sie Hängeneister hätten; der Verf. überzeugte sich vielmehr durch eigene Wahrnehmungen, wie durch die Ansagen der Jäger, daß sie auf dem Boden brüten, und zwar nicht in künstlichen Nestern, sondern bloß auf einer Unterlage von trocknen Blättern. Sie legen 2 — 5 Eier, die abwechselnd von beiden Gattungen 12 — 15 Tage bebrütet werden. Von Charakter find sie lebhaft, gewandt und wild.

Dann geht der Verf. zur Charakteristik der Ameisenvögel über, und bemüht sich, so gut es gehen will, im äußeren Baue unterscheidende Merkmale von den verwandten Gattungen aufzufinden. Um die Schwierigkeit eines solchen Vorhabens zu zeigen, gehen wir hier seine eigene Darstellung: „Die Ameisenvögel bilden eine Zwischenfamilie zwischen Drosseln und Würgern, und sind besonders den letztern durch die Gattung *Thamnophilus*, so wie den Fliegenfängern durch die *Conopophaga* verwandt; einige Gruppen nähern sich den Gattungen *Sylvia*, *Anabates* etc. Um desto besser Grenzen zur Umschließung der verschiedenen künstlichen Abtheilungen ziehen zu können, muß man die Merkmale vergleichend nehmen. So z. B. ist bey den Ameisenvögeln im Allgemeinen der Schnabel mehr gerade und zusammengedrückt als bey *Turdus*, aber doch weniger als bey *Thamnophilus*; die Ameisenvögel haben meist lange Beine, und die äußere Zehe ist mehr oder minder mit der mittleren vereinigt; das erste Merkmal findet sich manchmal ohne das zweyte bey *Turdus*, und das zweyte durchgängig ohne das erste bey *Thamnophilus*. Die Flügel der Ameisenvögel sind kurz und abgerundet, und die Bür-

zelsedern sind lang und buschig; dieses letztere Merkmal zeigt sich zwar auch bey vielen Arten von *Thamnophilus*, hilft aber doch zur Unterscheidung von andern verwandten Gattungen. Der Schwanz der Ameisenvögel ist entweder sehr kurz und fast gleich, oder lang und sehr stufig; die Kürze des Schwanzes unterscheidet sie von *Turdus*, *Timalia* etc. und der langstufige Schwanz von den *Thamnophilis*, bey welchen der Schwanz immer verschieden abgestuft ist, wenn dieser Fall eintritt. Doch muß man eine Ausnahme für die asiatischen *Formicivora* machen, welche den Schwanz der *Sittinen* und *Anabates* haben, nämlich lang und wenig stufig, so wie andere Ähnlichkeiten im Gefieder; indes läßt hier die Einkerbung des Schnabels keine Verwechslung zu.“

Von seinen Unterabtheilungen sagt der Verf. selbst: „Ich habe mich bemüht, in dieser Familie Abtheilungen, auf die künstlichen Merkmale begründet, zu errichten, und ich muß gestehen, daß diese generischen Merkmale nicht sonderlich stabil bey den verschiedenen Arten sind, was mich veranlaßt hat diese Gattungen in mehrere Sectionen abzutheilen.“

Die Gattungen, welche der Verf. unter den Myiotheren für zulässig erachtet, sind folgende:

1) *Myioturdus*, von Boje (*Grallaria Vieil.*), sehr kenntlich durch den starken, convexen Schnabel, der unter allen Ameisenvögeln die meiste Ähnlichkeit mit dem von *Pitta* hat, so wie durch die langen Füße, den kurzen Schwanz, und den Drosselähnlichen Habitus. Hieher 8 bereits bekannte Arten, von denen *Turdus Rex Gmel.* als *Topus* anzusehen ist.

2) *Myrmothera Vieil.*, wie vorige, aber die Arten sind kleiner und haben einen schwächeren Schnabel, etwas längeren Schwanz u. 6 Arten, worunter vielleicht eine neue.

3) *Formicivora Swains.* Schwanz lang und stufig. 25 Arten, die der Verf. in folgende 5 Abtheilungen bringt: a) *F. cauda gradatissima* mit 10 Arten, b) *F. macrurae* mit 2 Arten, c) *F. erythrophthalmae* (*Drymophila Swains.*), Drosselähnlich, Schnabel so hoch als breit, Schwanz lang und breit, mit 5 Arten, d) *F. laticaudatae*, Schwanzfedern breit und weich, mit 1 Art, e) *F. anabatoides* mit 7 Arten aus Asien, die den *Anabates* ähnlich sind, und vielleicht von dieser Familie ausgeschlossen werden müssen, wenn man ihre Lebensweise kennen lernen wird. Von diesen 25 Arten sind 2 neu.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. August.

Nro. 157.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Die Concurrenz der Käufer unter einander und der Verkäufer auf ihrer Seite genügt keineswegs, die Uebereinstimmung zwischen beyden Parteyen herzustellen, da es für die Ausbietenden eine gewisse Gränze gibt, unter welche der Preis nicht sinken kann, wenn das Gut fernerhin zu Markt kommen soll, und die Nachfrage in vielen Fällen aufhört, wenn der Preis eine gewisse Höhe übersteigt. \*) Damit entsteht dann die Frage nach den Gründen, wonach jede Partey bey der Preisbestimmung unabhängig von der Concurrenz verfährt. Diese sind aber auf Seite der Käufer außer der Brauchbarkeit des Guts zugleich die Zahlungsfähigkeit der Begehrer; auf Seite der Verkäufer die Zumarkbringungskosten des Guts und der Tauschwerth des Zahlungsmittels.

Neben diesen festen Anhaltspuncten gibt in jedem einzelnen Falle die Concurrenz der Producenten und Verkäufer den Käufern an, wie sie sich gerade

\*) Später (S. 170) bey Betrachtung der Produktionskosten, findet der Verf. selbst ein Minimum und Maximum des Preises, jenes in den Produktionskosten der Verkäufer, dieses in den Produktionskosten, welche die Käufer selbst aufzuwenden hätten. Wir fassen die letzten unter den allgemeinen Begriff der anderweitigen Beschaffungskosten, welche von der Concurrenz sämmtlicher Producenten und Verkäufer des Guts zugleich abhängen.

das Gut am wohlfeilsten verschaffen können, der Wettbewerb der Käufer, wo den Verkäufern eben der vortheilhafteste Absatz sich darbietet.

Zu Allgemeinen sind es also sechs Bestimmungsgründe, von denen der Preis abhängt:

1. Auf Seite der Begehrer:

- a) die Brauchbarkeit des Guts;
- b) die Zahlungsfähigkeit der Käufer;
- c) die Concurrenz der Producenten und Verkäufer.

2. Auf Seite der Verkäufer:

- a) die Kosten der Zumarkbringung;
- b) der Tauschwerth der Zahlungsmittel;
- c) der Wettbewerb der Käufer.

Daß unter einzelnen Umständen und bey gewissen Gütern einzelne dieser Bestimmungsgründe wegfallen, ändert an dem allgemeinen Ausdrucke nichts. So fällt z. B. der Anhaltspunkt der Produktionskosten bey Gütern weg, die gar nicht erzeugt werden können; so kann die Concurrenz bald der Käufer fehlen, wo es denn Spottpreise gibt, bald der Verkäufer, woraus Monopolpreise entstehen. Zugleich widerlegt sich von selbst der, insbesondere seit Ricardo, so oft wiederholte Irrthum, daß die Produktionskosten allein den Preis bestimmen: da fürs erste ungemein viele gar nicht weiter erzeugbare Güter täglich verkauft werden; sodann aber alle Production eine gewisse Stärke der Brauchbarkeit und jeder Kostenfuß eine gewisse Zahlungsfähigkeit der Consumenten voraussetzt, ohne welche die Kosten nicht vergolten werden: ein Punct, der besonders wichtig ist, wenn stärkere Zufuhr eines Productes hö-

here Kosten erfordern würde, als die bisher angebotene Quantität.

Der Verfasser beschließt seine Betrachtung von Reichthum und Werth mit der Bemerkung, daß in einem aus isolirten Familien bestehenden Volke, dessen Güter also keinen Tauschwerth hätten, die Gesetze der Volkswirtschaftslehre nicht gälten. Gleichwohl scheint uns aber die Behauptung von Lorenz falsch (wiewohl sie der Verf. nicht widerlegt), daß in diesem Falle von keinem Reichthum die Rede seyn könne. Auch hier wären nämlich nicht alle Güter frey und ohne Bemühung zu haben, sondern in jeder isolirten Familie müßte für die Erlangung gewisser Güter immer Aufopferung statt finden, die eine fortlaufende Aufsicht und Sorge, eine Wirtschaft, nöthig machte und der auf solche Weise erlangten Gütermasse den Charakter des Reichthums gäbe. Es ergibt sich hierbey, daß es nicht genügt, den Tauschwerth als wesentliches Merkmal der wirtschaftlichen Güter aufzustellen, sondern, daß man sie vielmehr vorerst als Güter auffassen muß, die nicht ohne Aufopferung zu erlangen sind (sey es, weil sie sich im Besitze Anderer befinden, oder weil sie erst durch Arbeit und Aufwand anderer Güter erzeugt werden müssen). Thut man dieß, so umfaßt der wirtschaftliche Reichthum einer Nation nicht bloß marktgängige, sondern auch die vielen in den Familien selbst producirten und gleich verbrauchten Güter, die, gerade so wie die wirklich verbrauchten, mit Aufopferung erzeugt wurden und zum Eintausch anderer Güter benützt werden könnten.

Nach Erörterung dieser Grundbegriffe stellt der Verfasser als Hauptgrundsätze der Wirtschaftslehre folgende vier auf.

- 1) Jedermann sucht seinen Reichthum mit möglichst geringer Aufopferung zu vermehren;
- 2) die Zahl der Bewohner der Erde ist beschränkt, theils durch moralische, oder physische Uebel, theils durch Furcht vor Mangel an Gütern,

die jede Klasse von Menschen zu verbrauchen gewohnt ist;

- 3) die Wirksamkeit der Arbeit und der übrigen Hülfsmittel zur Erzeugung des Reichthums kann durch Anwendung ihrer Producte als Werkzeuge weiterer Production ins Unbegrenzte erhöht werden;
- 4) Bey gleicher Geschicklichkeit im Landbau gibt mehr Arbeit, auf denselben Boden gewendet, nicht proportional mehr Ertrag.

Den ersten dieser vier Sätze hält der Verfasser für ein Axiom, die übrigen sucht er später zu beweisen.

In der That sind die letzten drey gar nicht geeignet, neben den ersten gestellt zu werden, da sie nichts weniger als an sich einleuchtend, sondern bloß Resultate der näheren Betrachtung der Volkswirtschaft sind. Ueberdies lassen sich der dritte und vierte in der Allgemeinheit, wie sie hier stehen, gar nicht beweisen; denn man sieht auf den ersten Blick, daß wenn der dritte Satz wahr ist, der vierte ihm geradezu widerspricht.

Allein auch der erste Satz ist keineswegs der vollständige Ausdruck des Princips der Selbsterhaltung, das in jeder Einzelwirtschaft waltet. Denn nicht bloß auf Vermehrung, sondern auch auf Erhaltung und Wohlanwendung der Güter ist das ökonomische Subject bedacht. Wir haben daher das wirtschaftliche Princip als das Streben bezeichnet, mit möglichst geringer Aufopferung so viel Güter als möglich zu erlangen und mit dem geringstmöglichen Güteraufwande das Bedürfniß aufs Beste zu befriedigen; jener ist der Erwerbtrieb, den jeder Wirth im Verkehre mit Andern zeigt, dieses die Sparsamkeit, welche im Innern einer wohlgeführten Wirtschaft herrschen muß. Mit Unrecht behauptet dabey der Verfasser, er habe jenes Axiom zuerst aufgestellt. Dasselbe findet sich bereits in den Untersuchungen des Referenten (S. 12 — 17.) nicht



blos ausgesprochen, sondern zugleich angewendet, und in Bezug auf den Umfang und die Folgen seiner Wirksamkeit, gegenüber von dem für die Volkswirtschaft ebenfalls höchst wichtigen Gemeinfinne, genau gewürdigt. Der Verf. benützt es blos, um die Unnützlichkeits der Befürchtung einer allgemeinen Zuviel-Erzugung an Gütern darzutun, weil eine solche allgemeine Sättigung aller Bedürfnisse voraussetzen würde. Allein für diese Anwendung müßte der Satz eigentlich so lauten: Jedermann hat das Streben, immer mehr und mehr Befriedigungsmittel seiner Bedürfnisse zu erlangen, was offenbar falsch ist.

Was zur Erläuterung des zweyten Satzes vom Verfasser vorgetragen wird, übergehen wir, da es nichts wesentlich Neues enthält. Die letzten beyden der angeführten Hauptgrundsätze kommen erst später zur Sprache. Zunächst handelt daher die Schrift von der Production.

Hier beginnt der Verf. mit dem Begriff von Production und Consumption und betrachtet sodann deren Hülfsmittel. Production, im Sinne der politischen Oekonomie, ist ihm eine Veränderung in dem Zustand der Materie, wofür oder für deren Resultat man eine Vergeltung erlangen kann. Den Unterschied zwischen materiellen und unmateriellen Producten oder zwischen körperlichen Gütern und Diensten findet er nicht in den Gütern selbst, sondern nur in der Art ihrer Betrachtung gegründet: darin nämlich, ob das geänderte Ding oder der Act seiner Veränderung ins Auge gefaßt wird. Ob aber die eine oder die andere Art der Auffassung eintritt, hängt theils von dem Grad der Veränderung ab, den die Sache erlangt, theils von der Art der Zahlung des Genusses, den das Product gewährt. So bringt z. B. schon der Färber kein Ding hervor, das einen neuen Namen erhielt, doch läßt man ihn noch als Producenten gelten, nicht aber den Schuhpußer. So betrachtet man den Diensthöten, der die Steinkohlen aus dem Keller

holt, weil seine Leistung an sich vergolten wird, als unproductiv, obwohl er ganz daselbe thut, was der Bergmann, dessen Arbeit beym Ankauf der Kohlen gezahlt wird. Der Verf. findet endlich diese Unterscheidung um so unwichtiger, als dieselben Geschäfte je nach der wirtschaftlichen Entwicklung eines Volkes bald unproductiv, bald productiv wären. In isolirten Wirthschaften, wie sie Landwirthe führen, die nicht in regelmäßigen Tauschverkehr mit Andern stehen, erscheinen so eine Menge von Gewerksarbeiten, als bloße unproductiv Lohndienste, die productiv Arbeiten werden, wenn sich eben dieselben Arbeiter als selbständige Gewerbetreibende niederlassen.

Mit dieser ganzen Betrachtung stimmen wir um so mehr überein, als wir den letzten Grund selbst, nur in größerer Allgemeinheit, gegen die ältere Meynung geltend gemacht haben. \*) Dagegen finden wir die Begriffsbestimmung, welche der Verfasser von der Production giebt, nicht ganz genügend. Nach derselben wäre auch das Erzeugniß ein Product im wirtschaftlichen Sinne, dessen Tauschwerth nur ein Zehntel vom Tauschwerth all der Güter ersezt, die auf daeselbe verwendet worden, was doch wohl kein Hauswirth zugeben wird. Um den Begriff der Production schärfer zu fassen, mußte der Verfasser vorerst den Unterschied zwischen Technik und Wirthschaft erörtern. Beyde haben es mit der Herstellung von Gütern fürs Bedürfniß zu thun: aber die Technik mit der Thätigkeit und den Vorgängen an sich, welche die erforderlichen Güter liefern, mit der Qualität der Güter; die Wirthschaft damit, daß bey der Herstellung der gewünschten Güter die einmal vorhandenen Güter und die Arbeitskraft der Menschen, die allgemeinen Substanzmittel, nicht unvorthellhaft verwendert werden, was nur dadurch möglich ist, daß sie die qualitativ so mannichfaltigen Güter auf gleiche Einheiten zurückzuführen, zu schätzen und zu vergleichen sucht.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Staatswirtsch. Untersuch. S. 39 — 41.



# G e l e h r t e   U n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. August.

Nro. 158.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Schon in jeder isolirten Wirtschaft geschieht dieß, wievohl unvollkommen, durch Vergleichung der eigenen Brauchbarkeit der auf ein Gut gewendeten Güter mit der Brauchbarkeit des Erzeugnisses; mit genügender Schärfe aber ist es erst möglich, wenn im Verkehr die Güter Tauschwerth erlangen. Im Preise und Tauschwerth hebt man die allgemeine Wichtigkeit hervor, die das Urtheil der Bedürftigen den Gütern zugesteht; man sieht von ihren besondern Qualitäten ab, faßt sie als Aequivalent von mehr oder weniger Einheiten gleicher Art, als Größen. Die Wirtschaftskunde ist die Größenskunde der Güter. Es ist hier nicht der Ort, diesen wichtigen Satz, den ich hier zuerst ausspreche, weiter zu erläutern; nächst der Erinnerung, daß alle eigenen Fragen und Aufgaben der Wirtschaftskunde auf Größensbestimmungen hinauslaufen, mag es genügen, den Unterschied zwischen Technik und Wirtschaft auf den Begriff der Production anzuwenden. Auf den ersten Blick wird man gewahr, daß wer irgend einen Gedanken äußerlich dargestellt hat, im technischen Sinne producirt zu haben behaupten darf, sobald das Geleistete der Absicht wirklich entspricht. Ein Schmied liefert hiernach stets ein Product, so oft er wirklich ein brauchbares Hufeisen zu Stande bringt. Sezen wir aber, er habe an Eisen, Kohle und Arbeit zehnmal so viel Werthe dabey vergendet, als ihm das Hufeisen einbringt, so wird man im wirt-

schaftlichen Sinne sein Hufeisen kein Product nennen, obwohl es Tauschwerth hat. Zwar will auch die Wirtschaft, daß ein neues Gut entstehe, dieß ist das allgemeine Merkmal des Begriffs der Production. Während aber die Technik zufrieden ist, wenn ihre Leistung den Anforderungen der freyschaffenden Geisteskraft oder des Bedürfnisses entspricht, verlangt die Oekonomie, daß das Geleistete den bereits vorhandenen Gütern von Tauschwerth ein neues Gut hinzufüge, daß es nicht bloß qualitativ, sondern auch quantitativ neu sey, daß es den Reichtum mehre. Dieß ist aber noch keineswegs der Fall, wenn das technische Product überhaupt Tauschwerth hat, sondern erst dann, wenn dieser Tauschwerth vollen Ersatz giebt für den Tauschwerth all der einzelnen älteren und neueren Güter, die ins Product verwendet wurden. Ist das Product eine einfache Dienstleistung, so muß es üblichen Lohn einbringen, ist es eine einfache Kapitalnutzung, üblichen Zins des Kapitals, wenn nicht dort die Arbeitskraft, hier das Kapital theilweise oder ganz unproductiv angewendet seyn sollen, — wie schätzbar auch sonst jener Dienst und diese Nutzung denen seyn mögen, die sie genießen. Die Hufeisen jenes Schmieds sind daher keineswegs ein wirtschaftliches Product; vielmehr ist seine technische Leistung Ursache der Verminderung bereits vorhandener, oder anders anwendbarer neuer Güter von Tauschwerth. Zudem er technisch producirt, hat er ökonomisch consumirt.

Dieß führt uns auf den Begriff der Consumption, den der Verfasser noch weniger scharf bestimmt



als den der Production. Insbesondere verfällt er in den Fehler seiner Vorgänger, eine sogenannte productive (oder reproductive) Consumption zu statuiren. Dieser Irrthum läßt sich erst dadurch entwirren, daß man auch die Consumption vom technischen und ökonomischen Standpunct aus betrachtet.

So wie nun technisch schon producirt ist, wenn die verlangte Beschaffenheit eines Dinges hergestellt worden, so genügt zur Consumption die Vernichtung der bestimmten Qualität, die es gerade brauchbar machte. Wenn aber die Wirtschaft dort zur Production noch das Merkmal der Vermehrung der zuvor vorhandenen Tauschwerthe durch das Erzeugniß verlangt, so wird sie eine Consumption erst da wahrnehmen, wo in Folge der Minderung oder Vernichtung der Brauchbarkeit in einem Gute auch dessen Tauschwerth sich verringert oder ganz verschwindet. Leder, in Schuhe verarbeitet, ist wohl nicht weiter als solches brauchbar und darum technisch verbraucht: ersegen aber die Schuhe neben ihren übrigen Kosten auch den Tauschwerth des Leders, so besteht dieses ökonomisch, d. h. als Theil des Gesamtvermögens der Nation, unverändert fort; es wäre nur dann bey jener technischen Anwendung auch ökonomisch consumirt, wenn die Schuhe, als ganz oder theilweise unbrauchbar, entweder gar keinen Tauschwerth hätten, oder doch nicht so viel gälten als neben den übrigen Kosten zum Ersatz des Leders nöthig ist. Die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung ersieht man noch daraus, daß die gewöhnliche Erklärung von der sogenannten reproductiven Consumption, genau betrachtet, mit der Definition der Production selbst völlig übereinkommt; wie sie denn auch in dem einen Falle, wenn der Tauschwerth des technisch Verbrauchten im Product fortbesteht, wahre Production ist.

Unter den irrigen Behauptungen, die der Verfasser auf seine Ansicht von der Consumption gründet, heben wir nur die heraus, daß einige Güter, wie Maschinen, bloß productiv, andere, wie Lunsartizel bloß unproductiv verbraucht werden könnten, bey

einer dritten Klasse, wie bey Lebensmitteln, die Anwendung willkührlich sey. Die Benutzung der Maschine aber ist für den Producenten, der sie anwendet, bloße Formänderung seines Capitals, dessen Werth durch den Ersatz des Verbrauchten im Preise des Products fortdauert, gar keine Consumption; diese erfolgt erst dann, wenn das Product, das auch die Abnützung der Maschine als einen Theil seiner Kosten enthält, in der Hand des Käufers auf unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen verwendet, mit seiner Brauchbarkeit auch den Tauschwerth verliert. Mit der Maschine des Fabrikanten hat es dieselbe Bewandniß, wie mit der Waare des Kaufmannes: so wenig dieser sein Waarenkapital dadurch verzehrt, daß er es nach und nach verkauft, so wenig verbraucht der Fabrikant seine Maschine, wenn er sie allmählich den Käufern der Producte gegen vollen Ersatz überläßt; jene wie diese verbraucht vielmehr erst derjenige, der mit der Brauchbarkeit ihren Tauschwerth vernichtet, und zwischen dem Verbrauch von Maschinen und Luxuswaren besteht ökonomisch kein wesentlicher Unterschied.

In einem besondern Irrthum verfällt übrigens der Verfasser bey Durchführung des Unterschiedes zwischen productiven und unproductiven Consumenten. Die Letztern sind ihm diejenigen, welche für das, was sie verzehren, keinen Ersatz leisten und er rechnet, außer den abhängigen Familiengliedern, den Bettlern und Dieben, auch diejenigen darunter, die, ohne zu arbeiten, vom Ertrag ihres Vermögens leben. Allein er übersieht, daß diese die Nutzung ihres Vermögens der Gesammtheit als vollen Gegenwerth für ihren Verbrauch überlassen, daß sie also eben so wenig als der Arbeiter, der für seine Leistung Verbrauchsgüter eintauscht, unter diejenigen gehören, welche vom Einkommen Anderer zehren. Wir werden auf diesen wichtigen Punct später zurückkommen.

Die ursprünglichen Hülfsmittel der Production



sind dem Verf. Arbeit und Naturdinge (natural agents). Unter den natürlichen Agentien begreift er jedes Werkzeug der Production, das nicht dem Menschen seine Wirksamkeit verdankt: Boden, Gewässer, Klima, Naturkräfte und rohe Naturproducte. Nur wenn sie in beschränkter Menge vorhanden, erhalten die Producte durch ihre Mitwirkung bey der Erzeugung höheren Werth.

Das dritte Hülfsmittel der Production ist die Enthaltbarkeit (abstinence), der Verzicht auf den unproductiven Verbrauch der Güter oder der Vorzug, den man den entfernteren Resultaten ihrer Anwendung vor den unmittelbaren giebt (p. 153). Dadurch sucht der Verf., den, wie er meynet, von den meisten Wirthschaftslehrern unbestimmt gelassenen Begriff des Kapitals schärfer zu fassen, und diejenige Kraft deutlicher hervorzuheben, welche in demselben Verhältnis zum Gewinn steht, wie die Arbeit zum Lohne. Zur Erläuterung bemerkt er, daß man mit Recht das Ganze unter Beziehung von Kapital zu Stande gekommene Product als Erfolg der Arbeit betrachte; zugleich müsse die Verschwerde in Anschlag kommen, die dem Arbeiter die Enthaltung vom eigenen oder unmittelbaren Genuß des Kapitals bringe: so z. B. bey'm Landmann die Verzichtleistung auf den Verbrauch des Saatferns. Die Vergeltung für diese Abstinenz ist ihm dann eben der Gewinn.

Wiewohl wir zugestehen, daß der Verfasser hier einen Mangel der neueren englischen Schriften über National-Oeconomie richtig wahrnimmt, den nämlich, daß sie nicht klar zu machen wissen, wofür man denn eigentlich den Profit erhält: so ist doch gegen seine eigene Darstellung Vieles einzuwenden. Vor allem übersieht er, daß dem Käufer eines Productes die Enthaltbarkeit des Capitalisten eben so gleichgültig ist, als die Bemühung des Arbeiters. Ihm liegt lediglich daran, daß in Folge jener Abstinenz er entweder unmittelbar (wie bey einem gemietheten Wohnhause), oder mittelbar

(wie in zusammengesetzten Producten) etwas Brauchbares erhalte, das er, weil es nicht überall zu haben ist, vergilt. Das Kapital muß dem Käufer des Productes, worauf es angewendet worden, einen Genuß gewähren, den ihm die Arbeitsleistungen allein, die das Product enthält, nicht verschaffen könnten. Diese objective Mitwirkung des Kapitals bey der Production, nicht die subjective Abstinenz des Capitalisten, vergilt man im Gewinn. Kann doch die letztere statt finden, ohne daß irgend ein Genuß an den Consumenten gelangt, z. B. wenn ungeschickte Producenten mehr Kapital als nöthig auf gewisse Producte verwenden. Noch deutlicher fällt dieß ins Auge bey Kapitalen, die durch ihren Gebrauch unmittelbar einem Bedürfnisse dienen, wie etwa bey einem Wohnhause. Nicht dafür erhält der Besitzer Mietzins, daß er selbst es nicht bewohnt (er könnte es ja verschließen und unbenützt stehen lassen), sondern für die Ueberlassung der Nutzung des Hauses an den Miether \*). Jeder Theil des Vermögens nun, der dem Besitzer eine dauernde Nutzung gewährt, die Tauschwerth hat, ist ein Kapital. Wird die Nutzung unmittelbar genossen, so heißt das Kapital Nug-Kapital: so Wohnhäuser; verwandelt man sie zur Herstellung eines Productes, genießt man sie also als Element von diesem, Productiv-Kapital. Behält dieses bey der Anwendung dem Wesen nach oder doch länger fort seine Form, so daß außer der Nutzung bloß ein Theil des Kapitals (das, was sich abnützt) ins Product übergeht, so heißt es fixes Kapital; ändert es seine Form und wird das Kapital selbst sammt der Nutzung aufs Product verwendet, so wird es flüßsiger oder umlaufendes Kapital. Daraus

\*) Wenn der Verf. Adam Smith mit Recht tadelt, daß er Wohnhäuser vom Capitale ausgeschlossen, so fehlt dagegen in seiner eigenen Aufzählung der Anwendungsarten des Kapitals (p. 154) gerade der Fall des unmittelbaren Genußes einer Kapitalnutzung und ihres isolirten Verkaufs durch Vermietung.

ergiebt sich gleich, daß das Wesen des Kapitals nicht in den Gegenständen liegt, worin es sich gerade darstellt, sondern in der Möglichkeit, eine Nutzung zu gewähren, die Tauschwerth hat. Jede Grundlage einer solchen Nutzung erhält dadurch selbst Tauschwerth. Zugleich erschellet, daß zwar Kapital, Nutzung und Gewinn oder Leistung Zins \*) sich verhalten wie Arbeitskraft, Leistung des Arbeiters und Lohn, daß aber die Unveräußerlichkeit der Arbeitskraft und die Unmöglichkeit, mit bestimmtem Aufwand überall eben so eine bestimmte Arbeitsfähigkeit zu erzeugen, wie man etwa eine Maschine herstellt, diese wirtschaftlichen Elemente streng auseinander halten. Wer, wie der Verf. (p. 154.), auch die persönliche Geschicklichkeit der Arbeiter unter das Kapital rechnet, der muß die Arbeit als Nutzung und den Lohn als Gewinn oder Zins nehmen; die Lehre von der Arbeit und vom Lohne kommt als besonderer Fall in der Lehre von der Nutzung des Kapitals und dem Gewinn vor, und die Zeugung und Erziehung von Kindern ist bloß eine Maschinenfabrication, wobey die Nation immer die Wahl hat, ob sie an die Herstellung dieser oder einer andern Art von Productionsmitteln einen gegebenen Aufwand wagen will.

Aus unserer Betrachtung der wesentlichen Merkmale des Kapitals ergibt sich von selbst, daß Grund und Boden Kapital, die Bodenrente eine Art Gewinn von fixem Kapitale ist, die der Grundbesitzer für die Ueberlassung der Nutzung des Bodens empfängt. In der That sagt der Verfasser selbst (p. 166), der Grundbesitzer erhalte Rente nur darum, daß er Naturgüter Andern überließ, die er ihnen verweigern konnte: ist dieß aber wohl etwas Anderes als

\*) Zins nennen wir die Vergeltung für eine isolirte Nutzung; Gewinn, für eine auf ein Product verwendete. Dieser verbleibt dem Unternehmer ganz, wenn er selbst Eigenthümer des Kapitals ist; er scheidet sich in Zins und Unternehmergewinn, wenn ihm ein Anderer das Kapital geliehen, vermietet oder verpachtet hat und er es bloß anwendet und befruchtet.

die abstinence des Kapitalisten? Gelangt nicht in beyden Fällen die Nutzung eines Guts auf bestimmte Zeit an einen Andern, während es die Fähigkeit behält, später dieselbe Nutzung aufs Neue zu gewähren; und rührt nicht beym Boden, wie bey andern einmal fixirten Kapitalen, dem Tauschwerth, den er als Kapital hat, von dem Tauschwerth der dauernden Nutzung her, die er darbietet? Sonderbar, daß der Verf. selbst (S. 156.) sich des Ausdrucks bedient, use of capital, und p. 168. use of a farm, und doch übersieht, daß es bey allem Kapitale eben dieser use ist, für den man Vergeltung erhält! Uebrigens rechnet der Verf. (p. 156 und 157) ein Ackerfeld selbst unter das Kapital. \*)

Wer im Eigenthum befindliche Naturgüter, die eine dauernde Nutzung gewähren, vom Kapital ausschließt, scheidet die Kapitale nach dem Merkmal ihrer Entstehung, das so wenig hierzu ausreicht, daß viele Kapitale, sogar der Boden selbst in seiner Verbesserung durch Arbeit und Düngung, neben Naturgütern zugleich Ersparnisse enthalten. Uebrigens genügt die Scheidung in Naturdinge und Ersparnisse nicht einmal. Denn eine dritte Quelle von Capital ist die bürgerliche Gesellschaft und der Verkehr, die Lebensverhältnisse hervorbringen, welche im ausschließlichen Genuß Einzelner sich befinden, weil ihre Nutzung Tauschwerth hat; selbst Gegenstand des Tausches werden und so ganz in die Reihe der Kapitale eintreten mögen; z. B. eine Kundschaft, überhaupt jede sichere Möglichkeit des Abfages seiner Producte.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Wie sehr eine ungenaue Bestimmung der Grundbesitze spätere Betrachtungen stört und wie vergeblich dann die Bemühungen sind, zum Richtigen und Nützlichen einzulenken, sieht man aus der Erklärung des Verf. über die Identität von Gewinn und Rente S. 182, wo der erste Erbauer eines Kanals Gewinn von ihm haben soll, die Erben dagegen Rente! Wie nun, wenn Einer umlaufendes Kapital erbt? —

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. August.

Nro. 150.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Auch diese Art von Kapitalen kann übrigens, wie etwa eine Firma, für sich bestehen, oder mit einem andern Kapitale verbunden seyn, wie die Werthserhöhung eines Wohnhauses durch Zunahme der Frequenz seiner Lage zeigt. Grund und Boden, Ersparnisse und das Verhältniß des günstigen Verkehrs mit Andern bilden hier erst zusammen das Kapital, in dessen Ertrag eine Scheidung nach diesen drei Bestandtheilen zwar denkbar ist, aber in der Wirklichkeit wohl kaum je vorkommt.

Uebrigens gestehen wir dem Verfasser zu, daß er schärfer als irgend einer seiner Landelente die Nothwendigkeit einseht, für die wirtschaftlichen Elemente bestimmte Begriffe und Namen zu gewinnen; Schade nur, daß er dabey dem Herkömmlichen zu viel nachgibt, und nicht bis zu den einfachen und wesentlichen Erscheinungen durchdringt, auf die es ankommt. Seine Kunstwörter ordnen sich so:

?	capital	land
labourer	capitalist	proprietor
labour	abstinence	?
wages	profit	rent

Abgesehen von den bereits bemerkten Ausstellungen, so findet sich hier eine für das Verständniß der Vertheilung der Güter im Verkehr sehr wichtige

Scheidung übergangen, die bereits Adam Smith hervorhebt: die Theilung des Gewinns in Zins und Unternehmergewinn (*bonéfecce*), die sich darauf gründet, daß man in einem Producte \*) nicht die isolirte Nutzung der darauf verwendeten Kapitale genießt, sondern mit ihr zugleich die Wirkung der Intelligenz und Sorge des Unternehmers, der das Geschäft zusammenhält. Neben der Vergeltung für die Nutzung des Kapitals an sich, dem Zinse, muß also der Gewinn noch einen Zuwas für diese zur Herstellung des Productes unentbehrliche Bemühung des Unternehmers enthalten. Daß sich diese von der Arbeit, sowie der Unternehmergewinn vom Lohne streng scheidet, erhellt sogleich daraus, daß man Unternehmer einer Production seyn und für deren wirtschaftliche Leitung einen dem Capital proportionalen Ueberschuß des Gesamtgewinns über den Zins erhalten kann, ohne selbst technisch mitzuarbeiten, ja sogar ohne die Technik des Geschäfts genau zu verstehen. So z. B. bey einer Apotheke. Legt übrigens Einer zugleich technisch mit Hand an, so hat er neben seinem Unternehmergewinn Anspruch auf Lohn und ist er zugleich schuldenfreyer Eigenthümer von Kapitalen, die im Geschäfte angewendet sind, so genießt er noch, so weit dieß der Fall, Zinsen als Einkommen. Der Verf.

\*) Wo irgend eine Nutzung schon an sich brauchbar ist und vertauscht wird, heißt die Vergeltung bloß Zins, so Miethzins eines Hauses. Werden in Verbindung mit ihr noch andere Güter von Tauschwerth, seyen es Nutzungen oder Arbeiten, ausgetboten, wie etwa vom Unternehmer von *Chambres garnies* geschieht, so ist sogleich von einem Gewinn die Rede.

sieht (p. 184) wohl den Unterschied zwischen dem Lohne und dem Antheil des Unternehmers am Gesamtgewinn, aber er hat für das französische *bénéfice* oder unser Unternehmergewinn und für unser Zins keine Kunstwörter.

Nach diesen Vorbemerkungen wird folgende Uebersicht unserer Kunstwörter deutlich seyn.

Arbeitskraft	Kapital	
Arbeiter	Anwender	{ Kapitalist oder Eigenthümer Unternehmer
Leistung (Arbeit)	Nutzung	{ iselirte mit ihr verbundene Sorge der Anwendung
Lohn	Gewinn	{ Zins Unternehmergewinn.

Der Verfasser versucht es, die Wirkung des Kapitals auf folgende Fälle zurückzuführen. Es ist

- 1) reproductiv, wenn es zur Hervorbringung mit ihm selbst gleichartiger Dinge dient, wie die Vorräthe in der Landwirthschaft, Steinkohlen zur Feuerung einer Dampfmaschine in Kohlenwerken;
- 2) einfach productiv, wenn es uns überhaupt andere Dinge erzeugen hilft;
- 3) unproductiv oder distributiv, wenn es zu unproductivem Gebrauch bestimmt, aber noch nicht in die Hand der Consumenten gelangt ist.

Indeß diese Art der Auffassung ist nicht blos völlig unfruchtbar (wie denn der Verfasser selbst nichts damit anzufangen weiß), sondern geradezu falsch, da 1) sogleich mit 2) zusammenfällt, sobald der Landwirth mit seinem Vorrathe andere Dinge erzeugt, oder wenn man die Dampfkraft anderswo als in Kohlenminen verwendet, und die Behauptung unter 3) voraussetzt, daß Waarenvorräthe in einem andern Verhältniß zur Consumtion stehen als andere Theile des umlaufenden, ja selbst als das fixe

Kapital so weit es sich vernutzt, was wir bereits oben (S. 220) widerlegt haben.

Der Verf. läßt selbst diese Betrachtung fallen und bemerkt am Ende, der Hauptvortheil, den das Kapital gewähre, liege in der Unterstützung der Arbeit durch mannfache Hülfsmittel und in der Arbeitsteilung, die sie möglich mache. — Allein auch dieß erschöpft die allerdings schwierige Materie von der Wirkung des Kapitals noch lange nicht. Da uns aber hier der Raum zu einer ausführlicheren Erörterung der Sache fehlt, so mag genügen, blos die Resultate unserer Forschung anzuführen \*).

Das Kapital gewährt:

- 1) Als *Nus*kapital durch seinen unmittelbaren Gebrauch höchstmanchfaltige Befriedigung der Bedürfnisse; \*\*)
- 2) das fixe Productivkapital gibt
  - a) als Boden und Hülle der Arbeit, den Stoffen und Producten Halt und Schutz;
  - b) als Inbegriff, Sammelpunkt oder Uebertragungsmittel von mechanischen und chemischen Kräften bewirkt es bald selbständig eine Form-, Stoff- oder Ortsveränderung der Körper, bald ist es bloß Gehilfe des Menschen, der die Arbeit erleichtert, verstärkt, verbessert, ja ohne ihn unmögliche ausführbar macht;
  - c) als Verhältniß sichert und erleichtert es den Einkauf und Absatz der Güter.
- 3) Das umlaufende Productivkapital dient im Tauschverkehr jedem Unternehmer, die Güter Anderer, die er zu seiner Production be-

\*) Staatswirthsch. Untersuchungen S. 266 — 285.

\*\*) Der Verfasser sagt (S. 173), bloße Abstinenz vermöge nichts zu produciren, d. h. sie vermöge nichts darzubieten, was für sich allein das Bedürfniß befriedigt; allein alle zum unmittelbaren Gebrauch vermietzbare Güter widerlegen ihn. Die Nutzungen der dauerns den und unmittelbar dem Bedürfniß dienenden Dinge sind eben so als einfache Producte anzusehen, wie die Arbeit selbst, die man als persönlichen Dienst be darf und leistet.



darf, anzukaufen und sie während ihrer Verwandlung, Ortsveränderung oder Aufbewahrung bis zur Uebergabe an den folgenden Käufer in seiner Gewalt zu behalten. So gefaßt besteht es, außer dem Gelde, in der Masse von Gütern, die als Stoffe, Halbfabrikate und Producte zum Weiterverkauf in der Hand der Erwerbtreibenden sich befinden. Dazu kommt dann noch die Masse der Vorräthe, welche in isolirten Wirthschaften zur Production fürs eigene Bedürfniß stets forterhalten werden. Abgesehen von diesen Theile ist es das eigentliche Handelsmittel, von welchem Geld nur die allgemeinste Form ist, und damit auch die Grundlage aller Theilung der Arbeiten.

Unter den Vortheilen der Arbeitstheilung hebt der Verfasser insbesondere den hervor, daß dieselbe Berrichtung, die außerdem nur Einer Person dienen würde, nunmehr, ohne größere Mühe zu verursachen, sehr vielen zugleich nützt, wie z. B. die Post zeigt. Einen Punkt finden wir indes übergegangen, den neuerlich Babbage besonders geltend gemacht hat: die Möglichkeit nämlich, Arbeitskräfte von der verschiedensten Stärke je nach dem Maß ihrer Wirksamkeit anzuwenden, was nutzlose Kraftverschwendung gar sehr beseitigt.

Die Erläuterung des oben angeführten vierten Grundsatzes (p. 162 — 165) scheint uns dem Verfasser mißlungen zu seyn. In der That sieht man bald, daß Grund und Boden gegen anderes Kapital darin gar nicht zurücksteht, daß er, bey gleicher Geschäftlichkeit mit mehr Arbeit angebant, nicht im Verhältniß dieser Arbeitsmehrung auch mehr Producte liefert, da ja eben dieser Umstand in noch weit stärkerem Maße bey jedem andern Kapitale eintritt. Das Bodenkapital hat sogar den entschiedenen Vorzug, daß es eine weit größere Manichfaltigkeit der Benützung, insbesondere unter Mitannwendung von weniger oder mehr andern Productionsmitteln, zu-

läßt als andere fixe Kapitale und daß seine Bewirthschaftung mit größerem anderweitigen Kapitale Anfangs sogar eine mehr als verhältnißmäßige Vermehrung der Producte liefern kann, was bey gar keinem andern fixen Kapitale denkbar ist. Man stelle in einem gegebenen Werkraum zu gegebenen Maschinen und Werkzeugen mehr Arbeiter und versetze sie mit mehr Stoffen, so ist die Gränze sehr nahe, wo dieser Mehraufwand sich durch Mehretrag zu vergelten aufhört, wogegen eben dieselbe Gränze bey Grund und Boden weit ferner liegt.

Dazu kommt, daß zwar die Verbesserungen mehr in die Augen fallen, die bey der Benützung anderer fixen Kapitale ohne Vermehrung des übrigen Aufwandes möglich sind, daß sie aber in der Landwirthschaft, wiewohl in leiseren Uebergängen, seit den letzten sechzig Jahren gewiß in eben so großem Umfang statt gefunden haben. \*)

Das Freylich ist ein nachtheiliger Umstand bey Grund und Boden, daß ihn jedes Volk nur in bestimmtem Umfang besitzt, während seine übrigen Kapitale vermehrbar sind. Indes ist dieß doch mehr für die Welt im Ganzen, als für ein einzelnes Volk von Bedeutung. Denn in einem gegebenen Lande gibt es stets viele Arten wirthschaftlich entweder gar nicht, oder nur in beschränkter Menge, oder in unvollkommener Weise anwendbarer fixer Kapitale, wiewohl technisch ihrer Vermehrung nichts im Wege steht, da nicht jedes Volk und Land zu jedem Erwerbsgeschäfte gleich geeignet ist. Deren Product ersezt man dann durch die Erzeugung von andern Gütern, womit man jenes eintauscht. Aber auf eben die Weise steht jedem, und besonders leicht einem seefahrenden Volke, die Ergänzung oder der Ersatz des ihm fehlenden Ackerlandes durch die Maschine des Fabrikanten und Wagen und Schiff des Kaufmanns zu Gebot, die in unbegrenzter Menge das

\*) Vergl. Edinb. Rev. April 1836, die Anzeige der Rural recollections etc. by George Robertson. 1829.

erzeugen und ausbieten können, womit Erdfrüchte vom Ausland zu holen sind. Jede Verbesserung in der Production jener Tauschmittel ist dann wie ein Ergiebigerwerden des Kapitals zu betrachten, das den Boden des Landes in der Erzeugung von Erdfrüchten supplirt. Freylich muß sich ein Land die Möglichkeit dieser Ergänzung seines Bodens durch anderes Kapital nicht absichtlich entziehen, wie es in England geschieht.

Von dem zweyten Haupttheile des Werkes, der von der Vertheilung der Güter handelt, haben wir schon die Grundbegriffe oben durchgegangen. Es unterbricht die Betrachtung des Gegenstandes selbst auf eine störende Weise, daß der Verfasser jetzt erst von den Productionskosten spricht (p. 169 — 171), die doch ganz eigentlich in die Lehre von der Production gehören, da sie erst Einsicht in die wirthschaftliche Entstehung der Güter gewähren, und ein Product ökonomisch betrachtet nichts als ein Inbegriff von Kosten ist. Desto schätzbarer ist es aber, daß der Verf. den eingewurzelten Irrthümern seiner neueren englischen Vorgänger entgegentritt, die mit verschiedenen Modifikationen immer blos die Arbeiten, welche ein Product erforderte, als seine Kosten anerkennen. Mit Recht macht er gegen Malthus (eigentlich gegen Adam Smith) geltend, daß neben der Arbeit nicht der Profit ein Theil der Kosten seyn könne, da dieser eine Vergeltung für die Aufopferung bezeichne, welche von Kapitalbesitzern und Unternehmern auf den verschiedenen Stufen der Verarbeitung eines Products neben der Leistung der Arbeit in das Product verwendet werde. Eben diese Aufopferung sey die Abstinenz, und die Productionskosten seyen daher die zur Erzeugung eines Gutes nöthige Arbeit und Abstinenz. Unter Beziehung auf unsere früheren Bemerkungen gegen diesen Ausdruck, stimmt der Verf. hierin mit dem Referenten überein, dem aus dem Gesichtspunct der Volkswirtschaft im Ganzen jedes Product als ein Inbegriff von Arbeiten und Nützungen des Vermögens erscheint. \*) Da-

neben lassen sich indeß die Productionskosten noch vom Standpunct des Producenten aus auffassen und hier erscheinen sie als eine Summe von Auslagen für Stoff, Arbeit \*) und Verwertung und Gefährdung des Kapitals, sammt den Nützungen aller zu der Production notwendigen Kapitale, befruchtet durch die Intelligenz und Sorgfalt des Unternehmers, — als ein Inbegriff von Auslagen und Nützungen, für welche letztere der Producent den Gesamtgewinn empfängt, der sich nach Umständen in Zins und Unternehmergewinn theilt. Leicht läßt sich sofort nachweisen, daß alle Auslagen am Ende blos ein Aequivalent sind für die in den Stoffen, Arbeiten, in der Kapitalverwertung und im Kapitalverlust enthaltenen Arbeiten und Vermögensnutzungen, die auf den verschiedenen Stufen der Bearbeitung auf das Product verwendet worden, die nun eben durch die Auslage von umlaufendem Kapitale in die Gewalt des Producenten kommen und selbst blos eine andere Form dieses Kapitals bilden. Diese zur Erläuterung ihrer Einwirkung auf die Preise durchaus notwendige Art der Betrachtung der Productionskosten übergeht der Verfasser.

Da dem Verf. Kapital blos diejenigen zur Production angewendeten Güter sind, welche man menschlicher Anstrengung verdankt (oder, wie wir kürzer sagen, nur Ersparnisse), so umfaßt seine Erklärung der Productionskosten in der Abstinenz blos die Nützungen von Ersparnissen. Aber neben ihnen genießt der Käufer der Producte noch ungemein viele Nützungen von ursprünglichen Naturdingen, die um der Seltenheit willen im Besitz der Menschen sich befinden, und selbst auch Nützungen von Verhältnissen (s. oben S. 228.). Von beyden hängt das Resultat der Anwendung der Arbeiten und der Ersparnisse sammt deren Nützungen auf die Technik so sehr ab, daß viele Producte ohne sie gar nicht erzeugt, oder doch dem Consumenten bey weitem nicht so sicher und bequem zugeführt werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Vgl. Staatswirthsch. Untersuchungen S. 76 fgg. und insbesondere S. 228 fgg.

\*) Wo der Unternehmer technisch mitarbeitet ist auch dessen eigener Lohn hierin zu bezeichnen.

# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. August.

Nro. 160.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Das letztere ist z. B. der Fall, wenn man von Erwerbtreibenden abhängt, die noch keine Kundschaft besitzen; das erstere bedarf keiner Erläuterung, da es doch wohl augenfällig ist, daß z. B. in den Producten der Landwirtschaft das Resultat der Mitwirkung im Eigenthum befindlicher Naturgüter gerade die Hauptsache ist, die man genießt.

Nicht für sich erhält der Grundbesitzer den Pachtzins, sondern für die Nutzung des Bodens, die der Pächter in seinen Producten den Consumenten verkauft, und die der Besitzer beim Anbau desselben für sein eigenes Bedürfnis selbst genießen konnte. Nicht umsonst empfängt der Besitzer eines wohlgelegenen Hauses einen höheren Mietzins, wenn er sein Erdgeschos, statt als Wohnung, als Laden vermietet, sondern dafür, daß er die Käufer in der Erlangung ihrer Güter erleichtert. Dieses positive Element nun, das solche ohne Zuthun der Menschen entstandene Güter ins Product abgeben, ja das häufig unmittelbare Brauchbarkeit hat und für sich allein vom Consumenten vergolten wird, übersieht der Verf. gänzlich, und hält sich dafür an das einzige Factum, daß seine Mitwirkung die Güter theurer mache, als sie ohne dasselbe wären. Da er nun von diesem Preisantheil keine auf Aufopferung gegründete Vergeltung wahrnimmt, so betrach-

tet er alles, was man für die Ueberlassung von Nutzungen ohne menschliches Zuthun entstandener Güter (natural agents) giebt, als bloße Folge des Monopols, das deren Besitzern zu Gebote stehe. Allein fürs erste bedenkt er nicht, daß jedes Monopol doch immer eine verkäufliche Sache voraussetzt und auch der höchste Preis, den man in Folge desselben bezwilligt, doch nie rein vom Monopol, sondern zugleich vom Bedürfnis und der Zahlungsfähigkeit der Käufer des ausgebotenen Guts abhängt, und daß er trotz aller Beschränkung der Zahl der Besitzer und Ausbietenden doch abnimmt, ja ganz verschwindet, wenn das Gut als weniger oder gar nicht mehr brauchbar angesehen wird.

Ueberhaupt ist der Begriff des Monopols, in dem Sinne eines Verkaufs unter Beschränkung der Concurrenz der Verkäufer, so weit, daß man behaupten darf, aller Tauschwerth beruhe auf ihm, da er überall eine gewisse Seltenheit des Guts voraussetzt. Die Hauptsache ist aber, daß man aus dem Monopole wohl die Erhöhung des Gewinns von Kapitalen erklären kann, denen natürliche, technische, wirtschaftliche und Rechts-Verhältnisse gewisse Eigenthümlichkeiten gewähren; da aber eben dieselben Productionsmittel unter andern Umständen gerade so gegen umlaufendes Kapital im Nachtheil stehen, wie sie in Folge jener günstigen Verhältnisse im Vortheil seyn mögen; so muß es eine allgemeinere Ursache seyn, als das Monopol, woraus die besondern Gesetze hervorgehen, nach denen sich ihr Gewinn regelt. Dieß ist dem Scharfsinn des Verfassers keineswegs entgangen. Denn auch bestimm-



teste sagt er (p. 171.), daß eine Ausgleichung des Gewinns nur in so weit erfolgen kann, als die Kapitale in jedes Gewerbe frey übertragbar sind. Geräthe, Gebäude, Maschinen, hängen in ihrem Ertrag von den Anwendungen allein ab, zu denen sie taugen. Die Einrichtung eines Erwerbgeschäfts mag länger dauern, als man die Producte mit Vortheil verkaufen kann, und dadurch der Werth der in ihr befindlichen Kapitale allmählich verschwinden. Umgekehrt kann längere Zeit ein anderes Erwerbgeschäft unvollständig mit Kapital versehen seyn, und dann mehr als üblichen Gewinn abwerfen. Nach diesen richtigen Bemerkungen ist daher das Factum dieses: Relative oder absolute Beschränkung der Anwendbarkeit und Ergiebigkeit der Kapitale bringt eine Verschiedenheit im Gewinn solcher fixirter Kapitale gegenüber vom flüssigen Kapital hervor, das so oft es beym Verkauf des Productes in Geldform übergeht, zu jeder Art von Anlegung geeignet ist. Alle die Gattungen des Vermögens nun, bey denen der Verfasser die Wirkungen des Monopols auf Steigerung ihres Gewinnes betrachtet, gehören hieher und bey ihnen allen kann gelegentlich, wie bey Wohnhäusern und Maschinen der Werth mit dem Gewinn abnehmen, da sie alle mehr oder weniger dem Uebelstand unterliegen, nur beschränkt anwendbar zu seyn. Nicht von den Natural agents, deren Besitzer ein Monopol bey der Anwendung der übrigen (durch den Menschen entstandenen) Kapitale und der Arbeiten haben und deshalb den Preis ihrer Producte höher setzen können, als gewöhnlich die Abstinenz vom eigenen Gebrauch dieser Kapitale und die Arbeit vergolten wird, die sie enthalten; sondern von den Eigenthümlichkeiten mußte der Verf. handeln, die bey dem Gewinn von fremden Kapitale überhaupt eintreten: dann hätte sich nicht bloß ergeben, warum fixe Kapitale unter Umständen entstehen, und im Werthe zunehmen, sondern zugleich, wie sie in Folge der Abnahme und des Aufhörens ihres Gewinnes ihren Kapitalwerth verlieren können. Während wir

es daher als einen entschiedenen Fortschritt anerkennen, daß der Verfasser die isolirte Weise verläßt, in welcher Ricardo und seine Schüler die Bodenrente betrachteten, und sie bloß besondern Fall einer allgemeineren Erscheinung, der Monopolpreise nämlich darstellt, so finden wir seine Entwicklung doch nur erst von einer Seite befriedigend. Er hat nicht genügend erörtert, daß bey denselben Gütern auf Monopolpreise oft Spottpreise folgen, und welchen Einfluß diese Veränderungen auf den Werth der fixen Kapitale haben. Wäre er bis zu dieser Frage gedrungen, so hätte ihm das wichtige Gesetz nicht verborgen bleiben können, nach welchem in den Fällen die Gleichheit des Gewinns unter allen Erwerbsarten sich herstellt, wo die Concurrenz entstandene Ungleichheiten nicht zu beseitigen vermag. \*)

Die Fälle, in denen übrigens der Verfasser die Preisbestimmungen von einem Monopole abhängig findet, sind folgende:

- 1) Der Producent besitzt zwar nicht die ausschließliche Macht zu produciren, doch bestimmte Vortheile und er kann, bF. Masse der Producte mit derselben, ja vielleicht mit größerer Leichtigkeit vermehren; als Beyspiel führt er die mit einem Erfindungspatent versehene Fabrication Artwright's an.
- 2) Er hat die Production ausschließlich in seiner Gewalt, kann aber das Product nicht vermehren, wie z. B. bey dem Besitzer bestimmter Weinlagen der Fall ist.
- 3) Er hat die Production ausschließlich in seiner Gewalt, kann aber das Product mit gleicher oder sogar zunehmender Leichtigkeit vermehren, wie bey dem Buchhandel der Fall ist (wo nämlich geistiges Eigenthum geschützt wird, wie in England).
- 4) Er hat zwar nicht ausschließlich die Fähigkeit,

\*) Vgl. Staatswirthschaftl. Untersuchungen, S. 145 — 199.



doch gewisse Vortheile, zu produciren, die aber in dem Maße sich mindern, wie er sein Product vermehrt, und am Ende ganz verschwinden. Als Beispiel deutet der Verfasser auf die Gewinnung von Erdfrüchten hin und führt mit Klarheit aus, wie der Begehr der Bodenproducte und der Preis, den die Consumumenten bieten, über die Ausdehnung des Landbaues auf wüste Ländereyen, über den kostspieligeren Anbau bereits cultivirter Aecker, so wie über die Rente entscheiden, welche mit dem Steigen der Preise früher angebaunter Boden und solches Kapital gewähren, das man zuerst auf Verbesserung der Landwirtschaft gewendet hat. Dabey bemerkt er mit Recht, daß zur Erläuterung der Entstehung der Bodenrente die Annahme verschiedener Grade der Fruchtbarkeit der Ländereyen gar nicht nöthig ist; nur trifft dann sein vierter Fall mit dem zweyten zusammen. Freylich bleibt in der ganzen Betrachtung der Mangel, daß die Behauptung, jede neue Zufuhr an Erdfrüchten verursache höhere Kosten, gar nicht so ausgemacht und auch vom Verfasser keineswegs bewiesen ist. Um indeß den Einfluß von Entdeckungen und Verbesserungen auf die Kosten der Erdarbeit und auf die Bodenrente zu bemessen, hätte man von einem höheren Standpunct ausgehen müssen, als dem der Monopolpreise.

Uebrigens sind hier die verschiedenen Arten der Monopole nicht vollständig aufgeführt. Denn so fehlt gleich der Fall, wo gewisse Producenten zwar ausschließlich ein Gut zu Markt bringen können, der Preis aber beschränkt wird durch die Concurrenz von Surrogaten, die demselben Bedürfnis, nur minder gut, dienen, wie z. B. bey Holz gegenüber von Steinkohlen und Torf, oder bey Mietzwohnungen in verschiedener Lage geschieht.

Der Verfasser betrachtet hierauf zwischendurch

den Einfluß der Steuern auf die landwirtschaftliche Production (p. 178 — 182); es scheint uns dieß aber eine den Fortgang der Untersuchung störende Episode, weshalb wir hievon Umgang nehmen und sogleich zu dem Abschnitte fortgehen, der von dem Verhältniß spricht, in welchem Rente, Profit und Lohn zu einander stehen.

Hier können wir nicht umhin, zu bemerken, daß dem Verf. der Mangel an Ordnung und Gliederung, der durch seine ganze Arbeit herrscht, ganz auffallend hinderlich wird. Denn, nachdem er im Eingang zur Betrachtung der Gütervertheilung vierthals Quartseiten auf die Nomenclatur der Ansprüche verwendet hat, welche diejenigen an das Gesamtproduct der Nation machen, die dasselbe durch ihre Thätigkeit und ihr Vermögen herstellen, werden p. 182 — 185, wo er das Verhältniß von Lohn, Gewinn und Rente zu bestimmen anfängt, aufs neue drey Seiten der Sichtung und Bezeichnung derselben Begriffe gewidmet. Kein Wunder, daß er sich in einigen seiner Ansichten nicht ganz gleich bleibt. Während er früher dem Monopol allein die Preis-erhöhung beymaß, welche die Mitwirkung von Land und ähnlichen ohne Zuthun des Menschen entstandenen Productionsmitteln zur Folge hat, so findet er nun p. 185, daß Rente die Vergeltung für ihren Beystand ist, daß dieser Tauschwerth, wie aller andere, eben so wohl von ihrer Brauchbarkeit als Seltenheit abhängt und daß viele Irthümer daraus entspringen, daß man einen dieser Factoren außer Acht läßt; ein Resultat, das früher entwickelt, die Darstellung der Gütervertheilung gar sehr vereinfacht hätte. Als Hauptunterschied der Rente vom Kapitalgewinn und Lohn wird hier noch angeführt, daß diese eines Minimums fähig seyen, weil sie auf einer Aufopferung beruhen, und eines Maximums, weil sie größtentheils von der Zahl der Arbeiter und dem Betrag des Kapitals abhängen: allein ist es denn keine Aufopferung, einem Andern die Nutzung seines Bodens abzutreten; fragt

nicht auch der Grundbesitzer, ob er mehr Vortheil habe beym Anbau seines Bodens für Andere oder für sich selbst; tritt nicht ein Maximum der Bodenrente da ein, wo es vortheilhafter wird, Erdfrüchte auf dem Handelsweg bezuschaffen, als auf dem eigenen Boden deren mehr zu bauen; und ist nicht durch die Unmöglichkeit, einen höheren Preis der Bodenproducte zu erschwingen, mit der Stöckung der Bevölkerung, noch weit entschiedener als bey Lohn und Gewinn, ein Maximum für die Bodenrente gegeben?

Desto mehr stimmen wir dem Verf. bey, wenn er Ricardo's Neuerung, den Lohn hoch oder niedrig zu nennen, je nachdem der Arbeiter einen größeren oder kleineren Antheil vom Werthe des Productes empfängt, für eine höchst unglückliche Aenderung der herkömmlichen Sprache hält, da man hierdurch verführt wird, vom Arbeiter ganz abzusehen und bloß auf das Verhältniß des Lohnes zu den Gesamtkosten zu denken. So gefaßt ist dann freylich schon nach ganz äußerlicher Ansicht eine Zunahme des Gesamtlohns (im Product) mit einem Sinken des Profits verbunden, und umgekehrt, wie dieß die Schule Ricardo's allgemein behauptet. Sonderbar genug ist diese, freylich dem Interesse der Fabrikanten zusagende, Meynung in England schon so verbreitet, daß selbst Fabrikbesitzer in Zeugenverhören des Parlaments sie wie ein Axiom anführen; obwohl sie im Einzelnen doch nur unter der unstatthaften Voraussetzung wahr ist, daß die Preise des Productes sich gleich bleiben, auch wenn die Lohnauslage steigt und umgekehrt. Der Verf. weist nach, welche Mißverständnisse hieraus in Parlaments-Comitees hervorgegangen. Indem er übrigens die herkömmlichen Begriffe von Geld- und Sachlohn adoptirt und zum Lohn des verheiratheten Arbeiters den von Frau und Kindern rechnet \*), bemerkt er

sehr richtig, daß vom Betrag des letzteren alles das abgehe, was ohne Lohnarbeit von Frau und Kindern im Hause selbst für's eigene Bedürfniß der Familie unmittelbar bereitet und geleistet worden wäre, jetzt aber gekauft werden muß; abgesehen von den sonstigen Uebeln, welche für's Familienleben und die Erziehung aus jenem Verkauf der Arbeit von Weib und Kind hervorgehen. Dabey dringt er auf Schätzung des Lohns nach der Leistung, wo es denn allerdings wahr seyn kann, daß ein Engländer nur gleichviel Geldlohn wie ein Franzose erhält; und woraus es sich erklären mag, daß die Einwanderung der weit weniger leistenden Irländer in England den Lohn des englischen Arbeiters weniger drückte, als man befürchten mußte. Der Verf. bemerkt indeß selbst, daß diese Schätzung des Lohns mehr den Fabrikanten interessire; der Arbeiter dagegen sich jedenfalls besser befinde, wenn er bey gleichem Lohne sich weniger anzustrengen habe. Zwar er meynt, die Thatsache, daß unter den englischen Fabrikarbeitern, die 60 Stunden in der Woche vor der Maschine stehen, doch längere Lebensdauer herrsche, als bey der leichteren Arbeit unter dem gemeinen Volke in milderen Klimaten, zeige, daß ein sehr hoher Grad von Anstrengung das Leben noch nicht gefährde: doch wird er uns zugeben, daß die Dauer der Bewegung eines Maschinentheils ein schlechter Maßstab ist für den Werth des menschlichen Daseyns.

Die Höhe des Lohns findet der Verf. zunächst gegeben durch die Quantität und Qualität der Güter, welche während des Jahres zum Verbrauch der Arbeiterklasse bestimmt sind im Verhältniß zur Zahl der Arbeiter; und er hält dieß für so einleuchtend, daß es kaum einer Erläuterung bedürfe. Auch wir haben bereits denselben Satz aufgestellt. \*)

(Schluß folgt.)

\*) Vgl. Meine Untersuchungen S. 243.

\*) Untersuchungen S. 232.

# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. August.

Nro. 161.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Schluß.)

Auf ihn gestützt sucht nun der Verf. mehrere andere Ansichten von den Ursachen des Lohnsatzes zu widerlegen. Insbesondere scheint ihm:

1. Die Behauptung falsch, daß der Lohn vom Verhältniß der Arbeiterzahl zum Gesamtkapital des Landes abhängt, weil in diesem viele Dinge enthalten sind, die der Arbeiter nie verbraucht. Wenn z. B. Seidenwaaren durch stärkere Einfuhr wohlfeiler würden, so könnte der Lohn nicht steigen, wohl aber müßte er sinken, wenn plötzlich die Hälfte der Tabakvorräthe vernichtet, und damit der Preis des Tabaks gesteigert würde. Wie richtig diese Bemerkung an sich ist, haben wir bereits früher anerkannt; doch zweifeln wir, ob die Anhänger des bekämpften Satzes sie als Widerlegung gelten lassen werden. Sie können einwenden, daß der Theil des Kapitals, welcher fortwährend zur Lohnzahlung verwendet wird, stets in ziemlich gleichem Verhältniß zum Gesamtkapital bleibe, so daß man statt seiner das letztere setzen könne; um so mehr, als ja auch die Herstellung von neuem fixen Kapitale nicht ohne Lohnauslage möglich ist. Der Irrthum liegt überhaupt gar nicht darin, daß man glaubt, der Gesamtlohn stehe in einem ziemlich konstanten Verhältniß zum Gesamtkapital (denn am Ende sagt dieß der Verf. selbst, da ja die ganze Masse der

Verbrauchsgüter der Arbeiter, ehe sie an Leztere gelangen, dem Kapitale angehört); sondern darin, daß man die Abhängigkeit des Gesamtlohns vom Kapital für den einzigen und letzten Bestimmungsgrund des Lohns hält, was sich erst durch die Erwägung widerlegt, daß alle Lohnzahlung aus dem Kapitale des Unternehmers nur eine voranschließliche Vergeltung der Arbeit ist und der wahre Lohn erst von dem kommt, der das Product selbst für sein Bedürfnis verwendet. Dieser aber hat zu regelmäßig fortdauernder Vergeltung der Arbeiten Anderer, die er an sich oder in Producten genießt, nur das was ihm ursprünglich zur dauernden Befriedigung seiner Bedürfnisse zu Gebote stand, seine Arbeitsleistungen und die Nutzungen seines Vermögens (Land inbegriffen), sein ursprüngliches Einkommen. Von diesem oder dessen Gegenwerth überläßt er einen Theil dem Producenten für seine Lohnauslage; und so ist also gar nicht das Kapital der wahre Fond, aus welchem der Lohn definitiv gezahlt wird, sondern sämtliche Arbeiten und Kapitalnutzungen, die isolirt oder technisch verbunden die Gesamtmasse der Güter bilden, welche in jeder Periode aufs neue zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Volkes sich darbieten. Bereits oben haben wir gezeigt, daß das umlaufende Kapital der Unternehmer bloß das Hilfsmittel ist, das die Verbindung, Aufbewahrung und den Umsatz jener stets sich erneuenden Arbeiten und Nutzungen möglich macht. Nur so weit es selbst in seiner Nutzung in jeder Periode aufs neue einen Beitrag hierzu liefert, aber nicht an sich, gewährt es einen Gegenwerth zur



dauernden Vergeltung von Arbeiten. Nach alle dem ist aber die vom Verfasser bestrittene

2) Lehre, daß der Lohn abhängt, vom Verhältniß der Arbeiterzahl zu dem Gesamteinkommen der Nation, nicht ganz falsch. Dieses nämlich ist die Summe aller Arbeiten und Nutzungen, die isolirt oder zu Producten verbunden in einer Periode sich zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Volkes darbieten. In diesen Gesamtsfond liefert der Arbeiter seine Leistungen, der Kapitalist die Nutzungen seines Vermögens; und er vertheilt sich in lauter Lohn und Gewinn, die nichts anderes sind, als die Summe der Arbeiten und Nutzungen Anderer, die man theils isolirt, theils in zusammengesetzten Producten für eigene Leistungen oder Nutzungen empfängt. Freylich wäre es richtiger, zu sagen, der Lohn hänge ab vom Verhältniß der Arbeiterzahl zu dem Antheil am ursprünglichen Gesamteinkommen, den die Arbeiter als Vergeltung für ihre Arbeit erhalten und dieß würde genau mit der eigenen Ansicht des Verf. übereinstimmen; indeß ist doch auch das nicht unrichtig, daß in dem Maße die Nachfrage nach Arbeiten und der Lohn selbst wachsen muß, in welchem sämmtlichen Consumenten mehr eigene Arbeiten und Nutzungen zum Eintausch von Leistungen Anderer zu Gebot stehen, oder, was dasselbe ist, je mehr das (ursprüngliche) Einkommen der Nation wächst.

3) Der Verf. leitet daraus ferner den Satz ab, daß der Aufenthalt von Rentnern im Auslande nur dann der Arbeiterklasse schade, wenn das Land Rohproducte ausführe; doch bekämpft er unter

6) die gewöhnliche Meynung, daß die Consumption der Rentner der Arbeiterklasse Beschäftigung und damit Vortheil verschaffe. Wir halten uns indeß hierbey nicht auf, da er unter 6) mehrere Sätze aufstellt, die dem widersprechen, was er mit mehr Rücksicht auf die Erfahrung unter 3) vorgebracht. Doch erforderte diese ganze Untersuchung eine sorgfältigere Begründung durch die Lehre von der Con-

sumtion und den Folgen ihrer Veränderungen, wenn man zu einem befriedigenden Resultate gelangen wollte. \*)

Unter 4) und 5) wird dann die Behauptung berichtigt, daß Maschinengebrauch und Einfuhr von Fremdwaa ren den Arbeitern auf die Dauer anders als vortheilhaft seyn könnten; und zuletzt

7) die Meynung Ricardo's bekämpft, daß die Ausgabe von Renten auf persönliche Dienste mehr Arbeiter unterhalte, als ihre Verwendung auf Gewerbsproducte.

Hierauf kehrt der Verfasser zu seiner Proposition zurück und fragt, wovon denn nun die Masse von Verbrauchsgütern abhängt, die sich der ganzen Arbeitklasse als Gesamtlohn darbietet? Er findet zwey Umstände: einmal die Ergiebigkeit der Arbeit, welche auf Herstellung derselben verwendet wird und dann das Verhältniß der bey dieser Production beschäftigten Arbeiter zur Zahl aller Arbeiterfamilien. Die Ergiebigkeit der Arbeit hängt ihm ab:

- 1) von den körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften des Arbeiters;
- 2) Von der Mitwirkung der Natur in Boden, Klima, Größe des Landes u. s. w.;
- 3) Vom Kapitalgebrauch;
- 4) Von den Staatseinrichtungen, die auf die Wirthschaft Einfluß haben.

Würden nun alle Arbeiter mit Erzeugung von Gütern bloß für die Arbeiterfamilien beschäftigt seyn, so entschiede die Productivität der Arbeit allein über den Lohn. Allein es geht vom Product der Arbeit auch Rente, Steuer und Gewinn ab, oder was dasselbe ist, ein Theil der Arbeiter ist mit Erzeugung von Gütern für die Grundbesitzer, den Staat und die Kapitalisten beschäftigt. Jede Zunahme der Rente, die bloß in Folge der Vermehrung der Bevölkerung erfolgt, jede Steuererhebung für nutzlose

\*) Bgl. Meine Darstellung der Wirkungen des Absenteeism ( Untersuchungen S. 363 fgg.).



Zwecke, schmälert den Lohn. Rente dagegen, die um der vergrößerten Productivität des Bodens willen gegeben wird, ist ein Antheil am Gesamtproduct, der vom Lohne unabhängig ist; und Steuern, ohne welche die öffentlichen Einrichtungen, die das Gedeihen der Arbeit bedingen, nicht denkbar sind, erscheinen als notwendige Kosten der Arbeit. Abgesehen von beyden, theilt sich dann das Gesamtproduct unter die Arbeiter und Kapitalisten in Lohn und Gewinn, nach Maßgabe des zur Anwendung disponibeln Kapitals und der Zahl der Arbeiter: so nach, da über jenes die vorgängige Sparsamkeit, über diese die Lebensweise der Arbeiter entscheidet, eigentlich nach Maßgabe der Sparsamkeit und der sittlichen und wirtschaftlichen Kraft der Kapitalisten und Arbeiter in der nächstvorhergehenden Periode \*).

So zusammengezogen giebt das etwas diffuse Raisonnement des Verfassers ein Resultat, das so ziemlich mit der Ansicht des Referenten übereinstimmt. \*) Dabey können wir aber unsere Bewunderung nicht bergen, daß es dem Verf. gelungen ist, trotz so manchen unrichtigen Vorstellungen und Begriffen, die wir bereits oben berührt haben und die ihm nun in der vorliegenden Untersuchung überall hinderlich waren, so weit vorzudringen. Sein Hauptfehler ist gleich von vornherein, das ganze neue Jahresproduct bloß als Arbeiterfolg; Rente, Steuer und Profit aber als Schmälerung des Gesamtproducts der Arbeit zu betrachten. Nun hängt aber doch offenbar die Masse der jährlich neu er-

zeugten Güter eben sowohl von der Mitwirkung aller Kapitale (Grund und Boden inbegriffen) ab, wie von der Arbeit selbst; Grundstücke und andere Kapitale vergrößern überdies nicht bloß die Ergiebigkeit der Arbeit, sondern ihre Anwendung gewährt Güter, die der Arbeiter allein gar nicht erzeugen konnte; sie verhalten sich ganz wie jene Bodenverbesserung, deren Erfah in der Rente dem Verf. selbst nicht als Lohnschmälerung erscheint (p. 204). Die Nutzungen der Kapitale sind ein so wesentliches und selbständiges Element der Güter, wie die Arbeit; auch die Grundbesitzer und andere Kapitalisten sind Theilnehmer an der Production. So lange daher neben der Persönlichkeit auch das Eigenthumsrecht gesichert ist, verlangen Grundbesitzer und übrige Kapitalisten eben so billig einen Antheil am Gesamtproduct, wie die Arbeiter. In der That ist die ganze wirtschaftliche Thätigkeit eines Volkes nur darauf gerichtet, Arbeiten und Nutzungen unmittelbar fürs eigene Bedürfnis zu verwenden, oder sie vorerst gegen die Arbeiten und Nutzungen Anderer auszutauschen. Die Technik sammt dem Handel geben diesen Elementargütern tausendfältige Formen, zerstreuen sie auf tausend Wegen; aber doch ist die ganze Masse der Producte, die im Verkehr sich befindet, immer nur die Masse der Arbeiten und Nutzungen, die man lieber umtauscht, als selbst verbraucht. Zwen (oder, wenn man den Boden nicht als Kapital betrachtet, drey) große Parteyen liefern diese Productenmasse und theilen sie wieder unter sich; nicht nach friedlicher Uebereinkunft, wie in einer Gemeinwirtschaft, sondern nach dem Gesetz der Selbsterhaltung jeder Partey. Die Arbeiter kommen mit ihrer Leistung, um neben den Leistungen Anderer auch Nutzungen von Kapital zu kaufen; die Kapitalisten suchen für ihre Nutzungen außer andern Nutzungen auch Arbeitsleistungen. Wie nun kleine Aenderungen in der Vergeltung, die jeder Theil erhält, von dem Schwanke des Geschmacks oder der Vorliebe für Producte abhängt,

\*) Da der Verf. die Aufopferung der Abstinenz nicht darin findet, daß der Kapitalist auf die eigene Benutzung des Kapitals verzichtet, sondern darin, daß er die Güter ansammelte, die das Kapital bilden (p. 206), und er früher die Wirkung des umlaufenden und fixen Kapitals nicht ergründet hat, so ist es ihm völlig unmöglich, klar zu machen, wie sich überhaupt der Gewinn vom fixen Kapitale bildet. Der Leser wird sich p. 210 — 212 hievon selbst überzeugen.

\*\*) Staatswirtsch. Untersuchungen, S. 228 — 265.

worin mehr Nuzungen oder mehr Arbeiten enthalten sind, und wie größere Veränderungen im Lohn und Aenderungen in der Zahl der Arbeiter oder der Ergiebigkeit der Arbeit an sich, — im Gewinn aus der Zu- oder Abnahme der Kapitalmasse oder der Aenderungen in der Ergiebigkeit der Kapitale entspringen, haben wir am angeführten Orte ausführlich dargehan.

Was der Verf. am Schlusse seiner Betrachtung der Vertheilung der Güter über die Ursachen der Ungleichheiten des Lohns und des Gewinns in verschiedenen Anwendungen sagt, enthält manche neue Bemerkung; wir können aber nicht mehr darauf eingehen, da ohnehin diese Anzeige die Gränze einer Recension bereits um ein Gutes überschritten hat. Möge die Sorgfalt, mit der wir sie ausgearbeitet haben, dem Verf. als Beweis des Werthes gelten, den wir seiner Schrift belegen.

J. B. W. Hermann.

Particularum graeci sermones negativarum *ou* et *ouj*, *ou* *ouj* et *ouj* *ou* accurata disputatio, locupletissimo documentorum ex omni aevi scriptoribus collectorum apparatu exornata; cui accedit, ubi opus est, et modorum et temporum hoc in genere usitatorum diligens disquisitio, auctore G. F. Gayler, prof. et eccles. Reutlingensis archidiacono. Tübingae et Lipsiae apud C. F. Osiander 1836.

Wenn man vor dem unermeßlichen Weltmeere steht, oder vor einer unübersehbaren Sandwüste, sagt Jean Paul, kurz vor Allem, was ohne Abwechslung oder Unterbrechung zu haben einen großen Raum ausfüllt, so entsetzt in uns das Gefühl des Ungehörens. Ich habe die Meeresgrenze unsers Vaterlandes nie erreicht, was eine Lobi oder Sahara sey, weiß ich nicht zu sagen: aber den Eindruck dieses Buches habe ich auf mich wirken lassen, und nun weiß ich, wie es bei solchen Naturerscheinungen einem zu Muthes seyn kann. Fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig eng gedruckte Vogen oder 447, sage viermalhundert und sechsenundvierzig Seiten mit Verspielen über den Gebrauch zweier einföhligen Wörtchen angefüllt, und mit dumpfem Schweigen immer eine Stelle an die andere angereicht! Wie muß man nicht erstaunen über die verzweifelte Ausdauer des Verf., daß er alle Schriftsteller aller Orten und aller Zeiten vom Anfange bis zum Ende durchgehe, und alle *ou* und *ouj*, die sich in ihnen betreffen ließen, anfingens und in seine Menagerie zusammentreiben konnte! Und nun denke man sich die Ansprüche und den Rangstreit,

der hier unter ihnen entstehen mußte: wie sie zu Kneiseln, sich zu reissen anfingens und einander anzuzerßen drohten! Der muthige Besitzer aber fuhr zu mit einem Balken bewaffnet mitten unter sie; die Thiere entwichen nach rechts und nach links; und was nun links war blieb links, und was rechts war rechts.

Nun fragt man, sobald man sich vom ersten Staunen erholt hat, wozu diese Mühe, dieser Aufwand, diese Macht dienen sollen? Dafür ist aber der Grund nicht so leicht gefunden. Will der Verf. über jene vielbesprochene Partikeln eine neue Ansicht aufstellen und durchführen, weil er die bisher geltenden als unhaltbar erkannt hat? Nein: denn nachdem die Erklärungen und Definitionen aller alten und neuen Grammatiker und Verifigraphen in derselben Weise wie die Beispiele der Schriftsteller nacheinander mitgetheilt und ausgeführt worden sind, wird der Schluß gezogen, daß von der allgemein herrschenden Hermannischen Ansicht nicht abgegangen werden dürfe: aliud fundamentum quam illud, *ou* negat rem, *ouj* cogitationem rei, non dicitur faciendum esse. So will er vielleicht dieses System gegen gefährliche Angriffe vertheidigen, indem er geböt hat, daß dasselbe verkauft gemacht und erschüttert worden sey, ja daß man es sogar bereits zu verlassen anfange? Keineswegs: denn seine Kenntniß der Litteratur in dieser Hinsicht reicht gerade nur bis auf Hermann und einige seiner Anhänger. Ref. hatte ihn im ungegründeten Verdachte böswilliger Uebergewalt oder Verschweigung gewisser Gelehrten und ihrer Leistungen, überzeugte sich jedoch bald, daß, was ihm Ignorieren geschienen, Ignoranz sey.

Wir wollen jedoch die Möglichkeiten von Gründen zur Verabfassung dieses Buches nicht weiter zu erschöpfen suchen, sondern kurz sagen, wie wir glauben, daß es sich damit verhalte.

Der Verf. hat gleich andern redlichen und wohlbedenkenden Leuten vermittelst der Hermannischen Lehre eine deutliche Erkenntniß und klare Anschauung gewinnen können, war aber trotz dem nicht im Stande, dieselbe zu verabschieden, weil er kein neues System sich zu bilden vermochte: und nun will sein Buch die Geschichte sammt den Denkmählern solcher Sibypischen Kingens überliefern. Ein Document und Cabinetsstück für den Psychologen ist daher dieses Buch: denn es zeigt, wie der Irrthum in solchen Köpfen gähre, und wie er sich so gewaltig in seinen Selbsterzeugungen vervielfältige. Warum wird über diese und jene Dinge ohne Anhören so unendlich viel geschrieben, daß selbst die Bibliotheken die Masse nicht zu fassen vermögen? Es ist der Irrthum, der sich quält und bläht und anschwellt. Warum ist die neuere Zeit so reich an Büchern und Gelehrten? weil sie nicht bloß an Wissenschaft, sondern auch an Irrthum viel reicher als die alte ist.

Dr. J. Hartung.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. August.

Nro. 162.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

## Intelligenzblatt.

### Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 2. July d. J. hielt der Sekretär derselben, Max Freyherr von Freyberg folgenden Vortrag.

#### Ueber die Agilolfinger.

##### §. 1.

In den Legibus Bajoariorum heißt es: Dux qui praeesit in populo semper de genere Agilolfingorum fuit.

Da die schriftliche Aufzeichnung dieser Geseze in das erste Drittheil des VII. Jahrhunderts fällt, so folgt aus dieser Stelle, daß die Fürsten der Bajoarier wenigstens schon während des Verlaufes des VI. Jahrhunderts aus dem Geschlechte der Agilolfinger waren.

Der erste bayerische Fürst, den wir dem Namen nach kennen, ist „Garibaldus rex,“ dessen historisches Daseyn unter andern aus einer Stelle des Paulus Diaconus bewiesen ist.

Da nun aber Garibald von den Jahren 555 bis 595 geherrscht hat, so kann er nicht der erste Fürst aus dem Geschlechte der Agilolfinger gewesen, sondern es müssen auch seine Vorfahrer auf ein Jahrhundert zurück diesem Hause entstammt seyn.

##### §. 2.

In der Briefsammlung Cassiodors befinden sich zwei an einen König der Heruler gerichtete Schreiben.

In dem einen derselben adoptirt Theodorich, König der Ostgothen, diesen Fürsten der Heruler zu seinem Sohne, und verspricht ihm seinen Schuß; in dem zweyten gleichzeitig auch an die Könige der Thüringer und Warner gerichteten Schreiben, wird der Herulerfürst aufgefodert, gemeinschaftlich mit jenen Königen Vorkämpfer an den Chlodwig abzuschicken, um ihn von einem Kriege mit

dem Westgothen Alarich abzumahnern. Theodorich bedient sich, um den König zu diesem Schritte zu bewegen, des Motivs der Furcht und der Dankbarkeit, indem er einfließen läßt: Sie sollen bedenken, daß im Falle Alarich unterläge, Chlodwig demnächst seine Waffen wider sie kehren würde. Zugleich möchten die Heruler auch eingedenk seyn, wie oft bereits Eurich, der Vater Alarichs, durch seine Zwischenkunft drohende Verletzung von ihnen abgewendet habe.

Es fragt sich: wo hatten die Heruler, an deren König diese Briefe Theodorichs gerichtet sind, ihren Wohnsiß, und aus welchem Geschlechte war dieser ihr König?

Ich glaube mich nun nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese Heruler in dem bald darauf als Bajoarier bezeichneten Lande ihren Wohnsiß hatten, und daß ihr König das Herrscherhaus der Agilolfinger begründet habe.

##### §. 3.

Die Begründung dieser Behauptung möge aus Nachstehendem hervorgehen:

1. Die Briefe Theodorichs müssen einige Zeit nach der Besiegung Odoacers geschrieben worden seyn, und fallen also ihrem Datum nach in das Ende des V. oder in den Anfang des VI. Jahrhunderts. Um diese Zeit aber finden wir nirgends Heruler als eben in Bajoarien und in Unter-Pannonien, welche letzteren damals noch durch die Longobarden von ihren westlichen Stammgenossen getrennt waren. An den König der eben erst in Pannonien eingewanderten Heruler kann nun wenigst das letztere Schreiben nicht gerichtet gewesen seyn, denn:

a) diese hatten weder von Chlodwig Etwas zu fürchten, noch von Alarich Etwas zu hoffen. Auch könnte die Erinnerung an eine von letzterem ihnen früher zugewendete Hülfe Eurichs auf das eben erst aus Skandinavien und von der Ostsee nach Pannonien kommende Volk keine Anwendung fin-



den. Endlich ist nicht abzusehen, in welche Verbindung dieses an die untere Donau eingewanderte Volk mit den Thüringern und Warnern gebracht werden sollte.

Dagegen paßt das Schreiben, als ein an den König der in Bajorien wohnenden Heruler gerichteter, vollkommen in die damaligen Verhältnisse. Diese Heruler waren, wie das Ergebniß der neuesten Untersuchungen zeigt, im V. Jahrhundert durch die Gothen aus den östlichen Donau-Gegeuden immer weiter nach Westen herauf gedrängt worden, und hatten zuletzt, in Gemeinschaft mit Skyrischen und Rugischen Stämmen, Besitz der Gegenden diesseits der Donau bis an den Lech genommen. Ein Theil dieser Völkerschaften zog kurz darauf unter Odoacers Anführung nach Italien, und dieser ihr Führer riß die Herrschaft dieses Landes an sich, wo er sich dreizehn Jahre lang als König behauptet hat. Erst ein aus Rache gegen seine eigenen Stammgenossen — die Rugier an der Donau (im heutigen Oesterreich) im Jahre 487 unternommener Krieg veranlaßte seinen Sturz. Denn die Rugier suchten Hülfe bey den Ostgothen, deren König Theodorich nun über die Julischen Alpen heranzieht, und die aus Herulern, Skyren und Lurzelingern gebildeten Heere Odoacers am Isonzo und um den Etsch besetzt (489).

- b) Auch noch eine weitere Stelle in Cassiodors Briefsammlung beweiset dieß Beynen der Heruler im heutigen Bayern, nämlich ein an die Magistrate in Pavia gerichteter Auftrag, daß sie für einige nach Ravenna beschiedene Heruler Schiffe bereit halten, und für ihre Bewirtung Sorge tragen sollen, „ne in patria nostra adhuc provinciae suae laborare videantur inopia.“ Also die über die nördliche Gränze kommenden sollen bey dem Eintritte aus ihrer Provinz in das italienische Gebiet nach Ravenna überführt werden. Daß hiebey nicht eine Schiffsahrt auf dem Meere, sondern auf dem Po gemeint ist, zeigt der Auftrag an die Behörde in Pavia. Wo anders könnte nun diese Provinz der Heruler gesucht werden, als in dem nördlich zunächst an Italien gränzenden Bajorien?
- c) Auch Englspins (Vita S. Severini 25.) bezeugt, daß um jene Zeit Heruler sich in der Gegend des heutigen Salzburger Landes aufgehalten haben, indem er von der Zerstörung Juavias durch dieselben spricht. Als nördliche Nachbarn dieser Heruler nennt er die Thüringer.
- d) Endlich läßt sich der Beweis auch negativ bekräftigen. Es war dem Könige der Ostgothen darum zu thun, einem Kriege mit den Franken vorzuzukommen. Deswegen ist ihm an der Aufrechthaltung der zwischen seinem Reiche und jenem Chlodwigs wohnenden drey Völkerschaften, nämlich der

Heruler, Thüringer und Warner, gelegen. Die Wohnsitze der Thüringer und Warner nahmen die Gegenden nördlich von der Donau bis an die Weser ein. Die Heruler müßten also nördlich oder südlich von diesen Gegenden gewohnt haben. Allein nördlich ist das Land bereits im Besitze der Sachsen oder Friesen. Also bleibt nur die südliche Gegend, nämlich Bajorien als das den Herulern anzuzuwiesende Land, so wie denn auch der dem Könige dieses Volkes von Theodorich zugesicherte Schutz auf entfernte Wohnsitze nicht passen würde.

#### §. 4.

Eine Stelle bey Isidor (hist. Goth.) in Verbindung mit einer andern Stelle des Panegyricers Ennodius (Pan. c. 10.) enthält die Nachricht, daß nach Odoacers Untergang sein Bruder Konulf noch einen Krieg gegen Theodorich gewagt habe, und zwar mit Hülfe Herulischer Schaaren. Dieser Konulf, oder Wulf, war nach seines Vaters Etscho Tod Beherrscher der Skyren geworden, welche, wie schon berührt, mit den stammverwandten Herulern von den Gothen heraufgedrängt worden waren. Schon das Geseh der Blutrache mochte den Konulf vermocht haben, dem Theodorich den Tod seines Bruders Odoacer an der Spitze der Heruler und Skyren mit einem Kriege zu vergelten. Allein er würde besigt und wieder in die Donaugegenden zurückgedrängt.

Nun mochte einerseits die Tapferkeit Konulfs den großen König vermocht haben, — und mancher Ausdruck des bekannten Briefes läßt dieses vermuthen, — den Besiegten durch Adoption und Uebersendung prächtiger Waffen zu ehren, anderseits lag es seiner Politik nahe genug, ein freundschaftliches Verhältnis mit den jenseits des römischen Rheins wohnenden Herulern und Skyren, seineren Kriegen mit diesen so tapfern als fähnen Völkern vorzuziehen, um so mehr, als er gegen die mächtigen Franken der Bundesgenossen bedurfte. Aus diesem Allen ergibt sich nun aber, daß der König, an welchen die schon öfter erwähnten Schreiben des Gothenkönigs gerichtet sind, nicht wohl ein anderer seyn kann, als eben der genannte Konulf.

Hiermit stimmt denn auch die Zeitrechnung vollkommen zusammen; denn jene Briefe müssen zwischen den Jahren 495 und 505 geschrieben seyn. Und gerade in diesem Jahrzehent stand Konulf an der Spitze der Heruler und Skyren.

#### §. 5.

Also Etscho und Wulf (Konulf) sind uns als Führer der Skyren bekannt.

Etscho und Wulf sind auch die Namen, welche in dem spätern Welfischen Hause häufig abwechselungsweise vorkommen.

Schon aus dieser Vorkommenheit läßt sich auf eine Abstammung dieser spätern Welfen von jenem skyrischen



Zürstengeschlechte der Schluf ziehen. Nicht einem Zufalle, nicht einer Willkür, darf eine solche Wahl zugesprochen werden — an wenigsten in einer Zeit, welche die Abstammung so hoch in Ehren hielt.

Aber dieser Schluf wird auch noch bekräftigt durch das Besitztum der Welfen. Diese sind Herrn im Vinthgou (vallis venusta), Herren an den Engpässen bey Jüssen (in faucibus alpium juliarum); Ammergau und die Gegend von Skyrantia ist ihre Patriam. Von hier aus dotiren sie die Klöster Notenburg und Steingaden, und stiften Ettal, Ettichos Thal, und jener Welfe Etticho, Vater der Kaiserin Judith, reitet aus Namuth über seinen Sohn, der sich zum Vasallen hinzugeben, in den Skyenwald, in die einsame stürke Umbiego: so lauter war sein Stolz auf seine königliche Abkunft!

Ein Welfe war auch jener Comes Bajoariorum in Bogen und Herr der dortigen Kastelle, welcher mit dem Herzoge von Trident in Krieg gerathen.

Ein Oßgand (Wolfsbart) stiehet mit bajoarischen Schaaeren wider die Longobarden. Ein Gund (Gunzo) bald ist der Sohn Grimualds, der Bruder der Theodolabe (590), ein Gunzo praefectus Augustae provinciae et Rhaetiae, fördert die Stiftung des Klosters St. Mang bey Jüssen, ein Rudolf, Gemahl der Jdda, wird Vater Welfs genannt, obigen Gunzo folgt Etichus (Etticho) in seinem Amte nach. Ado, der Bruder Rodwalds, wird dux fori juliani genannt, und dieser Rodwald ist Stammvater der Welfen in Alemannien. Ado ist gleichlaurend mit Adalbert, und kommen die Adalberte und Rudolfse, so wie Welf und Etticho in Geschlechte dieser mächtigen Fürsten, wie schon angedeutet, immer wieder vor, früher und später; denn auch im X. Jahrhundert heißen Heinrich des Welfen Söhne Etticho, Rudolf und Conrad, und vermaufchte Conrad, welcher Bischof in Constanz war, seine ererbten Hausgüter gegen jene seines Bruders Rudolfes, die da gelegen waren in Rhätien und Elsaß. Denn schon vor Carl des Großen Zeit blühten die Welfen in Alemannien und Elsaß, und hatten ihre Panier über den Zura nach Burgund getragen, und rühmten sich die Häuser Habsburg, Zähringen und Lothringen der Abkunft von diesem Stamme. Als Burgund kehre nun auch jener Oskar (Odoacar) zurück, kam in seine Stammlande gemeinschaftlich mit seinem Bruder Adalbert, um das Kloster Tegernsee auf seinem Patriamontum zu stiften. In diesem Sinne klärt sich nun auch jene Stelle in den ältesten Annalen dieser Abtes auf, wo es heißt, die Stifter seien gewesen de partibus Noricorum, Carolo Magno consanguinei, quorum Adalbertus novem comitatus possedit in Bavaria, alter vero Otecar ducatum tenuit in Burgundia!

Doch wir wollen hier Umgang nehmen von diesen großen Herrlichkeiten des Welfischen Hauses in den Alemannischen Gaue und den Ländern jenseits des Rheins

und nun in Betracht nehmen ihr Patriamontum und Allode in den Urbergen dieses Zürstengeschlechtes, nämlich in Rhätien und Bajoarien. Hier finden wir sie begütert in den Gegenden jenseits des Brenners, durch das Innthal herab bis herüber nach Ettal, Tegernsee, Ammergau, Wolfratshausen, und westlich in dem Vinthgou in den Julischen Alpen, in Graubünden bis Jüssen und entlang des Ledes.

Woher käme nun den spätern Welfen dieses Besitztum, gerade in den Gegenden, von welchen aus jener Welf, Odoacers Bruder, an der Spitze der Skyren und Heruler wider Theodorich in den Krieg gezogen, gerade in den Gegenden der Ekrainz und des Skyenwaldes, wenn sie nicht Nachkommen dieses Welfs gewesen, der ein Jüßz der Skyren war?

### §. 6.

Wenn aber die Welfen von jenem Welf, dem Bruder Odoacers, und Sohne des Skyrenfürsten Etticho abstammten, so sind sie auch nothwendig eines und desselben Geschlechtes mit den Agilolfingen.

Und hierauf weist nun unter andern das Zeugniß des Theganus, eines Zeitgenossen Carl des Großen hin, welcher sagt: „Ludovicus (rex) accepit filiam Welfi ducis, qui erat de nobilissima stirpe Bajoariorum.“ Theganus, der wohlunterrichtete, nennt hier ausdrücklich jenen Welf einen Agilolfinger.

Und der heil. Friedrich sagt zu König Ludwig: Habes conjugis loco Juditam tibi sanguine propinquam, Guelphi Bavarorum ducis filiam.

Und aus diesen Zeugnissen entnehmen wir denn:

- 1) eine nahe Stammverwandtschaft zwischen den Welfen und Agilolfingen, und der erstern durch die letztern mit den Carolingen; und
- 2) umgekehrt auch eine Befähigung der gemeinschaftlichen Abkunft dieser beyden Fürstenhäuser von Etticho, dem Könige der Skyren.

### §. 7.

Wenn nun aber gleich die Welfen mit den Agilolfingern ihren Ursprung gemeinschaftlich bis auf jenen Etticho, den Fürsten der Skyren, und jenen Welf, König der Heruler, hinaufreihen, so ist doch die Stammelinie der Agilolfinger die bevorzugte, und also höchst wahrscheinlich die von dem erstgeborenen Sohne Welfs auslaufende. Wenn also einerseits agilolfingisches Patriamontum und Allode an den Skyrenischen Urbergen vermischet mit Welfischen vorkommt, so tritt nun zu Gunsten der Agilolfingischen Linie auch noch das hinzu, was einem Könige der Heruler zukömmt. Daß die Heruler das prädominirende unter den Völkern gewesen, welche von den Gothen herausgedrängt, sich in Bajoarien niedergelassen, geht schon aus dem Zusammenhalte dessen, was wir von der Geschichte dieses Volkes wissen, — ganz bestimmt aber aus dem Umstande hervor, daß Theo-

dorch in seinem Schreiben den Fürsten der in Bajorien wohnenden Volksstämme einen König der Heruler nennt. A potiori fit denominatio. Theodorich hatte die großen Eigenschaften Wulfs in dem Kriege kennen gelernt, welchen dieser Fürst der Skiren und Heruler, um die Ermordung seines Vendors Odoacer zu rächen, gegen die Ostgothen unternommen, er hatte ihn besiegt, ja entwarf, und das bajorische Land, so weit das Gebirge reicht, militärisch besetzt. Allein er wußte — selbst .geoff, die großen Eigenschaften seines Feindes zu ehren; und als Chlodwig seine drohende Macht entwickelte, als es galt, einen gefährlichen Kriege gewachsen zu sehn, benützte der Beherrscher der Gothen diesen Moment, sich die Bajorier aus Begnern zu Bundesgenossen zu machen, und die Freundschaft ihres Königs Wulfs dadurch zu gewinnen, daß er ihn zum Sohne adoptirte, und ihm ein herrliches Geschenk von Waffen übergeben ließ, — von Waffen, die nach den Worten seines Briefes hindeutend auf die von Seite der Franken drohende Gefahr, den Bavern sowohl als den Gothen zum Schutze zu gereichen haben werden.

Von diesem Wulf, — dem Fürsten der Heruler sowohl als der Schyren, ist auf seine Nachfolger — die Agilolfinger — all das Besitztum übergegangen, über welches diesen, als den Beherrschern des Landes, das Verfügungsrecht zustand. Und ergibt sich denn hieraus unter andern auch die Deutung der Notizen, die wir über die Vergabung so vieler Güter an die Stiftungen im salzburgischen Lande, und über die Fundation des salzburgischen Erzstiftes selbst durch die Agilolfinger besitzen. Denn hier vorzüglich, an dem Inn und den Gebirgen und an der Salza hatten die Heruler ihre Wohnsitze genommen, so wie wir denn aus St. Severins Biographie namentlich wissen, daß sie ihre Ankommen in dieser Gebirgsprovinz, freilich etwas unfeindlich, durch Zerstörung des römischen Juvavias denkwürdig gemacht.

### §. 8.

Diese Zerstörung Juvavias und die Gründung des salzburgischen Erzstiftes auf den Ruinen dieser römischen Kolonie soll nun auch in Zusammenhange mit zwey wichtigen Begebenheiten gebracht werden, welche in den ältesten Aufzeichnungen dem VI. Jahrhunderte zugerechnet werden. Die eine von diesen ist der von mehreren Chronikern gemeldete Wiederinzug der Noiker an der Spitze ihres Fürsten Theodo, in das Land, aus dem sie vertrieben worden waren, und ein von diesem Fürsten bei Oetting über die Römer erfochtener Sieg. Die zweite jener Begebenheiten ist die Ankunft des heiligen Ruprechts in Bayern.

Was nun jenes Wiederherbeziehen der Noiker in die verlassene Heimath und die in das Jahr 520 gesetzte Besiegung der Römer bei Oetting betrifft, so waldet hier offenbar ein Zeitverstoß ob. Da nämlich im

VI. Jahrhundert keine Römer mehr in Bayern vorkommen, muß diese Begebenheit auf ungefähr ein halbes Jahrhundert hinaufgerückt werden. Hier stimmt sie dann offenbar mit dem Einmarsche der Heruler und Skiren überein, welche, wie wir aus der Lebensgeschichte des St. Severins wissen, um das Jahr 474 auf ihrem Zuge Juvavia zerstörten. Die bezeichnete Schlacht gegen die Römer in der Gegend von Oettingen mußte dieser Zerstörung nothwendig vorausgehen. Auch haben die meisten Entdeckungen wirklich Spüren eines solchen Schlachtfeldes in der bezeichneten Gegend zu Tage gebracht, wie erst kürzlich in einem akademischen Vortrage des Hrn. Legationsraths von Koch-Sternfeld näher erörtert worden ist.

Die Bemerkung, daß ein Theodo an der Spitze der hereinziehenden Römer gesichtet, und daß diese Stämme hier ihre verlassene Heimath eigentlich nur wieder erobert, lassen wir vorläufig auf sich gestellt bleiben.

### §. 9.

Daß das Ankommen des heiligen Ruprechts in Bayern in das Ende des VI. und des VII. Jahrhunderts falle, nämlich Ende des Jahr 580, ist in einer diesem Gegenstande gewidmeten Abhandlung des Benediktines H. Michael Filtz kürzlich mit so siegenden Gründen nachgewiesen worden, daß ich mich füglich hierauf berufen kann.

Die Hauptschwierigkeit scheint bei dieser Annahme einer so frühen Ankunft St. Ruprechts in Bayern darin zu liegen, daß ausdrücklich gemeinet wird, „quidam dux Bawariae regionis Theoto“ habe St. Severin zu sich gerufen, und auf das feneitichste in Regensburg empfangen. Da nun gleichzeitig ein Garibaldus rex Bajoriorum historisch bekannt ist, so muß angenommen werden, daß auch gleichzeitig neben diesem Garibald ein Theodo in Bayern Fürst gewesen sey.

Aber dieser Annahme stehen nun auch eben keine gegründeten Bedenken entgegen. Denn da mehrere Abtheilungen von Herulern und Skiren gleichzeitig herauf gezogen waren, um die ursprünglich von den Bojern bewohnten Gegenden in Besitz zu nehmen (wie wir daraus entnehmen, daß sich an der Donau sowohl, als in Tyrol, Schwabe und Herulische Ortsbenennungen finden), so kann sehr wohl neben jenem Wulf, der an der Spitze des Hauptheeres der Skiren das Gebirge besetzt hatte, auch ein zweyter — wohl aus demselben Fürstenthume stammender Führer, mit einer andern Abtheilung von Skiren sich im nördlichen Bayern niedergelassen haben.

Auch kann es der Fall seyn, daß sich erst später der Herrscher-Stamm in zwey regierende Linien getheilt habe.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Augst.

Nro. 163.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

## Intelligenzblatt.

### Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 2. July d. J. hielt der Secretär derselben, Max Freyherr von Freyberg folgenden Vortrag.

#### Ueber die Agilolfinger.

(Schluß)

Diese Annahme von zwey gleichzeitig im damaligen Bayern regierenden Fürsten, stimmt auch mit dem, was wir über die politische Geschichte jener Zeit wissen, vollkommen überein. Zwar wiew die in Regensburg residierende Linie zu jener Garibalds von den Chronisten in ein feindseliges Verhältniß gestellt. Diese Chronisten nennen übrigens einstimmig den Theodo als den ersten Fürsten der Bajuvarier, auf welchen Odilo gefolgt, der durch Garibald verdrängt worden sen, bis die fränkischen Könige den Fürsten der Theodonischen Linie wieder zur Herrschaft geholten. Ein solches feindseliges Verhältniß zwischen zwey Linien desselben Fürstenhauses, kömme nun leider in der Geschichte nur zu oft vor, und wird hier noch durch die geographische Lage der jeder dieser Linien zukommenden Provinzen motivirt. Die Linie Garibalds erhielt nämlich nach dem Sturze der Ostgothen die Langobarden zu sehr gefährlichen Nachbarn im Gebirge, während die sich über die Donau und den Nordgau erstreckende Provinz des Theodonischen Zweiges, nach der Ueberwältigung der Thüringer nun von den siegreichen Franken das Meiste zu fürchten hatte. Daber ist das sich Anschließen Garibalds an die Langobarden eben so erklärbar, als die durch die Macht der Gefahr den Theodonen abgezwungene Freundschaft mit den Franken. Auf diese Freundschaft scheint nun auch jene Stelle in der Lex Bajuvarorum hinzunweisen, welche lautet: „Dux (illorum) semper de genere Agilolfingorum fuit, quia sic Regis Antecessores natini concesserunt eis qui fideles Regi fuerunt.“ Also jene Linie des Agilolfingischen Hauses, welche mit

den Franken in ein Bündniß getreten war, wurde bey dem Regimente gehandhabt. Dieses weist nun ferner offenbar auf jenen von den Franken in der zwenten Hälfte des VI. Jahrhunderts gegen die Langobarden geführten Krieg hin, ten welchem der mit Autharis innigst verbundene Garibald auf Seite des letztern getreten war, und hierdurch mit seinen eigenen — den Franken verbündeten Stammgenossen in einen Krieg verwickelt wurde, in Folge dessen er aus Bayern verdrängt worden ist, bis er später gleichwohl wieder zur Herrschaft gelangte.

§. 10.

Ein näheres Verhältniß zwischen Garibald und den Langobarden kann übrigens nicht vor dem Jahre 568 statt gefunden haben, da erst um diese Zeit die Langobarden das nördliche Italien besetzt haben. Es ist also noch der Zeitraum vom Jahre 526, in welchem Theodorich gestorben, bis zum Untergange des Ostgothischen Reiches in Betracht zu ziehen.

In diesen Zeitraum fällt vor Allem die Besiegung der Thüringer unter Hermanfried, durch Dietrich den König der Franken, wodurch die fränkische Oberherrschaft nun unmittelbar bis an die Gränze Bajuvariens vorgedrückt wurde. Von einer Ueberschreitung dieser Gränze von Seite Dietrichs wird aber von keinem Annalisten Etwas gemeldet. In dem Ostgothischen Reiche war auf Theodorich Atharich, und auf diesen Theodat, und bald darauf Vitiges (537) gefolgt, welchen Justinian durch Belisar bekriegte, und ihm hiedurch Anlaß gab, die Hilfe der Franken, unter Verzichtung auf alle gothische Herrschaft diesseits der Alpen, nachzusuchen. Hierauf ist im Jahre 559 Dietrich wirklich mit einem starken Heere durch Ligurien in die Lombarden gezogen. Allein da es den Franken mit diesem Kriege nicht Ernst gewesen, und Italien von ihnen bald wieder geräumt wurde, endigte derselbe mit einem völligen Triumph Belisars, und der Hinwegführung des Vitiges nach Constantinopel. Bald darauf wählten die Ostgothen den Idibald, einen Nefsen des Westgothischen Theudis zum Könige, welchem nach kurzer Frist Totilas gefolgt ist, der die



nächsten zehn Jahre fast beständig gegen die Feldherren Justinians Besitz und Marses zu kämpfen hatte. Denn Justinian gab den Gedanken und die Anstrengung nicht auf, das römische Reich in Italien aufrecht zu erhalten, und zu diesem Zwecke die Ostgothen durch fortgesetzte Kriege gänzlich aufzureiben. Dieses ist ihm auch zuletzt nur so wehr gelungen, als die Franken den Gothen eine ergiebige Hilfe nicht leisten konnten, oder nicht leisten wollten. Und so ist denn das ostgothische Reich, nachdem sein letzter König Tejas in einer Schlacht gefallen war, untergegangen, und das nördliche Italien bis zum Eindringen der Langobarden wieder vorübergehend unter römische Oberherrschaft zurückgekommen.

Von einer nähern Verbindung, oder einer Theilnahme der Bajuvarien an den Kriegen der Ostgothen während dem Verlaufe des eben besprochenen Zeitraums, ist nirgends die Rede. Eben so wenig aber auch von einer Belagerung oder Ueberwältigung Bayerns durch die Franken.

Die erste Besetzung der Thüringer fällt in das Jahr 528, allein noch 25 Jahre lang hatten die fränkischen Könige gegen die Thüringer bis zu deren völligen Unterwerfung zu kämpfen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts ein Kriegszug der Franken gegen die Bayern habe unternommen werden können; da die Könige der Franken während dieses Zeitraums theils mit Kriegen unter sich selbst in den gallischen Pyrenäen, theils mit der Unterwerfung der Burgunder, theils mit Einfällen in das obere Italien, hinreichend beschäftigt waren.

#### §. 11.

Da einerseits die Gränzen des fränkischen Reiches im Norden bereits bis in die Nähe der Donau und Naab vorgerückt worden, — und im Südwest die Könige der Ostgothen ihre Herrschaft über das Abthätische Gebirge auszuüben gezwungen waren, so hat sich ein überwiegender Einfluß der fränkischen Macht auf das Bajuvarische Fürstenhaus während des zuletzt besprochenen Zeitraums wohl von selbst schon geltend machen müssen. Aber erst während der Herrschaft der Langobarden im oberen Italien hat dieses Verhältnis zwischen den bayerischen und fränkischen Herrschern eine bestimmtere Gestalt angenommen. König Garibald hatte nun wieder eine festere Stütze gewonnen, um Bayerns Unabhängigkeit den Franken gegenüber aufrecht zu erhalten. Diesen letztern aber lag, da es — wie unvermeidlich war, über bald zu einem Kriege mit den Langobarden kam, Alles daran, die Bajuvarier von den Langobarden getrennt zu wissen. Der Versuch, diese Trennung auf freundschaftlichem Wege, nämlich durch die Vermählung der Waltrude mit Garibald zu erwirken, führte nicht zum Ziele, vielmehr trat der König späterhin mit den Langobarden durch Vermählung seiner Tochter Theodolinde mit Autharis in die engste Verbindung. Es mußte also wohl

zuletzt zu einer Entscheldung durch die Waffen kommen. Gleichwohl geschah dieses nicht vor dem Jahre 598. Erst damals wurde, wie sich aus der Vergleichung der besten Zeugnisse ergibt, Garibald durch Childobert und mit Gewalt aus Bayern verdrängt.

Garibald hat nach dem Zeugnisse Fredegars und Paul Diakons Söhne hinterlassen (Grimoald und Gundoad), aber keiner derselben ist ihm in der Regierung gefolgt. Vielmehr ist nun Tassilo Herrscher über Bayern geworden unter Zustimmung des fränkischen Königs.

Daß auch dieser ein Agilolfinger gewesen, geht schon aus dem bereits angeführten Titel der *lex Bajuvarorum* hervor. Eben so ist durch andere bewiesen, daß noch im das Jahr 580 ein Theodo in nördlichen Bayern regiert. Wie können also nicht umhin, in Verfolg der früheren Zusammenstellung in diesem Tassilo einen Nachkommen dieses Theodo zu erkennen. Diese Annahme ist auch durch die ganze politische Lage jenes Zeitpunktes verbürgt. Der Vater hatte sich den Franken zu gefährlich gezeigt, als daß dem Sohne die Succession in die Regierung hätte zugestanden werden können. Diese ist also auf die dem fränkischen Königshause verbündet geliebte Theodonische Linie übergegangen, »sic concesserunt Reges (Francorum) eis qui de genere illorum (Agilolfingorum) fideles regi erant. (Lex Bajuw. T. 3. c. 1.)

#### §. 12.

Fassen wir aber den hohen Namen Agilolfinger fester ins Auge, zurück gehend nach seinem Ursprunge und Herkommen, so werden wir hinangeleitet zu dem gotthischen Heldeuhause der Amaler. Denn es führen die Könige der Ostgothen ihren Stamm bis zu Agiulf, dem Vater Eduilfs, Waldulfs, Hermanrichs und Anslas; und ist der große Theodorich, der Sohn Theodoms, im vierten Gliede von Agiulf entsprossen.

Zwar gehören unserer Erörterung zu Folge die bajuvarischen Agilolfinger dem Volke der Skyren und Heuler an, und trägt sich also, wie wir sie an die Gothen hianbringen? Aber die nahen und engen Verhältnisse der Skyren und Heuler zu den Gothen bedürfen wohl keiner weitwendigen Erläuterung. Vor allem gehören sie schon derselben Volksklasse an, die von den nördlichen Küstenländern ihre kriegerischen Schaar unter kühnen Stammhäuptern in alle übrigen Theile Europas entsendete, zum größten Theile aber sich späterhin entlang der Donau niedergelassen hat. Dahin gehören (nach dem Zeugnisse des Plinius, Tacitus und Prokopius u. a.) auch die Angler, Warner und Burgundionen; und mit den Gothen, ihren ursprünglichen Volksoberwankten, zogen auch die Heruler und Skyren an die Donau und wir finden sie zusammen in Pannonien. Aber immer waren es Gothen, die das Uebergehircht behaupteten, und die Könige aus dem an Heldeu reichen Hause der Amaler, der Unbestekten, waren wie Wesen höheren Ranges geachtet, und auch von



edlem Stolze auf ihre Wäde und Abkunft durchdrungen. Nicht immer sind aber die Urfprungssich verwandten Völker in freundschaftlichen Verhältnissen unter sich geblieben, sondern in vielfältigen Kriegen haben ihre Könige wechselseitig um die höchste Macht gebuhlet, oder um Blutrache in Familienzwisten das Schwert geführt. So hat der dem großen Alexander vergleichbare Hermanrich die Heruler unter ihrem Fürsten Alarich nuzter sich gebracht. Später hat Valamir einen Theil der Skyrer fast gänzlich vertilgt. Und doch sind es gerade die Heruler und Skyrer gewesen, die zuletzt das Reich der Ostgothen überdauert haben.

Bei solchen Verhältnissen ist es wohl nicht befremdend, bei Kriegsschaaren, die aus derselben Völkermasse hervorgehen, auf eine Verwandtschaft ihrer Zücker zurückzuführen; nicht befremdend auch, daß wir mit dem Ursprung unseres Agilolfingischen Herrscherhauses auf jene der gotthischen Fürstenhäuser hinan wollen. Haben doch außer den Agilolfingern, so viele der in den ersten Jahrhunderten unserer vaterländischen Geschichte uns entgegenretende Namen, gotthische Klänge, besonders wenn wir die Langobarden und Thüringer als gleichfalls zu jener Völkermasse gehörend hinzunehmen.

Schon der erste der Könige des Langobardischen Volkes wird Ago genannt, der sich mit den Seinen zuerst in Sphringa (Merland) niedergelassen. Ihm folgte Agilmund, und heissen die spätere langobardischen Fürsten und Fürstinnen Audoin, Gisulf, Aluar, Odvold, Taro, Wacho, Arbold, Rothar, Arichold, Grimvold, Gundvold, Gisulf, Cumbert, Regindert, Einperr, Einperra, Einperga, Walderada, Gist, Sigtrand, Adalgisus, lauter in den bayerischen ältesten Urkunden vorkommende Klänge. Einer der langobardischen Könige heißt aber hauptsächlich Agilolf, und wird von Rothar, seinem zweiten Nachfolger, ein Thüringer genannt. Wie oft kommt nun ferner der gotthische Name Theodo nicht in dem bayerischen Lande entgegen; und wie weisen nicht absonderlich alle jene aus Wulf zusammengezeichneten Namen auf gotthische, skyrische, herulische Abkunft hin, so wie denn selbst der westgotthische Theodorich den dort überwundenen Sueven einen Agilulf zum Könige geben.

Daß Theodorich dem Thüringer Hermanfrid seine Nichte zur Frau gegeben, wissen wir; auch der Name Hermanfrid ist gotthisch, und mag wohl diese Volksabtheilung sich von dem Gotthischen Stammführer Thuro genannt haben. Es sprechen auch viele Gründe dafür, daß unter den Turcelingern die Thüringer zu verstehen seyen. Wir treffen sie in Kriege mit den in Osten wohnenden Gepiden und ihre Könige heißen Athanarich, Baderich, Hermanfrid, Bertar ic. lauter gotthisch: longobardische Klänge.

Es müssen überhaupt bei jener großen Wanderung der Völker mehrere Perioden unterschieden werden, deren erste ganz in den Anfang der christlichen Zeitrechnung fällt, und germanische Stämme nach Deutschland

gebracht hat. Die zweite Wanderung aber, welche etwa zweihundert Jahre später fällt, so wie eine spätere dritte hat suevisch:gotthische Völkerrämme nach Deutschland hereingeührt. Auch dieses ist wieder nicht so zu verstehen, als hätte die gonz suevisch:gotthische Völkermasse sich allzumal über die deutschen Provinzen ergossen; sondern zeitweise sind einzelne kriegslustige Heere erschienen, wenn gleich verwandter Stämme nach dem Südwesten aufgedrungen. Später sind andere nachgerückt, nachdem sie Kunde von dem Erfolge der übrigen bekommen, oder auch durch lieber Völkering ihrer Heirath Anlaß genommenen ihr Glück nach Auswärts zu versuchen.

Und so haben sich denn so manche Stämme, die ursprünglich in dem nördlichen Europa zusammengewohnt, in den südlichen Gegenden wieder angetroffen. Am frühesten und westlichsten scheinen die Warner, Thüringer und Burgundionen vorgeückt zu seyn; darauf die Gothen, Skyrer, Heruler und Rugier nach Südost; am spätesten kamen die Langobarden. Als daher Theodorich am Ende des fünften Jahrhunderts sich zum Kampfe gegen die Franken gesoft wachte, konnte er wohl mit Zug jene Vreie an die Könige der Heruler, Thüringer und Warner, als an Völker richten, die ursprünglich den Gothen angehört, und deren Fürsten zu dem Hause der Amaler in so nahen und in verwandtschaftlichen Verhältnissen standen. Und daher ist jene Adoption des Königs der Heruler durch den genannten Theodorich nur um so schabgemäßer zu erklären.

Ich meine hierauf nicht ein genealogisches Schema der skyrischen Agilolfinger begründen und Glied für Glied eine Abstammung des letzten Tassilo bis zu dem Amaler Agilulf hinaufführen und dokumentiren zu wollen. Aber so viel scheint nur aus dem Evidenten mit Zug abgeleitet werden zu können, daß unsere Agilolfinger nicht Bojer, nicht Kelten, nicht Franken sind, sondern Gotthischen Wesens, in so weit denn auch die Skyrer und Heruler, nebst den Thüringern, Warenern und Langobarden, mit den Gothen gleichartig und eines ursprünglichen Herkommens sind.

Aber auf Eines muß ich gleichwohl aufmerksam machen. Agilulf, der König der Langobarden, war nach dem ausdrücklichen Zeugnisse seines (zweiten) Nachfolgers Rothar, aus dem Thüringischen Fürstenhause. Nun kömmt in dem Kriege zwischen den Gepiden und Langobarden, der während Justinians Zeit in Pannonien geführt wurde, ein Dux Amalafrid, der Sobu des Thüringern Hermanfrids vor, welcher schon seinem Namen nach dem Hause der Amaler angehört, wenn nicht auch Procopius ausdrücklich hinzu sekte: *vir Gothus et nepos Amalafridae sororis Theodorici Regis*. Hieraus ergibt sich wohl mehr als eine bloße Wahrscheinlichkeit, daß der Stamm der Agilulfe dem Hause der gotthischen Könige verwandt ist.

Zu menne feruees auch nicht, daß nun die gesammte Bevölkerung Bayerns während der Herrschaft der Agilolfinger bloß nur aus Ethern und Herulern bestanden habe. Wenn bey den alten Schriftstellern von der Beschneidung eines Landes durch irgend ein genanntes Volk die Rede ist, so darf das nicht so gedeutet werden, als sey nun eine ganze Nation von hunderttausenden in ein ganz ödes Land herangezogen, oder habe sämmtliche frühere Bewohner vertilgt oder angetrieben. Es waren solche Züge meist nur Züge eines bewaffneten Heeres mit ihrem Feldhern an der Spitze, welcher nun von der Herrschaft, vorzüglich durch Besetzung aller festen Orte mit Gewalt der Waffen Besitz nahm, und sofort seine Dynastie — so lange nicht ein stärkerer kam, eben auf diese Gewalt der Waffen und den Bestand seiner Gesolgenschaft begründete. So verhielt es sich in Bayern schon zuerst mit den Römern; und nachdem hier im fünften Jahrhunderte bey den Vorfällen der römischen Macht Alemannen und Thüringer einige Zeit hindurch nur vernünftige Einbrüche gemacht, waren es Fürsten und Feldherren eines mächtigen Heeres von Ethern und Herulern, die unter Vertreibung der letzten Römer festen Fuß in dem Lande gefaßt, und gelangte in eine gedoppelte Herrscherlinie in nördlicher Regensburg und im südlichen Freising ihre Residenz genommen.

## §. 13.

Einem Einwurfe will ich hier schon vorabhin entgegen: Es ist eine bey den geachteten Historikern gangbare Meinung, daß die Agilolfinger fränkischen Ursprungs, und durch König Klotar in der Person Garibalds in die Herrschaft über Bayern eingeführt worden seyen. Ich kann mich bey meiner bisher erkörerten Ansicht der Dinge nicht mit dieser Meinung vereinigen, ich gaube aber zudem, daß selbst dann, wenn es seine Richtigkeit hätte, daß mit Garibald die Agilolfinger in Bavoarien eingeführt worden seyen, der Stamm dieses Garibalds gleichwohl nicht fränkischen, sondern gothischen Ursprungs sey. Ich berufe mich in dieser Beziehung auf eine Stelle des Vitasius, in welcher es heißt: (Im Jahre 425) per Aetium Cornitem haud procul de Arelate quadam Gothorum manus extinguitur, Aonulfo optimato eorum capto.“

Dieser Aonulfo war mit dem westgothischen Könige Theoderich nach Gallien gezogen, und da er nun hier in Gefangenschaft gerieth, so mußten wir annehmen, daß er daselbst geblieben und sich eingelürgert habe, weil es nur auf diesem Wege erklärbar ist, späterhin mehrere Männer des Agilolfingischen Namens im fränkischen Reiche anzutreffen. Ja es scheint, daß die Nachkommen dieses Aonulfs sich bey den Franken zu hohen Ehren erklimmten, und in die Familie ihrer Könige aufgenommen worden seyen. Dahin deutet unter andern je-

ner Aodoald, \*) von welchem Fredegar meldet (c. 52.): Chrodoaldus quidam ex prociulis de gente nobiliti Aglufingica apud Austrasios nomine“ — und Aimon (L. IV. c. 11.) „Rotoald maioribus apud Austrasios direptioni rerum Studens alienarum, superbiae deditus, elationis plenus etc.“ Auf diesem Wege auch nun bekommen wir Licht für die Stelle des Paul Diaconus, in der es heißt: Waldrada (Wacchonis filia) sociata est Regi Francorum, quam ipse odio habens, uni ex suis, qui dicebatur Garibald, in conjugium tradidit.

Also selbst angenommen, daß die Agilolfinger erst durch den König der Franken zur Herrschaft in Bayern gelangt waren, so sind sie durch dieselben immer wieder nur zu den Ihrigen zurückgeführt worden. Denn daß jener durch Gefangenschaft nach Austrasien gerathene Aonulfo, von welchem wir die in Franken vorkommende Agilulfe ableiten müßten, gothisch-fränkischen Stammes war, geht aus der Vergleichung des Angeführten wohl übergengend genug hervor. Hier in Bavoarien wären in diesem Falle die Agilolfinger mit ihren Familien-Genossen, den Welfen, die wir von jenem fränkischen Aonulfo, der gegen Odoacer gestritten, abgeleitet haben, wieder zusammen getroffen.

Freyberg.

\*) Auf die Verhältnisse dieses Mannes wißt folgende Stelle der Vita S. Columbanus c. 24. einiges Licht. (Columbanus, aus Burgund vertrieben, kommt nach Tours zum Bischof Leupsius.) Interrogatus, cur retro ad patriam repedaret, respondit: canis me Theudericus a latribus meis abegit. Tuus unus e convivis. Chrodoaldus nomine, qui amicum Theoderici regis in conjugio habebat, regi tamen Theoderico fidelis erat, hic viri Dei humili voce respondit: se melius esse lac potare quam absinthium. Cui vir Dei: cognosco, ait, te regis Theoderici foederis iura servare velle. At ille fatetur, se foedus amici promississe quam diu viveret ob servare. (Sidita ist hier gewiß irria; denn eine Vaterschwester Theoderics wäre es auch von Theoderich, seinem leiblichen Bruder, gewesen.) Man sieht aus dieser Stelle den Grund des Widerwillens der pipinischen Familie, durch welche Theoderics Geschlecht gestürzt wurde, gegen Chrodoald, welcher sich zu Theoderich hielt, ob er gleich mit Theoderich vermandt war und dem Reiche Außer angehörte. Es ist bemerkswerth, daß zu der Zeit, da die Agilolfinger in Bayern herrschten, ein Zweig derselben auch Besitzungen in der Nähe des Rhens hatte. Fredegar. 37. Sigiberus (II) Rhenum cum exercitu transiens . . . primo in loco filium Chrodoaldi, nomine Farum, qui cum Radulfo unitum habebat consilium, exercitus Sigiberti trucidans rupit ipsumque interfecit: omnem populum hujus Fari, qui gladium evasit, captivitati deputant.

A. d. R.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. August.

Nro. 164.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem Iectionis adjecit Julius Sillig. Vol. I. 1851. XVI u. 459 S. Vol. II. 1852. 380 S. Vol. III. 1854. 488 S. Vol. IV. 1855. 448 S. Vol. V. Adduntur excerpta codicis Bambergensis cum adnotatione Ludovici de Jan. 1856. XX und 507 S. Lipsiae sumptibus B. G. Teubneri.

Obgleich die einzelnen Theile dieser Ausgabe das Plinius gleich nach dem Erscheinen derselben von dem Ref. bereits in einer andern Zeitschrift angezeigt worden sind, so konnte er doch nicht umhin, der an ihn ergangenen Aufforderung der Redaction der Gelehrten Anzeigen zu Folge, sie jetzt nach ihrer Vollendung im Ganzen einer nochmaligen Beurtheilung zu unterwerfen, da sie für die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit, so anspruchlos sie sich auch im Aeussern ankündigt, doch in mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist. Es verdankt nämlich diese Ausgabe ihre Entstehung einem Bedürfnisse, das sich am deutlichsten in dem Wunsche der Gesellschaft der deutschen Naturforscher, eine Ausgabe dieses Schriftstellers als ein nationales Document der gelehrten Forschungen Deutschlands zu veranstalten, ausgesprochen hat, indem sich hierin unlängbar zu erkennen gibt, daß dasjenige Werk, welches im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften von Vielen als die einzige Quelle einer umfassenden Bildung betrachtet und allgemein überschätzt, in der letzten Zeit dagegen nur wenig beachtet wurde, wieder gerechter gewürdigt

wird, und in die wegen des reichen Schatzes seines Inhaltes ihm gebührende Stelle unter den uns aus dem Alterthume überlieferten Werken wieder eingesetzt werden soll. Sie legt aber auch ein öffentliches Zeugniß davon ab, daß man den richtigen Weg zur Befriedigung des gefühltesten Bedürfnisses nicht verfehlt hat, so fern sie als Vorarbeit für die umfassende kritische Bearbeitung dieses Schriftstellers, die Herrn Sillig übertragen worden ist, betrachtet werden kann, und daß das schwierige Geschäft einer neuen Recension dieses Werkes von dem Gelehrten, der sich demselben unterzogen hat, mit dem Ernste und dem Streben nach Gründlichkeit, wodurch es allein zu dem erwünschten Ziele gelangen kann, betrieben wird. Sie zeigt, daß Hr. S. nicht darauf ausgeht, den Text des Schriftstellers in möglichst kurzer Zeit hier und da zu verbessern, sondern daß es ihm darum zu thun ist, erst eine feste Grundlage zu gewinnen, um sein Werk darauf fortbauen zu können. Zu diesem Zwecke erscheint hier der ganze kritische Apparat aus vielen zum Theil sehr seltenen Ausgaben und andern Werken zusammengetragen, ohne daß derselbe zu Textesänderungen benützt ist, außer wo ihre Nothwendigkeit und Nichtigkeit so klar am Tage liegt, daß nicht zu befürchten ist, daß die Benützung eines reicheren Apparates, wie er für die größere Ausgabe durch die Vergleichung aller bedeutenden Handlungen gewonnen werden soll, eine nochmalige Aenderung nöthig mache.

Man darf daher diese Ausgabe nicht als eine eigene Textesrecension betrachten. Wenn man diesen Maßstab anlegen wollte, so würde vor allem die gehörige Gleichförmigkeit vermißt werden, indem in



denjenigen Büchern, bey denen mehr Material vorlag, namentlich in den letzten mehr, in andern weniger, bey den meisten sogar außer der Interpunction fast nichts geändert wurde. Sie hat aber doch, abgesehen von ihrer Bestimmung als Vorarbeit, auch selbstständigen Werth, da sie, namentlich bis zur Vollendung der großen Ausgabe als eine Handausgabe schätzbar ist, bey deren Benützung, die durch eine bequemere Eintheilung in Paragraphen noch erleichtert wird, man darauf rechnen kann, daß — im Falle, daß die Aufgabe, die sich der Hr. Verf. dabey gestellt hat, vollkommen gelöst worden ist, — an keiner verdorbenen Stelle unter der bisher bekannten eine richtigere Lesart zu finden ist, ohne daß diese in den Noten angegeben wäre.

Was nun die Lösung dieser Aufgabe betrifft, so hat Hef. in Betreff der Zusammenstellung der Lesarten schon früher bemerkt, daß dieselbe mit der größten Genauigkeit bewerkstelligt worden ist, und daß er nur in einigen Puncten, die hier etwas ausführlicher erörtert werden sollen, mit dem dabey eingehaltenen Verfahren nicht ganz einverstanden seyn kann. Es scheint nämlich nicht zu billigen, daß H. S. die verschiedenen Bezeichnungen der bey Dalechamp mit M. und Vet. eingeführten Handschriften ganz unbeachtet gelassen und diese Lesarten überhaupt nur da angeführt hat, wo sie mit andern nicht übereinstimmen, wovon kein hinlänglicher Grund vorhanden ist, da sich auch nach dem, was Hr. S. im vervollständigten Handschriften-Verzeichnisse, im fünfsten Bande, beygebracht hat, nicht annehmen läßt, daß sie mit denen des Harduin oder andern sonst genannten die nämlichen sind; im entgegen gesetzten Falle aber, wenn deshalb auch keine Lesart ganz unerwähnt bleibt, doch die handschriftliche Autorität für manche schwächer erscheint, als sie wirklich ist.

Betrachten wir die verschiedenen Bezeichnungen der von Dalechamp angeführten Handschriften nebst der am Schluß der Vorrede den einzelnen Zeichen

von jenem Herausgeber beygefügte Erklärung, so scheinen allerdings M. und Vet. allgemeine Bezeichnungen zu seyn, doch lassen Zusammenstellungen, wie M. et Vet., M. alii, Vet. alii vermuthen, daß hier und da diese Zeichen auf bestimmte Handschriften gehen, und die von H. S. angeführte wiederholte Bezeichnung M. Parisiense könnte auf die Vermuthung leiten, daß gerade diese Handschrift auch außerdem durch M. bezeichnet würde; doch bleibt dieß bloße Vermuthung. Als gewiß ist hingegen anzunehmen, daß, wo M. und Vet. sich neben einander findet, wenigstens zwey Handschriften, die von Dalechamp berüht wurden, die angeführte Lesart haben, während in diesen Fällen bey H. S. immer nur Vet. Dalech. zu finden ist, was nur auf eine Handschrift zu gehen scheint. Eben so kommt es manchmal vor, daß eines der beyden Zeichen M. und Vet. oder beyde, sich allein in den Epist. finden, wo H. S. nur dieses hat; wo also auch sicherlich um eine oder zwey Handschriften zu wenig angeführt sind, wenn man auch in den Fällen, wo noch andere Handschriften daneben angeführt sind, annehmen wollte, daß die unter M. und V. verstandenen Handschriften unter jenen mitbegriffen seyen. Es möchte daher rathsam seyn, daß bey der größeren Ausgabe diese Lesarten, die von H. S. schon richtiger als von Harduin beurtheilt worden sind und durch das öftere Zusammentreffen mit dem Bamberger Codex in den letzten Büchern, noch mehr Bedeutung erhalten, durchaus nur mit denselben Zeichen, als bey Dalechamp angeführt werden.

Ein zweyter Punkt, worin Hef. mit dem Verfahren des H. S. nicht ganz einverstanden ist, ist die Vernachlässigung der von Harduin allgemeinen Lesarten und des von Harduin seiner Ausgabe beygegebenen index emendationum. Diesen ganz abzudrucken zu lassen, würde freylich eine Verschwendung des Raumes seyn; allein, wo in den Noten keine handschriftliche Gewähr für eine Lesart angeführt ist, hätte wenigstens aus jenem Index der, wenn gleich



ganz unbestimmte, Zusatz; Hard. ex Mss. aufgenommen werden können, damit derjenige, der diese Ausgabe mit einer vorharduinischen vergleicht, sehen könnte, was von Harduin aus Handschriften geändert worden ist.

Die Nichtachtung dieses Index äußert auch auf einzelne Stellen eine üble Einwirkung. So würde H. S. XXXIII. §. 85. nicht Quodsi tritus pumex adjiciatur geschrieben haben, wenn er beachtet hätte, daß Harduin im Index adjiciatur hat; denn dadurch aufmerksam gemacht, hätte er wohl auch die zu dieser Stelle gehörige Bemerkung in Bezug auf dieses Wort genauer beachtet, und gefunden, daß auch im Lemma adjiciatur angegeben ist. Ferner würde er XXXIV. §. 153. nach paronychia die Worte digitorum et pterygia, die in allen Ausgaben vor Harduin stehen, nicht bloß bey der Lesart des Vet. Dalech. angeführt, sondern wieder eingesetzt haben, wenn er bemerkt hätte, daß Harduin in seinem Index diese Stelle nicht unter die veränderten zählt, was vermuthen läßt, daß diese Worte in seiner Ausgabe nur durch ein Versehen weggeblieben sind. Ueberhaupt hätten aber alle Stellen, wie es an einigen auch geschehen ist, angeführt werden dürfen, in denen Harduin mehrere Worte aus dem Texte gestrichen hat; ja, es gehören sogar mehrere derselben zu denjenigen, welche hätten geändert werden können, ohne daß nur irgend zu befürchten gewesen wäre, daß der später erweiterte Apparat die Rückkehr zur harduinischen Lesart nöthig gemacht hätte.

Es ist nämlich gewiß als ein unwiderlegbarer Grundsatz der Kritik zu betrachten, daß dasjenige, was in der Vulgata von ganz oder theilweise gleichen oder ähnlich geschriebenen Worten eingeschlossen ist, selbst wenn es in allen Handschriften fehlen sollte, als ächt anzunehmen ist, wenn es in Inhalt und Form nichts enthält, was der Annahme der Richtigkeit zuwider wäre, zumal aber, wenn es noch durch äußere Zeugnisse empfohlen wird; weil in jedem sol-

chen Falle anzunehmen ist, daß die Vulgata aus einer uns jetzt unbekanntem handschriftlichen Quelle hervorgegangen ist, und daß die Lücken in den Handschriften, welche bey Schriftstellern, die, wie Plinius viele kurze, abgerissene Sätze haben, in Bezug auf den Zusammenhang fast unbemerkbar seyn können, durch Abirren des Schreibers von einem Worte zum andern entstanden sind. Dieser Grundsatz ist gewiß zu beobachten, und wenn auch in keiner Stelle in irgend einer Handschrift desselben Autors eine Aufforderung enthalten seyn sollte. Es hätte daher dem Verfahren Harduins, der fast in allen Stellen dieser Art seinen Handschriften, oder seinen Vorgängern, Pntianus, J. J. Gronovius und Salmasius unbedingten Glauben schenkte, schon an und für sich entgegen gewirkt werden können. Wir werden aber jetzt durch die Bamberger Handschrift, deren Lesarten von H. S. im vierten und fünften Theile in so weit benützt sind, als sie schon früher vom Ref. bekannt gemacht worden waren, in dem Anhang zum letzten Bande aber vollständig mitgetheilt werden, noch mehr dazu aufgefordert, in solchen Stellen die Vulgata zu ergänzen, und Ref. glaubt behaupten zu dürfen, daß es H. S. nicht unterlassen haben würde, wenn er vor dem Beginne seiner Ausgabe die Lesarten der Bamberger Handschrift in denjenigen Stellen gekannt hätte, welche Ref. in seinem Programm, Lectiones Plin. part. II. zusammengestellt hat.

Aus diesem geht hervor, daß in den letzten 6 Büchern, welche die Bamberger Handschrift enthält, wie in der Vulgata sich viele Lücken finden, welche auf die oben bezeichnete Weise entstanden sind, und welche bisher gar nicht bemerkt wurden, da keine der bekannten Handschriften eine Andeutung gab, durch diese früher nicht benützte Handschrift aber auf eine nicht zu bezweifelnde Weise ausgefüllt werden, so auch in anderen Stellen, wo Harduin oft ohne alle innere Gründe in der Vulgata eine Interpolation zu entdecken glaubte, und das in sei-

der 2ten Ausgabe (Harduin), und schreibt, obgleich er nur an diese handschriftliche Autorität glaubt, also selbst interpolirend: *Venenum hoc aloe medicantur.* In der Lesart der Handschriften ist das Abirren von *remedia* auf *medentur* offenbar. Unstößig ist in der frühern Lesart *medentur* ohne *Casus*; doch ist das Harduinische *medicantur* mit folgendem *Accusativ* nicht weniger ungewöhnlich.

In demselben Buche cap. 51. zu Anfang ist die frühere Lesart: *Vocem non habere, nisi quae pulmonem et arterias habent, hoc est, nisi quae spirant, Aristoteles putat.* Harduin hat s. 112. (§. 266.) nur: *Vocem non habere, nisi quae spirent, Aristoteles putat.* Die Stelle des Aristoteles, auf die sich dieses bezieht, ist Hist. Animal. IV. 9. *Φωνεῖ μὲν οὖν οὐδὲν τῶν ἄλλων μορίων οὐδὲν πλὴν τῶ φάρυγγι· διὸ ὅσα μὴ ἔχει πνεύμονα, οὐδὲν φέγγεται.* Nehmen wir dazu noch die folgende Stelle: *οἱ δὲ ἰχθύες ἀφῶνοι μὲν εἰσιν. οὗτε γὰρ πνεύμονα οὗτε ἀρτηρίαν καὶ φάρυγγα ἔχουσι,* welche Plinius §. 267. wiedergiebt: *quamvis pulmone et arteria careant,* so ist wohl kein Zweifel, daß die vollständigere Lesart ganz den Sinn jener Worte des Aristoteles wieder giebt, und daß demnach, zumal da solche Erklärungen mit *hoc est* bey Plinius sehr häufig sind, hier eher an einen Ausfall wegen der Wiederholung von *nisi quae,* als an eine Interpolation zu denken ist. Uebrigens ist der Coniunctiv *spirent,* den Harduin hat, der Ausdrucksweise des Plinius angemessen, und wenn im Folgenden nach *attritu ejus sonare* die Worte *viscera sat notum est* für eingeschaltet gehalten werden, so ist es wohl nur zu billigen, da sie zur Ausführung der Worte des Aristoteles nicht passen.

Lib. XIII. Cap. 1. ist die Lesart der alten Ausgaben: *nidorem verius quam odorem noverant,* von Hrn. S. §. 2. angeführt und die

Verteidigung derselben in Döderlein's Synonymen III. S. 133. erwähnt. Außer der Ähnlichkeit der beyden Substantiven und dem in der Bedeutung derselben liegenden Grunde, kann noch das für die vollere Lesart geltend gemacht werden, daß die Lesart *verius quam* bey Plinius sehr oft vorkommt, und es mag gelegentlich hier bemerkt werden, daß sie XI. s. 3. (§. 9.) Harduin mit Unrecht zu verdrängen sucht.

Eben daselbst haben die älteren Ausgaben:

*Quidam satis habent adspargere, quae sunt pretiosissima, ceteris decoctis, impendio parcentes sed non eadem est vis nisi una decoctis.* Bey Harduin s. 2. (§. 17.) schließt, seinen Handschriften gemäß, der Satz mit dem ersten *decoctis.* Daß der Sinn durch den Zusatz der älteren Lesart erst vervollständigt wird, ist klar. Ferner ist in derselben kein Wort, das der Ausdrucksweise des Plinius angemessen wäre. Es ist daher auffallend, daß Harduin auch hier das Rechte nicht erkannte, zumal da er im Vorhergehenden (§. 14. u. 15.) eine ähnliche Lücke, die durch die Aufeinanderfolge von *cinnamomino* und *cinnamo* entstand, nach seinen Handschriften richtig ausfüllte. An dieser Stelle hat Hr. S., wohl zum Zeichen seiner Billigung, ohne Veranlassung durch eine Notiz aus einer Handschrift, die Lesart der früheren Ausgaben angeführt.

Zu demselben Buche s. 15. mißbilligt selbst Harduin die frühere Lesart: cap. 7. *Sed haec germina emitit sine ullis foliis, radici (oder radices) similia. Caudex arboris similis populo, folium ulmo,* nicht ganz und gar, und führt eine Stelle aus Theophrast an Hist. plant. IV. 2. *πλὴν ὅστε βλαστὸν τινα ἀρίσσι μικρὸν ἀφύλλον, ὡσπερ ῥίζιον, πρὸς ᾧ ὁ καρπός. Τὸ δὲ στέλιχος μέγα καὶ παρρόμοιον τῇ λευκῇ· φύλλον δὲ τῇ πελλεία,* durch welche jene Lesart über allen Zweifel erhoben wird.





bessener seiner Anstellung in dem preussischen Staatsdienste, unter den mannigfaltigsten und sprechendsten Erweiterungen der allgemeinen Achtung und Dankbarkeit, begangen.

Res. hat in diesem Anzüge, was von Spannung und Bestimmung mehrmals vorkommt, nicht nur darum unerwähnt gelassen, weil die Andeutungen davon sehr kurz sind, sondern auch weil daran, für geschäftskundige Leser wenigstens, eben nichts Besonderes ist, Andern aber Begegnisse dieser Art, (z. B. des Sch.), selbst noch als Minister, von einem, zu Friedrichs des Großen Zeit kaum bekanten Uebel, der Bureaukratie, diesem Herzogthum der neueren (republikanischen wie monarchischen) Verfassungen, zu leiden hatte, (S. 40.) nicht wohl begreiflich gemacht werden können. Dagegen will er zum Schluß noch eine größere Stelle mittheilen, die das Dichten und Trachten des Ehrenmannes kennen lehrt. Sch. hatte während seiner Gefangenschaft 1807 — 8 einen Entwurf zur Reorganisation des preussischen Staates angefertigt. Aus diesem Entwurfe, der in seinen Papieren blieb, ist folgendes S. 34 — 37.

„Die collegialische Verfassung der vollenziehenden Behörden wollte er beschränkt wissen als eine unzumuthliche Maßregel der Controle gegen die Willkühr und Unerschleife derselben. „Sind die Subjecte schlecht, schrieb S. so verlohren sie dennoch gemeinschaftlich schlechte Zwecke, oder ewiger Zwist hemmt ihre Thätigkeit, und die collegialische Verbindung mindert das Gewicht der Verantwortung.“ Den Polizeibehörden wünschte S. alle geringen Injuriansachen, Gefändsachen und die vollenziehende Verfügung bey Weigerung unfruchtiger Dienste und Leistungen überwiesen zu wissen. Auch schloß ihm Sitten- und Ehrengerichte für Volkswerdung zweckmäßig, für jede Classe der Bürger districtweise aus ihren Gewissen gewählt, und ihre Competenz auf Weisungen und Ausschließungen von Ehrenrechten eingeschränkt. Für das öffentliche Verfahren der Specialinquisition sprach S. sich in der Art aus, daß nach Schluß derselben das Criminalgericht ein Gutachten über das Factum beschließen, dabei Geschworne eine entscheidende Stimme haben und damit die Acten an das Tribunal zur Straffentzeng eingekendet werden sollten. In seinen Vorbemerkungen zu diesem Entwurf sagt S. unter Anderm: „Der alte ehrliche Köhlerglaube an Gott und seine Gebote und Berechnungen nach unfehlbaren Sagenen der Kirche, an die Heiligkeit des Regenten und die von ihm bestellte Obrigkeit verschwand, ohne einen Ersatz zu erhalten. Mit einem Worte, die Religion, ein lebendiges Handlungsprincip, das den innern Menschen über den groben Coëmus dieses Lebens heraushebt, ihn besetzt, einem höheren Berufe und dem Allgemeinen sich zu opfern, ging verlohren, und nur Theologie, und ganz dñre Eiturgie, selbst zur Sinnenerregung untauglich, blieb übrig, nicht allein nutzlos, sondern schädlich als Verübungsmittel gegen des sophistisirenden Coëmus.“ So ward in der Mehrheit des großen Haufens aller Classen (die Theologen und Gelehrten nicht ausgenommen) und nicht bloß in Preußen, eines jeden Leib sein Gott, und sein einziger Beruf des Lebens, diesem durch alle mäßliche Genüsse zu dienen; ob durch bloß physische Genüsse grober

oder feinerer Art, oder durch Befriedigung der Eitelkeit, Herrschaft, des Geizes u. s. w., ändert an dem Princip und dessen moralischer Würdigung nichts. Die Menschheit bestand nie und nirgend aus reinen Vernunftwesen, so sehr sich auch ehrwürdige Einzelne diesem hohen Ideal nähern mögen. Keine Vernunftbegriffe können im Volke den ehrlichen Köhlerglauben nicht ersehen, und das ist eine falsche Aufklärung, die nicht etwas besser auf den Menschen Wirkendes an die Stelle setzt. Was ist aber wirklich dafür geschehen? Nichts! Kein Schriftsteller hat dem Volke ein neues lebendiges Moralprincip eingegeben vermocht. Die Theologen blieben entweder ganz bey dem durch den Geist der Zeit unhaltbar gewordenen Alten, oder beflissen sich einer dürrern Philosophie, die dem Volke ein löbend Erz war. In dem Gesellschaftsinstinct des Menschen liegt die Liebe seines Gleichen als Basis zur Tugend; aber dieser Instinct wird wie andere Instincte durch die gesellschaftliche Cultur abgemußt. Das Mitleiden bleibt zwar den nicht ganz Verderbten, so daß auch alle cultivirten Sprachen ein Wort dafür haben, aber die Theilnahme an dem Glück Anderer muß schon als etwas Seltenes unschrieben werden; je reger in der Befriedigung die Collision eigennütziger Triebe ist, desto weniger Spur davon. Darum hat die vortheilhafteste aller Religionen dem Culturmenschen diesen Naturtrieb der Nächstenliebe zur Tugendbasis als Offenbarung wiedergegeben. Aber die Erhaltung des Glaubens darin ist leider zu sehr vernachlässigt, und so erlaß übere all der schwächere Naturtrieb dem stärkern der Selbstliebe. Die Schulverbesserungspläne und Versuche waren auf Bildung des Verstandes, zur Beförderung der Industrie, zur Verbesserung des physischen Zustandes auf Vielwifferey, nicht auf tiefes Wissen und Empfinden gerichtet. Je lichter es in vielen Köpfen ward, desto mehr verschwand die Wärme für Religion, König und Vaterland, die in dem alten Glauben gebunden war, aus jeder Brust. Die Entdeckung unseres Zeitalters, das Licht von der Wärme zu scheiden, characteristirt ganz seine moralische Tendenz. Daraus schloß die Umgebung und Mangel thätiger Ueberzeugung, daß unser und der Unfrigen Glück von der Zusammenhaltung des Ganzen, von der Vertheidigung des Königs und Vaterlandes unzertrennlich sey, und jedes Opfer fordere. Sonach kann Verbesserung des physischen Zustandes aller Volksclassen allein den Nationalgeist zu einer solchen lebendigen Erkenntniß, die in Gefühl übergeht, nicht wieder erheben. Nur dadurch, daß mittels inniger Vereinnigung des Staates und der Kirche die Religion wieder als das Höchste und Heiligste die Gefühle des Volkes durchdringe, nicht bloß der Gegenstand theologischer Speculation und kalter Liturgie sey; die Mehrzahl der Bürger durch offene wahre Mittheilungen über den Zustand des Gemeinwens zu dem lebendigen Gefühl erheben werde, thätige Mitglieder der großen Staatsgesellschaft zu seyn, in der und durch die nur ihr äußeres und inneres Wohl bestehen kann; jeder Staatsdiener nicht bloß das Auge des Königs und der Obern, sondern auch das allgegenwärtige des ihm näher gebrachten Volks achte und fürchte, ist Befestigung zu hoffen. Die Krisis einer langen harten Buße kann sie vorbereitet haben.“



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. August.

Nro. 166.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae  
libri XXXVII. Recognovit et varietatem le-  
ctionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Hr. S. hätte hier die vollständigere Lesart anführen sollen, da die Angabe adreput aut Vet. Dalech., welche die Bemerkung Dalechamp's: haec clausula in M. deest, wiedergeben soll, nicht verständlich ist, wenn man jene nicht vor Augen hat. Das que an curvantur im cod. Chiffli. und der Handschrift Dalechamps ist wohl nur ein Nothbehelf, zu dem man nach Verstümmelung des Satzes seine Zuflucht nahm.

Lib. XX. cap. 7. liest man in den älteren Ausgaben: quoniam et inflationes discutiant rucusque lenes faciunt, concoctiones adjuvant. Cruditatem ipsae nequaquam faciunt. Harduin hat s. 26. (§. 64.), wie aus dem Verzeichniß seiner Aenderungen zu ersehen ist, nach seinen Handschriften weggelassen, was nach dem ersteren faciunt steht. H. S. hätte also zu den Worten: quae absunt e Vet. Dalech. (wahrscheinlich ein Druckfehler für a Vet.) noch hinzufügen sollen: et codd. Hard. Da er übrigens anfährt, daß die von Harduin getilgten Worte in andern Handschriften (Chiffli. und Tolet.) gelesen wurden, hätte er sie ohne Bedenken in den Text wieder aufnehmen können.

Zu demselben Buche cap. 10. wurde vor Harduin gelesen: Silvestrem asparagum aliqui corrudam aliqui Libyeum vocant. Dieser liess s. 43. (§. 110.) aliqui corrudam weg, obgleich sie

in der von ihm angeführten Stelle des Apulejus Madaurensis stehen. Auch diese Worte hätte H. S. süglich wieder aufnehmen können, da sie, wie er selbst bemerkt, Salmasius in seinen Handschriften fand. Auf ähnliche Weise fanden sich öfters in den älteren Ausgaben mehr Namen für eine Pflanze, als in den neuern, wo wohl nur selten eine Interpolation anzunehmen ist; z. B. lib. XXV. s. 17. (§. 35.) steht nach alterum in jenen allein altercangenon, was vom cod. Murhac. bestätigt wird.

Lib. XXVII. cap. 5. las man früher: semina sunt nigriora et madidiora et minora lenticula. Harduin liess s. 21. die Worte et minora weg, obgleich Deoscorides, der II. 178 hat: καί μικροτέρων φακῶν, die Vulgata vertheidigt. Die Afsührung der Lesart: et madidiora lenticula Vet. Dalech. bey H. S. für: et minora in M. del., ist wieder nur für den verständlich, der eine der älteren Ausgaben zur Hand hat.

Lib. XXVIII. cap. 16 haben die älteren Ausgaben: itemque omnia inflammata et suppurationes minantia. Eadem res et podagricis prodest, wofür Harduin s. 62. (§. 223.) . . . et suppuraciones. Sed podagricis prodest hat. Nach inflammata würde aber Plinius wohl nicht suppuraciones, sondern suppurata oder suppurantia geschrieben haben, ferner steht sed hier durchaus nicht an seiner Stelle. Die frühere Lesart, aus der die von H. S. angeführte Lesart des cod. Chiffli. sehr leicht entstehen konnte, ist daher wohl als die richtige anzusehen.

An andern ähnlichen Stellen hat die ausführ-

lichere Lesart weniger für sich, oder die Behauptung derselben macht mehr oder minder bedeutende Aenderungen nöthig. Bey diesen wird H. S. niemand einen Vorwurf machen, daß er die frühere Lesart nicht wieder aufgenommen hat; doch wird man auch hier dieselbe nicht immer so beachtet finden, wie es ihre Bedeutsamkeit verdient. Zu diesen Stellen rechnen wir folgende:

Lib. X. cap. 6. haben die älteren Ausgaben: triduo autem ante aut biduo volare, wo Harduin s. 7. hat: triduo autem antea volare, wo für die Richtigkeit der frühern Lesart kein Beweis vorliegt, und auch der Ausfall nur dann leicht hätte eintreten können, wenn die Worte so gestellt gewesen wären: triduo autem aut biduo ante volare. Die bey H. S. angeführten Lesarten der Handschriften würden hier besser verstanden werden können, wenn die frühere Vulgata daneben angegeben wäre.

In demselben Buche, cap. 63., las man früher: Primos quoque (wo wohl quosque zu lesen ist) mares pariunt, in ceteris alternant, si ineant opportuno et recto mense. Ineuntur a partu sexto mense. Hard. hat s. 83. (§. 178.) nur: In ceteris alternant. Ineuntur a partu sexto mense. Ein direkter Beweis für die Richtigkeit der ausgefallenen Worte, die H. S. gebührender Weise zur Erklärung der Lesart der Handschriften beygesetzt hat, möchte schwer anzufinden seyn; doch, wenn wir lesen: si ineantur, so ist wenigstens kein Grund vorhanden, da hier ein Abirren sehr leicht Statt finden konnte.

Lib. XI. cap. 7. wurde von Harduin gelesen: Menecrates florem esse dicit (oder ait esse) futurae messis indicium: sed nemo praeter eum. Dieser schrieb s. 7. nach dem Vorgange des Salmasius de hyle pag. 162. a. A. nur Menecrates florem esse dicit, sed nemo praeter eum. Was er dabey anführt, scheint für seine Les-

art zu sprechen; doch wäre das Ausfallen der Worte durch die Aehnlichkeit von dicit und indicium leicht zu erklären, und die frühere Lesart gibt einen wenigstens erträglichen Sinn, wenn man erklärt: Menecrates florem Graecae nucis dicit esse futurae apium messis indicium.

Im 15. Capitel desselben Buches las man: In omni melle, quod per se fluit (oder fluxit), ut mustum oleumque appellaturque acetoen, maxime laudabile est. Aestivum omne rutilum, ut diebus confectum siccioribus. Aptissimum existimatur (oder in aestimatione), e thymo etc. Harduin hat S. 15 (§. 38.) die Worte ut diebus confectum, die wegen des vorhergehenden rutilum leicht ausfallen konnten, und einen guten Sinn geben, wohl nicht mit Recht weggelassen. Auch im Uebrigen hat er diese Stelle so verändert, und zwar, wie es scheint zum Schlechteren, daß es sich der Mühe lohnt, sie genauer zu betrachten: Sie lautet nach seiner Anordnung: In omni melle, quod per se fluxit, ut mustum oleumque appellatur acetum. Maxime laudabile est etiam omne rutilum, vel sic auribus aptissimum. In aestimatu est e thymo etc. Dalechamp und Salmasius waren hierin seine Vorgänger; doch hat dieser Exerc. Plin. 709. a. E. aestivum, und beyde statt vel sic auribus die Worte ut ulceribus. Das Harduinische vel sic ist im Zusammenhang durchaus nicht begründet, und die Redensart in aestimatu est, die Salmasius aus dieser Stelle als pliniarisch anführt, ist nicht lateinisch. Ref. hält daher die frühere Lesart für die richtigere, und nimmt nur an, appellaturque acetoen, und dem alleinstehenden aptissimum Anstoß. Für jenes möchte etwa (appellatur ἀκρον) zu lesen seyn, wie im Vorhergehenden; (§. 36.) steht: quod ideo vocatur ὠραίων, und unten quod ἀκαρον vocatur, was wohl auch richtiger griechisch geschrieben wird. Wenn Freund in der Vorrede zu seinem Lexikon bemerkt, daß in den Handschriften und Ausgaben des Plinius

die lateinische Schreibweise vorherrsche und dieser daher auch bey diesem Schriftsteller der Vorzug zu geben sey, so muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Plinius gerade zu der Zeit am meisten gelesen wurde, wo das Griechische weniger allgemein bekannt war, und daß es sich daraus leicht erklären läßt, warum bey der Veranstellung von Abschriften und Ausgaben der lateinischen Schreibweise der Vorzug gegeben wurde, ohne daß man anzunehmen braucht, daß dieselbe schon von Anfang an vorgeherrscht habe. Vor aptissimum scheint etwas ausgefallen zu seyn, das mit dem vorhergehenden siccioribus einen ähnlichen Schluß hatte, so daß sich vermuthen läßt, es gehöre die von Harduin am Ende dieser Section weggelassene Stelle, in der vor aptissimum existimatur steht ulceribus, und die, wie H. S. gut bemerkt, Selenius in seinen Handschriften gefunden zu haben scheint, (indem sich aus seinen Worten: tertio inde versu adde verbum Existimatur, nichts Gewisses abnehmen läßt) hierher, und sie sey nach ihrem Ausfalle an einem unrichtigen Orte wieder eingesetzt worden. Die Zusammenstellung wäre dann folgende: Aestivum omne rutilum, ut diebus confectum siccioribus. Alum mel non fit, quod bythimum est, sed oculis et ulceribus aptissimum existimatur; e thymo, coloris aurei, saporis gratissimi. Vergleicht man damit Aristotelis Hist. Anim. IX. 394. "Ἔστι δὲ καλὸν τὸ χρυσοειδές· τὸ δὲ λευκόν, οὐκ ἐκ θύμου εἰ-  
 Ακρινού, ἀγὰδὸν δὲ πρὸς ὄρσαλουός καὶ Ἄκν, wo vorher davon die Rede ist, daß der beste Honig von den Bienen bereitet werde, wenn der Thymian blühe, so wird die Vereinigung der beyden Stellen dadurch empfohlen; die Worte Alum mel non fit, quod bithymum est, werden dagegen verdächtig. Die vox hybrida bithymum (die freylich ihren Ursprung der Ähnlichkeit mit Bithynium verdanken könnte, wenn wir nämlich annehmen, daß dieses statt epithymium von ἐπιθύμων, einer auf dem Thymian wachsenden Schmarogerpflanze, oder

statt eines ähnlichen Wortes geschrieben worden wäre) wagt Ref. nicht anzurathen. Es fragt sich aber, ob nicht das non zu streichen sey, so daß der Sinn wäre: Weiß wird der Honig, der aus den beyden Arten von Thymian, d. i. nicht aus dem ächten allein bereitet wird. Plinius selbst sagt: XXI. s. 31 §. 56. Totidem (duo genera) et thymi, candidum ac nigricans, und §. 57. Mellis Attici in toto orbe summa laus existimatur. Ergo translatum est ex Attica thymum et vix flore (uti docuimus) satum. Sed alia ratio naturae obstitit, non durante Attico thymo nisi in afflatu maris; dagegen s. 89 §. 154., wo von dem Gebrauche des Thymian in der Medicin die Rede ist: Duo autem sunt genera ejus: candidum, radice lignosa, in collibus nascens, quod et praefertur, alterum nigrius florisque nigri. Betrachten wir diese Stellen zusammen, so ist klar, daß der ächte Thymian für die Honigbereitung der attische ist. Da dieser nur am Meere, der weisse dagegen, der für die Medicin vorzüglicher ist, auf den Hügelu wächst, so scheint unter dem ächten Thymian der schwarze gemeint zu seyn, und es kann nicht auffallen, wenn der Honig durch Beymischung des andern, weissen, eine weißere Farbe erhält. Zu untersuchen, ob dem nicht die Angaben anderer älter Naturhistoriker widersprechen, muß Ref. sowohl aus Mangel an den dazu nöthigen Hülfsmitteln, als auch deswegen unterlassen, weil er sich schon zu lange bey dieser Stelle verweilt hat. Für jetzt genügt es, nachgewiesen zu haben, daß das von ihm Vorgeschlagnene durch Plinius eher bestätigt als wiederlegt wird. Zu bemerken ist nur noch, daß dem bithymum gegenüber e thymo so viel als e thymo sincero bedeuten müßte.

Lib. XIII. cap. 15. wurde früher allgemein gelesen: cum tam opima Nomio liberto ejus esset; cujus materia erat tuber. Hoc est radicis vitium. Harduin ließ s. 29 (§. 94 — 95) die Worte cujus materia erat weg und schrieb im



Folgendes: *Tuber hoc est radiceis, ohne vitium, wogegen er besonders darauf aufmerksam machte, daß im Folgenden steht: proprieque, quod tanti emittur, arborum vitium est; wodurch allerdings das Wort vitium verdächtig wird. Doch läßt es sich daneben festhalten, wenn man in jener Stelle nicht vitium, sondern arborum, quarum amplitudo etc. als das Bekannte annimmt; jedenfalls möchten die Worte cujus materia erat, wofür vielleicht esset stand, was das Ausfallen der Worte beförderte, nicht geradezu für unächt zu halten seyn, da sie einen guten Gegensatz bilden zu operimento laminae vestitam fuisse.*

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludwig Wachler's Vermischte Schriften.  
Erster Theil. Auch unter dem Titel: Dr. L.  
W. Biographische Aufsätze. Leipz. 1835.  
344 S. 8.

Unter den zehn Aufsätzen, aus denen dieser Band besteht, ist nur ein zuvor ungedruckter, das Leben *Vernardin von St. Pierre's* (des Verf. von Paul et Virginie und anderen weniger bekannten Schriften), die neun übrigen, — *J. B. Schuppins*, (Prediger zu Hamburg, † 1661), *J. J. Rousseau*, *M. E. Curtius* (Professor der Geschichte zu Marburg, † 1802), *J. v. Müller*, *P. L. Courier*, *E. G. Fürstenau* (Prof. der Philosophie zu Rinteln, † 1805), *Ph. Fr. Wels* (Prof. der Rechte zu Marburg, † 1808), *W. Müncher* (Prof. der Theologie zu Marburg, † 1814), und *Franz Passow* — sind aus den Zeitchriften und Sammlungen, wo sie zuerst erschienen waren, hier zum Theil mit Verbesserungen wieder abgedruckt. Für einen Schriftsteller von so wohl begründetem Rufe, wie *Dr. D. W.*, bedurfte es der Entschuldigung nicht, womit er in der kurzen Vorede diese nun gesammelten Aufsätze wieder einführt. Es wird diese nicht leicht Jemand ohne Befriedigung, Mancher wird sie mit viel Nutzen und Vergnügen lesen; vielleicht auch Mancher, wie *Nes.*, nicht ohne Bedauern, daß *Dr. D. W.* sich nicht auf Lebensbeschreibungen von Deutschen eingeschränkt, und nicht mehrere so überaus anziehende, wie von seinem ehemaligen Amtsgenossen, *Curtius*, gegeben hat, dessen Berufsleben, ohne allen Glauben, ungleich betrachtenswerther für jeden Besonnenen ist, als die Schicksale literarischer Abenteurer, wie *Roussseau* und *St. Pierre*; so hochbegabt der erste, und so lebenswürdig der andere war.

Da diese Aufsätze, mit oben bemerkter Ausnahme, von einer Zeit herrühren, die außerhalb des Bereiches unserer Anzeigen liegt, so würde *Nes.* sich auf Vorstehendes beschränken, fände er sich nicht zur Berichtigung einer Stelle, die voll irriger Angaben ist, durch das Lob veranlaßt, womit dieser Stelle kürzlich eine Literaturzeitung gedachte. In der Nachricht von *P. E. Courcier's* Leben hat *Dr. D. W.* Mehreres aus dessen Schriften mitgetheilt. Darunter ist *S. 281.* Folgendes:

»Ohne etwas zu untersuchen, wirft man mich ins Gefängniß, und ich feire noch einmal meine Siege, wie *Wakelfield* in *Newgate*, wo er starb. Hier ist seine Geschichte. Er war ein rechtlicher Mann, berühmt durch mannichfaltiges gelehrtes Wissen. Die Minister wollten das Budget erhöhen und priesen die *Deconomie* und den Ruhm, den es der englischen Nation bringen werde, mehr Abgaben zu bezahlen, als irgend eine in *Europa*. Nach ihrer Ansicht konnten die Auflagen nie hoch genug gesteigert werden. Man nehme einem jeden die Hälfte seines Vermögens, so bleibt doch das wechselseitige Verhältnis der Glücksgüter dasselbe, und keiner ist ärmer geworden. Wenn nach ihrer Meinung ein Haus um ein Stodwerk oder zwey verliert würde, und es bestielte sein waderrechtes Gleichgewicht, so würde es nur um so fester seyn. Eben so befestigt die Verminderung alles Vermögens zum Vortheile des Staatsschatzes den Staat, und diese Verminderung ist in sich selbst durchaus gleichgültig. Ja, wohl für Euch, sagte *Wakelfield* in einer damals berühmten Schrift, die ihr das Obere des Hauses bewohnt, aber wir in dem unteren Theile werden verschüttet. Dieses Wort galt als auführerisch, als Beleidigung des Königs und der öffentlichen Sittlichkeit, als Untergrabung der gesellschaftlichen Ordnung. Der gute *Wakelfield* wurde vor seine gehörigen Richter gestellt, welche alle von den Ministern abhingen, es wurde ihm ein ebenfalls gehöriger Sachwalter beigegeben, welcher von den Richtern abhing, sein Prozeß wurde in aller Form eingeleitet, und er sah sich verurtheilt zu einer dreijährigen Gefängnißstrafe. Er war nicht so lange im Gefängniß, nach Verlauf einiger Monate wurde er krank; da er wenig Vermögen hatte, so brachten seine Freunde durch Unterzeichnungen so viel auf, daß seine Gattin und Kinder in der Nähe des Gefängnisses wohnen sollten, aber die regierende Behörde widersprach im Namen der gesellschaftlichen Ordnung; er starb ohne Hülfe und ohne Trost, weniger zu bedauern als seine Verfolger, denn die öffentliche Meinung hatte sich für ihn erklärt; er freute sich des Bewusstseyns, recht gesprochen und recht gehandelt zu haben; sie dagegen lebten, verzehrt von Sorgen und leidenschaftlich wildem Ehrgeize, oder, sie schnitten sich den Hals ab, müde zu lügen und zu betrügen, das Budget zu erhöhen, und die Eingeweide des Volkes verdächtlichen Höflingen als Jagdbeute vorzuwerfen.«

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. August.

Nro. 107.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae  
libri XXXVII. Recognovit et varietatem le-  
ctionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Lib. XXIII. cap. 1. haben die älteren Ausgaben: *mangonizat corpora: serpentes fugat*. Harduin hat f. 16. (§. 26.) ohne Bemerkung, seinen Handschriften gemäß, nur *mangonizat corpora* geschrieben. Im cod. Tolet. fehlt auch das Wort *corpora*, so daß nicht unwahrscheinlich ist, daß die gleiche Endung der beyden Verba das Abirren verursachte, und daß das Wort *corpora* sich zufällig in einzelnen Handschriften erhielt. Doch fehlt es an einem sichern Beweise dafür.

Lib. XXX. cap. 4. ist die ältere Lesart: *psorisque et lepus et lentigini illinitur*. Die Worte et *lepris*, die Harduin s. 10. (§. 29.) nach seinen Handschriften getilgt hat, lassen sich durch nichts direkt als ächt erweisen, doch läßt der gleiche Anfang dieser Worte mit den Folgenden das Ausfallen derselben bey dem Abschreiben vermuthen.

Den angeführten Stellen stehen nun allerdings auch solche gegenüber, in denen Harduin unächte Zusätze mit Recht ausgeworfen hat; und zwar sind sie verschiedener Art. Hier und da sind nämlich Inhaltsangaben von dem Rande in den Text gesetzt worden. Dahin gehören die in den älteren Ausgaben lib. V. cap. 9. (§. 51.) sich findenden Worte: *Nili ortus creditus*; ferner lib. XX. cap. 2. (§. 9.) die Worte *de ejus medicina*, womit lib. XXXVII. §. 31. die auch in der Harduinischen und Sillig'schen Ausgabe sich noch findenden Worte: *de ortu*

*eorum*, die nach dem Bamberger Coder zu streichen sind, verglichen werden können; ferner in demselben Buche §. 1. die Worte: *quae causa gemmarum est*, die in eben diesem Coder unrichtig eingesetzt sind. In manchen Fällen scheinen die in den harduinischen Handschriften fehlenden Worte aus andern Stellen am unrechten Orte eingesetzt zu seyn. Vielleicht gehört hierher die Stelle lib. XIII. cap. 1. *Oenanthinum in Cypro, deinde in Aegypto praepositum*, wo in der Ausgabe Harduins und den spätern S. 2. (§. 5.) nur *Oenanthinum in Cypro* steht. Die Worte *deinde in Aegypto*, die, wie auch H. S. angegeben hat, in mehreren Handschriften (Tolet. Salmant. Chiff.) fehlen, könnten aus §. 6. *Cyprinum in Cypro, deinde in Aegypto*, heraufgenommen seyn; allein das dabeystehende *praepositum*, das H. S. unbeachtet gelassen hat, und das Harduin, ohne daß es in jenen Handschriften als fehlend bezeichnet wird, mit jenen Worten getilgt hat, macht hier noch einige Schwierigkeit. Lib. XV. cap. 29. (§. 121.) haben die älteren Ausgaben: *Patricia multis annis praevaluit, flaccescente plebeja*, wo die beyden letzten Worte aus dem Folgenden: *Quae postquam evaluit, flaccescente (oder flavescente) patricia* entstanden zu seyn scheinen. Lib. XXII. cap. 17. in den Worten: *panos succus cum psimmythio, ignes sacros et tumores collectionesque* ist eine Wiederholung aus dem unmittelbar Vorhergehenden: *sanat ignes sacros et tumores collectionesque* nicht zu verkennen. Lib. XXVI. cap. 8. (§. 69.) in den Worten: *semine albo columbis gratissimo,*

quod colligitur incipiente uva, ist wohl das Letzte aus dem Vorhergehenden (§. 68) semine albo, quod colligitur incipiente uva herabgenommen. An einer andern Stelle, lib. XXVIII. cap. 18. (§. 259.) item ex fimo asini cinis et pilorum quidem cinis, scheint die Wiederholung des Wortes cinis, wie in den oben angeführten Fällen ein Abirren des Abschreibers veranlaßt zu haben, allein bey genauerer Betrachtung führt vorzüglich das hier ganz unpassende quidem darauf hin, daß diese Worte aus dem unmittelbar Vorhergehenden: item leporis, hujus quidem et pilorum cinis entnommen sind.

Hin und wieder scheinen auch in den früheren volleren Lesarten zwey Lesarten verbunden zu seyn, wie lib. XXIII. prooem. (§. 2.) nec curvo adoranda aratro, nec cura laboranda; ferner lib. XXVI. cap. 10. (§. 96.) vitia partium earum erumpentia cum polenta. Auch Parallelstellen aus andern Schriftstellern, vielleicht solchen, die das Werk des Plinius benützten, scheinen hier und da eingefügt zu seyn, wie lib. X. cap. 32. (§. 90.) Foeticant bruma, qui dies halcyonides vocantur, placido mari per eos et navigabili, Siculo maxime. In reliquis partibus est quidem mitius pelagus, Siculum utique tractabile, wo die Ähnlichkeit der Wörter navigabile und tractabile auch auf einen Ausfall des Dazwischenliegenden hinzuführen scheint, der aber nur dann erklärt werden könnte, wenn man annähme, daß die Worte Siculo maxime erst später eingesetzt und dann beyde Lesarten vereinigt worden wären. Interpolation durch eingefegte Erklärungen möchte etwa statt gefunden haben lib. XIII. cap. 6. (§. 54.): Materies ei admodum lenta ac fidelis ad vetustatem, eximii ac nigri splendoris, wo sich annehmen ließe, daß fidelis durch ad vetustatem eximia erklärt worden wäre.

Lib. XXVIII. cap. 18. (§. 241.) in den Worten: cum cyprino oleo aut fimo capri-

no aut hircino könnte das doppelte aut auch die Meynung veranlassen, als habe bey der Lesart der Handschriften Harduins aut cyprino oleo aut irino ein Abirren des Abschreibers Statt gefunden, allein da Plinius Valerianus II, 48. cum cyprino oleo aut hircino (oder hirino), und Marcellus Empiricus I. 34. p. 236. cum oleo cyprino aut laurino hat, so ist wohl anzunehmen, daß irino in hirino und dann in hircino verborben, und zur Erklärung nachher aut fimo caprino eingefegte wurde. Uebrigens hat cod. Cissl. nach der Dalechampischen Ausgabe hier nicht wie H. S. hat: antiuro, sondern anittino. In lib. XXV. cap. 2. (§. 8.): Ex his Evax, rex Arabum, qui de simplicium effectibus ad Neronem scripsit, Cratevas, ist der Zusatz gewiß nur aus der von Salmasius prolegg. ad hylan p. 16. angeführten Schreibart Cratevax entstanden, da Evax in dem Index auctorum bey Plinius nicht vorkommt, und er wohl auch nicht unter die griechischen Auctoren gerechnet werden wäre. Auf einem ähnlichen Grunde scheint lib. XXXI. cap. 10. (§. 109.) die frühere Lesart: Excedente Nilo siccantur, decedente madent zu beruhen; doch hätte dieselbe von H. S. um so mehr angeführt werden sollen, da sonst das von Salmasius Vorgeschlagene: Accedente Nilo siccantur, unverständlich ist.

Aus dieser Zusammenstellung geht, obshon sich nicht wenige zweifelhafte Stellen in derselben finden, doch wohl deutlich hervor, daß, wie in den letzten Büchern, wo es durch die Bamberger Handschrift außer Zweifel gesetzt ist, so auch in den übrigen die vor Harduin allgemeine Textesrecension in vielen Stellen auf einer den Handschriften Harduins entgegengesetzten handschriftlichen Autorität beruht, die, wenn sie auch nicht nachweisbar ist, und vielleicht nie wieder aufgefunden wird, doch nicht abgeläugnet werden kann. Daraus ergibt sich aber für die Kritik des Plinius die doppelte Lehre, daß man einmal nicht überall, wo die vorhandenen Handschriften



weniger geben, eine Interpolation in der Vulgata annehmen darf, wie Harduin es that, — vielmehr muß man nach den durch die Bamberger Handschrift gemachten Erfahrungen die Vermuthung hegen, daß selbst die Vulgata an manchen Stellen, wo uns keine Handschrift eine Andeutung davon gibt, noch lückenhaft ist, wenn wir auch solche Lücken nur selten nachweisen und, nur von besonderem Glücke begünstigt, ausfüllen können —, und ferner, daß überhaupt auf die Lesarten der ältern Ausgaben, wo diese übereinstimmen, und wo nicht gezeigt werden kann, daß sie auf willkürlichen Aenderungen eines frühern Herausgebers beruhen, mehr Gewicht gelegt werden muß, als es bisher geschehen ist. Bey einer Ausgabe, wie die Sillig'sche ist, sollte demnach der Harduinische Text nicht als Vulgata angenommen werden, ohne daß in allen Fällen, wo die ältere Lesart nicht als entschieden unrichtig zu betrachten ist, diese angeführt würde. Es wird übrigens niemand dem Herrn S. zum Tadel anrechnen, daß er bey der Anlage seiner Ausgabe einem andern Grundsatz gefolgt ist, da er den Stand der Sache noch nicht so kennen konnte, wie ihn Ref. hier darzulegen versucht hat. Auch verliert die vorliegende Ausgabe dadurch wenig an ihrer Brauchbarkeit, da wohl jeder, der ein Studium aus der Lesung des Plinius macht, eine der besseren ältern Ausgaben zur Hand hat, die er in jedem vorkommenden Falle nachschlagen kann, um die vorharduinische Lesart kennen zu lernen, und wir dürfen darum H. S. nicht weniger dankbar dafür seyn, daß er diese höchst mühevolle Arbeit übernommen hat.

Wir gehen nun zu einer Stelle über, in welcher H. S. eine Conjectur des Ref. angeführt hat, die sich auch in dem Anhang zum fünften Bande aus dem Kunstblatte wiederholt findet. Ref. glaubte nämlich, es sey lib. XXXV. §. 7. in den Worten: triumphabantque etiam dominis mutatis ipsae domus wegen der Lesart der codd. Ricc. u. Bamb. et me, die aus et ne entstanden seyn könnte, zu

schreiben: triumphabantque . . . aeterno domus. Indessen möchte eine andere Aenderung wahrscheinlicher seyn, nämlich statt et me domus zu schreiben emtae domus, was gut zu dem Vorhergehenden: quae nec emtori refugere liceat paßt. Würde eingewendet, daß die in den Handschriften vorherrschende Schreibart emptae dem entgegen wäre, so ließe sich darauf erwiedern, daß die gewöhnliche Lesart ipsae sich eben auf diese, nämlich auf emptae zurückführen lasse.

Von den Bemerkungen des H. S., die sich dem Zwecke der Ausgabe gemäß, selten über die Angabe der Lesarten hinaus erstrecken, soll hier nur noch eine angeführt werden, welche uns Gelegenheit gibt, eine Entdeckung zu besprechen, die für den kritischen Apparat des Plinius nicht ohne Bedeutung ist. Es heißt in den Bemerkungen zu lib. XXXIV. §. 134. „smegma Regii ap. Broterium et Budaicum de asse p. 308. et Ed. Pr. psegma, recte conceit Harduinus. Cfr. Diosc. 5. 88.“ während sich Ref. im Anhange für die Lesart smegma aussprach, die er in dem Bamberger Codex fand, welche Ansicht nunmehr auch durch eine sehr ehrwürdige Autorität unterstützt wird.

Es findet sich nämlich im Index zum 3ten Buche, an der Stelle, wo smegma oder psegma hingehört, MEGI unter den Fragmenten eines mit Uncialbuchstaben geschriebenen Pergamentcodex des Plinius aus dem 6ten Jahrhundert, welche H. Gustos Dr. Endlicher zu Wien in den Stücken einer Pappirushandschrift zur Befestigung in einzelnen Streifen eingeheset fand, und (größtentheils nach einer mit größter Sorgfalt veranstalteten Abschrift des H. Dr. Neuß, Privatdocenten der Philosophie zu Würzburg, die dieser schon früher dem Ref. mitgetheilt hatte) in dem neuen Kataloge der Wiener Handschriften Bd. II. S. 125 ff. Nr. CCXXXVIII. abdrucken ließ. Diese Fragmente sind, obgleich sie im Ganzen unglücklich verstümmelt sind, so daß oft gerade die Worte, über die man einen Aufschluß wünschte,



zwischen andern angefallen sind, doch schon durch ihr Alter zu wichtig, als daß es sich nicht der Mühe lohnen sollte, hier etwas bey denselben zu verweilen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludwig Wahler's Vermischte Schriften.

(Fortsetzung.)

Gewiß hätte Hr. Dr. W. diese Stelle nicht ohne beachtigende Anmerkungen angenommen, wenn er nicht, getäuscht durch Courier's Treubrzigkeit, mehr Vertrauen dazu gefaßt hätte, als geschichtlichen Ausführungen eines Parteyengängers, zumal eines Franzosen in der Regel gebührt. Nach den Memoirs of the life of Gilbert Wakefield, London 1804, die theils von ihm selbst, theils von zwey seiner anhänglichsten Freunde sind, verhält sich die Sache so.

W. Wakefield, geb. zu Nottingham 1756, war ein Geistlicher der englischen Kirche. Die Lehrsätze und Einrichtungen derselben mißfielen ihm als unvereinbar mit dem Evangelium, das er durch anhaltende Forderung in seiner Reinheit aufzufassen bemüht war. Er gab seine Pfarrey auf, und suchte keine andere mehr, sondern näherte sich durch Privat-Unterricht und durch schriftstellerischen Erwerb, eine kurze Zeit auch als Lehrer an einer von Dissentern gestifteten hohen Schule. Seine philologischen Arbeiten, worunter eine Ausgabe des Lucretius die vornehmste ist, erwarben ihm mehr Ruf, als einige theologische, worin er seine besondern Meinungen, z. B. daß aller öffentliche Gottesdienst vom Uebel sey, mit solcher Offenheit darlegte, daß er nicht nur den Mitgliedern der Kirche, die er verlassen hatte, sondern auch Gegnern derselben anstößig wurde, und selbst mit einer Widerlegung der Angriffe Thomas Paine's auf das Christenthum keinen Dank verdiente. Seit 1794 mißte er sich als Schriftsteller in die politische Parteynehmung. Aus eigenem Antriebe, und ohne daß er an einer der Gesellschaften Theil nahm, welche damals der Regierung entgegenwirkten, ergoß er sich gegen diese mehrmals in dem schärfsten Tadel, woran eine, gegen das Haupt derselben, Wilhelm Pitt, schon auf der Universitüt Cambridge gefaßte Abneigung Theil haben mochte, der jedoch hauptsächlich von einer Vorstellung ausging, die ihn ganz beherrschte: Der Krieg sey überhaupt etwas unheilliches, der Krieg mit Frankreich aber ganz besonders sündlich. Am heftigsten klagte er darüber die

Regierung in einer anonymen Flugschrift an, die er zu Anfang 1798 gegen den Bischof Watson herausgab, welcher das Volk über die Nothwendigkeit des Aufwandes auf den Krieg zu belehren gesucht hatte. Wakefield der gewöhnlich sehr heftig schrieb, brauchte zu dieser Flugschrift nur einen Tag; am folgenden Morgen gab er sie in den Druck. Der General-Advocat, Sir John Scott (nachher als Lord Eldon sehr lange Großkanzler), brachte gegen den Verleger und einen (nach dem Annual register, zwey) der Verkäufer eine Klage an. Wakefield eilte sich als Verfasser anzugeben, bewirkte aber dadurch nur, daß die Klage „wegen der falschen ärgerlichen und aufrührerischen Schmähschrift“ auch auf ihn erstreckt wurde. Zuerst erschien einer der Verkäufer vor Gericht und hier erklärte der General-Advocat, er stelle von Amtswegen die Klage, die er so nothwendig befinden habe, daß er, wenn die Regierung entgegen gewesen wäre, sein Amt niedergelegt haben würde. Am 21. Febr. 1799 kam der Verleger und Wakefield selbst an die Reihe. Dieser hatte die Erbaltungen angegebener Anwälte zu seiner Vertheidigung abgelehnt; er traute keinem zu, daß er so frey und eindringlich sprechen würde, als er selbst.

Auf seine lange Rede antwortete der General-Advocat ganz kurz, und die Geschwornenen sprachen auf der Stelle das Schuldig aus. Am 18. April sollte das Straf-Erkenntniß gefällt werden. Abermals hielt Wakefield eine Rede, die gedruckt über 2 Bogen einnimmt. Bezeichnet sind besonders folgende Stellen:

»Es wird mir vielleicht vorgehalten, die Meynungen, die ich stelle und verbreite, seyen von der Art, daß sie Unzufriedenheit über die Maßregeln der Regierung erregen, und auf den Umsturz unserer Kirchen- und Staats-Versassung ausgeben. Darauf antworte ich: Ist unsere Verfassung vom Grund aus mangelhaft, so ist es Pflicht, oberste Pflicht für Jedermann, diese Mängel anzugeben und auf deren Verbesserung durch jedes friedliche Mittel d. i. durch Bewels und Ueberzeugung, ohne alle Gewaltthätigkeit, hinzuarbeiten.« Ferner: »In meinen Augen ist der Freund des Krieges und Blutvergießens der wahre Mensch der Sünden; und mich würde keine Rücksicht auf irdisches Wohlergehen oder das vermeyntliche Gemeine Bestes jemals vermögen, die Hand zum Morde mit Bedacht gegen einen Mitmenschen aufzuheben; auch mag ich nicht ein zeitliches Wohlbestehen in vergänglichem Gemeinden dieser Welt der sicheren und bleibenden Stätte in dem himmlischen Jerusalem vorsehen. In dieser Gesinnung liegt jedoch nicht der mindeste Widerwille gegen Andersdenkende, nicht der entfernteste Wunsch, ihnen wehe zu thun; man müßte denn dafür den Wunsch halten, das ihnen das Vermögen entzogen würde, ihre Schuld durch fortgesetzte Mißthat zu erschweren.«

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. August.

Nro. 168.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adiecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Vergleichen wir sie mit der Bamberger Handschrift, ohne jedoch unbedeutende Schreibfehler zu erwähnen, so findet sich im ersten Fragment, Lib. XXXIII. s. 52. §. 142. in beyden donavisset statt des gewöhnlichen donasset; s. 52. §. 145. in beyden die Wortstellung fuisse Romae, und die Schreibart Rutundus; §. 146. in beyden mox additum in angulos. Ebendasselbst findet das an sich unverständliche APPELLATUMASTAT seine Erklärung in der Lesart des Cod. Bamb. appellata tum a stateris; s. 53. §. 147. steht in den Fragmenten AVSYM . . . H. S. VI. M. so daß gerade das Wort constat ausgefallen ist, wofür Ref. aus der Lesart des cod. Bamb. sicut vermuthet hat scitum; s. 54. §. 151. hat cod. Bamb. nur temporum adulatione, nicht in, wie in der Collation steht; in den Wiener Fragm. findet sich dieselbe Wortstellung mit der gewöhnlichen Lesart CATILLIS, wo cod. Bamb. catellis hat, und beyde in transitu virilitatis statt ad transitum; §. 153. fehlt in beyden inquam nach Fabricius, ferner haben die Fragmente BELlicos für hellicosos (imperatores); s. 55. §. 154. scheint die Lesart der Fragmente EPESI auf Ephesii Dianae templi hinzuzuführen. Dasselbst wird die Vermuthung des Ref., daß wegen der Lesart des cod. Bamb. Varro set zu lesen seyn möchte: Varro se et aereum signum ejus ha-

buisse scripsit, durch die Lesart der Fragmente VARRO EX nicht unterstützt; §. 157. haben die Fragmente nach der Lesart der meisten Handschriften nach Tener das Wort crustarius nicht, das sich im cod. Bamb. findet; s. 56. §. 160. steht in den Fragmenten DVMTAXAT SECV. . . , so daß deutlich ist, daß auch in dieser Handschrift, wie in der Bamberger hoc nicht vor, sondern nach den Worten secuta aetas stand; s. 57. §. 163. haben die Fragmente mit cod. Tolet.: Est et utilissimum genus lomenti; doch die gewöhnliche Lesart vilissimum paßt besser zu der Werthbestimmung quinis assibus aestimatum.

In den Worten, die als Nachschrift des 33ten und als Ueberschrift des 34ten Buches dienen, findet sich in den Fragmenten POST MORTEM, woraus zu ersehen ist, daß auch in dieser alten Handschrift das noch nicht gehörig erklärte editus post mortem sich fand, das Ref. vor 4 Büchern im cod. Bamb. und vor einem im cod. Riccard. nachgewiesen hat.

Die Inhaltsanzeige des 34ten Buches stimmt in den Fragmenten fast ganz mit der Bamberger Handschrift überein, daher sind ohne Zweifel an mehreren Stellen die Ergänzungen, die Hr. Endlicher nach der Vulgata versucht hat, nach dieser zu berichtigen.

Die Worte de tricliniis aereis, oder richtiger aeratis nach dem Bamberger Codex, in welchem sie nur an einer falschen Stelle stehen, fehlen in den Fragmenten ganz. Quod primum dei simulacrum Romae stand in dieser Handschrift rich-

rig, ohne die Einschaltungen im cod. Bamb. Im Folgenden ist nach cod. Bamb. zu ergänzen: ANTIQuas STATVAS togATAs INE tunicIS fuISse, und wahrscheinlich QVAE primaESTATVAerOMAE statt QUAE LoricataE bey Hr. Endlicher, da das L, was Ref. in der Abschrift des Hrn. Dr. Neuß nicht fand, wohl ein verwißtes P seyn könnte. Weiter unten ist wohl nach cod. Bamb. zu ergänzen QVibus externiS Romae PVBLice posITAE statt QVando equestres; dagegen: Quando statuA Prima rOMae equEstris puBLICAE PosITAE. Diese Stellung, die von der des cod. Bamb. etwas abweicht, scheinen die Buchstaben AI, woraus Ref. AP gemacht hat, wie auch die durch Punkte angedeuteten Entfernungen zu verlangen. Im Folgenden ist zu ergänzen: QVAndo omNES Privatum posITAE statVAE statt Publicae privataE. In den Worten des cod. Bamb. Fuisse antiquitus et in Italia statuarios scheint das et in jener alten Handschrift der gewöhnlichen Lesart gemäß gefehlt zu haben. Statt AERIS de FECTus möchte nach cod. Bamb. zu ergänzen seyn AERIS efFECTus. Im Folgenden hat Hr. Endlicher De stoROMate aerIS, wofür Ref. in der Abschrift des Hrn. Dr. Neuß DE . . . OR . . . IS las, so daß es scheint, als müßte ergänzt werden De fLORE aerIS. Statt MedicinAE ist dagegen vielleicht zu ergänzen (De) stoMOMate AEris, das H. Neuß in seiner Abschrift vom Anfange der Zeile nach S hatte. Wenn die Entfernungen der übrigen Buchstaben nicht dagegen wären, ließe sich auch squaMa AEris ergänzen. Das unten folgende .XORI . . . ist zu ergänzen und zu berichtigen Psoricon; ferner sORIM ed. EX EO und MYSI med. EX EO, wo die Verwechslung von I und Y zu bemerken ist. Das Wort Pompholyx fehlt; in EDIN . . . liegt wohl Ediphyrgae. Unten findet sich differentia statt differentiae und appellatur statt appellans, wenn nicht in apELLATVR, was eine Zeile für sich bildet, die Worte Ferri tempErATVRa verborgen sind, die

cod. Bamb. an dieser Stelle hat. In . . . LVM-SVCE ceruSSA liegt wohl Psimmythium sive cerussa, und zwar so, daß SV als Abkürzung für sive, wie A für aut genommen wird. Statt . . . aut HORIBVS hatte die Abschrift des Hrn. Dr. Neuß nur IGOR . . . VS. Da das erste Zeichen eben so gut die zweite Hälfte des runden M als des runden H seyn kann, so ist wohl nach cod. Bamb. zu ergänzen ad canis MORsVS, und im Folgenden, wo nach einer unleserlichen Zeile folgt: . . . CIAS . . . . ., Ad caput. Alope CIAS, so daß wir den Anfang des Verzeichnisses der Medicinen erhalten, das sich im cod. Bamb. findet.

Lib. XXXIV. s. 3. §. 6. ergänzt Hr. Endlicher ADfECTATIO FVErat, wo nach cod. Bamb. wohl FVErit zu ergänzen und nach des Ref. Vermuthung surit zu verbessern ist statt des gewöhnlichen sui. Im folgenden fehlt quem und für cum eo, was auch im cod. Bamb. steht, (nicht esse), findet sich in den Fragment EVM. §. 8. in den Worten quAMQVAM HOMINIS . . . . . MENTVMINSIMVLACRO weicht temperamentum und der Singular in simulacro von cod. Bamb. ab, die vorhergehenden für die Lesart der Stelle wichtigen Worte sind aber verloren; s. 8. in antiASQVIDEM HL. CRASSI ist mit cod. Bamb. L. Crassum ausgelassen, aber H deutet auf heredem, nicht auf den Plural heredes. Im Folgenden wird quoniam, was Ref. wegen quod erat im cod. Bamb. in quod cae abändern wollte, gefehert. Ferner zeigt ARBORVM MALAFERENTI . . . an, daß auch hier modo nach mala ferentium stand; s. 9. §. 15. findet sich der Coniunctiv fuerit, den nach Brotier auch Hr. Sillig angenommen hat, richtig auch in diesen Fragmenten. Dasselbst spricht ROMAENO . . . gegen die Lesart des cod. Bamb. nomen non habet vetustum; §. 16. zeigen die Worte PRIMIS OMNIVM deutlich, wie primisomnium im cod. Bamb. zu verstehen sey; §. 17. findet sich ETOMNIVM ohne



jam oder in. Unten wird die Schreibart honor durch die Fragmente gebilligt; s. 10. §. 18. fehlt auch in diesem est nach Graeca res, doch findet sich die griechische Form: TORACAS; §. 19. ist VTRIQVE statt vero, nach cod. Bamb. in utique zu ändern; die Lesart des cod. Bamb. basis ejus für cujus basis s. 11. §. 21. wird durch die Fragmente bestätigt; s. 16. §. 33. trifft die Lesart: ET ACVISSE DEVM INDITET mit der des cod. Bamb. et aevi esse deum indicent sc. digiti größtentheils überein; s. 17. §. 37. fehlt tamen nach insignia auch in den Fragmenten; s. 18. §. 39. scheint STATVAS aus einer Abkürzung von statuarum entstanden zu seyn. Dieses Fragment bricht gerade vor den schwierigen Worten qui devoratur Pompejani theatri vicinitate ab. §. 42. hat Hr. Gudslicher CONTVLERANT, Herr Dr. Neuß CONT. . . . NT, so, daß in den, wie es scheint undeutlichen, dazwischenliegenden Buchstaben wohl auch die richtigere Lesart des cod. Bamb. contigerant verborgen liegen könnte. Auch dieses Fragment endigt gerade vor einer zweifelhaften Stelle, nämlich den in vielen Handschriften fehlenden Worten obsessae Rhodo; s. 25. §. 109. kommt die Lesart QVIDAMEXCVCSSVQVAMAT-TERVNTQVAE der des cod. Bamb. Quidam excussuri squamam teruntque ziemlich nahe, doch ohne sie aufzuhellen; s. 26. §. 110. liest man SVISPENSOSVPERACETVMAEREOPTVRA-TVMQVEOPERCULO, so daß wohl zu lesen ist: suspenso super acetum aere obturatumque operculo, wenn gleich die Beziehung von obturatis auf cadis natürlicher ist. §. 112. wird die Lesart des cod. Bamb. quae sincera sunt, in dem Fragment bestätigt, aber durch das folgende DETINET die Wahrscheinlichkeit der Lesart wieder aufgehoben. Sunt verdankt vielleicht sein Daseyn dem folgenden suum; §. 113. Die Schreibart FLGVLINVM hat cod. Bamb. zwar hier nicht, wohl aber in mehreren andern Stellen; s. 27. §. 115.

zeigt der Zwischenraum zwischen ORIS . . . GIN-GIVARVMQ., daß in dieser Handschrift, wie in der Bamberger, etiam dazwischen stand.

Suchen wir aus dem hier Angeführten ein Resultat zu ziehen, so ergibt sich (abgesehen davon, daß gerade von der für die Kunstgeschichte so wichtigen 19ten Section des 34ten Buches keine Fragmente vorhanden sind), daß dem Bamberger Coder durch diese Fragmente die Palme nicht entrisfen wird, da sie kaum eine verbessernde Lesart enthalten, die sich nicht eben so, oder richtiger in jenem fänden, also für die Kritik des Plinius nichts Neues darbieten. Dem ungeachtet wird Niemand den Werth dieser Fragmente verkennen, indem jede gute Lesart, die durch dieselben bestätigt wird, dadurch eine Gewähr erhält, wie durch alle späteren Handschriften zusammengenommen.

Außerdem gibt der genannte Katalog unter den Numern CCXXXIV. und CCXXXV. noch 2 Handschriften des Plinius an, eine vom Ende des 11ten oder vom 12ten Jahrhundert, und eine vom 15ten Jahrhundert. Dieses verdient hier um so mehr erwähnt zu werden, da Hr. Sillig in seinem Handschriften-Verzeichnisse nur eine Wiener Handschrift, saec. XI. vel XII., mit dem Urtheile des Grafen Rezzonius, „maximis erroribus redundat,“ anführt, dabey jedoch bemerkt, daß die von Vandini und Brotier erwähnten Handschriften vielleicht andere seyen. Hr. Dr. Neuß, der dem Ref. schon früher eine ausführliche Beschreibung dieser beyden Handschriften hatte zukommen lassen, bemerkt, daß die erstere durch das Urtheil des Grafen Rezzonius offenbar zu tief gestellt würde, und Ref. nimmt um so weniger Anstand, ihm hierin Glauben bezumessen, als er selbst schon Gelegenheit hatte, die Nichtigkeit der von jenem Gelehrten über manche Handschriften gefällten Urtheile in Zweifel zu ziehen. In der andern Handschrift sind in der Inhaltsanzeige zwar 37 Bücher gezählt, aber vom 1ten Buche fin-

det sich an seiner Stelle nur die Vorrede, so daß das 2te Buch an diese angeschlossen, als das erste und so fort bis zum 3ten gezählt wird, das das 36te heißt. Der Schluß ist (XXXVII. s. 76. §. 199.) et priusquam ad oculos pervenias, desinens nitor.

(Schluß folgt.)

◆◆◆◆◆  
 Dr. Ludwig Wachler's Vermischte Schriften.

(Schluß.)

Das Erkenntniß ward an diesem Tage nicht gefällt, Wakefield aber jetzt in Haft genommen. Am 30. May erfolgte das Strafurtheil: zweijähriges Gefängniß in dem Kerker zu Dorchester und 1000 Pfund Bürgschaft für Wohlverhalten auf 5 Jahre. Er trat in der Mitte des Juny die Gefängnißstrafe an. Diese wurde ihm dadurch sehr erleichtert, daß seine zahlreichen Freunde zusammenlegten und ihn in den Stand setzten, dem Kerkermeister einen Theil seiner eigenen Wohnung abzumiethen. Er fand hier alle an einem Strafsorte mögliche Bequemlichkeit, bekam nicht selten Besuch, war auch nur kurze Zeit an einem Uebel krank, das ihn zuvor schon heimgesucht hatte. Seine Frau und seine Kinder wohnten in der Nähe des Gefängnisses, und hatten viermal in der Woche die Erlaubniß, einen Theil des Tages mit ihm zuzubringen. Seine Feder rastete nicht; er übertrug auserwählte Stücke des Chrysothomus, schrieb unter dem Titel: noctes carcerariae, eine Abhandlung über die griechische Metrik, und machte seinem Unwillen durch eine parodische Uebersetzung der ersten Satire Juvenal's Luft. Als er, genau zwei Jahre nach dem Urtheilsprüche, aus dem Kerker entlassen wurde, befand er sich bey so guten Kräften als zuvor und in weit besseren Umständen; denn aus Verträgen und Vermächtnissen von Freunden war ihm ein Kapitalvermögen von 5000 Pfund Sterling erwachsen. Er machte im Juny 1801 zu London eine Probe mit öffentlichen Vorlesungen über die Aeneide und nahm sich vor, dieselben im folgenden Jahre fortzusetzen. Aber zu Ende Augusts befiel ihn ein hitziges Fieber, das er sich durch zu starkes Gehen in den heißen Sommertagen zugezogen hatte. Daran starb er am 9. September 1801.

Mit diesem auf das Thatsächliche beschränkten Aus-

zuge aus Wakefield's eigener und seiner Freunde Erzählung vergleiche man nun obige Darstellung des Franzosen, zu welcher nur noch zu bemerken ist: daß Wakefield nicht wegen seines Tadel's der Finanzverwaltung, sondern, wie er selbst (Memoirs II. p. 402) ausdrücklich bemerkt, wegen dessen, was er aufregendes wider die Fortsetzung des Krieges gesagt hatte, verklagt war; daß die Obrigkeit ein solches Aufregen um so weniger übersehen konnte, als das Jahr zuvor ein höchst gefährlicher Zustand auf der Kriegsflotte mit Mühe unterdrückt worden war, daß die öffentliche Meinung keineswegs, sondern nur die Meinung der Minderkeit, wozu Fox u. a. gehörten, sich für Wakefield erklärte; und daß sein Verfolger — denn es war nur Cicer, dem von Antiswegen oblag, ihn gefährlich zu verfolgen, Lord Eldon, noch jetzt in gutem und geehrttem Alter lebt.

Nes. hat dieses gern zusammengestellt, um an einem lehrreichen, wiewohl kleinen, Beispiele zu zeigen, wie grober Irrthum nicht bloß über weit entfernte, sondern über ganz nahe liegende Thatsachen und Umstände in Unlauf kommt und darin bleibt, weil die Meisten, wie Thucydides I. 20. bemerkt, die Wahrheit nicht gerne mühsam aufsuchen, sondern sich lieber an das, was eben zur Hand ist, halten. Zum Schluß will er noch das Urtheil Sir James Mackintosh's, der keiner Parteilichkeit für Pitt verdächtig seyn kann, beifügen. „Ich las, schreibt er am 18. Juny 1805, Gilbert Wakefield's Memoiren mit ziemlichem Antheile. Dabey drängte sich mir die Bemerkung auf, wie ungerecht man oft fast unvermeidlich gegen Staatsmänner und obrigkeitliche Personen ist. Nie war eine Zeit und Nation, wo Wakefield's Flugchrift nicht wäre strafbar befunden worden. Es giebt keinen achtbaren Wertbezügiger der Pressefreiheit, von dem dieses nicht zugestanden werden müßte. Werden aber jetzt die literarischen Verdienste des Mannes und seine Leiden dargestellt, jetzt, da sein Vergehen in Vergessenheit gekommen ist, oder da man darüber als eine Kleinigkeit unter den vielen andern, die in einer politischen Parteyung vorkommen, hinweggeht, so kann es nicht fehlen, daß Mitleiden mit ihm, Unwille gegen die, welche ihn strafen, erregt werde. Allein man lese nur die Flugchrift, man erinnere sich der fürchtbaren Gefahr, worin der Staat schwelgte, und der unbefangene Leser urtheile, ob nicht Somers's, wäre er General-Advocat gewesen, die Klage gestellt, ob nicht ein Locke, als einer der Geschwornen, das Schuldig ausgesprochen haben würde.“

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

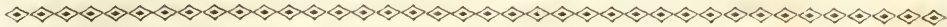
herausgegeben von Mitgliedern

24. August.

Nro. 169.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine. Ad Codicum Monacc. fidem recensuit et cum Fronto Ducaei suisque annotationibus edidit J. Georgius Krabingerus, bibl. reg. monac. custos. Accedit ejusdem Gregorii oratio funebris in Meletium, Episcopum Antiochenum. Monachii 1835. in libraria Josephi Lindaueri. X. und 306 S.

Der Bischof Gregorius von Nyssa gehört zu jenen berühmten Triumvirat Cappadocischer Kirchenlehrer, die in den großen, dogmatischen Kämpfen des vierten Jahrhunderts kräftig und entschieden die Sache der Wahrheit verfochten, zur Besiegung der gefährlichsten Häresien, zur Vertheidigung und Feststellung des orthodoxen Lehrbegriffs wesentlich beigetragen haben, und deshalb mit Recht als Säulen der Kirche gepriesen werden. Gleich seinem Bruder Basilius und Gregorius von Nazianz durch das Studium des Origenes gebildet, theilte er mit ihnen, wie mit Athanasius u. A. denselben theologischen Standpunct. Dieser unterscheidet sich durch zwei Momente von dem der modernen, wenigstens immer noch bey vielen geltenden, Theologie. Während nämlich letztere entweder von einem, bereits fertigen, philosophischen System, oder doch von den subjectiven Principien Einzelner auszugehen pflegt, und daher die ganze Arbeit der Dogmenentwicklung fast jedesmal von vorne anfängt, setzt die Theologie des vierten Jahrhunderts die Kirchenlehre — so weit sie eben entwickelt und bestimmt ist — als anerkannte

Wahrheit voraus und bant auf diesem, von den Früheren gelegten, Grunde weiter fort. Dazu lebt sie der Ueberzeugung, daß das Christenthum, als die Offenbarung der absoluten Vernunft (des göttlichen Logos) durchaus vernünftig sey, daher auch vernunftgemäß begriffen, bewiesen und dargestellt werden könne. Als Mittel dazu bediente sie sich der Platonischen Philosophie, mehr nach ihrer formellen als materiellen Seite. In der Anwendung dieser Grundsätze verfährt nun der Nyssener im Allgemeinen so, daß er die innere Dialectik der kirchlichen Lehre und ihrer Bestimmungen zu entwickeln, ihren großartigen Zusammenhang, ihre Angemessenheit zur Schrift und zur Vernunft nachzuweisen sucht, und hierin reiht er sich den großen Kirchenlehrern seiner Zeit an; was ihn aber von den meisten derselben unterscheidet, ist das, daß er sich enger an sein Vorbild, Origenes, und an dessen Schule anschließt. Dieß zeigt sich theils in dem umfassendern Gebrauch, den er von der herrschenden Philosophie, dem Neuplatonismus, macht, theils in seiner allegorischen Auslegung der hl. Schrift, theils in der Auffassung einzelner Dogmen, wie in dem von der Person Christi, von der Erlösung und von den Höllestrafen, am meisten aber in der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge. Diese Abhängigkeit von dem großen Alexandriner hat ihm späterhin manchen Tadel zugezogen, und wenn auch das Urtheil du Pin's: quod ipsius opera majorem cum Platonis et Aristotelis tractatibus convenientiam habent, quam cum caeterorum Christianorum operibus, zu hart ist, so gestattet er doch diesen Philosophemen einen überwiegenden Ein-



fluß auf seine Theologie und ist dadurch hinter Athanasius und Gregor von Naz. zurückgeblieben, die sich von ihren Fesseln schon weit freyer gemacht haben. Indessen hängt dieses mit der ganzen Weise seiner Polemik und Apologetik — dem eigentlichen Mittelpuncte seiner Lebensthätigkeit — genau zusammen. Er geht hier nämlich von dem wahrhaft wissenschaftlichen Grundsatz aus, daß der christliche Theologe auf den jedesmaligen Standpunct des zu Ueberzeugenden eingehen, und den Gegner auf seinem eigenen Boden angreifen und bekämpfen müsse. Die Heilmethode, sagt er, hat sich nach den verschiedenen Formen der Krankheit zu richten, wenn sie mit Erfolg angewendet werden soll; man kann nicht auf dieselbe Weise den Polytheismus des Heiden berichtigen, und den Unglauben des Juden, der den eingebornen Gott (d. i. den Sohn) läugnet, noch auch durch dieselben Gründe den Häretikern ihre irrige Auffassung der Dogmen benehmen. Denn die Gründe, womit einer den Sabellius widerlegen würde, werden gegen den Anomöer nichts fruchten, noch die Polemik gegen den Manichäismus zur Ueberweisung des Juden dienen; man muß vielmehr die Rede nach dem besondern Irrthum des Gegners einrichten und jedesmal erst allgemeine Principien und anerkannte Voraussetzungen (*ἀρχάς τινας και προτάσεις εὐλόγους*) zu Grunde legen, damit aus dem, von beyden Seiten Zugestandenen, der Gedanke (d. i. die Wahrheit) dialektisch (*κατὰ τὸ ἀκόλουθον*) entwickelt werde. Gegen Israeliten aber sey der Schriftbeweis zu führen. Demnach geht Gregor bey der Bekämpfung der Polytheisten von dem Begriff der Vollkommenheit, welcher die Einheit einschließt, und die Vielheit ausschließt, in der Polemik gegen die Lügner der Trinität, von dem Verhältniß der Gattung zum Individuum, der allgemeinen Wesenheit zur besondern Modification derselben, aus; stellt der aristotelischen Abstractionsweise des Eunomius den platonischen Realismus, der Behauptung desselben Gegners von der völligen

Begreiflichkeit Gottes die Beschränktheit des menschlichen Geistes entgegen und widerlegt seine häretische Auffassung der Trinitätslehre durch Aufzeichnung ihrer innern Widersprüche, ihrer Schriftwiderigkeit und der schädlichen praktischen Konsequenzen, zu denen sie hinführe. Mit ähnlicher Gründlichkeit verfährt er gegen Appollinaris, wie denn überhaupt seine Leistungen auf dem Gebiete der Polemik und Apologetik zu dem Besten gehören, was die alte Kirche hierin aufzuweisen hat, und ihn des Ehrennamens „Vater der Väter“, den ihm das zweyte Nicäanische Concil verlieh, vollkommen würdig machen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß dieser ausgezeichnete, geistvolle Kirchenlehrer einen Biographen fände, wie ihn Gregor von Nazianz an Illmann gefunden hat; nur müßte dabei die philosophische Seite seines Systems mehr hervorgehoben werden, als es dort geschehen ist. Indessen ist schon die Herausgabe seiner Katechese, mit welcher uns Herr Custos Krabinger beschenkt hat, höchst dankenswerth, um so mehr als wir noch keinen besondern Abdruck derselben besitzen. Denn diese Schrift gehört zu den wichtigsten Denkmalen des christlichen Alterthums und hat eine ähnliche Bedeutung für das vierte Sæculum als die berühmten Bücher des Origenes *περὶ ἀρχῶν* für das dritte. Sie enthält eine wissenschaftlich = apologetische Darstellung der christlichen Heilslehre, eine Anweisung für die Lehrer, wie der kirchliche Glaube den gebildeten unter seinen Gegnern nahe zu bringen sey, damit die Kirche durch neu hinzutretende Gläubige wachse, und ist daher vorzüglich geeignet, einen Ueberblick über den damaligen Stand der dogmatischen Entwicklung sowohl, als über die Methode ihrer wissenschaftlichen Behandlung zu gewähren; besonders möchten wir sie jüngeren Theologen, die sich mit der Patristik bekannt machen wollen, ohne das ganze, weite Feld derselben durchwandern zu können, zum fleißigen Studium empfehlen. Es wird daher nicht unangemessen seyn, auf den wesentlichen Inhalt dieser, un-

ter dem Namen λόγος κατηχητικός ὁ μέγας bekannten Abhandlung aufs neue aufmerksam zu machen, um dadurch zu ihrer Lectüre zu ermuntern.

Nach einem kurzen Vorwort, daß die oben erwähnten, apologetischen Grundsätze ausspricht, beginnt Gregor sogleich mit dem Dogma von der Trinität, als mit demjenigen, welches das Eigenthümliche und Unterscheidende des Christenthums im Gegensatz gegen den heidnischen Polytheismus einerseits und gegen den abstracten, jüdischen Monotheismus andererseits aufs Bestimmteste bezeichne. Er sucht daher vorerst die Einheit des göttlichen Wesens, aus dem Begriff der höchsten Vollkommenheit darzuthun und sodann den hypostatischen Unterschied in demselben aus den — ganz allgemein gefaßten — Begriffen λόγος und πνεῦμα auf anagogischem Wege zu erreichen. Auch die Gegner geben zu, sagt er, daß Gott nicht ohne Vernunft (λόγος) sey, sondern daß ihm diese (die Vernunft oder das Selbstbewußtseyn) nothwendig zukomme; was aber von Gott prädicirt wird, muß auch seiner göttlichen Erhabenheit angemessen gedacht werden. Es kann daher der göttliche Logos nicht wie der menschliche \*) (das Wort), unselbstständig und vergänglich, er muß vielmehr als der Logos der unvergänglichen und ewig subsistirenden Natur, selbst ewig und selbstständig, als selbstständig aber lebendig seyn — denn was geistig und körperlos existirt, das lebt auch — und dieß nicht in dem Sinne, als ob er blos durch die Theilnahme am Leben lebendig wäre; denn die Natur der Vernunft ist als durchaus einfach und von aller Zusammensetzung frey aufzufassen, die Vorstellung aber, daß das Eine in dem Andern (der Logos des Lebens theilhaftig) sey, schließt schon Zusammensetzung ein: es muß daher, um die Einfachheit fest zu halten, behauptet werden, daß der Logos das Leben selbst, das absolute Leben (αὐτοζωὴ) sey, nicht blos am Leben participire.

(Fortsetzung folgt.)

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Schluß.)

In Veydem trifft diese Handschrift mit dem cod. Medic. Laurent. Plut. 82. 1. n. 2. überein; doch möchte Ref. darauf nicht ohne Weiteres, wie es in dem Kataloge geschieht, die Vermuthung gründen, daß die Wiener Handschrift eine Abschrift jener Medicinischen sey (vgl. in Plin. S. 4, 5 und 7.), sondern vielmehr nur den Schluß daraus ziehen, daß beyde Handschriften einer Familie angehören, da sich die Zählung der Bücher in mehreren andern Handschriften, namentlich in der ersten Hälfte der Münchner, vom 1ten bis 18ten Buche eben so findet (vgl. a. a. O. S. 11), und viele Handschriften, wie auch die Münchner, mit denselben Worten schließen (vgl. a. a. O. S. 31), während in einigen die vorhergehenden Worte primum pondere, und nur in sehr wenigen (zu denen die andere Wiener zu gehören scheint, die auch deßhalb beachtet zu werden verdient, weil sie eine der wenigen älteren Handschriften ist, die das letzte Buch enthalten), wie in den bisherigen Ausgaben die Worte quacumque ambitur mari, den Schluß bilden.

Den wahren Schluß des Werkes enthält, so wie die andern Ergänzungen aus dem Bamberger Codex, unter allen Ausgaben die vorliegende zuerst. Zu diesen Schlußparagrapheu fand Hr. Dr. Neuß, der bey seinen volumfassenden Studien dem Plinius eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben scheint, eine Parastelle über das Lob Hispaniens in den ersten Capiteln des 44ten Buches von Justin, welche Ref. hier um so weniger mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubt, als sie auch auf die Kritik einzelner Stellen dieses Zusazes Einfluß hat, indem hier und da die Aehnlichkeit so auffallend ist, daß man fast eine gemeinsame Quelle vermuthen sollte. Wenn man die Worte: Hinc

\*) Gregor braucht hier λόγος stets in der Doppelbedeutung von Vernunft und Wort, was im Deutschen nicht wiedergegeben werden kann.

enim non frumenti tantum magna copia est, verum et vini, mellis, oleique; nec ferri solum materia praecipua est, sed et equorum perniciēs greges; nec summae tantum terrae laudanda bona, verum et metallorum felices divitiae, und nach der Bamberger Handschrift, die Worte: verum ubi gignit facem frugum olei. vini. equorum aliorumque omnium generum vergleicht, so ergeben sich die von dem Ref. in diesen Worten vorgenommenen Aenderungen, feracem statt facem, und metallorumque für aliorumque von selbst, und die auffallende Zusammenstellung der Pferde und der Metalle, die auch in dem bey Plinius vorhergehenden Lobe Italiens nicht begründet ist, wird hier klar durch die Zusammenstellung des Eisens und der Pferde, welche der gemeinschaftliche Gebrauch im Kriege zusammenbrachte. Vergleicht man ferner: jam lini spartique vis ingens: minii certe nulla feracior terra — mit: verum desertis vis sparto vincit hispania et lapide speculari. pigmentorum etiam deliciis, so kann dadurch für den ersten Augenblick ein Zweifel an der Richtigkeit der Aenderung des Ref., desertis suis entstehen; doch wird niemand vi sparti schreiben wollen, da vis so allein stehend diese Bedeutung nicht haben kann. Das Folgende: corporum humanorum duritia, vehementia cordis findet seine Ausführung und Erklärung in dem zweyten Capitel. Die Angabe des Einzelnen würde zu weit führen.

Ueber den Anhang glaubt sich Verf. überhaupt hier um so weniger verbreiten zu dürfen, da er die nöthigen Erklärungen und Berichtigungen dazu bereits in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft mitgetheilt hat.

L. v. Jan.

Leben Joh. v. Müllers. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt von D. Heinrich Döring. Leipzig, 1835. VIII. und 479 S. 12. auch unter dem Titel:

Gallerie deutscher Historiker, herausgegeben von D. H. Döring. Erstes Bändchen.

L'histoire des écrivains célèbres n'est que celle de leurs pensées et de leurs travaux, sagt irgendwo d'Alembert; und es erweist sich als wahr an dem Leben fast aller großen Schriftsteller, mit Plato angefangen. Das Meiste, was von ihren Lebensumständen bekannt ist, wird man, so fern es jener Thätigkeit nicht angehört, theils nicht der Rede werth, theils nicht erfreulich finden. Beschränkt sich nun auf die Gedanken und Arbeiten dieser Männer das, was denkwürdig an ihrer Geschichte ist, so theilt sich diese wieder in die Geschichte ihrer Bildung und ihres Schaffens. Vonderley Kunde, vornehmlich aber die erstere, ist von mehreren großen Autoren der neueren Zeit vorhanden, aber vielleicht von keinem in solchen Uebersicht wie von Joh. v. Müller; wogegen auch vielleicht keines andern übri- ges Leben so ganz unbedeutend ist. Jener allein merkwürdige Theil von Joh. v. Müllers Leben würde sich allerdings nach seinen Briefen, wären auch nur diese da, lehrreich darstellen lassen. Vor allem erforderlich wäre aber dazu die Einsicht, was Müller war. Nach Hu. D. S. 1. war er ein „berühmter Mann, der zu den vorzüglichsten Historikern Deutschlands unbedenklich gerechnet werden darf.“ Gewiß; aber die Frage ist, was ihn von den anderen, z. B. von Schö- zler, welchen der Verf. in dem nächsten Stücke seiner Gallerie auführen will, so unterscheidet, daß er eine Art für sich ist? Müller war ein conservativer Geschichtschreiber. Wie diese Bestimmung mehr ihn faßte als von ihm gesagt wurde, das beschrieben, wäre eine Darstellung seines Lebens. H. D. nennt zwar seine Arbeit so, aber mit Unrecht. Was er geleistet hat, ist beynabe nichts, als ein fortlaufender Auszug aus Müllers Briefen. Was er aus Eigenem hinzuthut, namentlich gegen das Ende, läßt keineswegs bedauern, daß man davon nicht mehr bekommt. Er sagt z. B. S. 448, unter den Alten sey der, welchen Müller am nächsten stehe, Thucydides. Dieß ist ungefähr, wie wenn jemand Aehnlichkeit zwischen Fett und Hager fände-



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. August.

Nro. 170.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1830.

S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.

(Fortsetzung.)

Daraus folgt nun sogleich weiter, daß der Logos auch das Vermögen der freyen Selbstbestimmung besitzt — denn nichts Lebendiges entbehrt derselben — und dieses Vermögen ist bey ihm als mächtig — denn Ohnmacht widerspricht der Idee Gottes, — und zwar als allmächtig zu denken, denn die absolute Einfachheit schließt jede Mischung der Gegensätze, mithin auch den der Macht und Ohnmacht aus; es muß also nothwendig die Macht des Logos seinem Willen völlig entsprechen, letzterer demnach allmächtig seyn. Dieser allmächtige Wille kann ferner mit der Neigung zum Bösen nicht befaßt seyn — denn diese ist der göttlichen Natur fremd —, er will und wählt also lediglich das Gute; was er aber will, das vermag er auch, und was er vermag, das vollbringt er auch. Mithin ist alles Gute, was existirt (die Welt) Werk des Logos, der da lebendig und selbstständig ist, weil er der L. Gottes ist, Freyheit besitzt, weil er lebt, Alles vermag, was er wählt, aber durchans nur das Gute, Weise, Vollkommene wählt. Daß nun aber dieser Logos von demjenigen, dessen Logos er ist, verschieden sey, dieß liegt schon im Namen; denn der Ausdruck λόγος schließt die Beziehung auf ein Anderes, hier auf den Vater ein; denn das wäre kein λόγος der nicht jemand's λόγος wäre. \*) Das Verhältniß beyder ist dem des menschlichen Wortes zum

Geiste analog. Wie dieses aus dem Geiste entspringt, ohne jedoch durchaus mit ihm identisch, noch auch gänzlich von ihm verschieden zu seyn, so unterscheidet sich der Logos Gottes in so fern er für sich besteht, von demjenigen, durch welchen er sein Für-sich-Seyn (ὕποστασις) hat, insofern ihm aber dieselben Prädicate und Eigenschaften, welche den Begriff Gottes bilden, zugekommen, ist er eins mit ihm; der Natur nach Eins, dem Subjecte nach ein Anderes. Auf ähnliche Weise deducirt Gregor c. 2., von dem menschlichen πνεῦμα ausgehend, sowohl die Existenz, als die hypostatische Substanz des göttlichen Geistes und faßt sodann c. 3. das ganze Mysterium der Trinität zusammen, wie dasselbe zählbar ist, und doch keine Zählung leidet, wie es als getheilt angeschaut und doch als Einheit begriffen wird, wie es, τῇ ὑποστάσει getrennt, τῷ ὑποκειμένῳ, der gemeinsamen Grundlage nach aber ungetheilt ist. Durch diese Auffassung wird das Wahre am Judenthum beygehalten, das Falsche an beyden ausgeschlossen und die rechte Mitte zwischen diesen Gegensätzen gewonnen. Der Glaube an den λόγος und an das πνεῦμα hebt die jüdische Lehre auf, und der polytheistische Irrthum verschwindet, indem die Einheit der Natur den Wahn der Vielheit vernichtet; wiederum bleibt aus der jüdischen Vorstellung die Einheit der Natur, aus dem Hellenismus aber der Unterschied der Hypostasen und das Irthümliche wird auf beyden Seiten getheilt. "Ἐστὶ γὰρ ὡσπερ τῆς θεραπείας τῶν μὲν περὶ τὸ ἐν πλανωμένων ὁ ἀριθμὸς τῆς τριάδος, τῶν δὲ εἰς πληθὸς ἐσκεδασμένων ὁ τῆς ἐκότητος λό-

\*) Hier tritt mehr die Bedeutung »Wort« hervor.

yor. c. 4. führt sodann den Beweis für die Zuden, aus Psalm 33, 6.

Wir haben diesen Versuch einer dialectischen Deduction der Lehre von der Trias vollständiger mitgetheilt, theils um die Methode der Entwicklung zu zeigen, welche dem Nyssener eigenthümlich ist, theils, um auf die Schärfe und Bestimmtheit hinzuweisen, mit welcher damals dieses Dogma aufgefaßt, und auf die Bedeutung, die ihm allgemein zugesprochen wurde; denn fast alle orthodoxen Väter betrachten es, wie Gregor, als die charakteristische Grundlehre des Christenthums im Gegensatz gegen andere Religionsweisen und gegen alle häretischen Meinungen.

Im Folgenden geht nun Gregor auf das eigentliche Thema seiner Abhandlung, auf die Lehre von der *ókovouía*, d. h. von der Menschwerdung Gottes über, und widerlegt zunächst die Einwendungen der Gegner, indem er auf den Ursprung des Bösen zurückgeht, diesen, als in einer freyen Willensthat der ursprünglich gut geschaffenen Wesen begründet, erklärt, die Folgen des Abfalls von Gott aus dem Begriff desselben nachweist und daraus die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen herleitet, c. 5 — 8. Was er hier über den Begriff, die Möglichkeit, Wirklichkeit und Zulassung des Bösen, über Leben, Tod und künftiges Gericht beybringt, erinnert vielfach an Origenes, enthält aber eine Reihe der trefflichsten Bemerkungen, welche noch heute von Allen, besonders von denselben Theologen beherzigt zu werden verdienen, die, im Widerspruch mit dem Gesamtbewußtseyn der christlichen Kirche, den Ursprung des Bösen als eine Nothwendigkeit betrachten, und damit die Sünde selbst läugnen; diese könnten, wenn sie wollten, bey Gregor und andern Vätern Vieles finden, was zur Berichtigung ihres Irthums diene. — Eben so schön ist die Art, wie er c. 8. den Schluß dieser ganzen Exposition auf ihren Anfang zurückführt und mit

der Lehre vom Logos in Verbindung setzt, wobey er im Ganzen dieses sagt: durch die Sünde war an die Stelle des Lebens der leibliche und geistige Tod, an die Stelle der Kraft die Ohnmacht, des Segens der Fluch, und das Gegentheil von allem Guten getreten. Gott sah vermöge seiner Allwissenheit den Abfall mit seinen Folgen voraus, verhinderte ihn jedoch nicht, weil er sogleich die Mittel zur Rettung erkannte, und die Zurückführung der Abgefallenen beschloß. Diese aber sind völlig unvermögend, sich selbst zu erheben, zu rathen oder zu helfen; wem gegiemte es also, sie in den ursprünglichen Zustand der Gnade zurückzuleiten, wem geblühte die Aufrichtung der Gefallenen, die Wiederbringung des Verlorenen, die Zurechtweisung der Verirrten, als dem Herrn der Kreatur, dem göttlichen Logos? Nur ihm, der ihr im Anfang das Leben verliehen hatte, war es möglich, sie wieder zu bringen, nur der Welt schöpfer konnte der Welt erlöser seyn. — Als den Zweck seiner Menschwerdung so wie seiner gesammten Erlösungsthätigkeit nennet sodann Gregor, nach mehreren höchst geistreichen Zwischenbemerkungen, c. 13 die Mittheilung des göttlichen Lebens an die Menschheit, oder die Mittheilung der Auferstehung Christi an seine Glieder und die dadurch bewirkte Wiederherstellung der Verbindung zwischen Leib und Seele zwischen der Seele und Gott. Wie alle Kirchlehrer jener Zeit erkennt nämlich auch G. die Zusammengehörigkeit des menschlichen Leibes und der menschlichen Seele an; beyde zusammen bilden ihm erst den Begriff des Menschen, und da ihre ursprüngliche Verbindung durch die eingedrungene Sünde gestört ist, durch den Tod aber völlig zerstört wird, so bezieht er auch die Erlösung (mit vollem Rechte) auf beyde. In seiner Person, lehrt er, hat Christus die beyden, wesentlichen Seiten der menschlichen Natur, das sinnliche und Geistige, wieder vereinigt, durch seinen Tod sie gereinigt, durch seine Auferstehung zur unzerstörbaren Einheit erhoben, und diese Vereinigung geht nun

vermöge der Gemeinschaft, in der er als das Haupt der Menschheit mit den Gliedern steht, von ihm aus auf das ganze Geschlecht über, gleichwie das Princip des Todes von Einem (Adam) aus sich auf Alle verbreitet hat. „Denn wie er die angenommene Seele durch die ihm beywohnende göttliche Kraft mit seinem Körper (in der Auferstehung) wieder vereinigte, so hat er auch auf allgemeine Weise das Geistige mit dem Sinnlichen verbunden, indem sich von dem Principe aus die Vereinigung über die gesammte Natur erstreckt.“ Da aber in seiner Person nicht nur das Geistige mit dem Sinnlichen, sondern das Menschliche überhaupt mit dem Göttlichen unzertrennlichen verbunden ist, so theilt sich zugleich und auf dieselbe Weise seine Gottheit der gesammten Menschheit mit, (*καθ'απὸς ἑνός τινος ὄντος ζῶον πάσης τῆς φύσεως ἢ τοῦ μέρους ἀνάστασις ἐπὶ τὸ πᾶν διέπχεται*) und wird diese dadurch selber göttlich, noch Leib und Seele des unvergänglichen, unsterblichen Lebens und Wesens, der *ἀσθαρσία* der *ζωῆ*, theilhaftig. (So c. 16. 25. 32. 35. *τότε τε sc. ἐν τῇ οἰκονομίᾳ; κατιμύχθη πρὸς τὸ ἡμῖν (τὸ θεῖον) ἴνα τὸ ἡμῖν πρὸς τὸ θεῖον ἐπιμύχῃ γένηται θεῖον κ. τ. λ.*) Dieß ist das Geheimniß der göttlichen Oeconomie bey der Menschwerdung, bey dem Tode und der Auferstehung Christi — von unserer Seite aber wird dazu erfordert, die Nachahmung seines Lebens und Sterbens, welche in der Taufe, in der damit verbundenen Wiedergeburt und Erneuerung vollzogen wird.

Das Wesentliche dieser Ansicht hat Gregor mit den meisten der ältern Kirchenlehrer, namentlich mit Clemens (f. Protr. p. 71. Paedag. 2. p. 125), mit Origenes, (c. Cels. III, 28 in Joh. T. 1, 30. T. X, 4.) mit Athanasius, (de Incarn. 6 — 10), mit Gregor von Naz. (Orat. II. 22 und 23), und A. gemein. Gleich ihm sehen auch sie den Hauptzweck der Menschwerdung Gottes in die Mittheilung des göttlichen Wesens und Lebens und lassen dagegen

die einzelnen Momente seiner erlösenden Thätigkeit mehr zurücktreten. Dieß erklärt sich jedoch daraus, daß damals die Lehre von der Erlösung erst in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt wurde, im Einzelnen aber noch nicht näher bestimmt war; auffallender aber ist es; daß Gregor der Sündenvergebung, als der Folge des Todes Christi, nicht gedenkt, während ihrer doch die genannten PP. vielfach Erwähnung thun. Man könnte zwar sagen, daß sie bey ihm in der Lehre von der Taufe ihre Stelle finde, allein es zeigt sich auch dort, daß er ihre unmittelbare Beziehung auf den Tod des Erlösers übersieht, wie er denn überhaupt die große Bedeutung der Lehre von der Rechtfertigung und dem Glauben gänzlich verkannt hat, was auch schon aus der Erklärung, die er c. 38. und 39. über letzteren gibt, genügend erhellt.

Nachdem Gregor in den folgenden Capiteln mehrere vorbereitende Fragen erörtert hat, kommt er endlich auf den schwierigsten und interessantesten Theil seiner Arbeit, auf den Beweis für die Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes c. 19 — 26. Die subjective Nothwendigkeit derselben hatte er bereits oben c. 15. angedeutet „Unsere kranke Natur bedurfte eines Arztes, der gefallene Mensch eines Helfers, der ihn aufrichte, der das Leben verloren hatte, brauchte einen, der ihm das Leben wieder gäbe, der aus der Gemeinschaft des Guten Herausgetretene, einen, der ihn wieder zum Guten zurückbrächte; der in Finsterniß Verirrte suchte das Licht, der Gefangene einen Befreier, der in der Knechtschaft Seufzende einen Erlöser: dieser traurige Zustand bewog Gott, sich der Menschheit anzunehmen, denn die Liebe ist eine Bestimmung seiner Natur. Aber — wendet er nun (c. 15. 19) ein —: „Warum genügte denn dazu ein bloßer Act seines Willens nicht, warum konnte er, der Alles aus Nichts geschaffen, den Menschen nicht schon durch seine Allmacht erlösen, wozu bedurfte es erst der Herablassung zur Menschheit, wozu der Erniedrig-



gung, des Leidens und Sterbens.“? Mit dieser Frage spricht Gregor die höchste Aufgabe der Theologie und der Speculation, die Nachweisung der objectiven Nothwendigkeit der Menschwerdung aus, und wenn ihm auch die Lösung derselben nicht vollständig gelungen ist, was allerdings von seinem Standpunkte aus unmöglich war, so gebührt ihm doch das Verdienst, die Aufgabe in dieser Bestimmtheit zuerst gefaßt, und den großartigen Versuch einer Deduction jener Nothwendigkeit aus dem göttlichen Wesen selbst unternommen zu haben. Ueber die Art, wie er dieß thut, beschränken wir uns auf einige Andeutungen. — Bevor er zur Ausföhrung schreitet, macht er die schöne Bemerkung, billige Gegner würden sich mit der Antwort begnügen, daß der Kranke dem Arzt nicht vorschreibe, wie er ihn heilen solle, auch nicht über die angewandten Mittel mit ihm rechte, sondern er sehe auf den Ausgang und nehme die ihm erwiesene Wohlthat dankbar an; auch enthielten die großen Wirkungen der Erscheinung Gottes im Fleisch, der Sturz des Götzendienstes, der Aufbau der christlichen Kirche, die sittliche Umgestaltung und Lebensweise ihrer Bekenner, eine hinlängliche Rechtfertigung dieser göttlichen Thatfache; nur für entschiedene Gegner bedürfte es eines Beweises (c. 17. 18. 19.). Dann fährt er fort: womit werden wir nun anfangen, um den vorliegenden Zweck zu erreichen? Antwort: damit, daß wir die Idee von Gott, wie sie die wahre Religion aufstellt, kürzlich erörtern. Es wird allgemein zugestanden, daß das Göttliche nicht nur mächtig, sondern auch gerecht, gut, weise und alles das sey, was zum Begriff der höchsten Vollkommenheit führt. Keine dieser göttlichen Eigenschaften ist aber an und für sich, und von den übrigen getrennt, Vollkommenheit — das Gute ist nicht wahrhaft gut, wenn es nicht mit dem Gerechten und Weisen, noch die Macht, wenn sie nicht mit der Güte und Weisheit verbunden ist — erst in ihrer gegenseitigen Durchdringung und Einheit bilden sie die absolute Vollkommenheit; die Menschwerdung aber ist die (nothwendige) Offenbarung dieser gesammten, göttlichen Vollkommenheit.

(Fortsetzung folgt.)

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Dritter Band. Leipzig, 1836. 502 S. 8.

Der letzte Band dieser Sammlung, Knebel's eigene Briefe, und seine vermischten Schriften enthaltend, ist der stärkste und auch der reichhaltigste. Zwar überall nichts vollendetes, nichts, das ein Werk zu nennen wäre; nur kleine Aufsätze, meist nur Blätter und Blättchen, deren Ueberschrift zuweilen täuscht, z. B. über Friedrich den Großen, über Göthe; nur Ansätze, keine Ausföhrung. Indessen findet sich manches gute Wort, an welchem zu erkennen ist, was Kn. in deutscher Prosa hätte leisten können, wenn er sich, nach Herber's Rath, zu ziehen und zu nöthigen vermocht hätte; z. B. S. 149.

Der Banm.

Auf der festen Erde steht der biegsame Baum; am festeren Stamme sitzt der regsamere Ast; am Aste der Zweig; an diesem Sprosse und Laub. So sitzt immer das Festerer das Gebildete, Regsamere, Welchere in der Natur. Wo Gerechtigkeit, Ordnung und Billigkeit nicht ist, da ist kein leichteres Talent der Einbildungskraft, des Wises, der Artigkeit anwendbar. Die einzige feste Säule der Menschheit ist Ordnung und Recht.

Am meisten hat den Ref. das letzte unter allen angesprochen, dem keine Ueberschrift, sogar keine Seitenzahl gegeben ist. Man bedenke, daß ein neunzigjähriger Mann spricht:

Den 30. Dec. 1833.

— Man wird bey genauer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der, durch eigene Natur, oder durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist.

Die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich seyn, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt.

Ich habe dieses, bey meinem hohen Alter, unter den mancherley Umständen, die mein Leben leiteten, sonderlich bemerkt. Es ist nicht meine Absicht, und würde sich eben auch nicht sonderlich belohnen, solche einzeln hier anzuföhren; aber wenn ich nun zusammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben also gewürfelt hat, so finde ich in dem Faelt meist überall vollkommene Uebereinstimmung.

Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich auch genau, sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt seyn; ja, widersprechende Gründe bewegen sich oftmals in ihrer Richtung.

So verwirret der Lauf ist, so zeigt sich doch immer Grund und Richtung durch.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. August.

Nro. 171.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.

(Fortsetzung.)

Es offenbart sich in ihr die Güte Gottes, indem sie aus freyem Erbarmen den Rathschluß faßt, sich zur Menschheit herabzulassen, um sie aus dem Verderben zu retten; aber der bloße gute Wille hätte nichts genügt ohne die Weisheit; diese offenbart sich darin, daß sie den Beschluß des Willens, den Heilsplan, in allmählig fortschreitender Entwicklung realisiert; (20.) die Gerechtigkeit darin, daß sie nicht mit tyrannischer Gewalt gegen den Satàn, der uns gefangen hielt, verfährt, und uns nicht durch ihre Uebermacht aus seinen Banden befreite, sondern ihm das Lösegeld gab, das er forderte und von Rechtswegen fordern konnte, weil sich ihm die Menschheit mit freyem Willen zum Dienst und Eigenthum übergeben hatte. Dieses Lösegeld aber war der Erlöser. Hierin zeigt sich auch wiederum die Weisheit; denn eben diese Hingabe des Erlösers an den Feind, sollte das Mittel zu seiner Besiegung werden; sie sollte das, in der Niedrigkeit und Knechtsgestalt erfüllte Götliche, ihm nahe bringen und so (durch eine Art von List) seinen Sturz bewirken (23). Die Allmacht endlich offenbart sich schon in der Menschwerdung selbst; denn daß die Allmacht Großes und Erhabenes wirkt, ist natürlich und begreiflich, daß sie sich aber zu dem Niedrigen herabläßt, und hiebey das, ihrer Natur Entgegengesetzte, überwindet, ist das Uebermaß der Macht und ein größerer Beweis derselben, als die Größe des Himmels, der Glanz der Gestirne und die Einrichtung

der ganzen Welt. Sodann aber offenbart sich die Macht in der Ueberwindung des Feindes selbst; denn nachdem dieser den Gottmenschen zum Lösegeld hingenommen, und so gewissermaßen das Licht in die Finsterniß, und das Leben in den Tod hereingezogen hatte, so mußte nun die Reaction der Allmacht eintreten und durch das Licht die Finsterniß, durch das Leben der Tod und der des Todes Gewalt hat, der Teufel, überwunden werden. Zugleich ist dieß aber für diesen selbst die größte Wohlthat, indem dadurch das Schlechte an ihm vernichtet, und sein Wesen, wie durchs Feuer ausgebrannt und gereinigt wird, so daß er eintritt, wenn die Wiederbringung aller, dem Bösen unterworfenen Wesen, erfolgt ist, in den allgemeinen Dank der Schöpfung mit einstimmen wird. Damit ist nun erwiesen, daß sich in der Menschwerdung die Güte, die Weisheit, die Gerechtigkeit und Allmacht Gottes offenbaren und somit die Frage nach ihrer Nothwendigkeit gelöst. — So wie Gregor das Ganze anführt, hat es nun freylich keineswegs, wie nach c. 15. zu erwarten stand, die Form eines Beweises, sondern nur die eines Nachweises, es liegt jedoch der (auch c. 5. angedeutete) Gedanke zu Grunde, daß jene göttlichen Eigenschaften sich nothwendig in der angegebenen Weise offenbaren mußten, und darin besteht die eigentliche Beweiskraft seiner Exposition, von der jedoch nur die Form dem Nyssener eigenthümlich, der Inhalt aber größern Theils Origenisch ist. — Trefflich weist er nun noch im Folgenden nach, warum der Erlöser alle Entwicklungsstufen der menschlichen Natur durchgehen, und warum er gerade zu der Zeit im Fleisch erscheinen mußte, wo

die Sünde die höchste Höhe erreicht hatte und alle Formen des Bösen zur Reife gekommen waren; rechtfertigt sodann das Christenthum gegen den Vorwurf, daß es nicht schneller und allgemeiner wirke (c. 30. ff. was ihm besonders gut gelungen ist) und schließt mit der Lehre von den Sacramenten, als in welchen eben die fortwirkende Kraft des göttlichen Lebens sich vorzüglich offenbare.

Nach diesem kurzen Ueberblick ihres Inhaltes, wenden wir uns nun zu den Verdiensten, die sich Herr Krabinger um die Katechese erworben hat. Diese bestehen zunächst in der Sorgfalt und Genauigkeit, womit er die ihm zu Gebot stehenden, wie es scheint, bisher noch nicht benützten, Handschriften der k. Bibliothek zu München verglichen hat. Es sind dieß drey vollständige, von ihm mit A. B. C. bezeichnete Codices, aus dem 16. Jahrhundert, sodann drey Mss. der Panoplia dogmat. des Euthymius Zigabenus P. 1., welche mehrere Stücke aus der Katechese enthält. Die Prüfung der Lesarten dieser Codd. und die Vergleichung derselben mit dem Text der Pariser Ausgaben von 1615 und 1658 (Sumpt. Aeg. Morelli) hat zu den günstigsten Resultaten geführt und die Herstellung eines Textes zur Folge gehabt, der in den meisten Fällen als ein verbesserter zu betrachten ist. Fast jede Seite hat Berichtigungen erfahren, die sich durch ihre Einfachheit empfehlen, durch das übereinstimmende Zeugniß jener Mss. begründet werden und zum Theil schon von Fronto Ducaeus und von dem Verf. der deutschen Uebersetzung der Katech. J. 1781 (Glauber) vermuthet oder vorgeschlagen worden sind. Die hinzugefügten Noten enthalten die Bemerkungen der beyden genannten Commentatoren, nebst eigenen Zugaben des Hr. Kr., auf deren Beurtheilung wir uns hier beschränken. Sie sind theils kritischer, theils sprachlicher und erklärender Art. Die kritischen Anmerkungen zählen die verschiedenen Lesarten der Codd. und Ausgg. auf, und rechtfertigen die in dem Texte angebrachten Verbesserungen, was

an den meisten Stellen vollkommen gelungen ist. So ist, um nur einige Belege anzuführen, auf den Grund jener Mss. mit Recht p. 5. (p. 189 der Anm.) τὸ δόγμα vor τὴν πίστιν weggelassen und dadurch der ganze Satz verständlich geworden; c. 1. l. 18. ist statt des sprachlich falschen τοῖς τε Ἰουδαίων πρεσβυτέρουσι—τοῖς τὰ τῶν Ἰουδ. πρ. aufgenommen; ebendasselbst l. 23. statt des Sinnentstellenden διαφείρειν—διαφείρειν; ebd. ὄντα statt εἶναι, und τῷ μὲν γὰρ und τῷ δὲ αὐτὸν statt τὸ μ. γ. und τὸ αὐτὸν; l. 28. ἐν ὧν statt ἐν ὄν; c. 3. p. 10. l. 23. ist ἄλλο statt ἄλλω aufgenommen und unmittelbar vorher sind die Worte ἄλλο γὰρ τι τῇ ὑποστάσει τὸ πνεῦμα καὶ ἕτερον ὁ λόγος eingeschaltet. Ferner wird c. 6. l. 6. ἀνάκρισις geschrieben für ἀνάκρισις; ebd. das, schon von Fronto D. beanstandete, unpassende λογικὴ vor οὐσία ausgestoßen; c. 7. p. 21. l. 10. ἔμψυχον in ἄψυχον verwandelt, wie schon der Parallellismus mit ἀνάγκη fordert; c. 13. p. 31. γεγενῆσθαι für γεγενήσθαι; c. 16. p. 35. l. 25. καὶ ἠνωμένων für ἡ νοουμένη gesetzt. Mit demselben Recht wird ebendas. p. 36. unten das unverständliche περὶ τὸν ἀνδρωπον οἰκονομία; in π. τ. θάνατον οἰκ. verbessert, wie schon der deutsche Uebersetzer mit Duc. vermuthet hatte; c. 21. p. 42. ἀποδοῦσαν statt ἀποδοῦσαν; c. 24. p. 47. l. 22. παρενεχθέντες, statt κατενεχθ; c. 32. p. 58. l. 5. von unten λόγον, statt βίον; c. 37. p. 69. l. 15. ἀθανάτισθὲν statt θανάτισθὲν recipirt; c. 28. p. 33. l. 14. νόμον μὲν ausgestoßen, und so könnte noch eine lange Reihe von Stellen (z. B. Anm. p. 268. 284. 286.) angeführt werden, die durch die Sorgfalt des Hrn. Herausgebers berichtigt worden sind. Nur an einigen Orten scheint er uns zu rasch verfahren zu haben. So können wir ihm nicht bestimmen, wenn er p. 4. l. 10. das bisherige διάνοια in ἀλγεία verwandelt, denn erstere Lesart hat nicht nur die größere Zahl der Codd. sondern auch das für sich, daß sie die schwerere ist;



wie aus αλ. διαν geworden sey, läßt sich nicht absehen, wohl aber das Gegenheil. Eben so wenig können wir es billigen, daß er c. 1. p. 6. auf die Autorität einer einzigen Handschrift statt καὶ ὁμοίωτα τῶν παρ' ἡμῶν - κ; ὁ τοῦ (sc. λόγου) π. ἡμ. aufgenommen hat, weil ersteres durch die Codd. gesichert, in dem Zusammenhang, in welchem es steht, deutlich und durch die sogleich folgende, auf vier Mss. gegründete, Einschaltung des λόγου nach τὸν τοῦ θεοῦ überflüssig gemacht ist. Dasselbe gilt auch von der Verwandlung des ὀρεκτῆν c. 5. p. 12. 12. l. 7. in ὀρεκτικῆν. Dagegen dürfte c. 26. p. 50. l. 1. die Lesart τῆς ἁρπαγῆς, welche Morellus aus seinen Mss. aufgenommen und Duc. vertheidigt hat, der von Hr. K. aufgenommenen τῆς κατάρσεως vorzuziehen seyn, weil sie besser in den Zusammenhang passen.

Weniger bedeutend als die kritischen, sind die sprachlichen Bemerkungen des Verf. Er verfällt hier in den Fehler, dessen sich überhaupt viele Interpreten schuldig machen, daß sie nämlich bey ihren Mittheilungen sich kein bestimmtes Ziel und keine feste Grenze setzen und daher häufig Ueberflüssiges oder Ungehöriges in Menge geben. So hätten gewiß auch hier Bemerkungen wie folgende: ὁ κατὰ Σαβῆλλον heiße sabellii sectatores, θεοπρατῆς νοήματα Gotteswürdige Gedanken, oder wie p. 185. ἀνατρέπειν bedeute evertere und prosternere, ἐπινοοῦσθαι corrigere, sanare; p. 168. συμβαίνειν, convenire; p. 202. ἔχουσαι τινος conjunctum esse cum aliqua re; p. 205. παρατρέπεσθαι a via recta ahduci, p. 224. παραιεῖσθαι repudiare; p. 232. οὐδὲν ὑγιές heiße nihil sani et sinceri und ähnliche billig wegbleiben sollen, weil sie in jedem Lexicon zu finden sind und dem, der die P.P. lesen will, schon bekannt seyn müssen.

(Schluß folgt.)

Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner, Lehrer am großherzoglichen Gymnasium zu Darmstadt. Darmstadt, Verlag von Johann Philipp Diehl. 1835. LX. S. Vorwort, biograph. Skizze, Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften und Auswahl aus Merck's Fabeln und Erzählungen. 528. S. Briefe, Erklärungen, Perichtigungen u. Zusätze. 8.

Es sind im ganzen zweihundert ein und sechzig Briefe, zwischen den Jahren 1770 und 1790 von fünf- und vierzig Correspondenten Merck's an ihn geschrieben, unter welchen außer den drey auf dem Titelblatte genannten Joh. Georg Schloffer, der Herzog Carl August und die Herzogin Amalie von Weimar, W. Tischbein, G. Förster, Sömmering, P. Camper, Blumenbach, Banks, Fr. Stolberg, de Luc die bedeutendsten sind. Der Hb. erklärt sich S. IV. der Vorrede über den Werth, den er diesen Briefen belegt: „es erscheint vorliegende Sammlung in mehrfacher Hinsicht bedeutend, da sie uns nicht nur die wahren Züge Merck's, auf den als Mittelpunkt alle Strahlen reflectiren, vor Augen stellt, und sein wenig erkanntes Leben und Wirken in helles Licht setzt, sondern auch von ihm abgesehen, an sich werthvolle Mittheilungen über Wissenschaft und Kunst enthält, und durch die offenherzigsten Selbstschilderungen eminenten Menschen den Vorhang vor einer geistig höchst belebten Zeit wegzieht, hinter welchem Dichter und Gelehrte, Fürsten, Künstler und Naturforscher in besondern Gruppen stehen.“ Hieburch sind die zwey, ärgstens bey jeder Sammlung gemischter Briefe sich von selbst ergebenden Gesichtspuncte bezeichnet, nach welcher ihr Werth zu ermessen ist: es fragt sich nämlich, einmal, was für die Psychologie an sich, und zweitens, was für die Geschichte, hier für Literar- und Kunstgeschichte, damit gewonnen sey? Indem Ref. den zweiten Punct zuerst ansieht, glaubt er bemerken zu müssen, daß der Hb. den Werth dieser Briefsammlung allzuhoch anzuschlagen scheint, wenn er glaubt, daß sie den Vorhang vor der Zeit von 1770 bis 1790 in Hinsicht auf Charakter und Treiben der hier aufstretenden Personen wegziehe. Nach dem was wir in früheren Briefsammlungen und andern Büchern, insbesondere in Zeitschriften bereits haben, würde wohl eine Charakteristik der weissen hier erscheinenden Personen, woselbst sie mit gewissenhafter Treue entworfen würde, vor der Bekanntmachung gegenwärtiger Briefsammlung nicht anders ausgefallen seyn, als wenn

man jetzt nach Herausgabe derselben, eine solche machen wollte; womit jedoch gar nicht geläugnet werden soll, daß diese Briefe immerhin ein sehr schätzenswerther Beitrag zur geistigen Physiognomik der bezeichneten Zeit seien. Die K a e l e l'sche Briefsammlung zeigt offenbar den längst gerückten Vorhang viel weiter weg, als die Briefe an Merck. In literarhistorischer Hinsicht, sind die Briefe über die Reste antediluvianischer Thiere, mit deren Auf- und Untersuchung sich Merck besonders eifrig beschäftigte, namentlich die von Camper, S ö m m e r i n g, B l u m e n b a c h wichtig, wiewohl der Natur der Sache und der Zeit nach keineswegs durch die Entdeckungen selbst, sondern vielmehr als Bild der Bestrebungen, Versuche und Zustände, welche dem Werden einer Wissenschaft vorangehen. Unter den Briefen, welche die Kunst zum Gegenstande haben, sind die sechszehn von Tischbein höchst bemerkenswerth. Es mag nicht leicht ein ansprechenderes Bild von dem geben, was in dem Innern des wahren Künstlers vorgeht: wie es ihn treibt, zugleich mit dem edelsten Stoff in der Poesie und der Geschichte das Höchste in früheren Kunstleistungen zu erfassen; wie Homer und die großen Gestalten der vaterländischen Vorzeit, wie Michel Angelo, Raphael und die Antiken seine Thatkraft als Künstler befeuchten, ihn erheben und demüthigen; wie er sich von besetzten und bezahlten Arbeiten hinwegsetzt in eine Lage, wo er lernen und frey productiren kann. „Mein Herz, schreibt er 1782 von Zürich, hängt an Nichts; die Kunst ist meine einzige Freude.“ Auch ist merkwürdig, daß der Künstler, dem Ausdruck und Form sichtbar schwebe wird, und der S. 353 mit Beschämung gesteht, daß er nicht buchstabiren könne, doch dasjenige, was man im eigentlichen Sinne Stil nennt, in höherem Grade besitzt, als manche andere, die im Schreiben ganz fertig sind. Da es möglich gewesen seyn muß, wenigstens einen Theil der von Merck geschriebenen Briefe zu erhalten, worauf sich die hier abgedruckten beziehen, und da von seinen Briefen nicht ein einziger gegeben ist: so erscheint es etwas seltsam, daß der H. V. meynet, „seine Sammlung werde die wahren Züge Merck's, auf den als Mittelpunkt alle Strahlen reflectiren, vor Augen stellen, und sein wenig erkanntes Leben und Wirken in helles Licht setzen.“ Es bedarf keines Beweises, daß zu diesem Zwecke Merck's eigene Briefe ohne Vergleichung dienlicher waren, als die seiner Correspondenten, in welchen man erst mittelbar finden muß, wos M. an sie geschrieben haben mochte. Daber glaubt Ref. — namentlich auch nach Göthe's Urtheilen, nicht bloß späteren, wie bey G e e r m a n n II. S. 15. 94. 328. 332, sondern auch früheren, wie XIX, S. 172 der Werke von 1819 — daß die bey Herausgabe dieser Sammlung vorangestellte Rücksicht doch eine untergeordnete gewesen sey, und daß man mit Recht die Briefe eines Mannes, der nach seines Freundes Zeugniß nicht productio war, sondern

durchweg verneinent verfuhr, der Vergessenheit überläßt. Was jedoch hier über M. gegeben ist, kann allerdings in psychologischer Hinsicht lehrreich genug seyn, und zwar in zwey Punkten. Herders Briefe brechen mit dem eilften, (dem drezehnten der ganzen Sammlung) schon im Jahre 1772 ab, noch bevor H. seine in M's Hause kennen gelehrte Braut heim führte. Aus den zwey letzten dieser Briefe ersieht man, wie M. einem Freunde, der S. 59 selbst von sich sagt, er sey ein Freigeist theologischen und astrologischen Wahns gewesen, nicht gestatten will, vom Christenthum mehr als vorher zu glauben; und wie er Herders Annäherung zum Glauben mit demselben herabwürdigenden Argwohn rügt, mit welchem sechzig Jahre später die Aneignung positiver Religionswahrheiten gar häufig als eine Verzichtigung auf selbstständiges Denken oder gar als etwas noch Schlimmeres bezeichnet wird. Von schweren Heimsuchungen, welche Merck treffen, kommen von seinen Freunden, z. B. S. 280. 283 nur die allerhöchsten Tröstungen, die von der Heilkraft der Zeit, der Zerstreung, dem Standhalten gegenüber dem Schicksal, so daß man sieht, wie mit den wahren und haltbaren bey ihm nicht anzukommen war. Ein außerordentlicher Thätigkeitstrieb, verbunden mit einem hohen Grade des Hochwollens gegen Menschen, die ihn zusagen, Forschungsgeist, vielseitige Bildung machen ihn zum Gegenstande der Achtung unter vielen seiner Zeitgenossen; man wirbt um seine Nähe, man bemüht sich um sein Urtheil in allen Sachen; er lebt umgeben durch seinen Beruf, unabhängig durch sein Vermögen. Und dennoch findet er in diesem nach der gewöhnlichen Ansicht beneidenswerthen Leben keine Befriedigung, sondern es wächst bey ihm mit den Jahren die Unruhe und der Unmuth. Und so mag das Bild, das diese Briefsammlung von Merck giebt, besonders dazu dienen, neben andern Nachrichten von den letzten Jahren angesehener Gelehrter, welche diese negative Richtung verfolgten, einen Beweis zu liefern, wie es nach dem Hinschwinden der jungen strebsamen Jahre immer leerer und dunkler in dem Gemüthe eines Mannes werde, der, indem er überall wissenschaftliche Realitäten aufsucht, sich der wahrsten und tiefsten Wirklichkeit, welche sich ihm überall zu erkennen geben will, mit Selbstgenügsamkeit entfremdet. Schon 1773 schreibt Schloffer: „ich möchte doch wissen, ob's und wie's möglich ist, daß ein Mensch, der ein Herz hat, — und ich weiß, du hast ein's — und dessen Herz nach was Anders ringt, als was in der Welt ist, wie der leben kann, und sich keine Kugel vor den Kopf schießt, wenn er glaubt, daß damit Alles gethan ist.“ Man weiß, daß M. so genudigt hat, wie das Alterthum dem Dichter nachsagt, welcher in seinen sechs Büchern de rerum natura den Materialismus predigte.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. August.

Nro. 172.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.

(Schluß.)

Auch die häufigen Berufungen auf Aristot's treffliche Anmerkungen zu Plato, oder auf die eigenen des Hrn. Verf. zum Synesius, so sehr sie dessen Belesenheit bezeugen, waren doch hier nicht an ihrem Ort. Sollen überhaupt den Ausgaben der Väter sprachliche Noten beigegeben werden, so müssen es nicht Erläuterungen über den allgemeinen griechischen, sondern über den kirchlich dogmatischen Sprachgebrauch seyn, und hier ist noch ein weites Feld zur Bearbeitung übrig. Allerdings hat Hr. K. auch hierin Einiges gethan, und z. B. p. 184. durch wohlgewählte Parallelstellen gezeigt, daß und warum Gregor den Sohn τὸν μονογενῆ θεόν statt θεοῦ nenne; p. 199. den Gebrauch des δογματικῆν bey den kirchlichen Schriftstellern nach Wolf Anecd. Gr.; p. 237. den Ausdruck τὴν ἀραιμακτὸν ἱεροσύνην vom Sacrament des Altars; p. 258. τὴν ὑψηλὴν φιλοσοφίαν i. e. vitam asceticam et monasticam durch das Citat. Greg. Naz. Orat. XXV. p. 457.; p. 271. die Bedeutung von φωτισμα in Beziehung auf die Taufe nach Segaar ad Clem. Alex. genügend erörtert. Dennoch läßt er gerade von dieser Seite Vieles zu wünschen übrig; so hätte c. 1. die kirchlich dogmatische Bedeutung von λόγος eine nähere Betrachtung verdient; c. 4. οὐσία und ἐπόστασις nach ihrem gegenseitigen Verhältniß nach Gregors eigenen Erklärungen, (besonders in der Schrift ἐκ τῶν

κοινων ἑνωίων; c. 5. der Ausdruck ἡ τῶν θεῶν ἀγαθῶν ἀπόλαυσις durch Parallelst. als gleichbedeutend mit ἡ τοῦ θεοῦ ἀπ; ferner die Worte ληΐς c. 6; πάθος und πάθη c. 13. aus den Steufern und aus Clemens von Alex., αὐτοζωῆ c. 8. aus Origenes — erklärt werden sollen. Zu den scheinbar widersprechenden Stellen c. 1. p. 3. von Logos, κατὰ τὴν φύσιν ἐν ᾧ ἕτερον τῷ ὑποκειμένῳ ἴστίον. und c. 3. p. 10. von der Trias: πῶς τὸ αὐτὸ — διανέκριται τῇ ὑποστάσει καὶ ὃν μεμύρισται τῷ ὑποκειμένῳ genügte es nicht auf Rupp, Gregors Leben und Meinungen, S. 168 zu verweisen. Denn dieser sagt dort nur, daß die angef. Worte aus c. 1. ein in den Text versetztes Glossum seyen, weil der Hssner stets ὑποκ. als gleichbedeutend mit οὐσία gebrauche; allein die bezweifelte Stelle hat die Autorität aller Codd. und Ausgaben für sich, sodann war damals der kirchliche Sprachgebrauch noch keineswegs so fest bestimmt, und namentlich war Origenes, dem sich Gregor so oft anschließt, in dem Gebrauch des ὑποκ. so schwankend, daß er es zuweilen gerade in entgegengelegter Bedeutung anwendet (vgl. comm. in Math. XVII. 14 mit C. in Joh. X. 21. II. 18.) — Unrichtig ist die p. 221 mitgetheilte Erklärung des Fronto Duc. zu ἀτόμους: hic intellige corpus individuum hominis, denn es bildet hier den Gegensatz zu ἀπειρον und bedeutet daher das Besondere, das Individuum (so auch Clem. Alex. Strom. V. 12. p. 696.), nicht den Leib.

Was jedoch am meisten vermißt wird, ist die Rücksichtnahme auf Origenes. Ihn hat Gregor



die eben erwähnten eigenthümlichen Ansichten über manche Dogmen, so wie überhaupt viele andere Gedanken und Ausdrücke entnommen, und diese waren als origenisch nachzuweisen und durch treffende Citate zu erläutern. Die beygedruckten kurzen Andeutungen des deutschen Uebersetzers, und die noch unbedeutendern Frontos's genügten hier nicht, noch weniger die Randglossen der Codd.: *caute legenda quae hic dicuntur; videntur enim sapere Origenis sententiam*; auch die, ehnehin spärlichen Berufungen auf Huet's Origeniana reichten nicht hin: es mußte auf die Quelle selbst zurückgegangen werden, was von dem Verf. ein einziges mal p. 252 geschehen ist. Um nur Einiges anzudeuten, — es hätte der Begriff, den Gregor c. 7. von dem Bösen aufstellt, daß es nämlich, als der Mangel des Guten, das Nicht = Seyende sey, und kein selbstständiges Bestehen habe, aus Orig. in Joh. II. 7. seine Lehre von der Ueberwindung des Satans durch das ihm, in der Person des Gottmenschen überlassene Lösegeld, durch die Stellen c. Cels. I. 30. Com. in Math. J. XIII. 8. XVI. 8. (in Joh. J. VI. 35 — 37) erläutert; seine irrige Ansicht von dem Zwecke der künftigen Strafen c. 7. 26. 35, nach Orig. c. Cels. III. 75. Homil. in Jerem. XIX. de Princ. II. 10, 6; seine Lehre von der ἀποκατάστασις nach O. c. Cels. VIII. 72 de Princ. I. 6, 1. III. 6, 9, beleuchtet werden können. Ebenso war die eigenthümliche Etelz c. 26. von der endlichen Befehung des Satans, als Origenisch nachzuweisen, und die Art, wie sich Gregor über das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in Christo ausdrückt, sorgfältiger zu erörtern. Die Formeln, deren er sich dazu bedient, ἀνάστασις, θεοποίησις, κατεμίχθη, μετεποίηθη, erinnern an Orig. c. Cels. VI. 47. III. 41. in Joh. I. 37. de Pr. II. 6., kommen aber auch bey Athanasius, Gregor von Naz. u. N. vor; bey diesen Kirchenlehrern haben sie offenbar nicht den Sinn, als ob die Menschheit des Erlösers in seine Gottheit übergegangen sey;

bey Greg. von Nyssa aber scheinen sie, besonders wenn man c. 37 vom Abendmahl vergleicht, an denjenigen Irrthum anzustreifen, welcher sich im folgenden Jahrhundert als Monophysitismus geltend machte, seine Wurzeln aber schon im dritten hat.

Diese wenigen Ausstellungen haben keinen andern Zweck, als das Interesse zu heben, welches wir an der verdienstvollen Arbeit des H. Kr. genommen haben. Eine sehr schätzenswerthe Zugabe ist die schöne Leichenrede Gregors auf den Bischof Meletius von Antiochien, die in derselben Weise wie die Katechese behandelt, und deren Text vielfach verbessert worden ist. Die beygegebene lateinische Uebersetzung, die sich im Allgemeinen recht gut liest, ist auf den Grund der beyden älteren von Morell und Hervet gearbeitet; da uns aber nur die erstere zur Hand ist, so können wir die Verdienste, die sich Hr. K. in dieser Beziehung erworben hat, nicht weiter nachweisen. Der Druck des Ganzen ist gut und correct, und empfiehlt sich besonders durch größere Schrift vor denjenigen Ausgaben der Väter, die wir aus dem Norden Deutschlands erhalten.

Guide pour les Recherches et observations microscopiques, contenant la description du Microscope, la préparation des infusions etc. etc. enfin les meilleurs documens propres à appliquer, avec succès, ce précieux instrument à l'étude des sciences et des arts etc. traduit de la 7ème Edition anglaise de M. Gould avec figures et additions par M. Julia de Fontenelle, Professeur de Chimie. Paris 1836. 8. 62 p.

Wir haben den ganzen Titel dieses schlechten Machwerks nicht einmal abschreiben wollen, um diesen Blättern nicht Raum für Besseres zu entziehen. Man muß Jedermann warnen, sich von dem anlockenden Titel nicht verführen zu lassen, mit dem Herr Julia de Fonte-

nelle nach gewohnter Weise ärm macht; der Inhalt, so wie das beigegebene Kupfer sind unter aller Kritik.

Es wäre sehr zu wünschen, daß in Deutschland, dem eigentlichen Lande gründlicher mikroskopischer Forschung, eine Anleitung zum Gebrauch des Mikroskops geschrieben würde; hierzu müßte sich aber ein praktischer Optiker mit einem Physiologen verbinden. Angehenden Beobachtern würde durch eine solche Schrift sehr geholfen werden, denn viele Vortheile lernen sich ohne Anleitung erst nach langer Uebung und Erfahrung; feynlich sind die dann errungenen Kenntnisse auch mehr werth, als die aus Büchern erlernten und manche Schwierigkeiten werden immer nur im Verlauf der Selbsthülfe allmählig überwunden werden können.

Die vor 2 Jahren in England erschienenen *Microscopic Illustrations* von Goring und Pritchard sind ebenfalls durchaus nicht empfehlenswerth, obwohl sie das Motto: „*Legent haec nostra nepotes*“ auf dem Titel tragen. Besser sind die hier beigegebenen Kupfer, wenigstens was den allerdings sehr schönen Stich betrifft; aber von einer eigentlichen Anforderung an mikroskopische Schärfe haben auch die Engländer keinen Begriff. Wir Deutsche dürfen dagegen mit Recht auf unsere optischen Institute stolz seyn, denn *Mikroskope*, wie sie aus den Werkstätten von Ushneidner und Traunhofer in München, von Pöschl in Wien, von Pistor und Schick in Berlin hervorgehen, hat das Ausland nicht anzuweisen.

R. W. — r.

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus, unternommen in den Jahren 1825 — 1826 von Dr. Eduard Eichwald. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1834 (471 S. 8. Mit einer Karte des Caspischen Meeres und 3 Kupfertafeln).

Der Verf. dieser sehr gehaltvollen Reisebeschreibung, früher Professor der Zoologie in Kasan, jetzt Professor in Wilna, ist den Freunden der Naturwissenschaft schon seit längerer Zeit als aufmerksamer Beobachter und gründlicher Forscher bekannt. Namentlich haben seine Arbeiten im Gebiete der Versteinerungskunde und Geo-

gnose, über einen Theil des östlichen Europas Licht verbreitet, welcher in dieser Hinsicht nur sehr wenig gekannt war. Das endliche öffentliche Erscheinen des hier vor uns liegenden Werkes danken wir der Vermittelung Alexander von Humboldt's, welcher hierdurch seinen vielen, großen Verdiensten um die Wissenschaft ein neues hinzufügte.

Schon seit Jahren hatte unser Verfasser den Beruf in sich gefühlt, durch eine Reise nach dem Caspischen Meere jene sehr merkwürdigen Lücken auszufüllen, welche selbst die Forschungen eines Pallas, Smelin, Gmelin, Gmelin in der Naturgeschichte jenes Gewässers und seiner Umgebung noch zurückgelassen hatten. Er sprach diesen Beruf auf eine sehr eindringliche Weise aus in seinem Programm: *Introductio in historiam naturalem Caspii maris*, Casani 1824. Endlich im Februar 1825 erlangte er die längst ersehnte Gewährung seines Wunsches vom Kaiserlichen Ministerium in St. Petersburg und zugleich wurde ihm eröffnet, daß dem General-Gouverneur von Astrachan der Befehl erteilt sey, das beste Schiff für dieses wissenschaftliche Unternehmen auszurüsten und daselbe auch sonst auf alle erforderliche Weise zu unterstützen. Es war jetzt keine Zeit zu verlieren; in Astrachan erwartete man den Verfasser schon in wenig Wochen; ja so gern er auch gewünscht hätte, noch einige Gehülfen zu dem Werke zu finden, das so vielseitige Vorkenntnisse und ein Zusammenwirken mehrerer Beobachter zu erfordern schien, mußte er jetzt dennoch auf solche Unterstützung verzichten, und nur ein alter Invalide, der zugleich als tatarischer Dolmetscher dienen sollte, konnte ihm von Kasan aus zur Bedienung mitgegeben werden. Da entschloß sich die treue Gemahlin, die Reise mitzumachen; ein Entschluß, der um so heldenmüthiger erscheint, da nun jene Zeit Astrachan noch erfüllt war von dem Schrecken, den dort die Verheerungen der Cholera verbreitet hatten. Auch der Schwager des Verf., Herr Arnold Zinke, welcher eben seine literarischen Studien vollendet hatte, wollte mit seiner Schwester und ihrem Gemahl die Beschwerden der Reise theilen, und dem Letzteren so viel als möglich hülfsreich an die Hand gehen. —

Schon am 8. März trat die kleine Gesellschaft ihre Reise zu Wagen, zunächst auf der noch heissten Kasanka an. Jenseits der Kreisstadt Wainik verschwand der Schnee, mit ihm zugleich aber auch Vieles von dem, was an europäische Art und Sitte erinnert; denn

von hier an führt der Weg schon durch armselig gebaute, tatarische Dörfer, untermischt mit Wohnstätten der Tschuwaschen und Tscheremissen. Die Gouvernementsstadt Schimbirsk liegt auf einer Anhöhe des Muschelsalkes; von hier, vornämlich aber von Sibiran an, beginnt das wahrliche Wolgaberge, das durch Nabebenen für Reisende sehr unsicher gemacht wird. Unter großen Beschweden, welche die Jahreszeit mit sich führte, gelangte die kleine Gesellschaft am 14. März nach Scharatoff, wo sie bis zum 17. verweilte. Jenseits Scharatoff gewähren die reinlichen wohlgebauten Dörfer der deutschen, meist aus dem Badenischen eingewanderten Colonisten, einen überraschenden Anblick. Einige von diesen sind begütert, die meisten aber sehr arm, da der dürre, salpêtre Boden und der Holzmangel, welcher in einem großen Theil der Gegend herrscht, das Gedeihen der Colonien sehr erschwert. Doch gilt dieses zunächst nur von den Ansiedlern an der rechten Uferseite der Wolga, welche die Wiesenseite heißt, während dagegen am linken Ufer, an der sogenannten Bergseite des Stromes, Gebirge mit Waldungen nicht selten sind. Die Zahl der deutschen Colonien im Gouvernement Scharatoff beläuft sich auf 102; die der männlichen Einwohner derselben schon auf 42,000. Unter ihnen leben nur noch wenige, welche als Kinder aus Deutschland hieher kamen; mit Thränen sprach zu Gräzucha ein hochbetagter Greis von seiner Vaterstadt Worus am Rhein, an die er sich noch erinnerte; seine Frau, obwohl 65 Jahre alt, war hier in der Fremde geboren. Tabak, Senf, Weizen, Hafer, auch etwas Seidenbau und auf der Waldseite die Bieneznucht, an den Wolgafüßern der Fischfang sind die gewöhnlichen Nahrungsquellen unserer dortigen Landsteuere; ihre Leinwand und Kleider, so wie die meisten Geräthschaften fertigen sie sich selber; keltert daher, so wohlfeil die Gegenstände sind, etwas von Andern, daher denn auch in der sonst günstigsten Lage das Geld zu den etwa nöthigen Abgaben nur schwer aufzutreiben ist. — So weit die deutschen Colonien sich erstrecken, fanden unsere Reisenden die Einrichtung der Posten, so wie die Bewirthung sehr gut; da, wo dieselben aushörten, bekommen wieder die Entbehrungen aller Art. Vor Kamtschkin fanden sie das Steppenland bereits ganz trocken, zugleich aber, ohngeachtet der warmen Witterung noch ohne Grün; hinter Jarikhon begegnet man bereits einzelnen Herden der Kalmücken mit ihren Kamelen. Dazwischen gewährt das reinliche, von Herrnhutern bewohnte Scharapta wieder einen Punkt der Erholung und des Ansehens. Die hier lebenden Deutschen zeichnen sich durch sehr große Arbeitsamkeit und durch geselliges, dienstfertiges Benehmen aus; das Land um das Städtlein her ist durch ihren Fleiß in fruchtbare Gärten verwandelt; der Senf, welcher da gebaut, der Schnupftabak, der in Scharapta gefertigt wird, sind durch ihre Güte so berühmte, daß man sie durch ganz Rußland verschleht. Jenseits Scharapta beginnt von neuem die weite, öde

Kalmückensteppe, unter deren zerstreut stehenden Kibitzken nur selten ein russisches Dorf gesehen wird. Sehr wohlthätig für die Reisenden ist von hier an bis gen Astrachan die Einrichtung der Posthäuser, welche auf Kosten der russischen Regierung erbaut, mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehen sind. Ein meublirtes, im Winter geheiztes Zimmer, steht da immer zu unentgeltlicher Aufnahme und zum Nachtlager der mit der Post Reisenden bereit. Hinter Tschernojar beginnt der Sand, der das Fortkommen der Wagen sehr erschwert; dennoch zeigt sich die Gegend des linken Wolgafüßers, je näher man gegen Astrachan vorrückt, desto mehr angebaut; dort bewohnt auch der Fürst der Kalmücken, Tuman, ein ganz nach europäischer Weise erbautes und eingerichtetes Haus. Endlich fällt jenseits der hier fast eine Werste breiten, durch viele Jahrezuge belebten Wolga das große Astrachan ins Auge, unter dessen vielen Gebäuden und Kirchen der majestätische Esobar (die Hauptkirche) hervorragt. Noch vor wenig Wochen war hier, etwa in der Breite von Vnon, die Wolga so fest mit Eis besetzt gewesen, daß man mit Schlitten sie passirte; während des Jarnars und Februars hatte man in der Stadt sehr beständige Schlittenbahnen gebaut.

Astrachan nascht ein buntes Gemisch von Völkern aus beyden hier nachbarlich aneinander grenzenden Welttheilen; außer den Hauptbewohnern, den Russen, sieht man Franzosen, Deutsche und Engländer; Tataren, Armenier, Perser, Bucharen, Ebiwenser, Kirgisen, Truchmenen und Indier; nur die Stadt her wohnen Kalmücken. — Eben fernten die anwesenden Perser die Fasten des Monats Ramasan durch Kammspiele, bey denen ein alter Choragus Stellen aus Ferdusi's Gedichten recitirte. Dennoch haben die Perser, weil sie nicht zu den beständigen Bewohnern der Stadt gehören, keine Moschee in Astrachan, deren dagegen die Tataren mehrere besitzen; selbst die Indier ferren hier, in einem Zimmer des großen, ihnen zugehörigen Gebäudes nach Sonnenuntergang ihren Gottesdienst, woben zuerst unter dem Lären der Glocken und Blöcken, vom Priester das heilige Wasser bereitet, dann von den Anwesenden gebetet, und zuletzt von einem der Letzteren das Tritonshorn geblasen wird. Zu diesem Wisaudienste der Indier erhält der Fremde gern und leicht Zutritt; nicht so zu dem Gögendienste der Kalmücken, bey welchem das andächtige Verzeihen von kleinen, meist aus Lehmen gemachten Gözenbildchen als eine Hauptsache erscheint. — Während nach Alexius Bericht noch im Jahr 1636 die Entfernung zwischen Astrachan und dem Meere nur 6 Meilen betrug, ist sie jetzt 10 Meilen groß; die Wolga führt immer mehr Sand gegen ihre Mündung hin und hiedurch versieket ihr Bett immer mehr.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. August.

Nro. 173.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

Dieser neue Band gothischer Sprachüberreste aus der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ermangelt, wie der des vorangegangenen Jahres 1834, aller Vorrede — ein Mitheweis der Gile, mit welcher beyde sich folgten. Diese eben bezeichnete Gile ist aber im gegebenen Falle durchaus keine beklagenswerthe zu nennen, vielmehr nach so langen Wartefahren dem Herrn Grafen Castiglione in Wahrheit zu danken, da uns, kommt der kleine, leider nochmals verhaltene Nest im Verlaufe dieses Jahres nach, dann endlich der ganze uns zugängliche, durch die Entdeckung von 1817 so sehr vermehrte Schatz ältestdeutscher Sprachdenkmäler übersehbar und verwendbar besammeln sehn wird; da ferner, was den Werth der castiglioni'schen Herausgaben betrifft, dem neuen Bande dasselbe ungetheilte Lob zuerkannt werden muß, wie den früheren. \*) Vieljährige Vorarbeit gieng der

Herausgabe vorher und achtungswerthe Kenntniß der gothischen Sprache bietet auch diesmal für Genauigkeit des Abdrucks eine Bürgschaft, die durch sorgfältige Angaben unter dem Texte erhöht, vor genauester Prüfung des Geleitesten besteht.

Bis zum Jahre 1817 umfaßte die gothische Sprachkunde außer der neapol. ravennatischen und der aretischen Urkunde mit gothischen Unterschriften fast nur die ehrwürdigen Trümmer des sogen. Codex Argenteus zu Upsala, der als er noch in der Abtey Werden lag, oder als er nach Prag gestüchtet, hier kurz vor dem westfälischen Friedensschlusse erobert und nach Schweden entführt wurde, wohl schon die großen Lücken \*\*) gehabt haben mag, als wie er durch Vossius in Junius Hände und Ausgaben kam. Die darin enthaltenen vier Evangelien litten (und leiden) dadurch an sehr bedeutenden Unterbrechungen, die wichtigen Briefe aber fehlten ganz und gar, \*\*) bis ein Bruchstück des Briefes an die Römer in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Abt Knittel unter den Palimpsesten zu Wolfenbüttel entdeckte und herausgab. \*\*\*)

sionis Epistol. D. Pauli ad Romanos ad Corinthios primae ad Ephesios etc. Mediol. R. t. 1834. 4. — Alle vier Bände vorrätzig und zu beziehen bey Georg Franz in München.

\*) Ulphilae Partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo reperitarum Specimen. Mediolani Regiis typis. 1819. 4. Ulphilae Gothica versio Epistolarum Divi Pauli ad Corinthios secundae etc. Mediol. R. t. 1829. 4. — Gothicae ver-

\*) Bis auf die 11 Blätter, die neuerdings (aus Markus) durch einen Wüchermurm verlustig gegangen.

\*\*) Gleich der Apostelgeschichte und Offenbarung Johannis. Den Brief an die Hebräer glaubt man gar nicht überseht.

\*\*\*) Hieran reichten sich neuerdings noch einige wenige

Da öffnete das Kloster Bobbio in seinen an die Ambrosiana zu Mailand längst abgegebenen Palimpsesten Schätze, welche unbegreiflich selbst einem Muratori, Maffei u. entgangen waren, \*) dem ruhmbegierigen Auge Angelo Mai's aber nicht verborgen blieben; und es tauchten fast sämtliche Briefe Pauli in gothischer Sprache hervor: ein unschätzbare Fund, wenn man den Umfang und den inneren Begriffs-Reichtum der Briefe bedenkt, welche beyde der gothischen Sprachkunde grammatisch und lexikalisch zu Gute kommen sollten. Ja es fanden sich hier sogar Bruchstücke der Uebersetzung des Alten Bundes (Esdra und Nehemia) vor; nicht minder das Bruchstück eines gothischen Kalenders, das selbst für die neuerstandene deutsche Mythologie wichtig geworden ist, endlich eine bisher sogenannte Homilie, welche Unterzeichneter als eine fortlaufende \*\*) Auslegung des Evangelii Johannis (durch den semiarianischen Bischof Theodorus von Heraklea in Thracien) im J. 1834 in Auftrag Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern herausgab. \*\*\*) Aus ihren zu Mailand und Rom zerstreuten Blättern ergänzte sich zugleich ein Theil des Evangelii Johannis im silbernen Coder, wie sich denn unter den mailändischen Palimpsesten auch ein vervollständigendes Stück für das Evangelium Matthäi gefunden hatte, das Wolfenbüttele Bruchstück aber merkwürdig in eine Lücke des mailändischen Römerbriefes eingriff.

Von den Briefen Pauli waren nunmehr

in Deutschland (Wien u.) gefundene, bezeichnend mit Runenschrift vereinte gothische Alphabete, welche W. Grimm 1828 („Zur Literatur der Runen.“ Wien, Gerold. 8.) bekannt machte.

\*) Vgl. Jahrb. für wissenschaftliche Kritik. 1830. Sp. 12 — 13.

\*\*) In den übrig gebliebenen Blättern freylich unterbrochene.

\*\*\*) Skeireins Aivaggeljõns thairh Iðhannèn etc. München, Jaquet. 1834. 4.

gewonnen dieser Brief an die Römer, beyde Briefe an die Korinther, die an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser, Timotheus I. u. II., Titus, Philemon, Thessalonicher I. u. II.; freylich hin und wieder nicht ohne größere und kleinere Lücken, wofür sich aber von den meisten \*) je zwey Handschriften vorkanden, welche erwünschteste Befätigungen oder noch erwünschtere Synonyma, und in ihnen noch nicht gesehene, wenn schon erwartete neue Wurzeln, Formen u. s. w. gewährten. Hiefür wurden auch einzelne Randglossen sehr wichtig, die zugleich in einer feineren und schrägeren Curfschrift die ähnlichen aus dem Leben gegriffenen Züge der Eingangs genannten gothischen Urkunden oder Unterschriften, eben so der Wiener Alphabete erfreulich bestätigten.

Von allen diesen seit 1817 (eigenlich 1815 sogar) reichlich zugewonnenen Sprachüberresten erschien 1819 zuerst ein kleines Specimen, welches die Bruchstücke aus Esra, Nehemia, \*\*) Matthäus, ferner Titus, Philemon, endlich das Kalender-Bruchstück und eine Seite der sog. Homilien enthielt. — Zehn Jahre nachher (1829) beschenkte uns Harrende Graf Castiglione endlich mit dem vollständigen II. Brief an die Korinther nebst dazu gehörigem fleißig gearbeiteten Wörterbuche; schneller alsdann, zufolge der mit des Unterzeichneten Reise nach Italien zusammenhängenden Anregung, 1834 in einem dritten Bande mit dem ganzen I. Brief an die Korinther, dazu an die Epheser und an die Römer. Letzer Band, wie schon gesagt, ohne alle lexicallische Zugabe und Einleitung, nur mit rechtfertigenden oder gelegentlichen Anmerkungen ausgestattet. — Es blieben hiernach noch zu erledigen die Briefe an die Galater, Philipper, Colosser, Timotheus I. II., Thessalonicher I. II., von welchen nunmehr im neu vorliegenden

\*) I. u. II. Korinther, Galater, Philipper, Colosser, Timotheus I. II., Titus.

\*\*) Doch fehlt hievon noch ein Blatt.

den Bande vor dem Schluß des verfloßenen Jahres der Brief an die Galater (mit 140 Versen in 6 Hfst.), Philipper (4 Hfst. m. 104 V.), Colosser (4 H. m. 95 V.), Thessalonicher I. (3 Hfst. m. 89 V.), d. i. im Ganzen 428 Verse, jedoch auch diese wieder nicht ohne größere oder kleinere Lücken \*) abgedruckt erscheinen.

Hienach bleibt von den reichen mailändischen Schätzen noch zu wünschen und zu erbedigen der II. Brief an die Thessalonicher (mit 3 Hfst. von 47 V.), I. Timotheus (6 H. von 114 V.), und Timotheus II. (4 H. zu 83 V.) — im Ganzen 244 Verse, \*\*) also etwa noch die Hälfte des vorliegenden Bandes, deren nochmalige Zurückhaltung sich fast nur aus der wahrscheinlichen Absicht des Herrn Herausgebers erklären läßt, dem kleinen Netze ein ausführliches Wörterbuch, wohl aller paulinischen Palimpsesten hinzuzufügen, welches der Unterzeichnete 1833 bereits im Manuscripte voll ausgearbeitet sah. —

Indem wir nach diesem, jetzt wohl nicht ungeeignet wiederholten Ueberblick zur näheren Prüfung des uns vorliegenden Bandes überzugehen gesonnen sind, drängt sich uns sogleich wieder die für jeden neu veröffentlichten Theil der gothischen Bibelübersetzung nothwendige Doppelfrage auf — um die neue Herausgabe nämlich und die alte Uebersetzung. Die Frage um die letztere beschäftigt und festsetzt zugleich den Theologen wie den Sprachforscher, vorzugsweise den deutschen. Für die historische deutsche, wie für die vergleichende Sprachkunde ist ausgemacht Ilfifas Bibelübersetzung grammatisch und lexikalisch als unser ältestes Sprachdenkmal von unschätzbarem Werthe; aber auch der Theologe blickt neuerdings für die Kritik des Bibeltextes

\*) Es fehlen Galat. I. 7 — 20. III. 6 — 27; Phil. I. 1 — 14 II. 8 — 22. IV. 17 — 25. (samt der Schlußunterchrift u. hinüber in) Coloss. I. 1 — 16. II. 1 — 11; 1 Thessal. I. 1. — II. 10.

\*\*) Nebst 1 Bl. des A. Z.

mit erhöhter Aufmerksamkeit auf die gothische Uebersetzung, und es wird daher dem Unterzeichneten nicht verdacht werden, wenn er, wozu ihn die Abwägung sprachlicher Beziehungen nicht minder veranlaßt, als ursprünglicher Theologe auch jene Betrachtung des vorliegenden Werkes und zwar auch um jener sprachlichen Beziehungen willen, hier zuerst verfolgt.

## I.

Es ist anerkannt und wohl beachtet, daß der Uebersetzer \*) der heiligen Schrift in die Sprache der Gothen (ana Gutthiudai sagt der goth. Kalender) sich eines vom gewöhnlichen griechischen Texte nicht selten abweichenden bediente, so daß sich durch den gothischen Text öfter sogar Lesarten herausstellen, die, wenn auch nicht immer mehr durch Handschriften nachweisbar, doch vorhanden gewesen seyn müssen, weil der sonst meist richtig treffende Dolmetscher so oder anders gewiß nicht übertragen haben würde. \*\*) — Der Herr Herausgeber hat auf das Verhältniß des gothischen zum griechischen Texte dieses Mal noch mehr Rücksicht genommen, als im vorausgegangenem Bande: er weist in den meisten Fällen nach, wo der gothische Text näher zu diesem, näher zu jenem griechischen Coder, bey Millius, oder zur alitalischen, oder zur hieronymischen, oder anderseits zur syrischen und äthiopischen Uebersetzung neigt, oder endlich von allen bekannten Beziehungen abweicht. —

(Fortsetzung folgt.)

\*) Warum lies Graf E. schon beim vorletzten Bande (1834) und eben so dieses Mal den Namen des Ilfifas weg, den er doch beim 2. Corinth. Briefe, gleich dem ersten Specimen, vorsetzte?

\*\*) Wir erinnern hier bloß an Fälle, wie I. Corinth. 13, 5. (wo zu  $\sigma\tau\epsilon\iota\sigma$ , sðkeith am Bande steht  $\text{inalja nõth d. i. } \sigma\eta\lambda\sigma$ , was kein griechischer Coder nachweist) und 13, 3 (wo zu  $\kappa\alpha\upsilon\delta\eta\sigma\omega\mu\alpha\iota$  Galbranzjaidai am Bande steht  $\text{hvõp}$ , wonach der Glossator die schon alte Nebenlesart  $\kappa\alpha\upsilon\chi\eta\sigma\omega\mu\alpha\iota$  gekannt haben muß).



K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß  
und Briefwechsel etc.

(Fortsetzung)

Von der Mitte des April fieng die Hitze an fast unerträglich zu werden; eine erschlafene warme Luft läßte die Kräfte. Endlich am 7. May löthete die große dreemastige Corvette, der Hercules genannt, welche zur Reise auf dem Caspischen Meere bestimmt war, ihre Anker. Aber in dieser Gegend vermindert weder Segel, noch Ruder die Hindernisse zu überwinden, welche die Seichtigkeit des Fahrwassers dem Vorwärtskommen entgegenstellt. Tagelang häßet das Fahrzeug in der Sandmasse des Flußbettes; nur wenn der ihm gerade entgegenstehende Wind vom Meere her das Wasser des Stromes aufräuhet, gelingt es, das Schiff um einige Faden weiter zu ziehen, oder zu winden; so verzeht unseren Reisenden der May und der größere Theil des Juny, in der unerfreulichen Nachbarschaft des Sandes und Schlammes, und noch sind sie nicht im Meere, sondern zwischen den Sandbänken der Wolgamündung. Endlich am 22. Juny entläßt sie ein günstiger Wind ihrer lästigen Fesseln; sie gelangen in das eigenthümliche salzige Fahrwasser. Das gebirgige Tüchkaragan am gegenüber gelegenen östlichen Ufer wird schon am andern Tage erreicht.

Dieser Theil der Küste wird vornämlich von den räuberischen Kizig-Kaisaken, außer ihnen von Truchmenen bewohnt, beide suchen dem russischen Verkehr auf jede Weise, zu Wasser und zu Lande, Abbruch zu thun; namentlich die Kirgisen, obgleich sie zum Scheine die russische Oberherrschaft anerkennen, rauben nicht bloß Güter, sondern schleppen sogar Menschen in die Gefangenschaft fort, die sie als Sklaven nach Chiva und selbst nach Buchara verkaufen. Das Gebirge, aus welchem die Spitze von Tüchkaragan besteht, ist ein Kalkstein der Tertiarformation, der nach unten versteinerteleer ist, nach oben ganz aus dicht zusammengebrängten Muschelversteinerungen besteht, welche von Arten herrühren, die zum Theil nur wenig von den jetzt noch im Caspischen Meere lebenden Formen abweichen, zum Theil aber solchen sich nähern, welche jetzt nur das schwarze Meer bewohnen. Auffallend erscheint es, daß ganze Massen und Strecken des Kalksteines nur aus einer Art der Muschel zusammengezetzt sind. Nach einem Berichte der Truchmenen stand einst da, wo jetzt die Bucht von Karagan ist, eine ansehnliche Stadt; sie ver sank bei einer Wasserfluth im Meere; auch 12 Tagereisen von hier, gegen Manfischlag hin, soll sich vormalis eine bedeutend große Stadt befunden haben. —

Wanderungen ins Innere des Landes wurden un-

feren Reisenden durch die Gefahr drohende Zubringlichkeit der Kirgisen sehr erschwert, und zum Theil unmöglich gemacht; auch das Anknüpfen eines näheren Verhältnisses mit den Truchmenen veränderte die voreilige Festigkeit eines russischen Mannes. Die eigentlichen Bewohner der Küste, mit Ausnahme einiger des Handels wegen herbeigekommener Truchmenen und Chivenjer, hatten sich ins Gebirge geflüchtet, wo sie im Hinterhalte den Fremden aufwarteten. — Die Insel Swatoi ist nur ein Aufenthaltsort der Seehunde und Möven; ihr oberer Boden besteht nur aus Sand, mit Muscheln vermischt und ist so häufig mit einer Art von Sandwanze oder Zecke (Ipodas Caspius) bedeckt, die sich dem Wanderer alsbald tief in die Haut bohrt, überdies auch von solchen Schwämmen der Stechmücken umschwebt, daß die Stunden des Verweilens auf dieser Insel unseren Reisenden Stunden der Qual waren. Vormalis wurde Swatoi des Seehundfanges wegen öfters von russischen Seeleuten besucht. Die Truchmenen haben jedoch durch ihre beständigen Angriffe auf die fremden Fahrzeuge jenem Fange ein Ende gemacht. Die Matrosen, welche mit in dem Boote waren, erlegten in wenig Stunden gegen 30 Seehunde, und eben so häufig wird dieses nughare Thier auf Kulal gefunden, wosin jetzt der russische Seehundfang sich gezogen hat. —

Am 2ten July nahm das Schiff wieder seinen Lauf nach dem entgegengesetzten, westlichen Ufer des Meeres: nach Tarki, wo unsere Reisenden am 8. ange langten. Tarki ist ganz aus orientalische Weise erbaut, und umfaßt gegen 1500 Häuser. Auf einem Berg zipfel oberhalb der Stadt wurde eben damals unter der Leitung des General Jermoloff eine neue russische Festung erbaut; ein Unternehmen, welches zur Abwehr der raub- und mordlustigen Umwohner von Terek nothwendig erschien; denn erst vor Kurzem hatten die Tschetschenen eine der kleineren Linienfestungen durch Hinterlist genommen und die in ihr befindliche, russische Mannschaft ermordet; Kurz nachher hatten sie, aufschneidend im Begriff zu unterhandeln, zwei der tapfersten russischen Generale menschemörderisch umgebracht. — Aufsehnliche Werke von Tarki findet sich eine Quelle mit stark schwefelstem Wasser; die Gebirgsart, aus welcher die Umgegend der Stadt besteht, gehört zu den tertiären Gebilden des Kalkes, welche an vielen Punkten mit Sandstein abwechseln. Die Muscheln, deren Ueberreste und Abdrücke in jenem Kalk und Sandstein sich finden, sind wenigstens der Gattung, wenn auch nicht der Art nach solche Formen, welche das Caspische Meer noch jetzt enthält. —

(Fortsetzung folgt.)



Entweder stand dort **SNEIΦA** oder das folgende **N**, dem **H** in den gothischen Handschriften sehr ähnlich, ließ ein letzteres ausfallen. Ein solcher Schreibfehler steckt vielleicht auch in G. 2, 7., wo A. thata vihravairthō (τοὐναντίον), B. nur thata vihra thō liest. — G. 1, 24. giebt B. ἔδο-  
 ἔαζον richtig durch mikilidēdun, magnificabant, während A. melidēdun, scripserunt hat, das höchstens als meridēdun (praedicabant, celebrabant) einen Sinn giebt. — Theß. 5, 27. fehlt in B. für πᾶσι das allāim thāim, was A. hat.

Aus Glossen in den Text gedrungen erscheint G. 5, 4. qvithith izvis, was allen griechischen und lateinischen Texten fehlt. Eben so möchte Col. 2, 23. thuhtāus (sententiae) zu handugeins (sapientiae) eingedrungen seyn, was auch Graf G. E. 44 vermuthet. Verwandt ist die Stelle Col. 3, 6., wo zu handugein das unmittelbar angereichte jah frōdein ahmeināi vielleicht aus dem Folgenden herausgenommen wurde. Glosse sind vielleicht auch Phil. 3, 16. zwischen ei und samō frathjāima die Worte samō hugjāima jah, \*) wo der griechische und lateinische Text nur ut idem sapiemus (d. i. frathjāima) bieten. — 1. Theß. 2, 15. dürfte svelāim, dem ein izvarāim kurz vorhergeht, auch wohl Glosse gewesen seyn.

Das Verhältniß des gothischen zum griechischen Texte näher ins Auge faßend, bemerken wir zunächst von den zur Würdigung mancher Beziehungen bekanntlich nicht unwichtigen Unterschriften der paulinischen Briefe, daß die unter dem Brief an die Philipper (mit dem vorhergehenden Schluß), eben so an die Thessalonicher (in beyden Handschriften) fehlt; dagegen vorhanden ist an die Galater und Colosser. In beyden lautet sie aber nur vom Schreiber ausgehend du Kāulāuffāim (oder

Kāulāuffāim) ustāuh und eben so einfach du Galatim ustāuh (explicit). \*)

Im Texte selber beachten wir zuerst mehrmalige Umstellungen verbundener Wörter und Appositionen. Nicht nur der Namen Jesus Christus, \*\*) sondern Fälle wie Theß. 5, 11. thehsa jah mēla gegen χρόνου καὶ καρούς; Col. 4, 12. allavaurlivans jah sullavitans, das besser zur Vulgata pleni et perfecti als zu τέλειοι καὶ πληρωμένοι stimmt; Col. 4, 9. thamma liubin jah triggvin (ganz gleich der Vulgata) gegen τῷ πιστῷ καὶ ἀγαπῶν; Th. 3, 7. nāuthāi jah aglōn (mit der Vulgata necessitate ac tribulatione) gegen ἁλίψει καὶ ἀνάγκη; Th. 5, 10. jaththē flēpāima jahththē vakāima (mit einigen griechischen Codd.) gegen εἶτε γρηγορῶμεν εἶτε καθεύδωμεν; Col. 1, 23. hat A. mit dem griechischen und lateinischen Text gatulgidāi jah gathvaktidāi (τεδευλωμένοι καὶ ἑδραῖοι), B. umgekehrt gath. j. gat. (stabile et fundati).

Solche Stellen treten aber in den Hintergrund gegen eine große Menge anderer, in welchen wesentliche Abweichungen vom gewöhnlichen griechischen Bibeltexte unverkennbar sind. Gewiß hatte Wflāas Phil. 4, 8. einen andern Text zu Händen oder vor Augen, als er veih (d. i. ἄγιον) übersetzte, während wir jetzt ἄγνον lesen und er sonst streng schreibt: Ph. 1, 17. ἄγνῶς (Ivknaba) und Th. II. 10. ἄγιῶς (veihaba). \*\*\*) Vielleicht gilt dieß auch von C. 1, 13. wo in A. izvis (εὐμᾶς statt ἡμᾶς, Vulg. nos) oder umgekehrt C. 2, 13. uns (ἡμῖν st. ὑμῖν

\*) Vergl. dagegen Bayerische Annalen 1834. S. 961.

\*\*) Phil. 1, 19. (Ἰησοῦ Χριστοῦ) hat der Gothe mit der alten lateinischen Uebersetzung bey Sabatier Christus Iesus; Phil. 3, 8. hat A. mit dem Griechischen Christus Iesus, B. Iesus Christus; Ph. 3, 9. A. mit dem Griechischen bloß Christus.

\*\*\*) Von hier an wird abgekürzt G. (Galater), Ph. (ilipper), Th. (essalonicher I.), C. (colosser), X. (dimer), I. II. C. (printer) u. s. w.

\*) Oder B. fügt gar obenein hinzu: samōn gaggan garāideināi (eadem ire regula).



Bulg. vohis) steht. Zwar könnten solche Stellen Jahrlängigkeits- oder Beziehungsfehler enthalten, doch reihen wir Verwandtes an: Th. 5, 1. thaúrbum gegen *χρείαν ἔχετε*, Bulg. indigetis; Th. 4, 9: ni thaúrbum, οὐ *χρείαν ἔχετε*, wo wirklich bey Millius *ἔχομεν*, in der Bulg. *necesse habemus* steht; Th. 4, 2. giebt die Bulg. *ἰδῶκαμεν* (atgë-bum) durch *dederim*.

In nicht wenigen Stellen fügt der gothische Text Wörter zu, welche im Griechischen wie in der Bulg. fehlen. Nicht nur, daß Ilkias G. 4, 28. *κατὰ Ἰσαακ* durch *hi Ilakis gaháita* (*ἐπαγγελίαν*) wieder giebt, letzteres Wort hinübergehend vom Folgenden, sondern rein hinzugefügt sind z. B. Ph. 2, 3: *allái*, G. 2, 14: *leináim*, G. 6, 17: *unlaris* (das B. 18 erst im Griechischen und Lateinischen steht); Th. 2, 15: *lvélsám* (14. geht *izvaráim* vorher), G. 2, 15: *raihits* (*γάρ*, enim fehlt), Ph. 4, 1: *nu*, Ph. 4, 4: *nu nu nu*, G. 4, 12: *aththan* (13 fehlt im Griechischen *δὲ*), Th. 5, 25: *uhthhan* (autem); Th. 4, 16: in *fráujin*, G. 5, 20: *biródeinós* (*γογγυσμοὶ*, wie 2 G. 12, 20.), G. 1, 11: *laei lathóda*; Th. 3, 9: *Gutha*, G. 4, 6. *Gulhs* (bey Mill. *θεοῦ*), G. 4, 25: *Guth* (was wie Ph. 3, 3. *Gutha* seyn mußte, wenn es überhaupt Sinn hätte), Ph. 2, 8: *attin* (das bey Mill. steht), G. 3, 13: *táujáith* (bey Mill. und dem Ambrosiaster), Ph. 1, 26: *izvaráizós* (das die syrische und äthiopische Uebersetzung. haben).

Den letztgenannten Beyspielen reihen sich solche an, welche noch bestimmter mit anderweitigen und ungewöhnlichen Codd. oder ferneren Uebersetzungen übereinstimmen. So giebt Th. 5, 17. mit dem cod. Alexandr. *nu*, οὐν (fr. *δὲ*), G. 3, 11. mit dem griechischen Cod. bey Mill. jah . . . jah, G. 1, 21. m. gr. Cod. bey Mill., alten lat. Uebersf., *Trenáns* und *Sedulius gafrithódaí*, *reconciliati* statt *gafrithóda*, *reconciliavit*, was Bulg. und griechischer Text (*ἀποκατῆλλαξεν*) bieten; doch folgt dort ein *zn*, vielleicht also wie G. 6, 10: *lvélsans galáu-*

heináns *sái*, wo in A. das erste *s* mit Recht ausgekragt wurde. — G. 3, 12. giebt *brusts*, *bleithein*, wie d. Griech. bey Mill. *οικτιρμόν* gleich den folgenden Wörtern statt des gewöhnlichen *οικτιρμού*; G. 2, 15. übersetzt *leika*, *reikja jah valdusnja* d. i. *τὴν σάρκα* etc., was in den griechischen Handschriften meist fehlt, während wo es steht, *τὰς ἀρχάς* fehlt, wohl wegen des schlecht hörenden Nachschreibern naheliegenden Gleichklanges *τὴν σάρκα* und *τὰς ἀρχάς*; \*) Ph. 4, 7. steht *hairtóna jah leika*, *σώματα* statt *νοήματα* wie im Cod. Borner., altlateinische Uebersetzungen und Victorinus, Th. 5, 16. in *fráujin*, wie in Cod. Borner. Ambrosiast.; Ph. 3, 10. *mithkaúriths vas*, *συμφορτιζόμενος*, *congravatus*, *cooneratus* mit Cod. Born., Ambrosiast., lateinisch. Uebersf. bey Mill., während der griech. Text *συμμορφούμενος*, *configuratus* liest; G. 3, 8. *ni usgaggái, μη ἐμπορεύσῃω*, *ne exeas* mit *Vigilius Thapf.*, Ambrosiast. und den griechische Codd. bey Millius, der richtig bemerkt, daß jene Worte den Sinn stören und aus Eph. 4, 29. hierher gerathen seyn müssen; G. 2, 15. übersetzt der Gotthe *gatarhida balthaba gahláuthjands thó bairhtaba* in *lis*, woraus sich er giebt, daß nicht, wie Mill. glaubte, *confidenter palam* (libere in alten latein. Uebersf.) für *glossenmäßig verdoppelt zu halten* sey, sondern *zu trennen — confidenter, palam —*; G. 5, 1. las der Gotthe mit einigen griech. Codd. *ἐνέχεσθε* statt *ἀνέχεσθε*, *festinate*, denn er übersetzte *usthuláith*; G. 1, 5. giebt er mit *Chrysost.* allein *du áivam* statt *αἰώνας τῶν αἰώνων*, *B. secula seculorum*; Ph. 2, 7. übersetzt er *μορσῆν* durch *vlit*, *faciem* wie *Terzullian* effigiem; G. 2, 18. *καταπραβεύτω* durch *gajjukái*, *vincat*, wie *Hieronymus* superet, G. 3, 10. statt *induentes* — *jah gahamóth*, et *induite* wie *Ambrosius*, *Augustinus* ic. sed *induite* geben. (Fortsetzung folgt.)

\*) Uehtlich (vielleicht) Ef. 3, 14. *valdáith annóm izvaráim* statt *ganóhidái* *lijuth*: *ἀρχετε, ἀρκιόσθε*.

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß  
und Briefwechsel etc.

(Fortsetzung)

Am 20. July gelangten unsere Reisenden nach Derbend, einer ziemlich gut gebauten Stadt, deren 1800 Häuser von 26,000, größtentheils Tataren, Armeniern und Juden bewohnt sind, zu denen in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl von Russen gekommen ist. Das Klima von Derbend scheint aber namentlich für die letztern so ungesund, daß jährlich viele von ihnen ein Opfer der Ruhr und der bössartigen Fieber werden. — Unsere Reisenden hatten hier Gelegenheit, die Gebräuche bey einer Tatarenhochzeit zu beobachten; die Gebräuche des Hrn. Eichwald fand dabei ebenso leicht Zutritt bey dem weiblichen, als er selber bey dem männlichen Personal der Hochzeitgeiste, und die Beschreibung der Feuerslichkeiten ist sehr lebendig und anziehend. — Aus dem Hochzeitshause führt uns dann bald hernach der Verf. zu den Grabstätten einer, wie es scheint, noch jetzt nicht enträthselten Vorseit der riesenhaften Helden: der sogenannten Kirchler oder Bierziger, von denen schon Hieronimus, Deane, Hanvozt, Reineggs und Andere Bericht erfarketen. An den Inschriften der Grabsteine, welche ausgehöhlte Cylinder darstellen, in deren Innern zum Theil Raum für Leichname von übermenschlicher Größe war, glaubte man bald altkufische, bald chaldäische Buchstaben, ja selbst persopolitanische Keilschrift zu erkennen. Der Ueber glaube der Tataren, welcher dem abgeriebenen Staube dieser Grabsteine wunderbare Heilkräfte zuschreibt, hat zur Vertilgung oder zum Unkenntlichmachen dieser Inschriften nicht wenig beygetragen. Eine Sage des Volkes steht in diesen Denksteinen Grabmäler alter, arabischer Helden, die in einem Gesichts gegen die Chasaren des Nordens stehen gefallen seyn; man hielt es in späterer Zeit für eine Ehre der Helden, wenn ihr Leichnam hier bey den Bierzigern, (übrigens sind der Grabsteine mehr denn vierzig) bestattet wurde; daher zeigt noch jetzt die leicht leserliche, arabische Inschrift das Grab eines Hadisch Ibrahim an, der sich vor 400 Jahren hier sein Grab bestellte. —

Merkwürdig für den Alterthumsforscher ist nächst diesem schon die uralte Mauer von Derbend, mit Inschriften, welche das jetzt dort wohnende Geschlecht nicht mehr zu lesen vermag. Diese Mauer hat eine Höhe von fast 50 Fuß; ihre Länge vom Ufer des Meeres an beträgt gegen 2 Werste. Nach älteren Berichten setzte

sie vormals sich weit in's Meer hinein fort; daß jetzt selbst ihre äußersten Enden außer dem Wasser stehen, scheint auf ein Zurückweichen von diesem hinzu deuten. Ihre Bauart ist von solcher mächtiger Festigkeit, daß Derbend durch sie allerdings, wie dieß sein Name bedeutete, ein Dar- oder Thorband gegen die feindlichen Völker des Gebirges seyn konnte. Sie würde auch im Jahre 1796, so wie schon früher im Jahre 1722, als die Russen die Stadt eroberten, noch lange den Angriffen von Außen getrotzt haben, wenn der Muth der Vertheidiger eben so fest gewesen wäre, als die dicken Mauern mit ihren vielen etigen Thürmen. Jenseits der Stadtmauern von Derbend zog sich noch weiter landeinwärts eine eben so feste und auf ähnliche Weise gebaute Mauer auf eine Strecke von 18 Wersten fort. Uebrigens Spuren von langfortlaufenden Mauern finden sich an mehreren Stellen der Umgebung des Caspischen Meeres, namentlich auch an der Ostküste desselben, so daß hierdurch die ältere Sage von einer Caspischen Mauer einige Wahrscheinlichkeit empfängt. — Die Gebirgsart der Anhöhen von Derbend gehört, wie die von Kalkaragan und Tarki zu den sogenannten tertiären Gebilden; nirgends, so weit auch die Küste von Tarki bis jenseits Daku untersucht ist, hat sich ein Ur- oder Uebergangsgebirge ansiehend gezeigt; selbst die eigentlichen Formationen der Jüngzeit scheinen nach der Ansicht unseres Reisenden, dieser Gegend zu fehlen. Die Gebirge sind mit Eichen und Buchen bedeckt; tiefer hinabwärts gedeiht der Feigen- und Granatenbaum. Auch bey Derbend zeigt sich wie bey Tarki, eine schwerfällige Quelle; im Westen der Stadt, in Dageslan, ist das durch seine Stahlfabrication so berühmte Dorf Kubitschi. Gegen 1200 Familien des uralten Kaukasischen Stammes der Kumätschi (Panzermacher) üben hier diese Kunst; sie zeichnen sich durch eine eigenthümliche Sprache aus und sind von allen Völkern der Umgegend sehr geachtet. Eine unverbürgte Sage, welche die Herrnhuter in Sacerpta im Jahre 1782 bewog, Abgeordnete hieher zu senden, wollte in den Bewohnern von Kubitschi die Nachkommen einer Christenkolonie erkennen, welche in den früheren Jahrhunderten zu jenen verborgenen, und vielfach verfolgten Gemeinden gehört habe, von denen die Mährischen Brüder ihren Ursprung ableiten. Wirklich finden sich in Kubitschi die Gemäuer uralter, christlichen Kirchen, zum Theil mit Inschriften, welche weder den bisher hindurchreisenden Christen, noch den Mohamedanern lesbar waren, so daß selbst die Aussage, daß an einer dieser Inschriften die Jahreszahl 1215 sich zeige, nicht sehr sicher erscheint. Vor etwa 500 Jahren soll der Stamm der Kumätschi, vorher christlich, zum Mohamedanismus übergegangen seyn. —

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. September.

Nro. 175.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicensae primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis decripta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung.)

Gal. 6, 1. liest der griechische Text κατατιζετε, instruite, der Gotthe dagegen gathvaltjäh, confirmate, wie die äthiopische Uebersetzung firmati; G. 4, 19. steht μορφοση, der Gotthe giebt gabairhijäidäu d. i. φανερωση, wie die äthiopische Uebersetzung appareat. — Ph. 1, 26. setzt Iffilas mit der äthiopischen und syrischen Uebers. izvaräizôs hinzu; G. 6, 15. fehlt im Gotthischen, wie in der syrischen und äthiopischen und hieronym. Uebers. εν Χριστω 'Ιησοῦ, Th. 5, 12. sogar kai voudeouñtas vñas, et qui moment vos, während G. 1, 28. 5, 16. voudeouñtes wohl mit talzdans übersetzt ist.

Dem Gotthen fehlt ferner Th. 6, 3. auk, ob schon γαρ und Vulgata enim steht; G. 4, 17. fehlt ihm kai, Bulg. et, eben so Th. 5, 6. und G. 3, 17. wo es auch einigen griechischen Texten bey Mill. und der Bulg. fehlt; G. 2, 25. ist kai οὐκ, Bulg. et non nicht übersetzt; Th. 4, 17. οὐτω, G. 6, 4. 12. μόνον tantum; G. 5, 3. πάλη, Bulg. rursus (wie in vielen griechischen und lateinischen Texten); G. 2, 20. οὖν, Bulg. ergo;

G. 5, 11. ετι, Bulg. adhuc (welches zweymal im Satze steht, wovon die syrische und äthiopische Uebersetzung gerade das weglassen, das der Gotthe durch thanamâis übersetzt); G. 4, 26. πάντων, welches auch in einigen griechischen Codd. und der Bulgata fehlt.

(Es ist schon anderswo \*) bemerkt und belegt worden, daß Iffilas Uebersetzung mehrfach zu einem lateinischen Vorbilde neige. \*\*) In unserm Bande stimmt der gothische Text mit der „Vulgata“ in Zusätzen gegen das Griechische in Ph. 2, 30. seinai, G. 3, 19: izvarôs, Ph. 3, 17: izvis, Ph. 3, 14. mik (Bulg. sogar me ipsum), Ph. 3, 15. sijäima (Bulg. sumus), G. 4, 6. sijai, Ph. 1, 21. 4, 3. ist, G. 4, 11. find, Ph. 5, 24. sein, Ph. 5, 19. hörinallus, G. 3, 11. G. 3, 6. jah, Th. 4, 14. thäiei, G. 2, 20. thanaleiths, Gal. 4, 6. Guhs.

Zur Bulgata neigend übersetzt der Gotthe ferner Th. 4, 1. ὅπως διὰ vñas περιπατεῖν και ἀρεσκεν δεσ, ina περισσεύητε μάλλον durch die Worte hvaei jah gaggith jah gaäkäith mâis —

\*) Vgl. Boner. Anal. 1834, S. 961 b — 962 a und Castiglione zu Eph. 2, 3.

\*\*) 1 Cor. 9, 26. 15, 5. 16, 15. Eph. u. s. w. — Manche bezeichnende Stellen sind unverkennbar und wieder nach dem gewöhnlichen griechischen Texte gegeben, 3. B. G. 4, 1. ακούετε, häusith, Bulg. legisit; Ph. 1, 29. fehlt dem Gotthischen und Griechischen das quoniam der Bulg.; umgekehrt G. 3, 24. wo γαρ und untê der Bulgata mangelt; Ph. 2, 23. liest der Gotthe mit dem griechischen Text vênja sandjan (ἀπίσω πνευμ), die Bulg. fällt aus spero me mittere ad vos.



was die Auslassung betrifft, ähnlich der Vulgata sic et ambuletis ut abundetis magis. — C. 1, 27. übersetzt Ilfīlas γνωρίσαι, τίς ὁ πλούσιος durch gakanjanjan gabein, ähnlich der Vulgata notas facere divitias; Th. 3, 11. garaihiǰái, Vulg. dirigat; statt des griechischen καταδύναυ; G. 2, 3. skalkinǰndans, Vulg. servientes statt des griechischen δεδουλωμένοι, in servitutum redacti; G. 6, 12. übersetzt Ilfīlas statt καὶ οὕτως ἀναπλερώσατε τὸν νόμον τοῦ Χριστοῦ: ei hvēh vraka galgins Christiáus ni vinnáina gauz ähnlich der Vulg. (Tantum) ut persecutionem crucis Christi non patiantur; Th. 4, 1. ei svalfē Vulgata ut quemadmodum, das Griechische bleib καὶ (ein *iva* folgt nach); G. 2, 2: τοῖς δοκοῦσι, Vulgata qui videbantur, tháimeī thūhta; Ph. 4, 12: ὑστερεῖσθαι, Vulg. penuriam pati, tharhōs thulan. In der Wortstellung G. 1, 24. καὶ ἰδοῦσαζον ἐν ἱμοῖ, Vulg. et in me clarificabant deum, gothisch jah in mis mikilildēdun Guth; Th. 2, 13. παραλαβόντες λόγον ἀκοῆς παρ' ἡμῶν τοῦ Θεοῦ, Vulg. cum accepissetis a nobis verbum auditus Dei, gothisch nimandans at uns vaúrd háuseináis Guths; oder G. 4, 8. οὐ εἰδότες Θεὸν ἐδουλεύσατε τοῖς μὴ φύσει οὐσί Θεοῖς, Vulgata ignorantes deum iis, qui natura non sunt dii, serviebatis, gothisch ni kunnandans Guth tháim, thóei vīstái ni sind gutha, skalkinǰdēduth; C. 1, 10: εἰς πᾶσαν ἀρέσκειαν, in alter lateinischer Uebersetzung bey Sabatir in omni quod placet, gothisch in allamma thatei galeikái; C. 2, 12. τῆ ἀποχρησί, ipso usu — thairh thatei is brúkjáidáu; C. 1, 24. ἐν τοῖς παθήμασι — in tháimeī vinna. Doch diese letzteren Stellen können in das Gebiet der dem gothischen Sprachgeiste beliebigen, bald auflösenden bald treuwiedergebenden Sätze fallen, wie folgende unsers Landes, die mit dem lateinischen der Vulgata meist wieder zusammentreffen. Th. 5, 21. τὸ καλὸν, thatei gōth sijái (Vulg. quod bonum est); Th. 4, 12.

τοῖς ἔξω, du tháim tháiei úta sind (Vulg. ad eos, qui foris sunt), wáprend C. 4, 5. dasſelbe τοῖς ἔξω wórtlich kurz mit tháim úta wieder gegeben ist, Vulgata auch hier iis, qui foris sunt, dagegen C. 3, 1. τὰ ἀνω wieder thóei úpa sind (Vulg. quae sursum sunt), C. 4, 9. τὰ ὠδε, thatei hēr ist (Vulg. quae hic sunt); ähnlich Ph. 2, 23. τὰ περὶ ἐμοῦ, hva bi mik ist, (Vulg. quae circa me sunt), C. 4, 7: thatei bi mik ist, C. 4, 8: hva bi izvis ist, τὰ περὶ ὑμῶν. — C. 4, 16: τὴν ἐκ Λαοδικεία, thóei ist us Lau-deikáion, 4, 13: τῶν ἐν Α. du thans tháiei sind in L. (Vulg. iis, qui sunt in L.); dagegen 4, 15: thans in Laudeikáia brǰthruns. — Verwandt sind Th. 5, 24: πιστὸς ὁ καλῶν — triggvs, faei lahdōda (Vulgata qui vocavit); C. 2, 13: Θεοῦ ἐγείροντος — Guths, faei urráifida; C. 3, 10: τοῦ κτίσαντος — this, faei galkǰf. Dagegen Th. 3, 5: ὁ πειράζων — la fráifands, W. is qui tentat; C. 4, 2: haltjandans, wie bey Mil-linūs προσκαρτεροῦντες, instantes, gegen den griechischen Text πρόσκαρτερεῖτε, instate.

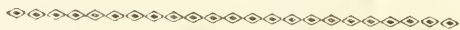
Aus allen diesen und weiter geführten genauen Textvergleichen, wenn sie in hinlänglichem Umfange über den ganzen ulflaischen Bibeltext, so weit er uns zugänglich geblieben ist, geführt seyn werden, muß sich ein ziemlich klares Bild von der Uebersetzungstreue Ilfīlas sowohl gegen den griechischen Urtext als gegen den Geist seiner Muttersprache herausstellen. Beyde übten gleich starke, gleich ehrwürdige Anforderung. Luthers dolmetschte das Wort Gottes und seines Jahrhunderts Lezbenssprache nicht in vossige Erreichbarkeiten, auch Ilfīlas konnte kein Uebersetzungskunststück seinen Deutschen liefern wollen, sondern das Wort des Lezbens in der noch morgenfrischen Muttersprache wiederklingen lassen. Jenes Doppelverhältniß der Treue aber immer erneut, auch bey unserm vorliegenden Bande wieder ins Auge zu fassen, veranlaßt uns außer dem in der Sache liegenden Reize und dem

Einflüsse der Ergebnisse auf die Würdigung des Sprachgeistes überhaupt, ein Aufsatz des Hrn. Prof. Ribbeck im Neuen Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde (1835. H. I. S. 38 — 56) über „die Syntax des Ulfilas“, welcher Vortrag zwar 1824 schon gehalten, doch nach zehn Jahren stehen gelassen, wie er damals gehalten worden, \*) wohl eine genaue Beurtheilung über die Art und Weise verdiente, wie hier über „krechtliche Uebersetzungs-Nachbildung“ des Ulfilas \*\*) aus schnell aufgestellten, aus vorherrschender griechischer Schulbildung und Anschauungs-Gewohnheit einseitig abgezogenen Grundsätzen, über das was logisch und deutsch sey oder war, abgeurtheilt wird; welches Urtheil sich aber dadurch selber strafe, daß es genöthigt wird, plöbliche, das Obengesagte über „ulfilanische Gracismen, undeutsche Gracismen, gracisirende Unbehülfslichkeit“ — oft grell vernichtende Zustände über „großartige Klänge und Formen der ehrwürdigen Ulfilasprache, über die eigenthümliche und lebendige Kraft der alten Sprache, die sich aber noch nicht zu einer gewissen Freyheit erhoben habe, aber doch dann wieder über die echte Deutschkheit gewisser Constructionen“ in derselben zu machen; während der nüchternen allein

sichhaltende Grundsatz für jede Bibelverdeutschung, daß es dem Uebersetzer nicht darauf ankam, die seiner Sprache minder geläufige Ausdrucksart (des Griechischen) durch eine übliche zu ersetzen“ nur einmal und einseitig für nur gewisse Beispiele am Schlusse geltend gemacht wird.

Ohne aber in solche Widerlegung hier einzugehen zu können oder auch nur das bisher von J. Grimm, Grass, Grotesend, Hug und Andern über diesen Gegenstand Gesagte wiederholen zu wollen, möge zur Förderung des unbefangenen Endergebnisses hier nur das Platz greifen, was auch in dieser Beziehung unser neuestes Castiglionisches *For-δινόν* darbietet, und zwar vorzugsweise was auf Bewährung des eigenthümlichen gothischen Sprachgeistes und die gelenke Freybeweglichkeit der ulfilanischen Verdeutschung Bezug hat.

(Fortsetzung folgt.)



Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Eichwald hält diese merkwürdigen Stahlarbeiter für Abkömmlinge alter, griechischer Christen, und für die Möglichkeit einer Entartung der Sprache bis zum gänzlichen Unverständlichen führt er ein Beispiel an, nach welchem jene Griechen, die vor etwa 50 Jahren unter dem Könige Heraclius aus Georgien nach den Uchtalasischen Kupferbergwerken am Kaukasus kamen, in Gegenwart unseres Verfassers einen bey ihnen angelangten, reisenden Griechen weder verstanden, noch von ihm verstanden wurden. Sie haben nämlich schon jetzt die verständliche Sprache mit der tatarischen vertauscht. —

Die Nähe von Baku, der merkwürdigen Erzeugungstätte der Ednaphta, kündigt sich den Schiffenden schon vor der großen Landzunge, bey der Insel Schiloi, durch den starken Geruch nach Bergöl an. Dem Boden dieser Insel, sowie dem des benachbarten Meeres entquillt häufig die Naphta, die sich auf dem

\*) Zum Vergleiche kamen aber nur Stellen aus Matthäus, Markus, Lukas und Joh. und den Wolkenbüttler Römerbruchstücken d. h. aus Zahn's Ausgabe, nach der wir auch S. 43 noch göths (dei), S. 48 öbta lesen müssen.

\*\*) Nothwendig muß Prof. Ribbeck auch Ph. 3, 8. *dömjā all sleitha vīsan (Zquiar ēivai)* für einen dicken Gracismus halten, und *dömjā smarnōs vīsan allata (σκῆβαλα ēivai)*, und doch steht *rah-nida sleitha vīsan* schon v. 7, wo *ēivai* fehlt. Ob auch Ph. 2, 26: *hāufidēduth ina siukan gracisret?* Der Grieche *hōr ēōi hōdōvōte*, die *Uulgata audieratis illum infirmatum*, wonach *siukan* für den *Accusativ* genommen werden könnte, wenn nicht *siukana* (wie Matthäus 25, 39, 44.) dann zu erwarten wäre, so daß *siukan* (althochd. *siukhen*, s. oben) der *Infinitiv* seyn muß, dessen *Particip.* *ē. 7, 2 (siukands)* steht, wofür 1. *ē. 8, 10. siuks vīsan*, *J. 11, 2. siuks vas*, *3. siuks ist*.

Bewässer nach allen Seiten zertheilt. Ein merkwürdiges Gemäuer, das zum Theil einer Stadtmauer mit runden Thürmen, zum Theil den Ueberresten großer Gebäude gleicht, zeigt sich gegen die Bucht von Baku hin an mehreren Stellen, und scheint die Lage der Perser von einer hier ins Meer versunkenen Stadt Schabab zu rechtfertigen. Die Anwohner dieser Küstengegend hegen überdies die Meynung, daß vor alter Zeit ein Höhenamm von der Abscheranischen Küste durch die Inseln Swatoi, Schlooi, Mengin und durch einige jetzt untermarinische Felsenbänke, bis gegen die Ostküste des Meeres sich fortgezogen und dieses in 2 Hälften getheilt habe. Bemerkenswerth erscheint überhaupt die Veränderlichkeit des Meeresstandes in dieser Küstengegend. Die untere Mauer der Stadt soll nach Lerche's Bericht 30 Jahre vorher im Trocknen gestanden seyn, während sie zu seiner Zeit vom Wasser umgeben war; jetzt hat sich das Meer wieder von ihr zurückgezogen, so daß ein breiter Damm zwischen ihm und der Mauer hindrängt. Baku, wie ihr Name (Bak-Kah) dies andeutet, die Stadt der Winde, macht schon von ferne gesehen, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Abgesondert von allen andern Gebäuden der Stadt stehet der mächtige, alte Thurm, auf der Höhe, den Gmelin nach der Benennung, die ihm das hiesige Volk giebt, den Mädchenthurm nennt. Der Banat nach erscheint er aus derselben unbekannten Zeit herzustammen, aus welcher das vorhererwähnte, untermarinische Gemäuer ist. Schon an Bekannteres erinnernd, fällt an dem höchsten Theile der Stadt die Burg Abbas des Großen ins Auge. Der Beschreibung nach muß diese gewaltige Ruine, in deren, vom Ueath der späteren Zeit entsetztem Inneren nur noch ein runder Saal wohl erhalten ist, sehr an die alten Burgen aus Theodorich's Zeiten erinnern. Außer jenem Fürstenschloß erscheinen mehrere Moscheen von sehr hohem Alter und zwischen den auf orientalische Weise aus Lehm erbauten Häusern zeigen sich auch noch andere, stattliche, kleinere Gebäude; selbst das Steinpflaster der Gassen erinnert an vormalige Pracht. Das jetzige Baku zählt in den 800 Häusern nur noch 4000 Einwohner, darunter etwa 400 Mann russisches Militär sich befindet. Dieses letztere hat, obgleich Baku im Ganzen als ein gesunder Ort gerühmt wird, von der ungewohnten Lebensweise und Witterung am meisten zu leiden, so daß man unter jener geringzähligen Garnison jährlich im Mittel jeder 50 Tode zählt. Doch soll auch unter den Persern selber im Winter und Frühling die Sterblichkeit groß seyn. Hiezu trägt nicht wenig schon die Einrichtung der Wohnungen und die

Art ihrer Beheizung ben. Denn die Lust bringt in diese leicht zusammengesügten Häuser von allen Seiten herein, so daß in ihnen ein beständiger Zugwind herrscht, der zwar in der heißen Zeit des Jahres erträglich und selbst wohlthuend, im Winter aber, während dessen nicht selten häufiger Schnee fällt, der schon nach wenig Stunden wieder hinwegschmilzt, durch den Zubrang der seuchtesten Luft desto unangenehmer ist. Außer dem Wind bringt dann auch durch die platten Dächer der Häuser, obwohl die Masse, woraus diese bestehen, (Lehm mit Naphta vermischt) den sorgfältiger Aufsicht ziemlich widerständig könnte erhalten werden, die Feuchtigkeit herein, und statt der Oefen dient ein Kohlenfeuer, das mitten im Zimmer unter einem Fische angelegt wird, unter welchem die Bewohner des Hauses ihre Füße stecken und dann den Tisch mit dem herabhängenden Teppich bedecken. So mag der Winter mit seiner feuchten Kälte, der Frühling mit dem dann gewöhnlichen Genuß des unreifen Obstes, der Sommer mit seiner heißen, beständig mit kühlen Winden wechselnden Witterung nicht wenig zu jener Sterblichkeit des nordischen Militärs beitragen. Ueberdies muß auch der an manche Bedürfnisse des Nordens gewöhnte, äußerlich begünstigtere Reisende in Baku viele Entbehrungen erdulden. Man zieht hier nirgends Gemüse; die tägliche Kost ist Hammel- oder Hühnerfleisch mit Reis; das ausgebackte Brod ist von lederartiger Festigkeit; alle Colonialwaaren, wie Thee, Kaffee, Zucker sind schlecht und schwer zu haben; die Butter kommt gesalzen aus Astrachan hierher. Dagegen erzeugt das Land in den Sommermonaten eine Fülle der herrlichsten Früchte; der Wein ist wohlschmeckend und feurig, dabey überaus wohlfeil. — Nordwärts der Stadt, auf der Abscheranischen Halbinsel, sind jene Gasquellen, eine Stätte des ewigen Feuers, um die sich beständig ein Häuflein der Jüdischen Feueranbeter versammelt findet, und welches durch die Gaben der wohlhabenderen Jnder erhalten wird. Eben durch diese Gaben ist den hier anbetenden Pilgrimen, von denen manche nur etliche Jahre, andere bis zu ihrem Lebendende da verweilen, ein geräumiges, klosterartiges Gebäude errichtet worden. Unsere Reisenden näherten sich der sonderbaren Feuerstätte bey Nacht. Schon von ferne bemerkte das Auge an ihren gerade und hoch emporwallenden Flammen, daß dieß ein anderes Feuer sey, als das gewöhnliche. Vier große Feuerfäulen strahlen ihr helles, gleichmäßiges Licht über die öde Landschaft und das angrenzende Meer aus; am Boden bemerkte man, so wie man näher kommt noch ganze Schaaren der kleineren Flämmchen. — Das Läuten der Glocke und das Blasen des Tritonshörnes verkündigte eben den Anfang des nächtlichen Gebetes. Die Reisenden traten hinein durch das Portal des Hauptgebüudes in den Hofraum der Zellen.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. September.

Nro. 176.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung.)

Th. 5, 4. setzt Ilfilas *sa* dags, nachdem er B. 2. bloß dags gesagt; E. 4, 1. redet er an *jus* frájans, *jus* qvinðns, griechisch nur *oi kýριοι, ai γυναίκες*, dagegen E. 3, 18. bloß barna; G. 3, 28. übersetzt er *eis* *ēste* durch *ain* sijuth, ähnlich Th. 2, 19. *tis* *ēlπίς* durch *hva* (d. i. hvata) unlara vðns, Ph. 1, 25. *η* *tis* *ēsti* durch *thatei* *ist* *ustáikneins*; \*) Th. 5, 18. sogar *thata* *ist* *vilja* (B. haec est voluntas) durch *toúto* *śilýma* nur scheinbar gegeben; \*\*) ganz wie Mk. 6, 3: *niu* *thata* *ist* *sa* *timrja* (*οὐχ οὕτως ἔστιν ὁ τέκτων*); ja selbst J. 18, 38. *hva* *ist* *sö* *lunja* (*τι ἔστιν ἀληθεια*). E. 2, 24. geht jenes *thatei* *vas* andaneithð sogar auf den vorhergehenden Pl. *vadjahökös*, und G. 4, 19. folgt auf *barnillöna* *meina*, *thanzei*, wie dieß jede Sprache kann und wir täglich ähnlich reden, obschon Castiglione ribbeckisch sagt: *nulla habita ratione legum grammatices*

und doch hat hier das Griechische gleichfalls *τέκνα* *μοῦ, οὖν*.

Nach dem Brauch seiner Sprache setzt Ilfilas Pluralis oder Singularis. Jenes *χειρογράφον* E. 2, 24. wird *vadjahökös*, *βίβλω* Ph. 4, 3. *dökdm. λόγον* G. 6, 6. übersetzt er *vaúrda*; Th. 3, 10: *τὸ πρόσωπον* (Vulg. *facies*) — *andvairthja*; \*) Th. 5, 20: *προφητεία* — *práfetjam*; E. 4, 2. Ph. 4, 6: *εὐχαριστία* — *aviliudam*; G. 3, 20: *κατ' ἐπαγγελίαν* — *bi* *gaháitam*; Ph. 1, 18: *παντί τρόπῳ* — *háidum*; Ph. 1, 17: *śίψιν* — *aglðns*, wie dort *δεσμοῖς*; *handjóm*. \*\*) Umgez kehrt für *κλίματα* — *śera* (*śerái*? G. 1, 21.); (\*\*\*) *κίρδι* — *gavaúrki* (Ph. 3, 7.); *οὐρανοῖς* — *himina* (E. 1, 23; und 16. in B, wo A: *himinam*); vielleicht auch das unter den vielen griechischen Pluralen stehende *aljan* für *ζῆλοι*, aber in ganz paralleler Stelle 2 E. 12, 20. steht eben so *aljan*. — Wechselnd im Objektivo: bald Th. 2, 14. *thata* *samó* für *tá avtá* (Vulg. *hoc ipsum*); G. 5, 17. 21: *thata* *galeikó* für *tá óμοια*; G. 5, 21: *thata* *svaleik* für *tá τοιαῦτα*, dagegen 5, 25: *thó* *svaleika*. Wiederum G. 1, 4. für *τοσαῦτα*: *iva* *filu*, für *πάντα* oft *all*, selbst E. 3, 17: für *πάν* . . . *πάντα* — *all* . . . *all*.

Das Adverbium und Adjectivum ver-

\*) Wie E. 2, 16: *ᾱ ἔστι* — *thatei* *ist*, wodurch eine alte Uebersetzung bey Sabatier erklärter wird.

\*\*) Wie auch nur scheinbar Th. 5, 22. at *allamma* *vaihle* durch *ἀπὸ παντός ἰδούς*, gerade wie Th. 7, 1: *af* *allamma* *bisáuleinó* etc.

\*) Hvófstulja *habái* (*τὸ κἀνθημα*) G. 6, 4. kann nicht Pl., muß da hvófstuli weibl. ist, Accus. seyn, ähnlich dem Vocat. (1. E. 15, 55.) und Accus. *halja* (Mtth. 11, 23. Lk. 10, 15.) zum Dat. *haljái* (L. 16, 23.).

\*\*) Vgl. E. 2, 16: *fullithé* gegen *voumhnias*.

\*\*) Umgekehrt E. 4, 16: *śerjó* für *μῆρος*.

wendet Ilfias nach jedesmaligem Bedarf: Th. 2, 10. übersetzt er *αἰμίπτως* durch *unfairinòdaba*, Th. 3, 13, 5, 23. durch *unfairinòna* (Vulg. sine querela), wie Ph. 1, 14: *ἀφοβῶς* durch *unagandans*\*); Th. 5, 17: *ἀδιαλείπτως* durch *unfveibandans*, Th. 2, 13 durch *unfveibandanei*. Umgekehrt allandjò, wo der griechische Text jetzt *ὀλοτελεῖς* gewährt.

Wie wir oben aus C. 1, 10: *ἀρεσκεία* durch *thatei galeikái*, C. 2, 12: *ἀπόχρησις* in *thatei* is *brükjaidáu* aufgelöst sahen, so Ph. 3, 2. *gamáitanón* für *κατατομήν*; umgekehrt Ph. 3, 1. für *ἀσφαλῆς* — *thvalútha*, Th. 1, 13. (wie R. 3, 1. 12. Tit. 1, 12.) *latei* für *ὀκνηρόν*; C. 4, 30: *thata gamelidò* für *γραφῆ*. Mit Uebersetzerfreiheit gibt er *ἀκροβυστία* bald durch *saúrafilli* (C. 2, 2. 5, 6. 6, 15. C. 2, 13. 3, 11.), bald durch das negierende *unhimáit* (C. 2, 13.) von *himáit περιτομή* (Ph. 3, 3. 5). *Ἀλυποτίρος* (C. 2, 28.) giebt er positiv *hlaðta* (*hilarior*) Vulg. sine tristitia.

Zusammensetzungen des Griechischen löst der Gotze nach Ermessen auf, und schafft sich nach Ermächtigkeit solche, wo sie das Griechische ihm nicht bot. *Τιοδεσία* war R. 1, 5. *krakúlibja*, Eph. schon aufgelöst *sunivè gadèds*, hier C. 4, 5. erhalten wir *sunivè sibja*. Wie Mk. 9, 42. *μύλη ὀνκός* sich ihm zu *alilunqvairnus* verbindet und R. 11, 17. 24. *ἀγρίελαῖος* sich auflöst in *viltheis alèvahagms*, so treunt sich C. 3, 5. *Εἰδωλολατρία* in *galugagudè skalkinalluss*, *Ταπεινοφροσύνη* (Ph. 2, 3.) in *háuneins galugdis* (V. *humilitatem mentis*) oder *hairtins* (C. 2, 23.), wo für C. 4, 2. *háuneins allein* stand. *Κιληρονομεί* (C. 4, 30.) wird *nimith arbi*, wovon *arhinunja*, *heres*; *Καρποφορούντες* (C. 1, 10.) *akran baيراندانس*, Vulg. *fructiferentes*; *Ἀνδρωπαρίσκειν*

(C. 2, 15.) *mannam samjand*; *Ἄρθοπίδουσι* (C. 2, 14.) *raihatah gaggand*; *Θεοδιδάκτοι* (Th. 4. 9.) at *Gutha* *usláifidái*; *Ζωοποιεῖν*, sonst *liban gatáujan*, C. 2, 13. einfach *gaqvuiujan*; *Εἰρηνοποιεῖν* (C. 2, 20.) *gavairthi táujan*, wie 2 Kor. 13, 11. Eben so lösen sich die griechisch einfachen *Εἰρηνεύετε* in *gavairthi habáith*, (Vulg. *pacem habete* (Th. 5, 13.)); *Πρωτεύων* in *frumadein habands*, Vulg. *principatum tenens* (C. 1, 18.); *Εφανερωθή* in *svikunth* und *gafvikunthiths* *varth* (C. 1, 26. 3, 4.)\*) *Ἰλευθέρωσε* in *frijans brahta* (5, 1.); \*\*) *Κερδήσω* gar in *du gavaúrkja habáu*, Vulg. *lucrificiam* (Ph. 3, 8.), wie Lk. 17, 8. *δείπειν*, *du nahtái matjan*; *Ἀθύμωμεν* in *ni vairtháima* in *unlustán*, Vulg. *ut non pusillo animo fiant* (C. 3, 21.)

Dagegen wird *τοῖς κατὰ σαρκά κυρίου* (C. 3, 22.) schnell zusammengezogen in *leikafráujan* (Vulg. *dominis carnalibus*); \*\*\*) *ἐν μορ-*

\*) Neben *bairthái vairthith*; wie Ph. 4, 7: *usar* ist für *ἐπάρχει*, *exsuperat*, C. 4, 18. *andvairths sijáu* f. *παριύται*; C. 5, 19: *sijáith báitral*, *κυριανσθε*, Vulg. *molite amari esse*; C. 2, 16: *vairthith garaihts*, *δικαιοῦται*; C. 5, 26. in *neitha visandans*, *φθορούντες*; C. 3, 2: *nist du bótái*, *οὐδὲν ἀφελήσω*.

\*\*) Vergleiche Ph. 4, 14. *gamáinja briggandans*, *συνομιλωσαντες*, *communicantes*.

\*\*\*) Während die gotische Sprache ganz dem griechischen Worterte gleich hätte sagen können *bi all tháim bi leika fráujan*, wie C. 2, 14. *wirklich* blieb thòs anauus vadjalòkòs (*nað hjuán χειρόγραρον*). C. 4, 15: thans in *Landeikáia bróthrus*; wie L. 10, 9: thans in *izái sinuklus*; selbst *thizòs iupa lathòndis* (*τῆς ἀνω κλήσεως* Ph. 3, 14.). Grenzlich hält Prof. Ritbeck Mk. 4, 19. *thái bi thata anthar Iuhjns* für nicht *verdeutschlich* mit *deutschem* (*neudeutschem*?) *Sprachgeiste*; so daß ihm Th. 2, 19 in *is qvuma*, in *τῆ αὐτοῦ παρουσία*, auch *sklavisch* vorkommen muß. Wesentlich findet er auch den doppelten *Accusativus* bey *läitjan* (bey *läisjan* nicht) und *ni kara ist*, *zumal* (*weil?*) *das* *Örtliche* *den* *Dativ* *an* *die* *Hand* *gab*. *Der* *reiche* *Gebrauch* *des* *Genitivs* *erscheint* *ihm* *dagegen* (C. 47) *urkräftig*, *so* *wie* *sich* *ihm* (C. 48)

\*) *Τοβοῦμενος* giebt er bald durch das Part. *práf. ógands* (C. 3, 22.), bald *pass. ógans* (C. 2, 12.) *Unagands* auch 1 Cor. 16, 11.

φῆ θεοῦ (Ph. 2, 6.) wird zu guthafkåunein; Σῦμμορφον τῷ σώματι (Ph. 3, 21) wird wie G. 6, 2. frathjamarzeins, mentis offendiculum; Ph. 2, 1. samafrahjái, τὸ αὐτὸ φρονούντες, Vulg. id ipsum sapientes, zu súmψυχοι, unanimes, samafáivalái.

Auch Zusammensetzungen mit Präpositionen lösen sich auf: Καταβήσεται (Zh. 4, 16.) wird zu dalath atsteigith. \*) Der Gebrauch dieser adverbialen Präpositionen ist ein durchaus freyer, noch nicht genug beachteter: Thairh-visan übersezt G. 2, 5. δια-μένειν (das G. 3, 5. durch gástandan gegeben wird); Ph. 1, 25. συμ-παράμειναι, G. 1, 23: ἐπι-μένειν; Us-gildan ist Zh. 5, 15: ἀποδοῦναι, Zh. 3, 9: ἀντ-αποδοῦναι, wie ἀντ-αναπληρεῖν (Vulg. ad-implere) G. 1, 24. durch us-fulljan gegeben wird, was Zh. 2, 16. βλεῖ ἀνα-πληρῶναι, Vulg. implere vertritt. — Col. 3, 24. muß ἀπό-ληψε mit nimith af fráujin, Zh. 2, 13. παρα-λαμβάνοντες mit nimandans fírlieb nehmen, συμ-παράβων mit ga-nimands, dagegen 1. G. 4, 7. λαβὼν erst namt, dann and-namt ist), Ph. 2, 7. λαβὼν aber einfach nimands. — Γινόντες wird G. 2, 9, 4, 9. zu uf-kunnandans, wie γνώωναι (Zh. 3, 5.) zu uf-kunnan; Kunthi dagegen vertritt neben γνώσις (Ph. 3, 8.) auch ἐπι-γνώσις (G. 1, 9.), wofür sonst uf-kunthi (auch G. 1, 10.) Ἦγγησε, accessit (Ph. 2, 30) wird at-néhvida; Ἐιρρῦσατο (G. 1, 15.) ist us-låufida und galåufida; wie ἀπ-έχισθε, κατ-έχισθε af-habáith (Zh. 5, 22.) und ga-habáith (Zh. 4, 3. 5, 21.) Λία-μαρτυράμεθα Zh. 4, 6.) ist einfach veitvõdidèduu, dagegen giebt ana-in-lòkan das προσ-ἀνέθεντο (G. 2, 6.) genau wieder und ἐν-ερ-

γούμενος (G. 1, 28) gar ìnnana vaurkeith in mis, operatur in me.

Mehrfach wiederholt sich die Präposition bey dem Verbum: Τῆς χάριτος ἐξ-επίστατε (G. 5, 4.) wird us anláti us-drufuth; Εἰς τὴν ἐξ-ἀνάστασιν τῶν νεκρῶν (Ph. 3, 11.) lautet us-stalfái us dáutháim. \*) Mith-gagvívída mith (G. 2, 13 in B), áhnlich ga-nimands mith mis (συμ-παραβῶν τὸν Τεῖτον: (G. 2, 1.); dagegen mith-skalkinòda mis (σὺν ἑμοί: Ph. 2, 22.); sa mith-gahumthana mis (ὁ συναίχμαλώτος μου, Vulg. meus: G. 4, 10.); mith-ganavistróddái ìmma (συνταφίντε αὐτῶ: G. 2, 12.); mith-urrlíuth Christáu (συνήγερθετε τῷ Χριστῷ G. 3, 1.); mith-litidèduu ìmma (συν-υπεκρίθησαν: G. 2, 15). \*\*)

Manche andere Erscheinungen böte das Verbun dar, sowohl in Betreff seiner Tempora (Zh. 2, 23: galåubeith, Vulg. credidistis, griechisch nur τοῖς πιστεύουσι), als in seinen Modis.

Aber sowohl Dieses, als vieles Andere, z. B. der verschiedene Gebrauch des Comparatives und Superlatives in den beyden Sprachen, vgl. Ph. 1, 14. managistans gegen πλείους\*\*\*); eben so die feine Anwendung der griechischen Partikeln\*\*\*\*) treten schon sámmelich zu sehr in das Gebiet der verschiedenen Sprachsyntax oder Fälle wie G. 2, 23, wo vaurd (st. rathjò) λόγον wiedergeben muß oder G. 2, 21. wo áiththáu jah das einfache griechische ἄρα (ergo) vertritt, in das lexikalische Bedeutungsgebiet hinüber, als daß auf sie hier, wo es sich zunächst um das Textverhältniß handelte, näher eingegangen werden könnte. Manches, was tiefer

\*) Dagegen 1. G. 15, 12: us-stafs dáutháim.

\*\*) Vgl. Ek. 7, 11. 9, 30. 14, 10. 15, 2; Mth. 27, 44. Mf. 2, 15. 15, 3. 41. 3. 18, 15.

\*\*\*) Wie 1. Cor. 15, 6: managistans, πλείους, 1. G. 15, 19: armólái f. κλεινοίτοι, 1. G. 12, 22: Ιαβινólái f. ἀσθενεῖσθα u. f. w.

\*\*\*\*) Aiththáu (G. 2, 2. Ph. 2, 3. G. 2, 16. 17. Zh. 2, 19.), áuk, ak, akei, alja, aththan

im Dualis das kräftige Leben der alten Sprache offenbart, weil hier das Griechische vorgewöhnt hatte.

\*) At-steigan für καταβαίνειν auch Epb. 4, 9. 10; ἀναβαίνειν, ascendere (G. 2, 1.) usgaggan, R. 10, 6. G. 4, 8. 9: ussteigan.



in den Geist der Sprache einblicken ließe, muß hier gleichfalls, schon des Raumes wegen, übergangen werden. Doch deuten wir nur noch auf Uebersetzungseigenthümlichkeiten oder glückliche Sprachgriffe, wie C. 3, 17: in *vairda* äiththäu in *vairflva* (λογος ἢ ἔργον) das spätere wærem joh wortum der Abschwörung, Weich- und Rechtsformeln; oder Ph. 2, 3. ni in *läufai häuheinai*, ak in *allai häuneinai* (οὐκ ἐν κενοδοξία, ἀλλὰ ταπεινοφροσύνη) oder Ph. 3, 15: *hugjith* und *and-huljith*; welche Schlagreime wohl eben so wenig ganz ohne sind, wie 1. Cor. 1, 20: *hvar bökareis*, *hvar sökareis* (ποῦ γραμματεῖς, ποῦ συζητητῆς; \*\*\*\*) oder R. 8, 38. der ähnliche Gegensatz von *ana-vairths* und *and-vairths* (praesens und futurus).

Diese Fälle leiten endlich noch auf vermeinte oder wahre Wohl- und Mißlautverhältnisse der Sprache, zu deren Abwägung wir auf der einen Seite Sagglieder vorführen, wie *veitvödhandans* (Th. 4, 6), *veitvödiddum* (G. 4, 9), *gavandidduth* (G. 2, 4), *gadäuthnödéduth* (E. 3, 3), *inlandiddéun*, *néhvundja*, *inmumdös* (Ph. 2, 28) *ibnalkáunjamma leika* (Ph. 3, 21), *habandóna*, *Skalkinöndans*, *Sildaleikjandans* (Sk. 51, 15.) *gavikunthjandóna*, *mithganavistródái* (E. 2, 12); *gathiváidédéina* (G. 2, 4. Th. 2, 12), *anafáilépun* (Th. 4, 14.), *gefvaltuth* (E. 2, 20), *uflupun* (G. 2, 3.), *invinthida* (Ph. 4, 13); auf der andern Seite Formen, wie *vaurstvjangs* (Ph. 3, 2), *thraffjái* (E. 4, 8.), *thraffitha* (Ph. 3, 1.), *usthróthiths* (Ph. 4, 12) *thlahfnan*, *talzjan* (E. 1, 28, 3, 16), *lvignjan*, *thlafqvs*, *hnafqvs*, *glagqvs*, *hvilstrjómd*, *afnarppjan* (E. 2, 21.) u. s. w. Bekanntlich häuft die griechische Sprache auch Consonanzen, die unserm deutschen Ohre Dissonanzen

G. 4, 12.), *uththan*, *ith*, *jábai* (ē ye kai G. 3, 4.), *iba*, *ihái*, *niba*, *jái* (P. 1, 18), *jáu*, *ju*, *jáh*, *ní*, *nih*, *niththan*, *náuh*, *nu*, *thannu*, *thannun*, *than*, *thandé*, *thathró*, *tháu*, *thé*, *bithé*, *duthé*, *jaththé*, u (G. 4, 22. Th. 2, 19), *uæi-u* (G. 3, 1.), *hvan*, *hávaia* (πῶς: P. 3, 1), *svaei*, *sválvé*, *váinei*, *váitei* u. s. w. für *meiv-dé* vgl. *ih*: G. 2, 9; Ph. 1, 16. 17; *oððe*, *nith* *than*: G. 6. 13.

\*\*\*\* Vgl. 12, 28: *bókarjé* . . . *sókjandané*: γραμματῶν . . . συζητούντων.

seyn würden. Fälle aber, wie E. 4, 3: *háurd vairdis* oder E. 1, 17. 18. (2mal) *jah is ijt komz men* und nicht gerade übelklingend vor als etwa das horazische *jam salis ter|ris ni|vis* . . .

(2ter Artikel folgt.)

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Das Feuer, mit Tagesbelle, beleuchtete da die üppig blühenden Gebüsche, die Rosen, und die letzten, dem Ersterben nahen Lieberleibst eines längst verblüheten Cultus der Vorzeit. Die Mönche beteten auch unter anderem sehr andächtig für die Erhaltung des Herrschers von Rußland. Unter ihrer Zahl war einer, der zum großen Mißvergnügen des Oberprieesters, eine Inderin zum Weite genommen hatte. Unser Reisender war neugierig, diese unter den Pilgrimern einsam wohnende Frau zu sehen; sie aber verhielte sich so sehr, daß unter der Decke der Schleier kaum eine Gestalt zu erkennen war. —

Beachtungswert ist an diesen Gasquellen, so wie an dem nicht ferne von ihnen befindlichen Naphthaquellen der Umstand, daß sich ihr Ausströmen vermindert, wenn der Nordwind, und vermehrt, wenn der Südwind weht. Bey anhaltendem Nordwind verlischt sogar nicht selten das Feuer ganz. — Auf mehreren Inseln in der Nähe des Goltes von Baku erzeugt das Aufsteigen von Gasarten zahlreiche Schlammvulkane. Aus mehreren Höhen am Flusse Pissagat, unsern Baku, soll zu Zeiten Feuer ausgebrochen seyn; auch Erdstöße, die mit einem unterirdischen Knall verbunden waren, hat man beobachtet. — Die Gasquellen von Absche von dringen aus den Spalten eines Kalksteines hervor, in welchem Eichwald abermals ein tertiäres Gebilde anerkannte; die nördlich jährlich gelegenen Naphthaquellen finden sich in einem schwärzlichen, thonigen Grunde, dessen Erdmasse als wasserdrücktes Baumaterial benützt wird. Die weiße Naphtha wird nur aus 16 Brunnen gewonnen, die im Mittel jährlich gegen 320 Zentner ausgeben; die schwarze aus 109 Brunnen, die jährlich gegen 100,000 Zentner liefern. Außer diesem wird eine ganz von Naphtha durchdrungene, asphaltische Erde gegraben, deren man sich als Feuerungsmaterial bedient. Die Brunnen müssen, wenn ihre Ergiebigkeit nicht bald aufhören soll, von Zeit zu Zeit gereinigt werden; ein Gefäß, bey welchem sich die Arbeiter immer nach wenigen Minuten ablösen müssen, wenn sie nicht ersticken sollen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. September.

Nro. 177.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Regesta sive Rerum Boicarum autographa e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang inceptum nunc autem cura Maximil. Bar. de Freyberg. ordin. equestr. Scti Georgii commendatoris et Archivi regii directoris etc. continuatum. Volumen V. (continuationis I.) Monaci impensis regis 1836.

Ehe wir von dem vorliegenden Regestenbände sprechen, erlauben wir uns einen Rückblick auf die vier früheren Bände dieses schätzbaren Geschichts-Werkes, dessen Beginnen und Fortsetzen der bayerischen Regierung jedenfalls zur Ehre gereicht.

In Beziehung auf die bayerische Geschichte waren, wie bekannt, bereits Aventin, Hund, Desele etc. mit dem Beispiele von Regesten und Excerpten vorausgegangen, welche sie aus verschiedenen im Lande zerstreuten Manuscripten und Urkunden-Sammlungen geschöpft, und theils gedruckt, theils ungedruckt hinterlassen hatten.

Der sorgsame Uttenkofer, der in den herzoglichen Archiven und Registraturen viel ordnete und sammelte, hatte ein ähnliches Unternehmen im Werke. Als vor dreißig Jahren Hr. Carl Heinrich Franz, Bischof zu Freysing, und durch ihn Meichelbeck, ferner von Lang, früher Regierungs-Direktor zu Ansbach und bereits als historisch = publicistischer Schriftsteller bekannt, nach München gekommen und als geheimer Referendär auch Vorstand der k. Archive geworden war; glaubte er, unter den neuen Verhältnissen des bayerischen Gesamtstaates, und

von den Motiven seiner Individualität getrieben, nicht schnell genug einen ganz neuen Boden der historischen Disciplinen legen zu können. Vorzüglich suchte er zu dem Behufe der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften einen viel lebhaftern Umschwung zu geben.

Unstreitig standen dem Hrn. von Lang bey diesem mehrseitig anstößenden Beginnen ein hervorragendes Talent und ein durchgreifender Eigenwille zu Gebote; und es wird dereinst für seinen Biographen eine wohl und reif zu erwägende Aufgabe seyn, nach den mannigfaltigen Rücksichten des wissenschaftlichen Materials und Betriebs und der damit verbundenen Functionen speciell herauszustellen, in wie fern Hr. v. Lang die Geschichtsforschung und Schreibung wirklich gefördert, oder manche einmal errungene Höhen- und Lichtpunkte wieder getrübt und wankend gemacht habe?

„Die Vereinigung des bayerischen Staates aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gauen und Gebiete, historisch entwickelt,“ und den akademischen Denkschriften der Jahre 1811 und 1812 einverleibt — zwey Abhandlungen, aus welchen in der Folge eine dritte, die Grafschaften etc. hervorging, und die, bey all' den mit untergelaufenen Uebereilungen, Mängeln, Mißverständnissen und gesuchten Originalitäten, von einer außerordentlichen Erudition und Fassungskraft zeigen, und, gleich den Donnerwettern in der Athmosphäre, heilsam auf den historischen Boden des Gesamtstaates einwirkten, haben ihren bleibenden Werth; auch darum, weil sie eine Reihe von zum

Theil sehr gediegenen Berichtigungen und weitern Erörterungen hervorriefen.

Einerseits die gedruckten Werke Nymers, Muratori's, Goldast's, Lünig's, Schöttgen's, Kreyßig's, Martene's, Brequigay's, Georgisch', Adelong's und Gatterer's, theoretisch und praktisch gleich lehrreiches Hülfsbuch als leitendes Attribut zur Hand; andererseits einen früher und später aus Bayern, Franken, Schwaben, Oesterreich, Tyrol ic. zusammengestellten Reichthum von Autographis und Apographis als zu verarbeitendes Material unter und um sich; — konnte Hr. von Lang nicht anstehen, voreerst die kritische Ausarbeitung und Herausgabe von chronologisch geordneten bayerischen Regesten zu unternehmen, und gleichwohl den allmählichen Abdruck der Urkunden selbst den fortzusetzenden Monumentis boicis anheim zu geben.

Die Anhaltspunkte und Normalkien, welche sich Hr. von Lang hierbey selbst vorgezeichnet (von Seite des Staats-Ministeriums waren hiezu die pecuniären Mittel mit Munificenz gewährt worden) sind in der lateinischen Vorrede zum ersten Bande umständlich besprochen. Das ganze Werk sollte aus vier Quartbänden bestehen, wovon der erste, mit dem Jahre 773 beginnend, bis zum Jahre 1200 reichen, der zweyte bis zum Jahre 1250 fortlaufen, der dritte mit dem Jahre 1275 abschließen, und endlich der vierte Band mit dem Jahre 1300 endigen würde.

Man erräth wohl, daß der Hr. Verfasser bey dieser etwas seltsamen Distribution mehr eine gewisse gleiche Vertheilung der aufgeschichteten Masse, als innere und wissenschaftliche Ab- und Auscheidungen berücksichtigte. Hierbey wollte er sich bezüglich auf die Materie streng innerhalb der heutigen Grenzen des Königreichs und ausschließlich an die Autographa des Reichsarchivs und seiner Filialarchive halten, und übrigens die vorkommenden Zen-

gen, das Actum und Datum, die transitorischen Hoffhaltungen der Könige und Fürsten, insbesondere Behufs der schon von Gatterer empfohlenen Itinerarien, u. s. w. gehörig bemerken. Aber gegen die von den Hochstiftern und Aebteyen zahlreich zum k. Reichsarchiv übergegangenen Apographa und Codices traditionum „quos ex dissimilibus foliis ita inspeximus consarcinatos, rursus interscriptos, emendatos, in Monumentis ipsis boicis autem ex ordine suo sic disjectos, leceratos, mixtos, et nominibus et temporibus ex arbitrio suppletos, ut etc.“ sollte unerbittlich verfahren werden.

Zu Anfang des Jahres 1822 war der erste Band dieser Regesten erschienen. Hr. von Lang hatte sich als Redacteur indessen nach Ansbach zurückgezogen; das arbeitende Personale war zu München; der Abdruck geschah zu Nürnberg; die Correctur zum Theil dort, zum Theil zu Ansbach. Bey Unternehmungen der Art, deren Werth und Brauchbarkeit von der genauesten und gleichzeitigen Uebereinstimmung aller mitwirkenden Organe abhängt, kann eine solche Dislocation und Dismembration nur nachtheilig einwirken. Und doch blieb es dabey, und später traten auch einige Bände der Monumenta boica unter einer andern Redaction, aber unter ähnlichen Umständen ans Licht. Die Folgen waren dieselben; die Vermehrung der Kosten, Verzäumnisse und Hemmungen aller Art noch nicht die schlimmsten. Es dürfte fürder streng darauf gehalten werden, daß diplomatische und akademische Werke nur am Siege der Archive und der Akademie der Wissenschaften gedruckt würden.

Hr. von Lang hatte seine Regesta synchronistisch in Bavarica, Alemanica und Francica eingetheilt; allenfalls hätte er auch noch eine Rubrik; Flavica, befügen können. Aber diese Eintheilung war überhaupt nicht praktisch, fast die Hälfte eines jeden Bandes besteht nun, übrigens auf starkem geleimten Papier, aus leeren Seiten. Rücksichtlich anderer ziemlich laut gerügter Mängel suchte sich



der Verfasser in der Vorrede zum zweyten, im Jahre 1823 erschienenen Bande, zu rechtfertigen. Er hatte sich nun einmal selbst in geographischer Beziehung allzu enge Gränzen gesetzt, (nur Ulthayern und Franken waren mehr bedacht) und in wissenschaftlicher Hinsicht einer Art von Hyperkritik hingegeben, welche an Diplomenstürmery mahnte, wie es einst Bilderstürmer gab. Für den praktischen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, für den die Regesten ein vorzügliches Hülfsmittel seyn sollten, ist ein solcher Rigor nicht fördernd; die Männer von Beruf und vom Tache wissen sich, wenn es darauf ankommt, das Substrat einer Regeste gehörig zu prüfen, mittels der Graphik, Semiotik und Formelkunde schon selbst zu helfen. Gar manche Urkunde ist der Thatsache nach wahr, der Form nach aber anstößig; indessen war es den Mönchen nicht zu verargen, wenn sie, um das kostbare Pergament zu sparen, gar oft auf rasirte und schon benützte Blätter schrieben. Das Hr. von Lang die Apographa ganz unbeachtet zur Seite legte, das wurde bey einem so umfassend bezielten und großartig unterstützten Werke hart gefühlt. Waren in der oft allerdings schwierigen Reduction von Jahr und Tag, und in der topographischen und genealogischen Deutung Mängel untergelaufen, so wurde das willkührliche Verfahren mit den Zeugen, „clariores tantum et notata digniores relegimus“ heißt es in dieser Beziehung sich verwahren (in der Vorrede zum ersten Bande) doch noch mehr beklagt. Der dritte Band erschien zu Anfang des Jahres 1825, der vierte, begreiflich der stärkste, mit einigen Supplementen vom Jahre 777 an, zu Anfang des Jahres 1828. In jedem der drei spätern Bände suchte der Redakteur durch mehr und mehr sich vervollständigende Mantissa Emendandorum et Explendorum, alle vier Bände umfassend, nachzuhelfen; wer weiß jedoch nicht, wie wenig man sich bey dem praktischen Gebrauche von solchen Summarien mit dergleichen Nachzügeln, und mit noch so gelehrten Zu-

rechtweisungen in den Vorreden behülft? Wie gesagt — an diesen Mängeln war die Dislocation der Redaction und der Mitarbeiter viel Schuld. Auf die Hauptsache, auf die, gegen Erwartung, geringere Ausbeute an Regesten aus den Autographis hatte aber auch der Umstand Einfluß, daß, als Hr. von Lang die vorrätigen Urkunden Besuchs von Regesten durchmusterte und durchmustern ließ, in den äussern und neuerworbenen Provinzen dieser Aufsammlungs- und Läuterungs-Prozeß noch kaum angefangen, und daher auch der Zutritt zum Hauptarchiv nur ganz ungenügend war. Ref. selbst, unter andern mit der Auswechslung der Archivalien zwischen Bayern und Oesterreich, in Folge der neuen Staatsverträge, beauftragt, hatte erst in den Jahren 1824 und 1825 eine beträchtliche Anzahl von wichtigen Original-Urkunden an das Reichsarchiv einsenden können; wovon in diesen Regesten nur wenig vorkommt. Man vergleiche damit die später herausgegebenen Kaiserurkunden &c.

Der aus dem XII. Jahrhundert stammende libellus vetustissimus herthescadmensis, auf 47 Folioblättern, und die Urkunden des aufgelösten Bisthums Chiemsee allein hätten aus Ober- und Niederbayern, aus Franken und Oesterreich, einen reichlichen Beytrag von Regesten liefern können. Aber von solchen Quellen wollte Hr. von Lang jedenfalls Umgang nehmen. Wohl im Gefühle einer schweren und oft undankbaren Aufgabe schloß derselbe die Vorrede des vierten Bandes (J. 1828) mit den Worten: „Ea enim nobis semper insedit sententia (doctissimi viri Autifreti), eum, qui Indicem scribere ingreditur, posse quidem in multorum reprehensionem incurrere, in approbationem non item; quam a perpancis vix extorquebit, ubi omne studium et diligentiam in rem contulerit.“ Und so verdient Hr. von Lang auch für das, was er aus ungefähr 10000, zum Theil sehr wichtigen Urkunden durch seine Regesten leisten wollte und geleistet hat, den aufriht-

tigen Dank der Geschichtsforscher. Die Nachfolger lernen immerhin von den Vorgängern.

(Fortsetzung folgt.)



Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung.)

Auch ein tägliches Ausschöpfen vermehrt oder erleichtert vielmehr den Zufluß der Naphtha, der, wie schon erwähnt, bey herrschenden Südwinden verstärkt wird. — So wie in anderen Gegenden der Erde zeigt sich auch um Baku das Vorkommen der Naphtha und des brennbaren Gases in Gesellschaft mit dem des Salzes, das als reiche Soole aus der Erde hervorquillt und Salzseen bildet, deren häufiger Gehalt von selber sich zur krystallinischkörnigen Masse anseht, von welcher mit Leichtigkeit jährlich mehrere hunderttausend Zentner gewonnen werden könnten. Das Salz, wie die Naphtha, am meisten aber die letztere, werden häufig von Baku nach einem großen Theil von Persien ausgeführt; denn die Naphtha ist das gewöhnliche Beleuchtungsmittel der Häuser, daher Talglichter in Baku selten und theuer sind, weil sie aus Astrachan geholt werden. Außer der Naphtha und dem Salze reicht die Umgegend von Baku dem auswärtigen Handel einen Ueberfluß an Cassean dar, welcher in dem sandigen Boden trefflich gedeiht. Die Menge des Casseans, welche Baku erzeugt und zum allergrößten Theil nach Persien, einigen selbst bis nach Indien verkauft, wird jährlich auf 1200 Zentner geschätzt, deren einer im Mittel gegen 100 Rubel werth ist. —

In den ersten Tagen des Septembers segelten unsere Reisenden nach dem Balchanischen Meerbusen. Hier zeigten sich an der Küste schroff ansteigende Felsenmassen von Granit und Porphy; der letztere hat zum Theil eine Pechsteinartige Hauptmasse und ist stellenweise nach oben von Porphyrconglomerat bedeckt. Auf dem Granit ist in manchen Orten ein versteinertes Geröll, dichter Kalk; auf diesem ein feinkörniger, fester Sandstein aufgelagert. Dieser hinein in den Meerbusen verflacht sich das Land zur Sandsteppe; weiterhin erhebt sich wieder eine aus Kalkstein und Conglomerat gebildete Höhenkette. — Nach der Sage der hier wohnenden Truchmenen soll das Meer in dem Balchanischen Golf abwechselnd zu, dann wieder abnehmen. Eine Fahrt

In den jetzt salziges Wasser führenden Akhdan oder Amurdaja, einen alten Arm des Arus, der aus einem Salzsee hervorkommt, konnte wegen der Schwierigkeiten und Gefahren, die sich ihr entgegenstellten, nicht weit fortgesetzt werden. Es zeigt sich hier der Balchauberg, den die Truchmenen als überreich an Waldungen und Quellen schildern. Mit diesen Schilderungen verhält es sich jedoch wie mit ihren andern Sagen von alten Festungen, eingestärzten Städten und den Wunderwerken einer vormaligen Heldenzeit; das, wovon sie reden, ist längst von den Höhen und aus den Thälern der Gebirge verschwunden, hat sich aber erhalten im Wort und im Geist des Menschen; zum Zeichen, daß dieser von unvergänglicher Art und Dauer sey, als die Höhen und ihre Thäler. —

Freundlich war die Aufnahme, welche unsere Reisenden auf der Insel Eschlekän, bey dem alten Fürsten derselben, dem Chiat Aga und seinem russisch sprechenden ganz auf europäische Weise gebildeten Sohne fanden. Der Wunsch, eine europäische Frau zu sehen, lockte die Bewohner der Insel in Scharen herbei, welche ruhig auf ihren untergeschlagenen Beinen sitzend, ihre Neugier befriedigten. Der alte Chiat-Aga hat in seiner treuen Anhänglichkeit gegen Rußland schon bedeutende Opfer gebracht, hat unter anderem seinen früheren, besseren Wohnsitz mit dieser öden Insel vertauscht, wohin ein großer Theil seiner frühesten Unterthanen, die ihn sehr liebten, ihm gefolgt ist. Die hiesigen Naphthaquellen und Salzseen gewähren nur sehr unzureichenden Ersatz für das, was Chiat Aga bey seinem Tausch verloren. Der Kreis beklagte sich sehr, daß der russische General Jermoloff, sein ehemaliger Gönner, nicht wenigstens einmal jährlich zu ihm schickte und nach seinem Befinden sich erkundigen lasse. — Der sandig-thonige, stellenweise von Gyps durchzogene Boden trägt hier nur äußerst wenig für Menschen Genießbares. Der alte Fürst begnügte sich zu seinem Mittagessen mit einer Melone und einem Stück Brotes, das der beggennge Sand für den Europäer ungenießbar gemacht hätte, während er seine russischen Gäste täglich mit Hammel- und Hinderbraten, mit Pilow und astrabatschem Honige bewirtheten ließ. Die andern Bewohner der armen Insel verzeihen selbst die Schalen der Melonen mit Begierde. Ihr Hauptgeschäft ist das Einjammeln der Naphtha, welche, wie man sagt, wohl aus tausend Punkten dem thonig-sandigen Boden entquillt und des Salzes, das sich hier, wie bey Baku, aus den Salzseen anseht. Sie sind sämmtlich Truchmenen; von etwas angenehmerer Gesichtsbildung, als die andern Tataren; ihr Körper ist nicht sehr stark; sie rühmen sich vor andern Truchmenen ihre reineren, besseren Aussprache des kumückisch-tatarischen Dialectes.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. September.

Nro. 178.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Regesta sive Rerum Boicarum autographa e  
Regni Scriniis fideliter in Summas contracta.  
Opus cura C. H. de Lang etb.

(Fortsetzung.)

Seither sind auch in Berlin durch v. Raumer und Höfer, und auch im benachbarten Frankfurt und in Oesterreich ähnliche Arbeiten unternommen und ihre sehr schätzbaren Resultate zum Drucke befördert worden. Von Raumer's brandenburgische Regesten, aus Autographis, Apographis und Chronisten, scheinen auf Hrn. von Lang vermittelnd eingewirkt zu haben. Im Jahre 1831 erschienen zu Frankfurt am Main vom Herrn Dr. Böhmer, nunmehr dortigen Stadtbibliothekar, Regesta chronologica diplomatica Regum atque Imperatorum Romanorum, a Conrado I. ad Henricum VII. a. 911 — 1313: ein großes Unternehmen; aber hier nur ein Quartband von 5400 Nummern. Von demselben im Jahre 1833 Regesta chronologica-diplomatica Carolorum; auch ein Quartband von 2093 Nummern. Gleichzeitig (1834) hatte Hr. Jos. Chmel, Capitular des Stifts St. Florian, und Archivar im k. k. Staats- und Hausarchive, ebenfalls zu Frankfurt herausgegeben: Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum a. 1400 — 1410, ein Quartband. (Von demselben Hrn. Archivar Chmel waren im Jahre 1832 zu Linz erschienen: Materialien zur österreichischen Geschichte aus Archiven und Bibliotheken.)

Zu Anfang des Jahres 1833 hatte Hr. von Lang, von seinem Landtze zum Heimwege aus, an Hrn. Dr. Böhmer in Frankfurt ein Sendschrei-

ben gerichtet, und demselben zu seinen Königs- und Kaiserregesten auf 74 eingedruckten Quartseiten (Nürnberg bey Neigel und Wiesner 1833) nebst kritischen, meistens die Nichtigstellung der Chr. uologie betreffenden Bemerkungen, einen sehr starken Eucurs von Regesten übermacht. Nach Hrn. von Langs Berechnung wären alljährlich mindestens 8000 Urkunden aus einer kaiserlichen Kanzley hervorgegangen. Nach Hrn. Dr. Böhmer's bisheriger Ausgabe läßtten nur 13 jährlich getroffen.

Zwischen versäumte es dieser selbst nicht, in der Vorrede zu den Karolingischen Regesten (Jung 1835), eine baldige Vervollständigung seiner Kaiserregesten mit wenigstens ein Tausend neuen, zum Theil aus ungedruckten Urkunden geschöpften Artikeln zuzusichern und die Fortsetzung und Veltendung derselben in Verbindung mit den Herren Perz und Chmel re. anzukündigen. In der That war es für Hrn. Dr. Böhmer auch ein sehr günstiger Umstand, daß er, persönlich, eben zu jener Zeit nach München kam, als man da, im k. Reichsarchive, mit Zusammenstellung der Kaiserurkunden beschäftigt war; zu dem Unternehmen des Hrn. Dr. Böhmer ward hier bereitwilligt die Hand geboten. Vielleicht erhielt derselbe bey dieser Gelegenheit auch von einigen historischen Werken Kenntniß, worin, ihm bisher entgangene, wichtige Kaiser-Urkunden enthalten sind: z. B. von den zwischen Bayern und Salzburg (1761 re. gedruckt) gewechselten sogenannten Salz-Compromiß-Schriften; von der „kurzen Geschichte und attemmäßigen Anzeige, was dem Erzstifte Salzburg auf erfolgten Todesfall des Churfürsten Maxi-



milian III. re. (gedruckt 1779) gebühre,“ u. s. w. Aus diesen Quellen und auch aus handschriftlichen Sammlungen hat Hef. in seinen „Beyträgen zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde, (1825 — 1833 III. Bde.)“ die Hrn. Dr. Böhmcr gleichfalls noch nicht bekannt geworden zu seyn scheinen, eine Reihe von Kaiser-Urkunden theils registrirt, theils umständlich commentirt, und theils zum erstenmal ans Licht gestellt; hieher gehören auch: K. Friedrich I. große Handveste vom Jahre 1156, für das Reichsstift Berchtesgaden (s. Salzburg und Berchtesgaden; II. Bd. 1810); K. Rudolphs Schenkung der Güter des gerichteten Bürgermeisters Waltram Bezso von Wien an das Bisthum Chiemsee re. (Jahr 1278 II. Bd. S. 288 unserer Beytr. München 1826); u. s. w. Oft liegt es in der Art des süddeutschen Buchhandels, daß solche Provinzialquellen kaum im nächsten Bereich angezeigt, viel weniger im entfernteren verkehrt werden.

Diese gelegentlichliche Einschaltung glaubten wir, Behufs so großer und verdienstlicher Unternehmungen, an der Zeit; und wir gehen nun zum Eingangs aufgeführten V. bayerischen Regestenband über. Nach Allem, was wir gesehen, verglichen und als zweckmäßig erkannt haben, ist das Verfassen stichhaltiger, brauchbarer und einigermaßen erschöpfender Regesten keine mechanische Arbeit; die Festhaltung des Totalbegriffes einer Urkunde und ihrer authentischen Merkmale erfordert klar sehende, erprobte und ausdauernde Functionäre. Der nun zu Anfang dieses Jahres erschienene fünfte Quart-Band bayerischer Regesten enthält auf 420 eng-, doch sehr gefällig gedruckten Seiten die Auszüge vom Jahre 1300 an bis zum Schluß des Jahres 1510. Es mögen an die 4000 zum Theil sehr speciell bearbeitete Artikel seyn, die, nachdem die Eintheilung in Bavarica, Francica und Alemania besorgt, und lediglich die genaueste Ordnung nach Jahr und Tag innegehalten ist, nicht nur das Königreich Bayern in seinem heutigen Um-

fang, die Rheinprovinz mit einbegriffen, umfassen, sondern auch vielfältig die rund um angränzenden Territorien, östcr bis tief in ihr Inneres reichend, berühren. Nassau, Elsaß, Ober- und Niederösterreich; Krain, Kärnten, Fulda und Hessen; Württemberg, St. Gallen und Böhmen; Thüringen, Steyermark, Italien und Tyrol re. — von allen diesen Ländern kommen mannigfaltige Notizen vor; Notizen über wichtige Ereignisse, Verträge, und Belehnungen; Behufs der Chronologie, Topographie und Genealogie, über Erbtheilungen, Rechte, Sitten, Gebräuche und Stiftungen; über Handel und Wandel, aus der Land- und Hauswirthschaft und Gewerbekunde; zur Bereicherung der Sprachkunde u. s. w. — Denn nicht nur die in den k. Archiven aufgesammelten Autographa der neueren, sondern auch immer früher anschwellenden Zeiträume; sondern auch die Apographa, die Codices probationum et traditionum; und insbesondere und mit Recht, die Copial- und Conceptbücher und die Kapularia aus den fürstlichen Kanzleyen wurden zu diesen Regesten benützt; unter Hinweisung auf jene Druckwerke, worin bereits die vollständigen Urkunden gegeben sind. Und so mögen denn auch die Nachbarstaaten ihren guten Theil an unsern Regesten haben; wie wir an den ihrigen; was eben der Preis der höheren Civilisation, im geistigen Verkehr ist, der dem materiellen überall die Bahn bricht. Man hat sich bey Bearbeitung dieser Regesten, die eben in den Zeitraum fallen, da in den öffentlichen, wie in den Privaturkunden die teutsche Sprache gegen die lateinische allgemach mehr Terrain gewann, ziemlich getrennt an den Grundtext, an die urkundliche Topologie, und Terminologie gehalten; und mit Weglassung der Formeln, die handelnden Personen, die Zeugen, Bürger und Mitsegler, gehörig hervorgehellt. Dennoch dürfte die laconische Reduction auf unsern Kalender, anstatt nach altem Gebrauch die Indictionen und Feste des Tages anzugeben, manchem Forscher nicht ge-

nügen, und mancher Artikel, in dieser und anderer Hinsicht, als nicht vollendet erscheinen. Eine verschiedene Art der Behandlung ist hier nicht zu verkennen. Aber wer kann eine solche Masse überschauen? Bekanntlich fällt in diese Regestenperiode (vom J. 1314 an) schon ein Theil der Reichsregierung von Ludwig dem Bayer, worüber Hr. Dr. Böhmer eine besondere Abtheilung bildet, die dem Bernhymen nach, bereits 2000 Nummern enthalten soll. Nur approximative kann bey solchen Werken von einer Vollständigkeit die Rede seyn. Ob es gelungen und ferner gelingt, alle Urkunden Ludwigs selbst in diesen bayerischen Regesten verfügblich zu machen, möchten wir sehr bezweifeln; wir haben deren in manchen städtischen Archiven Bayerns mehrere gesehen, die wir dort nicht vermuthet hatten. Auch bey Aufhebung der Abteyen sind, wir können es bezogen, manche dieser Urkunden als Maenlatur in die Krämerläden gerathen. Der Umstand, daß in dem vorliegendem Regesten-Bande von den vielfältigen Verkauf-, Tauf-, Kauf- und Wechselhandlungen, den adelichen Berg- und Salzbergwerken, Siedherren, z. B. zu Reichenhall, nichts vorkommt; läßt schließen, daß viele derley Urkunden noch in besonderen Repositorien verwahrt liegen; worauf auch schon die Herrn v. Lari und Flurl hindenteten. Erkentlich ist es, nur gar wenige „Errata“ diesem Bande beygefügt zu sehen: aber es möchten deren wohl noch mehrere als latent oder intra latus obwalten. So dürfte es z. B. p. 19. vacaria, eigentlich vacaria, anstatt vicaria, und p. 30: Ekelino de Abiote (von der Thann, ein zahlreiches Edelgeschlecht in Franken, s. p. 22. re.) anstatt de Ariete etc. heißen? Auch sind es wohl nur singuläre Ansichten und Lieblings-Ideen irgend eines Mitarbeiters, wenn man in diesen Regesten z. B. p. 66, 70, 84 und 125 schon Alteich und Bertoldsgaden, neben Altach und Berthersgaden geschrieben sieht, als ob die Währleins

von der Wodansche und von einem nie da gewesenen Bertold nimmer ausgegeben werden könnten, während die Urkunden durchaus nur, der Natur der Sache getreu, die erstere Bezeichnung festhalten. Wohin soll es denn am Ende mit der längst benötigten und bezielten topographischen Einheit unserer urkundlichen Matriceln kommen, wenn man sich in den Direktorien und Regesten des Reichsarchivs selbst dergleichen Ideen- und Wortspiele erlauben darf? Ist es doch für den pragmatischen Forscher peinlich genug, schon aus sehr alten Anwalisten vielfältig den heraldischen und onomastischen Abergwitz in den Prädicaten: Herhipolis, Quercilocus, Caesurea etc. urkundlich; Wierzburg, Eystüt und Hehistüt; Kaozesheim etc. wo von Gewürz, Eichen und Kailern re. nie die Rede war, verbauen zu müß'n. Doch sind Abweichungen der Art in diesen Regesten nur seltene Erscheinungen.— Den mannigfaltigen Inhalt dieser Notizen hier näher zu besprechen, würde zu weit führen; wo und wie man auch das Buch aufschlägt, überall bietet sich Stoff zu Vergleichen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart. S. 104. J. 1306: Herzog Rudolph progt den Amteuten im großen Forst Türenbuch, um die Gemeinden von Woburg, Eigenburg und Neustadt zu sichern, eine bessere Wirthskast ein; und bekanntlich beklagte man auch im XVIII. Jahrhundert die Uebergriffe der Beamten und Holzlieferanten auf der Donau in diesem Forste. S. 47. J. 1303, May: Abt und Convent zu Ebrach propter terras tam in bludo, quam in vino, sterilitatem debitorum oneribus taliter praegravati etc. entschlossen sich lieber zum Verkauf ewiger Hefe und Häuser, um ihre Grundholden zu schonen. S. 181. J. 1310, Aug. König Heinrich verordnet, daß die strenni et providi viri, die Hdrans, Stromeir (Stromer) Ott, ceterique forestarii et Zeidlarri des Reichsforsts bey Nürnberg alle Jahre öffentlich auf die heiligen Reliquien schwören sollten, daß sie

diesen vor 50 Jahren zu Ackerland ungerodeten Forst wieder in silvam et in arboros redigunt. S. 158. v. J. 1309. Jul. Streit zwischen der Abtey Waldsassen und Graf dem Sohn domini militis de Valkenau dicti Nothast wegen der Burg Bubensteinze. Falkenau liegt in Böhmen an der Eger bey Maria Culm, und man könnte fragen, ob Falkenau oder Nothast der älter. Geschlechtsname sey? Doch wehlt der letztere, wenn man die weitverbreiteten Nothaste in Bayern und Schwaben aussucht. Auch in Böhmen hatten sie die Villa Nothastesgrune angebaut.

(Schluß folgt.)

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Ueber das alte festungsartige Bauwerk am Silberhügel, das nicht von sehr hohem Alter erscheint, wiederholt unser Verlosfer Murawjoffs Bericht. Von einigen Punkten der südlichsten Küste des Caspischen Meeres gibt er uns, aus eigener Anshnung, eine sehr liebliche Schilderung. Namentlich gehören die Gegenden am Ufer des Vobul zu den fruchtbarsten und reichsten, welche jenes Meer umgränzen. Es wechseln hier schattige Fambwälder und Baumgruppen mit den grünenden Auen und Gärten; Citronen- und Granatbäume stehen im dichten Gemisch mit den Arten des Aborns und der Eiche; an er ihnen zeigt sich am häufigsten der Weinstock, dessen Stämme, von der Stärke eines Mannshenkels, nach allen Richtungen sich verzweigen, so daß der Wanderer nur mit Mühe durch das Labyrinth der Reben, deren Früchte zum großen Theil unbenützt verrotten, sich hindurchwinden kann. In den Gärten zeigt sich die Fülle der Melonen, Arbusen, Kürbisse und Gurken und die Bäume der süßen Citrone, der herben Alica und der sauren Peliadiabien; an den Feldern Baumwolle, am Flußufer Zuckerrohr-Planzungen. Die Häuser liegen in kleinen Gruppen von zweien bis dreuen, im Schutze des Gebüses oder am Flußufer, sind von Holz erbaut und luftig; sein gewobene Netze verweben im Sommer den Insekten, statt der Fenster, den Zutritt. Die Umwohner am Vobul sind bey aller Fruchtbarkeit ihres Bodens nur arm; sie scheinen selber die Ruhe zu lieben und gönnen ihrem Boden die Ruhe, indem

sie diesen, statt zu ackern, nur flüchtig aufhacken und dennoch mit Leichtigkeit das, was sie bedürfen, erbaueu. Der Aviden gegen die Christen ist hier größer, als man ihn sonst in diesem Lande bemerkt; ein altes Mütterchen, welche Reisbrode im Freuen auf einem Kleinen, in die Erde gemauerten Ofen koch, rief sogleich Knaben herbei und erhub mit diesen ein furchtbares Geschrey, als unser Reisender ihre Arbeit zusehen wollte, weil sie meinte, das Gebäck könne schon durch den Blick eines Christen verunreinigt werden. Das Wasser, das die Matrosen zum Trinken begehrten, reichte man ihnen nicht in den Gefäßen, die das Berühren von Christenhänden entweicht hätte, sondern goß es ihnen in die Hände oder Mützen. — Auch bey einem Spazierritt hinaus nach der eigentlichen Stadt Valtrusch, die mit ihren, bis hinab zum Meere und weit landeinwärts zerstreuten Wohnungen gegen 6000 Häuser mit 70000 Einwohnern umfassen soll, fanden die Reisenden eben keine große Ursache, die Höflichkeit und Gastfretheit der Perser zu rühmen. Die Begleiter von geringerm Range wurden von den Vossenduben beschimpft und selbst geschlagen; der alte Chan, der aus Eignuß freundlich war, weil er hoffte, mit Hülfe der russischen Matrosen eine am Strande versunkene Schiffsladung von Kupferblechen wieder heraufzuführen zu können, bewirthete zwar die Fremden mit zweuen von jenen 60 alten, für die Hühnerbese nicht mehr tauglichen Hähnen, welche er in einem besonderen Raum des Hofes eingesperrt hielt, und gab ihnen ein Nachtlager, suchte sich ihrer aber am andern Morgen sehr bald unter vielen Höflichkeitsbezeugungen zu entledigen. Die Stadt mit ihrer Umgegend gewährt noch dasselbe Bild der großen Fruchtbarkeit, wie die Mündung des Flusses; Cypressen besahtten einen Theil der Häuser; Waldungen von Wallnußbäumen, Platanen und Oleditschken, untermischt mit Feigenbäumen und wildwachsenden Reben, welsche mit ganzen, großen Flächenräumen, auf denen die unzügligen Gesträucher der Rosen Zerdusß Vers bestärigen, welcher Masendaran das Land der Rosen nennt. Weiter gegen Süden leucht sich die fruchtbare Ebene an die Gebirgskette, aus welcher sich der mit einem Schnee bedeckte Demawend erhebt, und die mit dem Aearot in Verbindung steht. Der Verfasser theilt über dieses Gebirge einige Notizen mit aus Fraser's travels (Lond. 1826. p. 356).

Am 16. Oktober verließen unsere Reisenden die Mündung des Vobul. Vergebens war ihr Bemühen, die Küste von Ghilan etwas näher kennen zu lernen; man erlaubte ihnen nicht in Entsetz einzulaufen. Die Gegend ist hier reich an maderischen Schönenheiten; die Bewohner nähren und beschäftigen sich mit dem Bau der Seide, des Reis und der Süßröhre. Ghilan führt alljährlich 90000 englische Pfund Seide aus. —

(Schluß folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. September.

Nro. 179.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

Wenn man die neuesten Leistungen in der Mineralogie und ihre gegenwärtige Richtung verfolgt, so läßt sich ein fortschreitendes Gedeihen derselben nicht verkennen. Es beurkundet sich ein solches zunächst dadurch, daß nicht nur die allgemeinen Umrisse und Abgränzungen derselben ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Gelehrten sind, sondern ganz vorzüglich auch die untergeordneten Details, und daß Untersuchungen jeder Art wieder neu aufgenommen werden, welche aus Mangel an Hülfsmitteln oder ihrer Schwierigkeit wegen, längere Zeit auf sich beruht hatten und nur als ständige Probleme mitgeführt wurden. Man hat eintsehen gelernt, daß das Einzelstudium und das genaue Sammeln von Thakten zur Zeit wichtiger sey, als das Aufbauen von Systemen, man hat damit die Reife der Wissenschaft nicht überschätzt und es ist, wie in der Geognosie, Besonnenheit einem gewissen Schwindel früherer Jahre entgegengetreten. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn die Fragen um das System nicht den erwarteten Anklang finden, es ist auch nicht zu verwundern, daß wir bis jetzt kein allgemein genügendes haben, daß fast jeder ein eigenes sich fertigt, und die Gemäßigten wenig darum in Streit gerathen. Glücklicher Weise aber ist das Gedeihen der Wissenschaft davon nicht abhängig und diese Erfahrung ist sehr beruhigend und aufmunternd. —

Wenn sich gegen die sogenannte naturhistorische Ansicht von Mohs und seinen Schülern speciell auch nur einzelne Stimmen erhoben haben, so zeigt doch das allgemeine Treiben der Mineralogie, daß der Ruf dieser Ansicht zu erlöschen beginnt und mit jedem Tage gewinnt man mehr die Ueberzeugung, die man schon längst hätte haben können, daß die Natur die Mineralien nicht nach dem Stempel der Organismen gemodelt hat, daß ihre Wissenschaft einer anderen Behandlung und anderer Mittel bedarf, als Botanik und Zoologie, und daß es nur ein Vorurtheil ist, die anders behandelte nicht als Naturwissenschaft anerkennen zu wollen. — Daß es für Einige Kampf und Mühe kostet, sich von diesem Vorurtheil loszureißen, ist begreiflich, und die Nothwendigkeit, mit dem Aufgeben der alten Ansicht ein bisher wenig beachtetes Feld des Studiums betreten zu müssen, mag auch einigen Einfluß auf die Meynungen ausüben. —

Die naturhistorischen Mineralogen haben zwar die chemischen Verhältnisse der Mineralien von jeher für interessant und wichtig gehalten, aber sie haben dieselben als ihrer Wissenschaft fremdartig angesehen, ihrer nur als einer nützlichen Zugabe erwähnt, wie man ungefähr bey der Porcellanerde auch erwähnt, daß daraus das Porcellan gemacht wird. Diese Ansicht mußte aufhören, sobald man auf einige Untersuchungen Gewicht legte, welche ohne Rücksicht auf die chemischen Verhältnisse nicht auszuführen waren, obschon an sich keineswegs chemische.

Es waren vorzüglich die Untersuchungen über den Isomorphismus und Homomorphismus, welchen

sich dann auch die über den Dimorphismus anschloßen. — Doch wir brechen ab, und die folgende Skizze wird manche Belege für das Gesagte darbieten.

Wir beginnen mit dem allgemein Krystallographischen.

Bekanntlich sind die Mineralogen darüber noch nicht einig, ob man allen Krystalssystemen ein rechtwinkliches Kreuz zum Grunde legen könne, oder ob bey einigen ein schiefwinkliches angenommen werden müsse. Den Werth der ersten Annahme hat vorzüglich Weiß kennen gelehrt, während sich Mohs, Raumann u. a. für die letztere entschieden haben. Daß man zur Lösung der Aufgabe auch das optische Verhalten zu berücksichtigen habe, ist seit der Entdeckung der Lichtpolarisation mehrfach erkannt worden, und mit Berücksichtigung dieses und des thermischen Verhaltens hat Raumann <sup>1)</sup> zu zeigen gesucht, daß es in allen Krystallen ein rechtwinklichtes krystallographisches Kreuzsystem gebe, welches identisch sey mit den thermischen und den Hauptdruckaxen, ferner mit dem optischen und dem Kreuzsystem der Cohäsionskräfte. Das thermische Kreuzsystem sey übrigens das einzige, welches als bleibend und wirklich vorhanden behandelt werden könne, jedes andere rechtwinkliche höre auf dieses zu seyn mit dem veränderten Druck der umgebenden Atmosphäre, mit der veränderten Temperatur der Krystalle. Es wird also auf vielfache genaue Winkelmessungen und geeignete Correctionen ankommen, die den bekannten krystallographischen Gesetzen entgegenstehenden Anomalien, welche die schiefen Systeme bey Anwendung eines rechtwinklichen Kreuzkreuzes bis jetzt gezeigt haben, zu entfernen, oder die Wahl eines solchen Kreuzes zu leiten, eine Aufgabe, deren vollkommene Lösung noch ziemlich fern liegen dürfte, da Brewster <sup>2)</sup> gleichzeitig die Be-

obachtung gemacht hat, daß die Neigung der optischen Aren bey jedem Individuum eines und desselben Minerals eine andere zu seyn scheine.

G. Rose <sup>3)</sup> hat gegen seine frühere Ansicht ein schiefwinklichtes Kreuz für das klinorhombische und klinorhomboidische System angenommen. — Ref. <sup>4)</sup> hat nachzuweisen gesucht, daß diese Systeme auf rechtwinklichte Aren zurückführbar seyen, wenn sie, mathematisch wenigstens, als die hemiedrischen und tetartoedrischen Gestalten des rhombischen Systems angesehen werden, und daß die Anomalien des klinorhombischen und klinorhomboidischen Systems durch das von Mitscherlich aufgefundenene zwischentliegende System des unterschwefligsauren Kalks vermittelt und ausgeglichen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Regesta sive Rerum Boicarum autographa e  
Regni Seriniis fideliter in Summas contracta.  
Opus cura C. H. de Lang etb.

(Schluß.)

Noch, bereits in das XIV. Jahrhundert vorgezückt, suchten sich die Grundherrlichkeit, die Dynasten, die Abteyen, die Edelleute, als Obereigenthümer, gegenseitig sorgfältig die gleiche Theilung der Kinder ihrer Nugeigenthümer zu sichern; während heutzutage die Grundherren über eine zahlreiche Nachkommenschaft ihrer Holden und Hinterlassen, in eine wahrhaft peinliche Verlegenheit gerathen. Nichts zeugt schlagender, als diese Thatsache, von der gänzlich verrückten Parallaxe im modernen Staatsleben und in der Nationalwirthschaft. Denn nun, nachdem das Geldprincip alle Lebens- und Arbeits- und Erwerbs-Fähigkeit, launig und zufällig, bedingt, gilt der Mensch nicht mehr, was er werth, wie er zu den Lebenskreisen in der Societät und

3) Elemente der Krystallographie 1855.

4) Schwigger Seidel n. Jahrb. der G. B. VII. 1853  
S. 155. f.

1) Poggendorffs Ann. B. XXVII. St. 2.

2) Ebendaf.

zum heimatlichen Boden hörig ist. Die Kinder waren sonst ein integrierender Bestandtheil jener ständigen Größen, jener Gebundenheit der Güter, deren ein gesunder und wohlgeordneter Staatskürper in der Landwirthschaft eben so wenig entbehren kann, wie in der Societät überhaupt und in der Verwaltung insbesondere. War doch von jeher wenigstens der fünfte Theil des Bodens zum beliebigen Arrondiren und Austausch, als walgender Boden, nebenbey zur Hand. Es ist aber merkwürdig genug, nun die Bayerischen Annalen und die Gelehrten Anzeigen der Akademie der W. wegen Anerkennung jenes unabweislichen historischen Resultats oder Erfahrungsfahrs in der Lebens- und Wirtschaftskritik des bayerischen Volkes förmlich vor die Thüren — des Octoberfestes geladen zu sehen. \*)

S. 174. J. 1310, April: ein reicher Bürger zu Regensburg, Namens Conrad Chrazar kaufte zu dem dortigen Spital mehrere Höfe, damit von den Renten derselben wöchentlich den Siechen in der Zechstube ein Pfund Pfen. verabreicht würde. Bischof Conrad bestätigte diese Stiftung mit der ausdrücklich verhängten Pöen, daß die allfältig zuwider handelnden Administratoren (die sich wahrscheinlich mit Bier- und Weindeputaten gütlich thäten), Wasser trinken müßten. Auch in späteren Zeiten würde dieses conservative Princip in vielen Stiftungen seine Wirkung nicht verfehlt haben. Doch, wir wollen den denkenden Lesern und Forschern nicht vorgreifen. Der Vorrede dieses Regestenbandes zufolge (dem Verrechnen nach hat auch schon der Druck des VI. Bandes begonnen, und an Materialien zu noch mehreren Bänden, bis etwa in die Mitte des XVI. Jahrhunderts, fehlt es natürlich nicht) soll zu seiner Zeit ein schon weit vorgerrücktes Directorium generale über alle bisher in Druck erschienenen bayerischen Documenten, ausge-

geben werden, mit sorgfältiger Nachholung der Formulae Acti et Dati ex Originalibus etc. Nach allem dem, was schon gedruckt vorliegt, dürfte jedoch ein solches General- Directorium allzuweit führen.

Mag sich auch Hr. Baron von Freyberg durch ein sehr tüchtiges Hülfspersonale unterstützt sehen; so kann seine vielseitige Hingebung zur Förderung der bayerischen und deutschen Geschichte, indem er als Vorstand des Reichs-Archivs, als Mitglied und Secretär der historischen Classe der Akad. d. W., als Historiograph des XVII. Jahrhunderts d. h. Mar I. und der gesammten bayerischen Territorien, als Forscher der Regesten, als Herausgeber der historischen Denkschriften, und besonderer Sammlungen, archivalischer Schriften, der Mon. h. n. s. w. in Anspruch genommen ist, nur bewundert werden: möge es ihm an Muth und Kraft dazu ferner nicht gebrechen!

v. Koch: Sternfeld.

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Schluß.)

Am 30. Oct. lief das Schiff wieder in Baku ein. Hier erwartete unsere Reisenden zuerst eine persische Trauerscene. Ihr alter Wirth, ein reicher Perser, starb, mehr vielleicht an der üblen Behandlung seines mohamedanischen Arztes, als an der Heftigkeit seiner Krankheit. Bis zum 6ten Tage dauerte das laute Heulen der Weiber, zum Theil untermischt mit lieblich tönenden Klagegesängen; so bis 80 männliche Gäste wurden dabey täglich aus Reichlichkeit gespeist, so daß der beim Kochen der Gerichte aufsteigende Rauch auch die Nachbarnhäuser erfüllte. Hierauf bis zum 4oten Tage kommen wöchentlich einmal die Weiber zum Heulen, die Männer zum Essen zusammen; am Tage des Todes im nächsten Jahr endet die Trauer.

Am 12. December fiel in Baku der erste Schnee;

\*) W. f. das Aprilfest des Centralblatts des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern 1836. S. 223 zc.



in der Nacht gefror es. Der Schnee, mit welchem von jetzt an am Morgen öfters die Dächer bedeckt waren, schmolz meist noch vor Mittag in den warmen Strahlen der Sonne; des Nachmittags stellte sich dann Regen und Nebel ein. Am Neujahrstage war es so trocken und warm, daß man ohne Mantel spazieren gehen konnte; bald kam wieder Regen, der in diesem Monat sich öfters wiederholte und zuletzt von neuem in Schneegeföbber mit Frost überging. Die Bewohner von Baku befeierten sich jetzt, ihre Keller mit Eis oder Schnee zu füllen; hierzu gab aber von neuem und in höherem Grade jene Kälte Gelegenheit, welche plötzlich am 11. Februar mit dem Vollmonde eintrat und welche bis 8° unter dem Gefrierpunkt anwuchs. Um dieselbe Zeit war in Astrachan die Kälte 28° gewesen. Im Februar entwich der Winter aus der Umgegend von Baku; mit dem Anfang des März war der Frühling da.

Interessant sind die Züge, in denen unser Verfasser die Sitten und Gebräuche der Perier beschreibt. Namentlich lernt man, wie das Christenthum erst dem Weibe seine gebührende Ehre, dem häuslichen Glück seine rechte Festigkeit gab. Seit einigen Jahren erst ist jedoch unter den Persern von Baku die Sitte eingedrungen, Ehen selbst nur auf etliche Monate, gleichwie Miethen zu schließen, ein Gebrauch, der in den östlicheren Nachbarländern zu den althergebrachten gehört. Nach der Wiederanlösung eines solchen Contractes darf das zu den Ibrigen zurückgekehrte Weib sich von neuem vermählen. Die erste Ehe wird gewöhnlich ohne Mitwirken des Bräutigams durch den Vater von diesem geschlossen, die zweite durch eigene Neigung geknüpft; doch ist in jener wie in dieser eine solche Neigung so unbeständig, daß die Wahl des Persers bald wieder auf Sklavinnen fällt, weil er selbst ein Sklave der niedrigsten Lust geworden. Für das so zur künstlichen Waare erniedrigte zartere Geschlecht ist die Eifersucht der Männer kein zureichender Schirm der Sittlichkeit; Baku ist ein Wohnsitz der Untreue und Laster, wie etwa die größeren europäischen Städte es sind.

Im Anfang des März 1826 begann unser Reisender seine Wanderungen in die Nachbarschaft der Stadt. Das Dorf Emiehadshan, wo die Bakischen Teppiche verfertigt werden, darf sich mit Recht vor vielen andern Orten des Fleißes und der Geschicklichkeit seiner Bewohnerinnen rühmen. Diese sind es allein, welche

jene dauerhaften und in der Eintröngigkeit ihrer tatarischen Muster dennoch schöne Teppiche weben; so schnell, daß kaum das beobachtende Auge den Bewegungen der geübten Hände folgen kann. Es war jetzt die Zeit gekommen, da bey Esallan am Kurfluß der Störfang beginnt. Ein Indianer, Olundschon, hat diesen um jährlich 2000 Dukaten gepachtet; ein wohlwollender Mann, der die bebüßrigen Reisenden freundlich bewirthet und sie noch mit Casiae auf den Weg versorgt. Das schlechte mit Erde verunreinigte Salz, das ihm die Klugenged liefert, gewährt dem gutmüthigen Mann die Sicherheit der Aufbewahrung für seine Fische, nur auf sehr unzureichende Weise; ein großer Theil der überreichen Bente verdirbt bey der eintretenden Hitze; ein Geschäft, das in Europa mit europäischer Voracht betrieben, seinem Unternehmer einen übergroßen Gewinn bringen würde, läßt unsern indischen Pächter kaum auf seine Kosten kommen. Während man in Astrachan im ganzen Jahre nur 20000 Störe fängt, wird in Esallan in der eigentlichen Zeit des Fanges, die vom März bis in die Mitte May dauert, dann von neuem im August und September sich einstellt, öfters in einem einzigen Tage eine eben so große Menge gefangen. Am vortheilhaftesten ist zur Verfertigung in die Ferne die Zubereitung des Caviars. Im Spätherbst kommen statt der Störe die Schaaren der Lachs. Unser Veraffer lehrt uns neben der Art des Fanges und der Zubereitung der Fische den merkwürdigen Mann, den schon vorhin genannten indischen Pächter kennen, der jeden besuchenden Fremden so freundlich in sein Haus und in sein Geschäft hineinsehen läßt. Zweymal etwa im Jahre muß diesem Mann sein indischer Koch das Bild einer Kuh und eine hundartige Figur bereiten, welche mit vier brennenden Wachslichtern auf einen Teller gesetzt werden. Der Mann legt Geld hinzu, bereit lange vor ihnen, dann wirft er sie ins Wasser. Einmal wenigstens, zuweilen aber auch sechsmal in einer Woche, fastet er so streng, daß er am ganzen Tage nur ein Glas Milch genießt; überhaupt lebt er sehr maßig. — So möchte sich der Deang unserer Seele nach der Freiheit des Geistes auf alle Art Lust machen; jener Deang zeigt sich überall, wo er nicht durch den Lärm des Tages überdäubt und gelähmt wird.

Mit dieser Beschreibung des Fischfanges zu Esallan endigt der erste Band dieser vielfach belehrenden Reisebeschreibung. Möge uns ein baldiges Erscheinen des zweiten Bandes Gelegenheit, nicht bloß zur Fortsetzung dieser Anzeige, sondern zur freudigen Theilnahme an einem für die Wissenschaft gewiß folgenreichen, wohlgelungenen Werke geben.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. September.

Nro. 180.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Nach Breithaupt scheint der Ansicht zu seyn, daß bey diesen Systemen rechwinkliche Axen beygehalten werden können. —

Was die Zahl und Abtheilungen der Krystallsysteme betrifft, so sind im Allgemeinen die bekannten unverändert beygehalten worden, doch nimmt Breithaupt <sup>5)</sup> mehrere neue Abtheilungen im rhomboedriscben und quadratischen System an, indem er gefunden hat, daß die Neigung der Flächen an der Quarzpyramide, an den Rhomboedern des Turmalins und den Pyramiden des Kupferkieses, Vesuvian's und Anatas nicht alle gleiche Neigung zur Axe haben, sondern in den verschiedenen Fällen sich wie nachstehende Buchstaben verhalten.

Quarz.

Turmalin.

A	A	A	A
B	B	B	C
A	A	C	B
B			

Kupferkies.

Vesuvian.

Anatas.

A	A	A	C	A	B
B	B	D	D	C	D
A	B	B	E	C	D

Die Progressionstheorie, wonach alle Primärformen aus isotheralen Gestalten nach der Progressionszahl abgeleitet werden, hat Breithaupt durch Berechnung sämtlicher Grundgestalten theils näher zu begründen, theils auszuführen versucht und gezeigt, daß die Berechnung mit den directen Messungen sehr wohl übereinstimmt. Wir haben schon bey einer andern Gelegenheit erwähnt, daß sich nach den angenommenen Principien dieser Theorie immer eine solche Uebereinstimmung und also ein passendes Gesetz wird finden lassen, die Winkel mögen seyn, welche sie wollen, daß also damit für die genaue Kenntniß der Krystallformen wenig gewonnen ist.

Für die Bezeichnung der Krystallformen sind wieder einige neue Vorschläge gemacht worden, wovon hier zunächst die des bekannten Krystallographen Kupffer <sup>6)</sup> erwähnt werden soll. Sie besteht hauptsächlich darin, daß in den Zeichen einer Combination nicht die Veränderungen, welche das zum Grunde liegende Axenkreuz erleidet, angegeben werden, wie z. B. bey Weiß, Nauman u. A., sondern, daß die Tangenten der verschiedenen Neigungswinkel der Flächen zunächst verglichen und die Werthe in den sich ergebenden rationalen Zahlen angeschrieben werden. Dazu ist natürlich nothwendig, daß die Kanten der Grundgestalt, an welchen eine Zuschärfung oder Abstumpfung eintritt, besonders bezeichnet werden. Wenn z. B. ein Rhomboeder mit P bezeichnet wird, die Scheitalkanten mit x, die Randkanten mit z und Px für die halbe

5) Schmeigiger Seidel Jahrb. 1830. S. 12. und 1831 S. 6. Ferner Charakteristik des Mineralsystems. 3te Auflage 1832.

6) Handbuch der rechnenden Krystallogonomie. St. Petersburg 1831.

Tangente der Neigung der Rhomboederfläche an der Kante  $x$  gesetzt wird, so ist  $mPx$  die Fläche eines Skalenoeders, die ebenfalls durch die Kante  $x$  geht, und deren Neigung gegen eine durch  $x$  und die Axe gelegte Ebene eine  $m$ mal so große Tangente hat, als die Neigung der Fläche  $P$  gegen dieselbe Ebene. Ebenso sind die Flächen eines Skalenoeders, welches die Randkanten von  $P$  zuschärft, mit  $nPx$  zu bezeichnen, so daß die Tangente des halben Neigungswinkels dieser Flächen an den Kanten  $z$ ,  $n$ mal so groß ist, als die der Flächen  $P$  an denselben Kanten. Daher wird  $\infty Px$  die Fläche des nächst stumpferen diagonalen Rhomboders,  $\infty Pz$  das normale heragonale Prisma bedeuten. — Diese Methode hat vor andern den Vortheil voraus, daß man unmittelbar aus dem Zeichen erschen kann, welche Kanten eine Grundgestalt durch eine secundäre verändert, und wie sie verändert werden, sie hat aber den Nachtheil, daß die Veränderung des Kreuzes der Grundgestalt nicht daraus erschen wird und giebt daher bey weitem nicht das schöne Bild des Zusammenhangs der Formen, wie die bekannten Krystallbezeichnungen. Auch bekommt eine Gestalt fast immer ein anderes Zeichen, wenn sie in einer andern Combination auftritt, wenn nicht wieder besondere Reductionen auf die eine Grundform statt finden.

Einige andere, von Ritgen<sup>7)</sup> vorgeschlagene Bezeichnungen geben nur annähernd das Verhältniß an, in welchem combinirte Gestalten gegenseitig stehen. So ist z. B. im quadratischen System die Grundgestalt mit  $\overset{\times}{P}$  bezeichnet, die Pyramiden mit kürzerer Axe bey gleicher Basis in der parallelen Stellung mit  $\overset{\vee}{P}$ , die mit längerer Axe mit  $\bar{P}$ , das Dioctaeder mit  $\overset{\circ}{P}$ , weil die Basis desselben aus der Quadratpyramide durch Hervortreten, der sogenannten Mittelkantenzwischenaxenenden (!) mit „Schwa-

cher Erhebung“ construirt wird. Wird diese „Erhebung eine hohe,“ so entstehen die Quadratpyramiden von diagonalen Stellung, welche mit  $\bar{P}$  bezeichnet werden. So entsteht folgendes Schema für die vollständigen Gestalten dieses Systems:

$$\begin{array}{cccccccc} \overset{\circ}{P} & \dots & \overset{\vee}{P} & \dots & \overset{\times}{P} & \dots & \bar{P} & \dots & \overset{\infty}{P} \\ \overset{\circ}{P} & \dots & \overset{\vee}{P} & \dots & \overset{\times}{P} & \dots & \bar{P} & \dots & \overset{\infty}{P} \\ \overset{\circ}{P} & \dots & \overset{\vee}{P} & \dots & \overset{\times}{P} & \dots & \bar{P} & \dots & \overset{\infty}{P} \end{array}$$

Die ganze Bezeichnung fällt größtentheils mit der Naumann'schen zusammen, ohne der diese auszeichnenden wissenschaftlichen Strenge und Eleganz theilhaftig zu seyn. Uebrigens ist die Entwicklung schon wegen der gebrauchten Terminologie einem Anfänger gewiß sehr unverständlich. So wird z. B. die Quadratpyramide von abnormer Flächenstellung eine hoch hohl halb aufgesetzte Tetragonalpyramide genannt, welche durch Hervortreten der Mittelkantenzwischenaxenenden mit abwechselnder Ueberspringung je eines der Enden aus der Grundgestalt entsteht. Das Rhomboeder erscheint nach der Ableitung als eine niedrig hohl halb aufgesetzte Hexagonalpyramide ic.

Zur genauern Kenntniß der Krystallisation einzelner Mineralien haben Vosträge geliefert: Zippert<sup>8)</sup> die Hemicredie an Krystallen des Wernerits und Molybdänkieselspath's nachweisend; G. Rose<sup>9)</sup> über die Form der Mesotype, welche nicht zum rhombischen, sondern zum klinorhombischen System gehöret, über die Krystalle des Silberkupferglanzes, des Plagionits, des gediegenen Silbers, Kupferantimonglanzes und Osmiridiums; Naumann<sup>10)</sup> über Hemicredie und Hemicredie des molybdänfauren Bleyoxyds. Es wird ein auffallendes Beispiel von Hemicredie angeführt, wo an den verschiedenen En-

8) Jhs 1855 S. 589.

9) Elemente der Krystallographie, Poggendorffs Ann. B. 28. p. 421. B. 29. p. 452. B. 25. St. 2.

10) Poggendorffs Ann. B. 54, 24 u. 51.

7) Leonhards und Bronns Jahrb. f. Min. und Geogn. 1835. S. 266.



den eines Krystalls verschiedene Pyramiden aufzutreten; über die Krystallform des Goldes und Speiszkobalts; Weiß <sup>11)</sup> über die Ableitbarkeit der Krystallifikation des Stauroliths aus dem isotheralen System; Kaiser <sup>12)</sup> über einen Cylind. von 12 Zwillingsgesehen der Krystalle der 1 u. 12gliedrigen Feldspathe; ferner Breithaupt, dessen Beobachtungen zum Theil in seiner Charakteristik des Mineral-systems 3te Auflage 1832 gesammelt sind; Neumann, Nordenfkiöld, Haidinger, Quenstedt, Senff, Sukow u. a.

Für die Theorie der Krystallbildung sind dynamische Ansichten von Uhdé <sup>13)</sup> und Weiß <sup>14)</sup> aufgestellt worden. Nach dem ersteren erzeugen die Aequivalenzen der Cohäsionskräfte, indem sie, wie die bewegende Kraft, nach dem Gesetze des sogenannten Parallelogramms der Kräfte wirken, mittelere Kräfte oder abgeleitete Aequivalenzen; diese nach demselben Gesetze wieder andre u. s. f. Das Gesamtergebnis derselben sind die mannigfaltigen Flächenbildungen der Krystallsysteme. In der Weiß'schen Theorie scheint etwas diesem Widersprechendes zu liegen, weil von krystallonomisch mittleren Richtungen, als den Resultaten zweyer zusammengehenden, gesprochen wird, welche, wenn man letztere als bewegende Kräfte denkt, nicht in die Diagonale des Parallelogramms fallen, sondern auf der Hypothemense rechtwinklich stehen, womit diese, von einem gemeinschaftlichen Punkte aus wirkend, verbunden werden können. Für diesen Satz ist übrigens kein Beweis beigefügt. Der krystallinische Zustand besteht nach Weiß darin, daß die Masse verschieden wirkt nach verschiedenen Richtungen im

Raume; und zwar mit einem bleibenden bestimmten Unterschiede, welcher an die verschiedenen Richtungen gebunden ist. Das Flüssige kommt aber mit dem Zustande überein, wo die Masse nach allen Richtungen im Raume gleichförmig sich verhält und wirkt. — Für das verschiedene Wirken der krystallinischen Masse nach verschiedenen Richtungen (für die verschiedene Stärke ihres Cohärenz) liegt ein evidentere Beweis in der blättrigen Struktur und Art der Spaltbarkeit der Krystalle. —

Uebrigens müssen wir auf die Arbeiten selbst verweisen. —

Einige interessante Erscheinungen, welche sich auf Krystallbildung beziehen, sind von Richter <sup>15)</sup> beobachtet worden. Er führt mehrere Fälle an, wo an einem und demselben Krystall der innere Theil anders gefärbt war, als der äußere, und zwar so, daß die Farbe bald dünner, bald dickeren Lagen angehörte, welche als zusammengehörige Flächen erscheinen. So fand er z. B. an einem weingelben Flußspathwürfel im Innern violblaue Quadrate, an einem andern war der Kern weingelb und die Oberfläche pflaumenblau gefärbt. Er erwähnt solcher Krystalle, wo Hexaeder von grüner Farbe rosenrothe Octaeder einschließen, oder Dodecaeder von schwärzlichblauer Farbe ihren Kern bilden, und einen Pyramidenwürfel von blaulichgrauem Flußspath, mit einem cuboctaedrischen Kern von dunkel violblauer Farbe. Diese Krystalle lassen sich nicht anders erklären, als durch ungleichzeitige Bildung, und diese ist besonders da merkwürdig, wo die Fortentwicklung zu einer andern, als der anfänglichen Gestalt führte. Aehnliche Erscheinungen, wie sie der Flußspath darbietet, zeigen auch Kalkspath, Apatit, Gyps, Eisenspath, Manganspath, Quarz, Feldspath, Korund, Topaz, Krimt, Turmalin, Zinnstein u. m. a. (Fortsetzung folgt.)

11) Abhandl. der Berliner Akad. 1831.

12) Poggendorfs Ann. B. 34.

13) Versuch einer geneischen Entwicklung der mechanischen Krystallisationsgesetze u. Bremen 1833.

14) Abhandl. der Berl. Akad. v. Jahre 1832. Vorbezüge zu einer Cohäsionslehre. Phys. Classe S. 57. ff. Berlin 1834.

15) Baumgartners Zeitschrift für Physik B. II. S. 111. Leonhards Jahrb. 1834. S. 548 ff.

—————  
 Mémoires présentés à l'Académie Impériale  
 des Sciences de St. Petersbourg par divers  
 savans; et lus dans ses assemblées. Tome II.  
 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).

Aus gleichem Grunde, wie bey den oben angezeigten Abhandlungen der kaiserlich russischen Akademie d. W. zu St. Petersburg selbst geben wir nur von den letzten zwen Heften des vorliegenden Bandes ausführlichere Anzeigen. Die ersten vier enthalten nachstehende Aufsätze:

Ueber einige noch unbeschriebene Vögel von der Insel Unzon, den Carolinen und den Marianen; par M. de Kittlitz (mit 10 col. Tafeln) p. 1—10. — Bemerkungen über die Vulkane der Halbinsel Kantschatka, gesammelt auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1826 bis 1829 auf der Brigg Senjavin unter der Leitung des Russisch-Kaiserlichen Flottkapitäns und Alters Friedrich von Gütke; par M. Postels. (mit 7 Steinbrüchen) p. 11 — 28. — Beantwortung der von der kaiserl. Akademie d. W. in St. Petersburg i. J. 1829 aufgestellten technologischen Preisfrage, die Sodafabrication betreffend; par M. Prückner; p. 29 — 48. — Déduction des équations de l'équilibre des fils élastiques au moyen d'une méthode nouvelle; par M. de Schulten. p. 49 — 74. — Enumeratio plantarum, anno 1831 in China boreali collectarum; par M. Bunge. p. 75 — 148. — Perosthis, ein neues Genus der Cephalopoden; par M. Rathke, p. 149 — 176. — Beschreibung der Anchinia, einer neuen Gattung der Mollusken; par le même (zu letztern beiden Abhandlungen 2 Tafeln); p. 177 — 180. — Ueber die Amiesensäure. Beiträge zur analytischen Chemie; par M. Göbel. p. 181 — 198. — Ueber die Gesteine, in welche sich einige größere Schlagadern der Säugethiere früh auflösen; par M. Baer. (Mit 1. fol. Tafel). p. 199 — 212. Mémoire sur les machines à vapeur; par M. Bozzaine (mit 3 Tafeln). p. 215 — 268. — Mémoire sur l'évaluation de la force expansive de la vapeur, et sur les avantages qu'on peut en tirer, pour augmenter la puissance des machines dans lesquelles on la fait agir comme moteur; par M. Bazine. p. 269 — 288. — In quaestionem de collisione corporum solidorum latissimo sensu acceptam disquisitio; par M. Schultén (mit 1 Tafel), p. 289

— 312. — Note sur la manière la plus convenable de déterminer la signification géométrique des équations du second degré à trois variables; par le même p. 315 — 321.

Die letzten 2 Hefte enthalten:

I. Zoologische Abhandlungen.

- 1) Beschreibung der Oceania Blumenbachii, einer bey Sevastopol gefundenen leuchtenden Meduse, von Dr. H. Rathke. (S. 321 — 329) mit 1 Tafel).

In der tief in das Land eindringenden, geräumigen und von seltsamen Ufern umgebenen Bucht, welche in der Keyn den Kriegshafen von Sevastopol bildet, bemerkt man nicht selten am Abende und in der Nacht, wenn das Wasser durch irgend etwas, z. B. durch den Schlag der Ruder eines Bootes, stark bewegt wird, in der bewegten Masse ein Leuchten von ungemein großer Stärke. Als der Verf. sich im April 1835 in Sevastopol aufhielt, suchte er sich solches leuchtendes Wasser zu verschaffen, in welchem jedoch Dr. Kutorga, der es untersuchte, weiter Nichts als ein einziges Encyclus ähnliches Thierchen fand. Später kam der Verf. der Ursache des Leuchtens näher auf die Spur. Dieses nämlich zeigte sich im Meere, so wie eingefüllt in einem Glase, nur dann, wenn das Wasser in Bewegung gebracht war, in der Ruhe kam es nicht zum Vorschein. Wurde das Wasser aber in Bewegung gesetzt, so sprühten viele hellleuchtende Kugeln von weißlichgelber Farbe und einem Durchmesser von 2 — 3 Linien auf, die wenige Secunden nach ihrem Sichtbarwerden wieder erloschen. Von genauer Durchsichtung einer mit nach Hause genommenen Quantität dieses Wassers fand sich außer 2 Encyclusen und mehreren sehr kleinen Infusorien eine beträchtliche Anzahl Medusen von geringer Größe, aber zierlicher Form. Diesen schrieb der Verfasser das Leuchten zu, da sie einerseits mit dem am Abend vorher wahrgenommenen leuchtenden Körpern eine ziemlich gleiche Größe und Form hatten, andertheils auch in beträchtlicher Anzahl vorhanden waren. Ob auch die encyclusähnlichen Thierchen zum Leuchten bengetragen haben, läßt er unentschieden; die Infusorien schließt er jedoch davon aus. Die Meduse selbst gehört zur Gattung Oceania, und scheint, wenn sie nicht mit der ungenügend beschriebenen O. flavidula von Pécon identisch ist, eine neue Art zu seyn, welcher der Verf. den Namen O. Blumenbachii giebt, und folgende Diagnose entwirft: O. campanulata, margine integerrimo, tentaculis 24 filiformibus ad peripheriam.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. September.

Nro. 181.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Auf galvanischen Wege hat Bequerel <sup>16)</sup> Krystalle von Silberglanz, Kupferglanz, Zinkblende, Schwefelkies und Vivianit hervorgebracht. —

Zur Kenntniß der Pseudomorphosen sind von Zippe <sup>17)</sup> Beiträge geliefert worden. In den Präbramer Gängen fand er Eisenties, Quarz und Brauneisenerz nach Formen von Baryt, Braunsphat nach Formen von Kalkspath; in den Gängen von Wies Pyromorphit nach Formen von Bleyglanz (das Umgekehrte von den bekannten Bleyglanzkrystallen nach Formen des Pyromorphits), Quarz nach Formen von Kalkspath und nach hemiprismatischen Krystallen eines noch unbekanntes Minerals; in den Gängen von Joachimsthal Eisenties nach Formen von Sprödglasserz und Rothgültigerz. Glocker <sup>18)</sup> beobachtete Brauneisenerz in Formen von rhombischem Eisenties (Tarnowitz in Schlessien), und Quenstedt <sup>19)</sup> Serpentin von Enarum in deutlichen Asterkrystallen von Olivin.

Auf einen bisher wenig beachteten Zustand

des Starren hat Fuchs <sup>20)</sup> aufmerksam gemacht. Man war bisher gewohnt, die sogenannten dichten Mineralien als Aggregate unendlich kleiner Krystallindividuen anzusehen und bey sehr vielen ist auch diese Ansicht die richtige, indem sich die Uebergänge derselben zu den Krystallen in den zwischenliegenden krystallinischen Massen, welche aus erkennbaren Individuen zusammengesetzt sind, nachweisen lassen. Es giebt aber nach Fuchs auch dichte Massen, welche sich in dem vollkommen amorphischen Zustande befinden, welchen er amorphien nennt. Dahin gehören z. B. der Opal, Obsidian, Pechstein, Bimsstein und Perlstein, Allophan, Pflomelan, Thrauslit, Uranpecherz, und viele andere; unter den chemischen Erzeugnissen der Mineralkermes, lange geschmolzener und in Wasser gegossener Schwefel, glasige arsenichte Säure, Quecksilbermoor und alle schleimigen und gallertartigen Niederschläge. — Der amorphe Zustand ist von wesentlichem Einfluß auf das chemische Verhalten und begünstigt im Allgemeinen die Einwirkung chemischer Agentien auf nassem Wege. So ist der Opal (die amorphe Kieselerde) in Kalilauge ziemlich leicht auflöslich, während der Quarz (die krystallisirte Kieselerde) nur schwer angegriffen wird, so werden geschmolzener (amorpher) Granat und Vesuvian von Säuren leicht zu Gallerte aufgelöst, während sie denselben im krystallisirten Zustande hartnäckig widerstehen. Daraus geht neuerdings hervor, was die Chemiker schon oft

16) Annal. de Chim. T. LIII 1833. p. 105. L'Institut T. I. 1835. p. 274. Glockers Jahreshefte 3.

17) Verhandlungen der Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen. Prag 1832. S. 43. Leonhards Jahrb. 1834. p. 553.

18) Jahreshefte 1 u. 2. S. 42.

19) Poggendorffs Ann. B. 36. 1835. S. 370.

20) Bayerische Annalen 1833. Nr. 51. Schweigger Seidel N. Jahrb. d. Chem. u. Phys. B. VII. S. 7 n. 8. Poggendorffs Ann. B. 31. p. 577 ff.



beobachtet haben, daß die Krystallisation, wie eine repulsive Kraft, der chemischen Verbindung der Körper entgegenwirke, und Fuchs gelangt weiter zu dem wichtigen Schluß, daß jeder chemischen Verbindung die Entfaltung oder Deformation der Mischungs-theile vorausgehen müsse. Der amorphe Zustand kann aber, wie der krystallinische, ebensowohl auf trockenem, wie auf nassem Wege hervorgebracht werden, und man kann die Entstehung auf dem erstern die Verglasung (Vitrificatio), die auf dem letztern aber die Verinnung (Coagulatio) nennen. — Amorphe Körper zeigen sehr häufig einen schnelleren oder langsameren Uebergang in den krystallinischen Zustand und Fuchs hält namentlich das Erzglühen gewisser Körper in einer bestimmten Temperatur, mit welchem sie ihre frühere Auflöslichkeit ganz oder größtentheils verlieren, für eine Erscheinung, welche in dem Uebergang vom amorphen zum gestalteten Zustande ihren Grund hat. Der amorphe Zustand bedingt aber nicht nur ein verschiedenes, chemisches Verhalten, auch wesentliche Veränderungen im spec. Gewicht, in der Härte, Strahlbrechung u. a. physischen Eigenschaften werden dadurch hervorgerufen. Fuchs ist demnach der Ansicht, daß man amorphe und krystallisirte Mischungen nicht als derselben Species angehörig betrachten könne, und schlägt vor, die erstern Aster-species zu nennen, weil die Gestaltlosigkeit keine positive Eigenschaft sey und, da also den gestaltlosen Körpern ein Merkmal der specifischen Differenz fehle, sie mit den gestalteten nicht in gleichen Rang gesetzt werden könnten.

Zu Beziehung auf die übrigen physischen Eigenschaften sind die Verhältnisse der Härte Gegenstand der nähern Untersuchung geworden. Das vorzüglichste Resultat der darüber von Frankenheim <sup>21)</sup> angestellten Versuche ist, daß alle krystallographisch gleichartigen Flächen einerley Härte haben, daß aber

auf jeder Fläche die Härte in verschiedenen Richtungen ungleich ist, und sich vorzüglich in der Richtung der Diagonalen anders verhält, als in der Richtung der Seiten, und daß unter ungleichartigen Flächen die geringste Härte immer derjenigen zukommt, welcher der vollkommenste Blätterdurchgang entspricht. So sind z. B. am Flußspath die Oktaedersflächen weicher, als die Würfelflächen, am Kalkspath die des Prisma's härter, als die des Spaltungsrhomboiders etc. Die mittlere Härte eines Krystalls ist also immer größer, als die auf Spaltungsflächen beobachtete. — Das specifische Gewicht der meisten Mineralien ist durch Breithaupt <sup>22)</sup> neu bestimmt worden.

Ueber den Einfluß der Electricität auf die Phosphorescenz der Mineralien sind von Pearfall <sup>23)</sup> Versuche angestellt worden. Er fand, daß durch elektrische Schläge Mineralien in der Wärme phosphorescirend wurden, welche es für sich nicht waren, und daß Flußspath, welcher durch Glühen seine Eigenschaft zu phosphoresciren verloren hatte, diese durch Elektrisiren wieder erhielt. Dabey zeigte sich auch die auffallende Erscheinung, daß von der Zahl der elektrischen Schläge verschiedene Farben des phosphorischen Lichtes hervorgerufen wurden, und daß einige Flußspathe, deren Farbe durch Erhitzen verschwunden war, dieselbe auf einige Zeit durch Elektrisiren wieder erhielten.

Den wichtigen Verhältnissen des Isomorphismus und Dimorphismus hat man besondere Aufmerksamkeit geschenkt und die Erfahrung hat dabey manchen schönen Beweis geliefert, wie durch umfassende Vergleichung und zweckmäßige Experimente

22) Schweigger-Seidel. Neue Jahrbücher für Chemie und Physik. 1835. S. 16 und 18. Erdmanns und Schweiggers J. IV. 272.

23) Baumgartners Zeitschrift Bd. IX. 1851. S. 234. Glockers Jahreshefte 1 u. 2. S. 61 ff.

21) Die Lehre von der Cohäsion. Breslau, 1835.

manche anomale Erscheinungen der Krystallisation in Beziehung auf die Mischung in Einklang gebracht werden können. Betreffend den Zomorphismus, so hat G. Rose in seiner Krystallographie einen Ueberblick der bis jetzt bekannten isomorphen Mineralien gegeben.

Es sind folgende Gruppen erkannt worden:

- I. Im thesseralen System: 1. Kupfer, Silber, Gold, Goldsilber, Platin, Amalgam. 2. Bleiglantz, Selenbley, Selenkobaltbley, Selenquecksilberbley, Selen Silberbley. 3. Spinell, Zeilanit, Sahnit, Magneteisenerz, Franklinit, Chromeisenerz. 4. Almandin, Kanellstein, Grozgnular, gemeiner Granat, Melanit, Manganzgranat, Rothhospit. 5. Lasurstein, Hauyn, Rosin. 6. Kupferfahlerz, Silberfahlerz. 7. Kobaltglantz, Nickelglantz, Nickelantimonglantz.
- II. Im quadratischen System: 1. Zinnstein, Nuzsil. 2. Uranit, Chalkolith. 3. Scheelit, Scheelbleyerz, Molybdänbleyerz.
- III. Im heragonalen System: 1. Apatit, Pyromorphit, arseniksaures Bleyoxyd. 2. Nephelin, Davyn. 3. Tellur, Antimon, Arsenik. 4. Antimon Silberblende, Arsenik Silberblende. 5. Corund, Eisenglanz, Titaneisen von Arendal, Ilmenit. 6. Kalkspath, Bitterkalk, Talkspath, Mesitinspath, Manganspath, Eisenspath, Zinkspath.
- IV. Im rhombischen System. 1. Antimonglantz, Spermert. 2. Witherit, Strontianit, Arragonit, kohlen saures Bleyoxyd. 3. Olivenit, Libethenit. 4. Kalkharmotom; Varytharmotom. 5. Varyt, Edlesin, Bleyvitriol. 6. Bittersalz, Zinkvitriol.
- V. Im klinorhombischen System: 1. Bivianit, Kobaltblüthe. 2. Zeisit, Pistazit, Mangane epidot, Buklandit. 3. Diopsid, Sahlit, Heidenbergit, Augit, Rothbraunsteinerz, Akmit, Diaklage, Bronzit, Hypersthen, Uralit, Tremolit, Anthophyllit, Strahlstein, Hornblende. 4. Natrolith, Mesolith, Skolezit.

VI. Im klinorhomboidischen System: Albit und Periklin.

Vergleicht man die Krystallisation der in jeder Gruppe befindlichen Mineralien, so sieht man, daß sie nicht nur gleich, d. h. auf gleiche Stammform bezüglich ist, sondern man erkennt auch, daß dabey dieselben Verhältnisse der Blätterdurchgänge vorkommen. Es scheint daher das Gesetz zu bestehen, daß vicarirende Verbindungen nicht nur relativ gleiche äußere, sondern auch gleiche innere, d. h. Spaltungsform besitzen.

Außer diesen isomorphen und analog zusammengesetzten Mischungen hat man noch mehrere andere gefunden, welche zwar auch isomorph sind, aber sonst keine chemische Aehnlichkeit besitzen, die auf ein gegenseitiges Vertreten derselben schließen lassen könnte. Seit längerer Zeit kennt man hinlängliche Beispiele im thesseralen System. Nes. hat deren auch mehrere in den monoaxen Systemen nachgewiesen, wie Apophyllit und Anatas; Eisenglanz, Kalkspath, Kubdelophom und Kupferglimmer; Kupferties und Braunit; Kupferglantz und Cordierit, Einkal und Augit etc.; Breithaupt hat noch einige dazu gesetzt, wie Apophyllit und Anatas; Eisenglanz, Kalkspath, Kubdelophom und Kupferglimmer; Kupferties und Braunit; Kupferglantz und Cordierit, Einkal und Augit etc.; Breithaupt hat noch einige dazu gesetzt, wie Apophyllit und Anatas; Eisenglanz, Kalkspath, Kubdelophom und Kupferglimmer; Kupferties und Braunit; Kupferglantz und Cordierit, Einkal und Augit etc. (Fortsetzung folgt.)



Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg par divers savans; et lus dans ses assemblées. Tome II. 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).

(Fortsetzung.)

- 2) Ueber einige auf der Halbinsel Taman gefundene fossile Knochen, von Dr. H. Rathke. S. 331 — 336 mit 1 Tafel.

Als der Verf. zu Keutsch das Museum für Alterthümer besuchte, bemerkte er daselbst mehrere fossile Knochen, die auf dem gegenüber liegenden Theile von

24) Karstens Archiv für Miner. Band VIII. S. 1. 1834. S. 229.

Ufen, der Halbinsel Taman, gefunden worden. Das Wichtigste darunter ist ein Schädel von einem Thiere aus der Familie der Walle, an dem nur der Unterkiefer, der Zwischenkiefer und der vordere größere Theil der Oberkieferbeine fehlen. Am ähnlichsten findet der Verf. dieses Fragment dem Schädel der jetzigen Valaenopteren, insbesondere aber, theils wegen der nur ganz allmählichen Verschmälerung von hinten nach vorne, theils wegen der großen Flachheit des Hinterhauptes, dem der *B. hoops* und *B. rostrata*. Doch kommen an ihm Verhältnisse der Form und des Maasses vor, wie sie weder bei dieser noch bei einer andern Art der jetzt lebenden Valaenopteren statt zu haben scheinen.

Die übrigen fossilen Knochen im erwähnten Museum stammen fast alle vom Elephanten her.

3) Coleopterorum ab illustrissimo Bungio in China boreali, Mongolia et montibus Altaicis collectorum, nec non ab ill. Turczaninoffio et Stechukino e provincia Irkutsk missorum illustrationes. Auctore Fr. Faldermann (S. 337 — 404 mit 5 kolorirten Steindrucktafeln).

Unter den in der Provinz Isefuf, der Mongolen, dem nördlichen China und dem Altaigebirge von den oben genannten Sammlern zusammengebrachten Coleopteren hat Faldermann 101 Arten aufgefunden, welche er für neu ansieht und in dieser Abhandlung beschreibt. Darunter sind

1) Pentamera, und zwar:

- |                  |     |    |        |
|------------------|-----|----|--------|
| a) Carabici      | mit | 11 | Arten. |
| b) Sternoxi      | „   | 3  | „      |
| c) Nerophagi     | „   | 5  | „      |
| d) Lamellicornes | mit | 16 | „      |

2) Hexamera mit 31 „

3) Tetramera und zwar

- |                  |     |    |   |
|------------------|-----|----|---|
| a) Curculionides | mit | 11 | „ |
| b) Capricornes   | „   | 5  | „ |
| c) Chrysomelinae | mit | 11 | „ |

4) Trimeria „ 10 „

Zünf neue Gattungen sind durch diese Arbeit zugleich dem Verzeichnisse der Coleopteren hinzugekommen, nämlich Trematodes, Idiocnema und Estenomenus bei den Pentameren, Leptomorpha bei den Hexameren, und Cyrtognathus bei den Tetrameren. Auf den gutgearbeiteten 5 Tafeln sind diese neuen Gattungen mit den Analysen, außerdem noch mehrere von den neuen Arten dargestellt.

4) Ueber einige Vögel von Chili, beobachtet im März und Anfang April 1827, durch F. S. v. Kittlitz. Fortsetzung (S. 465 — 572) mit 5 kolorirten Tafeln.)

Als 5 neue Vogelarten aus Chili werden aufgeführt: *Tamnophilus lividus*, *Sturnus aterimus*, *Ajanda fissirostris*, *Fringilla arvensis* und *Anas chalcoptera*.

II. Botanische Abhandlungen.

1) Verzeichniß der im Jahre 1832 im östlichen Theile des Altai-Gebirges gesammelten Pflanzen. Ein Supplement zur Flora altaica von M. v. Bunge. (p. 523 — 608.)

Der gelehrte Hr. Verf., rühmlichst bekannt durch seine früheren Reisen mit Ledebour im Altaigebirge und mit der Karawane in China, besuchte den östlichen Theil der eben erwähnten Gebirgsseite zum zweiten Male im Sommer 1832 und giebt hier die Resultate seiner Ausbeute, als Nachtrag zur Flora altaica. Unter den 366 aufgeführten Arten sind viele neue aufgezählt. Natürlich ist die Arbeit keines Auszuges fähig, nur was der Herr Verf. über die Gattung *Potentilla* äussert, erlauben wir uns kurz zu erwähnen. Er glaubt nämlich, sich durch vielfache Beobachtungen an lebenden wildwachsenden Pflanzen überzeugt zu haben, daß namentlich in der Abtheilung mit gefiedert geschnittenen Blättern von einigen Autoren neuerer Zeit viel zu viele Arten gesondert worden seien. Von *Potentilla viscosa* fänden sich durch die pensylvanica, sbrigosa, conferta, approximata, sericea, dasypylla, songarica, multifida bis zur verticillaris alle Uebergänge, medianibus varietatibus nec non innumeris a cel. Lehmann, in hac re facillimo, sic dictis specibus novis americanis. Durch Vergleichung der Presscorthischen Sammlung, welche alle in Nordamerika neuerlich entdeckte Arten enthalte, sei er nämlich auch zur Gewissheit gelangt, species hujus categoriae, ab auctoribus, inter quos cel. Lehmann excellit, constitutas, maxima ex parte factitias esse. Wir stimmen im Allgemeinen vollkommen der Meinung bei, daß in der Gattung *Potentilla* gegenwärtig zu viele Arten aufgeführt seien, ob aber die Vereinigung derselben so gar weit getrieben werden dürfe, und ob des Hrn. Verfassers vorgeschlagene Kennzeichen, insofern sie auf Gestalt des Kelches und der Deckblättern und der Farbe der Blumenkrone beruhen, sich konstanter bewähren möchten, als die bisher angewandten, wagen wir doch nicht zu entscheiden. Die artenreichsten Familien sind auch in diesem Nachtrage, wie früher in der Flora altaica selbst, Caryophyllaceae, Cruciferae, Labiatae, Leguminosae, Ranunculaceae, Rosaceae, Scrofularinae, Synanthereae, Umbelliferae.

(Schluß folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. September.

Nro. 182.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Daraus ergibt sich ein richtiger Satz, nämlich: daß die Krystallreihen verschiedener nicht vicarirender Specien in vielen Fällen gegenseitig ableitbar sind, auch wenn sie zu den monoaxen Systemen gehören;

(bisher hatte man das Gegentheil angenommen) und daß daher in diesen Systemen Isomorphismus nicht zu dem Schlusse auf chemische Aehnlichkeit berechnen kann.

Es wird deshalb für die Zukunft notwendig einen Unterschied zwischen isomorph und vicarirend zu machen. Vicarirende Mischungen und Mischungstheile sind immer isomorph, (oder isodimorph) — isomorphe (d. h. gleichgestaltete) aber sind nicht immer vicarirend.

Daß gleiche und vicarirende Mischungen dimorph vorkommen können, haben wieder mehrere Erfahrungen gelehrt, während andere gezeigt haben, daß bisher beobachtete Mischungen solcher Art von verschiedener Form, auch isomorph vorkommen.

Hr. Rose hat durch genaue Analysen der Fahlzerge gezeigt, daß die silberhaltigen stöchiometrisch dieselbe Zusammensetzung haben, wie die nichtsilberhaltigen, wenn man die Verbindung  $\text{Ag}$  mit  $\text{Cu}$  vicarirend annimmt. Dieser Annahme stand aber

vorzüglich die verschiedene Krystallisation des Glaserzes und des Kupferglanzes entgegen, da ersteres isosferal, das letztere aber rhombisch krystallisirt. Außerdem mußte der Analogie wegen das Mischungsverhältniß des Silbers nur halb so groß genommen werden, als bisher geschah. Nun haben aber Versuche von Mitscherlich<sup>25)</sup> und G. Rose gezeigt, daß man durch Schmelzen von Kupferglanz auch Oktaeder erhalten könne, wie sie natürlich im Glaserz vorkommen und G. Rose hat erkannt, daß der Silberkupferglanz  $\text{Cu Ag}$  mit dem Kupferglanz  $\text{Cu}$  isomorph sey. Durch diese Beobachtungen erklärt sich nun vollkommen das Vicariren von Schwefelkupfer und Schwefelsilber in den Fahlzerzen und es wird deshalb das Atomengewicht des Silbers nur halb so groß angenommen, als früher. Daß gediegen Antimon und Arsenik isomorph sind, hat Breithaupt gezeigt und daß ihre Verbindungen mit Schwefel als  $\text{R}$  vicariren, haben viele Analysen erwiesen, wenn auch wirkliche Isomorphie von Antimonoglanz und Spermert bis jetzt nicht genau auszumitteln war. Entgegenstehend waren aber die Krystallisationen der analogen Verbindungen von  $\text{As}$ , arsenichter Säure, und  $\text{Sb}$ , Antimonoxyd, weil man die erstere nur in isosferalen, letztere nur in Formen des rhombischen Systems kannte. Nun hat Wöhler<sup>26)</sup> diese Anomalie ausgeglichen, indem er Krystalle von arsenichter Säure beobachtete, welche nach Mitscher-

25) Poggendorffs An. B. 28. 1835. S. 427.

26) Poggendorffs An. 1832. B. 26. Nro. 9.

sich mit denen des Antimonoxyds sehr nahe übereinstimmen. Umgekehrt haben G. Rose und Mitscherlich auch das Antimonoxyd in octaedrischen Krystallen beobachtet.

Solche Erfahrungen zeigen, wie die Wissenschaft gefördert wird, wenn man nicht einseitig zu Werke geht, und liefern immer neue Beweise, wie Krystallographie und Chemie sich die Hand bieten müssen, wenn die Mineralogie vorwärts kommen soll. Hierher gehört ferner die interessante am Junferit gemachte Beobachtung Dufrenoy's, <sup>27)</sup> daß das kohlen saure Eisenoxydul, welches gewöhnlich rhomboedrisch krystallisirt, auch in Formen des rhombischen Systems vorkommt, und zwar in solchen, welche mit der Krystallisation des Arragonits isomorph sind. Man hat also ein zweytes Beispiel, welches die Isomorphie dieser Carbonate in zwey Krystallsystemen bestätigt, und ein drittes liefert der Plumbocalcit Johnston's, <sup>28)</sup> welcher rhomboedrisch in der Form des Kalkspath's krystallisirt und aus kohlen saurem Kalk und kohlen saurem Bleoxyd zusammengesetzt ist.

Mehrere noch nicht erklärte Anomalien der Krystallisation vicarirender Mischungen dürften ebenfalls im Dimorphismus ihren Grund haben. Dahin gehört die Krystallisation des Brannit =  $\text{Mn}$ , welcher nicht rhomboedrisch, wie das Eisenoxyd krystallisirt, sondern in Formen des quadratischen Systems. Ferner die Krystallisation des Hausmannit =  $\text{Mn} + \text{Mn}$ , welche nicht isosferal, wie das analoge Magneteisenerz, der Spinell *ic.* sondern auch quadratisch krystallisirt. Auch der Kupferantimon glanz zeigt nicht den Isomorphismus mit dem Mryargyrit, welcher der Mischung gemäß statt finden sollte. Er ist  $\text{Cu Sb}$  und krystallisirt rhombisch; der Mryargyrit

ist  $\text{Ag Sb}$ , krystallisirt aber klinorhombisch. Aehnlich verhält es sich mit dem Scheelit  $\text{Ca W}$  und dem Wolfram  $\left. \begin{matrix} \text{F} \\ \text{Mn} \end{matrix} \right\} \text{W}$ , der erstere krystallisirt quadratisch, das letztere klinorhombisch.

Die Schlüsse, welche Breithaupt <sup>29)</sup> aus dem Vorkommen der Thonerde in den Amphibolen folgert, daß Thonerde und Eisenoxyd mit Talkerde, Kalkerde, Eisenoxydul *ic.* vicariren und isomorph seyn können, sind unrichtig, da wohl ein Vicariren der Thonerde mit der Kieseelerde in diesen Verbindungen indicirt ist, bey der Annahme eines Vicarirens derselben mit der Kalkerde *ic.* aber eine ganz verschiedene Mischung entstehen würde. Seine Annahme, daß Schwefel, Arsenik und Antimon isomorph seyen, und trimorph vorkommen, bedarf einer näheren Untersuchung. So weit die Winkel vom Arsenikfies und rhombischen Eisenfies bekannt sind, zeigen sie zu merkliche Abweichungen, um für isomorph oder homomorph im engeren Sinne gehalten werden zu können. Breithaupt führt selbst an: Eine große Differenz unter den Prismen besteht allerdings, man hat sich jedoch hiebey mehrerer Umstände zu erinnern. So können bey andern Krystallisationsystemen die Prismen gar nicht für Homomorphie in Betracht kommen. Es weichen ferner die Domen der Brachydiagonale nur wenig von einander ab *ic.* — Was aber Breithaupt Prismen nennt, können eben so gut Domen seyn und umgekehrt. Es kommt nur auf die Stellung an, die man dem Krystall geben will. Auch erkennt er den Isomorphismus von Magnetikies, Haarkies, Arseniknickel und Antimonnickel vorzüglich aus den hexagonalen Prismen, welche nach dem Obigen eigentlich nicht in Betracht kommen sollten (der Arseniknickel wurde früher von Breithaupt für rhom-

27) Ann. de Chim. et de Phys. T. LVI. Juin 1854. S. 198. ff.

28) Schweigger Selb. Neue Jahrbücher. Band IV. S. 454.

29) Erdmanns Journal Bd. IV. 1835. S. 249 ff.

bisch gehalten, nach den neuesten Messungen ist aber seine Krystallisation rhomboedrisch).

Die weiter entwickelte Annahme einer Isomorphie der Tantal säure und der Scheel säure und einer Dimorphie derselben, gründet sich auf Vergleichung von Mischungen, die nicht analog zusammengesetzt sind, denn vertauscht man im Yttertantal oder Fergusonit die Tantal säure mit der Scheel säure, so werden ihre Mischungen  $\bar{Y}^3 \bar{W}$  und  $\bar{Y}^6 \bar{W}$ , wenn wir die übrigen Basen nicht berücksichtigen wollen; der Scheelit aber ist  $\text{Ca } \bar{W}$ . Der angeführte Isomorphismus von Fergusonit (haplotyper Synaphin) und Scheelkalk gehört daher zu den oben angeführten Erscheinungen gleicher Gestalten ohne Vicariren. — Breithaupt basirt auf die angeführten Beobachtungen die Annahme, daß unter gewissen Bedingungen jede chemische Substanz eines jeden Krystallsystemes fähig sey und daß also auch ein Nexus dieser Systeme bestehen müsse, welcher anders nicht, als durch eine krystallographische Ableitung aller Systeme aus einem gedacht werden könne. — Wir wollen, das Letztere nicht verworfen, glauben aber, daß eine andere als die gegenwärtige Breithaupt'sche Progressionstheorie die Erklärung davon wird geben müssen.

(Fortsetzung folgt.)

—————  
Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg par divers savans; et lus dans ses assemblées. Tome II. 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).

(Fortsetzung.)

### III. Physikalische Abhandlungen.

Sur la dilatation de l'alcool absolu et de la carbure de soufre par la chaleur; par G. W. Muncke. Professeur de physique à Heidelberg, Membre honoraire pensionné de l'Académie. (lue le 5. Septembre 1834.)

Der Herr Verf. liefert in oben angezeigter Abhandlung die Bestimmung der Ausdehnung von 12 Flüssig-

keiten durch die Wärme. Zehn derselben, nämlich: Wasser, Meerwasser, Alkohol, Schwefeläther, Steinöl, Ammoniak, Salzsäure, Salpetersäure, Schwefelsäure und Mandelöl sind schon in einer früheren Abhandlung in dem ersten Bande der „Mémoires présentés à l'Académie de St. Petersbourg p. 249 — 413“ durch ihn mitgeteilt und hier nur in Resultaten kurz zusammengestellt. Diesen fügt er jetzt noch zwei ähnliche Bestimmungen für absoluten Alkohol und Schwefelalkohol bey.

Die Beobachtungen sind sämmtlich angestellt mit zwei thermometerähnlichen Glasgefäßen, in welche so viel Quecksilber zu der zu untersuchenden Flüssigkeit zugegeben wurde, als die Compensation der Ausdehnung des Glasgefäßes erforderte. Die Glasgefäßen der Apparate wurden mit eiser in 200 Theile getheilten Scala versehen. Sie sind als die besten d. h. an allen Stellen gleich weit unter einer großen Anzahl derselben ausgeführt.

Die Temperaturen der Flüssigkeit, in welche sie zu den Beobachtungen versenkt wurden, gab ein gleichzeitig mit eingetauchtes Weinersches Thermometer von 115 zu 115 Grad getheilt, dessen Nullpunkt sehr nahe richtig war. Zur Ausgleichung der Temperatur mußte die Flüssigkeit während der Beobachtungen beständig umgerührt werden. Der Hr. Verf. erwähnt der thätigen Beihilfe zweyer junger Männer von welchen der Eine vorzugsweise die Beobachtungen, der Andere die Rechnungen übernahm. Außer diesem findet man noch manche detaillirte Angaben den Apparat und die Beobachtungen betreffend. Letztere sind dann mit der von Young gegebenen Differenzialformel, welche nach Potenzen der Temperatur die Volumänderung giebt, bis zu den 4ten Potenzen inclusive verglichen. Die Coefficienten-Bestimmungen ergaben sich aus je 4 Bedingungengleichungen, in welche die Beobachtungen verwandelt wurden. Aus diesen Interpolationsformeln, die der Herr Verf. für das in aller Schärfe statt findende Gesetz der Ausdehnungen hält, sind dann nach der Methode der maxima die Punkte der größten Dichtigkeit abgeleitet, und anderweitige Folgerungen gezogen.

So weit im Allgemeinen der Gang der Untersuchung.

Es ist nicht zu verkennen, daß durch die ganze Arbeit, die mit vielem Fleiße durchgeführt ist, das Bestreben geht, unübertreffliche Resultate zu liefern.

Aber wir können, ohne dem Verdienste zu nahe zu treten, welches jede mit Wahrheitsliebe und Sorgfalt angestellte Beobachtungsreihe hat, nachweisen, daß zum wenigsten dieses Ziel nicht erreicht sey.

Um möglichst genaue Resultate aus Beobachtungen abzuleiten, ist vor Allem eine sorgfältige Untersuchung



der konstanten Fehlerquellen nöthig. Diese haben ihren Grund meistens in der Natur des benutzten Instrumentes. Soll daher eine Bestimmung innerhalb gewisser Grenzen zuverlässig seyn, so ist es nicht ausweichend, durch Wiederholung der Beobachtungen den zufälligen Beobachtungsfehler im Vergleiche mit der einmaligen Bestimmung zu vermindern, sondern man muß auch die Ueberzeugung geben, daß die auf alle Beobachtungen gemeinsam nachtheilig einwirkenden Umstände bis zu dieser beabsichtigten Grenze entfernt sind.

Dieses ist der bekannte Weg, den jede gründliche Erforschung der numerischen Verhältnisse irgend einer Erscheinung einzuschlagen hat, und unse Zeit ist reicher an solchen gelegenen Forschungen im Gebiete der Physik als irgend eine frühere.

Um so mehr muß es befremden, wenn wir in vorliegender Arbeit, die Ansprüche auf möglichst große Genauigkeit macht, geradezu all diese vernachlässigen. Nirgends finden wir numerische Verbesserungen wegen kleiner noch in den Apparaten liegender Fehler. Nirgends eine aus Beobachtungen abgeleitete Grenze der Sicherheit der Bestimmungen.

Der Herr Verf. hat sich vielmehr durch eine irige Ansicht dessen, was Reduction und Rechnung bei Beobachtungen soll, von dem rechten Wege ablenken lassen.

Er glaubt nämlich, daß die kleinen Fehler, die in den einzelnen Bestimmungen noch liegen mögen, durch die Gesetzmäßigkeit im Fortgange der von ihm benutzten Interpolationsformel eliminiert werden, und die Bestimmung so eben weit höheren Grad von Genauigkeit erhalte, als die ursprüngliche Beobachtung besitzt. Er spricht dieses in seinen ersten mémoires p. 295 ganz deutlich folgendermaßen aus, wo er sagt: „Allein wenn die Beobachtungen die gesuchten Größen bis zur 5ten Decimalstelle mit völliger Sicherheit gäben, so bedürfte es überall keiner Rechnung, indem diese eben die unvermeidlichen Fehler der Beobachtungen ausgleichen soll.“

Daraus erklärt es sich also, warum der Hr. Verf. bei Vergleichung der Rechnung und Beobachtung öfters 10 Zifferstellen ansetzt, während schon Abweichungen in der 4ten Zifferstelle vorkommen. Diese irige Ansicht bedarf, wenn auch nicht vor den Augen des Sachkenners, doch deshalb einer Berichtigung, weil sie der Grundgedanke der vorliegenden Arbeit ist.

Wäre die angenommene Function der Volumänderungen durch die Temperatur das in der Natur existirende Gesetz, so würde allerdings dadurch, daß die Coefficienten = Bestimmung auf einer großen Anzahl von Beobachtungen beruht, jeder durch die Rechnung gegebene Punct genauer seyn, als die unmittelbare Beobachtung desselben.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es eine rein willkürliche Function ist, mit welcher der Herr Verfasser seine Beobachtungen vergleicht, eine Function, die sich nur durch den Erfolg als nahe zu übereinstimmend mit der in den Beobachtungen liegenden Gesetzmäßigkeit rechtfertigen soll, also zur genaueren Erkenntniß des Gesetzes nichts beitragen kann, sondern nur das, was durch die Beobachtungen erreicht ist, zur übersichtlichen Anordnung bringt. Dadurch wird es, wie wir glauben, deutlich, warum der Herr Verf. den Grad der Genauigkeit seiner Beobachtungen selbst so sehr überläßt hat, wie er z. B. bei der Bestimmung der Ausdehnung des Wassers sagen konnte, er habe die Rechnung auf 10 Zifferstellen geführt, weil schon sehr schätzbare Bestimmungen vorhanden seyen, und er daher größere Genauigkeit als in jenen erreichen mußte. Ferner warum er seine Bestimmung des Punctes der größten Dichtigkeit des Wassers den sehr gründlichen Untersuchungen des Hr. Prof. Stampfer in Wien\*\*) vorziehen konnte, und so noch manches Andere.

Bei der Uebersichung des absoluten Alkohols und des Schwefelalkohols hat der Herr Verf. die Glieder der 4ten Potenzen der Temperatur nicht mehr berücksichtigt. Dadurch entsteht für ersteren ein periodisch fortschreitender Unterschied zwischen Rechnung und Beobachtung. Die von ihm abgeleitete Differenzial-Gleichung stellt also seine Beobachtung noch nicht genügend dar. Zum Schluß der Abhandlung hat er vergleichende Beobachtungen über Brauchbarkeit des Alkohols, des Schwefel-Alkohol und Aether zu Thermometern, welche sehr niedere Temperaturen zeigen sollen, angestellt, und sich für den Schwefel-Alkohol entschieden. Auch hat er Scalen von 10 zu 10° berechnet, welche bei Thermometern von obigen Substanzen anzubringen sind, damit sie den Angaben der Lufttemperaturen proportional werden. Doch möchten für sehr niedere Temperaturen Metall-Thermometer noch immer vorzuziehen seyn.

Aus obiger Berichterstattung geht hervor, daß der Herr Verf. den Werth seiner Forschungen bedeutend überschätzt habe, daß aber doch manche seiner Bestimmungen den Physikern vollkommen seyn werden, bis genauere, oder mit größerer Umsicht angestellte Untersuchungen dieselben creiren.

\*) Er berechnet sie 3°. 78046 und sagt, daß sie nicht niedriger als 3. 6 und nicht höher als 3. 9 liegen könne. (S pag. 306.)

\*\*) Welcher fand 3. 75 mit dem wahrscheinlichen Fehler  $\pm 0. 05$ .

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. September.

Nro. 183.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Ein Beispiel von Trimorphie scheint der Barytocalcit zu geben. Dieses Mineral krystallisirt nämlich klinorhombisch und da es aus gleichen Mischungsgewichten von kohlsauerm Kalk und kohlsauerm Baryt besteht, so wäre damit das Vorkommen des kohlsauern Kalk's in einer dritten Form angezeigt, wie das des Nithrits in einer zweyten. Als ein Verbindungsglied zeigt sich nach den Beobachtungen von Johnson ein Barytocalcit von Falzlowfield in Northumberland und von Aston Moor, welcher nicht klinorhombisch, sondern rhombisch krystallisirt und nach Miller die Form des Aragonits hat. Indessen fehlen bis jetzt Winkelangaben, welche diese Annahme ganz zuverlässig machen.

Auf die Kenntniß der chemischen Zusammensetzung der Mineralien haben die Hülfsmittel einen wesentlichen Einfluß gehabt, welche der analytischen Chemie durch die Arbeiten von H. Rose, Berzelius, Fuchs, Mitscherlich, Berthier u. a. in der neuern Zeit geworden sind. Das Werk von Hrn. Rose über analytische Chemie (3te Auflage Berlin 1833 und 1834) verdient hier einer besondern Erwähnung.— Durch genaue Analysen sind viele bekannte Mineralspecies erst vollkommen bestimmt und viele neue erkannt worden. Auch hat die Chemie wieder manche unhaltbar gemacht und damit einen neuen Beweis

geliefert, wie leicht man durch die physischen Eigenschaften, wo diese nicht ganz unzweydeutig erscheinen, getäuscht werden kann, und wie nothwendig es ist, besonders bey nicht krystallisirten Mineralien auf die Mischung zu achten, wenn nicht ephemere Species entstehen und Unsicherheit in die Wissenschaft bringen sollen.

Zu den größern chemischen Arbeiten über die Zusammensetzung der Mineralien gehören in den letzten Jahren:

1. die analytischen Untersuchungen von Abich <sup>30)</sup> über den Spinell, Pleonast, Autocolit, Chromeisenerz und Franklinit. Er weist nach, daß die frühesten Analysen der ersten drey von Laproth, Vauquelin, Berzelius, Collet-Descoitils, Langier, Ekberg u. a. mehr oder weniger unrichtig sind, und daß diese Mineralien, wie auch Chromeisenerz, Franklinit und Magneteisenerz eine ihren Isomorphismus entsprechende analoge Zusammensetzung haben, welche man allgemein durch die Formel  $R \text{ } \overset{\cdot\cdot}{\underset{\cdot\cdot}{K}}$  ausdrücken kann, wo für  $R$  in den verschiedenen Species Talkerde, Eisenorydul, Manganoxydul und Zinkoryd, für  $K$  aber Thonerde, Eisenoryd und Chromoxydul zu setzen ist.

2. Die chemischen Untersuchungen von Herrn Rose <sup>31)</sup> über die Verbindungen des Schwefelantimons und Schwefelarseniks mit basischen Schwefel-

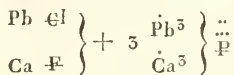
30) Poggendorfs Annalen. B. 25. S. 305.

31) Ebendaf. B. 28. S. 455 und B. 30. S. 357 ff.

metallen. Die Resultate der ausführlichen und schwierigen Analysen dieser Verbindungen geben folgende Formeln:

1. Zinkenit =  $\overset{\prime}{\text{Pb}} \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}$
2. Mariägrit =  $\overset{\prime}{\text{A}} \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}$
3. Kupferantimonlanz =  $\overset{\prime}{\text{Cu}} \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}$
4. Plagionit =  $\overset{\prime}{\text{Pb}}^4 \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}^3$
5. Jamesonit =  $\overset{\prime}{\text{Pb}}^5 \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}^2$
6. Berthierit =  $\overset{\prime}{\text{Fe}}^5 \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}^2$
7. Federerz =  $\overset{\prime}{\text{Pb}}^2 \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}$
8. Pyratgrit =  $\overset{\prime}{\text{Ag}}^3 \left\{ \begin{array}{l} \overset{\prime\prime}{\text{Sb}} \\ \overset{\prime\prime\prime}{\text{As}} \end{array} \right.$
9. Bournonit =  $\overset{\prime}{\text{Cu}}^5 \overset{\prime\prime}{\text{Sb}} + 2 \overset{\prime}{\text{Pb}}^3 \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}$
10. Fahlzerg =  $\overset{\prime}{\text{Zn}}^4 \overset{\prime\prime}{\text{Sb}} + 2 \overset{\prime}{\text{Ag}}^4 \left\{ \begin{array}{l} \overset{\prime\prime}{\text{Sb}} \\ \overset{\prime\prime\prime}{\text{As}} \end{array} \right. + 2 \overset{\prime}{\text{Cu}}^4 \overset{\prime\prime\prime}{\text{As}}$
11. Sprödglasserz =  $\overset{\prime}{\text{Ag}}^6 \overset{\prime\prime}{\text{Sb}}$
12. Polybasit =  $\overset{\prime}{\text{Ag}}^9 \left\{ \begin{array}{l} \overset{\prime\prime}{\text{Sb}} \\ \overset{\prime\prime\prime}{\text{As}} \end{array} \right.$

3. Die Untersuchungen von Karsten <sup>32)</sup> über die Pyromorphite. Das Resultat ist, daß diese Blezerze dieselbe Zusammensetzung haben, wie der isomorphe Apatit, wenn man Kalkerde mit Bleoxyd vertauscht. Ihre Formel ist nämlich:



Die übrigen Analysen bekannter Mineralien anzuführen, würde die Gränzen dieses Aufsatzes überschreiten, doch wollen wir kurz solcher erwähnen, welche durch die verbesserten chemischen Hülfsmittel zu einer von der frühern verschiedenen und richtigeren

32) Schweigger-Seidel Jahrb. 1851. B. II. S. 1 ff.

Aufsicht geführt haben, oder welche zum erstenmale angestellt wurden.

Arseniknikel von Schneeberg und von der Hasselhane am Harz ist nach Hoffmann  $\text{Ni As}^2$ , so daß wir jetzt zwey Specien dieser Verbindung kennen. Poggendorffs Annalen. 1832. Band 25. Stük 3.

Xrotomer Arsenikkies ist nach demselben  $\text{Fe As}^2$ . Ebendas.

Bolus von der Halsbrücke ist nach Karsten  $\text{FSi}^3 + 3 \text{Ag}$ . Schweigger-Seidel. Jahrb. VI. S. 1 ff.

Disthen. Nach Beudant ist der weiße aus dem Zillertal  $\text{A}^2 \text{Si}$ , der sogenannte Sillimannit aber  $\text{Asi}$ . Letzere Formel findet auch Thomson für den Buchholzit von Chester am Delaware. Wauzzen giebt eine abweichende Analyse. Beudant Traité 2. ed. — Ann. des Mines t. 1. 1852. S. 175.

Göthit. Nach meiner Analyse ist dieses Mineral  $\overset{\prime}{\text{Fe}} \overset{\prime\prime}{\text{H}}$ . Wesentlich kommen damit überein Pyrosiderit, Lepidokrosit, Nadeleisenerz und alle Brauneisenerze in Formen von Eisenties. Erdmanns J. 1854. Bd. 1. S. 186.

Kupfermanganerz. Bergelius berechnet aus Karstens Analyse die Formel  $\text{Cu} \overset{\prime\prime}{\text{Mn}}^3 + 6 \overset{\prime\prime\prime}{\text{Mn}} \overset{\prime\prime}{\text{H}}^3$ . Jahresb. 13. S. 165.

Kollirit von Weissenfels nach Karsten =  $\overset{\prime\prime}{\text{M}}^3 \overset{\prime\prime\prime}{\text{Si}}^2 + 5 \overset{\prime\prime}{\text{H}}$ . Schweigger-Seidel. Jahrb. Band VI.

Krokydolith (Blauisenstein) die Analysen von Stromeyer gaben: Kieselerde 50,81 — 51,64, Eisenoxydul 33,88 — 34,38, Manganoxydul 0,17 — 0,02, Talkerde 2,32 — 2,64, Kalkerde 0,02 — 0,05, Natrium 7,03 — 7,11, Wasser 5,58 — 4,01. Poggendorffs Ann. B. 23. St. 1.



Linsenerz. Nach Trolle Wachtmeister =

$2 \overset{\dots}{\text{Al}} \overset{\dots}{\text{H}}^3 + 3 \overset{\dots}{\text{Cu}}^4 \overset{\dots}{\text{As}} \overset{\dots}{\text{H}}^8$  Berzelius. Jahrb. Bd. 13. S. 177.

Magnesia- und Mangan-Klaun aus Südafrika nach der Analyse von Stromeyer

Mg }  $\overset{\dots}{\text{S}} + \overset{\dots}{\text{Al}} \overset{\dots}{\text{S}} + 24 \overset{\dots}{\text{H}}$ . Schweiger-Zeitung. del. Jahrb. 1833. B. IX.

Nadelerz nach Fried =  $\overset{\dots}{\text{Cu}} \overset{\dots}{\text{Bi}} + 2 \overset{\dots}{\text{Pb}} \overset{\dots}{\text{Bi}}$ . Poggendorff. Ann. 1834. B. 1.

Osmiridium. Nach Berzelius kommen in der Natur 3 verschiedene Verbindungen von Osmiridium vor, welche dieselbe Krystallisation haben. Sie sind  $\text{Ir Os}$ ,  $\text{Ir Os}^3$  und  $\text{Ir Os}^4$ . Die Krystallisation ist hexagonal. Jahresbericht 14. S. 179.

Nach Erdmanns Analysen ist der Striegitsau Breithaupts nichts anders als Wavellit und sein Pseudopit wirklicher Kpatitz; nach Kerssen gehören Breithaupts Polysphärit und Heddyphan zum Pyromorphit. Nach Mitscherlich ist der Davyn und Cavolinitt Monticelli's und Cozwelli's nichts anders als Nephelin. Der Pyrosmin Nordensteds ist der Triphilit von Zuchs, der Dyoklasit Connel's unser Okenit. Der Peloskonit Richter's ergab sich als ein Gemeng. —

Die Analysen und Formeln der neu entdeckten Mineralien werden am Schluß dieser Uebersicht angeführt werden.

Die Grundsätze der Systematik hat Mohs ausführlich in seinem Werke: Leichtfaßliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs. Wien 1832 — abgehandelt. Die Arbeit ist vortrefflich, wenn man das ergänzt und bezieht, was Mohs als nicht naturhistorisch unberücksichtigt läßt, nämlich die chemische Zusammensetzung der Mineralien.

Nach Glocker <sup>33)</sup> sind bey der Aufstellung

33) Stf 1834. S. 592.

eines natürlichen Systems nicht bloß die physischen oder sogenannten naturhistorischen sondern auch die chemischen Eigenschaften zu berücksichtigen, und die Hauptaufgabe ist, die natürlichen Verwandtschaften aufzufinden. — Die physischen Eigenschaften werden bey den krystallisirten Mineralien, die chemischen bey den nichtkrystallisirten als von der größern Wichtigkeit angesehen. Die Berücksichtigung des chemischen Charakters muß in allen Fällen wieder eine Einschränkung erleiden, wo der physische Collectivcharakter (Habitus) mit dem isolirt dastehenden chemischen contrastirt, oder nach dem Standpunkte unserer Kenntniße zu contrastiren scheint; in solchen Fällen gebührt dem physischen Charakter der Vorzug und er bestimmt die Entscheidung über die Stelle im System. — Diese Exception beym sogenannten Contrastiren ist die Brücke zu jeder Willkühr. Wenn wir von daher die Stellung des Diamants beym Korund, Spinell und ähnlichen rechtfertigen wollen, so müssen wir auch die des Graphit, Pyrosmalith, Vivianit, der Kobaltblüthe u. a. bey den Glimmern rechtfertigen u. s. w. In hundert Fällen gestattet die Natur bey den Mineralien keinen Schluß vom Aeußern auf das Innere; die sonderbarsten Contraste sind ihr wesentlich, sie liegen nicht allenfalls in unserm unvollkommenen Wissen, besonders dem chemischen, oder es müßte dieses für so mangelhaft geachtet werden, daß man darauf gar nicht Rücksicht zu nehmen hätte, was wohl Niemand behaupten wird. —

Nes. ist allerdings der Meynung, daß wenn ein System neben wissenschaftlicher Strenge so construiert ist, daß es dem Auffinden der Specien möglichst wenige Schwierigkeiten entgegengesetzt, es um so besser ist, aber dieser letztern Rücksicht darf man auf Kosten der wissenschaftlichen Strenge keine solchen Opfer bringen, daß man den Diamant neben dem Korund stellt, den Kohlenstoff neben die Thonerde. Die Natur hat uns gerade dadurch, daß sie den verschiedensten Mischungen häufig denselben Ha-

bitus verliessen, darauf hingewiesen, vorzüglich in der Mischung nach Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit zu suchen.

Der Begriff von der sogenannten natürlichen Verwandtschaft kann nur durch Aehnlichkeiten begründet werden. Wo diese physische und chemische zugleich sind, da läßt sich von Verwandtschaft sprechen, in keinem andern Falle, oder man bezieht den Begriff auf specialia, welche zum Diffusen führen.

Diamant und Korund haben fast keine andere Aehnlichkeit, als daß beyde sehr hart sind, und das Licht so brechen, daß sie geschliffen wohl von Manchen für einerley gehalten werden mögen. Sollen nun wegen dieser Aehnlichkeit Kohlenstoff und Thonerde ähnlich seyn, oder soll man deshalb zweifeln, daß der Diamant aus Kohlenstoff und der Korund aus Thonerde bestehe? — Wenn man zugesteht, daß die Mineralogie alle Verhältnisse und Eigenschaften, die physischen wie die chemischen an Mineralien zu würdigen habe, so muß man durchaus aufgeben, bey der Classification ein der Botanik und Zoologie analoges Verfahren befolgen zu wollen, man muß sich gewöhnen, den Diamant ebenso gut neben den Graphit zu stellen, wie man sich längst gewöhnt hat, die Form des Octaeders neben der ganz verschiednen erscheinenden des Würfels zu sehen, man muß das Physische und Chemische, wo möglich in Verbindung und Abhängigkeit, zugleich sehen. Thut man dieses nicht, so trennt man das nächst Aehnliche, und vereinigt das entfernt Aehnliche, denn freylich läßt sich am Ende überall ein Grund für Aehnlichkeiten finden. — Das hier Gesagte gilt nur allgemein oder in Beziehung auf Glocker's älteres System. Die Details des neuesten sind noch nicht bekannt gemacht. —

Necker <sup>34)</sup> stellt ebenfalls den Grundsatz auf, daß die physischen und chemischen Verhältnisse der

Mineralien auf gleiche Weise beachtet werden müssen, beschränkt aber mit einer eigenthümlichen Kenglichkeit die Zulassung chemischer Versuche. Eine nicht zu rechtfertigende Ansicht desselben ist, daß jeder Species nur eine Krystallform zukommen soll und es also beyrn Kalkspath allein gegen 700 Specien giebt. Das Nähere hierüber hat Ref. in der Kritik des Werkes angeführt. —

Die neuen Mineralsysteme, welche von Weiß, Necker, Shepard, Presl, Sukow, u. a. aufgestellt worden sind, beweisen, einmal, daß sich immer gewisse bemerkenswerthe Relationen unter den Naturproducten finden lassen, auch wenn man sie von den verschiedensten Gesichtspuncten aus betrachtet, und dann, daß unter den Mineralogen gegenwärtig wenig Einheit in den Classificationsprincipien statt findet, wie wir am Eingang dieser Uebersicht bemerkt haben. — Bey einigen dieser Systeme ist das, was daran gut ist, schon da gewesen. — S. über die Quellen Glocker's Jahreshefte I. B., worinn von den meisten das Skelett enthalten ist.

Was die Nomenklatur betrifft, so haben sich die Synonyma wieder bedeutend vermehrt. Es ist dieses auch ganz natürlich, weil, wie gesagt, fast jeder Mineralog sein eigenes System hat, und weil diejenigen, welche auf das System Alles halten, die bekannten Namen größtentheils unpaßend finden und also neue erschaffen. Man kann sich wirklich nichts Vunteres denken, als die gegenwärtigen Mineralnamen. Deutsche, griechische und manchmal auch lateinische Worte legen sie auf das Manigfaltigste zusammen. Ihre Bedeutung ist auch zuweilen eine sehr sonderbare. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Das rhombische phosphorsaure Kupferoxyd, Werners Phosphorkupfererz, heißt bey G. Rose Libethenit, bey Mohs dipyramidischer Olivemalachit, bey Glocker Phosphoroalcit, bey Breithaupt phosphatischer Oliven = Chalcit und bey Vendant Aphérèse von *agapeis* Subtraction, in Beziehung auf die Trennung vom fluorhombischen Kupferphosphat, welches also dann übrig bleibt, und deshalb Ypoleime, von *ὑπόλειμμα* Rest, Ueberbleibsel genannt wird!

(Fortsetzung folgt.)

34) Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire Naturelle. Paris 1835. I. II.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. September.

Nro. 184.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Der Prismatoïdische Bleybaryt Haidingers ist den Dioxplith Breithaupts; der Lanarkit Vendant's. Der Bleyvitriol ist der prismatische Bleybaryt von Mohs, der Bleische Thiodinspath von Breithaupt und der Anglesit von Vendant. Der arotome Bleybaryt von Mohs heißt bey Breithaupt hemidomatischer Phyllinspath, bey Vendant Leadhillit. Das molybdänsaure Bleyoxyd, Pyramidaler Bleybaryt von Mohs, wird von Vendant Mellinose, von Breithaupt hystatischer Kamth'in-Spath genannt u. s. f.

Wir müssen bey Vendants Namen anerkennen, daß er zum Zweck hatte, sie allgemein gangbar und brauchbar zu machen, was bey den Breithaupt'schen nicht der Fall ist, und einen kurzen und guten Namen zu geben, hat allerdings viele Schwierigkeiten. Indessen hätten sich doch manche bessere finden lassen, als er gewählt hat und mehrere derselben, wie z. B. Discrase von *δύκρασις*, schlechte Mischung, für das Antimon Silber, Zinconise von Zine und *κόβις*, Staub, für die Zinkblüthe, Ziguéline von Ziegelzür für das Rothkupfererz zc. sind gewiß nicht annehmbar.

Wenn schon durch diese vielen Synonymen und das Durchschleppen derselben durch alle Handbücher das Studium der Mineralogie erschwert wird, so

entsteht in mehreren Fällen noch größere Verwirrung dadurch, daß mit demselben Namen ganz verschiedene Mineralien belegt werden. So gab Turner den Namen Haidingerit einem wasserhaltigen Kalkarfeniat, (Haidingers diatomes Gypsäloïd, Breithaupts prismatoïdischer Holotyp), Vendant giebt diesen Namen der von Berthier entdeckten Verbindung  $Fe^3 Sh^2$ . Diese Verbindung heißt bey Haidinger und andren Mineralogen Berthierit (Kies-Glanz Bript.), dagegen wird der Name Berthierit von Vendant einem gelatinirenden Eisensilicat bezeugt. Der Smelinitt ist nach Bauquelin und Berzelius ein ganz anderes Mineral als nach Thomson, welcher es auch Hydrolith nennt. Der Sarkolith Bauquelin's ist nach Breithaupt mit dem Smelinitt identisch, dagegen ist der Sarkolith Tomson's und Brooke's ein von dem Smelinitt verschiedenes Mineral. <sup>35)</sup>

Den Namen Phillippsit gab Levy einem Kalicharmotem. Dasselbe Mineral hat noch folgende Namen: Zeagonit, Gismondin, Zurli, Abrazcit, Aricit, Normalin und Kalikreuzstein, bey Mohs und Haidinger sauretyper Kupferspath. Vendant giebt nun den Namen Phillippsit dem Vuntz-Kupfererz. Breithaupt nimmt dem Zeagonit, welchen andere, namentlich Brooke, mit dem Phillippsit vereinigen, als eine eigene Species an, vereinigt aber

35) Nach einigen soll auch Jackson's und Hayes Ledererit (nach dem österreichischen Gesandten in den vereinigten Staaten, Herrn von Lederer benannt) mit dem Smelinitt übereinkommen.



bitus verschieben, darauf hingewiesen, vorzüglich in der Mischung nach Gleichförmigkeit oder Ungleichförmigkeit zu suchen.

Der Begriff von der sogenannten natürlichen Verwandtschaft kann nur durch Aehnlichkeiten begründet werden. Wo diese physische und chemische zugleich sind, da läßt sich von Verwandtschaft sprechen, in keinem andern Falle, oder man bezieht den Begriff auf specialia, welche zum Diffusen führen.

Diamant und Korund haben fast keine andere Aehnlichkeit, als daß beyde sehr hart sind, und das Licht so brechen, daß sie geschliffen wohl von Manchen für einerley gehalten werden mögen. Sollen nun wegen dieser Aehnlichkeit Kohlenstoff und Thonerde ähulich seyn, oder soll man deßhalb zweifeln, daß der Diamant aus Kohlenstoff und der Korund aus Thonerde bestehe? — Wenn man zugesteht, daß die Mineralogie alle Verhältnisse und Eigenschaften, die physischen wie die chemischen an Mineralien zu würdigen habe, so muß man durchaus aufgeben, bey der Classification ein der Botanik und Zoologie analoges Verfahren befolgen zu wollen, man muß sich gewöhnen, den Diamant ebenso gut neben den Graphit zu stellen, wie man sich längst gewöhnt hat, die Form des Octaeders neben der ganz verschiednen erscheinenden des Würfels zu sehen, man muß das Physische und Chemische, wo möglich in Verbindung und Abhängigkeit, zugleich sehen. Thut man dieses nicht, so trennt man das nächste Aehnliche, und vereinigt das entfernt Aehnliche, denn freylich läßt sich am Ende überall ein Grund für Aehnlichkeiten finden. — Das hier Gesagte gilt nur allgemein oder in Beziehung auf Cloetor's älteres System. Die Details des neuesten sind noch nicht bekannt gemacht. —

Necker <sup>34)</sup> stellt ebenfalls den Grundsatz auf, daß die physischen und chemischen Verhältnisse der

Mineralien auf gleiche Weise beachtet werden müssen, beschränkt aber mit einer eigenthümlichen Kengstlichkeit die Zulassung chemischer Versuche. Eine nicht zu rechtfertigende Ansicht desselben ist, daß jeder Species nur eine Krystallform zukommen soll und es also beyrn Kalkspath allein gegen 700 Specien giebt. Das Nähere hierüber hat Ref. in der Kritik des Werkes angeführt. —

Die neuen Mineralsysteme, welche von Weiß, Necker, Shepard, Presl, Sukow, u. a. aufgestellt worden sind, beweisen, einmal, daß sich immer gewisse bemerkenswerthe Relationen unter den Naturproducten finden lassen, auch wenn man sie von den verschiedensten Gesichtspuncten aus betrachtet, und dann, daß unter den Mineralogen gegenwärtig wenig Einheit in den Classificationsprincipien statt findet, wie wir am Eingang dieser Uebersicht bemerkt haben. — Bey einigen dieser Systeme ist das, was daran gut ist, schon da gewesen. — S. über die Quellen Cloetor's Jahreshefte I. B., worinn von den meisten das Skelett enthalten ist.

Was die Nomenklatur betrifft, so haben sich die Synonyma wieder bedeutend vermehrt. Es ist dieses auch ganz natürlich, weil, wie gesagt, fast jeder Mineralog sein eigenes System hat, und weil diejenigen, welche auf das System Alles halten, die bekannten Namen größtentheils unpaßend finden und also neue erschaffen. Man kann sich wirklich nichts Bunteres denken, als die gegenwärtigen Mineralnamen. Deutsche, griechische und manchmal auch lateinische Worte setzen sie auf das Mannigfaltigste zusammen. Ihre Bedeutung ist auch zuweilen eine sehr sonderbare. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Das rhombische phosphorsaure Kupferoxyd, Werners Phosphorkupfererz, heißt bey G. Rose Libethenit, bey Mohs diprismatischer Nixvinnmalachit, bey Cloetor Phosphorocalcit, bey Breithaupt phosphatischer Oliven = Chalcit und bey Vendant Aphérese von *ἀφαρσις* Subtraction, in Beziehung auf die Trennung von klinorhombischem Kupferphosphat, welches also dann übrig bleibt, und deshalb Xpoleime, von *ὑπόλειμμα* Rest, Ueberbleibsel genannt wird!

(Fortsetzung folgt.)

34) Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire Naturelle. Paris 1835. I. II.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. September.

Nro. 184.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Der Prismatoideische Bleibaryt Haidingers ist den Dioryolith Breithaupt's; der Lanarkit Beudant's. Der Bleivitriol ist der prismatische Bleibaryt von Mohs, der Bleische Thiodinspath von Breithaupt und der Anglesit von Beudant. Der arotome Bleibaryt von Mohs heißt bey Breithaupt hemidomatischer Phyllinspath, bey Beudant Leadhillit. Das molybdänfaure Bleioxyd, Pyramidaler Bleibaryt von Mohs, wird von Beudant Mellinose, von Breithaupt hystatischer Kautzin: Spath genannt u. s. f.

Wir müssen bey Beudant's Namen anerkennen, daß er zum Zweck hatte, sie allgemein gangbar und brauchbar zu machen, was bey den Breithaupt'schen nicht der Fall ist, und einen kurzen und guten Namen zu geben, hat allerdings viele Schwierigkeiten. Indessen hätten sich doch manche bessere finden lassen, als er gewählt hat und mehrere derselben, wie z. B. Discrase von *δύσκρασις*, schlechte Mischung, für das Antimon Silber, Zinconise von Zinc und *κόβις*, Staub, für die Zinkblüthe, Ziguéline von Ziegel erz für das Rothkupfererz u. s. sind gewiß nicht anzunehmbar.

Wenn schon durch diese vielen Synonymen und das Durchschleppen derselben durch alle Handbücher das Studium der Mineralogie erschwert wird, so

entsteht in mehreren Fällen noch größere Verwirrung dadurch, daß mit demselben Namen ganz verschiedene Mineralien belegt werden. So gab Turner den Namen Haidingerit einem wasserhaltigen Kalkarseniat, (Haidingers diatomes Gypsäloïd, Breithaupt's prismatoideischer Holoïdyp), Beudant giebt diesen Namen der von Berthier entdeckten Verbindung  $Fe^3 Sh^2$ . Diese Verbindung heißt bey Haidinger und andren Mineralogen Berthierit (Kies-Glanz Bript.), dagegen wird der Name Berthierit von Beudant einem gelatinirenden Eisensilicat beigelegt. Der Gmelinit ist nach Bauquelin und Bergelius ein ganz anderes Mineral als nach Thomson, welcher es auch Hydrolith nennt. Der Sarkolith Bauquelin's ist nach Breithaupt mit dem Gmelinit identisch, dagegen ist der Sarkolith Tomson's und Brooke's ein von dem Gmelinit verschiedenes Mineral. <sup>35)</sup>

Den Namen Phillipsit gab Levy einem Kaliharmotom. Dasselbe Mineral hat noch folgende Namen: Zeagonit, Gismondin, Zurlit, Abrazoit, Aicit, Normalin und Kalikreuzstein, bey Mohs und Haidinger staurotyper Kupferspath. Beudant giebt nun den Namen Phillipsit dem Bunt-Kupfererz. Breithaupt nimmt dem Zeagonit, welchen andere, namentlich Brooke, mit dem Phillipsit vereinigen, als eine eigene Species an, vereinigt aber

35) Nach einigen soll auch Jackson's und Hayes Ledererit (nach dem östereichischen Gesandten in den vereinigten Staaten, Herrn von Lederer benannt) mit dem Gmelinit übereinkommen.

damit den Zurlit. Dagegen ist der Zurlit oder Zurlonit nach Brooke Wollastonit.

Den Namen Berzeline giebt Necker einem gelatinirenden Silicat, von Vendant wird das Selenkupfer so genannt. Der Vendantit Monticelli's ist Nephelin, der Vendantine Levy's eine Verbindung von Eisenoxyd und Bleyoxyd.

Der Humboldtit oder Humboldtspath Monticelli's ist ein eigenthümliches Silicat, Levy gab diesen Namen dem Datholit von Southofen, Vendant dem Eisenoxalat. —

Wir könnten noch viele ähnliche Beispiele anführen. Allerdings ist die Entstehung solcher Verzerrungen manchmal durch den Zufall herbeigeführt, indem bey gleichzeitiger Entdeckung dieselben Specien verschieden benannt, oder dieselben Namen verschiedenen Specien ertheilt wurden, noch öfter aber haben sie ihren Grund in einem oberflächlichen Entwerfen der Charakteristik, in ungenügender Vergleichung und am meisten in der Nichtbeachtung des chemischen Verhaltens und der Zusammensetzung.

Auch lateinische, griechisch-lateinische und latinisirte Namen sind von Schubert<sup>36)</sup> und Necker<sup>37)</sup> in Vorschlag gebracht worden.

So zweckdienlich diese Nomenklatur auch ist, so wäre doch wünschenswerth, daß sie nicht von Einzelnen eingeführt würde, denn so kann der Verschiedenheit der Ansichten zu Folge die Synonymik nur vermehrt werden, ohne daß dem Bedürfnisse einer allgemeinen Verständigung abgeholfen wird. Nach des Ref. Meynung wäre eine solche Reformation und eine neue Generalkaufe ein Gegenstand der Bearbeitung für einen Verein von Mineralogen. — Die Initiative dürfte vielleicht bey einer Versammlung der deutschen Naturforscher gegeben werden.

Die Namen Schubert's sind in vieler Beziehung von denen Necker's verschieden. So heißt z. B. um einige bekannte Species anzuführen:

	bey Schubert:	bey Necker:
Anhydrit:	Theiochalix anhydros,	Karstenia
Schwefelsaurer		
Strontian:	Theioxenos,	Celetina.
Witherit:	Deleterion Witherites,	Witheria.
Eryolith:	Coagulum nitrosum,	Cryolithos.
Blättererz:	Plumbum parachryseum,	Elasmosis.
Kupferglanz:	Cuprum sulfuratum,	Chalkosina.
Eisenspath:	Ferrum Menui,	Ferrispathum.
Lievrit:	Ferrum Aethalium,	Ilvaites.
Bleyvitriol:	Plumbum chalcantonicum,	Anglesites.
Bleycarbonat:	Plb. Psimythium,	Cerussa.
Bleytheelat:	Plb. Lychalcum,	Scheelitina etc.

Schubert's Namen beziehen sich, wo möglich, auf die von Plinius gegebenen. Da aber die Mineralogie der Alten höchst unvollkommen war, so wissen wir auch gar häufig nicht, welches Mineral bey ihrer Beschreibung gemeint ist. Die von Plinius entlehnten Namen haben daher oft nur dunkle historische Bedeutung, wie z. B. Oritis (alcalinus und nitrodes) für Leucit und Analeim; man erzählt bey Plinius nur, daß Oritis ein kuglich gestalteter Stein war; Anteros für Arragonit, Limoniatis für Gufas, Eupetalos Iris für Wavelit, Taos (chalcoides) für Schillerspath, Argrodamas für Flußspath etc. Den Feldspath nennt Schubert Astrios, obwohl Gütche in einer mühseligen und weitläufigen Abhandlung bewiesen hat, daß damit der Sternsaphir gemeint sey. — Unverändert hätten bleiben können Cerium, wofür Demetrium; Cobaltum, wofür Glaucochalcos; Bismuthum, wofür Thecochalcos; Tellurium, wofür Parachrysos etc.

Eine nicht unbedeutende Menge neuer Namen enthält Breithaupt's Charakteristik des Universalfyzems 3te Auflage.

36) Geschichte der Natur. (Allgem. Nat. Gesch. 2te Aufl.)

37) Le Règne Minérale etc.



Bevor wir, zum Schluß dieses Aufsatzes, die neu entdeckten Mineralien anführen, haben wir noch einige Verhältnisse zu berühren, welche von Einfluß sind auf die Bestimmung und Anstellung von Specien überhaupt. Mehrere Mineralogen sind der Meinung, daß ganz kleine Winkeldifferenzen oder auch kleine chemische Differenzen für wesentlich genug gehalten werden müssen, um Specien dadurch zu charakterisiren und zu sondern, andere geben dieses in gewissen Fällen nicht zu, indem sie auf die unumstößliche Erfahrung hinweisen, daß Winkeldifferenzen sehr häufig in einer gestörten Krystallbildung, in der Aggregation von Individuen und vorzüglich in dem Anstretren vicarirender Mischungstheile begründet sind, und daß gewisse chemische Differenzen theils durch letztere, theils durch unwesentliche Gemengungen sich erklären.

Es entsteht aber die wichtige Frage, wie weit ein Vicariren von Mischungstheilen und die damit verbundene Winkelabweichung statt finden dürfe, ohne die Nothwendigkeit der Unterscheidung verschiedener Specien herbeizuführen. — Kann Talkerde bey einer Species einen Theil der Kalkerde ersetzen, so kann sie wohl auch alle Kalkerde ersetzen, und dann wird z. B. der Kalkspath zum Magnesit. Gibt man nicht zu, daß diese Mineralien einer Species angehören, so fragt sich, wo die Gränze zwischenliegender Mischungen, über welche hinaus die eine oder die andere Species geltend wird. Das Mittel ist der Bitterkalk als  $\text{CaC} + \text{MgC}$  und seine Eigenschaften, sowie sein Vorkommen in der Natur (als Dolomit) geben alle Gründe, ihn als Species anzusehen. Nach dieser Annahme muß aber das Mittelglied zwischen Kalkspath und Bitterkalk auch Species seyn. Es ist:

$(\text{CaC} + \text{MgC}) + \text{CaC} = \text{MgC} + 2 \text{CaC}$ ; das Mittelglied von  $\text{CaC}$  und dieser Verbindung ist  $\text{MgC} + 3\text{CaC}$  und so bekommen wir eine Reihe, welche bis  $\text{MgC} + 12\text{CaC}$  gehen kann, wenn wir sic auch nicht weiter führen wollen. Auf der an-

dern Seite giebt es eben so viele Specien von  $\text{CaC} + \text{MgC}$  angefangen bis  $\text{CaC} + 12\text{MgC}$  etc. So wird es sich mit den andern Carbonaten, dem Eisenspath, Manganspath und Zinkspath, ja auch mit dem Bleyspath, Witherit und Strontiantit verhalten. Die rhomboedrischen Carbonate allein könnten auf diese Weise 235 Specien liefern, welche nur zweygliedrig wären; sie könnten aber auch zwey und zweygliedrig seyn z. B.  $(\text{CaC} + \text{MgC}) + (\text{f.C} + \text{MnC})$  und noch mehrgliedrig und das Ende der Reihe wäre kaum abzusehen. Wie hier verhielte es sich mit den Granaten, Epidoten, Amphibolen, Augiten etc.

Nimmt man im Gegentheil an, daß das Vicariren zu keiner Absonderung von Specien berechtigt, und daß, weil die Gränze eines partiellen Vicarirens nicht zu bestimmen ist, ein totales zugegeben werden muß, so gehören Kalkspath, Magnesit, Eisenspath, Manganspath und Zinkspath zu einer und derselben Species und gehen durch unzählige Zwischenglieder in einander über. <sup>38)</sup>

Die Betrachtungen, welche wir hier auf die Mischungen angewendet haben, lassen sich vollkommen auch auf die Krystallisation anwenden (in so fern diese damit zusammenhängt), nur ist dabei noch die große Schwierigkeit, daß wir bey kleinen Winkeldifferenzen gar nicht wissen können, ob sie wesentlich oder zufällig sind, da dergleichen sehr häufig verschiedene Individuen zeigen, welche wirklich zu derselben Species gehören. — Mit dem spec. Gewicht und andern Eigenschaften verhält es sich ähnlich, wenigstens nach unsern gegenwärtigen Bestimmungsmitteln.

38) Dieses Uebergehen, was auch statt findet, wenn man die genannten Mineralien als Specien betrachtet, ist wohl von dem zu unterscheiden, welches zu Werner's Zeit angenommen wurde, wo z. B. das Glaserg durch das Sprödglasserg ins dunkle Rothgiltigerz und dieses weiter ins lichte Rothgiltigerz und dadurch in den Realgar übergehen konnte.

Man könnte zwar anführen, daß es sich mit Mischungen, wie CaC und MgC nicht viel anders verhalte, als mit den Formen Oktaeder und Hexaeder und daß der Bitterkalk dem Cuboktaeder vergleichbar sey, wie dann jede zwischenliegende Mischung ein Analogon wäre von der größern oder geringern Ausbildung des Oktaeders oder Hexaeders in ihren Combinationen, man könnte die Mischungen eben so in Reihen bringen, wie es der gestreichte Mohs mit den Formen gethan hat, mit dem spec. Gewicht, der Farbe zc., in Reihen, mittelst welcher eine Einheit erschaffen wird, in Beziehung auf welche keine Verschiedenheit statt findet. —

Damit würden allerdings die angeführten Schwierigkeiten aufgehoben, und einige Mineralogen haben auch nicht Anstand genommen, in dieser Weise die verschiedenen Granaten, Amphibole, Epidote zc. zu vereinigen, bey den Carbonaten aber und den meisten übrigen relativ identischen Mischungen ist es bisher nicht geschehen. — Fuchs vereinigt dergleichen Mineralien in Gruppen, welche er Formationen nennt; diese Vereinigung ist gewiß zweckmäßig und hebt gewisse natürliche Verwandtschaften hervor; sie entscheidet aber nicht in der eben erwähnten Aufgabe über die Feststellung der Species.

Es ist hier nicht der Ort, weiter in diesen Gegenstand einzugehen, wir wollten nur seiner Wichtigkeit wegen darauf aufmerksam machen und sehen genaueren Erörterungen entgegen in den von Breithaupt und G. Rose versprochenen Handbüchern der Mineralogie.

Daß die erwähnten Schwierigkeiten nicht durch eine Vermehrung der Species, wie sie Breithaupt vorgenommen hat, gehoben werden, geht schon daraus hervor, daß dabey auf mögliche Zufälligkeit, als Grund von Winkeldifferenzen, wie oben angeführt wurde, so wie auf die Mischung keine oder zu wenig Rücksicht genommen wurde. Indem wir dabey auf dessen öfteres citirtes Werk verweisen,

wollen wir nur einige Beispiele anführen, welche zeigen sollen, auf welche Verschiedenheiten Breithaupt neue Species gründet.

Der oligone und siderische Carbonspath unterscheiden sich als Species durch eine Differenz von  $0^{\circ} 31'$  am Scheitellantenwinkel des Rhomboceders und durch eine Differenz von 0,03 im specifischen Gewicht. Der histatische und brachytype Carbonspath unterscheiden sich durch eine Differenz von  $0^{\circ} 2' 47''$  im Winkel und 0,06 im specifischen Gewicht. Der eumetrische und tautoxline Carbonspath unterscheiden sich nicht im Winkel, aber durch etwas Perlmutterglanz des letztern und 0,05 im specifischen Gewicht. Der polymorphe und syngenetische Carbonspath unterscheiden sich fast nur durch eine Gewichtsdifferenz von 0,03, der epitomatische und engnostische nur durch eine Gewichtsdifferenz von 0,015. Da nun Breithaupt bey derselben Species öfters das specifische Gewicht innerhalb der Gränzen einiger Decimalen wechselnd annimmt, und ebenso die Differenz der Härte um einen halben Grad als unwesentlich erkennt, wie z. B. bey dem siderischen Carbonspath, wo das specifische Gewicht 3,775 — 3,911 und die Härte  $4\frac{3}{4}$  —  $5\frac{1}{4}$ , so ist um so unbegreiflicher, warum ein anderesmal so kleine Differenzen wesentlich genug seyn sollen, um eigene Species aufzustellen. Indessen geben wir zu, daß wirklich verschiedene Species existiren können, welche in Krystallisation, Härte und specifischem Gewicht sehr nahe übereinkommen, dann ist aber ihre Differenz durch die chemische Zusammensetzung begründet und nur durch chemische Kennzeichen nachweisbar. Eine Characteristik, welche, wie die von Breithaupt, Mohs u. a. hierauf nicht eingeht, ist deshalb eine mangelhafte.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. September.

Nro. 185.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Schluß.)

Unter den in dem betrachteten Zeitraume entdeckten neuen Mineralien sind ziemlich viele noch nicht von chemischer Seite untersucht worden, oder wir kennen wenigstens keine vollständige Analyse davon. Da sich voraussehen läßt, daß manche derselben, wenn sie einmal analysirt sind, eine andere Bedeutung bekommen werden, als man ihnen gegenwärtig beylegt, so sollen sie hier nur namentlich aufgezählt werden. Es sind folgende <sup>39)</sup>: Antrimolit Thomson, Atelestit Breithaupt, Varrachit Breithaupt, Chrysophan Brth., Chalilit Thoms., Galapetit und Gummit Brth. (Hallosit?), Harringtonit Thoms., Hepatinerz und Hypsoferit Brth., Johannit Haidinger (ein Uranvitriol), Kirwanit Thomson, Kimaizin Breithaupt, Leelit Clarke, Lechantit Thomson, Lineolit Hitchcock, Metaxit Breith., Mikroskopin Brth., Mornit Thomson, Monticellit Brooke, Nertschinskfit Rasumowski, Nosit Marx, Peponit, Pegmatolith, Pskitrop und Plüsinglanz Breithaupt, Poonhalit Brooke, Rhodizit G. Rose, Tephroit und Thuringit Breith., Uwarowit Hess, Valencianit Breith., Willemit Levy, Xanthit Thomson.

Zu den noch problematischen Specien gehören

ferner der Danait Hayes, Gökomit Thomsons, der Hypochlorit Schülers und der Naktit Thomsons. Den letztern Namen gab man früher einer Varietät von erdigem Talk. Die Analyse von Thomson gab: Kieselerde 64,44, Thonerde 28,84, Eisenoryd 4,43, Wasser 1,00 (Hundert Brunsdick in

Nordamerika.  $\left\{ \begin{matrix} A \\ F \end{matrix} \right\} \text{Si}^2$ ? — Der Phyllit Thomsons ist vielleicht ein einaxiger Glimmer; die Analyse gab: Kieselerde 38,40, Thonerde 23,68, Eisenoryd 17,52, Talkerde 8,96, Kali 6,80, Wasser 4,80. Sehr zweifelhaft ist die Art der Zusammensetzung beim Seybertit und Wolchonskoit. Der Seybertit besitzet nach Clemsons Analyse: aus Kieselerde 17,0 (?), Thonerde 37,6, Talkerde 24,3, Talkerde 10,7, Eisenorydul 3,0, Wasser 3,6; der Wolchonskoit Kämmerers nach Berthiers Analyse aus: Grünem Chromoryd 34,0, Eisenoryd 7,2, Talkerde 7,2, Kieselerde 27,2, Wasser 23,2. Scheint ein Gemeng von wasserhaltigen Silicaten von Talkerde, Eisenoryd und Chromorydul zu seyn.

Zum Augit gehören der Euchsiderit von Boyce und der Macurit Nuttals; zum Apophyllit der Drahberit, zum Allophan der Elhparit von Sack.

Die übrigen, quantitativ analysirten Mineral-specien sind folgende: <sup>40)</sup>

Nedelforsit, nach den Analysen von Hisinger und Deudant nahezu  $\text{C Si}^3$ . Schließt sich an

<sup>39)</sup> Vergl. Glocksers Jahresheste und Breithaupts Charakteristik. 3. Aufl.

<sup>40)</sup> Die neuen von Hrn. Rose anal. Schwefelverbindungen wurden schon oben angeführt.



den Wollastonit an, welcher  $C Si^2$ . (Beudant Min. 2. edit.)

Alumocalcit Breithaupt. Besteht nach Kersten aus: Kieselerde 86,00, Kalkerde 6,25, Thonerde 2,23, Wasser 4,00. Theilweise gelatinisirend. (Jahrb. für Ch. B. VI. S. 1. u. 2.)

Amphodelit Nordensköld. Krystallisation rhombisch.  $\left. \begin{array}{l} C \\ f \\ mg \end{array} \right\} Si + 3 A Si$  (Berzelius Jahresbericht. 12.)

Antimonnikel Hausmann und Stromeier. Krystallisation rhomboedrisch. Nach Stromeiers Analyse Ni Sb (Jahrbücher der Chemie. B. IX. 77.)

Brevicit. Berzelius. Nach der Analyse von Sonden  $\left. \begin{array}{l} N \\ C \end{array} \right\} Si^2 + 3 As + 2 Aq$  (Berzelius. Jahresb. 14.)

Cancrinit. G. Rose. Krystallisation tesseral. Anal. v. Hofmann: Kieselerde 58,40, Thonerde 52,04, Natrium 24,47, Kalkerde 0,52, Berl. 4,77. Rose Krystallographie. S. 156.

Chloritspath. Fiedler. Nach der Anal. von Erdmann  $\left. \begin{array}{l} \dots \\ \dots \\ \dots \end{array} \right\} Al^3 Si + Fe^3 Si$ . Journal für Chem. Bd. VI. S. 1. u. 2.

Chonikrit. Nach meiner Anal. nahezu  $A^2 Si + 3 \left. \begin{array}{l} Mg \\ c \\ f \end{array} \right\} Si + 2 Aq$ . (Erdmanns Journ.) Bd. II. S. 51.

Dermin. Breithaupt. Nach der Anal. von Zinnus: Kieselerde 55,8 — 40,16, Talkerde 23,70 — 10,55, Eisenoxydul 11,55 — 14,00, Manganoxydul 2,25 — 1,16, Thonerde 0,41 — 0,85, Kalkerde 0,85, Natrium 0,50 — 1,55, Kohlensäure und Wasser 25,20 — 22,00. Glockers Jahreshefte 1. u. 2. S. 132.

Deweylit. Emmons. Nach Shepard: Kieselerde 40, Talkerde 40, Wasser 20. Vielleicht  $Mg Aq^2 + Mg Si^2$ . Ebend. S. 4. 445.

Dréelit. Dufrénoy. Krystallisation rhomboedrisch. Nach dessen Analyse: Schwefelsaurer Baryt 61,751, schwefelsaurer Kalk 14,274, kohlensaurer Kalk 8,050, Kieselerde 9,712, Thonerde 2,404, Wasser 2,508, Ueberschuss an Kalk 1,521.  $(Ca \overset{\cdot\cdot}{S} + 2 Ba \overset{\cdot\cdot}{S}?)$  Annal. des Mines. 1835. T. VIII. 259.

Eisensulphate. G. Rose hat folgende von Meyen aus Chili mitgebrachte Eisensulphate analysirt:

- 1)  $Fe \overset{\cdot\cdot}{S}^3 + 9 H$  in hexagonalen Krystallformen.
- 2)  $Fe^2 \overset{\cdot\cdot}{S}^5 + 18 H$  und
- 3)  $2 Fe \overset{\cdot\cdot}{S}^2 + 21 H$ .

Die beyden letztern Verbindungen sind nach Berzelius wahrscheinlich Gemenge verschiedener Salze und die Formeln daher unrichtig, wenn sie auch der Analyse mehr oder weniger entsprechen. Jahresbericht. 14. S. 200.

Fettbol. Freiesleben. Nach Kerstens Anal.  $Fe Si^3 + 3 Aq$ . Schwgg. J. B. VI. S. 31.

Gyazinthrothes Pechuran. Dyalartig. Nach der Anal. von Kersten: Uranoxyd 72,00, Kalkerde 6,00, Phosphorsäure 2,30, Wasser 14,75, Kieselerde 4,26, Spuren von Mangan, Arseniksäure und Flußsäure.

$Ca^3 P + 2 U H^9 (?)$  Schweigger's Jahrb. 1832. Bd. VI. S. 1 u. 2.

Hydroboracit. Heß. Nach dessen Anal. =  $C^3 B^4 H^9 + Mg^3 B^4 H^9$  Poggendff. Ann. 1834. B. XXXI.

Hypostilbit. Beudant.  $Ca^3 Si + 2 M$

$\ddot{\text{S}}\ddot{\text{I}}^5 + 18 \ddot{\text{H}}$  nicht gelatinirend. Beudant's Min. 2. ed. II. 119.

Iridium. Breithaupt fand das spec. Gewicht eines für geliehen Iridium gehaltenen Minerals 23,640. Nach Ewanbergs Anal. enthält es: Iridium 76,85, Platin 19,64, Palladium 0,80, Kupfer 1,78. Poggendorfs Ann. B. 34. S. 377.

Junkerit. Dufrenoy. fC in Arragonitform Ebenda. 661.

Kieselmalachit. Eine neue Spec. hat Berthier analysirt. Sie ist  $\text{Ca Si}^2 + 4 \text{Aq.}$  — Ann. de Chim. et de Phys. LI. 395.

Manganhyperoxydhydrat. Nach Berthier wesentlich  $\ddot{\text{Mn}} + \ddot{\text{H}}$ . bräunlichschwarz, Pulver hell kofoladefarben. Ann. de Chim. 1832. Sept.

Marcelline. Nach den Anal. von Berthier (Var. v. Tingen) und Berzelius  $\text{Mn}^3 \text{Si}$ . Beudant Min. 2 ed. 188. Ann. de Chim. 1832 Sept.

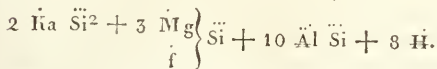
Melanochoroit. Hermann. Krystallf. rhombisch  $\text{Pb}^3 \text{Cz}^2$ . Poggff. Ann. B. 28. 1835.

Michaelit. Webster. Nach dessen Anal.

Kieselerde 83,65, Wasser 16,35  $\ddot{\text{Si}} \ddot{\text{H}}^5$  (?) Glocker Jahresh. Bd. I. 451.

Ochran. Breithaupt. Nach Kerstens Anal. nahezu  $\text{Asi} + \text{Aq.}$  Jahrb. d. Ch. VI. 1 ff.

Dufosin. Nach meiner Analyse =



Erdm. J. B. II. 295.

Phenakit. Nordensköld. Krystallf. rhomb. boedrich =  $\text{G Si}^2$ . Berzel. Jahresh. 13.156.

Pinguit. Breithaupt. Nach Kerstens An.

$\left. \begin{array}{l} \text{F} \\ \text{A} \end{array} \right\} \text{Si}^2 + 2 \text{Aq. (f Si}^2)$  Schwgg. J. 1832. B. VI. S. 1 u. 2. Berzel. Jahrb. 15. 175.

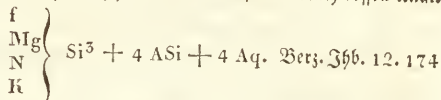
Pissophan. Breithaupt. Nach der Anal. von Erdmann: Thonerde 35, 155, Schwefelsäure

12,700, Wasser 41,690, Eisenoxyd 9,738

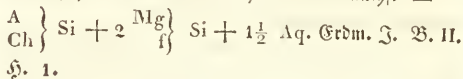
$(\ddot{\text{Al}}^2 \ddot{\text{S}} + 12 \ddot{\text{H}}^2)$  gemengt mit Eisenoxydhydrat. N. Jahrb. B. II. 104.

Plumbocalcit. Johnston. Krystallf. rhomb. boedrich. Schmelz. nahe  $105^\circ$ . Kohlenk. Kalk 92,2, kohlens. Bleyoxyd 7, 8. Berz. J. 12 172.

Pyroargyllit. Nordensköld. Nach dessen Anal.



Pyrosklerit. Nach meiner Analyse =



Nyafolith. G. Rose. Krystallf. der des Orthokas sehr ähnlich:



Sternbergit. Haidinger. Krystallf. rhomb. Nach der Anal. von Zippe: Silber 33,2, Eisen 36,0, Schwefel 30,0. Nach Berz. nahezu  $\text{Ag Fe}$ . Poggffs Ann. B. 27.690.

Sphärostilbit =  $\text{Ca}^3 \ddot{\text{Si}} + 3 \ddot{\text{Al}} \ddot{\text{Si}}^3 + 18 \ddot{\text{H}}$  gelatinirend. Beudant Min. 2 ed. II. 120.

Talksteinmark. Breithaupt. Nach Kerst. Anal. =  $\ddot{\text{Al}}^3 \ddot{\text{Si}}^2$ . Schwgg. Jahrb. VI. 1 ff.

Tetradymit. Haidinger. Krystallf. rhomb. boedr. Nach Wehrle's Anal. Tellur 35, 24, Wis-muth 59, 84, Schwefel 4, 92, woraus Berzelius die Formel  $\text{Bi} + 2 \text{Bi Te}^3$  berechnet. Poggffs. Ann. B. 21. 595. Berz. Jhb. 12. 178.

Triphylin. Fuchs. Krystallf. klinorhomb. Nach dessen Anal.  $\text{L}^3 \ddot{\text{P}} + 6 \left. \begin{array}{l} \text{Fe}^3 \\ \text{M} \end{array} \right\} \ddot{\text{P}}$  Erdmann Jahrb. B. III. 98.

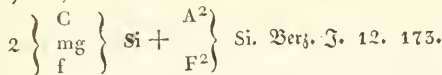
Vanadinsaures Bleoxyd. Nach Bergzelius Anal. Ph<sup>2</sup> V mit basischem Chlorbley. Poggendorff. Ann. B. 22. 60.

Bolgin. Journet. Nach dessen Anal. Zn. + 4 Zn, übereinstimmend mit dem Freyberger Ofenbruch, welcher beim Verschmelzen von Zinkerzen sich bildet und nach Kersten dieselbe Zusammensetzung hat. Ann. des Mines 1833 III. 519.

Wismuthblende. Breithaupt. Krystallsthefferal. Nach Kerstens Analyse = Bi<sup>2</sup> Si<sup>3</sup>. mit etwas Eisenphosphat und Fluorwismuth gemengt. Poggdorff. Ann. B. 27. St. 1.

Wörthit. H. F. A. Aq + 5 Asi. Verz. J. 12. 174.

Kautzit. Thomson. Krystallst. Klinorthom. Sehr nahe:



Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos. Vol. I. Opera C. Sallustii Crispi cura Ernesti Julii Richter. Pars I. Conjuratio Catilinarum. Monachii imp. E. A. Fleischmann. 1836. VIII. und 504; oder unter dem Titel:

In C. Sallustii Crispi opera praeter fragmenta omnia commentarios virorum eruditorum cum variis lectionibus librorum tam manu scriptorum quam editorum praesertim codicis Erlangensis collegit, vitam auctoris et notitiam literariam praemisit, suasque notas et indices adiecit Ernestus Julius Richter, a. a. l. l. mag., philosoph. Doct., soc. litt. compl. sod., in universitate Erlang. professor. Pars I. Commentarius in C. Sallustii Crispi conjurationem Catilinarum. Monachii impr. E. A. Fleischmann. 1836.

Von der Herausgabe einer Sammlung von Commentaren kann ein doppelter Weg eingeschlagen werden.

Entweder wird es die Absicht des Herausgebers seyn, alles Wichtige, was bis zu einem gewissen Zeitpunkte zur Erläuterung eines Schriftstellers bengebracht worden ist, vollständig zusammenzustellen, um auf diese Weise den Leser in den Stand zu setzen, die früheren Leistungen zu überschauen und ihm den Besitz der einzelnen Ausgaben entbehrlich zu machen; oder er wird sich begnügen, eine Auswahl dessen zu geben, was für das Bedürfnis einer gewissen Klasse von Lesern, die er vorzugsweise ins Auge faßt, am geeignetsten erscheint. Das erstere Verfahren ist von vielen berühmten Philologen des vorigen Jahrhunderts angewendet worden, indem sie die Commentare der vorzüglichsten Interpreten vollständig mittheilten und auch aus den anderen das für Kritik und Erklärung Wichtige aus hoben. In Folge dessen haben ihre Ausgaben, auch abgesehen von den mehr oder minder bedeutenden Beyträgen, welche die Herausgeber selbst zur Ergänzung des Mangelhaften lieferten, einen bleibenden Werth bis auf unsere Zeit behauptet. Der Verfasser des oben angeführten Buches geht von dem anderen Gesichtspunkte aus. Seine Absicht ist, Lehrern sowohl als Schülern ein brauchbares Buch zu geben, und er glaubt, für ihre Bedürfnisse am besten zu sorgen, wenn er bey jeder der Erläuterung bedürftigen Stelle bloß das Treffendste, was zu derselben von irgend einem Erklärer bemerkt worden ist, aushebt und durch eigene Beyträge die Interpretation vervollständigt. Für die Lehrer insbesondere will er noch eine vollständige Variantenammlung beysügen. Mit Sallust habe er aber, sagt er in der Vorrede, den Anfang seiner bibliotheca commentariorum gemacht, weil von diesem Schriftsteller in neuester Zeit viele treffliche Ausgaben erschienen seyen, so daß es schwer werde, unter so vielem Guten das Beste herauszufinden, und er, indem er diese Mühe übernehme, einem Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen glaube. Wir wollen die Frage, ob es löblich sey, vorzugsweise die Ergebnisse des Fleißes noch lebender Herausgeber auf solche Weise sich anzueignen, dahin gestellt seyn lassen und nur durch eine Prüfung des Einzelnen darzutheilen suchen, wie der Verf. seine Aufgabe gelöst, und ob er durch sein Buch einem Bedürfnisse abgeholfen oder auch die Wissenschaft selbst gefördert hat.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. September.

Nro. 186.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Prolegomena ad librum epistolarum quas mutuo sibi scripsisse Plinium juniorem et Trajanum Caesarem viri docti credit. Scripsit Dr. Julius Held, Rector Gymnasii Suidnicensis. 1835. 28 S. 4.

Das zehnte Buch der Briefe des Plinius enthält, mit wenig Ausnahmen, nichts, das nicht nach dem heutigen Sprachgebrauche Bericht oder Rescript zu nennen wäre. Plinius, der geru die Feder führte, mag seine Berichte zum Theil selbst entworfen, oder wenigstens revidirt haben; von Trajanus war höchst wahrscheinlich an den Rescripten, die in seinem Namen ausgingen, nichts als die Unterschrift oder ein anderes Handzeichen. Die zwey merkwürdigsten Stücke dieser Sammlung, das Verfahren gegen die Christen betreffend, hielt Semler für unterschoben. Dieser Verdacht wird nun durch Hrn. H. auf die ganze Sammlung ausgedehnt. Unterschobene Briefe giebt es bekanntlich viele aus alter und neuer Zeit; von Berichten und Rescripten aber, die nicht etwa als Beweismittel, sondern bloß als Kunststücke wären unterschoben worden, hat man wohl noch kein Beispiel; warum, ist nicht schwer zu errathen. Um so viel stärker aber müßten, um einen solchen Verdacht zu rechtfertigen, die Gründe dafür seyn.

Hr. H. setzt voraus, Plinius sey höchstens anderthalb Jahre Statthalter in Bithynien gewesen. Nothwendig ist dieß nicht, und theils die Absicht seiner Sendung, Vieles in dieser Provinz zu bessern,

theils eine Stelle in dem Berichte über die Christen läßt einen längeren Aufenthalt vermuthen. Beschränkt indessen, wie Hr. H. diesen annimmt, scheint er ihm für die Menge der Schreiben und der Antworten doch zu kurz. Der ersteren sind nach ihm 55, der letzteren 45. Auf 18 Monate nur 55 Berichte und 45 Rescripte; das ist so wenig, nicht nur nach dem heutigen Maßstabe, sondern auch nach dem damaligen, der jenem nicht sehr ungleich ist, eigentlich ihm zum Muster gedient hat, daß wir vielmehr werden annehmen müssen, die Sammlung sey bey weitem nicht vollständig. Ob, was wir haben, auserlesene oder nur zufällig allein erhaltene Stücke seyen, muß dahin gestellt bleiben. Die entgegengesetzte Meynung, es sey die Zahl zu groß, hegt Hr. H. darun, weil er einerseits annimmt, die Gelegenheiten aus Bithynien nach Rom seyen gar nicht häufig gewesen; andererseits auch unwahrscheinlich findet, daß mit Einer Gelegenheit mehrere Berichte seyen abgeschickt worden. Jenen beruht auf der Voraussetzung, Plinius habe sich der kaiserlichen Postanstalt (*cursus publicus*) überhaupt selten bedient. Dieß geht aber aus seinen Berichten nicht hervor, sondern nur, daß er zu nicht amtlichen Reisen und Sendungen die Postfreyheit nicht benützt habe. (Ep. 121.) Letzteres wird von Hrn. H. theils daraus geschlossen, daß, wenn mehrere Berichte zugleich abgeschickt worden wären, Plinius wohl ein alle aufzählendes Verzeichniß beigefügt haben würde; (gar unwahrscheinlich, da selbst die schreibseligste Zeit, die unsere, mit so etwas die Bedürfnisse des Geschäftsganges nicht vermehrt hat;) theils

daraus, daß der Statthalter, anstatt mehrere abge- sonderte Berichte zu erstatten, mehrerley Gegenstände in Einen hätte fassen können; (dieß nur, wie in dem angeführten Beispiele, Ep. 48, wo die Gegenstände Einer Geschäftsabtheilung, — hier der Bau-Section — angehörten;) theils endlich aus der Verschiedenheit der Schreibart, besonders der Anreden; (die sich wohl aus dem Unterschiede erklären lassen dürfte, der ohne Zweifel auch damals zwischen dem Geschäfts-Protokolle des Kabinetts und der Kanzley war.)

Dieß sind die äußeren Gründe des Verdachts; die inneren hält Hr. H. für stärker. Er findet solche in der Schreibart, wie in der Anrede: Domine, die, nach einer Stelle im Panegyricus, von Trajanus abgelehnt worden sey. (Mündliche Ablehnung hat sich aber vermuthlich auf die mündliche Anrede allein bezogen, keine Aenderung in dem hergebrachten Kanzleystyle bewirkt. Man redet auch jetzt einen König schriftlich anders an als mündlich.) Ferner in der hier und da vorkommenden Nachlässigkeit oder Gezwungenheit des Ausdrucks. (Diese liegt aber in der Natur des Kanzleystyles, der gleichwohl hier reiner und feiner ist, als vielleicht in irgend einer andern Sammlung von Acten-Stücken. Unter den Beispielen führt Hr. H. mit Unrecht aus Ep. 86 an: Potuisti non haerere und übersetzt: Du konntest nicht in Verlegenheit seyn, gleich als hiesse es: non potuisti.) Den Haupt-Einwurf gegen die Richtigkeit nimmt aber Hr. H. aus dem Inhalte selbst. Wie sollte doch ein Mann wie Plinius, der hochbetrante Statthalter einer Provinz, so gar unnütze Fragen gestellt haben, die er bey eigenem Nachdenken, bey mäßiger Kenntniß der Geseze, bey leidlicher Geschäftskunde, sich selbst genügend beantworten konnte? Wie ein Beherrscher des römischen Weltreichs zur Beantwortung solcher Anfragen sich herabgelassen und diese Antworten zum Theil so unbestimmt und leicht ertheilt haben? Unter den vielen Beispielen, womit Hr. H. diesen Zweifel belegt,

ist keines, das den Verdacht der Unächtheit begründen kann, wofern man nur Folgendes im Auge behält. Was wir jetzt, (billig mit einem französischen Worte, weil es uns aus Frankreich kam,) Centralisation nennen, hat, wie es scheint, noch nicht unter den ersten Cäsaren, aber doch unter den Flavieren begonnen, und durch die Schreckensherrschaft des Domitianus schon einen sehr großen Bereich erlangt. Die guten, fast könnte man sagen, freysinnigen Fürsten, welche folgten, brachten zwar einen bessern Geist in die Staatsverwaltung, ließen aber die Formen unverändert, (die überhaupt im wesentlichen zu verändern weit schwerer ist, als man gemeinlich glaubt.) Mochte Trajanus persönlich Statthaltern und Körperschaften die freieste Bewegung gönnen, oder selbst wünschen: diese blieben gewohnt, auf Befehl zu warten, weil die Kanzley und das Cabinet des Kaisers gewohnt blieben, Befehle zu ertheilen, mithin Berichte zu erwarten. Nicht aus Unkunde fragt Plinius so oft an; was er etwa nicht wußte, darin half ihm der geschickte Mann, den er zum Adjutanten hatte, Nymphidius Lupus, dessen Beystand ihm Hr. H. mit Unrecht zum Vorwurfe macht. Die Anfragen sind in Gemäßheit des zur Gewohnheit gewordenen Geschäftsganges gestellt; aus eben diesem gehen die Antworten hervor, die allerdings oft sehr wenig sagen, weil damals der Gebrauch, „ad acta zu signiren“ oder „beruhend“ zu erklären, vermuthlich noch nicht aufgekommen war.



Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos, etc.

(Fortsetzung.)

In dieser Hinsicht ist die Vorrede, mit welcher der Verf. das Buch eröffnet, nicht eben geeignet, günstige Erwartungen zu erregen. Derjenige, welcher es unternimmt, von einem lateinischen Schriftsteller die Leistungen Auberer in Kritik und Interpretation zu prüfen und unter der Fülle des sich darbietenden Stoffs das Wichtigste aufzufinden und zu würdigen, muß doch wohl

selbst vor Allem mit einer rüchtigen Kenntniß der lateinischen Sprache ausgerüstet seyn. Daß dieß aber von Hrn. A. nicht der Fall ist, zeigen schon die wenigen Seiten der Vorrede zur Genüge, da man hier sogar auf Fehler stößt, wie sie bey den besseren Schülern oberer Gymnasialklassen wenigstens in wohlgeleiteten Lehranstalten nicht mehr vorkommen pflegen. Wollte man auch über sonderbare Wortstellungen und Wendungen oder über Ausdrücke wie *hac usque* für *adhuc*, *solum modo* für *solum*; non *haurire* posse für *haurire non posse*; *prava religio* als *Spionnum* von *negligentia*; *praeterlabi* von der Zeit und dergleichen hinwegsehen, so muß es doch höchst befremdlich erscheinen, wenn man hier solche Barbarismen liest wie das öfters vorkommende *singulus quisque*, oder *singulus quidam*, oder *nunc temporis*, oder auch *Confectionen*, die Verstoffe gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik enthalten, wie: *Neque id negamus*, nos pro certo habuisse proque certo habendum esse censere, quod etc.; oder *si reputamus* — *libliopolam* — *spereare*, fore ut *conciliaretur*, oder *Ita, qui exemplum afferamus*, *conicere* se aut *Kritzius* etc., oder *Quum de consilio bibliothecae comm.* — in *prospectu*, quem *vocant*, *publico egimus*, eo *officio nunc recte supersedere nobis videmus* etc. Kann man wohl erwarten, daß ein Herausgeber, der so wenig Siderheit im lateinischen Ausdruck zeigt, geeignet seyn werde, von einem Schriftsteller wie Sallust das Beste, was bis jetzt zur Erklärung desselben vorhanden ist, auszuwählen oder etwa Fehlendes selbst zu ergänzen?

Auf diese Vorrede folgt: 1. S. 1 — 39 die auf dem Titel angekündigte Lebensbeschreibung Sallust's, die aber nicht, wie man aus den Worten: *vitam auctoris praemisit*, vermuten könnte, von dem Herausgeber verfaßt ist, sondern auctore Fr. Doroth. Gerlach, d. h. aus Gerlach's Ausgabe abgedruckt, hin und wieder mit einer Note des Herausgebers oder eines andern Interpreten;

2. S. 40 — 92 ein *recensus librorum* manu scriptorum aus Gerlach's Ausgabe abgedruckt. Angehängt ist eine Note aus Krüger's Vorrede über die von ihm zu Rathe gezogenen Handschriften und eine Beschreibung des früher von Hufnagel, jetzt vollständiger vom Herausgeber verglichenen Cod. Erlangensis.

3. S. 93 — 115 *Recensus librorum* editorum, quibus *usi sumus*, Aufzählung und zum Theil Beschreibung der Ausgaben, welche dem Herausgeber zur Hand waren.

4. S. 116 — 150 *de fide atque auctoritate Salustiani in conjuratione Catilinae enarranda*. Wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

5. S. 151 — 142 *quomodo in belli Jugurthini historia versatus sit Sallustius*. Wiederum wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

6. S. 143 — 174 *de proprietate sermonis Salustiani*. Wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

Nachdem der Herausgeber auf diese Weise ungefähr ein Drittel seines Buches aus Gerlach's Ausgabe zusammengefaßt hat, folgen seine *Commentarii*. Bey diesen hat er die Einrichtung getroffen, daß bey jedem Kapitel zuerst die *variae lectiones* angeführt werden, dann die erläuternden Anmerkungen folgen. Was die ersteren betrifft, so wäre es ohne Zweifel für den Zweck, den der Herausgeber hatte, hinreichend gewesen, die bedeutendsten anzugeben, da dem Lehrer im Allgemeinen nicht daran gelegen seyn kann, den ganzen Schwall von Fehlern der Abschreiber kennen zu lernen, und derjenige, welcher sich speciell mit der Kritik der Werke Sallust's beschäftigt, die Ausgaben von Gerlach u. a., in denen die Varianten verzeichnet sind, doch nicht entbehren kann. Indessen der Verf. will die Varianten vollständig geben, und wenn wir dieß auch aus dem eben erwähnten Grunde nicht passend finden, so könnte doch sein Buch mehreren Gelehrten durch den Vortheil größter Bequemlichkeit willkommen seyn, wenn er hierbey gewissenhaft verfahren wäre und namentlich das bey Gerlach an vielen Orten zerstreute vollständig zusammengestellt hätte. Dieß können wir aber nicht von ihm rühmen. So versichert der Verf. S. 78 in einer Note zu Gerlach's Beschreibung der Pariser Handschriften: *Quibus e libris Parisiis quas lectiones variantes Gerlachius excerptis, eas integras apparatus nostro critico s. l. adscripsimus*, und eben so bey Gerlach's Erwähnung des Cod. Einsidelensis: *Recepimus Einsidelensis quoque codicis varias lectiones, quas exscripsit Gerlachius in comm.* Was soll man nun sagen, wenn man findet, daß der Herausgeber trotz dieser ausdrücklichsten Versicherung nirgends die Lesarten der erwähnten Pariser Handschriften, nirgends die des Einsidler Coder eingetragen hat, ungeachtet der letztere so wie der Cod. Paris. Z. zu den ältesten und besten gehört? Aber auch in Hinsicht auf andere Handschriften finden wir oft Nachlässigkeit und Inconsequenz. Während hin und wieder selbst solche Abschreiber wie nichil für nichil, oder michi für mihi mit namentlicher Angabe eines Cod. angeführt werden, muß der Leser sich anderwärts den wichtigen Verschiedenheiten öfters mit einem vagen *libri plurimi* oder *libri alii* u. dgl. abfinden lassen, wie z. B. Kap. 11. extr. bey einer für den Sprachgebrauch wichtigen Stelle die Varianten folgendermaßen angegeben werden: *edd. velt. l. oo. ti. med. aevi, sec. codd. magnam partem, etiam Erlang., exhh. in qdum* — (*male iis accens. Gerl. cod. Erl. in n e s u e*) —; *sq. e recent. Kritzius, q. cf. ad h. l.; alii plerique, et scripti et editi, n. e.* Wer weiß nun, wenn er dieß gelesen hat, wofür die *codd.* entscheiden? Höchst auffallend ist es auch, daß der Herausgeber Gerlach's Ausgabe vom Jahre 1832, die insbesondere eine genauere von Dreil besorgte Kol-



lation des für die Kritik sehr wichtigen Cod. Einsid. und Turic. I. enthält, gar nicht benützt hat. Wie demnach dieser Theil der Commentare keineswegs befriedigt, so können wir auch das Verfahren des Herausgebers bei der Auswahl der erläuternden Anmerkungen oft nicht bensollwerth finden. Wir geben als Beleg eine Uebersicht und Prüfung des gleich im ersten Kapitel Enthalteneu:

1) lateinische Note über *omnis* nach Gerlach, Herzog und Kriß; 2) lateinische Note von Gruter; 3) lateinische Note von Müller; 4) deutsche Note von Herzog; 5) eine Stelle aus Cenefas; 6) lateinische Note von Korte; 7) deutsche von Herzog; 8) lateinische von Zeller; 9) lateinische mit der Angabe *virī docti*; 10) lateinische von Korte; 11) lateinische von Rinhardt; 12) lateinische von Kriß; 13) deutsche von Herzog; 14) deutsche von Herzog; 15) lateinische von Kriß; 16) lateinische von Walla; 17) lateinische von Korte; 18) lateinische von Ascensius; 19) deutsche von Herzog; 20) lateinische von Korte; 21) deutsche von Fabri; 22) deutsche von Herzog; 23) deutsche von Herzog; 24) lateinische von Gerlach; 25) lateinische von Kriß; 26) lateinische von Korte; 27) lat. von Korte; 28) lat. von Zeller; 29) lat. von Kriß.

Peilsch wir dieses Gemengel von Noten, so finden wir die Wiederholung des ganz unbegründeten Einfalls Gruter's, im ersten Satz animalibus wegzulassen, völlig unpassend; überflüssig die Stelle Cenefas als Beleg zu *veluti pecora*; eben so die umschreibende Note Korte's zu *ventri obedientia*; unrichtig die Note Zeller's zu *in animo et corpore: in animo enim corpore conjuncto*, da hier vielmehr Geist und Körper getrennt gedacht werden; unrichtig die Note Korte's zu *animi imperio magis utimur*, da dieß nicht bedeutet: *animus justius imperat*; bei der Note von Kriß zu *vita ipsa* ist gerade die Hauptsache, nämlich wie *ipsa* hier zu nehmen ist, von dem Herausgeber weggelassen worden; unpassend ist es, daß zu *vita*, *qua fruimur*, zwei Erklärungen angeführt werden, da sonst in viel wichtigeren Stellen nur eine Ansicht gegeben wird; die Erklärung von Ascensius zu *memoria nostri* ist selbst für Schüler überflüssig, da die Schulbücher jetzt darüber bessere Auskunft geben; die bei Gelegenheit des Wortes *aeternus* gegebene Note Herzog's über den Unterschied von *aeternus*, *sempiternus*, *perpetuus* und *continuus* gehört nicht hieher; unpassend ist es, daß zu *mortalis* die Noten dreier Herausgeber gegeben sind. Erklärungen wie zu *procederet* aus Korte's Note *prosperae cederet*, *perficere* sind ganz unnöthig, da jedes Wörterbuch hier genügende Auskunft giebt. Es erhebt hieraus, daß selbst in diesem Kapitel, in welchem sich keine Schwierigkeiten vorfinden, die Wahl der Noten oft nicht befriedigend ist. Und während der Herausgeber in der Menge von Anmerkungen, die er zu den wenigen Zeilen dieses Kapitels excerptirt hat, viel Ueberflüssiges und Un-

geeignetes mittheilt, findet doch der Ungeübte keine Erläuterung über das auf *animus* bezogene *Neutrum alterum*; oder über den Ausdruck *virium opes*, an dem selbst ein gelehrter Interpreter Anstoß nahm; oder über die *Henriadis in clara aeternaque*; oder über die auf fallende Zusammenstellung *utrumque - alterum alterius auxilio eget*.

Wie wollen den Leser nicht mit einer ähnlichen Prüfung mehrerer Kapitel, die dasselbe Ergebniß zeigen würde, ermüden, sondern lieber an einigen Stellen, wo die Lesart streitig ist, zeigen, wie Hr. N. öfters in solchen Fällen bei der Auswahl der Noten verfahren ist. Kap. 9, 4. war bei der Stelle: *Quarum rerum ego maxima documenta haec habeo, quod in bello saepius vindicatum est in eos, qui contra imperium in hostem pugnauerant, quique tardius, revocati, bello excesserant, quam qui signa relinquere, aut pulsī loco cedere ausi erant*; von Kriß empfohlen worden, *loco mit pulsī*, nicht mit *cedere* zu verbinden, weil *loco cedere* keine entehrende und strafbare Handlung bezeichnen könne. Daß diese Grund unrichtig sey, war seither durch viele Beispiele nachgewiesen worden, wo *loco cedere* ausdrücklich als schimpfliche und strafbare Handlung erwähnt wird; eben so, daß der Sprachgebrauch für die letztere Verbindung entscheidet. Dasselbe zeigt auch deutlich die Gegenüberstellung der einzelnen Satzglieder. Denn wie die Worte *qui contra imperium in hostem pugnauerant* ihren Gegenjoch haben in: *qui signa relinquere ausi erant*, so hat *ibi revocati in pulsī* und *helle excesserant in loco cedere*. Dennoch wiederholt der Herausg. Kriß's Note mit einer Sicherheit, als ob über die Richtigkeit derselben gar kein Zweifel sey.

Kap. 11. extr. geben einige Ausgaben: *ne dum illi corruptis moribus victoriae temperant*; andere: *ne illi etc.* Die Codd., die der Herausgeber hier sorgfältig erstaunlich nachlässig behandelt hat (s. oben), entscheiden für *ne*; Priscian führt, wovon Hr. N. auch kein Wort sagt, die Stelle unter *ne*, aber auch bei *ne dum* an. Ein Mal muß er sich also geirrt haben und nach aller Wahrscheinlichkeit da, wo er die Stelle überhaupt unvollständiger giebt, was an dem Orte der Fall ist, wo er sie bei *ne dum* mittheilt. Ungeduldet also alle Gründe für *ne* sind, begnügt sich der Verf. bei den Varianten auf Kriß's Ausgabe, die *ne dum* hat, zu verweisen, als ob diese in den Händen der Besitzer keines Buches notwendig seyn müßte, und im Commentar giebt er *ne dum - temperant* bloß mit einer Note Herzog's über den *Conjunctiv* nach *ne dum*.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. September.

Nro. 187.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

## II. Artikel.

Durch die bisherigen Betrachtungen übergeleitet, wenden wir uns nunmehr zum zweyten Haupttheile unserer Anzeige, zur Prüfung dessen, was der gothischen oder ältest deutschen Sprachkunde durch den neuen eastiglönischen Band grammatisch und lexikalisch, sey es als Bestätigung und Ergänzung, sey es als Berichtigung und Neues zugewonnen werde.

Wir glauben aber in diese Erörterung um so mehr ausführlicher eingehen zu dürfen, als auf dem Gebiete eines für die allgemeine Linguistik und Philologie äußerst wichtigen Sprachidioms die genaueste Prüfung des Einzelnen, wie die wohlumgränzte Ausbeute des neu Dargebotenen überblicklich zusammengestellt willkommen seyn muß.

Auch hier beginnt die Untersuchung wieder mit der Frage um die Sicherheit des Textes, so fern derselbe vom alten Schreiber herrührt. Dieser ist in den auch äußerlich nicht ohne Sorgfalt geschriebenen mailändischen Palimpsesten (man vergleiche die Nachbildungen hinter des Unterzeichneten Skeireins)

im Ganzen sehr genau zu nennen, und wo, sey es durch Erloschen der Schrift, sey es durch auffallende Vorkommnisse Zweifel entstehen, dienen die meist wieder, wie wir S. 340 sahen, doppelten Texte zur Berichtigung oder Bestätigung. Die oben S. 341 ange deuteten Lücken unsers vorliegenden Bandes entspringen fast sämmtlich aus dem Fehlen ganzer Zwischenblätter. Wenige kleinere mögen der Fahrlässigkeit des alten Schreibers zur Last fallen. Gal. 4, 7. fiel vor thanðe lunus (ei ðe viós) aus ak lunus, ðh (ἀλλ' viós . . . ðe), ähnlich wie N. 9, 15. nach gableithja fehlt thanei gableilija (ὄν ἄν οἰκτεῖρω). Vergleiche Mt. 10, 39.; J. 10, 18. 2. E. 5, 5. 4, 10. 13, 11. E. 5, 4. ic. — Col. 1, 29. fehlt nach hi vaursiv, vielleicht weil am Ende der Zeile gestanden, ein is; E. 2, 13. steht in B. obschen nicht am Ende der Zeile (doch vielleicht im Urroriginale) unfreiwei statt des richtigen unfreiwei ðinai in A., während N. 9, 30. in A. galáubei (statt -nái) steht. G. 2, 5. vielleicht ähnlich ufnáivein statt -ái. Es folgt ei. Th. 3, 27. fehlt in B. das nöthige alláim tháim (in A. ist Lücke für alláim sichtbar). Ph. 1, 29. steht hvéh nicht im griechischen Texte, doch ähnlich G. 6, 12. ei hvéh (ut modo). G. 4, 12. scheint aththan von B. 13, wo es fehlt, dem alten Schreiber hinaufgerathen.

Andere offenbare Schreibfehler sind im Ganzen unerheblich, auch meist vom Herausgeber, obschon in den Text mitaufgenommen, als solche in den Anmerkungen gekennzeichnet, aber immer lehrreich für anderweitige Wahrscheinlichkeiten. So G.

3, 29. in A. abrjans statt arbjans (haeredes), woraus sich vielleicht das Mtth. 5, 23. wirklich stehende und seltsame Unicum aibr (δῶρον, neben giba) statt arbi erklären ließe, während Diez in seiner jüngst erschienenen schätzbaren Grammatik der romanischen Sprachen Th. I. S. 56 das im Portugiesischen stehende gebliebene aib (Gabe) dafür zum Belege in Anschlag bringt. G. 5, 8. B. stejt lathödin statt lathöndin (G. 1, 6. richtig), vielleicht aus ΛΑΦΩ ΔΙΝ erklärlich. Ähnlich am Ende der Zeile gestanden vielleicht G. 3, 5. A. lustu ubila statt ubilana in B. — Beitis G. 5, 9. B. (statt heistis) ist wohl kaum mundartlich von einem Neutr. heit von heitan (mordere), wovon jenes heifsi (Ζυμψ) auch kommt. Beitis ist Schreibfehler wie Ph. 1, 15. B. häifstais (statt häifstais), entgegengesetzt G. 5, 6. uslustö (statt uslutö). G. 5, 15. steht verdoppelt fairrindöth, eben so Th. 5, 8. nasfeináis, Ph. 2, 15. B. áinnöhun áikklesjöndö; wie wir schon 1. G. 7, 13. kennt, 2. G. 9, 2. Makidönnim, 2. G. 11, 14. aggiláú, G. 2, 46. alth lasen, dagegen fullnan oft eines seiner I einbüßt (G. 2, 21. 9, 51. 14, 23. G. 3, 19. A. ic.).

Anderweitige Lautauslassungen in Th. 2, 13. B. vaurkei(th), wie 2. G. 8, 11. A. habái(th); \*) wichtiger für weitere Fälle und Schlüsse Th. 5, 5. nah(ü)s, G. 1, 14. B. fravaür(h)té, wie Tit. 1, 3. athairh(ü)ida, 2. G. 2, 14. gabairh(ü)jandin; die sich fortan aus G. 4, 4. (ΓΑΒΑΙΡΗΓΑΝ) und Skeireins 29, 3. (ΗΑΪΑΝ) erklären werden. Vielleicht auch Matth. 13, 18. thlaühs (statt thlaühts wie flauhts, dauhts, draühts etc.). Hiermit erschließt sich ein weiter Einblick in mancherley

\*) Doch lekteres mit der koptischen Uebersetzung. G. 1, 10. dagegen ist galeikái Conjunctionis, wie Th. 5, 21. 3, 9, 13. 6, 63. 16, 18. Mtth. 15, 47. ic. — Auffallend sind G. 5, 10. B. hairáith, G. 3, 15. frignjüith, Th. 4, 14. tiuháith, wo th aber schwerlich gleich als eine neue Form des Conjunctionis auftreten darf.

gewiß schon bey den alten wie bey den neueren Schreibern vergetommene Buchstaben = Verwechslungen. Wer die gothischen Handschriften kennt und der leicht erloschenen feinen Bindestriche der an sich dicken und breiten Buchstaben säulen gedenkt, besonders aber in den flüchtiger geschriebenen schr äg liegenden Zügen einiger Handschriften, der Glossen und der urkundlichen Unterschriften, dem werden die leichten Verwechslungen von Π und ΤΙ, ΓΙ, von Ν und Η, von Η und Π, Ν und Η, Ν und Ν, Ν und Μ, Β und Κ, von Β, Κ und Ν, von Λ und Ν, von Q, Ε und S u. s. w. nur zu nahe treten. Caspiglione las Ph. 4, 3. gewiß nur irthümlich, obschon in beyden Handschriften, Klémámtai statt Klémámtáú; so wie der Unterzeichnete in der Skeir. 11, 25. gewiß falsch tháú statt than. Das sonderbare ΠΑΠΙΓΩ G. pl. Mtth. 6, 5. leider ein Unicum für ΠΑΤΙΩΝ ist sicherlich nur dieses (ΠΑΤΙΩΩ), wofür Ulfla sonst fauradauri (L. 10, 10.) gaggis (Mt. 6, 56. 11, 4. G. 2, 18. 3, 11.) gatvö (G. 14, 21.) hat. Verwechslung des N u. h, vielleicht mit aus schon leiser Aussprache des h \*) in Mtth. 5, 15. liu(h)teith, L. 6, 17. hiuma neben huihma (L. 8, 4. ic. niuhljan (G. 2, 4.) neben dem angels. neofian. Verwechslungen des H und N (alt oder neu?) erscheinen in R. 10, 19. wo inuh thiudöm steht statt in unthiudöm; 1. G. 16, 12. wo statt des unerhörten hithé uhtüig zu lesen seyn wird hithéuh til i(mma) oder hithé gatil i(mma). Man verfinnliche sich nur die gothischen Buchstaben der Handschriften selber. Nicht minder ist R. 7, 23. statt váinaus (infelix) gewiß váinahs (ahd. wēnac) zu lesen. Offenbare Schreibfehler unsers Bandes finden sich Ph. 2, 5. B. fraithjaidáú, Ph. 2, 29. B. haibáith, G. 3, 25. B. viljahalthein, G. 4, 16.

\*) Hiesür spricht noch Liquiden als (statt alhs) Mt. 15, 38.; thair(h)vakands (L. 6, 12.), draunós (S. 6, 12. 4.), neben drauhsnós; doch scheint letztes durchaus von driusan (drausna driulan) L. 16, 21.).



B. Laudékáiom (wie G. 3, 16. innuna verlesen wurde statt innuma); G. 2, 14. B. usman (statt usnam, wie B. G. 7, 1. hiláufeinô st. hilánleinô), Ph. 3, 15. B. andhugjith (statt ándhu/jith) aus dem vorhergehenden hugjith; G. 2, 18. A. millatáujandín (statt -an, wie G. 1, 13. thana matjandín), G. 4, 16. jus (statt izvis, wenn nicht anders gelesen werden muß); Ph. 1, 23. fehlt zu dishabáiths wohl im (wegen des unmittelbar folgenden us tháim tváim?), Ph. 3, 14. figisláuna (oder Dativus?), G. 5, 21. fáurqvitha neben fáuraqvath im selben Vers und fáuraqvêthum (Th. 3, 4. 4, 6. gleich Mth. 11, 13.), während fáurqvitha G. 5, 21. mit Zug und Recht steht.

Wir wenden nach diesem nicht unwichtigen Vorspiele zu der eigentlichen Lautlehre, heben jedoch nur solche Vokal- und Consonanten-Verhältnisse heraus, welche wegen ihres mehr geföhllichen oder auch mehr mundartlichen Wechsels das Augenmerk des deutschen Grammatikers vorzugsweise auf sich ziehen. Auch hier wieder im vorliegenden Bande nicht selten Fälle der Vokalverwechslung in den Casus der dritten starken Declination: Th. 3, 6. Teimán-thái(á)u; \*) G. 3, 5. B. hórinal[á]u; Ph. 3, 19. A. vulh[á]us; G. 4, 19. B. Christ[á]us; G. 5, 6. Christ(á)u (wo nichts bemerkt ist), G. 2, 20. sun(á)us; G. 6, 14. fairhv[á]us, dessen richtiger Genitiv fairhváus B. 3. vorhergieng. Vielleicht gehört dazu auch Ph. 4, 12. usarallu haban dicht neben usaralláu haban (letzteres auch L. 15, 17. 2. G. 2, 4.), welcher Dativ häufig ist, auch hier Th. 2, 17. 3, 10. 5, 13. Ph. 4, 12; der Accusativ allein nur noch G. 2, 7. (ohne sic); der Nominativ (usarallus) allein G. 1, 19.: der Genitiv zum ersten Male jetzt Ph. 3, 8. (usaralláus). Manche jener obigen Fälle ließen vielleicht wegen ihrer Häu-

\*) Der vermiste Buchstabe steht in runden Klammern, der überflüssige in eckigen.

figkeit noch eine wirklich gesprochene Lautmischung denken.

Von Vokalen heben wir noch heraus a) das relativende Suffix -ei, das G. 1, 5. 2, 12. Ph. 2, 26. 3, 8. 20. Th. 3, 1. richtig steht, dagegen statt des einfachen genitivischen é: G. 2, 10. 3, 4. Umgekehrt é statt jenes ei Ph. 2, 26. 3, 19. (A. gar thiziei!). Statt 'is (ille) steht G. 1, 1. 'izé, der Form nach statt 'izei (wie G. 1, 4.). Statt des gewöhnlichen akei steht G. 2, 14. aké. Neben thatainei (solum) G. 2, 10. erscheint thátáin (hoc unum G. 3, 2.), wie mithlan neben miththanei.  
(Fortsetzung folgt.)

Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos, etc.

(Schluß.)

Kap. 29 im Rem ad Senatium refert, jam antea vulgi rumoribus exagitata. Hier haben Keij, Res. u. A. bemerkt, daß die Bedeutung, welche viele Ausleger dem Worte exagitare, belegen, nämlich: verbreiten, besprechen, im Sprachgebrauche nicht begründet ist, und sich daher für Corste's Konjektur exagitata entschieden. Dessen ungeachtet findet man bey dem Herausg. unter den Varianten die sehr überzeugenden Worte: Corlius male exagitatum, und im Kommentar bloß: exagitata i. e. tractata, excussata, divulgata, nostrum vielbesprochen cet. Vv. dd. Mit gleicher Oberflächlichkeit fertigt er in demselben Kap. §. 3. die Variante nullius ab, als ob gar kein Zweifel über die Richtigkeit der andern Lesart nullisen, während ein scharfsinniger Kritiker (Zelling in seinen Emendd. Sall. 1835 p. 19) vor kurzem bemerkte, letztere sey bereits so vollständig widerlegt, ut in posterum ab nullo, qui sana mente sit, et qui, quae ante eum recte facta sunt, noverit, denus induci possit.

Doch vielleicht hat der Herausgeber, wenn er auch in der Auswahl fremder Noten oft nicht glücklich war, durch die eignen Kommentare, welche der Titel seines Buches ankündigt, Kritik und Erklärung wesentlich gefördert? Wir haben allerdings hic und da unter

der Menge des Excerptirten eine erklärende oder kritische Note von dem Herausgeber selbst entdeckt. Die erklärenden bestehen meistens aus einem oder ein Paar unbedeutenden Citaten, wiewohl nicht alle Citate, bey denen kein Interpret genannt ist, von dem Herausgeber herrühren, manchmal auch aus einer Note in der weisland beliebten Manier des Johannes Minckius; bey den kritischen trifft es sich nicht selten, daß der Verf. gar nicht weiß, nu was es sich eigentlich handelt. Wir geben ein Paar Proben seiner Kritik. Kap. 12 extr. bemerkt er zu den Worten: quae fortissimi viri victores hostibus reliquerant: „Multus est ad h. l. in defendenda voce hostibus v. d. Kritizus, quam cur in textum recipias, certe nihil est. Eos enim, quibus sociis Sallustiani temporis Romani bona adimebant, tum ubi haec a veteribus Romanis acceptant, eorumdem hostes, vel potius ab iisdem victos fuisse ideoque vocem hostibus progressae vocis sociis meram interpretationem esse, facile videbis. Was der Verf. hier gegen Kriz anführt, war schon längst nicht mehr streitig. Kriz selbst sagt: luce clarior est, hostes eosdem intelligi atque socios, qui victi quidem essent, et in Romanorum potestatem redacti, sed nondum socii Romani facti essent; aber er behauptete, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Gegenätze made das Wort hostibus nothwendig. Wollte der Verf. ihn widerlegen, so mußte er also Lepteres bestreiten, woran er aber gar nicht gedacht zu haben scheint.

Kap. 14. in. geben bisher die meisten Ausgaben: In tanta tamque corrupta civitate Catilina etc. Das gegen tritt der Herausgeber mit folgenden Worten auf: Solus, ut scimus (eine bey dem Verf. beliebte Rede-weise, welche dasselbe bedeuten soll, wie quod sciam) Cod. Erlang. exhibet itaque in tanta et tam corrupta. cuius auctoritatem quin sequeremur ut non dubitemus, fecit reliquorum librorum inconstantia, tum usus scribendi Sallustianus. Ex antecess. cf. cap. II., 1, IV., 1. 3. VI., 4. VII., 5. IX., 1. X., 3. XI., 7. XII., 2. Da der Verf. sich über den usus scribendi, der hier nöthigen soll, auf das Zeugniß einer einzigen nicht sehr bedeutenden Handschrift hin itaque am Anfang des Kap. aufzunehmen, nicht näher erklärt hat, so wird der Leser begierig die angeführten Stellen nachschlagen, zu seinem Erstaunen aber in keiner einzigen derselben itaque, sondern überall igitur am Anfang des Satzes finden. Die äußerst bündige Argumentation des Herausg. ist also diese: Weil bey Sallust oft igitur am Anfang eines Satzes steht, und

ein Cod. hier itaque in dieser Stellung giebt, so muß Lepteres aufgenommen werden. Denn die inconstantia codd., die der Herausgeber noch anführt, bezieht sich nicht auf das erste Wort des Satzes, sondern auf die folgenden. Kap. 34. in. lesen wir folgende Note des Verf. zu den Worten: Ad haec Q. Marcus respondit: Si quid ab senatu petere vellent, ab armis discedant etc. „Notant ad h. l. vv. dd. (d. h. Lange) respondit esse i. q. respondet ideoque sequi discedant. Nihil dementius. Pertinet respondit ad antegressa, quapropter male a Cortio omissum est, cumque insequentibus discedant solum et modo coniungendum est, quod id, quod e sententia scriptoris profluit, cum eo, quod tanquam effectum narratur. Neminem igitur praesens discedant unquam offendit, qui epistolae (?) verba oratione indirecta posita prae (!) oculis habere meminert. (!)“ Also weil respondit zum Vorhergehenden gehört, konnte es nicht weggelassen werden! Demnach hat wohl Livius sich unrichtig ausgedrückt, wenn er z. B. XXXVII, 52 med. nach Erwähnung einer vom römischen Senate an den König Eunenes gestellten Frage fortfährt: Ad ea rex: Si ab aliis sibi praemiorum optio deferretur etc., und so in zahlreichen anderen Stellen, wo überall respondit, wenn es beygefügt wäre, eben sowohl zum Vorhergehenden gehörte, als an obiger Stelle. Was den übrigen Theil der Note betrifft, so gestehen wir offenhersig, den Sinn derselben nicht enträthseln zu können.

Wie glauben nicht nöthig zu haben, weitere Nachweisungen über das Verfahren des Herausgebers und über die Resultate desselben zu geben. Es wird aus dem Bisherigen zur Genüge erhellen, daß mit einem solchen Buche der Wissenschaft kein Dienst geleistet und kein Bedürfniß irgend einer Klasse von Lesern befriedigt worden ist. Denn eigene Beiträge von Bedeutung hat der Verf. nirgends geliefert, die Commentare Anderer, so groß auch die Masse des aus denselben, namentlich aus den neuesten, von ihm Excerptirten ist, Niemanden entschuldigend gemacht. Der Gelehrte wie der Ungelernte wird unendlich viel für ihn Ueberflüssiges finden, dagegen aber sehr Vieles vermissen, so daß er geduldig ist, andere Hülfsmittel zu Rath zu ziehen. Daß der Herausgeber den Erlanger Cod. nochmals und zwar genauer als es früher geschehen war, verglichen hat, ist löblich, rechtfertigt aber nicht die Herausgabe eines dickleibigen Buchs von mehr als 500 Seiten. Wir können demnach eine Fortsetzung dieser Sammlung von Commentatoren, sofern sie nicht von ganz andrer Art als dieser erste Theil seyn würde, nicht für wünschenswerth halten.

E. W. Jabri.

# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. September.

Nro. 188.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicensis primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

## (Fortsetzung)

Für den sonstigen Wechsel des *é* und *ei* erscheint *É. 2, 21. teikeis* von *tekan* (tangere). Für den Wechsel des *é* und *i* merken wir an, außer *hvileiks* (*É. 2, 6, 11.*), *qvénins* (*É. 3, 19.*) und *qvínòns* (*É. 3, 18.*) \*) das, obschon wahrscheinlich weniger richtige, doch nicht weniger häufige *leikeis* (*É. 4, 4.*) und neben dem gewöhnlichen *thivj* (*οικέτης; É. 6, 13.*), *gathivan* (*δουλεύειν; É. 2, 4.*) und dem neu hinzutretenden *thivadv* (*δουλεία; É. 4, 24.*) nun ein seine Verwandtschaft damit nicht verleugnendes Neutrum *thévis* (*δούλος*, mancipium *É. 3, 22. u. 4, 1.*). Vielleicht haben wir hier ein *thivan*, *thav* (*tháu*), *thévum* zu denken, wie uns *Ph. 3, 16. gavnévum* zu einem gleich *qviman* conjugirenden *snivan*, *snav* (*snáu*), *snévum* statt *snivan*, *snáu*, *snuvum* nöthigt, so daß *snáu* und *thius* für *snav* und *thiv's* stände (gleich *sláiv's*, *snáiv's*). Vgl. *kniu*, *triu*. Wie *snivan* und *thivan* möchte auch ein „*tivan*“ anzusetzen kom-

men, wovon 1) *Tin's*, *Tivis* \*) 2) *táujan* (fl. *tavjan*, daher *gataida*) 3) *tévs*, *tévis* u. *gatévjan* 1 *É. 15, 6.*) 23. 2 *É. 8, 19.*) Für den noch nicht genug verfolgten Wechsel des *ò* und *ü* (*son*, *sünis*, *sünilks*; *aljakónis*, *laúhmóni* etc. auch wohl *thátig* in *súnja*, *ahd. luona* etc.) merken wir noch an außer dem gewöhnlichen *faiguni* (*É. 6, 24. 25.*): *gairuni* (*É. 4, 5.*) und *geiróni* (*É. 3, 5.*).

Für die Consonanten schließen wir an das eben besprochene *snáu* an, wofür wir nämlich *É. 2, 16. analáuik* (*pervenit*) lesen: ob aus Verwechslung von *n* und *h*? oder wirkte die Halbsonanz des auslautenden *v*? — Das Suffix *-uh* sonst *É. 4, 29. svah jah* für *οὐτω και*, *É. 2, 1. A.* im Saganfange *thathrò'h* (*B. thathrò*); *Ph. 1, 23. thanuh nu*; regelmässig *É. 5, 17. hva'h* u. s. w.

Die sonst beym verwachsenen *nisljái* (*ση γένοτρο*, absit) gewöhnliche Verdoppelung des *s* (vgl. *R. 9, 14. 11, 1. 11. 20, 16. L. 20, 16.*) auch hier *É. 2, 17.*, fehlt *É. 6, 14*, wie in den andersbedeutigen *ni sijum* (*É. 4, 31.*), *ni sijuth* (*É. 5, 4. 18.*), *ni sind* (*É. 4, 8.*) — Assimilation sonst in *nithan* (*É. 6, 13*, wo *B. nih-than*), und *jath-thò* (*É. 1, 16*, wo *B. jah thò*) Diese Assimilation des *h*, besonders in *jah* (vgl. *Bayer. Ann. 1834 É. 963<sup>b</sup>* und *Skeir. É. 60*) erscheint hier in *jas-silban* (*É. 2, 17.*), *jam-mundòih* (*Ph. 3, 17. A.*), *jan-ni* (*Ph. 3, 3. É. 4, 18*, wo *B. jah ni*, wie

\*) *Mis. 14, 21. Skeir. 49, 15* etc. auch *qvínòns*, aber 1. *É. 7, 16. qvénòns*.

\*) Vergl. *Ustland* und *Mythische Forschungen. 1836. I.*



Œ. 1, 23), jâb-hi (Œ. 3, 2). Aehnliches in ur-rêdith (Œ. 2, 20.) außer den gewöhnlichen ur-rîfan (Œ. 2, 12. 3, 1.), ur-râifjan (Œ. 1, 1. Ph. 1, 17. Œ. 2, 12) und ur-riqviza (2 Cor. 4, 6).

Die Schreibung des z im Passiv und vor -ei, -uh und -u regelmäÙig; wir führen nur an frâi-lâizâu (Œ. 6, 1), izvizei (Œ. 3, 1), juzei (Th. 2, 13. Œ. 5, 4.), juzu (Œ. 3, 2. 5), mâiz-uth than (Œ. 1, 9); und neben fâurthizei (Œ. 2, 12) wohl begründet fâur this ei (Th. 3, 1.) gleich Skeir. 39, 15. in this ei; 44, 20: in this thatâinei ei. Zu bemerken noch anakâiflêpun (Th. 4, 14. wie L. 8, 13: anasâiflêp) neben gafâizlêp (J. 11, 11) gafâizlêpun (1 Œ. 15, 6).

Für das G: sijum (Œ. 4, 31) u. fium (Ph. 3, 3. A; Œ. 4, 28), sijuth (Th. 2, 20) und fiuth (Th. 2, 20), sijâi (Œ. 6, 14) und siâi (Œ. 4, 6. B); eben so fâiith (Ph. 2, 29. B) neben fâijûth (Œ. 6, 7. B); neben freihals (Œ. 5, 23. B, Œ. 2, 4) auch freijhals (Œ. 5, 23. A); friathva est.

Für die übrigen Gaumbuchstaben: aihum (Œ. 2, 4), vgl. âih (J. 6, 47. 10, 10. 10), âig (1 Œ. 7, 13), âigi (J. 6, 40).

Für die wichtige Scheidung und Mischung des **A** und **Œ**, deren Lehre nicht so klar schon steht, noch so gleichgültig ist, als daß Castigatione S. 27. in den Worten sagen könnte: in Codice A. nullam habeant librarii rationem mutationis litterarum finalium, quae sit ob litteram sequentem; contra id faciunt nulla certa lege, heben wir nur, außer den vielen regelmäÙig beobachteten Vorkommnissen im Participio und seinen Cass. obliq., das Abweichende heraus.

So lesen wir Th. 2, 19. 20. gewöhnlich fahêths, Œ. 2, 22 A. aber schon fahêds (wie der Dat. fahêdâi Ph. 1, 25. 2, 29. Œ. 1, 11. Th. 3, 9. und Accus. fahêd Ph. 2, 1. A.), neben friathva (wie sijathva) das neue Neutr. thivadv (Œ. 4, 24). Framaths (alienus) behält th in Œ. obliq.

framathjana (N. 14, 4) und Verb. framathidans (Œ. 1, 21), würde es im Subst. framadei (ahd. vremedi) wohl verlieren, wie das neue frumadei (principutus: Œ. 1, 18.) von einem nach jenem anzusehenden „frumaths“, und wie naqvadei (nuditas: N. 8, 35 u. 2 Œ. 11, 27) von naqvaths! ähnl. wie von liuhath, liuhadis (auch Th. 5, 5), liuhada (Œ. 1, 12) das Subst. u. Adj. liuhadeins (2 Œ. 4, 4. 6.) vom nicht geleseuen liuhathjan (scheinbar ähnl. wie lauhatjan), das selbst schon bis zu liuhthjan fortgeschritten ist, gleich mahts, anamahtjan u. s. w. Frôds (Œ. 3, 1. 3), frôdei (Œ. 3, 16) von frathis (Ph. 2, 1. Th. 5, 14), frathi (Œ. 2, 18. Œ. 6, 2), frathjan (Ph. 4, 2, 10. Œ. 3, 2) — zeigt unfrôdans (Œ. 3, 1), aber auch unfrôthans (Œ. 3, 3. in beiden Handschr.), Saths oder fads (Ph. 4, 12) bietet neu den Subst. Dativus lôtha (Œ. 3, 1), wovon das schon bekannte gafôthjan-Gôths (καλός, ἀγαθός) bietet das n. gôth (Th. 5, 21) und gôd (Th. 3, 6), wie thata gôdô (Œ. 6, 9), die Cas. obl. Ph. 1, 15. Œ. 4, 18. Œ. 1, 10. Œ. 6, 6. und gôdei (virtus Ph. 4, 8). Guth (deus) als idolum (n) galiuga-gudê (Œ. 3, 5) u. gutha (Seoi: Œ. 4, 8.) und in Compos. gutha-fkâunei (Ph. 4, 6). Dagegen behalten thiuth (τὸ ἀγαθόν auch Œ. 6, 10. Th. 5, 15), thiuda, fkalhis (damnum: 2 Œ. 12, 13; fkalhan, skôth: auch Œ. 3, 25. Œ. 4, 12; fkalhâila: Œ. 3, 25), fkadus (umbra: auch Œ. 2, 17), fkadvjan, (umbrare) stets ihren gleichen Laut.

Von größter Wichtigkeit für die lebendige Aussprache und rhythmische Wâhrung der gothischen Selbstlaute ist bekanntlich die Schreibung der in der hl. Schrift vorkommenden hebrâischen und griechischen Eigennamen, von Menschen, Völkern, Ländern und Stâdten. Auch hiefür bietet unser Band reiche Bemerkungen dar. Langes ô (st. griechisches o) in Aiôdia (Ph. 4, 2),\* Antiôkja (Œ. 2, 11), Maki-

\* Hierin steht zugleich das **V** (das in äiocharistia,

dónai (Ph. 4, 15. Th. 4, 10); dagegen áu (für o) in Aunifimáu (C. 4, 9), Tháiffaláuneika (Ph. 4, 16), Jairáupáulein (C. 4, 13 wie im Kalend.) neben Iairufalém (G. 4, 25. 26) u. Jairufáulyma (G. 2, 1.). — In Laudikáia (C. 4, 13) für Λαοδικαία ist erstlich a-u zu trennen (st. a-áu) und ei vertritt das griech. i; daneben Laudekáia (ebd.), wie Tykékus (Τύχικος: C. 4, 7.), Aréstarkus (C. 4, 10 B.); wo A gar Aristarkus, st. -ái-?). Dagegen Aunifimus (Ουνίσιμος: C. 4, 8) Filippísius (Φιλιππίσιος Ph. 4, 15), noch mehr in Atheinim ('Αθήναις: C. 4, 5) bezeichnend für den frühen Itacismus. Neshlich Kleimáintáu (Ph. 4, 3) für Κλημειντι, doch hat hier A. Klémáintáu, wie Συντυχην zu Syntykáin wird (Ph. 4, 2): Kurzes ε durch i wiedergegeben, wie früher, in Makidónái (Ph. 4, 15. Th. 4, 10); ursprünglich oder accentisch langes i durch ei, wie früher, Teitus (G. 2, 11), Aipafráudeitu (Ph. 2, 15), Théssaláuneikái (Ph. 4, 16). Seina (Σινά) G. 4, 24, 25. E für ε in Aivaggéljō, áivaggéli, aggélū (ἄγγελον G. 4, 14) neben aggilē (ἄγγελων: C. 2, 18) und arkaggiláus (Th. 4, 16), souñ aggillus (1 C. 4, 9) und gar aggillus (2 C. 11, 14). — In Báineimeins (Ph. 3, 5. A) oder Báiniameins (in B wie Βενιαμιν) kein j, wie auch nicht in Filippísius (Ph. 4, 15), Kaúrinthius (2 C. 6, 11. 1 C. 16, 24) neben Kaúrintháius (2 C. 15, 15).

Neshlich Arabia (G. 4, 25), Kileikia (G. 1, 21), Galatia (G. 1, 2), Syrias (C. 2, 2 neben Saúráis G. 1, 21), Aídiáia (Ph. 4, 2), aber Antídkja (G. 2, 11). — Der schon beachtete Wechsel des i u. G in Iudáia (G. 1, 12. Th. 2, 14), Iudáius (G. 2, 15, 15. Th. 2, 14) neben Judáius (G. 2, 24. 3, 28. C. 3, 19). — Für das griechische χ tritt fast regelmäßig (außer Kristus, Aivcharifúia etc.) K ein: Aréstarkus (C. 4, 10), Syn-

diólugia, paraskáivē steht), in beyden Eodd. während Victorinus selbst Euchodiam gewährt.

tyháin (Ph. 4, 2), Tykékus (Th. 4, 7), Antídkja (G. 2, 11), Arkippáu (C. 4, 17), Arkaggélus (Th. 4, 16) und Kréks (G. 3, 5. 7. 28. C. 5, 11).

Wie die Lautbezeichnung der Fremdwörter ist auch ihre Declinationsweise bey Wífla sehr lehrreich. Von den Ortsnamen heben wir in dieser Beziehung heraus: du Atheinim ('Αθήναις: Th. 3, 1), von Bólfkernamen du Galatim (von Galateis, Γαλαται: G. 3, 1) du Saúrim (Συροις: C. 2, 2) von Saúr (Σύρος: C. 4, 21), du Káuláuláim (C. 4, 18.), du Hébráium von Hébráius (Ph. 3, 5), du Iudáium (G. 2, 14) von Iudáius (G. 2, 24, 3, 28. C. 3, 19), Pl. Iudáieis ('Ιουδαίοι: G. 2, 13. 15). — Σατανάς wird Satana (Th. 2, 18. wie Mt. 8, 53. 1. Cor. 7, 5. 2 C. 14, 14.) Λούκας bleibt Lukas (C. 4, 14), Βάρναβας Barnabas (G. 2, 15. wie Mt. 15, 7. 1 C. 8, 7, doch Barabba J. 19, 1. wie Kafafa J. 18, 14; D. Kafafin: 15), G. Barnabins (C. 4, 10), D. Barnabin (G. 2, 1. 9, wie 2, C. 2, 1.) wie auch Zakarias (L. 1, 5 zc.), Zakariüs (L. 1, 40). Eben so Aipafras ('Επαφράς: C. 4, 12) D. Aipafrin (ἀπό 'Επαφρά: C. 1, 7). Diese wie Sunjáifrihas im got. Kalender, vielleicht auch Oύλφιλaz. "Αγαρ ist Agar (C. 4, 24); Isak dekliniert Isakis ('Ισαακ: G. 4, 28), Israél ('Ισραήλ) Israélis (Ph. 3, 5), Israéla (G. 4, 16); Βενιαμιν dekl. Báiniamins (Ph. 3, 5); Σινά ist Seina (G. 4, 25) D. Seinái (G. 4, 24. 25: Σινά). Κλημειντι wird Klémáintáu. Wie dieses dekl. Teitus (G. 3, 3), Markus (C. 4, 10), Páitrus (G. 2, 9, 11), Pavlus (G. 1, 1. 5, 2. C. 1, 23. 2, 18) Aréstarkus (C. 4, 10), Arkippus (C. 4, 17), Auneifimus (C. 4, 9), Aipafráudeitus (Ph. 2, 25), Iakóbus (G. 2, 12), und auch Barbarus (C. 3, 11), dem sich auch (ebd.). Σκύθης, Scytha zur 3. st. Dekl. fügt: Skythus. Diese Dekl. bietet auch hier in den fremden Eigennamen, wie oben, bestreblichen Wechsel des u und áu dar. Th. 3, 6 A. Teimáuthái-(á)u (Th. 3, 2. der richtige Accus.), Ph. 3, 8

Christ[us]u. Der Dativus Iesu sehr oft, wie der gleichlautende Accus. Daneben zum Gen. Iesus auch der D. Iesus wieder (G. 2, 16. Th. 2, 15. 4, 1.), der auch sonst vielfach erscheint, und nur in G. 2, 16 wie N. 13, 14. mit Christu vereint, bey welchem sonst meist nur Iesu steht, da Ersteres schon Casuszeichen hat; doch auch Iesu allein (Mf. 10, 50). Eigenthümlich fügen sich in die Declination auch anderweitig aufgenommene Fremdwörter. Am Rande erscheint wieder öfter (und zwar stets ohne das s, das in kavifjöd) läiktjöd (G. 5, 25, Ph. 1, 21. 3, 1. 4, 1.); eben so defl. pšalmö (auch G. 3, 16), škaúrþjöd, šikkélšjöd, šivaggéljöd, neben dem zu G. 1, 13. 1 G. 9, 23. 15, 1. auch wieder vorkommenden n. šivaggéli (G. 1, 7. 2, 2; 1, 6), wovon sich ableitet šivaggéljan (εὐαγγελίαν: G. 4, 15 \*) wie práufštjan von práufšeti (προφητεία), das sich hier im D. pl. práufštjam (Th. 5, 20) wiederholt, der freylich auch zum masc. Acc. práufštjans (1 G. 13, 2.) gehören könnte, von práufštja, wie šivlängjan izvarana (2. G. 9, 5), šivcharifšian (2 G. 9, 11), drakana (G. 15, 7. 8), ugkjan (arezz. Urf.) ic. Ein weibliches práufšetei ließe sich denken, wie apauštáulei (ἀποστολή: G. 2, 8. Ph. 2, 25 zu 1 G. 9, 2). Aipifšáulē (G. 2, 16. Th. 5, 27) wie früher G. 1, 1. 2 G. 3, 2. 3. 7, 8; der D. n. A. aber šipifšáulein (N. 16, 22. 1 G. 5, 9). — Aipšeis sind beygehalten als haireiseis (als wenn die verkörzeten Gotharieran dafür kein Wort in ihrer unbefangenen Muttersprache gefunden hätten). Fareiláus (Ph. 3, 5.), Apauštáulus (G. 3, 11) und Práufšetus (Th. 2, 15) gehen nach ihrer gewohnten Defl.; eben so aggilus (G. 4, 14. Th. 4, 16.), doch aggilē (G. 2, 18). wie bróthre (1 G. 15, 6. Mth. 25, 40. Ph. 1, 14). Nach derselben Declination erscheint neben dem gewohnten Sabbathē der Dativ

Sabbatum (G. 2, 16), sonst sabbatim (Mf. 3, 4 ic.).

Durch diese Declinationsverhältnisse der Fremdwörter zu dem für die Formenlehre in unserm Bande Bemerkenswerthen hinübergeleitet, fassen wir zunächst die Declination weiter ins Auge. Von der zuletzt besprochenen 3. st. Defl. auf -us erscheinen außer den schon betrauten Masc. dāuthus, fairhuvus, lithus, lustus (Th. 4, 17), lustus (G. 5, 16. Th. 4, 5. 2. 17. G. 5, 24. G. 3, 5), unlustus (G. 3, 21), škadus (G. 2, 17), funus, vahstus (G. 2, 19), vulthus, fráujinassus (N. pl. G. 1, 16. 3. Gen. G. 1, 21), hōrinassus, kalkinassus, škalkinassus, blōrinassus, usarassus und den Fem. handus u. ihāhtus (G. 2, 23. zu 1 G. 10, 28. 29.) auch das wahrscheinlich weibl. háidus (háidum, Pl. für τρώπω: Ph. 1, 18), das im ahd. heiti, heit zu andrer Defl. übertritt. Das unregelm. ménōths liefert den D. ménōthum (G. 4, 10), wie hajōths, hajōthum ic. Für die 2. st. šáfs. Defl. erscheinen kuni, kunthi (G. 1, 9), ufkunthi, andi (Th. 2, 16. daneben andei: Ph. 3, 19), frathi, reiki, šaurafilli, šairguni, šairuni, geirōni, valdušni, gavaúrki, gavairthi, gabindi (G. 2, 19. 3, 14), galkalki (σύνδουλος: G. 4, 7. 1, 7), andbahti, andaláuni, andáugi, andvairthi, unsar gōd gaminthi (memoriam: Th. 3, 6. wie im Kalender) Fráistubni (G. 4, 14.) ist weiblich Gram. I. 604. — Von Genitiven jener šáfs. Defl. außer den kurzen kunjis (Ph. 3, 5), kunthjis (G. 1, 9; sogar auch Ph. 3, 8), šaura-filljis (G. 2, 2.), gavairthjis (Th. 5, 23 wie schon früher), auch gavairtheis (Ph. 4, 9. wie schon früher), der im Diphthong scheinbar verwandte Genitiv this hakteis (Th. 5, 3) wird sich uns in eine andere Lesart verwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Dafür bisher špillōn, thiuthšpillōn, mérjan, váilamérjan, gakanjan.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. September.

Nro. 189.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaxv. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Das räthselhafte niuklahs' (oder niuklah's?) worüber Grimm, Bopp, Holzmann und J. H. Falkertsma in Deventer \*) verhandelt haben, tritt hier wieder im Rom. Sing. auf (G. 4, 1). Das von Grimm für Skeir. 46, 13. adjectivisch verlangte von Unterz, dort als Subst. baurs angeführte (Skr. 46, 13: als D. áinabaura funáu, L. 2, 7. als Aesf. frumabaur) erscheint nun G. 15, 18 im Rom. schon ohne s (frumabaur, πρωτόζωκος), wemach es zu den Subst. Guth, fadar (G. 4, 6.), bróthar, fsvistar, dauhtar, vair (u. káifar) tritt und der U. den Gedanken nicht unterdrücken kann, daß jenes baür einer jener ursprünglichen, in die mythische Zeit der Sprache hinaufgehörigen Ausdrücke sey, bey denen Grimm neuerdings (Mythol. S. 10) aus solcher ihrer Natur den Mangel des nominativischen s zu deuten versucht hat, und daß hier an den wurzelverwandten Vuri (gothisch Baura?) der

Mythologie zu denken sey, den Erstgebornen (Frumabaur), welchen Rudhumla aus dem Felsen leckte (Myth. S. 204. 207).

Zu verwandter mythischer Aufknüpfung reizt der an sich schon formcigne Gen. pl. fullithé, welcher G. 2, 16. der Gen. Sing. *vouuevias* übersetzt, aber erstlich nicht Neumond, sondern ganz wie das ags. fullt úngl Vollmond, plenilunium heißt, sodann willkommene Zugabe zu dem ist, was Grimm Myth. S. 404 bis 407 zu entwickeln bemüht gewesen ist. Die Form des G. fullithé müßte von fulliths (wie magaths, menóths) kommen; fullitha wäre gewöhnlicher, und selbst fulléth; das im Aesf. fulléih Mik. 4, 28 (wie faheiths neben fahéth), ist noch verdächtig (vielleicht fulléin), da dort der upsalische Text jetzt fehlt. Ein G. fullithé aber zum N. fullitha würde die Mischung der 1. und 4. Decl. bestätigen, wofür außer andern Gr. I. 605. aufgeführten Beyspielen allein schon der Doppels. Gen. dáiló (2 G. 6, 14) und dáilé (2 G. 6, 15), eben so der N. vëgós (Mik. 4, 37) neben dem D. vëgin Mik. 8, 24) spricht; während saggvam G. 3, 16. in das G. 5, 19. richtig stehende kaggvim wird verändert werden müssen. Für solche Mischungen oder allmähliche Verwischungen der Declinationen zeugt noch mehr der Gen. pl. der Verbalsubstantiva auf - eins (st. 4. D.), welche nicht - einé, sondern aus der 1. st. D. -einó entnehmen, so daß Ph. 4, 8. neben gódeinó (von gódei, schw. 3. Dkl. die im G. pl. mit st. 1. D. zusammenfällt) hazeinó steht, und Ph. 2, 1. gableitheinó (wie 2 G. 1, 3. und gathraffeinó; wie 2 G. 7, 1 (bisáuleinó)

\*) De Overblijfselen der gothische taal, zoo verre zij tegenwoordig bekend zijn. Mätz, 1835. 8. S. 12 — 15. Dieser leitet es von „Klihan,“ Grimm von „Klakan, klök (glocire),“ wovon das nord. ny - kläkinn (neuausgetrütet).

10, 5 (ufarháuseinö) 12, 7 (andhuleinö). Mf. 1, 27 (laifeinö), Sk. 41, 14 (hráineinö). Eben so der Nom. pl., welcher mit st. 1., nicht 4 schw. stimmt, hiródeinös (G. 5, 20. wie 2 G. 12, 20), náiteinös (Mf. 3, 28).

Manche andere Vorkommnisse vergewissern über die Dekl. und zum Theil über das Geschlecht dieses oder jenes Wortes. So háilfleis (G. 5, 20. zu 2 G. 12, 20), fralustáis (Ph. 1, 28), stabim (G. 4, 3. 9. G. 2, 20), stakins (G. 6, 13), hundans (Ph. 3, 2), gavilsins (G. 2, 19), du sótha leikis (G. 3, 1), gáidva (G. 1, 24):c. Zu scheiden kommt künstug aus G. 5, 21: gabaúrös (comessationes) zu gabaúram (N. 13, 13) ein männliches gabaúrs (comessatio, voluptas von einem sächlichen gabaúr (tributum, collecta: 2 G. 16, 1. 2. N. 1, 3, 7). — Ueberaus wichtig wird der D. athnam (íviavróis, G. 4, 10), was auf den ersten Anschein wie val'nam, nam'na (und die Masc. ab'né, aúhl'né) anf ein athö (oder atha?) schließen lassen könnte, doch würde daraus das n im Neutr. 2 st. D. at-athni (J. 18, 15. this atathnis) sich nicht erklären; so daß athn angelegt werden muß, oder besser athns, dem lat. annus, (als Assimilation aus atnus, íviavróis aus évos? von étos, das trefflich in der Lautverschiebung steht,) ganz entsprechend. Bemerkenswerth auch noch der zweyte Beleg, (G. 4, 1) zu der bisher nur einmal (Mf. 16, 5) erschienenen starken Form taihsváí neben der sonst nur schwach erscheinenden taihsvón:c., welches schwache Adj. zu Hand (Mth. 5, 30. mit handus, ohne h: Mth. 6, 3. Mf. 15, 27), Auge (Mth. 5, 29), Ohr (J. 18, 10), Säule (G. 2, 9) Waffen (2 G. 6, 7) gefügt wird. Man könnte, da taihsva in jezen beyden Stellen von der Seite (zur rechten Hand: G. 3, 1. Christus ist in taihsváí Guths sitands, Mf. 16, 5: sitandan in taihsváí) gebraucht wird, einen feinen Unterschied vermuthen, doch sieht N. 6, 34. dafür: faei ill in taihsvón Guths. —

Endlich merken wir noch an die Vocative thuk gajukó (σούζυε) und valisó (γυνήσσε) G. 4, 3.

Auch die Declination des Pronomen's bietet einige beachtenswerthe Umstände. G. 5, 3. hvamma manné muß hvamma oder hvamméh heißen. Auffallender ist Th. 4, 2. das als „lectio certa“ und kaum für OQS erlebte OMIQSS (τίς, quales, weibl.) st. hvös! Doch las oder schrieb Castiglione 1. G. 4, 5. auch irrthümlich hvarjizumma statt des handschriftlich richtigen hvarjamméh. — Das Ph. 2, 25. B. stehende izvana (st. izvarana), rhythmisch vielleicht herbezogen durch das verbundene jah meinana, dürfte vielleicht als ein merkwürdig frühes Vortpiel der schon im Ahd. hervortretenden Nebenform des Pron. possessivi nicht ganz verworfen werden. Die Möglichkeit des späteren Verschreibens (izvana) fällt natürlich für das Gothische fort. Das Ahd. zeigt bekauntlich neben der organischen Form iwerer auch schon iwêr, neben unlerer schon unler (andere noch das goth. unlar' st. unlars, unlrs), altf. unlk, ús; ink, iu (st. unker, úser — inker, iuwer), ahd. iuwaz, unfaz, unlen (Ostr. 4, 5. 60), mhd. unlen, unlem.

Die Conjugation bietet für Reduplication Th. 3, 5. (kúkráiki) 4, 14 (análáilëptum), für Imperative G. 4, 27, Participia fem. G. 4, 10. 27. Th. 3, 13. 2, 14; Passiva 3 P. S.: Ph. 1, 18. 20. G. 6, 6. (la háitada, eb schon ó λεγόμενος, neben ebsd. la láilida, καθ'ηχόμενος), 6, 7; 1 P. S.: G. 5, 11; Plur. -anda, 1 P: Th. 4, 17; 2 P: G. 5, 13; Conjunct. 2 P: S. G. 6, 1. 3 P: Ph. 2, 5. G. 4, 19, 6. 1. Th. 3, 3. 5, 27. G. 4, 6.; 1 P: Ph. 3, 9; Plur. -áindáu: 2 P: G. 2, 17. Th. 3, 3; 3 P. G. 5, 12. 2, 17. — Arháidëdidjáu (G. 4, 11 A. laboraverim) muß mit B. arháidëdidjáu heißen; das G. 2, 22 durch thairh thatei is brúkjáidáu umschriebene τῆ ἀποχρήσει (ipso usu Vulg.) heißt nicht wie Castiglione über-

seht, per quod (quis) eo utatur, sondern per quod id (eius) adhibeatur. Oder man müßte brukjadáu lesen wollen, wie láufjadáu, aisteigadáu (Mth. 27, 42. 43. Mk. 15, 32), bey denen stets nu folgt. Der Coniunctivus wäre E. 2, 22. ganz angemessen. Usliggváidjáu (E. 4, 16) neben dem richtigern usliggváidáu (daß auch Th. 5, 27) muß vielleicht inusliggváid jah verwandelt werden, wovon später.

Intransitiva erscheinen: áuknan (E. 2, 19. Th. 4, 10. Ph. 1, 26), gadáuthnan (E. 3, 3), fullnan (E. 1, 9), andlètnan (Ph. 1, 23), afflinan (Th. 4, 17), ganóhnan (Th. 3, 2). Die meisten dieser Intransitiva werden bekanntlich von Präterito Plur. des Participii gebildet, so von nahán, náuh, nóhum — ganóhnan; leiban, láif, libum, libans — afflinan; giutan, gáut, gutum, gutans — usgutnan; tairan tar, tèrum, táurans — distaúrnan; brikan, brak, brèkum, brukans — usbruknan; tindan, tand, tundum, tundans — întundnan; liufan, láus, lufum — sralufnan u. s. w. Doch kann ganóhnan (durch ganóhjan) zunächst vom Adj. ganóhs gebildet seyn, wie gabignan (E. 1, 53) von gabigjan (2 E. 6, 10), wie mikilnan (2 E. 10, 15) von mikiljan (N. 11, 13 u. auch E. 1, 24. Ph. 1, 20). Hiebey sey des noch nirgends geltend gemachten, aber wahrscheinlichen Grundes gedacht, warum jene Intransitiva ihr Präteritum nach der 3. schwachen Conjugation bilden, weshalb früher die Infinitiva irrthümlich auf -nón angelegt wurden. Ließe sich von niman, nam ein Transitivum namjan und davon wieder ein Intransit. namnan denken, so würde namnida zusammengefallen seyn mit ganamnida von nanjan (nennen) \*) von namó: so scheid die Sprache alle jene passivischen Intransitiva von den Transiti-

\*) Sollte nicht auch binamniddédu statt binaminddédu (E. 16, 14) zu lesen seyn? — Binamnjan (Beynammgeben) wie bíldákan, bíróðjan, bírónan, bíspeivan, bíkukjan, bíhlóhjan u. s. w.

ven, welche das n schon zu ihrer schwachen Conjug. stammhaft mitbrachten (ibujan, namnian, rehnjan, rign(an), svignjan). Eine nicht so sinnige Unterscheidung tritt bey der 2. schw. Conjug. ein, welche so wenig wie Indic. und Coniunct. Präs. (J. 17, 23: ei frijós ins, kvalvè frijós mik), so auch Activum und Passivum nicht scheiden kann ((frijóda: J. 14, 21), während die erste (-ida, -ada) sich wohl zu helfen weiß. — Eigen gebildet ist gaáinanáidái (átoppavastérvés, desolati: Th. 2, 17), so daß gaáinanau (nach der 3. schw. Conjug.) sich vom Accusativus áinan (áina: solus, desolatus) bildet, ganz wie galkóthan-an (N. 14, 4) von einem Adjectiv. galkóths, gebildet von stathan, (neben anda-stathis, (wie gadóhs von daban,\*) unandlöks von lakan), sóths, sóthjan von saths, sads, und gatém(ís) von timan, andaféts von sitan u. s. w. oder doch unwahrscheinlicher vom Particip. galkóthanái (1 E. 4, 11), von einem Verb. stóthan. — Des auffallenden hairáith (Conj. βαράσαι E. 5, 10. während es auch βαράζει E. 6, 2 vertritt) neben hairith (βαράσαι: E. 6, 5) ist oben E. 451 Anm. schon Erwähnung geschehen.

Wir eilen zur Wortbildung und bezeichnen hier 1) außer den schon bekannten Neutris hat-is (E. 3, 8), sig-ís (Ph. 3, 14) und theih-s (Th. 5. 1) neu und unerhört für den D. Zvyč. (E. 5, 1.) jukuzja. Usthulan verlangt den goth. Accusativus, so daß im Nom. jukuzja (weibl.) anzusetzen wäre, wozu, Timotheus 6, 1. den D. jukuzjai (Zvyč) beybringt, woauch eine etwaige Vermuthung von jukuz jah oder gar juk uz-jah-thuláith \*) wegz-

\*) So daß gadóhnan etwas ganz anderes wäre (aptare, aptum reddere) als gadóhnan (obmutescere).

\*) Jah ist noch nicht so zwischentretennd erschienen, wie uh: (at-uh-gaf: E. 4, 9), an-uh-kumbei: E. 17, 7), an-uththan-niujáith. E. 4, 23, at-uththan-gaggand: 1 E. 14, 23, uh-uh-hvópidá: E. 18, 38; vgl. J. 7, 32. 11, 41. 16, 28. 17, 1.



fallen muß. Jukuzja ist willkommene Bestätigung zum Plur. *hêrufjôs* (parentes), wovon der Wechsel des *s u. z* nicht bedenklicher ist, als in *hláiv-asna* (sepulcrum) und *arhv-azna* (telum: *Æ.* 3, 16), und wieder *filu-sna*. — 2) auf *-itha* erscheinen *aggvitha* (*ἄγγις*: *Æh.* 3, 3. 4. B., in *A.* *aglitha*), *unhráinutha* *Æh.* 4, 4. *Æ.* 5, 19. neben *unhráinei*: *Æ.* 3, 5.), *kaúriitha* (onus: *Æ.* 6, 2), *milditha* (*largitas*: *Ph.* 2, 1), *tulgitha* (*securitas*: *Æ.* 1, 23), *ihvalfitha* (*ἀσφαλῆς*: *Ph.* 3, 1), *vargitha* (*judicium*: *Æ.* 5, 10), *veihitha* (*sanctitas*: *Æh.* 3, 13. 4, 3) Ueber *Fullithê* war oben *Æ.* 466. die Rede. 3) Weitere Bildungen mit *th*: die gewöhnlichen *liuhath*, *háubith*, *vitóth*; *ménóth*s (*Æ.* 4, 10), *sahêth*s, *gamáin-duths* (*Ph.* 2, 1. 3, 10), *dulth*s (*Æ.* 2, 14), *gaminthi* (*Æh.* 3, 6), *háurthei* (onus: *Æ.* 6, 1). — 4) mit *ð*: *thivadv* (*Æ.* 4, 24), *gakunds* (*Æ.* 5, 8.\*\*) von *kunnan*, wie *gamunds*, *skulds*, *gafaurds* (*Mf.* 14, 35. 15, 1), *gahugds* (auch *Ph.* 2, 3. *Æ.* 1, 21), während *liuhjan*, *mahts*, *faúrbaúhts* (*Æ.* 1, 14), *thultus*, *framgahts* (*Ph.* 1, 25), *fravaúrhts*, *frifahts* (*Æ.* 1, 15. 3, 10. *Ph.* 3, 17), *ínsahts* (*Æ.* 2, 2), *ustáhts* (*Æ.* 3, 14), *gathláiths* (*Ph.* 2, 1. 4, 11), *galkahts* (*Æ.* 6, 15. *Æ.* 1, 15. 22), *thaurf*s (*Ph.* 2, 25. 1, 24) *ic.* zum *t* vorschreiten — 5) mit *-t*: *fiils* (*Σπόρος*: *Æ.* 1, 16), *nagls* (*clavis*: *Æ.* 2, 14), *tuggl* (*fidus*: *Æ.* 4, 3), *agló* (*Σλίψις*: *Ph.* 1, 17. 4, 14. *Æh.* 3, 7), *imiló* (*πρόφοσις*: *Ph.* 1, 18. zu *3.* 15, 22); *hvóft-uli*, *fáiv ala*. Ueber *skath-aíla* (*Æ.* 3, 25) und den *D.* *manaulja* (*habitu*: *Ph.* 2, 8) weiter unten. — 6) Zu *usbeins* (*patientia*, *expectatio*, wovon der *D.* *usbeinsái* auch *Æ.* 1, 11. *Ph.* 1, 20), gesellt sich die Nebenform *usbeins-ei* (*Æ.* 5, 22) mit gleicher Bedeutung, wo-

von *Æ.* 3, 12. sogar der *Acc.* *usbeinsnein* erscheint. Letztes schwerlich von *usbeinsneins*, was ein *Verbum* *usbeinsjan* und dieses immer wieder ein *Adject.* *usbeins's* voraussetzte, (wie unbeitelt 2 *Æ.* 5, 8. ein *Adject.* *heisteis*, *heisja*, wovon *gabeisjón* 1 *Æ.* 5, 6. 7.), das neben dem *Enbst.* *hergienge*, wie *fravaúrhts* (*peccatum* und *peccator*), *gaqvís* (*consensus* und *consentiens*), *mahts* (*vis u. potens*), *stals* (in *ustalsrefurrectio*, *afflatus repudium*, *tvistals dissensio* und *Adj.* *faurstalsis*: *Æh.* 5, 12. 7) Zu *skill-iggs* (*solidus* in den *Quittungen*\*) tritt unnehrl. *gadiliggs* (*consobrinus*: *Æ.* 4, 10), *ahð.* *katuline*. *mhd.* *geteline*, *alts.* *gaduling*, *agf.* *cydhling*, *cognatus*. Außerdem im *adjectiv.* *ad-* verb. *unvêniggó* (*repente* oder *repentinus* sc. *interitus*: *Æh.* 5, 3), *ven vên*s (*spes*), *vênigg*s (*sperans*).

Von den aus *Adjectiven* der 1. u. 2. *Decl.* gebildeten *Substantiven* auf *-ei* erscheinen, außer *áithei* (*mater*: *Æ.* 4, 26), folgende: *aglái*ei (*ἀσέλγεια*: *Æ.* 5, 19), *áudagei* (*beatitudo*: *Æ.* 4, 13), *háurthei* (*φρότιον*, onus: *Æ.* 6, 5.), *usbeinsnei* (*patientia*: *Æ.* 5, 22. *Æ.* 3, 22), *blei*thei (*miseratio*: *Æ.* 5, 22. *Æ.* 3, 12), *áinfalthei* (*simpli-citas*: 1 *Æ.* 3, 22), *fródei* (*prudentia*: *Æ.* 1, 9. 3, 16), *frumadei* (*principatus*: *Æ.* 1, 18), *gabei* (*divitiae*: *Æ.* 1, 27), *gaúrei* (*tristitia*: *Ph.* 2, 27), *gódei* (*virtus*: *Ph.* 4, 8. in *galtigódei* schon *R.* 12, 13), *armaháirtei* (*miseri-cordia*: *Æ.* 3, 12), *haudugei* (*sapientia*: *Æ.* 1, 9. 2, 23, *viljahalthei* (*προσοπωλυψία*: *Æ.* 3, 25), *unhráinei* (*immunitia*: *Æ.* 3, 5), *latei* (*pigritas*: *Æh.* 1, 13. wie *Æit.* 3, 1. 12, 11), *lujjaleisei* (*veneficium*: *Æ.* 5, 20), *gamáinei* (*societas*: *Æ.* 2, 9), *mundrei* (*σκοπός*, *destinatus*: *Ph.* 3, 14), *qváirrei* (*modestia*: *Æ.* 3, 12. *Æ.* 5, 22. 6, 1), *garáirtei* (*justitia*, *ost*), *riurei* (*corruptio*, *interitus*: *Æ.* 2, 22. *Æ.* 6, 8), *sélei* (*benignitas*: *Æ.* 3, 12. *Æ.* 5, 22), *unsélei* (*malitia*: *Æ.* 3, 8) *fiukei* (*infirmitas*: *Æ.* 4, 13), *guthalkáune*i (*μωρφή*) *Seoð*: *Ph.* 2, 6), *fvikne*i (*casitas*: *Æ.* 5, 22), *thváirrei* (*iracundia*: *Æ.* 3, 21), *aglái*tiváurdei (*αἰσχρολογία*: *Æ.* 3, 8).

(Fortsetzung folgt.)

2 *Æ.* 2, 2.) und *nu* (*us-nu-gibith*: *Æ.* 20, 25) und *ni* (*mith-ni-qvam*: *3.* 6, 22) und *u* (*ga-uhva-sêhvi*). Doch könnte man in dem oben *Æ.* 463 aus 1 *Æ.* 13, 1. besprochenen *pranfêjtjans vitjáu* gleichfalls ein *pranfêtja*. *us-jahvit-jau* vermuthen.

\*\*) Doch *gakunths* (*Æ.* 3, 23).

\*) Und *Azdingi*, *Theruingi*, *Thuringi*, *Othingi* *ic.*

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. September.

Nro. 190.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Endlich vom adjectivisch gebrauchten Particip drugkans (1 C. 11, 21), \*) — drugkanei (ebrietas: G. 5, 21.), wie auch R. 13, 13. drugkaneim st. des gedruckten drugkameim zu lesen kommen wird.

Von den Verbalsubstantiven auf -eins, -ains, -öns kommen hier vor: 1) Gableitheins (οἰκτιρμός: Ph. 2, 1), dāupeins (βάπτισμα: C. 2, 12), galfreideins (περιποιήσις, acquisitio: Th. 5, 9), göleins (ἀσπασμός: C. 4, 18), hāuheins (Ph. 2, 11), hāuneins (Ph. 2, 1. C. 2, 23. C. 4, 2), gahāufeins (ἀκοή: G. 3, 25), hāufeins (Th. 2, 13), hazeins (ἔπαινος: Ph. 4, 8), ufnāiveins (ὑποταγή: G. 2, 5. zu 1 C. 15, 26. 27. 28. C. 1, 22), andhuleins (ἀποκάλυψις: G. 2, 1. 2), läifeins (διδασκαλία: C. 2, 22), galāuheins (πίστις; oft), ungalāuheins (ἀπιστία: C. 3, 6), garāideins

(κάρων, regula: G. 6, 16. Ph. 3, 16.), birödeins (γόγγυσμός: G. 5, 20), anastödeins (ἀρχή, principium: Ph. 4, 15), ustāikneins (ἔνδειξις, causa: Ph. 1, 28), gathraffsteins (παράκλησις: Ph. 2, 1); — 2) Bāuāins (πολίτευμα, conversatio: Ph. 3, 20), gahöthāins (ἐγκρατεία, continentia: G. 5, 22 zu 1 C. 7, 5), libāins (vita: G. 6, 8. Ph. 1, 20), träuāins (fiducia: Ph. 1, 20), thulāins (πάθημα: Ph. 3, 10); — 3) Aihtröns (δέησις: Ph. 4, 6), lathöns (κλήσις, vocatio: Ph. 3, 14), sunjōns (ἀπολογία, defensio: Ph. 1, 16). Das letzte Wort tritt fortan sicher, wie Gr. III, 513. bereits vermuthet worden war, zu jenen hinüber (vom Verbum sunjōn: 2 C. 12, 19. L. 7, 35); die bisher angeführte Form sunjō war aus dem bis jetzt allein vorgekommenen Accus. sunjōn (2 C. 7, 11; neben unvèrein, gairnein) gefolgert worden. Nun erscheint dort der D. sunjōnāi. Umgekehrt wird die auch in Skeir. unter deis angeführte Form siludeiseins (neben siludeisei) aus dem in C. 4, 14. von Castiglione aufgeführten D. siludeiseināi durch berichtigte Lesart in jene alte verwandelt. Es heißt dort nämlich fortan: in siludeisein du listeigōn us vandjāi airzeins.

Von den Wörtern der 3. Decl. auf -allus, außer den oben S. 464. angeführten noch ibnallus (C. 4, 1).

\*) Das ähnlich erscheinende vainans (infelix: R. 7, 24) ist oben als vainahs gedeutet worden, steht übrigens mit vain-ei (utinam: auch G. 5, 12) wohl in Wurzelbeziehung.

Von Adjectiv-Bildungssylben: 1) auf -L: außer ubils (oft) das auffallende la skathaila (οἰστικῶν: C. 3, 25), dem ahd. skadal (noxius) entsprechend: das ai der Bildungssylbe wird in der

Anmerk. wiederholt. — 2) auf -R: mundrs (wie fundrs, hläturs, fnutrs, bäiturs, fagrs, abrs, läusqvithrs, vielleicht auch aithrs in aithrôn aus äigan, aiths, zu haben begehrlsch), aus mundrei (σκοπός, destinatus: Ph. 3, 14) entnommen; gewiß das spätere muntar (vigil, citus), das sich so mit zu dem ganz nahe (Ph. 3, 17) vorkommenden mundôn (σκοπεῖν, observare) gesellt, von munds (consilium, cura, tutela) ahd. thiū munt, agf. mund. \*) Und gewiß wie gamunds (memoria) von gamunan, so jenes von munan, muns sinnen, Sinn. Also munan, muns, munds (putatus: L. 3, 23. und Subst.), mundôn, mundrs; gamunan,\*\*) gamunds; — 3) auf -aths: framaths (C. 1, 21), und „frumaths“ in frumadei (C. 1, 18); — 4) auf -is: ganz neu erscheinend gavalis in C. 5, 12 (gavalisai, ἐκλεκτοί, electi) gewiß von valjan (eligere: Phil. 1, 22), weshalb man leicht gavalisai vermuthen könnte, was Mk. 12, 20. L. 18, 7. Th. 1, 4. Tit. 1, 1. steht, wenn nicht C. 3, 12. für γνησιοί (germani), wo Vulg. dilecti (ἡγαπητοί) hat, wiederum valisans stünde und für das selbe γνησιέ, germane Ph. 4, 3. valisô. Die Grammatik (II. 271. 274) führte bisher nur ahd. die Nebenform vizis zu vizus (callidus) auf. Wie zu den vorher angeführten Adjectiven auf -r die Substantiva áibr, sódr, hairthr, maúrthr, smairthr u. avistr, hulistr, navistr und akrs ic, so stehen zu jenen Adjectiven auf -is, die Substantiva agis, sigis, riqvis, hatis, baris, gadikis ic. und hat's ic. Ueber die verwandten stals, hvafs, vilfs, veis weiter unten.

Andere Ableitungshelben der Adjectiva: 1) auf -ags: manags (davon managjan: G. 4, 25), áudags (G. 4, 1), grédags (Ph. 4, 12.); — 2) auf -e igs: usbeisneigs (patiens: Th. 5, 14.), maltheigs

(G. 4, 15), unmahteigs (G. 4, 9), vaúrftveigs (G. 2, 8, 5, 6) und -igs in gabigaba (πλουσιώς: G. 3, 16), wie 2 G. 8, 9 A. gabiga, Mth. 27, 57: gabigs, Mf. 10, 25: gabigamma, 1 G. 4, 8: gabigái, L. 1, 53: gabignans, 2 G. 6, 10: gabigjan; dagegen gabeigam: L. 6, 24, gabeigs: G. 2, 4, áhnlich wie silubrinaizê (Mth. 27, 4) dicht neben silubreinaiizê (Mth. 27, 9) steht. — 2) Von diesen auf -eins erscheinen: ahmeins (G. 6, 1. G. 3, 16), áveins (G. 6, 8) und zu fadreins (fadreináis: L. 2, 4, fadreinis: G. 3, 15., fadrein: L. 8, 56. 18, 29. J. 9, 2. 3. 18. 20. 22.) der D. fadreinam G. 3, 20 (zu 1 G. 12, 14); — 3) auf -ifks: barnifks (νήπιος, parvulus: G. 4, 3. Davon barnifkei τὰ τοῦ νηπίου: 1 G. 13, 11 u. barnifki, παιδία: Mf. 9, 21), áivifks (in áivifkôn: Ph. 1, 20), judáivifks (G. 2, 14, wovon judáivifkôn, ιουδάζειν: G. 2, 14), thiudifks (Th. 2, 14). Letzteres, für édvikôs, gentilis, popularis ist zweifelsohne das später diuifk (thëudiscus), deutsch; — 3) zum ersten Male treten zu den adjectivischen auf -leiks denen hier auch liuha-leiks (πρόφιλος, amabilis Ph. 4, 8.) ahd. lieplich, liebsam, sich anreicht, die bisher nicht erschienen auf — sama in lustusamans (ἐπιπόθητοι, desideratissimi: Ph. 4, 1), das spätere lustam. Umgekehrt bildet sama die Adjectiva samafraithis (τὸ ἐν προπῶν) und samafáivals (σύμφυχος): Ph. 2, 1.

Von Comparation der Adjectiva: 1) auf i: hatizô (κρείσσον: Ph. 1, 23), thaúrftizô (ἀγαθειότερον: Ph. 1, 24) und das später zu besprechende iufiza (G. 4, 1); 2) auf ô: hlafôza (ἀλυπότερος: Ph. 2, 25), woran sich die adverbialen Neutra kniunundôs (σουδαιότερος: Ph. 2, 28) und aljaleikôs (ἐτέρος, comparativisch verstanden: Ph. 3, 15) reihen, denen sich bekanntlich die auf -is: áiris, framis, háuhis, néhhis, haldis, andvairthis, halis, sun's, feith's, anak's gleichstellen. Das G. 2, 6. hinzukommende vulthris wird

\*) Verschieden natürlich von munth's, ahd. munt, isl. munnr, agf. muðh (der Mund).

\*\*) Wie báiran und gabairan.



unter zur Sprache kommen. Bopp (Vergleichende Grammatik S. 416.) fügte jenen *raihitis* (γάρ) mit Recht (zu Gr. III., 591) hinzu, vielleicht auch *allis* (ὄλως). Aus Skeir. glaube ich fortan auch *raihitis* (40, 15), *Skeirs* 43, 19, *miskaleiks* (48, 6), *anthars* (44, 25) comparativisch aufstellen zu dürfen, und an letzteres reihe ich gewiß sicher das bisher unerklärte *andis* in L. 16, 13. (*andizuh*: et alias, *alioquin*) von *and*, wie *framis* von *fram*, *néhvis* von *néhva*. Der Form nach ist *hijandzuh* (Philem. 22.) bereits Gr. III, an jenes *andizuh* gehalten worden. Mir scheint aber jenes **ΒΙΓΑΝΑΖΝΗ** fortan ganz klar zu werden, wenn man *hij-and-zuh* gehörig trennt: *and's* ist wie *sun's*, *leith's*, *jaïnd vairth's* u. s. w. **BIG** aber (man denke nur an die Cursivschrift, wo **R**, **B**, **G** sich so sehr ähnlich sehen) deute ich als **RB** d. i. 22, nämlich Vers 22, welcher dann mit **ΑΝΑΖΝΗ** beginnt. Freylich muß dieß *and'zuh áua* δὲ καὶ vertreten, doch ist vielleicht Th. 4, 17. *sun's mith im* für *áua* ähnlich. *Andiz*, *andis* \*) übrigens ist das ahd. *alder*, *ald*, oder (Gr. III. 274. Schmeller I. 157.), „anz ders.“

Anderweitiger Adverbia erscheinen in unserm Bande 1) präpositional *astrá*, *saúra*, *íupa* (G. 4, 26.), *íupana* (G. 4, 9.), *íta* (G. 4, 5, Th. 4,

12.) und ein in der Anmerkung bestätigtes *asta* (ἀστῶ, retro: Ph. 3, 14), wofür L. 9, 62. *astra* steht, mit dem es durch *astana*, so wie *astard*, *astuma* verwandt bleibt; — 2) adjectivisch: *alja-thró* (Ph. 1, 27), *dalath* (Th. 4, 16.), *accusativisch*: a) *schwach mascul. human* (πότε, aliquando: G. 1, 23. zu Sk. 48, 7. N. 1, 10. 1. 10. 1. G. 13, 9. G. 2, 3. vergl. Gr. III. 25, 95.); b) *schwach fácht*. *áuftó* (Th. 3, 5.), *Íspráuti* (G. 1, 6.), *fundró* (G. 2, 2.), *lunteinó* (πάρτοι. G. 4, 6.), *gaagvó* (stricte: L. 5, 3.), *allandjò* (ὀλοταλός. Th. 5, 23.), *unvènniggò* (repente: Th. 5, 3. wenn nicht *repentina*), *juddáiviskò* (hebraice: G. 2, 14.), *thiudiskò* (Ἰστικός, gentiliter: G. 2, 14.); *endlich* c) auf — *aba*: *hairhtaba* und *halthaba* (G. 2, 15.), *unfairindóhaha* (ἀνίμπτως: Th. 2, 10), *gaféhaha* (honeste: Th. 4, 12.), *gabigaba* (abundanter: G. 3, 16.), *mikilaba* (μεγάλως: Ph. 4, 10.), *raihataba* (recte; G. 2, 14.), *garaihtaba* (Th. 2, 10.), *Íviknaba* (ἀγνός: sincere: Ph. 1, 17.), *sunjaba* (ἀληθός: Th. 2, 13.), *triggvaba* (πεισιδός: Ph. 1, 25.), *vairhtaba* (ἀξίως: G. 1, 10. 2, 12. Ph. 1, 27. Th. 2, 12.), *veihaha* (ἀγίως: Th. 2, 10.). Aus *sunjaba* und *allandjò* werden dem Wörterbuche die Adjectiva *sun(j)is* (verus), wovon sich *sunja* (veritas), *sunjeins* (verax), *sunjòn* (defendere q. veritatem), *sunjòns* (defensio, apologia) verzweigen, und [all-]andéis, (was man L. 1, 33. denken könnte, wenn *thiudinassus* stünde) zum Substantiv *andéis*, *andi* gewonnen.

Von Zusammensetzungen: a) viele präpositional *z. B. dis-haban* (Ph. 1, 23.), *distairan* (G. 5, 9.), *in-svinthjan* (Ph. 4, 13.), *in-vandjan* (G. 1, 7.), *in-sahts* (G. 2, 2.), *in-kunja* (Th. 2, 14., wie *in-gardja*: 1. G. 16, 19.); *fram-gahts* (Ph. 1, 25.); *vithra-vairthò* (G. 2, 7.), *anda-vizn*, *anda-láuni* (G. 3, 24.), *andaneithò* (G. 2, 14. Th. 2, 15.), *andastathis*, *andáugi*, *andbahts*, *andvairhts*, *andvairthi*, *andniman*, *andhuleins*, *andspivan* (G. 4, 14.),

\*) Das *z* in *andizuh* wie in *alizu* *hòrs áiththáu* (G. 4, 5.) wo **B**. *alkzu* d. i. wohl nur *allzu* hat. Man lese *allzu(h)* *hòrs* (quisque, omnis). Das *eine h* fiel entweder wegen des vorübergehenden *u* (**n. h**) fort oder wie in *Na(h)hals*. In *uz-uh-hòf* etc. bleibt es. Zu 1. G. 8, 15. steht auch *mimz*: (statt *mims*) wegen des folgenden *áiv*, wie *áinz-u* (1. G. 8, 6.), *maiz-uh* u. s. w. Da es einen Comparativus gibt, so sey hier noch ein bisher unerklärtes Wort, nämlich *talzjan* *gedeutet*; ich halt' es (wie *minznan*) für *tal's-jan*, Klüger machen, *aptiorem reddere*: *untals*, *untala* ist *ἀπειθήs*, *ineptus*, *indoctus* (L. 1, 17.), *talzidái* (2. G. 6, 9. docti, *ἱστῶται*), *talzjands* (doctor: L. 5, 5. 8, 45. 9, 33. 49.), *talzjan jah láifjan* (G. 1, 28. Th. 5, 14.). Zu *úls*, *gagatilan*, *antildón* gehörig.

andstaldan (G. 3, 5.), andstandan, andhafjan, andhamòn (G. 2, 15.), andlétan (Ph. 1, 23.), in diesem Reichthum weiter. Auch Decomposita: ana - infakan (G. 2, 6.), inn - uflfiupan (subintroire: G. 2, 3, 4.); — h) mit un-: un- kunth's (G. 1, 22.), unléda (pauper: G. 2, 20.), unmahts (G. 4, 15.), unmahteigs (G. 4, 9.), unvamm's (immaculatus: G. 1, 22.), unveis (ignoraus: Th. 4, 13.), unvènniggò (inopinate: Th. 5, 3.), unगतalsans (Th. 5, 14.), wovon nachher, unfairinaus (irreprehensibiles: G. 1, 22.), unfairinòdaha (Th. 2, 10.), unagands (Ph. 1, 14.), unvunands (moestus: Ph. 2, 26.), unsvèibands (Th. 2, 15.), unhráineí (G. 3, 5.), unhráinitha (Th. 4, 7.), unfélèi (malitia: G. 3, 8.), ungaláubeius (G. 3, 6.), unbimáit (praeputium: G. 2, 13.), unlustus (taedium: G. 3, 21.), sò unbárandeí (j ov tíkrouσα) und sò ní fitandeí (ωδίνουσα) Ph. 2, 26. Vergl. Sk. 40, 1. ni kunnands (auch G. 4, 8. Th. 4, 5.) und unkunnands etc. — c) Keine substantivische und adjectivische Zusammensetzungen 1) mit -a-: viljahalthei (πρωποληψία: G. 3, 25.), grindafrahtjans (όλιγοψύχους: Th. 5, 12.), samafrahtjái (τό έν φρονούντες) und samáláivalái (σέμψυχοι: Ph. 2, 1.), frumabaúr (primogenitus: G. 1, 15, 18.), armahairtei (misericordia: G. 3, 12.), sullavitans (τέλειοι, perfecti: Ph. 3, 15. G. 1, 25. 4, 12.), vailagaleikan (G. 3, 20.), vailamèreis (Ph. 4, 8.), liubaleiks (πόροφιλος: Ph. 4, 18.), qvinakund (Sýlve) und gumakund (άρσεν: G. 3, 28.), ihna - lkáuneis (σύμμορφος, aequiformis: Ph. 3, 21.), guthakáuneí (μορφή Θεού: Ph. 2, 6.), galiugaguda (idola: G. 5, 19.), leikafráuja. 2) mit -i-: aglávítivaúrdeí (turpis sermo: G. 3, 8.); 3) mit -u-: bròthralubòn (φιλαδελφία: Th. 4, 9.), \*) faihugairòni (πλεονεκτία: G. 3, 5.), lustufama (έπιποσθος: Ph. 4, 1.), qvithuhastò (wovon später).

Die Form- und Wortbildungslehre, obgleich noch Vieles anzumerken wäre (z. B. die wichtigen Compositionen oder Bildungen mit ga-, sowohl verbal, als adjectivisch und substantivisch) verlassend, thun wir noch einen Blick in das Gebiet der Syntax, in welche mehreres oben bereits in Betreff der Uebersetzungsweise Wipfals Angeführte einschlägt. Hier käme unter Anderm wesentlich in Betracht der Gebrauch des Artikels sammt der starken und schwachen Adjectivdeclination, worüber Grass jüngst eine zu frühe Untersuchung angestellt hat; \*) eben so des Conjunctives gegenüber dem griechischen Texte nach Conjunctionen, vergl. G. 6, 4. habái gegen έστε; Ph. 4, 17. jabái galòkjáu, ak galòkja (ότι έπισητώ, άλλ' έπισητώ) u. s. w.; fern der conjunctionelle Satzbildung: fram thamma daga ei (έφ' ης ημεις: G. 1, 9.), oder tháimeí iupa sind (abhängig von frathjan G. 3, 1. 2.) neben thòei iupa sind und ní tháim thòei ana airthái sind. Wir merken hier bloß das Regimen der Verba, meist gegen den griechischen Gebrauch an, vorzüglich mit dem Dativ, Prof. Ribbeck (a. a. D. S. 46) eine schwer erklärliche Eigenheit. So frathjan (G. 3, 2. Ph. 3, 19.), innmáidjan (Ph. 3, 21.), gahamòn (Th. 5, 8. G. 3, 27.), ufrikjan (Th. 4, 8.), usvairpan (G. 4, 30. wie Mtth. 5, 40. L. 9, 35.), wie usqviman, fraqviman; gamòijan (Th. 4, 17.), alkunnan (παρέχει: G. 4, 1.), wodurch sich Skeir. 46, 14. (Gutha andlatjan svèriitha jah fundu Guths kunnan) erklärt; vitan (observare: G. 4, 10.), maúrnan (Ph. 4, 6.). Mit dem Accusativo: vrikan (G. 4, 29.), arman (misereri: Ph. 2, 27. αυτών), gòljan (G. 4, 10.) u. s. w.

(Fortsetzung folgt)

\*) Ueber die deutsche schwache Declination im neuen Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. 1836. Band II. 1. S. 1 — 58. — Vergl. A. Weismann: das gothische Adjectivum. Stettin, 1835.

\*) Ob N. 12, 10.: brothralubòn wirklich steht?

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

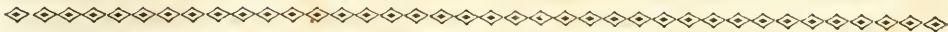
München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. September.

Nro. 191.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis depropterea annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Mit dem Genitivo: brükjan (G. 2, 22.), fullnan (Col. 1, 9.), beidan (Gal. 5, 5.), gairnjan (Ph. 2, 26.), thaúrhan (Th. 4, 12.). Ufhánsjan hat stets den Dativ (G. 3, 1, 5, 7. Ph. 2, 8. G. 3, 18. 20. 22.), hánsjan kann Accus., Dat., Gen. bey sich haben. G. 1, 23. wird *οὐ (εὐαγγελίου) ἀκούσατε* durch *θῷ* (*ἀιναγγέλιον*) háufidéduth gegeben. Galáuhjan Gutha (Σεφ G. 3, 6.), *du* imma (Ph. 1, 29.), im Athoddeutsch, *in* kot etc. Bilvara izvis *in* fráujin (Th. 5, 27: *ὀρκίζω υἱᾶς τὸν κύριον*, per deum) sonst auch *bi*. — *Κηρύσσειν ἐν τοῖς ἔθνεσι* (G. 2, 2.) giebt B. mérjan *in* thiudóm, A. *in* thiudós, (wie G. 2, 3. und G. 1. 23. *ἐν πάσῃ τῇ κτίσει*: *mèrida* ist *in* alla gaskaft. — Bileiban *in* c. D. (*eis*: Th. 4, 15.). Qviman *at*, *du* bekanntlich stets mit dem Dativ; doch *ana fêra* (G. 1, 21.); *gaggan in* c. D. (G. 1, 10. *eis*; G. 2, 1: *usiddja in* Jairufáulyma); áhnlich *vairtháina in* unlufáiu (G. 3, 21. *ut* *siant animo pusillo*), wie im Alt. *uuélan* an lustn (Hel. 84, 5.). Lathón *in* anstáid (G. 1, 6.) schon im Griechischen *καλεῖν ἐν χάριτι*, (vo-care *in* gratiam: Bulg.). Die Participial-Con-

struction des Dativus, entsprechend den lat. Abl., den griech. Gen. absol., Th. 3, 6: *at* *qvimandin* Teimáutháiau *at* *ansis* (ἁδούτος Τιμοδείου).

Für das Regimen der Präpositionen bemerken wir außer *afar* sigisláuna (Ph. 3, 14.), den Accusativus bey *du* *in* *du* thanei (G. 4, 10.), was Castiglione bestätigt, leider aber nicht das B. 13. folgende *du* *thans*, áhnlich dem mit *ina* *ic* im Athd. *In* m. D. u. A. nicht beyammen G. 5, 10. (*in* *izvis in* fráujin). — Für den Bedeutungsgebrauch der Präpositionen: *fram* *izvis* für *ἐφ' υἱῶν* (Th. 3, 7.), für *ἐν υἱῶν* (G. 3, 2. wo B. 1. *in* *izvis*); *us* für *ἐξ* (Ph. 1, 17.), wofür B. 16. *in* steht. *Andviman at* (Th. 4, 1.), *παρά*. Ph. 1, 23. steht für *πολλοῦ γὰρ μάλλον*: *und* *silu máis*, wie L. 18, 39. — G. 4, 1: steht *nā* *und* *vaiht* (*οὐδὲν*); Th. 2, 16: *und* *andi* die verwandten Wurzeln bey einander.

Barnilóna *meina*, *thanzei* (G. 4, 19.) ist Seite 361 besprochen worden. Eben so bereits *izvarós* *missô* *kaurithôs* (G. 6, 2: *ἀλλήλων τὰ βάρη*). Th. 2, 18. und Ph. 4, 6. wird *ἀπαε καὶ* *dis* decliniert: *allamma* *sintha* *jah* *tváim*.

Eigenthümlich der transitive Gebrauch vor *afhugjan* (G. 3, 1. *fascinare*). Dieß leitet auf den passiven des Infinitivs, der bekanntlich Ath. 10, 45. (*ni* *qvam* *at* *andbahtjan* *ak* *andbahtjan*: *οὐκ ἤλθε διακονήσθαι ἀλλὰ διακονῆναι*) lange sonderbar erschienen ist, aber seine einfache Erklärung findet, wenn man *at* *andbahtjam* \*) für *ad* *ser-*

\*) Qviman *at*: G. 4, 20. G. 4, 10. Th. 2, 18. 3, 6. und sonst sehr oft.



vitia (oder ad ministros?) nimmt, ähnlich wie Mth. 27, 7. du usfilham, wo aber das Griechische gleichsteht. — Ph. 4, 12. wird ταπεινωσάσαι (humiliari) mit hånjan mik úberfetzt; G. 6, 12. 13. περιτέμνεσθαι, circumcidi mit náuthjan úzvis bimáitan; G. 2, 3. ἡναγκάσθη περιτεμνῆναι, (compulsus erat circumcidi): háidiths vas bimáitan. Wie háidiths, so die participialen mahts (possibilis), skulds (skuliths, wie munds), deren passiven Gebrauch Holzmann (Hdclb. Jhrb. 1855. Nr. 54–56.) klar nachgewiesen hat, wovon der zweymal Skeir. 39, 17. 40, 6. gelesene Satz (J. 3, 4.): hváiva mahts íst manna gabairan (πὼς δύναται á. γενηθῆναι) altheis vílands? íháí mag in vamba áitheis leinázòs alstra galeithan (εἰσελθεῖν!) jag gabairáiddu (καὶ γενηθῆναι!). Das letztere γενηθῆναι konnte wegen des vorhergehenden activen mag (mag galeithan, vergl. L. 16, 3. Mf. 10, 38. Sk. 47, 20. 22.) nicht abermals durch gabairan gegeben werden: daher der passive Coniunctivus. — Für den Gebrauch des Infinitives mit du gegenüber dem griechischen Inf. simplex oder mit τὸ, εἰς τὸ, τοῦ; oder Auflösung desselben durch ei, oder endlich Umschreibung des griechischen εἰ, ἵνα durch jenen viele Fälle.

Der einfache griechische Inf. durch du wieder gegeben: Th. 4, 10. 11. (du asfajan, παραστῆσαι). G. 4, 3. 1, 15. 28. Th. 3, 4; der griechische Inf. mit τὸ: Ph. 4, 10. (τὸ ὑπὲρ ἐμοῦ φρονεῖν, du fáur mik frathjan). Ph. 1, 24. (τὸ ἐπιμνεῖν, du vílan, bey G. fälschlich du vílan; wie 1 G. 11, 6 dukapillón, 2 G. 9, 1. duméljan, 2 G. 11, 2. duusgihan, Mth. 27, 7. duusfilhan); der gr. Inf. mit εἰς τὸ: Th. 2, 16 (εἰς τὸ ἀναπληρῆσαι: du usfulljan). Th. 2, 12. 3, 5. 13. 4, 9. 17. Ph. 3, 21. Dagegen Ph. 1, 23. εἰς τὸ ἀναδέσσαι allein andlétlan. Der gr. Inf. mit τοῦ: Ph. 3, 10. (τὸ γνῶναι: du kunnan), dagegen τοῦ δύνασθαι Ph. 3, 21. aufgelöst in unté mag. In ei aufgelöst: a) ἐν τῷ παρεῖναι με πρὸς ὑμᾶς (G. 4,

18) ἰν thammei ik síjáu at úzvis; τῷ μηδὲνα σάινεσθαι (Th. 3, 3) ei ni áinshun asfajáidáu; b) Εἰς τὸ ἰδεῖν, ei gafaihveima (Th. 3, 10.); εἰς τὸ στυγῆσαι, ei úzvis gatulgjái (Th. 3, 2; dagegen du tulgan: Th. 3, 13); c) Εἰδέναι, ei viteith (G. 4, 6), ei viti (Th. 4, 4); περιπατῆσαι, ei gaggáith. Endlich der passive (und mediale) Infinitivus καταλειφθῆναι, ei bilithanáí véfeima (Th. 3, 1); γράφεισθαι, ei (Th. 5, 1); δικαιοδοῆναι, ei (G. 2, 17); ἀπέχεσθαι, ei (Th. 5, 27). Phil. 3, 12 εἰ καὶ καταλάβω — ei gafahan (A. gafahau) oder ei jah (ga)lahau (ei καὶ)?)

Für das Futurum, das sonst, außer dem Präsens, mit haben und auch vílan (vgl. G. 1, 23. und auch J. 12, 26) so wie mit skulan, munan ausgedrückt wird, \*\*) erscheint hier Th. 3, 4. (μύλλομεν λιβεσθαι) thatei anavairth vas uns du vinnan; Ph. 1, 18. für gaudeho: saginón duginna; nicht minder passivisch für αἰσχυνθῆσομαι (Ph. 1, 20) gaáivískòths vairtha; vgl. Ph. 4, 12. Viele Beispiele für die präteritalen Hilfsverba vairthan, (\*\*\*) vílan †) síjan, ††).

Wir schreiten zum Gewinn des Wörterbuches und der Wurzeln vor, und bemerken 1) für die Bedeutung: áinai (μόνοι: Th. 3, 1.), frísahts (εἰκώς: G. 1, 15. 3, 10. zu 2. G. 3, 8. 4, 4. 15, 59; τύπος: Ph. 3, 17; ὑπόδειμα: J. 13, 15; αἶνγμα: 1 G. 13, 12. 48.), usliggván (ἀναγνωσθῆναι: Th. 5, 27. G. 4, 16. wie G. 3, 4. siggván;

\*) Stets gafahan: Ph. 3, 12. 13: G. 6, 1. Th. 5, 4. 16.

\*\*) Vgl. Schmellers Aufsatz in den Denkschriften der Akad. d. Wissensch. in München 1855.

\*\*\*) Vgl. Ph. 3, 12. 4, 10. G. 2, 13. G. 1, 16. G. 2, 20.

†) G. 2, 3. 4. 23. 3, 1. Ph. 3, 10. G. 1, 26. 3, 3. G. 5, 27. G. 5, 15.

††) G. 4, 20. Ph. 3, 8. G. 4, 3. Ph. 4, 11. 2, 16. G. 6 14. 4, 22. 27. 5, 11. G. 6, 5. Ph. 3, 12. G. 5, 13. 3, 27. Th. 5, 8. G. 2, 17. Vgl. G. 6, 16. Ph. 2, 27. G. 5, 4.

sonst anakunnan), fraqviman (consumere: G. 5, 15. zu usqviman der Uebergang), ushafjan (ἐμβατεύειν, ambulare: G. 2, 18) andfitan (G. 2, 6. zu 1. G. 10, 25. Sk. 51, 14. Tit. 1, 16. L. 16, 15), vaihts (eidos, species: Th. 5, 22; wodurch es der wahrscheinlichsten Urbedeutung — Mytholog. S. 246 — näher tritt), usgildan (ἀνταποδοῦναι: Th. 3, 9; ἀποδοῦναι: Th. 5, 15), ragineis (ἐπιτροπος, tutor: G. 4, 2), hifvaran in (ὀρκίζειν: Th. 5, 27), welche gleichfalls der Mythologie zu Gute kommen; Und andi (Th. 2, 16) wie and andeis (N. 10, 18) dem Wurzelzusammenhange der Partikeln, wie áuk, áukan. Sniumunds (Ph. 2, 28) sniumjan (Th. 2, 17) von sniuma (ahd. sniumo, snumo, steinig) kommen wohl von snivan, snau (ire, pervenire). \*)

2) Auch der vorliegende Band ist wieder reich an Verstärkungen bisher selten erschienener Wörter, reich an neuen, bisher kaum erhörten Wurzeln wie Wortbildungen: a) Von jenen selteneren führen wir hier auf als Belege: inilð (πρόφασις: Ph. 1, 18. zu J. 15, 22) vgl. Gr. III. 666; hðta (ὄφελος: G. 5, 2. zu 1. G. 13, 3), sðtha (πληθυνσιον): G. 2, 23) D. von sðths oder sðth; sibja (kunivð sibja, viodesia: G. 4, 5) zu fraktisibja (N. 9, 3); garðhlms (G. 4, 1. vgl. Skeir.), niuklahs (G. 4, 1), ragineis (G. 4, 2.), guthafkáunei (Ph. 2, 6). und ihna-fkáuneis (aequiformis, σύμμορφος: Ph. 3, 21.) zu skáuneis (ὄρατος, spetiosus: N. 10, 15.) ahd. scōni, mhd. schoene, von skinnan, skáun neben skainau, wie fleithan (Ph. 3, 8.) neben flinthan, wovon fláuthjan (G. 4, 20); Mithganavistrððái (G. 2, 11. zu 1. G. 15, 4.); thuthaurn (Th. 4, 16. zu 1. G. 15, 52.); allvairban (G. 2, 14), vammis (G. 1, 22), gafugqvðn (condire: G. 4, 6). neben

\*) So daß bey sniumunds, stünde sniuma nicht zwischen, man versucht werden könnte an sniu -munds (munan) zu denken, wie niu - thiú - etc. — Vrgl. ahd. hliumunt, hiumunt (fama) zum gotth. hliuma (ἀκοή) von „hlivan“.

gafupðn (Mt. 9, 50. L. 14, 34), gamarkò fairgunni (conjunctus mons: G. 4, 25). zu marka. Zu niuhfeins (visitatio: L. 19, 44.) tritt binuhfjan (κατασκοπεῖν, explorare: G. 2, 4), das agf. neofian, alfs. niufien (visitare, tentare). \*) Von lama bildet sich neu lamjan (placere: G. 3, 22. similem fieri: G. 6, 12.). Neben bifaiðn (auch Th. 4, 6) und faihugeirðni (auch G. 3, 5) und faihufriki, faihufkula, faihuthraihns, endlich filufáihu (πολυποικίλος: G. 3, 11) tritt gafshaba (εὐσχημονῶς: Th. 4, 12). Zu jenem fáihus (ποικίλος) stimmt das ahd. vèh, agf. fah besser. Eizgenthümlich tritt zu 1. G. 15, 34. uskavjith (evigilate, cavete, ἐκνήψατε) in Th. 5, 8: unkvái sijáima (νηρώμεν, sobrii simus, B. 6. durch vakáima gegeben), wofür Castiglione auch hier uskvái lesen möchte; doch erscheinen unvèns und usvèns ic. neben einander, und dann ist noch Frage, ob nicht vielleicht unslavái, uslavith (von slaus, agf. slav, engl. slow, piger; flavan) gelesen werden dürfte. — b) Neue Wörter: 1) Bliffðth (φανήσεται, apparebit: Th. 5, 3. C. Born.), doch „locus a recentiori scriptura plene oblitteratus“ sagt G. Ich vermüthe, es muß heißen ins bligqvith krallts, oder biqvimith. — Das dicht dabey stehende qváiuv this hafleis, obfchon „lectio certa in loco oblitterato“, verwandelt sich sicher in fairsqvithuaktóns (dolor praegnantis: zu Mt. 13, 17.), wodurch statt der altn. Kollf qváiua, das bisher stets ausgebliebene fair (ahd. fèr, dolor) gewonnen wird. Eine gleich irrige Lesart hat sich Th. 5, 14 eingeschlichen, wo statt ungatfians (für ἀτάκτους, inquietos, inopportunos) ungatfians gelesen werden muß, das 2 Thess. 3, 6. 11. noch zweymal als Ndv. ungatfása erscheint und von dessen Bildung spráter; 2) Ak-máindái (ἐκλυόμενοι, deficientes: G. 5, 9); 3) Nagls (clavis) in nagljan (affigere cruci: G. 2, 14); 4) Gansjái mik arháidè (παρ-

\*) Vrgl. im Hildbr. Liebe niuse und fürnieß, g'neifen in Schmeller's Wtb. II. 709.

εχίρω, praebeat: G. 6, 17.; die Vulg. hat molestus mihi sit); 5) *Fitan* in ni fitandei, ὠδινοῦσα parturiens (G. 4, 27) und fita, ὠδινω (G. 4, 19), freise; 6) *Thévis* (δοῦλος: E. 3, 22. 4, 1.) s. oben S. 457; 7) *Gadiliggs* (ἀνέσιος, consolibrinus, E. 4, 7) s. oben E. 472 u. Gr. II. 352; 8) *Grinda-frathis* (ὀλιγοψύχος: Th. 5, 14); 9) *Häidus* (τρόπος: Ph. 1, 18); 10) *Iusiza* ist skalka (οὐδὲν διαφέρει δούλου, nihil differt a servo: G. 4, 1). Es liegt nahe, daß 2 E. 8, 15. erschiene iusila (ἀνεσις, remissio, Erleichterung) damit in Verbindung zu setzen, so daß man den Comparativ iusiza deuten könnte leichter. Es soll aber gerade schwerer, melior (Ivëriza) heißen und ich glaube deshalb, daß hier wegen des vorhergehenden ni und vaiht zu lesen sey (arbinumja) ni und vaiht (Iusiza ist skalka. Ich habe Skeir. S. 59. Fälle genug zusammengestellt, wo einer von zweyen gleichen zusammenstossenden Consonanten nicht geschrieben wurde. \*) Und zwar nicht nur im selben (componirten) Worte (zusammen, nastóth), sondern auch zwischen zwey getrennten: managans (s)äun (Mf. 10, 45) und vorher B. 44.: frumist(s)-sijái, invifandin(s)labbatè dagis (Mf. 16, 1.), jus(s)ijuth (2 E. 3, 2), und nicht nur mit s, \*\*) sondern auch vaiht (th)izè läivè (Quit.). Das anzusehende *tius'* (oder tivizis), dem althochd. zior, ziori entsprechend, ist Mythol. Seite 132 veranmuthet, und gewünscht worden. \*\*\*) Aber ganz wie jener Comparativus (Iusiza) ist, gebraucht ð. V.

Nosfer im Boet. 77. là weder ist *tiurero* (quod eorum potius). 11) Ein ganz ähnliches, daselbe griechische Wort (οὐδὲν μοι διαφέρει) übersetzender Comparativus erscheint G. 2, 6: ni vaiht mis *vulthris* ist, wofür A lesen soll *vulthrais*. Letzteres würde ein von ni abhängiger \*) Genitivus Substant. (vulthrs), Vulthris aber entweder eben solcher Genitiv Neutr. (vulthr) oder ein Neutr. Comparat. seyn (s. oben S. 476). Immer aber bleibt ein substantivischer oder adjectivischer Stamm vulthr' übrig, der sich gewiß zu vulthus stellt, welches im Ahd. woldar, (Eigenn. Woldar: gôza, Woldarhilt, Wuldarniu), agf. vuldor wird. Schwerlich gehört vulthr' zu wuntar, etwa wie vunds (vundufni) zu vulnus. Sicher aber ist durch Vulthris für Mth. 6, 26, wo man bisher sinnlos máis vé athrizans (Λ u. λ verwechselt) las, die richtige Lesart niu jus máis vulthrizans sijuth tháim (nonne vos multo s. magis praestantiores s. potiores estis his?). Máis beym Comparat. auch Mf. 5, 26 (máis vairs: magis deterius) und 2 E. 8, 22 (siláus máis usdáudôzan). — 12) *Lubjaleisei* (φαρμακία, veneficium: G. 5, 20) ein doppelt neues Wort, dessen ersten Theil Castiglione S. 17. genügend nachwies, leisei aber fälschlich von lisan ableiten will; eher könnte man versucht seyn lubjaleikei, von leiks oder selbst leikeis (medicus) zu lesen. Lubja setzt ein lubi (st. 2 sächl.) voraus, das im ahd. luppi, mhd. lüppe (Gift) und noch spät „gez luppte Pfeile“ u. s. w. sich erhalten hat (siehe Schmellers Wörterbuch II. 487 und Grimms Mythologie. 584).

(Schluß folgt.)

\*) Unser Band gewähret richtig us/iggyáidáu (E. 4, 16. Th. 5, 27.), us/standand (Th. 4, 16.), us/stóth (Th. 4, 14.), us/stals (Ph. 3, 10.), selbst tviz/stals (G. 5, 20.), wo aber A. tvistats, während A. in 2 E. 2, 3. gerade tvistandands giebt.

\*\*) Ain sijuth (ús istri) G. 3, 28. darf hier nicht herangezogen werden.

\*\*\*) Die Gr. II. 266. durch dihs (ß. dius, diuzis) angeführte Form tairhs ist mit Recht gefallen.

\*) Vergl. ni vaiht bôtós: 1, E. 13, 3. u. Mf. 4, 6. 17. P. 8, 13. 10, 4. J. 15, 22.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. September.

Nro. 192.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Luhja - *leifei* steht wie filu - *deifei* und halva - *ve(i)fei* und setzt, wie diese von Adjektiven *deis* (Mythol. Seite 66. 189.) und *veis* kommen, ein Adj. *leis* voraus, von dem ein Verbum *leisan* zu folgern ist, um davon 13) das höchst merkwürdige Präteritum *lâis* zu leiten, welches Ph. 4, 12. zweymal für *oida* vorkommt (*lâis* jah *hâunjan* mik, — *lâis* jah *ularassu* haban) und wie dieses und sein bisheriger Uebersetzer *vâis* Präsensbedeutung (ich weiß) hat. Von diesem willkommenen Präteritum *lâis* leitet sich fortan höchst sicher *galâisjan* (sapientem reddere, docere), welches denn auch dicht in der Nähe (B. 11. ik *galâisida* mik) und 9. (*galâisidêduth izvis* \*) erscheint, wie es denn überhaupt eine der sinnigen Eigenheiten *Illifilas* ist, die etymologisch oder auch nur klangverwandten, oft alliterierenden Wörter nahe zu bringen, obgleich der griechische Text verschiedene Wörter hat. So steht Ph. 3, 11. *mundôn* (σκοπεῖν) und 3, 14. *mundrei* (σκοπός); *drâusna driusan-*

*dei* (L. 16, 21.); so *gaurjan* und *kaurjan* (2 C. 2, 5.), *vrak* und *brak* (2. C. 1, 24.), *hâuhjan* und *hâunjan* (2. C. 11, 7.), *libandans* und *bilâibidans* und *allifmandans* (Th. 4, 15.), *fravardjan*, \*) *gavaurdja* und *fravaurkjan* (1. C. 15, 34.), *vairda* jah *vaursta* (Sk. 38., der jahrhundertliche Schlagreim mid uoordum endi mid uuerum: Hel. 1, 3; Abrenunc. u. s. w.); in *unvitjjs this visandins* und in *usvijsja* (C. 4, 18.), *vargjan* und *vrakjan* (Gal. 5, 10.), *ufarassus* — *ihnassus* (2. Col. 8, 13. 14.). Die Gegenſage *sökareis* — *hökareis* u. s. w. wurden oben S. 367 besprochen. Gleich gern setzt er dieselbe Wurzel mit Präpositionen gefärbt neben einander: *visan* — *thairhvisan* (Ph. 1, 25.), *ufmnan* — *ufarinunnan* (Ph. 2, 28. 20.); *šaurqvils* — *šauraqvils* (G. 5, 21.), *usfulliths* — *ufarfulliths* (2 C. 7, 4.), *ana* - und *afkunnan* (2. C. 1, 13.), *ana* - und *afhamôn* (2. C. 5, 4.), *ana* - und *afhâimis* (2. C. 5, 8. 9.), *ana* - und *andvairths* (R. 8, 39.), *vaila* - und *vajamêrjan* (2. C. 6, 9.), oder *fullaveisjan* und *fullarathjan* (2. C. 5, 11. 13.), *andahait* und *andaneithô* (2. C. 2, 6. 7.) u. s. w. Zu *lâisjan*, *lâis*, *leis* zurückkehrend beachten wir die merkwürdige Gleichheit der drey auch gleichbedeutigen Adjectiva *leis*’, *deis*’, *veis*’, bey deren letzterem wir die Herkunft kennen, die auch bey den andern auf ähnliche schließen läßt. *Lâists* (*vestigium*) aber zu *lâisjan* fernerhin zu stellen, scheint mir so

\*) Wie Sk. 45, 7: ei *galâisjâina* sik bi (ut discerent) etc.

\*) So ist zu lesen, nicht *fravaurdjan*: nicht von *vairthans*, sondern von *vardja* etc. kommt es. Vergl. *faruwardon* (Heftland 152, 5.).

versehlt, wie lills zu lifan. Doch davon weiter unten. — 14) *Ga-riud* (σειμών, pulicum, verrecundum: *Ph.* 4, 8. und nach Amerck. *S.* 34 *δ*στέρ in den Briefen an Timotheus), gänzlich verschieden von „hrind“, angels. hröod, althd. hriot, riot (arundo). u. s. w. Vergl. Schmeller III. 158. 165. Vielmehr erklärt einmal riuds die Rüdignig (*Riudiggós*), in dem so gut e-u gesprochen werden muß als in *théudegiselus*, *léudos* u. weshalb *Théodericus* u. s. w.; sodann tritt gewiß im Präteritallant fáuds (*rubicundus*) altn. ríodr, angel. rëod, reád, althd. röt hinzu, sey es die Farbe der Wangen, sey es das gottesdienstliche Blut bezeichnend. Im altn. ist ríodr (crumentare, illinere). — 15) *Sáuleis* (στέλοι: *G.* 2, 9.). Gewiß gehören zusammen „fiulan“, fául (davon fáuls, columna, und *hifáuljan*, contaminare, inquinare, den Boden berühren, *hifáulnan*, am Boden sich wälzen?), sulum (davon *ga-suljan*, fundare und *fuljó*, planta). — 16) Von „fliupan“ (althd. fliopan, clam et subito intrare. *Gr.* II. *S.* 18. n. 205.), erscheint uf-*sláup* (ἐπείσσει, subtrahere: *G.* 2, 12.) und *innuflíupan* (παρειάγειν, subintroire: *G.* 2, 4.) und *afslúppjandans* izvis (ἀπεισάμενοι: *G.* 3, 9.), wie *fláuthjan* (confundere) *G.* 4, 20. wiederkehrend (zu 2. *G.* 4, 8.) von *flíuthan*. *Alts.* flóþjan (condere), althd. *int-fluphan* (elabi), flupf (latebrae), armslouft (indumentum) u. — 17) *Skanda* (αἰσχύνη, turpitude, confusio: *Ph.* 3, 10.), althd. scanta. Ob aus *Skamida*?? — 18) *Smarna* (sterens: *Ph.* 3, 8.). — 18) *Snarpjan* von „*snairpan*“, in ni *atnarpjáis* (ne adedas: *G.* 2, 21.). — 19) *Tarmjan* (erumpere: *G.* 4, 27.). — 20) *Tuggl* (fidus: *G.* 4, 3. 9.), angels. tungol, altn. tungal, althd. zunkal. — 21) *Varái* *hjáima* (νηφόμεν, sobrii simus: *Th.* 5, 6.) s. oben *S.* 486 *unskavái*, *uskavjan*. Mit *vars* (wach, astutus, cautus), althd. giwar, alt. varr hängt jedenfalls *varei* (astutus, Sinnenuachheit: 2. *G.* 4, 2.), und fernere

ab *varjan* (praecavere, defendere, prohibere) und *vardja* (custos), *fravardjan* zusammen. Zu *Vêrs* (certus), *unvêrs* (incertus, commotus), *unvêrei* (indignatio), *unvêrjan* (indignari) gehört gewiß auch *tuz-vêrjan* aus *tvis-vêrjan* vom comparativischen *tvis* (tviz wie minz, talzan u.) wie *tvis-standan*, *tvis-stafs*. — 22) *Valis'*, *gavalis'* (dilectus, electus) s. oben *S.* 475.

Wir schließen diese lexikalische Ausbeute und unsern zweyten Artikel mit einem Hinblick auf die von *Ulfila* so reichlich, man könnte sagen, so bewußt geübte Synonymik, so weit unser Band dazu Anlaß giebt. Andern Orts (Bayer. *Ann.* 1834. N. 121 u.) ist bemerkt worden, daß *Ulfila* gewisse griechische Synonyma auseinanderhält: *valdufni* ist ihm stets *ἐξουσία*, mahts *δύναμις*; *vitöth nómos*, *anabufns* meist *ἐντολή* (auch *παράγγελία*, *ἐνταγμα*); *vairrkjan* und *tánjan* (*ἐργάζειν*, *πράσσειν* und *ποιεῖν*: vergl. *G.* 4, 11. dazu *G.* 3, 23. *Th.* 4, 11. *G.* 1, 11. 29. *Ph.* 3, 10. *G.* 3, 5.); *mílladëds* (*παράπτωμα*) und *fravairhts* (*ἀμαρτία*, *ἀμαρτωλίη*). Eine andere Eigenthümlichkeit ist das fast durchgängige Abwechseln von Synonymen, während das griechische Wort sich wiederholt. So *giba* und *áibr* (*Μῆθ.* 5, 25. 24.), *vair*, *aba*, *guma*, *manna* (*N.* 7, 1. *G.* 4, 13.), *gatulgan* *sik* und *thairhvisan* (*ἐπιμένειν*: (*N.* 11, 25. 24.), *atit* und *atligith* (*παρῆκται*: *N.* 7, 18.). Dagegen *φωτίσει* und *φανέρωσεν* im selben Vers beydes nur *galíuhteith*. *Ufhánjan* vertritt *ὑπακούειν* (*G.* 3, 18.) und *ὑποτάσσειν*; *halks* *πρωτός* (*G.* 4, 9.) und *kenós*; *leik* ist *σῶμα* und *sárpē* (s. unten *Art.* III.). Dagegen wechselt *Ulfila* wieder bey seinem Reichthum je nach dem Bedürfnisse. *Ποδῶσια* ist ihm *frastílfija* (*N.* 9, 4.), *sunivē* *sihja* (*G.* 4, 6.), und *sunivē* *gadëds* (*G.* 1, 5.). Er setzt us *lustum* (*Ψηlem.* 14.) und *gabaurjaba* (2. *G.* 12, 25.) und *lathaleiké*; *Glossen* geben häufig das Synonymon: so *hnütö* und *gáfru* (2. *G.* 5, 12. 12, 7.), *sihan* und *hatjan*

(E. 6, 27.); láugnjan und afáikan (Mth. 26, 72.),  
 invidan und afáikan (Mth. 26, 75.), fravardjan  
 und riurjan (1. E. 15, 33.). Die sçou N. 12, 5.  
 E. 4, 25. hervorgetretene Abwechslung von anthar  
 antharis gegen missô (ἀλλήλους, ἀλλήλων) fehrt  
 Ph. 2, 3. (anthar antharamma) und Th. 5, 11.  
 (anthar antharana) wieder. Ποτὲ ist bald suman  
 (E. 1, 23. ιϛ.), bald simlê; πάντοτε linteinô (Ph.  
 4, 4. E. 4, 6. 12. Th. 2, 16. 3, 6. 5, 15. 16.) und  
 framvígis Th. 4, 17.); ána ist samana mith und  
 suus mith (Th. 4, 17.). Περισούει ist bald usaraffu  
 haban (Ph. 4, 12.), bald gaáukan (Th. 4, 1.),  
 hiáukan (Th. 4, 10. Ph. 1, 26.), gandhnan (Th.  
 3, 12.); ἔχειν: haban und áigan (E. 6, 10.),  
 haban auch κρατεῖν (E. 2, 19., wie E. 6, 12.).  
 Ἀναγιγνώσκειν ist anakunnan und uslígvan  
 (E. 4, 16. Th. 5, 27.). Μόρη ist vlit und skáu-  
 nei (Ph. 2, 6.); πρόσωπον andvairthi (Th. 2,  
 17.) und andáugi (E. 1, 22.), ludi (Mth. 6, 17.).  
 Νῆπιος ist barniiks (E. 4, 3.), niuklaks (E. 4,  
 1.), grindafrathjis (Th. 5, 14.). Νῆρωμεν ist  
 varái sijaama (Th. 5, 6.) und unskavái sijaama  
 Th. 5, 8.).

Man vergleiche weiter: hida (αἴτημα: Ph. 4,  
 6.; προσευχή): E. 4, 6. E. 4, 2., 12. Th. 4, 1;  
 dérhis: Ph. 1, 19.), aihtróns (δέρησις: Ph. 4, 6.);  
 hidjan (προσευχέσθαι: E. 1, 9. 4, 3. déisðai  
 E. 4, 12. Th. 3, 10.; ἐρωτᾶν: Ph. 4, 3.; παρα-  
 καλεῖν: Ph. 4, 2. E. 2, 11.), aihtrón (αἰτεῖν;  
 E. 1, 9.), anaháitan hidjái jah izvis hidjam  
 (ἐρωτῶμεν καὶ παρακαλοῦμεν: Th. 4, 1.). —  
 Dóms (judicium; dómjan: Ph. 3, 12. E. 2, 16.)  
 und vargitha (E. 5, 10.); Dómjan (ἡγέισθαι, ex-  
 istimare: Ph. 3, 8.), munan (οἰεσθαι: Ph. 1,  
 17.); ἡγέισθαι: Ph. 2, 25.; λογιέσθαι: Ph. 3,  
 13.); thugkjan (δοκεῖν: est), hugjan und frathjan  
 (φρονεῖν, στοιχεῖν: Ph. 3, 16.); Gahugds (mens,  
 sensus: Ph. 2, 3. E. 1, 21.), thuhtus: E. 2, 23.  
 (conscientia: 1. E. 10, 28. 29 = mithviffei); gam-  
 inthi (memoria: Th. 3, 6.). — Galeikan (ἀρέσ-

κειν, εὐδοκεῖν: E. 1, 10. 19. Th. 2, 15. 3, 1.),  
 samjan (εὐπροσωπεῖν, placere: E. 5, 12; ἀρέσ-  
 κειν: E. 3, 22.). — Mundón (σκοπεῖν: Ph. 3,  
 17.), binihlfjan (κατασκοπεῖν: E. 2, 4.). — Ga-  
 bairhtjan (E. 4, 19. E. 4, 4.), galvikumthjan (E.  
 1, 26.), gakannjan (E. 1, 7. 4, 7.): manifestare.  
 — Vinnô (πάθημα, πάθος: Th. 3, 4. E. 3, 5.  
 E. 5, 24.), aglitha (Th. 3, 4.), aglô (Ph. 4, 14.  
 Th. 3, 7. E. 1, 24. Ph. 1, 17.); vinnôn (Σλίβεσ-  
 θαι: Th. 3, 4; πάσχειν: Ph. 3, 29. E. 6, 12. E.  
 1, 24.), thulan (pati), usthulan (sustinere); thu-  
 láins (πάθημα: Ph. 3, 10; ὑπομονή): E. 1,  
 11.), usheins (E. 5, 22. E. 3, 22; Ph. 1, 20; E.  
 1, 11.); véns, vénjan; heidan (E. 5, 5. Ph. 3,  
 20.): — Milditha (Ph. 2, 1.), qvairrei (E. 5, 22.  
 6, 1. E. 3, 12.), mukamôdei; anavilje (Ph. 4,  
 5. 1 Th. 3, 4), sviknei (E. 5, 22.); svikns,  
 hráins, hlútrs, bairhts. — Thus, skalks, ga-  
 skalki (E. 1, 7. 4, 7.), thêvis (E. 3, 22. 4, 1.);  
 gathivan (δουλεύειν: E. 2, 4.), skalkinôn (δου-  
 λεύειν, λατρεύειν); skalkinallus (δουλεία), thi-  
 vadn (δουλεία: E. 4, 24.). — Gathraffteims  
 (παράκλησις: Ph. 2, 1; παρηγορία: E. 4, 11.),  
 gathlaihths (παραμύδιον: E. 4, 11. Ph. 2, 1.);  
 thralfstjan (παραμυθεῖσθαι: Th. 5, 4.; παρακα-  
 λεῖν: E. 4, 8. Th. 3, 7. 4, 18. 5, 11.); gathlaí-  
 han (παραμυθεῖσθαι: Th. 2, 11.). — Thvairhei  
 (δυός: E. 3, 8. 21.), hatis (ὄργη: E. 3, 6. 8.  
 Th. 2, 16. 5, 9; δυός: E. 5, 20.); biháit (ἐρι-  
 ζεία: 2. Cor. 12, 20. Tit. 1, 7.), mðths. —  
 Spráutô (E. 1, 6, Ph. 2, 24.), Iniumundôs (Ph.  
 2, 28.): cito, festinantius. — Snivan (ire, perve-  
 nire), gaggan, leithan, vratôn. — Góths (καλός:  
 E. 4, 10. 18. 6, 9. Th. 5, 21; αγαθός: E. 1, 10.  
 E. 6, 6. Th. 3, 6.), thiuth (τὸ ἀγαθόν: E. 6,  
 10. Th. 5, 15.). — Ustiuhan (finire), usfulljan  
 (implere). — Unmahts (E. 4, 13.), siukei (E.  
 4, 13.), siuks (Ph. 2, 27. Th. 5, 14.), ummah-  
 teigs (E. 4, 9.). — Kalkinallus (πορνεία: E.  
 5, 19. Th. 4, 3.), hòrinallus (πορνεία: E. 3, 5;



μοιχεῖα: *Θ.* 5, 19, 29.). — Biudan, háitan, lathôn. — Kuni (*φυλή*, tribus) und knôda (*γενός*): *Ψ.* 3, 5. — Vaninafuss (*Ψ.* 3, 16.), gáidv (*Ψ.* 2, 30, 1., 24. 2. *Ε.* 9, 12.) *ὑστέρημα*. — Jêr (*Θ.* 2, 1.), athn (*Θ.* 4, 10.), atathni (*Ζ.* 18, 13.). — Mêl (*χρόνος*, *καρὸς*), theihs (*χρόνος* *Ψ.* 5, 1. *Κ.* 15, 11. *Μυθ.* 457.), hveila (*ῶρα*: *Θ.* 2, 5. *Ψ.* 2, 7.), du mêla hveilô (*πρὸς* *καίρον ῶρας*: *Ψ.* 2, 17.). — Aukandô jah thei-handô vahfeith (*Ε.* 2, 19.). — Handugei (*σοφία* *Ε.* 2, 23. *Ε.* 1, 9. 28. 3, 16. 4, 5.), Inutrei (*sapientia*), vitubni (*γνώσις*), kunthi (*γνώσις*), uf-kumhi (*ἐπίγνωσις*), frôdei (*prudentia*), frathi. — Ushramjan, nagljan (*crucifigere*: *Ε.* 2, 14.), galga (*σταυρός*). — Saggvs (*ῶδῆ*), hazeins (*ῶμος*), pſalmô (*Ε.* 3, 16.), linth, aviliud. — Vulthus (*gloria*, *δόξια*), hvôstuli (*καύχῃσις*, *gloriatio*). — Bindan, vithan, gabindôs (*συνδεσμός*), gavifsins (*ἀράς*: *Ε.* 2, 19. *Ε.* 4, 16.), kunnavedôm (*catenis*, *ἀλύσει*: *Ε.* 6, 20.). — Gavaírthi táujan (*Ε.* 1, 20.), gagavaírthjan (*1. Ε.* 7, 11. 2. *Ε.* 5, 20.), gafriðhôn (*Ε.* 1, 20. 21.), gafíbjan. — Dáuthus, fvults; dáuths (*Θ.* 1, 1. *ι.*), navis; dáuthnan, gafviltan; dáuthjan, maúrth-rjan; Ganaviftrôn (*sepelire*: *Ε.* 2, 12.), usfilhan; naviftr, hláivasna *ι.* — Ingardja (*Ε.* 4, 15.), inkunja (*Ψ.* 2, 14.), svês. — Gavaúrki (*κέρδος*: *Ψ.* 1, 21. 3, 7. 8.), andalúuni (*retributio*: *Ε.* 3, 24.). — Qvithan, rôdjan, figgvan, mêmjan, gateihan (*Ψ.* 3, 6. *Ε.* 1, 28. *Θ.* 4, 16.), áivaggêljôn (*Θ.* 4, 13.), hrôpjan, hvôpan. — Gaarman, hleithjan. — Ganiſts, nafeins (*Ψ.* 5, 9.). *ll. f. w.*

Diese Beispiele sind nur unserm Bande entnommen, \*) werden aber hiurlänglich den Reichthum,

\*) Von anderweitigen Reihen hier nur folgende:

guma, vair, aba, manna — thiudanôn, reikinôn, fráujinôn, valdan — valduſni, mahts — vratôdus, gagg, ſinths — gafinþja, gahláiba, gajuka, gadauka — freis, láus, fralêts — us-

die Ausgebildetheit und Freybeweglichkeit der barbarischen Sprache würdigen lassen. Mit dem Wunsche nach einer vollständigen, allseitigen, auf Vergleich mit dem griechischen Bibeltexte beruhenden Synonymik der gotthischen Sprache (wozu Schreiber dieses viel gesammelt hat), schließt er diesen zweyten Abschnitt, einem dritten vorbehaltend, die Leistungen des Herrn Herausgebers, so wie die zweifelhaft gebliebenen Stellen zu besprechen, über welche letztere Graf Castiglione uns gewiß in seinem letzten bevorstehenden Bande nochmals prüfende Auskunft nicht vorenthalten wird.

(Dritter Artikel folgt.)

lauseins; usláuneins, saúrbaúhts, fralêts — freihals, balthei — háuns, hmáivs — véns, lubáivs — vilja, lustus — lustôn, gáirnján — vífan, bileiban — afháimis, framaths — fralêtan, usláubjan — aslêtan, aflinnau, bileithan — andahfts, andvaúrði — munths, mál — tagl, skufts — gras, háui — tveifljan, tuzvérjan; faúrhtjan; faúrhts, usfilmei — háils, hráins, fvikns — unhráins, gamáinis, vammis — hórinnassus, kalkinnassus — unfélis, ubils — fravaúrhts, fáirina — thiuls, hlifusts — kas, katils, mês — gavaſjan, gahamôn, gapáidôn — mêl, hveila, theihs — háirus, mêkeis — dius, unbiári — halja, afgrunditha — grêdus, huhrus — háirda, vrithus, avêthi; hansa, hiuhma, iumjó, draúhts, thiuda, kuni, sibja — gafakan, gatarhjan, vrôhjan, dômján, vargjan — usgildan, usgiban — láisjan, talzjan — váit, láis — láivala, hugs, muns, frathi — matjan, fraitan — ſinþhan, bigitan — gáumjan, vardjan — gards, hús; alhs; hlíja, hleithra — ſubjus, malmô, mulda, airþa; land, gavi; marka, féra — midjungards, manafêths, fairhvus — háuheims, hazeins, svêritha — skáidan, diskreitan, freithau, bimáitan, gamaúrgjan — usfarallus, usfarfuller; gabei; ganaúha — láuhtjan, glitmunjan, liuhtjan u. f. w.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. September.

Nro. 193.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

Diese Schrift bildet ein Bändchen von Lardner's Cabinet = Cyclopädia und ist eigentlich das erste einer Reihe von kleinen Lehrbüchern, welche Swainson über die verschiedenen Abtheilungen der Zoologie für dieses in England geschätzte encyclopädische Werk unternommen hat. Es ist hier die geographische Zoologie zum erstenmale für sich und im Zusammenhange abgehandelt und, so unvollkommen und lückenhaft auch ein solcher Versuch nothwendig ausfallen mußte, so ist doch das ganze Unternehmen sehr verdienstlich. An die geographische Zoologie, wie an die Geographie der Pflanzen, knüpfen sich die interessantesten Beziehungen der allgemeinen Naturgeschichte und der physikalischen Erdbeschreibung.

Es ist daher eine ächt wissenschaftliche Aufgabe, nachzuweisen und in ein großes Bild zusammen zu fassen, wie der Mensch und die lebendigen Wesen über den Erdfreis verbreitet sind, wie sich Thiere und Pflanzen in den verschiedenen Klimaten, auf Land und Meer, in Höhen und Niederungen vertheilen. Es knüpfen sich hieran Fragen vom höchsten Interesse für die Geschichte des Menschen und der Erde überhaupt. Finden sich bestimmte Geseze, nach welchen die organischen Wesen an bestimmte Längen und Breiten, an gewisse Höhengrenzen gebunden sind? Läßt sich ein fester und durchgreifender Plan erkennen, nach welchem die

mannigfaltigen organischen Körper sich über die Erdoberfläche vertheilen und zieht durch alle ihre unendlichen Formenverhältnisse, durch ihre bunten Farbenmancen, durch ihren Größenwechsel und durch ihr ganzes Leben und Weben auf dem Erdboden ein bestimmter, erkennbarer Faden? Stehen Thier- und Pflanzen-Vertheilung in directem Bezug zur Vertheilung des Menschengeschlechts in Racen und Völker? Sind die weiten Räume der Erde von bestimmten Puncten aus bevölkert und giebt es einen oder viele solche Schöpfungscentra für die Thiere und Pflanzen, von welchen aus sie sich radienförmig verbreiteten? Vermag die Naturforschung das Dunkel der ältesten Geschichte zu lösen, welches sich an die Schöpfung und Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt, wie des Menschengeschlechts, knüpft?

An Versuchen hat es nicht gefehlt, diese anziehenden und ernsten wissenschaftlichen Fragen zu beantworten. In der Art und Weise jedoch, diese Aufgaben durch die Forschung zu lösen, hat man die verschiedensten Wege eingeschlagen. Auch unser Verfasser hat sich im ersten Kapitel der vorliegenden Schrift, noch ausführlicher aber in seinen, die geographische Zoologie betreffenden Beyträgen zu Murray's Encyclopaedia of Geography, wovon in unserm Gelehrten Anzeigen bereits die Rede gewesen ist, hierüber ausgesprochen. \*) Da der Verfasser

\*) Diese Beyträge zu Murray sind in vielen einzelnen Abchnitten eigentlich weitere Ausführungen des vorliegenden Abrisses der geographischen Zoologie und verdienten wohl, zusammengearbeitet mit dieser Schrift und mit den nöthigen Verbesserungen ver-

den Menschen mit völligem Rechte vom Thierreiche ausschließt, die Schrift selbst nur von der Vertheilung der Thiere handelt, so wird vom Ursprung und der Vertheilung der Menschenrassen hier nur kurz in der Einleitung gesprochen, weitläufiger bey Murray. Der Vf. geht überall von einem festen Offenbarungsglauben aus, und die erste und würdige Gesinnung, mit welcher der Verf. sich ausspricht und die er auch erfreulicher Weise mit seinen berühmtesten Landsleuten theilt, geben der ganzen Darstellung und der folgenden wissenschaftlichen Beweisführung eine so schöne Grundlage und einen so ruhigen, klaren Gang, daß gewiß jeder ernstgesinnte Leser sich in eine wohlthuende Stimmung versetzt fühlt. Es ist nicht — was allerdings manchen seiner Landsleute vorgeworfen werden kann — das Erbauliche mit Gewalt herbegezogen, und die Erzählung mit breiten moralischen Betrachtungen unterbrochen, sondern Swainson geht von der ihm unerschütterlichen Ueberszeugung aus, daß wir über die letzten Fragen des Schöpfungsgeheimnisses eben nichts wissen können, als was uns der Herr selbst für gut gefunden hat in der heiligen Schrift alten und neuen Bundes zu enthüllen. In der wissenschaftlichen Untersuchung selbst will er die Methode befolgen, alle vorgefaßten Theorien bey Seite zu lassen und mit der Betrachtung beginnen, daß die ersten Ursachen der geographischen Verbreitung der lebendigen Wesen uns völlig unbekannt sind. Er will zuerst eine allgemeine Uebersicht über die Verbreitung der gegenwärtig lebenden und bereits entdeckten Thiere geben und, von dem tatsächlichen Material ausgehend, später allgemeine Schlüsse, so weit sich solche aus den Factis von selbst herausstellen, ziehen. Und so streben wir, sagt der Verfasser:

To obtain a glimpse of that stupendous

sehen, eine deutsche Bearbeitung, da unserer Literatur ein solcher Versuch doch eigentlich noch völlig fehlt.

plan, which can never be fully understood by fallible and imperfect morals. \*)

\*) Ref. kann leider hier nicht ausführlicher auf die Differenzen eingehen, in welchen die Ansichten vieler Naturforscher sich mit den Lehren der Offenbarung befinden. Es wird sich hiesu eine andere schickliche Gelegenheit finden. Einige Stellen des Werks mögen jedoch in seiner eigenen Sprache hier Platz finden: The geographic distribution of man is connected in our survey with that of animals; not so much in compliance with the popular notion, by which the noblest work of God is classed as genus next to the brute, but because we may fairly presume, from the great diversity observed among the human species, that their variation and dispersion is regulated by some general plan; and that such a plan may be analogous to that, which is apparent in the distribution of animals. It may be urged, indeed, that such a remarkable coincidence, if proved, might tend to sanction the modern theory of classing man and brutes together; but the only legitimate construction which we think, could be fairly drawn from such a fact would be, that there is but one plan of geographic distribution and of creation throughout nature; and an eternal and uniform law: in regard to the first origin of the human race, there have not been wanting those, who, disbelieving the evidences of the Mosaic history, have attempted to establish the hypothesis, that these races have each sprung from different stocks; or, that they are, in fact so many species. Now this at the best, is but an assumption perfectly gratuitous; not only because every record from which it could receive any support is expressly opposed to it, but because it is in direct violation of a primary and universal law of nature, a law by which the lowest being of the animal creation shrieks instinctively from intermixing its species with that of another. It has, moreover, been fully ascertained that, however great the variations of the human form may be, such variations among different breeds of the same species are even greater. Unless, therefore, it can be proved, that the laws of nature with respect to man and animals are contradictory, we shall, by attaching the least weight to the above theory, openly violate every priu-



Wir wollen zuerst eine Uebersicht des Inhalts geben und dann unsere Bemerkungen darüber mittheilen.

1tes Kapitel. Hier giebt der Verf. eine Uebersicht über die älteren Ansichten von der Verbreitungswaise der Thiere nach Linné, Fabricius, Latreille, Flemming, Prichard.

Der Verfasser selbst hat die Ansicht, daß die von den 5 Varietäten der menschlichen Species bevölkerten Gegenden auch von verschiedenen Thierformationen bewohnt werden; diese Regionen sind die fünf zoologischen Hauptprovinzen, wovon jede einen eigenthümlichen Charakter hat, die aber an ihren Grenzen ineinander übergehen. Die Begrenzung der menschlichen Racen und also auch der Thierprovinzen stellt sich so:

- 1) Europäische Provinz, begreift ganz Europa, Kleinasien und die Küsten des Mittelmeeres; der eigenthümliche Character verliert sich in Nord-Afrika, und östlich vom Kaukasus; jene Eigenthümlichkeit vermischt sich im Norden mit dem asiatischen und amerikanischen Character.
- 2) Die asiatische Provinz begreift ganz Asien östlich vom Ural, der eine sehr natürliche Gränze abgiebt; der Character mischt sich mit den übrigen Provinzen durch Kleinasien, Nord- Ost-Afrika, Nord-Europa und Nord-Amerika. In Sumatra und Java ist der australische Character merklich.
- 3) Amerikanische Provinz; nördlich mit Europa und Asien verbunden, südlich unbekannt.
- 4) Afrikanische Provinz beginnt südlich von

der großen Wüste; Süd-Afrika und Madagascar gehen in den australischen Character über.

- 5) Australische Provinz, wovon Neuholland der Hauptsiß ist; der Character mischt sich deutlich mit dem asiatischen und afrikanischen; unbekannt ist es, wo er mit dem europäischen und amerikanischen zusammenhängt.
- 6) Eine gemeinschaftliche Provinz bildet der Norden von Amerika, Asien und Europa, jedoch ohne besondern Welttheilcharacter.

2tes Kapitel. Europa. Die Charakteristik Europa's als einer eigenen Provinz ist schwer. Die Zahl der Säugethiere ist zu gering und ihre ursprüngliche Vertheilung ist zu sehr durch die Fortschritte der Civilisation verwischt; die Insekten sind zu zahlreich, die Reptilien zu unbezeichnend, die See-thiere im Studium zu sehr vernachlässigt; es scheint deshalb am geeignetsten die Vögel zu wählen.

Die arktische Region von Europa hat nur wenige eigenthümliche Vögel (22 Arten), meist Wasservögel. Man kennt im Ganzen nur 60 Wasservögel, wovon nur 2 in allen 4 Vierteltheilen der Erde entdeckt wurden, 3 finden sich in Europa, Asien und Südamerika, 27 in Europa und Nord-Amerika; 27, also fast die Hälfte, gehören Europa ausschließlich. — Die Sumpfvögel zeigen im Allgemeinen eine weitere Verbreitung als die Wasservögel. Unter 65 Europäischen Arten finden sich 13 in Amerika, und nur 2 sind rein arktisch, 4 finden sich zugleich in Asien, 2 in Asien und Afrika, 4 in Asien und Amerika, 1 in Asien, Afrika und Amerika. *Numenius phaeopus* soll in allen 5 Welttheilen vorkommen. Im Allgemeinen ist die Zahl der eigenthümlichen Arten Europa's größer als bey den Wasservögeln. — Unter den Landvögeln sind die Raubvögel am weitesten verbreitet; vorzüglich gilt dieß von den Nachtraubvögeln. Von 13 europäischen Eulen sind nur 6 eigenthümlich, und 2 bewohnen fast ausschließlich die arktischen Gegen-

cept of philosophic reasoning, as well as renounce all belief in revealed religion. On this head the Mosaic records are clear and explicit; and however the soeptic may deny their inspiration, he cannot bring forward, on his side, any testimony of such remote antiquity, or of such generally admitted credibility.

den. Vier finden sich in Amerika, 2 in Südafrika, 1 in Asien und Amerika. — Die Falken sind mehr beschränkt, unter 4 Aclern ist einer vorzüglich arktisch, 3 sind afrikanisch, einer lebt zugleich in Amerika; von 8 ächten Falken, die Europa und Nord-Afrika angehdren, sind nur 2 zugleich amerikanisch; der Wanderfalken Australiens soll ganz mit dem europäischen übereinkommen. Unter 44 Raubvögeln sind 3 vorzüglich arktisch, 11 amerikanisch, 2 asiatisch und afrikanisch, 1 kommt zugleich in Asien und Amerika vor; 27 Arten, also über die Hälfte, charakterisiren Europa.

(Fortsetzung folgt.)

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

### I. Anatomische Abhandlungen.

- 1) Memoria intorno la natura mucosa della membrana interna del sistema vasale d. D. Filippo De-Michelis. Prof. di anatomia nella R. Università di Torino. (p. 93 — 110).

Die Natur der inneren Haut der Gefäße, zu welchen auch die Ausführungsgänge der Drüsen gerechnet sind, hält der Verf. für bis jetzt noch nicht erkannt. Nach ihm ist sie eine Schleimhaut. Denn erstens müsse man der Analogie nach sie für eine solche halten, da alle Kanäle, welche mit fremden Substanzen in Verbindung sind, eine Schleimhaut besitzen, und die in den Adern circulirenden Säfte auch etwas für die Faser Menschens seien und ohnehin auch nie sonst ein Kanal im Körper mit einer serösen Haut ausgekleidet sein; auch habe die innere Gefäßhaut ähnliche Rinnein und Klappen, wie andere Schleimhäute, und vollends die Ausführungsgänge setzten sich offenbar in Schleimhäute fort; auch sei es zweitens kein Einwurf gegen diese angenommene Analogie, daß die innere Aderhaut in manchen Eigenschaften, wie Farbe, Dichtigkeit und Zusammenhalt als verschieden von den Schleimhäuten sich zu erkennen gebe, da selbst innerhalb des Aderstroms sich diese Haut nicht gleich bleibe, und überhaupt die organischen Gebilde der-

selben Art auf verschiedene Weise und unter mancherlei Modificationen im menschlichen Körper vorzukommen pflegen; so sei denn auch dreitens die Art, wie die innere Aderhaut an die übrigen Membranen der Gefäße befestiget sei, ganz gleich jener, womit sonst die Schleimmembranen an die anliegenden Häute geheftet werden. Es geschehe nämlich diese Anheftung durch eine Schichte eines weichen, straffen und filamentösen Zellengewebes von allen Schleimhäuten und besonders seien es diese, welche auf solche Weise an muskelfreies Fasergerewebe gebunden würden, wogegen die serösen Häute nie etwas mit Muskelsubstanz zu schaffen hätten; viertens bei einer Vergrößerung von 20mal sähe man an der inneren Fläche der Aorta viele zarte, wenn auch sehr kurze Flocken, welche dicht aneinander stünden, und sich mit ihrer Spitze frei erheben; dazwischen seien deutliche gröbere und kleinere Vertiefungen, und überhaupt sei die innere Gefäßhaut nicht, aufgelockert und von einem dünnen Schleimüberzug besenket; die Entzündung mache die Villostität der inneren Aderhaut noch deutlicher; die Besenchtung durch Schleim sei aber sicher keinem Ausschwißen von Feuchtigkeit nach dem Tode zuzuschreiben, und so sei es ja auch nach den Erfahrungen Mehrerer ein dicker, plastischer Schleim, welcher einige Stunden nach der Unterbindung einer Arterie an der Unterbindungsstelle beobachtet werde, und welcher nach und nach sich organisire; fünftens besäße die fragliche Membran wirklich zahlreiche Blutadern und Nerven, und die von mehreren Beobachtern beschriebene süßste Degeneration an den Klappen der Arterien und am Herzen, wie man sie auch öfters an Leichnamen in den Arterien findet, beweise hnlänglich eben so die Gegenwart der dieser Haut eigenthümlichen Blutadern als ihre muscöse Natur. Sechstens stimmen in einer sehr ausgezeichneten Beschaffenheit die inneren Aderhäute mit den allgemein bekannten Schleimhäuten überein, nämlich in der Ausdehnbarkeit nach allen Richtungen, ohne zu zerreißen; dieß finde man bey den Venen, den Lymphadern und bey den Ausführungsängen z. B. den Gallengängen; dagegen reiße die innere Arterienhaut sehr leicht ein und eigentlich immer, wenn die Arterie mit einer Schnur fest umstrickt werde; diese Fragilität der inneren Arterienhaut soll nun nach dem Verf. nicht dieser Haut ursprünglich eigenthümlich sein, denn wenn man die faserige Arterienhaut abpräparire, so zeige sich die strenggelegte innere Arterienhaut biegsam und ausdehnbar genug; es rühre also das Zerreißen bey der Umschnürung wohl nur von der straffen Anheftung der inneren Haut an die Faserhaut her; endlich verhielte sich gegen verschiedene Reagentien z. B. siedendes Wasser, trockne Hitze und verschiedene Säuren beim Austrocknen, so wie bey den Macerieren die innere Aderhaut und die übrigen Schleimhäute ganz gleich.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. September.

Nro. 194.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Fortsetzung.)

Die Hühnevögel zählen wenig Gattungen; diese, wie alle Vögel mit schwerem Leib und kurzen Schwingen sind mehr begrenzt, dieß gilt z. B. auch von den indischen Papageyen, wovon manche nur einzelnen Inseln eigen sind. Wir haben in Europa 27 Hühner-Arten; 5 sind auch in West-Asien, 5 in der nordafrikanischen Wüste, 2 über Central-Asien und Afrika verbreitet; während nur 2 sich auch in Nord-Amerika finden.

Unter den Singvögeln gehört Europa eine große Zahl eigenthümlich an; unter 41 Finken-Arten sind 30 auf Europa beschränkt, 7 bewohnen zugleich Nordamerika, 3 finden sich auch in Asien und Afrika, Von 85 Sängern (Turdus, Sylvia, Muscicapa) sind 82 noch nirgends anders entdeckt, doch wandern die meisten derselben nach Nord-Afrika und Westasien aus; 3 nur bewohnen zugleich Amerika. Von den Omnivoren (Corvus, Sturnus) sind 21 Arten bekannt, wovon 15 rein europäisch, 4 auch afrikanisch, 3 amerikanisch und 1 (Pastor roseus) bewohnt Asien und Afrika.

Es giebt, mit Ausnahme einige rein zufälligen Vögel, in Europa 388 Arten;  $\frac{1}{15}$  d. h. 13 gehören der arktischen Region; 68 (wovon 40 Wasservögel) kommen gleichzeitig in gemäßigten Asien und Amerika vor; 9 sind über die 4 Welttheile, mit Ausnahme von Australien verbreitet; nur 1 oder

2 sind auch australisch; 250 (also  $\frac{2}{3}$ ) kommen der europäischen Fauna (nämlich Europa, Westasien und Nord-Afrika) zu.

Merkwürdig ist die Anzahl generischer Typen in Europa; 108 Gattungen (genera) finden sich in Europa, wobey die nicht allgemein angenommenen ausgeschlossen sind; es verhält sich die Zahl der Gattungen zu den Arten wie 2 zu 7; nirgends sind diese typischen Formen so zahlreich als in Europa, denn die Zahl aller bekannten Vogelgattungen beläuft sich nur auf 380, wovon also weit über ein Viertel auf Europa kommen. Europa ist daher eine der schönsten zoologischen Provinzen.

Europa zerfällt wieder in 3 Abtheilungen. Das arktische Europa begreift Grönland, Lappland, Spitzbergen, Island, einen beträchtlichen Theil von Norwegen, Schweden und das nördliche Rußland. Diese Länderstrecken haben besonders viele Mollusken und Wasservögel, im Ganzen aber wenig Arten. Auf Grönland zählt Fabricius 32 Säugethiere, wovon 9 Seehund; unter den 52 Vögeln sind 7 Raub- und nur 5 Singvögel. Mittel-Europa begreift die zweyte Abtheilung; die ersten Anzeigen der centralen europäischen Fauna beginnen gegen den 60ten Breitengrad, wo sich die Vegetation hebt; die Landvögel nehmen zu, während die Wasservögel der Individuenzahl nach (nicht den Arten nach) abnehmen. Die Hausthiere vermehren sich, woran England schon viel reicher als Schottland ist; einige Geflügelarten kommen z. B. schon in Schottland schwer fort. Während in Dänemark nur zwey Arten jagdbarer Bierfüßer vorkommen, finden sich in



England 7, in Frankreich 13. Der Vf. vergleicht nun den jetzigen Stand mit dem früheren, wo noch weniger Thiere ausgerottet wurden; die Hauptcharakteristik Mittel-Europa's geschieht wieder nach den Vögeln.

Die dritte zoologische Gruppe von Europa begreift das südliche Frankreich, ganz Spanien, Italien, die Turkey, die Inseln des Mittelmeeres, Klein-Asien, Nord-Afrika. Für Säugethiere sind die vorhandenen Materialien sparsam; große Nummern, wie Elenn, Reuthier, Hirsch, Reh, fehlen; nur eine kleine Art findet sich in Kalabrien und auf den sizilischen Gebirgen; dagegen sind eigenthümlich: das Stachelschwein, das Mufflon, der Büffel, letzterer aber bloß im Hausstande.

Die Ornithologie des Mittelmeerbeckens zeigt mehrere interessante Thatfachen; die Geyer werden häufiger, je wärmer das Klima wird; sie folgen dem Zug der Gebirge, gehen über die Apenninen und die höheren Gebirge von Spanien und Griechenland. Dagegen sind die gigantischen Eulen, so bezeichnend für Nord-Europa, hier unbekannt; 2 oder 3 kleinere geächte Arten folgen den Wanderungen der Singvögel. Der Verf. geht auf die einzelnen Arten ein.

Die Insectenfauna des südlichen Europa's ist sehr verschieden von derjenigen der mittleren und nördlichen Breiten; Laufkäfer (Carabidae) finden sich kaum ein fünfstel von denjenigen, welche Britannien allein beherbergt; andere Genera, z. B. Scarabaeus erscheinen dagegen in zahlreicheren Repräsentanten; Ameisen werden sehr häufig; von Termiten kommt schon eine Art im südlichen Frankreich vor, eine andere hat Swainson in Sicilien gefunden. Die Schmetterlinge sind weniger eigenthümlich; die Hälfte der brittischen Tagsschmetterlinge findet sich in Sicilien, untermischt mit mitteleuropäischen und 2 oder 3 nordafrikanischen; Sesien scheinen in Italien nicht vorzukommen; Skorpionen häufig.

Europäische Reptilien giebt es wenige, sie nehmen gegen Süden zu. Fische hat Süd-Europa manche charakteristische (Sardelle, Thunfisch); der Häring ist kaum bekannt. Von 150 Fischen, welche der Vf. an der Küste von Sicilien gesammelte, gehört kaum ein Drittheil zur Ichthyologie von Britannien und Nord-Europa. Ueber die übrigen wirbellosten Thiere giebt der Verf. wenig an; rothe Korallen vorzüglich an den Küsten von Sicilien. Poli führt 180 Mollusken auf. Süßwassermuscheln finden sich vorzüglich in Mittel-Europa.

Am Schluß dieses Kapitels specielle Aufzählung der Gattungen und Untergattungen europäischer Säugethiere und Vögel.

Drittes Kapitel. Asien. Vey der beträchtlichen Ausdehnung dieser Provinz ist eine Schilderung schwer. Am merkwürdigsten und eigenthümlichsten bleibt die große Zahl von Haustiieren, welche Asien geliefert hat. Das Pferd stammt aus der Tartarey, die Ochsen sind wahrscheinlich zuerst in West-Asien gezähmt gewesen; alles unser Hausgeflügel stammt aus Südasten.

Die asiatische Fauna kann in 3 Sectionen oder Provinzen getheilt werden. Die erste beginnt vom Pol und begreift das ganze asiatische Rußland, begrenzt im Westen vom Ural, im Süden vom Altai; es ist die Wiege der mongolischen Racen. Die zweite Unterprovinz begreift China, Japan, Thibet, die Tartarey gegen Persien und die Ostküste des kaspischen Meeres — also Mittel-Asien. Die dritte Provinz begreift den Süden des Continents mit Java, Sumatra &c. und die westlich von Neu-Guinea gelegenen Gilande. — Klein-Asien hat keinen bestimmten Charakter, sondern vereinigt die Faunen von Europa, Asien und Afrika; gleiches gilt von Persien, doch verschwindet hier der afrikanische Charakter fast ganz.

Die nordasiatische Fauna bietet wenig besonderes dar; die Gattungen der Bierflüßer ähneln de-

nen von Europa und von den Polargegenden überhaupt, aber weniger Arten kommen an der Westseite des Ural's vor, da die öden und sandigen Steppen von Sibirien größeren Thieren nur wenig Nahrung bieten, die aber hinreichend für die hier sehr entwickelte Ordnung der Nagethiere ist; besonders finden sich hier Feldmäuse, Mäuse und Hamster; diese generischen Gruppen sind meist beschränkt auf die kalten oder temperirten Breiten von Europa, Asien und Amerika, haben aber innerhalb dieser Grenzen eine sehr weite Verbreitung, vorzüglich in den Gegenden mit strengem Winter, wir finden sie dagegen nicht in tropischen Gegenden, wo ihre eigenthümlichen Instinkte, Baue, Vorrathskammern u. s. w. überflüssig sein würden. — Die Vögel gehören, so weit bekannt, zu den europäischen Gattungen. —

Mittel-Asien ist wenig bekannt; wir finden hier jedoch größere Thiere: *Equus hemionus*, *Oris ammon*, wahrscheinlich *Bos arni*, den tartarischen Ochsen (*Bos Poepagus* H. Smith.) der bis Bhetan geht. Auch die Springmaus (*Dipus*) gehört mehr den Centraltheilen von Asien und den wärmeren Breiten von Sibirien an; sie erstreckt sich bis Egypten und wird in der neuen Welt von *Meriones* vertreten. — Die Vögel von Centralasien sind wenig bekannt; viele eigenthümliche Hühner-Arten scheinen vorzukommen.

In Süd-Asien erscheint die tropische Fauna; viele Affen (23 Arten), die langarmigen Gibbons vorzüglich in Malacca, während die Orang mehr den Inseln angehören; es zeigt sich hier eine große Analogie mit Afrika unter gleichen Breitengraden, doch ist hier die Zahl noch größer; beyde Kontinente haben jedoch nur eine Art gemeinschaftlich; als Analogieen treten auch der Orang Utang und der Chimpanse, so wie die beyden Elephanten-Arten auf; die Nager Nord-Asiens sind hier unbekannt; die südasiatischen Bären (*Ursus labiatus*, *malayanus*, *thibetanus*) bewohnen alle die Berge;

der asiatische und afrikanische Löwe sind verschieden, während die Schakals von Indien und Afrika identisch zu seyn scheinen; die Tigerkagen scheinen beschränkt auf die großen Eilande.

Der ornithologische Charakter von Asien scheint im südlichen Indien, besonders in Malacca und auf den großen Inseln am stärksten entwickelt. Dessen zeigt sich eine große Aehnlichkeit mit dem tropischen Afrika, in andern Fällen nicht; manche südasiatische Vögelfamilien sind hier durch andere Arten repräsentirt und mehrere Gattungen kommen auch in Australien vor. Die Hühnervögel zeigen die schönsten Gattungen (*Pavo*, *Polyplectron*, *Argus*, *Lophophorus*). — Die Fische sind in geographischer Hinsicht nicht genauer untersucht. Das Meer ist aber ausnehmend reich an Mollusken mit schön gefärbten Schalen, viel reicher als bey Afrika und Amerika; unter 200 *Conus*-Arten kommen nur 10, unter 62 *Oliva*-Arten nur 5 anderwärts vor. Ganz eigenthümlich ist dagegen die Armut an Süßwassermuscheln, während Nordamerika hieran so auf fallend reich ist; Land-Conchylien sind viel häufiger. Unter den Insekten giebt es, wiewohl selten, europäische Arten, so unter den Schmetterlingen von Neepaul z. B. *P. Podalirius*, *Vanessa*, *Atalanta*; an Schmetterlingen ist besonders *Amboina* reich.

Folgt die Aufzählung der Säugethiere und Vögelgattungen Asiens.

(Fortsetzung folgt.)

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Fortsetzung.)

## II. Botanische Abhandlungen.

1. Jos. Moris, *plantae sardoae novae at minus cognitae*.

Die Abhandlung wurde in der Sitzung der physikalischen Klasse vom 13. July 1834 vorgelesen und ist deshalb in dem Jahresbericht p. XXVI — XXXIV. abgedruckt. Der durch seine Arbeiten über die Flora von Sardinien bereits rühmlichst bekannte Verfasser läßt jetzt ein größeres Werk über die Vegetation der Insel erscheinen,

und giebt hier vorläufig einige der darin aufzuführenden neuen oder wenig bekannten Arten. Sie heißen: *Asperula pumila* †, *Oenanthe Lisaea* †, *Cerastium palustre* †, *Erodium albiflorum* †, *Medicago polycycla* †, *Ranunculus procerus* †, *Erodium cinerascens* †.

2. *Plantae rariores in regionibus chilensibus a clarissimo M. D. Bertero nuper detectae et ab A. Colla in lucem editae.* Fasc. IV. V. (p. 1 — 43 u. Tab. 21 — 34).

Fortsetzung der im vorigen Bande begonnenen Arbeit über die von dem vereinigten Bertero in Chile gesammelten Pflanzen. Die aufgeführten Arten sind:

a) im vierten Fascikel 48) *Lythrum divaricatum*. 49) *Valeriana samolifolia*, (*Betkea samolifolia* Del.), welche der Verf. kaum mit Recht wieder zu *Valeriana* giebt. 50) *Val. Berterii* (Tab. 21.). 51) *Centaurea chilensis* Miers (Tab. 22). 52) *Eupatorium chilense* Bert. nec Molina. 53) *E. Salvia*. 54) *Terranea Colla*. Neue Gattung aus der Familie der Compositae, Abtheilung *Empatoriinae genuinae* Cels. Die einzige Art, *T. fernandeziana* (Tab. 23) ist ein Strauch aus Juan Fernandez. 55) *Bidens valparadisica* (Tab. 24) 56) *Baccharis asterioides* (Tab. 25. F. 1.) und 57) *B. confertiflora* (Tab. 25. bis.) 58) *Gnaphalium chilense*. Hr. Colla bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß *Gn. Viravira* Mol. von *Gn. luteoalbum* L. nicht verschieden sey, so daß diese Art bey uns in Europa, in Aegypten, auf den Kanarien und in Chile vorkömmt. 59) *Gn. paniculatum* (Tab. 27. F. 1). 60) *Onoseris linifolia* Bert. 61) *Chaetantera Berteriana* Colla. 62 — 65). *Chabraea viscida* (Tab. 27. F. 2.), abbreviata, elongata, tenuior. 66) *Triptilion euphrasioides* Bert.

b) Im fünften Fascikel: 67) *Erigeron fascienlatus* Colla. 68) *Danaea Colla*. Neue Gattung von Compositis. Die einzige Art ist *D. Yegua* (Tab. 28.) 69 — 74) *Senecio linearifolius* Colla (F. 29), *plantagineus* Bert., *Berterianus* Colla, *valparadisicus* Colla, *viscosissimus* Colla, *cinereus* Colla. 75) *Tagetes Feuillei* Bert. (Tab. 30). 76) *Diomedea thurifera* Bert. (Tab. 31). Diese von Cassini aufgestellte Gattung muß anders benannt werden, weil schon längst eine Vogelgattung gleiches Namens besteht. 77) *Unxia anthemifolia* (Tab. 32). 78) *Hypochoeris Berteri* Colla (F. 33). 79) *Bellardia Colla*. Nov. gen. e fam. Synanth. Die einzige Art, *B. pusilla* (F. 34) ist die in unsern Gärten bereits unter dem Namen *Kriegia chilensis* kultivirte Pflanze.

5. *Plantae chilenses novae aut minus cognitae* auctore Professore Josepho Moris (p. 43 — 49. u. Tab. I. III.).

Drey im Triner Garten aus von Bertero eingeschickten chileschen Samen erzogene Pflanzen. 1) *Lobelia nereifolia*. 2) *Eryngium frutescens* (F. I.). 3) *Rumex chrysocarpos* (F. II.).

4. *Plantae rariores etc.* ab A. Colla in lucem editae fasc. VI. (p. 118 — 141. und Tab. 35 — 47).

80. *Campanula Larraini* Bert. (F. 55), 81. *C. gracilis* Bert., 82. *Lobelia rupincola* Bert., 83. *Arbutus rigida* Bert., (F. 56.). Gehört aller Wahrscheinlichkeit nach zu der zwischen *Arctostaphylos* und *Gualtheria* mitten inne stehenden Gattung *Pernetia*, zu welcher ausserdem auch *Gualtheria myrsinoides* Kunth, und die kleinen Jörstsch'schen *Arbutus*-arten aus *Terra del fuego*, *A. mucronata* und *pumila* zu rechnen sind. 84. *Gonolobus obliquifolius* Colla (F. 37.), 85. *G. Voqueillo* Colla. 86. *Phlox unidentata* Bert. (F. 39.). Herr Colla zweifelt selbst, ob die Pflanze zu *Phlox*, oder nicht viel eher zu *Collomia* gehöre, und letzteres ist auch gewiß der Fall. 87. *Lithospermum chilense* Colla (F. 40.). 88. *Myosotis alba* (F. 41.) Colla. 89. *M. Linearis* Colla (F. 42.). 90. *M. procumbens* Colla. Diese drey Arten sind mit den vom Eslinger Reisverein in den Bertero'schen Sammlungen gegebenen Species zu vergleichen. 91. *Cynoglossum Berterii* Colla (F. 43.). 92. *Lycium chilense* Bert. (F. 44.). 93. *Petunia viscosa* Miers. (F. 45.). Nach Abbildung und Beschreibung nichts anders als *Nicotiana micrantha* hort. Paris. 94. *Calceolaria feruginea* Colla nec Cavan. (F. 46.). 95. *C. Berterii* Colla. 96. *C. nitida* Colla. 97. *C. salicifolia* Colla. Von Aufstellung neuer Arten in dieser Gattung dürfte große Vorsicht notwendig seyn, da wir wissen, daß sämmtliche Species im kultivirten Zustande sehr leicht Bastarde hervorbringen, was dann, wie bey den *Pelargonien* am Kap, auch in der *Helianth* bey den wildwachsenden Pflanzen der Fall seyn wird. 98. *Cumina* Colla. Neue Gattung von Labiatis (?) aus Juan Fernandez, nach italienischen Mykologen Hugo Cumini zu Ehren benannt. Die einzige Art *C. Fernandezi* ist F. 47. abgebildet, Beschreibung und Abbildung sind aber unvollständig.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. September.

Nro. 195.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel. Amerika. Diese dritte zoologische Provinz hat wieder ihre Uebergänge. So ist die Uebergangsbildung, welche von Australien nach Asien statt findet, auch hier deutlich und noch mehr in die Augen springend; von Kamtschatka aus erfolgt eine Verbindung des Charakters mit Kalifornien. Die arktisch-amerikanische Fauna stimmt mit der Borealfauna überhaupt überein; viele Säugethiere Nordamerikas kommen auch in Europa vor; manche jedoch bleiben in ihren Originalgrenzen; die Wasservögel sind meist über mehrere Continente verbreitet. Die acht typischen Formen der neuen Welt sind aber von denen der alten Welt eben so verschieden, wie die australischen; es liegt hierin eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den beyden insularen Continenten (Neholland und Amerika).

Der W. unterscheidet 3 Unter-Provinzen, vielleicht selbst 4; die arktische, die gemäßigte, die südliche oder tropische, und vielleicht eine 4te, freylich sehr wenig bekannte, welche gegen das Kap Horn liegt.

Die boreale Fauna erstreckt sich vom 50ten zum 60ten Grad, ist aber vielleicht selbst in noch engere Grenzen einzuschließen; hier sind die großen Grasreden, der Haupt-Aufenthalt der großen Vierfüßer und Hühner. Dies ist die sogenannte Pelzgegend, von wo die Hudsons-Compagnie jährlich jene ungeheure Menge Felle ausführt; es leben hier viele Fleischfresser, 3 Arten Bären, zahlreiche Arten von Wölfen, Füchsen, eine Menge Rager, besonders Eichhörnchen, Marmelthiere, Hasen, Mäuse viele Hirscharten, Wisamochsen, wilde Schafe.

Die Land- und Sumpfvögel Amerika's sind hier sehr von den europäischen verschieden, wenig dagegen die Wasservögel. Ueber die übrigen Thierklassen läßt sich wenig sagen.

Die Fauna des gemäßigten Amerika's begreift die vereinigten Staaten bis zum Golf von Mexiko; die Säugethiere sind hier zu wenig bekannt, sehr gut die Vögel. Der ornithologische Charakter dieser Unter-Provinz wird bey den Landvögeln um so eigenthümlicher, je südlicher man kömmt; die Raubvögel haben die allgemeinste Verbreitung, viel begrenzt sind die Singvögel, welche wie bey uns wandern, im May ankommen und im Herbst an die Küsten der Bay von Mexiko, und die Westindischen Inseln ziehen; Hühnervögel giebt es wenige; Sumpfvögel sind meist sehr verschieden von den europäischen. Fische und Amphibien kommen viele eigenthümliche vor; die Klapperschlangen sind der neuen Welt eigen, die nordamerikanischen Arten aber verschieden von den brasilianischen.

Die dritte Unter-Provinz geht vom Mexikanischen Golf bis an die südlichen Grenzen von Paraguay; auf den Antillen verschmelzen die beyden Hauptfaunen Amerika's. Mexiko ist das Hauptland; seine Säugethiere sind wenig, besser die Vögel bekannt; unter 114 Arten von Landvögeln sind 67 nirgends weiter beobachtet, 11 theilt Mexiko mit Süd-Amerika, 36 andere mit den vereinigten Staaten. Mexiko zeigt überhaupt dieselbe Mannfaltigkeit im Thierreich, wie im Pflanzenreich; beydes bedingt durch die Mannfaltigkeit der Klimate dieses Isthmus. Wasservögel sind im Allgemeinen zahlreicher in kalten, als in warmen Klimaten; Mexiko macht jedoch hier eine merkwürdige Ausnahme. Nach übereinstimmenden Angaben sind die Seen und Sümpfe dieses Plateaus voller Vögel, aber diese Vögel haben wenig eigenthümliches, und scheinen Wander-

vögel zu seyn, die auch in Nordamerika vorkommen, und deren südliche Grenze Mexiko zu seyn scheint; je näher dem Aequator, um so größer ist die Mannsfaltigkeit; aber Amerika ist am reichsten unter allen tropischen Weltgegenden; die große Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft scheint der Grund zu seyn. Brasilien hat eine eigenthümliche Fauna, mitbedingt durch seine eigenthümlichen Verhältnisse: große Flüsse, Uewälder, weite Gras-Ebenen. Die Wälder sind von zahlreichen Affen bevölkert, vorzüglich von solchen mit Greiffschwänzen, was bey afrikanischen und indischen Arten viel weniger der Fall ist; herrliche Vögel und sehr schöne Insekten, besonders an den Küsten, wo mit zunehmender Vegetation auch die Abwechslung in der Thierwelt viel größer ist. Die niederen, trockenen Ebenen sind weniger bewohnt. Wieder andere Formen in den inneren Tafelländern; die Insekten sind hier sehr sparsam, man kann stundenlang reisen ohne einem Schmetterling zu begegnen; die Vegetation hat ihren Eurs verloren und damit die Kraft zahlreiche Insekten zu nähren. Die niedrigen, beerentragenden Gestränche liefern den Tanagras, den Zinken und kleineren Papageyen Nahrung; die Kolibris lieben die offenen blumenreichen Gegenden. Verglichen mit anderen Welttheilen sind die Affen des neuen Kontinents kleiner, weniger Pavian- oder Orang-artig; sie haben keine Bactentaschen und Gesäßschwieneln; 65 Arten Affen sind von Süd-Amerika beschrieben worden. Die Fledermäuse sind sehr mannfaltig und höchst zahlreich; es giebt Insekten fressende, von Früchten lebende und Blut saugende; die Fleisch fressenden Thiere sind meist klein und furchtsam, die Edentaten (Faulthiere, Ameisenfresser, Panzerthiere) zahlreich. Die Lamas und andere wolltragende Thiere scheinen mehr den hohen Anden eigen. In ornithologischer Hinsicht ist Brasilien das reichste Land; wir kennen 500 Arten und erst  $\frac{1}{2}$  des Landes ist genauer durchsucht. Raubvögel sind sehr eigenthümlich, besonders die Geyer; die Eulen klein, Singvögel sehr zahlreich, Sumpfvögel mehr an den großen Strömen als an der Seeküste. Sehr wenig spricht der Verf. von Amphibien und Fischen; Schildkröten und Schlangen sind sehr zahlreich. Merkwürdig die Find die vielen eigenthümlichen Landkrabben; die Scorpionen sind, mit Ausnahme des von Surinam, nicht größer, als die südeuropäischen.

Unter den Käfern sind vorzüglich diejenigen häufig, deren Larven von Holz leben; sie verhalten sich zu denen in Europa wie 9 zu 1, während das Verhältniß bey dem Fleisch fressenden Käfern gerade umgekehrt ist. Die vielen Blumen insef zahlreiche Schmetterlinge hervor, die fast alle einen eigenthümlichen Habitus haben. Die Zweyflügler sind merkwürdiger Weise im Allgemeinen nicht zahlreich. An Weichthieren ist besonders die Ostküste des tropischen Amerika's arm; viel reicher daran ist Peru und Chili; Die Flüsse sind im Allgemeinen nicht so reich an Muscheln als die nordamerikanischen. Jamaika ist besonders reich an Landecondyliien.

Fünftes Kapitel. Afrika. Afrika ist verhältnismäßig arm an Thieren; die Mannigfaltigkeit der Form ist nicht groß; dieß rührt vom wüsten Boden her; an den feuchten Küsten des Westens und Südens ist die Mannsfaltigkeit größer. Die Unterprovinzen sind: 1) Die Sahara mit den Grenzen bis zum Mittel- und rothen Meere. 2) West-Afrika und die tropischen Gegenden. 3) Süd-Afrika und Madagaskar.

Im Norden von Afrika finden sich mehrere in Europa nicht vorkommende oder längst ausgerottete Thiere z. B. der Löwe; es mischen sich hier west-asiatische Formen; nur 5 Arten Fledermäuse; einige eigenthümliche Fuchs-, Hunde- und Ragenarten. Die Vögelfauna Nordafrika's ist nicht reich; viele unse rer Zugvögel überwintern hier.

Den Tropen näher, südlich von der Wüste, verändert sich die Form; leider sind unsere Kenntnisse über die Westküste wegen des tödtlichen Klima's sehr unvollständig und beschränken sich auf einige Nachrichten von Sierra Leone und vom Senegal. Hier ist die Region der afrikanischen Affen; der Schimpanse, die Paviane und anderer charakteristische Formen kommen vor. Tief im Innern ungeheure Heerden von Antilopen, verschieden von denen Nord-Afrika's. Die Raubthiere, (Löwe, hyäne, u. s. w.) haben immer die größte Verbreitung und gehen von dem einen Ende des Kontinents zum andern. Die Ostküste hat eine von der Westküste verschiedene Fauna. — Die ornithologischen Eigenthümlichkeiten des tropischen Afrika's sind treffend; die Vögel werden zahlreicher, bunter, haben mehr merkwürdige und eigenthümliche Gattungen, besonders unter den Singvögeln; die schön gefärbten Raaben, Wien-

fresser, die Musophaga u. s. w. — Die Hühner-  
vögel, so reich im tropischen Indien und Amerika  
sind hier sparsam; der Strauß repräsentirt die Gir-  
affe unter den Vögeln der Wüsten. — Unter den  
Amphibien: Schlangen, Alligatoren, Eidechsen. —  
Unter den Insecten ziehen vorzüglich die Myriaden  
von Ameisen und Termiten die Aufmerksamkeit auf  
sich. Sonst sind die Insecten fast alle verschieden  
von denen des nördlichen Afrika's; die Scorpionen  
sind außerordentlich groß; die Landkrabben werden  
in eingeschlossenen Höfen gehalten, wie bey uns das  
Geflügel. — Die Molluskenfauna der Westküste  
ist viel reicher als an der Ostküste Amerika's, kann  
sich aber nicht mit der von Asien vergleichen; die  
Gattungen unterscheiden sich nicht wesentlich von de-  
nen des rothen Meeres und persischen Golfs. Die  
größten bisher bekannten Landconchylien kommen hier  
vor (Achatina); Fingermuscheln scheinen selten, viel-  
leicht auch nicht recht bekannt.

Die dritte Unter- Provinz beginnt südlich von  
Angola; seine Gegend der Welt ist so reich an  
großen Vierfüßern. Die gewaltigen Kagenarten,  
Hyänen, Elephanten, Nashörner, Flusspferde, an  
30 Arten Antilopen, mehrere Zebra's, aber nur  
2 Affen. — Die Vögel sind nicht so mannichfaltig,  
als in West-Afrika; doch sind die großen Raubvö-  
gel zahlreich, besonders die Geyer. Unter den klei-  
nern Raubvögeln merkwürdige Mischung mit Euro-  
päischen Formen. Unter Singvögeln manches Ei-  
gentümliche, nicht so unter den Wasservögeln. —  
Die Insecten der Wälder gegen die Algoa-Bay  
sehr mannichfaltig; doch sehen sie in Zahl und Schön-  
heit denen von West-Afrika nach; wenige Schmet-  
terlinge sind beyden Regionen gemeinschaftlich. Die  
Mollusken der See nicht zahlreich; Schwamm-  
schalen wurden bis jetzt wenige nach Europa geschickt.

Die Fauna Madagaskar's hat sehr eigenthüm-  
liche Zuge und differirt mehr von der Südafrikanis-  
chen, als letztere von der tropischen; sie nähert sich  
mehr der Fauna der asiatischen Inseln und Neu-  
hollands. Man behauptet, daß nicht ein einziger  
der großen Vierfüßer, wie Elefant, Löwe, Hyäne,  
auf Madagaskar vorkommen. Affen fehlen völlig;  
dagegen fand man 17 Arten Makis (Cemur), ei-  
ne Familie, welche in Afrika fast, in Neuholland  
völlig unbekannt ist; 2 oder 3 Arten finden sich in  
Ceylon. Ob die uns unbekannt afrikanische St-

küste mehr Verwandtschaft mit Madagaskar hat, ist  
zweifelhaft. Die Ornithologie ist sehr verschieden  
von der Kap'schen. — Isle de France ist, im Ge-  
genzag zum Kap, um so reicher an Mollusken; die  
Oliva's Harpa's u. s. w. sind selbst größer und  
schöner als die indischen.

(Schluß folgt.)

Memorie della Reale Academia delle Scienze  
di Torino. Tome XXXVIII. Torino dalla  
Stamperia Reale. 1835. 4.

(Fortsetzung.)

5. Memoria del Cavaliere Gaetano Savi,  
Professore di Botanica nell' J. E. R. Uni-  
versità di Pisa, sull' Origanum Majorana,  
creticum e syriacum (p. 163 — 179) und  
Tab. 1 — III).

Eine gründliche Auseinandersetzung der bey erwäh-  
nten Arten, welche unter den Namen Persia bianca oder  
gentile, P. nera und P. verde in Italien als Küchengewürz  
kultivirt werden, und in wärem Gegenden sämmtlich  
vererbtet sind. Sodann berichtet der Hr. Verf. noch  
eine Pflanze, die in den italienschen Gärten fälschlich unter  
den Namen Phyllanthus (Xylophila, Ventilago) mada-  
raspatanus und Elaecodendron australe geht, als Celas-  
trus heterorhylla Savi und schließlich beschreibt er den  
Phaseolus Ricciardianus Tenore und empfiehlt ihn  
als ausgezeichnete Zierpflanze. Er verweist hierbey auf  
seine Monographie der Bohnenarten im Giornale let-  
terario di Pisa, welche uns leider noch nicht zu Ge-  
sicht gekommen ist, und giebt verbesserte Definitionen sei-  
ner ersten Abtheilung „carina sinistrorsum falcata  
et cornuta.“

- 6) Osservazioni sugli organi sessuali del  
genere Stapelia del Dottore Pietro Savi  
Ajuto del Direttore del giardino botanico  
nell' Università di Pisa. (p. 189 —  
208 cum Tab.)

Eine fleißige Arbeit, welche Rob. Brown's An-  
sichten über die Befruchtungswiese der Akebiaden im  
Allgemeinen zu Grunde legend die bey der Gattung  
Stapelia in dieser Beziehung sich ergebenden Eigentüm-  
lichkeiten auseinandersezt.

### III. Mineralogische und Chemische Abhandlungen.

1. Biographische Notiz über den kürzlich verstor-  
benen Chemiker, Prof. Gio. Ant. Ciobert,  
mit einer Anzeige seiner Schriften. (Jahres-  
bericht p. VIII — XVIII.)



2. Prof. Lavini: Découverte du sulfate de magnésie dans la chaux sulfatée de Piohesi, près de Guarène, en Piémont. (Jahresbericht p. XVIII — XX.)

Eine Efflorescenz veranlaßte die Untersuchung des Gyps von dem genannten Fundorte, welche ergab, daß dieser Gyps schwefelsaure Magnesia, wahrscheinlich nur eingemengt enthalte, da sie mit Wasser schon bei gewöhnlicher Temperatur ausgezogen werden kann.

3. C. Sobrero theilt (p. XXIII — XXVI.) eine Notiz mit über eine in den Manganerzen von S. Marcello prov. Aosta enthaltene problematische Substanz. Die Untersuchung ist zu wenig angeführt, als daß ein sicherer Schluß daraus entnommen werden könnte.

4. Observations géologiques sur les deux Iles Baléares, Majorque et Minorque par le chevalier Albert de la Marmorera. (p. 51 — 74 mit einer Karte).

Die nordwestliche Küste von Majorca gehört nach dem Verfasser der obern Liassformation an, wie dieses auch schon der Beaumont angenommen hat. An dies schließt sich eine Formation an, analog den unteren Kreidegebilden der Provence. Ein schmaler Streifen von Wacke und Mandelschiefer zieht sich von Soller bis Puig Major.

In der Mitte der Insel erscheint in kleineren und größern Partzien tertiäre Formation. Sie bildet den Berg von Ronda und erstreckt sich auch nördlich nach Muro und gegen Palma.

Der südliche Theil der Insel ist quaternäres Terrain, ganz analog dem von Sardinien und Sicilien, größtentheils bestehend aus einem Kalk- und Thonhaltigen Sandstein. Aus ihm besteht auch das Cap Sanderocet.

Auf Minorca zeigt sich tertiäre Formation in der Gegend von Elnatadela in ziemlicher Erstreckung. Die Gegend von Mercodal besteht aus Grauwacke und Thonschiefer (Macigno, Ardoise), der Monte Toro und Monte Sant' Agada aus einem eigenthümlichen auf diesen gelagerten Kalkstein, welchen der Verf. calcare à fucoides nennt.

Die quaternäre Formation zeigt sich häufig im nördlichen und östlichen Theile der Insel. Der Verf. schließt mit Bemerkungen über den quaternären Sandstein und entwirft eine Charakteristik seiner Lagerungs-Verhältnisse.

Der Abhandlung ist eine illuminierte geognostische Karte der beiden Inseln beigegeben.

5. Essai chimique sur le Byssus de la Pinnanobilis par le Prof. Lavini (p. 111 — 115).

Der Verf. erhielt den zur Analyse angewendeten

Byssus aus Sardinien und reinigte denselben von dem abhärtenen Meerwasser durch wiederholtes Waschen.

Die verschiedenen angestellten chemischen Versuche zeigten außer den gewöhnlichen Bestandtheilen animalischer Substanzen, nämlich Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, noch folgende Elemente: 1) Jod, 2) Chlor, 3) Brom, 4) Phosphor, 5) Cobalt, 6) Kalium, 7) Magnesium, 8) Silicium, 9) Calcium, 10) Aluminium, 11) Mangan, 12) Eisen, theils unter sich, theils verschiedentlich mit dem Sauerstoff, Wasserstoff u. verbunden.

6. Osservazioni Geologiche sulla Valle di Susa e sul Monte ceniso del Prof. A. Sisononda (p. 143 — 162 mit einer Tafel).

Die Abhandlung zerfällt in zwei Theile, wovon der erste die Beschreibung der gesammten Felsarten enthält, der zweite Bemerkungen über ihre Lagerungsverhältnisse. Die Berge von Susa zur linken und Rechten der Dora bestehen aus Serpentin, welcher auf dem heil. Berge von S. Michele und auf dem von Musinetto Diallage enthält und in Brongniart's Oskolite diallagica übergeht. Weiter findet sich Talkschiefer, der gegen Frassineto mit Gneiß wechselt. Der letztere wird an manchen Stellen durch Feldspathkrystalle porphyrisch und geht in der Nähe des Dorfes S. Didero in Glimmerschiefer über. Es folgen dann körnige Kalksteine von Cianocco, Vassolino u., welchen sich Dolomit anschließt. Wo sie aneinander gränzen, bemerkt man eine Veränderung der Structure des Kalksteins und er wird etwas Talkerhaltig. In N. N. O. von Vassolino wird der Kalk Serpentinhaltig — der sogenannte Marmo verde di Susa. Die Ebene von S. Nicolao ist von Schieferbergen umgeben, welche sich mit blättrigem Kalk und Kalkschiefer verbinden. Der Scisto lucenti Brongniart's bildet die Ebene von Montecenisio. Hier kommt Gyps vor, mit welchem sich Quarz, Eisenfies, Kalkspath, aber kein Schwefel zusammen findet. —

Was die Lagerungsverhältnisse betrifft, so ist die Unterlage der Schiefer von Susa der Opibolite. Der Gneiß ruht auf dem Talkschiefer. Der Kalkstein ist in der Nähe des Opibolites und in Berührung mit Glimmerschiefer mannigfaltig verändert. Von dem vorkommenden Gyps glaubt der Verf., daß er vulkanisch oder aus kohlenstoffreichem Kalk durch schwefelsaure Dämpfe gebildet worden sey. Er ruht auf Serpentin und wird von einem Conglomerat überdeckt, welches der Verf. Carginio nennt. Auf diesem ruht Aluabium.

Eine beigegebene Tafel mit Durchschnitten giebt eine deutliche Darstellung der Lagerungsverhältnisse. —

R.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. September.

Nro. 196.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1836.

A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel. Australien. Hiezu gehören nach Swainson Neuholland, Neu-Guinea, Neu-Seeland, Van Diemens-Land und auch die großen Inselzüge von Polynesien.

Die ersten Anzeigen der australischen Zoologie scheinen mit einigen Eilanden nordwestlich von Neu-Guinea anzufangen. Timor und die zunächst liegenden Inseln sind noch nicht bekannt genug, um zu wissen, ob sie hieher gehören, sie haben mit Australien den Mangel großer Säugethiere gemein, welche in Java und Sumatra noch zahlreich vorkommen. Auch die kleineren Vierfüßer sind in Australien selten und meist sehr anomal. Zwey Drittheile der Säugethiere Australiens sind Beutelhiiere. Der ornithologische Hauptcharakter dieser Gruppe ist das große Vorherrschende der saugenden Vögel, welche mit langen Schnäbeln und Saugzungen versehen, den Nektar aus den Blüten ziehen. Diese Bildung ist in Afrika, Asien und Amerika nur auf die kleinsten Vögel der Schöpfung (Kolibris) beschränkt; hier finden sich aber Arten wie unsere Drosseln. Ein Viertel aller neuholländischen Singvögel sind so gebaut; ja es scheint sich dieser Bau selbst auf die Papageyen auszu dehnen, denn die Trichoglossus sollen büstenförmige Zungen haben und ihr Futter mehr lecken oder saugen, als kauen. Alle Paradiesvögel gehören dieser zoo-

gischen Provinz an und ihre Zungen sollen ähnlich gebaut seyn. Man kann übrigens diese Provinz in 3 Regionen theilen.

Die erste Region oder Unter-Region begreift Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Kaledonien und die umgebenden Inseln — die entfernteste und wenig bekannte Region der Paradiesvögel, von denen noch keiner außerhalb Neuguineas entdeckt wurde, obwohl es bekannt ist, daß sie jährlich für einige Monate auf die benachbarten Inseln wandern. Die neuholländische Gattung Ptiloris ist aber nahe verwandt. Manche Vögelgattungen kommen auch auf Neuholland vor.

Die große Insel Neuholland bildet eine sehr abgeschlossene Provinz; Schnabelthiere kommen nur hier und in Van Diemensland vor. Sehr eigenthümliche Vögel-Gattungen finden sich, z. B. der Kasuar, der Peyerovogel. — Die Conchylien Neuhollands und Neu-Irlands sind sich sehr ähnlich, stimmen geneztisch zum Theil auch mit den indischen See-Muscheln überein.

Die dritte Region oder die Inseln der Südsee sind nur wenig bekannt. Die Säugethiere scheinen sparsam vorzukommen, die Känguruhs, so charakteristisch für Neuholland, ganz zu fehlen. Die Papageyen gehören zu Trichoglossus — einer Gruppe, welche über Neuholland und alle ozeanischen Inseln ausgebreitet ist.

Zum Schluß giebt der Verf., wie bey jedem Welttheil, ein numerisches Verzeichniß der Säugethiere und Vögel Australiens.

Wir haben es versucht, mit möglichster Hin-

weglassung alles Details den Lesern eine Uebersicht über den Inhalt des Buchs und die Behandlungsweise des Verfassers zu geben. Unverkennbar ist die geistreiche und oft scharfsinnige Auffassung charakteristischer Züge der zoologischen Physiognomie der Länder des Erdkreises; anziehend ist die Darstellung und vielleicht gerade da am meisten, wo es auf einzelne Unterscheidungs-Momente ankommt. Neu und eigenthümlich ist im Ganzen die Haupttheilungsweise, welche mit der allgemeinsten geographischen Eintheilung weit zusammenfällt.

Unverkennbar sind jedoch auch die Mängel, auf welche wir nun aufmerksam machen wollen. Das Ganze ist eigentlich nur ein Bruchstück; etwas Vollständiges über zoologische Geographie zu geben ist dormalen unmöglich, aber doch hätte der Vf. etwas Vollständigeres geben können, wenn er das vorhandene Material besser benützt hätte. Es ist eigentlich nur die ornithologische Fauna, von welcher uns der Verf. eine genügende Uebersicht giebt; zunächst werden dann auch die Säugethiere berücksichtigt, die Amphibien und Fische so gut als gar nicht, von den wirbellosen Thieren die Insekten und Mollusken nur sehr dürftig; die übrigen Klassen übergeht er völlig. Dieß kommt daher: Swainson ist, wie die Mehrzahl der englischen Naturforscher, Dilettant; kein Amt nöthigt ihn, sich systematisch mit dem gesammten Thierreich zu beschäftigen; er betreibt das Studium als Lieblingsache; die Vögel ziehen ihn am meisten an, nächstdem die Säugethiere, unter den Insekten die Schmetterlinge und allenfalls die Conchylien; dieß ist aus des Verf. übrigen Schriften bekannt und erweist sich hier deutlich. In der Ornithologie ist Swainson sehr zu Hause und hat sich als Systematiker hier bewährt. Mit einiger Anstrengung wäre es schon möglich gewesen auch über die andern Thierklassen etwas mehr zu sagen, so z. B. über die Fische, wo von Cuvier's und Valenciennes's Werk fast die Hälfte vollendet ist. Ueber Amphibien ist es freylich kaum möglich,

jezt schon etwas zu geben; doch werden die Arbeiten von Wiegmann, Schlegel, Bibron, so bald sie etwas weiter gediehen sind, genug Inhaltspunkte darbieten. Ueber Insekten hätte sich durch die Benützung der vielen Specialfannen und Verzeichnisse, der Monographien u. s. w. ebenfalls etwas Vollständigeres, Uebersichtlicheres herausstellen müssen. Auch über die übrigen wirbellosen Thiere haben wir theils durch die großen Reisewerke, theils durch eine Reihe von systematischen Werken, die dem Verfasser zugänglich seyn mußten, wie z. B. die Schriften von Blainville, Ehrenberg, schon mancherley Material, das, selbst auf die Gefahr hin, manches Unrichtige aufzunehmen, recht wohl zu etwas Allgemeinem verarbeitet werden kann.

Leider kennt der Verf. die Litteratur mit Ausnahme der englischen und französischen sehr wenig. So hätte er über Europa viel mehr sagen und manches Unrichtige vermeiden können, wenn ihm nur die ornithologischen Arbeiten des Continents und die Litteratur über Säugethiere bekannt gewesen wären; denn was sich hier nicht in Temminck findet, kennt er kaum, und wie wichtig sind nicht die ornithologischen Arbeiten von Nilsson für Skandinavier, Naumann, Gloger für Deutschland, Savi, Bonaparte für Italien u. s. w.! — Ueber Europa ließe sich jezt oder vielleicht nach einigen Jahren schon eine sehr interessante und über alle Thierklassen sich ausbreitende geographisch-zoologische Uebersicht geben; ja wer bey einigem Fleiße nur eine mittelmäßige Sammlung, aber eine recht vollständige Bibliothek, mit allen Reisewerken, Zeit- und Gesellschaftsschriften benützen kann, würde immer eine sehr dankenswerthe Kompilation zu liefern im Stande seyn, und man muß sich wundern, daß die Zoologen hierin so wenig gethan haben, während die Botaniker so fleißig gewesen sind, die physikalische Erdbeschreibung von ihrer Seite her auszubilden.

Der zweyte Abschnitt des Buches ist der Theorie



der Klassifikation gewidmet, worin der Verf. sehr viel Eigenthümliches hat; ob immer empfehlenswerth, darüber wollen wir bey Gelegenheit der Anzeige der folgenden Bändchen der Cabinet Encyclopädia, wopon ein bereits erschienenes die Säugethiere behandelt, umständlicher berichten.

R. Wagner.

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Fortsetzung.)

IV. Mathematische und physikalische Abhandlungen.

- 1) Bericht der Hrn. Plana und Bidone über die Verbesserung eines geodätischen Instrumentes von Hrn. B. Birbanti. (Jahresbericht S. I. — IV. 1 Tafel).

Es ist dieß ein in horizontaler Richtung sich bewegendes Fernrohr, mit einem der optischen Axe parallelen Nivean versehen, und die Verbesserung besteht in der Einrichtung des Niveau, wodurch die Schwierigkeiten beseitigt werden, welche Puisseur in seinem Traité de Topographie etc. S. 343 hervorgehoben hat. Es ist eine Beschreibung und Zeichnung des Instrumentes beygefügt.

- 2) Mémoire sur le mouvement d'un Pendule dans un milieu résistant. Par J. Plana (S. 209 — 375).

Daß die Bewegung eines Pendels in einer Flüssigkeit durch die gleichseitig hervorgebrachte Bewegung der umgebenden Theile der Flüssigkeit selbst eine sehr merkliche Modification erleide, hatte schon vor einem halben Jahrhundert Dubuat nachgewiesen; allein seine Resultate waren in Vergessenheit gefallen, bis der verdienstvolle Vesel bey seinen Versuchen über die Länge des Sekundenpendels die Nothwendigkeit einer richtigeren Reduction auf den leeren Raum erkannte, und dabey auf eine ähnliche Betrachtungsweise geführt wurde, wie sie

der vorgenannte Physiker in seiner Hydraulik ohne alle Rücksicht auf Pendelmessungen mehr angedeutet als entwickelt hatte. Vesel hat nur die Form der Reduction auf den leeren Raum durch theoretische Entwicklung, die Größe des Coefficienten dagegen durch Versuche bestimmt; nach ihm unternahm Hr. Poisson im XI. Bde. der Abhandlungen der französischen Academie die schwierige Aufgabe, sowohl die Form als die Größe der erwähnten Reduction einzig aus den Gesetzen elastischer Flüssigkeiten abzuleiten. Diese letztere mit die eigenthümlichen analytischen Gewandtheit des Verf. durchgeführte Arbeit hat die gegenwärtige Abhandlung des Hrn. Plana veranlaßt, deren Titel jedoch in so fern dem Inhalte nicht genau entspricht, als sie neben der Pendelbewegung in einem widerstehenden Mittel noch mehrere und verschiedenartige Gegenstände berührt.

Die Abhandlung ist übrigens gleich mehreren früheren Aufsätzen des Hrn. Verf. nicht ganz frei von einer wenig ersprießlichen polemischen Tendenz, welche berücksichtigt werden muß, wenn man die Urtheile insbesondere über die Arbeiten des Hrn. Poisson gehörig würdigen soll. Wir fügen den Inhalt der Abhandlung, welche aus vier Kapiteln und einem Anhange besteht, hier in Kürze bey.

Kap. I. Differentialgleichung der Pendelbewegung mit Rücksicht auf den Stoß und Druck einer umgebenden unelastischen Flüssigkeit. Der Herr Verf. entwickelt zuerst nach den bekannten Grundfäßen der Dynamik die Gleichung für die Oscillationen eines Pendels unter der Voraussetzung, daß es durch das Zusammentreffen mit den Theilchen eines umgebenden ruhigen Fluidums einen immerwährenden Stoß, d. h. einen Widerstand erleide, der als Function der Geschwindigkeit anzusehen ist. Die Form der Gleichung ist in Beziehung auf die zwey ersten Glieder identisch mit derjenigen, die man für die Schwingungen im leeren Raume erhalten haben würde; im vorliegenden Falle aber kommt ein neues Glied hinzu, welches sich einzig auf den Widerstand und die Gestalt des Pendels bezieht. Der Herr Verf. wendet die erhaltene Gleichung auf die Bewegung des von Robins zum Messen der Initialgeschwindigkeiten der Kanonenkugeln erfundenen Pendels an: auch führt er zur Erleichterung der im neuen Gliede vorkommenden und auf die ganze Oberfläche des Pendels auszudehnenden

den Integration einige Transformationen ein, die in analytischer Beziehung nicht ohne Interesse sind. Ist der Widerstand der Geschwindigkeit proportional, so erhält man eine lineäre Differentialgleichung, deren Integration unter bestimmten Verhältnissen, wie Hr. Poisson schon angegeben hat, die Zeit nur als negativen Exponenten einführt: man hätte hier demnach den Fall, daß sich das Pendel immer der senkrechten Lage näherte, ohne diese in einer endlichen Zeit erreichen zu können; ein Erfolg, den Euler (Mechanica II. 295) irriger Weise ausschließlich an die Bedingung eines constanten Widerstandes geknüpft hat.

Transformirt man die rechtwinkligen Coorbonaten in Polarcorbonaten, so läßt sich das Glied, welches den Widerstand der Flüssigkeit ausdrückt, in eine Reihe entwickeln nach der Form, die Laplace zur Bestimmung der Anziehung eines Sphäroids gebraucht hat, und deren so häufige Anwendung in verschiedenen Problemen der Physik die Beylegung eines eigenen Namens (etwa sphäroidische Reihe) längst hätte veranlassen sollen.

Die Betrachtung eines Widerstandes der Flüssigkeit nach der bisher erwähnten Weise scheint wohl nur der analytischen Entwicklung wegen vom Hr. Verf. angeführt zu seyn, denn daß hiemit keine naturgemäße Wirkungsweise dargelegt sey, ist nun hinlänglich entschieden. In der Wirklichkeit äußert eine unelastische Flüssigkeit auf die Pendelbewegung ihren Einfluß durch dreierley Wirkung, erstens durch den hydrostatischen Druck, dann durch ihre gleichzeitige Bewegung, endlich durch ihre Friction gegen die Oberfläche des Pendels. Diese drey Wirkungen werden vom Hr. Verf. der Reihe nach dem Calcul unterworfen, und es zeigt sich, daß der hydrostatische Druck die Masse des Pendels um das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit vermindern würde, dieser Erfolg aber durch die Bewegung der Flüssigkeit modificirt und als Endresultat für eine pendelartig aufgehängte Kugel — denn die Integrationen im allgemeinen Falle übersteigt die Kräfte der Analyse — die sonst erforderliche Reduction auf den leeren Raum um die Hälfte vermindert wird, endlich die Friction der Flüssigkeit ein der Geschwindigkeit proportionales Glied in die ursprüngliche Differential-Gleichung einführt. Das Letztere veranlaßt die allmähliche Abnahme des Schwingungsbogens, während die andern Wirkungen die Oscillationszeit vergrößern.

Kap. II. Differential-Gleichungen für die Oscillationen einer homogenen Flüssigkeit, mit Berücksichtigung der Schwere und Elasticität. Die Entwicklung dieser Gleichungen ist nach der Mécanique Analytique von Lagrange geführt und umfaßt sowohl den Fall, wo die Dichtigkeit für die ganze Masse constant bleibt, als auch den allgemeinen Fall, wo die Dichtigkeit durch irgend eine Function der Coorbonaten und der Zeit vorgestellt wird. Der Hr. Verf. macht dabey auf eine Verichtigung aufmerksam, welche an den von Lagrange im II. Bd. der Miscellanea Taurinensia aufgestellten Gleichungen anzubringen ist.

Kap. III. Differential-Gleichungen der Bewegung eines Pendels in einer elastischen Flüssigkeit mit Rücksicht auf den Stoß und Druck der Flüssigkeit gegen seine Oberfläche. Dieselben Betrachtungen, die der Hr. Verf. im Kap. I. dargelegt, führen ihn hier zu Gleichungen von derselben Form, wie er sie für eine unelastische Flüssigkeit erhalten hatte: die Oscillationen der Flüssigkeit selbst unterliegen aber einem eigenen Gesetze, dessen Ausdruck im Kap. II. gegeben ist. So sehr aber auch die erhaltenen Gleichungen durch Weglassung der minder bedeutenden Glieder vereinfacht werden mögen, so findet man die Auflösung in den meisten Fällen unansführbar: nur für den Fall, daß das Pendel aus einer an einem dünnen Faden aufgehängten Kugel besteht, wird die Integration vom Hr. Verf. näherungsweise bewerkstelligt. Er erhält dasselbe Resultat, zu welchem schon Hr. Poisson gelangt war, und wovon der Coefficient der Reduction, welchen die Bessel'schen Versuche = 1,9459 gegeben haben, nur  $\frac{1}{2}$  betragen dürfte. Uebrigens behält der Hr. Verf. auch hier noch das Glied bey, welches den durch den Stoß des Pendels gegen die Lufttheilchen hervorgerufenen Widerstand ausdrückt, ohne jedoch anzudeuten, in welcher Weise er diese in der Natur wohl unstatthafte Wirkung bey Reduction der Pendelversuche berücksichtigt haben wollte.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. October.

Nro. 197.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.

Ein frisches, angenehmes Büchlein voll Geist und Leben. Möchte man nur auch beifügen können: ein durchweg gründliches! — Eben darum, und weil der Verf. ein Mann in den besten Jahren ist, in welchen durch Fleiß im Quellenstudium sich noch das Meiste nachholen läßt; auch weil es für einen solchen Geist doppelte Pflicht ist, dem Auslande, das er zu erleuchten berufen werden, ein Beyspiel deutscher Gründlichkeit zu geben; — aus diesen Ursachen will ich nicht sowohl von dem Inhalte der einzelnen Kapitel dieser interessanten Schrift, der ohnehin aus andern Anzeigen dem Publikum bekannt ist, einen Auszug geben, als vielmehr zuerst über den engen Kreis von Schriftstellern sprechen, auf welchen Herr Blum seine Untersuchung beschränkt hat; zweitens den Geist und die Grundsätze seiner Kritik bezeichnen, und zuletzt gegen einzelne Sätze bescheidene Einreden vorbringen. Irre ich nicht, so werden ihm solche Epikrisen willkommener seyn, als Beyfallbezeugungen über gute Gedanken und witzige Einfälle, woran sein Büchlein reich ist.

Zuvörderst also wäre es der ganzen Untersuchung zuträglich gewesen, wenn der Verf. bey seinem Vorsatz, über die Geschichte des Orients Licht zu verbreiten, mehrere griechische Schriftsteller in seinen Kreis hereingezogen hätte. Zwar führt er gelegent-

lich mehrere an; vorerst (§. 125) den Plato (de Legg. III. p. 685 sqq.), wo die Vermuthung geäußert wird, daß Mehreres von Herodots und Xenophons Berichten Abweichende, aus den *Περσικά* des Ktesias genommen sey. — Gelegentlich bemerke ich nachträglich zu Herodot. III. 86, daß Valkenaers Aenderung der Worte Plato's de Legg. III. p. 605. pg. 315. Bekk. unnöthig ist; *διὰ Λαπίτων καὶ τῶν ἐπ' αὐτὰ* heißt: durch Darius als Anführer der sechs übrigen: s. Wyttchen. ad Plutarchi Moral. II. l. p. 15. Ich bemerke noch: wäre der erste Alkibiades vom Plato selbst geschrieben, so könnte man die Blum'sche Vermuthung wohl auch auf das dort (p. 122. p. 341. Bekk.) über die Perser Vorkommende ausdehnen. Jedenfalls ist es charakteristisch genug, besonders, wenn man noch etwas hinzusetzt, was Olympiodor (p. 154) dazu bemerkt, und was er nicht aus seinen Fingern gezogen haben kann. — Von Aristoteles ist einigemal die Rede. Besonders hätte Metaphys. XIV. 4. (verbunden mit Kleuter's *Περσικά* zum Zendavesta III. p. 39. u. IV. p. 44. sqq.) wegen der wichtigen Sätze aus der Theologie der Magier berücksichtigt werden sollen. Ferner wird unter den Logographen des Dionysius von Milet nicht gedacht, von welchem nicht nur *Περσικά* angeführt werden, sondern auch *τὰ μετὰ Λαπίτων* (Meurs. ad Hellenii Chrestom. p. 38 und Heyne ad Apollodor. p. 355. ed. alter.); welches letztere Buch also eine, und wahrscheinlich unter den Griechen die erste, Geschichte seiner eigenen Zeit gewesen seyn muß. Die *Περσικά* des Charon von Lampfakos setzt unser Ver-



fasser sehr herab. S. 46. heißt es: „Führt man weiter aus Plutarch (de malign. Herodoti. C. 20. 24) als Beweis, daß Herodot die Schriften des Charon von Lampfakos als Quellen benützt habe, die bekannten Stellen dieses Schriftstellers an, so deuten sie geradzu auf das Gegentheil, (Tertullian de Anima C. 46.) Charons Worte nehmen sich wie lockere und zugleich falsche Auszüge aus Herodots lebendigen Erzählungen aus.“ Daß Charon in den persischen Geschichten oft kürzer als Herodotus ist, hat schon Sevin bemerkt, daß er aber auch von diesem Geschichtschreiber unabhängig erzählen kann, ist zu den *Historicorum Graecor. antiquiss. Fragment. p. 103* bemerkt worden. Er, so wie Herodot, konnten oft aus Unkunde orientalischer Dinge mißverstanden werden, wie z. B. in der Erzählung von dem Abscheu der Perser gegen weiße Tauben (s. die angeführten Fragm. pg. 105. sqq. und Bähr ad Herodot I. 138, wo aus v. Hammer erwiesen wird, daß die weiße Farbe bey den Persern hochheilig war). Daß Charon namentlich auch in chronologischen Angaben oft genauer als andere Schriftsteller war, und in einem sehr abweichend erzählten Factum allein mit dem kritischen Thucydides übereinstimmt, geht aus einigen merkwürdigen Stellen des Plutarch (in Themistocle Cap. 27. Vrgl. die Fragmente p. 93 u. Marx ad Ephori Fragg. p. 223) unwidersprechlich hervor. Mit dem Urtheil über die Persica des Dinon kann man schon zufriedener seyn. S. 265. sagt Hr. Blum: „des Stoffes, welchen Ktesias mitgetheilt hatte, bemächtigte sich sogleich Geschichtschreibung und Kunst, nach acht griechischer Art. Dinon verwendete ihn in seine Persica, über die wir bekanntlich eben so wenig etwas Näheres wissen, als über des Verf. Leben. (Clinton. Fast. Hellen. ed. Krüger. Append. XXI. p. 387).“ Was das Letztere betrifft, so ist durch die Bemühungen der Kritiker über das Werk des Dinon weit mehr ausgemittelt worden, als man diesem nach denken sollte.

Es sind Bruchstücke desselben hergestellt, und manche Erzählungen in den Alten mit hoher Wahrscheinlichkeit als Dinonisch bezeichnet worden. Ich nenne im Allgemeinen nur Muret, G. J. Vossius, Jonsius, Fabricius, Moyses du Souf, Perizonius, Wesseling, Heyne, Sainte Croix, Schweighäuser, und mache den Verf. vorzüglich auf die gehaltreiche Anmerkung Valkenaers (ad Theocriti Adoniaz. p. 304. p. 299. ed. Lugd. Bat. 1810., II. p. 134, ed. Heindorf) aufmerksam. In ächtgriechischer Art mochte wohl Dinon die persische Geschichte erzählt und sich dadurch das Lob Griechischer und Römischer Schriftsteller erworben haben, (s. Krüger a. a. O.) aber auch in solcher Weise griechisch, daß er orientalische Dinge zuweilen ganz falsch aufgefaßt und dargestellt hatte, wie ein auffallendes Beispiel (bey Plutarch. Artax. X. p. 288. ed. Coray), wo das heilige Feldzeichen der Perser, der goldne Hahn, (s. v. Hammer in den Wiener Jahrb. IX. S. 64.) in eine halbkomische Geschichte umgekleidet worden, unwidersprechlich bezeichnet. Dieß hat Kleuter (*Περσικά* S. 123) unbeachtet gelassen, der auch S. 122) das Fragment aus dem 3. Buche des Dinon über die Rhodomanie der Magier (beym Scholiasten des Nikander B. 613. p. 94. Schneider) hätte beybringen sollen.

Unser Verf. eröffnet den ersten Abschnitt, überschriften: Griechenlands älteste Geschichtschreiber, mit folgenden Sätzen: „Breitet sich hinter der geschichtlichen Zeit eines Volkes der wunderbare Hintergrund der Sagen und Dichtungen aus, so ist dieß vorzugsweise der Fall bey dem Volke der Griechen. Bey andern sind jener Hintergrund und die geschichtliche Zeit meist scharf von einander abgeschnitten, wie dieß besonders auffallend an den Völkern des Orients hervortritt. Diese fassen was jenseits ihrer Geschichte liegt, in astronomische Zeiträume ein, an die das wahrhaft Geschichtliche sich anreihet, durch einfache Zeitbestimmungen und andere Beglaubigung leicht erkennbar als ein durchaus Ver-

schiedenes.“ Aber, frage ich, haben denn die Orientalen es nicht besonders an der Art alles, was die Vorzeit über Gott und die Welt gedacht hat, und was der wissenschaftliche Geist später als *Θεολογούμενα* und als *φιλοσοφούμενα* von dem in der Zeit Geschehenen sondert, als Geschichte aufzufassen, und vorzutragen, und dem gemäß von successiv an einander sich anreihenden Götterdynastien (*Βασιλείαις Σεων*) zu erzählen? und wird hiernach nicht gerade bey den morgenländischen Völkern die Scheidung des Geschichtlichen und des Gedachten, der Facten und der Dogmen, dem Geschichtsforscher außerordentlich erschwert? In solcher Form erscheint die Theologie der Magier in wichtigen Bruchstücken des Theopompus (beym Plutarch de Iside et Osiride p. 369 sq. p. 514. sq. Wyttenhachii). Aber, obschon Theopompus zu den ältern Schriftstellern gerechnet werden muß, welche Persische Dinge berührten, wenn er auch erst Olymp. 100. 3. oder selbst noch etwas später geboren war (Clinton mit Krüger p. 385. Wichers ad Teopompi fragm. p. 8. sq.); so hat dieser Geschichtschreiber doch Quellen gebraucht, die recht ins Innere der Zoroastrischen Religion zurückgehen. Aber die Religions-Urkunden der Morgenländer hat Hr. Bl. überhaupt zu wenig in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. Wenn der Obriste J. Tod, in seinen *Annals and Antiquities of Rajastan*, London 1829 auf die Wichtigkeit des Studiums der Götterlehre, als der Mutter der Historie dringt, und sein Landsmann Clarke in der Verwandtschaft religiöser Gebräuche eben so belehrende Fingerzeige für die Abkunft der Völker findet, als in der Verwandtschaft der Sprachen, so will ich so allgemeine Sätze jetzt auf sich berufen lassen; dafür aber aus einem bereits 1833 erschienenen Commentar über den Yaçna (Izeschne) einzige geographische Data beybringen, welche unser Verfasser, als in seinen Forschungskreis gehörig, wohl hätte benutzen sollen. Die Hauptflüsse des persischen Reiches; zuerst der Euphrat ist ohne Zweifel der

Phrat des Bundesheß; der Beh ist der Orus; der Arg nicht der Tigris, sondern vielmehr der Jaxartes; der Bordj (d. h. der hohe Berg), der Imans der Alten, ist nicht der Medische Elburz, sondern der westliche Theil der Himmelsgebirge der Chinesen und der Himelapa. (*Commentaire sur le Yaçna* par E. Burnouf p. CLXXXIV. sq.) Derselbe gelehrte Orientalist weist p. 430. not. 285.) mit vieler Wahrscheinlichkeit in dem *Topoiouav* des Strabo (XI. 11. p. 513. Tzsch.) das Land Thurau der Zendbücher nach.

Und hiemit sind wir schon bey den Grundsätzen der Kritik unsers Verfassers angelangt, hier kann Ref. nun sein großes Befremden nicht bergen, und muß unverholen aussprechen, wie ihm dabei zu Muth ist.

(Fortsetzung folgt.)

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tome XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1855. 4.

(Schluß.)

Kap. IV. Integration der Gleichung

$$\frac{d^2 s}{dt^2} + \frac{g}{L} s \sin \delta = \frac{1}{2} \mu \left( \frac{d s}{dt} \right)^2.$$

Diese Gleichung drückt die Pendelbewegung aus unter der Voraussetzung eines ihrer Quadrate der Geschwindigkeit proportionalen Widerstandes. Der Hr. Verf. leitet daraus die Verminderung des Schwingungsbogens aus dieselbe Art ab, wie dies in Poissons *Traité de Mécanique* geschieht: die Bestimmung der Oscillationsdauer aber führt er auf die elliptischen Functionen erster und zweyter Art von Legendre zurück. Der Gültigkeit des von Hrn. Poisson angeführten Beweises, daß die Schwingungszeit von dem Widerstande unabhängig sey, wenn man die Correction wegen der Abnahme des Schwingungsbogens vernachlässige, wird hier aus dem Grunde in Zweifel gezogen, weil die Integration in Beziehung auf die dritte und die höhern Potenzen des Schwingungsbogens nicht — periodische Glieder der Zeit

einführen: zur Rechtfertigung des Beweises ist es aber nur notwendig zu bemerken, daß nach Poisson's Voraussetzung der Bögen klein genug seyn müßte, um die Vernachlässigung der dritten und höhern Potenzen zu gestatten. Der Hr. Verf. hebt den bemerkenswerthen Unterschied zwischen der Cycloidal- und Kreisbewegung hervor, daß nämlich bey der erstern der Widerstands-Coefficient im Ausdruck der Schwingungszeit nur im Quadrate vorkommt, während er bey der letztern in der ersten Potenz steht; weshalb auch dann, wenn die Schwingungen klein sind, die Substitution des Bogens für den Sinus — denn dieß würde die Differentialgleichungen beider Bewegungen identisch machen, — bey Bestimmung des Widerstandes nicht zulässig ist.

Die Berechnung der Bewegung in einer Cycloide führt den Hrn. Verf. auf die Oscillationen einer Flüssigkeit in einer Röhre mit zwey aufwärts gebogenen Schenkeln, und ferner auf die durch die Torsionskraft eines elastischen Fadens hervorgerufenen Oscillationen eines daran aufgehängten Körpers: alle diese Bewegungen werden durch dieselbe Differentialgleichung dargestellt.

Um die in der Aufschrift dieses Kapitels angegebene Differenzialgleichung auf das Pendel von Robins anzuwenden, ist es notwendig, auf andern Wege die Integration zu bewerkstelligen, weil hier das Pendel eine Initialgeschwindigkeit erhält, welche die gesuchte Größe des Problemes ist. Der Hr. Verf. führt die Integration durch, und knüpft daran eine neue Ableitung des Euler'schen Ausdruckes für die Initialgeschwindigkeiten der Kanonenkugeln als Function der Ladung, des Kalibers und des Gewichtes der Kugel; er gelangt dazu durch Vergleichung mit der gleichzeitigen Bewegung zweyer Körper, die durch eine dazwischen sich entwickelnde elastische Flüssigkeit von einander entfernt werden. Endlich wird noch der Fall in Betrachtung gezogen, wo die Initialgeschwindigkeit groß genug ist, um eine rotirende Bewegung um die Schwingungsaxe hervorzubringen.

Im Anhang giebt der Hr. Verf. die Uebersetzung eines in der Abhandlung früher erwähnten Artikels von Hrn. Challis im London and Edinburgh Philosophical Magazine et Journal of Science Nro. 15., worin nach der Coefficient der Reduction, den der gegenwärtigen Theorie  $= \frac{2}{3}$  giebt, größer, und zwar  $= 2$  gefunden wurd. Dieß war die Folge einer unrichtigen Voraussetzung des Hrn. Challis hinsichtlich der Geschwindigkeit der in Bewegung gesetzten Lufttheilchen.

Der Anhang enthält ferner eine Note über die Integration der Gleichung  $\frac{d^2 \varphi}{dt^2} = a^2 \left( \frac{d^2 \varphi}{dx^2} + \frac{d^2 \varphi}{dy^2} + \frac{d^2 \varphi}{dz^2} \right)$

welche die Oscillationen einer elastischen Flüssigkeit andeutet, wenn keine äußeren Kräfte darauf einwirken. Nachdem der Hr. Verf. die nur mit theilweisem Erfolge begleiteten Integrationsversuche von Euler und Lagrange und D'Alembert erwähnt hat, zeigt er, wie man aus der von Euler gefundenen Form, verbunden mit einem Theorem von Legendre über die Transformation eines Integrals von zwey veränderlichen Größen, das vollständige Integral der oben geschriebenen Gleichung erhalten könne, so zwar, daß sich dadurch jeder gegebene Initialzustand darstellen läßt. Bekanntlich genießt Hrn. Poisson das unbestreitbare Verdienst, die allgemeine Integration der fraglichen Gleichung zuerst und auf eigenthümlichem Wege bewerkstelligt zu haben: und wenn der Hr. Verf. indem er dieses Verdienst anerkennt, gleichwohl hinzusetzt, daß Hrn. Poisson's Entdeckung aus dem Euler'schen Integrale und dem Lehresage von Legendre hervorgehe, so muß bemerkt werden, daß keine engere Verbindung hier wahrzunehmen ist, als man bei jeder Entdeckung in der Mathematik mit dem vorausbekannten Grundfäßen der Wissenschaft nachweisen könnte. Zuletzt giebt der Hr. Verf. die Gleichung für die Oscillationen einer Flüssigkeit in einer conoidischen Röhre, und zeigt, daß man hiebei auf denselben Ausdruck geführt wird, der die Bewegung einer unbegrenzten Flüssigkeit darstellt.

Berücksichtigt man die Mannigfaltigkeit des Zustandes gegenwärtiger Abhandlung, so möchte man versucht werden, sie bloß als eine Uebung des Integral-Calculus anzusehen. Keine Idee ist methodisch durchgeführt, kein Resultat von Bedeutung entwickelt, wogegen man nicht selber auf andern Wege gelangt war. Aus dem Erfolge würde man schließen, daß der Hr. Verf. die Absicht gehabt hätte, zu zeigen, wie man auf verschiedenen Wegen zu denselben Resultate, und wie man durch dieselben Methoden verschiedene Probleme auflösen könne; eine nähere Verbindung ist in den befindlichen Abschweifungen nicht wahrzunehmen. Uebrigens läßt sich die Gewandtheit des durch sonstige Arbeiten bewährten Analytikers und seine umfassende Literatur in der Abhandlung nicht verkennen, und man wird sie nicht ohne Nutzen lesen, wäre es nur, um verschiedenartige ältere und neuere Methoden und Ansichten neben einander gestellt, ihren Zusammenhang nachgewiesen und das insoweit Fortschreiten der Analyse entwickelt zu sehen.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

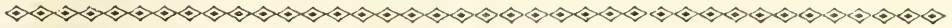
herausgegeben von Mitgliedern

4. October.

Nro. 108.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.

(Fortsetzung.)

Herr Blum hat schon früher Opposition gegen Hauptsätze Niebuhr's gemacht. Jetzt lesen wir (Seite 196). „Dennoch erklärt ein Schriftsteller ersten Ranges (Niebuhr über Cusebius Chronik, Kleine Schriften I. S. 191). „„Er seines Theiles hatte die Darstellung der babilonischen und assyrischen Periode, in wie hohen Zeiten sie auch noch verweile, wo sie aus den Bestimmungen nach astronomischen Perioden hervortrete, für wirklich historisch und werth als positive eigentliche Geschichte jener uralten Völker betrachtet zu werden.““ Wenn man einer so entschiedenen Ansicht Niebuhr's widerspricht, so verlangt das Ansehen des großen Mannes, daß der Widerspruch sich auf haltbare Gründe stütze.“ Ref. bekennt sich unumwunden zu dieser Ansicht Niebuhr's, hat die Gegengründe des Verf. nichts weniger als haltbar gefunden, will sich die eigentliche Geschichte des Orients nicht durch die Aera des Nabonassar (724 v. Christo) beschneiden lassen, und wird sich nimmermehr mit Sätzen vertragen, wie folgender ist (S. 192): „Geschichtlich läßt sich kein großes Reich, zumal keine Welt Herrschaft früher nachweisen, als die von Cyrus gegründet.“ Ja, noch mehr, ich behauptete rundweg, Herr Blum verläßt den Niebuhr, wo er ihm an-

hängen sollte, und hängt ihm an, wo er ihn verlassen sollte. Wer kennt nicht Niebuhr's Erklärung der ältern Geschichte Roms als einer Umschreibung aus alten Liedern und Saturnischen Versen? Auf den Flügeln einer ähnlichen Hypothese erhebt sich denn auch unser Verfasser über den Weltkreis des Orients und läßt den Ktesias die älteren Geschichten des Morgenlandes aus Liedern erzählen. „Dieser (Ktesias, so erklärt H. Bl. S. 119 sq. die Worte des Diodorus II. 32) nun sagt, er habe aus den Königsbüchern, worin die Perser die alten Thaten in einer gewissen Sangweise dargestellt besaßen, ein jedes einzeln erforscht, die Geschichte dargestellt und unter den Griechen bekannt gemacht.“ Hier lasse ich nun vorerst die Uebersetzung der Worte κατά τῶν νόμων bey Seite, kann mich aber mit seiner Erklärung des ἐκ τῶν βασιλικῶν διφθερῶν eben so wenig befreunden, als Heeren (Götting. gel. Anz. 1836 Nr. 80. S. 790) es gekonnt hat. Wer wird das Daseyn alter Heldenlieder bey den Persern läugnen wollen? Wir brauchen nicht erst aus dem Schanameh auf das Daseyn solcher Gesänge zu schließen. Dinon (beym Athenaeus XIV. p. 633. d. e. p. 296. sq. Schwagh.) hat uns eine sehr poetische Stelle eines Liedes auf den Cyrus aufbewahrt; und beym Xenophon (Cypop. I. 2, 1) lesen wir: οὐραὶ δὲ ὁ Κύρος λέγεται καὶ ἀδεται ἐτι καὶ νῦν ὑπὸ τῶν βαρβάρων εἶδος μὲν κάλλιστος η. τ. λ., so daß man annehmen kann, Xenophon habe die Perser noch selbst solche Lieder absingen hören. Man wird erwarten, daß Hr. Bl. die Stelle zu seinem Gunsten gebraucht hat. Aber

auf das λέγεται ist kein Gewicht gelegt. Man höre also, was Strabo (XV. p. 228. Tzsch.) von den Lehrmeistern der Persischen Jünglinge erzählt: καὶ μέλους χωρὶς καὶ μετ' ἐδῆς ἔργα θεῶν καὶ ἀνδρῶν τῶν ἀρίστων ἀναδιδόντες, „indem sie ihnen ohne Lied und mit Gesang die Thaten der Götter und der trefflichsten Männer ausgeben (vortragen).“ Also neben Liedern kannten die alten Perser auch prosaische Erzählungen von den Thaten ihrer großen Männer. Letztere standen ausgezeichnet in den βασιλικαῖς διαβήταις κατὰ τινα νόμον συντεταγμέναις, d. i. in chronicis publica auctoritate conscriptis, wie G. J. Vossius und Wesseling die Worte des Diodorns ganz richtig übersetzt haben. Der Verf. mag nun selbst zusehen, wie er so manche ähnliche unerwiesene hingeworfene Sätze beweisen will, z. B. den folgenden (S. 195): „Daher läßt sich erklären, wie sie (die Israeliten) noch nach Jahrhunderten das Andenken an den Auszug aus Aegypten, so wie an den ersten Tempelbau bewahren konnten. Dagegen bey ihren nächsten Stammverwandten, den Phöniziern, entsprach der Zerrißtheit des Glaubens die Zersplitterung des Volkes, das sein zertheiltes Hordenleben mit in die Städte brachte, die meist nebeneinander und nur selten unter einander standen.“ Eben so werden die Aegyptier aus dem Kreise der geschichtschreibenden Völker ausgeschlossen. S. 184 sagt der Verf. „Nun ist manches Volk, so gebildet es sonst seyn mochte, in eine eigentliche Bewegung nie eingetreten, wie dieß der Fall namentlich mit den Aegyptiern war, bevor sie wenigstens von den Griechen in größere Verhältnisse hereingezogen wurden. So viel daher auch die möglichsten Entzifferungsversuche, die sich seit längerer Zeit vielfach an den schriftlichen Denkmälern der Aegypter abarbeiten, von wahrer Geschichte entdeckt zu haben vermeinen, möchte doch niemals für ihre ältern Zeiten eine historische Chronologie sich begründen lassen.“ (Vgl. auch die Stelle S. 182, welche den alten Aegyptiern alle Wissenschaft-

lichkeit abspricht.) Hier möchte ich den Verf. um den Begriff von Geschichte befragen: — Wenn nichts Geschichte seyn soll, als was nach unsern heutigen Forderungen durch eine fixe normale Zeitrechnung geordnet erscheint, dann möchte es mit so vielen Nachrichten selbst des Waters der Geschichte, Herodotus, mißlich stehen. — Aber sollen wir deswegen den Aegyptiern das Aufzeichnen geschichtlicher Begebenheiten absprechen? Sie schrieben zuvörderst auf Säulen in Tempeln Denkwürdigkeiten aller Art, und gemachte Erfindungen auf (Proclus in Platonis Tim. I. p. 31). Sie schrieben auf Papyrusrollen, und die Priester zu Memphis lasen vom Papyrus (ἐκ βύβλου) die Namereihe ihrer Pharaonen vor (II. 100). In Theben läßt sich noch heut zu Tage eine Folge von Architekturmonumenten nachweisen von der 18ten Pharaonendynastie durch die persische, griechische bis zur römischen Herrschaft herab. Sind diese Gebäude nicht großen Theils mit Sculpturen bedeckt, welche die Thaten der Könige vorstellen, Kriegsscenen, Triumphzüge u. s. w.? Lassen wir hier die Hieroglyphen bey Seite; aber sehe man doch diese Bilderwerke an, und frage sich, ob das nicht auch Geschichten sind? Schau doch Hr. Bl. z. B. das Bild in Rosellini's Monumenti dell' Egitto an, welches uns die Ziegelstreichenden Erbrer vor Augen stellt, und frage sich selbst, ob wir hier nicht in Zeichnung und Farbe vor uns haben, was uns die Exodus in Worten erzählt, und ob das Pharaonen-Volk, das alle möglichen Schreibemittel im Gebrauch hatte, diese Begebenheiten nicht auch in Schriftcharakteren dem Gedächtniß aufbewahrt haben werde?

Muß man nach solchen Thatfachen nicht über Sätze erstaunen wie diese: „Die Aegyptier wären nie in eine eigentliche Bewegung eingetreten,“ und „erst die Griechen hätten dieses Volk in größere Verhältnisse hereingezogen?“ — Leider müssen wir unsern geistreichen Verfasser, gleich so manchen unsern jüngern Philologen und Historiker, in einer

Alles zersetzenden Hyperkritik befangen sehen, welche die Zeugnisse der bewährtesten Geschichtschreiber nur in so weit gelten läßt, als sie in ihren Kram taugen, und sich nur alsdann Genüge thut, wenn sie uns glaubt mit glänzenden Hypothesen blenden zu können. Wir hegen zu dem klaren Geiste und Männerstunde des Verf. das feste Vertrauen, daß er auf seinen ferneren historischen Bahnen diese Irrwege verlassen, und den Richtweg der Altmeister der Historie einschlagen werde.

Die Abschnitte über Herodot und Ktesias sind angenehm zu lesen, enthalten aber wenig Neues. Von früheren Forschern nicht zu reden, so war fast alles von Herrn Vahr (in *Ctesiae Cnidii operum reliquiae*; Francof. ad M. 1824) vorgearbeitet, womit man jetzt dessen *Commentatio de vita et scriptis Herodoti* (in *Herodoti Musae* ed. Bachr Vol. IV.) besonders S. 16. p. 426. sq. vergleichen muß. Ref. stimmt mit dem Verf. im Ganzen in dem Sage überein, daß Ktesias die Dinge und Personalitäten des Morgenlandes mehrentheils getreuer im Orientalischen Geiste aufgefaßt hat, als Herodotus. Auch ist in Betreff des Inhalts ersterer reicher an Kunde ferner Länder und Dinge; wovon unser ehrwürdiger Heeren neuerlich wieder einige auffallende Bezüge geliefert hat, (in den *Gött. gel. Anz.* 1834. S. 206 — 208). — Um so mehr sollten die Philologen und Geschichtsforscher sich vereinigen, in den compilirenden Schriftstellern die Spuren des Ktesias mit der größten Aufmerksamkeit zu verfolgen. Der Kritik möchte hier noch manches gelingen, z. B. die Ionismen des Ktesias (wovüber Vahr ad *Ctesiae Reliqq.* p. 22. 201. 351) verrathen hier Manches, wo sie in Erzählungen persischer, medischer, indischer Dinge durch die *κοινή λέξις* hindurch schimmern. Man s. G. Jos. Bekkeri *Specimen de Philostrati vita Apollonii* p. 29. mit der Anmerkung). Freylich Auffindungen ungedruckter Geschichtsquellen versprechen reichere Ausbeute. Ich hoffe hier Manches von den, dem ge-

lehrten Herrn Oberbibliothekar Feder in Darmstadt in Spanien aufgefundenen neuen Titel der *Excerpta Constantini Porphyrog.*, nämlich den: *περί ἐπιβουλῶν*, von den Revolutionen; wenigstens enthält dieser Titel ganz neue Nachrichten über orientalische ältere Geschichte, namentlich aus den Werken des Nicolaus von Damascus. Möchte unser Verf. nach Bekanntmachung dieses Ineditum bald Aufforderung erhalten, seine Forschungen über alte Geschichte ausführlicher und sorgfältiger auszuarbeiten!

(Schluß folgt.)

- 
- 1) Praefatio de Taciti vita et scriptis (in G. A. Ruperti's Ausgabe des Tacitus. Vol. I. 1834.)
  - 2) De vita, scriptis ac stilo Corn. Taciti, adjecta emendatione recensionis Bekkerianae perpetua, scholarum maxime in usum scripsit Guil. Boetticher. Berol. 1834. 88 S. 8.

Zu den Zeichen der Zeit, und zwar ohne Zweifel zu den guten, gehört der, man darf wohl sagen, zunehmende Geschmack an den Werken des Tacitus. Das Höchste darin ist nicht, wie der geistreichste und doch ungeschickteste seiner deutschen Uebersetzer meinte, die darstellende Kraft; es ist die, seitdem von keinem andern Geschichtschreiber erreichte, Klarheit der Einsicht und Höhe der Einsinnung; Vorzüge, die auch denen, welche nicht die reifste Zuneigung dazu tragen, wenigstens Bewunderung abnöthigen, und desto mehr, je näher daran die Gegenwart erdicht.

Von einem Schriftsteller, dessen Persönlichkeit man sich so groß denken muß, wünscht man natürlich die Lebensumstände genau zu kennen. Allein was man davon weiß, ist ungeschick so viel oder so wenig, als von Schafköpfe's. Die *Vita Taciti* von Lipsius, der wohl am begierigsten geforscht hat, ist so dürftig als die Nachrichten von Rhetoren und Grammatikern bey dem Suetonius. Die zwen neuen Ausarbeitungen der H. Nuperti und Bötticher sind nicht reichhaltiger; nur hat Er-



sterer die seinige durch Verbindung mit dem Leben des Agricola ohne Nutzen gedeht. Mehr Thatfachen sind zu wünschen, nicht aber zu fordern. Wenn indessen auf die Lebensgeschichte eines Mannes, wie auf die Geschichte eines Staates, die im Eingange der Historien aufgestellte Forderung anwendbar ist: *ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam cansaeque noscantur*; so kann das Leben des Tacitus aus den Stellen, vornehmlich der Annalen, wo er seine Gegenwart berücksichtigt, einigermassen ergänzt werden. Eine Sammlung und Verknüpfung dieser Stellen ist bis jetzt, so viel Ref. weiß, nicht unternommen worden; sie würde, in der angegebenen Beziehung wenigstens, lohnend seyn. Das Schweigen da, wo eine Erwähnung der Gegenwart fast nur als sichtlich zu unterlassen war, dürfte dabei nicht unbeachtet bleiben. Jetzt Ref. nicht sehr, so würde das Ergebnis nicht mit der Vermuthung zusammenstimmen, womit der oben erwähnte Uebersetzer sein erstes Buch: Ueber Leben, Geist und Werke des Tacitus, beschließt: daß dieser gewiß unter den heitersten Ansichten für die Römervelt von dem Leben geschieden sey. In einer Zeit, wo man zwar viel vor sich hat, aber nichts mehr werden sieht, kann heitere Ansichten ein träger Geist haben, ein feuriger nicht. Aus jenem Ergebnis dürfte auch die Beantwortung der Frage fließen: warum wohl Tacitus das Vorhaben, die Geschichten des Nerva und des Trajanus zu schreiben, nicht ausgeführt, sondern in seinen Arbeiten und weiteren Plänen sich an die Vergangenheit gehalten habe?

In der Vorrede über die Schriften des Tacitus, die sonderbarerweise am ausführlichsten über den Dialog ist, läßt Hr. R. die Frage nicht unberührt: ob die Annalen erst nach den Historien herangezogen worden seyen? und bejaht sie, aber nur wegen Ann. XI. 11. Es giebt indessen der Beweise mehr. Ref. meynt, wer die beyden Geschichtswerke recht ergründe, könne nicht in Zweifel seyn, daß ein ungleich jüngerer Mann die Historien verfaßt habe. Doch mag das subjectiv seyn. Allein es findet sich in den Historien mehr als eine Anführung, die zuverlässig anders lauten würde, wenn dieses Werk den Annalen gleichzeitig wäre. So wird H. IV. 15. von den Friesen bemerkt: *transrhennana gens est*; ganz unnöthig für Leser, welche die Annalen vor sich haben. H. IV. 5. heißt es von Helvidius Pris-

cus, er werde hier zum andern male erwähnt, und dieß bezieht sich auf H. II. 91; in den letzten Büchern der Annalen kommt er aber mehrmals vor. H. I. 13 wird das Verhältnis Otho's zu Poppäa ganz anders angegeben, als in den Annalen, bey deren Ausarbeitung Tacitus, weil hier auf jenes Weib viel ankam, genauere Forschungen darüber angestellt haben wird. — Gegen Niebuhr's Vermuthung, daß die Historien allein dreißig Bücher angemacht haben, erklärt sich Herr R., wie dem Ref. scheint, mit Recht. Es läßt sich vermuthen, daß einem und dem andern Jahre des Vespasians nicht viel mehr Raum gegönnt worden sey, als dem zwenten Consulate des Nero (Ann. XIII. 51 — 53), das in drey Capiteln abläuft. Man kann nicht einwenden, die Historien seyen überhaupt ansfährlicher. Ganz im Verhältniß ist die Ausfährlichkeit in dem ersten Bnde der Annalen, das nur zwey Jahre umfaßt. Dieß ist eben eines der Dinge, die den Geschichtschreiber von dem Buchmacher, der sich auch so nennt, unterscheiden; daß jener nur, was Gehalt hat, ansammelt; wofür ihm zu Theil wird, daß seine Werke durch alle Jahrhunderte frisch und gekehrt bleiben, während die Nachwerke des andern, bey denen, die darauf zufällig stoßen, nichts als Gesez erregen.

Hr. R. hat eine reichhaltige Literatur und daraus Mitteltheilungen beigelegt, die Ref. nicht sparsamer, jedoch ausgewählter wünschte. Man nur zweyer vorzüglichster Schriften zu gedenken, möchte wohl den meisten Lesern mit einem vollständigen Abdruck der vortreflichen Abhandlung Meierotto's de moribus Taciti und mit reichlichen Auszügen aus Waldy's Zugaben zu seiner Bearbeitung des Agricola, (in welcher man vielleicht die beste aller Anleitungen zum Studium des Tacitus findet), mehr gebiet gewesen seyn, als mit dem meisten, was hier vorliegt. Dieses wurde gleichwohl von einem gewissen Beurtheiler nicht vollständig befunden, weil Hr. R. einen Ausspruch des Verf. der „Reisebilder“ über Tacitus nicht aufgenommen hat. War diese Unterlassung absichtlich, so gereicht sie Hr. R. zur Ehre. Ein zusammentragender Schriftsteller thut wohl, wenn er dem Beispiele einer weisen Königin, (der Gemahlin Georgs III.) folgt, welche mit unerbitlicher Strenge alles Unsaubere und Unrühige, so beliebt es bey der schönen Welt seyn mochte, von ihrem Hofe ausschloß.

Hr. B. hat sich mit einer Abhandlung de stilo Taciti, woron nur *varietas, brevitatis und color poëticus* ausgehoben sind, eine wo nicht undankbare, doch wie dem Ref. dünkt, nicht eben fruchtbare Mühe gegeben.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. October.

Nro. 199.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societ. Reg. Gotting. sodalis Acad. Reg. Bavar. respondens per epistolas. Pars prior, Disquisitiones de vita et Poesi Tibulli. Carmina. Accedunt lectiones editionis Pinellianae nunc primum collatae. Gottingae, MDCCCXXXV. Typis et impensis librariae Dieterichianae. CXCII. 128. Pars posterior, commentarium continens. 476 S.

Schon vor mehr als fünfzehn Jahren hatte Hr. Dissen interessante Beyträge zur Ausgabe des Tibullus von Heyne und Wunderlich geliefert; jetzt ist er mit einer besondern Bearbeitung desselben Dichters hervorgetreten, und verstehen wir anders die Bemerkung CXL. richtig, so haben wir die Gedichte des Propertius in gleicher Gestalt von ihm zu erwarten. Hr. D. vereinigt alle Vorzüge der Heynischen Methode, hält sich aber von dem Schwankenzen und Unnützen fern und eröffnet ein grammatisch und ästhetisch erschöpfendes Verständniß des Dichters. Diese Erscheinung ist um so erfreulicher, als man nach den neuesten Bearbeitungen des Catullus und Horatius die Interpretation der lateinischen Dichter eher im Rückschritt, als im Fortschritt glauben möchte; wie wenig Dörings Erläuterungen dem jetzigen Standpunkte der Literatur entsprechen, wurde auch in dieser Blättern nachgewiesen; Hofman Peerlkamp's Horatius wird durch seine Eigenthümlichkeit wenigstens zum weitem Nachdenken auffordern, wenn er auch nirgends genügen sollte.

Hätte dieser Herausgeber, wie Hr. D. im Tibullus, aus den einzelnen Sätzen den Gedanken, aus diesen dann die Tendenz des ganzen Liedes, wie sie nothwendig hervorgehen muß, erforschet, so würde er zwar auch viele Schwierigkeiten und manches Unklärliche gefunden haben, aber doch die großen Abwege und Verirrungen bey allem redlichen Eifer und Streben vermieden haben. Um nur ein Beyspiel anzuführen, hätte er bedacht, was der Zusammenhang nothwendig und von selbst lehrt, daß Carm. IV. 8, 15 mit den Worten

non celeres fugae!

Rejectaque retrorsum Hannibalis minae.  
bey dem Gegensatz der Dichtung und der Kunst und der Theilung dieser in Bildhauerey und Malerey nach Erwähnung der Plastik ein damals berühmtes, uns aber nicht bekanntes Gemälde bezeichnet seyn müsse, er würde nicht drey Verse (14–16), die er nicht verstanden, als falsch und untergeschoben verworfen haben. Jetzt erst nach dieser Constatation von Peerlkamp würde Horatius allen Tadel verdienen, weil er im Anfange der Poesie die bildende Kunst (Scopas) und die Malerey (Parrhasius) entgegenstellt, in der Ausführung aber nur erstere nennt, letztere übergeht, und so den Einwurf unbeachtet läßt, daß was die: incisa notis marmora publicis nicht vermögen, vielleicht der Malerey gelinge; Concinnität, die hier arg verkehrt würde, ist eines der ersten Gesetze der alten Dichter.

Nicht die große Gelehrsamkeit ist es, welche diesen Commentar auszeichnet, — Hr. D. hat meist das von Fröhern gesammelte Material geschickt benutzt und giebt nie mehr als die Sache unmittelbar

fordert, nur ein besonderes Studium des Ovidius und Propertius glauben wir bemerkt zu haben, — auch nicht kritischer Scharfsinn in Herstellung des Textes, nur einmal finden wir eine bedeutend abweichende Emendation, und der Herausgeber weist, ohne jedoch Vorzügliches zu verkennen, deutlich nach, wie seine Vorgänger gewöhnlich unnötig, und öfter noch falsch, die Uebersetzung aufgegeben haben. Der Vorzug liegt in dem wichtigen Auffassen des Einzelnen, wie des Ganzen, in der Nachweisung, wie jedes Gedicht einen bestimmten Gedanken ausdrückt, auf den sich Alles bezieht, von dem aus Alles klar und deutlich wird, dessen Verkennen auch die Irrthümer der Vorgänger herbeigeführt hat, die durch Umstellung ganzer Partien oder Annahme von Lücken zu helfen suchten. Darum ist auch nicht die Erklärung einzelner Worte und Ausdrücke in der Art, wie die holländische Schule dieses durchgeführt hat, Zweck des Herausgebers; dabey darf es eine richtige und genügende Interpretation nicht beruhen lassen; sie muß das Ganze, die Kunst und den Charakter des Dichters erfassen (VI. XLIII. 56.) jedoch nicht eine gewöhnliche ästhetische Erklärung wird hier gegeben; Hr. D. erklärt selbst, (Comm. p. 119), daß man nicht mit modernen, sondern mit antiken Sinne die alten Dichter erkennen müsse; dieß ist die höhere, aber nothwendige Erklärung, für welche noch wenig geleistet ist.

Die beyden Abhandlungen über das Leben des Dichters (XII. — XXVI.) und dessen Poesie (XXVII. — XLII) enthalten beachtungswürthe Ergebnisse, von denen wir das Wichtigste hier kurz mittheilen. Besonders nothwendig wird die Zeitbestimmung der Gedichte, denn diese enthalten die vorzüglichsten Ereignisse aus dem Leben des Dichters, und einzelne zuverlässige Aussagen, so wie der unmittelbare Zusammenhang der Gedichte untereinander können manchen sichern Schluß herbeiführen; dieß ist, da schon viele, zuletzt Passow darüber gesprochen haben, im Allgemeinen nach diesen, aber mit manchen einzelnen

Berichtigungen, so weit es möglich war, zur Vollendung gebracht und wir haben nirgends Ursache gehabt, von den fest bestimmten und gewonnenen Resultaten abzugeben. Das unzulängliche, was andere bis jetzt über die Poesie des Dichters theils gelegentlich, theils absichtlich gesprochen hatten, bewog Hr. D. zu einer genaueren Untersuchung über Inhalt, Form und Kunststyl dieser Gedichte.

(Fortsetzung folgt.)

Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.

(Schluß.)

Einer der werthvollsten Abschnitte der ganzen Schrift ist der letzte des ersten Buches, überschrieben Marzibas Katina. Hier werden die Leser sich durch wirklich neue Anschlüsse belehrt finden. Die Nachrichten von diesem syrischen Schriftsteller aus dem zweyten Jahrhundert v. Christi Geb., so wie die Bruchstücke der altmorgenländischen Geschichte sind von Hrn. Blum mit vielem Fleiße aus der Geschichte Armeniens des Moses von Chorene zusammengestellt. — Das für die genauere Kenntniß und Würdigung der Werke des Ktesias wichtige Ergebniß dieser Untersuchung glaubt Ref. am Besten mit den eigenen Worten unsers Verfassers mitzutheilen: „Marzibas (sagt er S. 161.) hatte seine Kenntnisse des Alterthums aus chaldäischen Werken geholt, oder wenigstens aus deren Uebersetzungen. Da nun seine Erzählungen mit denen des Ktesias auf eine auffallende Art übereinkommen, so giebt dieß die Ueberszeugung, daß beyde aus denselben Quellen geschöpft haben, also nicht die Rede davon seyn könne, als habe Ktesias seine Darstellung z. B. von den Kriegszügen der Semiramis, dem eigenen Hirn entnommen (— wie Herr A. W. v. Schlegel in der Jüdischen Bibliothek I. S. 155.



vermeynt: derselbige, setzt Referent hinzu, der uns eben daselbst II. S. 309. auch von Herodotus ein so großartige und würdige Vorstellung bezubringen gesucht hat — damit nämlich Deutschland im neunzehnten Jahrhundert auch seinen Voltaire habe). Oder wollte man behaupten, dem Mar:Zbas habe das Werk des Ktesias zur Grundlage seiner Geschichte gedient? Aber Mar:Zbas sagt ja selbst das Gegentheil, und hatte doch, wenn er den Ktesias benützt hätte, keinen Grund, es zu läugnen,“ u. s. w. In dem lehrwerthen Abschnitte des zweiten Buches über Semiramis werden desselben Moses von Chorrene Auszüge aus dem Mar:Zbas benützt, um die Annahme zu erhärten, daß Ktesias die Geschichte der Semiramis nicht erdichtet, sondern aus assyrischen Quellen, aber denen der spätesten Zeit, entnommen habe, so wie Mar:Zbas seiner eigenen Aussage gemäß dieselbe Geschichte aus Chaldäischen Büchern entlehnt hatte (S. 266 — 270). Hierbey wird vermuthet, daß der Maler Echion die Darstellung der Semiramis aus der rhetorirenden Erzählung des Dinon entnommen, und daß dieser Geschichtschreiber zwischen der Blüthezeit des Echion und der Sendung des Antalkidas nach Persien gelebt habe — eine Annahme, wofür Referent eine festere Begründung erwartet. Ueber die mythologische Ausdeutung der Semiramis enthält sich Referent hier weiterer Erläuterungen. Nur das Eine sey gesagt: Alle Hauptzüge der Semiramis können aus den Naturfakten jener Länder entnommen seyn, aus See- und Fischdienst, aus Verehrung heiliger, der asiatischen Naturgöttin geweihter Tauben (oder aus den Culten der Atergatis, Derketo, Semirama u. s. w. — worüber, gelegentlich bemerkt, jetzt Herrn Hzigis Commentar über Jesaias S. 205 nachgelesen zu werden verdient) — ohne daß ich wenigstens mich berechtigt glauben möchte, zu behaupten, die ganze Semiramis sey eben nichts weiter, als eine „ursprüngliche Liebesgöttin“ (Seite 255) gewesen. Wer die durch das höhere Alterthum herrschende

Sitte kennt, Königen und Königinnen, Priestern und Priesterinnen Attribute, Handlungen und Leiden, wie auch die Namen der von jenen vornehmen Personen bey den seenischen Vorstellungen der Jahresfeste repräsentirten Landesgottheiten bezulegen: (man denke nur an den pontischen Mondsgott Pharnakes, bey dem die Könige den sogenannten königlichen Eid schwuren, *Μῆνα Παράκου*, Strabo XII. 51. p. 128. Tzsch., und an die pontischen Könige, die mit denselben Namen *Παράκου*; vorkommen) —; wer, sage ich, dies Alles erwägt, der wird oftmals Bedenken tragen, solchen im Nimbus der Religion erscheinenden Personalitäten darinn ihr wirkliches historisches Leben abzusprechen.

Es bleiben mir nur noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen übrig.

S. 77 war zu Thucyd. VIII. 28. über den Amorges Hen. Krügers Commentatio VI. de Persarum cum Graecis rationibus (ad Dionysii Halic. Historiograph. p. 353) zu vergleichen, wo es unter Anderm heißt: „Obscurius de Amorge loquitur Thucydides.“ S. 132 lesen wir: „Denn daß Baktra dafür (für die altheilige Hauptstadt des großen Reiches) noch später galt, beweist das Gerücht, das in des jungen Cyrus Heere sich verbreitete. (Diodor XIV. 20.)“ Ich habe diese Stelle in der Wesselingischen Ausgabe (p. 656) selbst nachgelesen, aber nichts gefunden, was den Glauben an jene alte Heiligkeit einer Reichs-Metropole bestätigte. Des jüngern Cyrus Soldaten wurden unruhig und meuterisch, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, der König habe in Baktrien eine ungeheure Kriegsmacht gegen seinen Bruder versammelt. S. 243: „Es ist bekannt, daß, wo Götterzeugungen vorkommen, in der Regel auf eine Mischung von Stämmen zu schließen ist, die ihre eigenthümlichen Göttheiten einander zubrachten, oder sie mit einander austauschten“ (?). —

Druck, Papier und die ganze äußere Ausstattung ist sehr lobenswerth; auch die Correctur. Zu

den unbemerkten Druckfehlern gehört S. 272 Z. 3, wo Eudoxus gelesen werden muß

Möge dem geistreichen Verfasser eine solche Theilnahme zu Theil werden, daß er sich veranlaßt sehe, recht bald eine erweiterte und berichtigte Ausgabe seines so angenehmen Büchleins zu bearbeiten.

### F. Kreuzer.

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup. Erster Band. Naturgeschichte der Menschen und der Esogthiere. Darmstadt 1835. XXXV. und 452 Seiten in groß Oktav mit 180 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Der Verf. beabsichtigt in drey Bänden die Hauptformen des Thierreichs zu beschreiben und in bildlichen Darstellungen zu veranschaulichen, und liefert im Vorliegenden den ersten Band, welcher die Naturgeschichte des Menschen und der Säugthiere enthält. Ueber die Zusammenstellung werden beyden äußert er sich selbst folgendermaßen (S. LXN): „Die Menschen gehören, wie schon in der Einleitung bemerkt ist, nicht zu dem Thierreich, was schon der vergleichende Anatom Wagner und Professor Ehrenberg richtig bemerkt haben; aber meine frühere Anlage dieses Buches zwingt mich, den Fehler noch einmal zu begehen, welchen alle Systematiker bis hierher sich zu Schulden kommen ließen. Der Geist des Menschen, ein unmitttelbares Geschenk Gottes, stellt ihn über die ganze irdische Schöpfung und macht ihn zum Herrn derselben. Nur in körperlicher Hinsicht zeigt er Verwandtschaft mit den Thieren und namentlich mit den Affen; aber von diesen die vollkommensten zu den Menschen zu versetzen, kann nur Liebe zum Paradoxen entschuldigen.“ Und in der angeführten Einleitung bemerkt der Verf., daß der Mensch weder als Familie noch als Ordnung, noch als Klasse über die Affen zu setzen, sondern als eignes Reich über das ganze Thierreich zu stellen sey.

Indem der Verfasser auf diese Weise seine frühere Anordnung selbst berichtigt, können wir es nur billigen, daß er den Weg gewandelt ist, den ihm A. Wagner und Ehrenberg gezeigt haben, und da es ebenfalls unsere Ueberzeugung ist, daß nur toller Überwitz, oder

Luft am Haschen nach Paradoxen, oder doch wenigstens Verfennung oder Nichtbeachtung der dem Menschen ausschließlich eigenthümlichen Wesenheit es ist, welche auf den ungeheureren Mißgriff führen konnte, ihn mit den unvernünftigen Thieren des Feldes in eine und dieselbe Abtheilung zusammenzustellen, so brauchen wir hierüber kein Wort weiter zu verlieren. Nur bemerken müssen wir noch hiebei, daß keineswegs alle früheren Systematiker denselben Fehler in der Klassifikation sich haben zu Schulden kommen lassen, denn weder Schubert in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte,“ noch Raf. in seiner „Naturgeschichte des Thierreichs,“ noch K. von Kanner in seinem „Lehrbuch der allgemeinen Geographie“ haben diesem Irrthume unserer Zeit gehuldigt, sondern ihn auf das entschiedenste zurückgewiesen.

Wenn wir also in Bezug auf die Darstellung des Menschen mit dem Verf. in einem Punkte vollkommen einverstanden sind, so sind wir es dagegen nicht in einem andern, der ebenfalls zu den großen Grundirrhümern der modernen Wissenschaft gehört: es ist dieß die Annahme von mehreren Menschenarten. „Alle Naturforscher,“ sagt der Verf. S. XX. „geben zu, daß kein einziges Faktum vorhanden ist, daß eine Klasse durch klimatische Verhältnisse sich in die andere umgewandelt habe, und trotz diesem können die meisten sich von dem verhärteten Glauben der Abstammung von einem Menschenpaare nicht lösen. Die entgegengesetzte Ansicht, daß jede Menschenart ihre eigene und wahrscheinlich viele Stammeltern gehabt habe, gewinnt in neuerer Zeit immer mehr Annahme und hat nicht nöthig zu wunderbaren Erklärungen ihre Zusucht zu nehmen. Die Hauptstütze, worauf alle Befechter der Einheit der Menschenarten sich stützen, ist die, daß alle Menschen sich fruchtbar vermischen und daß die Zeit der Ansbildung des Fötus bey allen Völkern dieselbe ist. Diese Fakta bezwehlen jedoch nichts weiter, als daß alle Menschenarten in geschlechtlicher Hinsicht auf gleicher Stufe der Ausbildng stehen. Einzelne Thiere, z. B. Baum- und Steinmarder, gemeine und Nebelkrähen u. s. w. können ebenfalls fruchtbar Junge erzeugen, ohne daß deshalb die Verschiedenheit der Arten wegfällt. Das Zurückfallen in der vierten oder fünften Generation auf die Seite väterlicher oder mütterlicher Stammart beweist jedoch augenscheinlich die Verschiedenheiten der Arten.“

Es hält nicht schwer, hier dem Verf. nachzuweisen, daß er Wahres und Falsches aufgegriffen hat, um seinen Nachweis von der Mehrheit der Menschenarten zu liefern; insbesondere auch, daß er nicht auf die historische Grundlage gefuht hat.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. October.

Nro. 200.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societata. Reg. Gotting.

(Fortsetzung.)

1. De Argumento poeseos Tibullianae. Dem geschäftigen Treiben der Menge abgeneigt, und mit empfänglichem Sinne für Einfachheit, war es vorzüglich das ländliche Leben, welches den Dichter anzog; zwar hatte er die vorgeschriebene Dienstzeit (712 — 722) vollendet, war auch bald nachher dem Messala zu Liebe (725) nach Aquitanien gezogen und wollte im nächsten Jahre denselben in den Orient begleiten, eine Krankheit hielt ihn in in Coreyra zurück und der Kriegsdienst war für immer aufgegeben. Das Unglück, nicht die Freude des erlangten Genusses ist es, was ihn zur Dichtkunst führt, und wenn Horatius sagt:

Versibus impariter junctis querimonia primum,  
Post etiam inclusa est voti sententia compos

so hat Tibullus Poesie nur den ersten Vers, die Klage, zu ihrem Gegenstande, der zweyte, Ausdruck der Freude, verschwindet bey ihm gänzlich. Ländliches Leben und Liebe bilden den Gegenstand seiner Dichtungen, er will seine Tage im Schoße der einfachen Natur auf seinem ererbten Landgute enden, nicht allein, sondern mit den Seinen, liebend und geliebt; dieß ideale Leben ist der Inhalt seiner schönsten Elegien. So drückt das früheste Gedicht (I. 10) die Klage über den zu leistenden Kriegsdienst und den Wunsch aus, im Besitze eines liebenswürdigen Mädchens ländliche Ruhe zu genießen;

dieses Mädchen erscheint in andern Elegien des ersten Buches, Delia (oder nach dem wahren Namen Mania), nicht vornehmen Standes, aber sanften und milden Sinnes und ihm ergeben; er freut sich ihrer Gunst und wünscht diese dauernd I. 1, 57.

Non ego laudari curo; mea Delia, tecum

Dum molo sim, quaeso segnis inersque vocer;

Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,  
Te teneam moriens deficiente manu.

Die ersten Gedichte zeichnen sich durch Anmuth und Zartheit vor den übrigen aus, und sie bilden die glückliche Periode ihres Verfassers; aber nicht lange dauert dieser Zustand, einem reichern wird der Vorzug gegeben, obchon Delia auch nach ihrer Verbindung dem Tibullus gewogen war, und er sie nur durch Täuschung sich entrißen glaubte. Auf keinen Fall wirkte sie nachtheilig und verderblich auf den Dichter; nicht so Nemesis, die vornehm, stolz, habfüchtig und für Reichthum zugänglich, das Verderben des Tibullus geworden. Ihre Gesinnung ist unzweydeutig genug in den Worten bezeichnet II. 4, 13:

Nec prosunt elegi nec carminis auctor Apollo:

Ille cava pretium flagitat usque manu.

Darf man der wehmüthigen Stimmung und der vielfachen Andeutungen der drey Elegien (II. 3. 4. 6.) welche ihr geschrieben sind und einen auffallenden Gegensatz zu den Gedichten des ersten Buches bilden, trauen, so war sie der Ruin des Geistes und des Körpers von Tibullus; einige Stellen mögen dieses beweisen: II. 4, 6.

Uror io: remove, saeva puella, faces.

O ego ne possim tales sentire dolores



Quam malle in gelidis montibus esse lapis,  
 Stare vel insanis cautes obnoxia ventis,  
 Naufraga quam vasti tunderet unda maris!  
 Nunc et amara dies et noctis amarior umbra est:  
 Omnia nam tristi tempora felle madent.

Wie sehr Herz und Verstand bey ihm im Kampfe  
 lagen, lehren die Worte II. 6, 13:

Iuravi quotiens rediturum ad limina nunquam!  
 Cum bene iuravi, pes tamen ipse redit.

Ganz verändert erscheint in diesen Elegien die Gesinnung des Dichters; er, der Feind des heufesüchtigen Kriegers, will, um die Verschwendung der Nemesis zu befriedigen, selbst in den Krieg ziehen (II. 3, 49.):

Heu heu divitibus video gaudere puellas,  
 Iam veniant praedae, si Venus optat opes;  
 Ut mea luxuria Nemesis sruat utque per urbem  
 Incedat donis conspicienda meis.

Noch stärker drückt sich die folgende Elegie aus  
 v. 21. 53.:

At mihi per caedem et facinus sunt dona paranda —  
 Aut rapiam suspensa sacris insignia fanis. —  
 Quin etiam sedes jubeat si vendere avitas,  
 Ite sub imperium sub titulumque, Lares.

Daher sagt H. D. p. LI. *Profecto insanabile vulnus prodit singulus quisque versus in his duabus elegiis, ac patet periturum hoc malo, qui sic laborat; quod factum — ultima nihil flebilis, parum nunc abest quin de finienda vita cogitet.*

Diese Andeutungen zeigen, wenn wir anders in den Elegien den treuen Ausdruck der Gesinnung und des Gefühls haben, ein ganz dem reinen Leben der Natur und der Liebe gewidmetes Herz, das empfindlich und reizbar, getäuscht, der innern Kraft, sich selbst zu helfen, entbehrt, zuletzt durch eine unwürdige Liebe angezogen, das Theuerste vergebens opfert und aller Hoffnung beraubt gebrochen wird. Einen solch' unmännlichen schwachen Charakter in einem so gebildeten, dichterischen Geiste zu finden,

fällt auf, kaum sollte man einem Römer, einem innigen Freunde des Horatius, solche Verzagtheit und Schwäche zutrauen und J. H. Voss' männlich kräftiger Sinn, jedem Sentimentalen abhold, ist auch weit entfernt, obige Aussagen des Dichters für Ernst und Wahrheit zu halten; er sieht unter dem Scheine von Ernst nur Scherz und Spiel, und das bildet einen merklichen Unterschied der Erklärung von Voss und Disfen. Gewiß hat Letzterer hier nicht, wie er glaubt, die Sache für die Zukunft entschieden, das Urtheil wird vielmehr von dem psychischen Zustande des Lesers abhängig seyn; das aber hat H. D. wohl mit Recht bemerkt, daß der Inhalt der Gedichte nicht bloße Fiction sey, sondern auf Thatfachen beruhe (LVI. sq. Comment. p. 36); jede Klage des Dichters aber in wörtlicher Bedeutung zu fassen, wagen wir nicht, der Herausgeber selbst muß für die Gedichte auf den Marathus eine Ausnahme machen, am wenigsten möchten wir Nemesis mit H. D. für die Ursache seines Todes halten und im Tibullus ein Vorbild unserer romantischen Zeiten sehen. Wie kommt es, daß Ovidius, der doch die Gedichte so gut wie wir kannte und dem Dichter selbst so nahe stand, in seinem Trauersiede auf Tibullus (Amor III. 9.) nicht das geringste davon andeutet? wie ganz anders erscheint dort Nemesis? Ovidius freut sich wenigstens, daß Tibullus nicht unbekannt in fremdem Lande gestorben v. 47.

Sed tamen hoc melius, quam si Phaeacia tellus  
 Ignotam vili supposuisset humo. —

(dies ist Beziehung auf des Dichters eigene Furcht, als er krank in Coreyra darnieder lag. I. 3.) sondern im häuslichen Kreise der Seinen verschieden sey:

Hinc certe madidos fugientes pressit ocellos  
 Mater, et in cineres ultima dona tulit.  
 Hinc soror in partem misera cum matre doloris  
 Venit, inornatas dilaniata comas.  
 Cumque tuis sua junxerunt Nemesisque prior-  
 que  
 Oscula, nec solos destituere rogos.

Delia discedens, Felicius, inquit, amata  
 Sum tibi: vixisti, dum tuis ignis eram.  
 Cui Nemesis, Quid ais? tibi sint mea damna  
 dolori?

Me tenet moriens deficiente manu.

Den letzten Vers spricht Nemesis triumphirend mit Rücksicht auf den einstigen Wunsch des Dichters (I. 1, 60), daß Delia es seyn möge, die aber trennlos ihn verlassen, und deren Stelle sie, als eine würdigere, eingenommen habe. Wäre Nemesis die Ursache seines Todes gewesen, unmöglich könnte Ovidius sie so liebenswürdig einführen und die Wahrheit im ganzen Gedichte umgehen.

Auch Ovidius kennt nur die Delia und Nemesis v. 31.

Sic Nemesis longum, sic Delia, nomen habebunt  
 Altera cura recens, altera primus amor.

Aus Horatius Versen I. 33., welche zugleich den Charakter unsers Dichters schön bezeichnen, lernen wir eine dritte kennen:

Albi, ne doleas plus nimio memor  
 Immitis Glycerae, neu miserabiles

Decantes elegos, cur tibi junior  
 Laesa praeniteat fide.

Kein Wunder also, daß man diese Glycera für die eine oder die andere hielt; H. D. glaubt mit Heyne und Voß, daß Horatius Angabe auf eine Verschiedenheit hinweise, und nur die Annahme einer dritten Geliebten übrig lasse; Ovidius aber könne ihrer nicht erwähnen, weil sein Zweck ist, darzutun, daß die Gedichte den Dichter lange überleben, und er nur die zwey Bücher, welche wir haben, kannte; wahrscheinlich habe Tibullus jene Elegien absichtlich unterdrückt: auf die Glycera könnten IV. 13. 14. bezogen werden.

Daß das dritte Buch, in welchem der Dichter unter dem Namen Lygdamus seine Geliebte unter dem der Neaera erscheint, nicht von Tibullus seyn könne, und bey allem Aehnlichen doch äußere und innere Verschiedenheit in sich trage, dieß zuerst

gesehen und erkannt zu haben, ist J. H. Voß' Verdienst, der bereits schon im Misenalmanach 1786 dieß angedeutet, ausführlich darüber in seiner Uebersetzung des Tibullus 1810 gesprochen hat; aber Voß hatte doch zu unbillig und ungünstig gegen den Verf. des dritten Buches geurtheilt, so daß wir die genannten Untersuchungen Dissens über den innern Gehalt dieser Lieder, ihren Werth an sich und ihr Verhältniß zu denen des Tibullus den schönsten Ersehnungen, welche philologische Kritik zu leisten vermag, bezählen; Voß' Urtheil, dem schon Eichstädt, Pafsoff, Lachmann und Jacob beygestimmt hatten, ist durch ihn für die Zukunft zu einer Wahrheit erhoben worden. Im Lygdamus herrscht eine Reinheit des Herzens und der Gesinnung, wie bey keinem lateinischen Dichter, Tibullus nicht ausgenommen; auch er ist verschmäh't, und so ist die Lage beyder gemein, aber Lygdamus bringt der Neaera nach vergeblichen Bitten ein Lebewohl und sucht mit seinen Freunden im Weine Erquickung; nicht so Tibullus; jener ist kein Freund des Landlebens, des wahren Ideals unsers Dichters. Noch weit mehr zeigen Mäule, Ausführung und Sprache, obwohl er den Tibullus zum Vorbild genommen zu haben scheint, Abweichung und weisen auf einen jüngern Verfasser hin, der nach III, 5, 17

Natalem primo nostrum videre parentes,  
 Cum cecidit fato consul uterque pari.

im Jahre 711 geboren worden, zu einer Zeit, wo Tibullus schon ungefähr 16 Jahre alt war.

Auch das epische Gedicht auf Messala (IV, 1) ist des Tibullus unwürdig, aber gleichzeitig, geschrieben 723; es ist nicht anzunehmen, daß der so besonnene Dichter (qui nil molitur inepte), welcher in der Elegie die Gesetze der Poesie streng beachtet, in der epischen Dichtung sie gänzlich vernachlässigt hat. Die Sprache ist rein und schön, der Verf. nicht ohne Talent, das einzelne auszuschnüpfen, aber unfähig das Maaß zu halten und ein Ganzes zu bilden; an Catullus erinnern die Be-

schreibungen v. 161—4 und 169—74. Uebrigens haben wir hier vielleicht das älteste Beispiel von ungemessener poetischer Schmeicheley bey den Römern. Dagegen sind die übrigen Gedichte des vierten Buches (2—14) entschieden Schöpfungen unseres Dichters.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup 1c.

(Fortsetzung.)

Wahr ist seine Behauptung, daß kein einziges Factum vorhanden ist, aus welchem bewiesen werden könnte, daß eine Rasse durch klimatische Verhältnisse sich in eine andere umgewandelt habe. Ein sehr genaues Studium der Menschen- und Thierassen hat Meserent selbst überzeugt, daß alle Angaben über solche Umwandlungen der historischen Glaubwürdigkeit gänzlich entbehren, daß la den ächten Rassen ein permanenter Typus ausgeprägt sey, der unter ungunstigen localen Verhältnissen in seiner Entwicklung zwar gehemmt, beschränkt und verküppelt, aber niemals in einen andern Rassenotypus hiedurch umgeändert werden könne. Falsch ist jedoch schon gleich die Behauptung des Verfassers, daß, wie bey Baum- und Steinmardeen, oder bey wirrelichen und Nebelkrähen es möglich wäre, daß zwey wirklich verschiedene Arten ohne Beschränkung fruchtbare Junge miteinander erzeugen könnten. Hiegegen ist zu bemerken, daß alle andern Zoologen, seitdem es ihnen bekannt ist, daß Nebel- und gemeine Krähen miteinander Junge erzeugen, die nicht nur durch Anpaarung mit den ilterischen Stämmen, sondern auch unter sich selbst, fruchtbar sind, gerade das Gegentheil von dem, was der Verfasser will, behaupten, indem sie nämlich aus diesem Umstände den Beweis führen, daß benderley Krähen nicht verschiedene Arten, sondern bloße Abänderungen einer und derselben Art seyn können. Welches andere Merkmal könnte auch mit Sicherheit zur Festsetzung von Arten aufgeführt werden, als das: daß unter dem Artbegriff alle jene Individuen zusammen zu fassen sind, welche miteinander eine andauernd fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen im Stande sind. Daß die Färbung körperlicher Verschie-

denheiten zur Festsetzung der Arten nicht anreiche, ist leicht darzulegen. Wer z. B. eine *Sylvia Philomela*, palustris und Fitis nur in ausgesetztesten Exemplaren gesehen hat, kann sich allerdings nicht wohl überzeugen, daß sie von *Sylvia Luscinia*, arundinacea und rufa spezifisch verschieden seyn soll, und doch wird man, trotz der Veringsligigkeit äußerlicher Differenzen, leicht hievon überzeugt, wenn man diese Thiere im Leben beobachtet. Während also hier in einigen geringen äußeren Merkmalen bereits die spezifische Verschiedenheit ausgesprochen ist, beweist dagegen bey andern Arten, z. B. bey dem Kampfsahne, bey'm Zuchse, bey'm Cay und vor allen bey Schildkröten, eine große Mannigfaltigkeit von Differenzen noch keineswegs die spezifische Sonderungen; d. h. mit andern Worten: der Kreis von Variationen, welchen eine jede Art durchlaufen kann, hat nicht bey allen einen gleichen Umfang; er ist bey einigen weiter, bey einigen enger gezogen, und das in vielerley Abstufungen. Wo also die Bestimmung der Arten bloß auf der Färbung der leiblichen Merkmale beruht, wird dieselbe in vielen Fällen eine schwankende, willkürliche und unrichtige seyn, da sie bloß von dem subjectiven Ermessen des Zoologen abhängt. Wo aber nachgewiesen werden kann, daß Individuen, trotz großer körperlicher Differenzen, eine unbeschränkt und permanent fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können, da hat man das sicherste Kriterium ihrer Artidentität vor sich. Denn nur das in seiner eigentlichen Wesenheit Gleichartige kann sich so zusammenarten, daß es eben diese Wesenheit unbeschränkt auf die Zukunft übertragen und in fernern Generationen fortleben kann; das Ungleichartige aber, wenn es ja des Gleichartigen noch so viel in sich vorfindet, daß es ein Erzeugniß zu Stande bringt, kann doch seinen Zwiespalt in denselben nicht ausgleichen und ihm eine permanente Wesenheit andrücken; die Vastarde sind entweder steril, oder wo sie bei Anpaarung mit den ilterischen Stämmen ebenfalls fruchtbar werden, sterben doch ihre Nachkommenschaft als unfruchtbar aus. Der Artbegriff kann mithin nur dadurch eine wissenschaftliche Haltung erlangen, daß seine Festsetzung nicht von der subjectiven Willkür des Naturforschers, sondern von einem konstanten Gesetze der Natur abhängig gemacht wird. Wir wiederholen es, alle Individuen, welche eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können, hiefunden eben hiedurch, daß sie einer und derselben Art angehören.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

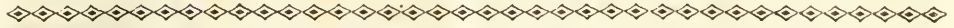
herausgegeben von Mitgliedern

7. October.

Nro. 201.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Albii Tibulli Carmina ex recensione Car.

Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societ. Reg. Gotting.

(Fortsetzung.)

2) De forma et compositione elegiarum Tibulli. LXII—CXVIII. Form, Anlage und Ausföhrung dieser Gedichte richtig zn erkennen ist wichtig, weil niemand darüber nachgedacht hat und das Erkennen dieser Ursache vieler Irrthümer, wie von vermeynten Lücken, von Trennungen der Elegien gewesen ist; gerade bey Tibullus tritt Absicht und Plan deutlicher hervor, als bey den übrigen Dichtern dieser Gattung und zeigt die Kunst in einem weit vollendeteren Grade.

Anfang. Da die Elegie die Geföhle je nach der Stimmung des Gemüthes bald stärker, bald gemildeter ausdrückt und damit den eigentlichen Gedanken andeutet, so darf hier nichts was dem Zwecke des Gedichtes entgegen ist, angegeben werden; dieß Hervortreten der Idee bildet den Anfang, die vollständige Entwicklung die Mitte, der ausgleichende und beruhigende Schluß das Ende eines jeden Liedes. Der Anfang, die Einleitung, ist bey unserm Dichter ausgedehnter, als bey Propertius und Ovidius, welche gewöhlich nur einen kurzen Gedanken geben und mit dem folgenden so enge verbunden, daß es schwer wird, das Ende des Anfangs und den Anfang des Endes zu bestimmen; nicht so Tibullus, die Stimmung des Herzens erscheint sogleich in aller Heftigkeit; da er alles was er fühlt, aus innerster Seele fühlt, so zeichnet den Anfang beson-

dere Lebendigkeit aus; Schmerz, Furcht, Sehnsucht, alles, was sich seiner bemächtigt, spricht sich unmittelbar in ganzer Fülle aus; daher folgt bey ihm nach solch leidenschaftlichem Ungestüm die plötzliche Aenderung seines Gedankens, gleichsam ein besonnen werden und zu sich kommen; eine unserm Dichter ganz eigene Wendung s. B. I. 2 in dem *παρὰκλαυσιδρον* v. 7:

Ianua difficilis dominae, te verberet imber,  
Te Jovis imperio fulmina missa petant.

Aber sogleich lenkt er ein und der Drohung und Verwünschung folgt eine demüthige Bitte:

Janua, jam pateas uni mihi, victa querelis,  
Neu furtim verso cardine aperta sones.  
Et mala si qua tibi dixit dementia nostra,  
Ignoscas; capiti sint precor illa meo.

Mitte. Der Glanzpunct der Poesie des Tibullus ist in den wahrheitlichen Schilderungen; alle zeichnen sich, so abwechselnd sie auch sind, durch einfache und natürliche Erfindung; wie durch sorgfältige Zergliederung aus; in ihnen ist die eigentliche Absicht und der Zweck des Dichters, wenn auch nicht die äußere Veranlassung enthalten. Das erste Gedicht ist eine Entschuldigung an Messala, der ihn zum Kriegsdienste aufgefordert hatte; die Beschwerden des Kriegs überlasse er andern, und wünsche sich den ruhigen Genuß des geringen Besitzes, aber diese Veranlassung verschwindet in der Entwicklung und geht nicht ohne stete Beziehung aus den Krieg in eine Beschreibung des ländlichen Lebens über. Was das stark hervortretende Gefühl im Anfange geklagt hat, sucht die Entwicklung durch Aufzählung von Grün-



wiſſe Neue, weil ſie jetzt ſeiner gewiß ſey und dadurch ſorglos werde:

Quid facio demens? heu heu mea pignora cedo.  
Juravi stulte; proderat iste timor.  
Nunc tu fortis eris, nunc tu me audacius ures;  
Hoc peperit misero garrula lingua malum.

### 3. De elocutione Tibulli. CXVIII—CXCH.

Die Sprache des Tibullus, welche Kraft und Lebendigkeit ſucht, meidet die abſtracten Begriffe mehr als andere Dichter und es iſt ihr eigen ſolche der Anſchauung entbehrende Verſtandesgedanken in zwey concreter Begriffe, welche als coordinirte Glieder den Inhalt jenes abſtracten geben, aufzulöſen; dieſe zwey coordinirten Glieder füllen ein Diſtichon und geben dadurch eine Concinnität wie man ſie bey keinem andern Dichter in der Art findet; die weibliche Medezucht, ihre Verſchwendung bedeuten die Worte:

O pereat quicumque legit viridesque smaragdus  
Et niveam Tyrio murice tinguit ovam.

Das graue Alter:

Tollere tum cura est albos a stirpe capillos,  
Et faciem dempta pelle referre novam.

Die Kraft der Liebe:

Acer Amor fractas utinam tua tela sagittas,  
Si licet, extinctas adspiciamque faces.

Die erſte Elegie beſteht faſt ganz aus ſolchen zweytheiligen Zergliederungen, wie die erſten Verſe.

Divitiis alius fulvo sibi congerat auro  
Et teneat culti jugera multa soli.

Ein anderes Mittel poetiſcher Sprache iſt, denſelben Gedanken in anderer Wendung zu wiederholen, was zuerſt poſitiv ausgedrückt iſt, durch Negation des Entgegengeſetzten hervorzuheben und dieſes iſt den griechiſchen Elegikern ganz gewöhnlich, wie:

Ὁ νῆοι, ἀλλὰ μᾶχτοθε παρὶ ἀλλήλοισι μῖνοντες,  
μηδὲ φρυγῆ ἀϊχρᾶς ἄρχετε μηδὲ φόβου,  
Ἄλλὰ μέγαν ποῦϊτε καὶ ἄλλκμον ἔν. φρεσὶ θυμῶν,  
μηδὲ φιλοφροῦν ἄνδράσι μαρτυμένοι.

Unſern Dichter iſt beſonders geläufig, eine näher beſtimmende Erklärung nachſolgen zu laſſen, z. B.

Fictilia antiquus primus sibi fecit agrestis  
Pocula, de facili composuitque luto.

Parva seges satis est, satis est requiescere lecto  
Si licet et solito membra levare toro.

Was der Hexameter im eigentlichen Sinne enthält, kann der Pentameter metaphorisch wieder geben, und umgekehrt, oder es folgt dem allgemeinen Gedanken ein specieller, dieſem jener; daher der häufige Gebrauch von Figuren, welche dieſe Darſtellung begünstigen, wie vorzüglich der Anaphora. Dieſe Bemerkungen über Composition und Kunſtſtyl der Gedichte des Tibullus mögen die Wichtigkeit der Abhandlungen bezeugen, ſehr vieles Einzelne was auf Anordnung, Ausdruck, Stellung u. ſ. w. gleichen Einfluß übt, muß hier übergangen werden.

Den Einleitungen folgt der Text mit Angabe der bedeutendſten Varianten; Lachmanns Ausgabe bildet, wie billig, die Grundlage und iſt nur ſelten geändert, neue Hilfsmittel ſind außer den *Excerpta Frisingensia*, die dem Herausgeber durch Lachmann mitgetheilt worden waren, nicht benützt. Während die Handſchriften des Tibullus nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinausgehen, und faſt ſämmtlich die Interpolationen der gelehrten Italiener jener Zeit an ſich tragen, findet ſich in einem Freyſinger, jetzt Münchener Codex des elften Jahrhunderts unter Auszügen aus Horatius, Juvenalis, Perſius, Claudianus, Lucanus auch ein Blatt, welches einzelne Gedanken und Ausdrücke aus den Gedichten des Tibullus enthält; durch das hohe Alter werden dieſe Excerpte für Critik ſo bedeutend, daß es wünschenswerth war, ſie in ihrer Vollständigkeit kennen zu lernen; H. D. hat nur das vorzüglichſte, keineswegs alle Abweichungen bekannt gemacht; ſo leſen wir dort *colu. Stamina.* aus I. 3, 86:

Deducat plene stamina longa colo.

die Form *colu* findet ſich auch bey ſpättern in vorzüglichen Handſchriften wie bey Plinius, wo ſie Sillig aufgenommen hat und erſcheint gewiß nicht



durch Zufall in diesen Excerpten, wird vielmehr durch das *Fömininum longa* völlig geboten. I, 9, 45 steht dort *O miser für Tum miser* und so einziges andere; besonders auffallend aber ist die Verwirrung in welcher die Auszüge einander folgen, woraus jedoch auf eine von der unsrigen verschiedene Anordnung der Gedichte zu schließen, eine genauere Betrachtung verbietet.

(Schluß folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup 1c.

(Fortsetzung.)

So wenig aber eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft die Annahme von einer spezifischen Differenz zwischen den beiden Stammeltern gestattet, eben so wenig wird diese durch das Zurückgehen der späteren Generationen auf die Seite des väterlichen oder mütterlichen Stammes erwiesen, und dies ist ein anderer Fehlgriß des Verf., den wir hier zu rügen haben. Es hält nämlich nicht nur die Art, sondern, wie schon vorhin bemerkt, auch die Rasse einen constanten Typus ein, so daß wenn verschiedene Rassen miteinander sich paaren, die Mittelschläge in späteren Generationen leicht wieder in ihre Stammeassen zurückkehren. Wenn man z. B. Merinoschafe mit unserm gemeinen Landschaf paart, die Nachkommenschaft aber nicht weiter mit jenem veredelt, sondern wieder von dem Landschafe belegen läßt, so geht allerdings dieser Mittelschlag bald in die Stammrasse des letztern zurück, wie dieß nachlässige Landwirthe oft genug erfahren haben, daraus folgt aber keineswegs, daß Merinos und unsere Landschafe zwei verschiedene Arten, sondern nur, daß es constante Rassen sind.

Es ist daher — im Widerspruche mit den Ansichten des Verf. — allerdings eine Hauptstütze für die Annahme der Einheit der Menschenart, daß selbst die verschiedenartigsten Formen unter den Menschen eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können; deßhalb darf auch hier nicht die Rede von Menschenarten, sondern nur von Menschenrassen sein. Indeß ist diese Stütze, so fest und nachhaltig sie auch ist, doch nicht die einzige, welche für die Einheit der Menschenspezies spricht. Es steht ihr, die

aus der Beobachtung der Gegenwart genommen ist, auch die historische Beglaubigung uralter Zeiten als ein nicht minder fester, und wohl noch nachhaltigerer Pfeiler zur Seite. Um nicht bey den Mythologeen heidnischer Völker zu verweilen, in welcher sich genug Belege für die Abstammung aller Menschen von Einem Paare auffinden lassen, geben wir lieber gleich an die älteste und untrüglichsie schriftliche Uebersieferung, die unser Geschlecht aufbewahrt, an die heilige Schrift. Aus ihr erfahren wir mit evidentrer Gewißheit, daß nicht 15 Menschenarten, wie der Verf. will, als Stammeltern des Menschengeschlechtes seyen erschaffen worden, sondern ein einziges Paar, die also, um die Terminologie der Naturforscher zu gebrauchen, nur eine einzige Art ausmachen konnten.

Der Verf. weiß freylich diesen Beweis leicht zu bezweygen, indem er die historische Gewißheit von der Abstammung aller Menschen von einem Paare einen verzehrten Glauben nennt, von dem man sich losreißen müsse. Wir hoffen daß er selbst nicht reistich erwogen hat, welche heillose Konsequenzen sich aus einer solchen Behauptung ergeben. Nicht daß wir uns erst an das gebäufige Geschäft machen wollten solche Konsequenzen aufzusuchen, sie sind bereits vor mehreren Jahren schon von einem der Verehrer des modernern Unglaubens, von Bretschneider in seinem berühmigten Sendschreiben, abgeleitet worden. Derselbe will nämlich den Abfall vieler Theologen von dem Glauben an das untrügliche Wort der heiligen Schrift damit bemänteln, daß die Wissenschaft, namentlich die Naturwissenschaften, zu Resultaten gelangt sey, die im vollkommenen Widerspruche mit den Angaben der Bibel stünden, und die also die neuere Theologie nicht ignoriren könne, sondern in ihren Bereich aufzunehmen müsse. Zu diesen Resultaten rechnet Bretschneider auch das, daß es jetzt erwiesen wäre, daß es nicht eine, sondern mehrere Menschenarten gäbe. Daß indessen alle Naturforscher von Bedeutung, wie Haller, Linné, Blumenbach, Cuvier, Steffens, Schubert, Prichard, Swainson u. f. w. das direkte Gegentheil hievon erwiesen haben, kümmert ihn nicht; er ist zufrieden, wenn er sich im Nothfall an Autoritäten wie Pfarre Ballenstedt und Oberst Dory berufen kann, leider freylich Autoritäten, die sich eine Art Celebrität erworben haben, um die sie keineswegs zu beneiden sind, denn es ist in der That nicht leicht möglich eine größere Unwissenheit und Leichtgläubigkeit aufzufinden, als sie in den Schriften dieser Beyden niedergelegt ist. Aus diesem vorgelesigten Resultate der Naturforscher nun weiß Bretschneider die Folgerungen abzuleiten, die allerdings dem frechsten Unglauben zur Stütze dienen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e . A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. October.

Nro. 202.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, phil. theor. Gam. lit. hum. doctor et prof. ordin. in academia Leidensi, instituti regii Nederlandici sodalis. Harlemi apud Vincentium Loosjes. MDCCCXXXIV. 551 S. 8.

Es sind gegenwärtig 125 Jahre, daß Richard Bentley die gelehrte Welt mit einem neuen an mehr als 800 Stellen geänderten Horatius überraschte, und theils erfreute, theils ärgerte. Seitdem ist viel Aehnliches im Gebiete der philologischen Kritik geschehen, aber die Bearbeitung des Horatius beschränkte sich auf Einzelnes, auf Widerlegungen oder auf Ergänzungen des Bentley'schen Verfahrens, oder auf grammatische, historische, ästhetische Interpretation.

Hr. Peerlkamp, ein Veteran der heutigen holländischen Schule der Philologie, muß durch seine neue Bearbeitung der Horatius'schen Oden ihrer Tendenz nach wieder eine neue Epoche in der kritischen Behandlung dieses Dichters bezeichnen, vorausgesetzt, daß seine Resultate sich probenhaltig erweisen; und diese Resultate werden in dem Grade gewaltiger als die Bentley'schen seyn, als er sich nicht wie Bentley auf die Wortkritik beschränkt, sondern hauptsächlich die sogenannte höhere Kritik übt, und meistens, wo Bentley mit Argneyen oder Salben auszureichen meynete, lieber wie ein energischer Chirurg gleich zu Amputationen schreitet. In Folge dieses Verfahrens dürfen von den 121 Oden und Epoden, welche wir bisher zu besigen glaubten, künftig nur noch 57 als eigentlich ächte gel-

ten; unter den übrigen befinden sich 7, welche ganz unächt, 17, in welchen die größere Hälfte, 40, in welchen wenigstens eine Strophe oder ein Vers von fremder Hand eingeschoben ist.

Der splendid gedruckte Text ist mit reichen Noten versehen, welche jedoch so wenig, als die Bentley'schen, den Namen eines Commentars ausprechen. Zwar haben sie nicht so ausschließlich eine kritische Tendenz wie jene, aber sie beschränken sich auch in der Interpretation auf Bestreitung oder auf Ergänzung des bisher Geleisteten und lassen auch schwierige Stellen unberührt, welche entweder schon von Andern genügend erläutert sind, oder wo Hr. P. etwas Genügenderes geben zu können sich nicht bewußt war. Bey weitem die Mehrzahl der Bemerkungen sind jedoch kritisch und beschäftigen sich theils mit Besserung des Textes, theils mit Säuberung desselben durch Nachweisung von Interpolationen.

Daß dieses letzte Verfahren der richtigste Weg zu einer Herstellung des ursprünglichen Horatius sey, ist eine gut und klar geschriebene Vorrede auf XXXII Seiten darzuthun bestimmt. Nach einem Vorwort über die allmähliche Ausbildung seiner Ansicht, welche eigentlich nur das ausfügte, was Markland und Valckenauer im Allgemeinen geahndet und ausgesprochen hätten, macht Hr. P. folgende Hauptmamente geltend.

Horatius hat seine Gedichtsammlungen Sermones, Epodas, Carmina, Epistolas einzeln zu verschiedenen Zeiten herausgegeben, ist vom Tode ereilt worden, ehe er eine Gesamtausgabe von letzter Hand veranstalten und somit seine Werke selbst ab-

schließen konnte. Seine Freunde vermehrten nach seinem Tode die vorhandenen Sammlungen mit dem, was sich in seinen Papieren vorfand.

Für diese wichtige Behauptung vermisst Ref. den historischen Beweis; man wußte bisher von teils nen postumis Horatianis.

Hiedurch war der Willkühr aller Art auch für die Zukunft Thür und Thor geöffnet. Eine Spur davon findet sich in der Verschiedenheit der Ordnung, in welcher die einzelnen Sammlungen in den MSS. erscheinen, wo die Oden bald den ersten, bald den letzten Platz einnehmen.

Nun folgt eine, manches Bekannte enthaltende, Nachweisung, wie früh schon, zu Ciceros Zeit nach Ep. ad Qu. Fr. III, 5. alle Bücher durch die Abschreiber verderbt und verfälscht wurden; ein Schicksal, welchem Horatius besonders unterworfen seyn mußte, da er 1) in einer ganz neuen Gattung, 2) in gräcifizirendem Latein, 3) mit philosophischem Tiefstimm und 4) in ungewöhnlich kühner Dichtersprache schrieb; daß aber die Abschreiber sich zu ändern erlaubten, was sie nicht verstanden, bezeugt Gellius.

Daß Horaz mehr, als seine Vorgänger gräcizire, und seine Philosophie durch ihre Dunkelheit zu Verderbnissen Anlaß gegeben, läßt sich in Abrede stellen.

Auch die Art der Interpolation ist in Rom verhältnißmäßig so alt, wie in Griechenland; die gelesesten Autoren waren ihr am meisten ausgesetzt.

Nun folgt der Beweis, daß Horaz in den verschiedensten Zeiten Lieblingsdichter des Publikums war und schon unter August's Regierung selbst in den Schulen gelesen wurde.

Nicht vielleicht selbst schon zu Horazens Zeit? nach Epist. 1, 20, 17.

Schon Suetonius kannte untergeschobene Elegien und Briefe des Horatius. Die Hand zu solchem Unterschleife bot der Eigennutz der Buchhändler, welche die Dichtungen wenig geleseener Lyriker

den Gedichten des Horatius einlegen ließen, mit Wissen der Verfasser selbst, deren Eitelkeit sich dadurch geschmeichelt fühlte. Als Beyspiel nennt Hr. P. die an sich schöne, aber unhorazische, Rede der Europa Od. III, 27, 33. Ein solcher Dichter möchte Passienus Paulus gewesen seyn, nach Plin. Epist. IX, 22. ein höchst glücklicher Nachahmer wie des Propertius, so auch des Horatius. Aus dieser Zeit stammen die besten Interpolationen.

Hier spricht H. P. eine Vermuthung aus, welche zweckmäßiger weiter oben Platz gefunden hätte, daß nämlich Horaz manche seiner Gedichtsammlungen selbst revidirt habe, mithin eine doppelte Ausgabe im Publikum vorhanden gewesen sey, worans sich z. B. die Variante Od. II, 18. Mea renidet in domo lacunar und Meis in aedibus nitet lacunar herzscheibe.

(Fortsetzung folgt.)

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societ. Reg. Gotting etc.

(Schluß.)

Bei der lobenswerthen Vorsicht des Herausgebers, zuerst jede mögliche Erklärung zu versuchen, ehe die Zuflucht zur Verbesserung genommen wird, ist er nicht genöthigt, kühne Versuche zu wagen und bereitwillig, das Richtige und gediegene anderer anzuerkennen; nur einmal (I, 1, 25) wird für die entschieden falsche Lesart der Handschriften:

Iam modo non possum contentus vivere parvo  
Nec semper longae deditus esse viae.

die Vermuthung geäußert, es habe, da der zweyte Vers, das Reisen in der Ferne, einen Gegensatz bide, hier der Begriff der Heimath gestanden und der Dichter geschrieben:

Iam modico possum contentus vivere in arvo



vergl. XVI. Gerade hier geben unsere alten Excerpta Frising. die wichtigste Abweichung und den erforderlichen Sinn:

Iam modo, iam possum contentus vivere parvo  
was bereits Guet gefunden und Voß gebilligt hatte;  
was aber der Herausgeber aus dem vermeintlichen  
Gegenfage der nächsten Worte geschlossen hat, bil-  
ligen wir nicht; denn die innige Beziehung jenes  
Verfes auf das unmittelbar Vorausgehende ist nicht  
zu verkennen: einst reich und begütert, jetzt unver-  
mögend, sey ihm doch gegönt, das Wenige in  
Ruhe zu genießen:

Vos quoque, felices quondam nunc pauperis agri  
Custodes, fertis munera vestra, Lares.

Tunc vitula innumeros lustrabat caesa iuvenco  
Nunc agna exigui est hostia parva soli.

Iam modo, iam possum contentus vivere parvo  
Nec semper longae deditus esse viae,

Sed Canis aestivos ortus vitare sub umbra  
Arboris ad rivos pratereuntis aquae.

Daher glauben wir, der Gedanke der Genügsamkeit (contentus vivere parvo), während der herumwandernde Krieger sich Reichthum erbetet, werde durch den Zusammenhang weit mehr hervorgehoben und geboten, als der des Aufenthaltes auf väterlichem Boden, den die letzten Verse deutlich genug bezeichnen.

Der Commentar, welcher ohne Indices 466 eng gedruckte Seiten einnimmt, gibt auch im Tibullus zuerst eine Introductio, dann die Explicatio; daß er sich bey aller Ausdehnung doch nie vom Ziele entfernt (die Bemerkung S. 387 über Vin- dar gegen Hermann steht einzeln), und daß H. D. stets mit Anstand von Andern spricht, macht die Erklärung auch von vielem bekannten leicht erträglich, zumal dieser Commentar mit sichtbarer Liebe ausgearbeitet ist; die Poesie begeistert auch ihn, er folgt dem Dichter und was dieser nur andeutet, wird vollständig auseinandergesetzt; dieses Zerlegen zeigt, daß der wahre Dichter auch da seine Befehle befolge,

wo der gewöhnliche Leser nur freye Willkühr sieht, wie bey Anführung von Beyspielen, welche nicht nur der Sache angemessen seyn müssen, sondern bey ungleichem Inhalte auch in steigender Folge zu ordnen sind, S. 91; daher auch viele zerstreute Bemerkungen über Interpretation S. 22. 140. 150, über Wortstellung S. 17. 54. 96. 105. u. a., was von Allen gewürdigt werden wird; nicht so können wir in der Eintheilung mancher Gedichte der verschiedenen Sprache des Herausgebers das Wert reden. Da die Poesie nicht, wie die Rhetorik der Alten die Anwendung ihrer Theorie so sichtbar zur Schau trägt, so ist es in den Gedichten, besonders den kleinen, oft eben so schwer, als in den Reden leicht, die Uebergänge nachzuweisen und jede vermeintliche, aber unrichtige Trennung wird dem Verständnisse des Ganzen nachtheilig. So ist nichts dafür, doch alles dagegen, in dem Gebete des kranken Dichters (III. 5) an Persephone und die andern unterirdischen Götter mit der Bitte an jene den ersten Theil des Liedes zu schließen und mit der Anrufung an die übrigen den zweyten Theil zu beginnen, wo schon die Wiederholung desselben Wortes V. 6. immerito juveni parce nocere, dea. v. 21. Parce, pallentes undas quicumque tenetis, den untrennbaren Zusammenhang andeutet, und was zuerst von der höchsten Göttin der Unterwelt, jetzt von allen insgesammt erfleht wird. Denz noch legt H. D. einen großen Werth auf diese Theilung. Dieses und wenigere andere kann dem vorzüglichen Werthe des Ganzen keinen Eintrag thun und wir glauben, diese Bearbeitung des Tibullus von H. Dissen als ein Muster der Behandlung römischer Dichter jedem, der zu ihrem richtigen Verständnisse dringen will, empfehlen zu dürfen.

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch  
beschrieben von Dr. J. J. Kaup 2c.

(Fortsetzung.)

Hören wir ihn selbst, was er auf S. 68. seines  
Schriftchreibens sagt :

„Die Naturforscher und Reisebeschreiber berichteten ganz  
unbedenklich die Resultate ihrer ausgezeichneten Forschun-  
gen über das Menschengeschlecht und die Völker in allen  
Theilen und Winkeln der Erde; sie schilderten die Ver-  
schiedenheit der Rassen an Gestalt, Farbe und geistigen  
Kräften, durch die Vermischung der Rassen entstehende  
Spielarten, und wiesen die großen und bleibenden Un-  
terschiede unter ihnen nach, indem sie zeigten, daß diese  
Differenzen nicht auf Rechnung des Klimas und der  
Nahrung, sondern auf Verschiedenheit der Grund-  
abstammung sich gründen müßte. Blumenbach \*) sam-  
melte die Schädel in allen Welttheilen, und brachte die  
Ansiht hievon in ein System. In welche Verlegenheit  
geriet nun der Theologe? Wenn es nun nicht mehr  
einen Adam für alle Menschen, sondern einen Adam  
für die Kanakier, einen andern für die Neger, einen  
dritten für die Amerikaner, einen vierten für die Ma-  
lapen, einen fünften für die Mongolen u. s. w. gege-  
ben hat; wo blieb nun die Dogmatik mit dem einen  
Adam der Bibel, mit der Lehre vom Sündenfalle und  
von der durch Adam auf alle Menschen gebrachten Schuld,  
wo nun mit der ganzen Lehre von der Erbsünde als  
Folge des Falles und einer von Adam aus durch Zeug-  
nung an alle Menschen gekommenen Schwäche? Und  
ging diese verloren, wie stand nun die Nothwendigkeit  
der stellvertretenden Genugthuung Christi, des zweyten  
Adams, um die Schuld des ersten Adams aufzuheben,  
zu erweisen? Wo blieb nun der Grund der Weidamm-  
niß der Heiden, die nicht von Adam abstammen?“

Hätte Bretschneider Recht, so wären wir als-  
ferdings bei dem Zugeständnisse von der Verschiedenheit  
der Grundabstammung der Menschen, d. h. bei dem  
Zulassen von mehreren Menschenarten, durch consequente  
Folgerungen zu einem Resultate gelangt, das nothwen-  
diger Weise das Christenthum in allen seinen Grund-  
lagen zertrümmern müßte. Indefß Gottlob es ist kein sol-  
ches Zugeständniß zu machen. Es ist durchaus unwahr,  
daß sich mehrere Menschenarten vorfinden; schon die  
Naturforschung kann es mit leichter Mühe und eviden-  
ter Sicherheit nachweisen, daß es nur eine einzige Men-

schenart giebt, und alle großen Naturforscher, denen ein  
Urtheil in der Sache zusteht, haben sich dafür ausgespro-  
chen. Es hätte sich daher der Verf. vorliegenden  
Werkes hüten sollen, auf Autoritäten, wie Vory sich zu  
stützen, dessen Untüchtigkeit für wissenschaftliche Forschun-  
gen in Deutschland schon längst anerkannt und dessen  
Schrift über den Menschen als ein Schandstück der Li-  
teratur seit Jahren nachgewiesen ist. Könnte er über  
die Menschenrassen nicht selbst eigenthümliche Untersu-  
chungen anstellen, so hätte er sich deshalb in den gründ-  
lichen Arbeiten von Blumenbach, Priehard und R.  
Wagner belehren, und nicht in die Fußstapfen eines  
Vory, Ballerstedt und Voltaire treten sollen. In  
der gegenwärtigen Zeit, wo der Unglaube von allen  
Seiten an den Grundpfeilern der christlichen Kirche rüt-  
telt, haben wir Naturforscher uns doppelt vorzugeben,  
daß wir nicht leichtfertig durch Aufstellung und Verbrei-  
tung falscher Lehmeinungen aus dem Gebiete unserer  
Wissenschaft, den ungläubigen Theologen Waffen in die  
Hände geben. Wollen sie denn durchaus nicht ablassen,  
das Christenthum zu bestreiten, so sollen sie wenigstens  
unsere Naturwissenschaft nicht zum Decumantel ihrer  
Schalkheit nehmen, sondern auf ihrem eigenen Gebiete  
ihre Strohwarfen sich suchen. Wie wollen ihnen auf  
jeden Fall wehren, daß sie die Offenbarung Gottes in  
der Natur nicht mit gleichem Frevel mißbrauchen dür-  
fen, wie sie es mit seiner Offenbarung in der Bibel ge-  
than haben; sie sollen nur unsere Wissenschaft nicht ent-  
weihen.

Naturforschung und Bibel stimmen also in der An-  
erkennung einer einzigen Menschenart miteinander über-  
ein, daß aber diese nur von einem einzigen Paare ab-  
stamme, darüber kann, wie sich dieß von selbst versteht,  
die Naturforschung keine Auskunft geben, sondern diese  
ist lediglih auf historischem Wege zu suchen, und hat  
unter allen schriftlichen Ueberlieferungen ihre Hauptbe-  
gründung in der Bibel. Dadurch aber, daß Der und  
Jener, wie der Verf. auführt, einer historischen Wahr-  
heit nicht glaubt, dadurch ist sie noch nicht um ihren Kredit  
gebracht, so wenig das Licht aufhört, Licht zu seyn, weil  
es der Blinde nicht sieht, oder das Reich der Taube nicht  
erhört, weil es der Taube abklinget. Der Glaube an  
die Abstammung aller Menschen von einem Paare ist  
allerdings ein verzerrter d. h. ein uralter, aber wie  
wollen nicht mit dem Verf. uns von ihm losreißen,  
sondern an ihm als an einer Grundwahrheit festhalten.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Wer nur einlgermaßen mit der Naturgeschichte bekannt  
ist, weiß übrigens, daß Blumenbach gerade das Ge-  
gentheil von dem gelehrt hat, was ihm hier Bret-  
schneider ansinnt.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. October.

Nro. 203.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P.  
Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Dieser wichtige Satz ist zwar nur als Wahrscheinlichkeit (neque a vero abhorret) ausgesprochen, aber selbst dafür nicht hinlänglich begründet; denn an eine gesonderte Emission erst der einzelnen Gedichte und dann der einzelnen Gedichtsammlungen scheint H. P. nicht zu glauben. Eben so gehört das, was H. P. weiter vermutet, daß manches anonyrne Epigramm in der Anthologie dem Horaz angehöre, und andererseits manches Gedicht von ihm verloren gegangen sey, in das weite Reich der bloßen Möglichkeit, wo noch unendlich viel anderes Platz hat. Wenn H. P. S. XV. es kaum glaublich findet, daß Horaz, der auf die Abreise seines geliebten Virgils ein so schönes Gedicht gemacht, den Tod desselben nicht besungen haben sollte, so wollen wir die Würdigung dieses Beweisgrundes den Dichtern überlassen; dem Ref. schmeckt er etwas nach doctrina umbratica: wovon das Herz recht voll ist, davon geht es bey den tiefsten Gemüthern oft nicht über. Uebrigens ist H. P. gewissenhaft genug, den seiner Hypothese kräftig widersprechenden Umstand ausdrücklich anzumerken, daß es kein einziges Fragment eines horazischen Gedichtes giebt; die Worte eines Horatius bey Beda de Orthogr. p. 2345: Soles meos omni ecclesiae vestrae commendo würde auch ohne seine Warnung kein vernünftiger Mensch unserm Dichter zugeschrieben haben.

Die werthloseren Interpolationen schreiben sich

aus den Schulen der Grammatiker und Rhetoren her. Das Bekannte hierüber vermehrt und erläutert H. P. mit weniger bekannten Notizen und wendet es mit großer Anschaulichkeit auf den Horaz an.

Der Lehrer ließ nämlich die Dichter durch seine Schüler amplificiren (das sey unter enarrare zu verstehen), nachahmen, umarbeiten, und gab dann nach der Kritik der Schülerversuche seine eigenen Musterarbeiten, welche die Zuhörer eifrig an den Rand ihres Exemplars nachschrieben.

In gleichem Grade, in welchem Rom von solchen solchergestalt verderbten und interpolirten Exemplaren überschwemmt wurde, machten sich die ältern reinern Abschriften selten, in Folge der häufigen Feuersbrünste in Rom, (sollten diese wirklich in solchem Grade gegen Bücherrollen gewüthet haben?) so daß ein hundertjähriges Exemplar bey Gellius II. 3, also mirandae vetustatis bezeichnet wird.

So trübe Quellen standen nun den Diaskenzisten des Horatius, Maortius und Felix Magister zu Gebote, welche im Jahre 530 zusammen den Horaz emendirten, und deren Recension, wie schon Bentley anerkennt, unserm Hdschr. zu Grunde liegt.

Dies sind die Hauptgedanken der Vorrede, deren sich im Ganzen nichts entgegensetzen läßt. Gleichwohl erhellt nichts daraus, als daß Horaz so gut wie andere, oder noch häufiger als andere interpolirt seyn kann; daß er es wirklich ist — dafür giebt es weder ausdrückliche Zeugnisse, noch deutliche Spuren in den Hdschr., und der Kritiker ist auf innere Kennzeichen beschränkt, wenn er auf die allgemeine Wahrscheinlichkeit, daß Interpolationen vorhanden



sind, fessend im Einzelnen aufspüren will, wo sie vorhanden seyen. H. P. verfolgt dieses Ziel mit allseitigem Blick und findet seine Beweise für die Unächtheit sowohl ganzer Oden, als einzelner Strophen, bald in Abweichungen von der Sprache, Prosodie, Herkunft des horazischen Zeitalters, bald in historischen Verstößen oder Widersprüchen, bald in ästhetischen Fehlern, die sich theils auf vermeintlich geschmacklose und unherazische Bilder beschränken, bald den Gedankengang betreffen, theils sich als Amplificationen und Tautologien kund geben. In allen diesen Bemerkungen zeigt H. P. eine Gelehrsamkeit und Velsehenheit und einen Scharfsinn und eine Präcision in der Darstellung welche ihn wohl detractis detrachendis mit Bentley zu vergleichen erlaubt.

Zugleich sucht er den Leser mit den fast erschreckenden Resultaten seiner Kritik zu versöhnen durch die Nachweisung, wie wenig er der erste ist, welcher Interpolationen im Horaz erkenne.

Außer dem französischen Abbé Franz Eniet, der eben, weil er ziemlich gleich weit gieng wie Hr. P., nicht als Autorität zählen kann, glauben auch die besonnensten und namhaftesten Kritiker (und mehr noch als H. P. aufzählt), an einzelne Interpolationen im Horaz. So sind über die Unächtheit von Od. IV. 8. 17.

Non incendia Carthaginiis impiae  
 Buttman und Hermann (Doctr. metr. p. 170) mit Bentley einig; die schleppenden Parenthesen Od. III. 17. 2-5, über des Melius Lomia Abkunft und IV. 4. 18, über die Amazonen hält schwerlich noch jemand, außer Döring, für ächt; vgl. Heindorf zu Sat. II. 1. 35. Auch die matte Digestion über Od. III. 11. 17 20. hat noch niemand unseres Wissens gegen Nares Angriffe in Schutz zu nehmen gewagt.

Was nun mehrmals anerkannter Weise geschehen ist, das kann auch noch öfters und oft geschehen seyn, und H. P. unterscheidet sich von die-

sen Erklärern nur dadurch, daß, was diesen als letztes und außerordentliches Mittel galt, ihm das erste und natürlichste scheint. Aber je weniger er dabei die Tradition auf seiner Seite hat, desto mehr ist es Pflicht, ihm jeden Fuß breit streitig zu machen und zu prüfen, in welchem Grade sein grammatisches und poetisches Gefühl die historischen Beweise zu ersetzen vermögend sey.

Hr. P. wird nun die Behandlungsart des H. P. an einigen Beyspielen zeigen und prüfen, und ihm erst auf dem Gebiet der höhern Kritik folgen, dann den Werth seiner Conjecturalkritik ins Auge fassen und zuletzt nachweisen, was auch für die Interpretation geleistet sey.

Für ganz unächt hält Hr. P. die Oden I. 20. Vile potabis. 30. O Venus regina. II. 11 Quid belliosus Cantaber. 15. Jam pauca aratro III. 8. Martiis caelebs quid agam Calendis 14. Herculis ritu und 17. Aeli vetusto. Hier hat uns H. P. Kritik nirgend überzeugt. Wir wollen einige seiner Bedenlichkeiten beleuchten.

Hören wir also die Klagpuncte über Od. I. 20. Vile potabis modicis Sabinum cantharis:

- 1) „Der Anfang hat Ähnlichkeit mit Epist. I., 5. Si potes Archaicis conviva recumbere lectis.“ Doch nicht weiter, als der gleiche Anlaß und Stoff es nothwendig machte.
- 2) „Die canthari wurden nicht gewöhnlich als Erntebeker gebraucht, nur von multibibis.“ Eben deshalb setzt ja der Dichter modicis dazu.
- 3) „Gracca testa für Cumana ist dunkel.“ Wer behauptet denn, daß das Gefäß aus Cumana war? Es ist kürzlich, (wir meinen von Müllern) dargehan worden, daß auch aus Alt-Griechenland dergleichen häufig in Rom eingeführt wurden.
- 4) „Seiner ausgezeichnete Ausbruch von Popularität, der dem Mäecenas einmal im Theater zu Theil geworden sey (datus in theatro plausus) ist

ein lepide fictum, weil kein Historiker das Factum erwähnt.“ Schade, daß dem so ist. Gelegenheiten wo es geschehen konnte z. B. nach seiner Genesung haben die Ausleger namhaft gemacht nach der Parallestelle II. 17, die H. P. gar keiner Erwähnung würdigt, weil auch sie mit ihrer Umgebung für ihn unächt ist. Sind wir aber etwa so reich über die Regierungsperiode des Augustus, daß wir jedes Factum, welches nur Einen Gewährsmann hat, eo ipso verdächtigen dürfen? Aber wenn H. P. daselbe darum unwahrscheinlich findet, weil Augustus solche Gunstbezeugungen des Volkes seiner Person vorbehalten habe, neque valde amasse si aliis daretur, so ist das völlig grundlos. Die angeführte Stelle aus Sueton. Aug. 56. Filiis suis praetextatis adhuc asurrectum ab universis in theatro et astantibus plausum, gravissime questus est — ist durchaus mißbraucht und mißdeutet: Sueton spricht in jenem ganzen Capitel von des Augustus bürgerlicher Gesinnung und Abneigung gegen übertriebene Höflichkeiten, die man hier und da dem Kaiserhaus bewies, wie z. B. wen das Publikum sogar vor den kaiserlichen Prinzen die noch Kinder waren ehrfurchtsvoll aufstand; von Eifersucht gegen verdiente Männer ist keine leise Spur und sie würde im schreyenden Widerspruch stehen mit der Erzählung bey Tac. Dial. 13. Populus auditus in theatro versibus Virgiliti surrexit universus et forte praesentem spectantemque Virgilium veneratus est sic ut Augustum eine Stelle, welche H. P. nicht übersehen durfte.

- 5) Vaticani montis imago giebt ihm Anstoß, obgleich „etiam Echo (se schreibt H. P. wiederholt, wir wissen nicht aus welchem Grund) simpliciter vocatur imago, illius nempe soni, qui ex addito verbo intelligitur.

Hor. I, 12. Cujus recinet jocosa nomen imago.“ So ein additum verbum wäre hier, dächten wir, auch laudes. Wenn übrigens H. P. dieses Citat nicht zugleich als Beweisgrund für die Unächtheit der von ihm angefochtenen Ode benutzte, so charakterisirt ihn das als einen reichen Kritiker, der wie Bentley nicht alles sagt, was er denkt und weiß und dem Leser manches nahe liegende und leichte selbst hinzuzufügen überläßt.

- 6) „Vaticani sey ein presodischer Fehler.“ Es ist wahr, Juvenal und Martial gebrauchen es mit langem i. Wir möchten die Freyheit, die sich Horaz im Vertrauen auf die Kraft des Aeceantes genommen habe, zunächst durch Od. III, 4, 9 und 10 stützen, wo er über die Quantität von Appulo und Apuliae mit gleicher Willkühr nach dem Bedürfnis des Verses schalte; aber auch diese Strophe ist nach H. P. unächt. Wogegen er mit mehr Inconsequenz, als er dem Dichter gestattet, Italo als Anapäst in Od. II. 7, 4. ungerügt gelassen, ungeachtet diese Form in den Oden jederzeit als Cretiens erscheint; II, 13, 13. III, 30, 13. IV, 4, 42. IV, 15, 13. Aber was wäre am Ende wohl glaublicher: daß ein genialer Dichter, wie Horaz, der die Dichtersprache schaffen half, eine solche Freyheit sich erlaubt, oder daß ein findriger und ängstlich nachahmender Rhetor einen solchen Schmeißer begangen habe?

- 7) Dagegen wird die Schwierigkeit der letzten Strophe von H. P. sehr gut ins Licht gesetzt:

Caeculum et prelo demitam Calneo

Tu bibes uvam.

würde zu erklären seyn durch: Apud me Sabinum bibes quamvis hibere soleas Caeculum apud te, hinzuzügend: Non tam obscenus est Horatius. Ja, es ist noch mehr als Obscuritas. Denn selbst wenn das la-

teinische Futurum, was nicht der Fall ist, die potentiale Bedeutung mit dem Deutschen theilte: Du wirst wohl gewöhnlich Cäcuber trinken, selbst dann wäre es unnatürlich, den Gegensatz apud te domi ganz zu unterdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ic.

(Fortsetzung.)

Der Verf. ist auch der Meinung, daß man bey der Annahme von mehreren Stammeltern nicht nöthig hätte, zu wunderbaren Erklärungen seine Zuflucht zu nehmen. Indesß des Wunders kann er doch nicht los werden, da er wenigstens die Erschaffung dieser Stammeltern als solcher anerkennen muß. Auch mag einmal Creißens für uns sprechen, der bey einer ähnlichen Veranlassung seine Meinung, wenn gleich etwas derb, an den Tag legt. Er sagt nämlich in seiner Anthropologie (II. S. 388):

„Rudolphi behauptet neuerdings: „die Möglichkeit, daß fünfihundert Millionen Menschen von einem Menschenpaare abstammen können, ist nicht zu läugnen; allein nur durch eine Kette von Wundern hätte sie zur Wirklichkeit werden können. Zufälle allerley Art, Krankheiten, Verletzungen u. s. w. könnten die ersten Menschen so gut treffen, wie die folgenden, und eine so wichtige Sache, als die Bevölkerung der Erde, war dem Zufall überlassen. So geht die Natur nie zu Werke ic.““ Ein feichteres Gerede ist kaum denkbar. Es ist die absolute Unfähigkeit, eine wahre geschichtliche Entwicklung der Natur, die dem Zufall nicht preisgegeben ist, sondern in Gottes Hand steht, auch nur zu denken; die grenzenlose Beschränktheit, die nicht einseht, daß eine Zeit, die an die Entstehung des Geschlechts grenzt und mit dieser in Verbindung steht, eine andere seyn müsse, als diejenige, in welcher diese Entstehung, diese völlige neue Schöpfung, durch ein unabänderliches Naturgesetz an das schon bestehende Geschlecht, an die Begattung geknüpft ist; der Starrsinn, der nicht begreifen will, daß die Krankheiten, Verletzungen ic. sich erst entwickelt haben aus den mancherley Verhältnissen des Menschen zu einander und zur Natur. — Kann der Mensch auch nur irgend etwas Vernünftiges sich denken, wenn

er, von der Entwicklungsgeschichte, richtiger von der Schöpfungsgeschichte der Erde redend, vom Zufall spricht?“

Um zum Schluß dieser Betrachtungen über den Menschen zu kommen, haben wir also den Namen von Arten, den Bory und Kaup ihren Abtheilungen des Menschengeschlechts beilegen, mit dem von Rassen zu vertauschen. Da der Verfasser unbedingt seinem selbst in der Zinsenriß heruntappenden Vorgänger nachfolgt, so stürzt er mit demselben auch in alle Gruben hinein, die sich auf ihrem Wege in Menge vorfinden, und begeht mit ihm gemeinschaftlich dieselben Fehler. Schon die Annahme von 15 Klassen ist zu viel, da der Homo japeticus, indicus und arabicus zusammengehören; daselbe ist der Fall mit dem Homo columbicus, americanus und patagonus ic. Mit welchem Leichtsin Bory Abtheilungen, die nicht einmal als eigentliche Rassen anzuerkennen sind, als Arten aufgestellt hat, geht schon aus den eben angeführten Namen hervor. Dagegen werden von dem Verf., ebenfalls wie bey Bory, unter den Malaien auch die Südsee-Zusulaner und sogar die Papus mitgegriffen, von denen die letzteren durchaus zu den Negern, die Südsee-Zusulaner aber (mit geringer Ausnahme) zu den Kaukasern gerechnet werden müssen.

Wir gehen nun zur ändern und Hauptabtheilung des Buches, nämlich zu der Darstellung der Säugthiere über. Von diesen finden wir (S. I.) folgende Definition: „Ihr Blut ist roth und warm, und die vorderen Extremitäten sind an ihren Enden in Finger getheilt, zwischen denen, wenn sie zum Fluge dienen, eine dünne Haut ausgespannt ist.“

Diese Definition ist allerdings neu, wied aber doch sich nicht empfehlen, da sie nicht allgemein gehalten, die Bildungsweise der vorderen Extremitäten kein Merkmal des ersten Ranges ist, und, mit Ausnahme der Fledermäuse, keine scharfe Trennung von den Vögeln abgibt. Auf diese geschrante Definition, welche das Kennzeichen des Säugens beseitigt, ist der Verf. dadurch gekommen, daß er es vermeiden wollte, über den streitigen Punkt des Gebärens und Ausziehens der Jungen bey den Schnabelthieren sich bestimmt auszusprechen. Seitdem indessen die Milchdrüsen und die Milch selbst bey dieser Gattung nachgewiesen ist, findet sicherlich auch ein Säugen der Jungen Statt, so daß es gewiß kein Verthum seyn wird, wenn man das Merkmal des Säugens, das der ganzen Klasse, den Namen gegeben hat, auch ferner noch in die Definition aufnimmt.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. October.

Nro. 204.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P.  
Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Dann die Fortsetzung:

mea nec Falernae  
Temperant vites neque Formiani  
Pocula colles.

Non intelligo vim hujus oppositionis: Tu quotidie bibis Caecubum et Calenum, ego habeo nec Falernum nec Formianum. Man erwartet entweder die Wiederholung desselben Begriffs eae vites, oder den Gattungsbegriff: tales vites, tam pretiosa vina: wenn der Dichter dafür einen neuen Ortsbegriff substituirt Falernum vel Formianum, so läßt es sich wohl allenfalls errathen, was er will, aber unnatürlich ist und bleibt es. Um dieser beyden Schwierigkeiten willen muß man jedoch nicht gleich das Kind mit dem Bad anerschütten. Sie lassen sich durch Zusatz eines Buchstakens in dem ohnehin alles Gegensages entbehrenden Tu beyde heben: Liest man:

Caecubam et prelo domitam Caleno  
Tu m bibes uvam

so gewinnt überdieß das Ganze eine andere Gestalt: die Ode ist nicht eine Entschuldigung des schlechten Weins, mit dem sein Gönner sich bey ihm begnügen müsse, sondern eine Einladung auf einen selbstgezogenen Tischwein, welcher eine besondere Beziehung auf Mäenas hatte, weil ihn der Wirth in einem Ehrenjahre seines hohen Gastes eingelegt hatte. Diesem geringen Weine soll Mäenas die

Ehre anthun, ihn zu versuchen modicis cantharis, dann soll es auch an besserem Weine, der sich einem Mäenas vorsezen ließ, nicht fehlen. Dabey nennt Horaz die Sorten, die sein Keller besitzt, Caecuber und Calener, und die er nicht besitze, Falerner und Formianer. Vgl. Sat. II, 8. 16.

Od. I. 36. ist „ein exile et jejunum carmen.“ Wenigstens ein kleines und nicht bedeutendes, wie manches der größten Dichter, aber darum weder unächt, noch selbst des Horaz unwürdig. H. P. verlangt, Horaz sollte expliciren, wozu diese Göttergesellschaft zur Glycera beschieden werde. Ja, dann wäre es wahrhaft jejunum! Die Namen der Gottheiten sprechen deutlich genug: Horaz bescheidet solche Gottheiten in Glyceras Haus, welche das Mädchen für ihn und ihn für das Mädchen möglichst liebenswürdig machen können. Zu diesen gehört auch Mercur, propter facundiam et vim persuasivam amoris, wie Mitscherlich es richtig erklärt. H. P. dagegen, diese Erklärung ignorirend, findet die Erwähnung des Mercur unbegreiflich und betrachtet sie wie die meisten Schwierigkeiten nicht als Problem, sondern als Beweis der Unächtheit. Das Metrum soll den armen Grammatikus zu diesem Zusatz veranlassen haben. Warum sah Hr. P. nach seinen Grundsätzen nicht lieber darin eine Nachahmung von III, 11, 1. Mercuri . . . . die modos, Lyde quibus obstinatas applicet aures?

Auch Od. II, 15. Tam pauca aratro jugera regiae moles relinquent zählt Hr. P. zu den unächtten, quia universa ratio dispositio sententia

et exitus ejusmodi sunt, ut Horatio indignum putem; und schien sie von jeher nach Stoff und Form zu den schönsten zu gehören. Aber der zweyte Theil soll dem ersten nicht entsprechen: Res rustica brevi plane erit deserta. Non ita faciebant majores nostri, publice divites, privatim pauperes.“ So freylich nicht! aber wie konnte H. P. den wirklichen, so höchst einfachen Gedankenzusammenhang verkennen? Der natürliche und altödmische Gebrauch des Landes zum Feldbau wird ganz verdrängt durch den neumodischen Luxus und die Prachtliebe, die sich ehemals auf öffentliche Bauten beschränkte, jetzt aber auf das Privatleben ausgedehnt hat. Die grammatischen Anstöße, die er an dieser Ode nimmt, machen vollends den Eindruck einer fast grämlichen, kränklichen Kritteley. „Moles sey ein zweydeutiger Ausdruck, weil es sowohl aedificia, als aggeres mari oppositos bedeuten könne.“ Nicht ein zweydeutiger sondern absichtlich allgemeiner Ausdruck, wie Bauten. „Regiae sollte vielmehr regales heißen.“ Dürfte wirklich Horaz die königsähnlichen Bauten nicht königliche nennen, weil es in Rom keine wirklichen Könige gab? „Platanus caelebs ohne vitium sey unendlich.“ Ja, so unendlich, wie marita ulmus in der angeführten Stelle Quintilians! „Evinctet ulmos ein unpassendes Verbum.“ Allerdings, wenn man es mit H. P. erklärt: platanus tam frequens et late crescit, ut propter diffusas radices et ramos ulmi opprimantur et moriantur. Es heißt aber verdrängen, nicht durch physische Kraft, sondern durch den Willen des Besitzers, der die Ulmen und Weinstöcke entfernt, um für Platanen Platz zu gewinnen. „In Tum violaria und Tum spissa laurea soll die Partikel müßig seyn, weil das die Ode beginnende jam für die ganze Periode genüge.“ Hätte Horaz nach dieser Weise gedichtet, so würde Hr. P. vielleicht selbst über die Länge und Einförmigkeit der Periode geklagt haben. Um dieß zu vermeiden, giebt der Dichter nach der übersichtlichen Prophezei-

hung, daß bald Steinmassen, Weiher, Lustwälder alles Land bedecken würden, einen wohlthätigen Ruhepunkt und geht zu einer ausführlicheren Schilderung des einen dritten Punktes über, die mit Hinweisung auf den im vorigen stritten Zeitpunkt nicht passender als durch tum angeknüpft werden konnte. Wie mag sich aber Hr. P. wundern „cur si notat luxuriam sui temporis utitur futuro tempore spargent, excludet? Es ist ja die Rede nur von den extremen Folgen des gegenwärtigen Luxus; denn Jam seq. Futur. bedeutet ja nur bald und undique muß ja keine Hyperbel seyn. „Nemo habet die Sonnenstrahlen ictus genannt sine addito nomine solis Phoebi, caeteris.“ Das glaubt Ref. gleichfalls; es steht ja aber auch wirklich und deutlich genug fervidos dabey. „Auspiciis Romuli nihil praescribi potuit.“ Warum nicht? nur muß man auspiciis nicht ebenso wie norma als Instrumentalablativ fassen.

Auf ähnliche Weise ließen sich die Zweifel hinsichtlich der übrigen Oden unschwer beseitigen, wie wenn er zu III, 14. nicht begreift, warum Augustus aus Spanien zurückkommend mit Hercules verglichen wird, oder warum die plebs und nicht wenigstens populus auf die Straffe geladen werde, um den heimkehrenden Fürsten durch Zuzug zu bewillkommen; oder wenn er in dem unico gaudens mulier marito eine rustica laudatio pudicitiae findet, als wenn ihm unbekannt wäre, daß unicus fast immer die Bedeutung von egregius, selten die des einzigen aber nie die von unus ein einziger hat.

Weit glücklicher oder wenigstens weit verführerischer ist H. P., wo er Interpolationen nachweist. Das ungünstige Vorurtheil, mit welchem Ref. nach dem ersten Anblick die Prüfung unternahm, erregte in ihm die geheime Hoffnung, beweisen zu können, daß durch Hr. P. Verfahren dem Dichter geschadet und der Organismus seiner vermeintlich gesäuberten Producte gestört werde. Das ist jedoch

nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen möglich; meistens muß sich die Kritik auf die reine Defensivbe-  
 schränkung und eingestehen, daß wenn die in An-  
 spruch genommenen Theile fehlten, niemand etwas  
 vermisse, oft dagegen das Ganze an Präcision und  
 Kraft gewinnen würde.

Mit Uebergehung derjenigen Stellen, deren  
 Richtigkeit schon vor H. P. zweifelhaft schien, em-  
 pfehle Ref. besonders folgende neue Vermuthungen  
 als aller Aufmerksamkeit werth:

Die Ode 1, 6. an Agrippa ist bloß bis zu  
*culpa deterere ingeni* ächt. Auch 1, 24. läßt  
 Hr. P. gleich mit

*Ergo Quintilium perpetuus sopor urget*  
 beginnen. Ref. wünscht in der That, Horaz möchte  
 so geschrieben haben. Die erste Strophe hat durch-  
 aus den Charakter eines Rhapsodenproömiums und  
 stimmt nicht zu der Innigkeit der folgenden Klage,  
 welche sich mit *ergo* nicht einmal gut an ein *prooe-*  
*mium* anschließt, desto schöner aber damit beginnt,  
 wie Propert. III, 22. 1. *Ergo tam doctae no-*  
*bis periere tabellae* und III, 7, 1. *Ovid. Trist.*  
 II, 1. Dieses Gefühl drängte sich dem Ref. auf, so-  
 bald er diese Worte ersah (denn so, nicht durch  
*uncinos*, macht Hr. P. die Interpolationen kenntlich)  
 gedruckt sah. Hr. P. erhebt noch speciellere Zwei-  
 fel: das Gedicht sey für solch einen pompösen Ein-  
 gang zu kurz. Ferner sey ein Widerspruch zwischen  
 dem Anfangsgedanken, *No. a cessabimus flere* und  
 dem Schlußgedanken: *desine flere* (aber keines von  
 beyden besagen die Worte; denn *desiderium* steht  
 bloß dem Vergessen und Verschmerzen und  
*patientia* der trostlosen Verzweiflung ent-  
 gegen). Drittens bestreitet Hr. P. die grammatische  
 Richtigkeit des *Datus desiderio*. — Auch I, 30.  
*Quid dedicatum* ist weit abgerundeter ohne die  
 dritte und vierte Strophe. II, 17. an Mäcenas schließt  
 mit der dritten Strophe. Wirklich wecht in diesen  
 3 einfachen und sinnigen Strophen ein ganz ande-

rer Geist, als in dem folgenden mit gelehrten An-  
 spielungen fast überladenen Theil. Zugleich ist es,  
 wie H. P. bemerkt, auffallend, daß der Schol. Cruq-  
 in seiner Inhaltsangabe diesen größern Theil des  
 Gedichtes gar nicht berücksichtigt. Auch III, 11.  
 mag die letzte Strophe wirklich untergeschoben seyn.  
 Man erwartet nach jenem *Surge* und *falla B. 40* keine  
 nochmalige Ermunterung zur Flucht, und hätte sie  
 der Dichter dennoch wiederholen wollen, so würde  
 er sie zweckmäßiger durch einen Gegensatz gegen das  
 zweymalige *me* angeknüpft haben, etwa so:

*Tu, pedes quo te rapiunt et aerae*  
*Dum favet nox et Venus, i secundo etc.*

Aber auch so blieben die Zweifel, die H. P.  
 erhebt, unbeseitigt. Eben so gewinnt offenbar der  
 Anfang von IV, 4. durch die Abkürzung

*Qualem ministrum fulminis alitem*  
*Olim iuventas et patrius vigor*  
*Vernique jam niubis remotis*  
*Insolitos docuere nisis*  
*Venti paventem.*

In diesen und manchen andern Entdeckungen  
 erkennen wir einen scharfen Blick und feinen Sinn;  
 und fühlten uns gewonnen, noch ehe wir die Be-  
 weisführung im Einzelnen kannten. Anderwärts  
 sind wir der Kritik des H. P. wenigstens Dank  
 schuldig, indem sie uns auf Schwierigkeiten auf-  
 merkksam machte, die wir anerkennen, aber auf ge-  
 lindere Art zu heben vermögen; z. B. in der Ode  
 II, 1 hält Hr. P. die zweyte Strophe *Paulum se-*  
*verae Musa tragoediae desit theatris* für unter-  
 geschoben. Sie ist allerdings störend, aber nicht  
 sowohl, weil sie den Gedankengang unterbricht, als  
 vielmehr, weil sie die Nennung des *Pollio* über  
 die Gebühr aufhält, denn es ist unnatürlich und  
 ohne Beyspiel, daß, während die erste Periode schon  
 eine Anrede (*tractas et incedis*) enthält, doch  
 erst die zweyte den erläuternden Vocativus nach-  
 liefere (denn in *Od. 1, 6*, wo ein ähnlicher Fall



ist, bilden die beyden ersten Strophen nur einen durch *καὶ* und *δέ* stillschweigend verbundenen Gedanken; was durch die fehlerhaft allzu starke Interpunction nach *gesserit* verdunkelt wird.). Nach unserer Meynung muß die vierte Strophe der dritten vorhergehen und die erforderliche Apposition zu *tractas* et *incedis* bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup etc.

(Fortsetzung.)

Von den Säugethieren hat der Verf. eine neue, ihm eigenthümliche Anordnung zu Grunde gelegt. Er sagt hierüber S. VII:

„Indem mir schon vor vielen Jahren keine Anordnung genügte und von der Unmöglichkeit alle Thiere und so auch die Säugethiere in einer Reihe abzuhandeln fest überzeugt, konnte ich mich nicht entschließen, das Cuvier'sche Erstes zu Grunde dieses Buches zu legen. Da ich die Säugethiere in 5 parallel stehende Stämme zerfallte, von welchen jeder Stamm wieder in 3 Ordnungen getheilt ist, war es mir ein Leichtes, alle Vorzüge der vorhandenen Systeme zu benützen und die aus den Fehlern der Einen Reihe hervorgegangenen Irrthümer zu vermeiden. Jeder dieser 5 Stämme zeigt seine niedrigste Form in der dritten, seine mehr ausgebildete in der mittleren, und seine Blüthe in der ersten Ordnung.“

Das Schema des Verf. sieht so aus:

1. Stamm.	2. Stamm.	5. Stamm.
1. Affen.	1. Affen.	1. Beuteltiere.
2. Nager.	2. Fledermäuse.	2. Schnabelthiere.
3. Wiederkäuere.	3. Insektenfresser.	3. Zahnarme.

Vögel.		Amphibien.
4. Stamm.	5. Stamm.	
1. Raubthiere.	1. Dicksäuter.	
2. Seehunde.	2. Sirenen.	
3. Delpbine.	3. Wale.	

Fische.

Welchthiere.

Als Erläuterung ist noch Folgendes beizufügen:

„Die Stellung dieser Stämme ist keineswegs will-

kürlich, sondern sie folgen in strenger Reihenfolge, je nachdem sie höhere oder niedrigere Thierklassen in dem großen Reiche der Thiere mehr oder minder deutlich darstellen. So geben im ersten Stamm die Affen, mit denen nur der Mensch verglichen werden kann, zu erkennen, daß dieser die Säugethiere in ihrer höchsten Vollendung darstelle; im zweiten durch die Fledermäuse die Aenderung zur Klasse der Vögel; die wahrhaftlich Ererlegenden Schnabelthiere, die Gürtel- und Schuppen-thiere des dritten Stammes zeigen eine Verwandtschaft zu den Amphibien. Deutlich ist in den Seehunden und sprechend in den Delpbinnen die Fischähnlichkeit, und im ganzen reinsten Stamm sieht man die Repräsentation der Welchthiere.“

Nur einige Worte über diese Anordnung. Es ist allerdings richtig, daß eine Aneinanderfügung der Ordnungen in einer einzigen Reihe nicht durchgängig die höher entwickelten über die minder ausgebildeten stellen kann. Indes ist dieß auch nicht die eigentliche Absicht bey einer solchen Aufstellung, sondern niereß Bedenkens nach, kann es ihr nicht einmal zum Vorwurf gereichen, wenn sie tiefer Ordnungen wieder höhere folgen läßt, sobald nur die letzteren als potenzierte Entwicklungen der ersteren angesehen werden können. So ist es z. B. bey Cuvier allerdings ein großer Uebelstand, daß er die Walle auf die Wiederkäuere folgen läßt, mit welchen sie in keiner natürlichen Verbindung stehen; eben so ist er zu tadeln, daß die Nager den Hufthieren bloß deshalb vorgehen, um einer eigentlich doch nur künstlichen Eintheilung zu genügen. Indes alle diese Uebelstände lassen sich beseitigen, und gleichwohl doch die Aufstellung in einer Reihe festhalten, wenn man dem von Schuberer aufgestellten Schema folgt. Derselbe beginnt mit den Affen, schließt dann die Fledermäuse und Raubthiere an, und geht durch die Orcaen, Seehunde und Walrosse in einer natürlichen Stufenfolge zu den Wallen herab. Indem er nun diese letzte, in ihrer organischen Ausbildung allerdings sehr verkürzte, Ordnung als eine Art von Durchgangspunkt bezeichnet, aus welcher wieder höhere Ordnungen austreten, reißt er auf eine ganz ungewohnte Weise die Dicksäuter an, welche durch die Einhufer in die Wiederkäuere übergehen. An diese schließen sich die Nager an, welche an Vollkommenheit den Hufthieren nachstehen, und durch die Beuteltiere zu den Zahnlosen übergehend, endigt sich diese Reihe, die einem Wellenzuge zu vergleichen ist, in welchem zwar Höhen und Tiefen miteinander abwechseln, aber alle in einer fortlaufenden Verbindung stehen.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. October.

Nro. 205.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P.  
Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nicht behaupten, daß die tragische Strophe unentbehrlich sey, aber die Verdammungsgründe fallen hinweg, sobald man nur denselben nicht als eine Ermahnung an Pollio mißdeutet; während der Sinn doch so klar vor Augen liegt: „Du willst jetzt Geschichte schreiben; nun wohl, so mag die tragische Bühne deines Talents eine Zeitlang entbehren; später wenn du den Ansprüchen, die das öffentliche Leben an Dich macht (eben die treue Aufzeichnung der vaterländischen Zeitgeschichte), genügt hast, wirst Du zu der erhabenen Kunst zurückkehren.“ Mit dieser Paraphrase hofft der Ref. zugleich die einzelnen Zweifel des Kritikers beseitigt zu haben.

In vielen andern Stellen aber vermiffen wir diese Macht der Divination und sehen nur einen *lusus ingenii doctrinaeque*. Das letztere ist besonders der Fall, wo H. P. Anstoß an dem lateinischen Ausdruck nimmt, und darauf hin nicht das Einzelne verbessert, sondern das Ganze verwirft. Hr. P. giebt in der Vorrede selbst zu, daß Horaz ungewöhnlich kühn und neu im Ausdruck gewesen: wo hört nun die Kühnheit des Dichters auf und wo fängt die Unmöglichkeit der Latinität an? In Od. III, 3, 35. wird *redonabo* für *condonabo*, II, 3. *retractes* für *tractes*; II, 11, 3. *remittas quaerere* für *omittas* für unlateinisch, mithin die ganze Stelle (freilich nicht bloß allein

aus diesem Grund) für unhoratisch erklärt. Wir wollen nicht die alte Lehre *Compositum pro simpliciter!* entgegenhalten, welcher Ref. so wenig, als H. P. p. 128 hold ist, aber eine genauere Betrachtung hätte Hr. P. belehrt, daß in allen drey Stellen die Präposition nicht keine, sondern nur eine freyere Beziehung hat: *redonabo* ist in *remittens donabo* aufzulösen, *remittas quaerere* weist auf den bekannten Gegensatz *remisse* und *intente agere* hin und *retractes* bezieht sich auf den Vorgang des *Simonides*. —

Besonders sind die *ἀτακῆ εἰρημῖνα*, mögen sie noch so sprachrichtig gebildet seyn, dem Hr. P. ein Grund zur Verdächtigung: So heißt *belluosus* Od. IV, 14. p. 435 *vox dubiae auctoritatis*, quae nunquam nisi apud Avienum *inveniantur*; mit der weitem Auflage: *Et Romani melius noverant Oceanum, quam ut tempore Horatii etiam appellarent belluosum*. Warum hat H. P. dann den *scatentem helluis pontum* Od. III, 27, 28. durchschlüpfen lassen? So *impermissus* in Od. III, 6, 27: *vox nusquam alibi lecta*. Natürlich findet das schon von Andern angezeifelte *cunqne* Od. I. 32. keine Gnade und muß dieses ganz analoge und verständliche *ἀτακῆ εἰρημῖνον* einem syntactischen Räthsel weichen: *mihituque salve*, welches bedeutet: *tu etiam mihi salve*, als ob es ausgemacht wäre, daß *que* auch außer *in hodieque* für *quoque* gebraucht werde und vollends gar sich von dem Wort, zu dem es gehört, trennen lasse! Bisweilen verfährt Hr. P. in der Würdigung der Latinität auf eine Weise, die wir nicht

andere als leichtsinnig nennen können. Od. III, 29, 6. bittet Horaz den Mäcenat:

Fastidiosam desere copiam. —

wozu H. P. bemerkt, Pro copia, magis Latini esset copiae, weil Symmachus Epist. VII. 36. fastidio fugis copias sage. Fände man im Text Fastidiosas desere copias: so hätte H. P. mit weit mehr Zug behaupten können: Horaz pflege in diesem Sinn den Singulär copia zu gebrauchen: z. B. Od. I. 17, 14. Carm. Saec. 60; Der späte Grammatiker aber ziehe copias vor, wie sein Zeitgenosse Symmachus. — Daß aesculetum nirgend als Od. I. 22 stehe, wird p. 104 zur Verdächtigkeit der Strophe angeführt mit dem sonderbaren Zusatz, wenn Horaz dieß schöne Wort wirklich gebildet habe, so hätten es andere Schriftsteller gewiß ihm nachgebraucht. Ja er wiederholt denselben Grund in Beziehung auf inaudax p. 321. Weiter kann die Hyperkritik kaum gehen!

Widrigenfalls aber macht H. P. aus der Sprache ein Bett des Prokrustes. Wie ihm ein kühner Ausdruck die Unächtheit beweist, weil er isolirt steht, und ihm den späten Lateiner verräth, so ein anderer darum, weil er ein Analogon im Horaz findet, und ihm somit den Nachahmer des Horaz verräth. So erscheint ihm der eine Ausdruck unächt, weil er unhorazisch, der andere, weil er horazisch, nämlich allzu horazisch ist. Die entfernteste Ähnlichkeit mit einer andern Stelle erregt ihm Verdacht. Das ganze Gedichtchen I. 30. ist ihm ein cento aus horazischen Lappen, oder wie er sich fälschlich ausdrückt, carmen ex centonibus Horatianis compositum. Warum? Sperne Cypron soll aus I. 19. Venus Cypron deseruit, und die Verbindung von Gratiae aus I. 4. Junctaeque nymphis Gratiae entlehnt seyn. Als ob es gar keine positiven und darum wiederkehrenden mythologischen Vorstellungen gäbe! Und volens in thure te vocantis und in Glycerae in domum erkennt er eine Nachahmung von IV, 1.

Quo juvenum te revocant preces und von in domum Pauli.“ Demnach darf ein Dichter kaum ein Wort, kaum einen Begriff zweymal in seinem Leben gebrauchen. Ref. muß sich wundern, daß Hr. P. die mater saeva cupidinum, wie Horaz die Venus zweymal nennt, an beyden Stellen Od. I, 19, 1. u. IV, 1, 5. unangefochten gelassen hat.

Nicht selten verkennt aber auch H. P. Horazens Humor und Ironie. Ein Baum auf des Dichters Gut hätte ihm durch seinen Umsturz fast den Tod gebracht. Hätte er den Pflanzler dieses Baums einfach und vollen Ernstes deshalb als einen Vätermörder etc. angeklagt (Od. II. 15). so wäre das arge Wesen, welches er aus dem an sich unbedeutenden Vorfall machte, und der hohe Werth, den er auf seine Person und sein Leben legte, mißfällig, fast lächerlich. Dieß paralytirt er durch die bombastische Uebertreibung, indem er eben diesen Gedanken durch zwey Strophen hindurch führt, und ihm dadurch den Charakter der Ironie verleiht. Hr. P. dagegen sieht daran nur die Weitläufigkeit und Tautologie und streicht die erste Strophe. Die Bedenken Bentley's an der Construction, welche Buttmann und H. P. wiederholt haben, hat Ref. niemals theilen können, so einfach und natürlich schien ihm jederseit die Brachylogie in: Quicumque primum, scil. te posuit.

Die nämliche Verkennung des horazischen Humors hat bey der Behandlung von III, 14, welche dem Hrn. P. ganz unwürdig erscheint, und III, 19, welche unter ihm auf die ersten 8 Verse zusammen schmilzt, nachtheilig mitgewirkt.

Gleich die erste Ode, welche Guiet für ganz untergeschoben erklärte, enthält nach H. P. eine vierfache Interpolation. Ihr Anfang lautet nach ihm folgendermassen:

Maecenas atavis edite regibus  
O et praesidium et dulce decus meum!  
Hunc si mobiliū turba Quiritium  
Certat tergemini tollere honoribus



Terrarum dominos evehit ad deos.  
Gaudentem patrios findere sarculo  
Agros Attalicis conditionibus caet.

Hier, fürchten wir, hat er dem Dichter keinen guten Dienst geleistet. Erstens ist *terrarum dominos* als vorangestellte Apposition zu *deos* (von der Doppelsinnigkeit abgesehen, die anderwärts Hr. P. über die Massen anstößig ist) unerträglich kraftlos, wie schon Galiani und Fr. Jacobs (Vermehrte Schr. Thl. V. S. 372) bemerkt. Zweitens aber entsteht dadurch in der Aufzählung der menschlichen Stedenpflanze eine förmliche Lücke. In der bisherigen Form nämlich fand man nacheinander aufgeführt: Die Sehnsucht nach Ruhm, nach Macht, nach Reichthum; nach genügsamer Häuslichkeit, nach industrieller Thätigkeit, nach behaglichem Lebensgenuss, endlich nach Krieg und Jagd. In dieser Reihe kann unserm Gefühle nach die Erwähnung der Ruhm- und der Geldliebe, (die doch Hr. P. Kritik beyde entfremdet) am wenigsten fehlen. Was er gegen *Illum si proprio condidit horreo* einwendet: *Qui frumenta totius Africae congest, jam sat dives est. Hic non desiderat conditiones Attalicas*, ist dem Ref. völlig unverständlich. Sollte man nicht meynen, H. P. habe diesen Gedanken, der den unersättlichen Domänenbesitzer schildert, mit dem folgenden, der diesem den genügsamen Landmann, der nur von seinem heimatlichen Gut ärdnen will, entgegensetzt, zu Einem Gedanken vermengt? Ein solches Mißverständnis wird noch wahrscheinlicher durch seine Wortkritik: er nimmt nunquam demoveas auf mit der Bemerkung: Librarii non intelligebant, aliquem dimoveri exiguo tempore inde quo mox redit, demoveri in perpetuum. Die synonymische Bemerkung ist fein und richtig, aber wer sollte nach ihr nicht dimoveas vorziehen, da der Kaufmann doch gewiß von seinen Handelsreisen zurück zu kehren gedenkt? Die berühmte gewordene Frage über v. 28 u. 29

umgeht Hr. P. nach seinem Grundsatz zum Theil dadurch, daß er den Vers:

Dis miscent superis Me gelidum nemus  
streicht. Fr. A. Wolfs ausführliche Vertheidigung der broutfuyssischen Conjectur *Te doctarum* in den Literar. Knall. Fasc. II. (nicht I.) S. 261 bis 276 wird kurz abgefertigt mit dem Grund: *Sed laus Maecenatis non adeo cerebatur ipsa poesios exercitatione quam favore.* War denn Wolfs historischer Beweis, daß Mäcenat selbst ein geachteter Dichter war, S. 268, keiner andern Widerlegung werth? Ref. hält die Wolf'sche Lesart, aber nicht seine Erklärung, für die richtige, und ist überzeugt, daß unter *praemia* die Belohnungen, die Mäcenat ertheilt, unter *doctae frontes* die gekrönten Dichter, die den Mäcenat umgeben, gemeint sind; darauf führt schon der Plural *frontium*, wenn gleich *frontes* wie *cervices* auch bisweilen für den Singular gebraucht wird. Dieß scheint uns der passendste Schluß der Ode: Dich beglückt Dein Beruf Dichter zu krönen: mich schon die Zurückgezogenheit (das ist offenbar *Secernunt populo*) im stillen Umgang mit den Mufen; seh' ich mich dann durch Dich auch noch anerkannt, dann fühl ich mich übergelückt. H. P. dagegen tilgt als viertes Einschiesel auch noch den vorletzten Vers:

Quod si me lyricis vatibus inseris

so daß der ganze Ode gar keine Beziehung mehr auf den anfangs angesprochenen Mäcenat bleibt.

Mehrere der berühmtesten Oden des 3ten Buches theilen miteinander die Eigenheit, daß bey aller Vortrefflichkeit und Klarheit der einzelnen Theile doch der Grundgedanke des ganzen Gedichts und der Gedankengang vielen Erklärern dunkel schien. So gleich die erste Ode. Allerdings läßt sich auch hier eine Gedankenfolge festhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ic.

(Schluß.)

Diese Anordnung scheint uns viel natürlicher, als die, welche der Verf. aufgestellt hat, indem bey ihm die Stämme abgerissen nebeneinander stehen, und weil er bey den Ordnungen eine vorher bestimmte Zahl, nämlich  $3 \times 5$ , haben muß, so ist er gedrungen, sie ohne Noth zu vermehren. So halten wir es durchaus für fehlerhaft, Delphine und Walfische in zwey Ordnungen zu sondern; eben so sind nicht hinlängliche Gründe vorhanden, um die pflanzenfressenden Walle von ihnen loszureißen. So spricht es ebenfalls nicht zu Gunsten einer natürlichen Anordnung, wenn Affen und Makis, wenn Dachsäuer und Widerräuer weit voneinander gestellt sind. Die Vergleichung der fünf Stämme mit andern Thierklassen darf ohnedieß nicht ernstlich genommen werden, und mithin scheint es also nicht, daß der Verfasser der eigentlichen inneren Anordnung, welche die Natur bey der Klasse der Säugthiere eingehalten hat, wäher auf die Spur gekommen ist, als seine Vorgänger.

Troß dieser mancherley Ausstellungen, die ohnedieß nur die an Umfang geringste Partie des Werkes betreffen, erklären wir gleichwohl die vorliegende Naturgeschichte der Säugthiere für eine der gelungensten Arbeiten dieser Art. Sie hat sich nicht zur Aufgabe gesetzt, alle Arten abzuhandeln, sondern nur die interessantesten unter denselben, diese aber in allen ihren merkwürdigen Verhältnissen auf eine genaue und angenehme Weise geschildert, so daß dieses Buch zur vielseitigen Belehrung über eine der wichtigsten Klassen des Thierreiches dienen kann. Auch die hauptsächlichsten anatomischen Merkmale sind bey der Charakteristik der Gattungen und Ordnungen zugesetzt worden, was sehr zu loben ist, da ein Verständniß der thierischen Oekonomie ohne Kenntniß jener Merkmale nicht möglich ist. Sehr erleichtert wird dem Leser die Verknüpfung dieses Werkes durch die vielen bildlichen Darstellungen, die dem Texte eingebracht sind. Es sind dieß Holzschnitte, welche zwar nicht alle gleich gelungen sind, indem bey manchen die einzelnen Parteyen noch nicht recht auseinander gehen, die aber gleichwohl zu dem Besten gehören, was uns in Deutschland hierüber bekannt geworden. Wenn auch bey uns diese Kunst auf dem Gebiete der Zoologie solche Fortschritte macht wie in England, so könnte es wohl bald dahin kommen, daß wir uns in vielen Fällen, statt

der Stein- und Kupferstiche, der Holzschnitte bedienen würden, in welchen sich mit der Weichheit der ersten die Schärfe der letzten verbinden läßt.

Andreas Wagner.

Die Farben der Blüthen. Eine chemisch-physiologische Abhandlung von Dr. L. Clamer Marquart, Apotheker ic. Bonn, 1835. Verlag von T. Habicht. (92 S. in gr. 8.)

Die Aufgabe der Naturforschung, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf wenige Gesetze und Elemente zurückzuführen, scheint in Beziehung auf den bunten Farben Schmuck der Blüthen des Pflanzenreiches bisher noch nicht beachtet worden zu seyn, obgleich es an vielen einzelnen, jedoch unter sich wenig zusammenhängenden, chemischen Versuchen darüber durchaus nicht gebricht. Die Lösung dieser Aufgabe wurde nun von dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung auf chemisch-physiologischem Wege versucht, und zwar so, daß wie vorläufig mit den Resultaten seiner Forschungen zufrieden seyn dürfen, obgleich die Aufgabe bey weitem noch nicht erschöpft ist.

Wir müssen es als einen Beweis von Gründlichkeit ansehen, daß der Verf. seine Untersuchungen auf eine geschichtliche Basis stützt, indem er von den bisherigen physiologischen und chemischen Untersuchungen der Blüthenfarben von Paracelsus anfangend bis auf Voigt, Glocke, Lemaire, Lisamourt, Macaire, Princep, Link, Schüller, Frank, Bernale, Pieper, Schulz, Menen u. v. a. ausgeht, um auf das bisher Bekannte und kritisch beleuchtete seine eigene Arbeit zu bauen.

Die vorstehende Abhandlung zerfällt demnach in zwey Hauptabschnitte, nämlich 1) in die Geschichte und Literatur der früheren Untersuchungen, und 2) in die Mittheilung der eigenen Versuche und deren Resultate, welche hauptsächlich folgende sind.

Die Farbe der Blüthen ist ein modificirtes Blattgrün (Chlorophyll), weil die künstig gelben Blumenblätter unmittelbar aus Grün in Gelb übergehen, und die Uebrigen vor ihrer vollständigen Entwicklung eine mehr oder minder blaße, weiße oder weißlichgelbe Farbe zeigen.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. October.

Nro. 206.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P.  
Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Jupiter ist allein ein König, alles Sterbliche, vornehm und gering, ist ein Slave des Schicksals des Todes, und lebt in beständigem Bangen: nur der Genügsame findet Ruhe: so will auch ich mir genügen lassen. — Allein man mag sich wenden wie man will, so sind das zwey Grundgedanken, welche schwer unter Einen zu subsumiren sind. Und wie paßt hiezu die anspruchsvolle erste Strophe? In der 2ten Ode ist dieselbe Erscheinung noch allgemeiner anerkannt. Der Zweck der dritten Ode und der Zusammenhang des *Iustum ac tenacem* mit Juno's Rede ist ein bekanntes Problem, an dessen Lösung sich zuletzt unseres Wissens F. W. Struve auf eine geistvolle Weise versucht hat in den historischen Abhandlungen der Königsberger Gesellschaft, indem er sie einen Versuch des Dichters nennt, das Thema, welches sein Freund Virgil als *Epos* ausführte, seinerseits in lyrischem Geiste zu behandeln.

Auf diese und ähnliche Beobachtungen gestützt, stellt H. P. die überraschende Hypothese auf, daß die Hauptbestandtheile der Oden III, 1. 3. 5. 6. 16, welche sämmtlich einer Dedication entbehren, nichts als Bruchstücke eines großen gnomischen Gedichtes seyen, zu dem die erste Strophe von III, 1 das Proömium bilde, welches deßhalb *carmina* nicht *carmen* verspreche und sie (was wir hinzusetzen würden) wegen seines verschiedenartigen und durchaus moralisirenden Inhalts *virginibus puerisque*

widmet. Diese *discerpta membra* ordnet H. P. hinter dem *carmen saeculare* selbst so, wie sie nach seiner Ansicht ein ursprüngliches Ganze gebildet haben, mit der Aufschrift *carmen gnomicum*, 51 Strophen aus den bezeichneter Oden. Um einen Begriff zu geben nur Folgendes: Von III, 3. sind nur die 4 ersten Strophen ächt; aber *Iustum ac tenacem* bis *ferient ruinae* bilden eine eigene *Gnome*. *Hac arte* (oder nach H. P. *ante*) bis *Acheronta fugit* schließt sich an III, 2. 17—24, an *Virtus repulsae* . . . *fugiente penna* an. Ref. hat nicht den Muth fassen können, dieser Hypothese beizutreten und doch muß er ihr nicht nur ausgezeichneten Scharfsinn, sondern auch einige innere Wahrscheinlichkeit im Allgemeinen zugesehn; die nähere Prüfung des Einzelnen muß er jedoch einer andern Gelegenheit vorbehalten. Wenn aber H. P. die Verse aus III. 1:

*Quodsi dolentem nec Phrygius lapis*  
p. 520. als eine selbstständige *Gnome* (*ut sola ac separata consistat et cum novo praecepto incipiat novum carmen* nach p. 241) hinstellt, so theilt er den bey vielen neuern Latinisten herrschenden Irrthum, daß *quodsi*, welches doch immer in *si* igitur aufzulösen ist, mit *si* einerley sey, und ein Gedicht oder einen Aufsaß beginnen könne.

Von Hrn. Ps. *Conjecturen* werden nicht gar viele Eingang in den Text finden. Sie sind in der Regel mit Scharfsinn ausgedacht und mit Gelehrsamkeit unterstützt, aber eben diesen Charakter, demnach sie mehr *factae* als *natae* sind, tragen sie noch weit unerkennbarer an der Stirn, als die *Ventz*



leyischen. Freylich ist für solche Conjecturen von überraschender Evidenz in dem vielgelesenen, vielbearbeiteten Schriftsteller kein ergiebiger Boden mehr.

Nes. hebt einige der Conjecturen des Hrn. P. als Probe aus, und beginnt mit Empfehlung der, wie uns scheint, glücklichen Verbesserung der schwierigen Stelle Od. I, 4.:

Jam te premet nox fabulaeque manes

wo H. P. *fabulam atque manes* zu lesen vorschlägt, was offenbar in des Persius Coder stand, der auf diese Stelle anspielt Sat. V. 152: *Cinix et manes et fabula fies*. Weniger Beyfall verdient die Aenderung des folgenden *Et domus exilis Plutonia in exilium*, so daß es einen eignen Satz bildet. Den Tod noch ein Exil zu nennen (noch dazu ohne den Zusatz *aeternum* II, 3.) nimmt sich nach dem, was vorausgeht, überaus matt aus. H. P's. Frage aber an *domus*, in qua quis habitet, recte dicatur eum premere, ist leicht zu beantworten durch Erinnerung an Virg. A. VIII, 473: *Hinc Rutulus premit*, als unübersteigliche Gränze, wie unten der *Styx*.

In Od. II. 55, 30 emendirt H. P. die bekannte Stelle so:

Te spes et albo rara Fides colit  
Velata panno; sed (Mes. nec) comitem abnegat

mit der Erklärung: *sed quum eosdem homines relinquit, Spes et Fides te non comitantur, sed apud infelices manent*. Diesen schönen und passenden Sinn können wir aber aus der Conjectur des Hrn. P. so wenig, als aus der *Vulgata* herausconstruiren; wohl aber aus dem Vorschlag, den Nes. in seiner *Heptas Lectt.* Horatt. 1830. gemacht hat:

Te Spes et albo rara Fides colit  
Velata panno: nec comitem abnegas etc.

Zu den unnöthigen Conjecturen gehören folgende: Od. II. 1.

Sed ne relictis Musa procax jocis  
Cea retractes munera naenia

weil an der Lesart der Handschriften *Ceae retractes munera naeniae* sowohl *retractes* für *tractes* als *munera naeniae* für *munera Simonidis* unstatthaft sey. Was für leichte Gründe! Stände *Ceae* nicht da, so würde es *tractes* heißen müssen; aber wenn Horaz Klagesänge, die schon Simonides gedichtet hatte, gleichfalls auch dichtet, so nennt er sich in seiner Bescheidenheit *retractans*, gleichsam den Dichter einer *Ilias post Homerum*. Und wenn er *munera naeniae* sagt, so ist das ein objectiver Genitivus, so unanstößig, wie *munus vigiliarum* bey Livius.

Mehr als bloß unnöthig ist die Veränderung I, 3, 6.

Navis quae tibi creditum

Debes Virgilium in sinibus Atticis

Reddas incolumem.

Nämlich, weil das Schiff den Virgil in Italien an Bord genommen hatte, soll *reddere* kein richtiger Ausdruck für das Ausschiffen in Attika seyn. Wir dächten so gut, wie ein Schuldner, der eine in London aufgenommene Summe nach Orde des Gläubigers an ein Haus in Paris auszahlt, seine Schuld zurückzahlt. Wenn solche Schwierigkeiten gefunden, und solche Conjecturen gemacht werden, sollte man meynen, die philologische Kritik habe sich erschöpft.

In Od. III. 2, 18.

Virtus repulsae nescia fordidae

Intaminatis fulget coronibus

schlägt er *interminatis* d. h. *minis et vi negatis* wie *Epod. V. 39* vor, erträglich wenn die Stelle verderbt wäre: aber was Horaz mit *intaminati honores* meyn't, commentirt Callust. Iug. 3. *quoniam neque virtuti honos datur, neque illi quibus per fraudem jus fuit, tuti aut eo magis honesti sunt*.

Von gleichem Werth ist der Vorschlag zu Od. IV. 7. 7.

## Immortalia ne spires

statt speres, weil nemo tam ineptus est, ut immortalitatem speret, neque ut non speret ad-monitore opus est anno et hora. Aber so würde Horaz seinen Freund vor großartigen Gedanken und Planen, aber nicht vor Versäumniß oder Aufschub des Lebensgenusses warnen, was eben so gegen den Gang des Gedächts, als gegen Horazens Gesinnung streiten würde.

Beispiele von eigentlich fehlerhaften Conjecturen wird man bey einem Gelehrten von H. Ps. Ruf nicht erwarten. Desto mehr hat uns der Vorschlag überrascht in Epod. 2, 25 für

Labuntur altis interim rivis (oder ripis)  
aqua e

zu lesen. Einen so genauen Kenner des Dichters hätte schon sein Ohr warnen sollen, von

Haec ubi locutus foenerator Alphius

auf die Zuläßigkeit des nämlichen Dactylus auch im fünften Fuß einen Schluß zu machen. Uebrigens ist rivis das ächte; es steht in abstrakter Bedeuzung wie Virg. Aen. V. 200. Sudor fluit undique rivis.

Für die Erklärung ist nach dem ganzen Plan der Ausgabe am wenigsten geschehn. Oft beschränkt sie sich nach holländischer Sitte auf Vergleichung von Parallelstellen, entweder solcher, die Horaz vor Augen hatte, z. B. zu IV. 15, 12; oder solcher, deren Verfasser den Horaz nachahmten oder auf ihn anspielten z. B. zu I, 3. 38., bald solcher, in welchen nur eine zufällige Ähnlichkeit sichtbar ist; die erste Art gehöret allerdings zum vollständigen Verständniß, die letztern sind Beywerke, und haben ein unmittelbares Interesse für das Studium des Autors nur dann, wenn sie der etwaigen Verzweiflung einer ungewöhnlichen Sprachfügung vorbauen wollen; sonst sind sie bloße documenta eruditionis, welche die deutsche Philologie zu schätzen bereits aufgehört hat. Zu diesen letztern muß Ref.

gleich die erste Note dieser Ausgabe zählen. Ein (uns unbekannter) interpres ad Soph. Trach. 743 citirt den 2ten Vers vielleicht in Folge eines Gedächtnißfehlers so: O desiderium et dulce decus meum. Dieß giebt dem Hrn. P., wie es scheint, nicht unerwünschte Gelegenheit durch Aufführung von nicht weniger als sechs Parallelstellen zu beweisen, daß praesidium und decus bald als Synonyma bald als Apposita, verbunden werden können. Wer mag das im Ernste bezweifelt haben? — Und was nügen vollends zu Od. IV. 1. 1. Intermissa bella die Vergleichung von Stat. III. Silv. 1. Intermissa tibi renovat Tirynthia sacra.

Eigentlich beyfallswerthen Erklärungen von anerkannt schwierigen Stellen ist Ref. nicht begegnet; in der Regel verzweifelt H. P. von vornherein an der Möglichkeit und giebt eine Conjectur, oder er verschont die Worte, und verweist die ganze Stelle einem Glossator, welchem er so dunkel und fehlerhaft als er will, zu dichten gestattet.

Wo er aber von dem bisherigen Verständniß abweicht, giebt er nicht immer Besseres. Sublimi flagello Od. III. 26. 11. erklärt Mitscherlich in sublimi educto, quo gravior plaga sedeat. Umgekehrt H. P. Leviter tange sublime, summa parte flagelli, non toto flagello. Levis icetus sufficiebat, ohne auch nur Ein Beispiel beizubringen für einen ähnlichen Gebrauch von sublimis, dessen Begriff doch bekanntlich immer das Schwerebende ist.

Von überraschendem Interesse aber ist H. Ps. Deutung der Ode II, 20. Non usitata, non tenui ferar. Er hält sie für Horazens Schwanengesang, und bald nach des Mäcenas Tod im Gefühl seines eignen nahen Todes gedichtet. So gewinnt das ganze Gedicht erst Bedeutung und besonders die schwierige Stelle

non ego, quem vocas,  
dilecte Maecenas, obibo

von H. P. sehr sinnvoll so verstanden, daß der vor-

ausgegangene Freund ihm rufe, eine Vorstellung, die er als antik nachweist, z. B. durch Vergleichung von Senec. Phoen. 37 Genitor. vocat. Sequor, sequor! und anderer Stellen, denen er die Erscheinung des Varus bey Tac. Ann. 1, 65 hätte beysügen können.

(Schluß folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup 1c.

(Schluß.)

Ob die Veränderung des Blattgrüns in die Blumenfarbe ein Oxydations- oder Redoxidations-Process sey, ob sie durch Wirkung von Säuren und Alkalien hervorbracht werde, oder ob gar die Farbenveränderung durch ein Zerfallen des Grün in Gelb und Blau entstehe, hat noch nicht bewiesen werden können.

Der Verf. zeigt, daß das Blattgrün durch Einwirkung von Wasser, Kohlensäure, Essigsäure u. s. w. leicht in Gelb umgebildet werden könne, und daß es durch concentrirte Schwefelsäure und Alkohol ins Dunkelblau übergehe. Er glaubt, diese blaue Farbenänderung gründe sich auf Wasser-Entziehung, so wie umgekehrt das Gelbwerden des Blattgrüns bey Behandlung mit Wasser von chemischer Bindung des letztern herrühre, was freilich nur eine Meinung ist. Daß zur Bildung des Blattgrüns nur eine ungestörte Lebensfähigkeit, keineswegs aber der Einfluß der directen Sonnenstrahlen auf die Pflanze nöthig sey, unterliegt keinem Zweifel. Der Verf. sieht die Kohlenäure und das Wasser als die elementären Bestandtheile des Blattgrüns an; was vorläufig auch nur eine Hypothese ist, denn nur durch chemische Elementar-Analysen könnte diese Behauptung bewiesen werden.

Durch Behandlung der Blumenblätter von sehr verschiedenen Pflanzen mit Wasser und mit Weingeist von verschiedener Stärke kam der Verf. zu dem Resultate, daß der gelbe Blumen-Färbestoff in der Regel harzartig, der blaue und rothe oder violette hingegen extractiv, d. h. nicht nur in Weingeist, sondern auch in Wasser löslich, und begleitet von einem gelblichen oder grünlichgelben Harze sey. Den extractiven blauen, violetten, oder rothen Färbestoff, welcher auch in den braunen und pomeranzfarbigen Blumen vorhanden ist, nennt der Verf. Anthokyan (von *ανθος* Blume und *κναιωσις* blaue Farbe); er ist in Wasser und Weingeist

von 50 bis 60 Procent löslich, aber unlöslich in absolutem Alkohol, Aether und Oelen; von Säuren wird dieser Färbestoff roth, daher reagirt der Saft der rothen Blumenblätter durchaus sauer, durch Alkalien verändert sich das Roth in Blau, Grün, auch Braun. Durch Einwirkung des Wassers und der Luft wird das Anthokyan allmählig harzartig, mülhig in Wasser unauflöslich, wie dieses z. B. bey dem Carthmin des Casloris und bey Buchners Hypericumroth aus den getrockneten Blumen von *Hypericum perforatum* der Fall ist.

Den harzartigen gelben Färbestoff nennt der Verf. Anthoxanthin (von *ανθος* Blume und *ξανθισμα* gelbe Farbe); dieser Färbestoff ist weit beständiger als das Anthokyan, und durch chemische Reagentien weniger veränderlich; im reinen Zustande ist er nur in Alkohol, Aether und Oelen löslich, er kommt aber in einigen Blumen auch zum Theil in solchen Verbindungen vor, welche in Wasser löslich sind. Zu dem Hauptcharakter des Anthoxanthins gehört, daß es durch concentrirte Schwefelsäure dunkel indigblau und später, indem die Säure Wasser anzieht, purpuroth wird.

Clamor Marquart glaubt aus seinen Versuchen schließen zu dürfen, daß das Anthoxanthin, so wie das Anthokyan der Blumen überall identisch sey, und daß die mannigfaltigen Modificationen, unter welchen die beiden Färbestoffe auftreten, nur von verschiedenen Verbindungen derselben herrühren, in welche sie die Natur gebracht hat, oder in welche wir sie durch unsere Auflösungs- und Scheidungsmittel bringen.

In den Blumen mit weißen Blumenblättern entdeckte der Verf. einen farblosen extractiven Bestandtheil, welcher darin stets vorhanden ist, und mit Alkalien gelb wird, auch in andersfarbigen Blumen mit Anthoxanthin und Anthokyan zugleich vorkommen kann. Außer diesem eigenthümlichen Stoffe, welchen wir Antholeucin nennen wollen, enthalten die weißen Blumen auch ein hellgelbliches, unter gewissen Umständen ganz weißes Harz, das sich weniger leicht in ätherischen und fetten Oelen, als in Alkohol und Aether löst, und auch in verschiedenen farbigen Blumen vorkommt. Zum Hauptcharakter dieses Blumenharzes gehört die Eigenschaft von conc. Schwefelsäure mit blauer Farbe, welche an der Luft ins Dunkelpurpurothe übergeht, gelöst zu werden.

Wer immer für Pflanzen Physiologie und Chemie Interesse hat, wird die Abhandlung des Hrn. Cl. M. gewiß mit Vergnügen und Belehrung lesen; interessant sind auch seine Untersuchungen über den inneren Bau der Blumenblätter in Bezug auf ihre Färbung und über die Veränderungen der Blütenfarben unter verschiedenen Umständen und Lebensperioden.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

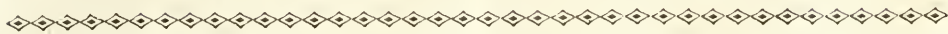
herausgegeben von Mitgliedern

15. October.

Nro. 207.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



C. Kirchneri Quaestiones Horatianae. I. De Bentlejana temporum quibus Horatius poematum suorum libros scripserit constitutione. II. De utroque Tigellio. III. De satirae libri primi secundae et tertiae temporibus. IV. De itinere Brundusino. Praemittitur vita Horatii adhuc inedita e codice Ms. Subjungitur tabula chronologica Horatiana. Numburgi typis C. A. Klaffenbachii. MDCCCXXXIV. 60 Seiten 4.

Als Ref. im Jahre 1822 den verezwigten Prof. Eychen in Leipzig besuchte, vernahm er aus seinem Munde die Aeußerung, „es sey' ihm ziemlich gelungen, die Anlässe zu fast jedem der horazischen Gedichte aufzufinden, so daß die chronologische Anordnung derselben eine Biographie des Dichters bilden könne.“ Wenn sich, wie es scheint, in dem Nachlaß des gelehrten und gründlichen Mannes nichts der Art vorgefunden hat, so ist das um so mehr zu bedauern, je mehr seine homogenen Untersuchungen über Tibull die befriedigendsten Ergebnisse auch auf jenem Gebiete hoffen ließen.

Desto erfreulicher ist es nun, daß ein Mann, welcher den Freunden des Dichters schon durch einzelne Monographien über Orellus und eine begonnene Uebersetzung der Satiren im Geiste von Fr. A. Wolf bekannt war, Hr. Kirchner, gegenwärtig Director der Schulpforte, eine ähnliche Aufgabe übernommen hat, nämlich eine zusammenhängende Untersuchung über die Zeit und Gelegenheit, welcher jedes Gedicht des Horatius seine Entstehung verdanke;

eine höchst verdienstliche Aufgabe, nicht bloß in geschichtlicher Hinsicht, sondern ausgezeichnet erspriesslich für das ästhetische Verständniß des Schriftstellers, und bey ihm mehr, als bey vielen andern Dichtern. Denn auf ihn findet besonders Anwendung, was Göthe zur Ehre der Gelegenheitsdichter sagt:

Willst Du dich als Dichter beweisen,  
Mußt Du nicht Helden noch Hirten preisen;  
Hier ist Rhodus, hier tanze, du Wicht,  
Und zur Gelegenheit schaff ein Gedicht.

Herr Kirchner tritt in dem ersten der vier auf dem Titel namhaft gemachten Kapitel besonders gegen Bentley in die Schranken, dessen Autorität und Ansicht sich bisher im Allgemeinen auch hier behauptet hatte, obgleich im Einzelnen von Jani, Wandersbourg u. a. viel Widerspruch eingelegt worden war.

Der allem vortreitet Hr. K. Bentley's Behauptung, daß Horatius sich immer nur mit Einer Art Poesie beschäftigt habe, erst bloß mit der satirischen, dann bloß mit der lyrischen, zuletzt ausschließlich mit der didactischen, oder poetischen Epistel; eine an sich und, wenn nicht bestimmte Zeugnisse für das Gegentheil vorliegen, unnatürliche Annahme von der Gewohnheit des Gelehrten, der sich nicht durch Mannigfaltigkeit gestreuen will, irrig übergetragen auf die ganz heterogene Productionsweise des Dichters. Hr. K. hat es verschmäht, durch Ausführung dieses allgemeinen Gesichtspunctes die Ansicht Bentley's zu widerlegen und geht ihm auf rein historischem Wege entgegen, was allerdings dem Geiste einer philologischen Untersuchung angemessen ist. Wir wüß-

ten Herrn Kirchner hier nichts Wesentliches entgegen zu halten, nur wenn er gelegentlich (p. 4) behauptet, daß Horaz non tam propter imbecillitatem ingenii, (wie er selbst angiebt,) quam longioris morae et laboris impatientia auf die epische Poesie verzichtet habe, so kann ihm Ref. nicht bestimmen. Was H. W. Schlegel von den Römern überhaupt gegen Niebuhr geltend zu machen suchte, daß schon ihr Nationalcharakter die Anlage zur Epöde ausgeschlossen habe, das löst sich auf Horaz wenigstens anwenden; das Talent des Wises und der Satire, welches er im hohen Grade besaß, ist mit dem epischen Talent fast unverträglich; und er selbst spricht sich, bey allem sonstigen Gefühl seines Dichterwerthes, so oft und so bestimmt über seine dießfallige Unfähigkeit aus, daß man diese Kennerungen, zu seiner Ehre, für Ernst nehmen und in ihnen sein richtiges Gefühl und Bewußtseyn erkennen darf.

Der zweyte Paragraph enthält den Beweis, daß Horaz seine Dichtungen erst einzeln, gleich nach ihrer Abfassung bekannt machte und erst später als Sammlungen herausgab. Auch hier wollen wir nicht dem Resultat widersprechen, sondern nur einem einzelnen Beweisgrund: *Quem enim in finem carmina praesertim ad publicas res P. R. spectantia omnino componeret, nisi ut publici juris fierent nec fortasse post aliquot annos suis voluminibus inclusa cum propriam suam vim perdidissent, sed suo ipso tempore apud vulgus innotescerent?* Es läßt sich darüber streiten, ob Horaz ein eigentlich poetischer Geist war; aber eine poetische Natur muß er unstreitig heißen, wenigstens darin, daß er, wie jeder wahre Dichter, nicht dichtete, um zu wirken, oder irgend einen Zweck zu erreichen, sondern zunächst nur für sich in dem Bedürfniß, seinen Gefühlen Gestalt zu verleihen. Man erinnere sich nur an Göthe's Bekenntnisse über die Entstehung seines Werther. Darum wäre es allerdings denkbar, daß er seine Productionen im

Schranke liegen ließ, bis sich eine äußere Veranlassung zu ihrer öffentlichen Mittheilung fand.

(Schluß folgt.)



C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerikamp, etc.

(Schluß.)

Aber wenn Hr. P. sagt: *Eam mortem sibi ipse conscivit, fortasse veneno, qui Maecenati jam mortuo superesse nollet nec posset*, so geht er nach seiner Gewohnheit wieder offenbar zu weit. Hätte auch nur eine dunkle Fama in Rom von einem Selbstmord des Horatius gesprochen, der Biograph hätte sie uns sicherlich nicht vorenthalten; aber er nennt nur *urgentem vim valetudinis*. Daß Horazens Tod mit dem des Mäenas zusammenhing, glauben wir darum doch gern, aber nur nicht anders, als wie Zelter nach 14 Tagen seinem Göthe folgte, er, den ein ähnliches Vorgefühl begleitet hatte, als er 1818 an den franken Göthe schrieb: „Wenn Du gehst, nimm mich mit; nimm den treuen Bruder mit!“ wie den Horaz in seinem *ibimus, ibimus supremum carpere iter pariter parati*.

Auch das Urtheil der dritten Strophe hat viel Ansprechendes; sie scheint durch das Beywort *biformis* v. 2 veranlaßt. Aber darum kann doch v. 21 *Absint inani corpore naeniae*, wofür Hr. P. *inanes* vorschlägt, beygehalten werden. Horaz spricht in gleichem Geiste von seinem scheinbaren und wahren Ich, wie Sokrates am Schlusse von Platons Phädon p. 115. c. Aber so ausprechend auch der ganze Gedanke ist, so hat doch Hr. P. mehrere Schwierigkeiten übersehen oder ignorirt. Wir wollen nicht fragen, wie denn dieses letzte Gedicht des Horaz zum Epilogus des zweyten Buches geworden sey, da H. P. eine willkürliche Anordnung der Oden durch die *librarios* annimmt; aber was soll das Beywort *non usitata* zu *penna*? Ref. darf sich

unter hiformalis in H. Ps. Sinne eine Schilderung der entförperten Seele denken, welche ihrem Wesen nach dem Menschengeschlecht, nach ihrer Erscheinung und Bewegung aber, in so fern sie sich in die Luft erhebt, dem Geschlecht der Vögel angehört. Nun ist jedoch weder im Vergleich mit den Menschen — noch mit den Vogelflügeln non usitata passend. Aber dem ließe sich durch eine leichte Aenderung non visitata d. h. unsichtbar (vergl. Vitruv. IX, 4.) und allenfalls durch Aufnahme der Variante nec, und doch nicht, abhelfen. Allein an wen richten sich denn am Schlusse die Imperative compesce und mitte? An den todten Mäcenas doch wohl nicht; und doch ist dieser die einzige Person, welche angeredet wird. Wenn es nur wenigstens compesceite, mitte hieße, damit man die Hinterbleibenden im allgemeinen verstehen dürfte!

Soll Ref. nach diesen einzelnen Proben noch ein allgemeines Urtheil über den Werth dieser Ausgabe fällen, so trägt er kein Bedenken, sie als eine keineswegs unbedeutende Erscheinung in der philologischen Literatur zu bezeichnen, und erkennt mit Vergnügen an, daß er ihr vielfache Belehrung und noch mehr Anregungen verdanke; denn nicht leicht ist eine Behauptung des H. P. ganz ohne Schein und Halt. Wie oft jedoch seine Zweifel ihren Grund in vorgefaßten Meinungen, manchmal wohl auch in allzu individuellen und beschränkten Ansichten von lateinischer und von poetischer Corretheit haben, glauben wir durch die gegebenen Beispiele zur Genüge gezeigt zu haben. Die Wortkritik und Interpretation hat uns wie gesagt am wenigstens befriedigt; die Nachweisung von Interpolationen ist mit Kühnheit und Genialität versucht, und verdient alle Achtung und Beachtung; daß er zu weit geht, liegt in der Neuheit wo nicht des Gedankens, doch seiner energischen Anwendung und Ausführung. Man wird ihm nicht ungerne die Voraussetzung zugeben, daß Horaz nichts seiner

Unwürdiges gedichtet haben könne. Aber wenn H. P. bey Prüfung dessen, was würdig oder unwürdig sey, nicht blos alle Stellen, in denen der Ausdruck zu prosaisch, das Metrum fehlerhaft, der Gedankengang inconsequent ist, für unächt erklärt, sondern auch alles, wo er eine entbehrliche Ausschmückung, eine leicht angeknüpfte Episode, eine scheinbare Indecenz, einen nicht klar genug ausgedrückten Gedanken findet, in die gleiche Verdammniß wirft, und diesen Argwohn seines subjectiven Gefühls durch eine nicht blos subtile, sondern oft despotische Kritik der Worte, Bestreitung aller von Horaz neu gewagter Wortfügungen und nur im Horaz vorkommender Ausdrücke und nur aus Horaz bekannter Thatsachen der Geschichte oder Antiquitäten oder Mythologie unterstützt, — so wird er sich schwerlich allgemeinen Beyfall und Glauben versprechen dürfen.

Hr. Ps. Verfahren erinnert an die Maxime eines berühmten Staatsmannes: „Gebt mir eine eigenhändige Zeile des unschuldigsten Menschen, und ich müßte ein Stümper seyn, wenn ich ihn nicht auf den Grund derselben auf das Schaffot bringen könnte.“

L. Döderlein.

Complément des oeuvres de Buffon, ou histoire naturelle des animaux rares découverts par les naturalistes et les voyageurs depuis la mort de Buffon. Par R. P. Lesson. Tom. V. et X. Paris, 1836.

Auch unter dem Titel: Histoire générale et particulière des mammifères et des oiseaux découverts depuis la mort de Buffon. Par R. P. Lesson etc. 512 und 414 Seiten in 8. mit 2 Heften Abbild. (9. et 10. livrais).

Seit dem Jahre 1828 hat es Lesson unternommen, alle Säugethiere und Vögel, welche seit Buffon's Tode



entdeckt wurden, in einer besondern Reihe von Bänden zu beschreiben, und auf solche Weise das große Werk dieses berühmten Naturforschers fortzusetzen, um ihm, wie es wenigstens beabsichtigt ist, eine Vollständigkeit zu geben, wie sie der Stand der Wissenschaft gegenwärtig herzustellen vermag. Bis zum Jahre 1850 waren bereits 5 Bände, nämlich der 1. 2. 3. 4 und 6. mit 8 Hefen Abbildungen erschienen, als die Inthronisation, die so manche literarische Unternehmung in Frankreich gestört und gestürzt hat, auch diesem Beginne hemmend entgegen trat, so daß erst im laufenden Jahre Fortsetzungen davon, nämlich der 5. und 10. Band, nebst dem 9. und 10. Hef des Atlas erschienen sind. Nur über die beiden letztern Bände soll hier Bericht erstattet werden, und da der 5. Band ausschließlich und der 10. zur Hälfte mit Säugethieren sich befaßt, so sollen im Nachfolgenden auch bloß diese berücksichtigt werden: während die ornithologische Partie später, bei größerer Anhäufung von Material gewürdigt werden wird.

Eine Zusammenstellung der neuen Leistungen im Gebiete der Säugethierkunde ist, wenn sie mit Umsicht und Kritik ausgeführt wird, allerdings eine sehr verdienstliche Arbeit, da die hieher gehörige Litteratur in so verschiedenen Schriften und Sprachen zerstreut ist, daß nicht Jeder, wenn er auch Lust und Zeit hätte, den Stoff sich zusammentragen kann. Viel Verdienst in dieser Beziehung hat deffhalb Fische's Synopsis mammalium; allein ihr fehlt die kritische Würdigung der Autoritäten, und noch mehr die Autopsie der Gegenstände selber. Diese letztere hatte dagegen Hamilton Smith im reichen Maße, und so weit seine Beiträge in Griffith's animal Kingdom reichen, theilen sie überaus viel Neues mit, indess es ist an diesem Werke überhaupt nicht zu billigen, daß es die Litteratur zu wenig gewürdigt hat, und daß die Beschreibungen öfters nicht vollständig und namentlich die Diagnosen nicht scharf genug sind. Wie viel die neuen Fortsetzungen von Schreber's Säugethier-Werke hinsichtlich der Zusammenfassung der Litteratur leisten werden, wird sich erst nach Erscheinung des Supplementsbandes gehörig beurtheilen lassen.

Um indessen auf die vorliegenden Bände von Lesson zu kommen, so freut es uns, sagen zu können, daß dieselben mit größerem Fleiße und insbesondere mit besserer Berücksichtigung der ausländischen Arbeiten ver-

faßt sind als die früheren, gleichwohl gilt dieß mehr von den englischen als von den übrigen Schriften. So z. B. scheint Lesson von den deutschen Zeit- und Denkschriften nicht viel mehr als die Issis zu kennen; Ehrenberg's Symbolae physicae und Lichtenstein's Darstellungen sind ihm erst gegen das Ende seiner Arbeit bekannt geworden. Neugger ist nicht erwähnt, eben so wenig die Fortsetzungen von Schreber (seit 1834); man vermist ferner Rüppell's abstinische Wirbeltiere (seit 1835), Brand und Wiegmann's Abbildung und Beschreibung merkwürdiger Säugethiere (seit 1831), Bonaparte's Fauna italica, die neuesten Bände von der Turiner Akademie u. s. w. Man darf nur einige Gattungen durchgehen, um die großen Lücken zu sehen, welche er aus Unbekanntschaft mit der deutschen Litteratur gelassen hat; so z. B. bei den Lamas, weil er Brandt's und Menes's Monographie derselben nicht benützte; bei den Strinckthieren, wo ihm Lichtenstein's Monographie noch nicht bekannt war, bei den Nashörnern, wo ihm die Fortsetzungen von Schreber's Säugethierwerke Dienste hätten leisten können u. s. w. Daß kleinere Schriften oder vom Auslande nicht immer das Neueste benützt ist, kann Ref. nicht rügen, da er selbst zu gut weiß, wie schwer es öfters hält, eine zeitige Einsicht oder selbst nur eine Notiz von ihrer Existenz zu erlangen. Tadelnd muß er es aber noch erwähnen, daß Lesson hier, wie in andern seiner Werke, viele unnöthige Gattungen bildet, auch der französischen Uaart, deutsche Namen zu maltrairien, seinen Spielraum läßt, indem er z. B. durchgängig Scereber statt Schreber, Fische statt Fischer, Lichtenstein statt Lichtenstein schreibt.

Trotz dieser nicht unbedeutenden Mängel sind gleichwohl Lesson's Ergänzungen des Buffon'schen Werkes von vplem Werthe, da sie wenigstens das in Frankreich und zum großen Theile auch das in England aufgehäuften Material aus diesem Theile der Zoologie zusammenstellen und viele eigene Beobachtungen mittheilen. Zu wünschen wäre es, wenn Lesson sich mehr die Gründlichkeit Daubentons, als die prunkende, dafür aber auch oft oberflächliche und nicht selten thatsächlich unhaltbare Eloquenz Buffons zum Muster vorhalten würde, oder noch besser, wenn er die Vorzüge Bendor in sich zu vereinigen suchte.

Die Abbildungen zu diesen und den früheren Bänden sind, gleich diesen, im Octavoformat und haben nur einen mittelmäßigen Werth.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. October.

Nro. 208.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

C. Kirchneri Quaestiones Horatianae  
etc.

(Schluß.)

Hierauf die Nachweisung, daß Horaz die beyden Bücher der Satiren zusammen und eben so später die ersten drey Bücher der Oden zusammen herausgegeben. Für den letzteren Satz spreche der Charakter der Ode I, 1, und III, 30. von denen jene an Mæcenas ein eigentlicher Prolog, diese Exegi monumentum, ein eigentlicher Epilog sey, und die deshalb die jüngsten Oden dieser drey Bücher seyen, gedichtet im Jahr 736. Vanderbourg findet zwar auch in Od. II, 20. non usitata und III, 1. Odi profanum den Charakter eines Epilogs und Prologs, allein es sind nach H. K. nur Gedichte, die sich eigneten, ein einzelnes volumen zu beginnen und zu schließen.

Nun folgt von p. 14 an der bey weitem wichtigste Theil, in welchem den einzelnen Dichtungen das muthmaßliche Jahr ihrer Entstehung angewiesen wird, um auf diesem Wege darzutun, daß Bentlejana annorum distributio, intra quos singula eclogarum volumina perfecta statuit, a veritate abhorret. Bey dem reichen Inhalt und der gedrängten Darstellungsweise des Verfassers ist ein vollständiger Auszug der Ergebnisse hier nicht möglich, daher nur Einzelnes als Probe.

Für den ältesten dichterischen Versuch des Horaz hält H. K. die 16te Epode: Altera jam texitur. In bündiger Darstellung und mit triftigen Beweisgründen bestreitet er Nerons von den meisten

Auslegern adoptirte Angabe, daß die Abfassung in die Zeit der Schlacht bey Actium falle. In dieser Periode, wo Rom unter Octavians Verwaltung bereits einen Vorschmack seiner demnächst zu hoffenden festen Ruhe genoß, konnte keinem einfallen, die Römer zu einer Art der äußersten Verzweiflung, zur Auswanderung aufzufordern. Hr. K. bestimmt mit großer Wahrscheinlichkeit den Anfang des perustinischen Kriegs, im Jahr 713, als Horaz 24 Jahre alt war, als den Zeitpunkt, auf den sich jenes Gedicht beziehe, und in den natürlich auch seine Abfassung falle.

Eine gleich überzeugende Kraft darf man freylich nicht von der Zeitbestimmung auch der übrigen Gedichte erwarten, am wenigsten von denen, welche aller politischen Beziehungen entbehren. Doch greift Hr. K. mit ausgezeichnetener Combinationsgabe jedes Moment auf, welches über das Alter der einzelnen Gedichte irgend ein Licht verbreiten möchte; z. B. die zweyte Epode: Beatus ille, hält Hr. K. für veranlaßt durch die Erscheinung des zweyten Theils der Georgica im Jahr 724, und nennt das Gedicht eine gutmüthige und unschuldige Parodie auf Virgils idyllische Schilderung des Landlebens (Georg. II. 458). Daß Horaz an diese berühmte Stelle erinnern wollte, glauben wir gern, aber wenn eine parodische Tendenz darin liegt, so verlangt das Befehl der Einheit eine kleine Modification der Kirchnerischen Ansicht. Die Parodie galt dann nicht der Sentimentalität der Schilderung, sondern ihrem pragmatischen Zweck, den man ihr wenigstens unterschieben konnte, als hoffe Virgil im Ernst,

durch seinen Enthusiasmus die Römer von ihrem üppigen Stadtleben zu befehren und zu der Lebensweise ihrer Ahnen zurückzuführen.

Der zweyte Auffatz de utroque Tigellio (warum nicht de duobus Tigellis?) ist von speciellerem Interesse; er soll darthun, daß Horaz zweyerley Tigellios erwähnt, die wohl von einander zu unterscheiden seyn; der ältere, Tigellius Sardin, dessen Horaz in seinem ältesten Gedichte Sat. I. 2. im Jahre 714 als eines jüngst verstorbenen Musikers und I. 3. als eines Günstlings von Cäsar und Octavian erwähnt, und der jüngere M. Tigellius Hermogenes, wahrscheinlich Adoptivsohn des vorzigen, der bald unter dem ersten, bald unter dem zweyten, bald unter beyden Namen (Sat. III. 129. IV. 72. IX. 25. und X. 18.) als Horazens Zeitgenosse und Feind auftritt.

Diese Untersuchung dient zugleich als Eingang zu der dritten Hauptfrage, der nähern Erörterung über die Zeit der zweyten und dritten Satire. Die zweyte muß, wie nach des Tigellius Tod, so vor Horazens Bekanntschaft mit Mäcen gedichtet seyn, weil v. 24

Malthinus tunicis demissis ambulat

eine feindselige Anspielung auf Mäcenas enthält, also im Jahre 714; die dritte, die als Apologie seiner schon bestehenden Freundschaft mit demselben Mäcenas anzusehen ist, muß zwey Jahre später geschrieben seyn.

Viertes Kapitel: Die Reise nach Brundisium, welche zu der launigen Reisebeschreibung, Satire V, Stoff gab, setzt Hr. K. in die Zeit des Bündnisses, welches 717 Octavian mit Antonius in Tarent schloß.

Eine zweckmäßige eingerichtete Tabelle am Schluß enthält eine sehr dankenswerthe Uebersicht der Resultate. Man ersieht auf ihr mit einem Blick, in welches Jahr Roms, und in welches Lebensjahr des Dichters jede seiner Productionen fällt, wobei jede

der verschiedenen Gattungen, Satire, Epode, Ode, Episteln auch ihre verschiedenen Anbrüten haben.

So wird es anschaulich, wie Horaz im ersten Stadium seiner poetischen Laufbahn vorgangsweise in der satirischen Poesie, Satire und Epode, lebte, und sie im 37ten Jahr mit der ersten Satire des zweyten Buchs an Terentius Suet, quibus in satira abschloß, und wie in die nächsten Jahre die Abfassung der meisten Oden fällt, auch schon einiger Episteln, unter welchen I. 2. Trojani belli die älteste scheint. Für das letzte Werk hält auch Hr. Kirchner die Ars poetica, über deren Zweck und Inhalt Hr. K. eine ausführlichere Abhandlung verspricht, welche nach dem Vielen, was darüber schon vorhanden, aus seiner Feder immer noch willkommen seyn wird.

Auch einige parerga verdienen Erwähnung. Voran eine noch unbekannte vita Horatii aus einem Berliner Coder, welche freylich nicht viel Ausbeute giebt. Die Notiz carminum suorum elimator suit Tharsus ille poeta et Tibullus scheint auf den ersten Anblick bemerkenswerth durch den unbekanntenen Namen Tharsus, und wenn man diesen auch nach Herrn K's. richtigen Blick in tersus emendirt, so gewinnt man wenigstens die bisher unbekannte Tharsache, daß Ovidius an Horazens Gedichte mitgeseilt habe, denn auf der 6 Zeilen früher erwähnten amicissimus Ovidius würde sich jedenfalls tersus ille poeta zurückbeziehen. Aber auch das ist Täuschung. Hr. K. hätte neben seiner Emendation auch das et vor Tibullus streichen sollen; den Tibull machte der Grammatiker aus einem sermonum iudex nach (Epist. I. 4. 1.) zu einem carminum elimator, und nennt ihn tersus nach Quintilians bekanntem Urtheil. X, I, 39.

Gelegentlich giebt Hr. K. unter dem Text auch Beyträge zur Erklärung des Dichters, unter denen wir jene S. 15. auszeichnen über Ep. II. 2, 47, in welchem Sinn und Geist Horatius sich in seiner frühern Luft und jetzigen Unlust zur Poesie



mit jenen Soldaten unter Lucull vergleiche. Das tertium comparationis liege nicht darin, daß Noth und Hunger, sondern, daß üble Laune und Zorn beyde zur Thätigkeit angetrieben habe; wie den Soldaten sein verlornen Geldsack, so den Horaz sein conficitus Erbtheil; faciente indignatione versus nämlich contumeliosos.

Wie sich die Arbeit des oben beurtheilten holländischen Gelehrten durch kluge und oft geniale Kritik auszeichnet, so ist die des Deutschen ein Muster von besonnener und vorsichtiger Kritik; wie Hr. Peerlkamp niederreißt, so sucht Hr. Kirchner aufzubauen; und wenn Hr. P. viel unbesprochenes angeregt hat, so ist durch Hrn. K. manches oft besprochene aufs Neue gebracht.

### L. Döderlein.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

#### I. Anatomisch-physiologische Abhandlungen.

1. Charles Bell Continuation of the Paper on the Relations between the Nerves of Motion and of Sensation, and the Brain; more particularly on the structure of the Medulla oblongata and the Spinal Marrow. p. 255 — 262.

Da dieser Aufsatz des berühmten Entdeckers der sensiblen und motorischen Wurzeln der Rückenmarksnerven mit den früheren Abhandlungen der Gesellschafts-Schrift im innigsten Zusammenhange steht, so müßten wir zu weit ausholen, wenn wir ausführlicher darauf eingehen wollten. Der Verf. nennt auch hier die vorderen Rückenmarkstränge motorische, die hinteren sensitive, was sich auf dem Wege des Experiments nicht vollkommen beweisen läßt. Als neue anatomische Ergebnisse stellt der Verf. folgende hin. Die oberflächlichen Straten des Rückenmarks scheinen in die oberen Rückenmarksnerven einzugehen, die tieferen successiv in

die weiter gegen die Cauda equina entspringenden Nervenpaare. Der Verf. verwirft ganz die Ansicht, als wären die Wurzeln der Rückenmarksnerven bis auf die mittlere graue Substanz (vordere und hintere graue Stränge der neueren deutschen Terminologie) zu verfolgen. Die graue Substanz liegt den Strängen und Nervenursprüngen immer nur an (is superimposed), geht nie in sie ein, was man bis zum vierten und siebenten Paar verfolgen kann. Die hinteren Rückenmarkstränge gehen ins kleine Gehirn (crura cerebelli ad medullam oblongatam); vordere und Seitenstränge ins große. Die graue Substanz des Rückenmarks (also grauer Keimstrang mit den vorderen und hinteren grauen Strängen) bilden von der Cauda equina an bis zu den Hör-Nervenwurzeln eine Scheidewand zwischen vorderen und Seitensträngen, die dem großen Gehirn angehören, einerseits, und den hinteren für das kleine Gehirn bestimmten Strängen andererseits. Oberhalb des verlängerten Marks, gegen das Gehirn, geben die Seitenstränge theils die Wurzeln des fünften Paares ab, theils kreuzen sie sich. Zuletzt kommen einige allgemeine Ansichten des Verfassers, die sich auf seine Darstellung der Physiologie des Nervensystems beziehen. Die beigegebene Tafel ist sehr mittelmäßig.

2. Remarks on the difficulty of distinguishing certain Genera of Testaceous Mollusca by their Shells alone and on the Anomalies in regard to Habitation observed in certain Species by John Edward Gray. p. 301 — 310.

In dieser klaren und unschätzbaren Abhandlung sucht der Verf. aus fremden und zahlreichen eigenen Erfahrungen nachzuweisen, wie schwierig es oft ist, aus dem bloßen Gehäuse und selbst aus der äußeren Kenntniß des Bewohners zu bestimmen, ob man ein im Meere oder im süßen Wasser lebendes Thier vor sich hat, und wie groß die Irrthümer sind, in welche diejenigen Zoologen fallen, die ohne die strengste Veracht sonstiger Conchylien als Hauptanhaltspunkte zur Unterscheidung der sogenannten marinen und Süßwassergebilde gebrauchen. Die Verwirrung kann hier durch die vielen Dilettanten, welche sich jetzt so häufig mit geologischen Forschungen beschäftigen, einen sehr hohen Grad erreichen. Der Verfasser theilt die Abhandlung in zwei Theile:

- 1) Von denjenigen Muscheln, welche sich sehr ähnlich sind, aber, nach der Vergleichung der Thiere zu verschiedenen Geschlechtern gehören. Der Verf. giebt hier zahlreiche Beispiele der Verwechslung von Patella und Lotia, Pupa und Vertigo, Vi-

trina und Nanina, Rissoa und Truncatella, Siphonaria und Ancylus, Littorina und Assiminia Leach. (son. mit Syncera, einer vom Verfasser entdeckten Gattung), Iridina und Anodonta etc.

- 2) Arten, welche ganz zu einem natürlichen Geschlechte gehören, aber ein gänglich verschiedenes Vorkommen zeigen.

Hier giebt der Verf. vorzüglich Ansgänge aus den Werken von Nilsson, Say, Leffson, Quoy, Rang. So leben manche Arten von Auricula, Lymnaeus, Neritina, Melania, Melanopsis, Cyrena u. s. w. im süßen Wasser, in Seen oder Strömen, andre im Meere. Der Verf. führt eine Menge Beispiele auf.

### 3. On the supposed existence of Metamorphoses in the Crustacea. by J. O. Westwood. p. 311 — 327.

Diese sehr gründliche Abhandlung kommt gerade noch zeitig, die Weiterverbreitung einer irrigen Annahme in der Zoologie und Entwicklungsgeschichte zu verhindern. Bekanntlich hat Thompson in seinen, namentlich für die Naturgeschichte der Cirripeden höchst wichtigen Zoological Researches, die Behauptung aufgestellt, daß alle Krustaceen, namentlich auch die Dekapoden, nachdem sie aus dem Ei geschlüpft sind, noch eine Verwandlung erlängen. Dieß bestreitet nun Westwood nach eigenen Beobachtungen und mit Hinweisung auf die Angaben anderer Forscher, vorzüglich Rathke's. Ganz neuerlich hat sich Rathke selbst, der kompetenteste Richter über alle Arbeiten in der Entwicklungsgeschichte, in Müller's Archiv (Jahrg. 1856 Hft. 2.) gegen jene Angaben Thompson's ausgesprochen. Rathke reducirt, gewiß mit Recht, alle Veränderungen junger dem Ei ent schlüpfter zehnfüßiger Krebse bloß auf Verschiedenheiten in der Proportion äußerer Theile, während die Hülle selbst alle schon entwickelt sind. Mit demselben Rechte könnte man dann auch eine Metamorphose bei Vögeln und Säugethieren annehmen, was, im Vergleich zur Insectenverwandlung, jedem unthunlich erscheinen wird. Was die Einzelheiten betrifft, so müssen wir auf die eines Auszugs nicht wohl fähige Abhandlung selbst verweisen. Eine Tafel begleitet die Abhandlung.

### 4. Observations on the Theory of Respiration. By William Stevens. p. 345 — 354.

Man weiß, daß die Bildung der Kohlensäure im Blute und ihre Ausscheidung in den Lungen noch immer ein physiologisches Räthsel ist. Die Mehrzahl der Physiologen nimmt an (und muß dieß nach den bisher

vorliegenden Untersuchungen), daß beim Respirationproceß das Blut Kohlenstoff abgebe, welcher mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft die entlassene Kohlensäure bilde. Stevens dagegen behauptet, daß die Kohlensäure schon als solche im Venenblut vorhanden sey, daß sie dasselbe dunkel mache und daß die Kohlensäure im Kapillargefäßsysteme gebildet werde. Gegen diese schon früher von Stevens vorgetragene Ansicht hat man eingewendet, daß auf keine Weise aus dem venösen Blute Kohlensäure ausgeschieden werden könne; dieß ist in England geschehen, in Deutschland durch Müller und Vergemann (was dem Vf. unbekannt blieb). Stevens nimmt nun seine Ansicht wieder auf und will durch neue Versuche beweisen: 1) daß das venöse Blut wirklich Kohlensäure enthalte; 2) daß die bloße Wirkung eines verminderten Luftdrucks auf die Oberfläche des Bluts nicht notwendig mit Entwicklung von Kohlensäure aus letzterem begleitet sey und daß daher jene Beobachtungen, nach welchen man durch die Luftpumpe kein Blut erhalten habe, nicht conclusiv seyen. Nun folgt wieder die ganze, früher schon von Stevens ausgesprochene Theorie, wonach nicht der Sauerstoff, sondern die im Serum enthaltenen Salze das Blut helbroth, die im Kapillargefäßsysteme aber sich entwickelnde Kohlensäure dasselbe dunkelroth machen. Der Verf. huldigt dabei der Ansicht „daß im Kapillargefäßsystem das Blut nicht in wirklichen Gefäßen, sondern in Zellen, die vom Parenchym gebildet würden, enthalten sey, wie man durch ein gutes Microscop sehe.“

### 5. Discovery of the Metamorphosis in the second type of the Cirripedes, viz. the Lepades. By J. V. Thompson p. 355 — 358. Mit. Abb.

Ref. wird auf diese kleine Abhandlung bey der Anzeige der neuen Schrift von Martin St. Ange über Cirripeden zurückkommen.

### 6. On the Double Metamorphosis in the Decapodous Crustacea, exemplified in Cancer Maenas, Linn. By J. V. Thompson. p. 359 — 362. Mit Abb.

Gerade wie Thompson früher bewiesen zu haben glaubt, daß die Gattung Zoeca ein Jugendzustand von Cancer pagurus sey, so will er jetzt entdeckt haben, daß die Gattung Megalopa Leach eine frühere Entwicklungsstufe von Cancer Maenas darstelle. Ref. bezieht sich auf die oben angeführte Abhandlung von Westwood.

R. W.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München,

herausgegeben von Mitgliedern

19. October.

Nro. 209.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.     1836.



W. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon. Nach Dictaten und eigenhändigen Notizen des Kaisers, so wie nach den Schriften, Memoiren, Berichten, militärischen Werken u. von Las-Cases, Bertrand, Montholon, Gourgaud, Ansbomarchi, Lavalette, Kapp, Savary, Meneval, Jain, Bourrienne, Thibaudau, Real, Vignon, Fleury de Chaboulon; der Marschälle Berthier, Soult, Macdonald, Davoust, Gouvion St. Cyr, Süchet, Grouchy; der Generale Mathieu-Dumas, Jomini, Pellet, Belliard, Reynier, Miot, Chambray, Segur, Marbot u. a. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schäfer. Dritte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. Heinrich Elsner. Stuttgart, 1836. J. Scheible's Buchhandlung.

Jemand sagte, um die Pflanzen im Gegensatz von den Thieren zu charakterisiren, die Pflanzen haben die Eingeweide nach außen. Liest man den vorstehenden langen Titel, so wird man versucht, jene Charakteristik der Pflanzen auf Hugo's Buch anzuwenden. Nach Verhältniß dieses langen Titels ist das Buch sehr kurz; nicht etwa kurz und reich bey gedrängter Darstellung, sondern kurz und arm; sehr arm und düst'ig, trotz der 31 aufgeführten Männer, welche zu demselben beigezeichnet haben sollen und der andern ungenannten Wohlthäter. Ein solcher Titel nimmt sich aus, wie die Aufschrift manches pariser Ladenschildes, welche durch Länge und grelle Farben der Buchstaben gern alle überbieten, durch solch Fortissime vor allen andern

in die Augen fallen möchte. — Daß Hugo's Buch in Frankreich Glück machte, darf uns nicht wundern. Die Worte Napoleons an seinen Sohn: „Miles für das französische Volk“ sind das Motto des französischen Originals; die maßloseste, unglaublichste Vergötterung Napoleons charakterisirt es; eine Vergötterung, durch welche sich zuletzt jeder Franzose vergöttert fühlt, als ein lebendiges Glied des Leibes, dessen Haupt der Kaiser war. Hören wir nur den Anfang des Buches.

„Die berühmtesten Namen alter und neuer Zeit erleiden vor dem Namen Napoleon. Kann wohl irgend einer der großen Männer, welche bis jetzt bey allen Vergleichen genannt wurden, mit dem Manne des 19ten Jahrhunderts parallelisirt werden? Alexander, Hannibal, Cäsar, Mahomet, Karl der Große, Heinrich IV. und Cromwell, was sind sie im Vergleich mit dem General der Armee Italiens, dem Eroberer Aegyptens, dem Gründer des französischen Kaiserreichs, dem Vesteiger des civilisirtesten Europa? Napoleon, jedem einzelnen dieser Männer durch die Eigenschaft selbst überlegen, welche dessen Ruhm macht, übertrifft sie noch dadurch, daß er in seiner Person die andern großen Eigenschaften vereinigt, welche ihnen fehlten. Er kann es bey einer Vergleichung mit allen diesen berühmten Königen, diesen geenernten Feldherren, diesen weisen Gesetzgebern zusammen aufstehmen; er allein verdunkelt alle.“ )

\*) Es ist nöthig diese Stelle nach dem Original mitzutheilen, um so mehr, als sie in Schäfers Uebersetzung fehlt. „Les noms les plus illustres des temps anciens et des temps modernes pâlissent devant celui de Napoléon. Aucun des grands hommes qui jusqu'à présent ont été le sujet de toutes les comparaisons, peut-il être mis en parallèle avec l'homme du XIX. siècle? Alexandre, Annibal, Cesar, Mahomet, Charlemagne, Henri IV. et Cromwell, que sont-ils auprès du général de l'ar-



Dieser brillanten Ouvertüre entspricht die ganze Composition; nach Hugo war nicht der kleinste Flecken an Napoleon. Man hat ihm, sagt er, einen unmäßigen Ehrgeiz vorgeworfen. „Sein Ehrgeiz, antwortet er, war immer, Frankreich größer, mächtiger, es zur ersten Nation der Welt zu machen. Ich will, so hat er selbst gesagt, daß der Titel: Franzose, der schönste, wünschenswerteste und geachtetste auf der Erde sey.“ Wie sollte ein Franzose dem Kaiser einen Ehrgeiz der Art zum Vorwurfe machen? Eben so weist Hugo die Anklage: Napoleon sey ein Despot gewesen, zurück; ja er will sogar die Behauptung nicht gelten lassen, daß derselbe eine Verliebe für den Krieg gehabt, und sagt: „Hören wir hierüber einen Bruder des Kaisers, den, welchen er am meisten liebte . . . Joseph Napoleon.“ Der Verfasser verzeihe, wenn wir ihn hier unterbrechen. Napoleon selbst erzählt von sich dieses: „In meiner Kindheit war ich äußerst eigenfinnig. Ich war streitsüchtig, störrisch, fürchtete niemanden; ich schlug den, trugte jenen, machte mich der ganzen Familie fürchtbar. Mit meinem Bruder Joseph lebte ich am öftersten im Unfrieden, ich schlug, biß, schimpfte ihn.“ \*) Also dieser Joseph, welchen Napoleon vor allen seinen Brüdern liebte, bezeugt dessen Friedensliebe und sagt: „Alle Documente, welche ich in Händen habe, beweisen, daß Napoleon immer den Frieden gewollt. Inweilen mußte Napoleon angreifen, um sich zu verteidigen.“ (!) Auch die leibliche Schönheit Napoleons preist Hugo. „Er hatte, sagt er, Hände und Füße

von außerordentlicher Feinheit.“ Wer den Kaiser Napoleon nicht sah, hätte wohl eher gemeint, er habe eiserne Fäuste und Cäsars die Welt beschreitende Colossusbeine gehabt. Früher mager, ward er in späteren Jahren stärker. „Diese Veleibtheit (embonpoint), sagt der Verfasser, nahm in der Folge auf St. Helena zu, was sich ohne Zweifel durch den Mangel an Bewegung und Freshheit erklärt. Doch konnte auch das Bewußtseyn seiner reynen Absichten und der Frieden seiner Erinnerungen dazu beytragen.“ \*) „Sein Lob, fährt Hugo fort, ist gegenwärtig in aller Mund. — Endlich ist seinem Charakter, seinem Genie und seinen Handlungen eine so volle Gerechtigkeit zu Theil geworden, daß wir geglaubt haben, auf dem Titel dieser Geschichte den Beynamen „der Große“ unterdrücken zu können, welcher ihm längst durch die Erkenntlichkeit und die Bewunderung der Völker zuerkannt wurde. Bedarf der glorreiche Name Napoleon irgend eines Epithets?“ —

Diese Charakteristik Napoleons characterisirt das ganze Werk Hugo's: es ist eine Apotheose Napoleons — und des französischen Volks. Was irgend die Glorie der Franzosen und ihres Kaisers verdunkelt, ist im Verfolg der Geschichte theils mit Stillschweigen übergangen, theils so dargestellt, daß auch aus Finsterniß Licht wird.

Was bewog aber eine deutsche Buchhandlung Hugo's französisches Original abdrucken zu lassen; was bewog Hrn. Schäfer, dasselbe zu übersetzen, und was lockte so viele Deutsche, dieses Buch zu kaufen, wiewohl es den Napoleon und Frankreich anschwelend erhebt und in gleichem Maaße Deutschland und seine Fürsten herabwürdigt und verläumdert? Wenn jemand etwa eine deutsche Lebensgeschichte Blüchers ins Französische übersetzte, würde seine Arbeit wohl in Frankreich solches Glück

\*) Cependant la conscience des intentions pures et le calme des souvenirs ont pu aussi y contribuer.

\*) Geschichte Napoleons von Hasslitt. 1, 4.

mée d'Italie, du conquérant de l'Egypte, du fondateur de l'empire français, du vainqueur de l'Europe civilisée? Napoléon, supérieur à chacun d'eux, par la qualité même qui fait leur gloire, l'emporte encore par la réunion en sa personne des autres grandes qualités qui leur ont manqué. Il pourrait soutenir la comparaison avec ces rois fameux, ces illustres capitaines, ces sages législateurs, tous réunis; à lui seul il les éclipse tous.“

machen? So gewiß nicht, daß es keinem Franzosen je einfallen würde, eine solche Arbeit zu unternehmen, er müßte denn durch Anmerkungen den Text seines Originals widerlegen wollen.

Aber ist das nicht vielleicht gerade die Absicht des deutschen Uebersetzers und Bearbeiters? Tritt doch Hr. Schäfer in einer, seiner Uebersetzung vorgesetzten Abhandlung „über Hugo's Geschichte Napoleons“ gegen das übersehte Werk auf. Er nennt den Verfasser einen einseitigen Lobredner Napoleons und eifert gegen die, auf militärische Großthaten stolze französische Nationalgefühlung. Darauf wendet er sich gegen Napoleon selbst, und will hierdurch das von Hugo bestochene Urtheil der Leser berichtigen.

„Die französische Revolution, sagt er, war eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, die legendarische Morgenröthe einer bessern politischen Zukunft Europas, ein glorreicher Anfang der politischen Weiterbildung.“ „Anstatt daß nun Napoleon „nach keiner andern Ehre hätte trachten sollen, als nach der eines Präsidenden oder Consuls der französischen Republik,“ „anstatt „an der Spitze der Republik, Frankreich mit Republiken zu umgeben“ und „die politische Ordnung Europas durch Verbreitung der Freiheit zu untergraben,“ vernichtete er durch Annahme der Kaiserwürde die innere Freiheit Frankreichs, und wandte zugleich kriegslustig seinen Despotismus gegen das Ausland. „Seinem Despotismus, sagt Hr. Schäfer weiter, hat Frankreich es hauptsächlich zu verdanken, daß es gegenwärtig, nach so vielen Kämpfen und Leiden, fast auf demselben Punkte wieder steht, auf welchem es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gestanden ist, nämlich bey der sogenannten repräsentativen Monarchie, dieser altherben Zusammenleimung heterogener Elemente, welche dem alten Despotismus, statt diesen in die Rumpelkammer der Antiquitäten nach Gebühr zu verweisen, einige liberale Fesseln umhängt, um ihn dem Genußen einer vorgerückten Cultur etwas genießbarer zu machen, und die höchstens als eine Parodie der Freiheit erscheinen kann. Seinem Despotismus hat Europa es größtentheils zu danken, daß es annoch, trotz seiner Bildung und Anflüchtung, in politische Barbaren versunken ist, und noch nicht einmal die ersten Elemente einer vernünftigen Staatsordnung, die Grundbedingungen alles Fortschritts, aller Wohlthat und aller guten Gesetze errungen hat, ich meine die allgemeine Theilnahme aller Bürger an der Gesetzgebung,

nach der Hauptgrundlage alles gesellschaftlichen Zusammenlebens „Vota majora valent,“ so wie die Unterordnung der Gesetzesvollziehung, als einer bezahlten, der Gesellschaft dienenden und verantwortlichen Gewalt, unter die souveräne Gesetzgebung des Volks, zwei Anordnungen, welche den Eintritt eines Volkes in das Gebiet der politischen Civilisation bezeichnen.“

Das wäre nun Hr. Schäfers Gegengift gegen die Verführung zum Napoleondienst, ein Gegengift, welches zuletzt schädlicher auf die sittliche Organisation wirken möchte, als das Gift selbst; um so mehr, als gerade das, was der Voredner dem Kaiser zum Verbrechen macht, daß er nämlich den Weizenmantel umnahm, und ein neuer einiger der Weisheit des anarchisch schwärmenden Volkes ward, mit Recht als Napoleons größtes Verdienst betrachtet werden dürfte.

Es lohnt kaum, gegen Herrn Schäfers wirklich abgenutzte Raisonnements etwas zu sagen, da das Leben, welches besser lehrt als „Redner und Buch,“ längst über dieselben den Stab gebrochen hat. Wir haben in den letzten 50 Jahren so viele Völker nicht bloß in absoluten und constitutionellen Monarchien revolutioniren und mit verbundenen Augen nach der Freiheit herumtappen sehen; nein, auch in Aristokratien, ja in solchen demokratischen Republiken, in denen vota majora valent. So wenig wird die Freiheit durch Staatsformen allein garantirt; sie muß auf einem andern, den meisten Liberalen ganz unbekanntem, Felde und mit ganz andern Waffen errungen werden. —

Aus dem Gesagten haben wir Hugo's und Schäfers politische Ansichten kennen gelernt. Hr. Elsner, welcher auf dem Titel als Umarbeiter des Hugo'schen Werkes genannt ist, scheint mit Hrn. Schäfer gleicher politischer Confession zu seyn. Seine Umarbeitung dürfte vornehmlich darin bestehen, daß er aus andern Schriftstellen ganze Stücke entnommen, und wie sie waren, in das Werk eingeschaltet hat. So sind z. B. die Stellen S. 518. 520. 522. 541. aus Mignet histoire de la revolution française wörtlich übersezt, Stellen,

welche wiederum durchaus im französischen Geist und Intereſſe, und zum Theil entſchieden feindselig gegen das deutſche Vaterland gerichtet ſind. Das, was von dem deutſchen Umrbeiter vor Allem erwartet werden konnte, ward von ihm gar nicht geleistet, nämlich ein Berichtigten unzähliger hiſtoriſcher Unrichtigkeiten Hug o's. Wir wollen von dieſer eiznige Proben geben, welche wir aus der Kriegsgeſchichte der erſten 3 Monate des Jahres 1814 entnehmen. —

Es heißt (S. 524): Napoleon „ſiegte (während dieſer Zeit) in allen Schlachten, die er perſönlich leitete, ſeinen Unterfeldhern aber war das Glück oft abhold.“ Abgesehen von dem zweydenzigen Treffen von Brienne (29. Januar), von welchem wir ſogleich mehr ſagen wollen, verlor ja Napoleon zwey Hauptſchlachten in Perſon, nämlich am 1. Februar die von La Nothiere, bey welcher ihm das Pferd unterm Leib erſchoſſen ward, und am 19. u. 20. März die von Laon. — Jenes Treffen von Brienne erzählt Hugo (S. 524) ſo:

„Nachdem Napoleon bey E. Ditzler eine feindliche Vorhut geworfen hatte, griff er ſchon am 29. (Januar) Blücher in der ſchönen Stellung von Brienne an und ſchlug ihn aufs Haupt. Während des Treffens wäre der preußiſche Marſchall kennebe in die Hände der Franzoſen gefallen; ein Offizier ſeines Generalſtabes, der Neffe des Fürſten von Hardenberg, erſten Miniſters des Königs Friedrich Wilhelm, wurde an ſeiner Seite gefangen genommen.“

Dieſe Erzählung bedarf Wort für Wort der Berichtigung. Das Schloß Brienne, daſſelbe, in welchem Napoleon 4 Jahre als Schüler eines Militärinſtituts verlebte, liegt auf der Höhe eines langgeſtreckten Hügelns, an deſſen Fuße ſich das Städtchen Brienne hinzieht. Als Napoleon am 29. Januar 1814 nach Verlauf mehrerer Monate zum erſten Male wieder in Perſon gegen den Feldmarſchall Blücher anrückte, ließ dieſer die Stadt Brienne durch den ruſſiſchen General Alſufiew beſetzen, deſſen Corps hier den linken an den Schloßberg angelehnten Flügel des Schleiſiſchen Heeres bildete, während der rechte Flügel ſich in eine Ebene ausdehnte. Zu letztem

Flügel begab ſich Nachmittags Blücher und griff gegen Abend mit einer Kavalleriemaffe 4 Batterien des linken franzöſiſchen Flügels an, welche Brienne mit Granaten beſchoſſen. Der Angriff glückte, ſo daß die Franzoſen 8 Kanonen genommen wurden. Der Feldmarſchall ritt nun mit ſeinem Generalſtabe um die brennende Stadt herum, und an der linken Seite des Berges zum Schloße hinauf. Man ſaß ab; Blücher und Gneiſenau gingen in das Schloß, der Commandant des Hauptquartiers, Graf Hardenberg mit einem andern Offiziere — ired wir nicht, ſo hieß er Zobel — in die brennende Stadt hinunter, um Löſchen zu helfen. Es war dunkel geworden, nur der Brand der Stadt erhellte ſchwach das Schloß und den Schloßberg. Neben dem Hauptgebäude des Schloſſes ſteht abgeſondert ein kleineres Nebengebäude; plötzlich fielen dieſem von verſteckten Feinden Schüſſe in die Schloßfenſter hinein. Blücher und Gneiſenau, deren Pferde glücklicher Weiſe noch zur Hand waren, warfen ſich ſogleich auf dieſelben; Graf Schwerin, deſſen Pferd fortgebracht war, hätte zu Fuß gehen müſſen, wofern der Lieutenant Geißler ihm nicht das ſeinige abgetreten. Man ritt nun den Weg zur Stadt hinab, welcher an ein Gitterthor führt, um ſich zu Alſufiew's Truppen zu begeben. Glücklicherweise erkannte man durch das Gitter hindurch franzöſiſche Soldaten in der vom Brande erhellten Straſſe, ohne von ihnen erkannt zu werden; ſchweigend und ſtill wandte man ſich rechts und gewann das Freye. Da traf man im Dunkeln den General Sacken, welcher, auch in der Meinung, Brienne ſey von den Rußen beſetzt, hineinritt; ſein Adjutant ward neben ihm vom Pferde geſchoſſen, und der General entkam mit Mühe. — Das Räthſel löſte ſich ſo: Alſufiew war vom Feinde aus Brienne heransgeworfen; der Offizier, welcher dieß dem Feldmarſchall melden ſollte, verſehlte ihn, Hardenberg und ſein Begleiter wurden im brennenden Brienne, dem ſie wohlwollend zu Hülfe eilten, von den Franzoſen gefangen. Aus der Stadt waren feindliche Soldaten auf einem Seitenwege (von der rechten Seite her) zum Schloß hinaufgeſchlichen, ſie ſchoſſen in die Schloßfenſter und nahmen das Schloß, nachdem Blücher es verlaſſen; im Kampfe mit ihnen blieb der Hauptmann von Heiden, welcher die Stabswache befehligte. —

(Fortſetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. October.

Nro. 210.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

W. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon u.

(Fortsetzung.)

Es ergibt sich aus dieser Erzählung, daß Hugo mit Unrecht sagt: Blücher sey bey Brienne von Napoleon aufs Haupt geschlagen worden (Napoleon le battit complètement), er habe eine Niederlage (défaite) erlitten. Ward gleich Aufschwung aus seiner Stellung getrieben, so hatte dagegen Blücher auf dem rechten Flügel entschieden gesiegt. Eben so unrichtig ist es, daß der Feldmarschall während des Treffens beynähe in die Hände der Franzosen gefallen, und endlich daß Graf Hardeberg an seiner Seite gefangen worden sey. Ueberdies verschweigt Hugo, daß Napoleon am Tage des Treffens in ähnlicher Gefahr, wie Blücher gewesen seyn soll, da er bey Maizières nur durch Hülfe des General Corbineau aus den Händen der Kosaken befreit wurde. — Man schließe aus der Unrichtigkeit dieser Erzählung auf Hugo's Zuverlässigkeit.

„Die Ankunft des Fürsten Schwarzenberg mit der großen österreichischen Armee, fährt nun der Verf. fort, gab den Verbündeten 3 Tage nachher (bey la Rothiere) die Oberhand wieder und dieser durch den Verlust von 6000 (?) Mann erkaufte Success tröstete sie über die Niederlage von Brienne.“

Wenn Hugo das Gefecht von Brienne unwahr als ein von den Franzosen gewonnenes bedeutendes Treffen darstellt, so erwähnt er hier nur ganz kurz \*)

die wichtige Schlacht von la Rothiere als einen von den Allirten theuer erkauften Success. Es ward aber in dieser Schlacht ein vollständiger Sieg über die von Napoleon selbst besetzten Franzosen erzielt, wofey sich die Bayern unter Wrede's Anführung glänzend auszeichneten.

Mit dem 11. Februar 1814 wandte sich der Sieg auf einige Tage dem Kaiser Napoleon zu. Die Erzählung der Schlachten dieser Tage beginnt Hugo mit folgenden Worten: (S. 526) „Kleber hatte den brittischen Wortbruch einst durch den Sieg bey Heliopolis beantwortet. Wenige Tage nachdem die verbündeten Souveräne ihr gegebenes Wort zurückgenommen hatten, richtete der Kaiser, an der Marne manövrirend, Blücher's Heer in fünf verschiedenen Treffen zu Grunde.“ — Und der deutsche Uebersetzer schweigt hiezu! Nachdem Hugo Sackens und Yorks Verluste erzählt hat, fährt er fort: „Blücher hatte die Trümmer Sackens und Yorks gesammelt, und die Corps der Generale Kleist und Langeron an sich gezogen. Er wurde den 14. zu Bau-Champs angegriffen, und trotz seines hartnäckigen Widerstandes geworfen. Die französische Reiterei verfolgte ihn bis Etoges. In diesen beyden (?) Gefechten verlor er noch 10,000 Mann, 10 Fahnen und 5 Kanonen. So wurde das Heer von Schlesien in 4 Tagen vollständig geschlagen und zerrüttet.“

Zur Berichtigung diene, daß Blücher keine Truppen vom Sackenschen und York'schen Corps an

\*) Wie weitläufig beschreibt der Verfasser dagegen die Schlachten, in welchen Napoleon siegt. So nimmt

z. B. die Beschreibung der Schlacht von Dresden 5 Seiten, die der Schlacht von Austerlitz 10 Seiten ein.

sich gezogen hatte, erst einige Tage später stießen diese bey Chalons zu ihm; vom Langeronschen Corps war nur die Division Kapzewitsch mit ihm. An der Spitze von 20,000 Mann kämpfte er mit dem doppelt so starken Heere Napoleons, die französische Kavallerie insbesondere war der preussischen um das Dreysfache überlegen. Preussische Berichte geben den Verlust nicht auf 10000, sondern nur auf 5 bis 6000 Mann an. Geschlagen ward das schlesische Heer bey Champaubert, aber nichts weniger als zerrüttet (desorganisé). Ein französisches Bülletin hatte in noch weit stärkerm Ausdruck den Zustand dieses Heeres als eine völlige Vernichtung geschildert. Nachdem alle Corps desselben sich in Chalons vereinigt und erholt hatten, und nun wieder vorwärts gingen, da fanden sie aller Orten, z. B. in la Ferté sous Jouarre jenes Bülletin im grössten Format an den Straßenecken, und überzeugten die bestürzten französischen Einwohner durch ihr Erscheinen von dem Uebertriebenen des Anschlags. Wie wohl die Schlacht von Champaubert für die Preußen ganz verloren war, so würde eine treue Schilderung derselben nur ehrenvoll für sie seyn. Es befand sich damals im Blücherschen Hauptquartier ein seltsamer Engländer, ein langer hagerer Mann im abgetragenen Ueberrock, auf dem Pferde hängend, die Zehen abwärts. Mit einem großen Stock beschrieb er reitend in der Luft Kreise; er sprach sehr wenig; sein langes gegerbtes Gesicht glich dem des Mannes, „der niemals lachet noch weinet.“ Napoleon in seinem Grimm nannte es später „ein wahres Galgengesicht“ — es war das Gesicht des Mannes, welcher ihn 7 Jahre später auf St. Helena begrub, Hudson Lowe's. Am Tage von Champaubert ward dieser Unveränderliche von Enthusiasmus ergriffen, und schrieb einen sehr getreuen, an General Stuart gerichteten, Bericht über die Schlacht. Je manque de termes, heißt es in demselben, pour exprimer mon admiration de l'intrépidité et de la discipline des troupes. Diese desperate Schlacht

folgte dem Uebermuth einer frevelhaften Einladung auf dem Fuße. Blücher war während des Rückzuges verzweifelt grimmig; ihm, dem Marschall Vorwärts, war das „Rückwärts, rückwärts stolzer Eid“ ein widernatürlicher Gräuel. Von Janvilliers bis Etoges, 4 Stunden Weges, zog sich diese lange Rückzugsschlacht. Der größte verhängnißvollste Moment war es, als der alte Feldherr mit seinem Gneisenau, mit Prinz August Ferdinand, Kleist, Grelmann, dem jüngern Scharnhorst, Dypen u. a. bey Champaubert neben der Chauffee hielt, auf welcher der Zug der Artillerie stand. Große Massen französischer Kavallerie hatten nämlich auf den Flanken des retirirenden Heeres einen Vorsprung gewonnen, und sich quer über die Chauffee aufgestellt. Durch diese Massen mußte man sich den Weg bahnen oder sich ergeben. Da zog der tapfere Prinz August den Degen und rief: lieber wollen wir uns alle niederhauen lassen, als uns ergeben; an der Spitze preussischer Infanterie Quarres, von einer russischen Batterie unterstützt, schlug man sich nun durch die französische Kavallerie bis an den Wald von Etoges durch. —

Bald wendete sich der Sieg wieder auf die Seite der Allirten; entschieden bey Laon am 9ten und 10ten März. Durch einen nächtlichen Angriff Yorks wurden die Corps von Marmont und Arrighi gänzlich geschlagen, 46 Kanonen und 50 Munitionswagen erobert und über 2000 Gefangene gemacht. Niemand hat, unsres Wissens, jenen preussischen Sieg in Zweifel gestellt; wie gedenkt Hugo desselben? Er sagt: (S. 531) „der Sieg bey Craonne, der blutige Kampf bey Laon und der zu Rheims, versehenen Blüchern in der That harte Streiche“ (portérent de rudes coups au général ennemi). \*)

\*) Ein gemisser Sporkhil hat des Engländers Hazlitt „Geschichte Napoleons“ ins Deutsche übersetzt. In dieser Geschichte (Th. 2, 298) wird erzählt, wie Na-

Ist der Grundton eines Buches Unwahrheit, so kann es nicht fehlen, daß es voller einzelner Unwahrheiten ist. —

Wir haben des Uebersetzers politische Ansichten schon kennen gelernt, insonderheit seine radicale Polemik gegen Napoleon. Bey dieser Polemik könnte es fast unbegreiflich scheinen, warum er sich die Mühe nahm das vorliegende Werk zu übersetzen, wenn nicht ein Wort Hugo's Hrn. Schäfers Sympathie mit dem Werke und mit dessen Helden motivirte. Hugo sagt nämlich: Napoleon, welcher durch die Umstände an die Spitze der Männer der Zukunft gestellt war und die Vertheidiger des Vergangenen bekämpfte (Napoléon, placé par les circonstances à la tête des hommes de l'avenir, combattant les défenseurs du passé).

napoleon nach den Schlachten von Leipzig und Hanau am 9. November 1813 nach Paris zurück gekehrt sey. Damals, sagt Daxlit »war ganz Frankreich verpflichtet sich wie ein Mann zu erheben, um nicht nur die eigene Ehre und Unabhängigkeit, sondern auch die beschimpfte Freiheit und Menschlichkeit zu vertheidigen.« Das wird zur Charakteristik des Buches hinreichen und zum Beweise, daß dessen Verfasser nicht für die Allirten Parthey nimmt. Er erzählt von der Schlacht bey Laon: »Eben hatte Napoleon seine Stiefeln angezogen, und nach seinem Pferde verlangt, als zwey demontirte Dragoner vor ihn gebracht wurden. Sie meldeten, daß sie nur durch ein Wunder dem Hurrah des Feindes während der Nacht in den Vivouaks des Herzogs von Ragusa entgangen wären, und daß dort alles verloren wäre. Diese Nachricht bestätigte sich bald, und Marmont, den man todt sagte, war auf der Straßse von Rheims und bemühte sich, seine Truppen wieder zu sammeln. Dieses Ereigniß machte das Waß der Unfälle, welche Napoleons Pläne seit einiger Zeit durchkreuzt hatten, voll: das selbe war eine Art von Dreistigkeit der feindlichen Generale, (besonders des tapfern Prinzen Wilhelm von Preußen) unterstützt durch die Mehrzahl und durch verschiedene Umstände.« — Nicht durch Napoleons Kanonen, sondern durch eine verkehrte Unterschrift hätten die Allirten in jenen Tagen »einen harten Streich« erleiden können.

Zu den Männern der Zukunft zählt sich nun der liberale Uebersetzer, und in so fern erkennt und verzehrt er selbst im Kaiser Napoleon seinen Anführer. — Zwey obfcurer hoffnungsvolle junge Leute gaben vor etwa 30 Jahren eine Zeitschrift heraus, unter der pseudonymen Firma „Gebrüder Werden.“ Ein Schalk richtete ein Sonett an diese, worin es hieß: Weil wir nichts sind, so nennen wir uns Werden.

Diese Zeile dürfte die meisten Glieder der großen Familie „Werden,“ dieser Männer der Zukunft charakterisiren, denen wir mit dem Dichter zurufen:

Das ächte Neue feint nur aus dem Alten,  
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.

Wie in der Zeit, so fehlt den Menschen von dieser Bestimmung auch eine lebendige Gegenwart im Raume, ein theures Vaterland, das sie herzlich und tren liebten. — Es ist ihnen in der Heimath nicht heimlich. So wie leere, unzufriedene, lieblose Hausväter keine Freude an und in ihrem Hause haben, und nur unter großen lärmenden Haufen sich miserabel wohl fühlen; so haben diese radicalen, unzufriedenen deutschen Kosmopoliten keine Freude am Vaterlande, sondern wenden ihre Blicke in die Fremde, besonders nach Frankreich und Nordamerika, als sey dort das Paradies zu finden.

Wären die H. H. Elsner und Schäfer nicht solche heimathlose Kosmopoliten, wie hätten sie doch, wir fragen noch einmal, ein Werk herausgeben können, welches von Haß gegen Deutschland überfließt; wie hätten sie gefühllos für Ehre und Schande, Glück und Unglück ihres Vaterlandes, die schwachvollsten Schmähungen gegen Deutschland, für Deutsche übersehen können, ohne zu eröthen und eine Miene zu verziehen? Doch diese Vaterlandsverächter hatten daran nicht genug, sie überboten Hugo's Vergötterung Frankreichs und Herabwürdigung Deutschlands durch Zusätze. So fügen sie, nach Erzählung des Tilsiter Friedens, hinzu:

„Napoleons immer noch gelindes Verfahren gegen Preußen kommt mehr auf Rechnung seiner Großmuth



als seiner Staatsklugheit; denn wie konnte ihm entgehen, daß er sich im Könige von Preußen höchstens einen falschen Freund, wo nicht einen heimlichen Feind erwarb? Aber Napoleon war bereits ihre geworden an seiner weltgeschichtlichen Sendung, und statt grob-artige neue Schöpfungen hervorzurufen, begnügte er sich mit einer gewöhnlichen Länderbeute. — Er vergaß die Nationalitäten und beachtete alle Regentensfamilien mit ihren historischen Anrechten. — Er hatte sich, un dankbar, von seiner Mutter der Revolution (der Sperrar?) losgerissen.“

Seite 506 rührt die Ueberschrift: „der sogenannte deutsche Befreiungskrieg“ nicht von dem französischen Verfasser, sondern vom deutschen Um- arbeiter her. Was meynet er mit diesem zweydeutigen Ausdruck? . . . Auch Verse hat dieser Mann über die Kapitel gesetzt, der eingefleischteste Franzose hätte sie nicht anders gewählt. Ueber das 21te Kapitel, welches den Feldzug von 1809 befaßt, steht:

T'en souviens tu, qu' aux champs de l'Alle-  
magne

Nos bataillons arrivant impromptu

En quatre jours ont fait une campagne,

Dis-moi, soldat, dis-moi t'en souviens tu?

Und vor das sechste und zwanzigste Kapitel, welches den zweyten Feldzug des Jahres 1813 begreift, setzte der Umarbeiter folgende Zeilen von Beranger:

Reine du monde, ô France, ô ma patrie!

Soulève enfin ton front cicatrisé.

Sans qu'à tes yeux leur gloire en soit flétrie

De tes enfans l'étendard s'est brisé.

Quand la Fortune outrageait leur vaillance

Quand de tes mains tombait ton sceptre d'or,

Tes ennemis disaient encor:

Honneur aux enfans de la France.

Eine solche Impietät gegen das Vaterland richtet sich selbst; sie muß sogar jeden rechtlichen Franzosen empören.

Ein Werk nun, das von wahrhaften Feinden Deutschlands verfaßt, übersetzt, umgearbeitet ist, und diese Feindschaft auf jeder Seite offen zur Schau trägt, ein solches Werk hat dennoch in Deutschland Anklang und Beyfall gefunden, es hat bereits die

dritte Auflage erlebt. Wie soll man sich diesen heillosen, widernatürlichen Beyfall erklären? Ist denn die Liebe zum Vaterlande bey so vielen Deutschen ganz erloschen, haben sie diese Liebe thöricht gegen eine eiskalte, herzlose Leidenschaft für hohle, abstracte, kosmopolitische Ideale hingegeben — was hat sie bezaubert? — Haben sie denn nichts, gar nichts in der harten Schule des geplagtesten Lebens gelernt, haben sie alles vergessen, alle Schmach, allen Druck, ja alle teuflischen Versuchungen und Anfechtungen jener entseßlichen Jahre der Knechtschaft? Oder sind sie zu jung, daß ihr Gedächtniß nicht in jene Zeit zurückreicht? Wahrlich, wer diese Zeit mit durchlebt hat, der kann unmöglich den Krieg von 1813 — 15 den „sogenannten Befreiungskrieg“ nennen! Ja, es war ein Befreiungskrieg im tiefsten Sinne des Wortes; nicht bloß von leiblicher, irdischer Knechtschaft befreyte er, sondern von einer weit heillosern, tief verderblichen, geistigen. Darum sang Körner begeistert:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,

Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!

Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen

Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen

Errette sie mit deiner Freyheit Sieg. —

Es war ein heiliger Krieg, weil er aufopfernd zur Rettung des Heiligsten geführt ward; darum durften auch die Deutschen aus vollem Herzen Gott danken und ihm die Ehre geben, wenn er die Arbeit ihrer Schwerter segnete. So nach dem Siege an der Kaspach. Damals richtete Blücher folgende Worte an sein siegreiches Heer: Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe Ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen, und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. October.

Nro. 211.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

B. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon ic.

(Schluß.)

Ein dreymaliges Freudenfeuer beschloß die Stunde, die Ihr der Andacht weiht. Dann suchet Euern Feind auß' Neue auf! — Und wie bey dem ersten Siege, so geschah es bis zum letzten. Als der Held Gneisenau nach der Schlacht von Belle Alliance unermüdet und rastlos den Feind in der Nacht verfolgte, hielt er plötzlich still, und sagte zu seinem Begleiter: man solle „Nun danket alle Gott“ singen. Er gab es nur auf, weil bey einer Verfolgung, die wie ein Sturmwind fortbrauste, der Gesang unmöglich war.

Wer nur von dem wilden Hufenleben Blüthers gehört hat, dürfte sich über die aufrichtigen Aeußerungen seiner Frömmigkeit wundern, doch mit Unrecht. Eine ächte Demuth, eine entschiedene Verachtung alles eiteln Scheinens war ein Grundzug seines Charakters. Wer aber nicht Ehre bey Menschen sucht, der hat seine Lust daran, Gott die Ehre zu geben. Als man den alten siegreichen Helden im Jahre 1814 in England vergötterte, sagte er: Ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum Narren werde. Ein andermal ward er der ihm gehaltenen Lobrede überdrüssig und erwiderte kurz: Was ist's, das Ihr rühmt? Es ist meine Berwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit, des großen Gottes Barmherzigkeit. —

Seiner erste, heilige Charakter des deutschen Befreyungskrieges tritt noch klarer ins Licht, wenn wir mit ihm seinen vollen Gegensatz: die Besinnung

des französischen napoleonischen Heeres und seiner Generale vergleichen. Ruhmliebe war das ausgesprochene Motiv aller glänzenden Thaten, aller Aufopferung dieses Heeres. Man lese die Beschreibung der Feste, welche Paris dem mit seiner Armee im Jahre 1807 zurückgekehrten Kaiser gab, man lese die Reden, welche damals gehalten wurden. „Unsterblicher Dank“ wird gebracht „der großen unbesiegblichen Armee,“ den „Helden, deren Namen auf Marmor und Erz der fernsten Nachwelt hinterlassen werden“ u. s. f. Welch' ein Ueberfluß von Dank, Ruhm, Lob — wir lesen aber nicht, daß die Ehrgierigen von diesem Ueberfluß auch nur die kleinste Libation dem „Herrn der Heerschaaren“ gebracht hätten. Referent, welcher zur Zeit mehrerer Siege der Franzosen in Paris war, hörte bey diesen Gelegenheiten wohl den Kanonendonner beym Dôme des Invalides, von einem kirchlichen Te deum vernahm er nichts. Zum erstenmale, seitdem Napoleon Krieg führte, wurden am 30. Januar 1814 in Paris allgemeine Gebete um Waffenglück gehalten, dann erst, als die Noth wuchs und die feindlichen Heere wie Meereswogen Frankreich überflutheten.

Das Lesen der Hugo'schen Geschichte wirkt wie böse, giftige Nebel, wir sehnen uns nach freyer Luft und blauem Himmel. Diese Sehnsucht erquickt und erfrischt sich durch die Erinnerung an jene große Zeit, da Eine Liebe, Eine Begeisterung alle Deutsche innig vereinigte, stärkte, befreyte.

Wüßte doch ein treuer Mann, der Freude und Leid seines deutschen Vaterlandes seit dem Auf-

treten Napoleons mit erlebte, im tiefsten Herzen mit empfand und von lebendiger Liebe getrieben thätig zur Befreyung und Erneuerung Deutschlands mitwirkte, möchte er einfach und aufrichtig eine Geschichte der letzten 40 Jahre schreiben. Er sollte nichts verschönern, er sollte die Thorheiten und Sünden unsers Volkes nicht verschweigen, frey bekennen, wie Hoffahrt vor dem Falle kam — aber auch Gott die Ehre geben, daß er unsere Täusete streiten gelehrt, daß er uns nach tiefer Demüthigung wieder groß gemacht, sollte ihm danken für Jena wie für Leipzig.

Wir tragen wahrlich kein Verlangen, die Thaten der Deutschen im unleidlichen schwülstigen Style des Nationalstolzes beschrieben zu sehn, und sehnen uns nach keinem Geschichtswerke, welches auf dieselbe Weise Deutschland und seine Helden vergöttlichte, wie Hugo's Buch Frankreich und Napoleon vergöttlicht. Ist der Stolz jedes einzelnen Menschen, die bornirte lieblose Selbsterhebung und Ueberhebung über andere Menschen etwas höchst Widerwärtiges, so ist der Stolz eines ganzen Volks, seine bornirte und lieblose Selbstüberhebung über andere Völker doppelt widerwärtig und eckelhaft. — Man verwechsle aber nicht die ächte Nationalbescheidenheit mit jener sich wegwerfenden — wir haben kein Wort dafür — welche ein Buch wie Hugo's, das aus grimmigem Haß gegen Deutschland und blinder Leidenschaft für Frankreich durch und durch unwahr ist, den Deutschen, insbesondere der deutschen Jugend aufdringt, damit diese daraus vaterländische Geschichte lern.

Die Verlagehandlung preist nun wirklich Hugo's Originalwerk an „um sich im Uebersetzen vom Französischen ins Deutsche zu üben“ — nicht wahr um heylsüßig selbst aus dem Deutschen ins Französische übersezt zu werden? „Es eignet sich, fährt die Buchhändleranzeige fort, sehr für Schulen und zu einem Geschenke für die Jugend.“ Hierauf die kurze Bemerkung: Wollte jemand in Frankreich et-

wa Körners Gedichte oder Görres rheinischen Merkur für den Schulen und zu Geschenken für die Jugend empfehlen, er würde gewiß nach Charenton gebracht, und so mancherley Ansichten auch in Frankreich herrschen, es würde sich doch nicht eine Stimme für den Eingesperrten vernehmen lassen. Wie ist es in Deutschland? wie viele Stimmen haben wohl gegen die Verführer der deutschen Jugend gewarnt? —

Werfen wir auch einen Blick auf die äußere Ausstattung des Werks. Auf dem eleganten Umschlage sieht man vier N im Sternentranz; es sind dieselben N, welche sich in Paris aller Orten, besonders am Louvre, fanden; nach der Eroberung von Paris verschwanden sie. Was sieht man aber auf der Rückseite zwischen dem obern und untern N? Es ist das Kreuz, um welches sich eine Passionsblume schlingt. Wie hat das Zeichen

Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,  
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,  
Zu dem viel tausend Herzen warm gesiebt,  
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,

wie hat es sich hierher verirrt? Was soll die Passionsblume mit dem Namen des Dämons der Gewalt? Will man etwa das heilige Kreuz des stillen Friedensfürsten von Golgatha nehmen und es sentimental auf das Grab des blutbesprigten, endlich still gewordenen Kriegsfürsten unter Trauerweiden anpflanzen?

Folgende Inschrift auf dieß Grab beschließt — nicht das Original — sondern die umgearbeitete Geschichte Hugos.

Hier liegt.... kein Name sagt's? — So mögt  
die Welt ihr fragen!  
Sein Nam' in blutger Schrift rings steht er  
aufgetragen,  
Von Kedars Felsenstien, bis an des Donos Strand,  
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Brust der  
Braven  
Und in dem Herzen selbst der seigen Schaar von  
Skafen,



Die sich ihm unterm Wagen wand.

Kein Menschenname noch, den aller Ohren kennen,  
Seit jenen großen Zween (?), die Jahre Jahren  
nennen,

Schwang mit Gewitterflug sich je so weit  
hinaus;

Nie hat ein irdischer Fuß, den sonst ein Hauch  
entrückt

Der Erde stärkere Spur im Gehen eingedrückt  
Und — hier gieng seine Wandrung aus!

Der Dichter, als ein umgekehrter Bileam, wollte  
segnen und mußte fluchen; er wollte loben, und  
weil er's nicht besser verstand, sprach er den furcht-  
barsten Tadel aus. Wir schlagen folgende ernste  
Grabschrift vor, welche mit der vorigen nicht ge-  
rade im Widerspruche ist; sie ist aus dem Prophe-  
ten Jesaias entnommen.

„Wehe aber dir du Verstörer! Meinst du, du  
werdest nicht verhöret werden? Und du Ver-  
ächter! meinst du, man werde dich nicht ver-  
achten? Wenn du das Verstören vollendet hast,  
so wirst du auch verhöret werden; wenn du  
des Verachtens ein Ende gemacht hast, so wird  
man dich wieder verachten.“ —

„Wie ist es mit dem Treiber so gar aus, und  
der Fins hat ein Ende. Der Herr hat die  
Nutze der Gottlosen zerbrochen, die Nutze der  
Herrscher, welche die Völker schlug im Grimm  
ohne Aufhören und verfolgte ohne Barmherzig-  
keit. Nun ruht doch alle Welt und ist stille  
und jauchzet fröhlich.“

Wir würden über den „Mann des 19ten Jahr-  
hunderts,“ welcher jetzt vor Gottes Gericht steht,  
schweigen; aber die, welche ihn wie ein blutiges Ge-  
spenst herauf beschwören, um verblendete Völker zu be-  
zaubern, sie zwingen uns zum Krieg gegen den Todten.

Gegen Frankreich hegen wir Deutsche wahrlich  
keinen Haß mehr, wir wünschen ihm von Herzen  
den Segen einer sichern, festgegründeten, durch keine  
Böfewichter gestörten Ruhe, den Segen des innern  
Friedens wie des äußern. Möge es das Seine thun,

damit dieser Friede erhalten werde; daß Deutsch-  
land keinen Krieg, keine Eroberung wolle, ist welt-  
bekannt. — Möchte nur jedes Volk die andern  
Völker lieben, wie es sich selbst liebt.

Philosophical Transactions of the royal society  
of London. For the year 1835. Part. I. and  
II. 4.

(Fortsetzung.)

II. Physikalische Abhandlungen.

1. Note on the Electrical Relations of cer-  
tain Metals and Metalliferous Minerals.  
By R. W. Fox. (S. 39 u. 40).

Wir erhalten hier ein Verzeichniß negativ-elektri-  
scher Substanzen nach der Intensität der Wirkung geord-  
net, welche sie in den vom Verf. angestellten Versuchen  
gezeigt haben. Darunter nimmt das graue feinstallirte  
Braunsteinoryd die erste Stelle ein. Der Verf. den-  
ket zugleich auf die möglichen elektrischen Wirkungen hin,  
welche entstehen könnten, wenn verschiedenartige Metall-  
adern unter der Erde nahe genug an einander liegen.

2. Experimental Researches in Electricity.  
Ninth Series. By Michael Faraday. —  
§. 15. On the influence by Induction of  
an Electric Current on itself: — and  
on the inductive action of electric cur-  
rents generally. (S. 41 — 56).

Nimmt man in jede Hand Ein Ende eines lau-  
gen Drahtes, der die Verbindung zwischen den zwei  
Platten eines Elektromotors von einem einzigen Metall-  
paare herstellt, so fühlt man einen elektrischen Stoß  
in den Armen, so oft die Verbindung des Drahtendes mit  
dem Elektromotor unterbrochen wird: gebraucht man  
einen kurzen Draht, so zeigt sich dieselbe Wirkung nicht.  
In dieser von Hen. Genkin mitgetheilten Thatsache, und  
in der ferneren Beobachtung, daß in dem vorerwähnten  
Falle beim Unterbrechen der Verbindung ein Funken er-  
zeugt wird, glaubte der Verf. eine besondere Wirkungs-  
weise elektrischer Ströme wahrzunehmen und unterwarf  
den Gegenstand einer besondern Untersuchung, wovon wir  
hier die Resultate in Kürze darlegen wollen.

Zum Behufe einer genauern Untersuchung fand Hr. Faraday zweckmäßig, zwischen den Endtheilen des Verbindungsdrahtes, welche nach Hrn. Zentius Experimenten in die Hände genommen werden, eine Metallverbindung durch Drahte herzustellen: diese bezeichnen er als Nebenverbindung, während der ursprüngliche Draht die Hauptverbindung bildet. Bestand nun die Hauptverbindung aus einem langen Drahte, entweder ausgedehnt oder spiralförmig um einen hohlen Cylinder von Pappe, oder um einen Elektromagnet gewunden, so ließ sich jedesmal bei der Trennung der Hauptverbindung vom Elektromotor das momentane Vorhandenseyn eines elektrischen Stromes in der Nebenverbindung durch Glühen eines dünnen Platinadrahtes, wenn solcher einen Theil der Nebenverbindung ausmachte, so wie durch chemische Zersetzung und Ablenkung der Magnethadel erkennen: dabei hing die Intensität der Wirkung von der Beschaffenheit der Hauptverbindung ab. Außer dem Dasen des Stromes in der Nebenverbindung zeigten die erwähnten chemischen und magnetischen Wirkungen auch die Richtung desselben an und bewiesen, daß sie der Richtung des Stromes in der Hauptverbindung entgegen gesetzt war. Hiernach gründet der Verf. auf sämtliche Versuche die Lehre, daß durch jeden elektrischen Strom ein sekundärer Strom in demselben Leitungsdrahte durch Induction erzeugt wird und zwar unter denselben Bestimmungen, die für die Induction mit verschiedenen Drahten aufgestellt worden. Diese Erweiterung des Inductionsgesetzes, deren Kenntniß zuerst aus den erwähnten Versuchen hervorgegangen ist, wird vom Verf. durch spätere Nachweisungen und unter verschiedenen Umständen bestätigt.

3. On the Determination of the Terms in the Disturbing Function of the fourth Order as regards the Excentricities and Inclinations which give rise to Secular Inequalities. By J. W. Lubbock. (Seite 57 — 81).

Da die vollständigste Entwicklung der Seculargleichungen, wie sie im III. Bande der Mécanique Céleste von Laplace gegeben wird, sich nur bis auf die dritte Ordnung in Beziehung auf Neigungen und Excentricitäten erstreckt, so hat Hr. Lubbock, von dem wir mehrere auf Störungstheorie bezügliche Arbeiten besitzen, sich in gegenwärtiger Abhandlung zur Aufgabe gemacht, in der Störungsfunction die zur vierten Ordnung der Neigung und Excentricität gehörigen Coefficienten aller Glieder, wodurch Seculargleichungen erzeugt werden, nach seiner eigenen Methode (Philos. Transactions. 1832.) darzustellen. Wenn sich nun gleich aus der weitern Berechnung ergibt, daß die Hinzufügung dieser Glieder in den Laplace'schen Zahlenwerten

keine merkliche Aenderung herbeigeführt, so wird dadurch die Nützlichkeit einer so mühevollen Arbeit keineswegs vermindert, weil sie uns über den wahren Betrag der betreffenden Glieder eine Gewißheit verschafft, welche nicht durch theoretische Betrachtungen, sondern einzig durch die wirklich geschehene Entwicklung erlangt werden konnte.

Als einen Beweis, wie leicht die Coefficienten der verschiedenen Glieder der Störungsfunction nach seiner Methode sich berechnen lassen, giebt uns der Verf. den Ausdruck für einen Coefficienten der fünften Ordnung in der von Hrn. Airy entdeckten Venusgleichung, wodurch das Resultat dieses Astronomen bestätigt wird. Der Verf. schließt seine Abhandlung mit Anwendung seiner Methode auf die Entwicklung der Störungsfunction nach den Gliedern der wahren Länge.

4. On the Results of Tide Observations made in June 1834 at the Coast Guard Stations in Great Britain and Ireland. By the Rev. W. Whewell. (S. 83 — 90).

Das wichtige Phänomen der Ebbe und Fluth des Meeres, obwohl von den vorzüglichsten Mathematikern Keuten, Bernoulli, Laplace, einer scharfsinnigen Untersuchung unterworfen, ist keineswegs mit dem Grade von Genauigkeit bestimmt worden, den einerseits der Zweck der Wissenschaft, andererseits das Bedürfniß der Schifffahrt verlangte.

Der Grund hievon liegt fast einzig in dem Umstande, daß weder die Tiefe des Meeres, noch die Form des festen Landes durch einen einfachen mathematischen Ausdruck dargestellt werden kann; demnach ließ sich auch von einer Berechnung, welche nur unvollständig die Bedingungen der Aufgabe umfaßte, bloß im Allgemeinen eine Uebereinstimmung mit der Erscheinung und Bestätigung ihrer Entstehung durch die Attraction der Sonne und des Mondes erwarten. Sollte die Zeit und Höhe der Fluth mit genügender Schärfe voraus bestimmt werden, so war es einleuchtend, daß man den rein theoretischen Weg verlassen und auf Beobachtungen den Wirkungsbetrag jeder einzelnen Ursache ableiten mußte. Solches ist denn auch die Tendenz verschiedener Abhandlungen, welche seit dem Jahre 1831 von zwei thätigen Gelehrten Whewell und Lubbock in den Philos. Transactions bekannt gemacht wurden, und worin theils Grundsätze und Art des Verfahrens, theils wirkliche Anwendungen enthalten sind.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. October.

Nro. 212.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Erster Band, Erlangen bey J. J. Palm und Enke, 1836. 593 S.

Ein Vergleich der allgemeinen Naturgeschichte unsers Verfassers mit dem hier vor uns liegenden Buche bezeugt ihm allerdings, wie er dieß in der Vorrede erwähnt, daß er gegen seine eigene Arbeit ein genauere Kritiker gewesen sey, als vielleicht irgend einer, der sie in ihrer ersten Form gefunden hatte. Denn es ist fast kein einziger Paragraph im ganzen Buche zu finden, der nicht entweder ganz neu, oder doch wesentlich verändert und vermehrt wäre. „Judeß“ fügt der Verfasser jener Aeußerung seiner Vorrede hinzu, „ist hiemit noch nicht viel gesagt. Das Eigene, das wir mit uns tragen, pflegt sich unserm Blick, wie mögen uns stellen, wie wir wollen, immer zum großen Theil zu entziehen, weil es niemals ganz außer, nicht vor uns liegt.“

Wir geben hier nur eine gedrängte Uebersicht über den Inhalt des Werkes.

Der Titel seines Buches: „Geschichte der Natur“ scheint dem Verfasser zuerst einer Rechtfertigung zu bedürfen. Er giebt diese S. 3 — 5. — Das veraltete Wort *Schicht* (davon *Geschicht*) in seiner sinnvollen, doppelten Abkammung von *schehen*, *geschehen* (*heri*, *evenire*), so wie (*perfecti*, *consummari*) und von *sichichten* oder *scheiden* (*ordine disponere*, *dividere*), bedeutete ursprüng-

lich nicht bloß die Summe des Gewordenen oder Geschehenen (*facta*), sondern zugleich Zusammenreihung, Ordnung (*series*, *ordo*) so wie Theilung, Abtheilung (*partitio*, *divisio*). Die holländische Sprache hat für Geschichte das Wort *Geschiedenis*, von *geschieden* statt *geschehen*. Wenn deßhalb der Verfasser den Inhalt seines Buches als Geschichte der Natur ankündigt, so will er, im ursprünglichen Doppelsinn des deutschen Stammwortes, damit andeuten, daß seine Arbeit nicht bloß zur Betrachtung und Erkenntniß der durch eine Scheidung („*Geschiedenis*“) entstandenen Welt des Sichtbaren und Gewordenen, so wie einiger Hauptformen dieses Werdens führen, sondern vornehmlich auch von der innern Ordnung, Zusammenreihung und Abtheilung der sichtbaren Dinge handeln solle.

Der erste Abschnitt des Buches von S. 7 — 43 umfaßt einige Züge aus der Geschichte der Naturwissenschaft. Der Verf. überschreibt den ersten § dieses Abschnittes: die Weisheit der Väter. Die Wissenschaft, wie die Menschensprache selber, ist aus einem Alte der Begeisterung hervorgegangen (n. v. *Platos Menou* 96, 99). Seinem Wesen nach nahe mit der Begeisterung verwandt ist der Instinct; auch die Naturanschauung des Alterthums geht von einem instinctähnlichen Zuge des menschlichen Wesens aus; sie ist hiedurch innerlich verschieden von dem, was Wissenschaft im engeren Sinn genannt werden kann. Wir lassen hierüber den Verf. mit den eigenen Worten seines Buches reden:

„Die Weisheit der ältesten Zeit ist eine Weisheit der Tempel gewesen; ein überfließendes Gut, das einst von einem befondern, hiezu angewiesenen Stande ver-



wahr und verwaltet worden. Denn es wies mit großer Allgemeinheit im Alterthume die Ansicht verbreitet gefunden, daß nicht zwar ein willkürlich zu ergreifender „Stand“ in unserm Sinne des Wortes, wohl aber ein gewisser „Zustand“ der Seele und des Leibes zu dem Geschäfte jener Tempelweisheit vorzugsweise geeignet sei. Ein Zustand, welcher als angeborene Anlage von den Eltern auf die Kinder vererbt, oder auch durch leibliche Enthaltungen und Reinigungen könne vorbereiter und befördert werden, weil hierbey nicht ein mühsames Aufsuchen des da und dort verborgenen Stoffes des Erkennbaren, sondern nur die rechte Empfänglichkeit für ein überall vorhandenes Element des Erkennens nöthig sei, welches wie das Licht dem Auge, dem Menschengesicht von selber sich aufdringt.“

„Diese älteste Zeit der Tempelweisheit nennt uns keine Namen der einzelnen Erfinder und Begründer ihrer Erkenntnisse; denn die Anfänge von diesen waren in der That nicht, in unserm Sinne des Wortes, erfunden; sie waren nicht einem Einzelnen, sondern Vielen zugleich aus einem gemeinsamen Quell der geistigen Anregung gekommen. Wie wir nämlich, in der Geschichte der Einzelnen, mit Empfindung begabten Lebendigen bemerken, daß die anfängliche Hlabe-  
 wegung des Bedürfnisses nach der ihm nöthigen Sättigung durch das bewirkt werde, was wir Instinct nennen; so ist auch die erste Hmbewegung des erkennenden Menschengesichtes nach einem feiner Natur verwandten Erkennbaren aus einem eingebornen Triebe hervorgegangen, der verschieden von dem ist, was wir Wille nennen. Jener imwohnende Instinct oder Trieb des Geistes hat dann, in schneller, obwohl immerhin stufenweiser Entfaltung, die Grundfäden alles eigentlichen Wissens gesponnen: des Wissens von einem allgemeinen Ursprung alles Seyns und Werdens der einzelnen Dinge und von einem Gesetze des Bewegens dieser Einzelnen hin nach dem Mittelpuncte alles Seyns.“

Nachdem der Verf. diese Ansicht von der Tempelweisheit des frühesten Alterthums in den erklärenden Bemerkungen zu diesem Paragraphen von S. 14 — 20 mehr zu beweisen gesucht hat, spricht er im 3ten §. von der Begründung der Naturwissenschaft (im engeren Sinne) durch die Griechen und Römer. Während sich die Tempelweisheit abschließender mit der einen Grundbeziehung in dem Wesen der Dinge beschäftigt, mit jener, in welcher dieselben zu einem höheren, allgemeinen Ursprung des Seyns stehen, umfaßt die Wissenschaft vor-

herrschender jene andere Grundbeziehung, in welcher die Dinge wechselseitig, eines auf das andere (das eine Einzelwesen auf das andere Einzelwesen) sich befinden. Wie das Volk der Griechen, sowohl durch seine äußere Stellung an dem Marktplatz des geselligen Verkehrs der Völker, an die älteste Hauptstraße des Handels und Wandels der Welttheile, als durch seine natürlichen Anlagen vorzugsweise für den geselligen Wechselverkehr, für die eben erwähnte Grundbeziehung des Einzelnen auf andere Einzelne gemacht war; so hat dasselbe auch im Gebiet des Erkennens vorherrschend jene Richtung entfaltet, welche auf das Erfassen des Wechselverhältnisses der Dinge zu und gegen einander ausgehet: die Richtung der eigentlich wissenschaftlichen Art. Unsere jezige Wissenschaft hat nach allen Seiten hin ihre Begründung durch die Griechen erhalten. Namentlich sucht der Verf. dieses in Beziehung auf die Naturwissenschaft von S. 25 — 28 zu erweisen und würdigt hierauf auch das Verdienst der Römer um dieses Gebiet des Erkennens.

„Wie ein cyclopisches Gemäuer, welches die Fluthen der Erde nicht hinwegzureißen, die Gewaltthätigkeiten des Stieges und der Muthwille der Barbaren nicht zu zerstören vermochten, stehen noch jetzt die Grundwerke des Alterthums in hehrer Bildung vor unserm Auge dar; denn sie sind von einem Geiste zusammengefügt, welcher der Vergänglichkeit nicht unterliegt, weil ein Same der Ewigkeit in ihm waltet.“

Hiermit betrachtet im §. 4. der Verf. den Fortbau der Naturwissenschaften durch die Araber und Perser des Mittelalters, so wie §. 5. die Geschichte der Naturwissenschaft des neuen Europas.

Der zweyte Hauptabschnitt des Buches von S. 44 — 198 umfaßt die Geschichte des Sternenhimmels. Er beginnt im §. 6. mit einer Betrachtung des Wesens der Schwere und des Lichtes. Die Ursache des Lichtes ist ein Bewegen, welches nach einem andern Mittelpunct des Seyns hingezogen ist, von einem andern Mittelpuncte ausgeht, als nach und von dem Centrum der Schwere. Von

§. 46 — 52 werden die verschiedenen Arten der Erzeugung des Lichtes im nächsten Gebiete unserer Sichtbarkeit beschrieben. Hierauf handelt der §. 7. von dem Bau des Sternenhimmels. Nur das Todte, welches eine zufällige, äußere Einwirkung bald so, bald anders aneinander häuft oder zerstreut, hat keine fest bestimmte Mitte noch Umfang; keine gewisse und beständige Anordnung in ein Oben und Unten, Rechts und Links. Alle Körper, welche durch eine inwohnende Kraft, verwandt dem Leben oder der elektrischen und magnetischen Wirksamkeit gestaltet sind, haben eine gewisse Mitte und einen gewissen Umfang, ein bestimmtes Innen und Außen, und dieses Gesetz gilt ohne Ausnahme von den Kristallisationen des Steinreichs an bis hinan zur Leiblichkeit des Menschen. Auch in dem uns am meisten bekannten Theile des Sternenhimmels, in dem Planetensystem, ist eine fest bestimmte Mitte und ein gewisser Umfang; eine Anordnung (der Ebenen der Bahnen) in ein Oben und Unten. Und dasselbe allgemeingültige Gesetz der Anordnung jeder sichtbaren Schöpfung wird auch, schon auf dem jetzigen Standpunct der Wissenschaft, im Bau des Fixsternhimmels erkannt. Die Lage der Sternenhäufen in der Richtung und Ebene der Milchstraße deutet darauf hin, daß dieselben mit der Milchstraße ein Ganzes (das Astralsystem) bilden, während die unauflösblichen (eigentlichen) Lichtnebel ebenfalls als ein zusammengehöriges Ganzes in einer gemeinsamen Zone liegen, welche die Ebene des Astralsystems unter einem sehr augensälligen Winkel durchschneidet. Die Stellung unseres eigenen Planetensystems scheint nicht sehr fern von der Mitte der beiden großen Hauptsysteme des Fixsternhimmels abgelegen. Was die anderen, answärts von dieser uns bekannteren Mitte gelegenen Welträume betrifft, so wird das Sichtbarwerden der Welten sowohl durch äußere, noch mehr aber durch innere, in der Natur unser's sinnlichen Erkennens selber liegende Gründe begränzt.

Un die letztere Betrachtung unmittelbar sich an-

schließend, handelt der §. 8. von den Dimensionsverhältnissen des Fixsternenhimmels, während der §. 9. die Naturverhältnisse desselben betrachtet, indem er von der Sonnennatur des Fixsternlichtes, von der Fortbewegung auch der Fixsterne in Welträume, von den neu erscheinenden und von den einem periodischen Lichtwechsel unterworfenen Sternen handelt, dann zu der Naturgeschichte der Sternhaufen und Nebelstete, der Doppelsterne und Vielsterne, so wie der geschaarten und der Sternheere übergeht.

Von der fernabgelegenen Fixsternwelt wendet sich der B. zu der Beschreibung unsers Planetensystems. Der §. 10. vergleicht die Sonne mit den Fixsternen und erwähnt unter andern Fraunhofer's Versuche mit dem Fixsternlichte; der §. 11. betrachtet die Dimensionsverhältnisse der Sonne, ihre Rotation, ihren Zodiakalschein, so wie die augensälligen Beweise für das Kopernicanische System; der §. 12. die vermuthliche Naturbeschaffenheit der Sonne. Hier wird zuvörderst die Eigenschaft des Leuchtens mit den Wirkungen des Entflammens und Verbrennens verglichen und die namentlich von Herschel sehr begünstigte Ansicht von einer leuchtenden, den an sich dunkeln Sonnenkörper umgebenden Atmosphäre gewürdigt. Neben dieser Ansicht darf jedoch auch jene andere nicht unbeachtet bleiben, welche das Gluthlicht der Sonne in Wechselbeziehung sezet mit der auf diesem Weltkörper herrschenden Schwere. Nicht bloß die Kraft der thierischen Muskeln und des Emportreibens der Säfte im Körper der Pflanzen müßte dort 28mal stärker seyn, als bey uns, wenn sie dieselbe körperliche Masse in Bewegung sezen wollte (dena ein Stein, welcher an der Erdoberfläche mit dem Gewicht eines Pfundes auf meiner Hand lastete, wöge auf der Sonne 28 Pfunde) sondern, da es vornämlich die Schwere und der durch sie erzeugte gegenseitige Druck der Körper ist, welcher der Auflösung durch die Wärme entgegenwirkt, könnten auch auf der Sonne solche Namkräfte, welche bey uns das Sieden des Wassers, oder selbst die thierische Wärme hervorbringen, in 28mal größerer Stärke wirken, ohne die Bande des gewöhnlichen Bestandes der Körper aufzulösen.

(Schluß folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Jedoch waren die Materialien in letzterer Beziehung viel zu beschränkt, um bedeutende Resultate zu gewähren. Ein weit allgemeineres Interesse gewann der Gegenstand dadurch, daß auf Veranlassung der oben erwähnten Gelehrten von Seite der englischen Admiralität eine acht-tägige Beobachtungsreihe an sämtlichen Eceffationen des Küstendienstes um Großbritannien und Irland angeordnet wurde, deren Resultate bekannt zu machen, Dr. Whewell in gegenwärtiger Abhandlung beabsichtigt. Er bemerkt hierüber, daß allgemeine Unregelmäßigkeiten der Fluth sich aus den eingeleisteten Beobachtungen nicht erkennen lassen, sondern die Unregelmäßigkeiten sich auf einzelne Localitäten beschränken, woraus sich die Möglichkeit erweise, die Erscheinung durch allgemeine und Localgleichungen darzustellen.

Ein ferneres Ergebniß ist, daß der Einfluß der Localität sich zu bedeutend zeigt, um die Ableitung der Mondsmasse aus der Höhe der Fluth (wie von Laplace versucht worden) zu gestatten: daß die theoretisch gefundene Ungleichheit der beyden Fluthen deselben Tages sich bestätigt; daß endlich rücksichtlich der Modificationen, die durch die Form der Küste bedingt werden, der Einfluß der Vorgebirge besonders merkwürdig sey. Der Anzeige dieser vorläufigen Resultate (denn die vollständige Zusammenstellung aller Beobachtungen war noch nicht erfolgt) schließt der Verf. die interessante Nachricht an, daß die obige Reihe correspondirender Beobachtungen von der britischen Marine auch im Jahre 1835 wiederholt werden soll, und zugleich Einleitung getroffen sey, um auswärtige Seemächte zur Theilnahme zu veranlassen.

5. On certain peculiarities of Double Refraction et Absorption of Light exhibited in the Oxalate of Chromium and Potash. By Sir D. Brewster. (S. 91 — 93).

Im vorliegenden Aufsätze wird das kleeure Chrom-Kali, welches in flachen, sechsseitigen unregelmäßigen Prismen krystallisirt, in Beziehung auf Gestalt und Verhalten zum Lichte näher untersucht. Der Verf. weist in letzterer Hinsicht zwey merkwürdige Eigenschaften der Krystalle nach: 1) erzeugen sie eine starke Doppelbrechung; 2) lassen sie für gewisse Dicken nur gewisse Farben durch und zwar verschiedene Farben, je nachdem man mit Tages- oder Kerzenlichte experimentirt.

Bei Auflösung der Krystalle in Wasser wird die erste Eigenschaft natürlich aufgehoben, die zweite äußert sich aber in gleicher Weise wie zuvor. Der Verf. giebt

uns jedoch weder eine nähere Bestimmung der Axen und Exponenten der Doppelbrechung, noch sucht er ein Verhältniß der Dicks des Körpers zur Farbe des durchgelassenen Lichtes festzusetzen, sondern beschränkt sich auf obige allgemeine Angaben, denen er die Anzeige einer Eigenthümlichkeit befügt, woraus zur Messung des Brechungsexponenten unter gewissen Verhältnissen Vortheil gezogen werden kann. Betrachtet man nehmlich das prismatische Spectrum durch eine Auflösung von kleeurem Chrom-Kali, so zeigt sich im rothen Theile zwischen den Fraunhofer'schen Linien A und B eine starke dunkle Linie, es mag das Spectrum durch Sonnen- oder Lampen- oder irgend ein anderes Licht erzeugt seyn. Hierdurch ist die Möglichkeit begründet, mit allen Luftarten die Brechungsexponenten eben so scharf zu bestimmen, als sie Fraunhofer bei Sonnensichte gemessen hat. Sir D. Brewster fand durch ein Wasserprisma bei 65° Fahrth., daß die erwähnte dunkle Linie dem Brechungsexponenten 1,530701 entsprach.

6. Second Essay on a General Method in Dynamics. By William Rawan Hamilton. (S. 95 — 144).

Seitdem Lagrange in seinem klassischen Werke über analytische Mechanik den Fundamentalgleichungen der Bewegung eine eben so allgemeine als einfache Form gegeben, und ihre Anwendung auf die Bewegungen der Himmelskörper durch die Methode der Constanten erleichtert hat, richteten sich die Bestrebungen der Analysten vorzugsweise darauf, die Entwicklung der Reiben, deren man zur Integration bedarf, und die Vereinfachung derselben durch schieflche Transformation zu erzielen, ohne in Beziehung auf die Grundgleichungen selbst größere Allgemeinheit oder neue Methoden zu suchen. Die entgegengegesetzte Bahn hat der Verf. der vorliegenden Abhandlung verfolgt: er bezweckt (seiner Einleitung zufolge) nach einer neuen und eigenthümlichen Methode die Gleichungen der Dynamik auf eine Form zurückzuführen, welche, so wie sie alle Fälle umfasst, auch mit gleicher Leichtigkeit auf alle Fälle anwendbar ist, indem sie sämtliche Bewegungsgrößen vermittelt einer einzigen Hauptfunction ausdrückt. Was die Wichtigkeit der Methode besonders hervorhebt, ist der Umstand, daß sie nicht in dem vorliegenden Falle allein ihre Anwendung findet, sondern auch die Probleme der Statik und eine Zahl von Aufgaben der reinen Mathematik mit gleichem Erfolge zu lösen verhilft, weshalb sie der Verf. als einen eigenen Zweig der Analyse mit dem Namen des Calculs der Hauptfunctionen belegt. Eine Methode, welche durch Allgemeinheit und Einfachheit so gründliche Vortheile verpflichtet, darf nicht ohne sorgfältige Beachtung und Prüfung gelassen werden.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. October.

Nro. 213.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, ic.

(Fortsetzung.)

Denn, wie Fries, in seiner populären Sternkunde dieß entwickelt, „unter der Herrschaft und dem Schutz der Schwere können allein die geordneten Lebenskräfte der Organismen gedeihen und sich erhalten; sie giebt den festen Boden, in dem die Pflanzen wurzeln; sie giebt die Gewalt, mit der dem Wasser sein Stand des Gleichgewichtes vorgeschrieben ist; sie giebt der Atmosphäre das Maas ihrer Dichtigkeit und ihres Druckes. Als reche zerstörende Naturkräfte werden sich an einem Weltkörper alle die zeigen, welche ein gewisses, durch diesen Druck bestimmtes Maas überschreiten. — . . . So wird (namentlich) an der Sonne eine 28mal stärkere Gluth von der Schwere gebändigt; deshalb wird vielleicht auch alle chemische und alle Lebensbewegung der Organisation dort um 28mal heftiger seyn, als bey uns. Wie auf Erden die Wärme des menschlichen Blutes etwa 70° der Fahrenheit'schen Scala beträgt, so könnte sie auf der Sonne 1960° erreichen: eine Hitze, weit über der des glühenden Eisens, eine unter allen Verhältnissen leuchtende Wärme. Was bey uns zerstörende Gluth wird, das könnte dann milde Lebenswärme seyn in dem glühenden Sonnenleben — — — Sonnenfluren mit tausendfarbigen Blütenkronen überdeckt, die nicht fremden Lichtstrahl brauchen, sondern im eigenen Lichte glänzen, senden vielleicht von dort aus ihre vereinten Strahlen und zu.“

Der 13. bis 15. §. geben die Naturgeschichte der Planeten, Monde und Kometen, während der 15te sich unter der Ueberschrift: die innere Anordnung des Planetensystems mit den Gesetzen der Bewegungen, mit den Verhältnissen des Raumes und der Zeiten der Weltkörper sich beschäftigt.

Der dritte Hauptabschnitt des Buches von S. 199 — 593 behandelt in größerer Ausführlichkeit die Naturgeschichte des Erdkörpers. Die Dichtigkeit, die mittlere Temperatur der verschiedenen Länd- der und Meere, die eigenthümliche Wärme des Erdinnern werden im 17ten, das Meer und seine verschiedenen Bewegungen im 18ten §. betrachtet. Auch in den Hauptumrissen des Festlandes, namentlich in der Richtung der Gebirgszüge der beyden Halbkugeln sucht der §. 19. eine Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, welche an die erinnert, welche bey krystallinischen Gestaltungen bemerkt wird. Wie in dem vorhergehenden Abschnitt, bey den augenfälligen Sternen und Planeten, wie im §. 18. bey den verschiedenen Meeren, so hat auch bey den Gebirgszügen der Verf. die Namen der Alten hinzugefügt. —

Bey der Beschreibung jenes Kreislaufes der Süßwasser, welcher in der Form der Dämpfe vom Meere oder dem senchten Boden sich erhebt, dann in der tropfbarflüssigen Gestalt der Quellen und Flüsse sich herabläßt, und so von neuem im Meere endet, wird namentlich auch das Entstehen der Quellen und die Verschiedenheit ihres Gehaltes, so wie ihrer Temperatur beleuchtet, hernach der Lauf der bedeutendsten Flüsse der Erde beschrieben. Dieser oberirdische Verlauf des Gewässers stehet allerdings

an mehreren Punkten der Erdoberfläche mit einem unterirdischen in Verbindung, in welchen uns die Betrachtung der Hölen einen Blick thun läßt. Unter diesen erregen die in Amerika entdeckten durch ihre ungeheure Ausdehnung die meiste Aufmerksamkeit, und es scheint überhaupt aus den organischen Ueberresten von riesenhaftem Bau, wie aus den Zeugnissen anderer Naturbewegungen, als wenn jener Welttheil in der Zeit seiner ersten Gestaltung eine vorzüglich überwaltige, in Extreme sich verlierende Natur gehabt habe. So weit, als nur in die Tiefen der Erde die atmosphärische Luft in ihrer gewöhnlichen, gasartigen Form noch hinabdringt, zeigt sich auch organisches Leben; Ehrenberg fand noch in dem Grubenwasser eines Bergwerkes am Ural einige der gewöhnlichen Infusorien; die Wasserbehältnisse des mächtigen Krainer-Höhlenzuges, zu welchem die Adelsberger Grotte gehört, enthalten noch Thiere aus ziemlich hochstehenden Familien: namentlich dem Hölensalamander. Die Mitbewegung, in welche mehrere unserer tiefsten Landseen, so wie mehrere Heilquellen bey großen Erdbeben versetzt wurden, läßt auf einen unterirdischen Zusammenhang der Wasserreservoirs der Tiefe mittelst der Höhlen schließen.

Der Luftkreis (S. 22) scheint sein Verbleiben über der Erdoberfläche, wie seine Begränzung durch ein polarisches Verhältniß zum Körper des Planeten zu empfangen, welches unser Verf. mit jenem vergleicht, das sich zwischen einem lebenden Nerven und der ihn umgebenden elektrischen Sphäre findet, deren Daseyn v. Humboldt zuerst nachwies. Die Ausdehnung dieser Sphäre hängt nicht von äußeren, sondern von inneren Ursachen ab; von der Kraft: hier des thierischen Lebens, welche dem Nerven inwohnt. Die Action dieser Kraft kann nach der einen Richtung hin stärker seyn und weiter reichen, als nach der andern, und dieses von innen ausgehende Verhältniß kann in gewissem Maaße einem Wechsel unterworfen seyn, wie im Kleinen bey der Wirkungs-

sphäre eines künstlichen Magnets. In jedem Falle ist eine solche Actions-sphäre nicht etwas dem lebenden Nerven hinzu Gefelltes, sondern sie besteht nur durch die eigene Kraft und Wechselbeziehung desselben auf die ihn umgebende Körperwelt. Würde der Luftkreis nur durch die allgemeine Schwere an den Planeten festgehalten, könnte er zugleich durch die ihm inwohnende Elasticität in's Unendliche sich ausdehnen und verdünnen, dann würde nach Laplace's Berechnung seine Gränze in einem Abstand von  $6\frac{2}{3}$  Erdhalbmesser von dem Mittelpuncte der Erde sich finden; jenseits dieser Gränze könnte die Luft nicht mehr der Erde angehören, sondern jedes Lufttheilchen, das durch die ihm inwohnende Elasticität bis zu dieser Höhe emporgehoben würde, müßte, vermöge der ihm mitgetheilten Schwerkraft, die Nähe des Planeten verlassen, und von diesem hinwegfliehen. Wäre dieses so, dann würde, wie Wollaston mit Recht erinnert, der nachbarliche Mond sich längst aus der überfließenden Fülle seines Planeten mit einer stärkern Atmosphäre versehen, oder es würde Jupiter seinen verhältnißmäßig so nahen Monden ihre auffallend dichte Atmosphäre längst entzogen haben. Auch die beyden Hauptgasarten der Atmosphäre: Sauerstoff- und Stickstoffgas scheinen in dieser nicht auf chemische Weise, sondern Theil vor Theil durch eine polarische Anziehung von anderer Art vereint. Wären sie chemisch verbunden, wäre die atmosphärische Luft ein niedereres Dryd des Stickstoffes, dann erschiene es mit jedem bekannten Naturgesetz in Widerspruch, wie das höhere Dryd, das eigentlich sogenannte Stickstoffdryd, welches doch schon den doppelten Antheil des Drygens in sich enthält, der atmosphärischen Luft mit solcher Leichtigkeit ihren Sauerstoff entziehen und mit ihr zur salpetrigen Säure werden könnte; wären aber beyde Gasarten bloß nach mechanischem Gesetz unter einander gemengt, so müßte sich das schwerere Sauerstoffgas wegen dieser größeren Schwere allmählich mehr zur Tiefe senken, und die tiefer gelegenen Gegenden würden dann

reicher daran seyn, als die höheren. So aber sind das Sauerstoffgas und Stickgas an allen Punkten des Luftkreises, wo nicht nachbarliche Oxydationsprozesse diesen Zustand örtlich und momentan verändern, so gleichmäßig zusammengestellt, wie die Theilchen des Alkohols mit denen des Wassers, unter welche man jene mischt. Auch Wasserdampf ist mit großer Beständigkeit den beyden Hauptgasarten des Luftkreises beigesellt; seine mittlere Menge in unserer Atmosphäre beträgt so viel, daß derselbe in der trocknar flüssigen Gestalt des Wassers einen Raum von 130 Kubikmeilen erfüllen würde; es ist mithin ohngesähr doppelt so viel Wasser in dem Luftkreise enthalten, als, nach der gewöhnlichen Berechnung, alle Flüsse der Erde zusammengenommen im Verlauf eines Jahres ins Meer führen.

Die §§. 23 u. 24. beschäftigen sich mit der Betrachtung der Meteore, so wie der Erdbeben und Vulkane. Der letztere Paragraph erwähnt zugleich der bekanntesten vulkanischen Ausbrüche der älteren und neueren Zeit.

Die hierauf folgenden Paragraphen umfassen die Grundzüge der Geognosie und Geogenie. Hierbey wollen wir etwas ausführlicher verweilen, da sich gerade in diesem Abschnitte manches Neue findet. Der Verf. geht von der Ansicht aus, daß die Erdveste nicht durch ein über unermessliche Zeiträume sich fortsetzendes Spiel der gestaltenden und wieder zerstörenden Naturkräfte, sondern durch einen Schöpfungsact entstanden sey. Er hat an einer späteren, im 2ten Bande stehenden Stelle, seine Gedanken hierüber zusammengefaßt; zur besseren Verständigung seines geologischen Privat-Systems möge der Inhalt jener Stelle hier vorausstehen:

„Wir unterscheiden an unserer eigenen Natur zwey verschiedene Reiche des Seyns, in deren jedem ein eigenthümliches Gesetz des Entstehens und Fortwährens herrscht: das eine ist das Reich des Geistigen, das andere das des Materiellen. In dem Reiche des Geistigen stehen die Bilder, welche die Seele sich vorstellt, wie der Gedanke, der sie denkt, auf einmal, nach ihrem Maße vollendet da und können nur zurückgebrängt werden, nicht aber sterben; im Reiche des Materiellen nehmen die Dinge aus einem unscheinbaren Keime ihren Anfang, wechseln dann durch

Anziehung des verwandten Stoffes, nehmen wieder ab und sterben. Derselbe leibliche Mensch, dessen Bild die Seele noch fortwährend sich auf einmal mit der Schnelligkeit des Gedankens erschafft und lebendig darstellt, war erzeugt und geboren worden, hatte unter mannichfaltigen Hemmungen sein Wachsthum vollendet, war hierauf gestorben und verwest; was von der Natur der Seele ist, das erscheint nach seinem Maße von ewiger Natur; was von der Natur des Leibes, das ist wandelbar und vergänglich. — Die Weise des Entstehens im Reiche des Geistigen ist ein Act der Schöpfung; das Entstehen im Reiche des Materiellen beruht auf einem Act der natürlichen Ergengung; jener vollendet sich zumal, in einem Momente, dieser allmählig, in einer sich fortsetzenden Reihe von verschiedenen Momenten.

Welche von beyden Weisen die anfängliche und ursprüngliche sey, daran läßt uns die Betrachtung der befesten Dinge nicht zweifeln. Die Seele ist eher als der Leib; sie ist, als Einheit, ganz und auf einmal da; dieß bezeugt unter anderen die Art, in welcher sie die Fäden ihrer organischen Verleiblichung nach den verschiedensten Richtungen hin zugleich anspannt und entfaltet. Wie im Schöpfer selber, so muß in dem von ihm ausgehenden Finfen, so muß in der Schöpferkraft, welche wir Seele nennen, die ganze Mannichfaltigkeit des sichtbaren Wesens wie im Keime liegen, denn sogleich mit dem Beginne des Lebens gebet von dem Besetzten der Zug der Verwandtschaft nach dem Licht und dem Dunkel, nach der Luft und dem wärmenden Feuer, nach der Erde und dem Wasser aus; wie die Vorstellung, die sich der denkende Geist auf einmal in ihrer ganzen Vollendung erschafft, so giebt sich die Seele ganz und auf einmal als ein Vorbild des sichtbaren Weltganzen kund. Aber wie die besondere Seele vor ihrem Leibe, so muß noch vielmehr die allgemeine, schaffende Einheit vor dem Entstehen der Mannichfaltigkeit gewesen seyn, deren einzelne Momente durch ihr harmonisches Zusammenstimmen noch jetzt ein Abbild jener Alles bedenken, ordnenden Einheit sind, aus welcher sie hervorgiengen. Das Wirken und Bewegen dieser Einheit ist ein Schaffen, in einem Momente; erst mit der geschaffenen Mannichfaltigkeit tritt der Weg jenes in die Materie fallenden Erzeugens ein, dessen Wirken ein allmähliges, von einem Momente der Zeit zum andern sich steigendes und wieder abnehmendes ist. Wie weit wir auch hinausschieben mögen, der Anfang unserer Sichtbarkeit muß dennoch einmal in einem Schöpfungsmomente begründet gewesen seyn. Wenn schon die Seele, die in dem organischen Einzelteile waltet, die Fäden ihrer Verleiblichung zugleich nach allen Richtungen hin ausspannt und anlegt; wie vielmehr wird der schaffende Geist, welcher das Seyn der Erdveste und des gan-



zen, sichtbaren Weltgebäudes ansprach, sein Werk zumal, nach allen Richtungen hin begründet und entworfen haben.“

(Schluß folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Um die Mittel und Zwecke des Verf. richtig zu beurtheilen, ist es wesentlich auch seine sonstigen Schriften ähnlichen Inhaltes zu berücksichtigen. Als solche sind uns eine Anwendung seiner Methode auf die Probleme der Optik und eine Abhandlung in den Philos. Transactions 1834 bekannt, wovon die vorliegende als Fortsetzung oder Vervollständigung zu betrachten ist. Der einfache Ausdruck des Principes der kleinsten Wirkung, unter welchem die ersten Probleme begriffen sind und die eben so einfache und allgemeine Form, die Lagrange den Bewegungsgleichungen gegeben, scheinen den dem Verf. die Absicht erweckt zu haben, auch in der Anwendung diese schätzbare Eigenschaft beizubehalten, ohne, wie dieß bisher geschehen ist, genöthigt zu seyn, für besondere Fälle auch besondere Betrachtungsweisen, besondere Näherungs-Methoden, und jedesmal verwickeltere Formeln einzuführen. Von den erwähnten allgemeinen Grundblagen ausgehend, gelangt er nun seinem Vorhaben gemäß, durch mehrfache Transformationen zu Ausdrücken, worin sämmtliche gesuchte Größen als partielle Differentiale einer einzigen Function erscheinen.

Um uns aber auf die Abhandlung, welche den Gegenstand der Recension bildet, insbesondere zu beschränken, bemerken wir, daß die Darstellung der gesuchten Größen als partielle Differentiale einer Hauptfunction auf zweifachem Wege erreicht wird; einmal leitet der Verf. die Ausdrücke unmittelbar aus den Fundamentalgleichungen ab; das andere Mal gelangt er durch eine Betrachtungsweise, welche der Methode der Constanten von Lagrange völlig analog ist, zu den gesuchten Resultaten. In beiden Fällen aber bleibt zur Bestimmung der Hauptfunction eine Differentialgleichung übrig; und es bildet einen Haupttheil der Abhandlung, nachzuweisen, wie diese zur Verbesserung der erwähnten Function zu benutzen sey, wenn ein genäherter Werth bekannt ist.

Die einzelnen Transformationen, welche zu den Resultaten führen, hier näher zu bezeichnen, würde einerseits zu weitläufig, andererseits aber zum allgemeinen Verständnisse unnöthig seyn, da sie der Methode keineswegs eigenthümlich sind.

Nach einigen Erläuterungen und Beispielen geht der Verf. von der absoluten Bewegung eines Systems

von Körpern im Raume, worauf sich die ersten Formeln bezogen, zu ihrer relativen Bewegung über, und spricht sich am Ende hinsichtlich des Verhältnisses seiner Methode zu jener von Lagrange dahin aus, daß die letztere die Bahn eines einzigen Körpers um einen Centralkörper als normal voraussetze, und die Störungen bestimme, wie sie an diese Bahn anzubringen seyen, während seiner Methode der Körper als um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des Systems sich bewegend, und von der gleichzeitigen Anziehung aller übrigen Körper afficirt, gedacht werde.

Wenn aber, sagt der Verf. ferner von, hiedurch etwa kein entscheidender Vorzug seiner Methode begründet werde, so wolle er dagegen der Beurtheilung der Astronomen überlassen, ob er nicht dadurch eine wesentliche Vereinfachung eingeführt habe, daß alle Größen vermittelst einer einzigen Function ausgedrückt würden, wo sonst bei den gegenseitigen Störungen zweier Planeten zwei verschiedene Functionen zu berechnen gewesen wären, je nachdem man den einen oder den andern Körper als geführt betrachtete.

Daß dieses Urtheil, in so fern es die Methode von Lagrange betrifft, eine nähere Bestimmung erfordert hatte, bedarf keiner Erinnerung; aber auch die neue Methode scheint dadurch nicht hinlänglich charakterisirt. Diese letztere gewährt uns als Endresultat nebst den Werthen der gesuchten Größen durch partielle Differentiale einer Hauptfunction ausgedrückt, zur Aufbindung der Hauptfunction selbst eine Differentialgleichung, welche (obwohl dieß der Verf. nicht ausgesprochen hat) durch die bisherigen Hülfsmittel der Analyse keiner Integration fähig ist, wohl aber dazu dient, wo genäherete Werthe der Coeordinaten bekannt sind, den Ausdruck der Hauptfunction durch succesive Approximationen zu verbessern. Die Methode führt daher ihrem Wesen nach nur zu Näherungsformeln und wenn man bei dem Störungsproblem insbesondere sich auf den ersten Grad der Approximation beschränkt, wie dieß in der Abhandlung geschehen ist, so erhält man Ausdrücke, die denen von Lagrange gleichbedeutend sind. Dieser Umstand scheint dem Verf. entgangen zu seyn; gleichwohl ist er eine notwendige Folge des Verfahrens; denn da in beiden Fällen von denselben Gleichungen ausgegangen wird und in den Resultaten dieselben Variablen und Constanten vorkommen, so müssen auch die Resultate selbst, so verschieden die Transformationen in der Ableitung seyn mögen, dennoch übereinstimmen. Es ist aber hienit kein Urtheil ausgesprochen, in wie fern sich die neue Methode zu einer schnelleren und bequemeren Approximation eignen würde, wenn man andere Größen einführt, oder die Integration auf andere Weise bewerkstelligt. So lange jedoch dieses nicht geschieht, scheint kein hinlänglicher Grund vorhanden zu seyn, die vom Verf. geforderten Vorzüge der Methode zuzurekenen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. October.

Nro. 214.    der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Théorie Mathématique de la chaleur. Par  
S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.

Das ununterbrochene Wirken des Hrn. Poisson seit mehr als zwey Decennien im Gebiete der theoretischen Astronomie und Physik hat theils durch allmähliche Vervollständigung und Ausbildung, theils auch durch wichtige Entdeckungen diese Wissenschaften so wesentlich befördert, daß die Erscheinung eines neuen Werkes von ihm große Erwartungen begründen muß. In der Vorrede zur zweyten Ausgabe seiner Mechanik (Traité de Mécanique. Paris, 1833.) kündigte der Hr. Verf. seine Absicht an, in einem größern Werke, welches aus einzelnen unabhängigen Theilen bestehen, aber als ein Ganzes unter dem Titel: Traité de Physique Mathématique vereinigt werden sollte, den verschiedenen Theilen der Physik ohne voraus festgesetzte Reihenfolge, nach und nach eine möglichst vollständige mathematische Begründung zu geben. Den ersten Theil bildete die im Jahre 1831 herausgekommene Theorie der Capillar-Attraction (Nouvelle Théorie de l'action capillaire. Paris, 1831); an diese schließt sich die vorliegende Theorie der Wärme als zweyter Theil an. So lange man die Verbindungen einer Erscheinung nur unvollständig zu umfassen, und näherungsweise die Consequenzen zu entwickeln sich begnügt, liefert die Uebereinstimmung oder der Widerspruch zwischen Berechnung und Erfahrung nur eine mangelhafte Bestätigung oder Widerlegung der hypothetischen Grundlagen des Calculs; soll aber gültig über die Statthastigkeit eines an-

genommenen Naturgesetzes entschieden werden, so ist es nothwendig, die Folgerungen desselben durch strenge Deduction und vollständig dargestellt mit den Ergebnissen der Erfahrung zu vergleichen.

Diese strenge und vollständige Deduction ist es, welche als Hauptidee in der Physik des Hrn. Poisson durchgeföhrt, derselben einen nirgends bisher in gleichem Maaße erreichten Vorzug verleihen sollte.

„Durch die Wahl des Titels: „Mathematische Theorie der Wärme,“ so drückt sich der Hr. Verf. S. 5 über die Tendenz des vorliegenden Werkes aus, wollte ich anzeigen, daß es sich darum handeln werde, durch einen strengen Calcul aus einer allgemeinen, auf Erfahrung und Analogie gegründeten, Hypothese über die Mittheilung der Wärme alle Folgerungen abzuleiten.

Diese Folgerungen werden alsdann eine Transformation der Hypothese selbst seyn, welche durch den Calcul weder erweitert, noch beschränkt wird und ihre vollkommene Uebereinstimmung mit den beobachteten Erscheinungen kann über die Richtigkeit der Theorie selbst keinen Zweifel übrig lassen.“

Das Werk, in zwölf Kapitel abgetheilt, wird mit einem Vorworte eingeleitet, worin die Entstehung und Ausbildung der Wärmelehre erwähnt sind. Lambert wandte in seiner Pyrometrie zum ersten Male die Mathematik auf das Verhalten der Wärme in einfacheren Fällen an, ohne jedoch die Differential-Gleichungen, welche die Temperatur irgend eines Punctes in einer gegebenen Masse für einen

constanten oder wechselnden Stand seiner Wärme ausdrücken, zum Grunde zu legen.

Die später erfolgte Darstellung dieser Verrichtungen durch Biot, und die geistreiche Theorie des Austauschens der strahlenden Wärme von Prevost umfassen die sämmtlichen Arbeiten der Physiker in dieser Hinsicht zwischen der ersten Entstehung der Wärmelehre und ihrer Erhebung zu einer selbstständigen Abtheilung der Wissenschaft durch die klassischen Arbeiten Fouriers. Eine Denkschrift, die dieser Gelehrte im Jahre 1807 der Pariser Akademie der Wissenschaften überreichte, seine im Jahre 1812 gekrönte Preisschrift, später ein eigenes Werk „analytische Theorie der Wärme“ und verschiedene Abhandlungen theils in den Denkschriften der Akademie, theils in Gay-Lussacs Annalen der Chemie und Physik rechtfertigen ihm den Ruhm eines Gründers in diesem Zweige der Naturwissenschaft. Auch Laplace wendete die Analyse auf einige Probleme der Wärmelehre mit besonderer Beziehung auf die Wärme des Erdkörpers an.

Endlich muß unter die vorzüglichsten Beförderer der Wärmetheorie auch Hr. Poisson selbst gezählt werden, durch dessen vielfache Abhandlungen die Wissenschaft, theils an neuen Resultaten, theils an Allgemeinheit und Strenge der Deduction in ausnehmendem Maaße gewonnen hat. Diese Abhandlungen bilden die Grundlage des vorliegenden Werkes.

Die fünf ersten Kapitel umfassen die Gesetze der Wärmittheilung, sowohl in der Ferne durch Strahlung, als auch in der Nähe durch unmittelbare Fortpflanzung im Innern der Körper. Um die Beziehungen der Wärme zu den Körpern zu untersuchen, ist es nothwendig, über die Beschaffenheit der letzteren rücksichtlich ihrer kleinsten Theile eine Hypothese aufzustellen, da dem Geiste des Infinitesimal-Calculus zu Folge aus den Verhältnissen der kleinsten Theile der Totalzustand bestimmt wird. Man begnügte sich früher, eine Zusammenfügung der Körper aus unendlich vielen, als rechtwinklige Parallel-

epipeden an einander gereihten Elementen anzunehmen, so zwar, daß je vier gleiche Kanten eines jeden Parallelepipeds durch die Differentiale der rechtwinkligen Coordinaten ausgedrückt wurden, eine Vorstellungsweise, die nicht aus der Natur, sondern aus der Eigenthümlichkeit des Calculs hervorgegangen war.

(Fortsetzung folgt.)



Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, 10.

(Schluß)

Von dieser Ansicht ausgehend, stellet nun der Verf. in dem §. 27, welcher von dem Entstehen der Erdoberfläche handelt, folgende Sätze auf: Das Band der innern Nächstverwandtschaft, das alle Dinge der Sichtbarkeit zu einem Ganzen vereint, geht aus der gemeinsamen Beziehung hervor, in welcher alles einzelne Seyn zu einem allgemeinen Grund des Seyns steht. Beyde aber, der Zug nach dem einen Anfangs- und Mittelpuncte des Werdens hin, und der Zug des einen werdenden und gewordenen Dinges nach andern werdenden und gewordenen Dingen, finden sich in allen Wesen; sie erscheinen namentlich am organischen Körper als zwey verschiedene und doch innig verwebte Regionen oder Systeme von Organen; als ein passiv den höheren Lebensinfluß Aufnehmendes, scheinbar Todtes, und ein der gleichartigen Körperwelt gegenüberstehendes Selbstthätiges; in den Gebilden der Erdoberfläche als eine kristallinische Reihe z. B. der sogenannten Urgebirge und als eine organisch plastische der vollkommen geschichteten Bergarten. Die erstere hat sich in einer von unten nach oben gehenden (mehr perpendiculären), die andern in einer von innen nach außen gehenden (vorherrschend horizontalen) Richtung entfaltet, durch eine Spannkraft, die nach ihrem höheren Maaße jener elektrischen verwandt war, welche



die Lagen der Wolken (und der Hagelschichten) im Luftkreise ausbreitet. Beide Reihen (der Feuer- und der Wasserwelt) sind in nochwendiger räumlicher und zeitlicher Beziehung auf einander entstanden; ihre Gebilde weben sich in einander, ohne sich eigentlich zu vermischen, denn sie sind Erzeugnisse zweyer polarisch verschiedenen Thätigkeiten, deren jede zwar nur in Beziehung auf die andere wirksam werden kann, eine aber auch zugleich die andere ausschließt; so daß die eine nur da producirend hervortritt, wo die andere zurückweicht und erlischt. Die Schichtung mit der in ihr auftretenden, organisch plastischen Region entsteht durch die Wirksamkeit des einen Poles; an jedem Punete, wo dieser unterbrochen wird, erhebt sich die Wirksamkeit des anderen Poles und zugleich stellen sich an dem Orte der Unterbrechung die Gebilde der krystallinischen Ordnung ein.

Auf die Ansicht von einem Entstehen der sichtbaren Erdkruste und der auf ihr erscheinenden Mannichfaltigkeit der Dinge durch einen Schöpfungsact gründet sich nun auch die Meynung, welche der W. über die organische Natur des Gebirgsinnern aufstellt. Er hält jene Thiere und Pflanzen, deren Ueberreste in den Bergarten der organisch-plastischen Reihe gefunden werden, nicht für solche Wesen, welche hunderte oder tausende von Jahraufenden vor dem Entstehen der jetzigen organischen Natur gelebt haben, sondern für solche, welche gleichzeitig noch mit den heute lebenden ihrer Ordnung auftraten und vorhanden waren; deren Seyn und Bestehen aber an Bedingungen geknüpft gewesen, die eben so verschieden von denen waren, unter welchen die jetzt auf der Erdoberfläche wohnende organische Welt sich forterzeugen und gedeihen kann, als die, unter denen der Höflesalamander besteht, von denen verschiedenen sind, unter welchen der Wassersalamander unserer Teiche sich forterzeugend erhält. Ein großer Theil der organischen Natur des Gebirgsinnern umfaßt Geschöpfe der Tiefe, welche nur so lange bestehen konnten, als der begleitenden Umstände dieses

Bestehens vorhanden waren. Diese Umstände aber sind nur in jener Zeit eingetreten, in welcher die Massen der Erdkruste aus dem unvollkommen flüssigen zum festen Zustand übergiengen.

Der 28. §. enthält eine Zusammenstellung jener Thatsachen, welche für eine Abnahme und Zunahme des Gewässers der Erde zu sprechen scheinen. Es sind zwey Hauptformen der irdischen Leiblichkeit: Wasser und Eisen (=Oxyd); jenes herrscht an der Oberfläche, dieses, wie aus so Vielem hervorgeht, im Inneren der Erde vor. Beyde haben eine sehr mächtige Anziehung gegen einander; überall wo Eisenoxyd mit dem Wasser in Berührung tritt, entsteht das Eisenoxydhydrat, welches schon bey einem mäßigen Erhitzen die in ihm enthaltene, sehr bedeutende Wassermenge frey werden läßt. Eine große, allgemeine Wasserbedeckung der Erde konnte schon mittelst einer Steigerung der Wärme im Inneren des Planeten bewirkt werden, wodurch, aus einem Theil des Eisenoxyd-Hydrats der Binnenmassen das Wasser entbunden ward. Vorzüglich zwey Hauptmomente eines solchen Hervortretens des Wassers auf die Oberfläche scheinen in der Geschichte unserer Erdkruste stattgefunden zu haben; eine länger andauernde bey dem Entstehen derselben, und eine schneller vorüber gehende zur Zeit der großen Fluth. In den späteren Zeiten unserer historischen Kunde hat das Meer weder zu- noch abgenommen, sondern nur in der Richtung und Stärke seiner Strömungen einzelne, verhältnißmäßig unbedeutende Veränderungen erlitten.

Die noch übrigen Paragraphen des ersten Bandes, welche von der Ab- und Zunahme der Wärme der Erde, von den Zeiten des Menschengeschlechtes, seinem gemeinsamen Ursprung und ältesten Wohnsitz, dann von der großen Fluth und dem Zeitalter von dieser handeln, enthalten zwar viele Zusätze und neuerdings bekannt gewordene Thatsachen, übrigens sind sie, dem Hauptinhalte nach, dieselben geblieben, die sie in der ersten Bearbeitung dieses Werkes waren.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

7. Continuation of a former Paper on the twenty-five feet Zenith Telescope lately erected at the Royal Observatory. By J. Pond. Esq. (S. 145 — 151).

Die Beobachtungen von  $\gamma$  Draconis mit dem Zenithsector an der Sternwarte in Greenwich wurden von Strahlen begonnen und sind bis zum Verfall des Instrumentes im Jahre 1812 durch einen Zeitraum von 62 Jahren fortgesetzt worden.

Von dem erwähnten Jahre an erfolgte eine Unterbrechung bis 1833, wo ein neues Zenithfernrohr von 25 Fuß aufgestellt wurde. Wenn es der Beobachtungsmethode mit diesem Instrumente zum Vorwurfe gemacht werden kann, daß sie die Unveränderlichkeit desselben voraussetzt, ohne irgend eine Nachweisung zu liefern, ob durch den Einfluß der Temperatur und die Veränderung des Instruments keine Störung eintrete, so muß es dem Hrn. Pond zum Verdienste gerechnet werden, daß er eine wünschenswerthe Kontrolle eingeführt hat. Sie wird dadurch erlangt, daß man mit den Beobachtungen von  $\gamma$  Draconis eine gleiche Anzahl Beobachtungen eines nahen, etwas südlich vom Zenith gelegenen Sterns, 170 Draconis, verbindet, und zwar in der Art, daß ein Mal die Sterne beyde bey westlicher oder beyde bey östlicher Lage des Instrumentes, ein anderes Mal aber der eine Stern bey westlicher und der andere bey östlicher Lage beobachtet werden, wodurch sich im ersten Falle die Summe, im zweiten Falle die Differenz ihrer Zenithdistanzen ergibt. Die Tabellen, welche der Verf. am Ende der Abhandlung beigegeben hat, enthalten eine dreifache Bestimmung der Zenithdistanzen obiger zwey Sterne: 1) durch Beobachtungen mit den zwey Mauerkreisen, 2) durch Vereinigung der abwechselnd bey östlicher und westlicher Lage des Fernrohres gemachten Beobachtungen desselben Sterns, 3) durch Berechnung der Summen und Differenzen beyder Zenithdistanzen nach der eben angezeigten Weise. Die nahe übereinstimmenden Resultate der drey Bestimmungsarten gewähren das auffallende Re-

sultat, daß Bessels Formel (Tabulae Regiom. XLVI.), welche auf die 62 jährige Reihe der frühern Greenwicher Beobachtungen gegründet ist, schon nach zwanzig Jahren die Zenithdistanz von  $\gamma$  Draconis um  $1''$ , 74 größer als die Beobachtung gibt.

8. On the Atmospheric Tides and the Meteorology of Dukhun (Deccan) East Indies. By Lieut. - Col. Sykes. (Seite 161 — 220).

Diese Abhandlung umfaßt eine Reihe von meteorologischen Beobachtungen, welche an verschiedenen Punkten von Dukhun in Ostindien zwischen  $17^{\circ}$ . 25' und  $19^{\circ}$ . 27' nördl. Breite und  $73^{\circ}$ . 30' —  $75^{\circ}$ . 53' östlicher Länge in den Jahren 1827 — 1830 gemacht worden sind. Nachdem der Verf. eine Beschreibung seiner meteorologischen Instrumente (für deren Genauigkeit mehr durch die berühmten Namen der Verfertiger als durch die unzureichenden Verifikationen des Beobachters gebürgt wird) und eine Darstellung seiner Beobachtungsmethode vorangeschickt hat, setzt er die vorzüglichsten Resultate seiner Beobachtungen zugleich mit vielen zum Theile interessanten Bemerkungen aneinander. Folgender allgemeiner Umriss wird den Leser mit dem Inhalte der Abhandlung bekannt machen. Wie in allen tropischen Gegenden, so zeigt auch in Dukhun das Barometer eine sehr regelmäßige periodische Bewegung, welche innerhalb 24 Stunden zwey Maxima und zwey Minima erlangt. Ueber das erste Minimum (4 — 5 Uhr Morgens) finden sich keine näheren Bestimmungen vor: das darauf folgende Maximum trifft zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags ein. Von dieser Zeit an fällt das Barometer bis es zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags sein Minimum erreicht: die Größe um welche es in dieser Periode fällt beträgt im Durchschnitt 0,1066 engl. Zoll. Es erfolgt alsdann ein allmähliges Steigen bis zwischen 10 und 11 Uhr Nachts, wo der Barometerstand im Durchschnitt 0,0884 engl. Zoll höher ist als zur Zeit des nachmittägigen Minimums. Die jährlichen Variationen sind in so enge Grenzen eingeschlossen, daß sie kaum 0,6 engl. Zoll übersteigen. Nebenjens sind keine atmosphärischen Umstände, auch nicht die Passatwinde (wie Humboldt und Bonpland vermuthet hatten) vernögend, die regelmäßigen Oscillationen des Barometers zu unterbrechen, wohl aber können sie den Betrag derselben modificiren. Auch zeigen sich manche Anomalien hinsichtlich der Barometerhöhe, die wohl nur der Lokalität zuzuschreiben sind.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. October.

Nro. 215.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Theorie Mathématique de la chaleur. Par  
S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.

(Fortsetzung.)

Den Elementen selbst als Einheiten von gleicher Beschaffenheit legte man gleiche Wirkungsweise bey. Erst die Entdeckung der Molekularkräfte führte auf die Unterscheidung der kleinsten Theilchen (Moleculen, Atome), deren Beschaffenheit den Erscheinungen, nicht bloß dem Bedürfnisse des Calculs angepasst werden mußte: so zwar, daß die eben erwähnten Elemente als aus einer großen Anzahl mit eigenthümlicher Kraftäußerung begabter Atome zusammengesetzt anzunehmen sind, deren Resultate als Summe der einzelnen Wirkungen (und nicht für alle Fälle in Form eines Integrals darstellbar) die Wirkung eines Elementes angiebt. Die Ausbildung dieser Lehre ist Hrn. Poissons Verdienst; sie erscheint als eigenthümliche Vorstellungsweise seiner ganzen Physik zum Grunde gelegt, und muß auch da, wo sie die Resultate nicht wesentlich modificirt, und wo die gewöhnliche Betrachtungsart dieselben Folgerungen gewährt, jedenfalls als naturgemäß erkannt werden.

Es gehört ferner zu den Eigenthümlichkeiten von Hrn. Poissons Theorie der Physik, daß sie die Wirkungsweise an der äußersten Schichte der Körper nicht derjenigen gleich setzt, welche im Innern statt findet. Kommen Wirkungen in Betracht, die auf irgend eine Weise durch Molekularkräfte bedingt sind, wie dieß in einer großen Menge physikalischer Probleme der Fall ist, so muß der Zusammenhæng der

Körper aus Atomen zufolge gegen die äußerste Grenze hin eine schnelle Aenderung der Dichtigkeit, mithin eine veränderte Wirkungsweise, eintreten. Ein ähnlicher Unterschied des Verhaltens der äußersten und der innern Körpertheile findet auch bezüglich auf die Wärme in so fern statt, als die Wärmestrahlen eine äußere Schichte von gewisser Dicke zu durchdringen vermögen, während im Innern ihre Verbreitung gehindert wird: jedoch ist diese Erscheinung nicht durch die erwähnte Dichtigkeitsänderung allein zu erklären, weil die durchdringende Kraft der Wärmestrahlen viel weiter als die Wirkungssphäre der Molekularkräfte reicht.

Der Beweis übrigens, daß die strahlende Wärme eine meßbare Schichte materieller Elemente zu durchdringen vermöge, gieng aus den Versuchen mit einem Kupferzuge von verschiedener Dicke (wie solche bey Messung der specifischen Wärme angewendet werden) sehr bestimmt hervor: aber erst vom Hrn. Verf. ist die Nothwendigkeit erkannt worden, die Berechnung hiernach zu modificiren.

Die allgemeinste Aufgabe der Wärmelehre besteht darin, für eine gegebene Zeit die Temperatur eines gegebenen Punctes in einem Körper oder materiellen Systeme überhaupt zu bestimmen. Die Lösung hängt von zwey Differentialgleichungen ab, wovon die eine sich auf die Oberfläche, die andere auf das Innere bezieht, und deren Begründung im strengsten Sinne den Zweck der Wärmelehre bildet. Die erstere Gleichung ist vom H. Verf. bereits in einer frühern Denkschrift in derselben umfassenden Form, wie sie hier erscheint, dargestellt



worden: der letztern hat er erst im vorliegenden Werke die möglichste Allgemeinheit verschafft. Sie drückt nun die Bewegung oder den Stand der Temperatur für einen homogenen oder heterogenen Körper aus, wobey die Leitungsfähigkeit auch als Function der Temperatur angenommen werden kann. Die verschiedenen Stufen, worauf diese Fundamentalgleichungen sich stützen, nebst den vielfachen beygefüigten Erläuterungen durchzugehen, würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten: wir bemerken blos, daß die Demonstration streng und umständlich ist, und insbesondere die letzterwähnte Gleichung, während sie die von Fourier gefundene an Allgemeinheit übertrifft, auch durch die Ableitungsweise die Bedenkligkeiten anschließt, welche die Commission der Pariser Akademie (bestehend aus Lagrange, Laplace, Legendre, Haüy und Malus) zum Theile veranlaßt haben, Fouriers Preischrift nicht unbedingt gutzuheißen. Daß diese Bedenkligkeiten begründet waren, weist der Hr. Verf. (pag. 117) in so ferne nach, als dem von Fourier gebrauchten Princip, wornach die Schnelligkeit der Wärmefortpflanzung in einem unendlich kleinen Parallelepipedium der Temperatur-Differenz der entgegengesetzten Flächen gerade und ihrer Entfernung umgekehrt proportional gesetzt wird, keineswegs die Unabhängigkeit und Evidenz zukommt, welche demselben beygelegt wurde.

Wir können bezüglich auf die Gleichung der Wärmefortpflanzung im Innern der Körper die Bemerkung nicht übergehen, daß sie in gewissem Maße die Bewegung einer Flüssigkeit bedingt, demnach auch in so ferne von Wichtigkeit ist, als sie zu den bekannten zwey Gleichungen hinzugefügt werden muß, um eine vollständige Theorie der Bewegung flüssiger Körper darzustellen.

Ferner ist es merkwürdig, daß diese Gleichung den Differential-Coefficienten in Bezug auf die Zeit nur in der ersten Ordnung enthält, während in allen Bewegungsgleichungen elastischer Flüssigkeiten ein Differential-Coefficient der zweyten Ordnung in Be-

zug auf die Zeit vorkommt. Diese wesentliche Verschiedenheit der Form deutet auf eine Verschiedenheit der wirkenden Kräfte hin, und macht es höchst wahrscheinlich, daß die Phänomene der Wärme sich nicht, wie jene des Lichtes, durch die Vibrationen eines elastischen Fluidums werden erklären lassen.

Sollte im Innern der Körper eine Strahlung d. h. eine Mittheilung der Wärme in meßbarer Entfernung statt finden, so würde ein verändertes Verhältnis in der Zu- oder Abnahme der Temperatur eintreten. Die Analyse des Herrn Poisson gestattet, auch diesen Umstand (obwohl die Ausdrücke dadurch sehr verwickelt und die Integration höchst schwierig werden) zu berücksichtigen. Uebrigens ist die hier gegebene Wärmetheorie noch nicht als vollständig und erschöpfend zu betrachten; denn einerseits behandelt sie nur die gewöhnliche und regelmäßige Mittheilung der Wärme ohne Eigenthümlichkeiten einzelner Wärmequellen oder das besondere Verhalten einzelner Körper zu denselben (Polarisation, Brechung) zu berühren; andererseits aber läßt sie die durch Wärme in luftartigen, flüssigen und auch in festen Körpern hervorgebrachte Bewegung und die damit zusammenhängenden Erscheinungen (Passatwinde, regelmäßige Meeresströmungen, Barometer-Veränderungen) noch gänzlich unberücksichtigt.

Nachdem durch das Vorhergehende die Lösung der zur Wärmelehre gehörenden Probleme auf zwey Gleichungen mit partiellen Differentialen zurückgeführt war, hat der Herr Verf. sehr zweckmäßig der Integration dieser Gleichungen und den darauf bezüglichen Reihenentwickelungen, als einem bisher wohl nirgends vollständig behandelten Gegenstande die folgenden drey Kapitel (VI. VII. VIII.) gewidmet. Er setzt die verschiedenen Formen auseinander, unter welchen sich die Integrale partieller Differentialgleichungen ausdrücken lassen, und weist dieselben durch Verwandlung der einen Form in die andere als gleichbedeutend nach. Die am häufigsten vorkommenden Probleme führen auf Integrale, welche keine will-

fäßliche Function einschließen, sondern aus einer unendlichen Reihe gleichgestalteter Glieder mit unbestimmten Constanten bestehen, so zwar, daß jedes Glied für sich der Differentialgleichung Genüge leistet. Obwohl Integrale dieser Art längst bekannt und gebraucht waren, so konnten über ihre Zulässigkeit Zweifel erhoben werden, bis der Herr Verfasser als der Erste nachwies, daß sie nicht bloß die mit der Zeit erfolgenden Veränderungen eines Systemes materieller Punkte ausdrücken, sondern auch geeignet sind, den willkürlich gegebenen Initialzustand darzustellen. Zu diesem Behufe war es notwendig, ein Verfahren anzugeben, wodurch eine gegebene continuirliche oder discontinuirliche Function in eine Reihe periodischer Glieder (Sinusse oder Cosinusse) verwandelt würde. Dieß geschieht mit aller Vollständigkeit unter Anwendung der früher vom Hrn. Verf. bekannt gemachten Begründungsart, die zwar an Allgemeinheit, nicht aber an Faßlichkeit und Beweiskraft diejenige übertrifft, nach welcher Lagrange zuerst ähnliche Reihen dargestellt hat. Eben die hier befolgte Methode (die der Hr. Verf. gegen vielfache früher und jetzt noch erhobene Einwendungen sicher zu stellen sucht) gewährt ihm die Entwicklung einer beliebigen Function zweyer Winkelgrößen in eine Reihe bestehend aus Gliedern von jener besondern Form, welche von Laplace zuerst bey Bestimmung der Anziehung eines Sphäroids gebraucht wurde, und die später wegen der Vortheile bey Integrationen so häufige Anwendung gefunden hat.

Die vier letzten Kapitel enthalten die Lösung der vorzüglichsten Probleme der Wärmetheorie.

Die Mittel hiezu waren durch die vorhergehenden Kapitel vollständig gegeben, indem die Fundamentalgleichungen entwickelt und die Integration derselben so weit vorbereitet war, daß es nur mehr der entsprechenden Substitutionen bedurfte, um die Lösung einzelner Aufgaben zu erreichen. Anstatt aber das bereits Gefundene unmittelbar anzuwenden, hat

der Herr Verf. sehr häufig vorgezogen, die gesuchten Ausdrücke auf neue Entwicklungen zu begründen, wodurch nur eine unnötige Ausdehnung des Werkes entstanden wäre, fände sich nicht für den Leser eine volle Entschädigung in dem Umstande, daß er hiebey auf die Kenntniß verschiedenartiger, auch in anderen Problemen der Physik anwendbarer Methoden geführt wird. Die Schwierigkeiten der Integrationen vermehren sich in dem Maße als man die Fortpflanzung der Wärme nach einer, nach zwey oder nach drey Richtungen zugleich berücksichtigt. Im letzteren Falle werden die Formeln so verwickelt, daß bisher mit Ausnahme weniger Körper, nämlich der Kugel, des Cylinders mit kreisförmiger Basis, des rechtwinkligen Parallelepipedums, verschiedener dreyeckiger Prismen und des Ellipsoids für einen stationären Wärmestand, keine vollständige Auflösung erreicht worden ist.

Auch unter diesen ist nur die sphärische Gestalt, weil die Fragen über die Temperatur der Erde an dieselbe geknüpft sind, von besonderm Interesse: die übrigen Formen (wovon der Hr. Verf. bloß Eine, nämlich das rechtwinklige Parallelepipedum vollständig behandelt hat) mögen hauptsächlich als geeignete Mittel zur Erläuterung der Theorie angesehen werden, denn weder im praktischen Leben, noch in wissenschaftlichen Forschungen bietet sich eine bemerkenswerthe Anwendung derselben dar.

Die äußere und innere Temperatur der Erde nach ihren verschiedenen Beziehungen haben seit Entstehung der Wärmetheorie den vorzüglichsten Gegenstand derselben gebildet: auch im vorliegenden Werke wird theils der Wärmevertheilung in sphärischen Körpern überhaupt, theils der Temperatur der Erde insbesondere eine sehr umständliche Untersuchung gewidmet.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

8. On the Atmospheric Tides and the Meteorology of Dukhun (Deccan) East Indies. By Lieut. - Col. Sykes. (Seite 161 — 220).

(Fortsetzung.)

Die Temperatur von Dufhun ergibt sich im Durchschnitt zu 76° Fahr. (+ 19°,6 Reaum.), jedoch würde dieser Werth, nun als wahres Mittel gelten zu können, noch einer Verbesserung bedürfen, wie sie wegen der Beobachtungszeiten (Sonnenaufgang, 9½ Uhr Vormittags, 4 Uhr Nachmittags) erfordert wird.

Die jährlichen und monatlichen Variationen des Thermometers sind nicht bedeutend, sehr groß dagegen die täglichen Variationen, die sich manchmal bis auf 39° Fahr. (17°,5 Reaum.) erheben.

Die beobachtete Regenmenge beträgt 23½ Zoll, während in Bombay (in einer Entfernung von etwa 90 engl. Meilen) das Mittel aus 12 jährigen Beobachtungen 82 Zoll gibt. Die vorherrschenden Winde sind N. und W.: selten hat man Nord- oder Süd-Wind, aber häufig Windstille. Eine große Menge Electricität befindet sich in der Luft, und veranlaßt auffallende Erscheinungen. Wir beschließen diese Anzeige mit der Bemerkung, daß die meteorologischen Beobachtungen an verschiedenen Punkten in Dufhun gemacht worden sind, und deren Anzahl für die einzelnen Orte wohl nicht zureicht, um die wahren Mittelwerthe zu bestimmen: überdies haben wir die Abhandlung bloß als eine Sammlung von Thatfachen zu betrachten, deren Beziehungen unter sich und zu anderwärtigen Beobachtungen den Gegenstand fernerer Untersuchung bilden soll.

9. Geometrical Investigations concerning the Phenomena of Terrestrial Magnetism. By Th. S. Davies Esq. (S. 221 — 248).

Der Verf. geht von der Voraussetzung aus, daß die Erscheinungen des terrestrischen Magnetismus durch zwei im Inneren der Erde befindliche Pole (Mittelpunkte der magnetischen Kraft) erzeugt werden und lehrt, wie

man aus Beobachtungen der Declination und Inclination der Magnetnadel die Lage der Pole und das Verhältniß ihrer Intensität berechnen könne. Eine nähere Darstellung des Inhaltes dieser Abhandlung scheint überflüssig, da weder die Hypothese selbst sich auch nur innerhalb der Grenzen möglicher Fehler den Beobachtungen anschließt, noch die theoretischen Entwicklungen sich durch Vollständigkeit oder scharfsinnige Anwendung analytischer Hülfsmittel auszeichnen.

10. Researches towards establishing a theory of the Dispersion of Light. By the Rev. Baden Powell. (S. 249 — 254).

Verschiedene durchsichtige Substanzen brechen die verschiedenen Lichtarten (d. h. die verschiedenfarbigen homogenen Lichtstrahlen) in sehr ungleichem Verhältnisse, so zwar, daß das prismatische Spectrum durch verschiedene brechende Mittel erzeugt, bei übrigens gleichen Umständen eine sehr verschiedene Ausdehnung erlangt, ohne daß man bisher zwischen dieser Ausdehnung, d. h. zwischen dem Zerstreungsvermögen der Substanzen und ihrem Brechungsvermögen ein Gesetz der Abhängigkeit erkannt hatte. Gleichwohl konnte man mit Grund vermuten, daß die Wirkungsweise eines durchsichtigen Mittels auf alle Strahlen gleichartig sei, daß demnach zwischen der Geschwindigkeit oder den Wellenlängen eines Lichtstrahles und seinem Brechungscoefficienten ein bestimmtes Verhältniß bestehen müsse. Ein solches Verhältniß leitet nun Hr. Powell, der Analyse des Hrn. Cauchy folgend, aus der Undulationstheorie ab, und zwar unter der Form

$$\mu = H. \frac{r n \pi}{\lambda} \sin \frac{r n \pi}{\lambda}$$

wo  $\mu$  den Brechungscoefficienten und  $\lambda$  die Wellenlänge des fraglichen Lichtstrahles,  $H$  und  $r n$  von der Beschaffenheit des Mittels abhängende Größen bedeuten. Die letzteren Größen leitet der Verf. für verschiedene durchsichtige Mittel aus den Versuchen Fraunhofer's ab, und zeigt durch die bestriedigende Uebereinstimmung der Rechnung mit den Messungen, daß über die Richtigkeit des aufgefundenen Gesetzes kaum mehr ein Zweifel übrig sei. Hiemit wäre denn für die Wahrheit der Undulationstheorie ein neuer und wichtiger Bestätigungsgrund dargelegt.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. October.

Nro. 216.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Theorie Mathématique de la chaleur. Par  
S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.

(Schluß.)

Die Beobachtungen, welche über die innere Temperatur der Erde angestellt worden, haben zwey Resultate geliefert, daß nämlich die täglichen und jährlichen Veränderungen der äußeren Temperatur nur bis auf eine geringe Tiefe in die Oberfläche der Erde eindringen, weiterhin aber unmerklich werden, dann daß die eigene Temperatur des Erdbodens mit der Tiefe zunimmt. Das erstere Resultat gieng insbesondere aus Hrn. Arago's Beobachtungen an Thermometern, deren Kugeln bis auf verschiedene Tiefen in den Boden versenkt waren, hervor, auch die Thermometer-Beobachtungen in dem Keller der Pariser Sternwarte \*) liefern eine Bestätigung davon; das letztere Resultat ist theils durch Beobachtungen in Bergwerksschächten, theils durch Condurung, theils durch die Wärme artesischer Brunnen übereinstimmend zur Gewißheit erhoben worden.

Um eine Erklärung dieser Thatsache zu liefern, haben Fourier und nach ihm Laplace die Erde als einen ursprünglich bis auf eine sehr hohe Temperatur erhitzten Körper betrachtet, der gegenwärtig im

Erkalten begriffen sey. Hiemit vertragen sich auch alle bekannten Erfahrungen; nur der Umstand, daß die Hypothese uns nöthiget, bey gleichförmig vorangesetzter Zunahme eine unermessliche Hitze im Mittelpuncte der Erde anzunehmen, bietet einige Schwierigkeit dar. Dieß hat Hrn. Poisson veranlaßt, eine neue Erklärung aufzustellen. Nach ihm erfüllen die Fixsterne den Weltraum mit Wärmestrahlen, deren Resultat für verschiedene Stellen des Raumes vermöge der ungleichmäßigen Vertheilung der Fixsterne mehr oder minder intensiv sich äußern wird, so zwar, daß die Erde, indem sie der progressiven Bewegung des Sonnensystems folgt, nach und nach abwechselnd von kälteren Regionen in wärmere und von wärmeren in kältere gelangen muß. Nach dem Umstande, daß gegenwärtig die Temperatur gegen die Oberfläche abnimmt, wäre zu schließen, daß die Erde (deren ursprüngliche Hitze nach des Hr. Verf. Ansicht sich längst verloren haben muß) zuletzt aus einem wärmeren Ranne in einen kälteren übergegangen ist. Die Wirksamkeit der Fixsternwärme auf unsere Erde sucht der Hr. Verf. durch Erwähnung der von Hrn. Melloni neuerlich angestellten Versuche zu bestätigen. Wenn wir uns hierüber, so lange uns das Detail der Versuche selbst nicht zugekommen ist, kein Urtheil erlauben dürfen, so können wir wenigstens bemerken, daß sie nicht an und für sich, sondern nur in Verbindung mit anderen Beweismitteln die neue Hypothese unterstützen können. Das wichtigste, und wie es scheint, einzig zureichende Beweismittel, wäre die Nachweisung einer aus Beobachtungen hervorgehenden Aenderung der

\*) Der Hr. Verf. giebt das vollständige Tableau dieser mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit angestellten Beobachtungen von 1817 — 1835, welcher Zeitraum in vier Perioden getheilt folgende Mittel gewährt: 11,°730, 11,°801, 11,°857, 11,°950. Eine so regelmäßige Zunahme kann doch wohl nicht zufälligen Ursachen begemessen werden.

inneren Erdtemperatur. Unglücklicher Weise erstrecken sich aber die Perioden, innerhalb welcher solche Veränderungen merklich werden können, so weit auf die Jahrtausende hinaus, daß man den Gegenstand für jetzt noch wohl nicht mit Unrecht zum Gebiete chimärischer Speculation rechnen dürfte. Bedenkt man ferner, daß nach den wahrscheinlichen Angaben über die Parallaxe der Fixsterne hundert tausend derselben (wenn sie unserer Sonne gleich wären) noch bey weitem nicht den millionsten Theil der Wärme gewähren würden, die wir von der Sonne erhalten, so wiew man mit Recht hierin neue Schwierigkeiten erblicken, zu deren Beseitigung wenigstens besondere Hypothesen über die Größe und erwärmende Kraft der Fixsterne festzusetzen wären.

Wir müssen endlich noch bemerken, daß der Grund, welcher Hrn. Poisson veranlaßt hat, die Annahme einer noch vorhandenen ursprünglichen Wärme im Innern der Erde zu verlassen, keineswegs genügend scheint. Wenn wir uns einerseits nicht wohl vorstellen können, wie die uns bekannten irdischen Stoffe bey der Hitze, die der Hr. Verf. nach wahrscheinlichen Annahmen für den Mittelpunct der Erde berechnet, noch bestehen können, so ist es andererseits eine rein willkürliche Hypothese, den Stoffen des Erdkerns gleiche Beschaffenheit mit denen der äußern Kruste, die uns allein bekannt ist, beizulegen. Ueber die Eigenschaften der Bestandtheile des Erdkerns, und ihr Verhalten zur Wärme, giebt die Erfahrung keinen Aufschluß. Es wäre aber sehr leicht, über die Leitungsfähigkeit der inneren Erdstoffe und über die Strahlungs-Sphäre der Wärme bey hohen Temperaturen eine annahmbare Hypothese festzusetzen, wornach die Hitze am Mittelpunkte der Erde auf eine mäßige Größe zurückgeführt, mithin die vom Hrn. Verf. erhobene Einwendung beseitigt würde. Wir tragen demnach kein Bedenken, da es doch nur auf eine Wahl zwischen unbegründeten Hypothesen ankommt, der gewöhnlich angenommenen Voraussetzung einer noch vorhandenen ursprünglichen

Wärme des Erdkerns, als der natürlicheren, den Vorzug zu geben: bemerken aber übrigens, daß die eine wie die andere Hypothese bis auf eine sehr entfernte Zukunft keine merkliche Veränderung der Erdtemperatur andeutet, und daß beyde überhaupt zu sehr von Folgen entblößt und von sonstigen Erscheinungen zu isolirt sind, um für die Gegenwart noch eine Bedeutung zu gewinnen.

Die übrigen Entwicklungen über tägliche und jährliche Veränderungen und Mittel der Lufttemperatur, über deren Messung durch Thermometer und deren Abhängigkeit von der geographischen Lage der Orte sind mit der dem Werke eigenthümlichen Genauigkeit und mit der sorgfältigsten Berücksichtigung aller Umstände durchgeführt.

Hiermit wollen wir die Anzeige eines Werkes beschließen, welches nicht nur als strenge mathematische Begründung eines wichtigen Zweiges der Physik gegen das bisher Geleistete einen entschiedenen Vorzug behauptet, sondern auch unabhängig von den physikalischen Resultaten durch die methodische Anwendung einer mächtigen mit Scharfsinn und tiefer Kenntniß gehandhabten Analyse immerhin merkwürdig bleiben wird.

Ungeachtet der ausgezeichneten typographischen Correctheit des Werkes findet sich p. 41. ein Druckfehler, wo die Gleichung (6) heißen muß

$$r = \lambda (\mu^4 - \mu^2):$$

ferner steht p. 110 einmal ein einfaches anstatt eines doppelten Integralzeichens, und p. 111 ist die Größe  $K$  in mehreren Ausdrücken ausgelassen, was sich alles leicht aus dem Kontexte richtigem läßt: endlich ist in der Kupfertafel Fig. 11. der Buchstabe  $M$  zu versehen, wie sich aus der darauf bezüglichen Demonstration von selbst ergibt.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

11. Experimental Researches in Electricity. Tenth Series. By M. Faraday. — On an improved form of the Voltaic Battery: — some practical results respecting the construction and use of the Voltaic Battery. (S. 263 — 274).

Die zehnte Folge von Faradays Untersuchungen über Electricität bezieht sich auf die möglichst vortheilhafte Einrichtung und Anwendung galvanischer Apparate. Die Grundsätze, die er aus vielfachen Versuchen geschöpft hatte, führten ihn auf eine eigene Construction eines Trogapparates, welcher sich unter allen Umständen besonders zweckmäßig erwies. Der Apparat ist übereinstimmend, wie der Verf. selbst bemerkt, identisch mit jenem, den Dr. Hare im Philos. Magazine Vol. LXIII. und Silliman's Journal Vol. VII. beschrieben hat. Der fernere Inhalt der Abhandlung bezieht sich auf die Säuren, die Metalle, ihre Zusammensetzung, Zahl und Größe, und entwickelt praktische Regeln, ähnlich denen, die Gay-Lussac und Thénard in ihren Recherches Physico-Chimiques gegeben haben.

12. On the Ice formed, under peculiar circumstances, at the bottom of running Water. By the Rev. J. Farquharson. (S. 32) — 343).

Daß sich unter gewissen Verhältnissen im fließenden Wasser Eis auf dem Grunde bildet, ist eine längst bekannte Thatsache, wofür mehrere Erklärungen aus theoretischen Principien in neuerer Zeit versucht worden. Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen war unausbleibliche Folge in einer Untersuchung, wo die bedingenden Umstände, als Gestalt und Beschaffenheit des Grundes, Bewegung des Wassers und dessen Temperatur in verschiedenen Tiefen, Gang der Lufttemperatur und sonstige atmosphärische Verhältnisse, sich nicht für mathematische Darstellung oder genaue Bestimmung eig-

nen, wo bloßes Raisonnement die Stelle einer analytischen Deduction ersetzen muß. Eine schätzbare und umfassende Zusammenstellung von Materialien und Erklärungsversuchen findet sich in Arago's Abhandlung im Annuaire pour 1833. Hr. Eisdale, welcher die Schlüsse des französischen Physikers ungenügend fand, suchte im 17. Bande des Edinburgh New Philosophical Journal eine neue Erklärung geltend zu machen, und beide seinerseits zu berichtigen, war Hr. Farquharson's Absicht in der vorliegenden Abhandlung.

Die günstige Gelegenheit zum Beobachten der Erscheinung, welche sich an den Gewässern des Don und Peczal öfters und in großer Ausdehnung zeigte, hat der Verf. mit vielem Scharfsinne benützt, und gelangt zu dem Schlusse, daß das Eis am Grunde fließender Gewässer unter dem vereinten Zusammenwirken folgenden Bedingungen entstehe: 1) Wenn die Temperatur des Wassers (welche den schnell fließenden Gewässern für jede Tiefe gleich ist) 32° Fahrh. d. h. den Gefrierpunkt erreicht oder dieser Grenze sehr nahe kommt; 2) wenn ein wolkenreicher Himmel das Ausstrahlen der Wärme vom Grunde und hemit das Gefallen des Grundes veranlaßt. Wie der ersten Bedingung den hydrostatischen Gesetzen zufolge im fließenden Wasser Genüge geschehen, war schon von Hr. Arago sehr richtig erklärt worden, und wird durch die Beobachtungen des Verf. bestätigt. Die zweite, ursprünglich von McKeever aufgestellte Bedingung sucht der Verf. gegen die Einwendungen des Hrn. Arago und insbesondere gegen den Zweifel, ob das Ausstrahlen der Wärme durch eine dicke Wasserschicht vor sich gehen könne, zu begründen. Wenn wir nun gleich gerne zugeben, daß die Erscheinung durch die vorliegende Abhandlung bestätigt und näher bestimmt worden, so halten wir keineswegs dafür, daß die Erklärung erheblich gewonnen habe; und wir können insbesondere nicht unerwähnt lassen, daß des Verf. Versuch das Gefallen des Grundes gegen obigen Zweifel des Hrn. Arago zu rechtfertigen, aller Beweiskraft entbehret, indem sich das Experiment nicht auf die strahlende, sondern auf die mit den Sonnenstrahlen verbundene Wärme bezieht.

### III. Geognostische Abhandlungen.

1. The Bakevian Lecture. — On the Proofs of a gradual Rising of the Land in certain parts of Sweden. By Charles Lyell (S. 1 — 38 mit 2 Tafeln und vielen eingedruckten Holzschnitten).

Es ist nimmer über hundert Jahre, daß der schwedische Naturforscher Celsius die Meinung ansprach, daß



nicht nur das baltische Meer, sondern der ganze nördliche Ocean in allmählichem Sinken begriffen sen; er schätzte dieses Fallen im Verlauf eines Jahrhunderts auf 40 Zoll. Diese Veränderung des Niveauperhältnisses zwischen Meer und Land, wie es in Schweden beobachtet war, mußte um so mehr Aufmerksamkeit erregen, seitdem L. von Buch die Behauptung aufstellte, daß eine solche Veränderung keineswegs dem Sinken des Wassers, sondern im Gegentheil dem fortwährenden Emporsteigen des festen Landes von Schweden zuzuschreiben sen.

Vor Allem kam es nun darauf an, die Richtigkeit der Angaben zu constatiren, durch welche eine wirkliche Aenderung in dem Niveauperhältnisse zwischen Land und Wasser erwiesen werden sollte. Man hatte in Schweden zu verschiedenen Zeiten, um hierüber etwas Verlässliches durch Beobachtungen ausmitteln zu können, Zeichen an Felsen angebracht, welche den damaligen Wasserstand angaben, und ihnen das Datum ihrer Errichtung beigefügt. Alle diese Zeichen wurden in den Jahren 1820 — 21 von schwedischen Seeoffizieren untersucht, und ein Bericht hierüber von ihnen an die K. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm abgestattet, in welchem sie als Resultat ihrer Forschungen ausgesprochen, daß längs der ganzen Küste des nördlichen Theils des baltischen Meerbusens das Meer niedriger als früherhin steht, daß aber der Betrag dieser Aenderung nicht gleichförmig sen. Zugleich wurden in denselben Jahren neue Zeichen für den damaligen Wasserstand errichtet, um spätere Untersuchungen weitere Anhaltspunkte darzubieten.

Die Wichtigkeit dieses Oceansandes war es, welche Ewell betrog im Sommer 1834 die Küsten Schwedens, sowohl auf der Ost-, wie auf der Westseite, zu bereisen, und in der vorliegenden Abhandlung theilt er die von ihm gefundenen Ergebnisse mit. Da sie von vielem Interesse sind, so sollen sie im Nachfolgenden ziemlich ausführlich dargelegt werden; am Schlußse erlauben wir uns alsdann einige Bemerkungen über die Hypothese, welche der Verf. nach dem Vorgange des Hrn. v. Buch über die Hebung Schwedens aufgestellt hat, beizufügen.

Auf seinem Wege nach Schweden untersuchte der Verf. zuerst die östlichen Küsten der dänischen Inseln Mden und Seeland, aber weder hier, noch später in Scania konnte er etwas über die Aenderung des Meeresspiegels in Erfahrung bringen, Andeutungen davon, die er bey Colmar gefunden haben will, sind keineswegs beweisend. Desto schlagendere Beweise hierfür glaubt er um Stockholm aufbringen zu können.

Die Gegend um Stockholm ist im Allgemeinen niedrig, indem sie selten zu einer Höhe von 150 Fuß

über dem Wasserspiegel ansteigt. Die Hauptgebirgsarten sind Gneiß und Granit, welche oft ganz kahl sind und eine zum großen Theil geglättete und abgerundete Oberfläche darbieten, als ob diese Felsen vor einer langen Zeit hätten den Grund des Meeres gebildet und wären durch die beständige Reibung von Sand und Kieseln glatt geschleert worden. Eine Masse von Sand, die und da in Letten übergehend, bedeckt öfters die Felsen; sie erreicht indessen selten eine besondere Mächtigkeit, außer längs gewisser Striche, wo merkwürdige Klippen von Sand und Gras, in Schweden Sand-asar genannt, vorkommen. Diese Asar sind ungeheure Sandbänke von 50 bis zu mehreren hundert Ellen Breite und von 50 bis zu mehr denn 100 Fuß Höhe, welche sich oft auf viele Meilen weit in einer Erstreckung erstrecken. Gewöhnlich laufen sie in der Richtung von Norden gegen Süden, endigen sich in der Regel auf beiden Seiten in einen steilen Abfall, und sind bisweilen auf dem Gipfel so schmal, daß wenig mehr Raum, als zu einer Straße übrig bleibt. Da sie ein vortreffliches Material zum Straßenbau gewähren, so sind viele Landstraßen entweder längs des Gipfels oder des Fußes solcher Klippen geführt, so daß der Reisende hinlänglich Gelegenheit hat, sich von ihrer Beschaffenheit zu unterrichten. An Stellen, wo sie aus großen abgerundeten Gneißsteinen von Mannstopfgröße bestehen, ist keine Schichtung bemerkbar; wo sie aber, wie es gewöhnlicher ist, aus Granit und seinem Sand zusammengesetzt sind, sind sie durchgängig in ähnlicher Weise wie in Flußbetten geschichtet.

In diesen Sandlagern nun fanden sich *Secochylien*, denen ähnlich, die im baltischen Meere vorkommen. Der erste Fundort derselben, welchen der Verf. besuchte, ist Solna, eine Meile nordwestlich von Stockholm, wo sie in großer Anzahl sich zeigen. Sie gehören meistens zu *Cardium edule* und *Tellina baltica*; bey vielen sind noch hende Schalen vereinigt. *Mytilus edulis* ist meist gänzlich zerstückt, und hat dadurch die Masse violett gefärbt. Außerdem kommt noch daselbst die *Littorina crassior* und *litorea* vor, so wie eine kleine *Paludina*, verwandt oder selbst identisch mit *P. ulva*. Die Mies- und Herzmuscheln sind klein, gerade so wie sie in dem Brackwasser des benachbarten bothnischen Meerbusens gefunden werden, und die ganze Zusammensetzung dieser Conchylien ist so, wie sie das baltische Meer characterisiren. Das Lager, in welchem sie vorkommen, liegt 30 Fuß über dem Spiegel dieses Meeres.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. October.

Nro. 217.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaens. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

### III. Artikel.

Mit gewohnter Genauigkeit und Sprachkenntniß hat Graf Castiglione auch im vorliegenden Bande uns wieder einen im Ganzen zuverlässigen und befriedigenden Text geliefert, dessen eigenthümliche oder neue Vorkommnisse er obenein mehr noch als früher durch ein bestätigendes Sic in den Noten sicher stellte.

In den Bayerischen Annalen 1834, S. 1040 a. ist von Unterzeichnetem, und in den Gelehrten Anzeigen 1836, ist von Schmeller dringend geltend gemacht worden, bey solchen Schriftentmalen den Ausgang der handschriftlichen Zeilen streng durch senkrechte Striche zu kennzeichnen. Fälle, wie sie S. 451 mitgetheilt worden (nasseináis etc.), möchten sich leicht aus Erblischen oder Vergessen über den Rand hinaufgeschriebener Buchstaben erklären oder auf frühere die Zeilen so oder so abbrechende Handschriften schließen lassen. Daß der Herausgeber Fehler, wie nasseináis und offenbare oben in seinen Text aufgenommen, und obenein meist nur nach Einer Handschrift, darüber wollen wir mit ihm

nicht rechten. Zeilabtheilungen aber, wie tha-tei (C. 4, 7.), gaf-valt (C. 2, 19.), svi-gnjáith (C. 3, 15.), ufa-rassu (Th. 3, 10.), uf-armunónds (Ph. 2, 30.), mái-zuthan (C. 4, 9.) können wir nicht gut heißen. Eben so wenig die Trennung offenbar zusammengehöriger Zusammenfügungen, wie leika-fráujam (C. 3, 22.), frathja-marzeins (C. 6, 3.), gutha-skáunein (Ph. 2, 6.), während umgekehrt sunivê sibja (C. 4, 5.) fälschlich verbunden, was C. 1, 5. (sunivê gadéds) richtig getrennt, wie Ph. 4, 14. gamáinjabriggandans verbunden wurde.

Von geringfügigen Druckfehlern nehmen wir Umgang, wie z. B. izvák (K statt R: Col. 4, 6.), bróthrus (statt bróthrus: Th. 4, 13.). \*) Das S. 469 aus usliggváidjau (C. 4, 16.) versuchte usliggváid jak wird nur in seinem d bedenklich, da in den Handschriften der paulinischen Briefe d fast gar nicht für das Schluß -th des Verb. Participii re. steht, Th. 5, 26. sogar hidjáithuth -than, wo doch das th gewöhnlich weicht: vergl. standáiduh (I. C. 16, 13.), vairtháiduh (C. 4, 32.), vileidu (J.

\*) S. 10, 11. Schiller statt Schilter; S. 26, 1. lies C. 2, 23; C. 43, 9. von unten lies at-suarpjáis, wie oben im Texte; C. 6, 5. steht im Texte richtig hauithain bairith, in der Ann. baireith, und auch báurith für A. ist wohl nur Druckfehler, so wie vielleicht auch kaúrein statt báúrein (K statt B) zu lesen kommen möchte, nach B. 2. (kaúrihós lairáith); S. 47, 3. von unten lies gecviman etc. Die vielen griechischen Accentdruckfehler verbessern sich von selber.

18, 39). — Th. 3, 10. steht in Text und Num. ohne sic.: *ustihuhäima*, während Cod. B. richtig *ustihuhäima* gewährt. *Skathäila* (C. 3, 25.) steht in der Anmerk. wie oben, doch ohne besondere Berge- wissening des äi, welches hier um so erwünschter gewesen wäre, als die angeführte althd. Form *scatal* für Genauigkeit in diesem Falle nicht spricht. Doch gewiant hi etwas Vorschub durch *Viljainanth* (*Vuillienant*) der neapol. Urkunde, noch mehr in *undaraisija*, wie C. 4, 9. statt *undarnistö* zu lesen kommt, wonach beyläufig auch C. 3, 3. wohl *undarästijn* (st. *undarleijin*) zu lesen seyn möchte. *Läilänim* (C. 2, 22.) ist Schreib- oder Druckfehler, die *Codices* haben das richtige *Läiseinim*. Viel leicht ist auch Th. 4, 17. *mih imma* (statt *avrois*) nur neuerer (oder älterer?) Schreibfehler und C. 5, 3. ist statt *hvamné manné* sicherlich *hvam- mēh* zu lesen. Eben so muß C. 1, 4. jedenfalls *andvairthin* (*praelenti*) statt des gedruckten *ana- vairthin* (*suturo*) gelesen werden; C. 4, 27. *áuth- jöns* (statt *ántljös*); Th. 2, 13. statt *unfveiband- danei*, was weder Fem. seyn, noch für *unfveiband- dané* zu nehmen ist, zu *aviliudöm* allein *unf- veibandans* (S statt E): es folgt unmittelbar *nimandans*, und ist jene Redeweise wie Th. 5, 17. *unfveibandans bidjáuth*, C. 1, 16. *unfveibands aviliudö*. — Auffallend ist Ph. 4, 5. *anviljé iz- vara kuntha siái*, welches, ob schon auch in der Anmerk. stehend, um so eher wohl als wenigstens älterer Fehler zu nehmen seyn möchte, als das fol- gende Wort mit dem vermischten anhebt. \*) 1 Tim.

\*) Wir denken hier an L. 10, 5: in *thane gardei* *innaggaüth*, wo der alte Schreiber sich wohl vergriff (statt *thanei garde*, wie V. 8. und 10: in *thöei baürgé*); aus welcher Art Fehlgriffes sich auch wohl L. 14, 28: *rahneith manvi-thö ha- háü du ustihuan erklären* möchte, statt *manvu ei thö habái* oder vielleicht *manvith ei habái du ustihuan*. *Manvu* wie L. 14, 17. kurz zu vor und J. 7, 6.

3, 14. soll freylich *anaviljin* (*συνόρητι*) stehen, von *anavilja*, wie sich von *vilja* erwarten läßt, gleich *ana-mahts're*. *Anaviljei* käme von *ana- vil[j]is* (wie *silbavil[j]is*: 2 C. 8, 3.). Vielleicht steht auch dort **ANAVILGEIN** oder **ANAVIL- GEIN**. Wie *apáuständé* kann *anaviljé* nicht ge- dacht werden. — Gar nichts bemerkt ist zu *Lau- dikäia* (C. 4, 16.), was freylich zweymal steht. Eben so nichts zu sein *silbins* (*iaurov*: C. 6, 4.), dem vorausgeht und nachfolgt *sis silhin*. Doch ist jenes, das auch C. 5, 28. steht, hinlänglich begrün- det. \*)

Das Gothische giebt bekanntlich *hūwōn*, *vūwōn*, *muon*, *sov*, *avroū*, *avrwōn* u. s. w. stets durch das zum bestehenden Substantivum gehörige Pronomen possessivum wieder. Von den vielen Fällen auch unsers Bandes nur folgende, wo der Fem. Sing. dem Gen. Plur. des persönlich ungeschlechtigen Für- wortes gleichklingt. Nicht nur *unfara arbäihis* (*κόπος hūwōn*: Th. 3, 5.), *unfara vēns* (*hūwōn* *ἄπυ*: Th. 2, 19.), sondern auch *áithei unfara* (*ἡγήτη hūwōn*: C. 4, 26.), *áudagei izvara* (C. 4, 17.), *siathva izvara* (Ph. 1, 19.), wieder *meina fahéd* (Ph. 2, 1. 4, 14.), und *stihna meina* (Ph. 4, 20.), *leik sein* (C. 5, 24.), und *sein kas* (Th. 4, 4.), *harnilöna meina* (C. 4, 19.) und *seina barna* (Th. 2, 11.). Man könnte versucht werden, das nachfolgende Pronomen, z. B. auch *hairtöna izvara* (C. 4, 8.), *libáins iz- vara* (C. 3, 4.), *galáuhein izvara* (Th. 3, 2. 5.) für den griechischen Genit. plur. zu nehmen, wie wirklich in *hvarjizuh izvara* (Th. 4, 4.), *áinhvarjanöh izvara* (Th. 2, 11.), *thö alláizé izvara* *uháusein* (2 C. 7, 15.), aber selbst im letztern Falle könnte *izvara* schon der Accus. Pos- sessivi seyn und unendlich viele Stellen (*barnam seinam*, *avtrj*: C. 4, 23; *kravaúrhtins unfarós*:

\*) Vergl. dagegen Wörterb. zum Zwein C. 369 und *Nidel*. 19, 4. 60, 1. ic.



U. 1, 4. 10.) laßen keinen Zweifel. Auffallend deshalb ist Th. 2, 17: andáugi izvara galaihvan. Mit Solcheimen ist nicht geholfen; soll izvara daher hier nicht einmal Gen. pl. seyn, \*) so sehe man sich nach anderer Lesart um. Bald darauf Th. 3, 10. steht ei galaihváima andvairthja izvara (ὕμῶν τὸ πρόσωπον); also lese man dort andáugja izvara galaihvan, oder andáugi izvarata laihvan, ΓΑ in ΤΑ verwandelnd. Aehnlich verlas sich der alte Schreiber schon Mk. 4, 28, indem er ἸΕΡΝΗΙΣΤΡΑΣ schreiben mußte. Die Verwechslung des Γ und Τ dauerte lange fort in usgrudjans, das U. 6, 9. Bestätigung erhält. — Nicht unwichtig wäre gewesen, das Sic, welches zu U. 4, 10. (du thanei) gesetzt wurde, B. 13 (du thans) wiederholt zu sehen: s. oben S. 482. Gar nichts gesagt wurde zum zweymaligen láis (Ph. 4, 12.), das wir oben S. 489 höchst willkommen hießen. \*\*) Ph. 4, 16. scheint zwischen tváim andavizn ein in ausgefallen, doch lassen auch einige griechische Codd. eis fort. Wahrhaft wichtig aber wäre Bestätigung für *manaulja* (σχηματι, habitui: Ph. 2, 8.) gewesen, wo man entweder ähnlich skathaila, eine Bildung mit -auli statt des bisherigen -ul (hvóstuli, magula) annehmen müßte, oder eine Zusammenfügung mana-uli (wie manaféths), was unwahrscheinlich. Es fragt sich daher

\*) Aehnlich wie is, izé statt des griechischen Gen. wiedergeben; s. B. Th. 5, 13: in vaúrvis izé, U. 2, 15: thizái litái izé (αὐτῶν), und sogar valdusni thizé (αὐτῆρ!) allata jah vultu izé (αὐτῶν), umgekehrt dagegen vaitlith thein all (σου πάσα), wo man leicht thein' all, theina all vernehmen könnte.

\*\*) Wer zweifeln will, könnte sagen: dem Setzer liegt in seinem Gespürten S neben T, und A, umgekehrt angesehen, hatte er in das Fach von V abgeworfen; so daß AMIS statt YMIT herauskam und (zweymal?) stehen blieb.

um eine Conjectur, und zunächst drängt sich ein N. mannulli auf. Sonst biete ich zur Wahl, als auf Buchstabenmöglichkeiten beruhend manubli (wie dáuthubli), manubni (wie vitubni, fráitubni) oder besser *manniski* (wie barniski) von manniks (J. 12, 43. Skeir. 47, 15.), wovon mannikódus (Skeir. 47, 18.); oder manaski? — Th. 5, 15. steht ibái hvas ubilana uhilamma hvamma usgildái (malum pro malo). Hier muß nach R. 12, 17 (ni áinnumméhun ubil und uhilamma usgihands) und Mth. 5, 38 (áugó und áugin, tunthu und tuntháu) gelesen werden ubil und uhilamma oder vielleicht *ubilana* und *uhilamma*, nach dem Gebrauch des Masculini in Mth. 7, 23: vaúrkjandans unsihjama (operantes iniquitatem), wo man die Wahl hat unsihjata (also immer wieder das Adjectivum) zu ändern oder einen adj. Gebrauch anzunehmen, der im Mittelhochdeutschen noch so häufig vorkommt, s. B. den vollen, den großen vollen (Ntbl. 999, 3. 1114, 3. 1273, 4. 1302, 1. 2077, 1. 2267, 1.; 2000, 3.) und auch Mk. 14, 51. (hiváibiths leina ana naqvadana) zum Vergleich ziehen läßt. — Zweifel erregt U. 5, 28. slautandans (κενοδοξοι, inanis gloriae cupidi), da 1 U. 13, 4. slautjan (περπερεύσσαι, perperam agere, dieses sicher von slutan, flue-re) erschien. — Stehen muß man lassen, weil es vergewissert wird, *usthróthiths* (institutus, initiatus sum: Ph. 4, 12.). — In Th. 5, 3. (jah unthathliuhand: kai ov μη ἐκφυγῶσιν, et non effugient) könnte man *ungathliuhand* vermuthen, besonders da ni (oder wahrscheinlicher un-) wirklich fehlt und *gathliuhan* sonst stets vorkommt (Mth. 8, 33. Mk. 5, 14. 14, 52. 16, 8.). Doch trat schon 2 Col. 11, 33. bejahend *unthathlauh handum is* (effugi manus ejus) auf. Oder will man auch hier *usgathlauh* lesen? — Aehnlich könnte man Th. 3, 1. statt bilithanái véseima (καταλειφθῆναι, remanere) ein bilibanái

vermuten, von bileiban, wovon biláif (remansit im Kalender), láibós (reliquiae), Guda-láibs (n. pr.), af-lisan (Th. 4, 1. 7.), áin-lif, tva-lib, und hi-láibjan (thái biláibidans, περιλειπόμενοι, residui: Th. 4, 15.) kommen, wenn nicht bilíthanáí (auch 2 C. 4, 9. ic.) von bileithan (vorbegehen, verlassen; wie faurbigaggan) durch sehr viele Stellen begründet wäre. — Die „Conjunctiva“ hairáith (G. 5, 10. B.), fvignjáith (C. 3, 15.), tiuháith (Th. 4, 14.) haben wir S. 451 schon berührt. G. 2, 15. aber ist doch wohl statt háidís (cogis) zu lesen háidjis oder háideis, von háidjan, gáháidjan (cogere, arcere 2 Col. 12, 11.) gebildet von heidan, háith (verweilen), also verweilen machen, nöthigen.

Die sonderbare Lesart *qváifo* this hasteis (Th. 5, 3.), sowohl wegen hasteis und this, als wegen des wunderlichen *qváifv* verdächtig, welches, da es dolor heißen soll, S. 59. gezwungen von *qváinon* abgeleitet wird, hat sich oben S. 486 bereits erfreulich in *fair* *qvihuhafóns* verwandelt; ebenso wird das dabey stehende *blisfólh* vielleicht zu *bligqvith*.

Die mit einem ähnlich räthselhaften *this* ausgestattete Stelle Th. 3, 10 (*vandna* this) ändert sich in das handschriftlich richtige *vaninassu*. — Der unerklärliche Dat. in *háit jah* (Th. 4, 16.), wofür ich nur *háita* (vom Neutr. *háit*, wie in *gaháit*) vermuthete, tauscht sich aus gegen das weibl. in *háit-jái* (in *jussu*, *iv* *κελεύματι*), das schon 1 C. 7, 7. (*hi háitjai*) erschienen war. — Ein ähnlicher Dativus „*himáit*“ (statt *bimáita*: C. 2, 11. G. 2, 12.) auf den *ahtaúdögs* folgt (Ph. 5, 5.), erklärt sich wohl als *bimáita* *ahtaúdögs* oder *himáit* *ahtaúdögs*, wie G. 5, 11. B: *gataúran'* ist *marzeins* (C. 4, 7: *atgihana* ist), \*) *kar'* ist (J. 10, 13.; *kara* unlis: Mth. 27,

4.), *that'* ist, also meist bey ist, doch auch *that'* *uh*, *hazi'* *uth* than (1 C. 11, 2.), *an'* *airtha* (Sk. 18, 1.). \*) — Unrichtig erschien S. 486 bereits ungaliläns (A und A, I und S verwechselt), das mit *galil's* (etwa wie *spáurd* und *spáurd*) schon wegen des diesem fehlenden *s* nicht zusammengestellt werden dürfte. — G. 4, 12. möchte das beginnende *aitthan* (im Griechischen fehlt hier *de*) wohl zum folgenden Verse zu stellen seyn, wo es gegen *de* vermisst wird. Ueber *kai uj* (Gol. 5, 1.) ist oben S. 470 schon vermuthet worden. G. 4, 25. muß, da *guth* *skalkinóth* ungrammatisch wäre (Ph. 3, 3. steht richtig *gutha* *skalkinón*), und der obere Querstrich des *T*, wie C. selber sagt, sehr unsicher, d. h. am Ende gar nicht vorhanden ist, endlich *δουλεύει γάρ* steht, statt *ΓΦ*, entweder *GAH* oder besser *IAΦ* gelesen werden. — C. 3, 13. soll *χαριζόμενοι ἑαυτοῖς* mit *fragihandans* *silhans* wiedergegeben seyn, muß aber entweder geradezu *silham* heißen (H und N verwechselt, und vielleicht S durch das folgende *G* herbengeführt) oder man könnte ergänzen *fragihandans* *si(s)* *silhans* oder *s(is)* *silhans*. — Phil. 2, 5. folgt sich *wertwürdig* *habandans* und *antihar* *antharamma* *mumands* *sis* *aúhuman*, nicht *munandans* *sis* *aúhumans* (obchon *ἵσοῦμίνοῦς*, freylich wegen *ἀλλήλους*) und gleich weiter *nithó* *leina* *hwarjizuh* *mitóndans* (wie einige griechische Codd. *ἕκαστος*, einige *ἕκαστοι σκοποῦντες*, während der Grundtext *σκοπεῖτε* hat).

(Fortsetzung folgt.)

\*) Mth. 6, 27. *leinan'* *alleina* verwandelt sich in *leinana* *aleina* (A und A verwechselt).

\*) Man müßte in *bimáit* *ahtaúdögs* den *Accusativus* als griechisch (und etwa wie *ufgáurdanáí* *hapins*: C. 6, 14.) rechtfertigen wollen, wozu aber gerade hier der griechische Text keinen Anlaß giebt.

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. November.

Nro. 218.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

## (Fortsetzung)

Für munands und aihuman wäre ein sic immer erwünscht gewesen, so sehr man durch managei .c. an diese Säge gewöhnt ist. — Schwer bleibt Th. 4, 11. biarbáidjan anaqval (ήσυχάζειν, quietem) „lectio certa quoad omnes ejus literas.“ Der von C. versuchte Zusammenhang mit hveila fällt natürlich in sich zusammen. Die Composition mit ana steht und wirkt wohl auf den Sinn wie anavilja (σεμνότης: 1 Tim. 3, 4. Ph. 4, 5.), anaqvils (βλασφημία: C. 3, 8.), anamahts (ὄβρις, violentia: 2 C. 12, 10.) verschieden von ummahts; Vergl. Grimm II. 710. 900. Qvals kemmt von qvilan: Grimm II. 29. n. 315. Oder will man wieder anaslav von anaslavan (cessare), mit Umstellung von A und A u. s. w.?? Ph. 2, 6: vulva rahnida vifan fik galeikó Gutha, was ich nach früherer mündlicher Mittheilung in Mailand (C. sagt C. 63: nescio meo an suo ipsius errore) wohl nur für galeikana nehmen konnte, denn das Neutr. thata galeikó (wie C. 5, 21.) oder das Fem. gehören nicht hieher, eben so wenig das Adverbium (Plur. Neutr. sagt C. C.

63), muß ohne Zweifel ΓΑΛΕΙΚΩ<sup>ν</sup> gelesen werden, so daß der ganze Satz Saei in guthaskáunin vifands ni vulva rahnida vifan, fik galeikón Gutha so zu theilen und zu deuten kommt, und vifan fik galeikó, was Castiglione 63. zusammergefügt, getrennt wird. Jener Gebrauch von vifan ist häufig und stand nahe genug (Ph. 3, 8.): thauh rahnida in Christiáus fleitha vifan, aihthan svétháuh all dómja fleitha vifan . . . jah dómja smarnós vifan, (s. oben C. 357); Mk. 14, 65: gadómidédun ina skulan vifan; vergl. Mk. 12, 18: qvithand usstas ni vifan; Mk. 8, 27: hvana mik qvithand vifan? Nur bey viljan steint vifan fortzubleiben: Th. 4, 13. u. 2 C. 1, 8: ni vileima izvis unveisans, bróthrus; 1 C. 10, 1: ni viljáu izvis unvitaus, bróthrus. — Galeikón aber, ὁμοίου, equiparare, kommt oft genug vor, auch Th. 2, 14. Ph. 3, 17. J. 5, 19., also doch wohl auch J. 5, 18. (ἴσον ποιῶν); eben so gagaleikón (transfigurare: 2 C. 11, 14. 15, 15.), ingaleikón (transformare: 2 C. 3, 18).

Die zu Th. 4, 6. (ei hvas ni ufargaggái nih bifaih . . . . bróthar seinamma: ut quis non transgrediatur neque circumveniat oder decipiat in negotiis fratrem suum) aus Buchstaben-schimmer versuchte Ergänzung bifaihóðM . . . ÌN(T)Q(1)S für in πράγματι befriedigt nicht, abgesehen vom richtigeren tójis oder noch besser tója (wie C. 3, 7.). Jedensfalls muß bifaihó (vergl. 2 C. 7, 2. 12, 2. .c.) abgetrennt werden. Das Uebrige gibt manchen Vermuthungen Raum. Sollte z. B.



ein unerhörtes ΔΑΓΑΤΩΓΑ (Tagwerk, negotium) gewagt werden dürfen? oder ΔΙΔΑΞΙΝΩΗ?? oder ΔΕΔΙΗ? oder ΘΑΜΗΑ ΤΩΓΕ d. i. τω πράγματι, wie die armenische Uebersetzung (statt τω) liest?

Σ. 15 ist zu Ε. 4, 19. 20. eine „Glosse“ oder andere Lesart mitgetheilt worden, die nicht rein heraustritt und zu Ergänzungen reizt. Zu gabairht-jäidáu (γαβρωδῆ) mit der äthiopischen Uebersetzung (statt μορφοδῆ) erlas Ε. nämlich am Rande Δ... ΛΑΝΑΞΑΙ ΓΑΒΡΗΣΑΗ · ΝΑΙΗ, was er ergänzt du ländjái gafirfahntáin und ad abundantiam deformatis übersetzt, indem er vom gewiß falsch gedeuteten láuths, láuds (von liudan, crescere: Mt. 4, 27.) sich ein bisher nicht vorgekommenes láudja, láudi mit der Bedeutung abundantia denkt. Aber auch vom Intransitivum gafirfahntan kann kein anderes Participium als gafirfahntandam kommen. Das schließende Η könnte mit einem Absect. oder Participio gafirfahnts oder (von gafirfahntjan, ἐντυπείσθαι, deformare: 2 Ε. 3, 7.) gafirfahntiths als Glosse zum folgenden affláuthiths im gedacht werden; doch gibt dieses keinen Simparallelismus. \*) Beste Lösung wird also wohl gefunden durch du ludjái (oder aus Verwechslung von Λ und Π wieder dul ludjái, wie jabái dul leitilái hveilái: 2 Ε. 7, 8. ob schon hier εἰ καὶ, also du h steht, während Skeir. 47, 3. einfach du leitilái hveilái) gafirfahntái im (izvis) d. i. ad speciem (ludi, facies: Mt. 6, 17.) conformetur; oder untē du ludja is gafirfahntan?? Oder endlich sollte zu der im Text auch unregelmäßigen Genitivform Christáus (statt Chri-

stus) gabairhtjáidáu etwa ludi hinaufzunehmen sein? —

Alle diese hier aufgeführten Vermuthungen in Betreff des Textes mögen den Herausgeber überzeugen, daß wir seiner Arbeit vollste Aufmerksamkeit geschenkt haben; und wann wir hienach noch zu dem von ihm in den Anmerkungen lexikalisch und etymologisch Begebrachten beurtheilend übergehen, so wird derselbe auch darin nur die Absicht erkennen, durch Frage, Zweifel und Lösungsversuche der gemeinsamen Sache, der er seinen Dienst geweiht, zu immer größerer Sicherung des Wahren förderlich zu werden.

Coloss. 1, 22. begegnen wir zu ἰν leika mamindus (ἰν τῷ σώματι σαρκός!) einer langen Anmerkung, in der zu jenem bald das alt-hochdeutsche mamundi (lenitas, dulcedo), bald das altsächsische madmund ohne Sinnvermittlung u. s. herbegezogen werden. In mamind (leider ist Α. ganz verderbt), tritt uns ein neues Wort für σάρξ, etwa zu mims (κρέα: 1 Coloss. 8, 13.) verwandt, entgegen. Ufsila braucht bekanntlich für σῶμα und σάρξ nur das einzige leik, und nimmt keinen Anstand Coloss. 1, 24. ἰν τῇ σαρκί μου ἐπὲρ τοῦ σώματος αὐτοῦ beyde-mal durch leik (ἰν leika meinamma saúr leik is) zu übersetzen; eben so in ἀεζάμενοι σώματος τῆς σαρκός sogar nur einmal leikis zu setzen; dagegen er in unserm Satz das Synonymon mamind anwendet, das mit dem Mask. mamindna (lat. mammona), welches er Math. 6, 24. gebrauchet, während er es Col. 16, 13. durch failuthraihus übersetzt, nicht verwechselt werden darf. Mims (s. oben S. 477) stimmt bekanntlich trefflich zum sanskr. mams, mans, altp. mensas (lith. miesa: lat. meesa, slav. mjaso, meso, pol. mieso, miasko, arm. mis, zigeun. mas), wie Grimm nachgewiesen hat.

\*) Eben so wenig ein in den vorhergehenden Lauten d... lándjai vermuthbaren du usdándjai (es kommt nur usdáuđei: 2 Ε. 6, 8. Ε. 6, 8. vor) oder du mándjan, du máundeinái (wie Sk. 47, 5: usar máundein).

§. 6, 9. stimmt der Vergleich von mendian (laetari) zu *afmáindái* (ἐκλυόμενοι, deficientes) nicht. — Die zu Galat. 2, 4. (freihals unlarana) gemachte Bemerkung „sic licet casu accusativo manente s et genere nominis masculino“ zeigt ein Verkennen der Zusammensetzung und Herkunft in freihals, während doch Galat. 5, 1. thammei freihalsa stand. Das Wort bildet sich bekanntlich von *freis*, *frija*, *frei* (*frijata*) d. i. liber und *hals* (collum) mascul.; und zwar wie *sla*-hals (2, Tit. 1, 7.), *feker*-hals (Wizgands Archiv II. 25), *Geiřhals*, *Schreyhals*, *Wagehals*; vergl. *freihalsen* (1341. in MB. 11, 259.), *wanthalsen*, *winthalsen* (neidisch uher ahfel sehen). *Freihals*, ἔλευσπία (auch 2 Coloss. 3, 17. neben *frei*: 1 Coloss. 10, 20.) geht durch alle Mundarten: althochdeutsch *frihals* (*libertas*), *frihalslich* (*liberalis*), *frihalsi* (*libertas*, alt-hochdeutsch *frihelse*), angelsächsisch *fréols* (statt *fréo*-hals: *festivitas*), altn. *friáls* (*liberajis*, dänisch *fréls*); altfriesisch *friahalsa* (*libertas*), und in den lombardischen Gesetzen steht *fulfreal*, richtiger im Cod. Vatic. 5001. *ful frealz* d. i. *fulfréhals*. Daß das oben angeführte *sla(h)*-hals (πληκτῆς, percussor) aber sich von *slahan* und *hals* ableitet, dafür spricht auch das in derselben Stelle daneben stehende *vein-nas* (πάπωνος, vinolentus), und das ähnliche *lausqvithrs*.

Phil. 2, 24. wird *thammei* für ein evidens mendium erklärt und *thatei* verlangt; doch muß gedacht werden *gatrúua thamm'ei*, ganz wie Luc. 15, 6: *faginóth . . thamm'ei*; vergl. Mk. 4, 38. 7, 15. 16, 4. J. 6, 5. v. und oben §. 480. — Wiederholt werden Phil. 2, 28. die Comparativformen *sniumundós* und *aljaleikós* (siehe oben §. 476) verkannt. — Phil. 3, 1. will §. unnothig *latei* in *lati* verwandelt wissen, was selber wieder, wie *liuti* neben *liutei* (Coloss. 4, 14.), Subst. neutr. seyn könnte, und sammt *latei* für ὀκνηρόν, wie das Subst. *thvakitha* für das

Adject. ἀσπαλῆς Phil. 3, 1. — Gal. 5, 4. miß- versteht §. die Uebersetzung von δικαιούσθε durch *garaihtans* *qvithith izvis*, welches doch ganz wie Phil. 3, 12. für τετελειώμαι: *garaihts* *gadómiths* *sijau*, und R. 18, 14. für δικαιούν: *garaihtana* geteihan. —

Die etymologischen Bemerkungen auch dieses Bandes treffen nicht immer hinlänglich scharf. Es fehlt immer noch die sichere Erkenntniß des Laut-Verschiebungsgesetzes, welches aller mühsam wieder zusammengesuchten Anführungen aus Aderlung (Coloss. 3, 18.), Schilter (E. 10, 11.) u. überhoben haben würde. So wird Gal. 4, 19. zu *kitan* einerseits fälschlich *šodjan*, andererseits *qvívuv* gepaart. — Gen erkennen wir die guten Bemerkungen zu Gal. 2, 4. 12. (*ninkjan* und *slupan*) 5, 20. (*slubjaleisei*, in Betreff des ersten Wortes) an. Was aber Seite 3 über „sagan“ und *sakan* gegen Schreiber dieses gesagt ist, kann diesen noch keineswegs überzeugen, möge nun *krifahts* und *infahts* und *gafahts* von *sakan* oder *sagan* kommen. Aber die Form *sakan* kann auf keinen Fall dem deutschen *sagen*, wie Cast. sagt, *ad amuffim respondere*. Kommt *sagan* gleich nicht vor, so muß es da gewesen seyn. Erschien doch *káis* auch jetzt erst zum ersten Male. — *Dáuhts*, *fravaúhts*, *šáúhts*, *thuhts*, *thahta* kommen von „*dánkan*“, *vaúrkjan*, *šúks*, *thughjan*, *thagkjan*, eben so gewiß einige *-fahts* von *sakan*; aber wie *innagahts* (Luc. 1, 20.) und *framgahts* (Phil. 1, 25.) von *gaggan*, *brahta* (auch §. 5, 1.) von *briggan*, *usbáúhts* und *frabaúhts* von *hugjan*, \*) *mahts* von nu-

\*) *Sláúhts* von *slahan*: das *án* bentäufig wie *ganáuha* (neben *ganóhs*) von *nahan*. Aehnlich *tharhan*, *thaurhts*, *bairan*, *baúrthei*, *gabaurans*. In *gabrukans* (Gr. I. 845) ist nach *gabruka* (M. 3, 8.), *gabruknan* wohl nicht zu zweifeln. Eigentümlich von *káian*, *káúš* — *šéhts*, von

gan, vaikts von „våigan“, eben so kann in in-  
sahks (elkatum) u. s. w. ein sagan, wie ein sakan  
liegen. \*) Neulich von skapan — galkasts, von  
hvöpan — hvöftuli, von greipan — gagreifts;  
aber auch von giban — fragifts, tharban —  
thaurfts.

Die Anmerkung S. 7 über thuidiskó kämpft  
gegen Gr. I. 108, während II. 578. III. 602. sel-  
ber schon das Bessere gesagt worden war. — Gänz-  
lich verfehlt aber ist die Anmerkung zu G. 2, 19.  
thairh gavifsins (δὲ ἀφῶν, per nexus, junctur-  
ras, ganz gleich G. 4, 16.), welches schon oben S.  
495 als von vithan (jungere) kommend aufgeführt  
wurde. Hier ist nur die bekämpfte Ableitung von  
vitan (scire) falsch, sondern auch die neu aufge-  
stellte von vifan (manere). Von vitan kommt  
vifs' in mith - vifsei (conscientia, vergl. mith -  
vát, σύνοιά: 1 G. 4, 4.) und veis' (sapiens:  
in fáur - veis, hinda - veis, halva - veisei, ful-  
laveis, fullaveisjan), und neben un - vitands —  
unvita (ignarus), un - viti (ἀγνοία: Ephef. 4,  
18). — Von „hvatán“ (wovon hvöta, hvöt-  
an) kommt hvafs' (acutus); eben so von „la-  
tan (oder tathan)“ ungatafs' ἀτακτος, schwer-  
lich dem τάσσειν nachgeschwächt. Von „stathan“  
(zu staths, stöth), wofür standan, neben anda-  
stathis (auch Phif. 1, 28.) — fáur - stafs' (πρω-  
σταυίνοσ; Th. 5, 12.) und Subst. af - stafs' (re-  
pudium: Matth. 5, 31.), us - stafs' (resurrex-  
tio: auch Ph. 3, 11.), vis - stafs' (δύοσρα-  
σία: auch G. 5, 31.). Von *qui - than* kommt  
neben unqvêtheis (ineffabilis: 2 Coloff. 19, 4.)  
gaqvifs' (conscientiens: R. 7, 16. Sk. 38, 13.)  
und Subst. gaqvifs (confensus: 1 Coloff. 7, 5.),

vailaqvifs (benedictio: 2 Coloff. 9, 5.), thir-  
thiqvifs (id. 1 Coloff. 10, 16.), anaqvifs (Coloff.  
3, 8.). Eben so von vithan, vaih, vèthum  
(dem das latein. vitta vorentspricht) gavifs (ἀφῆ)  
neben kuna - vèdóm (catenis: Ephef. 6, 20.) und  
„vèds“ (althochdeutsch wät), „gavèdi“ (althoch-  
deutsch waete). Hieher gehört auch wohl us-  
vifsei (κενότησ, vanitas: G. 4, 17.); doch dieses  
vielleicht auch zu vitan.

Die Entwicklung aber der Formen hvafs' (von  
hvatán), gavifs' (von vitan), gavifs (von vithan),  
gaqvifs' (von qvithan), stafs' (von stathan), ga-  
tafs' (von tathan) und daneben veis', so daß letz-  
teres nur Ein s zeigt, bey jenen aber das zweyte  
s eben so wenig das maseulnisch - nominative ist,  
als dieses bey veis' (oder den Subst. hatis', hals',  
ic.) steht, vielmehr jene zu diesem Endzwecke drey  
s führen müßten, erklärt sich so, daß bey den kurz-  
vokaligen Wurzeln das dem Bildungs - s vorherge-  
hende t oder th assimiliert, bey den langvokaligen  
ansgestoßen wird. Also von veitan (denn dieses ist  
ursprünglich der Infinitivus zu váiti \*) — veis',  
von vitan — vifs', vithan — vifs', qvithan —  
qvifs', stathan — stafs', hvatan — hvafs'.

(Schluß folgt.)

#### Verichtigungen.

Seite 369 Zeile 8 — 6 von unten gehören die  
Worte: Franz; — ferner hinauf zu Zeile 17 von  
unten nach: Hund. — S. 372 Z. 10 von oben lies:  
laceratus, statt: leceratus. — Z. 5 von unten lies:  
Slavica, statt: Flvica. — S. 377 Z. 18 und 15 von  
unten lies: chronologica — diplomatica. — S. 379  
Z. 15 von oben lies: geächteten statt: gerichteten. —  
S. 380 Z. 10 von oben lies: Belebungen statt: Beleb-  
rungen. — S. 381 Z. 14 von unten: Evi statt: Vari.  
— S. 382 Z. 16 von oben Kaiserin statt: Kallern. —  
Z. 10 von unten blado statt: bludo.

„nåian, nainó“ — nêths, nêthla; von våian  
våivó, wohl vêths, gavêthi (nach althd. kawá-  
di, Gewáde: Schmeier III. Graf I. 622). —  
Ob sich so auch dèds entwickelt? Dáur's von  
divan dán, dèvum wie siivan, inán, inévum.

\*) Gabugds behält sein g wegen des d. Sieh oben  
S. 471.

\*) Bopp's Lehre von der Ursprünglichkeit des Prä-  
teritalantes ic. bleibt auf unserm Standpunkte  
hier außer Betracht.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. November.

Nro. 219.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaenus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Schluß.)

Der gleiche Ausstoß des den Bildungslauten vorausgehenden d, t, th, f, j, re. bey langem Vokal erscheint in blō'tr (von blō'tan), stō'ma (von stō'jan: 2 C. 9, 4.), hlō'ma (von „hlō'jan“), us-hei'ns (von heidan), hei'ft (von heitan), eben so wohl auch us-hāi'sija (von hāitan) und lāi'fts (vegetivum), bayer. noch Lai'st (Schmeller II. 509), nicht von lāifjan, sondern von leithan, lāith; \*) davon lāi'tjan dann (sequi).

Weil Consonant vorhergeht Gil'tr (gildan), han'fts (von hindan). Mit „Position“ durch die nachfolgende Doppelconsonanz anahu'fis (von hindan), usar-tru'fjan (tru'fus von triudan?). Und auf diese letzte Weise gewiß noch eine Anzahl mit ft's ausgebildeter Wörter, ganz wie hei'ft, han'fts; blō'tr, gil'tr, re. Bey vi'fts, gani'fts, fralu'fts, ku'fus, thaür'stei, frāi'stubni ist klar, daß f nicht zum Stamme gehört, sondern das zum Stamme gehörige verschlungen wurde, also vi'fts (von vijan), gani'fts (von nijan),

fralu'fts (von lijfan), usdru'fts (von driufjan), thaür'stei (von thaür'seis), ku'fus (von kiu-fan), frāi'st-ubni (von frāi'fan). Dem gemäß ist bey qvi'fts (traqvistjan, qvistains), li'fts, lu'fus gleichfalls auf ein ausgefallenes s oder t re. zu schließen: \*) bey li'fts glaube ich kein s (weder von lijfan, noch von leifan, lāis, lifum), sondern ein t, so daß es von dem G. 2, 13. vereint erscheinenden mith-litidēdum imma (συνοπεπισθησαν, confenserunt, simularunt cum eo) und thizai litai (ἑτεροπιστοι, sententia, simulatione) kommt.

Letzteres von lita (oder lits) davon jenes litjan, welche beyde hier erst zu C. 487 oben nachgeholt werden konnten. Vergleiche noch das bayerische: der Liß, Gelüste, Leune, Grille, Tücke, Eigenheit (Schmeller II. 531), das althochdeutsche lizzōn (effingere) lizitōn (simulare). Zum Begriff simulare, simulatio fügt sich list's sehr gut: es hat in allen bisherigen gothischen Stellen nur den schlimmen Nebengriff, nicht wie im Mittelhochdeutschen etwa noch gesagt wird: erworfen von guten meisters listen u. s. w. Ephes. 6, 11. wird gewarnt vithra listins un-hulthins (adversus dolo diaboli) und listeigs ist παροργος, fraudulentus, astutus, auch 2 Coloss. 12, 16. wo Paulus von sich sagt: vifands äuftō listeigs hindarveisein izvis nam (existens fortasse astutus dolo vos cepi), stärker Ephes. 4, 14: ün hvammēh [vindē] läiseināis,

\*) Doch vergl. althd. leifa, obd. Lai's, Gelai's (Schmeller II. 498).

\*) F (aus b, p, f.) bleibt stehen vor st: hāi'fts, thra'fts, wie svun'sil: 3. 9, 11).

liutein mannê, in filudeisein du *lifteigón* usvandjái airzeins (ad fraudulentam circumventionem erroris). — Die *lifteis* unbulhúins, this fáurthis *uslutóndins* (Skeir. 38, 15.) zusammenghalten mit dem dort *Ephes. 4, 14.* neben *lifteigs* stehenden *liutei* (das auch *Mf. 7, 22.*), führt durch *liuta* (hypocrita, simulator) und *lutón* (seducere, decipere) zu *lu'stus*, dem in den meisten Stellen jener schlimme Nebenbegriff auch nicht mangelt. Und ist die *E. 5, 6. B.* hervortretende Schreibung *uslustó* (ni manna izvis *uslustó* láusáim váurdam) statt *uslutó* (decipiat, ἀπατάω) wenigstens für den etymologischen Zusammenhang nicht ohne Werth. *Lutón* statt concupiscere (mulierem: *Mf. 5, 28.*), *lustus* statt cupiditas (*Mf. 4, 19.* 1 *Eh. 4, 5.* *Gal. 5, 24.*) *carnis, desideria patris diaboli* (*Joh. 8, 44.*). Doch dürfen wir hier auch nicht die Stellen bergen, wo *lustus* nur den Antrieb, die Willenslust bezeichnet. So 1 *Ehim. 2, 17.* und *Philem. 14.* *us lustum* (freywillig), *lustufamans* (desideratissimos: *Phil. 4, 1.*) und als Gegensatz *unlustus* (taedium, aegritudo: *Coloss. 3, 21.*), und *lustu abilana* (*Coloss. 3, 5.*). — Litjan, lita aber und *liutei*, *lutón* sind Parallelwurzeln: vergleiche das angelsächsische *lytig* (listig, astutus,) schwedisch *lut* (Laune) zu *liutei* (List,) *Fig* (Lanne). —

Zu *E. 2, 25.* will *Castiglione* in *ni* in *svêrithó* *hvizái* du *fótha leikis, oúk év tuíj twi, πρὸς ἀλυσμονίην τῆς σαρκός* *svêrithó* in einen Dativus *svêrithón* verwandelt wissen, setzt also einen unerhörten Nom. *svêrithó* voraus. Ein auf fallendes Vorkommen der so häufigen Genitiv = Construction, um so mehr als er auf derselben Seite kurz vorher in *in hvó fáuthó* (aus *Coloss. 15, 2.*) ganz richtig für den Genitiv pluralis erklärt. Beispiele für das gleiche Pronomen *hvó* *bótó* (1 *Coloss. 13, 5.*), *hvó hveild* (2 *Coloss. 6, 14.* 1 *Coloss. 7, 5.* 16, 7.), *hvó anabusunê* (*Röm. 13,*

9.), *hvó thaúrfitê* (*Luf. 9, 25.*), *hvó vróhê* (*Joh. 18, 29.*), *hvó gathraksteinó* *ic.* (*Phil. 2, 1.*), *hvó hazeinó jah gódeinó* (*Phil. 4, 8.*), *hvó mizdónó* (*Math. 5, 46.*), *hvó só láifeinó* (*Mark. 1, 27.*), wonach sich *Mark. 6, 2.* *hvó só handugeinó* gewiß aus dem vermeinten *hvónó* verbessert, wofür *Grimm III. 28.* *hvóuh* vermuthete, wie *hvó'h* *qvinónó* (1 *Coloss. 11, 5.*), *hveild hvóh* (1 *Coloss. 15, 33.*), *hva aviliudê* (*Ehim. 3, 9.*), *hva thiuthê* (*Röm. 9, 11.* *Luf. 6, 44.*); *hvanma* mannê (*Gal. 5, 3.*), in *hvizái* *missladêê* (*Galat. 6, 1.*); *hvarjón* *fêrô* (*Ephes. 4, 16.*), *hvarjizuh* *bagmê*; *hvazuh* *abnê*; *Ainhun* *leikê* (*Galat. 2, 16.* 5, 25.), *áinhun* *valdufnjê* (*Joh. 19, 11.*), *áinhun* *mahtê* (*Mf. 6, 5.*), *áinhun* *fairinó* (*Joh. 18, 38.* 20, 4.), *áinhun* *áikklefsjónó* (*Phil. 4, 13.*); *Aina* *anabusunê* (*Skeir. 45, 2.*), *áina* *thiujó* (*Mark. 14, 67.*), *áinái* *háurgê* (*Luf. 5, 12.*), *áinamma* *dagê* (*Luf. 5, 17.*); *funana* mannê (*Mark. 15, 21.*); *All* *knivê* (*Röm. 14, 11.*), *all táinê* (*Joh. 15, 2.*), *all frathjê* (2 *Coloss. 10, 5.*), *all váurdê* (2 *Coloss. 13, 1.* *Luf. 4, 4.*), *all dalê* (*Luf. 3, 56.*), *all mannê* (*Coloss. 1, 28.*), *all leikê* (*Luf. 3, 6.*), *all bagmê* (*Luf. 3, 9.*), *all fráistubnjó* (*Luf. 4, 13.*), *all fáivaló* (*Röm. 13, 11.*), *all usfarháufeinó* (2 *Coloss. 10, 5.*), *all reikjis* (1 *Coloss. 15, 24.*), *all fadreinis* (*Ephes. 3, 15.*), *alla razdó* (*Röm. 14, 11.*), *af allamma* *bisáuleinó* (2 *Coloss. 7, 1.*), *us allamma* *háimó* (*Luf. 5, 17.*), *allamma* *váitê* (*Eh. 5, 22.*); *Suêldud* *mélis* (*Galat. 4, 1.*), *leitil* *beistis* (*Galat. 5, 9.*); *thái* *thiudó* (*Mf. 5, 46.*), *silusna* *andhuleinó* (2 *E. 12, 7.*) u. f. w.

Die Anmerkungen enthalten übrigens manche erfreuliche Bestätigungen früher bezweifelter oder ungewiß gelassener Formen. So vergewissert *Phil. 2, 30.* *Coloss. 1, 24.* *gaidv*; *Phil. 3, 21.* bestätigt zu 1 *Coloss. 1, 16.* *inmáidith*, (statt des früher gedruckten *inmáifith*); *Phil. 3, 21.* ist fortan zu

lesen ei hvaiva (nicht ei hva fva), Phil. 2, 25. tharb statt des frühern thari, das ich nach mißverständener mündlicher Versicherung in Mailand als thardi angesetzt hatte. S. 3 wird durchaus gadaukans weiter behauptet, für das ich, um so wenig Buchstaben als möglich zu bezweifeln, in gadaurans umgelesen und umgedeutet wissen wollte, das ich jetzt aber sehr geneigt bin: in das oft vorkommende gajukans umzuwandeln, obschon bey diesem wohl meist der Dativus steht. S. 44 wird aus 1 Coloff. 15, 2. wieder bezugebracht lauthō (λόγῳν), wofür schon früher gern santhō erwartet wurde, um das altn. famr (verus), angelsächsisch sōth, also sanths (verus), santha (veritas) wie sunja, sunis darin wieder zu finden. S. 27 wird dagegen das aus 1 G. 13, 12. wieder angeführte lkuggva, das Holzmann gut zu scouwan stellte (wie triggva — triawa, glaggvs — klou u. s. w.) durch die Schreibung skunnya einen Augenblick wieder ungewiß gemacht. Doch hat zu dieser Schreibung wohl nur die nicht stichhaltige Vergleichung zu lkáuwei, verleitet. Verbessert wird zu Phil. 3, 8. der lange Irrthum, \*) das kunthi in kunthjōs weiblich wie sächlich decliniere, den ich schon 1834 in den Bayerischen Annalen Nr. 127. mit dem ganz gleichen Fehler arhjōs unlaris (G. 1, 14.) beseitigte, und der außer Grimm 1. 603. 606. III. 500 selbst noch in Bopp's Vergleichender Grammatik S. 375 und neuerdings in seinem „Vocalismus oder Sprachvergleichende Kritiken über J. Grimms deutsche Grammatik und Graff's althochdeutschen Sprachschag.“ (Berlin, Nicolai. 1836. 8.) S. 97 kunthi als Femininum wiederholt zu einem ganzen Declinationschema verleitete. Es steht eben auch dort kunthjīs, so daß kunthi, wie uskunthi nur sächlich bleibt. Ein ähnlicher Fehler ist nach Grimm 5, 21. (drugkaneins, μεῖσα) vom Particip. drugkans, (ebrius:

\*) Ueunlich, wie über sunjō statt sunjōns.

1 G. 11, 21.) auch Röm. 13, 11. zu verbessern: dort ist zwiefach verlesen dragkameim (ebrius-tatibus). —

Im Verlaufe dieser Prüfung des Textes und des Geleiteten hatten wir Anlaß manche Verbesserungen (so qvāiv in lair u. s. w.) als gewiß zu bezeichnen. Es wurde dieses als brieflichen Verkehre mit dem Hrn. Regierungsrath von der Gabelenz (dem Verfasser und Herausgeber der geachteten Mandschu = Grammatik) und Dr. Löbe, (beyde zu Altenburg) möglich, welche bereits im April d. J. eine gedruckte Anzeige ihrer neu beabsichtigten Ausgabe aller bisher nun wunderbar zusammengeströmten Theile der gothischen Bibel-Üebersetzung ausgeben ließen. Diese neue Ausgabe wird die zuverlässliche Handhabung des gothischen Sprachstoffes schon dadurch um einen guten Theil weiter fördern, daß der upsalische Text der Evangelien, eben so das Wolfenbüttler Bruchstück von Dr. Löbe an Ort und Stelle einer neuen Prüfung und Abschrift unterworfen worden ist, für die Mapländer Palimpsesten aber Graf Castiglione mit der edelsten Bereitwilligkeit, welche jene Herren nicht genug zu loben wissen, für alle und nicht wenige Zweifelfragen die Handschriften nochmals durchgegangen hat. Jene Ausgabe soll in zweyen Bänden erscheinen, deren erster den gothischen Text des N. T., eine genaue lateinische Uebersetzung und die nothwendigsten Anmerkungen nebst geschichtlicher Einleitung umfassend, demnächst ausgegeben werden wird. \*) Der zweyte wird Grammatik, Wörterbuch, die Theile des A. Testaments, die gothischen Urkunden, Alphabet (von Wien und St. Gallen), Facsimile's etc. enthalten.

Aus jener Quelle der Mittheilung ist uns aber

\*) Ist so eben erschienen.



auch die Zuversicht geworden, daß Graf Castiglione und noch in diesem Jahre 2 Thessalonicher und 1. und 2 Thimotheus nachliefern werde.

Mit diesem letzten Theile, der uns noch bevorsteht, schließt sich alsdann der reiche magländische Schatz gothischer Sprachüberreste ab und, könnte man hinzusetzen, es wird demnach Zeit, Neues zu entdecken: jene so unerwartet aufgetauchten Palimpsesten von Bobbio haben unserm germanischen Sprachschätze so großen Gewinn zugeführt, daß durch sie die Frage nach immer reichlicher zuströmendem Nibelungehorte immer lauter, die Hoffnung immer begehrlicher geworden ist. Vor dem Jahre 1648 ahnte fast Niemand das Vorhandenseyn gothischer Sprachdenkmäler und mußten die Schweden nach Deutschland kommen, um das Palladium der gemeinsamen Muttersprache zu erkünnen und zu retten. Wer aber hätte weiter geglaubt, daß in Wolfenbüttel Bruchstücke von Handschriften zu Tage kommen würden, die vom Kloster Bobbio stammen? Wer endlich wagte vor 1817 auch nur zu träumen, daß daselbe Kloster so reiche Spenden gothischer Palimpsesten an die Ambrosiana und bis Rom abgegeben hatte? Konnte dieses 1817 geschehen, wo ein wiss- und ruhmbegehriger welscher Abt an Einem Orte allein endlich einmal nicht nur nach gajischen, sondern überhaupt nach Palimpsesten suchte, warum sollten die Normen unserer Urvoorgangenheit nicht gnädig neue Fäden angeknüpft haben, um immer tiefer an die Wurzelquelle unserer Muttersprache zu gelangen? Wurde doch um das Jahr 400 nach Christi Geburt in Constantinopel gothisch gepredigt, und um dieselbe Zeit und später wie in Italien so auch in Spanien gothisch gesprochen. Hier denn also die beyden Herkules- oder Trüminsäulen unserer Hoffnung! Und wenn auch Sanchuniathon bey Lissabon wirklich nicht aufgetaucht zu seyn scheint, sollte in Spanien wirklich nicht mehr von ältester deutscher Sprache liegen, als ein

einziges „Alphabetum gothicum,“ das Hänel verzeichnete? —

Wenn aber nun binneu Kurzem in jener deutschen Altenburger Ausgabe der vielfach berichtigte und ziemlich gesicherte gothische Text zu erhöhter kritischer Behandlung versammelt seyn wird, ein wahrer Sprachschatz und in mancher Beziehung ein Stolz der deutschen oder germanischen Gesamtwelt, so werden die Jünger der Diutiska gern mit Dank zu dem lombardischen Grafen hinüberblicken, der, was N. Maj schon 1817, ja schon 1815, nach Palimpsesten suchend fand, uns Leuten hinter den Bergen, indem er, (Graf Castiglione,) der Einzige in Italien, die alte in Italien und Spanien untergegangene Sprache der „Barbaren,“ welche seine Vaterstadt umkehrten, gründlich erlernte, wenn auch erst nach zwanzig Jahren, aber wissenschaftlich gründlich bearbeitete, zugänglich machte und schenkte. Dank, dem Dank gebührt! Wenn aber einst die Frage entsteht, warum nach so langen Binnenstrichen von 1819 zu 1829 und 1834, endlich seit 1834 rasch drey Bände von Magland aus sich folgten, so wird Jeder gern in der Widmung zur Skeireins des Unterzeichneten wieder lesen, wie der neu belebende Anstoß und ans ihm die rasche Förderung und endliche Vollendung allein dem edlen 1833 ausgeführten Entschlusse Seiner Königlihen Hoheit des Kronprinzen von Bayern gebühre, dem deshalb, wie jene Skeireins, so auch die neue Altenburger Ausgabe in dankbarer Huldigung gewidmet worden ist.

H. F. Maßmann, Dr. Prof.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. November.

Nro. 220.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates dargestellt von Dr. K. S. Zacharia, großherzogl. Badenschem Geh. Rathe II. Klasse, ord. öffentlichem Rechtslehrer auf der Universität in Heidelberg ꝛc. — 1. Abtheilung: Sulla's Leben. XII. u. 191 S. 2. Abtheilung: Sulla's Ordnungen. 176 S. 3. Heidelberg, 1834.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitibus commutavit. Scripsit Alex. Wittich. Commentatio de sententia ampl. philosophorum ordinis acad. Jenensis primario ornata praemio. 228. S. 8. Lips. 1834.

De Reip. Romanae etc. (wie oben) quaestio-praemio secundario decorata scripsit Dr. Car. Ramshorn. Lips. 1835. VI. und 58. S. 8.

Der Plan dieser Schriften ist so verschieden als die Ausführung desselben. Während die beyden letzteren nur die Veränderungen darstellen sollen, welche die römische Staatsverfassung durch Sulla erlitten hat, beabsichtigt die erste eine allseitige, benehthende Darstellung der politischen Schicksale und Thaten ihres Helden. Sie ist daher auch die ausführlichste und hat „nicht etwa blos das Interesse des gelehrten, sondern zugleich das des gebildeten Lesers überhaupt vor Augen“ (S. V.); sie ist „für das größere Publikum bestimmt“ (S. XI.)

— und fragt man etwa, welche andere als gelehrte Bildung zur Lesung solcher Schriften befähige oder berechtere, und warum der gelehrte Verf. nicht lieber für den gelehrten Leser geschrieben, so antwortet S. V. (wohl dem größeren Publikum zu Liebe):

„Eine Darstellung des öffentlichen Lebens eines Staatsmanns kann nur unter der Bedingung auf Treue Anspruch machen, daß sie auf das öffentliche Leben bezuchnet ist (?). Der Schriftsteller ist genöthigt, sich auf einen höhern (?) Standpunct zu stellen, wenn er sich denkt, daß er zu einer größeren Anzahl Zuhörer spreche. — Unser Zeitalter hat der Schulweisheit eben so, wie den Staats-Geheimnissen, den Krieg eckfächt.“

Dem gemäß sind auch „die Belege, die Streitfragen, die Andeutungen zu weiteren geschichtlichen Nachforschungen u. s. w. in die Anmerkungen verwiesen“ (S. V.) — Dagegen geht Nr. 2. recht geschichtlich auf Revision der bisherigen Uebersetzung von Sulla's politischen Thaten, während Nr. 3. mit einer kaum 9 Blätter füllenden Zusammenstellung der bisherigen Annahmen sich begnügt.

Es soll nun zuerst der Gewinn dieser Bemühungen für die Geschichte der Römischen Staatsverfassung geprüft werden. Um mit dem Theile der Verfassung zu beginnen, welchen die bedeutendsten Neuerungen getroffen, mit dem Tribunat, so folgt Hr. Wittich hierüber in den wesentlichen Punkten der Schrift Rubino's (de tribunicia potestate. Cassell. 1825.). Nach diesem verwirft er mit Recht (S. 58) die seit Lipsius gewöhnliche Meinung (sie findet sich auch wieder bey Zacharia II, S. 93. und Ramshorn S. 50, wohl aus Unkenntniß von Rubino's Gegengründen), daß ein Befehl des Sulla nur

Senatoren die Bewerbung um das Tribunat gestattet habe. \*) Eine schlichte Erklärung für die Stelle bey Appian, welche doch einmal so etwas sagt \*\*), wird freylich nicht gegeben: vielleicht genügt die von Walter (Geschichte des Röm. Rechts. I. Lieferung. Bonn 1834 S. 165.): indem seit Sulla schon die Quästur, welche regelmäßig dem Tribunate vorherging, zum Senator machte, wurden von da an die Tribunen gewöhnlich aus den Senatoren gewählt. —

Fragt man nun, in welchen Stücken die Amtsgewalt der Tribunen durch Sulla geschmälert wurde, so ist gewiß, daß ihnen das *jus agendi cum plebe* wie *cum senatu* entzogen wurde. Höchst wahrscheinlich auch das *jus concionem habendi*. Das *jus in concionem producendi*, als ein der Obrigkeit als solcher zustehendes Recht, ist ihnen aber wohl, wie auch nach Rubino Hr. W. annimmt, verblieben. Hinsichtlich dieser auf die *Concio* bezüglichen Rechte der Tribunen geräth aber Hr. W. in eine unbegreifliche Verwechslung. Bekanntlich hat *Concio* eine weitere und engere Bedeutung. In der letzten und eigentlichen bezeichnet es die vorbereitenden Versammlungen, in welcher die Magistrate das Volk für die entscheidenden *Comitien* vorzubereiten und zu bearbeiten pflegten. Im weitern Sinne werden aber unter *Conciones* auch die *Comitia* selbst verstanden. Hr. W. erklärt nun (S. 36. f.), *Concio* im weitesten Sinne nehmen zu wollen, und legt sodann den Tribunen vor Sulla das Recht bey, alle *Conciones*, also auch die *Comitia maxima* zu berufen, mit ihnen zu verhandeln u. s. w. Als wenn nicht, wie allbekannt, das *jus agendi cum populo* (was übrigens nie mit *concionem habere* bezeichnet wird) ein Vorrecht der *maiores magistratus* gewesen wäre, zu welchen die Tribunen nicht gehörten (Gell. XIII. 15).

\*) Auch Drumann, Geschichte Roms II. S. 485. Note 95. tritt Rubino bey.

\*\*) De bello civ. I. 100. *Kai ouk ἔχω σαφῶς εἰπεῖν, εἰ Σύλλας αὐτὴν καθὰ νῦν ἔστιν εἰς τὴν βουλὴν ἀπὸ τοῦ δήμου μετήνευεν.*

— Weit zweifelhafter und bestrittener, als das obige, ist es aber, wie weit das *Intercessionsrecht* der Tribunen durch Sulla eingeschränkt worden sey. Eine Stelle bey Cäsar \*) könnte zu der Annahme verleiten, es sey dasselbe gar nicht geschmälert worden, wie denn dieß neuerdings wieder von Walter (a. a. O. S. 254) behauptet wird. Eine andere bey Cicero \*\*) scheint zu der Ansicht zu nöthigen, daß jede *Intercession* der Tribunen verpönt gewesen. Allein genau betrachtet behält keine dieser Stellen ihre Beweiskraft. Nicht die Cäsar's, denn sie spricht nicht von dem Umfang (nicht *integram*), sondern von der Freyheit der *Intercession* (*liberam reliquit*): nämlich so weit diese überhaupt noch gestattet war, solle sie auch nach Sulla's Befehl lediglich von der Willkühr des Tribunen abhängen — eine Deutung, die sich mit der Veranlassung jener Stelle sehr wohl verträgt. Eben so wenig aber beweist für das Gegentheil die andere Stelle. Denn sie kann (mit Walter a. a. O. Not. 156) ohne Zwang dahin verstanden werden, daß *Opinius* nicht wegen seiner *Intercession* als solcher, sondern deshalb in *Buse* genommen worden sey, weil er geschwidrig mit den *Comitien* verhandelt hat. Bezieht man das, was Cicero (de legg. III. 9) im Allgemeinen von der Beschränkung tribunicischer Gewalt sagt (*Sullam qui tribunis pl. sua lege injuriae faciendae potestatem ademerit, auxilii ferendi reliquerit* —) auch auf das *Intercessionsrecht* (und warum sollte man nicht?), so liegt die auch von Huscke (Tübinger Krit. Zeitschrift. IV. S. 223.) gebilligte Annahme Rubino's am nächsten, daß nur *Intercession* gegen das Imperium der Magistrate den Tribunen freygelassen worden sey. Am ungenügendsten scheint jedenfalls die Auskunft, die Herr W. versucht (S. 73 f. Z.

\*) Caes. de bello civ. I. 5. 7. *Sullam — nulla omnibus rebus tribunicia potestate, tamen intercessionem liberam reliquisset.*

\*\*) Cic. in Verr. II. t. 60.



und R. lassen sich nicht näher auf die Sache ein). Man soll *Intercessio* bey Cäsar in dem engeren Sinne nehmen, wonach es die *Intercession* der Tribunen gegen einander bedente. Diese gegenseitige *Intercession* habe Sulla auch fürder gestattet, jede andere nicht. Nur Schade, daß jene engere Bedeutung von *Intercessio* weder überhaupt existirt, noch, wenn dieß wäre, bey Cäsar erwiesen werden kann. —

Aber auch die *Jurisdiction* hat Sulla, nach Hrn. W., den Tribunen genommen. Denn vor ihm hatten sie nicht nur *jurisdictio*, sondern ihr *Collegium* war „*supremum quoddam judicium inter eos, qui Romae jus dicerent: quod ipsi decreverant, hoc demum habebatur ratum justumque.*“ So als *Appellations-Gerichte*, „vel“ *Cassationshöfe* (?) hätten aber die Tribunen nur als *Collegium* urtheilen können, und seyen ihre *collegialis* Urtheilsprüche technisch *decreta* genannt worden. Ganz zu trennen von dieser *Jurisdiction* sey ihr *Intercessionsrecht* gegen richterliche Urtheile. Sulla habe beides genommen. Allein die Tribunen hätten durch Ermahnungen u. s. w., welche sie vor dem Spruche an den Richter ergehen ließen, den Verlust jenes Rechts zu ersetzen gewußt.“ (S. 30. f. 67. f.) Diese Bereicherung des tribunicischen Gewaltkreises beruht aber auf einem argen Mißverständnis. Zur Berichtigung, da die Sache zu den ausgemachten gehört, nur diese Bemerkungen. Nirgend und in keiner Zeit wird den Tribunen die, ausschließlich dem Prätor zustehende, *Jurisdiction* in dem vom Verfasser vorausgesetzten Sinne beigelegt. Allerdings war das Verhältniß, in dem die Tribunen zur Rechtspflege standen, höchst bedeutend und einflußreich. Allein es war nur ein Ausfluß ihres allgemeinen *Intercessionsrechtes*. Weit entfernt also, ein rechtskräftiges Urtheil als *Cassationshof* aufheben (dieß konnte nur die *Volkversammlung* oder wer sonst *legis vicem* hat), oder gar als *Appellationsgericht* umändern zu können, stand lediglich dieß in ihrer Gewalt, die *Execution*

eines Urtheils, ebenso wie die *Vollziehung* irgend eines andern obrigkeitlichen Befehls zu hindern. Die *Appellation* der Tribunen ist nichts, als das Gesuch um *Einlegung* der *Intercession*: gegen einen Urtheilspruch *intercediren* konnte aber jeder Tribun für sich allein. *Widerspruch* der Majorität konnte daran nicht hindern, und die vom *Collegium* der Tribunen erlassenen *Decreta* sollten lediglich die Ansicht der Majorität bekunden, ohne daß für solche Erlasse der Ausdruck *decreta* ausschließlich technisch wäre. Die *Edicte*, welche die Tribunen bekannt machten, und welchen ein Einfluß auf die *Ausbildung* des *Privatrechts* zugeschrieben wird, stehen dem nicht entgegen. Die *Ankündigung* der *Intercession* mußte auf die *Abfassung* der *Edicte* anderer Magistrate, namentlich des *Prätor*, der *Natur* der Sache nach einwirken.

Vor allen obigen *Irthümern* hätte eine Rücksicht auf *Huschke's* Erinnerungen gegen *Rubino* (a. a. V.) oder auf *Zimmern* (*Gesch. des Röm. Privatrechts* III. Bd. §. 2. §. 169.) bewahren können.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

An einem andern Orte bey *Bränkraka*, ohngefähr 3 Meilen südlich von *Stockholm*, war die *Identität* der fossilen *Conchilien* mit denen des benachbarten *Meeres* noch auffallender, indem zu den vorhin erwähnten Arten noch die *Neritina fluviatilis* hinzukommt, eine Süßwasser-Schnecke, welche in Menge in den *Brackwasser* des baltischen *Meeres* sich aufhält. Mit diesem *Wasser-Conchilien* wurden zugleich auch einige Exemplare von *Bulimus lubricus* gefunden. Die Höhe des *Lagers* betrug 70 Fuß über dem *Meerespiegel*.

Der merkwürdigste Ort indeß, wo diese baltischen *Conchilien* im fossilen Zustande vorkommen, ist noch weiter südlicher, bey *Södvertelje*, ohngefähr 16 Meilen südwestlich von *Stockholm*, wo sie in einer Höhe

von mehr als 90 Fuß über der See liegen. Hier wurde im Jahre 1819 ein Kanal durch eine Mäße von Sand, Grus und Lehm gegraben, welche den Maeler-See von einem langen schmalen Einschnitt des baltischen Meeres trennte. Der Kanal ist durch den Grund eines der hier so gewöhnlichen Thäler geführt, deren Wände aus Gneissfelsen bestehen, während der Grund mit neueren Ablagerungen bedeckt ist, in welchen dieselben fossilen Conchylien, wie zu Solna, enthalten sind. Im obern Theile des Kanals wurden außerdem mehrere Begräbnis-Trüben gefunden, von denen einige offenbar von hohem Alter waren, da sie kein Eisen an sich hatten, und ihre Planken bloß mit Holzpfählen aneinander befestigt waren. An einer andern Stelle wurde ein Anker ausgegraben, und an einer noch andern einige eiserne Nägel.

Eine noch interessantere Entdeckung wurde jedoch im untern Theile des Kanals gemacht. Hier wurde die Ausgrabung in einem mit Wald bedeckten Hügel vorgenommen, und nachdem man ohngefähr 50 Fuß tief durch Lager von Sand, Grus und Letten hinabgekommen war, stieß man auf etwas, das ein kleines hölzernes Haus gewesen zu sein schien, dessen Thür in gleicher Höhe mit der See lag. Ob es mit einem Dache versehen war, ist nicht bemerkt worden. Ein Versuch wurde gemacht, rings um die Wände herum zu graben und sie stehen zu lassen, allein das Holz war völlig aufgelöst und zerfiel in Staub, als ihm seine Stütze genommen war. Nachdem man indeß den Spiegel des Meeres erreichte, fand man das Holz der Wände noch erhalten. Auf dem Grund, auf welchem der Hausflur erreicht sein mochte, nahm man einen unregelmäßigen Kreis von Steinen wahr, der den Anschein einer Feuerstelle hatte, in ihm lag ein Haufe Kohlen und verkohlten Holzes. Außerhalb des Kreises war ein Haufe von unangebranntem Tanneuholze, dessen Rindeln und Rinde noch erhalten waren. Das Häuschen hielt ohngefähr 8 Fuß im Viereck und mochte eine Fischerhütte gewesen sein, die zur Zeit des Fisksanges gelegentlich benützt wurde. Sie war in Sand eingestülzt, der so fein, als wie vom Wind zusammengeblasen war.

„Wenn die Begräbnistrüben,“ meynet der Verf., „allein gefunden worden wären, so hätte man denken können, daß sie auf dem Grunde einer Einbuchtung, die späterhin versandet und so ausgefüllt wurde, eingesenkt worden seyen; indeß die Lage des Hauses scheint grö-

ßere Aenderungen des Meerespiegel erforderlich zu machen. Hätte man nichts als die Holzwände gesehen, so hätte man auf die Vermuthung kommen können, daß die Hütte durch eine Ueberschwemmung fortgeführt worden wäre, wie ich denn selbst eine Erzählung hörte, daß im Nordosten von Schweden bey der Abgrabung eines Sees durch die Ueberschwemmung ein Haus ganz fortgetrieben wurde. Einer solchen Annahme möchte jedoch die Feuerstelle und das verkohlte Holz gänzlich widersprechen. Es erscheint als nothwendig ein Sinken des Landes bis zu dem Betrag von mehr denn 60 Fuß und eine darauf folgende Erhebung anzunehmen, oder mit andern Worten eine Reihe von Bewegungen, ähnlich denen, durch welche das Phänomen des Serravis-Keupel erklärt worden ist; unbedenklich darf man wenigstens voraussetzen, daß hinsichtlich der Höhe des Landes, seit Fischerhütten zuerst in Schweden errichtet wurden, größere Revolutionen sich ereignet haben, als Geschichte und Tradition es uns hätten erwarten lassen.“ Daß die hier vorkommenden fossilen Conchylien übrigens nicht vom Maeler-See berühren können, geht daraus hervor, daß sie nicht mit den in demselben erhaltenen, sondern mit denen des baltischen Meeres identisch sind.

Am weitesten entfernt von der Küste, nämlich mehr denn 80 Meilen von derselben, traf der Verf. zwischen Toreskölla und Arboga noch solche fossile Conchylien in gleichen Lagerungs-Verhältnissen, wie vorher beschrieben, an.

Am Upsala kommen ähnliche geognostische Verhältnisse, wie um Stockholm vor. An einem gut aufgeschlossenen Punkte sah der Verf. ein nur 3 Zoll mächtiges Mergellager, das ohngefähr 12 Fuß unter dem Gipfel und 80 Fuß über der See lag. Es enthielt eine Menge fossiler Schalen von *Mytilus edulis*, *Cardium edule*, *Tellina baltica*, *Littorina littorea*, *Paludina ulva*? Ueber und unter diesem Mergel sind Schichten von Sand und einige der oberen Lager enthalten ernde Geschiebe von einem Fuß und darüber im Durchmesser. Auf der Oberfläche der Hügel kommen mitunter auch Blöcke von Gneiß und Granit vor, die selten über 9 Fuß lang sind; doch wurde auch einer gemessen, der 16 Fuß lang, 15 hoch und 8 breit war.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. November.

Nro. 221.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als  
Ordner des römischen Freystaates ic.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn.  
Sulla Dictator totam rem Romanam Or-  
dinibus, Magistratibus, Comitii commu-  
tauit etc.

De Reip. Romanae etc.

(Fortsetzung.)

Gehen wir zu den Umgestaltungen fort, welche die Comitien betrafen, so ist nach Herrn W. (S. 96 f.) gar nicht zu zweifeln, daß Sulla die Tribut-Comitien gänzlich abgeschafft. Denn „Eintracht zwischen den Parteyen war unverträglich mit mehrfachen Comitien. Ueberdem aber war Sulla 3 Jahre in Griechenland und lernte dort die Staatsverfassungen kennen, welche alle nur eine Volksversammlung hatten. Da er also nur eine Art von Comitien hat bestehen lassen können, so fragt sich nur welche? Und da kann nicht zweifelhaft seyn, daß er die Tribut-Comitien abschaffte: Appians Zeugniß (I. 59) ist fast überflüssig.“ Ohne auf die Trisfigkeit der andern Gründe einzugehen — Appian sagt dieß weder \*), noch könnten wir ihm glauben, wenn er es sagte. Denn wo wären die niedrigeren Magistrate gewählt worden, wenn nicht in jenen Comitien? Nur die gesetzgebende Kraft sollte ihnen entzogen werden. Ohne diese mochten sie immer fortbestehen. So schon Huschke gegen Rubino (a. a. V. S. 221); und jetzt auch Zachariä (II. S. 88.),

Ramshorn (S. 56), Drumann (a. a. V. S. 484). — Sind nun aber so die Centuriat-Comitien die einzigen gesetzgebenden Versammlungen des Volkes, so wird die Frage doppelt wichtig, welche Form jene Comitien zur Zeit Sulla's gehabt haben. Die angezogene Aeußerung Appians könnte zu der Meynung verleiten, als hätte Sulla diesen Comitien ihre ursprüngliche Gestalt wieder gegeben. Dieß glaubt auch Ramshorn (S. 55.), ohne die Gegengründe zu bedenken, welche Z. (S. 85.) u. W. (S. 100 f.) jene Aeußerung Appians nur als eine Bezeichnung der Centuriat-Comitien überhaupt nehmen lassen. So ist denn das Eingehen auf einen der schwierigsten Punkte in der Römischen Staatsgeschichte, auf die gewöhnlich in das 6te Jahrh. d. St. gesetzte Reform der Centuriat-Comitien unerläßlich. Hr. Wittich begnügt sich, auf Götting (im Hermes XXVI. 1.) zu verweisen. Hr. Ramshorn folgt (S. 13.) der von Pantagathus ange deuteten, von Savigny \*) weiter ausgeführten Ansicht, aber mit einem doppelten Irrthum. Er übersieht, daß die dienstthuenden Ritter für sich 18. Centurien, (wovon 6 schlechthin suffragia genannt) gehabt, und läßt die Centurien nach den Tribus zur Abstimmung kommen, so, daß — alle Centurien der 5 Classen soweit sie der 1. Tribus, dann soweit sie der 2. Tribus u. s. f. angehörten, berufen worden, was den klarsten Stellen widerspricht, welche die Abstimmung nach Classen bezeugen (vgl. Cic. Philipp. II. 33.) — Eine ganz neue Ansicht jener Veränderung versucht Zachariä (II. S. 65. f.). Die 55. Tribus seyen, jede in je 2 Centurien (der Aeltern und der

\*) και τὰς χειρονομίας μὴ κατὰ φωνὰς ἀλλὰ κατὰ λόχους  
ὡς τοῦ Ἀλλίου βασιλεὺς ἑταεὶ γίγνισθαι.

\*) Zum Civil. Magaz. III. S. 307.



Jüngern) zerfallen. Diese Tribus (oder die 70 Centurien, in welche sie zerfallen) seyen in 5 Classen so eingetheilt worden, „daß die Tribus der ersten Klasse die reichsten Geschlechter und Körperschaften enthielten, die folgenden stufenweise die minder begüterten, bis endlich in der fünften und letzten Klasse die Tribus urbana kamen. (S. 73.). — Eine Tribus stand also in dieser neuen Klassenordnung höher oder niedriger, je nachdem sie ihrem Bestand im Ganzen nach mehr oder weniger angesehen war. Auch einzelne Bürger wurden mit Rücksicht auf ihren Census in eine höhere oder niedrigere Tribus eingeschrieben. Nur die alte Genauigkeit wurde nicht mehr beobachtet. (S. 75.). — Immer aber wurden bey der neuen Organisation der Tribus nicht die Vermögensumstände der einzelnen Bürger, sondern nur der Census der Gesamtheit (der zu einer Tribus gehörenden Bürger) in Anschlag genommen (S. 72.).“ — Ohne die Ansführbarkeit dieser, jedenfalls scharfsinnigen, Combination anzusehen zu wollen — sie kann so lange keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen, als nicht für eine solche timokratische Bildung der Tribus klare Beweise beigebracht sind, von welchen bisher keine Spur. Denn wie sich auch der Verf. wendet, seine Tribus sind nach dem Vermögen der einzelnen Tribulen bestimmt. Oder kann man den Vermögensstand einer Gesamtheit (welche keine juristische Person bildet) anders, als nach dem Census der einzelnen Glieder dieser Gesamtheit bemessen? Jene Zusammenziehung nach dem Vermögen wird aber um so ungläublicher, da die ganze neue, den Censoren M. Aemilius Lepidus und M. Fulvius Nobilior zugeschriebene Organisation der Tribus nirgends kloß auf die Centuriat-Comitien bezogen wird. Also auch den Tribut-Comitien lag die neue Einrichtung zu Grunde. Kann man aber hierbey, ohne die klarsten Zeugnisse, die Rücksicht auf Vermögen und Schätzung als irgendwie einflußreich annehmen? In der Stelle des Livius (XL. 51. Mutarunt suffragia, regionatimque ge-

neribus hominum causisque et quaestibus tribus descriperunt) liegt für das Gegentheil der bestimmteste Beweis. Die Vertlichkeit bleibt Grundlage der neuen Tribuseinteilung: die Neuerung besteht lediglich darin, daß nicht mehr die Einzelnen als solche atomistisch in die Tribuslisten verzeichnet werden, sondern je nach der Haupttribus eines bestimmten Standes und Erwerbzweiges. Von einer Rücksichtnahme auf Vermögen überall keine Andeutung. Auch scheint es von anderer Seite kein richtiges Verständniß obiger Stelle, wenn S. 67. bemerkt wird, „daß das Recht in einer Tribus zu stimmen, nicht weiter durch den (bleibenden) Aufenthalt bedingt seyn solle, sondern, daß jede Tribus für immer aus gewissen bestimmten Geschlechtern und Körperschaften bestehen solle.“ Allerdings: aber aus gewissen in einer bestimmten Markung (regionatimque) befindlichen Jünglingen u. s. w. Wenn aber z. B. ein Landbauer aus seiner bisherigen Tribus-Gemarkung in eine andere übersiedelte, stimmte er gewiß nicht mehr in der alten, sondern in der neuen. — Eben so wenig aber, als diese timokratische Bildung der Tribus mag erwiesen werden, daß die Centuriat-Comitien aus 70 Centurien gebildet wurden. J. hält freylich Liv. I. 43. für klar und entscheidend (S. 69). Allein, daß diese Stelle wenigstens nicht das erste ist, darauf konnte schon die Verschiedenheit ihrer Auslegung führen. Und in der That sagt sie nur, daß nach der neuen Bildung der Centuriat-Comitien jede Tribus doppelt in Anschlag zu bringen, und daß die Tribuseinteilung das bestimmende sey für Zahl und Vertheilung der Centurien in den einzelnen Classen. So nach dürfte immerhin in einer zweifelhaften Sache die Meynung den Vorzug verdienen, welche durch die Neuerung an der alten Verfassung jener Comitien so wenig als möglich Aenderung vorgehen läßt — die neuerdings auch von Walter (a. a. O. S. 137) angenommene Pautagathische. Hiernach ist die alte Classeneinteilung geblieben (nur daß vielleicht die

(Censusanfänge gesteigert wurden). Allein während früher ohne alle Rücksicht auf Tribus die einer Classe Angehörigen eine bestimmte Anzahl von Centurien bildeten, sollen jetzt die Mitglieder der einzelnen Tribus in der Classe, welcher sie angehören, je mit 2 Stimmen (Centurien) berufen werden. Die Mitglieder jeder Classe bilden also 70 Centurien, und der Einfluß der Classenabstufung d. h. des Vermögens betrifft nicht mehr, wie sonst, die Zahl der Centurien, sondern lediglich die Ordnung des Abstimmens. — Den Gewaltkreis dieser Comitien hat nun Sulla in doppelter Hinsicht beschränkt. Einmal, indem er ihnen die hohe Gerichtbarkeit entzog (Cic. in Verr. I. 13), was mit Z. S. 150, wohl eben so von der in zweyter als erster Instanz zu verstehen ist. Dann dadurch, daß er die alten Rechte des Senats gegenüber diesen Versammlungen hergestellt hat. In welchem Maaße? Wahrscheinlich wie es vor der Lex Publilia gewesen ist: nur was vom Senate vorherathen, soll als Rogation an die Comitien gebracht werden; nur mit Genehmigung des Senats sollen Volksschlüsse Gesetze seyn. (Z. S. 96. W. S. 107.)

Den Senat hat Sulla ergänzt, wie Livius und Appian bezeugen ex equestri ordine, nach Callust (Cat. 37.) \*) aber nicht ohne arge Ausnahmen von dieser Regel. Hr. W. weiß sich gegen dieß Zeugniß Callusts nur so zu retten, daß er ihm alle Glaubwürdigkeit abspricht (S. 141). Hr. Z. läßt sich noch weniger dadurch in den für Sulla vortheilhaften Folgerungen hindern, die er aus jener Ergänzung zieht (II. S. 97. 10). Eben so unbefangenen nimmt letzterer wie auch Hr. R. (S. 56) auf Appian (I. 100.) hin an, Sulla habe die Wahl der 300 neuen Senatoren den Tribut-Comitien überlassen.\*\*) Sie bedenken dabey nicht, daß die Centuriat-Comitien in der spätern Form, sehr häufig mit den Tribut-

Comitien verwechselt werden, und daß also die Stelle, — wie es die innere Wahrscheinlichkeit fordert, mit Hr. Wittich (S. 140.) besser auf die Centuriat-Comitien bezogen wird. Denn in diesen stimmten ja die Bürger auch nach den Tribus. — Außer der Initiative in der Gesetzgebung wurden dem Senat auch die Gerichte zurückgegeben. Mit Recht bezieht Hr. W., so wie Hr. Z., die Ieges Corneliae iudicialiae auf publica und privata iudicia, mit Unrecht aber glaubt er, zuerst diese Ansicht ausgesprochen zu haben (Vgl. Zimmern a. a. O. S. 9. Not. 9.) Im Einzelnen kann man über diesen Theil der Sullanischen Gesetzgebung billiger Weise von dem Philologen nicht so viele Aufschlüsse erwarten, und mögen ihm auch Irrthümer, wie daß das furtum, rapina, damnum injuria datum (!) und injuriae den publicis iudiciis bezugehlt worden, oder daß in publico iudicio civis e populo agere licuisse zu Gute gehalten werden. Freylich ist der Wunsch andererseits auch nicht unbillig, solche Partien lieber gar nicht, als ohne erforderliche Kenntniß des Ausgemachten zu berühren. Dagegen räumt Hr. Z. den auf Criminal-Recht und Verfahren bezüglichen Ordnungen Sulla's einen eigenen Abschnitt ein; in dem vorausgeschickten Abriss der Geschichte beyder findet sich viel Beachtenswerthes neben manchem Wunderlichen. Zu dem ersteren rechnen wir die Bemerkung, (S. 122 f.) daß die römische Criminal-Gesetzgebung von den XII. Tafeln bis in das siebente Jahrhundert keine oder nur wenige Aenderungen erlitten habe, was lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß mit den Straf- wie mit den civilrechtlichen Gesetzen verfahren worden sey; man bezahlf sich mit extensiver Interpretation u. s. w. — an welches alles weitere Bemerkungen anzuknüpfen hier nicht der Ort ist. Eben so ist es keine unglückliche Vermuthung (aber freylich mehr nicht), es sey die Reihenfolge, in welcher die Digesten die jud. publ. abhandeln, dieselbe, in welcher Sulla's Criminal-ordnungen gegeben worden (II. S. 35 f.) — Min-

\*) — multi memores Sullanae victoriae quod ex gregariis militibus alios Senatores videbant etc.

\*\*) — ταῖς φύλασις ἀναδού; ψήρον περί ἐκástου.

der beyfallwürth ist die Vergleichung der peinlichen Gesetzgebung der XII. Tafeln mit alten deutschen Volkrechten (S. 116 f.). Denn dort war das System der öffentlichen Strafen bereits so ausgebildet, als in irgend einer spätern Zeit der Republik: in den deutschen Rechten finden sich nur für wenige Ausnahmefälle öffentliche Strafen gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Der Verf. bemerkt, daß die oben erwähnten Mergellagen mit Urtroak-Conchylien, in der Mitte von geschichteten Massen Sandes und Grieses, der Theorie solcher Geologen, welche die Bildung dieser Massen von einer heftigen, aus Norden hereingebrochenen Ueberschweimmung herleiten wollen, entgegen treten. Die vollkommene Erhaltung der Schalen zu Upsala, und die wiederholte Folge von dünnen wechselnden Lagern Grieses, Sandes und Lehms, welche fast allenthalben vorkommen, fordern einen allmächtigen, und zeitweise sehr ruhigen Abfag der transportirten Massen.

Von nun an wendet sich der Verf. zur Untersuchung der Küsten, namentlich zur Prüfung der an ihnen angebrachten Zeichen. Der erste Punkt dieser Art ist die Küste von Öregrund, ein Hafen ohngefähr 40 Meilen nordöstlich von Upsala. Hier war im Jahre 1820 auf der gegenüber liegenden Insel Gråsk in einem Felsen eine horizontale Linie, den damaligen Wasserstand angehend, eingegraben worden. Gemeinschaftlich mit dem Offizier, der dieß Zeichen gesetzt hatte, besuchte der Verf. am 1. July 1834 diesen Felsen, und fand, daß die erwähnte Linie jetzt  $5\frac{1}{2}$  Zoll über dem Wasserpiegel lag. Nach Aussage der Seelente vermutete indeß der Wind, welcher eben wehte, daß die See um 1 bis 2 Zoll höher stand, als bey vollkommener Ruhe. Die Seelente hatten es übrigens dem Verf. vorausgesetzt, daß die Linie über dem Wasserpiegel liegen würde, indem sie durch viele Erscheinungen von einem Sinken desselben fest überzeugt waren. Als Beweis hiesür zeigten sie ihm unter andern mehrere Felsen, von denen sie sich erinnerten, daß sie vor 40 Jahren noch ganz mit Wasser bedeckt waren, welche jetzt 1 — 2 Fuß über demselben hervorragen.

Auch bey Geste, das 40 Meilen weiter gegen Norden liegt, zeigten sich an der Küste viele Belege

für die fortwährende Zunahme des Landes. Der Verf. untersuchte zwen Zeichen, die hier auf der benachbarten Insel Löggrund an einem Felsen angebracht waren. Das erste, wie gewöhnlich eine horizontale Linie, war schon im Jahre 1751 eingegraben, und wurde am 3. July 1834 um  $2' 6\frac{1}{2}''$  über dem Wasserpiegel gefunden; da indeßen der Wind aus N. N. O. blies, so erklärte der Oberlootse, daß zum wenigsten 4 Zoll hinzugesetzt werden müsse, um den vollen Unterschied zwischen dem alten und neuen Stande zu bezeichnen. Die andere Linie, welche im Jahre 1820 gezogen war, befand sich  $1\frac{1}{2}$  Zoll über dem Wasserpiegel, also an einem ruhigen Tage 4 Zoll oder mehr darüber.

Um Geste herum kommen auch viele Blöcke von rothem Sandstein vor, die scharfkantig sind, als ob sie eben erst einem Steinbruche entnommen wären. Nach der Aussage der Seelente sollen an der Küste immer neue hinzukommen, welche ihrer Meinung nach durch das Eis mitgeführt würden. Obgleich Niemand eine solche Herabführung gesehen hatte, so könnte sie in dem Umfange eine Bestätigung finden, daß, nach der Aussage des Oberlootzen, das Treibeis an dieser Küste oft bis zu 18 Fuß Dicke sich aufschichtet.

Ein drittes von den im Jahre 1820 gesetzten Zeichen, das am Olofsstein in Ösköf-Sund angebracht war, konnte dem Verf. keine sichere Auskunft geben, da der damalige Wasserstand nicht genau notirt war.

Bevor der Verf. die Offiziere Schwedens verläßt, theilt er noch einige Bemerkungen des Oberst Hällstrom mit, der sich über seine Abhandlung über die zur Bestimmung des Sinkens des bothnischen Meerbusens gerichteten Zeichen bekannt gemacht hat. Ihm zu Folge sind die Bewohner der entgegengesetzten Küste von Finnland eben so, wie die zwischen Geste und Torneo vollkommen überzeugt, daß entweder das Wasser in beständigem Fallen oder das Land im Steigen begriffen sey. Derselbe Offizier bemerkte ferner, daß ohngachtet des Schwankens des baltischen Meerespiegels zu gewissen Zeiten, er doch niemals eines der älteren Zeichen, sowohl an der schwedischen, wie an der finnländischen Seite des Golfs, untersucht hätte, ohne nicht das Wasser unterhalb der Zeichen zu finden. Er gab dem Verf. auch etwas violette Mergel, welchen er umfängt um Nådendal bey Åbo in einer Höhe von 60 Fuß über dem benachbarten Meere, gefunden hatte. Er besteht gleich dem früher erwähnten von Stockholm und Upsala aus der Zerstückung des Mytilus edulis, enthält aber auch einige vollkommene Exemplare von Tellina baltica, Littorina littorea, L. rudis und Paludina ulva.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. November.

Nro. 222.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als  
Ordner des römischen Freystaates etc.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn.  
Sulla Dictator totam rem Romanam Or-  
dinibus, Magistratibus, Comitibus commu-  
tavit etc.

De Reip. Romanae etc.

(Fortsetzung.)

Weiter noch geht der Verf. bey dem Centumviral-  
Gericht (S. 109). Nicht undeutlich giebt er zu versteh-  
hen, daß die Römer und also auch ihre Gesetze und Ein-  
richtungen zum Theil deutschen Ursprungs waren: das  
Nömische Centumviral-Gericht stellt sich heraus „als  
Landgericht der Völkerschaften deutschen Ursprungs.“  
— Im übrigen wäre, auch wenn es andere Rück-  
sichten gestatteten, doch von des Verf. Darstellung  
nicht viel mehr weiter zu berichten, als daß er nicht  
ohne Wahrscheinlichkeit viel mehr Leges Corneliae  
über Verbrechen annimmt, als welche sich unter die-  
sem Namen in den Rechtsquellen verzeichnet finden.  
(S. 37. f.).

Die Aenderungen Sulla's hinsichtlich der Magi-  
strate (außer den Tribunen), der Provinzen u. s. w. ha-  
ben unseren Verf. zu keinen neuen Ausführungen Anlaß  
gegeben. Nur der von Hrn. Z. versuchten, aber bedenk-  
lichen Ehrenrettung des Pomponius (in L. 2. §. 32.  
D. de O. J. \*) mag gedacht werden. Sulla brachte  
bekanntlich die Zahl der Prätores auf acht. Nun  
gab es aber vor ihm bereits sechs Prätores: wie

kann er also vier neue creiret haben?, Z. meynt (S. 99)  
die Zahl sey vor Sulla nicht bleibend sechs gewe-  
sen. — Eben so wenig hat die Darstellung der  
Proscriptionen und Militärcolonien neue Forschungen  
hervorgezogen. Zu berichtigen ist bey Hrn. W. (S.  
211 f.) die Annahme eines eigenen Gesetzes gegen  
die Kinder der Proscribirten „ne illis redderentur  
paternae opes.“ Denn war das väterliche  
Vermögen einmal confiscirt, bedurfte es keines sol-  
chen Gesetzes. Dagegen wird ebendasselbst (S. 218)  
ohne Grund ein ausdrückliches Zeugniß (Plutarch.  
Sulla c. 31.) verworfen, wonach die Kinder der Pro-  
scribirten zusammen traf. Wer die grausame Behand-  
lung der Kinder der Hochverräther kennt, welche die  
Kaiserzeit nicht eingeführt, sondern gemildert hat,  
wird dabey nichts auffallendes finden, und darauf  
allein deutet Callust, wenn er (Cat. 37.) sagt, jus  
libertatis iis imminutum.“

Es kann nach alle dem der Beurtheilung des  
kundigen Lesers überlassen bleiben, in wie ferne durch  
diese Bearbeitungen die Nömische Staatsgeschichte ge-  
fördert worden, und in wie ferne die Forschungen über  
jene Epoche ihren Abschluß erhalten haben. Wir  
wenden uns zu dem übrigen noch nicht berührten In-  
halt der Schriften. Dieser besteht bey Nro. 2. und  
3. in geschichtlicher Einleitung, wobey aber ohne al-  
les Maaß verfahren wird. Die größere Hälfte von  
Nr. 3. füllt ein Abriss der Nömischen Staatsgeschichte,  
von dem man nicht weiß, was er hier soll. Nr. 2.  
schickt bey jedem Kapitel Einleitungen voraus, als  
müßte die Nömische Staatsgeschichte erst von Grund-  
aus gemacht werden: S. 82 — 95 wird der Nö-

\*) Deinde Corn. Sulla — Praetores IV. adjecit.

mische Staat ohne alle Rücksicht auf Niebuhr auf-  
gebaut. Beyde Verf. hätten mehr beherzigen sol-  
ten, was Nr. 2. (S. 189) sagt:

„Satius videtur recentiores laudare scriptores,  
quam quae cognita sunt et nemini non audita cum  
legentium offensione — repetere.“

Aber auch so muß der Umfang von Nr. 2. verwun-  
dern und erklärt sich nur durch die breite declami-  
rende Manier des Verf. und durch das beständige  
Einsflechten sehr unnützer Reflexionen und Gemein-  
plätze über die berichteten Thatsachen. Zwey Bey-  
spiele statt vieler:

(S. 25.) „Haec igitur tribunatus exigua prim-  
ordia adeoque fortasse aliqua ex parte minus ho-  
nesta. Majora illis fuisse jura ut credam, adduci  
non possum propterea, quod fere omnia humana  
ab exiguis profecta sunt exordiis; repngnat pro-  
sus illius temporis simplici rationi, tribunos jura  
illa magna, quibus deinde praepollebant, jam tum  
et flagitasse et a patribus accepisse. Nequaquam  
hoc factum est: uti alia multa ita et tribunatus  
a primis exordiis perexiguus ad summam demum  
deinceps vim atque magnitudinem pervenit.“

(S. 29.) „Si qua alia pars hist. Rom., tribu-  
natus profecto summa admiratione dignus est.  
Et mirifice me semper adlexit: tribuni pl. enim  
licet ab initio jura haberent perexigua, sensim  
tamen pedetentimque summa sibi comparaverunt.“

Von unlateinischen Wendungen und offenbaren  
Fehlern ließen sich auch nicht wenige Beispiele bey-  
bringen, wenn wir nicht zu ermüden fürchteten.  
Nr. 3. sichts in diesen Hinsichten vortheilhaft ab,  
doch fehlt es in der Einleitung nicht an Ungenanig-  
keiten. So ist S. 8: „libertas utriusque ordi-  
nis aequata est demum legg. XII. Tabh.“ we-  
der buchstäblich wahr, noch in dem wohl vorausge-  
setzten, aber unlateinischen Sinne (politische Frey-  
heiten). Ferner möchten wir wissen, woher der Verf.  
das Zwölftafelengesetz (S. 9.) habe „ne leges in  
perpetuum sancirentur sed uti e rep. visum et  
pro tempore mutarentur.“ Ungenau ist die An-  
gabe (S. 10), daß die Tribut-Comitium das Recht  
erhalten hätten, „si ad ea provocatum esset, ju-  
dicandi et decernendi praeter crimen perduel-

lionis (vgl. Walter a. a. O. S. 135.). Doppelt  
unrichtig ist (S. 18) daß, der ager publicus „limi-  
tationis lege cuttoribus“ assignirt worden sey.  
Limitation fand bekanntlich zu der hier in Rede  
stehenden Zeit nur bey den den Colonien eingeräum-  
ten Ländereyen Statt. Assignment nur bey den zum  
Eigenthum vom Staat überlassenen. In derselben Be-  
ziehung kommt (S. 19) die, durch eine Verweisung  
auf Niebuhr doppelt auffallende, Angabe vor: pa-  
tricii agrum publicum quasi usucapionis jure (?)  
ut quisque occupaverat summa injuria (?) pos-  
sidebant. S. 20. wird fälschlich die Rogation der  
Tribunen Licinius und Sextus (ut deducto eo de  
capite quod usuris pernumeratum esset, id quod  
superesset triennio aequis portionibus persol-  
veretur) so gedeutet: scil. iniquis et foenus —  
legitimum excedentibus. Als wenn es dazu ei-  
nes Gesetzes bedurft hätte!

Von Nr. 1. machen, wie schon bemerkt, die  
rechtshistorischen Forschungen den kleineren Theil aus:  
den größeren füllt Sullas Leben und die Betrach-  
tung über seine Ordnungen. Eine Uebersicht über  
Rom's innere und äußere Staatsgeschichte von An-  
fang an bis Sulla, der ersten Abtheilung zweck-  
mäßig vorangeschickt (S. 9 — 62), ist allen em-  
pfehlenswerth, welche einen Ueberblick über den in-  
nern Verlauf der römischen Geschichte gewinnen  
wollen. Zur Probe soll hier eine Betrachtung aus-  
gegeben werden. Nach Schilderung der Zeit zwischen  
dem zweyten und dritten punischen Kriege, wird  
(I. S. 50.) die Frage aufgeworfen, warum diese  
glückliche Zeit so bald euden mußte?

„Nicht deswegen, weil alle menschlichen Dinge  
dem Wechsel unterworfen sind, oder weil das Leben  
eines Volkes unter demselben Gesetze, wie das der  
Pflanze steht — Sondern — die Grundursache  
des Verfalls und dann des Untergangs des  
römischen Freystaats lag in den Eroberun-  
gen, welche die Römer gemacht hatten und  
mit immer neuen Eroberungen vermehrten.  
Wenn ein monarchischer Staat Eroberungen macht,  
so kann er, ohne Noththat für seine Verfassung, die

neuen Unterthanen den alten gleichstellen, oder auch jene nach besondern Gesetzen beherrschen. — Aber ein wahrhaft unnatürliches Verhältniß entsteht, wenn eine Demokratie Eroberungen macht. Sie kann die Besiegten nicht an dem Staatsbürgerrechte Theil nehmen lassen. Genöthigt also, die Einwohner der eroberten Länder als Unterthanen zu beherrschen, muß sie in die Hände einzelner Bürger eine Gewalt legen, welche auch gegen den Herrscher gerichtet werden kann. — (S. 52.) Daß Maß gesetzlicher Freiheit, welches einem Volke werden kann, steht allemal in einem gewissen Verhältnisse mit dem sittlichen Werthe des Charakters, welchen das Volk im Ganzen hat. Aber das macht den Unterschied, das ist insbesondere für das Schicksal der Staatsverfassungen von entscheidender Wichtigkeit, daß die öffentlichen Sitten bey dem einen Volke auf diesen, bey einem andern auf andern Grundlagen beruhen können, daß sie daher bey dem einen Volke mehr, bey dem andern weniger der Veränderung unterworfen sind. — Die heutigen europäischen Völker — haben und behalten an dem Christenthume, an den Gesetzen des Anstands, an der auf der Vertheilung der Arbeit beruhenden Verschiedenheit der Stände und an der Scheu vor der Schwachhaftigkeit der Druckerpresse so viele ständige Schutzwachen gegen das Einreißen eines allgemeinen Sittenverderbens. Den Römern, und eben so den Griechen der Vorzeit fehlte es an diesen Schutzwachen der öffentlichen Sitten. Der Volkscharakter hatte sein Gepräge von dem Charakter der Verfassung; die Tugend jener Völker war Anhänglichkeit an die Ueberlieferungen der Vorfahren, war Unbekanntschaft mit fremden Sitten und Lastern; sie hatten nichts so sehr zu fürchten als den Verlust dieser Nationalität. — Wenn sie durch Eroberungen aus ihrem heimatlichen Kreise, aus ihrer Vergangenheit herausgerissen wurden, brach alles zusammen, was bisher die einzelnen Bürger und das Gemeinwesen gehalten und gehoben hatte n. s. w.

Nicht so wie dieß, und vieles andere in der Einleitung, befriedigt, was zur Würdigung Sulla's und seiner Thaten vorgebracht wird. Mit einer, hinter vorsichtigen Redewendungen sich vergeblich bergenden Vorliebe für den Helden, werden zunächst dessen Eigenschaften und politische Thaten in das hellste Licht gestellt.

(Schluß folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Da der Verf. Sundsvall, was noch viel weiter nördlich als Geste gelegen ist, nicht besuchen konnte, so wandte er sich schriftlich an Herrn Dickson, Residenten in diesem Hafen, der ihm folgende interessante Mittheilungen nach den Aussagen der erfahrensten Lootsen und Fischer übermachte:

- 1) Daß sie die Hebung des Landes nicht begreifen könnten, sondern der Meinung wären, daß die See im bothnischen Golf in allmähligem Sinken begriffen sey, und daß während der letzten dreißig Jahre das Fallen zwey Fuß beständig betragen hätte.
- 2) Daß sie nie eines der im Jahre 1820 gesetzten Zeichen gesehen hätten, daß das Fallen des Wassers in den letzten 14 Jahren bey Sundsvall und Hernösand 6 — 8 Zoll ausgemacht hätte.
- 3) Daß sie es selbst bey ihren Lebzeiten nothwendig gefunden hätten, wegen des beständigen Zurückziehens und Seichterwerdens des Wassers, ihre Stationen und Fischerplätze näher an die See zu verlegen.
- 4) Daß sie Beispiele von großen Felsblöcken aufzuführen könnten, welche sowohl an den Küsten der Inseln des bothnischen Meerbusens, als auch an denen des festen Landes, vom Eis bewegt und selbst von einer Stelle zur andern getrieben worden seyen.

Auf der entgegengesetzten, nämlich auf der westlichen Küste von Schweden, besuchte der Verf. zuerst Uddevalla, dessen Lager von fossilen Conchylien, die mitunter bis zu mehr denn 200 Fuß über dem Meere empor reichen, seit einiger Zeit viel Aufsehen erregt haben, so wie auch die von Brongniart dafelbst gemachte Entdeckung von Balanen, die noch an den Gneissfelsen hoch oben befestiget waren. Auch Knell fand sowohl die bloßen Unterlagen von diesen Schalen, als auch ganze Balanen selbst an Felsen geheset. Er hatte früh-



her gedacht, daß die Muschelformation bey Uddevalla alten Gestaden des Oceans gleichen möchte, welche erhöht werden wären, aber es sind in der That geschichtete Lager von Sand, Letten, Graß, und an mehreren Stellen fast gänzlich von Schalen, welche in einer sehrern Periode die tiefen Buchten und Fjords einer See, gleich der, die nun die Küsten umgibt, ausfüllten. Alle diese Schalen stimmen mit denen der Nordsee überein. Eine beträchtliche Menge derselben, wie sie der Verf. in einem Tage sammelte, machen *Balanus Talupa* und *sulcatus* aus. Einige sind, wie schon erwähnt, an Felsen besetzt, die meisten aber sitzen auf *Mytilus edulis* oder *Pecten islandicus*; keine dieser Arten, noch überhaupt eine andere Art von *Balanus* kommt im baltischen Meere vor. Nachdem folgen *Saxicava rugosa* und *Mya truncata*; *Mytilus edulis* ist 4 — 5 mal größer als im baltischen Meere. Auch ein *Fusus* (*Murex Rumphius* Mont.) und *Buccinum undatum* stellt sich in Menge ein. Seltener zeigten sich weißt die folgenden: *Pholas crispata* (einmal), *Anatina myalis* Lam. (einmal), *Tellina triangularis* (gemein), *Tellina baltica* (einmal), *Astarte*, *Cardium edule*, *Modiola barbata*, *Terebratula* (einmal), *Patella Noachina*, *Littorina littorea* (einigemal), *Turritella*, *Natica*, *Velutina*, *Fusus corneus*, *Echinus* (Fragmente).

Auf der kleinen Insel *Utholmen* in der Nähe von Uddevalla, wo *Celsius* schon behauptet hatte, daß das Meer im Sinken begriffen sey, war im Jahre 1820 gleichfalls der Wasserstand bestimmt worden, jedoch ohne hinlängliche Genauigkeit, woher es auch kam, daß der Verf. hier den Meerespiegel um 7 Zoll erhöht fand, was die Einwohner aber einstimmig als unrichtig erklärten, indem bey ihnen im Gegentheil die See immer mehr abnehme, so daß früher überdeckte Felsen jetzt zum Vorschein kämen.

Weiter südlich an der Küste bey *Ljusfil* fand der Verf. ein Lager von Anstern und andern Schalen, 5 — 6 Fuß mächtig, und bis zur Höhe von 16 Fuß und darüber über dem Meere reichend. Die zahlreich vorhandenen Anstern gehörten zu *Ostrea edulis*, welche an dieser Küste gefangen wird; die anderen Schalen waren dieselben, wie zu Uddevalla, wozu noch die *Anomia striata* kam.

Auf der gegenüber liegenden kleinen Insel *Mar-*

*strand* war im Jahre 1770 eine horizontale Linie in einem Felsen zur Bezeichnung des niedrigsten Wasserstandes angeheben worden. Der Verf. fand sie am 19. July 1834 um 10 Zoll über den Spiegel erhoben; indes erfähr er, daß durch heftige Ostwinde die See noch um 14 Zoll erniedrigt werden könnte, so daß also der niedrigste Wasserstand gegenwärtig um 2 Fuß tiefer ist als im Jahre 1770. Als eines außerordentlichen Umstandes ist hietzu zu erwähnen, daß an dieser Küste keine Ebbe und Fluth vorkömmt, sondern daß blos der Wind das Wasser um 2 — 3 Fuß zum Fallen bringen kann.

Auch nun *Gothenburg* deuten einige Zeichen auf eine Minderung des Meeres hin. Wie bey Uddevalla wurden auch hier fossile Conchylien identisch mit denen des benachbarten Meeres gefunden. Mit welcher Kraft das Eis gewaltige Massen aufheben und fortreiben kann, davon führt der Verf. zwey Fälle an, in welchen gesunkene Schiffe, die in Eis eingefroren waren, von diesem, zugleich mit ihrer Ladung, aus der Untiefe in tiefes Wasser getrieben wurden.

So weit gehen die eignen Untersuchungen des Verf. Mit ihm müssen wir wünschen, daß die schwedischen Naturforscher bald genau nachweisen möchten, wie weit ins Innere des Landes die fossilen Conchylien einer jeden der beyden Küsten sich verfolgen lassen. Hinsichtlich der Annahme, daß das Land in gewissen Theilen Schwedens im allmählichen Steigen begriffen sey, äußert er sich also: „Ich habe keinen Zweifel dies zuzugesehen, seitdem ich die vorhin angeführten Orte besucht habe. Abgesehen von den geognostischen Beweisen, welche sich aus den, felsche Conchylien enthaltenden Lagern ableiten lassen, kerucht die Evidenz der Emporhebung auf zwey Gründen, nämlich erstens auf dem Zeugnisse der Einwohner, und zweitens auf der Niveauveränderung, wie sie durch künstliche Zeichen bestimmt worden ist. Nachdem, was ich übrigens zu *Colmar* und *Stockholm* sah, im Vergleich mit *Dregrund* und *Geste*, habe ich keinen Zweifel, daß der Betrag der Hebung an verschiedenen Orten sehr verschieden ist, und im Süden von *Scania* konnte ich nicht in Erfahrung bringen, weder durch das Zeugniß der Einwohner, noch durch irgend eine andere Erkennung an der Küste, daß die geringste Minderung des relativen Niveaus bemerkt worden wäre.“

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. November.

Nro. 223.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als  
Ordner des römischen Freystaates ic.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn.  
Sulla Dictator totam rem Romanam Or-  
dinibus, Magistratibus, Comitibus commu-  
navit etc.

De Reip. Romanae etc.

(Schluß.)

Wenn man hiezu auch zum Theil zugeben  
kann, was zum Preise Sulla's als Feldherrn und  
Staatsmannes im Allgemeinen gesagt wird (I. S.  
164 f.):

„Als Feldherr ist er nie besiegt worden — Als  
Staatsmann löste er eine der schwierigsten Auf-  
gaben der Staatskunst. Er beendigte (?) einen viel-  
jährigen Bürgerkrieg u. s. w. (S. 166) Er war  
Meister in der Kunst, die Menschen zu behandeln —  
sich zu verstellen — das Zukünftige voraussehen —  
Alles zu rechter Zeit zu thun u. s. f. —“

das Gesetzgebungswerk Sulla's (der  
Verf. theilt es ab in Verfassungs-, Criminal- und  
Sitten-Gesetze) wird jedenfalls überschätzt, im Ein-  
zelnen, wie in seinem Zusammenhange. So möch-  
ten wir den Verfassungs-Gesetzen weder den tiefen  
Plan bezulegen, „der Republik eine ihr ferneres Be-  
stehen verbürgende Verfassung zu geben,“ noch ihnen  
den Namen einer neuen Schöpfung zuerkennen, „zu  
der Sulla nur die Grundzüge aus der Vorzeit ent-  
lehnte.“ Sie sind Gesetze eines siegreichen Partey-  
führers, nicht im Interesse des Staats, sondern der  
Partey, durch die er gesiegt hatte. In diesem Sinne  
bezieht er von der früheren Verfassung oder nahm  
weg, was noth oder rathlich schien. Auch konnte

Sulla selbst kaum anderes damit überhaupt auch nur  
bezwecken wollen. Denn ihm konnte am wenig-  
sten verborgen seyn, wie sein Gesetzesbau keine an-  
dere Bürgerschaft, als die gegenwärtige Uebermacht  
der Partey habe. So ist er denn auch nach Ver-  
lauf von 10 Jahren in wesentlichen Theilen ver-  
nichteter worden: wie kann ihn der Verf. als die  
Grundlage betrachten (vgl. I. S. 3.), auf welcher  
August sein Verfassungsgebäude aufgeführt hat?  
Ähnliche Ueberwerthung ist es, wenn (II. S. 18.)  
Sulla der Begründer des römischen Criminal-  
rechts genannt wird. Es ist schon an sich glaub-  
lich und wird auch ausdrücklich bezeugt (Cic. Verr.  
II. 42), daß die Verbrechen, über welche Sulla Ge-  
setze gab, schon vorher, ebenso oder ähnlich, in den  
Volksgerichten gestraft wurden. Die Neuierung be-  
stand darin, daß durch jene Gesetze quaestiones per-  
petuae über gewisse Verbrechen niedergesetzt wurden.  
Wurde bey dieser Gelegenheit auch manches über  
den Thatbestand und Strafe neu bestimmt — der  
Verlauf der gesammten übrigen Ausbildung des rö-  
mischen Rechts nöthigt zu glauben, daß die bishe-  
rige Uebung der Volksgerichte überwiegend zu Grunde  
lag; so war Sulla's Werk mehr Redaction des vor-  
handenen, als Schöpfung eines neuen Criminalrechts.  
— Noch weniger begründet ist aber ferner das Gewicht,  
welches auf die Gesetze gelegt wird, „durch welche  
Sulla dem eingerissenen Sittenverderben ent-  
gegenzuarbeiten suchte.“ Daß diese Gesetze an Aus-  
führlichkeit Sulla's Criminal-Gesetzen nicht nachstans-  
den, läßt sich nicht einmal „mit einiger Sicherheit,“  
wie der Verf. will, behaupten. (II. S. 23.) Denn  
wenn auch Sulla über die Ehen, nach Mutarch's

Zeugniß, Gesetze gegeben hat; dieß können nur Strafgesetze gewesen seyn: war aber etwa der Ehebruch vor Sulla straflos? Das Verbot der Wazgespiele diesem Cornelier zuzuschreiben wegen (L. 3. D. de aleator.) fehlt es selbst an dem Scheine eines Grundes. Bleiben somit als unbestreitbares Eigenthum Sulla's übrig die Gesetze „gegen übertriebenen Aufwand“ — darauf reducirten sich die „umfassendsten und nachdrücklichsten Maßregeln, die in dem Interesse der öffentlichen Sitten ergriffen wurden.“ (S. 24.)

Mit demselben Eifer unternimmt der Verf. die Apologie Sulla's gegen die Vorwürfe, welche die Geschichte auf ihn gehäuft hat. „Ob Sulla „das Verdammungsurtheil verdiene,“ wird gründlichst untersucht, wiewohl der schlimme Tag (S. 166): „den Menschen richtet die That, den Feldhern und Staatsmann der Erfolg“ weitere Rechtfertigung unndthig machen würde, wenn ihn der Verf. selbst in seinem ganzen Umfange weltte gelten lassen. Zuerst wird protestirt gegen die Urtheile, welche über Sulla theils dessen Zeitgenossen, theils Römer der spätern Zeit, gefällt haben, namentlich gegen das Cicero's: denn diese waren alle parteyisch.

„Nur eine gleichzeitige Gerichtsstelle, fährt I. S. 171. fort, kann man vielleicht von dem Verdacht politischer Parteylichkeit freisprechen — das weibliche Geschlecht; und gerade dieses scheint eine besondere Vorliebe für Sulla gehegt zu haben. Einer Jugendfreundin (scil. der Subleria Nicopolis!) war er so werth, daß sie ihn zum Erben ihres ansehnlichen Vermögens einsetzte u. s. w. Wer aber von den Frauen geliebt wird, kann nicht ohne Ansprüche auf Liebenswürdigkeit seyn.“

Wir wollen dieß gerne für Scherz nehmen, obwohl es nicht so gesagt scheint. Jedenfalls ist es Ernst, wenn S. 172 fortfährt:

„An die Thaten und Aenherungen Sulla's, an die gesammten Verhältnisse und Ereignisse der Zeit, in welcher Sulla lebte und wirkte, muß man sich halten, wenn man über den Charakter dieses verhängnißvollen Mannes mit irgend einer Sicherheit urtheilen will. —

Thue man aber dieß, so ergebe sich (S. 178)

„daß Sulla die Grausamkeiten, deren Andenken an seinem Namen lastet, im Ganzen planmäßig verübte, daß er sie für nothwendig hielt, um dem römischen Freytraat die Verfassung zu geben, die nach seinen Ansichten die vollkommenste war.“

„Er mußte (S. 179) die Gegenpartey vernichten, wenn er Ruhe und Ordnung wiederherstellen, wenn er dem Freytraat eine dauernde Grundlage geben wollte.“ Eine Aristokratie (S. 180) muß durch Schwerten herrschen, wenn sie nicht das Ansehen des Herkommens für sich hat.“

„Allerdings, fährt S. 178 fort, geht diese Vertheidigung Sulla's nicht soweit, daß sie ihn von aller Schuld freispreche. Aber so weit — denn doch, daß man, um Sulla's Handlungsweise zu erklären, nicht Grausamkeit, d. i. nicht Lust und Gefallen an Mordthaten u. s. w. als einen Zug seines Charakters anzunehmen braucht. Sie geht sogar noch weiter!“

Von solchen Gesichtspuncten aus, welche die Alten ohne Zweifel eben so gut kannten, aber verschmähten, und welche geltend zu machen, einem neuern Schriftsteller aufbehalten war, ist es denn auch leicht, die Proscriptionen, deren Erfinder Sulla war, zu entschuldigen (I. S. 146), zu entschuldigen die Erfindung der Militär-Colonien (I. S. 147.), von welchen die ersten der Sicherheit des Lebens, die zweyten noch dauernder der des Grundeigenthums ein Ende machten. Auch gegen den dritten Vorwurf, den Sulla die Alten machten, wird er in Schutz genommen, gegen den, daß er zuerst die Zügel der strengen Kriegszucht nachgelassen (Sall. Cat. c. 11). „Denn ein Feldherr, der seinen Befehl nicht der verfassungsmäßigen Regierung, sondern dem Heere verdammt, kann eher gebieten als verbieten.“ (S. 167). — Doch wagt sich die Vertheidigung nicht an einen Vorwurf, sie übergeht ihn, — und dieser genügt, in Sulla den unmittelbaren Urheber der Auflösung der römischen Republik zu sehen. Er war der erste Römer, der die Legionen nach Rom geführt, der mit Militärgewalt das Gesetz gebrochen hat. \*) Er ist dadurch der Vater und Lehrer des Bürgerkriegs geworden, und sein Beyspiel hat Catilina und die, welche mit mehr Glück als dieser

\*) Sallust. Cat. c. 10.: Armis recepta republica.



gegen Rom die Waffen ergriffen, entzündet, ihnen vorgeleuchtet. Er hat die Militärgewalt zu dem Entscheidenden über Rom's Angelegenheiten gemacht, und man weiß, daß sie fortan nicht aufgehört hat, Rom's wahre Herrscherin zu seyn. —

„Damit aber Sulla's Bild, mit ähnlichen zusammengeschnitten, bestimmter hervortrete“, wird er zuletzt (I. S. 182 f.) noch verglichen mit Marius („Marius sah nur sich, Sulla das Gemeinwesen“), Terentius („Sulla war nicht das moralische Ungeheuer, das uns in T. entgegentritt“), Napoleon. Hiebey unter andern auch die Bemerkung (S. 186. Not. 16G):

„Sogar Ereignisse von ganz individueller Art wiederholen sich in dem Leben beider Männer. J. B. Sulla ritt in der Entscheidungsschlacht einen Schimmel; eben so Napoleon in der Schlacht — bey Marengo. — Die Verheirathung Sulla's mit der Metella erinnert an die zweyte Ehe Napoleons. — Sulla verdankte in der Schlacht vor Rom, Napoleon in der bey Marengo dem Verdienste eines Andern den Sieg. —

D — nu.



Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Wir haben uns bisher aller weitern Bemerkungen über die Angaben und Ansichten des Verf. enthalten, und unpartheyisch seinen Bericht mitgetheilt. Ref. könnte hier abbrechen, und zu der „allgemeinen Uebereinstimmung der Forscher“ in Annahme der Buch'schen Hypothese über die Hebung Schwedens schweigen. Pflüchtet ja selbst Herr von Hoff, welcher früher diese Hypothese „ein wahrhaft desperates Mittel der Erklärung“ nannte, gegenwärtig derselben bey.

Es möge hier jedoch ein Versuch, das eben besprochene Phänomen auf eine andere Weise zu erklären, Platz finden. Wir haben hiebey auf zwey Hauptpunkte Rücksicht zu nehmen, nämlich 1) auf das in beträchtlichen Höhen des festen Landes sich zeigende Vorkommen von Schalthieren, welche gegenwärtig noch im

baltischen Meere und der Nordsee leben, und 2) auf die Aenderung des Niveau-Verhältnisses zwischen Land und Wasser zu Gunsten des ersteren.

1) Daß sich in Schweden, sowohl an seiner Ost-, als auch an seiner Westküste und selbst im Binnenlande in Höhen von 100 — 200 Fuß und darüber, Conchylien vorfinden, die mit denen der benachbarten Meere identisch sind, ist allerdings ein überzeugender Beweis, daß einst das feste Land von Schweden von dem Meere überfluthet war. Auch spricht ihre geregelte Ablagerung dafür, daß es nicht schnell vorübergehende Ueberschwemmungen waren, sondern daß ein längeres Verweilen des Meeres über dem Lande statt fand. Mit welchem Rechte man nun aber die Scheidung zwischen Wasser und Land auf Rechnung einer Hebung des letzteren, und nicht vielmehr auf Rechnung eines Sinkens des Ersteren zu bringen habe, ist nicht einzusehen. War Schweden einst vom Meere überfluthet, so wurden allerdings alle seine Landbewohner eräuft, mit seinen Meeresbewohnern war dieß dagegen ein anderer Fall, da sie in ihrem Elemente blieben, und so konnten sich mithin die Balanen hoch oben an den Gneissfelsen ansetzen, und nach wie vor fortleben und sich fortpflanzen. Es ist also zur Erklärung einer solchen Thatsache durchaus nicht nothwendig, zur Annahme zu greifen, als ob jene Balanen sich ursprünglich in der Höhe des gegenwärtigen Wasserspiegels angesetzt hätten, und seit der Zeit erst in Höhen von 200 Fuß hinaufgehoben worden seyen. Daß aber eine große Wasserfluth einst Schweden so gut als alle andern Länder bedeckte, ist ein Ereigniß, das gegenwärtig keines weitern Beweises bedarf. Ob außer dieser allgemeinen Wasserbedeckung vielleicht auch noch partielle Ueberschwemmungen des Meeres stattgehabt haben, ist zwar nicht sicher darzuthun, doch vielleicht nicht unmöglich. Wenigstens möchte die Fischebütte mit ihrer Feuerstelle wohl kaum bis zur Zeit der Sündfluth hinaufsehen — da es noch immer nicht erwiesen ist, daß Europa damals bereits von Menschen bewohnt war —, sondern sie könnte in Folge einer spätern Ueberschwemmung vergraben worden seyn. Hält man also die Annahme fest, daß Schweden einst unter Wasser gesetzt war, so lassen sich die Muschelablagerungen auf dem festen Lande desselben leicht erklären; auch hat man denn hinsichtlich der erwähnten Fischebütte nicht nöthig, dieselbe heben und sinken zu lassen.

2. Als Herr von Buch in den Jahren 1806 und 1807 Schweden bereiste und ihm so viele Thatsachen mitgetheilt wurden, welche jenes Fallen beweisen sollten, bemerkte er: aus diesen Thatsachen könne ein Sinken des Wasserpiegels in dem baltischen Meere und zwar in diesem allein nicht gefolgert werden, weil es physischen Gesetzen zuwider laufe, daß der Spiegel in einem Meere fallen solle, und in einem andern, mit diesem in Verbindung stehenden, nicht. Von einem solchen gleichmäßigen Fallen der Nordsee an der norwegischen Küste wisse man aber nichts. Daher bleibe kein Ausweg zur Erklärung dieser Erscheinungen übrig, als die Ueberzeugung: „daß ganz Schweden sich langsam in die Höhe erhebe, von Fredericshall bis gegen Abo und vielleicht bis gegen St. Petersburg hin.“ Ganz so schließt auch Johnston, längs des größern Theils der Ostseeküste falle das Wasser binnen 25 Jahren um einen Fuß. Weil das Wasser nun nicht auch in der Nordsee gleichmäßig gefallen, wiewohl diese in Verbindung mit der Ostsee, so müße sich das skandinavische Land gehoben haben. Das Niveau der See sey das Einzige, was als unveränderlich zu betrachten sey.

Zuerst möchte Ref. fragen: warum wird nur Schweden berücksichtigt, warum nicht auch die Küste der deutschen Ostseeländer? Schwale Meeresarme und Binnenwasser sind in älterer Zeit nach unklindlichen Andeutungen tief in Pommern eingedrungen. In andern Ufern, die 5 bis 6 Jahrhunderte alt sind, wird die Gegend zwischen Friesland, Treptow an der Tollense und Neubrandenburg Insula genannt; dort grub man Anker, Masten und Schiffsgeräthschaften beim Zersprechen aus. Die Ethenen bis Demmla und Anklam sollen noch vor einigen Jahrhunderten unter Wasser gestanden haben; in Westpreußen zwischen Bromberg und Nakel hat man im Torf ein Schiff mit zwei Takern gefunden. Hierzu kommt die Thatsache, daß alle pommersche Häfen durch wachsende Sandbänke leiden, welche sich vor denselben bilden. Referent kennt die Kritik dieser Thatsachen, er unterscheidet wohl zwischen Versandung durch Flüsse und Hervortreten von Sandbänken durch das Sinken des Meerpiegels, dennoch scheint ihm aus dem Angeführten und andern Thatsachen, welche zum Theil schon Kant in seiner physischen Geographie auführt, entschieden hervorzugehen, daß der Ostseepegel wie an den schwedischen und finnischen, so auch an den deutschen Küsten gefallen sey. Doch nach Buch's Ansicht dürfte auch hier nicht von einem Fallen der See die Rede seyn, wir müßten vielmehr annehmen, die Ostseeländer seyen ebenfalls gehoben. Wofern aber auch diese gehoben sind, wie unbegreiflich wäre es dann, daß der Boden der Ostsee, welcher doch die ununterbrochene Fortsetzung des Küstenlandes ist, nicht zugleich mit diesem, das Wasserbeden rings umgebenden Küstenlande, gehoben worden wäre. Würde aber der Grund des Wasserbeckens gleichmäßig mit der Einsassung

des Beckens, den Küstenländern, gehoben, so blieb ja das Niveau des Ostseepegels unverändert. —

Doch sind denn wirklich die an den Ostseeküsten gemachten Erfahrungen der Art, daß die Naturforscher durchaus zu jenem „desperaten Mittel der Erklärung“ greifen mußten; sollte die Buch'sche Hypothese nicht vielleicht durch eine von Raumer (Allgem. Geogr. zweite Aufl. S. 279) gegebene Erklärung entsehrlich werden?

Man fand nämlich beim Anlegen des holländischen Kanals im Jahre 1782, daß der Spiegel der Nordsee um 8 Pariser Fuß niedriger stehe, als der Spiegel der Ostsee. \*) Nun geht aus der Ostsee eine stete Strömung durch den Sund und Kattegat in die Nordsee; sie legt im Stund ¾ Meilen in der Stunde zurück; ähnliche Strömungen gehen durch die Belte. Die Ostsee muß aber in die Nordsee einströmen, weil eben ihr Spiegel höher ist, als der Spiegel der Nordsee. Es wird durch diese Strömung eine Ausgleichung des Niveaus beider Meere erstrebt. Vermöge eines solchen Einstromens der Ostsee in die Nordsee, wird nun der Spiegel der Ostsee fallen — jener der Nordsee steigen.

Das Fallen der Ostsee ist durch die angeführten Thatsachen hinlänglich bestätigt. Es würde daselbe mehr betragen, wofern nicht durch das süße Wasser der vielen mächtigen in diese See mündenden Ströme einigermaßen das von ihr in die Nordsee ausfließende salzige Wasser ersetzt würde. Erstet aber einsießendes süßes Stromwasser das ausfließende salzige Wasser der Ostsee, so muß ihr Salzgehalt im Laufe der Zeit allmählig abnehmen, und es erklärt sich hierdurch, warum dieser Salzgehalt wirklich so gering, nur  $\frac{1}{15}$  ist, während das Nordseewasser an der norwegischen Küste  $\frac{1}{4}$  Salz enthalten soll.

Mit dieser Ansicht stimmt es, daß die Ostsee im Frühling wächst, weil dann die angeschwollenen Ströme ihr reichlicher als zu andern Zeiten des Jahres Wasser zuführen; auch daß die Salzigkeit und mit ihr das freisitzige Gewicht des Ostseewassers im Stund beim NW. Winde steigt, beim Ostwinde fällt. Jener Wind widersteht dem Abfluß des Ostseewassers und vermindert es mit dem Wasser des Kattegat, welches er in den Sund hineintreibt; der Ostwind dagegen begünstigt die Vermischung des Sundwassers mit dem Wasser der großen östlichen Ströme und verflücht es dadurch.

(Schluß folgt.)

\*) Andere geben die Differenz geringer an. Vgl. v. Hoff. III. 327.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. November.

Nro. 224.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

---

## Schriften über Universitäten. Zweiter Artikel.

(Fortsetzung von Nr. 22.)

1. Ueber die deutschen Universitäten. Ein Gespräch von Dr. Franz Theremin. Berlin, 1836.
2. Ueber das Verderben auf den deutschen Universitäten, von Dr. F. A. Diesterweg. Gießen, 1836.
3. Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift von Dr. H. Leo. Leipzig, 1836.
4. Ueber das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten, von Dr. Alschefski. Berlin, 1836.
5. Ueber die deutschen Universitäten, von Eduard Puggé. Bonn, 1836.
6. Unsere Universitäten, und was ihnen Noth thut, von Dr. Fr. G. Beneke. Berlin, 1836.
7. Vertheidigung der Universitäts-Professoren gegen Dr. Diesterweg's Schmähungen und Recepte, von Dr. C. G. Morstadt. Mannheim, 1836.

---

Groß ist die Zahl von Schriften über das deutsche Universitätswesen, welche seit der Anzeige von Dahlmann's Arbeit erschienen sind. Es kehren die Angriffe und nothgedrungenen Vertheidigungen gleichsam Epochenweise wieder; wie früher Schleiermacher und Steffens, dann vor wenig Jahren

vorzüglich Savigny und Ringseis als Schriftsteller über diesen Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, so ist diesen Augenblick das deutsche Publikum, obwohl in anderer Weise, von den oben verzeichneten Flugchriften in Anspruch genommen und es scheint, als wenn die beruhigenden Worte, welche jene vielerfahrenen Männer zur Versöhnung mit den mancherley Mängeln unserer uralten Hochschulen gesprochen haben, nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht hätten. Neue Vorschläge zu Reformen werden gemacht, schwere Anklagen erhebt man gegen die Lehrer und viele Einrichtungen aller deutschen Universitäten.

Franz Theremin, Prediger in Berlin, geht von dem Gedanken aus, daß die Jünglinge, welche die Hochschulen besuchen, stets großen Gefahren ausgesetzt gewesen seyen, die sich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt hätten; der Wunsch sey allgemein, ein Schugmittel dagegen zu finden; die bisherigen Vorschläge zur Abhülfe könnten sich keines allgemeinen Beyfalls erfreuen, da sie eine völlige Umgestaltung der Universitäten bezwecken, welche bey einem so durchaus nationalen Institute unthunlich sey. Der Verf. glaubt in einem einfachen Mittel die schwierige Frage zu lösen; dieß Mittel ist die dialogische Form des Unterrichts, welche statt des Kathedervortrags allgemein eintreten soll. Der ganze Vorschlag Theremin's motivirt sich in einem Gespräch unter drey Freunden von ursprünglich entgegengesetzten Ansichten. Die ganze Schrift hat eine ernste und ruhige Haltung und enthält viel Wahres.

Dieß Gespräch Theremin's ist die nächste Ver-



anlassung zu der folgenden Schrift gewesen; dieß bekennet der Verf. derselben, Diesterweg, Schul-lehrer = Seminar = Direktor in Berlin, in dem Vorwort. So sehr er, fährt Diesterweg fort, den Vorschlag Therenin's billigen müsse, so könne er doch die nothwendige Umgestaltung von einem so vereinzelt, partiellen Mittel nicht erwarten; das Verderben sey zu groß; man müsse keinen neuen Lap-pen auf das sehr alte Gewand flicken, sonst könnte der Riß ärger werden. Die jetzige Zeit ist eine ungeheure — so ist der Gedankengang des Verfassers — und dieß Gefühl des großen Gewichts derselben beherrsche ihn (den Verf.) oft in solchem Grade, daß ihn der Leichtsinm der Zeitgenossen wie eine ungeheure Ironie des Schicksals erscheine; wir sollten Tag und Nacht darauf sinnen, wie wir die Aufgabe der Zeit lösen könnten; diese Aufgabe der Zeit ist (glaubt Herr Diesterweg) jene Fundamentirung für Jahrhunderte; es könnte sonst zu spät werden, wie bey Carl X., der am Whistische saß, während des Ablasses der letzten 24 Stunden seiner Herrschaft und zu dem man dann auch habe sagen müssen: „Sire — es ist zu spät.“ Es sey ein trauriges Geschäft, den Ankläger der Zeit zu machen und ein reales Unglück für jeden Menschen, wenn sein Interesse ihn auf Gegenstände hinlenkt, deren richtige Benetheilung über oder unter seinem Horizonte liegt. Er — Diesterweg — habe in den Vorlesungen nicht viel gelernt, denn sie seyen darnach gewesen, dennoch aber liebe er unsere Hochschulen, weil er Erziehung und Bildung über alles schätze; er wolle nach seinen Kräften und Einsichten heptragen, daß man die Universitäten besser einrichte; möge auch Einige sagen: „Was geht es dich an?“ Er lasse sich nicht schrecken, denn es gehe ihn an, weil es seine Seele berühre und auf seinem Standpunkte könne er nur wünschen, daß Alle an Allem Theil nehmen möchten, dann stünde es besser um die Gemeinshaft. Die schwerste Anklage, die auf Sokrates ruhte, sey gewesen: er verderbe die Ju-

gend. Dieselbe Anklage erhebe er (Diesterweg) gegen unsere Universitäten und obwohl er sich kein sicheres Urtheil über allgemeine Angelegenheiten zutraue, weil er nicht Staatswissenschaft studirt habe, so könne er sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß in ihnen Manches schlecht bestellt seyn müsse; dieß sage er offen, weil er es denke; ob das Uebel auf den Universitäten ein geschichtlich nothwendiges sey, überlasse er dem Beobachter der Lebenserscheinungen. Sein Wahlspruch sey: „Thue nichts, als was du wünschest, daß andere dir wieder thun.“

Nach diesen Prämissen in der Vorrede, welche wir möglichst mit den eigenen Worten des Verfassers wiedergegeben haben, geht der Verf. in die eigentliche Untersuchung über, und wir wollen auch hier wieder versuchen, seine Argumentation und den Idengang in der ihm eigenen Sprache mitzutheilen.

Der Verf. stellt zuerst zwey allgemeine Anforderungen an die Universitäten, erstens ächte Wissenschaftlichkeit, zweytens pädagogische Bildung und Erziehung. Die ächte Wissenschaftlichkeit sey nicht Gelehrsamkeit, sie bestehe vielmehr in der erungenen Selbstthätigkeit des Denkens. Der Professor soll kein Forscher, sondern ein Lehrer seyn; eins schließe das andere aus; die Lehrgabe sey daher der einzige Maßstab bey der Berufung, die Deutlichkeit die erste Eigenschaft des Lehrers; man würde es dann nicht erleben, daß akademische Lehrer ungeprüfte Neuerungen ihren Schülern als ewige Wahrheiten vorlegten. Aus diesen und andern Gründen bekämpft der Verf. den Begriff der Lehrfreiheit, in der Ausdehnung, die man ihm gegeben hat. Zwar eine Verpflichtung auf symbolische Bücher könne kein die freye Entwicklung liebender wollen, denn den Geist soll man nicht bannen. Jedoch dürfe man es, sagt Diesterweg weiter, den Professoren nicht überlassen, was sie zu lesen Lust haben; das sey nicht Freyheit, sondern Willkühr; wahre Freyheit richte sich nach höheren Gesetzen. Dagegen spricht sich der Verf. für die Lernfreyheit der Studenten aus.

Die zweite Hauptanforderung, nämlich die der Erziehung, sey die höchste, umfassendste; von der Hochschule wird nicht bloß Entwicklung der Intelligenz, Wissenschaftlichkeit und Ausbildung der Selbstthätigkeit im Denken, sondern in höherem und umfassenderem Sinne Vollendung der Erziehung der zu Männern heranreifenden Jünglinge verlangt. Diese Anforderung sey die höchste, umfassendste und die Förderung der Wissenschaftlichkeit nur ein Zweig derselben. Zu dem Endzweck müsse man theils negativ verfahren: Wegräumung aller die Sittlichkeit junger Männer gefährdenden Dinge, Personen, Einrichtungen, Sitten u. s. w. Doch soll nicht die Strenge der Schuldisciplin statt finden, denn nur in der Freyheit reise man zur Freyheit. Als positive Hebel und Kräfte verlangt der Verf. Entwicklung der Selbstthätigkeit des Denkens; eine geistbildende, geisterweckende Lehrmethode. Beym Zuspätkommt, sagt Herr Diesterweg, sehr viele Hochschullehrer können von den verachteten, oft hungernden Schulmeistern etwas lernen, die große Wahrheit: daß es bey der Geistes- und Character-Bildung weit mehr ankomme auf die Form, als den Inhalt, Alles auf die Methode. Der höchste Inhalt der Vorträge sey daher: belebende Ideen, Hochbilder, Hochgedanken, Ideale; davon sind die wichtigsten: wissenschaftliche Ausbildung, Förderung geistiger Interessen der Nation, die erhabenen Gedanken der Tugend und Pflichtübung im geistigen Berufsleben, Entwicklung der Nationalität in Aufopferungs-Fähigkeit, Ehre und Freyheit. Ein Lehrer, der dieß auszuführen im Stande sey, sey ein wahrer Lehrer der hohen Schule, jeder Andere aber ein banaussischer Sactträger, unwürdig der hohen Würde, ein Priester der Ideen zu seyn. Der Mensch ist nicht bloß Geist, fährt der Verf. weiter fort, er ist auch Leib; daher auch Pflege des Leibes zum freyen Dienst für den Geist: Gymnastik, Turnkunst. Von großer Wichtigkeit

seyen ferner Anstalten zur gesellschaftlichen Entwicklung und Bildung unserer Jünglinge.

Überall, wo junge Leute auf sich selbst beschränkt sind, reise ein Geist der Nothheit ein, Verachtung seiner Sitte, aus dem natürlichen Grunde, weil der junge kräftige Mensch bald die Leere äußerer Ceremonien und gesellschaftlicher Uebertreibungen durchschaue. Indem sein Sinn auf das Wesen gerichtet ist, verwirft er, was ihm nur ein hohler Schein zu seyn dünkt und gerade der Tüchtigste gefällt sich leicht in der Verachtung äußerer Freyheit und schöner Sitte. Um solcher rohen Erscheinungsweise vorzubeugen, habe man in manche Schullehrer- und Priester-Seminarien die Mystik, den Pietismus eingeführt. Dieß sey ein herrliches Mittel für diesen Zweck! Denn aller Orten auf dem weiten Erdenrund gleichen die Frömmuler sich in äußerer Ehrbarkeit und stiller Festigung. Diese geistige Entmannung empfehle der Verf. nicht, die Leser würden es ihm gewiß nicht zutrauen, denn er ziehe den wildesten, wüthendsten Burschencorps dem Heuchler- und Frömmulerwesen vor. Der Verf. empfiehlt seinerseits gesellige Kreise gemischter Gesellschaft; nur hier, namentlich im Umgang mit edlen Frauen, in Spielen des Wises und der Laune, im Tanze, lerne der Jüngling seine, zarte Sitte und liebliche Erscheinung. Zur Erziehung und Bildung der akademischen Jugend gehörten ferner Genossenschaften, Korporationen, worüber der Verf. ausführlicher seine Ansichten entwickelt und woraus hervorgeht, daß man nach zwey Principien die Studenten vereinigen solle, nach dem fachmäßigen und Landsmannschaftlichen. Jeder tüchtige Student lebe in zwey Richtungen und Strebungen: die eine gehe nach dem Wissen, die andere nach dem Leben; jene ziehe ihn zu Jünglingen desselben Faches, diese vereinige ihn mit seinen Landsleuten. In rechter Weise führten sie, wie alle Triebe der Menschennatur, zum Guten. Ein wichtiges Erforderniß ist weiter: Bewegung und Erregung durch den Geist des öffentlichen Lebens und

lebendige Theilnahme an demselben. Die Studenten sollen einen eigenen Stand bilden, mit bestimmten Rechten, nach weiser Abmessung ihrer Bedürfnisse und Zwecke; sie sollen von dem Geiste des öffentlichen Lebens erregt und ergriffen werden; denn nur dadurch entstehe für die in ihnen erregten Hochgedanken eine Stätte praktischer Wirksamkeit; es soll großartige Nationalfeste geben, an welchen die Jugend bald in den Farben der Fakultäten, bald in dem landsmannschaftlichen zu erscheinen hat, je nachdem das Fest vorzugsweise eine geistige oder eine national-geschichtliche Bedeutung hat. Zuletzt spricht der Verf. von einer der wichtigsten Bedingungen für die Erziehung der höheren Jugend; dieß ist die Tüchtigkeit der akademischen Lehrer in geistiger, sittlicher und patriotischer Hinsicht.

Im zweyten Abschnitt erfolgt nun die Würdigung der Universitäten nach dem vorgelegten Maasstabe. Zuerst richtet der Verf. die Universitätslehrer: ihre Wissenschaftlichkeit sey eine verkehrte; ihr Ziel sey Gelehrsamkeit, sie trieben Gögendienst mit der Wissenschaft, die ein Selbstzweck seyn sollte; ihre Lehrmethode sey die durchaus verkehrte akroamatische, welche absolut geist tödtend ist; der Studierende könne nur durch die dialogische Form des Unterrichts zur intellektuellen Emancipation gelangen. Das Verderben soll die Gesinnung der Professoren ergriffen haben; sie hätten keine Heimath, keine Anhänglichkeit, seyen Kosmopoliten, d. h. sie gehen der Ehre und dem Gelde nach; das Beziehen des Honorars von den Einzelnen sey ein Grundverderben der Universitäten, die Professoren achteten nicht den Gehorsam, nicht die Subordination, sie, die für den Staatsdienst erziehen sollen; sie interessirten sich nicht für das Individuum, seyen untreu z. B. leichtfertig in Zeugnissen, sie ständen einander feindselig gegenüber, sie lebten nicht in Ideen, nicht in den Hochgedanken der Tugend und Pflicht (welche den großen unsterblichen Kant begeisterten und denen Lessing

und Bos ihr thatenreiches Leben widmeten), nicht in der Fortentwicklung der allgemeinen Zustände der Nation oder der Menschheit überhaupt; es sey für den herausreizenden Mann doch so unendlich wichtig, daß er zu Hochbildern hinaufschaue. Auch die demagogischen Umtriebe hat nach Diesterweg die Bodenlosigkeit des sittlichen und erziehlischen Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten veranlaßt, kurz die Professoren seyen ein Spiegel des Verderbens der Zeit, darum Reform der Universitäten!

Noch giebt es Verhältnisse, die außerhalb des Lehrkreises liegen; so soll z. B. die Verlegung der Universitäten in große Städte höchst verderblich seyn \*); der Mangel an religiösem Interesse unter den Studierenden sey außerordentlich groß.

Am Schluß stellt der Verf. nun noch einzelne Verbesserungsvorschläge zusammen. Nur Solche werden zu Universitätslehrern berufen, welche sich schon anderwärts als Männer von Geist und Kraft bewährt haben; Vollendung des dreißigsten Jahres gilt als Minimum; kein Lehrer bezieht Honorare, die vorherrschende Lehrmethode ist die dialogisch-entwickelnde u. s. w.; (wir übergehen die übrigen, minder auffallenden Vorschläge, weil die meisten schon in dem übrigen Theile der Schrift berührt sind).

Diese starken Beschuldigungen Diesterwegs sind theils in öffentlichen Blättern besprochen, theils in

\*) So sagt der Verf. S. 70. »Denket z. B. an München, wo auf jedes eheliche Kind ein uneheliches kommt. Und diesen Gräuel der Vermischung duldet man nicht bloß, nein, man verlegt auch eine hohe Schule in dieses Sodom und preiset es als das deutsche Athen. Wohl, es wird eine hohe Schule seyn! Es ist schrecklich.« Der Verf. scheint nicht zu bedenken, daß solche statistische Notizen kein vollständiger Maasstab für sittliche Verderbniß sind; in andern Städten, z. B. Paris, London ist letztere viel größer, obgleich das Verhältnis der unehelichen Geburten vielleicht nicht so groß, was von den privilegierten öffentlichen Häusern herrührt.



kritischen Zeitschriften und in den oben genannten besondern Broschüren von einzelnen bekannten akademischen Lehrern zu widerlegen versucht worden.

Am frühesten und ausführlichsten hat Heinrich Leo in Halle geantwortet. Er befindet sich, sagt Leo, in ähnlichem Falle, wie damals der französische Adel, als man dieß ganze Institut angriff und nicht bloß die in Verfall gekommenen Seiten. Er wirft Diesterweg Unwahrheit und Uebertreibung, Verläumdung, Unfähigkeit und Gemeinheit vor. Die Unwahrheit sey, daß er einige Uebelstände, die bey Universitäten in großen Städten vorkommen, als Uebelstände der deutschen Universitäten im Allgemeinen hinstelle; Diesterwegs Vorschläge fielen, sobald er von der negativen tadelnden Seite zu positiven Dingen, wie Verbesserungen übergehe, im höchsten Grade albern aus u. s. w. Es läßt sich nicht läugnen, daß Leo durch historische Belege und praktische Beweise in vieler Hinsicht dieß von vorn herein gestellte Urtheil über Diesterweg rechtfertigt, manche Vorwürfe desselben treffend widerlegt, und die Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit der Verbesserungs-Vorschläge zeigt. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß Leo über manche gegründete (wenn auch sehr roh und übertrieben dargestellte) Beschuldigungen zu leicht hinweggeht, und daß er selbst öfters nicht nur in einem etwas leichtfertigen und burschikosen, für eine so ernste Sache unwürdigen Ton verfällt, sondern auch Behauptungen aufstellt, die eben so schief, oder halbwahr und übertrieben sind, als die Diesterweg'schen\*); auch hätte Leo an man-

chen Stellen wenigstens den Schein der Selbstgeßälligkeit vermeiden sollen.\*)

Ruhiger sind die Entgegnungen von Alschefski und Puggé geschrieben und sie werden denjenigen genügen, welche, ohne genauere Kenntniß des Gegenstandes, die Beschuldigungen von Diesterweg für gegründet halten. Ausführlich ist hier gezeigt, wie unanwendbar in vielen Fällen die dialogische Form des Unterrichts ist und wie die akromatische Methode immer die vorherrschende bleiben muß, wenn auch der erotematischen mehr Umfang eingeräumt werden dürfte, als bisher. Mit diesen Darlegungen wird sich auch wohl Thoremin beruhigen, denn es ist doch klar, daß, gesetzt das deutsche Universitätswesen habe sich, wie behauptet wird, völlig überlebt, und sey durch und durch mangelhaft, eine in vielen Fällen unanwendbare Form des Unterrichts demselben nicht wieder aufhelfen könnte.

Das vielfach verbreitete Vorurtheil, als sey die sittliche Zerrüttung in der Studentenwelt jezt größer als früher, widerlegt namentlich Puggé (auch Leo) sehr gründlich. Nicht bloß ist der jezige Zustand weit besser, als er zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts unter den Ordensverbüderungen und Landsmannschaften war, auch im 17. Jahrhundert war der sittliche Geist weit entarteter als gegenwärtig und sehr interessant sind in dieser

vielversprechendsten, die selbstthätigsten, und ihnen die Freyheit, deren sie bedürfen, rauben, ihnen durch Aufdrängen individueller Fürsorge und pedantischer Aufmerksamkeit eine gewaltsame, schiefe, sie aus ihrer Natur herauswerfende Richtung geben, wäre Seelenverrath. Lieber lasse man hundert von dem ordinären Menschenpaß zu Grunde gehen, als daß man einen aus diesem Uebelstande der Geisteswelt mit einer unpassenden Behandlung zu Grunde richte!“ — Hierher gehört auch die Geneser Studenten-Geschichte S. 24., das Beispiel von der Zudeinglichkeit der Studierenden im Besuchen S. 17.

\*) So S. 34 (über den Ruf nach Dorpat). — S. 59. (seine Kenntniß der Studentenwelt). —

\*) So z. B. S. 50. über den unterbrochenen unordentlichen Besuch der Vorlesungen von Seite einzelner Studirenden: »solche Zuhörer, die nun einmal bloß über ihre eignen Gedanken sinnen und der Musik ihres jungen Herzens zuhören und zu diesem Ende alle Vorlesungen quittiren wollen.« Solche Seelen und Zustände scheint Herr Diesterweg so wenig zu kennen, wie die Achtung vor der Wissenschaft als solcher — solche Seelen aber, wir wiederholen es nochmals, das sind die edelsten, die

Hinsicht die von Puggé ausführlich mitgetheilten Belege aus einem 1636 erschienenen Buche von Masfart.

Veneke beurtheilt in seiner obengenannten Schrift Herrn Diesterweg am mildesten, erklärt jedoch, daß er über die meisten und wichtigsten Punkte entgegengesetzte Ansichten habe, ungeachtet er die Diesterweg'sche Schrift in mehrfacher Hinsicht für interessant hält. Diesterweg ließ in seiner Schmähschrift eine Stelle aus Veneke's Erziehungslehre abdrucken und empfiehlt dieselbe allen Decenten als ein geistvolles Werk. Veneke äußert sich gleich im Eingange seiner Entgegnung dahin: es müsse für denjenigen, der warm in seinem Berufe lebt, und eifrig in ihm und durch ihn das Höchste zu leisten bestrebt ist, sehr erwünscht seyn, über dasjenige, was für denselben Noth thue, die Stimme eines einsichtsvollen Mannes zu vernehmen, der, von gleichem Eifer befeht, außerhalb dieses Berufskreises, und ihm dabey doch so nahe stehe, daß er das in ihm Vorgehende vollständig zu überblicken im Stande sey. Veneke befindet sich allerdings vom Anfang bis zum Ende häufig sehr im Widerspruche mit den Ansichten anderer einsichtsvollen Männer. Während er z. B. gleich im Eingange Diesterweg's Beruf zu einer solchen Schrift ohne weitere Untersuchung anerkennt, weist Puggé vortreflich nach, wie wenig äußerer und innerer Beruf sich in Diesterweg's Stellung und der von ihm gegebenen Probe beurkunden. So sieht auch Veneke in der „Spannung, Unruhe, in Partheyungen und Kämpfen“ unserer Zeit, die Vorbereitung für dieselbe Reform, welche seit Vaec für die Naturwissenschaft eingetreten ist, auch für die Wissenschaften einer geistigen Welt und mit ihr die Erscheinung einer neuen Ära der menschlichen Cultur; er sieht also da das goldene Zeitalter anbrechen, wohin die Alten das Ende des eisernen verlegten; er sieht (um sich dieses beliebten Ausdrucks zu bedienen) die Morgenröthe ei-

ner schöneren Zeit, wo viele ernstgesinnte Männer, wie z. B. Niebuhr, etwas ganz anderes sahen. \*)

Zuletzt haben wir noch der Schrift von Morstadt, Professor in Heidelberg, zu gedenken; es mag aber von dieser genügen, einige Stellen wörtlich hier unten anzuführen, woraus von selbst hervorleuchtet, welch' schlimmen Dienst der Verf. der Vertheidigung der Universitäten erwiesen hat. \*\*)

\*) Veneke verweist in einer Anmerkung auf einen Aussatz in der Allgemeinen Zeitung »die Naturforschung unserer Zeit« Außerordentliche Beilage Nr. 165. u. s. f. Jahrg. 1836, der nicht bloß geistreich, sondern auch an gesundem Geiste reich sey, in welchem der Verf. sehr gut ausführe, wie der Charakter unserer Zeit am Bestimmtesten als das Bestreben bezeichnet werden könne »alle Dinge von einem natürlichen Standpunkte aufzufassen. — Dieser Aussatz, in der beliebten Böhsiftrenden oder Humboldtsiftrenden Manier, aber mit einem durchgehenden frivolsten Zug geschrieben, tastet den durchs ährenwerthen und ernstn Charakter Cuvier's auf eine sehr unwürdige Weise an, indem er diesen als Mensch und Naturforscher gleich hoch geachteten Mann, ohne allen näheren Beweis, als einen Heuchler darstellt. Es ist derselbe Aussatz, in welchem am Schluß die Behauptung aufgestellt wird: »Die Franzosen durch ganz Frankreich seyen viel ernster und nachdenklicher geworden, und dazu habe an meisten ihr verbessertes polytechnischer Schulunterricht beygetragen.« S. Allg. Zeit. 1836. Weil. Nr. 235. S. 959. — Ref. hofft diese Angriffe auf Cuvier's Ehre bey einer andern Gelegenheit näher zu beleuchten.

\*\*) Der Avis au Lecteur beginnt so: »Wer einerseits die Schartele von Diesterweg durchblättert hat und anderseits meine Geschäftüberladenheit kennt, weiß a priori, daß der Herr Seminardirector in dieser Defensionschrift sicherlich nicht die Rolle des Gelspiels, sondern bloß allein die des Sades.« In diesem Tone geht es nun fort bis zum Schluß S. 62, wo es auf dem vorletzten Blatte heißt: »Umlagelehrterweise sind vielmehr gerade die Befordlungen der Professoren nationalökonomisch verwerflich und nur allein die Honorare justifiabel: unter der Bedingung, daß für die studiosos pauperes das Lehrgeld von Seiten ihrer Regierungen begahlt werde.

Dies sind also die Stimmen, welche sich im Jahre 1836 über das deutsche Universitätswesen haben vernehmen lassen. Die Angriffe sind von Männern ausgegangen, welche draußen stehen, die Vereidigungen, wie zu erwarten war, aus dem Gremium der Lehrer. Wer Recht habe, und wie die Sache stehe, könnte jeder vorurtheilsfreyer Leser, der eine allgemeine Kenntniß von den bestehenden Universitätsverhältnissen hat, schon bey einer flüchtigen Einsicht in die angeführten Schriften haben und Ref. hat sich überdieß bemüht, die Ansichten der Verf. möglichst wörtlich, wenn auch nur in einzelnen charakteristischen Stellen, wieder zu geben.

In der That erscheint es fast überflüssig, eine Schrift wie die von Diesterweg zu widerlegen, und man müßte, wären die hier ausgesprochenen Behauptungen nur die Privatansichten des Verfassers, die Zeit für eine verlorene achten, die man zu einer Widerlegung verwendete. Aber leider ist es die große Masse der Gebildeten, deren Ansichten Herr Diesterweg in ihrer ganzen Platttheit repräsentirt und derselbe Standpunkt, den Diesterweg einnimmt, ist leider auch der der Hälfte seiner Gegner; in ihm wurzeln alle die verkehrten und oberflächlichen Grundsätze und Richtungen der Zeit. Dieser Standpunct ist kein anderer als der revolutionär-liberale und rationalistische, im ganzen Umfang dieser Begriffe; denselben in seiner Nacktheit und Erbärmlichkeit darzustellen, auch da, wo er verhüllt ist, wo er auf rein wissenschaftlichem Gebiete austritt oder

Statt der äußerst leichten und folglich überflüssigen Deduction dieses Satzes erkläre ich mich anbrech ernstlich und öffentlich zum Totalverzicht auf meinen Gehalt bereit, unter der Condition, daß meine beyden Herrn Rivalen Zacharia und Mittermaier ein Gleiches thun, und zugleich von jenen beyden Zunftprivilegien entkleidet werden, die da sind: senatorische Jurisdiction und Doktorhatsmonopol. Ihre Geheimrathschaft in partibus sannt dem Ritterthum ohne Ross und der Comsurvey ohne Comende, dürften sie immerhin behalten.« —

sich in der Form einer edelbündenden Begeisterung für Menschenwohl gefällt, soll im Folgenden versucht werden.

Wir werden weniger bey Einzelheiten verweilen und halten es für besser durch die eben ausgesprochene Bezeichnung gleich vom Cardinalpunct der Sache auszugehen, aus dem allein heraus die Einzelheiten sich begreifen lassen. Manches davon ist übrigens schon im ersten Artikel zur Sprache gekommen und einiges Andere, wie z. B. das Honorarwesen, das Verhältniß von Akademie zur Universität, oder vom wissenschaftlichen Forscher zum Lehrer, wird sich besser in dem dritten und letzten Artikel, bey der Anzeige von Dieterici's Schrift, erledigen lassen.

Es wird dieser Anzeige, wie der vorigen, der Vorwurf gemacht werden, daß sie die Gesinnungen einer Parthey ausspreche, einer Parthey, von welcher man vielfach befürchtet, sie wolle die freye, richtiger ausgedrückt schrankenlose Lehre der Hochschulen unter den Zwang des jetzt nicht mehr allgemein gültigen göttlichen Gesetzes stellen. Dieser Vorwurf und diese Verurtheilung steht Jedermann frey; der Verfasser findet in seinem Gewissen und in der Ueberzeugung Beruhigung, hier auf einem Boden mit andern Männern zu stehen, welche dieselben Gesinnungen bekennen, und denen Niemand eine gründliche wissenschaftliche Richtung streitig machen wird.

Stünde Herr Diesterweg nicht auf einem rationalistischen oder revolutionären Standpunct, er hätte nicht nur nicht so, er hätte überhaupt nicht schreiben können. Wer über einen Gegenstand öffentlich sprechen will, muß einen Beruf dazu haben, und wer des vollen Gewichtes des übertrageneu Berufs durch ein empfangenes äußeres Amt, und die damit im genauesten Zusammenhange stehende innere Befähigung sich bewußt geworden ist, wie dieß freylich nur in einem wahrhaft christlichen Bewußtseyn



vollständig geschehen kann, der wird nicht leichtfertig über so ernste Angelegenheiten schreiben, die nur in sehr entferntem Zusammenhange mit seinem Berufskreise stehen. Warum glaubt aber Herr Diesterweg sich zu seinen Aeußerungen berufen? „Weil es seine Seele berühre, weil er nur wünschen könne, daß Alle an Allem Theil nähmen, er sage es darum, weil er es denke“ u. s. w. Dieser Grundsatz ist ein durchaus verkehrter; eben darin liegt das Verderben unserer Zeit, daß Jeder über Alles sich ein Urtheil zu haben anmaßt und jeden seiner Einfälle realisiren will, daß jedes Individuum glaubt, es müsse für das Ganze, für Alles in der Welt sorgen. Welche Konsequenzen sich hieran und an die Aufsicht knüpfen, daß wenn die Seele von etwas berührt werde, man sofort auch dagegen handeln müsse, daß man alles, was man denke, heraus sagen müsse, u. s. w. liegt am Tage, denn eben diese selbstsüchtige Ansicht ist die Triebfeder der revolutionären Bewegungen der neueren Zeit und der Grund der ewigen Unzufriedenheit und der vielfachen Verirrungen. Niemand von dieser Gesinnung fragt mehr, ob ihm sein Amt eine Befugniß gebe zu irgend einer Handlung und ob er die rechte Einsicht in Verhältnisse habe, mit denen ernstlich sich zu beschäftigen er nie eine Nöthigung in seinem Berufskreise gehabt hat. Puggé sagt darüber ganz richtig, daß dann Gegenstand einer krankhaften Empfindung werde, was Gegenstand der Einsicht seyn soll, und wozu in dem Gebiete der praktischen Politik Frankreich einen traurigen Beleg gegeben habe, als man Leben mit dem Wahne aufblähte, er hätte nicht für das Seine und dadurch für das Ganze, sondern für das Ganze in allgemeiner Weise zu sorgen. Niemand will mehr begreifen, daß wer über seinen Beruf hinausgeht, das göttliche Gebot überschreitet, und dieses allein schützt ihn eben so vor dem unverwerflichen Eingriff in das Amt der Regierenden, als vor der Befolgung unrechtmäßiger Befehle, die wider das Gewissen gehen.

Herr Diesterweg steht hier gewissermassen selbst

den jungen Leuten gleich, welche, statt tüchtig und fähig für ihren Beruf sich auszubilden und sich nur daran zu halten, über fremde und allgemeine Verhältnisse mitsprechen wollen. Das was auf platter Hand liegt, die zahlreichen, in die Augen springenden Mängel der Hochschulen, die konnten Herrn Diesterweg freylich nicht verborgen bleiben, aber die Quelle derselben kennt er so wenig, als die französischen Freyheitsmänner, welche doch oft nicht blos die tranrigen Zustände, die sie vorgefunden haben, erkennen, sondern sogar das Unglück, welches sie selbst herbeiführten. Die Männer der rechten Mitte wissen wohl, daß die fortwährenden und ungefüllten Empdrungsversuche den nächsten Anstoß in der Julius-Revolution bekommen haben; aber dennoch ist diese letztere ihnen eine legitime, während alle folgenden revolutionären Bewegungen illegitim seyn sollen. Ja sie sehen nicht einmal ein, wie unsinnig es sey, eine Revolution überhaupt nur legitim zu nennen.

Die Vorschläge, welche Diesterweg in seiner verkehrten Präntension gegen die von ihm aufgeführten Gebrechen, zu Heilung derselben macht, zeigen deutlich seine durch und durch rationalistische Stellung, welche völlig unfähig ist, nur über irgend ein wichtiges Problem der Zeit den rechten Aufschluß zu geben, ja nur irgend ein Factum in seinem Zusammenhang richtig aufzufassen.

Es läßt sich allenthalben in concreto zeigen, wie der gemeine rationalistische, oder da Viele sich jetzt gegen die Verfertigung in diese Kategorie sträuben, der vornehm rationalistische Standpunct, völlig unfähig ist, bestehende Verhältnisse richtig zu beurtheilen, Hülfsmittel für Zerwürfnisse im öffentlichen Leben u. s. w. zu finden, sobald es sich um einen tieferen, ethischen Zusammenhang solcher Erscheinungen handelt und wozu die ordinäre Weltkenntniß nicht ausreicht.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. November.

Nro. 225.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

## Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

„Hochbilder, Hochgedanken, Ideale“ zu erregen, dieß soll nach Herrn Diesterweg die Haupttendenz, die Hauptkunst der Lehrer seyn, darin will derselbe die Heilmittel für die politischen Verirrungen der Jugend, für die demagogischen Umtriebe finden. Diese Worte kehren in der Schrift des Verf. so häufig wieder, daß man wohl sieht, welch großen Werth er hierauf legt. Es sind dieß aber nichts weiter als die abgedroschenen und zum Theil bey der eigenen Parthey obsolet gewordenen Redensarten der Rationalisten und Liberalen. Diese „belebenden Ideen, diese erhabenen Gedanken der Tugend und Pflichtübung“ haben aber nur dazu gedient, den ohnedieß schon frühe genährten Ehrgeiz zu steigern und die Selbstüberhebung zu vermehren, welche die Triebfedern zu politischen Umtrieben geworden sind, und die Einbildung, dem Vaterland und der Freyheit zu nützen und ein vermeintliches Opfer zu bringen, bis zur verbrecherischen That gesteigert haben. Selbst da, wo solche Ideen bloß die Einbildungskraft erhitzen und eitle Ruhmbilder erzeugen, verrücken sie den Jünglingen das rechte Ziel völlig, und vermögen so wenig etwas gegen die materialistische Richtung der Zeit, als die rührende Moral, des lichtvollen Christenthums der Denkgläubigen gegen das sündliche Verderben der menschlichen Natur; sie sind vielmehr Hebel zur Entwicklung der bösen Triebe. Schwerlich wird Jemand von ernster Gesinnung bey näherer Ueberlegung solche Motive im häufigen Berufsleben bey jungen Männern gerne

hervortreten sehen; ganz anders ist die Aufgabe, welche Savigny dem Lehrer stellt. Der Geist der Demuth, die Biegung vor einer höheren Ordnung, die Schwierigkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß, die schwere und ernste Pflicht der Treue im Beruf, die gewisse Ueberzeugung, daß jegliches Amt ein von Gott vertrantet ist, über dessen Verwaltung wir einst Rechenschaft zu geben haben, das Gefühl der eignen Unwürdigkeit und des Unvermögens ohne göttlichen Beystand auch nur die Kraft der Wachsamkeit über sich selbst zu haben, dieß sind die Niedergedanken (sit venia verbo), welche die Hochgedanken verdrängen sollen, mit denen so gerne das unbewachte und sich selbst überlassene Herz ein eitles Spiel treibt. Der Lehrer wird eine schwere Verantwortung über sich ziehen, der die hochmüthigen Triebe des Herzens reizt und das selbststüchtige Streben der Schüler durch falsche Ideale begeistert, und wenn sie ihn auch alle priesen in ihrer Verblendung.

Es dürfte nicht schwer seyn, nachzuweisen, wie in allen Zweigen der Wissenschaft, in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens die rationalistische oder modern-liberale Ansicht, das rechte Ziel verrückt, Oberflächlichkeit verbreitet und die ethischen Elemente verdrängt und verdorben hat. Hier ist der Punct, wo man wieder auf die unbedingte Lehrfreyheit kommen muß, deren leiseste Gefährdung vielen Leuten ein so gewaltiger Anstoß ist. Selbst diejenigen, welche eine gewisse Gefahr zugeben, meinen, es sey hinreichend, die Treue oder falsche Richtung durch Vermehrung der Kraft der wahren Rich-

zung zu bekämpfen, oder behaupten, daß jede seichte Richtung sich selbst einen alsbaldigen Untergang bereite, ja manche glauben gar, daß durch eine ganz freie, ja selbst rationalistische Forschung und Lehre doch manches wichtige Ergebnis für Wissenschaft und Leben gewonnen worden sey. Aber dieß sind unhaltbare Behauptungen und falsche Tröstungen.

Es ist ganz irrig, daß die rationalistische Auffassung in irgend einem Zweige des menschlichen Wissens auch nur ein wahrhaftiges Resultat erhalten habe, und doch haben gerade die seichten, oberflächlichen Ansichten, welche daraus hervorgingen, die meisten Bewunderer und die größte Verbreitung gefunden. Irrthümer schleichen sich fort, wie eine ewige Krankheit. Nachdem der Rationalismus einmal Toden in der wissenschaftlichen Theologie und in der Kirche gefaßt hatte, sprang er in die Geschichte, in alle Zweige der Naturkunde, in die Jurisprudenz und Politik, selbst in die praktische Medizin.

Die Historie wurde eine todte Atomistik, in welcher die Begebenheiten bunt und zufällig durcheinander liefen oder wo man höchstens in einer kurz-sichtigen Pragmatik die wechselseitige Verkettung fand. Gerade die hervortretenden Haupttheile, wie die Führung des Volkes Israel und das heidnische Aelterthum, die Mythenwelt, die Erscheinung des Herrn und die ganze nachchristliche Zeit erfuhren den ewigen Wechsel subjectiver Gesichtspuncte, was zu den selbst thatsächlich widersprechendsten Auffassungen und Darstellungen führte; aber die Gewalt des ewigen Bandes mitten unter allen Verwirrungen im Leben der Völker ist doch so groß, daß sie selbst einem Heine unbegreiflich erscheint und er den Bestand christlicher Ordnung nicht läugnen kann. \*)

Nirgends ist wohl die Korruption des wissenschaftlichen Standpuncts durch rationalistische Auf-

fassung deutlicher, als im Kriminalrecht, nirgends sind die praktischen Folgen davon auffallender, als in der Kriminal-Gesetzgebung. Wie lange ist es denn, daß das Verhütungsprincip den Theorien des Strafrechts allgemein untergelegt wurde, mit allen seinen subjectiven Modificationen, wie bey Feuerbach das Princip der Abschreckung, bey Martin das Princip der Nothwehr des Staats? Jetzt nachdem man in der Gesetzgebung praktisch erfahren hat, wie weit man mit einem solchen oberflächlichen, rein subjectiven Maasstab kommt, fängt man wieder an einzusehen, daß der Grund der Strafe allein in der Gerechtigkeit oder Wiedervergeltung gesucht werden könnte, eine Ansicht, welche man unbegreiflicher Weise als Gewinn aus den Forschungen der modernen Philosophie hinstellt, während sie längst im geöffneten Worte verkündigt ist. Die vielen Auf-lagen der Schriften, welche jene oberflächlichen Lehren enthalten, und die Berühmtheit, welche ihre Verfasser erlangt haben, sind kein Beleg für die Annahme, daß seichte Lehren keinen allgemeinen Eingang fänden. Es wird noch lange dauern, bis die rechten Ansichten über die Zulässigkeit der Todesstrafe allgemein werden und bis die Behauptungen derjenigen Aerzte und Psychologen, welche gerne in jedem Verbrechen eine Geisteskrankheit sehen und die Zurechnungsfähigkeit ganz aufgehoben wissen wollen, in ihrer ganzen wissenschaftlichen Erbärmlichkeit sich dem großen Publikum darstellen.

Wo kommen die mechanischen und atomistischen Ansichten in der Politik im 18. Jahrhundert denn anders her, als aus dem weit verbreiteten Rationalismus? Und ist das Princip der Volkssouveränität nicht das Product derselben liberal-rationalistischen Richtung, wie das System des Gleichgewichts der Gewalten? Die rechte Quelle aller verkehrten Lehren in der Jurisprudenz und Politik hat Stahl in seiner Rechtsphilosophie auf das Ueberzeugendste nachgewiesen.

Wie in der Naturkunde die seichte Verstandes-

\*) Er wundert sich, daß diese »Anekdote« so lange haben gelten können.



Reflexion bey Behandlung wichtiger Fragen über Schöpfung der Welt und Urgeschichte der Erde zu Resultaten gekommen ist, welche von den Lehren der Offenbarung abweichen, ist bekannt. Vertreter der Offenbarung auf dem Gebiete der Wissenschaft hat es zwar auch in älterer und neuerer Zeit gegeben, \*) aber noch ist kein durchgreifender Versuch gemacht worden, die hieher gehörige Richtung der ganzen neueren Naturkunde zum Gegenstande einer besondern Untersuchung zu machen. Die Mehrzahl der so gewonnenen, leichtfertigen Ansichten sind jetzt die allgemeinen und beweisen abermals, daß je oberflächlicher und scheinbegreiflicher eine Behauptung ist, je dreister sie ausgesprochen wird, um so mehr kommt sie bey dem großen Publikum in Aufnahme, weil ihm bey der Behandlung der wichtigsten und geheimnißvollsten Beziehungen zur Schöpfung gar keine Anstrengung zugemuthet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Schluß.)

Wenn nun die höher stehende Ostsee in die niedrigere Nordsee ausfließt und dadurch fällt, so dürfte sich dagegen, wie schon erwähnt, der Spiegel der Nordsee erhöhen. Für eine solche Erhöhung sprechen eine Menge Thatfachen, welche seit Jahrhunderten an sämtlichen Küsten dieses Meeres, an den großbritannischen, wie an denen von Holland, Norddeutschland, Schleswig und Jütland beobachtet worden sind, und schwerlich nur vorübergehenden Sturmfluten zugeschrieben werden können, da sie mächtige bleibende Erweiterungen des Meeres bewirkten. Diese Thatfachen haben Hoff und Richter mit großem Fleiß gesammelt, wie wollen einige der

bedeutendsten anführen, indem wir mit der Ostseite Englands und Schottlands anfangen. Die Küsten von Norfolk und Lincoln haben starke Einbrüche des Meeres gestitten; dort fand man bey Sutton einen mehrere englischen Meilen langen vom Meere bedeckten Wald, dessen Bäume an Stämmen, Wurzeln und Aesten noch fast unverföhrt waren und wie frisches Holz benutzet werden konnten. Im Jahre 1475 soll an der Humber Mündung ein ansehnlicher Streich Landes mit mehreren Dörfern vom Meere weggerissen worden seyn. Auch die Küsten von York und Durham leiden durch das Eingreifen des Meeres, und gleicher Weise die Ostküsten Schottlands. Es mußte die Landstraße, welche zwischen Leith und Musselburgh (in Schottland) längs dem Meerbusen läuft, immer tiefer ins Land verfest werden, weil das Meer ihre Stelle einnahm; eben so ward der Weg von Leith nach Newhaven durch das Meer weggerissen, welches dort so tief in das Land eindrang, daß die Straße einen großen Umweg nehmen mußte. Der im 15. Jahrhundert angelegte Hasenbau von Newhaven ist gänzlich vom Meere übersüthet; das Castell von St. Andrews, ursprünglich eine Strecke vom Meere entfernt, hängt jetzt über demselben. Diese und viele ähnliche Beispiele des Eingriffs der Nordsee in die Ostküsten Großbritanniens führt Hoff an; noch weit bedeutender ist diese See in die Küsten der Niederlande und des nordwestlichen Deutschlands eingedrungen. Das Dorf und Land Saapdingen nordöstlich von Hulst gieng im Wasser unter, eben so ein großer Theil der Küste von Walcheren, der östliche Theil von Süd-Beveland mit Städten und Dörfern und ein Theil von Nord-Beveland (1532), die Insel Oisiant (1658), ein Theil der Insel Schouwen mit der Stadt Vommens. — 1570 zerstörte eine Fluth das halbe Dorf Scheveningen, Katwyk, das sonst fern vom Meere stand, ist gegenwärtig zum Theil von demselben unterwaschen und eingesüthet; 600 Schritte weit von Katwyk sah man in der Meeresküste Trümmer der alten römischen Arx Britannica. Das Harlemmer Meer, im Jahre 1530 nur 3040 Morgen groß, hatte sich bis zum Jahre 1769 bis auf 30,000 Morgen vergrößert. — Im Jahre 1421 überschwemmte das Meer Süd-Holland; 60000 Menschen ertranken, und 49 Dörfer glengen unter. — Zu den bedeutendsten Eingriffen der Nordsee gehört aber die Bildung der Zuydersee, des Dollart und des Zahdebusen. — Durch wiederholte Einbrüche in den Jahren 1219, 1220, 1221, 1246, 1249, 1 51 u. 1282 drang

\*) So in neueren Zeiten viele Engländer, wie Buckland, Prichard, Swainson u. s. w.; in Deutschland Steffens, Schubert, von Raumer (gegen Wallenstedt) Andreas Wagner (gegen Vory).

das Meer in den früheren See Jleuus, zerriß den Isthmus, welcher früher Nordholland, mit Westfriesland verband, trennte die jetzige Insel Wieringen vom Festlande, mit welchem diese noch im Jahre 1205 zusammenhieng — und bildete so die Zundersee. — Der Dollart war zur Zeit der Römer noch nicht vorhanden; im Jahre 1277 drang zuerst das Meer landeinwärts; weiter dann 1278, 80 u. 87, und so schritt die Zerstörung einige Jahrhunderte fort; endlich kam 1559 ein Deich zu Stande, um dem weitern Eingreifen des Meeres zu steuern. Die verschlungene Bucht enthielt die Stadt Torum, 50 Märkte, Dörfer und Klöster, die schönsten und reichsten in Friesland, der neue Meerbusen nahm gegen 6 Quadratmeilen ein. Die Inseln vor der Emsmündung, namentlich Vorkum, Junst und Bant sollen sonst zusammengehungen haben und erst in neuerer Zeit durch das Meer auseinander gerissen seyn. Vorkum, jetzt  $1\frac{1}{2}$  Stunde lang,  $\frac{1}{2}$  Stunde breit, war 12 — 16 Quadratmeilen groß; die Sandbank Kangel, auf welcher zwey Dörfer standen, gehörte zu ihr. Die ostwärts von Junst gelegenen Inseln sind theils vom Meere zerrißen, theils ganz verschlungen worden. Wenn Plinius vom Texel zur Erde 23 Inseln zählte, so findet man deren nur noch 16.

Auch der drey Quadratmeilen fassende Zahbeusen ist neuerer Entstehung, welche man auf das Jahr 1218 setzt; Erweiterungen desselben fanden noch 1511 u. 1651 statt. —

Endlich hat die Nordsee auch an den Küsten von Schleswig die größten Verheerungen angerichtet. Von der Insel Helgoland wurden seit dem Jahre 800 nach und nach Stücke abgerissen. Ein 15 bis 16 Stunden langer fruchtbarer Landstrich an der Westseite Schleswigs, welcher viele Dörfer und 62 Kirchen hatte, ward im Jahre 1240 durch Fluthen vom festen Lande abgerissen, und zum Theil verschlungen. Was übrig blieb, bildete die Insel Nordstrand. Man umdeichte diese; sie hatte 2000 Häuser, an 9000 Einwohner. Am 11. October 1634 durchbrach das Meer die Dämme an 40 Stellen, ersänfte 6408 Menschen und 50000 Stück Rindvieh. Reste von Nordstrand liefen 1791 — 93 wieder große Gefahr von den Fluthen verschlungen zu werden. — „Ueberhaupt zeigt sich, sagt Richter, von Jütland bis nach Holland hin ein beständiges Streben des Meeres in das feste Land einzudringen“ — und eben so, wie wir sahen,

an der östlichen Küste Englands und Schottlands. —

Diesem Resultate: daß die Nordsee sich vergrößern Eingriffe in alle sie umgebenden Küstenländer macht — steht das erwähnte völlig entgegenesetzte hinsichtlich der Ostsee gegenüber. Ihr Spiegel fällt an der scandinavischen und finnischen und nach eben angeführten Tafelschen, wahrscheinlich eben so an den preussischen und deutschen Küsten. —

Tafeln wie nun schließlich das Besagte noch einmal zusammen:

1. Der Spiegel der Ostsee steht höher, als der Spiegel der Nordsee, wie sich aus dem Niveauement beim Anlegen des holsteiner Kanals ergab.
2. Die höhere Ostsee strömt durch den Sund und die Belte in die niedrigere Nordsee. Aus diesem Grunde
3. fällt die Ostsee, ihre Küsten treten aus dem Wasser heraus; sie würde stärker fallen, wenn nicht eine Menge einströmender Flüsse das austretende Salzwasser einigermassen erstekten. Hierdurch erklärt es sich, warum das Ostseewasser einen weit geringern Salzgehalt zeigt, als das Nordseewasser.
4. So wie man an den Ostseeküsten das Fallen des Wassers beobachtete, eben so bezugen die Eingriffe und Erweiterungen der Nordsee längs den dänischen, deutschen, niederländischen und großbritannischen Küsten das Wachsen dieser See.

Buch und Johnston sagten nun: das Wasser der Ostsee ist gefallen. Da das Wasser der Nordsee nicht gleichmäßig gefallen, wiewohl diese in Verbindung mit der Ostsee steht, das Niveau des Meeres aber als das einzig Unveränderliche zu betrachten ist, so muß sich das skandinavische Land gehoben haben. — Ref.: schließt dagegen also: weil das Wasser der Ostsee höher als das der Nordsee steht, so mußte und muß diese durch den Sund und die Belte abfließen und wird in die Nordsee so lange abfließen, bis die Spiegel beyder Seen ein gleiches Niveau haben. Es scheint dem Ref., dieß erklärt hinlänglich das Fallen der Ostsee an den schwedischen Küsten, und es bedürfte der Buch'schen Hypothese nicht zur Erklärung desselben. Wünschenswerth wäre es, daß die Niveauverhältnisse des schwarzen Meeres genauer erforscht würden, welches durch den Vesporsus und die Dardanelen in das Mittelmeer einströmend, große Analogie mit der in die Nordsee einströmenden Ostsee zu haben scheint. Vende — Ostsee und schwarzes Meer — haben die Natur von Binnenseen, die erst durch spätere Durchbrüche mit dem allgemeinen Ocean in Verbindung getreten sind. —

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

## Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

Wir könnten hiefür eine Menge Beispiele als Belege anführen. Eines mag genügen, welches auf eine recht augenscheinliche Weise zeigt, in welche Irrjahle die Naturkunde geräth, wenn sie auf eigene Faust das Schöpfungsgesheimniß erklären will, worüber die beschränkte menschliche Erkenntniß nun einmal keinen Aufschluß geben kann.

Die Schöpfung des Menschen, die ursprüngliche Verbreitung und die Entstehung der Racen haben in neuerer Zeit vielfältig die Naturforscher beschäftigt. Wenige allerdings sind so kühn gewesen, ihre Forschungen dem Publikum so weit mitzutheilen, daß dasselbe ihre Privatkosmogonien mit der Mosaïschen Geneseß vollständig zu vergleichen im Stande ist; unter diesen befinden sich drei Lehrer auf Universitäten, von welchen zwey noch leben, nämlich Oken in Zürich und Ritgen in Gießen; Schelver in Heidelberg ist todt. \*) Andere ha-

ben, mehr unwissend, was sie thun und was sie gefährden, unreife Früchte mangelhafter Untersuch-

noch größtentheils in den Händen der Natur.“ — „Aber auch der uns bekannte Neger ist nicht mehr das Original des ursprünglichen Menschenstammes, er hat schon, so nahe er auch dem Affengeschlechte steht, eine nicht unbedeutende Höhe der Kultur erstiegen; er hat sich schon eines Theiles seiner Acti- kulation bemächtigt und sich auf die Füsse erhoben.“ „Die körperliche Natur des Menschengeschlechts muß in ihrem Ursprunge mit dem Thiere gänzlich zusam- menliegen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir noch z. B. behaarte vierhändige Thiere mit der Anlage zur Menschheit entdecken werden. Ich will nicht behaupten, daß der ursprüngliche Naturmensch vom (jetzt bekannten) Affengeschlechte herstamme, weil ich es nicht durch positive Gründe beweisen kann, und, da wir den Urstamm des Affengeschlechtes so wenig als den des Menschengeschlechtes kennen, das Affengeschlecht auch eine verunglückte Abartung vom ursprünglichen Stamme des Menschengeschlechtes seyn kann.“ . . . „Wenn man nun das bisher Gesagte zusammenfaßt, und bedenket, daß der Neger unter den bekannten Racen dem ursprünglichen Menschen- stamme am nächsten stehe; daß schon der Neger so nahe ans Affengeschlecht gränze; daß aber das Af- fengeschlecht mit den Graden der Hitze zunimmt; daß das östliche Asien und die neue Welt verhält- nißmäßig kälter sind; daß wir von Afrika nur ei- nen unbedeutlichen Theil der Grängen kennen, — so drängt sich der Gedanke auf, daß wohl das in- nere Afrika die Mutter der Natur des Menschen- geschlechts (auch wahrscheinlich die Mutter der ganz- nen lebenden Schöpfung) seyn müsse; daß wir dort noch den Keim (auch die corpora lutea —) und den Embryo der körperlichen Natur des Menschen- geschlechts entdecken werden.“ . . . Am Schlusse der Abhandlung heißt es: „Woher denn aber jener noch

\*) Ref. hält es für durchaus nöthig, hier in einer An- merkung ausführlichere Belege für diesen Vor- wurf zu geben. Schelver schrieb im Jahre 1802 einen Aufsatz: „Ueber den ursprünglichen Stamm des Menschengeschlechtes“ in Wiedemann's Archiv für Zoologie und Zootomie Bd. III. S. 167. Der Verf. sucht hier aus Thatsachen, worüber er auf seine Weise subjektiv reflektirt, zu beweisen, daß nicht Asien die Wiege der Menschheit sey, sondern Afrika. Denn „die niedrigste jetzt bekann- te Stufe der Menschheit — die also dem ursprünglichen Stam- me des Menschengeschlechtes am nächsten stehe — re- präsentirt die äthiopische Race. Sie befindet sich



ungen zu Tage gefördert, oder auf Autorität Anderer hin verbreitet. So haben Manche behauptet, die Racen-Verschiedenheit spräche unabweisbar für

die Abstammung des Menschengeschlechts von mehreren Paaren, ohne die wichtigen, naturhistorischen Gründe von Blumenbach, Cuvier, Prichard

zu entdeckende Embryo der Menschennatur? Die Antwort ist auf der Stammtafel der ganzen lebenden Schöpfung zu lesen, die bis an das erste punctum saliens alles Lebens zurückführt. Und dieser Punkt? — liegt im Bildungstrieb des organischen Universums. Und woher das? — Kehre in dich selbst zurück.“

Anders behandelt Oken den Gegenstand in seinem berühmten Aufsatz: „Entstehung des ersten Menschen“ Isis, Jahrgang 1819. Seite 1117 mit Abbildung auf Tafel 15 und mit dem Motto: „Last uns Menschen machen!“ — Diese Abhandlung ist, wie alle Darstellungen Oken's, durchaus dogmatisch; er beschreibet, als wäre er bey der Schöpfung dabey gewesen und hätte die Thatsachen dann sogleich aufgezeichnet. Zuerst zeigt Oken die Construction der Welt aus vier Elementen, die Wiederverkehr und Verbindung derselben in der Pflanze und im Thier, schildert dann den anatomischen Bau der Fötushüllen und kommt zuletzt auf den Menschen, wo es unter Andern also heißt: „Ein Kind setzt eine Mutter voraus, und die Mutter doch auch wieder ein Kind. Der Mensch ist mithin ein unmögliches Thier. — Ohne Zweifel war der erste Mensch ein Embryo, nicht sogleich eine Mutter; denn das Kleine ist nothwendig vor dem Großen, und er entsteht ja noch so; wie aber etwas jetzt entsteht, ist es entstanden; denn jetzt Entstehen ist nur Nachahmung oder vielmehr Fortdauer des ersten. Ein Kind von zwey Jahren wäre ohne Zweifel im Stande, sein Leben zu erhalten, wenn es Nahrung um sich fände, Würmer, Schnecken, Kirichen, Aepfel, Rüben, Kartoffeln, endlich gar Mäuse, Biegen, Kähe; denn das Kind saugt ohne Unterricht, und um diese Zeit hätte es Zähne und könnte gehen. Damit also ein Kind sich selbst, ohne Mutter fortlebe, wäre erforderlich, daß es erst noch zwey Jahren etwa geboren würde. Ein solch Kind würde ein Junge seyn, der etwa aussähe, wie der Fig. 5, welcher Gelegenheit hätte, sich im Schwimmen zu üben, und die Zähne weisen kann. Zwar hängt er noch an der Nabelschnur, weil er im Wasser verschlossen noch Riemenartig athmet, allein wie ein Fisch ist er hurtig in den Bewegungen, öfnet die Argen und sucht, was er verschlinge. Nun steht ohne Zweifel die

Zeit der Schwangerschaft im Verhältniß mit der Größe des Menschen und daher auch die Zeit der Reifheit. Denke nun, der Fötus reife gleich schnell, während seine Mutter so groß als ein Elephant wäre, mithin einen Uterus hätte, der bequem einen zweyjährigen Knaben fassen, ernähren und beatmen könnte, so würde er als ein zweyjähriger Knabe mit Zähnen geboren und mit brauchbaren Gliedern. Daß dieser also fortleben könnte ohne mütterliche Pflege, ist außer allem Zweifel. Der erste Mensch müßte also sich in einem Uterus entwickelt haben, der weit größer gewesen wäre, als der menschliche. Dieser Uterus ist das Meer. Daß aus dem Meere alles Lebendige gekommen, ist eine Wahrheit, die wohl niemand bestreiten wird, der sich mit Naturgeschichte und Philosophie befaßt hat. Auf andere nimmt die jetzige Naturforschung keine Rücksicht mehr. Das Meer hat Nahrung für den Fötus; es hat Schleim, den dessen Hüllen einzuengen können; es hat Sauerstoff, den dessen Hüllen athmen können; es ist nicht beengt, daß dessen Hüllen sich nach Belieben ausdehnen können, und wenn er sich auch länger als zwey Jahre darin aufhielt und heryunswämme. Solche Embryonen entstehen ohne Zweifel zu Tausenden im Meer, wenn einmal entstehen. Die einen werden ureilig auf den Strand geworfen und verkommen; andere werden an Felsen zerquetscht, andere von Raubfischen verschlungen. Was thut das? Sind ja noch Laufende übrig, welche sanft und reif an den Strand getrieben werden, welche daselbst ihre Hüllen zerreißen, die Würmer aufharen, die Muscheln und Schnecken aus den Schalen ziehen; wenn wir Austern roh essen können, warum nicht Meeremensch? Kommt die Fluth, so kann der Junge entfliehen; er kommt auf höheres Land und geht auf Pflanzenfrüchte in Menge, sollten es auch nur Pilze seyn. An Nahrung und Rettungsmitteln fehlt es also nicht mehr, auch nicht an Zeitvertrieb; denn mit ihm sind wohl an derselben Küste Duzende angetrieben worden. Warum soll dieser Junge nicht Töne ausstossen, warum nicht andere bey Schmerz, andere bey Freude, andere bey Waden, andere bey Abstoßen, andere bey Liebosen, andere beym Zanken? Wer kann an all diesem einen Augenblick zweifeln? Die

u. a. m. für die Einheit der menschlichen Art gehörig zu berücksichtigen; Andere haben, wie Bory St. Vincent, mit eben solcher wissenschaftlicher

Sprache wächst also aus dem Menschen, wie dieser aus dem Meer, der Weltbärmutter und dem Weltstamen. Daß also Kinder im Meere sich entwickeln, sich dann außer ihm erhalten können, wäre gezeigt. Allein wie kommen sie in dasselbe? Von außen offenbar nicht; denn im Wasser muß alles Organische entstehen. Sie sind also im Meere entstanden? Wie ist das möglich? Ohne Zweifel so, wie andere Thiere in ihm entstanden sind, und die noch täglich in ihm entstehen, Infusorien, Medusen wenigstens.“

Die Ansichten des bekannten Naturforschers und Geburtshelfers Ritgen weichen von den Denkweisen ab. S. dessen Probefragment einer Physiologie des Menschen. Kassel 1832. Hier heißt es S. 46: „Aus demjenigen, was über die Stellung des Menschen zu den übrigen Erdbewohnern bemerkt worden ist, läßt sich der Zeitpunkt des Wachthens des ersten Menschen nur in Beziehung auf die Reihenfolge des Auftretens anderer Erdbewohner einiger Massen bestimmen. Sobald aber die Zeit der einzelnen Erdenzeiten: Umwandlungen näher erforscht seyn wird, wofür in den jüngsten Tagen bereits Vieles vorbereitet ist; so wird man das Jahrtausend, vielleicht selbst das Jahrhundert bestimmen können, innerhalb welchen die Menschenform zuerst erschien. Eine Vorstellung dieser ersten Entstehung ohne menschliche Mutter, also aus der Erde selbst, ist zu geben kaum möglich, wenn man dem Vorwurfe zu großer Willkühr und somit der Gefahr lächerlich zu werden entgegen will. Vielleicht ist das Bild des Erwachens des ersten Kindes in dem Kelche einer riesenhaften Blume voll Nektarien mit süßem Milchsaft am wenigsten ansehnlich. Sieht man doch oft aus der Mitte einer üppig blühenden Blume eine zweite hervorzunehmen, warum nicht auch statt der zweyten Blume ein erstes Thier? Bey dem Anblick einer Rafflesia mit ihrem mächtigen Kelche voll Keimzigen kann man wohl auf den Gedanken kommen, hier habe unter einem südlichen Himmel ein menschlicher Embryo und Säugling Lager und Nahrung finden können. Auch befreundet man sich durch die Kenntniß dieser riesenhaften Pilzpflanze leicht mit der Idee eines aus der Erde hervorzunehmenden großen Menschenkopfes, den man am Ufer eines Baches, wo das Wasser zu Trank und Bad

Ungründlichkeit als frivoler Leichtfertigkeit 15 ursprünglich verschiedene Menschen = Arten aufgestellt; noch Andere haben (wie z. B. Berghaus in sei-

nicht fehlt, aufgegangen sich denken mag. Indessen kann ein Gewächs, welches einmal Pflanze ist, ein Thier nur als einen Schmarroter aus seinem zerfallenden Pflanzestoff entstehen lassen, nie aber selbst hervorbringen. Richtiger dürfte es daher seyn, ein im Uferschlamm sich entwickelndes Menscheney anzunehmen, und so die ersten Menschen aus Eiern entstehen zu lassen. Denkt man um ein solches Menscheney nur einige dicke lederartige Hüllen gelegt, welche wie die Außendecken der Rafflesia sich entfalten, so schmilzt das Pflanzliche und Thierische ziemlich gut zusammen. Man wird auf diese Weise eine Pilzknospe und ein Menscheney für weniger feindartig halten und das Hervorwachsen des letzteren wie des ersteren aus der Erde nicht als ganz ungeräumt abweisen. Um sich mit dem Hervorwachsen des Keims des ersten Menschen aus der Erde noch mehr zu befreunden, seyen hier diejenigen Thiere genannt, von welchen eine noch heut zu Tage vor sich gehende Entstehung, ohne daß ihnen zugehende Eltern vorangingen, gewiß oder wahrscheinlich ist.“ Der Verf. führt nun als solche auf: Aufzuspflanzen, Pilze, Flechten, Infusionsthier, Eingeweidwürmer, Milken, Läuse u. s. w. „Ueber das Wo des Erwachens der Stammeltern des Menschengeschlechts“ sagt der Verf. weiter unten, „sind die Ansichten ganz ungemeyn getheilt. Bedenkt man, daß die Menschen da am frühesten angetroffen konnten, wo am frühesten trockenenes Land aus dem Urozean aufgetaucht war, so wird man geneigt seyn, die Wiege des Menschengeschlechts an den Fuß des höchsten Berges zu stellen, weil dieser am frühesten aus der abnehmenden Wasseratmosphäre hervorzunehmen konnte. Da nun das Himalajagebirge das höchste aller bekannten Gebirge ist, so wird man in dessen Nähe eine Höhe zum Geburtsorte des ersten Menschen suchen, welche ein möglichst mildes Klima hat. Hier bietet sich die Gegend von Cabul dar, welche die mildeste und höchste zugleich ist. Von diesem Punkte aus die Bevölkerung der Welt angenommen, kann man die sich hierauf beziehenden Sagen und bestimmteren Nachrichten sehr glücklich deuten.“

Dies sind die gerühmten übereinstimmenden Resultate der neueren Naturforscher. Der Eine betrachtet den Menschen als einen potenzierten Affen

nen ersten Elementen der Erdbeschreibung) diese Angaben ohne eigene Prüfung und ohne auf die Nachweise der gänglichen wissenschaftlichen Uegenauigkeit bey Borz von Seite gründlicher Naturforscher zu achten, in Schulbücher aufgenommen.

Diese leichte Verständlichkeit, welche keine Scheu vor dem Wunderbaren hat und deren eigentlicher Grund gewiß in nichts Anderem liegt, als in dem weit verzweigten Rationalismus, ist es auch, die in den viel verbreiteten, immer unter anderer Form wieder auftauchenden modernen Systemen der Medicin hervortritt, welche keine historische Erfahrung ehren und den unendlich wunderbaren und kunstreich gegliederten menschlichen Organismus mit seiner schwer erkennbaren Fülle physiologischer und pathologischer Prozesse und Wechselverhältnisse zum Product einer leeren dynamischen Formel machen. Hätten die Brownianer und Hahnemannianer \*) nur einige Scheu

und läßt den Ur-Embryo im heißen, trocknen Innern von Afrika entstehen; der Andere läßt den Ur-Menschen aus dem Schleime des Meeres zusammen gerinnen; der Dritte nimmt einen großen Menschen-Pilz oder ein im Schlamm sich bildendes Eyan, das aus Ost-Indien stammt. Wäre die Sache nicht so sehr ernst, sie hätte etwas ungemeln Lächerliches, und diese Naturkunde verdiente dieselbe Geißel, wie die verdorbene Poesie zu Anfang dieses Jahrhunderts durch das Schlegel'sche Athenäum. Schubert nennt die Theorie der Genesis des Lebendigen aus dem Urschlamm sehr bezeichnend die *Quaraphykosophie*, und Claudius legt solche leichte Reflexionen seiner Zeitgenossen seinem Herrn von Salbader unter; und die von Salbader, sagt Claudius, sind eine sehr alte Familie. Wenn man diese Erschelnungen von ihrer ersten Seite nimmt, so kann man kaum einen treffenderen Kommentar zu dem Spruche finden: „da sie sich welse dünkten, sind sie zu Narren geworden.“ Vergl. übrigens auch, was Steffens gegen Rudolphi sagt, und was einer unserer geehrten Mitarbeiter kürzlich bey einer Anzeige von Kaup's Thierreich angeführt hat.

\*) Es ist hier von dem Systeme Hahnemanns und seiner streng ihm folgenden Schule die Rede, welches bey aller zugegebenen Möglichkeit der Entdeck-

vor dem Gott-geschaffenen Kunstwerk des menschlichen Leibes, hätten sie nur eine Ahnung von der Bedeutung der Krankheit und ihrer tausendfältigen, geregelten Metamorphosen gehabt, sie hätten nicht den ganzen Lebensprozeß in die Wechselwirkung von ein Paar mechanisch bestimmbaren Kräften setzen und die Wichtigkeit gründlicher anatomisch-physiologischer Studien, die von jeher als die sicherste Basis alles ernstlichen medicinischen Wissens und Heilverfahrens gegolten haben, nicht so frech läugnen und als unnütz verschreien können. Eben ihrer ordinären Verständlichkeit, ihrer blendenden Einfachheit und Konsequenz wegen, welche alle tieferen Studien, die in Arbeit und im Schweiß des Angesichts erworben seyn wollen, zu ersparen vorgiebt, fanden jene Systeme eine weite Verbreitung im großen und faulen Hausen, und jeder Laie konnte deshalb in die ärztliche Praxis pfuschen. Die Hahnemannsche Lehre giebt nebenbey ein Vespispiel, wie die rationalistische Richtung in der Form mythischer Vorstellungsweise erscheinen und hier schwache Gemüther, namentlich unter den Laien, täuschen kann.

Es wäre zu zeigen versucht worden, (und es ständen dem Ref. noch viele Beweismittel zu Gebote), daß die flache und oberflächliche Richtung in vielen Zweigen der Wissenschaft auch dann häufig im Rationalismus eine Wurzel hat, wo die Emanation aus demselben nicht immer im Augenblick deutlich ist, und der Zusammenhang erst auf dem Weg der historischen Entwicklung nachgewiesen werden kann. Denn was in den Extremen klar und in die Augen springend ist, daß ist in den Anfängen oft unscheinbar und täuschend.

(Schluß folgt.)

ung einzelner Arzneiwirkungen, vollkommen der obige Vorwurf trifft. Ref. giebt gerne zu, daß einzelne Homöopathen einer besseren Richtung angehören, so wie umgekehrt, daß viele rothe Receptschreiber der alten Schule, welche in thesi Feinde der Homöopathie sind, de facto ganz in eine Kategorie mit den blinden Anhängern Hahnemanns zu setzen kommen.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. November:

Nro. 227.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

## Schriften über Universitäten.

(Schluß.)

Es wäre nun auch nothwendig anzugeben, wie die Lehlfreyheit an diesem Schaden ihren Antheil habe; aber so wie einmal das Princip anerkannt ist, jeder auch noch so seichten wissenschaftlichen Richtung nicht nur in der Literatur ihren Lauf zu lassen, sondern sobald man auch dem Staate die Zumuthung macht, theuer bezahlte Lehrer zu halten mit dem Rechte, ihre Fächer und ihre Wissenschaft zu treiben, wie sie wollen, so bedarf der obige Satz keines Beweises mehr. Es mag außerordentlich schwierig seyn, im Gebiete der profanen Wissenschaften die Grenzen der Lehlfreyheit zu ziehen, und auch hier wird jede Regierung besser verfahren, wenn sie dieselbe mehr dem Ermessen des Curatoriums bey speziellen Fällen überläßt, als durch besondere Befehle feststellt. Anders ist es bey der Theologie, welche nun einmal ihrem ganzen Wesen nach rein positiv ist und wo mit dem Anheimgenben an die freye Willkühr des Einzelnen, ohne alle Schranke, die ganze christliche Kirche, das zeitliche und ewige Wohl der Völker gefährdet ist.

Auf unseren deutschen Universitäten stehen alle theologischen Facultäten im engsten Verbande mit der Kirche, und die Lehrer haben als solche lediglich die Verpflichtung, der Kirche Diener zu erziehen: diese kann und muß daher verlangen, daß in den öffentlichen Vorträgen die wahre Kirchenlehre enthalten sey, d. h. daß dieselben mit den Bekenntnisschriften, welche die bestehende Grundlage jeglicher

Kirche bilden, im Einklange stehen. Wer diesen Anforderungen nicht entsprechen will, kann (selbst nach eigenem Gewissen) so wenig einem Lehramte der Theologie, als irgend einem andern Kirchenamte vorstehen.

Fern sey es übrigens von dem Verf. dieser Anzeige, irgend einer inquisitorischen Beaufsichtigung der Lehrer das Wort zu reden, oder über Personen, selbst die hier mehrfach genannten, richten zu wollen. Er würde hier über den ihm zustehenden Beruf hinausgehen, und in sein eignes Gericht fallen. Aber nachdem einmal die Beurtheilung der Schriften über Universitätswesen von der Redaction ihm zugestanden war, war auch die Verpflichtung gegeben, eine Kritik ohne Aussehen der Person zu liefern und die sich nothwendig aufdrängende, lediglich gegen die Sache gerichtete Polemik nicht wegzulassen. Der Verf. wird und muß alles und jedes ihm etwa untergelegte Motiv, welches nicht in der einfachen Stellung als Mitarbeiter an den kritischen Recensionen in diesen Blättern liegt, auf das Entschiedenste zurückweisen. Denn hier lag nur die Verpflichtung vor, dem Gegenstande der beurtheilten Schriften mit Treue und Sorgfalt das zuzuwenden, was eine vielfache Beschäftigung mit der Sache, eine historische Zergliederung der Verhältnisse und eine achtjährige Erfahrung als Universitätslehrer ihm gelehrt haben. Wie das Ausgesprochene auch beurtheilt werden möge, dem Verf. war es einfach darum zu thun, seine Ansichten motivirt hinzustellen.

Alle Besonnenen werden darinnen übereinstimmen, daß bey Einrichtungen, in welchen nicht un-

mittelbar Gottes Gebote verletzt werden, jede gewaltsame, jede das Bestehende plötzlich ändernde Reform schädlich ist. Dieß hat man für die Gesetzgebung allgemein anerkannt. Auch eine plötzliche und gewaltsame Beschränkung der Lehrfreiheit würde bey so vielfach verwickelten Verhältnissen, wie sie sich im Laufe der Zeit gestaltet haben, wahrscheinlich im Augenblick mehr Schaden als Nutzen bringen. Es giebt auch unter den Lehrern viele Männer, welche in dieser einmal an religiösem Interesse so kühl gewordenen Zeit, sich zwar häufig in einer oft mehr unbewußten Differenz mit den Lehren der Offenbarung befinden, oder denen dieselben zu ferne liegen, welche aber doch die Einsicht gewonnen haben, daß die höchsten Fragen über Schöpfung und Offenbarung nicht durch menschliche Forschung, sey es auf dem Wege sinnlicher Erfahrung, oder im Gebiete der Abstraktion, beantwortet werden können, und die in ihrer Weise doch unverkennbar mit Ernst und Treue ihrem Berufe obliegen, und selbst mit Segen wirken; es ist dieß gleichsam die Frucht der Verheißung, welche auf jeder treuen Haushaltung im übertragenen Amte ruht, auch wenn die Quelle alles Segens dem Haushalter unbekannt seyn sollte. Wie möchte man gegen solche Männer nur entfernt den Schein einer hemmenden Beaufsichtigung provoziren, und wie könnte man überhaupt da strengere Maaßregeln in der Oberaufsicht über die Lehrfreiheit wünschen, wo nicht die entschiedenste Gewähr für die Tüchtigkeit des Kuratoriums vorhanden wäre? Nicht augenscheinlich zeigt es sich, wie schlimm man fahren würde, wenn Hr. Diesterweg, dem man die Erkenntniß von mancherley Mängeln nicht abprechen kann, als Kurator die Universitäten zu reformiren und die Lehrfreiheit zu beaufsichtigen hätte. Abgesehen davon, daß er, wenn er seinen ausgesprochenen Grundsätzen wollte trenn bleiben, keine geringe Despotie einführen würde, er würde die Lehrfreiheit da beschränken, wo seine unklaren und rein subjektiven Ansichten ihn bestimmten, und da erwei-

tern, wo, wie in kirchlichen Dingen, ein uraltes, objectiv gewordenes Gesetz bindet. Dieß muß jedoch Jeder zugeben, daß bey einer öffentlichen Hochspruchung des christlichen Glaubens und bey einer entschiedenen sittlichen Verwilderung der Staat mit aller Schärfe einzuschreiten hat und dieß ist es auch allein, was wir in dem ersten Artikel als entscheidene Pflicht der obersten Staatsbehörde hinstellen. \*)

In einer Hinsicht stimmen wir, wenigstens formell, auch mit Herrn Diesterweg überein, nämlich darin, daß das Heil der Universitäten vorzüglich in die Tüchtigkeit der akademischen Lehrer gelegt ist, wenn wir schon vielleicht an diese Tüchtigkeit andere Ansprüche, als er machen. So wie in jeder menschlichen Einrichtung und in jedem Institute des Staats zuletzt Alles auf die Persönlichkeit ankommt, und am Ende jedes positive Gesetz mehr eine Schranke für das Schlimme ist, als schon an und für sich ein Beförderungsmittel des Guten, so liegt auch das ganze Geheimniß, wie den Universitäten aufzuhelfen sey, in der Wahl tüchtiger, nach allen Haupt-Richtungen hin genügender Persönlichkeiten, und wenn diese Anforderung irgendwo die sorgsamste Erfüllung verlangt, so ist es hier, wo jede Lehrstelle gleich-

\*) Sagt doch auch Leo in seiner Schrift gegen Diesterweg z. B.: »Daß manches 3 und 4fach gelesen wird, ist nicht nur im Ganzen gut, sondern im Einzelnen oft durchaus nothwendig. Eine Universität z. B., auf welcher gegenwärtig Dogmatik und Eregese nur im gemein rationalistischem oder auch im s. g. philosophisch-rationalistischem Sinne gehandhabt würde, könnte Ref., können sehr viele tüchtige Menschen gar nicht mehr als eine christliche Universität anerkennen, und damit denn doch das Christenthum auch einen Repräsentanten hätte, würde man sich schon entschließen müssen, auch einen orthodoxen Dogmatiker und Eregeten zu dulden. Allerdings wäre es in diesem Falle zweckmäßiger, jene beyden rationalistischen Lehrer als Lehrer zur Ruhe zu setzen und nur dem Einen orthodoxen das Katheder zu lassen; aber so lange dieß noch nicht die allgemein gültige Ansicht ist, wollen wir wenigstens Gott danken, daß wir neben jenen beyden auch den dritten haben können. u. s. w.«

fam eine vielfache Potenz anderer Staatsämter ist. Oder spricht nicht jeder Professor der Theologie gewissermaßen zu so vielen Gemeinden, als er Zuhörer hat, von denen Jeder zukünftiger Seelsorger einer Gemeinde ist, und ist es nicht ähnlich bey den andern Lehrfächern? Wohl aber ist es eine unendlich schwierige Aufgabe, welche auch oft bey größerer Sorgfalt, als man diesem so wichtigen Zweige der Staatsverwaltung gemeinhin zugewenden pflegt, nicht immer zu lösen wäre.

Was den Universitäten vorzuwerfen sey und was ihnen Noth thue, das haben auch Savigny und Ringseis erkannt, freylich aber in einer andern Weise als Diesterweg. Es ist Unrecht, wenn man Savigny vorwirft, er gestehe zu wenig die Gebrechen der Universitäten. Sein Zweck mußte vorzugsweise ein apologetischer seyn, denn er schrieb eine Schutzschrift zu einer Zeit, wo die Existenz dieser acht deutschen Bildungsanstalten gefährdet schien. Es ist eben so Unrecht, wenn man die vortreffliche Rede von Ringseis der Uebertreibung zeihet, denn sie ist durch und durch wahrhaftig. Ringseis hat das unbestreitbare Verdienst, daß er die verderblichen Erscheinungen auf deutschen Universitäten auf ihre Quelle zurückgeführt hat; er hat die Gefahren des Rationalismus und Liberalismus bey Fürsten und Völkern geschildert und die versäumten Pflichten den Regierenden und Regierten nahe gelegt; daß er es auf diese Weise that, dazu konnte ihn nur die Tiefe des christlichen Bewußtseyns, die Erkenntniß, und die evangelische Freyheit die Kraft geben.

Möchten die Universitäten ihr Heil und die Zeit ihrer Heimischung erkennen. Wenn die Lehrer einer Hochschule, ihres hohen und schwer verantwortlichen Berufes eingedenk, sich als Glieder eines Leibes betrachteten und im Dienste eines Herrn arbeiteten, so müßte die Verläumdung zu Schanden werden, und wenn sie am Ende ihrer Tage, statt im Leben Ehre und Titel und Reichthum gesucht und erlangt zu haben, sagen könnten, ihr Leben war Mühe und Arbeit, dann wäre es löblicher gewesen.

Rudolph Wagner.



De Lucii Varii et Cassii Pragensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

Prof. Weichert hat sowohl durch das frühere Werk, welches im Jahre 1830 erschien, und eine Reihe von Biographien Römischer Dichter enthält, als durch das vorliegende sich ein großes Verdienst erworben. Die römische Literaturgeschichte ist nämlich eine schwierige Aufgabe. Denn ungeachtet die Zahl der uns übrig gebliebenen Schriftsteller weit geringer ist, als in der griechischen Literatur, und es daher nicht sehr schwierig ist, mit dem ganzen Umfang bekannt zu werden, so ist doch gerade darum die Arbeit einer Literaturgeschichte nicht nur nicht erleichtert, sondern gar sehr vermehrt worden. Denn in den vorhandenen Werken lernen wir eine weit größere Menge von Schriftstellern kennen, deren Schriften verloren sind. Da nun auch diese in den Kreis der Literaturgeschichte hineingehören, so müssen ihre Lebensverhältnisse, das Zeitalter, ihre Werke, ihr Einfluß auf ihren Zeitgenossen bestmöglichst ermittelt und dargelegt werden. Die Schwierigkeit solcher Untersuchungen liegt am Tage: sie gewährt aber unendlichen Reiz, da auf jedem Schritte neue Ansichten in das Alterthum sich öffnen. Diese Reisen im Innern des Alterthums gleichen den Wanderungen in die unbekannteren Thäler und Gebirge der Schweiz, wo ungewohnte Ansichten, nie gelaubte Kompositionen uns überraschen. Es liegt aber in der Natur solcher Untersuchungen, daß sie sich mit einer Menge in weiterem Zusammenhange stehender Gegenstände beschäftigen müssen. Denn die wenigen Notizen, welche den eigentlichen Gegenstand beschlagen, vermögen nicht das Bild vollständig zu entwerfen, jede Notiz muß durch Benützung aller Zeitverhältnisse erst ins wahre Licht gesetzt werden, die ganze Untersuchung wird eine Komposition zahlloser zu Einem Ganzen vereinigter Fäden, welche vereinigt keine Stärke besitzen, verbunden hingegen, stark und unzerstörbar sind. Wer daher nur flüchtig das Leben der von W. geschilderten Dichter kennen lernen will, wird dem Verf. oft Unrecht thun, da er ihn immer auf weit entfernten Erleuchtungen antrifft, so daß er das Ziel der Untersuchung stets aus dem Auge entückt sieht. Wer dagegen mit Mühe diese Biographien durchstudirt, wird finden, daß



wohl kein anderer Weg zum Ziele führen konnte: denn jede Erkunfion bringt uns um einen Schritt weiter, wir werden bekanner mit den Zeitverhältnissen der Männer, wir lernen den Kreis der Freunde und Feinde kennen, auf welche er Einfluß ausübt, und allmählig tritt das Gesamtbild hervor. Wären die Männer, deren Leben erzählt wird, bereits jedermann bekannt, so daß hier nur die neue Behandlung des bekannnen Materials angeregt würde, so wäre es lächerlich, alle gleichnamigen Personen aufzuzählen, um Verwechslung zu verhüten, deren niemand fähig seyn könnte. Hier hingegen ist dieß nothwendig, daß die Person zuerst von allen gleichnamigen ausgeschieden werde, damit nicht der Leser jeden Augenblick in den Fehler der Verwechslung falle.

Die erste Biographie, die ich hier kurz zusammenfasse, betrifft den Dichter Lucius Varius. Dieser war Zeitgenosse des Augustus, Virgilius, Horatius, als epischer und dramatischer Dichter vorzüglich geachtet. Seine Werke sind untergegangen. Die Zeitgenossen und die spätern Kunstgenossen erwähnen ihn so häufig und mit solchem Ruhme, daß eine Biographie dieses Mannes dem Freunde der Römischen Litteratur sehr erwünscht seyn mußte. Das erste Mißgeschick, das diesen Mann betraf, war die Verwechslung seines Namens, denn auf solche Weise ist sein Andenken in vielen Stellen vermischt, da bald Varius oder Varrus, bald Varro seinen Platz eingenommen haben. Noch anders ist sein Name in dem Mæc. des Macrobius verdorben (Saturnal. 2. 4.) wo Lucius gravis tragoediarum scriptor statt Lucius Varius, tragoediarum scriptor gelesen wird. Die Familie Varius gehörte zu den plebeischen und stammte aus Spanien; wenigstens war der erste Varius, der in der römischen Geschichte vorkommt, und unter Sulla lebte, N. Varius Sueronensis mit dem Bepnähmen Hybrida, wonit man seine Ansprüche auf das volle Römische Bürgerrecht in Zweifel setzte. Man hat wirklich in Spanien zu Suero (jetzt Cultera) Inschriften gefunden, welche diesen Familiennamen tragen. Das Jahr, wo Varius geboren wurde, ist unbekannt, auch können wir dasselbe nicht, wie bey vielen Römern, aus dem Jahr der Prætur oder des Consulats ererathen (da die lex annalis das Alter zu Erlangung jeder Stelle festsetzte): denn Varius bekleidete im Staate kein bedeutendes Amt, er lebte den Mufen und der Wissenschaft. Dennoch können wir seine Lebenszeit und

sein muthmaßliches Geburtsjahr dadurch erschließen, daß wir die ältesten Zeugnisse über ihn zu Rathe ziehen. Catull nämlich schreibt im 20. Gedicht

Varius me meus ad suos amores  
Visum duxerat e foro otiosum.

Es kann nicht mehr auffallen, daß Catull den Varius erwähnt, als daß er den Helvius Cinna, der ebenfalls Dichter war und Freund des Varius, nennt. Aus dem Gedicht des Catull läßt sich so ziemlich sicher schliefen, daß beyde Altersgenossen waren; wenigstens scheint Varius, ungeachtet er den Catull weit überlebte, nur wenige Jahre jünger zu seyn. Catullus war im Jahre 667 (87 a. Chr.) geboren, Varius vielleicht a. 672, (82 a. Chr.), so daß er ungefähr 6 Jahre älter war als Afnius Pollio, der im J. 678 (76) geboren wurde. Varius war folglich viel älter als Virgil und Horatius, und dieß ergibt sich auch aus der Art und Weise, wie diese beyden Dichter von ihm sprechen. So sagt Virgil in der 9. Eloge v. 35.

Nam neque adhuc Vario videor nec dicere  
Cinna  
Digna, sed argutos inter strepere anser  
lores.

Virgil wurde wahrscheinlich durch Afnius Pollio mit Varius und Cinna bekannt. Als nämlich Pollio im Jahre 712 (42) Præfect in Gallia cisalpina war, lernte er den Virgil kennen, und wurde sein väterlicher Freund. Er ernunterte ihn als Dichter aufzutreten und verschaffte ihm den Umgang und die Freundschaft der gebildetsten Männer. Die Achtung, welche Virgil gegen Varius und Cinna hegte, sprach er zum ersten Mal in der 9. Ekloge aus, die im J. 714 (40) geschrieben wurde. Varius war damals ungefähr 42 Jahre alt, Virgil 30. Donatus erzählt zwar, Virgil habe mit Varius die Epikureische Philosophie bey Enro studirt. Allein dieß muß aus Servius berichtigt werden; denn es ist nicht Varius, sondern Varus zu verstehen, dem die 6. Eloge des Virgil gewidmet ist. Aus dem Lobe, welches Virgil dem Varius im J. 714 (40) ertheilte, läßt sich schliefen, daß dieser damals bereits als Dichter großen Ruf erlangt hatte. Er hatte nämlich ein episches Gedicht, der Tod des Julius Cæsar, geschrieben, aus welchem bey Macrobius schöne Fragmente übrig sind.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. November.

Nro. 228.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1851 — 1853. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1854. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. XIX. 332.

## Erster Artikel.

Die Landschaft um den goldführenden Zarafshan, die lieblichste und reichste Gegend Central-Asiens, das alte Sogd, eines der vier Paradiese der Erde und seit uralter Zeit Hauptmittelpunct des Verkehrs zwischen Europa und Indien, geht einer verhängnißvollen Zukunft entgegen. Sinn und Blick der beyden mächtigsten Völker des Erdbodens begreifen sich eifersüchtig und feindselig auf dem Weltmarkte von Bokhara und Samarkand. Kunst- und Gewerbfleiß, politische Unterhandlungen und kluge Worte der beyden Nebenbuhler ringen heute noch mit erlaubten Mitteln um den Vorrang, bis man sich stark genug fühlet, den Besitz der Beute mit dem Schwerte zu entscheiden. Denn offenbar sind die Gegenden am Oxusstromo weder das letzte noch das unwichtigste unter den Schlachtfeldern, auf welchen Britten und Russen die Zukunft der europäischen Staaten, ihrer Politik und ihrer Besitzung vielleicht auf Jahrhunderte entscheiden sollen. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie sich die Spitzen der beyden Weltmächte vom Indus und Ural her entgegenrücken (Murawiew und Negri von der einen, Moorerost und Burnes von der andern Seite), die Oasenfürsten von Chiwa, von Taschkend, von Bokhara, von Badachshan aber nicht ohne Besorgniß die fremden Gäste betrachten, in ihren Maßregeln schwanken, den Zugang zu ihren Ländern

bald feindselig verschließen, bald öffnen, je nachdem sie den Eingebungen der allen Völkern inwohnenden Liebe für Geselligkeit und Gewinn, oder im Gegentheil der Eifersucht und Furcht unterliegen. Denn am Oxus scheint man eben so gut, als anderswo, zu wissen, daß neugierigen Reisenden, friedlichen Karawanen, Wallfahrern und Glaubensboten nicht selten feindliche Heere und fremde Herrschaft auf dem Fuße folgen.

Peter der Große hat zu voreilig verrathen, daß die Moseowiten in den goldreichen Oasen am Oxus nicht nur handeln, sondern auch besitzen wollen. Jedermann kennt das tragische Geschick des vor mehr als hundert Jahren unter Fürst Alexander Pskowitsch ausgesandten russischen Heerhaufens. Heute fühlet man sich klüger auf dieser Seite, aber auch besser gerüstet, um alte und ganz zeitgemäße Pläne zu verfolgen. Die wohlbe gründete Russenherrschaft reicht fast bis an die Thore von Chiwa und Samarkand. Dagegen bilden der Indus mit den Seeländern, dann das viergetheilte Reich der Afghanen und das gewaltige Gebirge des Hindukusch noch eine breite Wand gegen die von Delhi heranziehenden Britten. Dieser Umstand allein erklärt das ungleiche Loos der in unsern Tagen aus Rußland und Indien beyderseits mit gleicher Sorgfalt und Pracht nach Bokhara geschickten politisch-commerciellen Unterhändler. Während der russische Staatsrath Negri (1820) sein Reiseziel glücklich erreichte, hatte der englische Agent Moorerost einige Jahre später noch ungefähr dasselbe Schicksal, wie einst Alexander Pskowitsch. Gesandtschaften mit Gold und Kanonen kön-

nen von Delhi nach Bucharä erst dann mit Sicherheit durchbringen, wenn Lahore, die Indus-Fähre bey Atok, und das Afghanische Kabul wo nicht von brittischen Streitkräften besetzt, doch in brittischem Interesse verwaltest sind. Der natürliche Erhaltungstrieb nicht weniger, als die beunruhigende Erfolge der Gegner auf der Nordseite treiben die Besizer Indiens unaufhaltsam in diese Bahn.

Den Lieut. Alexander Burnes, von der indischen Armee, scheint seine eigene Natur und eine reiche Persönlichkeit mehr noch als Einsicht und Wahl seines Gouvernements ausersuchen zu haben, die Ungunst früherer Geschicke zu verbessern, und künftigen Ereignissen den Weg zu bereiten. Studien, die bey den meisten jungen Leuten spurlos vorübergehen, haben lebendige und fruchtbare Keime in Burnes Gemüth gelegt; denn nach seiner eigenen Versicherung (1., IX.) haben Plutarch, Curtius und Arrianus in ihm schon frühzeitig das glühendste Verlangen entzündet, den Schauplatz von Alexanders Feldzügen nach Indien zu sehen. Mit der expansiven Natur der Leidenschaft hielt seine Ausbildung gleichen Schritt. Lieut. Burnes versteht Mathematik, Latein und Griechisch; spricht Hindustanisch, Persisch, und das transjordanische Türkisch, und zeigt in der Geschichtskunde weniger Bösen, als die meisten seines Standes. Eben so wenig sind ihm die Grundlagen der National-Deconomie im Allgemeinen, der Handels- und Waarenkunde, des Fabrikwesens ic. insbesondere unbekannt. Was ihn aber vor seinen Landesleuten, und insbesondere vor seinen Vorgänger Moorcroft, hervorhebt, und seinen Beruf unbekannte Himmelstriche mit Nutzen zu erforschen entschieden beurkundet, ist eine reiche Gabe natürlicher Klugheit, Unverdorrenheit, Schicksamkeit und Selbstverleugnung, wie man sie bey englischen Diplomaten und Entdeckungs-Reisenden nicht allzeit findet, die aber zum Gelingen von Unternehmungen dieser Art unentbehrlich sind. Burnes kann, so oft es nöthig ist, den Britten verläugnen,

und in einschmeichelnder Weise fremde Sitte, fremdes Vorurtheil und fremde Persönlichkeit schonen.

So viel man weiß, hat seit Alexander dem Macedonier kein Europäer den Indus oder seine Nebenflüsse der ganzen Länge nach von der Mündung hinauf oder vom Himmelsgebirge herab beschiffet, und wer etwas vom Laufe desselben, seinen Wasserfällen, oder von den Landschaften längs seinen Ufern wissen wollte, mußte sich bey Nearchus, und Arrianus Rath's erholen. Einige Uebergangspuncte ausgenommen, war der Indus seit 21 hundert Jahren für Europa ein unbekannter, geheimnißvoller, nach der heiligen Sage aus dem verlorenen Paradiese hervorquellender, und undurchforschter Länderdurchziehender Strom, auf dessen Ursprung selbst zu dieser Stunde noch zweifelhaftes Dämmerlicht ruht, und von dessen Mündungen nur flüchtige Schiffer wenig zusammenhängende und oft widersprechende Berichte in Umlauf setzten. Und doch ist dieser Strom das natürliche Bollwerk Indiens gegen Central-Asien, und eine der Hauptpulsadern der östlichen Handelswelt. Auch werden und können die Beherrscher Indiens nicht ruhen, bis diese ganze Wasserstrasse vom Gebirge bis zum Weltmeere mittel- oder unmittelbar ihrem Gebiete unterworfen ist.

Ogleich die mohammedanischen Emire am Flußufer von jeher die Vorstellung gänzlicher Unschiffbarkeit ihres Stromes zu unterhalten und zu verbreiten bemüht waren, und die abenteuerlichsten Gerüchte über Verandung der Mündungen, über Untiefen, Stromschnellen, Kataracten und Gefahren aller Art in Umlauf gebracht hatten, erhielt Lieut. Burnes im Jahre 1830 dennoch den Auftrag, in einer politischen Sendung an den Großfürsten der Seik, in die Mündung des Indus einzulaufen und mit seinem Fahrzeuge stromaufwärts bis Lahore, der Residenz Nendschit Sings, vorzudringen. Burnes's Klugheit und fester Sinn war nöthig, die Hemmnisse aller Art zu besiegen, welche Furcht und Eifersucht der Sindsfürsten diesem Un-



ternehmen entgegenstellten. Fünfmal drang er auf fünf verschiedenen Stellen in die Mündung des Stromes und eben so oft ward er zum Rückzuge genöthiget, bis er die landesherrliche Bewilligung und zugleich die nöthige Unterstützung zur Fortsetzung seiner abenteuerlichen Fahrt erzwang. Tausend engl. Meilen (drey auf eine Wegstunde), also eben so viel, als von der Nilmündung bey Rosette bis zur dritten Catarakte oberhalb Nady Galsa, beträgt die Entfernung vom indischen Meere bis zur Stadt Lahore, und 60 Tage brauchte Hr. Burnes, um sie zu durchschiffen. Sein Bericht hierüber (III. 8 — 308) trägt in allen Theilen das Gepräge der Neuheit, und ist in seiner Zusammenstellung mit den Beschreibungen der macedonischen Generale und ihrer Commentatoren ein eben so lehrreiches, als unterhaltendes Studium, in dessen Verfolge man nicht selten die Vorzüge des ruhigen, streng geschulten brittischen Beobachters vor dem flüchtigen Genie griechischer Historiker bemerkt. Gegen die bis hieher geltende Vorstellung zeigt es sich nun, daß der Indus viermal wasserreicher als der Ganges ist, indem letzterer zur Zeit seiner größten Fülle im Aprilmonat nur 21,500 Kubikfuß Flüssigkeit pr. Secunde in das Meer gießt, während der Indus deren 80,000 entsendet. Jede der eils Mündungen wird ausführlich beschrieben; Tiefe, Häfen, Sandbänke, Gilande, Krümmungen, Ebbe, Fluth; Natur, Menschen, Thiere, Politik und Handelswerth der Uferstaaten werden umständlich und erschöpfend im ganzen Bereiche der Entdeckungsfahrt angegeben. Gefahr droht nur an den Mündungen; das Flußbette oberhalb ist ohne Felsen, ohne Catarakte, die Strömung  $2\frac{1}{2}$  engl. Meile in der Stunde, der Wasserstand niemals seichter, als 15 Fuß, gewöhnlich  $24'$ , bey Atof aber, oberhalb der Einmündung der fünf großen Pendschab-Ströme, die Tiefe des Hauptcanales über 36 Faden, d. i. über 200 Fuß. Ein Dampfschiff, versteht sich mit flachem Kiele, meint Hr. Burnes könne stromaufwärts bis Multan in zehn Tagen,

stromabwärts aber von Lahore (Am Kawi-Nebenflusse) bis in's indische Meer in 15 Tagen fahren.

Wir glauben, daß Hr. Burnes in der ersten Freude des Gelingens die Schwierigkeiten der Indusfahrt, besonders im Delta und an den Mündungen eher zu gering, als zu übermäßig, bezeichnet hat. Eine mit Sorgfalt ausgewählte Bemannung, Enthusiasmus und ungewöhnliche Spannung aller Seelenkräfte in ihrem Führer bey einer seltenen, und ein zweytes Mal vielleicht nicht wiederkehrenden Gunst des Glückes, ließen ihn vollbringen, was einem auf die gewöhnlichen Hülfsmittel beschränkten und auf den Scheldrian des Tages herabgesunkenen Schiffer nach ihm vielleicht unmöglich ist. Zahlreiche Unfälle und theure Erfahrungen müssen erst noch das neidische Glück versöhnen, um eine Handelsstrasse, die das Genie geöffnet und deren Wirkung auf Verwundlung weiter Landstrecken noch unberechenbar ist, gemeinnützig und gangbar zu machen.

Durch den glüklichen Erfolg der Indusfahrt war Lieut. Burnes gleichsam vom Schicksal selbst als der Mann bezeichnet, in Mooreroft's Instapfen zu treten und den Landweg nach Bucharä zu öffnen. Zu Simla, dicht an den Grenzen der Seikstaaten im Norden Indiens, legte er dem General-Gouverneur Reichenschaft ab über die Vollendung seiner Aufräge am Hofe Nendschit Sings, und rühtete sich unmittelbar zu seiner neuen Unternehmung, bey welcher nur die Gefahren, denen man entgegenging, gewiß, der Erfolg aber unsicher, ja nicht einmal wahrscheinlich war. Bekanntlich mußte Hr. Burnes die Staaten des befreundeten Seikfürsten Nendschit Sing der ganzen Länge nach durchziehen, um zur Atof-Jähre am Obren Indus zu gelangen, wo seine Sendung und ihre Gefahren erst den Anfang nahmen. Bey Ludiana am Sedledisch ward zum zweytenmal die Gränze überschritten (am 3. Januar 1832) und unterhalb der Vereinigung des benannten Flusses mit dem Bias vergeblich nach Alexander's Altären, dem äußersten Punkte seines Ehrgeizes und seiner indischen Eroberungen, geforscht. \*)

\*) Avollonius von Epäna will diese Altäre, nicht ganz

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita  
et Carminibus scripsit Augustus Weichert.  
Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Fortsetzung.)

Varius war wie sein Freund Postum Terentius und Bewunderer des Cäsar. So sagt Joannes Saresberiensis in Policratico VIII. 14. Laudibus Caesareis plus Virgilius et Varius Lucanusque adjecterunt, quam immensum illud aerarium, quo urbem et orbem spoliavit, und versteht einerseits die 5. Ekloge des Virgil, welche den Tod und die Vergötterung des Cäsar besingt, andererseits das genannte Epos des Varius. Seit Octavianus die Herrschaft im Jahre 712 (42) über die Pompejaner oder über die Republikaner erkämpft hatte, finden wir den Varius im Dichterkreise des Mäcenäs, und er ist es, der den Horaz, den politischen Gegner des Cäsar und Octavian, für diesen Kreis zu gewinnen im Stande ist. Horaz war nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bey Philippi im Jahre 713 (41) nach Rom zurückgekehrt, und suchte die Bekanntschaft des Virgil und Varius. Sein erster poetischer Versuch war die 7. Satire des 1. Buches. Die Regierung des Augustus, die mild und gerecht war, milderte allmählig die Abneigung des Horaz gegen den Ueberwinder des Brutus und Cassius: auch Mäcenäs wurde für Horaz durch Varius günstig gestimmt. Horaz trat in den Kreis der Dichter bey Mäcenäs ein, wie in der 6ten Sat. des 1. Buches, berichtet wird. Noch immer aber suchte Horaz fort, die unwürdigen Günstlinge des Augustus in seinen Satiren zu perlisten. Die drei Dichter Varius, Virgil, Horaz bilden von nun an die drei Korporation der römischen Dichtkunst, alle drei mit der griechischen Literatur innig vertraut. Varius war im epischen Gedicht der erste, Virgil war durch seine unkönnlichen Eiden und durch die Georgica berühmt, Horaz hatte sich zur Uebersetzung und wählte nur von Zeit zu Zeit wieder die Form der Satiren, um gewisse Angriffe gegen die neue Rich-

tung der römischen Dichtkunst abzuweisen, und um Vorurtheile zu bekämpfen.

Im Jahre 723 (31) schrieb Varius seinen Panegyricus auf Octavian, aus welchem Horaz einige Verse in die 16. Epist. des 1. Buches aufnahm. Von andern epischen Gedichten des Varius ist keine Spur mehr übrig. Erst nach dem J. 23 (31) schrieb er das Trauerspiel Thyestes; denn in der 10. Satire erwähnt Horaz den Varius noch nicht unter den tragischen Dichtern, hingegen in der 6. Ode des 1. Buches erwähnt er ihn als Epiker und als tragischen Dichter. Die Uebersetzung der Ode läßt sich nur in so weit bestimmen, daß sie nicht vor das Jahr 727 (27) und nicht später als 734 (20) fallen kann. Dieses Trauerspiel galt für das beste, was die römische Dichtkunst in der Tragödie hervorgebracht hat.

Varius überlebte den Virgil. Dieser starb a. 735 (19), und übergab seine noch unvollendete Aeneis den Händen des Varius und Plotius Tucca. Diese Erzählung läßt sich nicht als Evidenz verwerfen, da sie durch sehr alte Zeugnisse bestätigt wird. Er selbst starb vor dem Jahre 745 (9): denn Horaz spricht in der 1. Epist. des 2. Buches, welche im Jahre 745 (9) verfaßt ist, von ihm als einem Verstorbenen. So hatte er ungefähr das 70ste Jahr erreicht. Hieronimus setzt den Glanzpunkt seines Ruhmes als Dichter im Jahre 737 (17): denn er hatte damals bereits seinen Thyestes herausgegeben. Noch müssen wir eine Schrift des Varius erwähnen, die ein Denkmal der Freundschaft war, nämlich Commentarii Virgiliani, welche er mit Plotius Tucca herausgab, und welche sowohl die persönlichen Verhältnisse des Virgil als vornehmlich ihre Herausgabe der Aeneis betrafen. Die Scholasten des Horaz berühren eine sonderbare Anekdote. Cassius Parmensis, ein bekannter Dichter, der im Heer des Brutus eine Befehlshaberstelle bekleidete, habe nach Befestigung des Brutus in Athen sich aufgehalten. Augustus gab nun dem D. Varus oder Varius, wie andere lesen, den Auftrag, nach Athen zu gehen, und ihn mitzubringen. Jener habe das gethan, und auch die Manuskripte des Gedichteten eingepackt. Nachher habe er ein Trauerspiel Thyestes, das er unter jener Manuskripten gefunden hatte, als sein eigenes Produkt herausgegeben. Diese Anekdote veranlaßte mehrere Gelehrte, unsern Dichter l. Varius zu verstehen und diese lebende Handlung ihm bezumessen. Allein wir müssen den Vornamen selbsthaben. Das war nicht Lucius Varius, sondern D. Varus, ein bekannter Offizier in der Armee des Octavian; und es betrifft also gar nicht den Thyestes des Varius, sondern das gleichnamige Trauerspiel des Cassius Parmensis.

(Fortsetzung folgt.)

zwey Wegstunden vom Flusse, noch gesehen und folgende Inschrift auf denselben gesehen haben:

ΠΑΤΡΙ ΑΜΜΟΝΙ. ΚΑΙ ΗΡΑΚΛΕΙ ΑΞΕΛΩΙ.  
ΚΑΙ ΑΘΗΝΑΙ. ΠΡΟΝΟΙΑΙ ΚΑΙ ΔΙ. ΟΙΥΜ-  
ΠΙΩΙ ΚΑΙ ΣΑΜΟΟΡΑΣΙ ΚΑΒΕΙΡΟΙΣ. ΚΑΙ  
ΙΝΔΩΙ ΗΑΙΩΙ ΚΑΙ ΑΞΕΛΩΙ. ΑΠΟ ΑΔΩΝΙ.  
Philostrat.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. November.

Nro. 229.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Freundlicher Sinn der Bewohner und glänzender Empfang durch die Ortsobrigkeiten machten aus Burnes' Zug von Serledsch nach Lahore eine zusammenhängende Kette von Festeeremonien, Paraden, Mahlszeiten und Ehrenbezeugungen der ausschweifendsten Art, ganz im Sinne des Morgenlandes, zugleich mit voller Freyheit alles zu sehen und alles zu untersuchen. Glaube und Herrschaft der Seik sind eigentlich die erste Reaction eingebornen Hindu gegen den Islam, gegen Ghisni, Gour und den mohammedanischen Hof von Delhi. Jedermann kennt aus John Malcolm Ursprung und Inhalt der Seikreligion. „Ihr alle habt gesündigt; suchet euch zu reinigen, oder ihr seyd verloren,“ ist bekanntlich der Hauptsatz ihrer Lehre; Griaht ihr heiliges Buch; Umritsir ihre heilige Stadt, und Gurn Goviud Sing ihr zehnter und größter Prophet und der eigentliche Stifter ihrer politischen Macht. Heute unterscheiden sich die Seik von den übrigen Hindu Sekten nur durch wenige Gebräuche ihres Ritus; die alten Formen sind, wie bey den benachbarten Mohammedanern, größtentheils vergessen. Frey von den abgenutzten Dogmen der Hindu jedoch und dem wüthenden Mohammedanismus der angrenzenden Afghanen, ist der Schüler Gowind Sing's heute duldsam, und erklärt Tabak

und Fliegen für die größten Uebel dieses entarteten Zeitalters (I. 13). Ursig des an sich nur wenig zahlreichen Seikstammes ist eigentlich das Duab, oder die Landstrecke zwischen den Flüssen Bias und Kawi; die Gränze ihrer Herrschaft aber umfasst das ganze Pendschab von Serledsch bis an den Indus, und von Kaskmir bis Multan. \*) Ihre Regierungsform, noch vor 20 Jahren rein republikanisch, ist jetzt unumschränkt despotisch trotz ihrer Religion, welche Demokratie und Gleichheit aller predigt. Diese politische Verwandlung hat Kendschit Sing allein bewirkt und zum hundertsten Mal bewiesen, wie schnell und leicht der Uebergang von der Republik zur absoluten Gewalt ist. Hr. Burnes schildert den Großfürsten (Maha Radscha) als einen kleinen, schwächtigen, eindügeligen alten Mann, dessen Kassenseite mit der Größe seines Geistes und der Kühnheit seiner Thaten nichts gemein habe. Das disciplinirte Heer jedoch, welches er bekanntlich mit Hilfe französischer Flüchtlinge geschaffen, ist nach Burnes' Angabe im Lande unpopulär und wird sicherlich mit seinem Urheber sterben, weil es weder Kriegszucht, noch regelmäßiger Sold zusammenhält, und auch, weil die großen Siege vor Einführung regulirter Truppen erfochten worden sind. Nachrichten über Staatsmaßnahmen, Auflagen, (mitde im Unschlage, aber — wie überall im Orient — drückend

\*) Duab und Pendschab sind Ausdrücke, die eben so gut dem Sanscrit, als dem alten Zend angehören. Sie bedeuten Zwenwasser und Fünfwasser, von دو Du Zwen; پنج Pendsch, Fünf.

und آب Ab, Wasser, Fluß.



durch die Art der Erhebung), Verschiedenheit der Sitten und Volksstämme im Pendschab, Configuration des Landes, Richtung, Namen und Natur der Fünf-Flüsse, besonders aber Alexanders Schlachtfeld gegen Porus; Größe und Lage der alten Städte Taxila und Malli; über Lustbarkeiten, Edelsteine, Geld und Pracht am Hofe des Großfürsten ergößen und belehren abwechselnd in Burnes' Reisebericht durch das Seikland. Dreyßig Tage lang bewirthete Pendschit Sing den englischen Lieutenant mit aller Ueppigkeit und Verschwendung eines indischen Fürsten: Jagden, auf welche man ganze Armeecorps, Elephanten mit Palankinen von Gold, und Zelte aus Caschmir = Schalen führte; Paraden, Musterungen, besonders am Frühlingsfeste (6. Februar), wo der Fürst von seinem Heere umgeben und auf einem mit Perlen und Edelsteinen bedeckten Canapee sitzend eine Lesung aus dem heiligen Buche anhörte; Tänze und Mahlzeiten abwechselnd mit ernsthaftern Besprechungen über Verräthung der Indusfahrt, über gegenseitigen Verkehr tauschten die Wanderer über die Länge ihres Aufenthalts. Den Schluß machte ein nächtliches Abschiedsfest in einem der Palastgärten von Lahore. Die Beleuchtung war ganz in Wachs, Gläser mit farbigen Flüssigkeiten gefüllt, standen vor den Lichtern, dazu die natürliche Pracht eines tropischen Baum- und Blumenabgründes unter indischem Nachthimmel; Halten und Schlafgemächer mit massiggoldenen Bettläden und Canapee, Stühle und Leuchter vom reinsten Golde. —

Uebersättiget mit sinnlichen Genüssen jeder Art, mit freundlichster Vorforge überhäuft, und mit Empfehlungsschreiben an die transindischen Machthaber geschmückt, verläßt die Reisegesellschaft endlich den Hof des milden und menschlich gesinnten Despoten von Lahore (am 11. Februar), und zieht abendwärts, um großem Ungemach entgegen zu gehen.

Zwey von den Fünf-Flüssen, Setkedsch und Bias, hatten sie schon hinter sich; außerhalb

Lahore setzten sie über den dritten, Rawi genannt, den kleinsten von allen, und blieben die erste Nacht im Grabmale Kaiser Dschehangirs, dessen Sarg nach der Sage des Volkes durch magnetische Kraft frey in der Luft schwebt, aber — wie der des Propheeten von Mekka — auf dem Boden ruht. Hier schien Burnes mit seinen Gefährten eine Zeitlang vom Vorgefühle naher Gefahren übermannt, und nicht ohne Sorge die Wechselfälle seines Unternehmens zu überdenken. Die wahre Absicht der Reise glaubte er sogar dem freundlichen Großfürsten verhehlen zu müssen: „über Kabul und Bucharagegen England wolle er reisen,“ und ließ alle seine Papiere in diesem Sinne ausfertigen. In Dschehangirs Grabkapelle endlich wurden noch außerordentliche Vorkehrungen getroffen: man zog afghanische Kleider an, schor den Kopf, nahm Turban, Gürtel und Schwert, fing an barfuß zu gehen, auf der Erde zu sitzen, auf dem Kniee zu schreiben, Wasser zu trinken und ärmliche Kost zu essen. Zelte, Tische, Stühle wurden verschenkt, zerbrochen, verbrannt, ganze Ladungen europäischer Effekten vernichtet, Teppich und Pferdecke allein behalten, Gold und Wechsel verborgen. Ein Maulthier für jeden der Reisenden trug alle ihre Geräthschaft, Burnes Bücher, Instrumente und einzigen Diener. Um diesen Preis hofften sie den Raubstinn der Völkerschaften jenseits des Indus und im Hindukusch zu sühnen.

Von der Ortschaft Namnegger setzten sie über den breiten Tschenaß (Acesines) und gelangten nach 18stündigem Marsche und den Himalaica auf 150 engl. Meilen rechts erblickend an die Ufer des Dschelum, des berühmten Hydaspes der Griechen, besehen die unerschöpflichen Salzbergwerke, die als Hügelkette von der Westseite des Indus bis zum rechten Hydaspesufer herüberstreicht. Uentthalben sucht Hr. Burnes die verschiedenen, im Munde der Pendschab = Bewohner gebräuchlichen Benennungen der Fünf-Flüsse, die sie nun sämmtlich hinter sich hatten, zu erfahren und mit den durch die grie-

Ältschen Autoren überlieferten zu vergleichen. Setz Iedsch, Bias, Nawi, Eschenah, Dschelum oder Behut nennt sie gewöhnlich der Eingeborne, während man bey Arrianus und Strabo die Namen Gesudrus, Hyphasias, Hydraotes, Akesines und Hydaspes findet. Die vier letzten dieser Flussnamen lassen sich mit den entsprechenden indischen unschwer in Einklang bringen, sobald man weiß, daß Bias unreine Zusammenziehung aus Bypasa ist, der Nawi bey den Eingebornen auch Traoti, und der Behut oder Dschelum auch Vidasta heißt. Bypasa und Hyphasias, Hydraotes und Traoti, Hydaspes und Vidasta aber sind offenbar je zwey und zwey dasselbe Wort, Akesines von Eschenah\*) aber auch nicht wesentlich verschieden, da wir schon anderswo nachgewiesen haben, daß die Zischlaute der Morgenländer von den Hellenen gewöhnlich durch einen Kappalaut (κ oder χ) bezeichnet werden, der vor e und i auch eben als Zischlaut gesprochen wurde und auch heute besonders in Anatolien und auf den Inseln so gesprochen wird. Mit Theilnahme folgt man dem Verfasser in seinen Irrfahrten am Hydaspes, um die waldichte Insel, den felsichten Ufer-Vorsprung, um das Gehölze zu erkennen, wo das macedonische Heer den Uebergang erschlich und den heraneilenden Porus besiegte. Bey Dschelapur glaubt er die Wallstatt; an der Ortschaft Udinegger aber und den gegenüberliegenden Schutthausen die von Alexander nach dem Siege erbauten Städte Nieäa und Bucephalia zu erkennen, obgleich sich überall keine Spur weder griechischer Namen, noch griechischer Cultur erhalten hatte. Dieser Umstand beweiset nichts gegen Burnes's Meinung, da die auf der großen Völkerstraße aus Mittel-Asien belegenen Landstrecken Indiens größern Umwälzungen unterlagen, als die übrigen Gegenden. Redet nicht Curtius (lib. IX, 1) von hohen dicht-

verflochtenen und unermesslichen Waldungen ostwärts vom besagten Fluße?\*) Porus Waldungen und Dschehangirs berühmte Straßen-Allee hatten gleiches Schicksal. Dagegen erkennt man in den beyden vom Heerwege entlegenen Orien-Pore-Wala und Mallizhan ohne Mühe die Namen Porus und Mallioi der Griechen; denn Mallizhan oder Malliztharun (d. i. Wohnort der Malli) heißt in Indien heute noch die von den Europäern nach Arabischen Geographen مولتان, Multan, benannte uralte Stadt Indiens (III. 114.) Minder glücklich scheint uns die Parallele, die Hr. Burnes zwischen der Macht des Königs Porus und des Seik-Fürsten Rendschit Sing aufstellt. Allerdings bestand das Herr dieser beyden Eroberer gleichmäßig aus einigen und dreyhigtausend Mann; allein Porus beherrschte nur das Land zwischen den beyden Flüssen Hydaspes und Akesines, während Rendschit Sing das ganze, zu Alexanders Zeiten ein Halbduzend indischer Könige währende Fünf-Wasser-Land überwältiget hat. Folglich muß das Land im Alterthum doch besser angebaut und volkreicher gewesen seyn als heute.

Am 1. März wurde die Festung Kotas erreicht, ein Bollwerk gegen das Abendland, in einer felsigten Wildniß, in den weiltäufigen Ruinen bey dem Dorfe Manihala aber das alte Taxila des Arrianus erkannt und ein schon bey Elphinstone beschriebener und von Hrn. Ventura geöffnete uralter Grabhügel besucht. Ueber Struktur und Münzenbefund dieser am Indus und im Kabul-Thale in großer Zahl aufgefundenen Monumente hat in der Zwischenzeit bekanntlich der Siebenbürgische Reisende, Herr Soumberger, umständlichere Berichte nach Europa gebracht.

\*) Sylvae erant prope in immensum spatium diffusae, procerisque et in eximiam altitudinem editis arboribus umbrosae etc.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Bey Burnes's leßt man beständig Chenabb, was wohl nur ein Irrthum.

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita  
et Carminibus scripsit Augustus Weichert.  
Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Fortsetzung.)

Eine zweite Anekdote, ist diese. Virgil habe nicht nur den Varius geliebt, sondern sey auch in dessen Gemahlin Plotia, eine Tochter des bekannten Dichters Plotius Tucca, verliebt gewesen: er habe ihr ein von ihm verfaßtes Trauerspiel geschenkt; sie habe es ihrem Manne gezeigt und es als ihr eigenes Kunstwerk ausgegeben. Varius, dem daselbe ebenfalls wohl gefiel, habe es hierauf in einer Gesellschaft für sein Werk vorgestellt. Und dieß, setzte die Lüge noch weiter hinzu, sey kein anderes gewesen, als das bekannte Trauerspiel Iphigenes. Also sey Virgil der wahre Verfasser desselben. Die Anekdote, wie sie vorliegt, ist ein Stadtgeschwätz: wie wenig oder wie viel Wahres darin enthalten sey, lobnt sich nicht der Mühe zu untersuchen: denn auch W., ungeachtet er mit großer Gewissenhaftigkeit die einzelnen Elemente zerlegte, ist nicht weit hindurchgedrungen: sie gehört zu der zahlreichen Klasse von Lügen, die in großen Städten jeden Tag, man weiß nicht wie, sich bilden.

Dies ist ungefähr der Umriss der vorliegenden Biographie von V. Varius. Gelehrsamkeit, Scharfsinn, psychologischer Takt, leuchtet aus der ganzen Untersuchung hervor. Am Ende spricht der Verf. noch von dem Volksländer Heentens, der im Jahre 1788 einen Terentius als neu aufgefundenes Trauerspiel des Varius herausgab, das vielmehr den Gregorius Corraricus aus Venedig zum Verfasser hat und von demselben im Jahre 1558 edirt wurde.

Die zweite Biographie ist diejenige des Cassius Parmensis. Wenn schon die erste große Schwierigkeiten dabot, so ist doch diese noch ungleich schwieriger, da sich noch weniger sichere Haltpunkte auffinden lassen, und die Verwechslung mit gleichnamigen Schriftstellern noch größere Verwirrung veranlaßt hat.

Die Familie der Cassier theilt sich in zwei Hauptzweige, in patricische mit dem Vornamen Cassii Viscellini, und plebeische, Cassii Longini.

Aus beiden kommen in der römischen Geschichte viele Namen vor. Als Schriftsteller sind besonders vier bekannt geworden, ein Historiker, ein Redner, zwey Dichter. Der älteste derselben ist Cassius Hemina, der zur Zeit des zwenten und dritten Punischen Krieges lebte, wie sich aus den Worten des Censorinus de Die natali 17 ergibt, und sowohl die älteste Geschichte

von Italien und Rom, als die näher liegenden zwey ersten Punischen Kriege beschrieb. Das Werk enthielt vier Bücher, von denen die drey ersten die Geschichte von Rom seit der ältesten Zeit bis auf den zwenten Punischen Krieg, das vierte den zwenten Punischen Krieg umfaßte. Mit diesem war das Werk geschlossen. Auch schrieb er einige Bücher de Censoribus.

Der Titel des\* ersten Werkes war Annales oder Historiae: denn unter beiden Namen wird dasselbe erwähnt, ohne daß man an Verschiedenheit beyder zu denken hätte. Zwar hat Scipio Maffei in seinem Buch über Verona noch einen zwenten Geschichtschreiber, Titus Cassius aufgestellt, der in den Briefen des Plinius IV. 28., in Tertullianus Apolog. c. 10. Ad Nationes 2. c. 12. in Lactantius de Falsa relig. 1. 15. in Minucius Felix c. 22 vorkommen soll. Allein bey Tertullian, Lactantius und Minucius ist es weit wahrscheinlicher, daß Cassius Hemina verstanden werden muß, da die Worte, welche besprochen wird, nothwendig in der urthiesigen Geschichte von Rom, welche Cassius sehr ausführlich behandelte, vorkam. Tertullianus Text ist übrigens hier verdorben, indem Cassius Severus genannt wird; Lactantius und Minucius hingegen, welche beyde die Stelle des Tertullian wörtlich ausgeschrieben haben, haben das richtige, Cassius ohne Zunamen. So hat irgend jemand dem Cassius den Zunamen Severus bengeschrieben, weil er vermuthlich keinen andern Cassius als diesen gekannt hat. Ebenso wenig darf dem Cassius Hemina ein Fragment bey Diomedes p. 379 darinn abgespröchen werden, weil dasselbe in leichtem, einfachem Stil geschrieben ist. Diese Ansicht können nur diejenigen hegen, welche nicht wissen, daß zur Zeit des zwenten und dritten Punischen Krieges die römische Sprache bereits große Bildung erlangt hatte. Und eben die Einfachheit und Anmuth, welche die Annalen des Cassius auszeichnete, war wohl die Ursache, warum dieselben sich so lange erhielten und weit länger als die Werke vieler späterer Geschichtschreiber. Was endlich die Worte des Plinius betrifft, so hat Hr. W. ausführlich dargezogen, daß hier nicht nothwendig ein Historiker zu verstehen ist. Der zwente Cassius, welcher in der römischen Literatur eine Rolle spielt, ist der Redner Cassius Severus. Er war aus Longula einer unbedeutenden Stadt in Latium gebürtig, und heißt daher im Index des Plinius lib. 35 Cassius Severus Longulanus. Als Redner war er der erste im Zeitalter des Augustus und Tiberius, als Mensch hingegen genöth er wegen seiner Schamlosigkeit und seines groben Liberalismus geringe Achtung. Es sind noch ziemlich viele Anekdoten über ihn vorhanden, auch kennen wir einen berühmten Proceß desselben gegen Novius Asprenas Torquatus, einen Höfling des Augustus. Der Vertheidiger war Ufnius Pollio.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. November.

Nro. 230.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1834. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Bei Manikyalä schien indische Sitte und indisches Wesen ein Ende zu haben, und nicht ohne unheimliches Gefühl erblickten Hr. Burnes und seine Gefährten in diesem Orte zuerst Mohammedaner von der andern Stromseite und vernahmen ihren Gruß. Zu Hestru, 15 engl. Meilen vom Indus, war das Volk schon Afghanisch und sprach Puschtu, blickte mannhafter und benahm sich freymüthiger, als der gebeugte Hindu. Am 14. März endlich, acht und sechzig Tage nach Ueberschreitung der englisch-ostindischen Grenzstation Ludiana am Setledsch, wurde am Indus gelagert und Tags darauf über die beyden Nebenarme auf Elephanten, über den mehr als 200 Fuß tiefen Hauptstrom aber unweit der Festung Attok auf einer Fähre gefehrt und der Boden Afghanistans betreten.

Hindu und Mohammedaner, Seik und Afghanen scheidet der Indus, zugleich Gränze ihres Gebietes und Nationalhasses, ihrer Sprache und Religion. „Vagrudschi fettih“ (Hurrah) rief die scheidende Seik-Begleitung; Be-Salam alaikum (Friede sey mit euch) scholl es ihnen von der andern Seite entgegen. Mit den Sitten war zugleich der Charakter der Landschaft geändert: Gebirge, Hochthäler, Alpenpässe, blumeneiche Auen,

ärmliche Hütten und republikanischer Sinn mit anerkannter Unsicherheit der Wege folgten auf die Flächen Indiens, auf die reinlichen Dörfer und zahmen Sitten der gehorsamen Unterthanen Kendschit Singo. Die schon in Dschehangirs Gradmal getroffenen Vorsichtsmaßregeln wurden hier durch neue und außerordentliche vermehrt, Geld und Papiere noch tiefer verborgen, der Zug militärisch geordnet und die Wachsamkeit verdoppelt. Der Leser fühlt ohne Erinnerung, daß hier ein neues Stadium in Burnes Reise beginnt: das erste schließt am Indus, das zweyte auf dem Gebirgskamme des Hindukusch, das dritte bei Asterahad am Ufer des Kaspischen Meeres: Pendschab, Afghanistan, Turkestan wären die drey natürlichen Ueberschriften des Berichtes.

Auf einer Ebene des großen Sind-Thales, zwey Märsche vom Strome, liegt Pischawer, die erste große Stadt der Afghanen. Der Weg führte bey einem Dorfe vorüber, in dessen Nähe einst Kendschit Sing mit 8000 Seik die Angriffe von 150,000 wüthenden Mohammedanern Afghanistans siegreich zurückschlug. Die mit Thymian und Weilchen, grünen Rasen und Alee bedeckten Felder von Pischawer erregten lebhafteste Erinnerung an England, und der herzlichste Empfang durch Sultan-Mohammed-Chan, einen der Vierfürsten Afghanistans, dessen Residenz Pischawer, so wie der freundliche Sinn und die guten Manieren der Stadtbewohner beruhigten die Wanderer und gaben Vertrauen auf die Zukunft. Dreyßig Tage lang aßen und wohnten sie unter dem Dache dieses freundlichen Fürsten, ritten mit ihm

in die im Frühlingschmuck gekleideten, entzückenden Gärten der Umgegend, empfangen und besuchten Gesellschaften, redeten von Politik und Religion mit unterrichteten Afghanen geistlichen und weltlichen Standes, und lernten durch vielseitigen Umgang den Charakter dieses Volkes auch von seiner vortheilhafteren Seite kennen. Am angenehmsten überraschte Hrn. Burnes der wohlgezogene und nach Art eines Mohammedaners sorgfältig ausgebildete, menschenfreundliche, 35 Jahr alte Fürst Sultan-Mohammed-Chan, da er in ihm einen Mann ganz entgegengesetzter Eigenschaften zu sehen erwartet hatte. In Beschreibung der einzelnen Besuche, Mahlzeiten und kleinen Ereignisse während des langen Aufenthaltes am kleinen Hofe zu Pischawer wollen wir dem Verf. nicht folgen, und mit ihm auch nicht zum hundertsten Male wiederholen, wie die Orientalen zu Tische sitzen, Gefoitenes und Gebratenes ohne Instrumente mit den Händen zerreißen und den Gästen vorlegen, da in ganz Morgenland, in Jerusalem eben so, wie zu Pischawer, bey Geistlichen und Weltlichen, bey Mohammedanern und Christen jeden Ranges dieselbe Sitte herrscht. Bemerkbar dagegen ist die Gewohnheit, — (besonders in dem weit verzweigten Stamme Durani, dem die Regentenfamilien Afghanistan's angehören) — die Knaben mit zwölf Jahren in die Gesellschaft einzuführen, wodurch sich Hr. Burnes den frühreifen und verständigen Sinn ihrer Rede erklärte. So nannten ihm die noch nicht zwölfjährigen Ehne des Häuptlings bey einer Unterredung über Afghanistanland die acht guten und vier schlimmen Eigenschaften der Stadt Kabul in folgender Ordnung: 1) gesundes Klima, 2) Wohlgeschmack der Früchte; 3) Schönheit der Bewohner; 4) prachtvoller Bazar; 5) das Schloß Bala-Hissar; 6) Gerechtigkeit des Herrschers; 7) Granatapfel ohne Kern, und 8) unvergleichlicher Nhabarber. Die schlimmen: 1) theure Lebensmittel; 2) Nothwendigkeit, beständig den Schnee vom Hausdache zu schöpfen; 3) Nähe

und Schmutz in den Straßen; 4) Lieberlichkeit der Weiber. Hat der Knabe (vornehmer und wohlhabender Leute) das zwölfte Jahr erreicht, besucht er die Mutter nur bey gewissen Angelegenheiten, macht sein eigenes Haus, giebt und empfängt Besuche, veranstaltet Mahlzeiten und nimmt am Gespräche über die Begebenheiten des Landes Theil. Die Erfahrung lehrt, daß dieses frühe reife Naturel nicht etwa bey den Afghanenkindern allein, sondern in nicht viel geringerem Maasse auch in andern Ländern Asiens gefunden wird. Wenn auch die erwachsenen Männer Europas den Asiatischen an Kenntnissen überlegen sind, so können sich doch gewiß die europäischen Knaben in Beziehung auf natürliche Vorzüge mit ihren Altersgenossen im Morgenlande in der Regel nicht messen. Erziehungs- und Schulkünste geben uns, Natur und Lebensact aber in jeder Altersperiode jenen den Vorzug. — Auch von den Russen wurde am Hofe zu Pischawer gesprochen, und ein auf die Macht seines Landes eifersüchtiger Britte, wie es Hr. Burnes ist, wird nicht ohne Verdruß die Bemerkung Sultan-Mohammed-Chans an einen im Hofeirkel anwesenden Perser gehört haben, der sich laut der Unabhängigkeit seines Vaterlandes von allem russischen Einflusse rühmte. Persien, meynete der Fürst, sey von Rußland eben so unabhängig, wie das Afghanische Fürstenthum Pischawer von Kendschit Sing, unfähig zu widerstehen und froh, sich durch Nachgiebigkeit und Verträge zu retten.

Die milde Frühlingsluft und das allmähliche Verschwinden der Schneemassen in den obern Regionen um Kabul erinnerten endlich an die Weiterreise. Man mahnte zu noch größeren Vorsichtsanstalten, sich noch ärmer zu kleiden, den Charakter als Europäer dem gemeinen Volke allenthalben zu verbergen, und keinem zu trauen, der freiwillig Dienste anbiete. Besonders rieth ein zu Pischawer in großem Rufe stehender Geistlicher, ja keinen

Heiligen als Begleiter mitzunehmen, ja sich nicht einmal irgend einem derselben anzuvertrauen, und besonders nirgend zu sagen, daß sie Engländer wären, weil man dieses Volk überall für intrigant und unermesslich reich halte. \*) Zugleich gab er Hrn. Burnes Empfehlungsschreiben an seine geistlichen Söhne, die Häuptlinge jenseits des Hindukusch, jedoch mit der Weisung, nur in der äußersten Noth davon Gebrauch zu machen. Sultan-Mohammed = Chan empfahl die Wanderer seinem Bruder, dem Fürsten von Kabul, und rieth wiederholt, über Kandahar nach Europa zu gehen und den Zug nach Bucharah ganz aufzugeben. Nach einem rührenden Abschied von diesem gefühlvollen und menschlich gesinnten Häuptling wurde Pischawer verlassen und stromaufwärts in das Hochland gen Kabul gezogen. Den geraden Weg durch den Engpaß des Chaibar-Gebirges vermieden sie wegen des geflohen und räuberischen Charakters dieses Afghanenstammes. Aber auch auf der andern Straße längs dem von Kabul in den Indus herabrauschenden Strom mußten sie gleich am Eingange des Gebirges die Plünderherde der Momunds bestechen, um ungehindert durchzukommen. Zweymal wurde auf Flößen über den reißenden Kabul gesetzt. Der Weiße Berg, der Ararat Afghanistan, mit ewigem Schnee bedeckt, in der Entfernung gesehen, und durch das armelige Dschelalabad hinauf in den Paß Gedamuk, der Gränze zwischen dem heißen und kalten Landstriche gezogen. Zu Nimla, drey englische Meilen jenseits des Hoch-Passes beginnt wieder milde Luft und Garten-Kultur in einem lieblichen Thale. Von dem noch tiefer liegenden, sechs Meilen langen Engpaß Luta-bend erblickt man in

weiter Entfernung Kabul, wo sie durch Kabab Dschubar Chan, den Bruder des Königs, eben so gastfreundliche Aufnahme wie zu Pischawer fanden.

Obgleich 6000 Fuß über dem Meer, ist das Hochthal von Kabul mit seinen unzähligen Frucht- und Blumengärten, mit seinem Grüne und seinen Blüten während des Frühlings in ganz Orient als ein irdisches Paradies bekannt. Zu Lahor blühen die Bäume im Februar, im März zu Pischawer und Ende April zu Kabul. Trauben, Birnen, Aepfel, Quitten und Melonen dauern bis in May, und drey Monate des Jahres wird das Vieh mit Trauben gefüttert. Die Stadt mag an die 60,000 Seelen zählen; die Straßen wimmeln von Menschen und der Bazar mag an Pracht der Bauart und an Reichthum des Inhalts nach Burnes Meynung im Orient wenige seines gleichen haben. Wasserbäche — mit Maulbeerbäumen, Weiden und Pappeln beschattet, rinnen durch alle Straßen. Ueber alle diese Herrlichkeiten ragt Bala-Hissar, die Burg, hervor, einst der Sitz Baber-Chans, des Dichters, des Helden, des Gründers der Delhi-Monarchie in Indien. „Trink Wein auf der Burg zu Kabul, und laß den Becher kreisen für und für; die Lust ist entzückend, Berg, See, Stadt und Wüste zeigt sich dir zu gleicher Zeit“, lautet ein wohlbekanntes Trinklied dieses Fürsten.

Drey Wochen blieb Herr Burnes im Hause seines Gastfreundes, speiste zweymal bey Sirdar Dost Mohammed-Chan, Fürsten von Kabul und Bruder des Häuptlings von Pischawer; mischte sich allenthalben unter das Volk, sah, forschte, lernte und disputirte bey Hofe über Politik, Handel und Religion, über Europa und Asien, über England, Indien und China, und hatte seine ganze Wissenschaft und seinen geraden männlichen Sinn nöthig, um alle Fragen des eben so freundlichen als unterrichteten und wißbegierigen Fürsten zu beantworten.

(Fortsetzung folgt.)

\*) In Aegypten, in Arabien &c. werden reisende Europäer von den gemeinen Leuten häufig gesagt, ob es wahr sey, daß man in den Frankländern Berge von massivem Golde finde, von welchen unter Aufsicht der Regierung jedermann seinen Bedarf herabschlagen dürfe? —



De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita  
et Carminibus scripsit Augustus Weichert.  
Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Fortsetzung.)

Dieser Prozeß fällt ungefähr ins Jahr 745 (v. Chr.). Er war sehr böswillig, und trat als Kläger gegen viele vor Gericht auf. Ueberdies verfaßte er Schmähschriften gegen die angesehensten Männer und Frauen in Rom. Dieß veranlaßte den Augustus, diese Schriften von Staatswegen zu vernichten und den Verfasser nach Creta zu verweisen. Dieß geschah im Jahre 761 (8), ein Jahr bevor Ovidius nach Toml verbannt wurde. Unter Tibertius kam Cassius nach Rom zurück. Allein da er bald außs Neue viele beleidigte, wurde er wieder nach Creta verweisen. Da er auch jezt noch auf die alte Weise fortfuhr, so wurde er im Jahre 777 (24) nach Scriphos, einer kleinen Insel verbannt, wo er in größter Armuth und im hohen Alter starb. Er hatte Reden herausgegeben, serner ein Werk über Aegypten, das er dem Kaiser Tiberius gewidmet hatte; serner ein Libell gegen Maecenas, ein Libell gegen einen Vitellius, worin er den Stammvater der Vitellier einen sutor veteramentarius nannte. Von andern Schriften hat sich keine Spur mehr erhalten. Wahrscheinlich schrieb er auch Epigramme; wenigstens nennen ihn die Scholasten des Horaz, der die 6te Epode gegen ihn gerichtet hat, *maledicus poeta*.

Nun folgen die beyden Dichter, Cassius Etruscus und Cassius Parmensis. Ein dritter Dichter Cassius Severus kommt in der Schrift des Appuleius de Orthographia vor; allein da diese nach der trefflichen Prüfung des Prof. Madwig unächt ist, so hat auch ein solcher Autor nicht die geringste Autocritik. Viele glaubten, Cassius Parmensis und Cassius Etruscus sey der gleiche Dichter. Allein Horaz, der beyde erwähnt, spricht von beyden so verschieden, daß die Verschiedenheit der Person dadurch erwiesen wird. Von Cassius Etruscus spricht er Satir. 1. 10, 56. und zwar sehr verächtlich, indem er sagt, er habe so schnell und so viel Verse geschrieben, daß seine Gedichte hinreichenden, die Stelle des Holzstosses bey Verbrennung seines Leichnams zu vertreten. Die Scholasten berichten, Cassius Etruscus Parmensis sey ein schlechter Dichter, der so elendes Zeug geschrieben habe, daß der Se-

nat seine Gedichte mit der Leiche verbrennen ließ; auch habe er einen Thyestes geschrieben. Nun ist es unmöglich, daß der Einwohner von Parma Etrusker genannt werde: denn Parma gehörte nie zu Etrurien. Ebenso beruht die Nachricht der Scholasten, daß die Gedichte des Cassius auf Befehl des Senates verbrannt worden seyen, auf einem Irrthum; sie verwechselten die Schriften des Redners Cassius Severus, welche Augustus öffentlich verbrennen ließ, mit den Gedichten des Cassius Etruscus. Die Nachricht, daß Cassius Etruscus Parmensis ein Trauerspiel Thyestes geschrieben habe, darf nicht auf Cassius Etruscus, sondern auf Cassius Parmensis bezogen werden, dessen Thyestes auch anderwärts erwähnt wird.

Wir gelangen nun zu Cassius Parmensis. Horaz erwähnt ihn in der Epistel 4. lib. 1., die an Tibullus gerichtet ist. Er sezt denselben, was er arbeite, ob er etwa den kleinen Gedichten des Cassius Parmensis nachzueifere und dieselben zu überrreffen suche. Die Stelle des Horaz zeigt klar, daß er die Gedichte des Cassius nicht für gering hält, sondern würdig, daß Tibullus mit denselben wetteifere. Die Scholasten erzählen, dieser Cassius habe sich in mehreren Gattungen der Dichtkunst ausgezeichnet, nämlich in der Elegie und im Epigramm. Er habe im Heer des Cassius und Brutus die Stelle eines *tribunus militum* bekleidet, und habe nach dem Tode jener Männer sich nach Athen begeben. D. Varus habe nun von Augustus den Auftrag erhalten, ihn zu Athen aus dem Wege zu räumen. Dieser fand ihn im seinem Studierzimmer, tödtete ihn und raubte seine Gedichte. Daher entstand die Vermuthung, als D. Varus aus Thyestes herausgab, er habe ihn aus dem Nachlaß des Cassius sich zugeeignet: denn Cassius hatte viele Trauerspiele geschrieben. — Man muß gestehen, daß, wenn man sämmtliche Nachrichten der Scholasten über Cassius Etruscus und Parmensis zusammenstellt, man keine Einheit herausbringt, so daß es gerathener ist, beyde Dichter als zwey verschiedene Personen anzuerkennen. Auch lassen sich die beyden Stellen des Horaz nicht auf den gleichen Mann beziehen; denn in der einen spricht er außs Veringschäßigkeit von den Gedichten des Cassius Etruscus, in der andern voll Freundschaft und Achtung für die Poesien des Cassius Parmensis, da beyde Anhänger des Brutus und Cassius waren, und gleichen Rang in der Armee einnahmen. Cassius Parmensis war unter der Zahl der Mörder des Cäsar. Nach der unglücklichen Schlacht bey Philippo schloß sich Cassius Parmensis an Sext. Pompeius an und sezte den Ketz gegen Cäsar Octavianus fort.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. November.

Nro. 231.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1834. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Die Engländer haben allerdings Ursache, sich über Afghanistan und seine Bewohner, über Regierungsform, Staatsgrundsätze und Hülfsmittel, über Handel, Neigung, Reichthum und Bedürfnisse, so wie über Vergangenheit und Zukunft dieses Volkes genaue und vollständige Kenntnisse zu verschaffen, da Sicherheit und ferneres Gedeihen des Hauptnervens englischer Weltmacht nicht dem kleinsten Theile nach durch die Schicksale, Kraft und Bestand der Afghanen bedingt ist.

Dieses Volk sitzt dicht vor dem natürlichen Wassergraben Hindustans und erfüllt das ganze breite Bergland senkrecht vom Hindukusch bis hinab in die ungangbaren Sandwüsten Beludschistans. Alle Straßen und Engpässe, um aus Persien und der Tartarey, aus Iran und Turan, an den Sindstrom zu gelangen, sind in seiner Hand. Feinde und Rivalen der Perser und der diese letztern gegen Afghanistan fortstossenden Moscoviten, sind sie durch den Drang der Umstände und gleichsam durch die Natur selbst Freunde und Bundesgenossen der Engländer, in deren Interesse es niemals liegt, Afghanistan zu unterjochen, da ihr Vortheil sie lehren wird, am Indus still zu stehen und die Afghanen in eine lebendige Vorpostenlinie gegen ihre vom Kaukasus heranziehenden

Nebenbuhler umzuschaffen. Denn zu dieser Stunde wagt es niemand mehr, die der englischen Herrschaft in Indien von Europa her auf dem Landwege drohende Gefahr als eine Unmöglichkeit, als ein Märchen zu behandeln, wie man es lange gewohnt war. Aus der historischen Zeit haben wir kein Beispiel, daß sich Indien eines Angriffes auf seiner Abendseite erwehrt hätte. Die erste etwas genauere Kunde über Volk und Land der Afghanen erhielt man eigentlich erst durch *Elphinstone*, der im Jahre 1809 lange als Gesandter der Indischen Compagnie zu Pischaver lebte und — ohne das Innere selbst bereist zu haben — über die Geschichte des Volkes und die Natur der Landschaft und ihrer einzelnen Stämme nach mündlichen Aussagen und Persischen Handschriften sein berühmtes Werk über das „Königreich Kabul“ zusammentrug, zu welchem alle jene, die seit jener Zeit über Afghanistan schrieben, ihre Zusucht nahmen, und auf welches auch Herr Burnes in seinem Reisebericht häufig die Leser verweist. Denn Herr Burnes giebt in seinem Buche nur das, was er selbst gesehen hat, und was ihm persönlich begegnet ist; er bindet sich an keine Ordnung, an kein systematisches Aneinanderreihen gleichartiger Dinge; erzählt und beschreibt, was er Tag für Tag gethan und beobachtet hat; sein Bericht ist die Chronik eines Mannes von Geist und Weltkenntniß, der seine Landsleute über wesentliche Interessen belehren, nicht aber ein Buch nach den Forderungen der Grammatiker und Stylkünstler verfassen wollte. Uns scheint, der lange Aufenthalt dieses klugen und unterrichteten Privatmannes zu

Pischawer und Kabul, seine langen und aller diplomatischen Förmlichkeiten, Schwänke und Lügen entkleideten Unterredungen mit Personen vom höchsten bis zum niedrigsten Rang, haben in dem von Europäischer Kultur noch unberührten Afghanistan tiefere Spuren zurückgelassen, kräftigere Saat ausgestreut und der englischen Macht in Indien größere Vortheile gebracht, als eine Menge, mit Pracht und gegenseitigem Mißtrauen unterhaltener Gesandtschaften von Staatswegen. Auch wissen wir anderswoher, \*) daß Mohun Lal, ein junger in Indien geborner und zu Calcutta gebildeter Afghane, damals in Burnes Gesellschaft und nun bey der neuen englischen Mission in Kabul, durch seine Kenntnisse und vollendeten Manieren an den Höfen dieses Landes allgemeine Bewunderung erregte. Durch ihn und seinesgleichen leuteten die Afghanen England und die zauberischen Wirkungen seiner Macht und seiner Künste besser kennen, als durch den Pomp zahlreicher Ambassaden. Deswegen gibt auch Dr. Gerard den Rath, diesen günstigen Eindruck zu benutzen, und die Afghanische Jugend nach Indien zu ziehen, damit man sie nicht auf Zureden der Perser zur Bildung nach Rußland sende. Wißbegierde und unerfülltes Verlangen, alles zu lernen und aufzunehmen, was an dem Europäer vortheilhaft scheint, ist dem Afghanen allgemein zugestanden. Ihre Mängel gehören einerseits der herrschenden Religion, wie anderseits ihre politischen Untugenden einem übermäßigen Streben nach persöhnlicher Freyheit. Mohammedanismus hält sie, wie alle seine Befenner, in einem Cirkel gefangen, mit unveränderlichen Sitten und einem Wissen aus einem andern Zeitalter, ohne Philosophie und Geschichte. Falsch sind sie nicht, wohl aber neidig und dem Mißgung ergeben, wie die alten Germanen, mit welchen sie außer Neid, Arbeitscheue und Frey-

heitsliebe noch manchen Zug politischer Einrichtung gemein haben. Denn nach Elphinstone (II. 19.) herrscht in einigen Gegenden Afghanistans die Sitte, daß die Gemeinden ihre Aecker nur auf eine gewisse Zahl von Jahren zum Anbau erhalten, und sie dann mit andern vertauschen, damit Frucht- und Unfruchtbarkeit gleich vertheilt werde. In einigen Thälern geschieht dieser Wechsel Jahr um Jahr (arva per annos mutant. Tacit Germ.); oft Hof gegen Hof, Dorf gegen Dorf. Nerricht und rüthig sind die Afghanen ebenfalls, weil sich die Geschlechter — nach altdentscher Sitte auch erst nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre nähern. \*)

Gemeinsinn wird man freylich vergeblich bey einem Volke erwarten, welches den höchsten Grad öffentlicher Glückseligkeit darin setzt, daß „Jedermann die Frucht seines eigenen Feldes esse, und niemand irgend etwas mit seinem Nachbar zu thun habe.“ In einem solchen Lande können nur kleine Republiken, oder kräftige und consequente Despoten herrschen! Dieser dem Aufkommen einer starken öffentlichen Macht entschieden widerstrebende Volksschaar charakter erklärt es auch, wie eine kriegerische, zahlreiche und in Hauptgebirgsstöcke zwischen Hindustan und Iran stehende Nation seit unendlichen Zeiten ohne merklliche Aenderung der Besserung ihres innern Zustandes blieb, immer fremdem Einflusse erlag und mit Ausnahme des eben verwichenen Jahrhunderts in der Weltgeschichte eine unbedeutende Rolle spielte. Den großen Eroberern Axiens leisteten sie jederzeit nur geringen Widerstand, blieben aber dabey dennoch gefährliche Unterthanen. Afghan ist ihr Name bey den Persern, die arabischen Geographen aus den Zeiten des Chalifates nennen sie Suleimani (Salomonier), sie selbst aber heißen sich „Bani Israhel“ (Kinder Israhel) und wollen

\*) Asiatic Journal, tom. 14; pag. 171, 248 u. 259. (Asiatic Intelligence).

\*) Intra annum vero XX. feminae notitiam habuisse, in turpissimis habent rebus. Caesar. VI. 21).



Nachkommen der von Nabuchadnezar nach Gour verpflanzten Juden seyn. Wenigstens führen die Hauptlinge alle ihre Geschlechtsregister auf Saul, David und Salomon zurück. Elphinstone bestreitet den historischen Gehalt dieser einheimischen Ueberlieferung, weil die Afghanen sprache, das sogenannte Puschtu, nicht die leiseste Spur hebräischer Elemente zeige. Burnes und Maleolm aber halten eine Verwandtschaft der Afghanen mit den Juden nicht für unwahrscheinlich, weil Blick und Gesichtszüge dieser beyden Völker eine auffallende Aehnlichkeit haben, und auch das Mosaische Gesetz, daß der jüngere Bruder die Wittwe des ältern heyrathen müsse, beyden gemein sey. Wenn wir auch noch beysügen, daß das Wort Afghan (افغان) im Persischen Klage (lamentatio) bedeute und eine Anspielung auf das Schicksal der verwiesenen Stämme seyn könnte, so würde der kritische Leser hierin nur eine leere morgenländische Spielerey und im Ganzen nichts Gründliches und Entscheidendes erblicken, um die beyden Afghanen herrschende Tradition zur historischen Wahrheit zu erheben. Nur soviel ist gewiß, daß die Berg-Provinz Gour zwischen Kandahar und Kabul Ursitz dieses Volkes ist, von wo es sich nach allen Richtungen, besonders aber in das noch zur Chalifenzelt\*) von Hindu besetzte Kabulthal so wie auf die ganze Thaleinsassung des rechten Sindufers ausdehnte. Dieser Umstand nicht weniger, als die seit Elphinstone bis Burnes gesammelten Notizen über Configuration der Gourthäler, der Sulaimanergebirge, Volksstämme und deren Sitten verdienen eine vorzügliche Aufmerksamkeit, weil es nur auf diesem Wege möglich ist, einiges Licht über Alexanders Heerzug von Balch bis an den Indus zu verbreiten\*\*). Die Flüsse Kophes, Gour, Choasp und Guaspila; die Landschaften Gour, Neadera Basira und Assakan; die Lage des Felsens

Kornos und der Städte Massaga, Trigaon, Basira, Embolina, Nysa, Ora und Dyrtta, welche Alexander berührte, sind trotz aller vorausgegangenen gelehrten Untersuchungen noch immer in der alten Dunkelheit. Für die vorgenannten Flußnamen lernt man aus Herrn Burnes Reisebericht gar nichts. Nur Bazira mit dem benachbarten Kornos erkennt er in den heute noch lebenden Benennungen Badschaur und Naogi in der Gegend von Dschelalabad auf der Wasserscheide zwischen Pischawer und Kabul. Von Alexandria im Gebirge Paropamisus (Bamian im Hindukusch) rückte, nach Arhian, das macedonische Heer an den Fluß Kophes, von dessen Ufern es in zwey Abtheilungen und auf zwey verschiedenen Wegen erobernd fortzog und nach einer Trennung von mehreren Wochen endlich in der Landschaft Pentakotis am Indus wieder zusammenstieß.

Mit der einen Hälfte zog Hephästion in gerader Richtung an den Indus hinab, um für Herstellung einer Brücke zu sorgen. Die andere führte Alexander selbst gegen die rauhen und schwerzugänglichen Gebirgsländer der Guräer, der Aspasier und der Assakanen, eroberte die Städte Andaka, Trigaon, Masaga, Basira, Ora und Embolina nacheinander mit Gewalt, Nysa aber durch freywillige Unterwerfung. Als Anfangspunkt dieser den Indus-Übergang vorbereitenden und sichernden Gebirgskämpfe erkennen alle Nachrichten übereinstimmend den Fluß Kophes, welcher als Hauptwasserstrasse alle von den Macedonern berührten Flüsse und Bäche jenes Berglandes aufnimmt und dem Indus zuführt und bey den Afghanen heute den Namen Kabul trägt. Offenbar zog Hephästion durch dieses Flußthal als den geradesten Weg an den Indus hinab, sowie Herr Burnes durch ebendasselbe vor Peshawer nach Kabul heraufgekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Siehe Ibn Haukal.

\*\*\*) Siehe Arhian lib. IV. cap. 22 bis 30.

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita  
et Carminibus scripsit Augustus Weichert.  
Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Schluß.)

Als im Jahre 718 Sextus Pompeius von Antonius geschlagen wurde, ging er zu Antonius über im Jahre 719. Er blieb in seinem Gefolge bis nach der Schlacht bey Actium. Jetzt irrete er herum, und als Augustus sich aus Griechenland nach Asien entfernt hatte, um die Unternehmungen des Antonius leichter zu stützen, ging er nach Athen. Wie sehr er aber wegen der bekannten Nachsicht des Octavianus damals für sein Leben zitterte, beweiset die Anekdote, welche Valerius Maximus I. 7. 7. aufbewahrt hat, wie er Nachts von einem Gespenst, das ihm den Tod drohte, geängstigt worden sey. Octavian ließ ihn zu Athen ansuchen und tödten: er war der letzte Verschworne gegen Cäsar, der noch am Leben geblieben war. Dieß geschah wahrscheinlich im Jahre 724.

Cassius Parmensis hat Trauerspiele geschrieben. Wir kennen seinen *Thyestes* und *Brutus*. Varro erwähnt den letztern, denn die Meinung mancher Gelehrten, daß Varro in seinen Büchern *de Lingua latina* keinen Zeitgenossen erwähne, ist gar zu wunderbar, und ist so leicht zu widerlegen, daß es wohllich unbegreiflich ist, daß selbst der neueste Editor diese Ansicht der Beachtung werth hielt. Sind *Matius* und *C. Aelius*, wie *B.* mit Recht trägt, ja selbst *Aelius*, setze ich hinzu, ferner *Valerius Soranus*, *Lucretius*, *Sulpicius Rufus*, *Mallius*, *Cornelius Hortensius*, *C. Annius Cimber*, *Procius*, welche sämmtlich erwähnt werden, nicht seine Zeitgenossen? Daß Cassius den alten *Brutus*, der den stolzen *Larquinus* vertrieb, zum Gegenstand einer Tragödie wählte, stimmt ganz zu seiner politischen Ansicht. Er war Republikaner und trat unter die Verschwornen gegen Cäsar. Auch Varro mochte großes Wohlgefallen an diesem Trauerspiel haben: denn auch er stand Cäsar immer feindsellig gegenüber. Cassius Parmensis schrieb auch Epigramme. Ein Fragment derselben steht bey

Quintilian 5, 11, 24. und muß nach dem Aesepiadischen Metrum geschrieben werden:

queis istum faciem lanipedis senis  
torquens etc.

Vielleicht gehören ferner mehrere Epigramme auf Augustus, die Suetonius Aug. c. 70 erwähnt, dem Cassius zu, z. B. das, welches anfängt:

Cum primus istorum conduxit mensa  
choragium

(Wie *B.* liest statt *choragum*); ebenso das, welches lautet:

Postquam bis classe victus naves  
perdidit

Aliquando ut vincat, ludit assidue  
aleam.

Ferner ist ein Bruchstück eines Briefes an Octavian übrig, voll beißenden Spottes. Diese Briefe und Epigramme über Augustus sind wohl zu Alexandria, wo Cassius mit Antonius lebte, geschrieben worden. Es existirte ferner ein Briefwechsel des Cassius mit Antonius. In der Briefsammlung des Cicero ad Div. XII. 15. ist ein Brief eines Cassius an denselben: mehrere Gelehrte schreiben ihn dem Cassius Parmensis zu, *B.* aber findet ihn der Person und dem Character desselben nicht angemessen.

In früherer Zeit wurde von mehreren Gelehrten dem Cassius Parmensis ein kleines Gedicht, *Orytheus*, beigelegt, das, wie jetzt bekannt ist, den Antonius *Thyestes* zum Verfasser und nicht den geringsten Theil antiken Sinnes hat.

Bei den Biographien sind mehrere Erkurse angehängt, welche Untersuchungen über viele römische Schriftsteller enthalten, und daher für die literarische Geschichte wichtig sind. Vor allen ist vortreflich der Erkurs über *Torquatus*, an den *Horaz Od. VI 7.* und *Epist. 1. 5* geschrieben hat. Früher zählte man diesen *Torquatus* zu den *Manlius Torquatus* und beging manchen Fehler, da man denselben schon in Cicero's *Brutus* zu finden meinte. Diesen Irrthum widerlegt *B.* und beweiset, daß *Nonius Asprenas Torquatus* zu verstehen sey.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. November.

Nro. 232.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1831 — 1835. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1834. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 352.

Erster Artikel.

(Schlus des ersten Artikels).

Die Frage ist nur, welche Richtung der zweyte Heeresheil unter Alexanders persönlicher Führung genommen habe? Nach Mannert, der unter Arrhians geographischen Commentatoren eine der vorzüglichsten Stellen einnimmt, blieb Alexander mit seiner Abtheilung im Kabulthale, griff nur die Bergvölker links und rechts der Heerstrasse an, ja eigentlich gar nur die Stämme nördlich am Wege, d. i. am südlichen Abhange des Hindukusch. „Die modernen Flussnamen Kabul, Nilab und Atkof seyen der Kophes der Alten, der bey Arrhian auch Guräus, bey Ptolemäus Suastos, bey Curtius und Strabo aber Choaspes heiße.“\*) Bey unserer mangelhaften Kunde Afghanißans ist es freylich noch nicht möglich, die macedonischen Quersüge dieser Gegend vollständig zu erklären. Stellt man aber die Notizen zusammen, welche man bey Ibn Haukal, Arrhian und Elphinstone über das heutige Afghanenland findet, so ist man berechtigt, gerade das Gegentheil von Mannerts Lehre anzunehmen, und die Operationslinie des königlichen Heertheiles auf die rechte Thalseite zu versetzen und in einen weiten Halbbogen auszudehnen, welcher in der Nähe des heutigen Kabul, auf der Wegscheide der drey

Strassen von Balch, Kandahar und Atkof beginnt und unsern der Mündung des Kabulbaches am Indus schließt. Hephästions Abtheilung hatte zu diesem Halbbogen die Sehne beschrieben. Urßig und Kern des Afghanenlandes, sowie einige der vorzüglichsten Stämme, deren Benennung bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben ist, wurden damals durch Alexander in Person unterjocht. Oder was sind denn Arrhians *Ῥοπαίων, Ἀργαίων, Βάσιρα, Ἐυβόλυα, Νόσα, Ἀσσαναοί*, und Curtius *Acadera* anderes, als das heutige Gour, Arghan, Bezir, Bolan, Ghisna, Fassanchan und Dschaderah? lauter Gegenden, Orte, Stämme und Dynastien Afghanißans in der oben angedeuteten Richtung. Gour — nach Ibn Haukal die äußerste Provinz des Islam — gränzt mit seiner Ostseite schon an die Hinduländer, wohin die vor den Glaubenskriegen Sultan Mahmuds von Ghisni lebenden Geographen Afens noch Stadt und Thal von Kabul rechnen. „Gour“, schreibt Haukal, „ist ein Bergland, wohl bewohnt, voll Quellen, Gärten, Bäche, starker und uneinnehmbarer Städte.“\*)

\*) *غور مملکت وغلها حیل عامرہ*  
*نات عیون وبساتین ونهار وبلاد*  
*حصبه منیعہ*

gour memleket ve galbeha dschebel  
ämiret zat äjun ve besatin ve nehar  
ve belad hasine meniah.

Siehe Ibn Haukal, Abulfeda, Fundgruben des Orients.

\*) Mannert, Geographie Afens.



Aus dieser Gegend kommt der unweit Ghisni vorüberfließende Hauptarm des Kabul, (bey Arrhian hier *Χόης* genannt), an welchem Alexander hinaufzog, einen rauhen, gebirgigen Weg, mit großer Mühseligkeit gegen Gouriaär, Aspazier und Affakanier, *πρὸς ὧραις ἐς τῶν Ἀσπασίων τε καὶ Γουρταίων χώραν, καὶ Ἀσσακανῶν πορεύσεις δὲ παρὰ τὸν Χόην καλούμενον ποταμόν, ὄρεινὴν τε ὄδον, καὶ τραχείαν καὶ τοῦτον διαβάς χαλεπῶς* etc. (Arrhian. IV, 23). Dieses auf drey Seiten von Chorasan umschlossene Gour verwechselt Mannert mit einem zweyten Gour, welches in den Schluchten des Parapamisus (Hindukusch) liegt, sein Wasser schon nordwärts in den Oxus hinabsendet und von den morgenländischen Geographen zu Turkestan gerechnet wird. Alexander war aber schon auf der Südseite der Bergkette, *ὑπερβαλὼν δὲ τὸν Καύκασον*, als er gegen die Bewohner von Gour zog.

In Arrhians *Ἀργαίων* erkennt man deutlich Stadt und Distrikt des heute noch bestehenden Arrghan oder Arrghan. Dieses kleine von streitbaren Tadschik bewohnte Ländchen hat den großen Afghanstamm Vesir und Dschadera zu Nachbarn; auch die Stadt Ghisni liegt in seiner Nähe. Auf diesen Umstand muß die Kritik großes Gewicht legen, weil Alexander nach Verzwingung von Gour und einer Massaga genannten Stadt sich unmitttelbar gegen Basira wandte, in dessen Gebiete die berühmte Felsenfestung *Ἄοπρος* und das ebenfalls starke *Εμβόλιμα* mit dem bey Curtius genannten *Acadera* lag. Die Afghanischen Vesir (*Βάσιρα*) aber bewohnen nach Elphinstone (II, 136) einen weitläufigen Landstrich auf 100 englische Meilen südlich von *Se sid-Koh* (Weissenberg), voll Steilseiten und Berge mit Fichtenwäldern. Diesen *Se sid-Koh* sah Herr Burnes in großer Entfernung auf der rechten (südlichen) Seite des Kabulbaches, und eben daselbst, sagte man ihm, sey auch die natürliche Felsenburg *Naogi* (*πίτρα Ἄοπρος*), mit

einem fruchtbaren und quellereichen Plateau und einem einzigen Engspfade als Zugang, ungefähr 20 englische Meilen vom heutigen Dschelalabad. Stimmen diese Angaben nicht vollständig mit Arrhians Nachrichten zusammen?

Auch die Städtenamen *Bazir*, *Sirmaga*, *Bolan* nannten die Afghanen Hr. Elphinstone in derselben Gegend.

Auch der Name *Spasta* (*Ἀσπασίαι*) findet sich heute noch im Süden Afghanistans. Aus Ghisni (چیش), dessen erster Buchstabe einer griechischen Kesthe unaussprechbar ist, machten die Macedonier *Νύσα*, dessen spätere Geschichte wohlbekannt und dessen Lage nur zwanzig Wegstunden südlich vom heutigen Kabul ist. Weitere und gründlichere Aufklärung der obengenannten Kapitel Arrhians ist nur von den Engländern zu erwarten, wenn sie einmal als Bundesgenossen und Helfer gegen die unter russischen Fahnen streitenden Perser in den Gebirgen Afghanistans ebenso einheimisch sind als im indischen Nihilkand und Himalaya. —

Vergleicht man übrigens die statistischen Notizen der Herrn Elphinstone und Burnes über das heutige Afghanculand mit dem was uns die Griechen aus Alexanders Zeitalter über dasselbe Volk erzählen, so wird das oben gefällte Urtheil über den Charakter desselben nur bestätigt: der Afghane will nicht dulden, daß die öffentliche Macht erstärke und mit der Kraft die Angelegenheiten der Nation zum gemeinen Besten lenke. Local-Autorität, Aristocratie der Geschlechter und individuelle Freyheit gelten ihm als erstes Gesetz.

Trotz seines kriegerischen Sinnes wird dieses Volk dennoch auf die Dauer keine große Rolle spielen, wohl aber jederzeit ein großes Gewicht in die Waagschale jener Macht legen, die es versteht, seine Neigung und seinen Arm zu gewinnen.

Die glänzenden Siege der in den Annalen des Orients (vom 10—13 Jahrh.) berühmten Dynastien von Ghisni und Gour wurden vorzugsweise durch Afghanische Soldaten erworben. Deswegen würden die Engländer klüger thun, um die Gunst der Stammhäuptlinge und Tetrarchen Afghanistans zu kaufen als ihre Schätze und diplomatischen Künste allem Anscheine nach nutzlos am persischen Hofe zu verschwenden. Auch Herr Burnes findet zur Hütung der Strafe nach Indien und zur Verbreitung britischer Manufakturen den König von Kabul geeigneter als den Schah von Teheran. Und hätte man aus Indien nur die Hälfte des Goldes, mit welchem man sich ein disciplinirtes Heer in Aderbaidschan erkauft wollte, unter die Afghanen-Häuptlinge vertheilt, so hätte man sich großen Ärger und noch größere Beschämung erspart, für die Sicherheit Indiens aber am besten gesorgt. Die correcten politischen Ansichten im Reisebericht des Hrn. Burnes werden ihre Wirkung am gehörigen Orte gewiß hervorbringen.

Es sey hier nur im Vorbeygehen angemerkt, daß dieses zahlreiche und kriegerische Gebirgsvolk seit Alexanders Zeiten nicht länger als 70 Jahre die Wohlthaten einer vaterländischen Monarchie genossen, nach deren Zertrümmerung in unsern Tagen (1818) das alte Spiel des Neides und der Zwietracht begann. Die Schicksale dieser Durani-Monarchie (denn dies ist der Name des herrschenden Stammes) in ihrer Gesamtheit sowohl, als in ihren Trümmern findet man bey Herrn Burnes in einem besondern Abschnitte seines Werkes (Vol. II, S. 299—345) theils nach Elphinstone, theils nach eigenen Forschungen in Kürze zusammengestellt. Stolz und Undankbarkeit des letzten Königs hatte die herrschende Familie gestürzt und ihre Nebenbuhler erhoben. Erstere irret flüchtig in Indien herum, genießt Kostgeld und Schutz bald der Engländer, bald der Seik, erneuert von Zeit zu Zeit den Versuch, die

verlorne Macht wieder zu gewinnen, und liefert einen frischen Beweis, um wie viel es schwerer sey, ein gefallenes Königshaus zu restauriren, als ein neues zu gründen. Nur das durch Perser und Russen jetzt bedrohte Herat auf der Westseite des Landes verblieb einem Prinzen der abgesetzten Königsfamilie, deren Unglück ihn aber doch nicht zu bessern vermochte. Alles übrige zerriff die neue Dynastie in die drey von einander unabhängigen Reiche Pischawer, Kandahar und Kabul, von welchen ersteres das kleinste und fruchtbarste, aber schwächste, — das zweyte das weitläufigste, — Kabul aber das stärkste ist. Die Herrscher sind Brüder, aber uneinig und könnten nur durch gemeinsame Gefahr bedroht ihrer Zwietracht Gränzen setzen. Hr. Burnes lernte nur die von Peshawer und Kabul durch persönlichen Umgang kennen. Dost Mohammed-Chan, edel, unterrichtet, fein und gerecht befolgt gewissenhaft die Konstitution des Koran, nimmt folglich nur  $2\frac{1}{2}$  pCt. von fremdem Gute und verbietet sich und andern den Wein, den er selbst liebt und früher auch getrunken hat. Kabul, sein Land, hat gute Straßen, aber mehr Früchte und Gärten als Getreide, und im Winter theure Nahrung und Kleidung. Schließlich bemerkt Hr. Burnes, daß er an Dost Mohammed-Chan bey allen seinen vorzüglichen Eigenschaften doch weniger Herzlichkeit, dagegen aber mehr Verstand als bey dem Fürsten zu Pischawer gefunden habe; auch sey die Herrschaft dieses letztern bey all seiner Herzengüte für die Untertanen dennoch drückend.

Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermann philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. P. P. O. Car. Herm. Funkhaenel philos. Dr. Gymnas. Nicolait. Lips. Coll. III. Volumen. I. Fasc. I. Praefatus est Godofredus Hermannus. Lipsiae sumptum fecit et venundat Koehleriana libraria MDCCCXXXVI. XXX. 208.

Von den zur Zeit an allen vorzüglichsten Universitäten errichteten philologischen Seminaren hat die griechische Gesellschaft unter Hermanns Leitung in Leipzig sowohl durch den Ruhm des Vorstandes, als durch die Thätigkeit der vielen daraus hervorgegangenen Männer die größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Entstanden aus dem wechselseitigen freiem Triebe des Lehrens und Lernens, dann später (1805) öffentlich anerkannt und dotirt, ist sie beinahe vierzig Jahre in ihrer Eigenthümlichkeit sich gleich geblieben und sichert dem Gründer des Instituts, das er mit besonderer Vorliebe leitete, wie für die Gegenwart den innigsten Dank, so für die Zukunft das theuerste Andenken aller ehemaligen Theilnehmer. Diese allgemeine Hochachtung erregte bey den Herausgebern des angelegten Werkes den Wunsch, durch Beiträge aus dem Gebiete des Alterthums von den einflussigen Mitglieðern auch ein öffentliches Denkmal zu errichten, und die Bereitwilligkeit, mit der viele sogleich ihr Versprechen gelöst hatten, machte es möglich, mit dem Drucke sofort zu beginnen. Sechs Abhandlungen liegen in diesem ersten Hefte vor und enthalten manches Schätzenswerthe zu den griechischen Dichtern, zu Plato, Polybius, Pausanias, Cäsar, Tacitus. Eine größere Uebereinstimmung in Inhalt und Form würde die Richtung und Eigenthümlichkeit des Institutes mehr bezeichnen; ein mäßiger Band konnte die sämmtlichen Beiträge umfassen und eine eisenliche Fax critica, wie sie noch nicht vorhanden ist, liefern; doch die Uebersetzung giebt den Verfassern die Freyheit, nach individueller Kraft und Neigung zu verfahren, und vermeidet zugleich allen Schein des Parteystrebens einer bestimmten Schule. Nicht die gelieferten Abhandlungen zu würdigen ist unsere Absicht, diese wird erst nach völligem Abschluß zweckmäßig und sey Blättern vom Tische überlassen, nur auf die vom Gründer der Anstalt vorausgeschickte inhaltvolle Vorrede, welche das in der griechischen Gesellschaft beachtete Verfahren mittheilt, wünschen wir die Aufmerksamkeit zu lenken; sie ist, da Ergeße und Kritik den Inhalt der Philologie bilden, über erlere aber bey anderer Gelegenheit das erforderliche vorge tragen war,\*) eine nothwendige Ergänzung; in ihr tritt,

was die Veranlassung der Vorrede rechtfertigt, auch das persönliche des Verfassers, seiner Lehrer und Schüler mehr als irgendwo hervor. Mit liebenswürdiger Naivität wird von ihm erzählt, wie er anfangs für Jurisprudenz bestimmt, von dem trefflichen W. Reiz für das Studium des Alterthums gewonnen, dann durch einen Zufall zur Kantischen Philosophie geführt, stets mit Eifer sich dieser hingeeben und sie als vorzügliches Hülfsmittel für seinen Zweck angewendet habe; am sichtbarsten zeigen diese die Bücher de emendanda ratione graecae grammaticae, und der theoretische Theil der Metrik, in denen die rationelle Begründung des Faktischen aus den Principien jener Philosophie geschöpft ist. Zweck aber war das richtige Verständnis der griechischen Sprache, die Grammatik, als Grundlage aller Kenntniß des Alterthums. Was Hermann auf diesem Gebiete geleistet hat, ist allgemein anerkannt; er ist es, der auf Entwicklung und Bedeutung der einfachsten Wörter, wie der complicirten Sätze, auf Unterscheidung der Zeiten, Dialecte und Verfasser hingewiesen und die zahllosen Fehlgriiffe und Irthümer vor ihm, allmählig, aber für immer entfernt hat. \*\*)

\*) Pag. XI. His igitur studiis (philosophiae) quam iudicium acuissem multaque simul et assidua lectione antiquorum cum essem unus assuetus, ut offenderet, si quid non recte aut insolenter dictum esset, indignabar, quod quancunque partem antiquitatis attingerem, plurima incerta, falsa, inepta, atque adeo sanae rationi repugnantia tradi viderem. Cujus rei causam quum in eo positam esse animadverterem, quod scripta veterum vel perperam vel non satis intellecta essent: non est enim intelligere scire de qua re sermo sit et quid in universum dicatur, nisi omnem ditorum veritatem ac vim recte ac penitus perspicias: omne studium eo contuli ut linguarum rationem usumque scriptorum quam possem certissime explicatam habere. Pudet aut enim quod, quum sensu quodam lectione comparato viderem quid recte aut secus diceretur, tamen neque ipse harum rerum rationem reddere possem, ab interpretibus autem ea afferentur, quae partim non satisfecerent, partim aperte falsa ac perversa essent. Tempora verborum, modi, formae genium vel scribendi generum diversitate discretae, particulae, quarum vis explicata difficillima est, sed maximum ad justam interpretationem momentum habet, haec omnia spissis tenebris involuta mirisque perturbata erroribus inveniebam. Quae quum illustrare, expedire, explanare conatus essem, multis haec, quod nova et inaudita essent, falsa videbantur, nec mirum qui aegre ferrent se ex consuetae socordiae somno excitari, crepta facilitate omnia pro lubitu interpretantur. Sed harum rerum pleraeque omnes paulatim ita sunt approbatae, ut, quum olim vel doctis nova acciderent, hodie ea ne a pueris quidem ignorari velimus.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofredus Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis, 1834.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. November.

Nro. 233.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, in the Imperial Library of Vienna, in the Vatican Library, in the Borgian Museum at Rome, in the Library of the Institute at Bologna, and in the Bodleian Library at Oxford; together with the Monuments of New Spain by M. Dupaix, with their respective Scales of Measurement and accompanying Descriptions. The whole illustrated by many valuable unedited Manuscripts. By Augustus Aglio. 7 Vol. imperial Folio. London: Aglio. Newmann Street, and Whittaker and Comp. 1830  
— 1836.

Auch die königliche Hof- und Staats-Bibliothek zu München, welche in der neuesten Zeit so viele wichtige und schätzbare Bereicherungen aus England erhalten hat, besitzt dieses höchst prachtvolle Werk, das mit colorirten Abbildungen 175, mit schwarzen 120 Pfund Sterling kostet, und nach Vollendung des achten Bandes, der noch in der Presse ist, unstreitig eine der ecesssallsten Unternehmungen genannt werden kann, die je von einem Privatmanne auf dem Felde der Literatur gemacht worden ist. Referent, der so glücklich war, dieses nur Wenigen zugängliche Werk unter den Händen zu haben, macht es sich um so mehr zur Pflicht, darüber zu berichten, als bis jetzt nur wenige Darstellungen vom Inhalte desselben erschienen sind.

Wie der Titel angiebt, ist dieses Werk als eine möglichst vollständige Sammlung aller Denkmäler von der Geschichte, Mythologie und den Kenntnissen der Mexicaner zu betrachten, welche bis jetzt in Europa bekannt geworden sind. So wie es dermalen vor uns liegt, machen die Fac Similes der verschiedenen, mit dem Namen mexicanischer oder aztekischer belegten, Malereien den beträchtlichsten und wohl auch werthvollsten Theil des Ganzen aus. Der Herausgeber hat, wie wir jedoch nicht aus dem Werke selbst erfahren, sechs Jahre darauf verwendet, jene mannichfaltigen Materialien in den verschiedenen (auf dem Titel angeführten) Bibliotheken, wo sie aufbewahrt werden, zu copiren, und wie dürfen annehmen, daß er sich diesem mühseligen Geschäfte mit jener diplomatischen Sorgfalt und Genauigkeit unterzogen habe, ohne welche die große Hingebung an Einen Zweck kaum denkbar wäre. Soweit ein Urtheil über die künstlerische Nachahmung der hier vervielfältigten Malereien ohne Vergleichung mit den Originalien möglich ist, glaubt Ref. getrost behaupten zu können, daß die Arbeit ganz vortrefflich sey. Die Bestimmtheit im Ausdrucke der einzelnen Figuren, die Reinheit und der Fleiß in den colorirten, oft höchst bunten, Tafeln läßt schwerlich etwas zu wünschen übrig. Dabey ist das Ganze mit königlicher Pracht angezattet. Das Papier ist von pergamentartiger Dicke und Feinheit, und die typographische Eleganz und Präcision entspricht dem Uebrigen.

Von mehreren der bildlichen Documente sind Auslegungen in spanischer und italienischer Sprache

vorhanden, welche in ihrem Originaltexte, ohne weitere Kritik und Hinweisungen über ihre Glaubhaftigkeit, abgedruckt worden sind. Ein anderer werthvoller Theil dieser Mittheilungen besteht in den Zeichnungen vieler alten Bauwerke und Sculpturen, darunter der berühmten von Mitla, durch den spanischen Kapitän W. Dupair (in den Jahren 1806 — 1807). Ein Dritter ist das hier zum erstenmale gedruckte Manuscript des Mönches Bernardo Sahagun, welches zwar von Torquemada und andern spätern Schriftstellern benützt worden war, jedoch, als eines der ältesten Denkmäler, eine besondere Bekannmachung in jeder Beziehung verdient. Endlich sind viertens, die Erklärungen der historischen Malereien, so weit sie zu erhalten waren, (was leider nur vom kleinsten Theile derselben gilt) die Berichte Dupair's über mexikanische Bauwerke und ein Theil von Sahaguns Geschichte in englischer Sprache wieder gegeben, und mit weislichen Noten versehen.

Das in den vorliegenden sieben Foliobänden gelieferte Material kann für's Erste nur als solches, keineswegs als durch Kritik und weitere Forschung bereits verarbeiteter literarischer Stoff, betrachtet werden. Aber bey der Schwierigkeit, jene Reste eines ganz räthselhaften historischen Zustandes ferner, zum Theil erforscher, Völker überhaupt nur dem Studium des Gelehrten nahe zu bringen, ist die treue Verzweckung des Materials und die Vereinigung desselben in Ein Werk ein Unternehmen, welches den Dank der Archäologen und Historiker, ja aller Gebildeten in Anspruch nimmt, welche sich gerne mit den höchst interessantesten Fragen über die Geschichte der amerikanischen Menschheit beschäftigen.

Es ist sofort auch klar, daß der Referent nichts anderes zu thun hat, als eine Ansicht des hier Gelieferten zu geben, ohne sich in eine Würdigung des Materials zur Gewinnung einer kritischen Geschichte Mexico's vor der Conquista einzulassen. Diese Geschichte ist bis jetzt noch ein *pium desiderium*, so viel auch seit Sahagun, Bernard Diaz de Castillo,

Gomara, Acosta, Torquemada, bis auf Beturini Venadnei, Lorenzana, Clavigero, Robertson, v. Humboldt, Beulcoz u. A. über die Geschichte und Mythologie der sogenannten mexikanischen Völker geschrieben worden ist. Es ist nämlich, bey genauer Ansicht von den Widersprüchen in den Ausagen der genannten Schriftsteller und von dem verschiedenartigen Charakter der historischen Monumente, die theils in Mexico, theils in Yucatan und Guatemala entdeckt worden sind, oder noch eben jetzt durch Walddeck und andere Reisende entdeckt werden, nicht zu verkennen, daß die historische Kritik aus diesen mannichfaltigen räthselhaften Spuren einer großen Vergangenheit der mittel-amerikanischen Völker Resultate gewinnen wird, die mit den bisherigen Annahmen in vielfachem Widerspreche stehen. Ohne Zweifel, die Geschichte jener Völker, welche man gegenwärtig unter dem gemeinschaftlichen Namen der Mexikaner begreift, die Untersuchung über ihre Theogonien und Mythologien, über ihre Weisheit, namentlich über ihre astronomischen Kenntnisse, erheischt die von vorne anfangende, beharrliche Forschung während eines ganzen Menschenlebens. Und erst dann, wenn Umsicht, Fleiß und Scharffsinn eines Archäologen und Geschichtsforschers die verschiedenartigen Materialien gefondert und nach ihrem Werthe genügt haben wird, kann auch von einer Zuerkennung des größern oder geringern Werthes an die einzelnen Mittheilungen in dem Regestenwerke des Herrn Uglio die Rede seyn.

Aber eben dieser fluctuirende Zustand, in welchem sich zur Zeit unsere Kenntniß von der ältern, geschweige der Ur-Geschichte, der mexikanischen Völker befindet, erhöht die Verdienlichkeit des vorliegenden großen Werkes, welches, wie wir erfahren, seine Entstehung vorzüglich der literarischen Theilnahme eines irischen Edelmannes, des Lord Viscount Kingsborough, verdankt. Derselbe ließ nämlich auf seine Kosten die *Fac Similes* durch Herrn Uglio auf dessen sechsjähriger Reise anfertigen. Er leitete auch,

wie wir jedoch nicht aus dem Werke selbst erfahren, unmittelbar den Druck des Textes, und hat wesentlichen Antheil an der Bearbeitung der Uebersetzungen der Ausleger der Malereien, der Berichte des Cap. Dupair und des sechsten Buches von Sahagun, die Weisheit, Religion und den Cultus der Mexikaner betreffend, welcher sehr zahlreiche Anmerkungen zu Theil geworden sind.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Ausdehnung des Werkes zu überblicken, dürfte es geeignet seyn, die summarische Angabe des gesammten Materials voranzusetzen. Es enthält also:

Vol. I. 1) die Collection des Mendoza, aus der Bodleian Library in Oxford.

2) Den Coder Telleriano: Remensis, in der Kön. Bibliothek zu Paris.

3) Mexicanische Zeichnungen, aus Boturini's Sammlung.

4) Mexicanische Malereyen, aus Sir Thomas Bodley's Bibliothek in Oxford.

5) Desgleichen, aus Selden's Collection von MSS. in derselben Bibliothek.

6) Hieroglyphische Zeichnungen, ebendaher.

Vol. II. 1) Malereien aus der vaticanischen Bibliothek.

2) Fac simile eines mexicanischen Originals in der Bodleianischen Bibliothek.

3) Desgleichen aus der Bibliothek des Instituts zu Bologna.

4) Desgleichen aus der kaiserlichen Bibliothek in Wien.

5) Desgleichen, mehrere aus Berlin.

6) Zeichnung eines mexicanischen Basreliefs, aus dem K. Antiquitäten-Kabinete. Wo?

Vol. III. 1) Mexicanische Malereyen, 76 Blätter, aus dem Museo Borgia, im Collegio de propaganda fide, in Rom.

2) Gemälde, aus der Dresdener Bibliothek, 74 Blätter.

3) Desgleichen, Besitztum des Hrn. v. Fejérváry in Pesth in Ungarn, im Original 44 Blätter.

4) Desgleichen, aus dem Vatikan, 96 Blätter.

Vol. IV. 1) Monumente von Neuspanien, durch W. Dupair, auf Befehl des Königs von Spanien aufgenommen, in 3 Theilen.

2) Proben mexicanischer Sculpturen, im Besitze des Hrn. Latour: Allard in Paris.

3) Desgleichen im brittischen Museum.

4) Die Tafeln aus Gemelli Carreri (Giro del Mondo) mit der Darstellung eines mexicanischen Himmelstreifes, früher Besitztum Boturini's.

5) Darstellung eines peruvianischen Quippos (historischen Geschlechtes oder Gedenschnüre) und eines geschützten, vermeintlich peruvianischen (maurischen?) Kastens.

Vol. V. 1) Extrait aus Hrn. v. Humboldt: sur ses Monuments de l'Amerique. S. 1 — 36.

2) Alte spanische, und dann italienische Auslegungen von einem Theil, der oben im Theil 1 — 3 wiedergegebenen historischen und mythologischen Malereien.

3) Dupair's Commentar, zu seinen Abbildungen der Bauwerke, im 4. Bande.

4) Das sechste Buch von Sahagun's unedierter Geschichte von Neuspanien, von der Rhetorik, Philosophie und Religion der Mexikaner.

Vol. VI. Eine Uebersetzung der im fünften Theile spanisch gegebenen Auslegungen einiger mexicanischer Malereien des fünften Buches von Sahagun und der Berichte Cap. Dupair's ins Englische, mit vielen Noten von Lord Viscount Kingsborough.

Vol. VII. Das ganze Werk des Bern. Sahagun, Historia de la Nueva España, mit Aufnahme des fünften Buches, in spanischer Sprache.

Wir wollen nun einige dieser interessanten Mittheilungen näher betrachten.



Erster Theil. I. Copien der sogenannten Collectione de Mendoza, einer Sammlung mexicanischer historischer Malereien, welche sich gegenwärtig in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford befinden. Es ist dieß die von Purchas (Pilgrim. III.) beschriebene Sammlung, welche zuerst Thevet besah, und die denn an Gaclynz kam. Das Original ist nicht selbst alt-mexicanisch, sondern eine Copie auf europäischem Papier. Die Umrisse sind mit der Feder gezeichnet. Im fünften Theile folgt von Seite 39 — 126 die spanische Erklärung dieser Malereien, welche wahrscheinlich ursprünglich aber nicht viel älter sind, als die Eroberung der Spanier. Daß der Interpret eilig gearbeitet habe, geht daraus hervor, daß man ihm, wie am Schluß selbst bemerkt wird, die Auslegung zehn Tage vor Abgang der Flotte nach Europa übertragen hatte. (Von S. 115 bis 126 folgt eine Liste der Orte und Personen, die in den historischen Malereien vorkommen, mit Rückweisen auf dieselben.

(Fortsetzung folgt.)

Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermannus philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. etc.

(Fortsetzung.)

Die erst später zunächst aus dem Studium der Sanscrit-Sprache entstandene vergleichende Grammatik schien auch den alten Sprachen neues Licht zu geben, und sie wird mit der Zeit, wenn der Eifer und Reiz der Neuheit, der Besonnenheit und einer gediegene Kenntniß Platz gemacht haben, besonders für etymologische Forschung von concreten Begriffen als ergiebige Quelle fließen; bis jetzt ist, was Hermann und Buttmann aus dem Geiste der griechischen Sprache und dem Gebrauche der Autoren festgestellt haben, durch die vermeldeten neuen Entdeckungen nicht erschüttert, auch haben gerade die Kundigsten des Sanscrit sich aller Vergleichung enthalten, oder nicht über die Formenlehre hinausgewagt; mit Recht beklagt der Verf. die verkehrte Richtung mancher trefflichen Männer unserer Tage, aus Sprachen, deren innerer Bau überhaupt noch wenig erforscht ist, alle Erklärungen zu holen, und das

zufällig dort Gefundene als untrüglich feil zu bieten. \*)

\*) Verum relabi videtur seculum nostrum in pristinum levitatem, quam multi, linguarum scientia se iam pueros satis instructos rati, ea quae multo majora ac potiora sint consecranda esse clamant. Eorum duae sectae sunt, una grammaticorum, altera illorum qui quas ipsi res appellant tractari volunt. Et de grammaticis quidem alii, saniores illi, modo laboriosa industria rarisimas et maxime reconditas verborum formas expiscantur, modo mira subtilitate distinctiones definitionesque excogitant verbisque exornant amplissimis, haud scio an opera majore quam fructu; alii autem, non magis multa inter se lectione exculti, lucem sibi inde, unde sol oritur, repercussam aurora boreali, affulsuram sperantes, ad Brachmanas et Ulphilam confugiunt, atque ex paucis non satis cogitarum linguarum vestigiis quae Graecorum et Latinorum verborum vis sit explanare conantur. Qui ut hic illic alicujus vocabuli formaeve originem inveniunt, tamen ad Graecae Latinaeque linguae rationem explicandam vereor ne non plus lucentur, quam si Germanus aliquis gentis suae linguam plurima vocabula communia cum Graeca habere sciat: quo ille sua lingua nihil rectius utetur, quam si id nesciat. Illi vero, qui se rerum explicatores esse gloriantur, primum eo immane quantum peccant, quod linguas veterum non rerum primam et potissimam esse intelligunt. Nam quid instituta veterum, quid artes, quid aedificiorum rudera aliaque quae oculis cerni et manibus contractari possunt reliquiae tam praeclearum atque eximium habent, quod praeferi, immo aequiparari possit ingeniorum monumentis, quae literis consignata ad nos pervenerunt? Crediderim ego quidem quantum animus corpore praestantior est, tantum rerum antiquarum rem esse longe eminentissimam illam magnorum ingeniorum imaginem, quae linguae ope in scriptis veterum est expressa. Haec enim illud est quod tamquam exemplum recti pulcritaque admiramur, quod imitamur, quo excoli animos nostros atque ad praeclearissima quaeque excitari atque elevari sentimus. Id dumtaxat ad cognoscendas caeteras antiquitates adhibere, simile est ut si quis mentis animique vires modo propterea sibi datas crederet, ut corpori curando inservirent. Nam praeter scripta veterum perpaucas sunt quae hodie imitari ac nostra facere velimus, aut ex quibus multum ad ea quae summa homini esse debent proficiamus. Si quis architectorum, statuariorum, pictorum admirabilia sane opera et fortasse aliquas hodie ignotas artes sejuvat, quae tamen omnia scriptis multo sunt inferiora, vix invenietur quod multum ad erudiendos animos conlerat.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. November.

Nro. 234.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient Mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung in spanischer Sprache beginnt mit dem Jahre 1324. als demjenigen, in welchem die Azteken eingewandert seyn sollen. Es werden dann die verschiedenen Tribute der einzelnen Orte und Landschaften, die dem Montezuma unterworfen waren, aufgeführt. Die erste Tafel giebt die Reihenfolge der achtzehn Felder oder zwanzigtägigen Monate des mexikanischen Kalenders, so wie denn alle Materialien zur Constaturung des Wesens der mexikanischen Kalender in verschiedenen Abtheilungen des Werkes niedergelegt sind.

In den letzten Tafeln werden die verschiedenen Stände mit ihren Beschäftigungen abgemalt. Die Zeichnungen in dieser Sammlung sind ohne besondern Kunstwerth, und haben nichts von jener eigenthümlichen grotesk wilden Kunst, die, an ostindischen Zeichnungen und Sculpturen erinnernd, auf mehreren (ältern) mexikanischen Malereien, von mythologischen Gegenständen, sichtbar wird.

Die Personen und die Symbole der Ortschaften, welche in dieser Reihe von Zeichnungen vorkommen, sind in der Erklärung mit entsprechenden Nummern bezeichnet. Als Beispiel von der Behandlungsweise des Auslegers dieser statistisch-historischen Malereien geben wir die Erklärung der zwey-

ten Tafel (S. 42. des V. Bandes). „1. Acamapichu. 2. Dieses runde Schild und die Pfeile bedeuten Kriegs-Instrumente. 3. Quauhahuac, Ortschaft. 4. Acamapichu. 5. Mizquic, Ortschaft. 6. Cuittluac, Ortschaft. 7. Xochimilco, Ortschaft. Die vier auf dieser Tafel durch ihre Wappen abgebildeten Ortschaften sind jene, welche Acamapichu durch Waffengewalt bezwang, während er Herr von Mexico war. Die oben abgebildeten vier Köpfe bezeichnen die Einwohner jener vier Ortschaften, welche gefangen und geköpft wurden. Die Zahl (eiuundzwanzig mit verschiedenen Jahressymbolen bezeichneter Felder) ist 21.“

„Im Jahre 1370 succedirte in der (mexikanischen) Herrschaft Acamapichtli, und während seiner Regierung bezwang er die in den Malereien bezeichneten Orte: Quauhahuac, Mezquic, Cuittluac und Xochimilco. Sie wurden ihm tributär, und erkannten seine Oberherrschaft an. Acamapichtli hatte die Neigung und Gewohnheit, viele Weiber und Töchter der Bornehmen von Mexico zu ehelichen, mit denen er viele Söhne zeugte. Diese gaben Veranlassung, daß die Zahl der Kaziken und Anführer sich sehr vermehrte, und durch diese kriegerische Leute nahm die Hauptstadt von Mexico an Ausdehnung und Macht beträchtlich zu, wie dieß nach und nach in den Malereien und ihren Erklärungen dargegan wird.“

„Die zwey Figuren mit ihren Wappen und dem Namen Acamapichtli sind eine und dieselbe Person; denn die erste Figur (welche durch eine Linie mit dem ersten Kalenderfelde in Verbindung steht)

zeigt den Anfang und die Folge der genannten Herrschaft, und die zweyte (von der aus eine Linie zu dem ersten Felde gezogen ist) zeigt das (achte) Jahr an, in welchem er anfieng, die genannten vier Orte zu bekriegen und zu unterjochen. Diese Herrschaft dauerte einundzwanzig Jahre, nach welchen der genannte Acamapichtli starb, und dieses Todesjahr war 1396.“

Aus dieser Probe dürfte schon zu erschen seyn, daß der Ausleger nicht bloß die Erklärung der Symbole der Malereien selbst, sondern auch andere Traditionen in seine Umschreibungen aufgenommen hat.

II. Die zweyte Reihe von Fac Simile's im ersten Bande ist die des sogenannten *Code x Telleriano=Remensis* in der k. Bibliothek zu Paris.

Diese Sammlung besteht aus vier verschiedenen Abschnitten, welche offenbar nicht von einer Hand herrühren, und verschiedenartige Gegenstände bezeichnen. Auf den drey ersten Tafeln sind die dreyzehn Hauptfeste der Mexikaner symbolisch dargestellt. Die Abbildung stark verziert und, wie es scheint, im Charakter einer Tradition aufgefaßt, die von einer Hierarchie gehandhabt wird. Es spricht etwas eigenthümlich Barbarisches aus diesen grotteöken Cultusymbolen.

Der zweyte Theil der Sammlung, dreiuud-dreißig Tafeln enthaltend, ist ebenfalls in einem effigurirten, verzierten Charakter gehalten. Es ist ein Kalender, eine Kosmogonie und Theogonie, und die Einflüsse der Geburtsperioden auf die Schicksale der Menschen werden ebenfalls, wie dieß in unsern alten Kalendern der Fall war, dabey abgehandelt.

Der dritte Abschnitt stellt auf acht Tafeln historische Malereien vom Jahre 1197 bis 1274 vor. Der Charakter dieser Malereien ist wieder ganz roh und einfach, so wie bey denen der Mendocinschen Sammlung, und erinnert an ähnliche Malereien, wie sie auch jetzt noch von wilden americanischen Stämmen verfertigt werden. Großentheils stellen

die Abbildungen Kämpfe zwischen Indianern dar. Die Einen sind nackt oder mit Hemden bekleidet, die andern, gewöhnlich siegreichen (die aus Norden einwandernden Azteken?) tragen Pelze oder zottige Mäntel. Auf der ersten Tafel wird die Auswanderung des Stammes der Azteken aus den sieben Höhlen („Siete Cuevas“) dargestellt.

Der vierte Abschnitt der Sammlung des *Code x Telleriano=Remensis* enthält auf 39 Tafeln historische Bilder, denen das Jahr nach dem mexicanischen Kalender beigegeben ist. Sie beginnen mit 1385 und endigen mit 1562.

Die Zeichnungen dieser Abtheilung sind etwas mehr verziert und minder einfach, als in der vorigen; sie nähern sich somit etwas den eigentlichen hieroglyphischen Darstellungen, sind jedoch bey weitem nicht so eigenthümlich barbarisch=grotteök, wie die der zweyten Abtheilung.

Um den Geist der Auslegung dieser Malereien genauer zu bezeichnen, wollen wir die Erklärung einiger Tafeln ganz übersetzen. Der Text ist spanisch. (Sindet sich aber, wie schon erwähnt, im fünften Bande, zugleich mit dem vorhergehenden, ins Englische übersetzt und mit Anmerkungen versehen.) S. 154 des fünften Bandes. „Im Jahre der 2 Kobre oder 1507 war eine Sonnenfinsterniß; die Erde bebte, und es ertranken 1800 Krieger im Fluße Tucaac, der jenseits Iztuca fließt, auf dem Wege nach Mexiteca. Es waren Leute, die Provinzen unterwerfen wollten. Zu diesem Jahre ward der Tempel des neuen Feuers vollendet, denn von 52 zu 52 Jahren zündeten sie neues Feuer an. Diese Kirche stand auf dem Berge Bistakhl, vier Leguas von Mexico, Cabeculhuacan. Von hier brachte man das neue Licht über das ganze Land, denn sie sagten, daß demjenigen, welcher an diesem Tage Licht in seinem Haupte habe, viele (schwere unangenehme) Dinge zustossen würden. Im Jahre der vier Häuser (1509) sahen sie eine Helligkeit bey Nacht, wel-



che mehr als vierzig Tage dauerte. Die sie gesehen haben, bemerken, daß sie durch ganz Neuspanien sichtbar, sehr stark und glänzend gewesen sey. Sie war in Osten und reichte von der Erde bis zum Himmel. In diesem Jahre empörte sich die Drischafft Cocola, sechs Leguas von Huaxaca, gegen die Mexicaner, die über Jene kamen, und keinen Mann am Leben ließen, nach der Erzählung der Alten, die dabey waren. Jene Erscheinung am Himmel war eines der Wunder, welche die Mexikaner wahrnahmen, bevor die Christen ins Land kamen; und sie vermeinten, es sey Quacalcacatl, auf den sie aussahen.“

(Fortsetzung folgt.)



Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermannus philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. etc.

(Schluß.) -

Kenntniß der Sprache ist das erste unentbehrliche Mittel, womit das Alterthum zugänglich wird; es bedarf jedoch kaum der Erwähnung, daß auch Hermann die weiteren Erfordernisse, die mehr historischer Art sind, nicht unbeachtet lassen will, ja selbst fordert, da erst in der Verbindung und absoluten Gleichheit beyder die erreichbare Vollendung liegt, nur nicht letztere ohne jene vorausgehende Grundlage, da die Erfahrung gelehrt hat, wie alles Forschen ohne richtige Kenntniß der Sprache stets neue Irrthümer erzeuge; so war dem Verf. immer das Verständniß der Schriften, in welchen die Größe und der Geist des Alterthums am höchsten sich ausspricht, das Ziel, wornach er selbst strebte, und wozu er seine Zöglinge leitete. \*)

Die griechische Gesellschaft unterscheidet sich von andern Seminarien, daß sie die lateinische Literatur gänzlich ausschließt und nicht mit der zusammenhängenden Erklärung eines, sondern mit den schwierigsten Stellen der verschiedensten Autoren beschäftigt ist. Jedem Mitgliede steht es frey, über einen beliebigen griechischen Schriftsteller, sey es Dichter, Redner, Philosoph oder Geschichtschreiber, eine lateinisch geschriebene Abhandlung, welche Erklärung und Berichtigung der dunkelsten und verdorbensten Stellen enthält, zu versertigen; diese wird einem andern zur strengen Durchsicht mitgetheilt, dann

constans scientia est, aut, si tamquam philologi cognoscimus, ut recte intelligamus scripta veterum, quae penitus intelligere non potest nisi qui illarum quoque rerum notitiam habeat, eiusque auxilio sibi repraesentare veterum vitam sequere in eam insinuare possit. Itaque tamen ad scripta illa ut ad rem praecipuam ac principalem remittimur. Remittimur vero etiam propter ipsas illas caeteras antiquitates. Nam solae litterae loquuntur: caetera monumenta muta sunt, ut, nisi scriptis proditum testatumque esset quid ista sibi vellent, non minore ea cum stupore intueremur quam qui rudera viderunt et reliquias urbium ab illis Americae populis conditarum quoniam ne nomina quidem supersunt, sed ruinae ut exanimata ossa iacent, nullo titulo cuius sint indicante. Vox et loquela imago est mentis et vitae, reviviscuntque mortui et versantur inter nos, si scriptis loquuntur. . . Lingua est eaque sola, per quam, angusto quidem et saebroso multisque amtractibus pleno tramite ad illarum gentium memoriam, quae aliis seculis vixerunt, descendere in eamque nos penetrare concessum est: cuius qui rationem et reconditam saepe vim potestatemque etiam minutissimarum partium non accuratissime animo perceperit, tamquam peregrinus multa perperam intelliget, alia plane non animadvertet, omnino autem imperfectam ac non raro falsam rerum imaginem concepit. Quae eum pars est antiquitatis, quam qui contempletur non plurima inveniat vana commenta, quorum fons in parum accurata linguae scientia deprehendatur? . . . Eapropter ego quum docere coepissem, illud mihi primum ac principale habendum duxi, ut qui mea disciplina uterentur scripta veterum recte intelligere atque interpretari, quaeque corrupta essent, non solum a sanis discernere, sed etiam sanare iusta emendatione discerent. Non enim onustos impedimentis, sed et armatos et armis recte uti scientes a me dimittere volebam, quod, hoc si effecissem, quomodo se verterent bene rem gesturos intelligebam, procul habita illa levitate, quae perplexa loquacitate res confingit quas quis facile possit spiritu diffilare.

\*) Pag. XV. At graviora atque gravissima sunt, inquit quis, quae ad rerum publicarum constitutionem atque administrationem, ad leges et mores, ad sacra et religiones, ad omnem vivendi modum atque apparatus pertinent. Sane quidem, sed cur tandem? Num ut imitemur et nostras in civitates introducamus? Minime: sed aut quod pars sunt historiae, quae singularis et per se

dem Vorstände übergeben, um zur treffenden Stunde öffentlich besprochen und entschieden zu werden. Dies ist eine höhere Stufe des Seminars; denn nur das sorgfältige Studium eines einzelnen Autors, wozu nähere Vertrautheit und längere Bekanntschaft mit dessen Gesinnung und Ausdruck erfordert wird, Lesfähigkeit zu solchen Proben; erregt aber Liebe und Begeisterung und bahnt den sichersten Weg zur weitem Erkenntniß des gesamten Alterthums; es folgt von selbst, daß diese Uebungen nur wenigen zugänglich seyn können; die höchste Zahl ist auf zwölf gestellt. Uebertragung in deutsche Sprache findet nicht statt; \*) manchmal wird von dem Vorstände die Erklärung eines Chorgesanges zur Aufgabe gemacht, dieser später gemeinsam untersucht und was Poesie, Critik und Metrik dabei zu erinnern hat, vorgetragen. Bedenkt man, daß Hermanns dialektischer Scharfsinn keine Absehwung vom Gegenstande duldet, und es eine besondere Gabe seiner geistigen Ueberlegenheit ist, die lebhaftesten und geistreichsten Mitglieder strenge im Zaume zu halten, oft empfindlich zu demüthigen, schwächerne dagegen und schwächer anzuspornen und zu ermuntern, so mag man sich die allgemeine Aufmerksamkeit und den sehnlichsten Wunsch eines jeden, das Wahre und Richtige zu finden, vorzustellen und leicht einsehen, daß dadurch das geistige Gefühl gehoben, und Streben und Ringen nach Wahr-

heit überhaupt befestigt und bekräftigt werde \*). So hat dieses Institut, wozu wesentlich nicht mehr als eine Stunde verwendet wird, den ersten Erfolg bewährt und es bleibt nur zu wünschen, daß dem hochgeehrten Lehrer in dem alten Landesitze der Philologie die von ihm gegründete und mit solchem Ruhme geleitete Anstalt noch recht viele Jahre zu führen gegönnt sey.

\*) Pag. XXIV. Ac dici vix potest, quanto tum studio contendant ut reperiant quod rem expediat, quantumque oculis et vultu prodant gaudium, quam est vel ab ipisorum aliquo inventum vel a me patefactum. Habet hoc autem etiam ad liberalitatem studiorum et probitatem animi momentum permagnum, quod non de vana gloria, sed de vero inveniendi certatur, quae non vitii, sed virtutis aemulatio est. Non enim ullo modo vanitatem aut arrogantiam fero, quam si quando, quod factum est rarissime, se inferre viderem, coercui severissime. . . . Allercandi vero, rixandi, per fallacias aliquid obtinendi ne occasio quidem est in ea societate, in qua quod omnes vident nisi verum quaerunt, dissensioque omnis postremo componitur, non alienantur ab se animi sociorum, sed potius artissimo coniunguntur vinculo amicitiae. Hinc quotquot fuerunt huius societatis socii gratam conservant illarum disputationum memoriam, nec puto ullum eorum esse, qui non mihi quoque, etiam si quando severius cum eo egissem, amicus manserit constantissimus. Ac permagnum est illorum numerus virorum quos tam longo spatio societas illa suos fuisse gaudet quorum non pauci sua sibi virtute magnam famam atque auctoritatem pepererunt et ad amplissima evecti sunt munera. Vix ulla non modo in Saxonia, sed in Germania illustrior schola aut litterarum universitas est, in qua non doceant viri qui aliquando Societati Graecae fuerint adscripti. Quin etiam extra Germaniam, ut Petropoli et complures in Helvetia, ac potissimum in earissima mihi iterato hospitio urbe Turici per illius societatis opportunitatem habeo mei memores mihique dilectos amicos.

\*) Pag. XIX. Sunt qui putent vertendo in sermonem patrium optime cognosci utrum quid intellectum sit an non. Et sane hoc verum est tentabatque multis abhinc annis etiam in societate Graeca A. Seidlerus, qui Sophoclea nonnulla iisdem metris in nostram linguam transferebat elegantissime. Sed avocavi eum ego ab isto studio, quia quum ea res difficilissima sit et plurimam operam ac limam requirat, non est ad eam otium ei qui se philologum praestare constituit. Ac vidi non solum malos philologos esse qui vertendo multum occuparentur, verum etiam bonos et claros philologos, postquam se ad vertendum dedidissent, hebescere multumque de pristina virtute remittere. Non movet me quod ista laudari video. Nam quid est quod non laudetur, aliis quae vir aliquis multi nominis facit, omnia laudantibus, aliis autem praedicantibus eos a quibus praedicantur ipsi, quo sane fit ut utrique laudati ab laudatis viris sint.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. November.

Nro. 235.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient Mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Auf der 29sten Tafel, welche mit dem Jahre 1529 bezeichnet ist, erscheint ein weißer bärtiger Mann zu Pferde, mit einem Kreuze in der Hand. Tafel 33 enthält, unter Andern, zwey Figuren von Spaniern, deren Einer mit Indianern kämpfend dargestellt ist, der Andere, mit einer Krone auf dem Haupte vor einer Monstranz oder einem Veronicon kniet. Neben dem Letztern steht ein Priester im Ornat, ein Kind taufend; weiter außen ein Mönch in weißem Habit und ein Greis mit einem Heiligensbilde, das von Strahlen umgeben ist, und vor welchem zwey Kerzen brennen. Die Erklärung dieser Figuren ist a. a. O. S. 156. wörtlich: „dieses Jahr, das der 10 Häuser oder 1541 empfanden sich die Indianer von Valiseo, welche Don Antonio de Mendoga unterjochte. Es starb Don Pedro de Alvarado, auf dem Rückzug von den Indianern. Ihn nannten die Indianer Tonatihu, d. h. die Sonne. Im Jahre der elf Hasen (1542) war ein Erdbeben.“ Man sieht aus dieser Probe, wie viel bey diesen historischen Malereien der Auslegung des Einzelnen überlassen blieb. Auch auf der folgenden Tafel ist ein sitzender bärtiger Mann und das Begräbniß des ersten Bischofs von Mexiko, Juan de Cumaraga, abgebildet. Auf der letzten Tafel sind die Jahreszahlen von 1556 bis 1562 mit ihrer Bezeichnung nach

dem mexikanischen Kalender von einer spanischen Hand hinzugefügt, was als Beweis gelten dürfte, daß diese Handschrift allerdings als Kalender benützt worden.

III. Eine Sammlung von schwarzen Federzeichnungen, auf 21 Tafeln, ohne Erklärung. Es sind darin historische Zustände, theils mit theils ohne Kalenderefelder, dargestellt. Gehörte einst zu Boturini's Sammlung, und ist, nach der Vermuthung des Referenten, die Nummer 4 auf S. 11 des Catalogo del Museo indiano dieses Schriftstellers, welcher bemerkt, daß darin die Descendenz der Könige von Mexiko u. s. w., sowie die Ankunft der Spanier aufgezeichnet sey.

IV. Malereien aus der Bibliothek Sir Thomas Bodley's in Oxford. Es sind vierzig Blätter, welche, wie es scheint, mythologische Malereien enthalten. Die Figuren sind größer, als in den vorigen, alterthümlicher verziert, jedoch weniger bunt und in Reihen, zwischen rothen Streifen, gestellt. Die Kalenderefelder fehlen hier ganz.

V. Eine andere Sammlung von zwanzig Blättern, aus Selden's Collection in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford: den vorigen ähnliche Zeichnung und Färbung, ebenfalls ohne Auslegung.

VI. Eine Rolle, hieroglyphische Zeichnungen enthaltend, auf elf Blättern dargestellt, ebenfalls aus Selden's Collection. Die hier abgebildeten Gegenstände scheinen sich vorzüglich auf die hierarchische Verfassung und auf den Cultus der Mexikaner zu beziehen. Einige Figuren stellen die Erbauung eines Gebäudes, andere ein Idol dar. Die letztern



zeigen ein Menschenopfer, wo der Priester dem liegenden Gefangenen das Herz aus dem Leibe gerissen hat.

Den zweyten Band beginnt eine Reihe *Fac similes* aus der vaticanischen Bibliothek zu Rom. Es ist dieß eine sehr merkwürdige Sammlung, offenbar von verschiedenen Malern und von verschiedenartigem Inhalte. Die im 5ten Bande enthaltene Erklärung, in italienischer Sprache verfaßt, ist oft durch christliche Ideen tingirt. Die Malereien sind, wie S. 182 des 5ten Bandes bemerkt wird, von einem Dominicaner-Mönch: Pedro de los Rios copirt. Wir wollen den Inhalt dieser Tafeln, nach der Auslegung kürzlich angeben.

Tafel 1. *Homepoca* und sein Weib *Home-teuli*, das erste Götterpaar. Der rothe, der gelbe, weiße Himmel, der Himmel der Rosen, der grüne, der grüne und schwarze Himmel.

Tafel 2. Die Sonne, der Mond, die Erde, Berge u. s. w.

Tafel 3, 4. Höllengeister, böse Dämonen.

Tafel 5. Der Himmel der Kinder. Ein Baum, der die abgeschiedenen Kinder durch seine Milch ernährt.

Tafel 6. Das erste Weltalter. (Nach Boturini, *Idea de una nueva Historia general de la America septentrional* p. 3. *Atonatiuh*, „primer curso solar, que destruyeron las agnas“). „Ein Ei mit einem Menschenpaare schwimmt auf dem Wasser. Diese Periode dauerte 4008 Jahre, und endigte mit der Sündfluth, da die Menschen in Fische verwandelt wurden. Nach ihrer Tradition entran nur ein Paar aus der Fluth, indem es sich auf den Baum *Ahucneta* flüchtete. Diese Fluth kam in ihrem zehnten Kalenderzeichen („*lettera*“), dem Wasser. Andere sagen, daß nicht bloß jene zwey sich retteten, sondern außerdem noch Sieben, die in gewisse Grotten flüchteten. Die ersten Menschen waren Niesen.“ Es ist auch eine ver-

hältnißmäßig sehr große menschliche Figur hier abgebildet.

Tafel 8. Das zweyte Weltalter, das 4010 Jahre dauerte und durch starke Winde sich endigte, worauf die Menschen in Affen verwandelt wurden. Dieses „*Diluio*“ kam in Zeichen des Hundes. Es entran nur ein Paar, in eine Höhle. (Boturini nennt das zweyte Weltalter, a. a. D., *Tlachtonatiuh*, „*Sol apagado por la tierra, segundo curso solar, concludido com temblores de Tierra.*“)

Tafel 9. Drittes Weltalter, welches 4801 Jahr dauerte. Es endete durch Feuer im Zeichen der neun Erdbeben. Ein Menschenpaar entran in eine Höhle. Dieß Zeitalter war das „*Alter der Rose.*“

Tafel 10. Viertes Weltalter, in welchem das Reich *Tula* entstand. Es dauerte 5042 Jahre und endete mit Hungersnoth. Es regnete Blut, und Viele starben aus Schrecken, doch nicht Alle, bis auf ein Paar. „*Alter der schwarzen Haare.*“

Referent kann nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Erklärung des italienischen Auslegers sehr wesentlich von der Boturini's abweicht, denn dieser giebt, wie schon bemerkt, an, die zweyte Katastrophe sey durch Erdbeben herbey geführt worden; dagegen nennt er das dritte Weltalter *Coatonatiuh* „*Sol aniquilado por el ayre*“, und das vierte *Tletonatiuh*, „*quarto curso, que ha de acabar con el fuego.*“

Tafel 11. Hier erscheint zuerst der göttliche Wohlthäter des mexikanischen Geschlechts: *Quetzalcoatl*, der von der Jungfrau *Chimalman* in *Tula* nach einer vom Gott *Citlallatonac* (der Milchstraße) gesendeten Botschaft geboren wird. Durch sein Gebet wird die Erde wieder fruchtbar, und die Völker fangen an, ihn in edlen Künften und Tugenden nachzuahmen. (nach Boturini ist *Quetzacoahuatl* der neunte Gott seines mexikanischen Olympes, der Gott der Luft).

Tafel 12. 13. 14. 15. Die Geschichte des Totee, eines Schülers des Quetzatcoatl, Büßenden, Anführers der Tultecat (Tulteken).

Tafel 16. Die Pyramide von Cholula, welche nach der hier angeführten Sage, erbaut worden, um sich bey nochmal's eintretender Sündfluth darauf zu retten.

Tafel 17. 18. Darstellung von Kalenderfeldern und von den Symbolen für gute und böse Tage. Die Tafeln geben dem Erklärer Veranlassung, den Kalender der Mexikaner zu erklären, wozu eine große Tafel mit dem Parallelismus von 1558 bis 1619 beygefügt ist. (Die Erklärung ist also wahrscheinlich um das Jahr 1619 gemacht worden). Wir übergehen die weiltläufige Auseinandersetzung des mexicanischen Kalenders, indem wir auf Keosta, Clavigero und andere zugängliche Schriftsteller verweisen.

Tafel 19. Die Symbole des Quequececyotl, eines Gottes der Otomis, des alten Fuchses.

Tafel 20. Xnertli, die blinde Frau mit Asche, die Eva der Mexikaner, mit ihren Symbolen.

Tafel 21. Chalchihuitlicue. Nach dem italienischen Ausleger eine Spinnerin und Weberinn. (Nach Boturini S. 26. a. a. O. ist Chalchihuitlicue das Symbol des Wassers, und die metaphorische Bezeichnung selbst übersetzt er La de la Saya de Piedras preciosas.)

Tafel 22. Quetzalcoatl, als Stifter der blutigen Opfer. Er wird hier dargestellt, wie er sich die Zunge verwundet.

Tafel 23. Tepepolotli (Tesciulutli), das Herz des Gebirges oder Echo, mit den Kalenderzeichen der dreizehn Tage, an welchem ihm Feste gefeyert werden.

Tafel 24. Tlalzoltecutli, das böse Princip.

Tafel 25. Naolin, die Sonne mit ihren Veränderungen und Bewegungen.

Tafel 26. Mezli, der Mond.

Tafel 27. Nauhehecatle, die vier Winde. Jeder dieser vier Gotttheiten wurden dreizehn tägige Feste gefeyert. Das Leben eines Menschen, der in einem der respectiven Kalenderzeichen geboren worden, war beherrscht von dem Einfluß dieses Zeichens.

Tafel 28. Tlalocue. Schöne Witterung. (Nach Boturini war Tlaloc der zweyte Gott, Diener der Vorsehung, Gott des Regens, Jupiter).

Tafel 29. Mayaquil Weib mit vierhundert Köpfen, welche sich in die Maguei-Pflanze (Agave americana) verwandelte.

Tafel 30. Tzintcoatl, Fülle (des Weins), Trunkenheit.

Tafel 31. Tlavizalpantecutli, Gott der Morgenröthe.

Tafel 33. Tonatihu, Substanz der Sonne.

Tafel 34. Miquilantecotli, großer Herr der Todten in der Unterwelt. (Boturini nennt Miquilantecotli den dreizehnten und letzten Gott seines mythologischen Systems, und vergleicht ihn dem Pluto).

Tafel 35. Patetatl, Gemahl der Mayauil, Erfinders, den Maguei-Saft durch Zusatz einer Wurzel herauschend zu machen.

Tafel 36. Adler und Tiger, die Söhne der beyden Genannten.

Tafel 37. Itlacolihqui. „Questo Y. vuol dire il Signore del peccato o della cecità.“ Die Tage, an welchen seine Feste gefeyert wurden, waren böse Tage.

Tafel 38. Zwey Götzenbilder, vor denen diejenigen geopfert wurden, welche im Ehebruch getroffen.

Tafel 39. Yrcuina, Gemahlin des Miquilantecotli. Die Göttin, welche die Ehebrecher vertheidigt. Ihre Festtage waren ebenfalls schlimme Tage. (Ist wahrscheinlich identisch mit Boturini's vierter Gotttheit, der Tlazolteotl, Venus vaga).

Tafel 40. Tonacaciqua, Gemahlin des Tonacateotle. Sie hieß auch Suchiquetzal und Chi-

homocoual, d. h. die sieben Schlangen, denn man sagte, daß sie die Unfruchtbarkeit, die Theuerung und jede Noth des Lebens verursache.

Tafel. 41. u. Tafel 44. Quetzalcoatl. Gott der Winde und der Luft. Ueberhaupt ihr erster Gott, der erste, dem sie (ganz runde) Tempel ohne Winkel erbauten. (Wird auch als ein Büßender aufgeführt).

(Fortsetzung folgt.)

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Leipzig: F. W. Brockhaus. 1835.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burchardts gewidmet von Heinrich Berghaus. Gotha 1835, im Verlag von Justus Perthes.

Von Keland bis auf Ritter ist für die Gesammteunde von Palästina nichts Erhebliches geschehen. Was Keland mit bewundernswürdigem Fleiße gesammelt und mit kritischem Scharfsinn geprüft, gesichtet, geordnet hat, das bleibt für alle seine Nachfolger unentbehrlich und nimmt fast den Rang einer Quelle ein. Ritter aber hat zuerst an den innerweltlichen Stoff künstlerische Hand angelegt und die Physiognomie des Landes mit scharfen Strichen zu zeichnen versucht. Seine Absicht war nicht, die ganze vorliegende Masse zu verarbeiten und Palästina's Vergangenheit durchgängig mit der Gegenwart zu vergleichen, sondern er begnügte sich damit, wie es der Zweck seines großen Werkes erforderte, die Natur des Landes zur Erkenntniß zu bringen und die Grundzüge desselben zu entwerfen. Eben deshalb gewährte es aber dem forschenden Bibelleser überhaupt nicht Alles, was er suchte, und vermochte die theils ungenügenden, theils wirklich schlechten Handbücher über Palästina, die sich in ihren wiederholten Ausgaben eben so wenig um Ritter kümmerten, als die Heerschaar der kleinen Sprachpropheten um Grimm's deutsche Grammatik, nicht aus dem allgemeinen Gebrauche zu verdrängen. Es ist daher höchst erfreulich, daß sich ein Naturforscher von Fach, wie Hr. v. Raumer, ein Geologe, der sein halbes Leben in Gebirgen und unter freiem Himmel zugebracht, entschlossen hat, das Bedürfnis derjenigen, die sich ernstlich mit der Bibel beschäftigen, in's Auge zu fassen, und so ein Werk zu liefern, welches in hohem Grade geeignet ist, das Studium der heiligen Geschichte fruchtbar zu machen. Denn gestützt auf ein breites Fundament gründlicher Quellenforschung wird das Nothwendige und Wünschenswerthe von dem Streng-

gelehrten mit großer Enthaltensamkeit gesondert, und in bündiger Kürze ein Reichthum von Thatfachen gegeben, welchen zu ansehnlicher Breite auszuweihen leicht, manchem Leser vielleicht nach Wunsch gewesen wäre.

Aber der Geograph ist nicht bloß Naturforscher, sondern die Natur ist ihm nur der zweyte Leib, in welchem der Geist seine Thätigkeit entfaltet und die Erde der Schauplay der Einwirkung des Geistes auf Natur und Geist. Je wichtiger daher ein Land durch seine Geschichte und durch die Art seines Einflusses auf die Weltgeschichte ist, desto mehr muß sich dies in einer echten Geographie spiegeln, die Erkenntniß der Natur und der Geschichte muß sich in ihr innig durchdringen. Die Beschreibung Amerikas z. B. wird einen ganz andern Charakter tragen müssen, als die von Italien oder Griechenland. Es leuchtet ein, welche Anforderungen demnach Palästina an seinen Geographen macht, das Mutterland der Religion, die von den herrschenden Völkern der Erde bekannt wird und in fortgehender Ueberwindung der Naturereligionen begriffen ist. Fragt man, wie das vorliegende Werk zu dieser Anforderung steht, so findet man darin nicht nur die Würde des wissenschaftlichen Tones, sondern auch die Wärme christlicher Befinnung. Wie aber die Entfremdung vom Christenthum in gewissen Werken gerade da am meisten zum Vorschein kommt, wo scheinbar die geringste Beziehung auf Religion Statt findet, so zeigt sich in unserm Werke die zu Grunde liegende Befinnung am schönsten oft da, wo gar nicht daran gedacht ist, ihr einen Ausdruck zu leihen. Um den Geist desselben näher zu bezeichnen, entbehe ich nur Einiges dem Schlußworte über Palästina's Weltstellung. Nachdem der Verf. die großartige Anticipation der hebräischen Propheten, die auf der Universalität des geweissagten Messiasreiches beruht, daß nämlich Palästina der umbilicus terrae\*), der geschichtliche Centralpunkt der Erde sey, ausgeführt hat, zeigt er, wie angemessen für diese Bestimmung die geographische Lage des Landes sey. Denn das Land zwischen dem mittelländischen, schwarzen, kaspischen Meer, dem Aralsee, dem persischen Busen und rothen Meer, mit dem Aarar als Mittelpunkt auf der längsten Landlinie der Erde zwischen dem Nordostkap Afrens und dem Vorgebirg der guten Hoffnung, bilde eine Halbinsel eigener Art, die Wiege des Menschengeschlechtes und den Schauplay der entscheidenden Weltbegebenheiten.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Ezechiel 38, 12 nach Uebersetzung der LXX und Vulgata ist die Stelle, aus welcher Hieronymus den Ausdruck entnommen hat. Gesenius übersetzt: qui habitant fastigium terrae, und giebt die wunderliche Erklärung: i. e. terram sanctam, quam reliquis terris eminentiorem cogitabant Hebraei. Die Hebräer, welche den Libanon im Norden und den Sinai im Süden kannten!



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. November.

Nro. 236.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Tafel 42. Tezcatlipoca, mit Menschen- und Hahnensfüßen abgebildet. (Er ist bey Boturini der höchste Gott der Mexikaner, der Himmel, die göttliche Vorsehung. l. c. p. II.)

Tafel 43. Tzipetotec, ein Wüßender, Genosse des Quetzalcoatl. War ein Gott der Tzapotecas.

Tafel 45. Urypalotl, ein Mann mit Adlersfüßen. Das Wort wird übersetzt: Scheermesser der Wespen. Die Erklärung sagt, daß dieser Gott umgeben von Wespenflügeln und Scheermessern dargestellt werde. Der Figur nach scheint vielmehr ein Schmuck von Flügeldecken gewisser Käfer an den Handgelenken angebracht zu seyn, dergleichen man auch jetzt noch bey manchen wilden Stämmen sieht. Die Erklärung dieser Tafel scheint ganz im europäischen Sinne aufgefaßt. Es ist darin auch von Hexen die Rede.

Tafel 46. Xicillicastan, der Rosenbaum, der Blut führt. Die mexikanische Rose ist eine Malvenblume.

Tafel 47. Koloth, mit vier Armen abgebildet. „Diesen Koloth hielten sie für den Gott der Mißgeburten, die zusammengewachsen g horen werden. Er ist einer der Sieben, die von der Sündfluth übrig geblieben.“

Tafel 48. „Diese Tafel bedeutet: Es werde Licht und Finsterniß. So bildeten sie in dieser Figur den Erdkreis wie einen Mann ab, der auf den Schultern die Sonne, und unter den Füßen die Nacht oder den Tod hat; indem sie anzeigen wollten, daß, wenn die Sonne stirbt, sie die Todten erwärmt und erleuchtet.“

Tafel 49. Ein Adler. Soll nach der Erklärung auch ein Symbol des Chalchihototelli oder Tezcatlipoca seyn.

Tafel 50. Soll ein Menschenopfer darstellen.

Tafel 51. Ein knieender Mann mit ausgebreiteten Armen, nach der Erklärung Cantic, der gewagt habe, nicht nüchtern, sondern nachdem er einen geröstenen Fisch gegessen hatte, zu opfern, weshalb er in einen Hund wäre verwandelt worden.

Tafel 52. Quetzalcoatl wird hier in einem reichverzierten Hause sitzend dargestellt, zum Zeichen, daß, sowie Cantic wegen seiner Unmäßigkeit gestraft, Quetzalcoatl, wegen seiner frommen Uebungen und Enthaltensamkeit beim Opfer geehrt worden sey.

Tafel 53. Cuchiqueal, die Gemahlin des Tzintentl, Beystand der Schwangern, Erfinderin der Webkunst.

Tafel 54. Soll abermals den Tezcatlipoca vorstellen.

Tafel 55. „Iztapaltotec propriamente significa una puzza grande, o l'assento della terra o pietra sanguinolenta dell' adolorato, o posto infra rasoi, che è il medesimo che spada o paura; e così dipingevano questo Dio la bocca aperta (ad deglutendum homines).

## Tafel 56. Der Gott des Feuers.

Nun folgen auf fünf Blättern 13 Figuren, welche nach der Erklärung die Symbole ihrer achtzehnen Monate darstellen.

Man findet ohne große Mühe dieselben Symbole, welche die achtzehn Monate bezeichnen, wieder auf den einzelnen Kalenderfeldern, welche die Symbole der Götter von tab. 17 bis tab. 56 darstellen. Die Zahl der Punkte, welche den letztern beigegeben ist, dürfte etwa die Zahl der Festtage, welche in jedem Monate eines gewissen Jahres der 52jährigen Hauptperiode einem jeden Gotte gefeiert werden, bezeichnen. Es dürfte, um hierüber eine Meinung zu haben, nöthig seyn, sich dem Studium dieser Hieroglyphen ganz zu widmen, und so groß auch die Schwierigkeiten der Entzifferung seyn mögen, ist zu hoffen, daß sich ein Champollion für diese räthselhaften Reste finden werde.

Die nun folgenden Tafeln von 75 bis an das Ende des Codex sind, wie der Erklärer selbst bemerkt, von einem andern Style, und haben wohl mit der Reihe, von welcher wir hier eine kurze Uebersicht mitgetheilt haben, Nichts zu schaffen. Frappant ist in dieser Reihe unter Andern die fünf und sechzigste Tafel, welche einen nackten Menschen mit ausgebreiteten Extremitäten und im Umkreis zwanzig Symbole darstellt, die eine spezifische Beziehung zu den einzelnen Theilen des Körpers haben sollen. Die Darstellung erinnert an die Vorschriften in unsern Kalendern, unter welchem Zeichen gut oder zu lassen u. s. w. Die zwanzig Zeichen sind die Zeichen der zwanzig Tage ihres Monates, und so vertheilt: 1. der Hirsch regiert den rechten Fuß, die Kröte (der Krastoll, (eine Eidechse) die Leber, die Rose die Brustwarzen, das Erdbeben die Zunge, der Adler die rechte Hand, der Puderhahn? oder eine Art Grax (aquila rostrata der Erklärer, ein Zeichen, das den Wind andeuten soll) das rechte Ohr, das Wasser das Haar, das Haus das rechte Auge, der Tod den Scheitel, Regen das linke Auge, der Hund

die Nase, das Kaninchen oder der Hase das linke Ohr, das Messer (von Kieselstein oder Obsidian) die Zähne, die Luft (?) (ein Kopf mit ausgestreckter Zunge) den Mund, die Keffin den linken Arm, das Rohr oder Gras die Milz (?) oder linke Seite, Malinalle \*) (eine Pflanze, von der man Besen machte) den Nabel, die Eidechse den Rücken, der Tiger den linken Fuß, die Schlange das membrum virile.

In den nun folgenden Seiten, bis 149, verändert sich der Styl der Zeichnungen mehr und mehr ins Schlechte, und die letzteren Tafeln stellen unter andern auch schon Spanier dar, erweisen sich also von späterem Ursprung, und in einer Zeit gemacht, da die hieroglyphische Zeichenkunst mit der früheren Sicherheit und dem Typus einer stationären, aus dem Cultus abgeleiteten, Uebung fehlte.

II. Es folgt nun eine neue Reihe von 46 Tafeln historischer Malereien, welche Erzbischof Land der Universität Oxford zum Geschenk gemacht hat, und die jetzt in der bodleianischen Bibliothek aufbewahrt werden. Beim Anblick dieser Malereien kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß sie vielleicht einem von den Azteken verschiedenen Volke angehören möchten, das zwar den Gebrauch gewisser Symbole mit jenen gemein, aber eine andere Geschichte gehabt hatte.

III. Vier und zwanzig Tafeln, aus der Bibliothek zu Bologna. Mehrere dieser sind über eine Elle lang, und enthalten, auf vielen kleinen Quadraten, eine Anzahl von Figuren, in deren Nachbildung der Künstler eine große Meisterschaft bewährt hat, denn die kleinen Figuren sind mit bewundernswürdiger Bestimmtheit gezeichnet und aufs fleißigste colorirt. Auch diese Malereien sind in ihrem ganzen Typus von den frühern abweichend. Es erscheinen hier besonders frappante Combinationen von thierischen Gestalten mit der menschlichen, und unter den astro-

\*) In dem großen mexikanischen Wörterbuche von Molina fehlt dieß Wort.

logischen Zeichen, die auch hier am Rande bisweilen vorhanden sind, kommt ein Scorpion vor.

IV. Ein Codex mexicanus, in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, der vom König Emanuel von Portugal dem Pabst Clemens VII. geschenkt worden war. Auch diese Malereien sind, wie die beyden vorigen, ohne Commentar.

V. Die nun folgenden, welche Hr. Baron v. Humboldt nach Berlin gebracht hat, stellen theilweise das sog. Steuerregister des Montezuma dar.

Dritter Theil. Ueber seinen Inhalt ist nicht speciell zu berichten, da alle hier wiedergegebenen Malereien ohne Erklärung sind. Die aus der Dresdener Bibliothek sind von allen sonst bekannten gemacht nicht bloß im Styl und in der artistischen Behandlung, sondern auch in Beziehung auf manche darin vorkommende symbolische Figuren verschieden, und dürften vielleicht nicht demselben Volke, wie die übrigen, zugehören.

Der vierte Theil wird im wesentlichen ausgefüllt durch die Tafeln, welche Dupair auf mehreren Reisen in verschiedene Gegenden von Mexico nach den dortigen Bauwerken und Sculpturen von Don Jose Castañeda hat ausführen lassen. Es wäre unmöglich, dem Leser ohne Ansicht der Tafeln eine richtige Meynung von diesen Resten eines unbekanntes Alterthums zu ertheilen. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß der Styl in den verschiedenen Pyramiden, Staffeltempeln, Gräbern, künstlichen Höhlen u. s. w., wie in den Wüsten oder colossalen Figuren, die ganz oder halb aus dem Felsen herausgehauen sind, immer etwas Großes, Erhabenes, würdig Einfaches an sich trägt, obgleich sich wohl auch wesentliche Eigenthümlichkeiten an den Bauwerken von Tehuantepec, Mitla, Chapultepec, Mexicalapan, Tezucos, Huastepes u. s. w. hervorheben lassen.

Auch die übrigen Monumente, die jetzt in Europa aufbewahrt, in diesem Bande abgebildet sind, haben jenen eigenthümlich grottesk-wilden Ausdruck,

der an den Resten der mittel-amerikanischen Menschheit bemerkbar, so wirksam auf Auge und Gemüth des Betrachters wirkt. Unwillkürlich kommt man, bey dem Anblick dieser Bauwerke, auf den Gedanken, daß sie unmöglich aus der Zeit der Einwanderung der Azteken nach Anahuac datiren, sondern, daß sie schon viele Jahrhunderte lang vorher von großen, mächtigen, schwermüthig ernstern Völkern errichtet worden.

Freylich, über das Wer? Wie? Wann? dieser eigenthümlichen Schöpfungen können wir, selbst nach dem fleißigsten kritischen Studium aller vorhandenen Materialien, nichts Sicheres aussagen.

Die gedruckten Mittheilungen des fünften, sechsten und siebenten Bandes, die wir oben schon übersichtlich verzeichnet haben, führen eben so wenig eine Gewisheit herbey, als die sonstigen, schon früher zugänglichen historischen Werke, namentlich der Spanier. Der Referent hat sich besonders in Beziehung auf Sahagun getäuscht gesehen, indem das Irrige, Ungeordnete, geschmacklos rhetorische dieses alten Schriftstellers die reinen, sicheren historischen Facta auf das verdrüßlichste überschwemmt und verdorben hat. Es erscheint bey aufmerkamer Vergleichung, daß Torquemada bereits das Wesentlichste aus Sahaguns wortreichen Uebersieferungen ausgeschieden und benützt habe, obgleich er selbst keineswegs frey von vielen vorgefaßten Meynungen und ohne herzhafte Kritik bey der Zusammenstellung seiner drey Foliobände zu Werke gegangen.

Nachdem der Ref. in dem Vorhergegangenen eine summarische Uebersicht von dem mannigfaltigen Inhalte dieses außerordentlichen Werkes gegeben hat, erlaubt er sich, einige Bemerkungen hinzuzufügen, durch die er vorzüglich den Standpunct zu bezeichnen wünscht, von dem, seiner Meinung nach, eine kritische Ausbeutung dieser und ähnlicher Monumente ausgehen sollte, um eine richtige Vorstellung von dem geistigen und politischen Zustande der ehemaligen Mittel-amerikanischen Völker zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)



- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen &c.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burchardts gewidmet von Heinrich Berghaus &c.

(Fortsetzung.)

Den westlichen Theil jener Halbinsel habe Gott zum Wohnsitz seines auserwählten Volkes bestimmt, um es von allen Heiden abzusondern:

»Denn östlich und südlich wird dies Land durch Wüsten begrenzt, an welche sich bey Gaza das Mittelmeer anschließt und bis nördlich Aere die Abendgärten bildet. Dort tritt der Libanon ans Meer und läuft von da, wie eine mitternächtliche Mauer Palästina's, nach Damaskus zu, wo er sich an die Syrische anschließt. In einem so ringsum geschützten Lande konnte der Same der Wiedergeburt der Welt wie in einem wohlbesiedigten Garten gedeihen. Aber die Straßheere Gottes fanden durch Wüsten und über Gebirge und Meere den Weg zu dem Volke, das den Fluch statt des Segens wählte.« — »Wie aber die Straßheere Gottes in das abgeschlossene, wohl besetzte Palästina eindringen, so drang auch der Segen Gottes von diesem Lande aus über die ganze Erde.« — »Sagt man alles dies ins Auge, so glaubt man einzusehen, warum Abraham sein Vaterland verlassen und nach Palästina ziehen, die Israeliten aus Aegypten und Babylonien dahin zurückkehren mußten; warum von Zion aus »des Herrn Wort und der Schall der Boten Gottes in alle Länder ging«; warum unter den Hirtin Bethsejems der Hirt geboren wurde, dessen Heerde über die ganze Erde weiden sollte.« E. 327—28.

Noch von einer dritten Forderung an den Geographen von Palästina könnte man sprechen. Ein bekannter Theologe hat nicht eben günstig über Ritters Bearbeitung Palästinas geurtheilt, weil ihm die Kenntniß der hebräischen Sprache abgeht. Wenn es nun von der einen Seite zugestanden werden muß, daß man durch Kenntniß der Grundsprache des alten Testaments, der Hauptquelle für die alte Geographie Palästinas, viele Mißgriffe vermeiden kann, so ist es doch nicht minder gewiß, daß das Verständniß des Alten von der Einsicht in die gegenwärtige Beschaffenheit des Landes abhängt. Denn die Gebirge, Thäler, Ebenen, Flüsse u. s. w. behaupten ihren Charakter durch alle Zeiten, weshalb denn auch die Reisenden von der genaueren Uebereinstimmung der Beschreibungen des Alten Testaments mit der Wirklichkeit ganz übererast sind. Zur treuen Auffassung der gegenwärtigen Verhältnisse und der daran geknüpften politischen Erscheinungen bedarf es aber unstreitig des geüb-

ten Auges eines Geologen. Die Kenntniß des Hebräischen reicht dazu nicht aus, und die Theologen machen daher gewaltige Verflüsse in dieser Hinsicht, wie z. B. viele die für die Topographie Jerusalems so wichtige porta sternuquini auf die Westseite der Stadt verlegen. Die Geographen könnten also den Vorwurf leicht zurückgeben; es ist aber besser, daß beyde von einander nehmen, was beyde am besten zu geben vermögen. Dadurch wird dann die Wissenschaft wesentlich gefördert. Dennoch habe ich auch nicht im Sinne, mehrere Fehler, welche sich aus demselben Mangel in vorliegendem Werke erklären lassen, tadelnd hervorzuheben, sondern erlaube mir nur, gelegentlich darauf aufmerksam zu machen.

Das Werk zerfällt in fünfzehn Abschnitte, die sich in natürlicher Ordnung folgen. Uebersichtlicher wäre es allerdings gewesen und hätte solche Recensenten, welche die Logik äußerlich suchen, mehr befriedigt, wenn der Verf. dieselben Gegenstände in derselben Ordnung unter wenige Hauptabschnitte gefaßt hätte, etwa so: I. Nr. 1—4: Einleitung; Quellen; Vorbegriffe; Namen — als allgemeine Einleitung. II. Nr. 5—9: Lage, Grenzen und Größe; Gebirge, Ebenen und Gewässer; Klima; Fruchtbarkeit; Erzeugnisse. III. Nr. 10—15: Einteilung zu verschiedenen Zeiten; vier Landschaften, ihre Städte und Flecken; die verwandten Nachbarvölker; Jerusalem und Umgegend. IV. Nr. 14. Die Bewohner Palästina's von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Auf diese Weise käme die einfache innere Ordnung auch äußerlich zur Anschauung, erst das Land in seiner Natur, dann als ein bewohntes, endlich in seinen Bewohnern. Nr. 15: Palästina's Weltstellung, würde das zusammenfassende Schlusswort bilden. — Sehr reichhaltig ist die Aufzählung der Quellen mit treffender Charakterisirung derselben. Doch scheint mir die Talula Pentingeriana nach Mannerts gründlichen Untersuchungen, deren Resultat ich zu beständigen Gelegenheit haben werde, zu niedrig angeschlagen. Unter den älteren, welche nennenswerth sind, verweise ich Benjamin v. Tudela aus dem 12. Jahrhundert; George Scondys (travels containing an history of the original and present state of the turkish empire etc. in the years 1610—11), welchen Mandrell nur ergänzen wollte; de Monceps (Journal des voyages, publié par de Liergues. 5 The. 4. Eyon, 1665), ein geschickter Mathematiker und Physiker, mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung, hoher Staatsbeamter; Doubdan (voyage de la Terre Sainte. Paris 1661), welchen Ansel p. 312 den thätigen Franzosen nennt, dessen Werk in Bezug auf Topographie seines Gleichen noch nicht habe.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. November.

Nro. 237.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Seit Jahrhunderten wiederholt sich unter den Geschichtsforschern die Frage: woher die erste Bevölkerung America's, und von Garcia, \*) Hugo Grotius, \*\*) de Laet, \*\*\*) und G. Hornius †) bis auf Engel ††) und unsere Zeit hat diese Untersuchung

\*) Gregorio Garcia, origen de los Indios del nuevo mundo e Indias occidentales, Valencia 1607. 8. (Eine neue Ausgabe Madrid 1729.)

\*\*) Dissertatio de origine gentium americanarum 1642.

\*\*\*) J. de Laet de origine gentium americanarum Amst. 1643 und desselben: Responsio ad dissertationem secundam H. Grotii de origine etc. Amst. 1644.

†) De originibus americanis 1652.

††) Essai sur cette question: quand et comment l'Amérique a-t-elle été peuplée d'hommes et d'animaux? par E. B. d'E. (Bailly d'Engel). Amsterdam. 1767. 2. Va. 8. — Grotius leitet die Nord-, Amerikaner von den Bewohnern Norwegens, die Südamerikaner von den Chinesen und Aethiopiern ab; de Laet und Hornius nehmen an, daß die Amerikaner Scythen seyen; Garcia, Acosta, l'Éscarbot, Breerewood, Moraes u. A. lassen sie von Tartarn, von Kartzagern und Juden abstammen. Nach Engel sind sie eine antediluvianische Race von Chinesen. — Wir fügen hier die Titel einiger wenig bekannten Schriften über diesen Gegenstand bey: A Collection of letters, in which the imperfection of learning, even amongst christians, and a re-

so viele gelehrte Männer beschäftigt, daß selbst ein Ueberblick der hierauf bezüglichen Literatur keine leichte Aufgabe ist. Wahrscheinlich wären wir der Lösung jenes Räthfels näher gekommen, wenn Männer wie die Genannten, genährt vom klassischen Alterthume, die Ersten gewesen wären, durch welche wir Kunde von der amerikanischen Menschheit und von ihrer geistigen und bürgerlichen Verfassung erhalten hätten. So aber waren es zum Theil rohe,

medy for it, are hinted: the affinity betwixt the language of the Americans of the terra firme and these of the ancient Britains is illustrated etc. Edinb. 1739. 8. — Representacion al Rey D. Fernando VI. en solicitud de las provincias mas proporcionadas à la salud espiritual de los Indios, por G. de Molleda. Madrid 1755. fol. — La Trobe, history of the missions of the united brethren. Lond. 1794. 8. — Minusteckningar rörande en fangenskap bland Indianerna i Nord-Amerika, af J. Hunter. Mariafred. 1826. 8. — Historical researches on the Conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco in the thirteenth Century by the Mongols, accompanied with Elephants, by Ranking. Lond. 1827. 8. — L. J. Uhland Vorlesung von dem Ursprung der Bevölkerung America's (1765, in der Tübinger Sammlung der Vorlesungen und Reden.) — Teatro mexicano, descripción de los sucesos exemplares, historicos e del nuevo mundo por Agostin de Vetancourt. Mexico. 1698. fol. — Tardes americanas, gobierno gentil y catolico y particular noticia de toda la historia indiana, sucesos, etc. desde la entrada de la gran nación Tulteca à esta tierra de Anahuac, hasta los presentes tiempos, trabajadas por un Indio y un Español, sacó las à luz J. J. Granados y Galvez. Mexico 1778. 4.

bigotte Abentheurer, zum Theil beschränkte Möuche, welche uns die Monumente einer höheren Bildung bey jenen Völkern überliefert haben, und man kann nicht vorsichtig genug seyn in der Entzifferung von Malereien und schriftlichen Documenten, die unter dem Einflusse der ungünstigsten Präventionen gesammelt und vervielfältigt nach Europa gekommen sind. Ja, sogar die Neigung, Neues und Seltsames dieser Art bey der Zurückkunft ins Vaterland aufzuweisen, mag manchmal Urkunden jener Art verfälscht, oder selbst neu angefertigt haben. Der Referent sah in den Händen eines Reisenden, der aus Nord-Amerika zurückkam, eine sogenannte mexikanische historische Malerei, die allerdings sehr alt aussah, in welcher er aber, bey genauer Untersuchung, einzelne, in Kupfer gestochene, ange schnittene und mit vieler Geschicklichkeit eingelebte Figuren entdeckte. Erst seitdem man den Sculpturen und Bauwerken, die sich in vielen Gegenden Neuspaniens und Guatemala's vorfinden, eine strengere Aufmerksamkeit zuwendet, ist der Prüfstein für die andern, gemalten und gezeichneten, Reste gefunden, und die Kritik geht sicheren Schritten der Enträthselung derselben entgegen. Auch scheint sich durch die Mannigfaltigkeit und große Zahl der verschiedenen Monumente, welche, aller Zerstörungen der Conquistadores ungeachtet, noch vorhanden sind, die Hoffnung rechtfertigen zu lassen, endlich über diese höchst merkwürdigen Reste der amerikanischen Menschheit zu befriedigendem Abschlusse zu kommen.

Bey solchen Untersuchungen dürfte aber wohl als leitendes Princip anzunehmen seyn, — was bisher unberücksichtigt geblieben, — daß der Geschichtsforscher, Archäologe und Mythologe es hier keineswegs mit einem Einzigen Volke zu thun habe, sondern daß vielmehr die Fäden der verschiedenartigsten historischen Begebenheiten, nationaler Traditionen, Culte und Religionen bunt durcheinander laufen.

Bewiß, nichts hat die Forschungen übe die

mittelamerikanische Menschheit mehr aus dem Geleise gebracht, als die so allgemein verbreitete Annahme, daß man es auf diesem Gebiete mit einem Einzigen Volke zu thun habe, während schon der Umstand, daß noch gegenwärtig mehr als 50 indianische Sprachen in Neuspanien geredet werden (blos in dem Staate von Oaxaca zählt man fünf und dreyßig) darauf hinweist, es liege hier eine, eben wegen dieses großen Sprachenreichthums uralte und vielfach zertrümmerte Menschengeschichte, eine ungeheure Ninne der Menschheit, vor unsern Blicken. Obgleich schon Sahagun, und nach ihm alle spanischen Schriftsteller über die Geschichte Neuspaniens vielfach von der Mannigfaltigkeit in den Sprachen, Sitten, ja in der Körperbildung der Bewohner dieses großen Landes sprechen, haben sie doch eben so wenig, als die Nachfolgenden, ein Vetrini Venabnei, Clavigero, Robertson u. s. w., Anstand genommen, alle Traditionen, Kunstwerke und andere historischen Documente, welche im jezigen Staate von Mexiko und in dem benachbarten Guatemala erscheinen, mit einander in der Art zu combiniren, daß hieraus eine einzige, solidarische Geschichte hervorgienge, und daß alle Erscheinungen im Staate und im Volksleben jener rothen Bewohner, so weit sie uns bekannt geworden, auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückgeführt würden.

Nach allen diesen Schriftstellern beginnt die Geschichte von Mexiko mit der Einwanderung der Tultecas. Diese sollen aus ihrem Vaterlande Huhshuetlapallan, das nordwestlich von Mexiko lag, vertrieben, ums Jahr 596 n. Chr. ihren Zug begonnen, sich ums Jahr 667 im Lande Anahuac, oder Mexiko, niedergelassen, und daselbst bis 1031 gewohnt haben. In dieser Zeit sollen sie, in Folge großer Trockenheit und daraus entspringender Seuchen, ausgestorben seyn, und das Land verödet zurückgelassen haben.

Hundert Jahre, nach Torquemada neun Jahre, nach Vertilgung der Tolteca, wanderten — so erz-



zählen die Geschichtsbücher — die Chichimecas, aus dem ebenfalls nordwestlich von Mexiko gelegenen Lande Amaquene, unter ihrem Heerführer Tolest, ein, und ließen sich in der Nähe des See's von Tezcuco nieder. An sie schlossen sich bald darauf die, ebenfalls aus N. kommenden drey Horden der Ncolhuah oder Culhuas an. Gomara (C. 196) giebt ihnen einen gewissen Keulli, „den Mannbaren, den Mann κατ' ἰσοχρῆν“ zum Anführer, beschreibt sie als große und starke Leute, und leitet sie, wie die eigentlichen Mexikaner, von den Chichimecas her.

Nun erscheinen in der Geschichte von Anahuac zahlreiche, von einander in der Sprache mehr oder weniger verschiedene, Horden und Stämme, bald in Fehden, bald in Bündnissen, neben einander wohnend und sich vermischend. Die Dynastie der Chichimecas-Fürsten wird bis 1520 herabgeführt, und so dargestellt, als habe sie, mit theilweiser Unterbrechung ihrer Macht, bis auf die Zeit der Conquista durch Cortes über jene, um den See von Mexiko wohnenden Stämme geherrscht.

Um's Jahr 1160 verließen die Aztecas, oder Nahuatlacas, ihre Wohnsitze in Aztlan (dem Lande der Reiber), einem Landstriche nördlich vom californischen Meerbusen. Sie wanderten zu verschiedenen Zeiten, in sieben getrennten Horden, von denen eine, die Mexika, dem ganzen Volke den Namen der Mexikaner gegeben hat, nach Süd-Süd-Osten, und gelangten 1314 an das südliche Ufer des See's von Mexico. Mitten zwischen feindlichen Stämmen, und eine Zeitlang den Culhuas tributär, gelangten sie allmählig zu Macht und Ansehen, verbanden und assimilirten sie sich insbesondere mit den letzteren, besetzten die zahlreichen theils von erblichen Dynastien, theils in republikanischen Formen regierten Nachbarstämme, gründeten die Stadt Tenochtitlan (Femichtitlan oder Tenuchtitlan), woraus Mexiko wurde, und stifteten, indem sie ihre Eroberungen immer weiter verbreiteten, das Reich, welchem Cor-

tes, der Sieger Moctezumas, (Motecuhzuma's oder Montezuma's) ein Ende gemacht hat.

Studiert man die Geschichte dieser Völker in den spanischen Berichten, welche noch auf unsere Zeit gekommen sind: der Historia de Indias des Acosta, der Conquista de Mexico des Gomara, der Monarquia Indiana des Torquemada, und der jetzt erst durch Aglio bekannt gemachten Historia de Bernard von Sahagun, so braucht man kein Meister der historischen Kritik zu seyn, um sich zu überzeugen, daß diese sogenannte mexikanische Geschichte voll Widersprüche, ein seltsames Gemische von Geschichten verschiedener Stämme und Völker, von verstandenen und mißverständenen alten Sagen, von neueren Mährchen, wie sie auch jetzt noch die Beschränktheit der amerikanischen Wilden ausheckt, und von Erzählung solcher unbedeutender Begebnisse sey, dergleichen sich auch jetzt noch bey den Wilden Amerika's zutragen. Auch europäische Vermischung, insbesondere christlicher und jüdischer Vorstellungen, fehlt nicht, und hat die Darstellung von den religiösen Mythen, dem Cultus und den Sitten jener Völker auf eine so seltsame Weise verfärbt und in bunten Schiller gesetzt, daß man Mühe hat, eine dem indianischen Charakter entsprechende Ansicht von diesen Angelegenheiten daraus abzuleiten.

Der wesentlichste Punkt, das Fundament aller dieser Untersuchungen ist der Beweis von der Wirklichkeit und die Darstellung von dem geschichtlichen Leben der Toltecas, oder Toltecalt, als erster Bewohner von Mexiko. Diesem Volke werden die großen Bauwerke: die Pyramiden von Cholulan und Teotihuacan, die Tempel von Papanla und Mitla u. s. w. zugeschrieben. Sie, die Toltecas wären als die Ureinwohner oder richtiger als die ersten Einwanderer in ein früher nicht von Menschen bewohntes Land, als die Träger astronomischer Kenntnisse, welche im Verlauf der Zeiten unter den Aztteken wieder verdunkelt wurden, als die Gründer

der mexikanischen Cultur, mit einem Worte, als die Basis jeder historischen Entwicklung in jenem Lande zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen etc.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins' und Burckhardt's gewidmet von Heinrich Berghaus etc.

(Fortsetzung.)

Unter den neuen sind Frederick Henniker, Rae Wilson, Robert Morehead nicht angeführt, weil sie dem Verfasser wahrscheinlich nicht zu Gebote standen. Ali Bey el Abbassi, welcher S. 231 Anmerk. 149 aus Kussel citirt wird, ist dadurch werthwändig, daß er in arabischer Verkleidung den Tempel zu Jerusalem und die Patriarchenhöhle zu Hebron besucht hat. Kussel (S. 180 und 238) gibt ihn zuversichtlich für den pseudonymen Burckhardt aus, ein Irrthum, der sich schon in der Uebersetzung von Zoliff's Reise (S. 108) findet. Mit Recht drückt Hr. v. Raumer (S. 200 Anm. 30) seinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe durch ein Fragezeichen aus. Burckhardt kam nicht 1807, sondern erst 1810 nach dem Orient, und nannte sich nicht Ali Bey, sondern Scheyk Ibrahim. Ali Bey wird von Seezen in v. Zach's monatlicher Korrespondenz (1808, XVIII., S. 161 f.) als ein geheimnißvoller Reisender, welcher kurz vor ihm in Palästina gewesen, rühmend erwähnt, und durch Buckingham (II. S. 248) erfahren wird, daß es ein Spanier Namens Pedro Ruiz war, welcher in arabischer Tracht die ganze Barbaren, Aegypten und Syrien durchreiste. Seine Reisen erschienen zu London in zwey Bänden 1816.

Von ungemeinem Interesse ist der Abschnitt über die natürliche Beschaffenheit des Landes. Was wir von dem Geographen als die Grundlage seiner Arbeit verlangten, durchaus treuen Anblick an die von Augenzeugen gegebenen Berichte ohne alle willkürliche Anmählung, das finden wir hier im höchsten Grade geleistet. Die diplomatische Treue und sorgfältige Kombination aller vorhandenen Angaben sind ein Hauptverdienst des Buches, welches uns daher eine zuverlässige Erkenntniß von der Gestalt des Landes gewährt, so weit es bis jetzt

untersucht ist. Wir finden jetzt das Gebirg Palästina's nicht so unzugänglich und unwegsam, daß nur drey Querpässe von der Seeküste in das Innere des Landes führen, von Akre nach Tiberias, von Jassa nach Jerusalem, von Gaga nach Hebron, wie es uns nach Ritters Darstellung erschien, sondern wir erkennen, daß die Verschlossenheit des Landes eine künstliche, eine durch die gegenwärtigen Herren und die räuberischen Beduinenshorden erzwungene ist. Dies ergab sich freilich schon durch einen Blick auf die alte Peutinger'sche Tafel, welche uns römische Heerstraßen von Askalon über Bethagabris nach Jerusalem, von Lydda nach Neapolis, von Cäsarea Palästina nach Scythopolis, von Tyrus nach Cäsarea Philippi zeigt. Selbst der Hauptweg von Jassa nach Jerusalem nahm in der ältesten und alten Zeit eine andere Richtung als in der mittleren und neuen, nämlich über Lydda und Bethhoron; nur daß man Ramleh für Samuel's Geburtsort und Emmaus für das im neuen Testamente erwähnte hielt, lenkte den Pilgerzug über diese Orte, so daß man heutzutage die nördlichere Römerstraße und den altherühmten Engpaß bey Nieder-Bethhoron gar nicht mehr kennt, weil kein einziger neuerer Reisender diesen Weg eingeschlagen hat, als vielleicht d'Arvieux, der ihn aber nicht beschrieb. Ferner sehen wir jetzt deutlich, daß das Jordanthal kein Spalt, kein Schlund ist, sondern eine bald engere, bald weitere, bis 4 Stunden breite Ebene zwischen zwey Kalkfelsenzügen, in welcher der Fluß sein eigenes, eine halbe Stunde breites Thal, die Jordanau des alten Testaments, eingeschritten hat. Auch ist kein Naturhinderniß vorhanden, diese lange Jordanebene zu bereisen; denn wie im Alterthum eine Römerstraße von Jericho nach Scythopolis lief, so läuft noch heute auf der Ostseite eine Heerstraße von Hebron nach Damaskus. Endlich ergibt es sich, daß weder Galiläa, noch irgend ein Theil des palästiniſchen Gebirgs ein Alpenland ist, wie noch neulich Berggren Samaria geschildert hat. Galiläa, von der Ebene Zabulon fast seiner ganzen Breite nach durchzogen, der Karneel, Oilead sind romantische, fruchtbare Berggegenden; aber Alpenländer könnte man sie nur im Scherz nennen.

Diese Berichtigungen gehen aus der trefflichen Charakteristik des palästiniſchen Gebirgs diesseits und jenseits des Jordans hervor. Acreide und freidiger Kalkstein mit Feuersteinen herrscht vom weißen Vorgebirg im Norden und vom Hermon bis zur Wüste el Tih und dem Lande Edom im Süden. Daraus erklärt sich eine merkwürdige Eigenheit Palästina's: die unzähligen natürlichen und künstlichen Höhlen, deren schon in der Genes's Erwähnung geschieht und welche zum Theil in der Kretzgeschichte eine wichtige Rolle spielen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. November.

Nro. 238.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient Mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Hier muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß manche der ältesten spanischen Geschichtschreiber, von denen Gomara sogar ein Zeitgenosse der Conquista war, nichts von den Toltecas wissen, ja daß nicht einmal der Name dieser supponirten Völkerschaft in ihren Schriften vorkommt. \*) Erst bey späteren Schriftstellern, welche die Sagen der Indianer mehrseitig gesammelt haben, namentlich bey Torquemada, wird von den Toltecas ausführlicher gesprochen. Uebrigens gebraucht auch Torquemada in Beziehung auf dieses Volk nur den schwankenden Ausdruck: segun historias antiguas, und nirgends bringt er einen historischen Beweis bey, daß es wirklich vom Jahre

648 u. Chr. (in welchem es seine Wanderung von Nord-West her geendigt haben sollte) bis 1031 in Anahuac gewohnt habe. Boturini Venaduei führt in dem Kataloge der von ihm gesammelten historischen Documente \*) zwey auf, welche sich auf die Geschichte der Toltecas beziehen sollen: auf europäisches Papier gemalte „Annales“ der Toltecas mit (europäischer) Schrift in der Nahuatl (aztekischen) Sprache, von einem anonymen Indianer verfaßt, und eine Copie der geschichtlichen Darstellungen des D. Fernando de Alva Yxtlilochitl, welche ums Jahr 1609, nach alten Malereien (übersezt und) aufgeschrieben worden waren.

So mag es auch nicht ohne Bedeutung seyn, daß man unter den bis jetzt bekannt gewordenen hieroglyphischen Malereien nur wenige findet, in denen man, ohne der Sache Gewalt anzuthun, Symbole jener Bau-Thätigkeit entdecken könnte, welche den Toltecas zugeschrieben werden.

Mit Einem Worte, Alles in der Geschichte dieser Toltecas, ihr Aufang und Ende, ist mit tiefem Dunkel bedeckt, und reducirt sich auf einige höchst unbestimmte Tadeln.

Torquemada sagt (Vol. I. S. 36 ff.): Nach den Giganten (als deren Reste die Knochen vom Mammuth und andern urweltlichen Thieren angenommen werden \*\*) waren die ersten Bewohner von

\*) Bernardo de Sahagun spricht von ihnen, aber in sehr unbestimmten Ausdrücken. Seine Nachrichten über die Toltecas (Aglio, Band VII. Cap. 29. §. 1. ff.) lassen sich auf Folgendes zurückführen. Zuerst lebten sie lange in Tullaningo, von da zogen sie an einen Fluß neben Xicotitlan. Später sagt er (p. 307), daß sie von Tulla nach Tlapalan gezogen seyen. Sie waren große Baumeister und Handwerker, Künstler in Federpuß, Kenner der Kräuter und ihrer Wirkungen, Astrologen und Traumdeuter. Lebten von Malz. Er sagt auch: Estes Toltecas se nombran Chichimecas! — eran ladinos en la lengua mexicana; hablaban claro la lengua mexicana.

\*) Idea de una nueva Historia general de la America septentrional. Madrid. 1746. 4. p. 1. 2. des Catalogo del Museo Indiano.

\*\*) Vergleich Acosta historia mor. de Indias Lib. 7. cap. 5.



Anahuac die Toltecas. Sie kamen in großer Zahl von Westen her, unter der Anführung von sieben Hauptleuten, aus ihrem ursprünglichen Vaterlande verdrängt. Sie brachten mit sich den Mais, die Baumwolle und die übrigen Nahrungspflanzen. Sie wurden von den Fürsten, in deren Nachbarschaft sie sich niederließen, fünf Jahrhunderte hindurch bekriegt, und erlitten mancherlei Ungemach. Solches schrieben sie der Mgnade ihrer Götter zu, und um diese zu versöhnen, vereinigten sie ihre Priester und Edlen zu Teotihuacan zu großen Festlichkeiten. Hier aber erschien ein Riese unter ihnen, welcher mit ihnen tanzte, und Jeden, den er in seine Arme schloß, tödtete. Dieses Mißgeschick ward, so berichtet die Fabel ferner, fortgesetzt durch die Erscheinung eines weißen, sehr schönen Kindes, das aus seinem wunden Haupte einen pestilenzialischen Geruch, und dadurch eine furchtbare Sterblichkeit unter den Toltecas verbreitete, so daß diese, bis auf Wenige, welche sich nach allen Weltgegenden zerstreuten, ausstarben. Diese Toltecas werden als eine friedliebende, in allen Handwerken und Künsten wohlverfahrene Nation geschildert. Sie giengen in große, weite, weiße Tunnicas gekleidet, und waren Meister in der Kunst, Metalle zu schmelzen, Steine zu schneiden und Bauwerke aufzuführen. Dieß ist das Hauptsächliche, worauf sich die Sagen über die Toltecas zurückführen lassen.

Tragt man nun die mexikanische (aztekische) Sprache: was Tolteca in ihr bedeute, so erfährt man, daß dieses Wort nicht etwa ein Appellativum, ein dieser Sprache fremdes Wort sey, sondern daß es gerade zu „Bankünstler, großer Werkmeister“ hieße. \*)

\*) S. Alonso de Molina, Vocabulario en lengua castellana y mexicana, Mexico 1571. fol. II. p. 148. b: Toltecatl = Official de arte mecnica, o maestro. „Grande Tolteca“ ist in Mexiko sprichwörtlich so viel als: großer Meister, Tausendkünstler, Magnus Apollo. S. Torquemada Monarquia ind. I. p. 255. 2.

Man hat den Namen der Toltecas von der Stadt Tula oder Tullan herleiten wollen. (So unter Andern auch Torquemada am eben angeführten Orte). Allein diese Etymologie dürfte wohl von keinem historischen Kritiker gebilligt werden, so wie sie auf der andern Seite auch dem Sprachgebrauche entgegen ist. Die Toltecas kamen von Norden her, standen eine Zeitlang an dem Orte, wo jetzt Tula steht, still, und gründeten diese Stadt. Sollten sie nun einen früheren Namen (denn namenlos waren sie doch wohl in keinem Falle), hier aufgegeben, und sich nach ihrer neuen Schöpfung genannt haben? Ueberdieß heißen sie Toltecas (nicht Tultecas).

Es muß bey dieser Gelegenheit auch auf die seltsame Gleichförmigkeit in den Sagen der drey historischen Epochen, in welche man die Geschichte von Mexiko einzutheilen pflegt, aufmerksam gemacht werden. Die Toltecas sollen bey Tula ihre Wanderung eingekalten, und eine Stadt gebaut haben, und Gleiches wird auch von den Chichimecas und den Aztecas erzählt!

Es ist dieß übrigens nicht der einzige Fall einer solchen Gleichheit in den Geschichten dieser Völker. Die Schriften Gomara's, Acosta's, Torquemada's liefern viele Beispiele ähnlicher Parallellismen. So wanderten die Toltecas in sieben Zügen oder Horden nach Anahuac \*), und eben so kam zuerst ein Zug der Chichimecas (unter Xolotl) und diesem folgten sechs andere nach\*\*), und auch die Aztecas nehmen das Land in sieben Horden in Besitz.

Acosta berichtet\*\*), daß die Nahuatlacas (oder Cuertecas, Huastecas, Aztecas) aus einem Orte, die sieben Höhlen (Siete Cuevas) hervorgekommen seyen, wie solches auch auf aztekischen Malereien vorgestellt wird, während Torquemada (a. a.

\*) Torquemada I. p. 37.

\*\*) Ibidem p. 47. 1.

\*\*\*) Historia moral de Indias. Libr. VII. c. 3.



bunden sind, und die man, um sie bewohnbar zu machen, erweitert hat. Auch hat man Mauern quer vor die natürlichen Oeffnungen gezogen, so daß niemand hineinkann, als durch die engen, die Verbindung unterhaltenden Gänge, und überall sind schmale Bastionen angelegt, um den Eingang des Kastells zu vertheidigen, welches auf diese Weise fast uneinnehmbar geworden ist. Der senkrechte Felsen schützt es oben, und von unten führt nur ein Fußsteig herauf, der so steil ist, daß ein Pferd ihn nicht ersteigen kann. Mitten in den Höhlen sind mehrere Eisternen eingehauen. Das Ganze könnte etwa 600 Personen Zuflucht gewähren; allein die Mauern sind jetzt in sehr schadhaftem Zustande. Der Platz war wahrschämlich das Werk eines mächtigen Räubers, etwa in der Zeit der Kreuzzüge. Ein paar zusammenhängende Gewölbe mit Stützbögen zeugen von der gotthischen Architektur. Unten im Thale läuft ein kleiner Bach, der sich in den Wady Eymun ergießt.

Man ist versucht in dieser merkwürdigen Höhle die Kreideburg der Kreuzfahrer, welche Willermus Tyrensis 22, 15 und 21 fast mit Burckhardt's Worten als ein wichtiges praesidium munitissimum beschrreibt, wiederzuzufinden; aber die regio Sueta, in welcher sie liegt, ist deutlich im Nordosten des Sees Genesareth. Unsere Höhle erinnere ich mich nicht in den Gestis Dei per Francos erwähnt gelesen zu haben. Aber desto bestimmter tritt sie uns in den Schriften des Josephus entgegen. Josephus zählt Bell. Jud. II. 20, 6 unter den Punkten, die er habe in Galilaea inferior besetzten lassen, auf: τὰ περὶ Γεννησάρ τὴν λίανον σπηλαίον. In 3. 37 seiner Vita setzt er dafür Ἀρβηλῶν σπηλαίον, die Höhle von Arbela. Dies Arbela lag nach Archäol. 12, 11, 1 und 14, 15, 4 zwischen Sepphoris und Tiberias. Die Lage der Spelunke trifft also genau zu: am See Genesareth zwischen Tiberias und Sepphoris. Herodes lernte die Wichtigkeit dieser Burg kennen; denn als er, um einen Ausbruch zu dämpfen, Sepphoris belagerte, benutzten die Räuberhorden, welche mit ihren Familien in derselben haupften, sein Heer und das ganze Galiläa. Nach der Eroberung von Sepphoris zog er gegen die Räuber, (Arch. 14, 15, 5 u. B. Jud. 1, 16, 4) fand sie gerüht beim Flecken Arbela, schlug sie bis an den Jordan und kehrte dann nur zur Spelunke, in welche sich ein Hause zurückgezogen hatte. Sie war an Bergabhängen, von allen Seiten unangreifbar, indem sie nur einen sehr schmalen, steilen Zugang hatte. Der vordere Fels ist in ein tiefes Thal ab und steht senkrecht über Schluchten, so daß der König wegen der Schwierigkeiten des Ortes in große Verlegenheit gerieth, endlich aber ein gefährliches Mittel erfand. Große Kästen voll tapfer

rer Männer wurden nämlich mittelst eiserner Ketten vom Gipfel des Berges herabgelassen bis zu den Mündungen, und die Vertheidiger derselben mit Waffen und Feuer bezwungen. Man vergleiche Burckhardt's Beschreibung des Taubenschlosses mit der Schilderung des Josephus, so wird über die Identität des Ortes kein Zweifel bleiben. Dieselbe Höhlenburg wird sodann noch früher erwähnt: 1 Makk. 9, 2: Βαχιδὸς zog mit seinem Heere nach Galgala, d. i. Galiläa, und belagerte und eroberte Messaloth in Arbela. Josephus erklärt diese Worte, durch seine Erzählung derselben Geschichte, Arch. 12, 11, 1: παραγενόμενος εἰς Ἰουδαίαν, ἐν Ἀρβήλοις πόλει τῆς Γαλιλαίας στρατοπεδεύεται καὶ τοὺς ἐν τοῖς ἐκεῖ σπηλαίοις οὐτάς (πολλοὶ γὰρ ἐς αὐτὰ συμπεφεύγασι) ἐκπολιορμησάσας καὶ λαβῶν, ἄρας ἐκείθεν ἐπὶ τὰ Ἰεροσόλυμα σπουδῆν ἐποιεῖτο. Der Name Messaloth ist dunkel; vielleicht darf man ihn aus מִסְלֹת, mesilloth d. i. climax erklären, wie Hügel in Syrien steile Bergberge und Bergwände genannt werden, man vergleiche z. B. Scala Tyrionum, die in der Gemara בְּרַךְ כְּרַבְרַתָּהּ שֶׁל בְּרַךְ כְּרַבְרַתָּהּ mit einem Substantiv derselben Wurzel מְסַלֵּת heißt. Am frühesten finde ich diese Burg erwähnt Josca 10, 14; hier werden die Israeliten erwähnt, sich nicht auf die Menge ihrer Helden und die Festigkeit ihrer Burgen zu verlassen, denn „es soll sich ein Getümmel erheben in deinem Volk, daß alle deine Festen zerstört werden, gleichwie Salman zerstörte das Haus Arbeel zur Zeit des Streits, da die Mutter über den Kindern zu Trümmern gieng.“ Die Exemplifikation setzt voraus, daß das Haus Arbeel den Ruhm der Uneinnehmbarkeit hatte. Das Ereigniß selbst ist nicht weiter bekannt. Der Name Beth Arbeel paßt aber trefflich zum Orte, denn er bedeutet nach Gesenius: domus insidiarum Dei.“ Wie hätten somit die Geschichte dieser denkwürdigen Höhle 2600 Jahre in die Vorzeit zurück verfolgt, bis in die Zeit, da Rom noch nicht war. Andere Höhlen, deren Geschichte noch weiter zurückgeht, warten nur auf einen zweiten Burckhardt, der sie entdecke, wie die Höhlen Abdullam und Malkeda im Stamme Juda, Abrahams doppelte Höhle zu Hebron, welche schon 1 Mos. 23, 9 genannt ist, darf kein Christ betreten.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. November.

Nro. 239.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Die Ueageschichte aller Völker hängt mit der Geschichte ihrer Nutzpflanzen und Hausthiere zusammen. Referent ließ es sich darum keine Mühe verdrießen, die Geschichte des Mais oder türkischen Kornes, der Baumwolle, des Cacao nachzuspüren. Aber die Ergebnisse seiner Forschungen sind höchst dürftig.

Nach Torquemada \*) hatten einige wenige Personen vom Volke der Toltecas, die von der Vertilgung dieses Volkes durch die Seuche übrig geblieben waren, Sämereien der Nutzpflanzen aufbewahrt, jedoch nicht gewagt, sie zu säen, aus Furcht, deshalb von den Chichimecas üble Behandlung zu erfahren. Aber unter Nopalztin, dem Sohne Xolotls, säete der Herr von Quauhquepec, Xihuitlato, ein Abkömmling der Toltecas, die aufgehobenen Körner, und so wurden die Chichimecas mit dem Gebrauche der Nutzpflanzen bekannt. Gomara dagegen \*\*) läßt die Cultur der Nutzpflanzen durch die Acolhuas nach Anahuac bringen. Acosta, \*\*\*) der einem Theile der Nahuatlacas den Ort Tenexhuacan ( d. i. Ort der von göttlicher Abkunft) als Wohnsitz zuschreibt,

also hierunter, wohl auch die Culhuas oder Acolhuas versteht, bemerkt, daß sie Landbau getrieben hätten, was von den Aztecas nicht gerühmt wird.

Nichts wäre unwahrscheinlicher, als die Annahme, daß man in der Cultur des Mais und anderer Nutzpflanzen Pausen gemacht, diese nicht vom Vater auf den Sohn bis zur Gegenwart herabgeführt hätte.

Lassen wir nun, in Folge dieser Betrachtungen, die Toltecas in der Reihe historischer Nachweisungen ganz aus, so flossen wir in den Werken über mexicanische Geschichte auf die Chichimecas, deren Herrschaft über das Land Anahuac als die zweyte große Periode betrachtet wird.

Hier ist es sehr auffallend, daß die Chichimecas von Acosta \*) Gomara \*\*) und Torquemada \*\*\*) als anfänglich ganz rohe, bestialische Wilde geschildert werden, den Wilden von Surinam und Brasilien ähnlich. Sie waren ein rohes Jägervolk, lebten, ohne Ackerkultur, in unterirdischen Höhlen, giengen nackt; ihre Weiber theilten die Geschäfte

\*) A. a. O.

\*\*) A. a. O. Artikel Chichimecas.

\*\*\*) Monarquia indiana. L. 1. C. 15. Auch Sahuagun, der (l. c. p. 307. §. 2.) die Chichimecas in drei Stämme: Otomis, Tamimes (Vogenschützen) und Thenchichimecas oder Cacaichichimecas eintheilt) schildert dieses Volk fast so, wie wir jetzt die Wilden in Südamerika finden. Die Tamimes lebten in Höhlen, die Thenchichimecas waren: de todo barbaros, strafen die Ehebrecher (wie jetzt die Bolocondos zu thun pflegen) mit Pfeilschüssen, waren Jäger, bewaffneten ihre Pfeile mit scharfen Steinen,

\*) Monarquia indiana I. p. 67. 1.

\*\*) Conquista de Mexico, Cap. 194.

\*\*\*) Hist. mor. de Indias Libr. VII. c. 2.

der Männer u. s. w. Sie zogen in vielen kleinen Herden in die schönen Thäler von Anagnac, und ließen sich hier neben einander nieder. Die Schilderung dieser geschichtlichen Ansätze in Mexiko hat die größte Ähnlichkeit mit denen der Peruaner. Entkleidet man die Hauptlinge ihrer prunkvollen Titel von Kaisern und Königen, vergleicht man die geringen Distanzen, in welchen diese „Fürsten der Chichimecas“, oft nur einige Stunden weit von einander, residirt haben, so erscheint ihre ganze Geschichte als ein Gewebe kleinlicher Begebenheiten: Ränke, Eifersucht, Weiberraub, Zwistigkeiten, Kriege Bündnisse, Trennung und neue Kriege zwischen kleinen, nahe aneinander wohnenden Volksstäufen. Nichts liegt dann näher, als der Zweifel, wie diese rothe Herden, ohne eine Einwirkung von Außen, in einigen Jahrhunderten zu einer vielgliedrigen Mythologie und zu großen, nach astronomischen Rücksichten erbauten Pyramiden und Tempeln hätten kommen können.

Das Wort Chichimeca ist übrigens aztekischer Abkunft. Es wird von Torquemada und Andern von „Chichi, Weiberbrust“ oder „Sagen“ abgeleitet, und mit Blutsauger übersetzt, weil sie die Gewohnheit gehabt hätten, dem erlegten Wild das Blut auszusaugen. Es könnte aber auch von Chichi

stießen die Weiber kochen, damit ihnen der Rauch die Augen nicht zum Jagdhandwerk untauglich mache, tödteten ihre Kranken, wenn sie nicht in wenig Tagen genesen, behandelten ihre Schwangeren und Gebärenden sehr roh. S. 309. aa. D. sagt er, sich widersprechend, die Nagoas-Chichimecas sprachen die Nagoa oder mexikanische Sprache zugleich mit der Chichimeca; die Otomis Chich. sprachen mexikanisch und otomisch. — Eben so wenig Harmonie ist in das zu bringen, was Sagagun S. 318 — 322 über die Mexicanos oder Mexicatl sagt. — Man sieht deutlich, daß alle hier zusammengetragenen Nachrichten aus dem Munde verschiedener Berichterstatter (Indianer) aufgenommen werden. Auch jetzt lassen sich Indianer, wenn gefragt, in ganz gleicher Weise vernehmen.

„Hund“ und Mecatl „Strick“ abgeleitet und mit Hundeführer übersetzt werden. Wahrscheinlich war es ein Collectivum, womit die Azteken gewisse Stämme oder Völker zu bezeichnen pflegten. Gegenwärtig versteht man in Mexiko unter Chichimecas ohne Unterschied rothe und wilde Stämme, welche im Norden ein, den Ansiedlern feindliches Nomadenleben führen, eben so wie man in Brasilien dafür das Wort Bugres oder Botocudos, in Ober-Peru das Chiriguano gebraucht.

Neosta betrachtet \*) die Chichimecas als identisch mit den Otomis, und Torquemada \*\*) neigt sich an einer Stelle, unter Anführung seines Vorgängers, derselben Meynung zu, indem er die Teochichimecas für gleichbedeutend mit den Otomis angiebt. Die Otomis werden aber von den meisten Historikern zu dem Stamm der Aztecas gerechnet, obgleich sie eine eigenthümliche Sprache sprechen. \*\*\*) Gomara berichtet ausdrücklich, daß

\*) Historia moral de Ind. L. VII. c. 2.

\*\*) Vol. I. p. 261.

\*\*\*) Zur ersten Tafel des dritten Theiles der historischen Materialien des Codex Telleriano-Remensis macht der Ausleger die Erklärung: Die Achte, welche aus den sieben Höhlen hervorgiengen: Chichimecatl, Nonoalca, Michinaca, Coixira, Totonaca, Cuexteca, Olmecca und Xicalanga. Hier werden die Otomis nicht als Stammverwandte der Cuextecas (Aztecas) genannt, wohl aber die Naches, Totonacas, Olmeccas und Xicalancos, die große, von den Azteken verschiedene Nationen, mit andern Sprachen sind. Dagegen sagt Gomara (Conquista de Mexico im Kapitel von den Mexikanern): die Mexikaner stammen alle von einem Vater: Ixtacmircoatl, der von der ersten Frau sechs Söhne: Kols hua, Tenoch, Olmeccatl, Xicalancatl, Mirteccatl, Otomiltl, und von der andern einen, den Quercalcoatl erhalten hatte. Hier werden also die Otomis mit den Azteken zusammengestellt, zugleich aber auch mit Völkern, welchen andere Sprachen angehören. — Aus allem diesem scheint aber hervorzugehen, daß Chichimec auch kein besonderer Volksstamm sondern vielmehr ein Collectivum war.





und mit festen Thoren versehen. Jetzt ist das Land mit zahllosen \*) Ruinen übersät, welche die Finsterniß des Anblickes außerordentlich erhöhen. Ueber die Ausdehnung der Basaltformation gegen Westen wetzt Nec. von dem Verf. ab. Letzterer rechnet dazu auch die Hochebene Descholan zwischen dem Hermon und dem Hieromax, S. 62. Diese ganze Gegend ist srenlich jetzt noch terra incognita, aber wir können auf ihre mineralogische Beschaffenheit aus den Berichten des Mittelalters sicher schließen. Durch ein etymologisches Mißverständnis erklären sich die Schriftsteller der Gesta Dei das Trachonitis Luc. 3, 1 aus dem Worte traco d. i. meatus occultus et subterraneus, und schreiben daher immer Traconitis. Ihr Traconitis befaßt nun das alte Gaulanitis. Marinus Sanutus p. 250 setzt es östlich vom obern Jordan und nimmt es als identisch mit der planities Libani Jos. 11, 3, 17. Er sagt, daß es sich erstreckt bis Cedar und bis zum galliläischen Meere. Cedar ist ihm p. 246 gloriosa civitas et munita in monte Sanyr; inde transit via, quae ducit de Acon per Jitus aquilonare maris Galilaeae et per Cedar \*\*) in Aram. Der mons Sanyr aber ist nach p. 250 die Fortsetzung des großen Hermon gegen Süden, und endet sub monte Galaad in loco opposito civitati Bethsan et monti Gilboë. — Kürzer hätte er sagen können am Hieromax. Nicht weit nördlich von Cedar ist Sueta in der überaus fruchtbaren Gegend desselben Namens, denn er sagt: sub hac civitate (Sueta) versus Cedar convenire Saraceni soliti circa fontem Phiale, nahe dabey sen das Grab Hiobs und eine Ieuca dava incipit ascensus montis Sanyr. In der regio Sueta aber ist die von Willernus Trenchis 22, 15 u. 21 so genau beschriebene Kreideburg mit Kieseladern, welche die Kreuzfahrer incidendo eroberten. Hier haben wir eine Angabe, welche keinen Gedanken an Basalt aufkommen

läßt. Von Traconitis sagt endlich Willernus 16, 9 ganz allgemein: paene universus illius regionis populus in speluncis et cavernis habitat et in traconibus habet domicilia. Nehmen wir noch die Schilderung der Lage Bamaläs, welche Josephus giebt, hinzu, und seine Bemerkung, daß es seinen Ruinen (Ramel) von der buckelförmigen Gestalt des Berges, auf welchem es lag, erhalten habe, so scheint es wohl ausgemacht, daß auf der Ostseite des Jordans vom Fuße des Hermon oder Dschabel el Scheikh bis zum Hieromax, d. h. in Gaulanitis, kreidenartiger Kalk das herrschende Gestein ist, wie im Süden des Hieromax. Die Gränze beyder Formationen ist wahrscheinlich die Gränze des Gebirgs und der Ebene. Wenn daher in und an dem Hieromax Basalt gefunden wurde, so kann es nur sporadisches Vorkommen seyn, wie dies auch an einigen Punkten im Westen des Jordan der Fall ist (nach S. 62, Anm. 186 u. 190).

Der Verf. stimmt (S. 65 u. 77) der Meinung Ritters bey, welcher die eiserne Bettstelle des Königs Og von Basan (5 Mos. 3, 11) für eine basaltene und die ebernen Niegel seiner Städte (1 Kön. 4, 13) für Basaltthore erklärt. Allein abgesehen davon, daß im hebräischen Texte ausdrücklich die Worte Eisen und Niegel (nicht Thore) gebraucht, dann 5 Mos. 3, 5 die Niegel neben den Thoren genannt sind, und man doch zugestehen wird, daß die Hebräer das Eisen kennen mußten, erfordert gerade das schwer zu bearbeitende Material, der harte Basalt, das feste und reichliche Eisengeräth; es ist also auch kein Wunder, wenn wir neben dem Basalt seinen einzigen Besizer, das Eisen, hier zu ungenüblichem Gebrauche verwendet finden. Der Libanon hat Eisen in großer Menge und vielleicht ist gerade die Nähe von Trachonitis der Grund, weshalb man sich in Damask frühzeitig auf die sorgfältige Bearbeitung dieses Metalles legte.

Der ebene Küstenraum von Palästina zerfällt schon in der ältesten Zeit in eine nördliche und südliche Hälfte. Der nördliche Theil vom Vorgebirge Karmel bis Endda heißt Caron (d. i. Ebene), der südliche von Ramle bis Gaza heißt Cephela (d. i. Niederung). In den kirchlichen Uebersetzungen ist der Name Cephela nicht als nomen proprium gefaßt, die Vulgata hat planities oder campestris, die deutsche Uebersetzung: Gründe z. B. Sacharja 7, 7, wodurch die Deutlichkeit des Grundtextes verwischt wird. Nur 1 Makk. 12, 38 ist Cephela geblieben wie im Grundtexte.

(Fortsetzung folgt.)

\*) In dem Citat aus Berggren S. 65 werden 3—400 Ruinen im alten Basan gezählt. Dies scheint auf einem Mißverständnis des Schweden zu beruhen. Denn Buckingham bemerkt öfter, z. B. II. S. 118 u. 234, daß die Araber jener Gegenden die Zahl 366 wie die Römer ihre sexcentii brauchen. Gerade in der Gegend, von welcher Berggren spricht, sagte man ihm auch, daß es da 366 Ruinen gebe.

\*\*) Meland's Vermuthung: das Cedar der Kreuzfahrer sey das alte Gadara, ist daher irrig. Eine unterschieden Gadara wohl von Cedar. Vofard sagt, Cedar sey Bamala, dafür scheint es aber zu nördlich zu liegen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. December.

Nro. 240.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

(Dieser Umstand wird übrigens vielfach bezweifelt, indem man die Chinampas für nichts anderes deutet, als für die Rähne, worauf die grüne Waare nach Mexiko auf den Markt gebracht wird). Dem Hauptling von Culhuacan, als dessen Schützlinge die Aztecas anfänglich erscheinen, stehen sie gegen die Kochimileos bey, die ebenfalls am See von Tezcuco wohnen. Neben diesen drey Stämmen haufen aber hier noch viele andre, rings um den See, eine Thatsache, welche schlechterdings die Meinung ausschließt, als sey hier von großen, mächtigen Völkern die Rede.

Aus allen diesen Betrachtungen geht fürs Erste hervor, daß die Acolhuas die Ersten seyen, welche, nach historischen Documenten, mit Sicherheit als Bewohner von Anahuac betrachtet werden können. Ihnen folgen die Aztecas. Die Aufgabe der kritischen Geschichtsforschung ist nun, das Verhältniß jenes Volkes zu den späteren Ankömmlingen und zu den übrigen Völkern, die Neuspanien inne hatten, ihre Beziehungen zu den Nesten der Baukunst und Sculptur, die dort angetroffen werden, und zu den historischen und hierosymbolischen Malereien ins Licht zu setzen. Was diese letzteren betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß ein sehr verschiedener Styl in ihnen ausgeprägt ist. Gewisse Zeichnungen, die sich

vorzugsweise auf Verhältnisse des Cultus, der Theogonie und übrigen Mythologie, sowie auf die damit innig verwebte Zeitrechnung \*) beziehen, und deren Erklärungen unvollständiger und divergenter sind, haben einen barbarisch grotesken Charakter, sind aber doch mit solcher Bestimmtheit und in einem (vielleicht traditionellen) manierirten Styl ausgeführt, so daß sie

\*) Sehr zu wünschen wäre, daß die mexikanische Chronologie von einem Astronomen gründlich geprüft, und in ihr wahres Licht gesetzt würde. Dazu sind nun freylich vor Allem noch Beobachtungen am gestirnten Himmel, die von Mexikanern oder andern Indianern zur Zeit der Conquista gemacht worden wären, aufzusuchen und in Rechnung zu nehmen. Haben aber die Mexikaner zu der Zeit des Cortes noch die Wissenschaft gehabt, ihren Kalender nach Beobachtungen zu reguliren? Wir möchten es kaum annehmen. Auch sind wir nicht so glücklich gewesen, eine einzige, sich hierauf beziehende Angabe von Gültigkeit in den ältern Schriftstellern über die Entdeckung u. s. w. aufzufinden. Ein Werk über diesen Gegenstand von dem mexikanischen Astronomen Leon y Gama ist uns nie zu Gesicht gekommen. Es heißt: *Descripcion historica y chronologica de las dos Piedras, que con ocasion del nuevo empedrado que se está formando en la plaza principal de Mexico, se hallaron en ella el anno de 1790. Explicase el sistema de los Calendarios de los Indios, el metodo que tenian de dividir el tiempo y correccion que hacian de el para igualar el anno civil, de que usaban con el anno solar tropico.* Noticia muy necesaria para la perfecta inteligencia de la segunda piedra: à que se anoaden otras curiosas e instructivas sobre la Mythologia de los Mexicanos, sobre su astronomia y sobre los ritos y

gewissermaßen an manche althindostanische Monumente erinnern. Andere dagegen sind viel roher, einfacher und mit kindischer Unbeholfenheit entworfen. Sie stellen vorzugsweise historische Verhältnisse dar, und die Indianer, die hier abgebildet werden, gleichen denen, wie sie zur Zeit der spanischen Eroberung waren, oder auch jetzt noch sind. Diese Malereien beginnen oft mit dem Marsche eines Volkes aus den sieben Höhlen, und endigen mit Begebenheiten, welche sich nach der Eroberung zugezogen haben. Hieher gehört also die sogenannte Collección des Mendoza, die dritte und vierte Abtheilung des Coder Telleriano = Memensis, während andere Sammlungen, wie z. B. der erste und zweite Abschnitt des eben genannten Coder oder die merkwürdige Reise aus der vaticanischen Bibliothek, die den zweiten Theil in Aglio's Werke begreift, den mehr verzerrten, hierarchischen Styl darstellen. Die letzteren Malereien dürften vielleicht als den Acolhuas zugehörig anzusprechen seyn, während die ersteren ohne allen Zweifel ächt aztekisch sind.

Die Azteken vollführten ihre Wanderungen, wie schon weiter oben angedeutet worden, unter der Leitung ihrer Priester und Orakelsprecher. Bey dieser Abhängigkeit von einer hierarchischen Verfassung, wäre es allerdings denkbar, daß sie, wie die Juden ihre Bundeslade, Bilder als ältere Monumente ihrer mythologischen Ansichten und Traditionen mit sich geführt hätten, und daß diese auch jetzt theilweise in unsern Händen wären. Dagegen ist in keiner Weise anzunehmen, daß diese Einwanderer auch jene großartigen Sculpturen, die Götterbilder, die so-

---

ceremonias quae acostumbraban en tiempo de su gentilidad. Por D. Ant. de Leon y Gama. Mexico 1792. 4. — Gegen diese Erklärung ist ein anderer span. Astronom, J. A. Algate y Ramirez (derselbe, welcher sich viel mit der Bestimmung der Länge von Mexiko beschäftigt hat) in der Gaceta de Literatura von Mexiko, vom J. 1792. July 15. u. 16. sehr scharf zu Felde gezogen.

nannte Uhr des Montezuma, oder den mexikanischen Thierkreis, mit sich nach Anahuac gebracht hätten.

Diese staunenswürdigen Reste sind ohne Zweifel in Anahuac selbst verfertigt worden, eben dort, wo uns jetzt noch die Pyramiden mit regelmäßig nach den Weltgegenden gerichteten Grundlinien, die ungeheuren Bauwerke von Papantla, Mitla und Teotihuacan begegnen.

Diese großen Denkmäler, welche an Ausdehnung und imposanter Einfalt mit den ägyptischen verglichen werden können, sind gewöhnlich ohne Unterschied mexikanisch, oder aztekisch genannt, und demselben Volke zugeschrieben worden, das in seinen historischen Malereien (vom Zuge aus den Siere Cuevas oder der Insel Aztlan nach Anahuac, von den Kämpfen der Einwanderer mit den früher Angeseßenen, oder von den Tribut = Arten, welche den einzelnen Ortschaften obliegen u. s. w.) kaum die ersten kindischen Rudimente der Zeichnkunst darthut. Nef hält es für unmöglich, daß ein Volk, welches Sterne beobachtete, sich das Jahr nach einem eigenen Thierkreis eintheilte, und eine vielseitige bunte Mythologie entwickelt hatte, daß ein solches Volk sich mit historischer Malereien von solcher Unbeholfenheit und Unmündigkeit hätte begnügen können. Es scheint ihm, daß die Az. als mit der höhern Cultur, welche jene Monumente errichtet hatte, erst nach ihrer Einwanderung in Anahuac und auch dann nur unvollkommen bekannt geworden seyen.

Von welchem Volke aber stammen jene Werke, die Zeugen einer längst untergegangenen Herrlichkeit in Hispanien und Guatemala ab? Von den Acolhuas, den ersten Bewohnern des Landes, die mit historischer Gewisheit angenommen werden können? — Schwerlich! denn diese scheinen in ihrer Bildung, obgleich den Aztetas voraus, doch keineswegs so hoch gestanden zu seyn, daß ihnen solche colossale Schöpfungen möglich gewesen wären. Sie selbst wollen auch diesen Ruhm nicht für sich, indem



sie in ihren Traditionen auf ein Volk von Baukünstlern, und Werkführern, die Toltecas, hinweisen, die, im mythischen Dunkel ferner Jahrhunderte, die letzte Grenze ihrer Erinnerungen einnehmen. Bis auf den Namen ist dieses Volk verloren gegangen, eben so wie in Peru die äußerste Sage von einem Volke weißer, bekleideter Menschen spricht, das die dortigen großen Bauwerke errichtet habe, und dann in einer Nacht spurlos verschwunden sey. \*) (Der frühere Bewohner der neuen Welt scheint, nach allen mythischen Spuren immer, als bekleidet gedacht worden zu seyn.)

Mit diesen frühesten Bewohnern von Anahuac scheint auch ihre Weisheit, ihr Sternendienst, ihre Astrologie, und das Princip ihres Kalenders verloren gegangen zu seyn. Die späteren Völker haben in fortschreitender Entartung nur die blutigen Gräuelp der Menschenopfer, eine ganz verdüsterte, und verworrene Mythologie zugleich mit einer practischen Uebung des vor langen Zeiten angenommenen Kalenders, beybehalten und zu derjenigen monstruösen Form eines hierarchischen Despotismus ausgebildet, welche die Spanier bey der Eroberung angetroffen.

Als Colott, der Fürst der Chichimecas, oder Acolhuas vom Norden nach Anahuac eindrang, fand er, so erzählt die Sage, das Land ohne Bewohner, wohl aber noch mit großen Bauwerken versehen; und der Eindruck dieser Monumente auf sein Volk war so gewaltig, daß es sich nur nach mehrfach ausgesendeten Spähern sicher glaubte, und vorzugehen wagte. Daß er noch einzelne Ueberreste der ehemaligen Bevölkerung gefunden, und durch diese mit dem Bau des türkischen Kornes und der Baumwolle bekannt geworden sey, ist eine andere Sage, die wir schon angeführt haben. So mögen jene Reste des mythischen Urvolkes die Acolhuas und die später eingewanderten Aztecas in die Kenntnisse ihrer Angehörigen eingeweiht haben. Aber diese

scheinen unfähig gewesen zu seyn, den empfangenen Samen höherer Bildung fortzuentwickeln. Sie benutzten das, was sie sich von den Urbewohnern aneignen konnten, nach ihrer Weise, wie der Guckuck sein Ei in ein fremdes Nest legt. Der Dienst von Menschenopfern, der in America unter den mannigfaltigsten und größlichten Formen von jeher gewaltet hat und noch waltet, war vielleicht auch in jener frühesten Periode in Anahuac herrschend, so daß ihn dann die spätern Einwohner in ihrer blutigen Weise mehr und mehr auszuführen Gelegenheit und Veranlassung fanden. Die Acolhuas pflanzten auch Menschen zu opfern. Den Kelttern wurden die Kinder abgekauft, um den Göttern geschlachtet zu werden, die Kriegesgefangenen fielen den blutigen Göttern. Die Aztecas opferten die Tochter des Kaxitken der Acolhuas, und trieben diese Gräuelp auf den Gipfel, indem sie Jünglinge und Priester mit der abgestreiften Haut der Opfer bekleideten. Schon Gemelli Careri hat eine Statue, die dies vorstellt, abgebildet, und wir sahen eine Zeichnung mit demselben Gegenstand, die Hr. Nebel in Mexico verfertigt hat. Die Größe dieses grausamen Götzendienstes, dem, wie wahrscheinlich übertriebene Gerüchte sagen, jährlich 40,000 Opfer gefallen seyn sollen, mag einen wesentlichen Einfluß auf die rohe Tapferkeit der Aztecas ausgeübt haben. Für den Forscher der alten amerikanischen Geschichte aber erscheint dieses Wüthen gegen das eigene Geschlecht höchst bedenklich. So wie der Jahrtausende alte Menschenhandel in Afrika, für den dort erzeugt wird, der dortigen Menschheit einen eigenthümlichen Charakter verleiht, so in America die wilden Opfer des fließenden Menschenblutes, ein schrecklicher Zug, der in Mexico unter theokratischen Formen erscheint, ganz ähnlich auch bey den Peruanern gütig wurde, und sich auf noch thierischere Weise in dem Kannibalismus der, jetzt fast ganz ausgestorbenen, Karaiiben auf den Antillen, und vieler brasilianischer Stämme, so wie in der unmenschlichen Uebung vieler Stämme, die Leibesfrucht abzutreiben, oder in den Scalpen der nordamerikanischen Wilden wiederholt. —

(Schluß folgt.)

\*) Pedro de Cieza. Cap. 105. Edit. Antv. 1554. p. 253. sq.

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen &c.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardt's gewidmet von Heinrich Berghaus &c.

## (Fortsetzung.)

Ich finde nun nirgends bemerkt, ob diese Scheidung von Saron und Sephela auf einer natürlichen Gränze beruht. Hieronymus bestimmt im Onomasticon Saron: a Caesarea Palaestinae usque ad oppidum Joppe omnis terra, quae cernitur, dicitur Saronas; und Sephela: usque hodie omnis regio juxta Eleutheropolim campestris ac plana, quae vergit ad aquilonem et occidentem Sephela dicitur. Daraus geht nichts Bestimmtes hervor. Die einfache Antwort scheint eine Stelle der Jerusalemischen Gemara zu enthalten: Von Betharon bis Emmaus ist Gebirg, von Emmaus bis Lybda Ebene, von Lybda bis an das Meer ein „Emek“ d. h. ein größeres breiteres Thal, wie das Jordanthal Jos. 15, 27, die Ebene Esdrelon, das Thal Hebrons. Es ist also die nördliche und südliche Ebene durch eine schmale Zunge zwischen Emmaus und Lybda mit einander verbunden, aber durch ein breiteres Thal von geringer Vertiefung merklich geschieden. Uebrigens scheint dieses Thal mit zu Saron gerechnet, wohl auch vorzugsweise Saron genannt worden zu sein, denn Hieronymus sagt zu Jes. 33: Saron omnis circa Joppen Lyddamque appellatur regio, in qua latissimi campi fertilesque redduntur. Der Widerspruch ist gehoben, wenn Saron bald in weiterem, bald engerem Sinne gebraucht wurde. Mehrere Reisende haben Bemerkungen, welche die Richtigkeit der Gemara bestätigen; de Monconis z. B. erzählt I. p. 299: depris Jaffa jusques à Rame c'est une grande campagne de quatre lieues de large de la mer jusques aux montagnes, laquelle ressemble fort à celle du Dauphiné. Von Jamnia scheint ein Hügelzug gegen Osten zu gehen, wenigstens wird im Buch Josua ein Berg Baala bey Jamnia genannt. Der Beobachtung späterer Reisender bleibt die genauere Bestimmung überlassen. Für uns wird diese Bemerkung der Uebergang zu dem, was unser Verf. über die Flüsse Palästinas lehrt. Denn es scheint, als ob dieses Emek oder Breitenthal gebildet sey von dem einzigen Flusse der Meeresküste südlich vom Karmel, der sein Wasser den größten Theil des Jahres hält und eine Mühle zu treiben vermag, (Keland p. 288 f.) Dieser vom Verf. nicht erwähnte Fluß führt noch die beiden Namen, welche ihm von Abulfeda gegeben werden: Nahr Abi

Betrus') und Nahr el Audja (Tab. Syr. Zusätze zu pag. 154 verglichen mit Scholz S. 134 u. 256). Bey den Kreuzfahrern heißt er fluvius Ramle, da Ramle nur eine halbe Stunde entlegen ist. Aber früher kommt er nirgends vor. Sein Name el Audja, نهر العوجا leitet zu der Vermuthung, daß es ein und derselbe sey mit dem Ujalon der Schrift. Das Emek Ujalon wird genannt Jos. 10, 12; die Stadt Ujalon im Stamme Dan neben Bethemes und Thimna Jos. 19, 42; 21, 24; besonders deutlich wird die Lage derselben durch 1 Sam. 14, 31 und 2 Chron. 28, 18. Ujalon aber stammt von  $\text{עוּגָה}$  sich wenden und bedeutet der gewundene, wie Kison  $\text{עוּגָה}$  tortuosus von  $\text{עוּגָה}$  gebogen seyn; so heißt er nun heute noch el Audja: der gekrümmte. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie dieser Name vorzugsweise auf den Fluß paßt, welcher von Ramle in großem Bogen gen Nordwesten und dann gegen Südwest bey Jaffa ins Meer geht.

S. 45—46 sind nur die im Alterthum genannten Flüsse der Küste angeführt. Es muß aber auch hier die Regel gelten, daß von der gegenwärtigen Beschaffenheit allein sicher aus das Alterthum zurückzugehen ist. Bey Scholz S. 134 sind die Namen von Süden gen Norden aufgezählt, und mehr kann sechlich jetzt kaum geschehen, da keines dieser Wadns von seinem Ursprünge bis an's Meer verfolgt worden ist. Doch finden sich einige Andeutungen. In der vita Saladini p. 191 wird der Bach zwischen Casarea und Aesuf  $\text{نهر العيص}$  d. i. Rohrfluß genannt; dies stimmt schon überein mit dem  $\text{נהר קנה}$  oder Rohrbach Jos. 16, 8, welcher die Gränze zwischen den Stämmen Ephraim und Manasse bildete. — Der Bach Sorek kommt nur einmal in der Bibel vor. Richter 16, 4; aber bis auf diesen Tag findet sich ein Dorf Weit Surik, welches die Quelle des Baches Sorek zu bezeichnen scheint, den heutigen Kolanek, welcher das Terebinthenthal durchfließt, aber weiter nicht untersucht ist, so daß es ungewiß bleibt, ob er bey Asdod, wie Orium hat, oder bey Askalon, wie bey Berghaus, in's Meer geht. —

(Fortsetzung folgt.)

\*) Mit sehr ergößlicher Gelehrsamkeit weisen Köhler und Reiske den Fürsten von Samah zurecht und erklären diesen Fluß für den Bach bey Boteps an der phöniciſchen Küste. Er hat vielmehr seinen Namen von dem Apffel Petrus, welcher in dieser Gegend wirkte, A. G. 9, 32 ff. 36 ff.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. December.

Nro. 241.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Schluß.)

Wer mit Wehmuth an das allmähliche Aussterken der amerikanischen Menschen-Race denkt, und dabey die Grausamkeit des eingewanderten Europäers bezüchtigt, der mag an jene trostlose Entmenschung des Amerikaners sich erinnern, und sein Gefühl in dem Gedanken einer ewig waltenden Nemesis beschwichtigen. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß die ganz alten Bauwerke und Sculpturen, wie sie sich in Palenque finden, in ihrem Charakter wesentlich von den sogenannten aztekischen abweichen. Der dortige Baustyl ist großartiger, einfacher und weniger wild, weniger schauerlich und gräßlich.

Wir stehen gegenwärtig erst an der Schwelle großer, höchst bedeutsamer Aufschlüsse über die verschiedene Natur dieser Bauwerke. In Mayapan, der alten Hauptstadt von Yuktan, sind nach Waldeck \*) große architektonische Reste vom Charakter der aztekischen; gleicher Art sind die in Cozingo, Bacalar, Peten, im Innern von Yucatan. Die großen Nasen, die obliquas imagines, welche in den Sculpturen der Azteken so auffallend sind, erscheinen auch hier; während sie in denen von Palenque nicht vorhanden sind. Von anderem Charakter sind

auch die Bauwerke in Guazacoalco, in Tluantepec, auf der Serra de S. Martin und in Putuchan in Yucatan.

Während zur Zeit noch jede Aeußerung einer selbstständigen Meynung über diese interessanten Verhältnisse voreilig erscheint, wagt es Ref. nicht, die von ihm angedeuteten Ansichten, hier weiter zu verfolgen. Was er, auf die Gefahr hin, in große Irrthümer zu verfallen, hier zu äußern gewagt hat, möge vorzüglich nur bezwecken, auf ein Feld hinzuweisen, das gleichsam noch unaufgeschlossen, die Geschichtsforscher erwartet, und, wenn mit Glück angebahnt, ihnen die köstlichsten Früchte verheißet.

Zum Schluß dieser Erörterungen erlaubt sich Refereent nur noch einige kurze Bemerkungen, welche mit seiner Ansicht zusammenhängen, daß es nicht die Aztecas gewesen, welche die großen mexikanischen Baudenkmäler aufgeführt haben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß da, wo Städte erbaut wurden, wie die auf der Ebene von Palenque, welche, nach den jetzt aufgefundenen Substructionen, acht spanische Quadratmeilen einnahmen, eine ganz außerordentlich dichte Bevölkerung vorhanden gewesen seyn muß. Diese Werke, so wie die von Papantla, Mitla, die Pyramiden von Cholula, die Pyramiden von Teotihuacan, sieben Leguas von Mexiko, welche das Haus der Sonne, des Mondes und der Sterne genannt werden, sind entweder von großen Quadern, oder, und zwar größtentheils, von Adobes, lufttrockenen Ziegeln, erbaut. Welche Zahl arbeitender Hände war nothwendig, solche bergabhängliche Gebäude aus Ziegeln aufzuführen?

\*) Le Temps. 22. März 1835.



Schwerlich hätten die Aztecas, beständig mit ihren verschiedenen Nachbarn in Krieg, Menschen genug zu solchen Unternehmungen erübrigen können. Unter Montezuma hatte dieser Stamm den Gipfel seiner Macht erreicht. Der genannte Fürst sandte, wenig Jahre vor der Conquista, ein Heer von zwanzigtausend Kriegern mit dem Vorwande ab, um im Osten das Nachtlager der Sonne aufzusuchen, eigentl. aber, um die Mixes und Zapotecas, zwey mächtige und ganz unabhängige Völker im Südosten von Mexiko, zu unterjochen. Da nun jeder Azteke Krieger war, und da, andererseits, die Tlascalaner, nur wenige Tagereisen von Mexiko entfernt ansäßig, sich unabhängig von den Aztecas erhalten hatten, so mag dieß als Maasstab dienen, die Bevölkerung der letzteren nicht so außerordentlich hoch anzunehmen, wie es von mehreren Schriftstellern gesehen ist. Es ist allerdings wahr, daß die Einwanderung der Spanier den Stand der indianischen Bevölkerung wesentlich verändert hat; vorzüglich die Blattern-Epidemien, welche fast alle Decennien wiederkehren, haben seit Jahrhunderten große Verheerungen in der Bevölkerung angerichtet. Aber diese Seuchen haben nicht blos die Azteken, sondern auch die übrigen Stämme und Völker in gleichem Verhältniß getroffen, und doch wohnen gegenwärtig mehrere indianische Völker in Central-Mexiko, welche auch jetzt viel zahlreicher sind, als die Aztecas wohl je seit der Conquista gewesen. Die Mixes sollen jetzt noch siebenmalhunderttausend Seelen zählen. Auch die Zapotecas, die Tequicitecos, und die Guabes sind große Völkerschaften, welche an Individuenzahl die Abkömmlinge der Aztecas weit übertreffen.

Um einen richtigen Maasstab für die ehemalige historische Bedeutung der Aztecas, und einen Leitfaden durch das Labyrinth der diesen zugeschriebenen Mythologien zu finden, wird es unerläßlich seyn, alle Völkerstämme, welche sich in den innern Provinzen von Mexiko noch mit eigenen Sprachen erhalten haben, genau zu studiren. Ihre Körper-

bildung, ihre Gesichtszüge, ihre Sprachen, die Reste alter Vorstellungen, welche zwischen dem überall eingeführten Christenthume sich erhalten haben, sind, so viel uns die mangelhaften Berichte erzählen, sehr mannigfaltig. Man findet Stämme von der gewöhnlichen rothbraunen oder kupferrothen Hautfarbe, andere von bräunlicher, grau-bräuner, ja weißer Färbung. Eben so mannigfaltig sind die Gesichtszüge; und nur in der Straffheit, Härte und Schwärze des langen Haupthaars, so wie im Mangel des Bartes kommen Alle miteinander überein.

Alle diese Stämme oder Völker, welche das Land theilweise seit undenklichen Zeiten inne haben, und durch Terraffung ganzer Gebirgsabhänge, durch Wasserleitungen behufs der Bewässerung, durch Einfriedigung der einzelnen Grundstücke mittelst großer Felsblöcke mit den Segnungen einer patriarchalischen Cultur bekannt gemacht haben sollen, — besitzen eine selbstständige Geschichte \*). Bey jedem derselben wird wohl auch die Spur ihrer frühen Mythen und Culte noch anzutreffen seyn, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß viele unter den sogenannten aztekischen Denkmälern sich auf die Geschichte und das geistige Leben dieser Völker beziehen. Möchten daher recht bald vorurtheilsfreye Reisende jene, so wenig bekannten Gegenden besuchen, um Beyträge zur Lösung eines der wichtigsten Räthsel zu sammeln, welches sich dem Denker im Verfolge der Urgeschichte unseres Geschlechts darstellen kann.

Schwermüthig, trümmersch und wild, wie der einzelne Amerikaner in seiner rohen Einsamkeit dem

\*) Die Guabes, ein schöner Menschenstamm, von weißer Hautfarbe, kräftig, gesittet, gemüthlich, welcher den Golf von Tehuantepe, am Binnen-See, Mar de Tilemma bewohnt, soll aus Peru dahin gekommen seyn, als sie einst von den Quahuas vertrieben zu werden fürchteten. Ihre Sprache ist sehr verschieden von denen der Nachbarn; zählt übrigens, wie die meisten, nur bis zehn. Baron von Karwinski, mündliche Mittheilung.

europäischen Betrachter erscheint, treten uns auch alle Spuren aus dem früheren geistigen Leben dieser Völker entgegen. Zwischen wüthender Lust an fremdem Blute und wilder Selbstentäußerung scheint der Amerikaner keinen Mittelzustand gekannt zu haben. Ruhe, sanfte Schwärmerei war ihm fremd. Man könnte glauben, die rauhe, unwirthliche Größe der Natur, die ihm hier himmelaufftarrende Felsgebirge, flammenspegende Vulkane, einen rastlos von Erdbeben erschütterten oder in rauchende Klüfte aufgerissenen Boden, dort unabsehbare Grasebenen oder undurchdringliche Urwälder, oder die Schrecken ausgedörrter Eindümpfe, von Gewürm und Krokodilen wimmelnde Sümpfe oder wilde Gewässer und Alles zertrümmerte Orkane vorhält, habe den Uebewohner des amerikanischen Continents mit dieser seiner traurigen, ja schmerzhaften Gemüthsart behaftet. Doch, auch in andern Welttheilen wirkt die Natur in ähnlicher wilder Stärke, und wie hat sie doch der Mensch bevölkert, bewohnt, und indem er sie seine tiefste Sehnsucht, seine höchste Lust, mit empfinden läßt, — wie hat er sie veredelt, zum Träger der herrlichsten Poesie, zur Verschönerin des Lebens gemacht! Von all diesem keine Spur in dem unglücklichen Amerika. Furcht und blutiger Gräuel thronen in den Sagen der amerikanischen Völker, und im Dienst ihrer zornigen Götter. Ihre Selbstentäußerung in stoischer Verachtung des Schmerzes, dem höh'nisch grinsenden Feinde gegenüber, ist ein Act der Entmenschung; und nur in dunklen Mythen lebt noch die furchtlose Größe des Nanahguin \*) der sich in den Flammenpfahl stürzt, um verklärt zur Sonne emporgetragen zu werden, oder das Opfer des Zapoteken, der in die Katafomben von Mitla (aztekisch: Hölle, zapotekisch *Ulipba-a*, Ort der Trauer) hinabsteigt, sich dem freywilligen Hingertode Preis zu geben, und unter Schlangen zu vermodern.

\*) Boturini S. 37.

Möchten spätere Forschungen uns noch eine schönere Seite an dieser, mehr und mehr verkümmernenden Menschheit entdecken lassen, und unsere Theilnahme verjöhnen mit ihrem traurigen Geschicke.

Dr. v. Martius.



- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen etc.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burckhards gewidmet von Heinrich Berghaus etc.

(Fortsetzung.)

Ueber den Bach Eschol findet sich eine dreifache Tradition, die erste bey Eschobius im Onom. v. *πάρις ἑσχοῦ*, die von ihm mit Recht bezweifelt wird; die andere bey Hieronymus im Epitaphium Paulae, wonach ein Bach bey Hebron für den Bach Eschol gehalten wurde, was mit der Bibel wohl zu vereinigen ist. Diese Tradition geht bis auf Eusebium (Hesychus 870), Marius Sannutus p. 249, und Bernhard von Beltenbach, welcher 1483 in Palästina war. Aber später verlegte man Bethzura, den Bach Eschol und die Quelle des Philippus viel nördlicher, westlich von Betlehem; so findet man es seit dem 16. Jahrhunderte bey allen Reisenden. — Den Eschor, welcher zweymal, Jos. 13, 3 u. 1 Chr. 13, 5, als Südgränze Palästina's angegeben wird, nimmt der Verf. S. 46 und 22 für gleichbedeutend mit dem Bach Aegyptens, der gewöhnlich als Gränzfluß vorkommt. Clericus hat aber im Comment. zu Jos. 13, 3 überzeugend nachgewiesen, daß unter dem Eschor kein anderer Fluß als der Nil verstanden werden kann. Die Stelle Jos. 13, 47, welche S. 22, Anm. 5 angeführt wird, beweist nicht, denn der Bach Aegyptens ist eben verschieden vom Eschor, und die Gränze der Philister war nicht die den Israeliten zuge dachte. Die beiden Stellen, wo der Eschor als Gränze genannt wird, weisen zurück auf die Verheißung 1 Mos. 15, 18: Deinem Samen will ich dies Land geben, von dem Fluß Aegyptens an bis an den großen Fluß Phrath. Dies heißt ganz allgemein vom Nil bis zum Euphrat. Die Uebersetzung hat Wasser Aegyptens statt Fluß, Nahar, und dadurch wird

die Sache unklar. Nahar, Fluß, wird in der Bibel als immerfließendes Wasser genau unterschieden von Nachal, dem Regenbach oder Bach der Araber. Nie könnte der Nil Nachal, nie der Waddi el Arifsch, der allgemein unter dem Bach Aegyptens verstanden wird, Nahar genannt werden.

Die Abschnitte 10—13 über die Städte und Flecken Palästina's bewegen sich auf dem Felde der schwierigsten antiquarischen Untersuchungen, zu welchen der V. die Mächtigkeith und Präcision des echten Naturforschers mitgebracht hat. Hier reicht bis auf die neueste Zeit unendliche Confusion, man sehe Reichard's Arbeit über Palästina, man vergleiche die hieher gehörigen Artikel der vergleichenden Geographie von Bischoff und Möller. Freylich ist durch Beobachtungen an Ort und Stelle gar wenig vorgearbeitet. Denn seit dem Verluste des Heiligen Landes waren alle Reisenden genöthigt, etliche wenige Landstraßen einzuhalten. Diese kennen wir, alles übrige Land ist noch unbekannt. Der biblische Geograph ist also für die Lage der alten Orte hauptsächlich auf die ältesten Berichte, auf das unschätzbare Onomasticon des Eusebians und Hieronymus, auf die Werke des Josephus, auf sorgfältige Beobachtung der in den biblischen Erzählungen gegebenen Fingerzeige angewiesen. Die Andeutungen der Schrift, obwohl nur gelegentlich, sind dennoch die lebendigsten und fruchtbarsten, weil sie in die Geschichte verwoben ganz individuelle Züge enthalten. Mit ihnen allein würde sich bey einer genauen Erforschung des Landes, wie es heute ist, ungemein viel ausrichten lassen; denn die Namen der Orte haften im Oriente auf eine merkwürdige Weise. Scholz, welcher in seiner Reise einen Schatz von heutigen Ortsnamen Palästina's geliefert hat, läßt uns ahnen, was noch jetzt gefunden werden könnte, wenn jemand mit tüchtiger Sprachkenntniß ausgerüstet, und Kreuz und Quer über Berg und Thal wandernd nach dem Namen jedes Ortes, jeder Ruine, jedes Berges, jeder Quelle fragte. Nur einige Beispiele, auf welche man noch nicht aufmerksam gemacht hat. Cal-hul, eins der wenigen von Eusebians im Lex. manuale ausgelassenen Wörter, welches nur einmal in der Bibel, Jos. 15, 58, als eine Bergstadt des Stammes Juda genannt wird, und auch dem Hieronymus bekannt war (Onom. s. v. Elul: Est in regione ad Aeliam pertinente villula nomine Alula juxta Chebron) heißt heute noch eben so: Hallul, nördlich von Hebron auf dem Wege nach Jerusalem. —

Farah, ebenfalls ein *אָרָא לַיְזוּמוֹר*, eine Stadt des Stammes Benjamin nach Jos. 18, 23, ist noch heute ein ansehnlicher Flecken Farah. — Ein Beth Dagon wird Jos. 15, 41 als Stadt der Sephela genannt, und ein zweytes Beth Dagon Jos. 19, 27 als eine Stadt des Stammes Ither; ersteres ist bey Scholz S. 149 u. 255 in Beit Dedschen\*) *بيت دسح* wieder zu erkennen, letzteres in Beit Dedschen bey Akre, Scholz 257. So scheinen beide Städte, welche den Namen des kanaanitischen Götzen Dagon tragen, bis auf diesen Tag erhalten zu seyn, aber die Stadt des wahren Gottes Beth El, die im alten Testament so oft genannt wird, ist vom Boden weggelegt. De Moncoups ist wohl der letzte Reisende, welcher (i. J. 1647) den Platz betrat, wo er nichts als die Ruinen einer alten Kirche fand (l. p. 324)\*). — In Atarah Scholz S. 268 ist Utacoth, die Grenzstadt Ephraims und Benjamin's Jos. 16, 2, 5; in Anateh ibid. Anathoth, das von Sefaias befestigte zu erkennen. Weit our el fawkeh, Weit our el tachtch, Scholz S. 269: *بيت عور التحتة بيت عور الفوق* bewahren Bethoron superior (nach Epiphanius Daniels Watersstadt) und Bethoron inferior; diesen uralten, von Salomo besetzten, durch die Niederlage der fünf kanaanitischen Könige, Jos. 10, 11, Micanors 1 Macc. 7, 39 ff., des römischen Feldherrn Cestius berühmten Punkt. — Besonders merkwürdig ist auch das von Scholz S. 267 angeführte, eine halbe Stunde südlich von Nablus an einem Berge liegende Ußkar, denn ohne Zweifel liegt darin das Sichar des neuen Testaments. Das Itinerar. Hierosol. v. 333 p. Chr. rechnet von Neapolis nach Sichar passus mille; und das Onomast. sagt: Sichar ante Neapolim juxta agrum, quem dedit Jacob filio suo Joseph.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Für die sichere Vergleichung alter und neuer Namen Palästina's ist folgende Regel wichtig. Das hebräische, griechische und lateinische G ist durchgängig in Dsch (von Berghaus mit dj bezeichnet) übergegangen: Migdal-Magdala-Medschal, Gannim-Ginna-Gschenn, Gilgal-Galullis-Tscheldschulle, Regio-Regenbergschun. Dagegen ist auch die von Eusebians verführte Vergleichung Argob's mit Arub unrichtig.

\*) Maundrell war 1697 sicher am unrichtigen Orte, zu weit nördlich, etwa da, wo Siloh stand.



# G e l e h r t e   N u z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. December.

Nro. 242.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schritten entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

## Zweyter Artikel.

In dem ersten Abschnitt dieses Berichtes über das vorliegende Buch ist versucht worden, zu zeigen, was nach des Aristoteles Lehre die Gottheit sey? und das Ergebniß läßt sich mit den eigenen Worten desselben etwa so aussprechen: Ὁ θεός ἐστίν οὐσία αἰὼλος ἀνεν πάσης δυνάμεως, ἀμειγδης, ἀπαθής; καὶ ἀναίτλοιοτος, ἀμερής; καὶ ἀδιάρητος καὶ αἰδιος; er ist πρώτη ἀρχὴ τοῦ οὐρανοῦ καὶ πάσης τῆς φύσεως; er ist ζῶων αἰδιον, εὐδαιμον, ἄριστον; er ist νοῦς ἐνεργεία ὦν πάντα κινῶν ὡς τέλος καὶ τὸ ἀγαθόν, αὐτὸς ἀκίνητος, αἰ τὸν ἅπαντα αἰῶνα ἑαυτὸν νοῶν ἀπρακτος τὰς ἔξω πράξεις u. s. w. Metaph. A. 7. 99.

Die angeführten Merkmale oder Bestimmungen sind zwar ganz sicher und in den erhaltenen Schriften nachweisbar; allein es könnten über sie manche Erläuterungen gewünscht werden; sie bedürften meistens einer ausführlicheren Erörterung, Beziehung und Anwendung, die Aristoteles nicht gegeben hat, wenn nicht in der weiteren Entwicklung und Deutung derselben sehr bald Zwiespalt der Meynungen bey den Erklärern hervortreten soll. Als eine von den vielen seit alten Zeiten versuchten Ausdeutungen kann man sich auch die von H. Biese nach

Hegel beliebte gefallen lassen; nur daß man sich hüte, sie für mehr als Ausdeutung, sie für historisch wahr zu halten. Vielleicht ist sogar das Zuwenig in der Aristotelischen Theologie mehr zu billigen, als das Zuviel bey andern z. B. den Stoikern; aber nicht nur gegen die Theologie der späteren Stoiker, auch gegen die frühere des Plato mag mancher die Aristotelische Lehre von Gott für dürftig und mager erachten. Es mag demnach bey dem bisher ausgeführten um so mehr sein Wenden haben, als es nun einmal dem Aristoteles nicht gefallen hat, sich in umständlicherer Betrachtung auszusprechen, alle möglichen gegründeten Einreden und Bedenken zu beseitigen, auf alle möglichen weiter sich ergebenden Fragen und Probleme zum voraus Rede und Antwort zu geben. Denn ihn hat ohnehin vornehmlich nur die ihm vorangegangene geschichtliche Entwicklung der Philosophie und die Sorge für eine gründliche, durchgreifende Naturforschung in das übersinnliche Gebiet hinausgetrieben; aus eigenem inneren Antrieb, der den Plato überall aus den Niederungen der umgebenden Natur in dasselbe emporträgt und hinüberschwingt, kommt Aristoteles beynahe niemals dahin; immer kehrt er sehr bald zurück und verweilt mit Vorliebe bey der Naturbeschreibung und Erklärung. Ist daher dort mancher Punkt nicht nach Wunsch aufgeklärt, findet sich auf manche Frage keine erhellende Antwort, so ist er hier desto ausführlicher über alle Gegenstände, welche die Natur zur Beobachtung darbietet.

Unter diesen nimmt der Mensch, seine Seele, sein Geist den ersten obersten Rang ein; über ihn

verbreitet er sich nicht nur in der Psychologie und dem Anhang zu derselben, sondern auch in der Logik und Ethik und zum Theil in der Metaphysik. Denn eben zu einiger Erkenntniß Gottes und seines Wesens giebt vorzugsweise und gewissermassen ganz allein der menschliche Geist einige Analogien und Bestimmungen an die Hand. Dieser heißt deshalb selber öfters göttlich, wenigstens das Göttlichste in uns (*τῶν ἐν ἡμῖν τὸ θεϊότατον* Eth. Nic. X. 7.); so wie die Gestirne das Göttlichste unter allem Erscheinenden — *τὰ θεϊότατα τῶν φανερῶν* — genannt werden.

Wie dieß zu denken sey, darüber hätte mancher gewiß gerne eine eigene Ansicht des H. Biese vernommen. Er giebt jedoch nur die Ansicht wieder, die seine Schule sich von der Aristotelischen Theologie gemacht hat, wonach unser Geist aus Gott, mit dem, wie anfangs = so endlosen, göttlichen Geiste zuletzt ganz in einander fließen würde. Allein von einer solchen Vergottung — um mit der deutschen Theologie Eckarts zu reden — weiß Aristoteles durchaus nichts.

Der menschliche Geist, seinem Weltverband entnommen und als für sich bestehend, ist dann eben was er ist (*π. ψ. III. 5. fin. χωρισθεὶς δὲ ἐστὶ μόνον τοῦδ' ὅπερ ἐστὶ, καὶ τοῦτο μόνον ἀθάνατον καὶ αἰδιον· οὐ μνημονόμενον δέ, εἰ τούτο μὲν (der reine Geist) ἀπαθὲς, ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φθαρτός, καὶ ἀνευ τούτου οὐδὲν νοεῖ.*); eben wie auch die Zeit, wenn nicht gedacht noch gezählt wird, und wie andere Dinge, wenn an und für sich hingestellt, alsdann auch sind *ὅπερ ἐστὶ*, was sie eben sind, (*ακρ. φυσ. IV. 14. p. 92 Syll.*) *ἀδύνατον εἶναι χρόνον, ψυχῆς μὴ οὐσίας, ἀλλ' ἢ τοῦτο ὅποτε ὄν ἐστιν ὁ χρόνος*, reines Subject oder Substrat, reines Fürsichseyn. Vergl. ebd. c. 11. p. 83 sq. u. *Metaph. Z. 4. p. 108 u. II. 6 p. 141.* Von diesen und ähnlichen Stellen ausgehend könnte, wer Lust hat, die Aristotelische Lehre, wie H. Biese,

zu einem System des absoluten Wissens, so nicht mißlich leicht zu einem System eines nur relativen Wissens von lauter Beziehungen und Behalten der Dinge unter einander hinüberwenden, indem, von diesen Relationen der Dinge und von ihrer Gegenseitigkeit abgesehen, jegliches nur ist, was es ist, *ὅπερ ἐστίν*. Der menschliche Geist nun scheint nicht allein in seinem Verhalten, sondern auch in seinem *ὅπερ ἐστίν*, in seiner Substanz vom göttlichen verschieden zu seyn. Denn der höchste Gegensatz, zu dem die ältere griechische Philosophie vordrang, war der des *ὄν* und des *μὴ ὄν*, oder wie Plato im Sophistes näher bestimmte, des *ὄντως ὄν* und des *πῶς μὴ ὄν*, wie er im Timäus sich ausdrückt, *τί τὸ ὄν μὲν αἰεὶ, γίνεσθαι δὲ οὐκ ἔχον· καὶ τί τὸ γινόμενον μὲν, ὄν δὲ οὐδέποτε* u. s. w. p. 28. Noch näher und schärfer bestimmte diesen höchsten allbeherrschenden durchhingreifenden Gegensatz Aristoteles mit den Ausdrücken *ἐνεργεῖα ὄν* und *δύναμις ὄν*. In welche Reihe stellt Aristoteles Gott und Götter? Offenbar in die der schlechthin und absolut *ἐνεργεῖα ὄντων*, wie aus dem vorigen Art. zur Genüge erheller. — In welche Reihe denn aber stellt eben derselbe den menschlichen Geist? Es scheint, in die erste Reihe der *ἐνεργεῖα ὄντα* nicht; obgleich der menschliche Geist, wie alle andern Wesen eben auch, dahin strebt, *ἐνεργεῖα ὄν* zu werden und zu seyn. In Gott ist durchaus und schlechterdings keine *δύναμις*, die erst ihrer Vollendschaft oder Energie entgegen gehen müßte (*Metaph. A. 7. extr. u. a. a. D.*); vom menschlichen Geiste aber sagt er *π. ψυχ. III. 4. §. 11, ὅτι δύναμις πῶς ἐστὶ τὰ νοητὰ ὁ νοῦς, ἀλλ' ἐντελεχεία οὐδὲν, πρὶν ἂν νοῆ. δὲ δ' οὕτως ὡς περ ἐν γραμματείῳ, ᾧ μὴδὲν ὑπάρχει ἐντελεχεία γεγραμμένον· ὅπερ συμβαίνει ἐπὶ τοῦ νοῦ.* cf. cc. 7 u. 8. Diesem nach scheint der menschliche Geist nur Anlage, *δύναμις* zu seyn; er hat nur die Möglichkeit zu werden,

was er seyn soll. Allerdings ist seine Mäße oder Mäßigkeit (*ὀυρανίς*) von anderer Art, als die der irdischen Natur, eben wie auch der Himmelstoff eine besondere Art Stoffes und Materie ist, verschieden zwar von den uns umgebenden irdischen Stoffen; doch aber sind beide unter Einer Gattung zusammengefaßt.

Ist nun die Welt um uns her *κινητός, παθητός* u. s. w., so ist zwar unser Geist dagegen *ἀπαθής, ἀμικτός, ἀδύνατος* u. s. w., aber durch alle dieses kommt er nicht in die erste Reihe weder des höchsten Gottes, noch der Sternegötter, welche schlechthin *ἐνεργεία ὄντες* sind. Der menschliche Geist dagegen, obzwar eigentliche *κίνησις*, Bewegung und Veränderung im strengen Sinn, von ihm nicht ausgesagt werden kann, ist doch das nicht ursprünglich und anfangslos, was er seyn kann und seyn soll. *Ὁ ἄρα καλούμενος τῆς ψυχῆς νοῦς οὐδέν ἐστίν ἐνεργεία τῶν ὄντων πρὶν νοεῖν.* — — — *καὶ ἰδὲ ὅτι οἱ λέγοντες τὴν ψυχὴν εἶναι τόπον εἰδῶν, πλὴν ὅτι οὐτε ὄλη ἀλλ' ἢ νοητικῆ, οὐτε ἰντελεχειαία ἀλλὰ δυνάμει τὰ εἶδη π. ψυχ. III. 4. 4.* Wollte man auch sagen, in alle Wege gewinne doch und enthalte der Geist die Formen oder Ideen, ohne daß sie in ihm werden, sondern nur gleichsam aufscheinen (*ἐκλάμπει*): so hilft auch dieses nicht aus, ihn über die Natur hinaus ins Gebiet des wahrhaft Göttlichen zu versehen. Denn auch die Natur ist ja *τὸ εἶδος εἰδῶν*, allein *τῶν ἐνύλων*, der stoffgeborenen Formen, wie der Geist Ort und Gefäß der stofflosen; jene gebiert sie aus Licht des materiellen Daseyns auf dem Leidensweg; dieser bringt die seynen aus Licht des Bewußtseyns und Erkennens auf dem Weg und mittelst des *νοῦς παθητικός*, des von der Sinnlichkeit und Phantasie abhängigen Verstandes.

(Fortsetzung folgt.)

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen &c.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burckhards gewidmet von Heinrich Berghaus &c.

(Fortsetzung.)

Nicht weit davon ist ferner ein Salem, Scholz S. 267, welches wohl dazu beitragen könnte, den Streit über Gen. 33, 18 — 19 zu schlichten und den Irrthum des Hieronymus, der es für die Residenz des Priesterkönigs Melchisedek nahm, zu erklären. Ich übergehe andere, um dieselbe Wahrnehmung für das nördliche Palästina an einem Beispiel nachzuweisen. Im 2 B. d. Kön. 15, 29 wird erzählt, daß der assyrische König Tiglath Pileser in's Reich Israel eingefallen sey, „und nahm Zion, Abel Beth Maacha, Jannoach, Kedes, Hazor, Gilead und Galsilaa, das ganze Land Naphtali, und führete sie weg in Assyrien.“ Abel Beth Maacha, auch Abel Main 2 Chron. 16, 4 genannt, Kedes und Hazor sind noch jetzt drei nahe bey einander gelegene Orte im Norden des Sees Merom: Abil, Kades und Azur. Zion, 1 Kön. 15, 20 neben Dan genannt, steckt vielleicht in dem nördlich von Abil gelegenen Wdschun, dessen frühere größere Bedeutung daraus erhellen möchte, daß die Umgegend nach demselben Merdsch oder Ebene Wdschun genannt ist. Jannoach hält Gesenius für das ephraimitische Jos. 16, 6—7; mit Unrecht; denn in unserer Stelle ist nur von galläuischen Städten die Rede. Stephan Schulze fand ein großes von Deufen bewohntes Dorf Jannoach auf dem Bergzuge nordöstlich von Akre, welches seinem Namen gemäß — es bedeutet Ruhe — der Sommeraufenthalt der vornehmeren Bewohner von Akre ist. Er sagt in der Sammlung von Paulus VII. S. 98: „Es muß stets ein zur besondern Erfrischung dienender Ort gewesen seyn, theils wegen der schönen freyen Luft, theils wegen der herrlichen Aussicht auf das Meer.“ Wis man ein anderes östlicheres Jannoach findet, wird man dieses für das alte halten dürfen. Diese neuen Beispiele von der Beständigkeit der alten Namen, die ich noch ansehnlich vermehren könnte, müssen zu weitern Forschungen an Ort und Stelle ermuntern.

Die alten Namen dauern ja selbst über später ge-



gebene griechische und römische fort. Alle Bemühungen der syrischen Beherrscher, das jüdische Volk zu gräcisiren, welche Tacitus preist, weil sie terririmum gentem in melius mutare solent (Hist. 5, 8), schlugen fehl, und Ammianus Marcellinus schon macht die seine Bemerkung im Anfang des 14. Buches seiner Historien: Die römischen und griechischen Namen haben den Bewohnern dieses Landes nie gefallen; daher haben die meisten dieser Orte bis heute ihre alten orientalischen Namen bewahrt. Interessante Beispiele der Art hat Oesenius zu Durdharb's Reise gegeben. Das Verschwinden der fremden Namen ist der Grund, weshalb viele palästinsische Städte für uns verloren sind, weil wir nicht wissen, wie ihr morgenländischer Name lautete. Ich nenne nur die bischöflichen Städte Diocletianopolis, Minois, Sozusa, Sycamazon, Toxus, Tricomias, Capitolias, Tetracomias, Helenopolis, Augustopolis, Metrocomia, Pentacomia. Wo wie dagegen den alten Namen wissen, ist uns meistens auch die Stadt erhalten, z. B. Lod-Diospolis-Lyddä, Zypor-Scyphoris-Diocæsarea-Cæsari, Bethshean-Scyphopolis-Byfan ic. ic. Zuweilen ist die Orthographie so ausgezeichnet, daß sie aus der Beschreibung leicht wieder erkannt wird, wenn sich selbst der Name geändert hat, wie dies bey Sela-Jokthel-Nekein-Arkeme-Petta-vallis Moysi, der Fall ist, das jetzt Wady Musa heißt. Bisweilen ist der alte Name noch heranzubringen, dann findet sich in der Regel auch der Ort. Tarichea war eine bedeutende Stadt zur Zeit des Josephus und lag am Westufer des galiläischen Meeres. Man stritt lange über ihre Lage, Pococke machte sehr wahrscheinlich, daß ihre Ruinen am Nordende des Sees vorhanden seyen. Da fand Secken den alten Namen am rechten Orte: el Melakha, Salzplaz. Es ist eine beträchtlich große Stelle am Südende, die gar keine Vegetation hat, und wo sich im Sommer eine Salzkruste bildet. Schutt und Mauertrümmer in der Nähe bezeichnen den Platz der ehemaligen Stadt. Der Salzplaz am Ufer des Süßwassersees ist charakteristisch genug, und es zeigt sich auch, daß Tarichea nur eine Uebersetzung von Melakha ist, denn ταραχία heißt das Einsalzen und der Ort des Einsalzens. Von demselben Geschäfte hat das spanische Malaga seinen altphöniciſchen Namen; es erblickt ihn nämlich (Strabo p. 256) von der Salzſiſchwaare, welche in großer Menge und Güte von dort ausgeführt wurde.

Sehr wichtig wäre es, den alten Namen von Eleutheropolis zu finden. Es war eine bedeutende Stadt

vom dritten Jahrhundert an, die Hauptstadt einer Provinz, der Sitz eines christlichen Bischofs. Nach ihr bestimmten Eusebius und Hieronymus mehr als 20 alte Städte; von ihr aus gingen Straßen nach Hebron, Jerusalem, Emmaüs, Askalon und Gaza. Aber seit dem 9. Jahrhundert ist ihr Name verschwunden. Wird sie nicht wieder aufgefunden, so bleibt viel Anderes mit im Ungewissen. Vielleicht läßt sich durch Kombination mehrerer zerstreuter Nachrichten der alte Name ermitteln, dann kann man hoffen, wenn einmal die Gegend untersucht wird, auch die Stelle, wo sie stand, wieder zu finden. Nach dem Itinerarium Antonini liegt Eleutheropolis zwischen Askalon und Jerusalem, 24 m. p. von jenem, 20 m. p. von diesem. Dieselbe Straße findet sich auf der Tabula Peutingeriana verzeichnet, aber statt Eleutheropolis steht in derselben Entfernung von Askalon der Name Ceperaria. Was ist natürlicher als Ceperaria für den semitischen Namen von Eleutheropolis zu nehmen? Die erste Hälfte: Ceper ist deutlich, es ist nichts anderes als Rapphar, Stadt, womit viele Ortsnamen zusammengeſetzt ſind, z. B. Rapphar-Num. Was heißt aber Aria, die zweite Hälfte des Wortes? Neland p. 759 fährt eine Stelle aus dem Buche Rensch an, welche uns Licht giebt. Dort heißt es: *Chori*, *hier*, das ist Eleutheropolis. Damit stimmt nun trefflich Hieronymus zum Propheten Obadja: *Unus atque idem tribus nominibus appellatur Esau, Edom, Seir, posseditque eam regionem, quae nunc Gebalene dicitur et in finibus est 'Eλευθεροπόλεως, ubi ante habitaverant Horraei, qui interpretantur liberi, unde ipsa urbs postea sortita vocabulum est.* Man sieht aus dieser Erklärung, daß er die hebräischen Wörter *chori* ingenuus und *chori* Troglodyte vor Augen hatte. Das Wort in seiner reinen Form war demnach *chori*, *כורי*, Rappharchori, daraus konnte im Munde der Griechen, welche fremde Wörter nach Art der Franzosen entstellten, eben so leicht Ceperaria oder Ceperoria werden, als aus Bethchoron Bethoron und Beth-ar geworden ist. Mit Recht hat Neland auch in dem *Kaζαπόσα* des Ptolemäus das Ceperaria der Tab. Pent. vermuthet; es ist zweifelsichtig in *Kαπαροπια* zu emendiren. Eine merkwürdige, bestätigende Angabe bietet uns Hieronymus im Epitaphium Paulae; er sagt: *Transibo ad Aegyptum, et in Socho atque apud fontem Samson, quem de molari maxillae ora colluam, ut refocillatus videam Morasthim, sepulcrum quondam Micehae Prophetae, nunc Ecclesiam. Et ex latere derelinquam Chorreos et Getheos, Maresa, Idumaeam et Lachis.*

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. December.

Nro. 243.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Der menschliche Geist ist nur ein erregbarer und in Folge des, daß er erregt worden, wirkthätiger; die Energie, die er hierin offenbaret, steht aber immer noch von der uranheblichen Energie Gottes in dem obersten Grade ab, der zwischen dem *ἐνέργεια ὁν* und dem *δυνάμει ὁν* festgesetzt ist. Vgl. Metaph. K. 9. Er ist, wie die Zeit nach Platon, ein Abbild (*εἰκὼν αἰῶνος*) der Ewigkeit, so ein Ebenbild Gottes. Im Begriff aber des Willens liegt schon der Gedanke von der substantiellen Verschiedenheit, die durch allen möglichen Anwachs von Fehlichkeiten, dergleichen hier zwischen beyden das Denken, *νοεῖν*, ist, niemals zur Gleichheit wird.

Die Göttlichkeit des menschlichen Geistes sieht demnach Aristoteles, meines Ermessens, nicht in der Art an, wie sie H. Biese darstellt. Aber andererseits lehrt auch von einer bestimmteren Abhängigkeit, Unterordnung und Botmäßigkeit des menschlichen Geistes unter göttliche Gesetze der griechische Philosoph nichts, und Physiker, wie er vorzugsweise ist, kann er auf diesem Gebiete vielleicht auch nicht süglich lehren, zumal da Demuth, Ergebung u. nur wenig, und selbst die Bescheidenheit sammt ähnlichen Tugenden in der älteren Ethik nur nebenher (wohl aber

bey Dichtern, Lyrikern und Tragikern) ausgeführt werden, so lange nämlich die Moral noch nicht einen mehr religiösen Charakter angenommen hatte. Dieß geschah aber erst bey einigen spätern Stoikern und in der römischen Zeit; und diese ihre neue Wendung schloß sich zumeist an Platos Lehre an. Demnach auch von dieser sittlich religiösen Seite kann eine nähere Verwandtschaft des menschlichen Geistes mit dem göttlichen nicht nachgewiesen werden.

Es bleibt also das Band der Verwandtschaft zwischen beyden nur das Denken, das *νοεῖν*, in so ausgedehntem Sinne, als man nur willen mag. Aber auch dieses Denken bedünkt mir in beyden grundverschieden zu seyn; der göttliche Geist ist schlechthin und durchweg denkend; der menschliche bedarf dazu erst der Erregung. Der göttliche Geist denkt sich selbst und nur sich selbst, weil nur Er als das Beste, ein würdiger Gegenstand des göttlichen Denkens ist. Der menschliche Geist denkt zunächst und zumeist vorliegende, gegebene Vorkommnisse, und gelangt erst spät zum Gedanken seiner selbst und zum reinen Selbstbewußtseyn. Der göttliche Geist denkt anschauend (intuitiv und constructiv); der menschliche denkt diskursiv (*μεταβατικῶς*). Der göttliche Geist hat die Fülle des denkbaren Gehaltes in sich selbst; der menschliche Geist zieht sie zumeist aus der Natur und eignet sie sich an, gleichsam assimilirt sich dieselbe, indem er sie des Stoffes entkleidet, und als reine Formen, Ideen (*εἶδη*) sich hat. (Ich erinnere mich nicht, daß Krist., wenn er von dem, wie und was Gott denkt, jemals sagte, derselbe denke *εἶδη*). Selber

auch die Principien — ἀρχαί — werden durch Induction, aus der Erfahrung gewonnen, und hiezu hat der Mensch eine besondere höhere Anlage, die allerdings etwas apriorisches ist, worüber sich aber Aristoteles nicht weiter verbreitet, An. post. II. cap. ult. coll. Metaph. I. 2. Nur das Princip des Widerspruches, und des exclusi tertii, der Negativität, möchte man als apriorische Wesenheit des menschlichen Geistes nach Arist. ansehen haben; indessen auch dieses hängt bey ihm schon in der Ausdrucksweise: — ἡ καταβάσις ἡ ἀποβάσις καὶ ἡ τοὶ εἶναι ἡ μὴ εἶναι — nahe mit der Erfahrung zusammen, mit vollem Rechte. Eben dieses oberste Princip des menschlichen Denkens, die ἀρχὴ ἀντιφάσεως, belehrt ihn, daß er durchweg von der Erfahrung abhängig ist, indem er für sich nur verneinen und ausschließen, hiemit aber schlechterdings zu keinem positiven Gegensatz und Fortschritt gelangen kann; zu diesem Behufe ist Erfahrung und logische Bearbeitung des Gegebenen unerläßlich.

Die letztere behandelt Arist. nicht nur in den sogenannten An. post., sondern viel umständlicher in den Topischen Büchern. Gerade diese hat aber Hr. Biese, wie schon früher erinnert worden, übersaus kurz abgefertiget im 2ten Kapitel des 2ten Abschnittes S. 622 — 626. Da der Hr. Verf. in des 2ten Theiles Kapitel von der Naturwissenschaft u. unfehlbar nochmal auf die Seelenlehre und auf den menschlichen Geist zurückkommen muß, und sie dort hoffentlich reiner Aristotelisch vornehmen wird; — denn in dem vorliegenden Band Abschn. II. Kap. I. Hat er nur so viel aus der Psychologie geschöpft, als für die Aufgabe nöthig war, die er sich gemacht hatte, „die Vermittelung der niederen und höheren Erkenntniß“ darzulegen, — so sey bis dahin noch einiges weitere verspart, um hier die Topik kurz zu würdigen. Denn sie hat unendlich viel mehr Werth und Gehalt, als die Syllogistik (oder An. priora), aus der die von Hr. B. gegebenen

Auszüge ausführlich genug sind. Dasselbe läßt sich von der Apodiktik (oder Analyt. post.) sagen; sie handeln ab den Beweis, die Definition und Division, überhaupt die wissenschaftliche Methode der Gestalt und Darstellung der Erkenntnisse. Durch welche Mittel und Wege des Denkens aber das Gegebene zur Erkenntniß erhoben, oder derselben doch angenähert werden könne, das führen sie nicht aus. Hiezu giebt aber eben die Topik Ein- und Anleitung. —

Das Schließen ist leicht, wenn auf nichts weiter, als die Form gesehen wird; auch das Beweisen und überhaupt der wissenschaftliche Aufbau ist leicht, wenn für die Tüchtigkeit und Hinlänglichkeit der Materialien Sorge getragen ist. S. Lamberts Neues Organon Bd. I. Kap. 4 — 6. Die Hauptsache ist, die Prämissen herbeizuschaffen, und sicher zu stellen. Hiezu giebt Anleitung die Topik; sie lehrt die Mittel und Wege kennen, die dem überlegenden Denken zu Gebote stehen, um Wortstellungen, Meynungen und Gedanken jeder Art, eigene und fremde, wie sie eben gegeben werden, zu erörtern, zu prüfen, und für die Erkenntniß zuzubereiten. Das Denken an sich selbst nach Arist. hat keine Gelenke und Hülfsmittel zum Fortschreiten; zum weiter und an die Sache selber kommen bedarf sie durchaus der Erfahrung; je weiter und breiter diese, je tiefer und mannichfaltiger, desto besser. Das reine Denken für sich hat nur seine formalen Principien, die leere Negation und die Analyse. Weil die logische Negation keinen positiven Gehalt schafft, keinen Gegensatz — ἰναρτίαν — gibt, sonach auch nicht schließt und setzt, darum eifert Arist. gegen Platons divisive Methode, sowohl An. post. II. 5. u. An. pr. I. 30. als auch E. μορ. I. 2. 3. u. a. U. D. Trotz alle dem redet Hr. Biese viel und oft von der Macht der Negativität, die in der schaffenden Natur wie im speculativen Denken walte und gestalte, nach den Voraussetzungen seiner Schule vielleicht richtig, aber im of-



senbaren Widerspruch mit Aristoteles, der nun einmal nicht λογικῶς καὶ κενῶς sondern πραγματικῶς denken will. Ihm bleibt daher der Hauptgeschäftspunct das reale Denken und Erkennen; für dieses ist immer und überall die wichtigste Frage: wie zu einem irgend wie gewonnenen Obersatz der Untersatz, oder wie umgekehrt zu diesem jener zu finden? um den Schlußsatz gehörig abzuleiten. Und da zuletzt alle Schlüsse zu immer reicheren und tieferen Definitionen führen und auf der Nichtigkeit und Gründlichkeit der Definitionen wiederum alle weitere Nichtigkeit und Festigkeit des Raisonnements und Folgerns beruhet: so geht das vornehmste Geschäft des Denkens darauf hin, wie ein gründlicher Begriff, eine sichere Definition je einer Sache zu gewinnen, von allen Seiten zu befestigen, und nach allen Richtungen hin zu verbinden, und mit anderen in den süßlichsten Zusammenhang zu bringen sey. Kurz auf Forschung, auf Erörterung, Erklärung, Erweiterung, Berichtigung, Verbindung und Begründung des gegebenen Stoffes kommt es ihm an. Hiezu giebt die formale Logik wenig oder auch gar keine Anweisung; vielmehr sind im besten Fall die Vorschriften, Regeln und Bemerkungen der Art in den logischen Lehrbüchern in einen Nahang, die angewandte Logik genannt, verwiesen; und was da gegeben wird, sind meistentheils psychologische Bemerkungen über die Seelenkräfte und deren wechselseitigen Einfluß aufeinander, durchaus aber nicht eine Anweisung, wie man im Denken einer Sache von der Stelle kommen möge.

Die Topic des Arist. aber stellt hin eine Theorie des ergiebigen Denkens; sie weist, durch welche Mittel und Wege, durch welcherley Wendungen, Rücksichten und Stellungen *re.* dasselbe an den zu erörternden Gegenstand zu fördern herankommt, in ihn eindringen und sich festsetzen, ihn mit anderen versuchsweise verbinden mag, bis es das naturgemäße Band und innerlichste geistige Gelenk gefunden und dadurch die Möglichkeit zum Weiterkommen und zur wissenschaftlichen Erkenntniß verschafft hat.

(Fortsetzung folgt.)

- 
- 1) Palästina. Von Karl von Raumer Professor in Erlangen *re.*
  - 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacobin's und Burckhards gewidmet von Heinrich Berghaus *re.*

(Fortsetzung.)

Wir haben hier eine Reise von Bethlehem nach Gaza, daher bleiben die Städte Chorrei, Bethci (d. i. Beth) und Maresa zu Notizen. Auch Idumäa ist hier nicht das Land, sondern ein Flecken, wie er ebenfalls zum Proph. Obadja bemerkt: quod hebraice Edom et graece dicitur *'Iδουαία*, nunc viculus est Palaestinae. Socho lag 9 m. p. von Eleutheropolis auf der via publica nach Jerusalem, Moreseth war zur Zeit des Hieronymus viculus hand grandis juxta Eleutheropolim und zwar nach Eusebius östlich, Maresa eine Ruine 2 m. p. und Lachis 7 m. p. südlich von Eleuth. Also bleibt offenbar Chorrei oder Rapharchori für Eleutheropolis. Den alten Namen hat er gewählt, weil er überhaupt in den angegebenen Städten keine Reiseroute, sondern eine Erinnerung an alttestamentliche Personen und Ereignisse geben will. Rapharchori würde im Munde der Bedulenen, die jetzt in jener Gegend haufen, wahrscheinlich Kafr aur lauten; wie Bethchoron weit anr. Sollte sich aber der Name nicht erhalten haben, so giebt es einen andern Umstand, der einem aufmerksamen Reisenden den richtigen Punkt anzeigen kann. An Eleutheropolis knüpft sich die Tradition, daß in dessen Nähe die Quelle sey, welche auf die Bitte Simson's aus dem Kinnbacken entspringen ist. Wie Hieronymus in der oben angeführten Stelle diese Quelle namhaft macht und ihre Lage zwischen Socho und Moreseth näher angiebt, so kennt sie auch Josephus Arch. 5, 8, 8: *Χωρίον, ὃ Σαγών καλεῖται τὴν διὰ τὴν Σαμψώνος ἀνδραγαδίαν ἐν' αὐτῷ γυνώσκῃν.* Die Tradition erhielt sich noch viele Jahrhunderte. Das Itinerar. Antonini Martyris erzählt: venimus in civitatem, quae dicitur Eliotropolis, ubi Samson ille fortissimus maxilla asini mille occidit viros, ex qua maxilla illo orante aqua profluxit, qui fons loca illa usque ad hodiernum diem irrigat, et in loco, ubi surgit, fuimus. Und in den Annalen des Olypas II. p. 164

heißt es: ἡ τοιαύτη πηγή μέχρι καὶ τήμερον ἐν τοῖς προαστείοις Ἐλευθεροπόλεως φαινεται διαγόνος ἰσνομαιεδομένη πηγή. Zuletzt erwähnt sie Marinus Sanutus p. 252: De prope Bethsura descendit aqua, primo fluens versus occidentis, deinde prope meridiem, et tunc e iungitur fons invocantis de maxilla, veniens a parte Aquilonis, . . . et descendit ultra Staal prope Ascalonem versus occidentis in mare. Später ist meines Wissens Niemand an diesen Ort gekommen, aber es läßt sich bey der Fähigkeit des orientalischen Gedächtnisses vermuthen, daß sie auch jetzt noch im Andenken des Volkes haftet und die Stelle von Cleutheropolis anzeigt. Hat sich doch Simpson's Name auch in dem Dorfe und Berge Samsem ben Gaza erhalten.

Ist es richtig, daß Ceperaria den alten Namen von Cleutheropolis enthält, so haben wir eine neue Bestätigung der trefflichen Untersuchungen Mannert's über die Tabula Peutingeriana. Manuett hat nachgewiesen, daß dieses merkwürdige Ueberbleibsel römischer Geographie aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus stammt, also zwischen d. J. 222 und 255 fällt. Cleutheropolis wurde nach Ammianus Marcellianus l. XIV. im dritten Jahrh. gegründet, die Akten des nicenischen Concils 325 hat ein Bischof von Cleutheropolis unterschrieben; das Itin. Ant. aus dem 4. S. hat Cleutheropolis, nicht mehr Ceperaria, dagegen Ptolemäus in 2. S. Capharoria und kein Cleutheropolis; also muß die Tab. Peut., welche Ceperaria hat und nicht Cleutheropolis, mindestens aus der ersten Hälfte des 3. Sec. seyn. Dasselbe Resultat ergibt sich aus einer zweiten bisher noch nicht wiedererkannten Stadt der Tab. Peut. Sie verzeichnet auf der Straße zwischen Caesarea Palaestinae und Scythopolis die Stadt Caparotanis, 28 m. p. von Caesarea, 24 m. p. von Scythopolis. Neland hat richtig das Caparotia des Ptolemäus darin gefunden p. 461. Die Lesart der lateinischen Uebersetzung verdient unbedingt den Vorzug vor dem griechischen Texte, welcher Καπαροάνις hat; aber selbst wenn die letztere richtig wäre, bliebe die Uebersetzung ein Zeugniß für das Vorhandenseyn einer solchen Stadt. Auf derselben Straße rißte der Verf. des Itinerar. Hieros. 535 p. Chr. von Caesarea nach Scythopolis, aber er erwähnt kein Caparotia, sondern statt desselben Maximianopolis 20 m. p.)

von Caesarea, 22 m. p. von Scythopolis. Hier entsteht die Vermuthung, daß Caparotia und Maximianopolis ein und dieselbe Stadt seyen, jenes ihr alter, dies ihr fremder Name. Der letztere kann erst aus dem Ende des 3. S. rühren, denn Maximianus regierte mit Diocletian von 286—306. Also wäre die frühere Abfassung der Tab. Peuting., welche Caparotia giebt und nicht Maximianopolis, auch hieraus erwiesen. Für die Identität beyder Namen spricht auch dies, daß Caparotia ein Bischofssitz von Palaestina secunda war, und eben so Maximianopolis, Neland p. 211; auf dem nicenischen Concil war ein Bischof von Maximianopolis, aber keiner von Caparotia, letzterer Name verschwindet, wie ersterer aufkommt. Aber es steht die Verschiedenheit der angegebenen Distanzen entgegen? Dies wäre wirklich ein starker Grund gegen obige Combination, wenn sich nicht ein Fehler in den Zahlen nachweisen läßt. Vergleicht man die Gesamtsumme der Meilen zwischen Caesarea und Scythopolis, so findet man eine auffallende Abweichung von 10 m. p. bey demselben Straßenzuge, denn das eine Dokument bietet 52 m. p., das andere 42 m. p., und der Ueberschuß fällt auf die Strecke zwischen Caesarea und Caparotia, denn das Itin. Hieros. hat 20 m. p., die Tab. Peut. 28 m. p. Hier ist also ein offener Fehler. Die Schwirrigkeit löst sich leicht, wenn man das VIII. der Tab. Peut. auf der rechten Seite der Linie als ein Versetzen des Abschreibers erkennt; indem das gleich darüberstehende VIII. bey Caesarea mit in die untere Reihe gerathen ist. Dann bleiben 20 m. p. zwischen Caesarea und Caparotia, welche genau mit den 20 m. p. des Itinerar. Hieros. stimmen. Hieronymus sagt, der alte Name von Maximianopolis sey Hadad Rimmon, das nur einmal im a. Test. bey der Todtenklage um den König Josias genannt wird. Wenn diese Notiz zuverlässiger ist, als die, daß Iberias das alte Kinneroth sey, so kann man Hadad im zwenten Theile des Wortes Caparotia finden. Ich lasse dies dahin gestellt seyn und bemerke nur noch, daß Buckingham (l. S. 454 d. Uebers., vergl. die Karte von Jericho) an einem Punkte, welcher die Identität des Namens sehr wahrscheinlich macht, am südlichen Saume der Ebene Esdrelon, westlich von Dschennin, ein Cufr Cudt aus der Ferne gesehen hat, welches seiner englischen Mißgestalt entgegen ein Kastr Kot gewährt — das Καπαροτία des Ptolemäus. Möchte es bald einmal in der Nähe besichtigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Neland p. 892 hat nur 17 m. p.; er hat die 3 m. p. von Caesarea bis zum mons Syna übersetzen; eben so unser Verf. S. 118.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. December.

Nro. 244.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Es ist dem Arist. sein Vorhaben besser als irgend einem nach ihm gelungen, weil er eben so gründliche als umfassende Kenntnisse historischer und empirischer Art wie keiner vor ihm mit einem eben so tiefen systematischen und reflectirenden Geiste verband, der sich der Wege und Mittel, die ihn in seinem Denken zu den wichtigsten und bedeutendsten Resultaten verholten, klar bewußt war, und dieselben eben so klar für andere darlegte. Es ist daher beynahe keine Wendung, keine Methode des Denkens versucht und in weiterem Umfang geübt und ausgebildet worden, zu welcher Aristoteles in diesen Büchern nicht die Grundlage und den Umriss gegeben hätte. Sie enthalten nicht allein die Syllogistik, so weit diese für die Anwendung und den vielfältigen Gebrauch wichtig ist; sondern verweilen zu allermeist bey dem Begriff und dem Satze, nicht blos nach ihren Formen, wonach der eine ein allgemeiner oder besonderer, ein über- oder untergeordneter u. s. w. der andere ein bejahender oder verneinender, ein kategorischer oder hypothetischer u. s. w. ist; sondern sie geben, wie schon ihre Aufschrift lehrt, die Fundstätten an, wo dem wahrscheinlichsten Vermuthen nach, über den vorliegenden Gegenstand des Nachdenkens,

Satz oder Begriff, etwas, ein verwandter Begriff oder ein Anlaß zu weiterer Erwägung zu finden seyn möchte, sey es, daß dadurch jener berichtigt, erweitert und bewähret, oder daß er dadurch widerlegt und vernichtet werde; sey es, daß er hienach von andern auszufordern, oder mit ihnen zusammen zu fassen, daß er nach seinem Gehalt tiefer zu ergründen, und zu begründen, oder nach seinen äußeren Verhältnissen weiter fortzuführen und mit diesen und jeuen anderen in Verbindung und Zusammenhang zu setzen sey. — Und nicht nur die logischen Formen der Begriffe Urtheile und Schlüsse lehret und übt die Topik; nicht minder werden in ihrem Bereiche die mehr metaphysischen und ontologischen Begriffe und Formen sätzlich vorstellig gemacht und zur Anwendung gebracht, dergleichen das τὰντὸν, ἕτερον καὶ ἄλλο u. s. w., die ἰναρία und alle Kategorien (ἴσια, ποσόν, ποιόν, πρὸς τι etc.) sind bis zu dem höchsten Gegensatz, den Arist. aufgestellt hat, bis zu dem ἐνεργεια und δύναμις ὄν. Eben diese Begriffe, Formen und Sätze nimmt daher Arist. auch in der Metaphysik vor, nur daß er sie hier eben vornämlich nach ihrem metaphysischen und ontologischen Inhalt und Werth strenger und gründlicher erörtert, ohne daß aber ihre Anwendung und ihr Gebrauch auf dem Gebiet des geläufigeren Denkens und Ueberlegens gezeigt wird. —

Zu diesen Fundstätten gehöret ferner ganz insbesondere die Sprache; — wie sie ein Ding durch Ableitung oder durch Uebertragung benennt und von ihm spricht; diese Betrachtung kann nicht



halten zu neuen und feinen Bemerkungen führen, und fast in alter und neuer Zeit die sinnigsten Spiele des Wises und Scharffsinnes bey Dichtern und Philosophen befördert. Und es giebt schon innerhalb einer einzelnen Sprache, noch vielmehr aber in dem vergleichenden Studium mehrerer in Ursprung und Bildung von einander gänzlich verschiedenen Sprachen einen der interessantesten und für das Nachdenken anziehendsten Gesichtspuncte, zuzusehen, wie je eine Sprache, und wie deren mehrere einen und denselben Gegenstand angesehen, und nach welchen Aehnlichkeiten und hervorragenden Merkmalen, Beziehungen und Analogien benannt haben; und in Folge der ersten etymologischen Namengebung oftmals weiter von ihm reden. Belege für das Angedeutete werden jedermann leicht nicht nur aus Plato und Aristoteles, sondern auch aus Aeschylus, Sophokles und Euripides, so wie aus Rednern und Geschichtsschreibern erinnerlich seyn. Hieher gehört auch die Unterscheidung und Bestimmung der πολλαῶς λεγόμενα, der vieldeutigen Wörter, deren einigen, die in der Ontologie und Metaphysik eine Hauptrolle spielen, das ganze 5te Buch (A cc. 1 — 50) der Metaphysik von Arist. gewidmet ist; dergleichen sind die Wörter Ursache, αἴτιον, Princip, ἀρχή; das Ganze und die Theile, τὸ ὅλον καὶ τὰ μέρη, Substanz und Accidenz, οὐσία καὶ συμβεβηκός u. v. aa. Es findet sich unter den größern und kleineren Werken unseres Philosophen gewiß kein einziges Buch, oder Abschnitt, wo er nicht von diesem τόπος Gebrauch machte, wo er nicht zusähe, ob? und bestimmte, wie vielerley Bedeutungen ein Wort habe? Hiedurch löset er sich eine Menge von Schwierigkeiten, die seine Vorgänger im Philosophiren gehemmt und geirret haben. Daher empfiehlt er und hebt hervor ganz vorzüglich diese Fundstätte; mit welcher im nächsten, unmittelbaren Zusammenhang stehen die Homonymen, Synonymen und Paronymen, und deren Unterscheidung und Bestimmung; so wie ferner

die Metaphern und Tropen, die οὐρανοῦ καὶ διαβολῆς, die Wortstellung u. m. aa. bis zu den Soldatsmen u. ä. was den Denkenden in eigener und fremder Rede leicht beschleicht und in die Irre führt. Wenn man erwägt, daß alles Denken mit und in der Sprache vorgehet, daß die offen liegenden oder versteckteren bildlichen Andeutungen und Fingerzeige derselben es weiterführen; wenn man dazu nimmt, daß Aristoteles gerade diese sprachliche Topik, die er zuerst funktmäßig entdeckt und geübt hat, auch mit besonderer Vorliebe behandelt; und wenn man endlich bedenkt, wie wichtig und einflußreich es ist, die Jünglinge, die sich dem gelehrten Stande widmen, frühzeitig auf die Geheimnisse der Sprache und alle ihre Einflüsse in unser Denken, Dichten und Trachten aufmerksam und mit denselben vertraut zu machen: so möchte man wünschen, daß gerade dieses Werk des Aristoteles in den Oberklassen unserer gelehrten Schulen gelesen werden möchte, da es, an sich eines der klarsten und allgemein faßlichsten, wie von Alters her anerkannt ist, ganz naturgemäß von den Vorstellungen, Gedanken und Meynungen, wie sie im täglichen Leben stets wiederkehren, ausgeht, und an diesen zeigt, in welche nur angedeutete Tiefen und wie sie hineinführen; da es den Inbegriff aller logischen Functionen in Lehre und Anwendung und einen Theil der metaphysischen Begriffe und Probleme, vornehmlich aber alle sprachlichen Grundgesetze und Ansichten nach ihrem etymologischen, grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Gehalte in Anregung bringt und darlegt. Gewiß ist es nicht so schwierig, wie Platon Menon, aus welchem Engel versucht hat, die Vernunftlehre zu entwickeln; die Aristotelische Topik lehrt diese in dem rechten Maß, faßlich und an allbekanntem Beyspielen und in der allseitigsten Anwendung, so daß schwerlich eine bessere Propädeutik und Vorbereitung zum akademischen Studium der Philosophie gefunden werden mag; ja für solche,

die sich von der tieferen Philosophie nicht angezogen fühlen, kann sie süglich die ganze theoretische Philosophie erschöpfen.

Neben der Sprache erkennt Krift. als eine andere höchst ergiebige und lehrreiche Fundstätte von Gedanken und Anregung zu weiteren Forschungen die Bekanntschaft mit dem, was Frühere über einen zu behandelnden Gegenstand gedacht, gesagt und versucht haben. Die Uebersieferung und geschichtliche Entwicklung ersparen den Späteren lange und schwierige Um- und Irrwege, und führen meistens theils am sichersten auf die Richtung und Lage des Kernes und Mittelpunctes einer Aufgabe. Krift. empfiehlt daher angelegentlich hier das geschichtliche Studium nicht nur etwa der Philosophie, sondern überhaupt der Politik, der Gesehkunde, ja selbst der Streitigkeiten und Prozesse, und rath, sich von alle dem, was man der Art liest, Excerpte und Auszüge zu fertigen; eben wie er auch in der Rhetorik lehrt.

Nicht minder nachdrücklich als auf die Geschichte im weitesten Sinne, weist er wiederholt auf Beobachtung und Erfahrung hin, als welche Mittel und Wege an die Hand geben, Kenntnisse zu erweitern und zu begründen. — Auf Anschauung, Beobachtung und Erfahrung, fremder, wie eigener, beruhen die Induction und die Analogie sammt der Combination; und die Regeln und Geseze derselben, werden in dem ihnen gebührenden Umfang dargelegt, und im Einzelnen gezeigt. Ja die Methode, deren Empfehlung und Anwendung dem Baco von Verulam so großen und dauernden Rufm verschafft hat, ist keine andere als die auch Krift. für die allein sichere auf dem Felde der Erfahrung und bis in die Metaphysik hinein nicht nur anerkennt und anpreiset, sondern auch selbst überall befolgt und anwendet, wo es nur gehen will; ich meyne die in ductorische Methode (ἐπαγωγή) und mit ihr verbunden die analogische und combinatorische Methode.

(Fortsetzung folgt.)

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer Professor in Erlangen etc.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burckhards gewidmet von Heinrich Berghaus etc.

(Fortsetzung.)

Wie sorgfältig der Verf. die Bibel benützt, ja daß er sie zur Grundlage seines Werkes genommen habe, davon zeugt jeder einzelne Artikel vom ersten bis zum letzten Orte. Will man sich davon überzeugen, so darf man nur den nächsten besten in der Koncordanz anschlagen, und man wird nichts Wesentliches übergangen finden. Ehe ich aber auf das Einzelne eingehe, will ich nicht verbergen, daß mich die von dem geehrten Verf. gewählte Ordnung, die lexikalische, nicht befriedigt hat. Ich weiß zwar wohl, daß es sehr schwierig ist, die Bewohnung eines Landes anschaulich und struchtbar für die Erkenntnis darzustellen; es ist auch gewis, daß derjenige, welcher für Palästina Forderungen aufstellt, wie sie für ein genau untersuchtes Land gelten möchten, geringe Bekanntschaft mit dem Zustand unserer Kenntnisse von Palästina verräth; aber dennoch will diese losse aller Darstellungswesen nicht genügen; denn das Zusammengehörige, welches sich in seiner gegenseitigen Beziehung klarer heraushebt, wird getrennt und das Entfernteste durch den Zufall des gleichen Anlautes verbunden. Zwar ist dieser Uebelstand durch die Eintheilung in vier Provinzen gemildert; aber er bleibt noch immer groß genug. Die natürliche Ordnung würde z. B. erfordern, daß die Ortschaften am Gestade des Sees Genegareth neben einander behandelt würden, also von Süden nach Norden gerechnet Tarichea, Emmaus, Liberias, Magdala, Bethsaida, Kapernaum; aber wie werden sie durch die lexikalische Ansjählung auseinander gerissen! Tarichea steht zwischen Senein und Thibbe, Emmaus in einer Anmerkung zu Liberias, welches die letzte der galliläischen Städte wird, Magdala neben Megiddo, Bethsaida zwischen Ushbek und Dabrath, Kapernaum zwischen kana und Kedes. Selbst die philitäischen Städte werden S. 150 nach dem Asphalet geordnet, da doch die Lage von dreyen genau und die der beyden andern hinlänglich bekannt ist, um sie auf eine schönere Weise zu behandeln. Der

Verf. hat diesen Uebelstand selbst empfunden und daher durch eine Ausnahme gemacht, die ich als Regel zweckgeführt zu sehen wünschte. So wird die ganze Umgegend Jerusalems S. 209 ff. und der Weg nach Bethlehem S. 219 ff. im Zusammenhange geschildert. S. 100 wird das ostjordanische Bethsaida gleich mit dem galiläischen beschrieben, weil sonst allerdings die wichtige Anmerkung über die beiden Speisungen, welche den Synoptikern zu empfehlen ist, minder verständlich geblieben wäre. Hinter Gibon folgen sogleich die galiläischen Städte S. 135. Auch bey den edomitischen Städten S. 185 ff. ist die alphabetische Ordnung nicht streng beobachtet, sondern die Hauptstadt vorangestellt und Ungerwisseres anhangsweise gegeben. Aber es fragt sich, wie man bey unserer mangelhaften Kenntniß des Landes anders verfahren könne? Die Gräben der vier Landschaften sind größtentheils natürlich; vielleicht ist auch das Gebirg Juda von dem Gebirg Ephraim nicht bloß politisch geschieden, worauf manche zerstreute Andeutungen führen. Ganz zweckmäßig können sie daher als Hauptstrahlen beygehalten werden. Schwieriger ist die Frage bey den einzelnen Provinzen. Josia zwar theilt schon genau nach natürlicher Begrenzung ein, wenn er im Stamme Juda das Mittalland, die philistinische Niederung oder Scephela, das Gebirg und das Jordantal oder Arabab unterscheidet, aber dies hilft uns nicht viel, da wir diese Gräben nicht genau kennen. Es scheint also einzuweilen, bis das Land besser erforscht ist, keinen andern Rath zu geben, als daß der Geograph sich an die besuchten Straßen halte und rechts und links mitnehme, was nach ältern und neuern Berichten zur Seite liegt. Hiedurch würde die gegenseitige Beziehung der Orte doch etwas anschaulicher, als durch die trockne Distanzangabe; zugleich würde das, was wir sicher wissen, vor dem noch nicht Wiedergefundenen klar hervortreten. Endlich würde der Gebrauch dieses Abschnittes um vieles erleichtert und angenehmer gemacht.

Mit meinen Bemerkungen zu den einzelnen Orten folge ich der Ordnung des Verf., beginne also mit Galiläa. S. 105: „Hepha, auch Porphoreon.“ Wilhelm von Trens hat Hepha für das alte, selten erwähnte Porphoreon gehalten, und seitdem hat diese Konjektur sich fortgepflanzt. Allein Eusebius berichtet uns anders, und sein Zeugniß hat hier um so mehr Gewicht, als er, überhaupt ein genauer Kenner Palästina's, ganz in der Nähe, zu Cäsarea, seinen Bischofs-sitz hatte. Nach ihm hieß zu seiner Zeit die Stadt Sycaminum, ἡ Συκάμινος, zwischen Cäsarea und Ptolemais unter dem Karmel am Meer gelegen, auch Ἠγά (Onom. v. Japhthie). Eben so hat das ltn. Hierosol. die mansio Sicamēnos 15 m. p. von Ptolemais mit dem Zusatz: ibi est mons Carmelus, ubi Helias sacrificium faciebat; und Ptolemais hat in derselben Ordnung: Ekdippa, Ptolemais, Sykaminos, dann den

Karmel\*). Diese Beschreibungen lassen keinen Zweifel über die Identität des heutigen Hepha mit dem alten Hepha — Sykaminus. Daß die Stadt Gaba des Josephus B. Jud. III. 3, 1 hierbey zu ziehen sey, ist sehr wahrscheinlich; er nennt als Gränze Galiläas den Karmel und fährt fort: ἡ προίσιχτι Ιαβὰ, πόλις ἐπιπὼν οὕτως ἀγορευομένη διὰ τὸ τοὺς ἄρ' Ἠρώδων τὸν βασιλεὺς ἀπολυομένους ἐπιπῆς ἐν αὐτῇ κατοικεῖν. Hepha scheint entstanden aus πόλις ἐπιπῶν, dann erklärt sich ungezwungen, warum jüdische Schriftsteller Hippas am Ostufer des Sees Genesareth und Hepha am Karmel mit demselben Namen belegen: ܗܦܗܗ. Im Mittelalter nannte man es mit verbärteter Gutturalsis Caiphas, daher hat Benjamin von Tudela in der Uebersetzung des zwölfjährigen Gelehrten Baratrier l. p. 74: drei Parafangen (= 6 Stunden) von Akre liegt Kalfas, das ist Cephra. Porphoreon dagegen ist wahrscheinlich der nicht weit von Hepha gelegene, jetzt verschwundene Ort Halzon, den Willebrand Oldenberg in seinem Itinerar. neben Caiphas erwähnt, denn ܗܦܗܗ heißt Purpurfchnecke und Purpur.

Caerula. Bethsaan S. 116 ist nicht eins mit Bethsitta, wie S. 34 Anm. 50 vermuthet wird; denn es sind zwei ganz verschiedene Wörter; das erstere bedeutet Stadt der Ruhe, das andere Stadt der Noethe. Richter 7, 22 ist nur die Uebersetzung undeutlich; es muß heißen: bis Bethsitta gen Zereerath. — S. 119. Legio. Aufwulde in der Tab. Syriae, addenda zu pag. 5, not. 28 erwähnt diesen Ort mit folgenden Worten: El Ledjun urbs est, quam inter et Tiberiadem intersunt 20 millaria. In media urbe est saxum, cui superstructum est templum, quod putatur fuisse oratorium Abrahami; sub lapide fons oritur. Aus dieser Tradition geht hervor, daß Legio kein neuerbotes Römerlager, sondern eine alte Stadt war; leider ist uns aber ihr ursprünglicher Name verloren gegangen. Da die Ebene Jeserel 2 Chron. 35, 22 auch Ebene Megiddo und Im 3. Buch Esra 1, 27 πῶλον Μαγδαδαῶν genannt wird, so ist man versucht zu vermuthen, die beyden spätern Benennungen, Ebene Esdrelon und μέγα πῶλον Αζωτῶν senen den beyden frühern gleich und also Megiddo der alte Name Ledschuns. Die Lage desselben ist ausgezeichnet: „Man übersieht von hier, sagt Maandrell, sehr bequem die ganze Ebene Esdrelon“ bis Nazareth, bis zum Tabor und Hermon. Der Name Megiddo verschwindet nach Josephus und der Name Legio, den Josephus nicht hat, kommt auf.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Die Abweichung des ltn. Anton. macht kein Bedenken. Seine Zahlen sind offenbar verdorben; denn die 44 m. p. zwischen Ptolemais und Cäsarea müssen nach den 28 m. p. der Tab. Peut. und den 31 m. p. des ltn. Hierosol. correctiert werden.



# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. December.

Nro. 245.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Wenn Arist. gleichwohl, trotz dem anerkannten Vorzug dieser Methode, dennoch so oft zur rein logischen und ontologischen Behandlung der Gegenstände seine Zuflucht nimmt, so ist dieß weniger seine Schuld, als die Schuld seiner Zeit, die den Verstand und Scharfsinn gerne in *λογικαῖς ἀπορίαις* και *δυσχερεῖαις* übte, wie er sagt, und die ihm nicht genug Beobachtungen gemacht überlieferte, und den Versuch, das Experiment, noch nicht kannte. Ueber das Vorrecht aber, das er dem Sinne vor der Speculation hier einräumt, hat er keinem Zweifel Raum gelassen, er sagt *ζ. Β. π. 2. γεν. III. 10. p. 262* *fg.*: *ἐκ μὲν οὖν τοῦ λόγου τὰ περὶ τὴν γένεσιν τῶν μελιτῶν τούτων ἔχων φαίνεται τὸν τρόπον, καὶ ἐκ τῶν νῦν δοκούντων συμβαίνειν περὶ αὐτὰς· οὐ μὴν ἐληπταί γε τὰ συμβαίνοντα ἰκανῶς, ἀλλ' ἰάν ποτε ληφθῆ, τότε τῆ αἰσθησει μάλλον ἢ τῷ λόγῳ πιστευτίον· καὶ τοῖς λόγοις (sc. πιστευτίον), ἰάν ὁμολογούμενα δεικνύσῃ τοῖς φαινόμενοις.* Und *Eud. Eth. I. 6.* sagt er *πειρατίον* δι τούτων πάντων (der Tugend- und ethischen Begriffe insgesammt) *ζητεῖν τὴν πίστιν* διὰ τῶν λόγων, *μαρτυρίας* καὶ *παραδείγμασι* χρῶμενον τοῖς φαινόμενοις.

und nach weiterer Erörterung schließt er: *ὅτι προσέχειν οὐ δεῖ πάντα τοῖς διὰ τῶν λόγων ἀλλὰ πολλάκις μάλλον τοῖς φαινόμενοις· νῦν δ' ὅποταν λείν μὴ ἔχωσιν, ἀναγκάζονται πιστεύειν τοῖς εἰρημίνοις καὶ δῶτι πολλάκις τὸ μὲν ὑπὸ τοῦ λόγου δεδεῖχθαι δοκοῦν, ἀληθὲς μὲν ἔστιν, οὐ μὲντοι διὰ ταύτην τὴν αἰτίαν, δι' ἣν φησὶν ὁ λόγος· ἔστι γὰρ διὰ ψεύδους ἀληθὲς δεῖξαι.* *Deßgleichen* *ακρ. VIII. 3. §. 26. S. 152* *fg.*: *ἀλλὰ τὸ μὲν περὶ τούτων σκοπεῖν καὶ ζητεῖν λόγον, ὧν βέλτιον ἔχομεν ἢ λόγου δεῖσθαι, κακῶς κρίνειν ἔστι τὸ βέλτιον καὶ τὸ χεῖρον καὶ τὸ πιστόν καὶ τὸ μὴ πιστόν καὶ ἀρχὴν καὶ μὴ ἀρχὴν.* Und wie unzähligmal kommt in seiner Bestreitung der Ansichten seiner Vorgänger bald zu deren Entschuldigung, öfter zu deren Vorwurf die Bemerkung vor, daß sie noch nicht genug Beobachtungen angestellt vorgefunden, oder gegen diese sich verstockt hätten; ersteres wird öfter von *Empedokles* und *Demokritus* gesagt, letzteres, manchmal mit Härte den *Eleaten* vorgezählt, *ζ. Β. ακρ. φυσ. II. 1. §. 6.* *ὡς δ' ἔστιν ἡ φύσις πειραῖσθαι δεικνύουσι γελοῖον· φανερόν γάρ ὅτι τοιαῦτα τῶν ὄντων ἔστι πολλά· τὸ δὲ δεικνύουσι τὰ φανερά διὰ τῶν ἀφανῶν οὐ δυναμὴν κρίνειν ἔστι τὸ δι' αὐτὸ καὶ μὴ δι' αὐτὸ γνώριμον·* Wiederum heißt es *π. γεν. κ. φ. I. 8. p. 25:* *Ἐκ μὲν οὖν τούτων τῶν λόγων, ὑπερβάντες τὴν αἰσθησιν καὶ παριδόντες αὐτήν, ὡς τῷ λόγῳ δέον ἀκολουθεῖν, εἰναί φασι τὸ πᾶν ἐν καὶ ἀκίνητον, καὶ ἄπειρον ἐνιοι.* — *ἔτι δὲ ἐπὶ μὲν*

τῶν λόγων δοκῆ ταῦτα συμβαίνειν, ἐπὶ δὲ τῶν πραγμάτων μαρτὰ παραπλήσιόν ἐστι τὸ δοξάζειν οὕτως. Diese Belege, die sich leicht ins drey- und vierfache häufen lassen, zeigen hinlänglich, wie unterschieden Arist. der Erfahrung gegenüber der eifeln Speculation das Wort redet; sie leitet und beherrscht ihn bis in die Metaphysik hinein; und deshalb empfiehlt er sie auch in der Topik mehr als einmal und mit Nachdruck.

Wenn nun nach den bisherigen kurzen Angaben Aristoteles in diesem Werke alle erdenklichen Fundstätten und deren Unterarten nachweist; wenn er zeigt, was und wie die Sprache in Namen, Sätzen und Perioden, in Zusammensetzungen, Zerlegungen und Verbindungen; wie die Erfahrung und Beobachtung, so die innere, wie die äußere zum Denken, Forschen und Begründen Anlaß geben, und Vermittelt der Induction, Analogie und Combination zur Erkenntniß leiten; wenn er darin den Einfluß und die Bedeutung der Kategorien und anderer metaphysischer Begriffe auseinandersetzt; wenn er endlich die Geschichte und Uebersieferung der früheren Gedanken, Meynungen und Ansichten zum Studium empfiehlt und zeigt, wie durch alle diese Mittel erst den logischen Formen ein Gehalt erwächst, und wie durch alle diese Wege der überlegende Verstand zur Prüfung irgend welcher vorliegenden Gegenstände, Begriffe und Sätze, zu deren Berichtigung und Fortführung angeregt, getrieben und gefördert wird: so wird man gestehen: daß er in der Topik ein Werk gelieft hat, das unsterblichen Werth hat, und bekannter und geleisener zu seyn verdiente. Wenn etwas darin vermisst wird, so ist es die Betrachtung der mathematischen Methoden, durch deren Nachweisung die Topik allerdings erweitert und gefördert werden kann. Man vermuthet auch leicht, daß sie den Fleiß und emsige Studium empfehlen muß, wodurch den natürlichen Anlagen und der nothwendigen und unerläßlichen Übung reichlicher Stoff zur Bearbei-

tung herbeigeschafft wird. Ein Nachtheil, wenn man es dafür halten will, geht durch die ganze Topik hindurch, daß sie vornehmlich mit Rücksicht auf die Rhetoren und die Sophisten, zumal das letzte Buch: *περὶ τῶν σοφιστικῶν ἰλιχῶν*, ausgearbeitet ist. Allein außerdem, daß sie dadurch an historischem Werth gewinnt, wer ist nicht nur zu oft bald geflüchtig, noch häufiger unabsichtlich und unbewußt in seinem Denken Sophist vor und gegen sich selbst? — und wie desto nöthiger ist nur die Aufhellung der geheimen und versteckten Fergänge und die Auflösung der Sophismen, die Aristoteles erschöpfend gegeben hat. Aus diesen und vielen anderen Gründen ist die Topik vordem fleißig angebaut worden, in der alten Zeit vornehmlich von den Rhetoren, von Aristoteles selbst in der Rhetorik, von Dionysius von Halikarnas etc., von Cicero (zumeist in Bezug auf das römische Privatrecht) und Quintilian im 5ten Buch; und noch am Ende des weströmischen Reiches von Boethius. Dieser bezog sie wieder mehr auf das philosophische Denken; denn von den Zeiten der Stoiker an (*qui iudicandi quidem viat diligentem perseensunt ea scientia, quam διαλεκτικὴν appellant, inveniendi vero artem, quae τοπικὴ dicitur, quaeque ad usum potior erat, et ordine naturae certe prior, totam reliquerunt.* Cic. Top. 2.) und von den Epikureern wurde sie den Schulen der Rhetoren ganz überlassen. Von den Scholastikern wurde sie nur als rein logische Kunst betrieben mit Hintanzetzung der Menge Stoffes und realen Wissens, das Aristoteles fordert und voraussetzt. Um dieses Mangels willen mußten auch die Umgestaltungen und Verbesserungen, welche Raimund Lullus, Athanasius Kircher, Rudolph Agricola, Kuittel u. a. m. der Topik zu geben versuchten, erfolglos bleiben; bey Anderen aber schadete, daß sie in zu specielle wissenschaftliche Fragen und Untersuchungen sich einließen. Denn freylich jede Kunst, jede Wissenschaft hat ihre eigene Topik, ihr eigenes Organon; um aber dieses gehörig zu fassen und anzu-

wenden, muß die allgemeine Topik vorangesetzt werden. Auch bildet sich jeder Denker eine mehr oder minder eigenthümliche Topik, ein Fachwerk, wonach er die Gegenstände betrachtet und seine Untersuchungen anstellt, z. B. die Kategorientafel bey den Kantianern. Ein solches hat Aristoteles in den bisher gerühmten Büchern hinterlassen; er hat uns darin auf die Wege, die Er im Denken eingeschlagen, auf die Mittel, die Er in Anwendung gebracht, aufmerksam gemacht; denn nach τόποις, nach gewissen Fundstätten und Gesichtspuncten, wie sie jedesmal nach der Natur des Gegenstandes am gewissten zum Ziel, zur Einsicht führen können, betrachtet er jeden Gegenstand, den er in Untersuchung zieht; und in wiefern die Topik nur anweist, wie man etwa an den Gegenstand herantomme und ins Herz desselben eindringen mag, also *πειραστική*, *ἐκταστική* und *διαλεκτική* ist, in so fern denkt Aristoteles durchweg dialektisch; in dem Sinn aber, wie Hr. Biese dieß Wort gebraucht, darin auch seiner Schule folgend, denkt Aristoteles durchaus nie dialektisch; und dieser Sinn möchte eher noch der Platonischen Dialektik untergeschoben werden. Denn Platon allerdings liebte den Gang von den Principien aus (*τινὸν ἀπὸ τῶν ἀρχῶν ὁδόν*) zu dem Besonderen; er versucht hie und da eine Deduction und Construction von obersten Begriffen aus. Aber Aristoteles ist überall mehr erst mit der Erforschung der Principien beschäftigt, er zieht den Weg nach den Principien (*τινὸν ἐκ τῶν ἀρχῶν ὁδόν*) meistens jenen ersteren vor, weil dieser an der Hand der Erfahrung vorwärts und ins Gebiet des *Näsonnements* (*λόγος*), oder, was vornehmer klingt, der *Speenlation* hineinleitet. Was er auf diesem Wege von allgemeinen Begriffen, Gesetzen u. s. f. findet, daraus leitet er allerdings ab, daraus erklärt er die besondern und einzelnen Erscheinungen jeder Art.

(Fortsetzung folgt.)

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen re.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Durckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus re.

(Fortsetzung.)

Judäa. Hialon S. 125. Das Hialon bey Oibea Sauls, welches Hieronymus als ein kleines Dorf seiner Zeit kennt, ist schwerlich das Jos. 10, 12 genannte. Die Schrift hat nur ein Hialon im Stamme Dan und ein anderes im Stamme Sebulon. — Anathoth, S. 126, kann nicht das jetzt dafür ausgegebene Fsherenie seyn, denn letzteres liegt 7 engl. Meilen westlich von Jerusalem, Anathoth aber nach Josephus, Eusebius und Hieronymus nur 3 m. p., also nicht halb so weit entfernt im Norden der Stadt. Ich habe schon bemerkt, daß Scholz S. 268 ein Anatech aufführt. Aus der Verwechslung von Anathoth und Fsherenie entspringt der S. 245 unter Modin bemerckte Widerspruch. — S. 127 Aethl, richtiger Aethid, *Αἰθιδ* d. h. Ritterorden, Scholz 257, d'Arvieux II. 10, kann nicht Sykaminos seyn, wenn das richtig ist, was ich zu Hephä nachgewiesen habe. Vielmehr paßt genau das Magdiel des Eusebius: vicus exiguus in quinto milliaro Dorae pergentibus Ptolemaidem (Onom. v. Madiel). Der Name, den es im Mittelalter trug, castrum peregrinorum hatet auch an den Ruinen eines großen Gebäudes bey Aethid, in Dirceladsche Scholz S. 150, verliche Dir el Hadshil. Das Kastell auf dem Rücken der nahen Bergkette ist noch vorhanden, eben so der durch jene Bergkette gebrochene Felsenweg, von welchem der Ort Lapis incisus, Petra incisa und Districtum hieß. Das Citat aus Jac. de Vitriaco Ann. 157 muß heißen 1251 statt 1151. — Unter Bethsemes S. 128 Ann. 160 deutet der Verf. seine Abweichung von Neland unentschieden an, mit der Frage: Jesaues, ob identisch mit Bethsemes? Neland hat die Verschiedenheit beyder Städte auf Grund einer Angabe des Hieronymus, daß Jesaues später Emmaus und dann Nicopolis geheissen habe, durchzuführen versucht, aber der Verf. bezweifelt mit Recht die übrigens scharfsinnigen Gründe Nelands. Jesaues kommt nur einmal vor Jos. 19, 41 auf der Gränge von Dan und



Juda. Dieselbe Gränzlinie wird Jos. 15, 10—11 nur kürzer angegeben. Man vergleiche:

Bethfemes, Thinna, Ekron, Baala, das Meer;  
Jesemes — Thinna — Ekron — Baalath — das Meer.

Schon diese Zusammenstellung ist überzeugend. Neland wendet ein, aus Jos. 19 ergebe sich, daß Jesemes eine danitische Stadt und aus Jos. 21, 16, daß Bethfemes eine Priesterstadt des Stammes Juda gewesen sey. Allein Jos. 15 u. 19 lehren nicht, zu welchem Stamm die genannten Gränzstädte gehörten, erst aus Jos. 21, 16 sieht man, daß Bethfemes zu Juda gehörte. Dies widerlegt den Hauptgrund Neland's. Nun erlangt eine Vergleichung zweier andern Stellen noch mehr Beweisraft, als ihr Neland schon zugesieht. Wie nämlich Jos. 19, 41—42 Jesemes, Saalbin und Usalon neben einander genannt werden, so 1 Kön. 4, 9 Saalbin, Bethfemes und Usalon. Demnach ist es wohl gewiß, daß die gleichbedeutenden Namen Jesemesch und Bethschemesch (Sonnensstadt) ein und derselben Stadt zugehören. Nur die Notiz des Hieronymus steht noch im Wege. Es ist aber leicht zu erklären, wie er zu diesem Mißverständniß kam. Der griechische Text hatte für Jesemes πόλις Σαυμαός, das konnte er leicht für das Ἀμμαός oder Ἐμμαοός seiner Zeit nehmen; ist dies doch dem sprachgelehrten Neland nicht unwahrscheinlich vorgekommen. Wäre Nicopolis Jesemes und von Bethfemes verschieden, so müßte die Gränze Dan's und Judas einen sonderbaren Sprung gemacht haben; denn Zarea und Eschaol auf Dan's Gränze liegen 10 m. p. nördlich von Eleutheropolis gegen Emmaus zu, und Bethschemesch auf Judas Gränze liegt ebenfalls 10 m. p. in derselben Richtung. Ist nun Bethschemesch = Jesemesch, so paßt dies vortreflich zur Gränzbestimmung von Jos. 19, 41; wäre aber Jesemesch = Emmaus, so müßte man plötzlichen Absprung gegen Norden und einen eben so scharfen Rücksprung nach Bethschemesch annehmen, was ganz unstatthaft ist. Endlich ist auch der Name Emmaus keineswegs aus Schemesch, Sammaus, Ammaus entstanden, sondern die griechische Zubereitung des Wortes Ἰηθη thiermae, wie Emmaus bey Tiberias; denn Emmaus war ein Bad, berühmte unter den Christen des vierten Jahrs. wegen der Sage, daß Christus seine Füße darin gewaschen und dadurch die Heilkraft desselben erhöht habe; weßhalb es auch von dem abtrünnigen Julianus aus Haß

verloyst wurde. — S. 129 U. 162 zu Bethzura. Die Stelle 2 Macc. 11, 5 enthält kein zweites Bethzura, denn wenn man sie mit 1 Macc. 4, 29 vergleicht, so zeigt sich, daß in der erstern Stelle eine verdorbene Lesart und daß von keinem andern Bethzura als dem 2 m. p. nördlich von Hebron gelegenen die Rede ist. — S. 134 ist das Jos. 24, 5 genannte Gibea für Gibea Benjamin's gehalten und daraus in Ann. 183 ein Schluß gezogen, welcher unzulässig ist. Die Unbedeutlichkeit der Uebersetzung hat dies veranlaßt. Im Grundtexte ist dieses Gibea durch zwey Merkmale von Sais Stammort unterschieden: es führt den Vornamen Gibeä Pinbas, und liegt auf dem Gebirge Epprain. — S. 142 Juta: Die scharfsinnige Vermuthung Neland's, daß die πόλις Ἰουδα Luc. 1, 39 die jüdische Priesterstadt Juta sey, hätte wohl verdient von Hrn. v. Nauener als richtig anerkannt zu werden. Der Widerspruch der Tradition, welcher Ann. 222 eingewendet wird, hat kein Gewicht. Es läßt sich die Entfegung derselben wohl erklären. Ein Beth Zacharia 70 Stadien nördlich von Bethzur, also in der Nähe Jerusalem's, kommt schon vor 1 Macc. 6, 32—33 vergl. mit Jos. Arch. 12, 9, 4 u. B. J. 1, 1, 5. Da nun Luc. 1, 40 hinter πόλις Ἰουδα gleich hinzugefügt ist: καὶ εἰσῆλθεν εἰς τὸν οἶκον Ζαχαρίου, so mißverstand man dies von Beth Zacharia, welches mit dem Priester Zacharias nichts zu schaffen hat. Daher findet man in den Pilgerreisen domus Zachariae stets als Ortsname. — Lydda S. 143 kann zuverlässlich als eins mit dem viermal im U. T. erwähnten Lbd angesehen werden, es heißt bey den Arabern noch heute ebenso: **ل**. Der Name, nach Wesenius = certamen, paßt trefflich zum Orte, da die Umgegend von Alters her oftmals zum Wapflschlag außersahen wurde. — Maresa S. 144 nimmt der Verf. für identisch mit Morescheth: Gath. Beyde sind aber gewiß verschieden, wenn gleich nicht weit von einander gelegen; es sind hier etwa bloß zwey Formen desselben Wortes, sondern zwey Wörter von ganz verschiedener Wurzel und Bedeutung. Beyde werden Micha 1, 14 n. 15 neben einander genannt, aber in der Uebersetzung ist dies sreylich nicht zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. December.

Nro. 246.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Es herrscht bey ihm die topische oder heuristische Methode, gegen die apodiktische und wissenschaftliche gehalten, weit vor, weil er wohl erkannte, daß der heuristische Weg, der der Erfindung von dem constitutiven Wege des Systemes weit abgeht, wie die Geschichte jeder Wissenschaft zeigt. Die Griechen haben es in der Mathematik z. B. unglaublich weit gebracht, ohne daß sie, noch auch die viel späteren Araber die negativen Größen gebrauchten, oder etwas von ihnen wußten, ungeachtet diese jetzt in unsern mathematischen Lehrbüchern gleich am Eingang der Wissenschaft vorgeführt werden. Das gleiche lehrt die Geschichte der Astronomie, der Medicin u. a. Wissenschaften.

So wahr- und klar dieses ist, eben so klar liegt am Tag für jeden, der auch nur einen flüchtigen Blick in die Werke des Aristoteles gethan, daß er überall, nicht nur in den naturforschastlichen, sondern nicht minder in den ethischen, politischen und metaphysischen Schriften weniger syllogistisch und subsumtive verfährt, weniger aus einigen allgemeinen Voraussetzungen Beweise herleitet und das jedesmal vorliegende begründet, als vielmehr das Allgemeine erst durch all-

seitige behutsame Reflexion zu gewinnen sucht; daß er den topischen und heuristischen Weg einschlägt; daß er von der Negativität und deren angeblichen Uebergängen, überhaupt von ihrer Gewalt und Herrlichkeit nichts weiß, wie ihm jedoch Hr. Biese im 3ten Kapitel des zweyten Abschnittes, zu getreu den Fußstapfen seines Meisters folgend, und zu gültig beymißt. Hier wird die Verrenkung der Aristotelischen Lehren so arg und so wirr, daß es eines mindestens eben so ausführlichen, wenn nicht weitläufigeren Aufsatzes bedürfte, wollte man alle die fast ungläublichen Verdrehungen und Ausrenkungen wieder in die Richte bringen, und das aristotelische Uebemaß herstellen. Es genüge daher an wenigen Sätzen. —

Das Princip des Widerspruchs erkennt Aristoteles ohne Ausnahme und Einschränkung an als das höchste Gesetz des Denkens wie des Seyns. *Metaph. Γ. 3. p. 54. πασῶν βιβαιοτάτη ἀρχή, ὅτι τὸ αὐτὸ ἀνα ὑπάρχειν καὶ μὴ ὑπάρχειν ἀδύνατον τῷ αὐτῷ κατὰ τὸ αὐτὸ, καὶ ὅσα ἄλλα προσδιορισαίμειν* ἂν, ἴστω *προσδιωρισμένα πρὸς τὰς λογικὰς δυσχερείας.* cf. *π. ἔρμ. c. 6. p. 60* wo er abermals *πρὸς τὰς σοφιστικὰς ἐνοχλήσεις*, wie er da sagt, alle nöthigen *προσδιωρισμένα* verstanden wissen will, die er in *Top. IX. (oder σοφ. ἔλεγχ. I.) cc. 3. 4.* näher angibt, *p. 427. ἀντίφασίς ἴστω τοῦ αὐτοῦ καὶ ἐνὸς μὴ ὀνόματος ἀλλὰ πράγματος καὶ ὀνόματος μὴ συνωνύμου ἀλλὰ τοῦ αὐτοῦ — καὶ κατὰ τὸ αὐτὸ καὶ πρὸς τὸ αὐτὸ καὶ ὡσαύτως καὶ ἐν τῷ αὐ-*

τῷ χρόνῳ. Ein höheres und stärkeres Gesetz, als dieses, kennt Aristoteles nicht; auch G. Viese weist keines aus ihm nach, räsionirt aber, vorgeblich aristotelisch, S. 630 fg. also:

„Indem die Reflexion des Verstandes kein anderes Gesetz kennt, als das der Identität und des Widerspruchs, nach welchem das Identische ohne seinen Unterschied, und das Entgegengesetzte ohne seine Identität, somit jedes für sich in seiner Entgegensezung und Vereinzelung fixirt und anseinandergehalten wird, so entstehen die Zweifel und Widersprüche, deren Vermittlung dem Verstande unmöglich wird, weil er bey der völligen Isolirung der entgegengesetzten Bestimmungen nicht zur höheren Einheit des Begriffes, in welchem jene Bestimmungen als Momente aufgehoben sind, zu gelangen im Stande ist, sondern im Gegentheil die concrete Einheit in bloß relative Beziehungen auflöst“ u. s. w. — „Die verschiedenen Arten der Entgegensezung sind nach Aristoteles das Relative, das Gegenheil oder der Gegensatz, die Vererbung und der Widerspruch. Diese Arten der Entgegensezung sind bestimmt von einander unterschieden, jedoch lassen sie bey ihrer Verschiedenheit von einander die Zurückführung auf ein Gesetz zu, in welchem sich die allgemeinste Weise des Entgegengesetzten darstellt. Es geht nämlich das Relative in den Gegensatz über, wenn ic.

Der Verfasser verweist hier mehrmals auf seine vorausgegangene Bearbeitung der Metaphysik; ich finde aber nicht, daß dort die Beweise für diese seine Darstellung ausgeführt seyen. Wie mir die Sache erscheint, so lehrt Aristoteles: Das Denken verabscheut und stößt zurück den Widerspruch, weil er das Denken wie das Seyn zerstört und aufhebt (*ἀναίρει*), weil er den Gedanken nicht zur Einheit kommen läßt; ohne die Einheit aber kein Gedanke möglich ist. *Οὐδὲν ἐνδέχεται νοεῖν μηδὲν νοοῦντα ἔν.* Metaph. I. 4. p. 55. Widerspruchlose Einheit fordert er wie für das Denken, so für das Seyn; diese Einheit aber schließt eine Art Vielheit nicht aus; denn οὐτε τὸ ἔν οὔτε τὸ ὄν μοναχῶς λέγεται (ἀλλὰ πολλαχῶς wie er Metaph. I cc. 6 und 7 und I. (IX.) 1. auseinandersetzt.) — *ἐνδέχεται γάρ τὸ αὐτὸ ἔν καὶ πολλὰ εἶναι, μὴ τὰ ἀντικείμενα δὲ ἔστι γάρ τὸ ἔν καὶ δυνάμει καὶ ἐντε-*

λεχέια· ἀκρ. φυσ. I. c. 2. extr. Weder ἔν noch ὄν sind constitutive Begriffe, dergleichen gleich nur *δύναμις* und *ἐντελέχεια* sind; diese beyden Grundbegriffe läßt aber Aristoteles nicht aus dem Widerspruch oder sonst woher übergegangen seyn, sondern setzt sie schlechtthin in Folge eindringender Naturforschung. — *Τὰ πρῶτα καὶ ἀνωτάτω τῶν γενῶν τὸ ὄν καὶ τὸ ἔν.* — *ταῦτα γὰρ κατὰ πάντων μάλιστα λέγεται τῶν ὄντων· οὐχ οἷόν τε δὲ τῶν ὄντων ἔν εἶναι γένος, οὔτε τὸ ἔν οὔτε τὸ ὄν.* sq. Metaph. B. 3. p. 39 Syll. = p. 49. Brandis. Diese, sagt er dort weiter, sind weder *γένη* noch *ἀρχαί* noch *οὐσίαι*; sie sind ein *κοινόν* und *κατηγορημα μόνον*. Sie beyde *πολλαχῶς καὶ ἰσαχῶς λέγονται καὶ ἀκολουθοῦσιν ἀλλήλοις.* Ebd. I. 2. p. 49 = 62. Brandis; sie sind allgemeine Begriffe, *καθόλου*; aber οὔτε τὸ καθόλου οὐσία, οὔτε τὸ γένος. Ebd. H. c. 1. weder das Allgemeine, noch die Sattung (Begriff) sind Wesenheit; ja diese selbst, als allgemeiner Begriff, hat so wenig als ein καὶ ὄν eine constitutive und differenzirende Kraft. Ebd. J. c. 2. p. 159 fg. *τὸ γὰρ ὄν καὶ τὸ ἔν καθόλου κατηγορεῖται μάλιστα πάντων· ὥστε οὔτε τὰ γίνη φύσις τις καὶ οὐσίαι χωρίζεται τῶν ἄλλων εἶσιν, οὔτε τὸ ἔν γένος ἐνδέχεται εἶναι διὰ τὰς αὐτὰς αἰτίας, δι' ἅσπερ οὐδὲ τὸ ὄν οὐδὲ τὴν οὐσίαν.* sq. Vergl. H. 6. p. 174. Brandis: *διὸ καὶ οὐκ ἔνεστιν ἐν τοῖς ὀρισμοῖς οὔτε τὸ ὄν οὔτε τὸ ἔν· καὶ τὸ τί ἦν εἶναι εὐθὺς ἐν τί ἔστιν ὥσπερ καὶ ὄν τι· διὸ καὶ οὐκ ἔστιν ἕτερον τι αἴτιον τοῦ ἔν εἶναι οὐδενὶ τούτων, οὐδὲ τοῦ ὄν τι εἶναι· εὐθὺς γὰρ ἔστιν ἕκαστον ὄν τι καὶ ἔν τι οὐχ ὡς ἐν γένει τῶ ὄντι καὶ τῶ ἐνι, οὐδ' ὡς χωριστῶν ὄντων παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα* u. s. w.

Aus den bisher angezeigten Stellen, wenn man sie, jede für sich in ihrem Zusammenhang, und sie alle und mehrere andere unter einander zusammenhält und erwägt, wird wohl jederman einsehen,



daß Aristoteles die Einheit, das Seyende und Seyn, desgleichen Gattung u. m. aa. nur (um kurz zu reden) für formelle und Hilfsbegriffe hält; daß ähnliches auch vom ταῦτόν, ἕτερον und verwandten gilt (Ebend. J. c. 3. p. 199 Br. πᾶν πρὸς ἅπαν ἢ ταῦτό ἢ ἄλλο cf. Plat. Parm. p. 139 m. et p. 146 A. Steph.). Von diesen Reflexionsbegriffen und andern beliebigen und willkürlichen Abstractionsreihen und Hilfsbegriffen, als den καθόλου und κοινοῖς unterscheidet er streng die realen Begriffe, die als lebendige und wahrhaftige in der Natur walten und wirken, die εἶδη καὶ μορφαὶ und οὐσίαι, die das τί ἦν εἶναι enthalten. Ebd. Z. c. 4. und B. 4. An. post. I. 3. p. 213 etc. Wollte daher H. Biese den philosophischen Sprachgebrauch berücksichtigen, so mußte er nicht bloß sie und da in einer Anmerkung zu seiner Bearbeitung der einzelnen Bücher ein oder das andere sagen, sondern die bedeutendsten und einflußreichsten philosophischen Kunstausdrücke zum voraus vollständig ihrem Gebrauch und ihrer Bedeutung nach erörtern, und die verwandten unter sich vergleichen, und unterscheiden. Hieher gehört nun gleich die gesammte Klasse der Wörter, die die Lehre von den Abstractionsreihen und Begriffen bezeichnen, als τὸ κοινόν, τὸ καθόλου, τὸ γένος, τὸ εἶδος mit dessen Synonymen μορφή, οὐσία, τί ἐστι, τί ἦν εἶναι, ὄρισμός u. s. w. in mannichfachen Abstufungen; desgleichen ein großer Theil der in der Metaphysik erörterten Begriffe, als ταῦτόν, ἕτερον, ἄλλο, πρότερον, ὕστερον, ὁμοιον etc. B. 1.) die alle nicht selbst Erkenntniß geben, noch sind, aber Behufs der Erkenntniß unumgänglich sind; die Erkenntniß, oder Philosophie und Wissenschaft aber hat nicht zum höchsten Zweck diese Hilfsbegriffe, sondern das Wesen. Metaph. Z. 1. fin. καὶ διη καὶ τὸ πάλαι τε καὶ νῦν καὶ αἰὶ Ζητούμενον καὶ αἰὶ ἀπορούμενον, τί τὸ ὂν, τοῦτο ἐστίν, τίς ἢ οὐσία cf. H. 2. p. 167. ἢ οὐσία αἰτία τοῦ εἶναι ἕκαστον u. s. w.

(Schluß folgt.)

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen u.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burckhards gewidmet von Heinrich Berghaus u.

(Fortsetzung.)

S. 146 Rama. Die Untersuchung ist hier sehr schwierig, weil von Alters her mehrere Orte desselben Namens konfundirt wurden. Eusebius und Hieronymus hielten das heutige Ramleh für Samuels Vaterstadt. Mit Recht berücksichtigt der Verf. diese Meinung nicht, obgleich selbst Clericus sie getheilt hat; denn es heißt ausdrücklich: Ramathaim Zophim auf dem Gebirge Ephraim. Ramleh aber liegt in der Ebene des Stammes Dan. Unser Verf. findet Samuels Ramathaim in dem Rama bey Gibeā. Hiegegen lassen sich starke Bedenken erheben. Rama bey Gibeā gehörte zum Stamme Benjamin, Ramathaim Zophim war auf dem Gebirge Ephraim. Josephus unterscheidet das erstere, durch die Form Ραμαθᾶν von dem letztern, welches er Ραμαθᾶ nennt. Eusebius und Hieronymus erkannten sie als verschiedene Städte und fielen eben deshalb auf Rama im Stamme Dan. Der Verf. sucht die Schwierigkeit dadurch zu heben, daß er das Gebirg Ephraim bis Rama und Gibeā ausdehnt. Was Gibeā betrifft, so ist dies schon durch Unterscheidung von Gibeā Sauls und Gibeā des Pinhas widerlegt; und daß Ramathaim von dem benjaminitischen Rama ganz verschieden ist, das scheinen mir zwey Erzählungen der H. Schr. zu beweisen. Die eine 1 Sam. 9 enthält Sauls Reise nach seines Vaters Eseln. Er gieng B. 4 — 5 von Gibeā durch das Gebirge Ephraim, das Land Calisa, das Land Saalim, das Land Jemini bis ins Land Zuph, wo Ramathaim Zophim lag; er hatte nach B. 20 drey Tage auf diesem Wege zugebracht, nach B. 7 allen Reiserath aufgezehret; nach c. 10, 2 war der Vater um seinen Sohn in Besorgniß gerathen und hatte Boten nach ihm ausgeschiedt; es war der entfernteste Punkt, den Saul erreichte und von welchem er unverrichteter Dinge zurückkehren wollte. Wie können alle diese Umstände auf Rama Benjamins passen, welches eine halbe Stunde von Gibeā lag? Die zweyete Erzählung steht

1 Sam. 19, 18: David entflieht, nach mehreren Nordversuchen Sauls, zu Samuel nach Rama und bleibt mit ihm zu Najoth in Rama. Ist es glaublich, daß David nur eine halbe Stunde weit in einen Ort, der von Gibea deutlich gesehen werden konnte, vor dem Könige geflohen seyn sollte? Dann hätte Saul nicht königliche Kette gehabt. Dagegen auf dem Gebirge Ephraim zu Ramathaim Zophim, in ziemlichster Entfernung von dem Könige, unter den Prophetenschülern, von welchen der Hof wenig Notiz nahm, konnte David hoffen, einige Zeit ruhig und sicher zu leben. Aber selbst dort blieb er nicht lange verborgen. Ohne Zweifel ist also das Rama Ephraims verschieden von dem Rama Benjamins, so wie von dem Rama Daus. Seine Lage ergibt sich vielleicht näher aus Richter 4, 5, einer Stelle, welche der Verf. auch unter Rama in Benjamin anführt. Hier heißt es, die Richterin Debora saß zu Gericht „unter der Palme Debora, zwischen Rama und Bethel, auf dem Gebirge Ephraim.“ Da nun Bethel Gränzort zwischen Benjamin und Ephraim war, so kann das hier genante Rama schwerlich das benjaminitische seyn, sondern es ist wahrscheinlich ein nördlich von Bethel gelegenes, das Ramathaim Zophim Samuels. Scholz hat mehrere Rama im Süden Sidems S. 268: Ramun, Ramallah und Rameh; eins von diesen könnte es wohl seyn. Jetzt zeigt man als Samuels Vaterstadt das Dörfchen Nebi Samuil auf einer Höhe nördlich von Jerusalem. Lage, Entfernung von Jerusalem und selbst der falsche Name geben es als Rama Benjamins zu erkennen, an welches in späterer Zeit die Tradition gekommen ist, die sich früher an Ramleh gesetzt hatte.

Hieraus geht nun auch hervor, daß ich die Ansicht des Verf. über Ausdehnung des Gebirgs Ephraim gegen Süden, S. 36, nicht theilen kann. Das Gebirg Ephraim erstreckte sich nicht über die Gränze Ephraims. Kirjath-Searim, welches nördlicher lag als Rama und Gibea Benjamins, war nach Jos. 15, 60 eine Stadt des Gebirgs Juda; an der Gränze Ephraims. S. 36 Anm. 56 beruht sich noch auf 2 Chron. 19, 4: Josaphat zog unter das Volk von Bersaba bis auf das Gebirge Ephraim. Allein nach dem Grundtexte heißt es nur:  $\text{בְּהַר־עֵפְרַיִם}$ , bis an das Gebirge Ephraim, die Nordgränze seines Reichs.

Uebrigens habe ich noch zu Anm. 238 zu bemerken, daß Arimathäa nicht aus Haramathaim entstanden ist, denn die Silbe Ha ist nur der Artikel. — Das Ramath Negeb 1 Sam. 30, 27 d. i. Rama des Mittaglandes, zum Unterschied von andern Rama so benannt, ist sicher gleich mit Ramoth Negeb Jos. 19, 8; in der

Uebersetzung ist es nur undeutlich. — Reland will p. 959 nicht sagen, daß Rama im Stamme Dan vor der Zeit der Saramenen gar nicht vorkomme, sondern nur, daß der Name Ramleh, Ramula nicht früher vorkomme als im 9. und 8. Jahrh.; p. 580 v. Arimathaea zeigt er, daß Hieronymus im Epitaph. Paulae unter dem Arimathäa bey Udda kein anderes Rama meinen könne, als das nachmalige Ramleh. — Das im N. Test. genannte Arimathäa Josephs kann nicht das ephraimitische Ramathaim seyn, aber eben so gut das Rama des Stammes Dan, als das des Stammes Benjamin, denn es wird Luc. 23, 50  $\alpha\lambda\iota\varsigma\ \tau\omega\nu\ \lambda\omicron\upsilon\delta\alpha\iota\omega\nu$  genannt, aber nicht eine Stadt Samarias. Hieronymus nahm Ramleh für das Arimathäa des N. Test.; es ist aber ungewiß, ob dies eine Tradition, oder eine Auslegung von ihm selbst sey. — Thimna S. 149. Das Thimna, welches auf der Gränze von Dan und Juda lag, kommt in späterer Zeit nicht mehr vor. Tammatha 1 Macc. 9, 50 und die Anm. 253 angeführten Stellen des Josephus beziehen sich ohne Zweifel auf Thinnath Serach.

Vortreflich sind die schwierigen Untersuchungen über Peräa S. 155 ff., die wichtige Unterscheidung des alten Basan von dem spätern Batanäa, welches letztere von weit engerem Begriffe ist, als ersteres; die scharfsinnigen Erörterungen über Gilead, das ganze und die durch den Jakob getheilten Hälften; über Havoth Zair und die bisher unerklärt gebliebene Stelle Jos. 14, 34 über Juda am Jordan, S. 157 Anm. 298. Auf wenigen Seiten ist unendlicher Konfusion ein Ende gemacht und der Ergebe eine feste Stütze gegeben. Die gebrängte Fülle dieses Abschnitts leidet keinen Auszug, er will studirt und ganz genossen seyn. Freunde reinerer Untersuchungen werden ihre volle Rechnung finden. Ich will mich begnügen, zu den einzelnen Stätten noch einige Bemerkungen beizubringen. S. 165 findet es der Verf. nicht unwahrscheinlich, daß Asharoth Ramun, Beeßra und Bozra ein und dieselbe Stadt seyen, worüber sich schon Reland unsicher ausgedrückt hat. Von Asharoth und Beeßra ist dies richtig; das Be vor dem zweiten Namen ist nur eine Abkürzung aus Beth, d. i. Stadt, die sich auch in Bysan statt Bessan findet und heute noch auf dem Libanon sehr häufig ist, wie Bekstein, Bzumar, Bsharri, Bteddin statt Beth Kestin u. s. w. Das von Judas Maccabäus zerstörte Ramnain 1 Macc. 5, 43 f. mit einem Tempel, in welchen die Einwohner flohen, ist sicher dieselbe Stadt; dies geht theils hervor aus 2 Macc. 12, 21, wo sie Karnion genannt und B. 26 Atargation, der Tempel der Asarte namentlich erwähnt wird, theils daraus, daß Josephus die Stadt ebenfalls nur Ramnain nennt. Aber von Bozra ist Beeßra gänzlich verschieden.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. December.

Nro. 247.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Schluß.)

Die *οὐσία* aber beruht in der Rege, *ἐπιπέτεια* und Vollendschaft. Die sprachliche Bearbeitung und scharfe Unterscheidung der erwähnten u. m. a. solcher Begriffe, namentlich aller von Aristoteles selbst als *πολλαχῶς λεγόμενα* behandelten Wörter, die Auscheidung oder wo möglich genauere Anzeige der historischen Bezüge und Rücksichten in der Erklärung derselben, würde ihm die Aristotelische Lehre reiner und in einem richtigeren Lichte haben erscheinen lassen; es würde klar geworden seyn, daß die vorhin angeführten 4 Arten des Entgegengesetzten (*ἀντικείμενα*) wohl unter Einem allgemeinen abstracten logischen Begriff zurückgeführt werden können (was läßt sich nicht alles unter Einem solchen abstracten Begriff zusammenbringen!), daß sie aber ganz verschiedenen Gebieten angehören, daß sie wie keine innere gemeinsame Abstammung, so keine innere Verwandtschaft haben; daß demnach auch die Negation, der Widerspruch nicht unerschlägt, nicht ins Gegentheil über, noch mit denselben zusammengeht; daß gerade die zahlreichen feinsten Begriffe und Wortkitterungen, die dem Aristoteles von jeher oft vorgeworfen werden, in dem Bestreben, die Widersprüche zu vermeiden,

in der Abwehr derselben, ihren zureichenden Grund haben. Nur das reflexionslose Denken vielleicht, nur das Denken, das sich gänzlich der Anschauung entledigen, sich selbst blind und todt machen will, nur dieß etwa fixirt, oder überwindet? Widersprüche und hebt sie als Momente auf. Der Gegensatz aber (wie warm und kalt, leicht und schwer, naß und trocken ic.) ist nicht einerley mit dem Widerspruch; er ist mehr und weniger wie man will. Der Widerspruch im Sinne des Aristoteles wartet, wo er hervorkommt, nur die Augen aufzuthun und sich umzusehen, wo und was versehen und übersehen worden sey? um es bezuziehen und dadurch den Begriff zu verbessern, zu berichtigen; er gibt die Weisung, sich umzusehen, wie und wohin anderwärts der Schritt zu lenken sey; wie und was etwa gesetzt werden müsse. Von der Arithmetik und Algebra, man führe sie fort, so weit man nur kann und mag und so weit sie nur fähig sind, entwickelt zu werden, kommt man doch nie zu einem unmittelbaren Uebergang auf die Geometrie; von dieser, sie mag wissenschaftlich, so weit als es nur möglich ist, ausgebildet werden, niemals zur Mechanik; so wenig als die Scholastiker durch alle ihre feinsten logischen Operationen, Definitionen und Distinctionen jemals zu einem realen Begriff (oder *εἶδος, μορφή*) gekommen sind. Freye bewußte, aber durch die Natur gebotene und vorgegebene Setzung dort bey der Geometrie, der Ausdehnung und ihrer möglichen Gestaltungen, hier, bey der Mechanik, der Bewegung, Zeit und Kraft, sind nöthig, wenn man von dem einen zum andern kommen, eines durch



durch das andere bestimmen, begränzen und erkennen will.

Und solche freybewußte, aber gleichwohl naturnothwendige Sehung übt Aristoteles überall, wo es sich gebührt, oder ihm es nöthig dünkt. Aus dem versänglichen Raisonement der Createn hilft er sich nicht durch ein logisches Geschwäg — nicht einmal in den Bruchstücken über Xenophanes, Melissus und Zeno — sondern durch sehr reale und, so zu sagen, augensällige Unterschiede, die er im *ὄν* setzt, durch *δύναμις* und *ἐνέργεια*. Und das *δυνάμει ὄν*, die *φύσις* zerlegt er eben so wieder, nach der eigenen Handleitung und kraft seiner Anschauung der Natur, in *ἄλη*, *στέρησις* und *εἶδος* s. *μορφή*. Die sind nichts Begriffe, die aus der Negation oder dem Widerspruch folgen und aus ihm sich entwickeln. Dieser beherrscht alles menschliche Denken — im Urtheilen, und dadurch auch in Begriffen, er fördert es aber nicht, weil er nichts setzt. Daher mag man wohl sagen, daß auch das Denken Gottes an ihn gebunden sey; aber an *παντάσματα*, dergleichen das menschliche Denken nach Aristoteles und nach der inneren Erfahrung immer und überall bedarf, und an die Zeit ist der Gedanke Gottes so wenig gebunden, so wenig der göttliche Geist *ἐναντιώσεως* in sich trägt, dergleichen im menschlichen Geist das Denken und Nichtdenken, Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit, Gut- und Böseseyn sind. Die *στέρησις* aber, (d. i. die Verabung oder Dürf, der Mangel dessen, was ein Ding in seiner Vollkommenheit haben soll, dergleichen die Blindheit, Taubheit, Lahmheit u. s. für diejenigen Wesen, die ihrer Natur zufolge Gesicht, Gehör und Gangfertigkeit haben sollen), dergleichen die *ἐναντία* oder Widersinnisse und Gegenfälle, wie warm und kalt, gut und böß u. s. f. an den ihrer fähigen und empfänglichen Wesen, noch viel weniger aber die Relativitäten (*τὰ πρὸς τι*) werden von Aristoteles nie und nirgend mit dem Widerspruch (*ἀντιφασίς*)

vermengt; s. Metaph. I. 4. flg. Top. II. (8. 9. Buhle) c. 3.; sie sind aus einer reinen, klaren und scharfen Empirie von ihm aufgenommene Unterschiede, die er durch Induction errungen hat, wie er deren Verfahren in dem schon angeführten letzten Kapitel der An. post. angibt. Es ist eine empirische Bestimmung, wenn er sagt Metaph. O. 9. p. 180 Brandis: "Ὅσα γὰρ κατὰ τὸ δύνασθαι λέγεται, ταυτὸν ἴστι δυνατὸν τάναντία· οἷον τὸ δύνασθαι λεγόμενον ὑγιαίνειν ταυτὸν ἴστι καὶ τὸ νοσοῦν, καὶ ἄμα· ἢ αὐτῇ γὰρ δύναμις τοῦ ὑγιαίνειν καὶ κάμνιν, καὶ ἡριμῆν καὶ κινεῖσθαι, καὶ οἰκοδομεῖν καὶ καταβάλλειν καὶ οἰκοδομῆσθαι καὶ καταπίπτειν, τὸ μὲν οὖν δύνασθαι τάναντία ἄμα ὑπάρχει, τὰ δ' ἐναντία ἄμα (sc. ὑπάρχειν) ἀδύνατον· καὶ τὰς ἐνεργείας δὲ ἄμα ἀδύνατον ὑπάρχειν, οἷον ὑγιαίνειν καὶ κάμνιν, ὥστ' ἀνάγκη τούτων ἑκάστων εἶναι τ' ἀγαθόν." Daß ein Ding entgegengesetzter Zustände empfänglich ist, ja sie beyde zugleich in gewissem Betracht an sich hat (wie etwa gesund seyn im Ganzen, bey einem theilweisen Leiden, z. B. an Zahnschmerzen), das ist nach Aristoteles nicht nur kein Widerspruch, es hilft ihm von Widersprüchen sich frey halten. Eben so wenig ist es ein Widerspruch — im Sinne des Aristoteles — wenn „die Bewegung Wirklichkeit sowohl des Bewegenden als des Bewegten ist, also Eine Wirklichkeit von Entgegengesetztem“ (Wiese S. 631). Bewegendes und Bewegtes stehen sich nicht *ἀντιφατικῶς* wie *κατὰφασίς* und *ἀπόφασίς* entgegen; so different sie auch übrigens sind; und so mit anderen Unterschieden und Bestimmungen, welche Aristoteles an vielen Orten setzt, und die zwar ins logische Gebiet hinüber gezogen werden können, deren eigentliche Kraft und Geltung aber bey ihm aus der Naturbetrachtung herkommt, und in dieser hinwiderum sich bewährt.

Aus alle dem erhellet schon sattsam, daß so verdienstlich und in manchem Betracht lobenswerth

auch immer das Unternehmen des H. Biese ist, so sehr es von der einen Seite einem Zeitbedürfnisse entgegen kommt, ja fröhnet, daselbe doch von der Seite unverfälschter historischer Auffassung vieles vermessen und den Nachfolgern und Weltläufern zu thun übrig läßt, setzen sie auch nur aus einer andern philosophischen Schule der Zeit; daß namentlich Heint. Ritter, mit dessen Darstellung des aristotelischen Systems Hr. Biese nicht zufrieden zu seyn scheint, jedenfalls unbefangener und darum auch treuer aufgefaßt hat. Zu wünschen ist, daß Hr. Biese für die Bearbeitung des zweyten Theiles mehr Selbständigkeit in der Auffassung und Entwicklung zeige.



- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen etc.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacottin's und Burchard's gewidmet von Heinrich Berghaus etc.

(Fortsetzung.)

Die beyden Wörter haben erstlich etymologisch nichts mit einander gemein, und zweitens lag Bozra nach der Tab. Pent. und nach Eusebius 24 m. p. von Edrei, Ascheroth aber nur 6 m. p. Dagegen muß man dem Verf. in dem Widerspruche gegen Rosenmüller und Gesenius, welche das hebraeische Bozra für identisch mit dem ägyptischen halten, vollkommen bestimmen. — S. 166 ist Dan unter die Städte Peräas gekommen, welches S. 131 schon unter den galiläischen steht. — S. 175 sind Ramoth Gilead und Selt als verschiedene Städte aufgeführt. Nach den Angaben des Eusebius und Hieronymus kann man beyde unbedenklich als eins betrachten. Die Entfernung von Philadelphia, 15 m. p., trifft genau zu. Die Lage ist ausgemerkelt. Selt ist der spätere Name, aber Salton (Bataneos), nicht hieraticus, wie Gesenius angibt, weil letzteres zu Palaestina tertia gehörte, Selt aber mit Hesbon und Philadelphia zur Provinz Arabia. — S. 185 Thema, das edomitische, ist von dem arabischen Thema Jer. 25, 25; Jos.

12, 14, welches S. 186 u. Anm. 35 für gleichgeltend mit erstem genommen ist. Das eine, תִּמָּן, ist von Thema, einem Enkel Esaus 1 Mos. 36, 11 genannt, das andere תִּמְנָן, von Thema, dem Sohne Zennais 1 Mos. 25, 15 und heißt heute noch ebenso; in den kirchlichen Uebersetzungen ist der Unterschied verwischt.

Der Stadt Jerusalem ist im 13. Abschnitt von S. 192—270 eine ausführliche Bearbeitung gewidmet. Stwärts zerstört und wieder aufgebaut, bald größer bald kleiner, mit sehr verschiedenem Lauf der Mauern, mit Ansammlung von Thälern und Abtragung von Hügeln, bietet Jerusalem's Topographie bedeutende Schwierigkeiten dar. Diese Schwierigkeiten sind durch die Hypothese such der Gelehrten und Reisenden und durch den willkürlichen Wechsel der Tradition so sehr erhöht, daß ein anschaulicher Apparat dazu gehört, um sie zu überwinden. Vor allem aber: „auf diesem Raume von wenigen Quadratmeilen in und um Jerusalem ist das Größte geschehen, was je auf Erden geschah“ S. 192; daher ist uns fast jeder Fußbreit wichtig und der Boden im höchsten Sinne klassisch<sup>\*)</sup>. Solche Ausführlichkeit forderte und bedurfte die wichtigste Stadt der Erde, die eine Geschichte von 4000 Jahren hat. Der Verf. geht von den natürlichen Verhältnissen des Ortes aus, um einen festen Anhalt für die übrigen Untersuchungen zu gewinnen. Dadurch sollen gleich von vorne herein Hypothesen hinweg, wie die von Clarke, welche im Buch nicht einmal erwähnt wird. Der Oelberg, das Kedronthal stehen unverändert und mit ihnen sind die Hügel Morija und Zion fest bestimmt. In der Lage der ganzen Gegend, sagt Scholz 167, worin man noch deutlich die ἀνωτιέρα und κατωτιέρα πόλεις unterscheiden kann, und selbst in den Ruinen der καιρόπολις hat man gewisse Haltpunkte. Die Absurditäten, wozu eine Uebersetzung hierin führt, springen jedem Unbefangenen in die Augen.

Unter den vielen wichtigen Untersuchungen erwähnen

\*) Von Golgatha sagt der englische Arzt Richardson: This is the centre, the grand magnet of the christian church; from this proceed life and salvation; thither all hearts tend and all eyes are directed; here Kings and queens cast down their crowns and great men and women part with their ornaments; at the foot of the cross all are on a level, equally needy and equally welcome.

ich die über die Lage des heiligen Grabes, dessen Aechtheit der Verf. in Schuß nimmt, über die Lage der Thore Nehemias, die Volksmenge der Stadt in alter Zeit, die bündige Widerlegung der neuesten Hypothese über Jerusalem von Prof. Jahnus Olshausen. Nur bey einem Punkte, welcher bis diesen Tag im Streite liegt, bey der Lage des Brunnens Siloah, will ich verweilen. Die konstante Tradition der Christen, Juden und Muhammedane bis auf Eusebius zurück beziehet einen Brunnen auf der Südseite der Stadt mit dem Namen Siloah. Dagegen verlegen ihn die angesehensten Archäologen: Meland, Bachiene, v. Hamelsoeld, welchen Gesenius und Holuck folgen, auf die Westseite der Stadt, und ihr Hauptgrund ist die alte Nachricht über die Einheit der Wasser Gihon und Siloah. Hr. v. Ranner erklärt sich für die Aechtheit der Tradition, aber zugleich bietet er die glückliche Vermittlung, daß der Siloah wahrscheinlich die Abgang und Ableitung des nordwestlichen Gihon gegen Südosten sey, indem er sich auf die merkwürdigen Stellen 2 Chron. 32, 30; 2 Kön. 20, 20 verglichen mit Sirach 48, 18 stützt. Ich stimme dem Verf. mit ganzer Ueberzeugung bey und werde darin desto mehr befestigt, je mehr ich die Gründe der Gegner unterführe. Holuck hat eine besondere Abhandlung über Siloah in seinen Beiträgen zur Spracherkklärung des N. T., Halle 1852, S. 123 ff. mit gewohntem Scharfsinn und Gelehrsamkeit geliefert. Aber er kommt zu dem auffallenden Resultate, daß das Troppöth des Josephus westlich in das Tiefthal gemündet, und eben dort westlich Bethso, das Essenerthor, das Quellthor und der Brunnen Siloah selbst gelegen habe „das völlige Zusammenstimmen aller dieser Data setzt den Ort, an dem wir das alte Siloah zu suchen haben, außer allen Zweifel.“ Es ist wirklich so: alle diese Punkte befinden sich in geringer Entfernung von einander, nur nicht an der Westseite, sondern im Südosten. Dies ist nicht sehr schwer zu beweisen und der Beweis bildet eine glänzende Bewährung der Methode unsers Verf. Nach Neh. 2, 15 — 14; 3, 15 — 15; 12, 31 vergl. 37 liegt das Misthor zwischen dem Thaltor und Brunnenhor. Woher hat das Misthor seine Benennung? Daher, daß es an der Stelle lag, wo aller Unrath der Stadt abfloß, also am niedrigsten Punkte der Stadt. Wo ist der niedrigste Punkt der Stadt? Heute wie immer im Südosten. Alle Reisebeschreiber, die darauf geachtet haben, schildern den westlichen Theil, den Hügel Zion als einen ununterbrochenen Rücken und als den höchsten Punkt der Stadt, weshalb man, wenn man von Jaffa kommt, nur die Mauern, die Stadt selbst nicht sehen kann. Dagegen senken sich die Hügel Jerusalems gegen Südosten, und dort ist also der natürliche Ablauf gegen den Punkt hin, wo das Kedronthal und das Thal Gethinnom sich vereinigen, also die niedrigste Stelle der ganzen Gegend ist. Am klarsten hat hierüber Bischof Arksul an Adam-

nann berichtet: Im Herbst vor der Regenzeit werde zu Jerusalem ein großer Markt gehalten. Aller Unrath, womit eine zahllose Menge von Thieren die Stadt angefüllt habe, werde dann mit einem Male durch den Ausfegen des Herbstes weggespült und fließe beim Misthor ab. Nichts kann deutlicher seyn, nichts charakteristischer für Jerusalem's Topographie. Dort ist also heute wie vormals der Platz des von Nehemia genannten Misttores. Dann ist aber das Brunnenhor Nehemias unwiderprechlich noch etwas weiter gegen Osten auf der Südtseite der Stadt, und mit dem Brunnenchor der Brunne Siloah, von dem es den Namen hat, der Teich Selah, die Königsgärten, und alle oben genannten Punkte; genau wie Hieronymus sagt: ad radices montis Moriae, und die Tradition ist im Einklange mit der Schrift. Demnach mündet auch das Troppöth südöstlich, denn es hat nach Joseph. B. J. 5, 4, 1 den obern und untern Hügel, Zion und Akra, getrennt und bis zur Quelle Siloah gereicht. Wie könnte es westlich ausgelaufen seyn? Der Zionshügel streckt sich gerade von Norden gen Süden und fällt westlich und südlich steil ab. Daher konnte auch an der ganzen Mauer um den Zion, vom westlichen Thaltor bis zum südöstlichen Misthor, kein einziges Thor angebracht werden, also in beträchtlicher Entfernung. Damit stimmt nun eine alttestamentliche Stelle, welche bisher nicht in Anschlag gebracht wurde, ganz überein. Nehemia 3, 15 — 14 wird ausnahmsweise und ausdrücklich die Entfernung des Thaltores bis zum Misthor mit 1000 Ellen angegeben; man vergleiche damit die Abschreibung Maundrell, welcher vom heutigen Mistthore bis zum Verklebensthore 1300 Schritt gefunden hat.

Wie steht es aber mit der von Verf. gemutheten Vermittlung? Die Stelle 2 Chron. 32, 30 verkehrt Holuck von einer Hinterleitung des Gihon auf der Abendseite der Stadt; also das Gihonthal hinunter gen Süden. Aber erklärt ist es schon nicht zu verstehen, warum Hiskias die Quelle Gihon den Weg geleitet haben sollte, den sie von Natur floß, und sodann würde er seine Absicht nicht erreicht haben, sie den belagernden Feinden zu entziehen. Der Grundtext sagt: Hiskias verstopfte den obern Ausgang der Gihonquelle und leitete sie hinunter im Westen, oder genauer: vom Westen der Stadt Davids; also ist der untere Ausgang auf der entgegengesetzten Seite, d. h. im Südosten zu suchen. Der Gihon ist die eigentliche im N. W. der Stadt befindliche Quelle; der Siloah = aquaeductus ist dessen Ableitung, die ihren Ausgang am niedrigen Punkte der Stadt hat, wo sie ein Bassin speist und ehemals die Königsgärten wässerte, wie heute noch die Felder und Gärten im Thale, S. 300 der Uebers.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. December.

Nro. 248.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.



Travels into Bokhara etc. in the years  
1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1834. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 475. Vol. 3. XIX, 332  
Zweyter Artikel.

Am 18. May, nachdem von Seite der Gastfreunde alle erdenkliche Vorforgere getroffen und von Hindu-Kaufleuten Wechsel nach Bokhara, nach Astrachan, ja sogar nach Nischnei-Novgorod gebeten waren, verließ Hr. Burnes endlich Kabul, um die Reise über den Hindukusch nach Turkestan, noch immer gegen den Rath seiner Freunde, zu wagen. Dreyzehn Tage dauerte der Zug durch die Gebirge von Kabul auf der Süd- bis Thulium auf der entgegengesetzten Nordseite.

Durch sechs Felsenspässe, von 11,000 bis 14000 Fuß Höhe gieng der Weg; die zwey oberen waren noch Ende May mit gestornem Schnee bedeckt, der Pferde trug. Der Höchepunct des Hindukusch fällt in dieser Gegend auf den Kohi-Vaba zwischen Kabul und Bamian. Der Hindukusch selbst ist nackt, ohne Holz und Grün, die Thäler dagegen voll Frucht bäume, Aprikosen, &c. und einer eßbaren Pflanze, die Hr. B. für *Assa foetida* (das *σίχριον* Artchians) erkannte, und bis auf 7000' Bergöhe fand. Einen Breitengrad östlich von Kabul, sagte man ihnen, sey die höchste Bergstrasse über den Hindukusch, den die Wanderer aus Furcht vor Schneelawinen schweigend passiren und Zucker und Maulbeere in den Mund nehmen, um auf der Höhe das Athmen zu erleichtern. In den obersten

Gebirgsdörfern fand Hr. B. die Häuser zum Theil unter der Erde, drey Oeffnungen im Dache dienen als Fenster; sechs Monate des Jahres sind sie eingeschneiet; Regen fällt niemals, und das Land bringt nur Gerste hervor, die man im Juny säet, und im September erntet. In diesen hohen Gegenden wird gepflügt, während man auf den Indus-Ebenen bey Pishawer erntet und in Kabul das Getreide Mehren hat. Geld ist hier unbekannt, man treibe nur Tauschhandel. Am Post- Akrobat zwischen Bamian und Seighan endete das Reich Kabul und zugleich das zweyte Stadium der Reise. —

Hr. Burnes macht es durch Vergleichung der bey Artchian enthalteneu Marschroute der Macedonier mit seiner eigenen mehr als wahrscheinlich, daß das griechische *Ἀλιεάνδρεια ἐν Παροπαμισάδαις* in der Gegend des heutigen Bamian gestanden habe. Daß aber die Bergnamen Paropamisus, Indischer Kankus, Zmodus und Zmaus der griechischen Autoren immer eines und daselbe Gebirge mit dem Hindukusch sey, ist heute niemand mehr unbekannt. \*) Alle diese Benennungen sind asiatischen Ursprungs und bezeichnen verschiedene Modalitäten desselben aus Nordindien gegen Abend hinreichenden Weltgebirges, welches unter dem allgemeinen Namen Taurus

\*) Τὴν Ἰνδιὴν περιώριον ἀπὸ μὲν τῶν ἀρκτων τοῦ Ταύρου τὰ ἰσχυατὰ ἀπὸ δὲ τῆς Ἀριωνῆς μέχρι τῆς ἰώας θαλάσσης, ἄπειρ οἱ λιχωῖριοι κατὰ μέρος Παροπαμισῶν τε καὶ Ἠμωδὸν καὶ Ἰμάον καὶ ἄλλα ὀνομάζουσι. Μακεδόνες δὲ Καύκασον. Strabo. pag. 474.

durch den ganzen alten Continent streicht. Nach Potoski (Voyage dans le Caucase I. 52.) ist Paropamis heute noch ein den Neu-Perfern verständliches Wort und heißt so viel als „couvert de neige.“ Unter den 23 Bedeutungen des persischen Wortes بار, bar, findet man auch die von Hoch Burg; und nach Ferhengi's ausdrücklicher Bemerkung bezeichnet dasselbe Wort (in der Zusammenfügung) auch „Land“ z. B. مالبار, Malbar, Malaienland. Vamisci ist aber auch ein uralter bis auf den heutigen Tag blühender Clan von Afghanistan, dem alten Lande der Paropamisaden. Diese Deutungen erschöpfen die Sache freylich nicht, beweisen aber zur Genüge, daß jene Gelehrten Unrecht haben, die im Παροπαμισος der Griechen kloß eine Corruption ohne allen möglichen Sinn erblickten wollen.

Mit Ueberschreitung der Gränzen Turkeßians änderten sich die Sitten. Bigotterie, Unduldsamkeit Unsicherheit, zeigen sich gleich beym ersten Zusammentreffen mit der Ulybessischen Bevölkerung. Man warnte die Reisenden, nicht mit den Füßen gegen Mekka zu schlafen, und im Schnurrbarte ja die Centralhaare herauszuschneiden, um nicht als Kezer (Schiah) zu erscheinen. Auch ist in jeder Gemeinde eine Person aufgestellt, um die Uebernachtenden des andern Morgens 500 Ellen jenseits der Drißhaft zu segnen. Die Gefahr selbst begann gleich bey dem Austritte aus dem Gebirge; denn aller Behutsamkeit ungeachtet war das Gerücht: „es seyen Europäer in der Karbane von Kabul,“ Hr. Burnes schon in das Mauthhaus von Chulum, der ersten Ulybessstadt in der Ebene, vorausgeilt, und der Zöllner — ein Hindu von Geburt — legte auf diesen Umstand ein solches Gewicht, daß ohne eine vorläufige Anzeige an Murad-Beg, Fürsten von Kundus, wohin Chulum gehörte, an Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Bald kam der Befehl, die verdächtigen Fremdlinge an das Hoslager zu bringen. Dieses war aber mehr als 70 englische

Meilen seitwärts von der Straße in einem Dorfe unweit der Hauptstadt Kundus, und Murad Beg, eben jener Fürst, der einige Jahre früher den unglücklichen Moorcroft seiner Kanonen und seiner Reichthümer beraubt, und durch geheime Nachstellungen zuletzt ihm mit seiner zahlreichen Begleitung den Untergang bereitet hatte. Kommt die Wahrheit ans Licht, so ist Hr. Burnes verloren und Moorcrofts Schicksal erwartet ihn auf derselben Stelle. Denn Murad-Beg hasset und fürchtet die Engländer. Der Knoten des Burnes'schen Reisedrama's lag in Kundus, und von der glücklichen Lösung desselben hing Erfolg oder abermaliges Mißlingen dieser englischen Entdeckungsfahrt nach Central-Asien ab. Mit gespannter Neugierde folgt der Leser dem Gange der Entwicklung, weil sich hier der Charakter unseres Helden, sein Muth, seine Geistesstärke und seine inneren Hülfsmittel in ihrer Wülle und in ihrem Glanze zeigen mußten.

Von Kussen war alles gegen die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Ausgangs: die Begleiter aus Afghanistan hatten den Muth verloren und die Empfehlungsschreiben aus Lahore, Pischawer, und Kabul hätten den Untergang nur beschleunigt und unvermeidlich gemacht. Zum Unglücke hatte eben ein Hindu aus Pischawer in gutgemeinter Absicht Burnes's Ansehen, Umstände und Geldspeculationen, in deren Folge sich allenthalben der Cours geändert, in dem Mauthhause zu Chulum gepriesen und neue Verlegenheiten bereitet. Alle Schreiben aus Indien und Afghanistan wurden vernichtet und von der Klugheit allein Rettung erwartet. Als Seekender Alivendi, Armenischer Uhrmacher aus Lenko in Indien, wollte Hr. Burnes sich dem Häuptling von Kundus vorstellen und wußte nicht nur dem Führer der Karbane, sondern sogar dem Mauthaufseher aus Chulum Interesse für sein Schicksal einzusprechen. Die Verschwiegenheit dieses letztern war von der größten Wichtigkeit, und Hr. B. bezog ihn nicht nur, mit an das Hoslager zu gehen,

sondern gewann auch während des Marsches diesen gutmüthigen Hindu durch Erzählungen aus seiner Vaterstadt Multan, durch Unterhaltungen über Gottheiten, Glaubenssage und Heiligen-Geschichten Hindustans, die er von den übrigen Begleitern unverständlich mit ihm auf hindustanisch führte, und letztlich durch Angelobung guter Belohnung zur Geheimhaltung der Wahrheit zu bewegen. Größern Widerwillen als der Hindu gegen eine positive Lüge zeigte der mohamedanische Karbanenführer aus Kätul, dem an der Rettung des Hrn. W. doch am meisten liegen mußte. Und Hr. W. hatte seine ganze Uebersetzungskunst und orientalische Gelehrsamkeit nöthig, um alle Bedenklichkeiten dieses Mannes zu beseitigen. Der strenge Moralist würde in seiner Wahl nicht schwanken, aber der im Orient wohlbekannte Spruch: „Eine Lüge, die Frieden schafft, ist besser als Wahrheit, die Verwirrung zeugt,“ mußte bey diesem Widerstreiten der Pflicht gegen den natürlichen Erhaltungstrieb, die Vermittelung übernehmen. \*)

Wenn Hoffnung da war, einen goldgierigen und politisch-eifersüchtigen Despoten zu täuschen und einer so drohenden Gefahr zu entriuen, so wird Hr. Burnes sein Heil nur sich selbst, seinen innern Hülfquellen, seinen ausgeübten Kenntnissen Asiatischer Sitten und Sprachen verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Der bezeichnete Spruch ist aus dem Persischen Dichter Sadi und lautet im Urtexte:

دروغ مصالحة امير  
به از راستي بگنند اذكيں

Dürugh (Trug) musalaha amir  
Bih el راستي befitne enkil. —

Boßheit, Hader, Unfriede, heißt auf Persisch fitne und das hier dem Worte vorgesetzte بی, ist aus den Gesetzen des Persischen Apyhinus zu erklären.

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ic.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burckhards gewidmet von Heinrich Berghaus ic.

(Fortsetzung.)

Tholucks Einwendung, daß der Siloah der Tradition nicht einmal ein Quell, sondern nur ein Bassin sey, welches sein Wasser anderwärts her entlehne, ist ein Beweis für die Tradition; denn eine selbstständige Quelle könnte, eben weil sie selbstständig wäre, nicht Siloah d. h. Wasserleitung seyn. Außer Zweifel gesetzt wird die Vermuthung des Hrn. v. Raumer durch Sirach 48, 18: Hiokias besenligte seine Stadt und leitete Wasser hinein; er ließ in den Fels graben und Brunnen bauen. Hier haben wir den Kommentar zu 2 Chron. 32, 30 und nun begreifen wir auch, wie der Targumist und die Rabbinen Sijon und Siloah als gleichbedeutend brauchen konnten. Die Mißverständnisse sind daraus entsprungen, daß man Anfangs- und Endpunkt der Wasserleitung nicht gehörig unterschied.

Zu viel Gewicht aber scheint mir der Beif. dieser unterirdischen Leitung beizulegen, wenn er ihr vorzugsweise den auffallenden Wasserreichthum Jerusalems in allen Belagerungen zuschreibt, während die Belagerer außerhalb der Stadt vor Durst fast verchwachteten. Diese einzige Quelle, wenn sie auch sehr reich floß, war gewiß nicht hinreichend, die ganze Stadt zu versorgen. Die Cisternen, welche sich in außerordentlicher Zahl und Größe im Felsboden der Stadt befinden, erklären jenen Wasserreichthum. Darauf weisen schon die Worte des Tacitus: fons perennis aquae, cavati sub terra montes, piscinae cisternaeque servandis imbribus. Wilhelm von Tyrus sagt ausdrücklich p. 749, daß der Wasservorrath für Jerusalem im Winter gesammelt werde, und Albertus Aquensis beschreibt eine Cisterne des Palastes Salomos, quae ante fores ejusdem palatii in modum lacus amplitudinem et magnitudinem cavatione continet, testudinem fornicei operis desuper habens, marinoreis undique subnixa colum-



nis; in ihr wurde alles Regenwasser gesammelt, welches sich das ganze Jahr über frisch und rein erhielt und an die Einwohner ausgetheilt wurde, p. 280. Unter den Neuern will ich nur Scholz anführen, welcher S. 197 von 28 Eisternen des Klosters zu Jerusalem berichtet, woraus 300 Katholiken im Sommer mit Wasser versehen werden.

Der Abschnitt über die Bewohner Palästinas S. 270 ff. giebt einen Uebersicht der Geschichte des Landes, welcher über die alte Zeit, weil jeder die Bibel zur Hand hat, ganz kurz ist, aber von Alexander d. Gr. bis auf Jerusalem's Zerstörung ausführlicher wird, und von dieser Epoche an bis auf die neueste Zeit, welcher Syrien abermals unter ägyptische Herrschaft gebracht, sich wieder auf die Hauptereignisse beschränkt. In raschen Bildern geht die Erfüllung des Wortes: Jerusalem wird von den Heiden zertreten werden, vor unsern Blicken vorüber, und wenn am Schlusse die elende Lage des gelobten Landes, das unter mohamedanischer Geißel, aber mehr noch unter der Ausartung seiner Bewohner schmachtet, den Leser mit Betrübniß erfüllt, so berrührt der Zusatz zu jener Weissagung: Bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird, Luc. 21, 24.

Der Wunsch des Verf., durch sein Buch etwas zum bessern Verständniß der heiligen Schrift, wenn auch nur hinsichtlich irdischer Dinge und Verhältnisse, beizutragen, wird gewiß in Erfüllung gehen. Wer es mit Sachkenntniß studirt, wird kein Bedenken tragen, es dem klassischen Werke Neland's an die Seite zu setzen. Was Neland durch Kenntniß der orientalischen Sprachen voraus hat, das hat Hr. v. Rammer voraus durch Kenntniß der Natur und vollständige Vergleichung der Reisen. Was aber bey der Unermessenheit des Stoffes im Einzelnen übersehen ist, das werden künftige Aufklarer bessern, und Rec. hat bey Mittheilung seiner Bemerkungen keine andere Absicht, als den Verf. zu weiterer Prüfung zu veranlassen und zur Vervollkommnung des Buches ein Weniges beizutragen.

## 2.

Auf eine glückliche Weise trifft mit dieser Schrift zusammen die

Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burchardis gewidmet von Heinrich Berg-haus. Gotha, 1835.

Dies Blatt gehört zu dem großen Berghaus'schen Atlas von Asien und ist, wie die übrigen Blätter desselben Werkes, vortreflich gearbeitet. Von der schmutzigen, unsichern Schwärze der sonst so fleißigen und verdienstvollen Grimm'schen Karte, auf welcher sich die Gebirge wie große Bärentrauben wälzen — Welch ein Abstand

bis zu diesem herrlichen Blatte! Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf der klaren Zeichnung und ergeht sich mit Lust an den Gestalten des heiligen Landes, ohne zu ermüden und in die Gefahr des Erb lindens zu gerathen. Gebirge, Niederungen und Thäler halten sich an die Natur, wie sie von den Reisenden geschildert ist und so weit man sie kennt; wo aber noch terra incognita ist, da tritt auch dies schon durch die Zeichnung hervor. Die Schrift ist mit geschickter Hand angebracht, und durch die Wahl verschiedener Form und Größe der Lettern Uebersicht und Verständlich der Karte ungemein erleichtert. Raum wird der angenehme Eindruck des Ganzen durch die gewählte Bezeichnung der Straßen, welche den Flüssen oft allmählich sehen, hie und da gestört. Es ist ein geographisches Kunstwerk.

Eine gerechte Beurtheilung dieser schönen Karte muß zweyerlei Gebiete, das geographische und das antiquarische, streng aus einander halten.

In geographischer Hinsicht finde ich die sorgfältigste Benützung der besten Hülfsmittel, worüber auch das begleitende Memoir Rechenschaft ablegt. Ich habe bey uncinen Stüdten Maundrell's, Pocockes, Seepens, Burchard's, Buekinghams, D. v. Richters Berichte Schritt für Schritt mit ihr verglichen, und kann gütliches Zeugniß geben für die gewissenhaft treue und kritische Eintragung derselben. Wir haben jetzt durch sie eine feste, zuverlässige Basis für weitere Forschungen gewonnen und das ist bey einem so wenig bekannten Lande, wie Palästina, von unendlicher Wichtigkeit. Wie viel noch immer zu thun übrig ist, beweisen die vielen leeren Stellen der Karte und die Vergleichung der Ortsnamen, welche Scholz S. 145 ff., 201 ff., 254 — 271 mitgetheilt hat; letzterer nennt allein 118 zwischen Sichern und Jerusalem gelegene Detschaften, von welchen die wenigsten auf der Karte stehen. Nur wenig habe ich hier zu bemerken. Der Zug des Vorgebirgs Karmel erregt eine übertriebene Vorstellung von seiner Höhe; nach Buekinghams Schätzung ist der höchste Gipfel etwa 1500 F. hoch. D'Arvieux, II. 236 ff. d. Ueberfl., der sich längere Zeit auf und an dem Karmel aufgehalten hat, giebt eine genauere Beschreibung des Gebirgs, wonach der nördliche Theil desselben viel höher ist als der südliche, der eigentlich nur aus Hügelu besteht. Eben so nennt King (Miss. Herald. 1827, S. 65) die Höhen zwischen Kefensawi und Lebschun oder Legio „gentle hills“, und Cook (Miss. Notices IV. S. 370) reist von Akre nach der Ebene Saron über some hills, which may be considered as a part of Mount Carmel! —

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. December.

Nro. 249.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1851 — 1855. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1854. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 352

(Fortsetzung.)

Von der Charakterstärke und der glühenden Natur dieses Mannes zeugt übrigens schon der einzige Umstand, daß selbst auf dem traurigen Zuge nach Kunduf und bey der traurigen Ungewißheit seines Schicksales der Sinn für Auffammlung alter Local-Traditionen in seiner Seele nicht erstickt werden konnte. Der wievielte Reisende hätte unter solchen Umständen an Herodots *Jadinoi*, an Alexanders Heerzug am Drus, an alte Handelsstraßen, an Verbesserung geographischer Notizen denken mögen? —

Die Ankunft am Hoflager, die Unterhandlungen des Karbanenführers, (unter dessen Gefolge sich Hr. Burnes als zerlumpter Armenier reichte), mit dem Minister Murad-Begs, so wie die Audienz bey diesem Fürsten und den mündlichen Bericht des Zollaufsehers über die Fremdlinge muß man im Buche (I. 222) selbst nachlesen. Genug, die Notizen wurden so vortreflich gespielt, und Hr. B. zeigte eine solche Gewandtheit und Kunde morgenländischer Lebenssitten, daß Murad Beg mit einem Blicke auf Burnes den Hindu nur auf Türkisch fragte: ob er auch sicher wisse, daß es ein Armenier sey? Der Moment war kritisch, der Hindu bejahte, und der Befehl sicherer Geleitzung über die Grenze ward unmittelbar erlassen. Man ging nach Chulum zurück und kam nach zwey Tagereisen von dort glück-

lich nach der berühmten, schon jenseits der Kundus-Gränze liegenden Stadt Balch, wo man vom 9 — 12. Juny blieb. Balch, das traurigste Denkmal der Wuth Dschingis-Chans, und bis zu Mohammeds Zeiten die Residenz des Groß-Mog ist eine der ältesten Städte der Welt, deren Gude sich mit Wiedereerbauung dieses uralten Priester- und Königsstizes nähern soll. Die Ruinen haben 20 englische Meilen Umfang und sind wie die Ruinen aller Städte ungesund, obgleich 1800 Fuß über dem Meere. Hr. B. wundert sich, daß wirklich am Hinduflus, wohin sich die Herrschaft des Groß-Mogol niemals erstreckte, die Kaisermünzen von Delhi dennoch gangbar sind. Dieß ist aber nicht wunderbarer, als daß in Kegypten, ja sogar jenseits der Cataereten in Aethiopien östreichische Conventions-Thaler mit dem Bildnisse von Maria Theresia vorzugsweise Geltung haben. — Dreyzig Meilen von Balch beginnt die Wüste, von flüchtigen Turkmanen bewohnt, wo Brod und Thee einzige Nahrung, und selbst Schafffleisch nur selten zu erhandeln ist. Der berühmte Drus (Amou, Dschihun), 800 Ellen breit und 20 Fuß tief, wurde am 17. Juny in einem von zwey gezäumten Pferden durch die Strömung gezogenen Boote überschritten, in der entzückenden Dase Kerschi mehrere Tage fieberkrank liegen geblieben und endlich am 27. desselben Monats in der zwischen Bäumen versteckten, großen heiligen Islam-Stadt Bucharä der Einzug gehalten.

Die erste Sorge nach ihrer Ankunft war, sich in der Kleidetracht nach dem für Nicht-Mohamme-

daneben vorgeschriebenen Befehlen zu richten. Turban, Gürtel = Schal, Strümpfe und Oberkleid wurden abgelegt; eine schäbige Mütze von Schaffell dagegen — mit dem Raufen inwärts — aufgesetzt, ein Strick um den Leib gebunden, und zu Füße gegangen, weil zu Bucharä — dem Centralpuncte des Islam im Osten — innerhalb der Stadtmauern nur ein Rechtgläubiger reiten darf.

Der erste Besuch, bey dem vornehmsten Minister des Königs dauerte zwey volle Stunden. Von dem Absteigequartier bis in den Residenz-Palast brauchte Hr. Burnes mehr als zwey englische Meilen zu gehen. Der Empfang war höflich, jedoch hat der Kusch-Beg (dies ist die amtliche Benennung des ersten Staatsbeamten), die Fremdlinge möchten sich weit von ihm, außerhalb seines Fußteppichs, auf der harten und unbedeckten Erde setzen, ein Gebrauch, dem sich auch der Sohn des Kusch-Beg zugleich mit Hrn. Burnes unterwarf.

Hier war keine Verstellung, wie auch keine Lüge nöthig, wie zu Kanduf. Hr. B. antwortete auf alle Fragen der Wahrheit gemäß; er sey englischer Offizier aus Indien, reise gegen Europa und habe seinen Weg statt gerade durch Afghanistan und Persien absichtlich über Bucharä genommen, um die Wunder dieser berühmten Stadt, besonders aber ihn selbst, den Thurm des wahren Glaubens, den Grundpfeiler des Staates, den Kusch-Begi, dessen Gerechtigkeit und Menschenliebe allenthalben gepriesen werde, mit Augen zu sehen. Wie zu Piskawer und Kabul wurde auch hier mit unendlicher Neugierde über europäische Dinge, Sitten und Mächte, besonders über Rußland geredet, mit welcher letzterem der Kusch-Begi eine viel genauere Bekanntschaft verrieth, als es Hrn. B. vielleicht angenehm war. Schutz und Sicherheit, in der heiligen Stadt nach Belieben herumzugehen und alles anzusehen, wurde freundlich gewährt; jedoch der Gebrauch von Dinte und Feder, als den Landesgesetzen zuwider, untersagt. Eine silberne Ta-

schenuhr und einen Kaschmir = Schal, die ihm Hr. B. geben wollte, wies er zurück; „er sey nur ein Sclave des Königs, und nehme von Niemand Geschenke“; verrieth aber große Lust nach einem prachsvoll eingerichteten Compaß, den ihm Hr. B. in einer zweyten Visite zeigte und dessen Gebrauch zur Beobachtung der Himmelskörper und zur Bestimmung der vier Weltgegenden bey Gebet und Tempelbau erklärte. Er nahm ihn mit kindischer Freude an und fragte, ob Hr. B. mittels dieses Instruments nicht die Kornpreise des künftigen Jahres in den Sternen lesen könne? Der Kusch-Beg war eben nach morgenländischer Sitte erster Kaufmann und besonders erster Kornhändler des Landes, welches er verwaltete. Unter so günstigen Umständen mußte der beynahe vier Wochen dauernde Aufenthalt des Hrn. B. und seiner Begleiter in Bucharä eine reiche Sammlung werthvoller Notizen erzeugen. Hr. B. verlor seine Zeit nicht, schrieb heimlich bey Nachtzeit, was er unter Tags gehört und gesehen hatte; suchte überall Zutritt, verkehrte auf dem Bazar mit Individuen aller Völker Asiens, um ein vollständiges und treues Gemälde über Land und Leute, über Vergangenheit und Gegenwart dieses merkwürdigen Landes, besonders über seinen Handel, seine Bedürfnisse und seinen Geschmack für englische oder russische Waaren zu erhalten. Wir können ihm nicht in alle Details folgen und begnügen uns, die Hauptresultate in einer von dem Buche selbst unabhängigen Reihenfolge dem Leser vorzulegen. Bevor wir aber diese selbst berühren, soll eine merkwürdige Unterredung, ob sie gleich vierzehn Tage später vorfiel, gleich hier erwähnt werden. Sie dauerte von Mittag bis Abend im Beyseyn einer Unzahl vornehmer Usbeken von Bucharä und erstreckte sich hauptsächlich über Gegenstände erster Wichtigkeit. Der Kusch-Beg wollte wissen, „ob die Engländer an Gott glauben, und was sie überhaupt für Begriffe über Religion im Allgemeinen haben.“ Hr. Burnes erklärte



ihm, nach dem Glauben seiner Landsleute habe Gott nicht seines Gleichen; er sey allenthalben gegenwärtig; er habe Propheten auf die Erde gesandt; und es gebe ein Gericht, eine Hölle und einen Himmel. Dann lenkte der Minister die Rede auf den Sohn Gottes, und den Propheten = Charakter Mohammeds, billigte in diesen beyden Puncten die Lehren der Christen nicht, fühlte sich aber auch nicht beleidigt, da Hr. B. mit aller Achtung von Mohammed gesprochen hatte. „Betet ihr Götzenbilder an?“ fragte der Besir weiter, und war nicht wenig überrascht, als Hr. B. entschieden und klar mit einem „Nein“ antwortete; er sah — offenbar ungläubig — seine Usbeken an, von denen einer geradezu Hrn. B. des Betruges zieh, denn, sagte er, bey genauerer Untersuchung würde es sich zeigen, daß sie Götzenbilder und Kreuze am Nacken tragen. Hr. B. öffnete das Kleid an der Brust, und überzeugte die Gesellschaft ihres Irrthumes, und der Kusch = Beg bemerkte lächelnd; „das ist kein schlimmes Volk,“ lud sie ein, mit ihm Thee zu trinken, „denn,“ sagte er, „ihr seyd Leute des Buches, besser als die Russen, und scheint von der Wahrheit ziemlich correcte Begriffe zu haben.“ — Nach mancherley Fragen über Armenier und Juden wünschte der Minister zu erfahren, wie die Engländer Hindu und Mohammedaner Indiens behandeln? Hr. B. sagte ihm, daß man für die Vorurtheile dieser beyden Nationen gleiche Achtung hege, daß Moscheen und Pagoden in gleicher Weise durch die englische Regierung unterhalten; Pfauen, Kühe und Affen aber geschont werden, weil es jenen so angenehm sey. „Ist es aber wahr, daß jene Völker solche Thiere anbeten?“ sagte dann der Kusch = Beg. Sie beten sie entweder an, oder verehren sie doch, antwortete Hr. B., worüber der Minister sein mohammedanisches „Gott sey uns gnädig“ ausdrückte.

(Fortsetzung folgt.)

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen &c.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burchardts gewidmet von Heinrich Berghaus &c.

(Fortsetzung.)

Das jüdische Gebirg erstreckt sich nach der Karte mit seinen letzten Ausläufern bis Ramleh, ja bis an das Meer. Nach allen ältern und neuern Berichten beginnt aber das Ansteigen des jüdischen Gebirgs erst bey Kebab, bey Berghaus unrichtig Kobab, vergl. Scholz S. 252, und 256, wo es Ekbab heißt; und von Kebab bis ans Meer ist ebenes Land. — Gegen Burchardts ausdrückliche Warnung S. 448: „Die Karten verbinden den Dschebel Heisch mit der südlichen Kette in Wüste, anstatt einen ebenen Strich von wenigstens acht Stunden zwischen sie zu stellen,“ nämlich 4 Stunden im Norden und 4 Stunden im Süden des Hieromar, reicht auch bey Berghaus das Gebirg Gilead nördlich bis an den Hieromar.

Bey Akre ergießt sich ein Fluß ins mittelländische Meer, welcher aus der Vereinigung des nördlichen Kerdaneh (Kurdani des Stephan Schulze bey Paulus VII. S. 160) und des südlichen Naamin oder Velus entsteht. Auf der Karte heißt der Kerdaneh unrichtig Numan, wobey eingeklammert ist Velus, und bey dem südlichen Arme steht Nahmin (Velus), darunter aber noch einmal Nohman. — Der Kison entspringt nach der genauen Beschreibung von Arvieux II., 250 d. Uebersehbey Ain et Tuzar im N. des Thabor, dies ist ohne Zweifel das Ujunat Tadjar der Karte, soll heißen Ayân el Tadjar (Quellen der Kaufente), aber bey Berghaus hat der Kison seine Quelle auf der Nordwestseite des Thabor. — Der Nahar el Audscha bey Jassa, welchen Berghaus Nahar Ugeh schreibt, geht nicht nördlich an Lydda vorüber, sondern zwischen Lydda und Ramleh durch, weshalb er bey den Kreuzfahrern Namen Ramae oder Ramlae heißt, vergl. Arvieux II. 28. — Der obere Lauf aller Wadis, die aus Judäa ins Mittelmeer, und der Lauf aller decer, die aus Samaria in den Jordan gehen, sollte nicht so bestimmt,

sondern nur mit Punkten angegeben seyn, da wir nichts davon wissen.

Die Südgränze Palästinas ist nicht nördlich von Khan Yânas, sondern zwischen diesem und eArisch; Khan Yânas ist das erste Dorf Palästinas, vergl. unter andern Scholz S. 123. — Vexheben liegt nach der ausdrücklichen Bemerkung des trefflichen Zick S. 303 der Uebers. nicht südöstlich von Jerusalem, wie alle neueren Karten haben, sondern südwestlich. — Rain ist wie bey Grimm auf die Südseite des kleinen Hermon gesetzt, da es doch nach neuen Reisenden, wie nach alten Nachrichten am nördlichen Fuße des Hermon, südlich von Thabor liegt, s. K. v. Naumer S. 105 u. Scholz S. 264. — Der Scheikh An Hofsch, welcher das Gebirg zwischen Jerusalem und Ramleh inne hatte, war nicht wichtig genug, jene Gegend mit seinem Namen zu bezeichnen; seine Nârberehen haben ein Ende, denn Ibrahim Pascha hat ihn in Ketten zum Festungsbau nach Afee geschickt. — Sibbens Daus, soll heißen Daur (d. i. Zeltkreis), der Zelthaufe des Scheikh Sibben ist eben so vergänglich, doch dient dieser Name wenigstens dazu, Seezëns Reisevorte zu bewahren.

Der archäologische Theil der Karte steht hinter dem vortrefflichen geographischen weit zurück; hier finden sich viele und bedeutende Fehler. Die Bibel ist vernachlässigt, Josephus, Eusebius und Hieronymus wenig zu Rathe gezogen. Daher ist es geschehen, daß manche richtige Angaben der Grimm'schen Karte in's Schlimmere verändert und starke Rückschritte zu d'Anville gemacht wurden. Da sich nun leicht voranschließen läßt, daß dieß schöne Blatt eine zahlreiche Nachkommenschaft haben wird, und die Irrthümer wechselseitig von Karten in Bücher und von Büchern in Karten übergehen, so ist es unerlässlich, um der Fortpflanzung derselben in infinitum vorzubeugen, daß man sorgfältige Kritik übe. Ich beginne bey'm Meerbusen von Akaba und begegne gleich zwey unerwarteten Fehlern: neben Akaba stehen als alte Namen Milana und Eziongeber, während es doch bekannt ist, daß Eziongeber und Elthy oder Ailana verschiedene Städte waren, s. 1 Kön. 9, 26. Eziongeber hieß zur Zeit des Josephus Veronicë, Arch. VIII. 6, 4, noch jetzt ist es sehr wahrscheinlich vorhanden in der Stadt Assun. Eusebius und Hieronymus (Onom. v. Ἀσιωβαβαί u. Πασωρυοβαίρ) kennen sie als eine Stadt Essia juxta mare rubrum et Ailam; Makrisi

nennt Assun, eine große und schöne Stadt, die früher nahe bey Aila lag, und Burchard erzählt von Ruinen in der Nähe von Akaba (Burch. II. 829 — 831), welche höchst wahrscheinlich das alte Eziongeber sind. Melana hat Nüppell wiedergefunden in der Rukne Gezlena bey Akaba. Gleich daneben steht der andere Zehler: Kades Barnea als Synonymon des Thales el Araba. Kades ist Name einer Stadt (1 Mos. 20, 16) und Gegend in der Wüste Zin, und nach den Angaben des A. T. ohne Zweifel nahe der Südgränze des Stammes Juda, in der Gegend, wohin Grimm sie gesetzt hat; nach 5 Mos. 1, 2 ist es elf Tagereisen vom Horeb, dies trifft, eine Tagereise zu 7 Stunden angenommen, genau zu der bezeichneten Gegend. Mit diesem Irrthum hängt ferner zusammen, daß der westlich von Akaba gelegene Dsch. Mahemar mit dem alten Akrabim vereinigt wird, welches doch nach 4 Mos. 34, 4 mit der Wüste Zin und Kades Barnea nahe bey'm Südennde des todten Meeres zu suchen ist.

Vertreten wir das Gebirg Juda, so finden wir einige feststehende Namen ausgenommen, fast lauter falsche Angaben. Telaim oder Telem ist nach Jos. 15, 24 vergl. V. 21 im Süden des Gebirgs zu suchen, nicht westlich von Hebron. Kirjath Sepher ebenfalls nicht im Westen Hebrons, sondern beträchtlich südlicher, wie aus Jos. 15, 48 vergl. 60, und aus dem Zuge Josuas c. 10 hervorgeht. Beofard und Marinus Sanutus setzen es 3 Leucas südlich von Hebron. Ein Wady Deber bey Scholz S. 163 scheint den Namen der alten Stadt bis heute zu bewahren. Eglon, Adullam, Kegla, Eschaol lagen auf der Sephela, nicht auf dem Gebirge nach Jos. 15, 55 ff. Eshvno lag viel südlicher, als auf der Karte angegeben ist; wie es Jos. 15, 50 neben Anem genannt wird, so auch von Eusebius, welcher Anem 9 römische Meilen südlich von Hebron und Eshvno nicht weit davon setzt. — Gabaiba, nur aus Eusebius bekannt, lag 12 m. p. von Jerusalem und 8 m. p. von Eleutheropolis, womit die Karte nicht stimmt. Ueberhaupt ist die Ansetzung aller nach Eleutheropolis bestimmten Städte unsicher, so lange dieses selbst nicht aufgefunden ist, und auch dann noch bleibt viel Ungewißheit, da Eusebius und Hieronymus die Lage meist nur nach den vier Hauptwinden angeben. — Kaphar Baracha ist zu Kerbet el Botta gesetzt, aber aus welchem Grunde? Die Entfernung von 3 mille passus, welche Epiphanius lehrt, glenge zwar noch an, aber die Worte des Hieronymus im Epitaph. Paulae: quem ad locum Abraham Dominum prosecutus est, so wie das Thal Beracha 2 Chr. 20, 26, das zwischen Engeddi und Thekoa lag, vergl. V. 2 und 20, führen auf eine östlichere Lage.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. December.

Nro. 250.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1834. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

(Fortsetzung.)

Auf die Frage, ob die Engländer Schweinefleisch essen, mußte Hr. V. freylich bejahend antworten, fügte aber bey, daß sich der Gebrauch nur auf die geringere Volksklasse beschränke. „Wie schmeckt es aber?“ wollte der Besir dann wissen. „Wie ich höre“, erwiderte Hr. V. „schmeckt es gleich Hindfleisch.“ Daß er seit seiner Ankunft in Bokhara auch Pferdefleisch genossen und es schmachhaft gefunden habe, gestand Hr. V. dem fragenden Rusch-Beg ebenfalls. Wie aber der gutmüthige Usbek die Geschenke kennen wollte, die Hr. V. seinen Verwandten heim zu bringen gedanke, dieser aber die Bemerkung machte, daß die Entfernung weit, der Transport unbequem, und die Soldaten niemals reich seyen, sprang der alte Mann plötzlich auf, forcierte eine Musketen und ließ Hrn. V. die Soldaten-Schule durchmachen, wobey er ihren Unterschied vom russischen Exercitium erkannte. Zuletzt begann der lange, breitschulterige, alte Usbek mit seltsamer Grimasse selbst soldatisch durch den Saal zu marschiren, blickte die Britten an und rief laut: „Ihr Franken insgesammt seyd untersekte Leute, und könnet es im Kampfe mit einem Usbek nicht aufnehmen, ihr beweget euch ja wie Stöcke.“ Folgte hierauf eine lange Verhandlung über Kriegs-Disziplin, deren Vortheile den Usbeken gar nicht ein-

leuchten wollten. Auch Cassastand und tägliche Zehrung wurde besprochen, und spät Abends endlich der langen Unterredung ein Ende gemacht. Von diesem Tage an war Hr. Burnes mit seinen Gefährten im Divan stets willkommen, und jederzeit zur Ehre des Theerintens zugelassen.

Im Orient muß man, wie bekannt, über Handel, Künste und Wissenschaften, besonders über Gottesgelahrtheit und Heilkunde, kurz, über alles zu reden wissen, besonders aber auf jede Frage eine Antwort geben, weil Schweigen für Unwissenheit, oder gar für Verheimlichung gilt, und Verdacht erregt. Aus Morier's „Hadschi-Baba“ wissen wir, daß, *نمیدانم* nemidanem, d. h. ich weiß nicht, die unglücklichste und besonders in den Häusern der Großen niemals verzieltene Antwort ist.

Der Lieblingspunct, den Hr. V. am häufigsten besuchte, und wo er seine vorzüglichsten Studien über Stadt und Königreich Bokhara machte, war der große, unmittelbar vor dem königlichen Palast gelegene, und auf zwey andern Seiten von massiven Gebäuden, Collegien der Gelehrten u. s. w., von der vierten aber von Brunnen und dichtbeschnittnen Bäumen umschlossene Bazar oder Kaufplatz, wo sich besonders Abends alle Müßiggänger und Neuigkeitsträger um die zum Verkauf ausgestellten Waaren Europa's und Asien's sammelten. Mit Eingebornen aus Persien, Türczey, Rußland, Tatarcy, China, Indien und Kabul kann man hier täglich Unterhaltung finden, und neben diesen Fremdlingen noch deutlich den persischen Tadschik, d. i. den letzten Sogdianer oder Urbewohner von Bokhara,



neben dem als Eroberer von jenseits des Jaxartes eingewanderten Usbek, besonders aber die hier besonders schön geformten und 4000 Individuen zählenden Juden unterscheiden. Nicht ohne Lebhaftigkeit mahlt Hr. B. das Wogen und Treiben der unzähligen Menschen, ihren Wechselverkehr, die Mannichfaltigkeit ihres Erwerbes, ihrer Beschäftigung, Kleiderpracht und Gesichtszüge der eingebornen Mohammedaner Turkestan's, das weithin gehörte Branden und Tosen dieses ewig bewegten Menschenmeeres, welches auf einen zur bestimmten Stunde aus dem Innern des Palastes erklingenden Trompetenschall, wie ein ausgestorbener Bienenschwarm, plötzlich verstummt.

Dieser Polizeytrompetenschall, der zuerst von der Burg herab ertönt, geht nach und nach durch die ganze Stadt, worauf alles schweigt, betet, heimkehrt, und Niemand ohne Laterne sich auf der Straße sehen läßt, Ordnung und Sicherheit aber in der ganzen Stadt regiert. Burnes sagt es nicht, aber aus Meyendorff, (pag. 104), der zwölf Jahre vor ihm in Bucharä war, erfährt man, daß der Palast auf einem beynähe im Centrum der Stadt sich erhebenden, in der alten Landessprache Kummischkend genannten und urspränglich von der Natur gebildeten, aber durch Menschenhand bis auf 240 Fuß erhöhten Hügel liegt. Er gleicht einem abgestumpften Kegel, ist größtentheils mit sonnengebrannten Ziegeln bekleidet, ziemlich steil, und hat an der Basis etwa 500 Fuß im Durchmesser. Sonderbar genug geht diese Beschreibung des Kummischkand von Bucharä in Natur- und Kunstbildung, in Form und Lage genau auf die Burghügel von Haleb und Hems in Syrien. Vielleicht hatte der berühmte Thurm von Babylon dieselbe Form und denselben Ursprung. Ueberdies sieht man auf der Ostseite Syriens längs dem Wüstensaume von Palmyra zwischen Haleb und Damascus von Zeit zu Zeit in, jetzt zwar verlassen, aber nicht unfruchtbar und einst zweifeldohne auch bewohnten

Gegenden abgestumpfte Erdkegel, von derselben Form und Höhe wie zu Hems, Haleb und Bucharä, vermuthlich Burghügel ehemaliger, jetzt zum Theil vergessener Städte, wo für die Geographie Syriens vielleicht manche Entdeckung zu machen wäre. Denn ein bloßes Naturspiel hierin zu sehen, erlaubt weder die Regelmäßigkeit der Anlage, noch die Linie und der gegenseitige Abstand, in welchem sie aufeinander folgen.

Nach Meyendorff hat die Stadt Bucharä 14 Werste (ungefähr 4 Stunden) Umfang, 8000 Häuser, worunter 800 jüdische, und 70,000 Einwohner. Burnes dagegen setzt den Umfang auf nur 8 engl. Meilen, aber die Einwohnerzahl auf 150,000 Seelen. Die Bauart der Privat-Häuser ist, wie in allen Städten des Orients, unansehnlich von Außen, oft üppig und prachtvoll im Innern; die öffentlichen Gebäude aber, als da sind, Kollegium, Kirchen, Basare, Bäder, Brunnen, zahlreich, massiv und reich. Der Fluß rinnt 6 engl. Meilen entfernt, und sendet in einem künstlichen Kanale das Wasser in die mit Maulbeerbäumen bespangten Straßen, und in die Brunnen- und Gartenwälder ausserhalb den Ringmauern.

Von dem Volkscharakter im Allgemeinen entwirft Hr. B. ein nicht ungünstiges Bild. Die Bucharäsen sind freundlich, mittheilbar, offen, einfach, der Form nach zwar streng religiös und bigotte Mohammedaner, im Innern aber deswegen nicht besser als civilisirte Menschen im Allgemeinen auch bey etwas geringerer Andacht zu seyn pflegen. Man fastet in Bucharä streng, schießt Spiel und Trunk, gibt das gesetzliche Almosen und betet fünfmal des Tages unter Aufsicht und Leitung der Polizei; aber Vergiftung ist häufig unter Groß und Klein; und wie Hama und Damascus ist diese heilige Stadt ein Hauptquartier gewisser Ausschweifungen im Sinne des Orients. — Thee wird in ungeheurer Quantität verzehret, in grossen Kesseln auf dem Markte zu jeder Stunde des Tages bereiz-

tet, und bald mit Zucker, bald mit Sahne, bald mit Salz oder Fett, bald in anderer Weise getrunken. Der ungläubige Fremdling wird zwar nicht mit dem mohammedanischen „Selam,“ sondern mit „dewlet Siâde“ oder umr deraf“ \*) begrüßt; aber er wird geschickt, wenn er die Landesgesetze achtet, und das Eigenthum ist sicher, der Handel blühet, das Volk zufrieden.

Bokhara und Samarkand, von Dichtern aller Zeitalter gepriesen, bilden indessen nur ein kleines, aus wenigen paradiesisch reizenden Oasen mitten in einer ausgedehnten Sandwüste bestehendes Königreich, nach Burnes von nicht mehr als etwa 250 englischen Meilen Länge und Breite. Es liegt aber wie ein von der Natur selbst zum Ruheplatz bestimmter und mit allen irdischen Gütern ausgeschmückter Garten auf dem großen Handelswege zwischen Europa und den reichsten Ländern Asiens in der Mitte. Der große Fluß Oxus mit den Bächen von Samarkand, Kertschi und Balch sind seine rinnenden und alles in ihrem Bereiche besfruchtenden Wasser, an deren Ufern das ganze bewohnte und bebante Land des Königreiches liegt und nach Meyendorff etwa 1200 Quadratstunden betragen. Kohik und Seresschan, d. i. der Goldstreuende, heißt bey den Eingebornen der Steppengebäck, an welchem die beyden nicht mehr als 40 Wegstunden von einander entfernten Städte Samarkand und Bokhara liegen. Dieses Kohikthal ist das altberühmte Sogd der Morgenländer, das Soydiavj der Geschichtschreiber Alexanders, und nach den Begriffen des Orients eines der vier irdischen Paradiese, unter welchen nach Abuufeda's Definition dem Walde von Damaß der erste Rang gebührt.

(Fortsetzung folgt.)

- 
- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen &c.
  - 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus &c.

(Fortsetzung.)

Eben so ist Aristobulus nach Gutdünken gesetzt; denn wir wissen nichts, als daß es in der Nähe von Karparbaricha lag, nicht einmal ob nördlich, südlich, östlich oder westlich von demselben. — Neben Beit Annun steht Bethane, Klöden hat Beth Ain nach Eusebius und Betane aus Judith 1, 18 wie Meland; ohne Zweifel nun ist Beit Annun das Beth Anin, welches Eusebius kannte, 4 m. p. nördöstlich von Hebron, aber die Priesterstadt Ain Jos. 21, 16, welche Eusebius darin zu erkennen glaubte, kann es nicht seyn, weil diese zu den südlicheren Städten Simeons gehörte Jos. 15, 32; 19, 7 und nicht auf dem Gebirge Juda lag; eher dürfte man auf Beth Aneth Jos. 15, 59 rathen; aber dagegen erheben sich sprachliche Bedenken, — Beit Cann hat mit Bezek, welches damit verglichen ist, kaum eine Ähnlichkeit des Klanges gemein. Marinus Sanutus hat ein Bezek in der Gegend von St. Philipp. Ebenso ist Bethzur nach dem entferntesten Anklang zu Beit Summar gestellt, da wir doch wissen, daß es nur 2 m. p. nördlich von Hebron gelegen. Masada, das unzugängliche Bergschloß, ist ganz verkehrt mit dem Dörstchen Meertschab am toden Meere verbunden. D'Arvieux, II., 200 d. Ueberfl. hat Ruinen eine halbe Meile nördlich vom Frankenberg gesehen, die er für die Ueberbleibsel von Masada hält. Mit dem Josephus in der Hand, welcher Masada so trefflich beschrieben, muß es an Ort und Stelle leicht seyn, Grund oder Umgrund dieser Meinung zu erkennen. Auch Hrn. v. Raumer, welcher S. 144 den Frankenberg für Masada hält, kann ich nicht beystimmen, weil die Beschreibung des Josephus nicht auf diesen paßt. Den Frankenberg kennen wir genau durch Pococke II., 62, gegen dessen Vergleichung mit Bethhaccarem nichts einzuwenden ist, denn nach Hieronymus lag es auf einem Hügel zwischen Iphoo und Jerusalem und sein Name, Stadt des Weinbergs (Weinsberg),

\*) „Reichthum sich mehre,“ „Leben sey lang.“

drückt das aus, was ganz charakteristisch an diesem Berge ist, an welchem die ehemalige Weinkultur ihre Spuren in den vom Fuße bis zum Gipfel angelegten Terrassen zurücklassen hat, s. die Abbildung den Pöcoche. Die Karte hat hier Pöcoche's richtige Angabe angenommen, aber bei Abu Kerim ist sie der falschen Spur Büschings gefolgt, welcher Aenon dahin versetzte, einen Theil des Jordansbals in der Gegend von Bethshan oder Scythopolis.

Von der phylisäischen Niederung (Cephela) wissen wir gar nichts, wie die Karte lehrt. Ziklag ist willkürlich und jedenfalls zu nördlich angelegt, es gehörte Jos. 15, 31 u. 19, 5 zu den südlichsten Städten Judas. Lachis und Agla stehen zwar in der vorgezeichneten Entfernung von Eleutheropolis, aber dieses selbst ist gewiß zu weit nördlich. — Maresa war schon zur Zeit des Hieronimus eine Ruine 2 m. p. von Eleutheropolis, also liegt es bei Verghaus südlich 8 m. p. gegen Südwest. Bei Dschebrin wird passend mit Bethagabris verglichen, allein entweder ist es auf der Karte nicht richtig verzeichnet, oder das Bethagabris der Tab. Pent. ist davon verschieden; denn es lag auf der Straße von Askalon nach Eleutheropolis, 16 m. p. vom ersten, 8 m. p. vom letzten. Mir scheint das erstere der Fall zu seyn, denn Scholz hat S. 258 bei Dschebrin einige Stunden westlich von Hebron. — Morescheth, der Geburtsort des Propheten Micha, steht nordwestlich von Eleutheropolis; es lag aber nach Eusebius und Hieronimus östlich von denselben. — In Lufrair südlich von Askod ist nach Richardson's Konjekture Ekron zweifelnd anerkannt. Ekron aber ist nach Jos. 13, 3 die nördlichste der Philisteenstädte, nördlich an ihr vorüber zog sich nach Jos. 15, 11 die Gränze von Dan und Juda, nach 19, 43 wurde es dem Stamme Dan abgetreten, es lag nahe bei Thinna, zwischen diesem und Jannia, Eusebius kennt es als ein Städtchen zwischen Askod und Jannia, und noch Fulcherus Cartonensis erwähnt es Gesta Dei per Francos p. 404: inter Azotum et Janniam, quae super mare sita est, Accaron dimissimus. — Bethsemes steht südöstlich von Bora oder Berea, da es doch nach Jos. 19, 41 westlicher als Bora und Eschhol lag. Diese beiden Städte stehen ganz falsch, da sie nach derselben Stelle neben einander und nach Eusebius tende 10 m. p. von Eleutheropolis gegen Nicopolis zu lagen. Jarmuth lag ebenfalls nach Hieronimus 10 m. p. nordöstlich von Eleutheropolis unweit Eschhol. Also folgen sich von O. gegen W.: Jarmuth, Berea, Eschhol, Bethsemes; Thinna aber weiter westlich vor Ekron. — Gedor, das neben Jarmuth gesetzt ist, gehöret auf das Gebirg Juda neben Haful und Bethzur Jos. 15, 58, wo es auch zur Zeit des Eusebius noch vorhanden war (Onom. v. Gedera), und wo jetzt noch eine Ruine Adschirich ist, Scholz 164. Besser stünde statt Gedor Gedrus, welches nach dem Onom. 10 m. p. von Diospolis gegen Eleutheropolis

zu lag und wahrscheinlich das Gedera oder Gederothain Jos. 15, 56 ist.

Ich gehe gleich den Küstenstrich gegen Norden weiter, um erst vom Karmel nach der Umgegend Jerusalems zurückzukehren. Ein auffallender Verstoß findet sich bei Emmaus Nicopolis, indem Cateib als alter Name mit eingeschlossen ist, während doch das Dörfchen Cateibi, in welchem Pöcoche das neuteilamentliche Emmaus fand, nördlich von Jerusalem liegt, dort steht es auch wirklich auf der Karte als „Gehabi (Emmaus)“. Uebrigens ist es mir nicht bekannt, daß Nicopolis heute noch als besonderer Ort existirt; alles was von demselben übrig ist, sind die Ruinen einer Kirche in der Nähe des Dörfchens Latenn, drei Stunden östlich von Ramleh, Scholz 149. — Warum zu Gezalch Udda eingeschlammt ist, weiß ich nicht. Das Chadih, welches Gesta 2, 35 u. Rech. 11, 34 neben Eod und Ono genannt wird, das Udda des Josephus und der Maktaber, von Simon besetzt, Vespasian's Hauptquartier gegen Jerusalem, 1 Macc. 12, 58; 15, 13; Jos. Arch. 15, 15, 2; B. Jud. 4, 9, 1; das Uddha, welches Eusebius und Hieronimus als ein Städtchen im Osten von Lydda kannten, ist heute noch vorhanden unter seinem alten Namen: el Chadith, nicht weit von Lydda und Nicopolis, Scholz S. 256. — Ein Nob war zwar zur Zeit des Hieronimus in der Nähe von Nicopolis, aber dadurch, daß das bithliche Nob im Norden Jerusalems auf der Karte fehlt, gewinnt es den Anschein, als solle man es in der Nähe von Nicopolis suchen. — Caphar Dagon steht westlich von Ramleh, ohne festen Anhalt; es war zur Zeit des Eusebius ein großes Dorf zwischen Diospolis und Jannia, das ist alles, was wir davon wissen. Erst wenn die Lage des heutigen Beit Dedscher, Scholz S. 255, genau bestimmt ist, läßt sich sicher urtheilen, ob Caphar Dagon eins ist mit diesem und dem Bethdagon des Josua. — Mitten zwischen Ramleh und Jassa steht neben Beit Adschel mit großen Buchstaben: Gadh, soll wohl heißen Gath. Aber welches ist gemeint? wahrscheinlich die Hauptstadt der Philister. Nach Hieronimus praef. ad Jonam gab es mehrere Geth urbes, quae juxta Eleutheropolim sive Diospolim hodie quoque monstrantur; 1) Getha oder Gethrimmon 5 m. p. von Eleutheropolis gegen Diospolis zu; 2) Gath, die Hauptstadt der Philister, zwischen Eleutheropolis und Gaza, nahe Askod; 3) ein Githa zwischen Antipatris und Jannia. Nur dieses dürfte allenfalls Beit Adschel seyn, aber die Unwahrscheinlichkeit ist sehr gering. Arveux erwähnt ein Gath auf dem Wege von Jassa nach Ramleh, II., 83; dies scheint aber nichts weiter als eine Konjekture.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. December.

Nro. 251.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1834. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 352

(Fortsetzung.)

Es wird nicht nöthig seyn, hier zu bemerken, daß Usbekistan und Turkestan, von welchen das Reich Bucharä nach dem heutigen Stande der Erdbeschreibung einen Theil ausmacht, sich erst seit dem 13 — 15. Jahrh. erfolgten Einbrüche der Tataren und Usbeken aus dem alten nördlich am Oxartes liegenden Turkestan bis an den Oxus ausdehne. Bey den arabischen Geographen heißt das Land am nördlichen Oxus-Ufer, was man jetzt die Klein-Bucharä oder Süd-Turkestan nennt, schlechweg *صاور النهر*, Mäwra ennehär, d. i. Jenseits-dem-Flusse, was im „Transoxiana“ trenlich wiedergegeben ist und im Neuarabischen wera ennehär, wera el bhähr, gewöhnlich aber *hesäk effawl min ennehär* lautet. Dieses Dasenland Süd-Turkestan bildet eine große, von Balch am Hindukusch nach dem Aral-See sich hinabneigende Ebene, 2000 Fuß über dem Meere. Der Boden ist überall fest und zu Straßen für die schwerste Artillerie geeignet; die Sandhügel nach Burnes offenbar nur vom Winde aufgehäuft; das Klima gesund, freundlich, trocken und im Winter kalt; die Luft beständig heiter, der Himmel rein, asurblau, der Sternenglanz von selzner Pracht und der nächtliche Himmel vom manichfaltigsten Farbenspiele bedeckt, das Land uralter

Sitz der Sternkunde, Astrologie und Zauberey: Postremum illi bellum cum Zoroastre, rege Bactrianorum fuit, qui primus dicitur artes magicas invenisse, et mundi principia siderumque motus diligentissime spectasse. Justin. I. 1. — Der Boden ist reich an Salz und der Oxus-Sand mit Gold geschwängert. Die Pappel wächst allenthalben, wo Wasser; eben so Baumwolle, Hanf und Färberkräuter, und aus dem Kameldorn schwigt ein Harz, aus welchem die Eingebornen Zucker-Surrogat bereiten. In den Gegenden südlich am Oxus treibt der Weizenhalbm drey Jahre naheinander Frucht. Die Obst- und Gartenfrüchte von Bucharä stad berühmte: Pfirsiche, Pflaumen, Aprikosen, Kirscheln, Äpfel, Birnen, Quitten, Wallnüsse, Feigen, Granaten, Maulbeeren Trauben, und Melonen in Ueberfluß; die Melonen Bucharä's sind die besten in der Welt. Die Lammfelle mit gekrausstem Vliese, die wir Astrachan nennen, kommen auch, wie es scheint, aus Bucharä nach Europa. Auch Seide wird in Menge erzeugt. Ist es ein Wunder, wenn in ältern Zeiten Griechen, Parther, Araber und die Nomaden Hoch-Asiens mit ungewohnter Kraft und Ausdauer um den Besitz dieses glücklichen Landes ringen, heute aber die Herrscher von China, Rußland, Konstantinopel, Fran, Kabul und Indien den Fürsten der Gläubigen von Bucharä ununterbrochen mit Gesandtschaften heimsuchen und um seine Gunst werben? Hr. Burnes sowohl, als vor ihm schon Hr. v. Meyendorff, haben sich während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt um allerley statistische

alte und neue Notizen bestimmet, und nach der natürlichen und politischen Einteilung sowohl, als der Seelenzahl der einzelnen Districte geforscht. Wie unsicher aber und wenig übereinstimmend ihre Angaben, besonders in letzterer Beziehung, sind, geht schon daraus hervor, daß das Reich Bucharanach Burnes kaum 1,000,000 Einwohner zählt, während Herr von Meyendorff versicherte, daß es deren 2½ Million habe. Was Strabo über Indische Geschichten sagt, gilt vollkommen von unsern Bucharanachreisenden: *οἱ δὲ ἰδόντες, μίση τινὰ εἶδον· τὰ δὲ πλείω λέγουσιν ἐξ ἀκοῆς, . . . οὐδὲ τὰ αὐτὰ περὶ τῶν αὐτῶν ἐξ αἰγυλίανλουσιν.* — Wir wollen Hrn. B. auch in diesem Theile seines Buches nicht in das Einzelne folgen, weil hier alle Kontrolle und fruchtbare Kritik unmöglich ist. Eben so unerquicklich und ungenügend ist alles, was er in verschiedenen Stellen seines Verzeiches, besonders aber II. 355 — 361, über die alte Geschichte Bucharas vor den Zeiten Harun al Raschids meldet. Die innere Geschichte solcher Länder ist eigentlich die Geschichte ihrer Flüsse, Kanäle und allgemeinen hydraulischen Anstalten, die jedesmal von Willen, Kraft und Intelligenz der öffentlichen Macht abhängen. Wann und wo hat aber der Orient Geister hervorgebracht, die solche Dinge aufschreiben und auf die Nachwelt bringen mochten? Was in Alexanders Zeitalter blühende Oase war, ist heute Sandwüste, und an manchen Stellen auch umgekehrt. Mit gleichem Rechte kann man also behaupten und verneinen, daß die jetzt öde Sandstadt *Veikane* (soll heißen *Veikend*) einst *Buchara* gewesen, oder daß ein Ort dieses Namens zu Alexanders Zeiten bestanden habe. Sicher aber ist es, daß Arrhian's *Μαπακάρδα* nicht eine und dieselbe Stadt mit dem heutigen *Samerkand* ist, wie man es sich in Europa immer noch denkt, weil noch Ibn Haukal im 10. Jahrh. n. C. in der Beschreibung von Transoriana „*Markand*“ und „*Samerkand*“ als zwey verschiedene Städte

bezeichnet und ihre Namen auch mit verschiede-  
ner Orthographie schreibt: *Μαρκανδ* und *Μαρκανδ*  
(Onseley, Ibn Haukal, p. 252.)

Uralt muß übrigens der Name *Buchara* seyn und gleichsam den ersten Zeiten der Kultur angehören, als deren Haupt- und Ursitz nach der gemeinsamen Tradition Asiens das Land um Balch noch immer betrachtet wird. *Buchara*, sagt bey Hadshi Chalsa der arabische Verfasser des Buches „*Habib el-seir*“ (Freund der Wanderungen), bedeutet in der Sprache der Ungläubigen „*Vereinigungsort der Wissenschaften*.“ Aus J. Grimm und andern weiß man aber auch, daß *Vokareis* in einem der altgotischen Dialecte einen Schreiber bezeichne; Schreiben und Wissenschaften treiben sind aber bey den meisten Völkern synonyme Begriffe. Will man auch noch die Unzahl von Ortsnamen auf *kand* und *kend*, die man nach Angabe morgenländischer Geographen in den Rußländern, diesem alten Balch und *Uria* findet, mit den gleichlautenden der germanischen Länder vergleichen, so hat man noch einen Grund mehr, gewisse alte Wechselwitzungen dieser beyden Himmelsstriche für etwas mehr als wahrscheinlich anzunehmen. *Marfand* im Gebiete von *Buchara*, und die Orte *Farchand* am bayrischen Gebirge und im Innern von *Tyrol*; *Keut* (*Cantium*) in *England* und *Veiskend*, *Seiskend*, *Lewaskend*, *Muskend*, *Verkend*, *Sekend* und *Arkand* in den Gegenden am *Orus*, sind doch kein zufälliges Spiel der Natur. *Kand* bedeutet im *Afghanischen* ein „*Dorfviertel*“ und ist auch ein für sich selbst bestehendes und der *Declination* unterworfenes Wort, z. B. in *Kaudahar*. Auch den Landschaftsnamen „*Dichermania*“ will man in *Central-Asien* finden; sicher aber giebt es daselbst eine Landschaft „*Germanien*“ (*جرمان*, *german* gesprochen). Der Gesamtnamen für alle germanischen Stämme ist heute in den östlichen Län-

dem bekanntlich „Nemtsche, Niemtsche, Niemeß.“ um die Quellen des Orus und Indus aber, in den von Mohammedanischen und Tatarischen Erboherern niemals bezwungenen Gebirgsthalern des Hindukusch lebt ein Urvolk, welches seine Nachbarer Niemschu heißen. Nach Persischem Sprachgebrauch liegt in diesem Worte zwar der Begriff des Unvollendeten, der Halbheit, und die Niemschu im Hindukusch haben nach dem von Elyphinstone und Burnes hierüber gesammelten offenbar unklaren Berichten ihren Namen, weil sie nur Halb-Mohammedaner seyen. Diese moderne und wenig begründete Deutung hebt indessen den Gleichlaut der Namen doch nicht auf.

Wenden wir uns von diesen geschichtlichen und sprachlichen Irrsalen einer dunkeln Vergangenheit lieber zu Hrn. Burnes Notizen über den neuesten Zustand Buchara's zurück. Die jetzt herrschende Dynastie ist revolutionären Ursprungs und sitzt erst im dritten Menschenalter auf dem Throne. Der gegenwärtige Buchara-Fürst, Behader-Chan, oder Nasir-Allah, regiert seit 1825 und ist, wie sein Vorfahrer, von einem vollkommen asectischen Geiste belebt und mehr Theolog als König. Zwar hat er nach seiner durch den oben genannten Kusch-Beg bewirkten Erhebung, kaum 20 Jahr alt, die jüngeren Brüder getödtet, aber seitdem ein durchaus gerechtes und unparteiisches Regiment geführt. Er erkennt den Koran als Reichsconstitution und die Priester als beschränkende Macht, vertheilt bey seiner Thronbesteigung alle seine Privat-Reichtümer unter Geistliche, Arme und Soldaten und bestreift seinen Haushalt und Familienstand nur mit der Personensteuer, die ihm Hindn und andere Nicht-Mohammedaner entrichten, weil er es für Unrecht hält, das Geld der wahren Gläubigen privatim zu verzehren.

(Fortsetzung folgt.)

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen &c.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burchardts gewidmet von Heinrich Berghaus &c.

(Fortsetzung.)

Die Schriftsteller des Mittelalters finden Gath fälschlich in Ibenin oder Jbelin, denn dies ist ohne Zweifel Jodbe, Jamnia, heute noch Ebneh. — Noch einmal steht bey Jazur östlich von Jassa in Parentese: Gath, Gaser, Gazara? Hier ist erstlich Gath ganz zu streichen, denn es hat nichts mit Jazur gemein; aber auch Gasee, Gazera des Eusebius, Gadaris des Strabo, gehört nicht hieher, weil es nach Eusebius 4 m. p. nördlich von Nicopolis lag. In jener Gegend, nur zu weit nördlich, am Fuße des Berges Gaa hat auch die Karte dieses Gaser, von welchem Jos. Arch. 8, 6, 1 sagt, daß es (Γαζαρά) nahe bey Bethchoron und Baalath liege; das alte Gaser würde heute nicht Jazur, sondern dem Lautwechsel gemäß Dscheir oder Dschezireh heißen. — Ob Arafus die Ruinen des alten Apollonia enthalte, ist zweifelhaft, weil die Tab. Pent. 22 m. p. nördlich von Casarea nach Apollonias rechnet, also diese Stadt südlicher als Arafus setzt. Scholz verdient daher Beachtung, welcher bey Ali Ibn Harami sehr bedeutende Ueberreste, große unfeörmliche Mauern, Granit- und Marmorssäulen im Meer, schöne Treppen am Strand u. s. w. gesehen hat, S. 149 und 129. Da Scholz der einzige ist, welcher in neuerer Zeit diese Ruinen besuchte, so wäre zu wünschen gewesen, daß er sich über ihre Lage bestimmter ausgesprochen hätte; denn er redet so allgemein, daß sie leicht zwischen Haram und Arafus liegen, und also mit den gewöhnlich so genannten Ruinen von Arafus eins seyn könnten. — Die östlich von Arafus befindlichen Ruinen sind mit einem zweifelsden Fragzeichen Bether benannt. Wenn man die Angaben des Itinerar. Hierosol. und Antonini mit den übrigen Nachrichten vergleicht, so wird man kaum etwas Haltbares dagegen einwenden können; aber dann muß man sich desto mehr wundern, wie Antipatris und Galgalis nördlicher als Bether gesetzt werden konnte, da doch beide zwischen Bether und Ebdia lagen. Antik-



patriis, durch welches der Apostel Paulus in Ketten geführt wurde, 10 m. p. nördlich von Lydda, schon zur Zeit des Hieronymus semirutum oppidulum, ist in der Gegend des Dörchens Megdeh zu suchen, in dessen Nähe Scholz S. 129 noch eine halbzerstörte Basilika mit sechs Bogen und Pfeilern sah. Galgulis, die kanaanitische Königstadt Gilgal Jos. 12, lag nach Eusebius (v. 1147A) 6 m. p. nördlich von Antipatris, und genau in dieser Entfernung von Megdeh verzeichnet die Karte Gelgeli, welches wohl Dscheldscheli zu sprechen und mit dem von Scholz aufgeführten Dscheldschulieh eins ist. — Auffallend ist es, den längst widerlegten Irrthum d'Anville's, welcher das Gefilde und die Stadt Megiddo südlich vom Karmel in die Ebene Saron versetzte, wie den Klößen wiederholt zu finden. Zum alten Fehler ist aber ein neuer gekommen, indem ein Dorf Megeddo als jetzt noch vorhanden gezeichnet und Megiddo als alter Name eingeklammert ist. Hiezu hat wahrscheinlich die griechische und lateinische Form des Wortes: Megeddo, welche der neue Name zu sein schien, verleitet. Es ist kein Zweifel, daß Megiddo auf der Ebene Esdrelon lag, an einem Arme des Rison. Richter 5, 19 setzt Ibaanach an die Wasser Megiddo, dadurch scheint meine oben geäußerte Vermuthung bestätigt zu werden; denn Tennai ist nicht weit von Leglo, an einem Bach, der sich mit dem von Legio vereinigt und in den Rison fließt. Die Schriftsteller der Kreuzzüge fanden Megiddo in einem Det Sububa derselben Gegend; mit welchem Grunde, ist mir nicht bekannt. — Das Krokodeiloupolis und Bukoloupolis an der Küste ist ein überflüssiger Schmutz der Karte, denn man weiß nichts davon als die durch Strabo aufbewahrten Namen. Das Enkaminoupolis nicht Atlid, sondern Hephahen, habe ich schon nachgewiesen; dann ist also auch Calanum und Porphireon falsch gesetzt.

Am Karmel angelangt kehre ich nach Jerusalem zurück, um die Städte des Gebirgs und des Jordanthales ben Galiläa zu mustern. Giboon steht nördlich von Jerusalem; es lag aber nach Josephus 40 — 50 Stadien gegen Lydda zu, also jedenfalls nordwestlich, und nicht im Thale, sondern wie schon sein Name besagt, auf einem Berge, nach Epiphonius auf dem höchsten Berge in der Umgegend der heiligen Stadt. In der Gegend, wo die Karte Giboon hat, aber auch auf der Höhe, ist Giba Sauls anzufehen, welches zu südlich steht. Geba ist zu Dschib gesetzt; es kann wohl der Lage nach richtig sein, nur die beiden Wörter sind, so ähnlich sie scheinen, ganz verschieden; Geba heißt Höhe und Dschib Eisen oder Brunnen. Der Bedeutung nach würde Gebim Jos. 10, 51 besser passen. — Zum Gebiete von Giboon gehörte Klejathjeirim, Beeroth und Kaphira Jos. 9, 17; ebenso stehen diese Städte Jos. 18, 25 — 26 im westlichen Bezirke des Stammes Ben-

jamin mit Rama und Mizpa beysammen; aber wo finden wir sie auf der Karte? Kirjathjeirim allein in der rechten Gegend, Beeroth als alten Namen neben dem heutigen Bir, Kaphira ganz weit nördlich bey Zebud! Giboon lag auf der StraÙe nach Bethchoron 6 m. p. von Jerusalem, Beeroth 7 m. p., Kirjathjeirim 9 m. p. — Bir ist also nicht Beeroth, sondern wahrscheinlich das Beer Richter 9, 21. Es wurde im Mittelalter für Michmas gehalten, wo nach der Sage Maria ihren Sohn vermisste. Unsere Karte hat Michmas westlich von el Bir. Aus 1 Sam. 13 und 14 vergl. mit Jesaja 10, 28 — 29 geht deutlich hervor, daß der Hügelzug, worauf Gibea und Geba lagen, durch ein Thal von einem nördlicheren Hügelzuge, auf welchem Michmas, der Lagerplatz der Philister an einem wichtigen Pässe lag, getrennt war, und Eusebius kennt Michmas als ein großes Dorf 9 röm. Meilen von Jerusalem bey Rama. Michmas scheint daher östlicher zu liegen und müßte wegen seines Engpasses von einem strategisch geübten Auge leicht erkannt werden. Beth Aven, welches weit östlich von Michmas steht, war nach 1 Sam. 13, 5 westlich von demselben, und Bethel-Luz so wie Ai lagen ganz in der Nähe des Beth Aven, das letztere östlich von Bethel Jos. 7, 2; Abraham errichtete sein Zelt zwischen Bethel und Ai, 1 Mos. 12, 5, also stehen Bethel und Ai auf der Karte falsch. Mit Bethel ist auch Ophra falsch gesetzt, denn da es 5 m. p. von demselben entfernt war, muß es eben so weit als Bethel gegen Osten fortzücken. — Ophna (der Schreibfehler der Grimmschen Karte Goshna, über welchem aber das richtige Ophna steht, hat sich fortgepflanzt) ist einige röm. Meilen zu weit nördlich, Thinnath Serach und Kypros (nicht Kypres) willkürlich gesetzt. Ephraim steht zwar 20 m. p. nördlich von Jerusalem, wie Eusebius angiebt, aber übersehen ist die anderweitige Nachricht, daß es nahe der jüdischen Wüste, also im N. von Bethel lag; viellecht ist es von dem obigen Ophra nicht verschieden. Canon, Zephet und Doch sind nach von Breitenbachs Angabe aufgenommen; die Vergleichung mit Brocard, aus welchem er fast wörtlich seine Beschreibung des heiligen Landes entnommen hat, lehrt uns sehr betrüßliche Fehler bey ihm kennen; s. das Renßbuch I. S. 128 u. 265. Nach Brocard ist Canon 4 Meilen von Sichern gegen N., abermals 4 Meilen von Canon in derselben Richtung an Ubang des Gebirgs Ephraim ist das casale Phaselus; Zephet, das heutige Saphet, erwähnt er nur bey Gelegenheit einer Notiz über mehrere Rama; eine Meile nördlich von Phaselus liegt ihm endlich die Wüste Doch. Das hat v. Breitenbach gänzlich mißverstanden. Zephet ist zu streichen, denn in dieser Gegend hat keines existirt.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. December.

Nro. 252.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1834. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

(Fortsetzung.)

Sein Land hat keinen Eirdar, keinen Chan, keinen Häuptling, keinen Magnaten, keinen Adel wie Afghanistan und Indien; es giebt in Bockhara nur Hof und Priester; Minister oder Mollah vergeben alle Aemter; es ist ein geistlicher Staat, ein zweytes Land des Priester-Johannes; kein Schatten von Volkeregiment, aber jedermann zufrieden, weil alles nach der Magna-Charta, dem Koran, handgehabt und entschieden, alles Einkommen für Unterhaltung der Nationalkirche, der Schulen und Collegien verwendet wird. Die Geistlichkeit erkennt über Raub, Zank und Mord, und solch ein Regiment, sagte man Hr. Burnes, habe seit Einführung des Islam in Bockhara geherrscht. Besonders strenge und wissam sind die Sicherheits Anstalten; weder in der Hauptstadt noch auf dem Lande wird je eine Thüre geschlossen. Abgaben und Steuern werden gewissenhaft nach den Diktaten des Koran erhoben und von den Pflichtigen gerne bezahlt, weil jedermann den Verbrauch derselben kennt und sieht. Die Hälfte des Landes besitzt die Kirche, und allenthalben, besonders in der Hauptstadt werden zahlreiche Collegien mit Stiftungen für Studierende und Lehrer aus den öffentlichen Einkünften unterhalten. Dessen ungeachtet sey aber gegenwärtig Wissenschaft und Gelschsamkeit zu Bockhara auf keinem hohen

Standpuncte und von dem Glanze des Zeitalters der Samaniden, oder auch nur der Fürsten aus dem Hause Dschingis-Chan und Timur weit entfernt; die Regierung sey zu bigott und musenscheu; man treibe nur Theologie in den Collegien und gebe sechs Monate im Jahre Ferien, während welcher die Studenten Feldarbeit auf den geistlichen Aeckern verrichten müssen.

Bei dem Heere (gewöhnlich 20,000 zu Pferd und 4000 Mann zu Fuß mit 41 Kanonen und etwa 60000 Milizen) werden die Befehlshaber mit Land, die Gemeinen aber mit Getreide besoldet; Geld wird gar nicht gegeben; jeder Soldat erhält jährlich 2048 englische Pfund Korn, gleichviel ob er zu Fuß oder zu Pferd diene. Auch das Fußvolk zieht zu Pferde ins Feld und steigt im Gefechte ab.

Zwar meynt Hr. Burnes, das Leben des theologischen Bockhara-Königs wäre unter solchen Umständen langweilig und nicht zu beneiden; aber aus seinen eigenen Berichten geht hervor, daß die Landschaft blühend und reich, das Volk wohl genährt, gut gekleidet, glücklich und zufrieden sey und Niemand ein Verlangen fühle, daß irgend etwas geändert, oder verbessert werden sollte.

Wer über Turkestan forscht, darf begreiflicher Weise den Fluß Oxus nicht unbemerkt lassen. Auch hat Hr. B. diesem Strome ein eigenes Kapitel (II. 186 — 199) gewidmet ohne die zufälligen Notizen hieher zu rechnen, welche er bey einer zweymaligen auf zwey verschiedenen Puncten ausgeführten Uebersetzung desselben jedesmal einstreute. Der Fluß ist classisch und spielt in den Geschichten Frans

und Turans, besonders aber in Alexanders Feldzügen durch das Baktrianische Reich eine große Rolle. Daß er, wie die meisten Ströme Asiens, mehrere Namen trage; bey den Morgenländern Dschihun oder Amu, bey den alten Griechen aber Orus heiße, ist bekannt und von niemand bestritten; wohl aber muß man Hrn. Burnes widersprechen, wenn er „Orus“ für ein den Asiaten unbekanntes und von den Griechen gleichsam neu erfundenes und ihnen eigenthümlich angehörendes Wort erklärt. Die Flußnamen Osen und Usen sind in den Ländern um das Kaspische Meer heute noch bekannt und üblich. Unter andern nennen die Perser ein bedeutendes, aus den Gebirgen von Hamadan hervordrechendes und dem Bucharas=Orus gerade gegenüber in die Westseite des Kaspischen Meeres fallendes Wasser Kisil = Osen, d. i. den rothen Osen oder Usen, قزل اوسن. Ein zweyter Osen, Turfali = Osen, rinnt durch den kaukasischen District Kubdan (Potoski Reise in den Kaukasus, I. 118, Note). Daß aber اوسن, Osen und Ὠεος in Laut und Bedeutung ein und dasselbe sey, ist klar, da man durch unzählige Beispiele beweisen kann, daß die Morgenländischen Fisch- und Sauselante ج, ص, س u. ح bey den altgriechischen Autoren durch κ, ε und χ gegeben sind. Dscherdsch schreibt Herodot *Ἐρεν*; Adschemi, اجدى *Axami-nys* und seif *Ἐπος*, wie die spätern Schriftsteller den Syrischen Flußnamen اصي *Asyi*, mit *Ἄετος* schreiben.

Auf diese Gründe hat man schon anderswo bemerkt, daß in gewissen Stellen bey Homer und Strabo die Lesart *Ἄετος* oder wenigstens *Ἄετος* weit vorzüglicher und sachrichtiger sey, als *Ἄετος* und *Ἄετος*, welsch letzere bekanntlich die Casaubonische Ausgabe des Strabo hat. Den Sinn von Dschihun erklärt Hr. B. richtig; es ist, wie in der Regel alle Flußnamen, ein gemeines Neunwort, welches Fluth, Fluß bedentet. Mit Amu aber

welches ihm keinen Sinn gibt, hat es vermuthlich dieselbe Bewandniß, da nach den neuesten Forschungen über den, nach uralten Traditionen aus Asien nach Nordafrika gekommenen Berber=Dialect *آمن* Am-an (plural) Wasser bedeutet. Wer aber das Unsichere einer so weit hergeholtten Erklärung scheut, wird besser thun, den Namen Amu von einer Stadt dieses Namens am Orus herzuleiten, Amu-deria See von Amu, nennt der gemeine unwissende Anwohner den Fluß Dschihun, oder Orus. Amu, die Stadt, liegt aber im obern Stromgebiete, beym Anstritt des Orus aus den Gebirgen in die Ebene. Diese Art sich auszudrücken liegt ganz im Sinne uncultivirter Völker. Der Bach von Karitana, der Bach von Mistra sagt der Morait, wie uns der Türke sein Kara=ssu, Ak=ssu, das ist Schwarzenbach, Weissenbach; Wasser von Küstendil, Bach von Seleffe u. s. w. zuzust. Eine andere Gewohnheit der Morgenländer ist es, bey großen Flüssen die Benennung Meer zu gebrauchen. So nennt die arabische Rasse den Nil niemals Nêher, allzeit Bâbar (Meer), wohl aber sagt sie Nêher=Kels, Nêher=berd, d. i. Hundesfluß, Kaltenbach im libanischen Gebirge, wie die Türkische Rasse die beyden Ströme Orus und Jarartes, Amu-deria und Sir-deria, Meer von Sir und Meer von Amu nennt. Hr. B. verjämte während seines Aufenthaltes in Bucharas keine Gelegenheit, von Gelehrten und Ungelehrten, besonders aber von reisenden Handelsleuten und Karawanenführern, mündliche Nachrichten über das Quellenland des Orus und die auf der Ostseite Turkestans gelegenen Völker und Gebirge zu sammeln, um schwankende Begriffe festzusetzen und alte Irrthümer zu verbessern. Elphinstone that vor ihm dasselbe, mit eben so lobenswerthem Fleiße. Aber wie will man auf mündliche Aussagen hin Gebirgszüge, Einthaltungen, Flußkrümmungen, Breiten- und Längengrade auf Minuten und Sekunden und mit allen





viel, daß es im Jordantale lag; auffallend ähnlich klingt die Ruine Jassal gegenüber der Mündung des Hieromar. — Mit Grimm ist Aljeneid, soll heißen el Dschend (Scholz S. 266) für Nischmethath ausgegeben, ohne weiteren Grund, denn Jos. 17, 7 sagt nur, daß es im Angesichte Sichems gelegen. Zu Taibeh, noch weiter westlich, ist Dappuah geschrieben, allein Thapuah ist gewiß nordöstlich von Sichern zu suchen, wo heut zu Tage noch Belad Tafue (bey Bergbaus unrichtig Tafue) = das Land Thapuah ist, wie im Mittelalter, Brocard S. 862 und 63, und in der ältesten Zeit, Jos. 17, 8. — Nordöstlich von Sichern ist gar Isfactoroth angeführt, eine Stadt, die nur in der Hypothese existirt. Iherja, das alte Thirza, ist nach Brocard drey Meilen östlich von Sebaste auf einem hohen Berge, also auf der Karte zu weit entfernt. — Usher, bey Bergbaus unrichtig Uzer, liegt nach dem Itinerar. Hierol. nur 6 m. p. von Scythopolis auf der Straße nach Sichern, da es nun nach demselben und nach dem Onomasticou 15 m. p. von Sichern liegt, so ist zu schließen, daß Sichern oder Bysan auf der Karte nicht ganz richtig liegen. Bezef ist nur 2 m. p. weiter gegen Scythopolis zu als Usher, also auf der Karte, wo die Entfernung 7 m. p. beträgt, unrichtig. — Dothan ist dreymal angeschrieben, zweymal am südlichen Fuß des Gebirgs Gilboa und noch einmal am kleinen Hermon bey Om el Taibeh; es lag nach Eusebius 12 m. p. nördlich von Sebaste. — Im Jordantale hat Grimm Cherbet el Somra, d. h. Ruine Somra glücklich mit Zemarain verglichen; warum hat Bergbaus beide getrennt? — Zaethan ist nach Vorgang des Cassarius viel zu weit südlich angeführt; nach 1 Kön. 4, 12 war es neben Bethsean, nach Jos. 3, 16 bey Adama. Eusebius kennt ein Eduma 12 m. p. östlich von Neapolis, dies entspricht jenem Adama. — Zephet ist nach dem Obigen gar nicht vorhanden, Aedelaïs halb so weit nördlich von Jericho als auf der Karte, nämlich nur 12 m. p., wie die Tab. Peut. lehrt. — Abel Mecholah lag nur 10 m. p. südlich von Bethsean. Bethsean selbst scheint mir 7 — 8 m. p. zu nördlich zu liegen; selbst man es so weit gegen Süden, so hebt sich der oben bemerkte Widerspruch, die 21 m. p. bis Neapolis, welche das Itin. Hieros. rechnet, und die 23 m. p. von Ibezarias, kommen genau heraus. Die Distanz von Jericho, 36 m. p., ist auf der Tab. Peut. wahrscheinlich durch einen Schreibfehler zu gering. — Sukkot ist fälschlich auf die Westseite des Jordans verlegt, da es nach Hieronymus und Burchard auf der Ostseite liegt.

Obgleich beim Eintritte in Galiläa von Samaria aus findet man Maximianopolis viel zu nahe bey Zarethin = Jesreel, es ist 10 m. p. weit gegen Cäsarea Palästina zu rücken; nach der oben entwickelten Ansicht zu Cusf Eudt. — Das 1 Sam. 29, 1 genannte Aphek ist nicht ben Legio (ledigun sollte auf der Karte konsequent geschrieben seyn, nicht Legum) zu suchen, sondern

nahe Jesreel; dies ist deutlich aus der Erwähnung des Brunnens Jesreel, der auch in den Kreuzzügen als Lagerplatz von Heeren berühmt wurde. Eben so ist Euzemum nicht nördlich von Legio, sondern an den westlichen Fuß des kleinen Hermon zu setzen, 1 Sam. 28, 4 mit 29, 1 verglichen. Eusebius erkennt es in dem Dorfe Sulem 6 m. p. südlich vom Thabor; dies paßt genau auf Selin, an welchem der Wechsel mit 1 und 2 nicht befremden darf. Bey Thanaach ist Bergbaus mit Unrecht von Grimm abgegangen, welcher es ganz richtig zu dem heutigen Tennaq stellt, denn nach Eusebius lag es 3 m. p. von Legio. Zu Ifsal an Thabor (unrichtig hat Bergbaus Ifsal wie Grimm) hätte zweifelsüchtig das Chasalus des Eusebius, und zu Dabury das Daburath der Grimmischen Karte gesetzt werden dürfen. Dagegen hätte Jokneam, wovon wir nichts wissen als daß es am Karmel lag, wegstreichen können. Das Montfort des Mittelalters war nicht auf der Ebene von Akre, sondern ist nördlicher als Kalaat Dschedin im N. von Akre zu suchen, denn in Kalaat Dschedin ist das castellum Judyn oder Gedyn (Marin. San. 249) zu erkennen und der mons fortis lag noch eine leuca nördlicher. — Ubelala findet sich auf der Karte nahe bey Scythopolis; es lag aber dicht an der Spelunke (Joseph. *τρυπατα δ'ην ταυτα ναυης Ἀρβυλων λεγομένης*), die ich oben als identisch mit dem Kalaat Damam oder Zandenschloß nachgewiesen habe. Sebulon ist auch nicht nordöstlich von Scythopolis, wie die Karte hat, sondern nordwestlich bey Ain Sebulon, vielleicht in dem Dorfe Bedani zu suchen, worauf schon Pococke aufmerksam gemacht hat. Cabara, Achsaph, Rechob und Thiste sind auf Gerathewohl gesetzt; mehr Wahrscheinlichkeit hätte es gehabt, Cogan als Cogane, Giskalaat als Giskala, nach der Tradition Stammort der Eltern des Apostels Paulus, Zaruin (unrichtig hat die Karte Januin) als Zireon zu bezeichnen. Am gallischen Meere nördlich von Tiberias findet sich ein großer Jerthum der d'Anville'schen Karte, welcher auch in Buckingham's Reisen, I., 404 d. Ueberf., übergegangen ist, wiederholt, es ist nämlich dort eine Stadt Genezareth, die gar nie existirt hat, zu sehen und sogar am Rand der Karte eine Ausbildung ihrer Ruinen mitgetheilt. Buckingham sagt selbst, daß gar keine Ruine an der Stelle, wo Genezareth gestanden, zu erblicken sey. — Cased kann nicht das Bethulia der Judith seyn, denn dieses war nahe bey Dothan, und Dothan am Südrande der Ebene Gedreton. Haroseth Goinim ist nach Kühner Konjekture Pocockes aufgezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Es ist recht sündend und dem wissenschaftlichen Charakter der Karte nicht angemessen, daß wirklich aufgefundene und bloß vermuthete Ruinen mit demselben Zeichen angegeben sind.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. December.

Nro. 253.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

Travels into Bokhara etc. in the years  
1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes.  
In three volumes. London 1834. Vol. 1.  
XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 352

(Schluß.)

3) In den wohlbewässerten und zum Theil äußerst fruchtbaren und reizenden Gebirgslandschaften am obern Drus, als da sind Kundus mit Kulum, Heibek, Gori, Inderab, Taligshan und Hefrat = Imam, dann Badachshan, Wachan, Scheghan, Derwas und Kulab besteht die Bevölkerung heute noch aus denselben Elementen, wie sie uns Herodot und dann Arthian aus Alexanders Zeiten schildern. Die großen Umwälzungen, welche die Untern-Drusländer erst durch arabische und nachher durch seythische oder tatarisch-türkische Völkerzüge erlitten, haben das obere Gebirge, mit einiger Ausnahme von Kundus und seinen Dependenzen nicht erreicht, und ausser dem Islam, welchen nicht bewaffnete Horden, sondern fromme Glaubensboten in diese Theile brachten, ist hier seit 2000 Jahren alles in seinem alten Zustande geblieben. Die alte Sprache der Tadschik und sie selbst mit ihren Stamm-Häuptlingen, welche Alexander nicht ohne Mühe bändigen konnte, sind in ununterbrochener Reihenfolge auf unsere Zeiten herabgekommen. Und man darf sich deswegen nicht verwundern, wenn Herr Burnes unter diesen Völkerschaften das Andenken an die Maedonier und ihren Führer heute noch ungeschwächt gefunden hat und besonders die Tadschik-Häuptlinge von Ba-

dachshan, Derwas, Kulab, Scheghan, und Wachan, in gerader Linie von Alexander selbst, ihre Unterthanen aber von Maedonischen Kolonisten und Kriegern abstammen wollen. Während in der Ebene die Schöpfungen Alexanders frühzeitig untergingen, kann man das Daseyn der von ihm in diesem Bergrevier erbauten Stadt Alexandria mehr als 1300 Jahre nach seinem Tode noch nachweisen. Denn Ibn-Haukal kennt mitten in diesen Gebirgen noch die Stadt اسکندرہ, Iskendere, bekanntlich der asiatische Ausdruck für 'Alexandria'. Hätte Hr. Burnes an diese Stelle des arabischen Geographen gedacht, würde er nicht unterlassen haben, seine Tadschik = Bekanntschaften in Bucharra zu fragen, ob der Ort heute noch unter diesem Namen bestehe.

Ueber Arthian's Buch IV. Kap. 1 — 22, so wie über die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Nomenclatur der Sogdianischen Städte bey Ptolemäus und Plinius könnte nur auf diesem Wege einiges Licht verbreitet werden. Jeder kleine Schritt vorwärts, jeder noch so geringe Beitrag muß hier mit Dank angerühmt werden. So erklärt Hr. Bs. nach unserer Meynung das heutige Karatagin nicht mit Unrecht für die Landschaft Παρταγιν = γ (Paratagin = e) der Griechen am Ober-Drus; dagegen scheint uns Ibn Haukal's هزراسب, Hezarasp, zwischen Samarkand und Balch, dem Zapraspa der Maedonier eher zu entsprechen, als Burnes, Schehr-Sebs. Eben so erkennen wir in dem nahe an Samarkand liegenden مارکت Amarkel Haukals das Sogdianische Marufa



des Ptolemäus. Und wenn der vorgenannte Geograph in der Landschaft Blaf gegen den Jaxartes hin noch zu seiner Zeit eine Stadt *خالص*, Chas, beschreibt, so kann es nur das *Γάζα* Arghian's seyn, eine der fünf Städte, die bey der Sogdianischen Insurrektion am Jaxartes eine so traurige Berühmtheit erlangten, und an deren Ausmittelung die moderne Geographie verzagen will. Wenn einzelne Reisebemerkungen und Locubrationen dieser Art die Erdkunde auch nicht bedeutend fördern, so haben sie doch das negative Verdienst, das Poetische und Phantastische unserer alten und neuen transoxianischen Landkarten, selbst die Klaproth's nicht ausgenommen — ans Licht zu bringen und besseres vorzubereiten. Entferntere Ausflüge und gleichsam Entdeckungsreisen gegen den Jaxartes, gegen das Oberland, gegen Kaschgar, Sarkand und Tibet schienen Hrn. Burnes noch nicht an der Zeit; ja nicht einmal das wenig entlegene Samarkand oder das organisirte Räuber-Chanat von Chiva im Drus-Delta konnte er besuchen. Was er aber nach Hörensagen hievon sowohl, als über die Quellen des Indus gibt, vergleicht und entscheidet, ist unterhaltend; wir finden aber nicht, daß er die Kunde, so wie man sie seit Elphinstone und den letzten Himalaja-Reisenden über jene Länder hat, in der Hauptsache vermehrt und weiter bringt. In gleicher Weise scheint es überflüssig, Hrn. Burnes auf der letzten Hälfte seines dritten Reise-Stadiums mit umständlicher Kritik zu begleiten, da er nach seiner Abreise von Bucharä, welche nach dreymoenthalichem Aufenthalt gegen Ende July 1832 erfolgte, und einer allerdings beschwerlichen und gefährvollen Durchwanderung der Turkmanen-Wüste im Süden des Drus endlich das wohlbekannt und von Fraser so gut beschriebene persische Chorasan erreichte, wo er unter zum Theil persönlich bekannten, jedenfalls mit Britannien eng verbundenen Menschen von Vigotie und Naubstinn feileneverhandelnder Albeken und Turkmanen nichts mehr zu besorgen hatte.

Der Glanzpunct seines Unternehmens, so wie der Kern seiner über dasselbe verfaßten Schrift ruft offenbar auf der Landstrecke einschließlic von Kabul bis Bucharä. Die Abschieds-Szene des Hrn. Burnes und seiner Gefährten von dem würdigen alten Rusch-Beg rathen wir im Buche (I. 325 ff.) selbst nachzulesen. Man wird am ersten Staatsbeamten des Königs von Bucharä einen menschenfreundlichen und edlen Mann kennen lernen, voll des herzlichsten Wohlwollens und einer wahrhaft väterlichen Vorsorge für die ihm durch längeren Verweil theuer gewordenen Fremdlinge. Er that alles, um ihren Zug durch die gefährliche Steppe der Nomaden zu sichern. „Reiset ohne Gepränge, macht keine Bekanntschaften und zeigt den German nur in der äussersten Noth, und wenn ihr das Ziel eurer Wanderung glücklich erreicht, betet für mich, denn ich bin ein alter Mann und euer herzlicher Gönner.“ Er besahnte und segnete sie wie ein alter Patriarch der Bibel, und fragte noch leglich, ob sie irgend jemand während ihres Aufenthalts in Bucharä belästiget, oder in seinem Namen Geld von ihnen genommen habe, und ob sie zufrieden aus diesem Lande schieden? Hr. Burnes rühmte ihm das uneigennützig und gastliche Betragen der Einwohner und der Behörden und gelobte, die in der heiligen Stadt Bucharä empfangenen Wohlthaten auf ewige Zeiten in dankbarem Andenken zu behalten. Solche Tüde darf man nicht übersehen; sie zeigen, welchen Zauber, welchen Segen ein wohlwollender Mann in die Ausübung der öffentlichen Macht legen kann.

Ueber Zahl und Bestand der einzelnen Turkmanenstämme, über ihre Sitten, Denkweise und Sprache, ihre Pferdekultur und Raubzüge, so wie über die stark gezeichnete Verschiedenheit der Physiognomie an Land und Bewohnern Turkmaniens und Persiens findet man auch in diesem Theile des Buches, wenn auch nicht geradehin neue, doch immer in überraschenden Combinationen und in einer Hrn.

Burnes eigenthümlichen Farbenmischung zusammen-  
gestellte Berichte. Unter andern lernt man hier,  
daß die Kamele das Trinken nicht so lange entbeh-  
ren können, wie man in Europa noch immer glau-  
ben will; das Kamel stirbt am vierten Tage, und  
bey großer Hitze noch eher vor Durst. Es legt  
in einer Zeitstunde 3740 Ellen (yard) oder 2 1/8  
englische Meilen zurück und geht sohin langsamer,  
als der Mensch, aber doch etwas schneller, als das  
Kamel in Syrien und Aegypten, dessen Geschwin-  
digkeit schon Volney auf 3600 Ellen für die Zeit-  
stunde berechnet und dem neuere Beobachtungen nicht wi-  
dersprechen. Was man aus jedem nicht ganz ohne  
Beobachtungsgedult geschriebenen Reisebericht durch  
Iran lernen kann, fehlt begreiflich auch nicht im  
Buche des Hrn. Burnes, nämlich, wie naturgemäß  
und wohlthätig das Zoroastrische, von dem alten  
Balch ausgegangene Religionsystem auf die phy-  
sische und moralische Glückseligkeit Irans wirken  
mußte, indem es Bäume pflanzen, Kanäle graben  
und Wasserleitungen bauen und unterhalten für be-  
sonders tugendhafte und Gott wohlgefällige Hand-  
lungen erklärte. Namentlich liefert die Boden- und  
Kulturgeschichte von Seistan, Herat und Merv  
zu dieser Doctrin den besten Commentar.

Merv, wohin Hr. B. nach einem 50 stündi-  
gen Zuge durch wasserlose Sandwüste kam, war vor  
kurzer Zeit noch eine ausgedehnte, mit einer großen  
Stadt, vielen Dörfern, Kastellen und unzähligen  
Gärten geschmückte prachtvolle Oase am Steppenflusse  
Murgsh, das alte Margiane, ein Musterbild  
des Bodenreichthums und der irdischen Glückseligkeit  
bey den griechischen Erdbeschreibern. Strabo re-  
det von Weinstöcken von solcher Dichte, daß sie zwey  
Menschen nicht umfassen konnten, und von Trauben  
zwey Ellen lang, als gewöhnliche Erscheinungen im  
reichbewässerten Margiane. Das alles ist heute bis  
auf einen schmalen Streif am Flusse dem Sande  
überlassen, und voll Ruinen, weil man vor 50  
Jahren in feindlicher Absicht die Wasserleitungen  
zerstört und die kunstfleißigen Einwohner weggeführt  
hatte.

Aus den kleinen durch Burnes und Moyn-  
dorff gesammelten Phrasen- und Wörter-Verzeichnissen  
verschiedener Gegenden der Ost- und Südseite des Ka-  
spischen Meeres geht auch hervor, daß man mit hin-

länglicher Kenntniß des konstantinopolitanischen Tür-  
ken-Dialektes nicht nur durch die europäische und asia-  
tische Türkei, durch Armenien, die kaukasische Länder  
und Nord-Persien, sondern beynahe ohne Anstand  
durch ganz Turkestan und Turkestan im weitesten  
Sinne, ja durch die Kirgisienländer bis nach Tomsk  
und Tosalak in Sibirien hinein ohne Dolmetscher  
reisen kann. Daß aber Hr. Burnes das Türkische  
nur mit dem Ohre und nicht zugleich mit dem  
Auge gelernt hat, erkennt man an vielen Stellen  
leicht aus seiner Orthographie. Die Vogharenen hat-  
ten ihm von einer verzauberten Stadt am Kral-  
See erzählt, aus welcher keiner, der sie besucht, je  
wieder zurückgekommen sey. Ihren Namen schreibt  
Hr. B. Barsa-gil-mis und und übersetzt ihn  
mit „go and never return,“ gehen und nim-  
mer zurück kehren. Grammatisch geschult würde  
er Varsa-gelmes geschrieben und „Geht er,  
kommt er nicht wieder“ übersetzt haben, wie es im  
Türkischen correct *جارسه وارسه* lautet.

In Chorasán trennte sich die Reisegesellschaft.  
Dr. Gerard mit dem jungen Hindu aus Delhi und  
den Afghanen von Pischawer kehrte über Kanda-  
har nach Indien zurück; Hr. Burnes dagegen  
machte mit einem Turkmanentrupp einen Absteher  
an das Kaspische Meer bey Asterabad, bog südlich  
um dasselbe durch Masanderan und die Gebirgs-  
schluchten des Demawend nach Teheran hervor, wo  
er dem letztverstorbenen Schah in einer Audienz seine  
Reiseabenteuer erzählte und den Beweis ablegte,  
daß er ein eben so gewandter Höfling als unter-  
richteter Mann sey. Die Aufgabe war gelöst und  
der glückliche Wagehals eilte über Schiras und Bus-  
schir zur See nach Bombay zurück, um die Frucht  
seiner Beobachtungen und seiner Gefahren vorzule-  
gen und denjenigen, die ihn ausgesandt hatten, als  
Augenzeuge zu berichten, daß die Russen nicht nur  
in Waffen und diplomatischen Künften, sondern eben  
so gut in commercieller Thätigkeit, in Kunstfleiß und  
Kühnheit der Handels speculation zu beyden Seiten  
des Hindukuschk würdige Nebenbuhler der Britten  
sind.

Fallmerayer.

- 1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen zc.
- 2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burchardts gewidmet von Heinrich Berghaus zc.

(Fortsetzung.)

Vom obern Galiläa gehe ich über zum offjordanischen Lande, zunächst zu Gaulanitis und den östlich daran stößenden Gegenden. Der Name der Landschaft Gauranitis steht zu weit gegen SO. Er gehöret gleich unter Dj. Djuwalan — so hat Berghaus nach Burchingham geschrieben, das heißt aber aus der grünen englischen Schale gelöst nichts anderes, als Dsch. Dschaulan, das uralte Golan des A. Testaments, das spätere Gauranitis. Hier will ich gleich mitnehmen, daß Iseil östlich von Khasfein nur nach oberflächlichem Anlange mit der alten Levitenstadt Golan zusammengestellt werden konnte. Wie diese bey Josephus Gulan, bey Eusebius Goulou und noch bey Abulfeda Dschaulan heißt (Tab. Syr. ed. Koehler p. 171 n. 15; el Djuulan vicus est ac mons), so wird sie sicher mit dem Berge zugleich ihren alten Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Sie wartet nur auf einen wissenschaftlichen Kreuz- und Querschrer. Die Lage von Iseil dagegen paßt genau auf Capitolias, und dort treffen noch heute, wie in der ältesten Zeit, die Straßen von Damask und Bosra nach Scythopolis zusammen. — Auf der Ostseite des galiläischen Meeres sind alle alten Orte: Hippos, Gamala, Chorazin, Dalmanutha, ohne sicher leizende Gründe gesetzt. Die Karte sollte so lange davon schweigen, bis die Gegend genau untersucht ist. — Zu Ramnentra Canatha zu schreiben, hat die Karte d'Anville's verleitet. Das Canatha, welches d'Anville meinte, ist Kanuath am Dsch. Hauran und Kanæntra hat gar nichts damit zu thun. — Nowa ist mit dem Neve des Itinerar. Anton. verglichen; die Entfernung von Szanamein paßt recht gut, aber wie ist es mit der Entfernung von Gadara? Nowa liegt 22 m. p. von Om Reis oder Gadara. Zweimal aber giebt das Itin. Anton. 52 m. p. von Neve bis Gadara an. Hier ist ein offener Fehler; denn die Summe der Distanzen von Gadara bis Damask ergiebt einen Ueberschuß von 30 m. p. über die wahre Entfernung, und dieser Ueberschuß fällt auf die Strecke zwischen Nowa und Omreis. Ich glaube, man darf beymal zuversichtlich die 36 m. p. in 6 m. p. verbessern, indem das 30 aus der vorübergehenden Reihe herunter gefallen oder dem Abschreiber die ungewöhnlich kleine Meilenzahl unrichtig vorgekommen und von ihm verschlimmbessert worden ist. Dann ist

Iseil, welches 6 m. p. von Nowa und 16 m. p. von Om Reis liegt, ohne Zweifel Capitolias und die ganze Straße von Gadara nach Damask ist richtig hergestellt. Denn Szanamein ist durch eine Inschrift als Aere erwiesen. Warum Berghaus Grimm verläßt und als alten Namen Solamen einlammet, wie Otto von Richter den heutigen Namen hörte, das begreift man nicht. — Neben Ezra südlich von Szanamein steht Ebrata; ein starker Verstoß, denn Ezra, eigentlich el Zea, ist durch eine Inschrift als Zarava hergestellt, wie Grimm richtig hat. Bey den Schriftstellern der Kreuzzüge heißt es Zora, Will. Tyr. p. 1051, bey Abulfeda Zara (Tab. Syr. ed. Koehler p. 99; Szarchad ab urbe Zara, quae primariis Haurani urbibus accensetur, abest fere diem). Das Ebrata dagegen oder Ubratium des Mittelalters, Adfaat des Abulfeda, Adraha der Tab. Pent. und Ederi des A. Test. liegt viel südlicher auf der Straße zwischen Bosra und Capitolias; 16 m. p. von letzterem gegen SO. — Den alten Namen von Nima el Coehj, welchen Grimm aus einer Inschrift bey Burchardt aufgenommen, Berghaus weggelassen hat: Nimmā, erwähne ich nur, weil sich an diesem Beispiele recht augenscheinlich die feste Dauer der orientalischen Namen selbst an den unbedeutendsten Ortschaften wahrnehmen läßt. In derselben Inschrift ist ein Neken Mardochā genannt, worin ohne Zweifel das nahe dabei liegende Marduk zu erkennen ist. — Ueber die Vermischung von Ašharoth Karnaim mit Bosra, die auch Berghaus angenommen hat, habe ich mich schon oben ausgesprochen.

Pella, der Zufluchtsort der Christen bey der Zerstörung von Jerusalem, kann unmöglich Scythopolis gegen SO. auf dem Gebirge Bilead gelegen haben. Denn da Gadara die Hauptstadt von Peräa und Pella die nördlichste Gränzstadt Peräas war, so war letzteres offenbar nördlicher als Omreis, vielleicht nahe dem höchsten Punkte des Bogens, welchen der Hieronur zwischen Gadara und Abil (Abila Batanaeae) bildet; mit diesem und Cephrus, wahrscheinlich das Heros südlich von Omreis, wird es zusammen genannt von Ptolclus. Die Entfernung von Herasa, welche Ptolemäus darbietet, 35 m. p., trifft genau auf den bezeichneten Punkt WNW. von Abil. — Da Jabez Gilead nach Pella bestimmt ist, so kann es erst dann richtig gesetzt werden, wenn Pella wiedergefunden ist. — In der Landschaft Gzueit östlich von Dšerafah findet der Verf. das Sucta der Kreuzzüge, allein dies ist sicher bey Poneas unter dem großen Hermon gelegen. — Für Ramoth hat sich der Verf. Burchingham zum Führer gewählt, der in archäologischen Dingen nicht gehört werden darf und die größte Verwirrung angerichtet hat. Der el Ramkibah Klang ihm ähnlich mit Ramoth, flugs hielt er es für dasselbe.

(Schluß folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. December.

Nro. 254.

der k. bayern. Akademie der Wissenschaften.

1836.

## Schriften über Universitäten.

### Dritter Artikel.

(Fortsetzung von Nr. 82. und 224)

Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preussischen Staate von Wilhelm Dieterici, Kön. Geh. Ober-Regierungsrathe, ordentl. Prof. der Staats-Wissenschaften zu Berlin. Berlin, 1836. 188 S. 8.

In einer Zeit, wo die sogenannten materiellen Interessen ein solches Uebergewicht bekommen haben und die Förderung derselben von vielen, ja von hoch gestellten Männern als ein Hauptzweck der jetzigen Regierungssysteme betrachtet wird, kann eine Schrift, wie die vorliegende, zu den ernsthaftesten Betrachtungen Veranlassung geben.

Wir erfahren hier, was ein Staat von nahe an 14 Millionen Einwohner und von solcher politischen Bedeutung wie der preussische, für die Universitäten und höheren akademischen Lehr-Anstalten, also für die höchsten und allgemeinsten Bildungs-Institute, von seinen Einkünften verwendet, wie sich die Dotationen im gegenwärtigen Zustande gegen die früheren von 1797 und 1806 bey dem mehrfach veränderten Länderesig verhalten, wie sich das Verhältniß der Studirenden zur Gesamtbevölkerung, wie zum Bedürfniß des Staats je nach den einzelnen Fächern stellt, wie sich die Zahl der Lehrer zu derjenigen der Studirenden verhält, wie die Lehrer in Bezug auf Besoldung und Honorare ge-

stellt sind, — kurz es sind hier eine Menge Vergleichungspuncte gegeben, die, wenn es auch bloße numerische Durchschnitte wären, eine viel klarere Einsicht in den staatswirtschaftlichen Standpunct darbieten, welchen die preussische Regierung in Hinsicht auf Beförderung der höchsten wissenschaftlichen Ausbildung der Staatsbürger einnimmt, als viele wekläufige Verichte. Alle diese Angaben haben um so mehr Gewicht, als wir erfahren, daß sie authentisch sind, daß sie vom Verfasser aus den ihm zugänglichen Akten des Ministeriums und des statistischen Büreaus geschöpft und dann durch unmittelbare Korrespondenz mit den Beamten der betreffenden Universitäten vervollständigt wurden. \*)

Es ist unmöglich, hier alles das reiche Detail zu berühren, welches die Schrift giebt; wir müssen uns hier mit Angabe der allgemeinsten Durchschnitte begnügen und stellen zu dem Zweck auch manches in einer andern, dem Leser dieser Anzeige vielleicht erwünschteren Ordnung, zusammen.

Ein Jahrhundert vor dem Antritte der Regierung Friedrich Wilhelms III., im Jahre 1697, besaß der preussische Staat vier Universitäten:

\*) Es wäre wünschenswerth, äbnliche attennmäßige Darstellungen von den übrigen deutschen Staaten zu haben; dann würde eine Vergleichung möglich, deren Resultat das Interesse sehr erhöhte. Dem Verfasser stehen mancherley Data zu Gebot, von denen er aber hier keinen Gebrauch machen will, weil sie weder authentisch, noch vollständig sind, ihnen also gerade das fehlt, was der Dieterici'schen Schrift einen eigenthümlichen Werth gibt. Vielleicht findet Herrn Dieterici's Buch bald eine Nachahmung.

Duisburg dotirt mit . . .	3,500 Thlr.
Halle dotirt mit . . .	7,000 „
Königsberg dotirt mit . .	4,900 „
Frankfurt an der Oder dotirt mit	11,000 „

Summe: 26,200 Thlr.

Der große Churfürst hatte Duisburg, König Friedrich I. Halle errichtet. Unter den berühmten Nachfolgern Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. wurden die Etats der Universitäten nicht erhöht; unter Friedrich Wilhelm II. kam Königsberg, Frankfurt und Erlangen hinzu; Halle und Duisburg bekamen Zuschüsse. Bey der Uebnahme der Regierung des jetzt regierenden Königs Majestät, Friedrich Wilhelm III. standen die 5 Landes-Universitäten im Jahre 1797:

Halle mit . . .	18,116 Thlr.
Frankfurt mit . . .	12,648 „
Königsberg mit . . .	6,920 „
Duisburg mit . . .	5,527 „
Erlangen mit . . .	17,134 „

60,354 Thlr.

Nachdem die nicht erhebliche Erwerbung von Erfurt erfolgt war, und mehrere der genannten Universitäten sich großer Etats-Erhöhungen erfreuten, war der Stand 1805:

Erlangen mit . . .	33,010 Thlr. *)
Duisburg mit . . .	6,131 „
Erfurt mit . . .	4,176 „
Frankfurt mit . . .	15,315 „
Königsberg mit . . .	6,921 „
Halle mit . . .	36,113 „

101,666 Thlr.

Nun kam die traurige Zeit von 1806 bis 1813 über Preußen; trotz des verminderten Länder-Besizes, der Kriege, des geistigen Drucks, brachte

\*) Anm. der Red. Diese ansehnliche Vermehrung der Mittel der Universität Erlangen kost ganz aus secularisirtem Vermögen geistlicher Äbtzer, welche dem Fürstentume Ansbach in Folge des Reichsabschlusses von 1803 zugefallen waren.

der Staat den Universitäten große Opfer, und Friedrich Wilhelm dotirte nach einem Verluste mehrerer Hochschulen die übrigen um so reichlicher und errichtete mitten in der größten Drangsal eine neue, Berlin. So war im Jahre 1812 dotirt: \*)

Berlin mit . . .	54,208 Thlr.
Breslau mit . . .	61,642 „
Königsberg mit . . .	35,585 „

151,435 Thlr.

Nach den Freiheitskriegen wurde Greifswalde von Schweden mit 57,000 Thlr. abgetreten, Halle wieder erworben, Bonn neu errichtet. Im Jahre 1820 war der Stand:

Bonn mit . . .	87,687 Thlr.
Berlin mit . . .	80,440 „
Breslau mit . . .	67,056 „
Halle mit . . .	60,566 „
Königsberg mit . . .	53,335 „
Greifswalde mit . . .	46,932 „

396,016 Thlr.

Die sich immer steigenden Bedürfnisse für die wissenschaftlichen Fortschritte wurden seit 1820 bis 1835 durch fortwährende neue Zuschüsse zu befriedigen gesucht, so daß im letztgenannten Jahre die Dotationen folgende waren:

Berlin mit . . .	99,846 Thlr.
Bonn mit . . .	89,685 „
Breslau mit . . .	72,299 „
Halle mit . . .	70,738 „
Königsberg mit . . .	60,912 „
Greifswalde mit . . .	57,696 „

451,176 Thlr.

Die Mittel der preussischen Universitäten haben sich also in der Zeit von 29 Jahren (1806 bis 1835) um 355,221 Thlr. jährlich vermehrt, wovon 297,525 Thlr. neue Dotationen sind!

\*) Die Groschen und Pfennige hat Ref. hier in der Berechnung weggelassen.

Nach S. 180 — 181. „beträgt dieß auf den Kopf:“ \*)

1812 bey 4,681,191 Einw. 11,646 Pfennige.

1820 bey 11,272,482 Einw. 12,647 „

1834 bey 13,510,030 Einw. 12,022 „

Die Zahl der Lehrenden war im Jahre 1797:

Prof.	Docent., Sprach-	Summe
	u. Exercitienmeißt.	

Erlangen	. 30	12	42
Duisburg	. 10	3	13
Erfurt	. 31	13	44
Frankfurt	. 18	4	22
Königsberg	. 20	4	24
Halle	. 34	16	50

Ueberhaupt: 145 52 195

Dagegen betrug die Zahl der Lehrenden auf den jetzigen 6 Universitäten im Jahre 1834:

Prof.	Priv. Doc., Sprach-	Summe
	u. Exercitienmeißt.	

Berlin	. 94	55	149
Breslau	. 47	25	72
Halle	. 53	21	74
Bonn	. 57	14	71
Königsberg	37	23	60
Greifswald	23	13	41

Ueberhaupt: 310 151 467

(Fortsetzung folgt.)

\*) Anm. der Red. Diese Durchschnitts-Berechnung mag etwas anziehendes haben, weil sie eine auffallend geringe Summe als Antheil jedes Einzelnen an dem Aufwande für einen großen Zweck nachweist. Sie ist aber dennoch eine der müßigsten und inhaltleeren Berechnungen, die man anstellen kann. In Staaten, die nicht revolutionirt sind, wird der größte Theil des Aufwandes auf den öffentlichen Unterricht, mittelbar oder unmittelbar, aus dem dazu gestifteten oder zurückgelegten Vermögen, aus dem Staats-Eigenthume, (nicht aus Staats-Auslagen,) oder auch aus dem Privat-Eigenthume der Unterrichts-Anstalten bestritten. So ist es auch in mehreren der nordamerikanischen Freestaaten, wo man ein Zehntel des veräußerten Landes zur Ausstattung der Schulen vorbehalten hat. Eine Rechnung wie obige ist so nichts sagend, als die wäre, in welcher man die Unterweisungen der Armen eines Ortes, dessen Spital-Erhaltung dazu anrechne, auf die übrigen Einwohner nach der Kopfzahl auschläge und mithin Beiträge, die nicht erforderlich waren und nicht geleistet wurden, erdichtete.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen &c.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacobin's und Burckhardt's gewidmet von Heinrich Berghaus &c.

(Schluß.)

Eben so wenig gilt seine Vergleichung von Buzza mit Bosra, welche gleichfalls ausgenommen ist. Mahanaim und Pniel sind nach bloßer Vermuthung angeführt, und Aroër entschieden falsch am Jabok. Das nördliche Aroër lag im Angesicht von Philadelphia. — Syra, Ma'in und el Tezur sind von den Reisenden mit Za'zeer, Baal Meon und Kiejahaim zu rasch verglichen worden; denn Zäser war nach Eusebius und Hieronymus 10 m. p. westlich von Philadelphia und 15 m. p. von Hesbon; Baal Meon 9 m. p. südlich von Hesbon am Thale Baaras, welches seinen Namen von den vielen dort spendelnden heißen Quellen hatte, und Kiejahaim 10 m. p. südwestlich von Medaba an demselben Thale. Dort wenigstens kannte Eusebius eine ganz von Christen bewohnte Stadt Mariatha, die ohne Zweifel in der Ruine Kerchat am Wady Zerka Main, dem alten Baaras, erhalten ist. Etwas weiter westlich von Kerchat gegen das todte Meer zu sind zwey Ruinen gezeichnet, die eine mit dem Namen Machärus, die andere mit M'aur, und zwischen beyden Wätern steht Herodinn mit einem Fragzeichen. M'aur ist die orientalische Form von Machärus, der südlichen Gränzstadt Pesaräs, aber sie lag nach Josephus nur 60 Stadien vom todtten Meere; und von dem ostjordanischen Herodium weiß man nur, daß es gegen die Gränze Arabiens geschaunt habe. Jedensfalls sind es zwey verschiedene Städte. — Noch näher am todtten Meere findet sich Bethharan oder Liviäs, auch Julius. Durch die Aufindung von Nharrein oder Bethninnra ist ein fester Punkt gegeben, wonach sich Bethharan richtig ansehen läßt, denn Bethninnra lag 5 m. p. nördlich von Bethharan; also liegt es bey Berghaus falsch, richtig bey Grimm. Aus Jos. B. J. 4, 7, 4—6 kann man die gegenseitige Lage von vier Städten klar erfesen. Placidus wird von Vespasian zur Verfolgung flüchtiger Cadabener mit Petterey gesandt. Er nimmt erst Bethennabris (Bethninnra) ein;



dann auch Abila (Abel Schittim), Inlisa (Bethharan), Besimoth (Bethjesimoth) und alle Orte bis an den Uspahlssee. Auch Beth Peor liegt nicht richtig, denn es war Jericho gegenüber, 6 m. p. *ἑνωπίω Ἀβιάδος*, oberhalb Bethharan, d. h. (vergl. Onom. v. Abarim und Fogor) östlich von Bethharan. Zeredhaschahar ist ganz ungehörig mit der Ruine Sara, bey welcher ein heißer Bach seyn soll, verbunden; nicht einmal das ist sicher, daß dort Kallirhoe, wo Herodes gegen seine furchtbare Krankheit Hilfe suchte, gewesen sey. Man muß auf örtliche Untersuchungen warten, denn auch südlicher noch können bis jetzt unbekannt gebliebene Thermen seyn. Kallirhoe ist nach den Alten eben so heilsam als angenehm von Geschmack, und daran wird es erkannt werden. — Tazba, Vamoth, Kedemoth, Malthana wären besser weggelassen, bis irgend ein sicherer Haltspunkt gegeben ist. Om el Nessas kann nicht Eima seyn, weil dies nach Hieronymus kaum 500 Stadien von Hesbon entfernt war. Mehalet el Hadsch nimmt Berghaus für Ar Moab (Mabbath Moab, Areopolis) als wenn es, nachdem Nabba aufgefunden ist, welches Grimm schon richtig als Areopolis bezeichnet, noch weitrer Hypothesen bedürfte.

Die genaue Musterrung, die ich angefleht habe, wird es, ohne daß ich etwas hinzusehen darf, erwiesen haben, daß die archäologischen Angaben der Karte allermehr unrichtig, zum Theile grundlos sind. Aber ich habe mich bemüht, bemerklich zu machen, daß die Fehler 'größtentheils eine Erbschaft früherer Karten und nicht auf Rechnung des Verf. zu schreiben sind. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er sich mit einem besonnenen Alterthumsforscher in Gemeinschaft geseht und diesem die Revision des antiquarischen Theiles übergeben hätte. Dann würde uns volle Befriedigung gewährt, das Blatt in jeder Hinsicht musterhaft und die Wissenschaft wesentlich gefördert worden seyn. Uebrigens bleibt das Verdienst dieser schönen Karte ungeschwächt; ja man muß es bekennen, ihre treue Darstellung des Landes hat es erst möglich gemacht, traditionelle Fehler aufzudecken und einen sichern Schritt vorwärts zu thun. Ihr hoher geographischer Werth allein konnte den Rec. bewegen, sich dem mühsamen Werke der eingehendsten Beurtheilung zu unterziehen. Daß dies bisher an keiner Karte von Palästina geschehen ist, das hat allein die Fortpflanzung so vieler Fehler veranlaßt, und ungerecht

wäre es, sie für eine allgemeine Schuld allein verantwortlich zu machen.

Citius ex errore quam ex confusione emergit veritas — dieses Wort Davo's, welches Ritter zum Motto seines Werkes gewählt hat, wird man nicht leicht tiefer empfinden, als beim Studium der Quellschriften über Palästina. Herkulische Anstrengung bedarf es, um den Schutt vieler Jahrhunderte aufzuräumen und die arg durch einander geworfenen Trümmer richtig und sauber wieder zusammen zu setzen. Und doch ist in der Menge der verunglückten Bestrebungen, die heiligen Orte zu bestimmen, etwas Schwürdiges. Sie zeugen von dem tiefen allgemeinen Interesse, welches dies Land mit seiner Geschichte den Geistern eingesößt hat, und welches zu Vermuthungen reizte, wo sichere Kenntniß fehlte. Wäre nur jetzt dies Interesse wieder lebendig und allgemein, etwas Würden wie bald mehr von einem Lande wissen, das uns so nahe angeht. Es ist in der That eine eigene Erscheinung, daß so Viele ihre Kraft, ja ihr Leben an die Erforschung von Ländern setzen, die in geschichtlicher Beziehung nicht die geringste Bedeutung haben, während Palästina vergebens auf seinen Entdecker wartet. Die tüchtigsten neueren Reisenden, welche Syrien besuchten, Seetzen und Burckhardt, haben durch eine eigenthümliche Abziehung nur den Rand des Landes erforscht, ihm selbst fast gar keine Aufmerksamkeit gewidmet, als wären sie auf das Lob begierig gewesen, welches Augustus seinem Neffen Caius ertheilte, quod Judaeam praetervehens apud Hierosolymam non supplicasset. Ein neuer Kreuzzug, wie er für unsere Zeit sich schießt, von Männern, die in der Bibel leben und in denen die Bibel lebt, die aber zugleich die nöthige sprachliche und archäologische Durchbildung haben, ist nöthig, um die Geographie von Palästina aus dem Staub zu erheben. Die Reise, die G. H. v. Schubert in diesen Tagen angetreten hat, erfüllt uns daher mit freudigen Erwartungen. Möge er unter dem Schutze Gottes mit Schätzen für die Kunde Palästina's beladen heimkehren.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. December.

Nro. 255.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

## Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

Die Anzahl der Studirenden war im Jahre

1805:

	Inländer	Ausländer	Summe.
Erlangen	139	77	216
Duisburg	10	11	21
Erfurt	20	1	21
Frankfurt	298	9	307
Königsberg	325	8	333
Halle	836	108	944

Im Jahre 1854 (im zweyten Semester) studirten:

	Inländer	Ausländer	Summe.
Berlin	1294	506	1800
Breslau	812	17	829
Halle	618	154	752
Bonn	710	106	816
Königsberg	414	23	437
Greifswald	172	15	187

Jeder Studirende kostete dem Staat 1805: 65 Thlr., im Jahre 1854: 89 Thlr.

Die etatsmäßige Lehrer = Besoldungssumme beträgt gegenwärtig für alle 6 Universitäten 250,337 Thlr.; das Uebrige kosten die Institute; der durchschnittliche Gehalt eines Lehrers ist 966 Thlr., im Jahre 1805 war derselbe 521 Thlr.

Wir ziehen noch Folgendes, Interesse bietendes aus:

Gegenwärtige Gehalte der ordentlichen Professoren:

## Durchschnitts Gehalt.

## Höchster Gehalt.

Berlin	. 1203 Thlr.	2500 Thlr.
Breslau	. 846    "	1600   "
Halle	. 985    "	2000   "
Bonn	. 1040   "	2000   "
Königsberg	934    "	1500   "
Greifswald	897    "	1500   "

Die baargezahlten Honorare betragen jährlich:

Berlin: 45,450 Thlr. genau nach dreijährigem Durchschnitt (1832 — 1834).

Breslau: 10,705 Thlr. ebenso.

Halle: 11,500 Thlr. approximativ.

Bonn: 19,080 Thlr. nach dreijährigem Durchschnitt.

Königsberg: 1820 Thlr. ebenso.

Greifswald: 470 Thlr. ebenso.

Diese Honorare für Vorlesungen vertheilen sich sehr ungleich; wir stellen hier nur das höchste und niedrigste Honorar zusammen. was ein Lehrer jährlich einnimmt.

## Höchstes Honorar.

## Niedrigstes.

Berlin	. 3640 Thlr.	10 Thlr.
Breslau	. 1120   "	fehlt.
Halle	. 2500   "	10   "
Bonn	. 1751   "	fehlt.
Königsberg	288    "	4 Thlr.
Greifswald	80    "	4 Thlr.

Was die Institute im Einzelnen kosten, konnte nur ungleich angegeben werden, weil für manche derselben, z. B. Spitäler, Kliniken nicht alles aus dem Universitätsfond fließt. In Berlin scheint die Bibliothek, der botanische Garten u. s. w. aus an-

deren Staatsmitteln erhalten zu werden, da Ref. hierüber keine Angaben gefunden hat. Wir stellen hier die jährliche Etatsposition für 3 Institute zusammen, die so ziemlich als Maassstab gelten können, was der Staat hiefür thut. Die Bibliothek ist als das allgemeinste, für alle Lehrer gleich wichtige Institut aufgenommen; der botanische Garten kann als Beyspiel eines naturhistorischen Instituts, das anatomische Museum und Theater als Beyspiel eines medicinischen Instituts gelten.

	Bibliothek.	botan. Garten.	Anatomie.
	Zblr.	Zblr.	Zblr.
Berlin *)	—	—	3117
Breslau	5130	2610	860
Halle	2820	1090	1470
Bonn	4572	2500	1500
Königsberg	3390	2100	1180
Greifswald	1680	772	524

Wir begnügen uns mit dieser Auswahl aus den vielfältigen Angaben des Verfassers und übergehen eine Menge interessanter Durchschnitte völlig, die für manchen Leser von Wichtigkeit seyn könnten. Namentlich gilt dieß von dem ungünstigen Verhältniß der Studentenzahl zum Anstellungs-Verhältniß; es finden sich hier die Belege für die in öffentlichen Blättern erfolgten Bekanntmachungen, in welchen die preussische Regierung bey dem außerordentlichen Zudrange zum Staatsdienste vor den ungünstigen Ausichten warnt. Glücklicher Weise hat die Zahl der Studierenden auf allen Universitäten in jüngster Zeit sehr abgenommen, welches im Allgemeinen nur vortheilhaft seyn kann, \*\*) wenn

\*) Für die Universitäts-Bibliothek finden sich im Etat nur 500 Zblr.; wahrscheinlich ist dieß ein Zuschuß zu der großen, den Professoren zur freyesten Benutzung offen stehenden königlichen Bibliothek.

\*\*) Ann. der Acad. Einen Gesichtspunct es ist doch, unter welchem diese Erscheinung nicht unbedeutend seyn möchte. Der K. Napoleon fragte einst den berühmten David, wie viele Maler es wohl in Frankreich gäbe? Etwa 5000, war die Antwort. Zünftaufend! und wie viele vorzügliche? — Vielleicht fünf. — Wäre es da nicht besser, jene Tausende zum Kriegsdienste zu verwenden? — Nein, Sire, wollen Sie die fünf, so müssen Sie die

auch die kleineren Universitäten momentan darunter leiden.

Knüpfen wir nun zunächst an diese Auswahl von statistischen Angaben einige allgemeine Betrachtungen über Universitäts-Verhältnisse, welche in den beyden früheren Artikeln nur gelegentlich berührt wurden.

Außerordentlich, in gar keinem Verhältnisse zur vermehrten Bevölkerung und zur stärkeren Studentenzahl, ist die Erhöhung der Etats der preussischen Universitäten successiren in den einzelnen Jahrzehenden dieses Jahrhunderts. Sehen wir auf die andern Staaten, so ist auch in Bayern, in Würtemberg, Sachsen, Hannover, in Baden, in den beyden Hessen das Bedürfniß an Zuschüssen für die Landes-Universitäten nicht nur lebhaft gefühlt und ausgesprochen, sondern auch durch Entgegenkommen der Regierungen und unter Mitwirkung der Landstände theilweise befriedigt worden. München, Würzburg, Erlangen, Tübingen, Göttingen, Leipzig, Freyburg, Siezen, Marburg haben in der letzten Zeit mehr oder minder bedeutende Zuschüsse aus den Landescaffen erhalten; so bedeutend aber, wie in Preußen, scheinen sie nirgends gewesen zu seyn, denn eine Summe von fast 300,000 Thalern in 30 Jahren für 6 Universitäten, als neue Dotationen, ist beispiellos in der Geschichte.

Worin liegt vorzüglich der Grund der so sehr vermehrten Zuschüsse? Herr Dieterici giebt uns selbst als Haupt-Ursache die Ausgaben für Samm-

Laufende auch haben; jene sind nur, wo diese.“ Damit übereinstimmend ist folgende Bemerkung, die das jüngste Stück des Edinburgh Review aus einer Abhandlung des Professors Pillans aushebt: „Zum Vortreflichen führt nur großer Wettstreit, und dieser entsteht nicht, wosfern nicht die Anzahl der Mitwerber sehr beträchtlich ist. Es müssen hundert Barons da seyn, wenn ein einziger Wentley möglich werden soll.“

Noch in einer andern Rücksicht läßt sich die Zweckmäßigkeit der neuerdings hie und da wieder den Andrang zu Universitäts-Studien in der besten Meynung getroffenen Maaßregeln wenigstens bezweifeln. Das Wachsen der Anzahl derjenigen, welche man zum Unterschiede von Zöglingen der hohen Schulen Selbstgelehrte nennen kann, läßt sich auf keine Weise verhindern, und es ist natürlich, daß diese, wie an Zahl, so an Einfluß zunehmen, wie der erlernt weniger werden. Eine Veränderung, die zu tief eingreift, als daß sie für gleichgültig zu halten wäre.



lungen und Attribute an, in deren reicherem dem so sehr gesteigerten Bedürfnisse gemäßen, Ausdrückungen er mit Recht eine große Wohlthat erkennt. \*) Es ist dieß um so erfreulicher, als wir hier den Ausspruch eines angesehenen Regierungsbeamten und Lehrers der Staatswirthschaft hören, der nicht zu den zahlreichen Feinden der vielfach angefochtenen Sammlungen und Institute gehört und der nach seiner ganzen Stellung, auch als Nicht-Betheiligter, ein kompetenter Richter ist.

Wer der medicinischen, oder der naturwissenschaftlichen Section in der philosophischen Fakultät angehört und die gemachten Beobachtungen auf seiner Universität mit denjenigen auswärtiger Kollegen vergleicht, der wird reichliche Gelegenheit gehabt haben, zu erfahren, welchen Kampf es öfters kostet, den schlecht verhehlten Unwillen von manchen Kollegen aus andern Fakultäten über die Anforderungen der Institute zu beschwichtigen, und wie schwer es oft ist, für die unabwiesbaren, durch die Fortschritte der Wissenschaften hervorgerufenen, sich immer steigenden Bedürfnisse der Sammlungen und Institute nur einzelne Unterstufungen von Seite der

selben zu erhalten. Diese betrübenden Erfahrungen machen sich vorzüglich auf kleineren Universitäten, und beengen die freye Wirksamkeit um so mehr, als die ganze Existenz eines Lehrfachs durch Verkümmern eines ihm notwendigen Attributes bedroht ist. Ein wenn auch nicht glänzender, wie in Hauptstädten, aber zum eignen Forschen und zum Lehren hinlänglicher Apparat und eine alle Hauptwerke enthaltende Bibliothek sind jetzt Anforderungen, die jeder Lehrer machen muß, dem ein solches Fach übertragen ist, und deren Erfüllung viel beizutragen, ihm den Aufenthalt an einer Universität lieb zu machen; ohne solche gleicht er einem waffenlosen Soldaten.

(Schluß folgt.)



### Die Theologie und die Revolution.

Uder, die theologischen Richtungen unserer Zeit in ihrem Einflusse auf den politischen und sittlichen Zustand der Völker. Von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider. Leipzig 1835. gr. 8. S. 178.

\*) S. 178 heißt es: „Die anscheinend hohe Summe der jetzigen Universitäts-Dotation verliert das Ueberraschende, wenn man die 1805 höchst unbedeutenden, jetzt sehr erheblichen Kosten für die Sammlungen und wissenschaftlichen Institute in Anschlag bringt, und außerdem erwägt, welchen Vortheil auch in Bezug auf Geld und Erwerb Universitäten und die mit ihnen verbundenen Institute dem Lande und dessen Bewohnern gewähren. Mit Unrecht werden die Institute und Sammlungen lediglich den Universitäten mit ihrem Kostenbetrag zur Last gelegt, da sie eigentlich für die Wissenschaft im Allgemeinen und die Verbesserung des Zustandes des Landes, wie namentlich klinisch-medizinische Anstalten und dergleichen, wirksam sind. Clinica sind überall wohlthätige Krankenanstalten, vortrefflich für Stadt und Land; ein zoologisches Kabinet ist nicht bloß für Studierende, es ist bezeichnend für alle Bewohner einer Gegend, für Forstbeamte, Landwirthe, für viele Gewerbetreibende lehrreich und wichtig.

Eine politische, nicht theologische Schrift, nämlich eine Schuttschiffel für diejenige Theologie, welche der Verf. ausschließlich die wissenschaftliche nennt, (gleich als wäre die frühere mit Recht unwissenschaftlich zu nennen) und in Deutschland einmal 1780, ein andermal schon 1770 aufgekommene senn läßt, gegen die Verschuldigung, daß sie der bestehenden öffentlichen Ordnung Gefahr bringe und gebracht habe. Da in der katholischen Kirche Deutschlands eine wissenschaftliche Theologie dieser Art nicht aufgekommene ist, so hätte der Verf. diese Kirche um so mehr aus dem Spiele lassen sollen, als er von ihrem Zustande in der neuesten Zeit nichts zu sagen weiß. Seine, größtentheils unbilligen, Angriffe auf die katholische Geistlichkeit in Frankreich dienen ihm jedoch als Mittel, diejenigen protestantischen Geistlichen und Obrigkeiten in Deutschland zu beschämen, denen er ein ähnliches Bestreben, zu dem Alten zurückzukehren und zurückzuführen, beymißt. Hiebey und in der Beetheldigung der Theo-

logen nach seinem Sinne, nimmt er sich alle Freyheiten eines dreiften Sachwalters, wozu besonders gehört, daß er seine Gegner nicht nur als Thoren vorstellt, sondern auch die Beschuldigung, mit welcher er es zu thun hat, auf diese selbst zurückschiebt. Dahin ist auch das Herbenziehen gar nicht hieher gehöriger Dinge zu rechnen, z. B. S. 77 der lächerlich unnütze Beweis, daß die Revolution in Frankreich, Spanien &c. nicht aus der protestantischen Theologie entspringen sey; die weit-schweifige Ausführung, daß es mit der Moralität im Allgemeinen nicht schlechter stehe, als ehemals, (da doch hier nur davon zu handeln war, ob nicht besonders staatsgefährliche Arten von Ausschweifigkeit, z. B. Veringschätzung des Eides, jetzt häufiger seyen;) und eine Abhandlung über die Natur der jetzigen politischen Bewegungen, die der Verf. mit großer Zuversicht in „das Verlangen des dritten Standes nach einer gesellschaftlichen Theilnahme am Staatswesen“ setzt, (wobey man sich an das Qu' est-ce que le tiers-état? von Sieyès und an die Antwort erinnern mag). Ferner die oft vorkommende Verwundung der Revolution, welche nach dem Sprachgebrauche (nicht des alten Vertot, sondern der Zeitungen seit 1789) eine Umkehrung der bestehenden Verfassung ist, mit vorübergehenden Antastungen und Kränkungen einzelner Regenten, namentlich durch die geistliche Macht, oder mit einer republicanischen Gesinnung, die keineswegs nothwendig revolutionär, oft sogar, z. B. in den Utkantion der Schwelz, das Gegen-theil, und in der Republik so rechtmäßig und göttlich ist, als in der Monarchie die monarchische. Ueberhaupt schweift der Verfasser weit und breit in die alte und neue Welt, anstatt sich auf die neueste Zeit und auf das protestantische Deutschland einzuschränken, über welches hinaus die Wirkung der von ihm als wissenschaftlich gerühmten Theologie wenigstens nicht weit geht. Die Beschuldigung, die er befreitet, ist S. 3 und 4 am besten gegeben, wo er von Leuten spricht, die ganz das Gegentheil von Demagogen seyen, und welche

»die Meynung festhalten, daß der Geist der Revolution und Demokratie seine Wurzel, wenn auch nicht allein, doch hauptsächlich, in der Freygelosigkeit und stüthlichen Zügellosigkeit des Volkes habe, und daß diese wieder dadurch entstanden sey, daß die Theologen den alten Kirchenglauben verlassen, das absolute Ansehen der Bibel und des Kirchenglaubens im Volke zerstört, und damit muthwillig den Damm niedergelassen hätten, welcher die Leidenschaft des Volkes bisher zurückgehalten habe.

»Denn indem das Volk den Glauben an die Autorität der Bibel verloren habe, sey auch die Autorität des Thrones erschüttert, die Verbindlichkeit der biblischen Gebots, die Obrigkeit als göttliche Ordnung anzusehen und zu verehren, aufgelöst und das Volk gewöhnt worden, alle Autorität zu verachten und mit seiner Vernunft zu betrieffeln.«

Diesen Sätzen, welche für einen unbefangenen Beobachter Evidenz, jedoch mit der Einschränkung haben, daß er den Bemühungen der Neuerer bis jetzt keinen so großen Erfolg beylegt, stellt der Verf., anstatt das Gegentheil darzutun, andere Behauptungen vielmehr an die Seite als entgegen, z. B. auch die wissenschaftliche Theologie nehme in der Bibel eine göttliche Offenbarung an; das Dogma von der Inspiration der Bibel könne nicht als Stütze der bürgerlichen Ordnung dienen, weil Dogmen veränderlich seyen, (womit sich der Verf. im Kreise dreht, denn eben davon ist die Rede, daß ein Dogma von den Predigern nicht angetastet werden soll); die Bibel sey dem monarchischen Princip gar nicht besonders günstig; der Thron ruhe nicht auf dem Altare, sondern — auf seiner Unverletzlichkeit und auf der Verfassung, (wie an dem ersten constitutionellen Throne das Jahr 1792 gezeigt hat); die Rationalisten lehren auch Gehorsam gegen die Obrigkeit u. dgl. Der Verf. muß auf sehr schwache Leser gerechnet haben, wenn er gemeinet hat, mit solchen Handgriffen etwas ausrichten zu können. Auch hält er sich dabei nicht lange auf, ist aber mit Rathschlägen, wie dem protestantischen Kirchenwesen zu helfen wäre, denn Hilfe findet er nöthig, desto freygebiger. Als Probe kann genügen, daß er ein „Concordat des Glaubens mit dem Wisse“ vorschlägt (in welchem das erstere dieser contrahirenden Abstracten, wie zu erwarten, sehr zu kurz kommt), und daß er anstatt verschiedener kirchlicher Feste, z. B. Trinitatis, deren Feyer von den Gemeinden längst „begleichgültiget“ (doch nicht bewiderpsenftiget oder bewidersehtiget?) sey, die Einführung neuer, z. B. eines Festes der Tugenden und Verdienste der Vorfahren, (vielleicht zur Vorbereitung auf eine Union mit den Chinesen), räthlich findet. Man sieht, der Verf. gehört zu den Vielen, die jetzt unter dem bescheidenen und beruhigenden Namen Reform am Aenderungen, welche dem Bestehenden fremd sind und daher Umfassungen, nicht Reformen seyn würden, in aller Sicherheit und Bequemlichkeit ansprechen möchten.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. December.

Nro. 250.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: with an examination of Records, Charters and other Documents, illustrative of their constitution and powers. By Henry Alworth Merewether and Archibald John Stephens. In three Volumes. 8. London, 1835.

2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

Zweiter Artikel.

(Vergl. Gef. Anz. Bd. 2. Nr. 6 — 10.)

Das Erscheinen dieses zweyten Artikels ist aus Gründen verspätet worden, deren Beseitigung außerhalb des Bereiches der Redaction, so wie des Referenten lagen. Seither hat Hr. Dr. Mittermaier, Sohn des berühmten Germanisten dieses Namens, in dem achten Bande der „kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetgebung des Auslandes“ unter den Ueberschriften „Englands Gemeinbewesen“ (S. 35 — 86. S. 215 — 250) und „Geschichte des englischen Municipalwesens“ (S. 163 — 170) sowohl den obigen Report zu einer ausführlichen und schätzbaren Abhandlung benützt, als auch eine Kritik des hier in Rede stehenden Werkes der beyden englischen Juristen Merewether und Stephens geliefert. Hinsichtlich des Reports halten wir daher eine detaillirte Anzeige gegenwärtig für überflüssig, um so mehr, da in der gedachten

Zeitschrift beträchtliche Auszüge aus demselben geliefert worden sind; wir werden daher nur auf den Hauptinhalt jenes Altenstückes Rücksicht zu nehmen haben. Dagegen erlauben wir uns für das gelehrte Werk über die englische Städteverfassung nochmals die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch zu nehmen, da die Anzeige desselben in der „kritischen Zeitschrift“ nur kurz auf die Tendenz des Buches eingeht, im Allgemeinen den Fleiß des Verfassers anerkennt, und — wie wir es auch nicht anders konnten (s. oben Bd. 2. S. 43), über die Schwierigkeit des Studiums desselben klagt.

Wir haben in unserem ersten, der Erörterung der städtischen Verhältnisse Englands gewidmeten Artikel, das Hauptresultat festgestellt, zu welchem die Verfasser durch ihre Forschungen auf dem Gebiete der früheren Geschichte ihres Vaterlandes gelangt sind, nämlich: daß von den ältesten Zeiten her alle wirklich ansässigen Bewohner einer Stadt, welche gewisse Prästationen (Scot and Lot) leisteten, und bey ihrem Gerichte (Court Leet) eingeschworen waren, für Burgesses galten. Gerade dieß bezeichnen wir als das Hauptresultat, weil wir diesen Umstand für viel bedeutender halten, als den, worauf die Verfasser alles Gewicht legen, daß nämlich seit dem fünfzehnten Jahrhunderte der Name Corporation auch auf die städtischen Communalities angewendet worden ist. Sie sehen darin eine totale Umwandlung der bisherigen Verhältnisse, eine Meinung, von deren Nichtigkeit wir uns nicht haben überzeugen können; es ist oben (Bd. 2. S. 69 u. f.) der Versuch gemacht worden, jener Erscheinung eine den germanischen Rechtsverhältnissen entsprechendere Deu-



tung zu geben. In einem gewissen Grade mag die neue Benennung wohl allerdings dahin mitgewirkt haben, daß jener erste und wichtigste Grundsatz allmählig untergraben worden ist, allein dazu sind noch ganz andere Ursachen hinzugekommen. Hiervon soll sogleich weiter unten die Rede seyn, zuvörderst möge nur noch bemerkt werden, daß die Verfasser bey ihren Erörterungen Wales, Schottland und Irland eben so wenig außer Acht gelassen, sondern auch für diese Bestandtheile des Königreichs nachgewiesen haben, daß für die städtischen Verhältnisse die nämlichen Grundsätze, wie in England, gegolten haben.

Die Veränderungen, welche sich in den städtischen Verfassungen aller dieser Länder im Laufe der Zeit ausgebildeten, bestanden im Wesentlichen: theils in einer Beschränkung jenes einfachen Grundprinzeps, daß alle Personen von den oben angegebenen Eigenschaften Burgesses seyen, theils im Gegensatz dazu, in einer Erweiterung desselben, indem auch außerhalb der Stadt wohnende in die Klasse der Burgesses aufgenommen wurden. Für Beydes gab es schon im fünfzehnten Jahrhunderte Vorbildungen. Unstreitig hatten bis zu jener Zeit alle in den Graffschaften ansässigen freye Leute, welche sich den Obliegenheiten ihres Standes unterzogen, ebenfalls an den Rechten desselben, insonderheit auch an den Parlamentswahlen der Knights of the Shires Theil genommen. Zwey Gesetze König Heinrich VI. (8. Henr. VI. c. 7. — 10. Henr. VI. c. 2.) führten die bekannte Beschränkung ein, daß nur diejenigen Freyassen das Recht der Parlamentswahl haben sollten, welche ein freyes Grundstück von einem jährlichen Ertrage von mindestens vierzig Schillingen besäßen, (vgl. Blackstone, Commentaries on the Laws of England. Vol. I. p. 172). Als Grund dieser gesetzlichen Bestimmung wird angegeben, daß es unbillig sey, wenn eine große Anzahl ganz armer Leute, die zwar frey und in der Graffschaft ansässig seyen,

doch gleiche Rechte mit den ehrenwerthesten Ritters und Esquires haben sollten (Vgl. Vol. I. Introd. p. XXXII. u. f.). Es lag nahe genug, daß dieß Beispiel auch bey den Boroughs früh oder spät Nachahmung fand, um so mehr, da diesen als Körperchaft das Recht der Autonomie nach ächt germanischen Grundsätzen nie gefehlt hatte, und dieses Recht einer willkührlichen Ausübung leicht unterlag. Dieß zeigte sich insonderheit auch bey den Gilden in den Städten, denen jene Befugniß zur Autonomie ebenfalls zustand. Sie geben das Vorbild zu einer andern, in den städtischen Körperchaften häufig eingetretenen Modification. Schon oben (Wd. 2. S. 60) ist bemerkt worden, daß die Gilden allerdings ihren Sitz in den Städten hatten, daß sie aber sehr wohl Personen, die außerhalb wohnten, als Non-Residents zu ihren Mitgliedern zählen konnten. Schon damals (zur Zeit Heinrich VI.) wurden über die Willkühr, deren sich die Gilden in der Aufnahme auswärtiger Mitglieder schuldig machten, laute Klagen geführt: sie thäten dieß mit Verletzung königlicher Privilegien und zum großen allgemeinen Nachtheile des Volkes (Vol. I. pag. XXXVI. Vol. II. p. 897.). Ahnten die Boroughs dieß nach — wie es auch geschah — so war auf dem entgegengegesetzten Wege, als dem vorhin bezeichneten, das Grundprincip der bisherigen Verfassung zerstört.

Den wesentlichsten Einfluß auf diese Verhältnisse mußte aber nothwendig die immer höher steigende Wichtigkeit des Parlaments äußern. Je bedeutender das Unterhaus wurde, um so mehr zogen die angesehenern Familien in den Graffschaften an, sich um Parlamentsstellen zu bemühen, während anderseits die Könige ein immer lebhafteres Interesse an den Wahlen nehmen mußten. So kann es nicht unbenutzt bleiben, daß bereits zur Zeit König Edwards IV. ein Beispiel der Art vorkommt, daß ein Parlaments-Candidat zu einer ganz herabgekommenen Stadt (decayed borough) seine Zuflucht nahm.

(Fortsetzung folgt.)

## Schriften über Universitäten.

(Schluß.)

Es gehört zu den in jedem Falle unüberlegten Aeußerungen, die man, weil einer dem andern nachspricht, jetzt leider öfter hört, daß man bey Bildung und Berufung von Professoren auf Universitäten durchaus nur auf ihre Eigenschaften als Lehrer sehen müsse; Forscher, sagt man, gehören auf Akademien, und vom Forschen und Lehren schloße eines das andere aus. Die letztere Behauptung, welche auch Diefierweg aufstellt, ist so aus der Luft gegriffen, und ließe sich jeden Augenblick durch die zahlreichsten Beyspiele von berühmten Historikern, Naturforschern, Ketzten aus allen Ländern und allen Zeiten, welche eben so durch ausgezeichnete Entdeckungen, als weitverzweigte Schulen ihren Ruf begründeten, widerlegen; denn es bedarf nur einer augenblicklichen Besinnung, um sich an solche Männer in Menge zu erinnern. Es ist wahr, es kann Forscher geben, welche ein geringes Lehrtalent, wie man solches gewöhnlich sich zu denken pflegt, haben; aber selbst unter diesen finden sich gewiß noch viele, in welchen, um mit Savigny zu reden, „das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnenden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleibt.“ Vielmehr ist zu fürchten, daß derjenige, der in seiner Wissenschaft nicht selbstforschend auftritt, auch kein guter Universitätslehrer ist. In Elementarschulen und auf Gymnasien kann es zwar sogar besser seyn, wenigstens für den zunächst obliegenden Lehrberuf, wenn in den Lesereen keine allzugroße Neigung zu eigener Forschung liegt; aber auf Universitäten, wo der Zuhörer ein Bild von der organischen Entwicklung der Wissenschaft durch den Lehrer bekommen soll und dieser die Aufgabe hat, in die Bildung und Reinigung des unter der Masse zuflömender Thatfachen schwellenden Stoffes selbst

eingzugreifen, muß eine schaffende Kraft vorhanden seyn, welche Wesen und Form durchdringt. Ohne prüfendes Urtheil über den Werth und die Wahrfastigkeit des Einzelnen, kann Niemand eine klare und verlässige Einsicht in das Ganze selbst haben, noch Andern geben; daher jene plane Verständlichkeit, ohne alle Tiefe und eigne Erfahrung, zwar vielen Zuhörern bequem, aber für diese nie vom rechten Vortheil seyn kann. Wo Forschung und Lehrkraft sich vermitteln, und sich fruchtbringend durchdringen, da ist es das Rechte; eine stets lebendige Forschung giebt dem Stoff Kraft und Frische; die Nöthigung zum Vortrage muß ihm Gestalt und Form geben. Wessen Beruf sollte sich mehr nach der schaffenden Weise der organischen Natur bilden, als der eines akademischen Lehrers? Er muß den Künstlerstau zur Wissenschaft mitbringen.

Wie es schon früher bemerkt wurde, sind die strengsten Anforderungen an den künftigen Professor zu machen. Die edelste Anlage braucht in der Regel eine Schule; hier ist diese die Schule der Dozenten. Was hierüber Dieterici sagt, mag, als Zugabe zu den Worten von Dahlmann und Savigny, hier unten eine Stelle finden. \*)

\*) S. 176. »Wie wichtig es sey, daß in Bezug auf die Privatdocenten eine gewisse Grenze gehalten werde, damit es nicht komme, wie in Leipzig, wo auf 34 Ordinarien 50 Privatdocenten kommen, so daß voransichtlich viele Privatdocenten ihre Collegia nicht zu Stande bringen können, und am Ende weder der Ordinarius, noch der Extraordinarius, noch der Privatdocent volle Collegia haben; wie gewiß es sey, daß, je höher die Wissenschaft auf einer Universität steht, um so schärfer die Prüfungen zur Zulassung von Privatdocenten seyn müssen, damit die jungen Männer nicht selbst unglücklich werden; da in Bezug auf Universitätslehrer mehr oder weniger gilt, was vom Künstlerleben und jedem Berufe zu sagen ist, bey dem Alles auf die Persönlichkeit ankommt, daß nämlich die Mittelmäßigkeit, wenn nicht untergeht, so doch darbt und verkümmert, — wie gewiß denn auch kein Privatdocent, weil er Privatdocent geworden, glauben möge, daß dieses einen

Man würde im reichen Stoff, den die vorzueffentlichen, wie die mangelhaften Seiten unserer Hochschulen bieten, kein Ende finden, so viel gäbe es zu erwägen und zu besprechen, und so möge hier nur noch von den viel angefochtenen Honoraren die Rede seyn.

Das geizige und schmutzige Wesen einzelner, man darf wohl sagen sehr weniger Universitätslehrer hat wohl allein oder doch hauptsächlich zur Klage über die Collegieugelder Veranlassung gegeben. Aber jeder bessere Lehrer wird in dem Ernste und Fleiß und in dem innigen Anschließen der Zuhörer eine größere Belohnung finden als in dem Honorar. Indes fast jeder akademische Lehrer wird auch die Erfahrung gemacht haben, daß im Durchschnitte gerade diejenigen die fleißigsten sind, welche ihr Honorar bezahlen; von Gratisten hat man schon öfter die Aeußerung gehört, wenn sie zu größerem Fleiße ermahnt wurden: „sie könnten das Collegium ja ein andresmal wieder hören.“ \*) — Bey den außer-

zuversichtlichen Anspruch auf Beförderung zur Professur gäbe, da eben erst praktisch sich zeigen muß, ob ein solcher mit Glück lehre oder nicht; — so ganz gewiß ist es andrerseits, daß das Institut der Privatdocenten für die Universitäten und die Entwicklung der Wissenschaft äußerst wohlthätig sey, und nur mit Hilfe dieses Instituts es möglich gewesen ist, mit verhältnißmäßig doch noch zu wenig Mitteln viel zu erreichen. Das Institut der Privatdocenten öffnet die höhere Bahn des wissenschaftlichen Lebens jedem aufkommenden Talent, und die dadurch herbeigeführte Concurrenz steigert die Thätigkeit aller Lehrenden. Gerade hierin unterscheiden sich die deutschen und preussischen Universitäten von denen des Auslandes, namentlich Englands und Frankreichs, wo die Concurrenz abgeschnitten ist, auf der Universität nicht lehren kann, wer nicht förmlich dafelbst angestellt ist, wie auch B. Cousin lebhaft anerkennt. Nur das Institut der Privatdocenten, das Heranziehen des Talents zum Lehrfach unter den jungen Männern auf den Universitäten, konnte es möglich machen, mit den gegebenen Mitteln das zu erreichen, was erreicht ist. <sup>11</sup>

\*) N.m. der Red. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte des

ordentlichen literarischen Bedürfnissen, zu welchen bey manchen Fächern noch theure Apparate und Instrumente kommen, ist der eigentliche Gehalt der Professoren nur in sehr seltenen Fällen zur Deckung hinreichend und es ist schlimm, wenn der Lehrer auf schriftstellerischen Erwerb angewiesen ist. Die Honorare bieten hier eine Erhöhung des Einkommens dar, welche dem Staate sogar zu Gute kommt; in vielen Fällen erscheinen sie auch als eine gerechte Belohnung für Anstrengung und Tüchtigkeit; denn derjenige Lehrer, welcher eifriger und thätiger ist, wird in der Regel bessere und stärker besuchte Collegien lesen.

So haben viele alte Einrichtungen, in welchen der geschäftige Tadel nur Schatten sieht, eine wohlgegründete Lichtseite. Leicht ist es, Mängel aufzufinden, und oft reicht ein Federstrich hin, mühsam erworbene Rechte und lange bestehende Anordnungen aufzuheben; aber das vermeintlich Bessere, was man vorzuschlagen oder einzurichten pflegt, trägt nur zu oft den Charakter moderner Unhaltbarkeit an sich. In manches Alte und Rechte haben sich Fehler und Irthümer eingeschlichen; diese fallen in die Augen, und um sie auszurotten zerstört man oft das Ganze; zu spät kommt dann die Neue.

„Der Irthum“ sagt Göthe, „ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, darnach zu forschen, ist nicht jedermanns Sache.“ \*)

Rudolph Wagner.

im vorigen Jahrhundert in der Nähe Londons errichteten Gresham College können zu lernen. Honorar zu nehmen war verboten; es fanden sich keine Zuhörer.

\*\*) Maximen und Reflexionen. Göthes nachgel. Werke. Bd. IX. S. 60.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. December.

Nro. 257.    der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1836.

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1472 nämlich mißlang es dem John Paston die Wahl in der Grafschaft Norfolk auf sich zu lenken; er kam daher auf den Gedanken, sich an die Stadt Maldon zu wenden, um von ihr als Burgesz ins Parlament gewählt zu werden. Bey dieser Gelegenheit wird erwähnt, daß es damals wohl mehr als ein Duzend Städte gegeben habe, welche nicht, wie sie sollten, Abgeordnete ins Parlament gesendet hätten (Vol. II. p. 1009). Unter den nächstfolgenden Regierungen wurde nun einer Mehrzahl von Städten das ihnen zustehende Recht, Deputirte für das Unterhaus zu wählen, ausdrücklich und wiederholentlich anerkannt, (vgl. z. B. Vol. II. p. 1225); dahin gehörte unter andern auch Tamworth in Staffordshire, die Stadt, für welche Sir Robert Peel gegenwärtig als Repräsentant im Parlamente austritt. Eben so wurde seit den Zeiten Heinrichs VIII. vielen Städten, die bis dahin keine Abgeordnete ins Parlament gesendet hatten, zur Vermehrung des königlichen Interesse dieses Recht gegeben. So gelangten unter den Königen aus dem Hause Tudor mindestens etliche sechzig \*) Städte

zu dem angegebenen Rechte, darunter befand sich namentlich Chester. Die Bewohner dieser Stadt wendeten sich im Jahre 1542 an König Heinrich VIII. mit einer Bittschrift, in welcher sie vorstellten, daß weder das Palatinat (s. Blackstone a. a. O. Vol. I. p. 116) noch die Stadt Chester Knighr's oder Burgeszes zu ihrer Vertretung im Parlamente hätten, und daß dieß ihnen zum großen Schaden und Nachtheil gereiche; ihre Forderung sey um so billiger, da sie von jeher an die Bestimmungen, welche der König mit dem Parlamente getroffen habe, gebunden gewesen seyen und zwar nicht selten zum Präjudiz ihrer alten Freyheiten und Privilegien. Heinrich VIII. gab diesen Bitten Gehör (s. Vol. II. p. 1116. vgl. Vol. III. p. 2278); seinem Nachfolger Edward VI. war es aufbehalten, gleiche Rechte den Städten Liverpool und Westminster zu ertheilen. In allen diesen Fällen wurden die Städte beauftragt, zwey Deputirte zu erwählen; seit den Zeiten Maria's I. kommt es aber auch vor, daß einzelne Boroughs nur mit dem Rechte, einen Abgeordneten ins Parlament zu senden, bekleidet werden; das erste Beyspiel der Art, welches bey der Stadt Banbury sich findet, gehört in das Jahr 1553 (s. Vol. II. p. 1201). Ganz besonders war es aber Königin Elisabeth, welche alle möglichen Mittel aufbot, um sich ihren Einfluß auf das Parlament zu sichern (Vol. II. p. 1467);

schen Boroughs Vol. III. p. 2278. 2279. Diese Liste ist aber nicht zuverlässig, indem eine Mehrzahl von Städten, die ebenfalls in diese Kategorie gehören, ausgelassen ist.

\*) Drey und sechzig nach der Liste der parlamentari-

durch sie allein ist mehr als ein Drittheil der oben angeführten Zahl der von den Tudors zur Parlamentswahl berufenen Städte zu diesem Rechte gelangt. Allein bey der vermehrten Zahl der Mitglieder des Parlaments fand die Königin doch wiederum eine neue Schwierigkeit, dasselbe zu leiten. Es mußte ihr daher besonders darum zu thun seyn, auf die Wahlen in den Grafschaften und Städten zu wirken. Ihr Vater Heinrich VIII. hatte hin und wieder den Corporationen geradezu geschrieben, sie möchten Den oder Jenen ins Parlament wählen. Ein Beyspiel der Art kommt vor im Jahre 1522, wo der König der Stadt Colchester den Candidaten namhaft machte, den sie zu erwählen habe. Auf diese Zumuthung antwortete die Gemeinde mit großer Ehrerbietung gegen den König, wie sie in allen Stücken geneigt sey, den Wünschen desselben zu entsprechen, nur in diesem einen Punkte müßte sie bitten entschuldig zu werden, da die Pflicht gegen das Wohl des Landes es ihr verböte, dem ausgesprochenen Wunsche zu willfahren. Unmittelbar darauf wählte aber die Gemeinde der Stadt Colchester den ihr vom Könige genannten Candidaten (Vol. II. p. 1093.). Ein ähnlicher Fall ereignete sich mit derselben Stadt auch unter Königin Elisabeth. Um ihrer Gebieterin zu gefallen und sich aller weitem Unbequemlichkeit zu entziehen, verordnete die Corporation von Colchester: „Sir Francis Walsingham sollte die beyden Abgeordneten, welche die Stadt ins Parlament zu senden habe, ernennen“ (Vol. II. p. 1546). Im Uebrigen bemühte sich Elisabeth vorzüglich dahin, die Wahl in den Berougs in die Hände der städtischen Behörden und der angeseheneren unter den Bürgern zu legen.

So sehr nun auch in der Verfassung der englischen Städte das Princip begründet war, daß alle ansässigen Bewohner für Bürgeresse galten, so konnte nach der Natur der Dinge kaum ausgeschloffen bleiben, daß nicht die Reicheren einen größern

Antheil an der Leitung der städtischen Angelegenheiten erlangt hätten, als die Aemeren. Es war daher natürlich, daß Elisabeth dahin strebte, die einflußreichere Klasse der Bewohner für sich zu gewinnen und ihr ganz besonders die Parlamentswahl zuzuwenden. So verordnete es die Königin z. B. für die Stadt East Love (Vol. II. p. 1255. 1266). Allein während man hier sich nicht an diese Bestimmung band, so hat doch der Grundsatz immer mehr Eingang gefunden, daß die Wahl von einer Minderzahl der Einwohner ausgehe. Und geht es so nicht ganz mit allen Wahlen, und sollten nicht auch in den englischen Städten von jeher, so lange Parlamentswahlen vorgekommen sind, die Einflußreicheren zuletzt doch den Ausschlag gegeben haben? Es liegt dieß eigentlich in der Natur der menschlichen Verhältnisse. Wurde nicht auch der König der Deutschen anfänglich vom gesammten Adel gewählt, bis späterhin dieß Recht ausschließlich den Churfürsten zu Theil ward? Wurde nicht auch der Papst von dem gesammten römischen Clerus gewählt, bis nachmals sich das Cardinal-Collegium ausbildete? So scheint auch die Zeit der Königin Elisabeth diejenige gewesen zu seyn, wo es sich immer mehr feststellte, daß, wenigstens in vielen Städten, die Angeseheneren unter den Bürgern, sowohl die Beamtenwahl, als auch die der Abgeordneten ins Parlament erlangten, während in andern Städten sich die Sache viel bedenklicher gestaltete, indem eine Menge sogenannter Non-Residents als Bürger betrachtet zu werden begannen. Daß auch bey der allmählig von Elisabeth ungemein gefördert (Vol. II. pag. 1468) Ausbildung der sogenannten Select bodies sich sehr viele Mißbräuche einschlichen, ja daß der Keim zu vielen kommenden Uebeln gesetzt wurde, ist keinem Zweifel unterworfen; indessen glauben wir doch, daß die Verfasser darin etwas zu weit gehen, wenn sie diese Select bodies selbst als einen so entsetzlich großen Mißbrauch ansehen. In manchen Städten ging es allerdings

schon damals ziemlich arg und willkürlich zu, z. B. in Woodstock, wo einige wenige Victualienhändler mit einem Fleischer an der Spitze, den sie gern zum perpetuirlichen Mayor gemacht hätten, sich der ganzen städtischen Regierung bemächtigten. Die Verf. liefern bey Erörterung dieses Gegenstandes einen sehr interessanten Extract aus einer Petition der Bewohner von Woodstock an Lord Burghley (Vol. II. p. 1301). Nur dieser Umstand allein, daß bereits zur Zeit der Königin Elisabeth es sich in vielen Städten fast von selbst verstand, daß Einzelne, nicht Alle es waren, welche die Stadt regierten und die Abgeordneten zum Parlamente wählten, indem der Consens der Uebrigen stillschweigend vorausgesetzt wurde, nur dieser Umstand allein macht die Entscheidung erklärlich, welche im Jahre 1598 von den Richtern in dem berühmten Rechtsfalle, der den Namen Corporation Case führt (s. Vol. I. p. L. Vol. II. p. 1448. u. f.) abgegeben wurde. Hier entstand nämlich die Frage: ob die städtischen Corporationen bestünden aus dem Mayor nebst einigen andern Beamten und den angesehensten Bürgern oder aus allen in der Stadt Angeseffenen Seet und Lot Zahlenden u. s. w.? Die Entscheidung fiel dahin aus: daß seit den ältesten Zeiten es der Gebrauch gewesen, die Corporation einer Stadt nur in jenem beschränkten Umfange zu verstehen, wobey dann noch besonders und wiederholentlich die Rücksicht hervor gehoben wird: for avoiding of popular disorder and confusion, worauf es dann weiter heißt: Mos retinendus est fidelissimae antiquitatis. Freylich stand dieß in geradem Widerspruche gegen dasjenige, was nach Gesetzen und Urkunden erweislich der frühere Rechtszustand in England war; kam nunmehr aber noch diese richterliche Entscheidung hinzu, selbst wenn sie auch nur die Autorität einer Meynung der Richter hatte, so mußte sie doch einen großen Einfluß auf die Beförderung und Begünstigung des auf diese Weise angesprochenen Principes haben. Während der Regierung der Stuart's

haben nun aber theils mit theils ohne deren Schuld die Mißbräuche in den städtischen Verfassungen überhaupt, so wie insbesondere bey den Parlamentswahlen außerordentlich um sich gegriffen. König Jakob I. glaubte anfänglich auf der von den Tzudors betretenen Bahn fortschreiten zu müssen, um das städtische Element als ein zweckmäßiges Gegengewicht gegen das Oberhaus zu benützen. Er erklärte daher auch mehrere und zwar kleinere Städte für parlamentarische Boroughs (Vol. III. pag. 1580 u. f.) und gab auch den beyden Universitäten zu Oxford und Cambridge (letztere ist durch Versehen in dem Register Vol. III. p. 2279 nicht angegeben, s. jedoch p. 1579) das Recht, Abgeordnete ins Parlament zu senden. Allein späterhin fand er es für gerathener von solchen neuen Berufungen abzusehen, dagegen um so sorgfältiger über die Wahlen zum Parlamente zu wachen. Wurde ihm daher von seinen Ministern der Rath gegeben, er möchte die Zahl der parlamentarischen Boroughs vermehren, so war seine gewöhnliche peremptorische Antwort die: I have too many already (Vol. III. p. 1470); er beseitigte daher auch die anfänglich dem Kanzler eingeräumte Vollmacht, durch Ausschreiben für die Wiederbesetzung der vakant gewordenen Parlamentsstellen zu sorgen. Es entstand bey Jakob, wie früher bey Elisabeth ein großes Mißbehagen an dem Parlamente. So äußerte die Königin in einem Briefe (Kingsborough MSS. s. Vol. II. p. 1464) über diesen Gegenstand unter Andern Folgendes: „for except the same might appear very necessary, we have small disposition to assent to any Parliament. In Betreff der Städte ist es bey Jakob I. besonders auffallend, wie es ihm bey den nicht parlamentarischen, denen er Privilegien verlieh, gar nicht darauf ankam, daß die städtische Corporation nur aus wenigen Mitgliedern bestand, sondern eben nur bey denjenigen, welche Mitglieder ins Parlament zu senden hatten. Dieß zeigt ein Vergleich der Urkunden, welche Ja-



fob I. im Jahre 1620 den beyden kleinen Städten Tregony und Uxbridge (Vol. III. p. 1500. 1501) ausstellte. Für erstere, die unter Elisabeth zuerst parlamentarisch erklärt wurde (Vol. II. p. 1226; auch der Name dieser Städte fehlt in der Liste der parlamentarischen Boroughs \*) Vol. III. p. 2279), bestimmte der König ein Select Body, bestehend aus einem Mayor und acht Burgesses, die er sämmtlich selbst ernannte; für letztere hingegen (Uxbridge welche Stadt auch darin merkwürdig ist, daß sie durch eine besondere Petition zur Zeit Edwards VI. sich die Ehre verbat, ein parlamentarischer Borough zu seyn, Vol. II. p. 1209) verordnete Jakob, daß sämmtliche Einwohner die Korporation bilden sollten. Gegen den Ausgang der Neugierung dieses Königs wird noch besonders eine Committee des Unterhauses wichtig, welche, indem sie die Wahlrechte prüfte, den Grundsatz aufstellte, in jedem dazu berechtigten Borough seyen auch alle ansässigen Bewohner stimmbähig. Allein diese Verfestung des Parlaments blieb unbeachtet und wurde vielleicht selbst nicht einmal dazu gemacht, um alte Verfassungsgrundsätze aufrecht zu halten, sondern war wohl — wir können uns des Gedankens kaum erwehren — nichts weiter, als eine Aeußerung des republikanischen Geistes, der sich unter den Tudors bereits im Unterhause entwickelt hatte und nunmehr mit Jakob I. in Opposition trat. Dieser Geist war es, der den auf der absolutistischen Bahn seines Vaters fortschreitenden unglücklichen König Karl I. im Jahre 1648 aus der Schaffot brachte. So konnte es leicht geschehen, daß, während die übrige Verfassung des Reiches umgestürzt wurde, doch das städtische Element unangetastet die Zeit der Revolution überlebte, nach der Restauration aber in einem um so heftigeren Kampf mit dem in der Schule Ludwigs XIV. erzogenen Karl II. trat. Er sowohl,

als sein Bruder Jakob II. verfahren höchst willkürlich in Betreff der Anordnung der städtischen Verhältnisse, in welche sie sich mannichfache gewaltthätige Eingriffe erlaubten. Besonders wichtig wurde wegen seiner Folgen ein Streit zwischen König Karl II. und der Stadt London, der wegen der Wahl eines Sheriffs ausbrach. Bey dieser Gelegenheit mußte die Hauptstadt alle ihre Privilegien in die Hand des Königs zurückgeben und so mag es aus Besorgniß vor dem zu weit gehenden Freheitsfinn der Städte geschehen seyn, daß Karl und nachher Jakob II. fast sämmtliche Städte Englands nöthigten, sich durch Zurückgabe aller ihrer Privilegien ganz und gar der königlichen Gnade zu ergeben. Allein beyde Fürsten hatten nicht beachtet, daß sie durch ihre absolutistischen Doctrinen, die sie ins Werk setzen wollten, sich ihr Volk völlig entfremdet hatten und daß eine Revolution, die von unten herauf drohet, nicht durch eine Revolution von oben herab verbessert wird. Sie hatten nicht beachtet, daß auch das Oberhaus ihrer Willkühr gegenüber stand und nicht geneigt war, sich derselben zu fügen. Zu spät ward Jakob II. dessen inne und hoffte eine Rettung darin, daß er am 17. October des Jahres 1688 allen Städten ihre Privilegien zurückgab (vgl. Vol. II. p. 1269. Vol. III. p. 1836 u. f.); es war zu spät! Jakob küßte seine Krone ein!

Hatten die Stuarts bis zum Jahre 1688, wie es sich nicht läugnen läßt, zur Aufrechterhaltung und Förderung ihres Interesse eine Menge Mißbräuche hinsichtlich der städtischen Verfassungen nicht nur geduldet, sondern unterstützt, so hätte man glauben sollen, daß dieß nunmehr anders geworden sey, daß jetzt jene Mißbräuche abgestellt worden seyen. Allein gerade das Gegentheil; die Regierung Wilhelm's III. beweiset aufs deutlichste, daß man die Mißbräuche nicht nur um des Vortheiles willen, die sie gewährten, beehielt (Vol. I. Introd. p. LIV. Vol. III. p. 1845. p. 1943.), sondern daß man sie um der Erhaltung der neubegründeten Verhältnisse willen behaltnen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

\*) So auch: Newton in the Willows Vol. II. p. 1554) Newtown (Vol. II. pag. 1567) und Richmond (Vol. II. pag. 1685). Siehe die Note auf S. 1018.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. December.

Nro. 258.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835. \_\_\_\_\_

(Fortsetzung.)

Der Grund dieser Erscheinung liegt in Folgendem. Betrachtet man die germanische Verfassung in den verschiedenen Reichen des Abendlandes, so nimmt man wahr, daß auf der späteren Entwicklungstufe derselben das städtische Element eine sehr große Bedeutung erhält. Nachdem in Deutschland z. B. die Städte durch den allmählig erweiterten Handelsverkehr zu immer höherer Blüthe emporgestiegen waren, kommen seit dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts Beispiele vor, daß auch sie zu den Reichstagen, welche der König mit dem Adel hielt, Abgeordnete sendeten, bis ihre immer zunehmende Wichtigkeit es dahin führte, daß sie auf jener Versammlung ein eigenes Collegium bildeten.

— Ganz ähnlich war der Verlauf in England gewesen, nur darin bestand zunächst eine Verschiedenheit, daß in Deutschland wegen der Königswahl die Churfürsten weit genug über die übrigen Landesherren emporragten, um als ein abgesondertes höheres Collegium aufzutreten. Der deutsche Reichsfürstenrath ist dem englischen Oberhause zu vergleichen, während in dem Unterhause außer den Abgeordneten der Städte auch noch die Knights of the Shires Sitz und Stimme haben.

Daß sich Aehnliches in Deutschland nicht vorfindet, siegt theils in der Entwicklung der Landeshoheit, theils darin, daß die reichsunmittelbare Ritterchaft die günstige Gelegenheit, die sich ihr hin und wieder bot, ebenfalls die Reichsständchaft zu erlangen, unbenützt vorüber gehen ließ. Dagegen zeigt sich in dem Punkte wiederum eine Uebereinstimmung zwischen dem deutschen Reichstage und dem englischen Parlamente, daß die Zahl der Städte, welche Abgeordnete zu senden hatten, stereotyp wurde. In Deutschland lag auch davon der Grund hauptsächlich in der Ausbildung der Landeshoheit, da eine Territorialstadt nicht sogleich Reichsstadt werden konnte, in England brachten die durch die Revolution vom Jahre 1688 neu begründenden Verhältnisse es also mit sich. Eine ganz andere Erscheinung bietet im Vergleiche zu Deutschland und England ein anderer germanischer Staat, Frankreich, dar, wo sich das städtische Element überhaupt nicht in dem Maße, wie dort entwickelt hat. Frankreich selbst bestand aus einer Mehrzahl ganz verschiedener Provinzen, in welchen sich besonders in den Zeiten der letzten Karolinger ein sehr unabhängiger Adel entwickelt hatte. Frühzeitig trachteten nun zwar die Könige aus dem Hause Capet und Valois, diese Macht des Adels zu brechen und bedienten sich dazu auch der Städte; namentlich that dieß Philipp II. August, der hierin ein leitendes Prinzip seiner Regierung aufstellte, wie er sich in einer der Stadt Heims verlesenen Urfunde (1182) ausdrückt: Ad regiam pertinere dignoscitur dignitatem, libertates et jura civitatum integra et illibata

propensius conservare et consuetudines ab antiquo statutas. Allein dieß Verfahren der Könige gelang nur selten, am meisten noch in Flandern (vergl. Warnkönig, flandr. Staats- u. Rechtsgeschichte). Zu einer eigentlichen Blüthe konnten überhaupt nur die nordfranzösischen Städte emporkommen, einen Antheil an den Reichstagen, wie in England und Deutschland, haben sie aber nie erhalten. Allerdings hätte man glauben sollen, daß die Finanznoth einzelner Könige vielleicht dazu beygetragen haben würde, den politischen Einfluß der Städte zu heben; aber auch dieß geschah nicht, sondern im Gegentheil Ludwig XIV. erfand ein Mittel, sich auf Kosten der Städte zu helfen, indem er durch ein Edict vom Jahre 1692 alle städtischen Beamtenstellen für erkauflich erklärte. Um aus diesem erniedrigenden Verhältnisse heranzutreten, verwendeten allein die provençalischen Städte bis zum Jahre 1771 die Summe von 12,500,000 Livres und verschafften auf diese Weise dem Könige ein neues Einkommen. (Vergl. Raynouard, Hist. des municipalités en France, ein mit französischer Lebendigkeit, Gründlichkeit und Ungründlichkeit geschriebenes, aber doch sehr interessantes Werk.)

In allen diesen Reichen ist nun aber die christlich-germanische Verfassung in Verfall getathen; in Deutschland erstarb sie nach langem Siechthume, in Frankreich wurde sie durch eine blutige Revolution umgestürzt, in England steht zwar noch das haufällige Gebäude, aber es schwankt, da eine Mehrzahl von Grundpfeilern desselben zertrümmert sind. Der Entwicklungsgang dieser Verhältnisse, besonders da in England hierbey besonders die Bedeutung der Städte in Betracht zu ziehen ist, giebt den Stoff zu manchem Vergleich und Gegensatz. In Frankreich hat die Zertrümmerung der germanischen Verfassung von oben herab begonnen, indem der König, insbesondere Ludwig XIV. das wichtige Glied jener Verfassung, den Adel, in seiner eigentlichen Bedeutung vernichtete. Ludwig XIV. war

ein Despot, er regierte mit einer Willkühr, welcher sonst nach den Principien der christlich-germanischen Verfassung mancherley Schranken im Wege standen, die aber in Frankreich schon durch die Kämpfe der Fronde umgeworfen worden waren. Ganz ähnlich verfuhr in England die Könige aus dem Hause Tudor, welche in der Beugung des städtischen Elements das Mittel zu gleichem Zwecke, zur Minderung der Macht des Adels fanden. Ihnen folgten darin die Stuarts, bis diese fortschreitend auf der Bahn des Absolutismus auch vernichtend gegen die Städte auftraten. Eben dieß hat hauptsächlich ihren Sturz befördert, mit welchem zugleich aber auch eine solche Beschränkung der königlichen Macht eintrat, wie sie nach den Grundsätzen der germanischen Verfassung nicht zulässig war. Es war nicht bloß die Vorsicht und Klugheit Wilhelm III., die ihn in vielen Stücken nachgeben ließ, (Vol. III. p. 1843.), sondern es zeigte sich gleich beim Zusammentritte des sogenannten Conventions-Parlaments, der der Sieger in der englischen Revolution vom Jahre 1688 war. Dieß war der Adel, der von nun an auch der eigentliche Regent des Landes wurde. In dieser wichtigen Stellung konnte sich aber der Adel nur behaupten durch einen unbedingten Einfluß auf die Besetzung der Stellen im Unterhause.

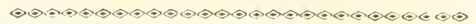
Es mußte daher nicht nur das bisherige System der Parlamentswahl in allen Stücken aufrecht erhalten werden, sondern jetzt erst begann das Erkaufen der Stimmen, das Bestechungswesen bey den Wahlen und die auffallendsten Mißbräuche wurden fast zur gefeglichen Norm erhoben. Wenn daher auch eine Stadt ganz und gar verfiel, ganz und gar zu einem sogenannten rotten Borough herabsank, so mußte dieser rotten Borough dennoch zwey Mitglieder ins Parlament senden, während große Städte, wie Manchester und Birmingham nicht darin repräsentirt wurden, weil sie zur Zeit Karls II. und Jakobs II. noch keine parlamentari-



ſchen Boroughs geweſen waren. So wurde alſo die Zahl der Städte, die zum Parlamente Abgeordnete zu ſchicken hatte, in England ſtereotyp. Während ſeit der Zeit von Heinrich VIII. bis auf Karl II. nicht weniger als zweyhundert neue parlamentariſche Boroughs creirt wurden (Vol. II. p. 1009), ſo iſt von da ab, bis zur Reformbill keine einzige Stadt mit ſolchen Rechten beſeſt worden. Haben die Tudors, und (anfänglich) auch die Stuarts unſtreitig zu viel in dieſem Stücke gethan, ſo läßt ſich auf der andern Seite doch nicht leugnen, daß die engliſche Verfaſſung eine ſehr wichtige Bedingung ihrer weiteren hiſtoriſchen Fortbildung dadurch verloren hat, daß niemals mehr neue Städte bernſen wurden, daß alle Vorſtellungen der Art, wie einſt Cheſter ſie zur Zeit Heinrichs VIII. gemacht hatte (ſ. oben Seite 1018) unbeachtet blieben, kurz, daß Alles auf dem Puncte bleiben mußte, wie es ſich im Jahre 1688 geſtaltet hatte. Die Mißſtände davon waren denn auch zu klar und zu ſühlbar, als daß nicht jeder Unbeſangene ſie hätte einſehen müſſen. So ſollte es nicht ſeyn, allein wo gab es ein Hülfsmittel? Die königliche Prærogative, neue parlamentariſche Boroughs zu creiren, war verſchwunden, und ſo glaubten wir nicht zuviel zu behaupten, wenn wir ſagen, es gab kein eigentlich legitimes Hülfsmittel. Scheinbar hat man geholfen, aber wodurch?! Dadurch, daß man zu dem ganz revolutionären Grundſatze der Unnipotenz des Parlaments, von dem Blackſtone nach de Volme ſagt: es könne Alles, nur nicht einen Mann zu einem Weibe und ein Weib zu einem Manne machen, (Comment. Vol. I. p. 161) ſeine Zuflucht nahm und mit großer Willkühr den Beſitzſtand verletzte; aber nachdem dieß vor ſich gegangen war und wichtige Grundſätze der engliſchen Verfaſſung allerhand modernern Theorien zu Liebe aufgeopfert worden waren, wurde man doch inne, daß der mit der ſegenannten Reform beabſichtigte Zweck nur ſehr unvollkommen erreicht ſey, da in den meiſten Städten die

Select Bodies unter dem Einfluße der Ariſtokratie ſtanden. Folglich mußte nun auch an die ſtädtiſchen Verfaſſungen Hand angelegt werden. Dieß konnte aber nicht eilig genug geſchehen; ſchnell wurde eine Commiſſion niedergeſetzt, und mit Vollmachten verſehen, deren Rechtmäßigkeit ſich noch ſehr in Zweifel ziehen läßt (vgl. Quarterly Review. Vol. 54. p. 232. und Blackwood, Edinburgh Magazine N. 250. p. 226.), um den Zuſtand der Municipalverfaſſungen Englands bis ins Detail zu prüfen.

(Schluß folgt.)



- 1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Von Dr. C. W. Ch. Sch ü ß, Privatdocenten in Tübingen. Stuttgart und Tübingen 1836. 8. 130 Seiten.
- 2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal. Nro. VI. October 1836. Art. IV. p. 375 — 400. The State and Tendency of Property in France. (Ueber den gegenwärtigen und künftigen Zuſtand des Grundeigenthums in Frankreich.)

Wir nehmen hier die Betrachtung eines Gegenſtandes wieder auf, den wir bereits in einem früheren Blatte (Nr. 47) dieſes Jahrgangs, bey Gelegenheit der Anzeige von Bülow's Staatswirthſchaft, beſprochen haben: die Theilung des Grundeigenthums und die Zerstückelung des Bodens.

Der Verfaſſer der deutſchen Schrift (deren kurze Beurtheilung uns als Einleitung zu den ſehrreichen Thatſachen dienen mag, die wir aus dem engliſchen Aufſatze mitzutheilen gedenken) giebt uns eine etwas ins Breite gehende Zuſammenſtellung der bekannten Bemerkungen über große und kleine Güter, freye und beſchränkte Veräußerlichkeit, Abzirkung und Zerstückelung der Grundstücke und

fügt am Ende den Rath bey: freye Gütertheilbarkeit zu gestatten und nur dann Beschränkung eintreten zu lassen, wenn die Vertheilung allgemein zu weit geht. Die Beschränkung sey nothwendig, um „durch einen Kern der Bürgerschaft ein freyes und festes Gemeindeleben und dadurch ein freyes und festes Staatsleben zu erhalten;“ sie müsse aber auf möglichst gelinde, mit den Interessen der Einzelnen möglichst übereinstimmende und ihre Freyheit möglichst wenig beeinträchtigende Weise geschehen (S. 161). Dem zu Folge verlangt er dann (S. 162), daß, wenn es nöthig, sich „eine gewisse Anzahl von Gutsbesitzern für die Untheilbarkeit ihrer Güter zu erklären habe, während der Rest des Bodens dem ganz freyen Verkehr überlassen, doch so, daß wenn auch eine allzugroße den Ackerbau hindernde Zersplitterung der einzelnen Stücke eintreten würde, auch die weitere Vertheilung der einzelnen Stücke untersagt würde.“ Als Normalmaß der gebundenen Güter, das man aber auch nicht viel überschreiten lassen dürfe (S. 164), soll der Gutocomplex gelten, auf dem sich eine Familie mehr als nothdürftig zu ernähren vermag. Für solche Güter sollen übrigens (S. 165) die Vorzüge des Erstgeburtsrechts mit billiger Rücksicht auf die nachgeborenen Kinder geregelt werden.

Aber wenn dieß der wünschenswerthe Zustand ist, mit welchem man im Interesse des Ganzen der rücksichtslosen Zersplitterung des Grundeigentums auf gesetzlichem Wege Einhalt thun kann und muß, so haben wir einen ganz andern Rath. Wer sieht nämlich nicht auf den ersten Blick, daß der Verfasser gerade solche Einrichtungen zur Abhilfe des Uebels zu weit gehender Theilung des Grundbesitzes empfiehlt, wie sie gegenwärtig schon in der Gebundenheit der meisten Bauerngüter neben waldenden Grundstücken bey weitem im größern Theile von Deutschland bestehen? Statt daher diesen, das Fortkommen der Familie und „das Gemeindeleben“ sichernden Zustand, das Werk alter Vorsicht und Weisheit, zu stören und was im In-

teresse des Ganzen eingerichtet ist, dem rohen und unwissenden Eigennutz der Einzelnen in die Hand zu geben, möchte es um ein Gutes einfacher seyn, die freye Veräußerlichkeit des Bodens, wie bisher, so auch fernerhin nur in der Nähe von Städten zu gestatten, wo der Landbau mit dem Spaten allein lohnt, und dem Kleinbesitzer sich Nebenverdienst genug darbietet; da aber, wo der Landmann mit seinem Unterhalt ganz auf den Landbau angewiesen ist, den jetzigen Zustand der Gebundenheit im Ganzen zu erhalten und nur diejenigen Aenderungen in demselben zu begünstigen, welche das Interesse des Ganzen wie des Einzelnen zugleich fördern. Hierunter rechnen wir vor Allem die Arrondirung der Güter, die gerade nur da denkbar ist, wo die Gebundenheit des Besitzes die Zusammenlegung der zerstreuten Grundstücke wünschenswerth macht, während bey freyer Veräußerlichkeit Jeder hierin einen Nachtheil finden und wünschen wird, seinen Grundbesitz in vielen Parzellen in der ganzen Flur zerstreut zu haben, damit jedes einzelne Grundstück möglichst viele Käufer finde. Unter dieser Beschränkung lieber die bestehende Gebundenheit beizubehalten, als später, wenn die empfohlene Freygebung des Güterhandels üble Wirkungen äußert, doch nur eben denselben Zustand, so gut es gehen mag, wieder herzustellen, rathen indeß noch einige Umstände, die, wie in andern Schriften über Gütertheilung, so auch von dem Verf. der vorliegenden deutschen Arbeit, übersehen worden. Jetzt hat man Güter von der verschiedensten Größe, wie sie das Bedürfniß und die Kaufkraft der Kauflustigen erheischt; giebt man die Veräußerlichkeit in Stücken bis zu einem Minimum zu, so hat man bloß noch gebundene Güter von der Größe des Minimums. (Vollends dann, wenn man dem Rath des Hrn. Dr. Schüz folgt, dieses Minimum nicht viel überschreiten zu lassen!) Jetzt sind die Wirthschaftsgebäude jedem Gutocomplex angemessen; erlaubt man den Wegverkauf von Grundstücken, so werden sie zu groß und bilden eine Last für den Besitzer.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. December.

Nro. 250.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

- 1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben u.
- 2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

(Fortsetzung.)

Der Hauptpunkt aber ist der, daß gegenwärtig keiner sich beklagen kann, wenn er nur im Ganzen veräußern darf, was er als Ganzes erworben; denn wenn er es wohlfeiler abgeben muß, als er es in Stücken verkaufen könnte (was indeß seine Gränze hat, wie wir früher gezeigt haben, und wie sich unten aus französischen Erfahrungen bestätigt wird), so hatte er es ja auch wohlfeiler erworben, als es in einzelnen Parzellen möglich war. Nur derjenige erleidet eine Minderung seines Vermögenswerthes, der bey freyer Verkäuflichkeit des Bodens zusammengebrachte Güter nicht wieder in Stücken verkaufen darf; denn was er theuer erworben, findet forthin nur zu niedrigen Preisen Käufer. Führt daher die von den Meisten jetzt anempfohlene Freygebung des Handels mit Grundstücken einmal zu der fast eben so allgemein zugestandenen Nothwendigkeit der Wiederherstellung wenigstens einer Anzahl gebundener Güter von bestimmter Größe, so ist dann das neue Verbot des theilweisen Verkaufs der Grundstücke ein um so größerer Eingriff in das Vermögen der Betroffenen, als es gerade in jeder Gemeinde nur Einzelne sind, die man dem Zwang unterwirft, während die übrigen Besitzer von freyverkäuflichem Boden sich desto besser befinden, je

mehr in Folge jener neuen Bindung das Ausgebot einzelner Grundstücke abnimmt.

Es ist übrigens den Vertheidigern der freyen Theilbarkeit des Bodens bey ihrem Rathe selbst nicht recht wohl zu Muth; sie zeigen durchweg wenig Vertrauen auf ihre Heilmittel, auf den Fall daß ihr neues Regime zum Siechtum führen sollte, und sind alle eher geneigt, andere Wirkungen von ihm zu erwarten, als die Zerstückelung der Grundstücke und die Verfeinerung des Grundbesizes. Wirklich läßt sich auch denken, daß wenn einmal die Zerspitterung so weit gekommen, daß der Abbau der Bodenstücken gar nicht mehr lohnt, und die Besitzungen so klein geworden, daß keine Familie sich mehr auf ihnen nähren kann, das Zusammenkaufen der Parzellen und die Vereinigung der kleinen Gütchen in große wieder möglich würde; allein gerade bey dieser Folge verweilen sie nicht gerne, weil sie die übelste von allen wäre; denn nun schlage ja die Maßregel, welche den allgemeinen Erwerb von Grundstücken erleichtern und die Zahl der Besitzer vermehren sollte, in ihr Gegentheil um und neben wenigen großen Grundeigenthümern bedeckte das Land eine Schaar vermögensloser Tagelöhner; ein Zustand, den wohl kein umsichtiger Mann statt unserer jetzigen mittelgroßen und kleinen Bauerngüter neben einzelnen großen Besitzungen herbeiwünschen wird. Im Ganzen tröstet man sich daher mit der Hoffnung, die Erwerblust aller Einzelnen und ihre Einsicht in den eigenen Vortheil werde schon von selbst das günstigste Maß der Güter erhalten und darauf hinwirken, daß zu große Be-



sungen zerfchlagen, zu kleine in mäßige vereinigt, zerstückelte gehörig arrondirt würden.

Um nun über die Richtigkeit dieser Annahme zu entscheiden, müßte man Erfahrungen besitzen aus Ländern, wo der Verkauf des Bodens längere Zeit hindurch völlig frey gegeben war. Solche Erfahrungen bietet aber eben der obenangeführte englische Aufsatz aus Frankreich dar. Nach ihrer Erwägung werden wohl nur Wenige noch zweifeln, was auch bey uns von der Freygebung des Handels mit Grundstücken und von der Einsicht der Privaten in ihren eigenen Vortheil zu erwarten stände. Wir glauben daher den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, wenn wir den Hauptinhalt des Artikels (hier und da besser geordnet), unter Einfügung eigener Bemerkungen, hier mittheilen. Die Erwartungen und Vorschläge, welche sein Verfasser am Schlusse macht, werden uns dann noch Gelegenheit geben, einen Blick auf das System der grundherlichen Abgaben zu werfen, das in Deutschland so weit verbreitet und so wenig verstanden ist.

In ganz Europa, außer England, wurde der große Grundbesitz, der durch das Lehenwesen entstanden, während der Entwicklung des heutigen bürgerlichen Wesens mehr und mehr verkleinert, und kam größtentheils in die Hand der Bürgerlichen. In England begünstigen ihn die Sitten und die Institutionen und so hat er sich unter den Fortschritten der Freyheit erhalten. Auch in Gewerben und Handel hat dort der Charakter des Volks und die Eigenthümlichkeit seiner wirtschaftlichen Verhältnisse zur Anhäufung von Reichthümern geführt, die nicht weniger kolossal sind, als die Landgüter. Ein Baumwoll-Manufakturist versendet jährlich mehr Waare als ganz Mülhausen, ein englisches Eisenwerk erzeugt im Durchschnitt zehnmal so viel als ein französisches, Whitbread's Brancery liefert jährlich 500,000 Barrels (etwa 750,000 bayerische Eimer). Ein Marchand de nouveautés in London setzt jährlich für eine Million Pfund Sterling

Waare um. \*) Und so sehr entsprechen große Unternehmungen dem Geiste der Nation, daß die Ostinische Compagnie ein Land von 100 Millionen Einwohnern unter ihre Botmäßigkeit bringen und beherrschen konnte, ohne die Eifersucht der Staatsregierung zu erregen. Alle politischen, religiösen und industriellen Revolutionen Englands haben die Anhäufung des Reichthums begünstigt. Er entstand durch die Eroberung im elften Jahrhundert, vermehrte sich durch Kirchenraub im sechzehnten und wuchs durch die Theilung der Gemeinheiten im achtzehnten\*\*). Indem die Revolution von 1688 dem Parlament die höchste Gewalt in die Hand gab, bekleidete sie eigentlich die Aristokratie mit derselben. So kam noch die Macht zum Reichthum, der überdieß mit der Industrie anschwoll. Selbst die Pächter erwuchsen zu einer Aristokratie, wie die Verpachtung im Kleinen seltener wurde. Die kleineren Grundbesitzer und Pächter wurden Tagelöhner, denen man entweder Almosen reichen, oder eine neue Welt zu erobern gehen mußte, die Welt der Gewerbe und des Handels.

In Frankreich dagegen herrschte auch zur Zeit der großen Güter der Anbau des Bodens im Kleinen vor und lange vor 1789 begann die Zersplitterung der großen Güter in Folge der Verschwendung des Adels. Dieß bedauert schon Arthur

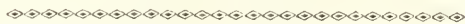
\*) Seit einigen Jahren beginnen indeß in Paris, zunächst in diesem Handelszweig, die Hotels eben so die Magazins zu verdrängen, wie von den letztern die Boutiques verschlungen worden. Der Marchand de nouveautés Delisle zahlte jährlich 25,000 Fres. Miete und setzt für 6 Mill. Fres. Waare um.

\*\*\*) Fürs erste darum, weil die Gemeinheiten nach dem Maßstab des Grundbesitzes vertheilt wurden und dann, weil die kleinen Besitzer und Häuser, die nur wenig erpfletzten, mit dem Weidetrieb die Möglichkeit verloren, Vieh zu halten und nun ihre Ackerstücke zu verkaufen gezwungen waren; wozu noch der Unstand bestrug, daß wer selbst Grundstücke besaß, nicht gerne als Pächter genommen wurde.

Young, da er nirgend weniger Armuth fand, als wo große Güter bestanden. Die Revolution wirkte wie eine Eroberung und neue Vertheilung des Bodens. Boden, an 2000 Millionen Fres. werth, wurde in 420,000 Stücken verkauft, die jetzt gegen 4 — 5 Millionen Parcellen betragen. Im Allgemeinen darf man behaupten, daß sich jetzt die große Zahl der Landbewohner in Frankreich besser befindet, als vor 1789; aber die Folgen der fortschreitenden Verkleinerung der Besitzungen und der Zerstückelung der Grundstücke werden immer bedenklicher. Die Beschränkung des freydisponibeln Theils des Grundbesitzes auf ein Viertel hat mehr als Hinderniß der Zusammenhaltung, denn als Hemmiß der Theilung der Güter gewirkt. Auch hat die gleiche Erbtheilung weniger Nachtheil in einem Lande, wo die Familien so wenig Kinder haben wie in Frankreich. Die Hauptsache ist, daß der Geist der Nation dem großen Grundbesitz feind ist, weßhalb denn die Napoleonischen Majorate, sammt den Substitutionen Karls X. im Jahre 1830 rasch verschwanden. Große Güter hatten sich wohl während der Restauration in der Hand der entschädigten Emigrirten gebildet; allein neben ihnen nahm die Zerstückelung noch mehr zu. Ein Grund ist auch der Mangel an reichen Kapitalisten. In England macht der große Reichtum so vieler Güter von 3 — 600 Aeres leicht verkäuflich und bey einem Verkauf in Theilen giebt man die Stücke selten unter 50 Aeres, was in Frankreich schon ein mittelmäßig großes Gut bildet. Hier findet man für große Güter zu wenig zahlungsfähige Liebhaber und muß sie daher in kleinen Stücken den kleinen Kapitalisten zugänglich machen. Auch verwendet der Bauer jedes kleine Ersparniß lieber auf Zukauf eines Fleckchens Boden als auf Verbesserung der Felder, die er schon besitzt. Diese Sucht, etwas Land zu besitzen, hat in der Revolution die Chaudronniers zur Güterdismembrirung und zum Verkauf der Materialien der demolirten Schlösser im Großen veranlaßt. Allmählich

warfen sich Bankiers, Agenten, Notare, Advokaten, kleine Zinswucherer und reichere Bauern auch auf die Mittelgüter und erst seit ein paar Jahren läßt die Wuth der Zerstückelung etwas nach. Aber noch jetzt nennt das Volk solche Unternehmer von Güterdismembrationen „die schwarze Bande“. Zudem die immer weiter gehende Zerstückelung den Boden immer mehr Käufern zugänglich machte, stieg allmählich der Werth desselben bis auf's Hundertfache des Reinertrags, was denn freylich nur der geben kann, der seine eigene Arbeit nicht anschlägt. Im Departement de la Creuse wandern alljährlich gegen 25000 junge Leute als Bauarbeiter nach Paris und die 200 Fres., die Einer im Durchschnitt zurückbringt, wendet er gleich auf den Kauf eines kleinen Grundstücks. Auch die Bürger von Städten, wo Gewerbe und Handel geht, legen ihr Ersparniß gerne in Land an. Werden kleine Güter in Erbschaften getheilt, so geschieht selten ein Abkauf einzelner Interessenten mit Geld, sondern in der Regel verlangt Jeder seinen Antheil von jedem Stück in Natur. So wirkt das Gesetz der Gleichheit, wenn Unwissenheit und Selbstsucht es auslegen. Heyrathen ergänzen wohl das Vermögen, nicht aber die Güter.

(Fortsetzung folgt.)



1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

(Schluß.)

Die Sache hatte indessen doch zu große Eile, als daß man hier das reichhaltige Material, welches man vorfand, zu einem wahrhaft würdigen Resul-

tate hätten verarbeiten können. Es mußte vor allen Dingen berichtet werden, damit die von der radicalen Party, der die Minister als Werkzeuge dienen mußten, aufgestellten Principien schnell verwirklicht werden konnten. Dieß ist denn auch geschehen; man hat die bisherigen städtischen Verfassungen ganz und gar ungeändert, indem hauptsächlich das numerische Verhältniß der Einwohner zur Nichtschnur für diese neuen Anordnungen gedient hat. Der Report selbst hat im gegenwärtigen Augenblicke, da die städtischen Verhältnisse bereits durch eine Parlamentsacte völlig umgewandelt worden, keine praktische Bedeutung mehr. Es umfaßt derselbe im Ganzen 3072 Folioseiten, wovon die 49 ersten für die eigentliche Berichterstattung bestimmt sind, woran sich dann zunächst einige statistische Tabellen über die verschiedene Verfassung der einzelnen Städte und ihre Population anschließen. Diese Tabellen sind angefertigt nach einer Eintheilung, welche die mit der Prüfung dieser Verhältnisse beauftragten Commissarien unter sich gemacht hatten. Zu diesem Zwecke war England in neun meistens nach den Weltgegenden benannte Bezirke (Circuits) getheilt worden; unter diesen bildete London einen eigenen District (London=Cirenit), eben so auch die nächste Umgegend der Hauptstadt (Home=Cirenit). Die Zahl der Commissarien belief sich auf zwanzig, unter ihnen befand sich auch Sir Francis Palgrave, als Schriftsteller bekannt, der in einer eignen Abhandlung unter dem Titel: Observations on the Principles to be adopted in the Establishment of New Municipalities, the Reform of Ancient Corporations and the Cheap Administration of Justice — durch seine Abneigung gegen die städtischen Corporationen sich besonders zu jenem Geschäfte qualificirt zu haben schien. Allerdings traf dieß in so fern zu, als Sir Fr. Palgrave wegen seiner wissenschaftlichen Erudition vielleicht allein unter jenen Commissarien zu einem hinlänglichen Urtheil über diese Verhältnisse fähig war. Das Ur-

theil nun, welches er auf Grund seiner Prüfungen gefällt hat, ist aber dahin gegangen, daß die Commission bey ihrem ganzen Report im höchsten Grade willkürlich und oft sehr ungenau verfahren ist, so daß er sich veranlaßt fand, einen besondern Protest gegen den Report einzulegen, der (80 Folioseiten stark) ebenfalls auf Befehl des Parlaments gedruckt worden ist. Allein dieser Protest hat Nichts gefruchtet, und man hat auf eine revolutionäre Weise die ganze bisherige englische Städte-Verfassung umgeworfen, und eine andere an die Stelle gesetzt, über deren Wirkungen einige wohl zu beherzigende Worte in Blackw o o d's Edinburgh Magazine Nr. 251. p. 307. nachgelesen zu werden verdienen. So läßt sich denn überhaupt nicht läugnen, daß man den Ausspruch Burke's zu bewahrheiten angefangen hat: „England kann nicht anders als durch das Parlament zu Grunde gerichtet werden.“

Zum Schluß aber möge noch ein Blick auf den Report oder vielmehr auf seine Anhänge geworfen werden, um sie zu beurtheilen, in wiefern sie einen wissenschaftlichen Werth darbieten. Wir können nicht läugnen, wäre eine solche Commission, die diesmal durch radikale Partheyzwecke veranlaßt wurde, niedergesetzt worden, um die städtischen Verfassungen Englands zu einem wissenschaftlichen Zwecke zu prüfen, so müßte man dieß für sehr erfreulich gehalten haben. In diesem Falle wäre man vielleicht auch etwas anders bey der Anordnung der einzelnen dabey in Betracht zu ziehenden Gegenstände verfahren, und hätte auch wohl Urkunden selbst mit aufgenommen. Dieß ist nun freylich nicht geschehen, und so haben wir uns denn auch in unsrer früher schon (Bd. 2. S. 68.) ausgedrückten Erwartung, in diesen Anhängen zu dem First Report die wichtige Urkunde Heinrichs VI. für die Stadt Kingston upon Hull zu finden, getäuscht gesehen. Indessen enthalten doch die fünf Bände bildenden Anhänge ein überaus schätzbares Material, welches, wenn man es an Ort und Stelle in Verbindung mit dem Buche von Merewether und Stephens benützen könnte, äußerst brauchbar für eine vollständige und gründliche Bearbeitung der Geschichte der englischen Städteverfassung seyn würde.

Phillips.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. December.

Nro. 260.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

- 
- 1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben etc.
  - 2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

(Fortsetzung.)

Der Vereinigung des zerstückelten Bodens steht der hohe Werth der einzelnen Stücke entgegen, der besonders daher rührt, daß Jeder seinen Nachbar hindern kann, sein Grundstück zu vergrößern. Einzelne Stücke kann Jeder kaufen, Keiner, mit aller Beharrlichkeit, mehr ein großes Gut arrondiren, weil ihm alsbald ungeheure Preise gemacht werden, sobald man seinen Wunsch wahrnimmt\*).

Dazu kommt, daß wo auch große Güter bestehen, man sie doch häufiger im Kleinen verpachtet, als im Großen. Der Kleinpächter bietet höheren Pachtzins und dieser giebt dem Gut höhern Kaufwerth. Die Verschlechterung des Bodens und die Unsicherheit der Rente wird dabey zu wenig bedacht. Auch die Notare begünstigen mehr die Verpachtung im Kleinen, weil sie ihnen mehr Gebühren einträgt. Selbst die ehemals so wohl bebauete la Beauce in

---

\*) Nichts beweist mehr die Gedankenlosigkeit, mit welcher manche Leute Modellehren nachbeten, als die gleichzeitige Anerkennung der Vorteilhaftigkeit der Arrondirung und der völlig freien Zerstückelung der Grundstücke. Wir haben früher schon aus allgemeinen Gründen auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht und hier findet sich nun die thatsächliche Bestätigung unserer Behauptung.

der Nähe der Hauptstadt ist jetzt mit ärmlichen Kleinpächtern bedeckt.

Bereits im Jahre 1826 bewies der Minister Billèle der Pärskammer, daß von 1815 — 1825 die Zahl der Steuerquoten über 1000 Fr. um  $\frac{1}{3}$ , die von 1000 — 500 um  $\frac{1}{4}$ , die Quoten zwischen 500 und 100 Fr. um  $\frac{1}{2}$  abgenommen, dagegen die Zahl der Quoten unter 20 Frös. um  $\frac{1}{7}$  zugenommen habe. Im Jahre 1827 gab es nur mehr 40,000 Wähler in Frankreich, die 500 Fr. Steuer zahlten. Im Jahre 1815 gab es mit Inbegriff der Häuser 10 Millionen Steuerquoten (Cotes foncieres); 1835: 10,896,682. Nach den statistischen Documenten des Handelsministers\*) beträgt das steuerbare Land 49,803,609 Hectares, die vertheilt sind in 125,560,538 Stücke und 10,896,683 Steuerposten bilden; jede Steuerquote hat also 12 Parzellen und eine Parcellen im Durchschnitt 40 Ares (etwa  $1\frac{1}{3}$  bayerische Morgen). Allein bedenkt man, daß dieß die Mittelgröße eines Stückes ist, so läßt sich leicht bemessen, daß sehr viele weit kleinere vorhanden seyn müssen. Dieß lehren schon die Verkaufsanzeigen. Im Juny und Julyheft des Journal des Petites Affiches finden sich aus dem Departement de la Seine 15 Steuerposten verkauft, deren größter 17 Ares ( $\frac{1}{2}$  Morgen), einer nur 1,02 Ares ( $\frac{3}{100}$  Morgen). Im Departement de l'Aisne ist das Gut eines Minorennen von etwa 30 Morgen in 34 Stücken ausbezogen, von denen einige 25 — 6

---

\*) Documents statistiques sur la France. Publiés par le ministre du commerce. 1835. Paris.

Frös. Werth haben. Auf dem Weg von Paris nach St. Germain schneidet die projectirte Eisenbahn auf 13,948 Metres 1502 Parcellen, die 998 Besitzern gehören, so daß auf 1 Stück nicht 9 Metres kommen. Welche Hindernisse muß dieß jedem großen gemeinnützlichen Unternehmen in den Weg legen, besonders da diese Kleinbesitzer meist ohne Bildung und Einsicht in ihre wahren und dauernden Interessen sind. Diese excessive Zerstückelung ist übrigens nicht Folge des höhern Preises der kleineren Stücke. Denn auch in der Umgegend von Paris gilt der Boden am meisten, wo noch im Durchschnitt die größten Parcellen sind (so in den Gemeinden les Batignolles und Clichy), am wenigsten in Colombes, Nanterre und Chatou, wo 4, 7 und 8 Ares ( $\frac{1}{3}$  —  $\frac{1}{4}$  Morgen) die mittlere Größe der Grundstücke sind\*). Nicht weniger getheilt ist der Boden in andern Departements. So macht in den Gemeinden das Departement du Var schon eine Grundsteuer von 15 Centimes wahl-fähig, was ein Eigenthum von 60 — 80 Fr. Werth voraussetzt. In der größeren Zahl der Gemeinden unter 500 Einwohner ist der Durchschnitt des Municipal-Wahlcensus 2 Fr. 75 C.\*\*); was mögen dann erst die kleineren Steuerposten betragen? Um indeß das Ideal der Zerstückelung des Bodens zu sehen, braucht man nicht über das Weichbild von Paris hinauszugehen; schon in Argenteuil, 3 Stun-

den von Paris findet es sich ausgeführt. Diese Gemeinde bildet eine kleine Stadt, ohne Wirthschaftsgebäude, ohne Pflug; alle Morgen ziehen die Einwohner mit dem Spaten auf's Feld, das von ferne wie ein Kleid aus tausend Fleckchen und Streifen erscheint. Wein, Kraut, Kartoffeln wird durcheinander gebaut und Jeder hindert den Andern an der Zusammenlegung seiner Grundstücke. Gemein-same Fußwege würden zu viel Land kosten; lieber gestattet Jeder seinen Nachbarn das Recht, in jeder Richtung über sein bebautes Feld zu gehen! Die 1550 Hectares der Gemeinde sind in 38,835 Parcellen getheilt, wobey also der Durchschnitt  $\frac{1}{3}$  Morgen ist. Darunter sind aber

492	Stücke	von	70	Centiares *)	mit	62	Cent.	Ertrag
491	„	„	40	„	„	21	„	„
1525	„	„	25	„	„	5	„	„
1526	„	„	45	„	„	9	„	„
1561	„	„	70	„	„	6	„	„
2554	„	„	62	„	„	32	„	„

Ein solches Stück von 5 Cts. Ertrag, also von wenig über 4 Fr. Werth, giebt wohl nicht über 1 Cts. Steuer; allein die Notiz, welche der Steuer-einnehmer am Anfang des Finanzjahrs jedem Steuer-pflichtigen infertigt, kostet 5 Cts. Gebühr, also mehr als den ganzen Ertrag des Grundstücks nach Abzug der Steuer!

Bei solcher Zerstückelung wird es unmöglich, den Uebergang des Bodens von einem Besitzer an einen andern ordentlich zu verbriefen; die Gerichtstaxen würden seinen Werth verschlingen. Nur außer-gerichtliche Contracte sind über den Besitzwechsel möglich, die keine Sicherheit gewähren. Das Eigenthum fällt zurück in eine Art Naturzustand, wo der gute Glaube des Käufers und Verkäufers den einzigen Besitztitel bildet. Um dieß an einem Beispiel einzusehen, nehme man an, 4 Ares (die durch-

\*) Auch diese Thatsache läßt sich bereits aus der allgemeinen Betrachtung des Interesses der Grundbesitzer voraussuchen und so haben wir schon in No. 47 und 48 gezeigt, daß die Zerstückelung zu einem Punkte führen muß, wo der Werth der durcheinandergeworfenen Fleckchen Land wieder sinkt gegen den Werth größerer Stücke und es muß die Differenz um so auffällender werden, je mehr die Zusammenlegung eines mäßigen Grundstücks erschwert ist, je besser sich also diejenigen befinden, denen die angemessene Größe ihrer Felder den Landbau erleichtert und wohlfeiler macht.

\*\*) Comptes-rendu au Roi, sur les Elections Municipales par le Min. de l'Inter. 1834.

\*) 1 Ar ist etwa gleich  $\frac{1}{3}$  bayer. Morgen.

schnittliche Größe eines Grundstückes in Argenteuil werden zu 200 Fres verkauft, so hat der Käufer zu zahlen:

Droits d'enregistrement	12 Fr. 10 Cts.
Honoraires de notaires, Stempel etc.	11 „ 50 „
Transcription du greffe des hypothèques	19 „ — „
Purge d'hypothèque	30 „ — „

In Ganzen also 122 „ 60 „

Wird dann das Grundstück vielleicht von einer Wittve verkauft, die mit einem Minorennen gemeinsam besitzt, so ist eine Ratification nöthig, die 12 Fres. kostet; oder verkauft ein Ehe mann ein Grundstück seiner Frau, so muß ihm diese procuracion en minute ausstellen, die ebenfalls 12 Fre. kostet. Alle diese Verhandlungen und Documente sind gleich nothwendig, das Grundstück mag 25 Centiares groß, und 10 Fr. werth seyn, oder 500 Hectares betragen und 1 Mill. Fr. gelten, und alle kosten in allen Fällen gleich viel, mit alleiniger Ausnahme der Einregistrierung, deren Gebühr sich nach dem Kaufwerth richtet!

Kein Wunder, daß man in der Gemeinde Argenteuil lange Jahre hindurch alle Erbtheilungen und Verkäufe auf dem Privatwege (à l'aimable) vornahm, wobey vom neuen Besitzer öffentlich keine weitere Notiz genommen wurde, als daß sein Name statt des verigen in die Steuerliste kam. In seiner Unwissenheit hielt er sich dadurch für gesichert; eigentlich war aber sein einziger Schutz gegen Betrug die allgemeine Kenntniß, welche die tausend Gemeindeglieder von allen einzelnen Vorgängen in der Gemeinde hatten. Als unter der Restauration diese Umgehung der Gerichtstaxen bekannt wurde, erschien ein Beamter zur Eintreibung der seit 20 Jahren angefallenen Gebühren; er wurde aber mit Steinen fortgetrieben. Die Verwaltung mußte nachgeben, und jetzt begnügt man sich, daß die Besitz-

änderung unter Beziehung eines Notars, gegen Zahlung der Einregistrierungs-Gebühr geschehe; — die Hypotheken-Verhandlungen unterbleiben, wegen der hohen Gebühren. Aber eben dieß erhält jeden Käufer 30 Jahre lang in beständiger Unsicherheit!

Diese übertriebene Zerstückelung des Bodens hat in der Gemeinde Argenteuil wohl seit 20 Jahren die Bevölkerung stationär erhalten (4500 Seelen); allein die Nähe von Paris bietet manche Vortheile, welche die sonst nothwendig werdenden übeln Folgen des Kleinbesizes aufheben. Der Stadtdünger dient zur Verbesserung der Felder; Obst und Wein findet in der Stadt rasch Absatz; an Gelegenheit zu Nebenarbeiten fehlt es nicht. So wird es möglich, daß eine Familie auf 1 — 2 Arpens (in 20 — 30 Stücken) eigenen und 1 Arpent gepachteten Feldes auskommt.

Wo Nebenarbeiten und Pachtstücke fehlen, verarmt eine Gemeinde bey solcher Theilung des Bodens. So findet es sich im Dorfe Grosville im Departement de l'Eure. Hier ist der Nebenerwerb bloß der Bettel, den Anfangs nur die Aermsten, später Alle betrieben, so daß jetzt die Bewohner des Dorfes von Zigeunern sich nur durch den festen Wohnsiß unterscheiden. Sie verzichten auf die Ehe und leben in Gemeinschaft der Geschlechter; die Kinder werden gemeinsam ernährt und zur Mitverforgung der Colonie auf den Bettel getrieben. Wer heirathet, wird als Abtrünniger geprügelt: denn mit Recht erscheint ihnen das häusliche Band als Haupthinderniß des Bagabundenlebens. Solche oder ähnliche Verwilderung muß überall eintreten, wo es bey unbeschränkter Vertheilung des Bodens an Nebenerwerb fehlt. Auch Irland lehrt dieß. \*)

\*) Einige Thatsachen aus dem First. Report from H. M. Commissioners for inquiring into the condition of the poorer Classes in Ireland. 8. July 1835 würden darthun, daß es dort hier und da nicht viel besser steht; wir versparen aber deren Anführung auf eine andere Gelegenheit.



Uebrigens darf man nicht übersehen, daß in einem so demokratisch gesinnten Volke, wie die Franzosen, die Vermehrung der Grundbesitzer eine wichtige Garantie für die Wiederherstellung und Erhaltung der Ordnung bot; so wie, daß es dort an andern sichern Gelegenheiten fehlt, Ersparnisse anzulegen. England ist bedeckt mit Sparkassen, Banken und Fabriken, Eisenwerken, Handels-Unternehmungen, an denen man als Actionär Theil nehmen kann; reicht seine eigene Staatsschuld nicht aus, so ist London der Weltmarkt für den Papierhandel. All dieß fehlt in Frankreich; oder der Landmann mißtraut doch. Die französische Bank hat nur an zwey Orten Zweigbanken, die Sparkassen enthalten nicht über 80 Mill. Fres., die bereits das Bedürfniß der Regierung übersteigen; das Kapital der Städte genügt überall dem beschränkten Gewerbe und Handel; die Staatsschuld ist ganz in Pariser Händen: was sollten also die Landbewohner mit ihren Ersparnissen anfangen? Ueberdieß ist es nicht genug, daß Credit, Fabrication, und Handel sich allmählig über das Land verbreiten: der Landwirth muß auch im Stande seyn, die Vortheile zu würdigen, die sie ihm darbieten; was erst dann eintritt, wenn eine bessere Erziehung mehr Schulbildung in den Dörfern verbreitet, und den selbstthätigen ihsirten Landmann überzeugt, daß auch er nur durch Vereinigung mit Andern seinem Besitz den höchsten Werth zu geben vermöge.

Sieht man überhaupt ab von den üblen Folgen, die sich zu zeigen anfangen, so läßt sich nicht läugnen, daß der französische Landmann in Folge des leichten Erwerbs von Grundstücken, seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fleißiger, sparsamer, auch wohlhabender geworden ist; aber der Abweg steht offen, und ist wie gezeigt, an vielen Orten schon betreten. Dabey sieht man bald ein, daß es eigentlich nicht sowohl die Verkleinerung des Besitzes, als vielmehr die Bewirthschaftung des Bodens im Kleinen ist, was Nachtheil bringt;

besonders weil die Zerstückelung der Felder eine sonstige Zerstückelung der Arbeit veranlaßt. Ohne auf die Frage näher einzugehen, ob der Anbau im Großen oder im Kleinen vortheilhafter, ist doch so viel gewiß, daß Einer nirgend weniger verdienen kann, als wenn er für eigene Rechnung ein Tagewerk Ackerland in 20 zerstreuten Parcellen mit dem Spaten anbaut; so wie, daß gartenmäßiger Anbau auch zusammenhängender Grundstücke nur in der Nähe großer Städte lohnt, wo man Dünger kaufen, und die Gartengewächse absetzen kann. Wo dieß fehlt, kann er nicht concurriren mit größern und mittlern Gütern, denen bey genügendem Capitale die verschiedenen Bedingungen günstiger Production, Vieh, Dünger, Manufakturigkeit der Erzeugnisse, Maschinen, Frachtmittel und rechtzeitiger Absatz, zugleich zu Gebot stehen.

Wenn sich nun aber in Frankreich die kleinen Güter nicht wohl mehr in mittlere und größere zusammenbringen lassen, wäre es nicht möglich, den Kleinbesitz fortzuerhalten und doch dabey das Land in größern Wirtschaften zu bebauen? Ist es nicht möglich, das Eigenthum zu theilen, ohne den Boden zu zerstückeln und im Kleinen zu bewirthschaften? In der That findet sich eine Einrichtung, deren Verbreitung zur Lösung dieser Aufgabe führen könnte.

In manchen Cantonen Frankreichs verpachten nämlich die Grundbesitzer ihre größeren oder kleineren Feldstücke an einzelne größere Besitzer oder Pächter, welche nun alle zusammen im Großen bewirthschaften und arbeiten bey diesen als Tagelöhner. So beziehen sie regelmäßigen Lohn und ihr Grundstück giebt ihnen größeren Reinertrag als in eigenem Anbau. Gewinnen einmal die kleinen Landwirthe die rechte Einsicht in ihre eigenen Interessen, so muß dieser Gebrauch allgemeiner werden.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. December.

Nro. 261.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

- 1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben u.
- 2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

(Fortsetzung.)

Dabei kann die Theilung des Grundbesitzes sehr weit gehen, ohne daß darum die Agricultur durch Zerstückelung der Felder und Verkleinerung der Wirtschaften leidet. Es ist nämlich gar nicht nöthig, daß bey dem theilweisen Verkauf eines Grundstücks auch wirklich ein Stück von demselben abgeschnitten werde; demjenigen, der seinen Antheil nicht selbst bebauen will, genügt es vielmehr, wenn er einen idealen Theil des Grundstücks besitzt, den er nach Belieben veräußern kann. Auf solche Weise nähme der Grundbesitz die Form an, welche bey Banken, Bergwerken, Eisenbahnen, und andern ähnlichen Unternehmungen vorkommt, wo gemeinsame Verwaltung eines vielfach zerstückelten Eigenthums unumzänglich ist und die wirkliche Theilung des Gesamtvermögens das ganze Unternehmen vernichten würde. Große Güter müßten demnach in Actien getheilt und für Rechnung der Actionäre bewirtschaftet werden. Insbesondere scheint die in Frankreich häufiger vorkommende Sociétés en commandite hier zweckmäßig zu seyn und manche Bedenklichkeiten zu beseitigen, welche bey der eigentlichen Actiengesellschaft, der anonymen, statt finden, da sie außer den nur zum Verlauf ihrer Actien verpflichteten Commanditaren, die bey der Verwaltung keine Stimme

haben, noch eine Anzahl von Associés en nom, oder Garanten besitzen, welche für die ihnen allein anvertraute Geschäftsführung mit ihrem ganzen Vermögen verantwortlich sind. \*)

Bekanntlich werden auch bereits Musterwirtschaften in Frankreich von solchen Gesellschaften betrieben, und im Laufe dieses Jahres bildete sich eine Sociétés en commandite zum Ankauf und der Bewirtschaftung des Landguts St. Hippolyte, 24 Stunden von Paris, von 3550 Morgen. Das Kapital beträgt 2 Mill. Fres. und eine Actie 5000 Fr. Der Prospect des Unternehmens verspricht  $7\frac{1}{2}$  proc.; wenn sich aber auch nur 5% realisiren, so ist dieß doch schon mehr, als jetzt der Boden erweist, wo er höchstens 3% giebt. Bey solchem Ertrag würde die Begierde, Grundbesitzer zu werden, sich wohl noch erhöhen; es wäre aber keine Zerstückelung der Felder mehr nöthig, um Jedem an dem Grundbesitz theilnehmen zu lassen, während zugleich die Ver-

\*) In den englischen Actiengesellschaften ohne Charter ist jeder Actionär mit seinem ganzen Vermögen verantwortlich; daher, nicht von dem vermeintlichen übergroßen Speculationswitz der Engländer, rührt das Vertrauen, das die Joint-stock-companies genießen. In den seltenen, mit Charter versehenen Gesellschaften ist, wie in den unstrigen, kein Theilhaber über den Verlauf seiner Actie verbindlich. Bey diesen darf daher genaue Staatsaufsicht über die Führung der Geschäfte der Gesellschaft nicht fehlen, wenn nicht das Publikum bey ihnen große Gefahr laufen soll. Solche Aufsicht ist aber nicht überall möglich; weßhalb denn ein großer Theil unserer neueren Actien-Gesellschaften einem Engländer nicht viel besser denn als Schwindelgeyen vorkommen müssen.

kauflichkeit des Bodens ohne Störung seiner Bewirthschaftung ungemein erleichtert wäre.

Jetzt ist fast kein Landwirth im Stande, seine Wirthschaft durch Aufnahme eines Anlehens zu erweitern, da der Leihzins 5 — 7 $\frac{1}{2}$  ist, der Ertrag des Bodens aber nur 3 $\frac{1}{2}$ ; daher ein schlechtes Jahr dem Vorger leicht zu Grunde richtet. Und bey so hohem Zins ist doch der Darleiher noch immer ungünstig daran, da seiner Hypothek oft gesetzliche Hypotheken vorhergehen, und die gerichtliche Verfolgung eines Pfandrechts mit tausend Beschwerden und Förmlichkeiten verbunden ist. Keine Verbesserung des gegenwärtigen Hypothekenwesens in Frankreich vermöchte den Real-Credit so sehr zu heben, wie das erwähnte Actiensystem. Zwar liegt in beyden Fällen die Sicherheit in dem belasteten Boden; aber die Land-Actie (action foncière) bietet dem Besizer den Vortheil, jeden Augenblick über sein Kapital verfügen zu können, während die Hypothek nur nach unbestimmter Zeit dasselbe wieder schafft.

Die Bewirthschaftung großer Güter in solcher Weise, würde eine ähnliche Wirkung äußern, wie die Theilnahme zahlreicher Kapitalisten an den Staats-Darlehen; je mehr es auch den kleinen Kapitalisten möglich würde, ihre Ersparnisse in Landactien anzulegen, desto weiter würde sich das Interesse verbreiten für den innern Frieden, unter welchem allein jene Verbindung von Arbeits- und Kapital-Kräften gedeihen kann. Ob freylich die Möglichkeit, welche sich auf solche Weise jedem darböte, Arbeiter und Besizer zu seyn, wirklich dem demokratischen Wunsch der Gleichheit entspräche, welcher insonderheit nach 1830 wieder so laut geworden, lassen wir dahin gestellt; entschieden aber wird man es wohl für unmöglich halten, daß Landleute, die zugleich als Actionäre an dem Gute theilhaftig wären, auf dem sie als Tagelöhner arbeiten, darum fleißiger und aufmerkamer seyn würden, als andere. Der Verdachte sich hier vielleicht den Fall, wo alle Actionäre zugleich Arbeiter wären; allein auch hier würde

immer jeder Einzelne das Interesse haben, lieber aus dem Fleiße der übrigen viel Rente zu beziehen, als durch eigene größere Anstrengung seinen eigenen Zustand kaum merklich zu verbessern.

Wie dem auch seyn mag, jedenfalls ist es von Interesse, wahrzunehmen, daß der Verkehr selbst Formen ausbildet, welche der Aufgabe entsprechen: die Theilung des Grundbesizes bey der Integrität der Güts-Complexe und ihrer Bewirthschaftung möglich zu machen. Es erhellet daraus, daß wenn irgend ähnliche Einrichtungen sich bereits vorfinden, sie auf ein tief liegendes Bedürfnis hinweisen, das am Ende mitten unter der sanftesten Zerstückelung der Felder und Verkleinerung der Wirthschaften sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend macht. Solche Formen der Theilung des Ertrags und Werths des Bodens, unter Forterhaltung der Wirthschaften, die ihn bestellen, liegen nun in den grund- und zehentherlichen Verhältnissen und in den alten Grundzinsen. Bey aller Mannfaltigkeit der Ansprüche, welche der grundherrliche Verband mit sich bringen kann, lassen sich doch alle, wie auch die Zehenten auf jährliche Reichnisse reduciren, so daß sie mit den Grundzinsen übereinstimmen; das Obereigenthum erscheint dann nur als Hilfsmittel der Zusammenhaltung der Güter und als Executions-Befugniß der Renten. \*)

Es genügt daher, von der erscheinenden Mannfaltigkeit dieser Gefälle hier abzusehen, und bloß die einfachen Grundrenten ins Auge zu fassen, welche auf einem Güts-Complex im Ganzen haften mögen, der eben dieses Anspruchs wegen nicht ohne Genehmigung des Rentenbesizers zerstückelt werden kann.

(Schluß folgt.)

\*) Wir übergehen in dieser rein ökonomischen Betrachtung das patriarchalische Verhältniß zwischen Grundherr und Grundholden; da es bey den Staatsgrundholden in den Hintergrund tritt und bey denen des Adels in vollen Maße nur da statt findet, wo der Adel auf seinen Gütern wohnt.



Histoire naturelle des animaux sans vertèbres,  
par A. de Lamarck. Deuxième édition,  
revue et augmentée de notes présentant  
les faits nouveaux dont la science s'est  
enrichie jusqu'à ce jour, par MM. Des-  
hayes et Milne Edwards. Paris,  
1835 — 1836. Vol. I. II. IV. VI. VII.  
in gr. 8.

Die Bearbeitung einer zweyten Auflage, sobald sie nicht von dem Verfasser selbst ausgeht, ist allemal ein schwieriges Unternehmen für einen Andern, wenn mittlerweile in der Wissenschaft bedeutende Veränderungen vorgegangen sind. Nimmt nämlich in einem solchen Falle der Verf. selbst eine gänzliche Umarbeitung des Buches vor, so ist es immerhin sein Werk; es bleibt aber nicht mehr das seinige, das als solches bereits Anerkennung gefunden und deshalb auch eine neue Auflage nothwendig gemacht hat, wenn ein Anderer diese Umarbeitung vornimmt und die Aenderungen, wie es Schinz bey der Uebersetzung von Cuvier's Règne animal gethan hat, gleich in den Text einfließt. Um nun das dem Verf. Eigentümliche von dem des spätern Herausgebers zu scheiden, ist es immerhin am Gerathesten, den Text des Erstern unverändert abdrucken, und in Anmerkungen und Nachträgen die Verbesserungen und Zusätze folgen zu lassen. Auf diese Weise ist alsdann zwar das Eigenthum eines Jeden gesondert, dafür aber kann der Nachtheil nicht vermieden werden, daß häufig genug die Noten des spätern Herausgebers mit bloßer Widerlegung des Textes sich zu befassen haben.

Bis jetzt sind von dieser neuen Ausgabe Lamarck's 5 Bände erschienen. Der erste Band enthält die Einleitung und die Insektien; der 2te die Polypen; der 4te die Apteren, Dipteren, Hemipteren, Lepidopteren, Hymenopteren, Neuropteren, Orthopteren und Coleopteren; der 6te und 7te die Muscheln (Conchifera L. m.) und den Anfang der Schnecken (Mollusca L. m.). Die Durchsicht der Einleitung der Echinodermen und der Mollusken hat Deshayes übernommen; die Durchsicht der von Lamarck sogenannten apathischen Thiere, abgerechnet die schon erwähnten, ferner der Arachniden, Kreu-

stakten und Anneliden rührt von Milne Edwards her; wer die Revision der blüßigen Insekten besorgt hat, ist nicht angegeben.

Unter allen Klassen von wirbellosen Thieren, welche Lamarck bearbeitet hat, ist sein erster, die Insektien behandelnd, am weitesten hinter dem gegenwärtigen Standpunct zurückgeblieben. Dies spricht sich gleich in seiner Definition dieser Klasse aus: „Os distinctum nullum; organa specialia interna determinabiliaque nulla.“ Welch zusammengesetzter Bau ist uns seitdem nicht von diesen mikrokosmischen Wesen durch Ehrenbergs Arbeiten bekannt geworden! Diese legt denn auch Milne Edwards durchgängig zu Grunde, und bemüht sich in Zusätzen, so weit es sich schicken will, sie an den Lamarck'schen Text anzupassen und denselben darnach zu berichtigen. Indes die Grundlagen sind zu verschieden, als daß ein Versuch zur Ausgleichung auf einen besondern Dank zählen könnte.

Anderß ist es mit dem zweyten Bande. Ob schon Lamarck's Klasse der Polypen keineswegs eine natürliche ist, so ist seine Arbeit über die Korallen-thiere noch immer als die hauptsächlichste über die systematische Eintheilung derselben nach Gattungen und Arten anzusehen, daher auch in den meisten Sammlungen die Korallen-thiere hiernach aufgestellt sind. Milne Edwards hat viele, zum Theil wichtige Zusätze gemacht.

Ueber den vierten Band, die blüßigen oder eigentlichen Insekten behandelnd, äußern sich die Herausgeber, in der Vorrede zum ersten Theile, folgendermaßen: „Die Entomologie konnte keine solchen Zusätze erlangen, wie wir sie uns bey den andern Klassen vorgesetzt haben; diese Wissenschaft, von Lamarck in den Jahren 1816 n. 1817 bearbeitet, war damals noch nicht zu einer so großen Menge von Arten, Gattungen und selbst Familien, wie heut zu Tage, angewachsen. Um diesen Theil der Naturgeschichte der wirbellosen Thiere aus Mienen der gegenwärtigen Kenntnisse zu bringen, hätte man den Zusätzen mehrere Bände widmen müssen, und selbst noch einer undankbaren und hartnäckigen Arbeit wäre es uns, behindert durch die methodische Anordnung von Lamarck, unmöglich gewesen, etwas hinlänglich Genügendes darzubieten, das nach den schönen Arbeiten von Latreille und andern Gelehrten, welche alle Entomologen in ihren Händen und seit längerer Zeit denen unserß Autors vorgezogen haben, noch nützlich seyn könnte. Wir haben

deßhalb beschloßen, die ganze Klasse der Insecten unberührt zu lassen, mit Ausnahme jedoch der allgemeinen Bemerkungen, bey welchen es uns möglich war, sehr nützliche Zusätze anzubringen.<sup>4</sup> Diesen Entschluß kann Ref. nur billigen, da Lamarck's Arbeit über die Insecten gewiß es nicht ist, welche seinem Werke eine zweite Auflage verschafft hat. Daß die Herausgeber übrigens mit nützlichen Zusätzen sich nicht angestrengt haben, erzieht schon eine flüchtige Durchsicht dieses Bandes.

Bev weitem die wichtigste Abtheilung des Lamarck'schen Werkes ist die, welche den Weichthieren gewidmet ist, und wovon in sechsten und siebenten Bande der neuen Auflage bereits die Conchifera und ein Theil der Mollusca uns vorliegen. Deshayes hat diese Klasse mit besonderer Sorgfalt behandelt. Außer der Revision der Gattungen hat er sich insbesondere mit der der Arten befaßt, und bey den schein Speelen die neueren Synonymen nachgetragen, die älteren, wo es nöthig war, berichtet. Auch hielt er es nicht für undienlich, die ziemlich große Anzahl neuerer, sehr interessanter Arten, insofern ihre Beschreibung von guten Abbildungen begleitet wäre, den von Lamarck aufgeführten beizufügen. Durch dieses letztere Vorhaben hat Deshayes die Anzahl der Arten, sowohl lebender als fossiler, sehr vermehrt, das Werk in der zweiten Auflage also noch viel brauchbarer gemacht als in der ersten, und er hat hiebei auf sehr viele ausländische, auch deutsche, Schriftsteller Rücksicht genommen, was noch immer bey den Franzosen nicht allgemein üblich ist. Um verdienstlichen wäre es freylich gewesen, wenn Deshayes die ganze neuere Litteratur berücksichtigt hätte, wie dieß z. B. hinsichtlich der Testacea Brasiliensia, welche viele neue Arten mit vorzüglichen Abbildungen enthalten, nicht geschehen ist.

Um diejenigen Arten von Lamarck festzustellen, welche aus Mangel an Synonymie und wegen ihrer nur zu oft unbestimmt und schwankend angegebenen Merkmale nicht wieder sich erkennen ließen, war eine Vergleichung der Originalien, nach welchen jener Naturforscher seine Beschreibungen entworfen hatte, nothwendig. Diese Exemplare waren in zwey Sammlungen zu finden, in der öffentlichen des Museums, und in der Privat-Sammlung von Lamarck, welche schon seit geraumer Zeit der Herzog von Rivoli an sich gekauft hat. Die erstere wurde Deshayes zur Disposition gestellt, und war von

großem Nutzen, da fast alle Muscheln von Lamarck bestimmt und die Namen von seiner Hand geschrieben sind. Die ehemalige Privatsammlung Lamarck's dagegen, ungleich bedeutender als die des Museums, zu vergleichen, gelang seinen Bemühungen nicht, so daß hiedurch Deshayes gehindert wurde über viele dieser zweifelhaften Arten genügende Aufschlüsse zu geben. Wenn er übrigens der Meinung ist, daß er in dieser Beziehung in besonderem Nachtheile gewesen wäre gegen die vielen Fremden, welchen es gegenwärtig gestattet wäre, in der Lamarck'schen Sammlung sich Notizen zu entwerfen und die Gegenstände zu examinieren und zu vergleichen, so weiß doch Ref. auch einen Fall, wo einem solchen Fremden vor mehreren Jahren zwar recht gefällig die Sammlung zur flüchtigen Durchsicht gezeigt, zur Vergleichung und zum Entwerfen von Bemerkungen jedoch später keine Gelegenheit, obgleich er darum sich bewarb, gegeben wurde.

Wiewohl nun Deshayes auf diese Weise verhindert war, alle Lamarck'schen Arten zu verifizieren, so hat er doch diesen Mangel reichlich durch die Aufführung so vieler anderer neuer Arten ersetzt, daß seine Arbeit den Naturforschern bey Bestimmung von Conchylien große Dienste leisten wird.



### Verichtigungen.

In dem Aufsatz: Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie von Hrn. Professor Dr. von Kobell Nr. 179. u. d. f. sind nachstehende Druckfehler zu verbessern:

- S. 406 Z. 21 lies: Kibdelophan, statt: Kubdelophan.
- S. 409 Z. 5 lies: richtiger, statt: richtiger.
- S. 418 Z. 6 von unten lies: Heinrich Rose.
- S. 419 Z. 14 von unten lies: Kersten, statt: Karsten.
- S. 420 Z. 10 und 11 ebenso Kersten.
- S. 424 Z. 10 lies: Sukow, statt: Suckow.
- S. 426 Z. 9 lies: Kupferspath, statt: Kupferkspath.
- S. 428 Z. 2 lies: Mineralsystem, statt: Universalsystem.
- S. 428 Z. 4 lies: Anhydrit, statt: Anchydrit.

S. 607 ist statt des Titels: „das Thierreich u.“ zu setzen: Die Farben der Blüten. Eine chemisch-physiologische Abhandlung von Dr. L. Glamor Marquart. (Schluß.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. December.

Nro. 262.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

- 1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben etc.
- 2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

(Schluß.)

Wie nun hier diese Bindung wirkt, und wie sie demjenigen keine Last auflegt, der ein Gut bereits als unzerstückelbares kauft, haben wir im Eingang zu diesem Aufsatz kurz dargelegt. Daß aber bey der Zusammenhaltung der Güter und dem ungestörten Fortgang ihrer Bewirtschaftung die theilweise Veräußerung derselben statt finden konnte, bewirkte das System der Grundrenten. Durch dasselbe ist eine Theilung des Grundeigenthums möglich gemacht, ohne daß wirkliche Zerstückelung der Besitzungen nöthig ist und jeder Antheil kann seinen Besitzer wechseln, ohne daß die Bewirtschaftung des Bodens gestört wäre.

Die Rentenberechtigten, Zins-, Grund- oder Zehntherrn, stehen in einem ähnlichen Verhältnis zu dem Grundbesitzer, der den Boden bewirtschaftet, theils, wie die obenangeführten Besitzer von Grundstücken, welche sie zu gemeinsamer Bewirtschaftung an einen Pächter, oder Besitzer eigener Felder gegen Pachtzins überlassen, theils wie jene Actionäre zu den genannten Associés oder Geranten. Jenes erhellt leicht daraus, daß der Käufer eines mit Grundrenten belasteten Guts den Kapitalwerth der Rente am Werth desselben lastenfreyen Guts abzieht; er bezahlt den Theil des Guts gar nicht, dessen Ertrag die Grundrente decken muß, sondern überkündet ihn unentgeltlich, wie ein Pachtstück, kann ihn aber auch so wenig wie dieses verkaufen.

Wie der kleine Eigenthümer, der Grundstücke Anderer pachtet, um eine größere oder einträglichere

Wirtschaft zu führen, als er bey seinem beschränkten Vermögen auf eigenem Boden vermöchte, so ist es dem Besitzer eines kleinen Kapitals möglich, ein den Anforderungen vortheilhafter Bestellung eher entsprechendes größeres Gut zu erwerben, wenn es mit Grundlasten beschwert ist, und wie jener Pächter den Gesamtgewinn zu beziehen, den die größere Wirtschaft nach Abzug der Pacht- oder Grundzinsen übrig läßt. Aber er befindet sich besser, als der Pächter, da ihm das Grundstück nicht, wie diesem, entzogen werden kann, so lange er seinen Zins richtig bezahlt. Hiedurch nähert er sich den Geranten von Gutsverwaltungen, welche in der Hand von Actionären sich befinden; nur ist er auch besser daran, als diese, weil er bestimmte Zinsen und nicht eine mit dem Ertrag steigende Dividende abzugeben hat, während doch Einkommen oder Vertrag ihm bey Mißrärten Nachlässe zugestehen. Wie übrigens diese Actiengesellschaften der Landwirtschaft größere Etzigkeit gewähren, als die Aufnahme fremder Kapitale im Wege aufkündbarer Anlehen, so haben auch die Grundrenten vor den Leibzinsen Vortheile für den Grundbesitzer durch ihre Unaufkündbarkeit, für den Rentenbesitzer durch die leichte Veräußerlichkeit der Kapitale.

In letzterer Beziehung haben sie sogar vor Landactien den Vorzug, daß ihr Verkaufswert, weil sie fix sind, nicht, wie der Werth der Actien, mit dem Steigen und Fallen des Gutsertrags, sondern bloß mit dem Fallen oder Steigen des Leibzinses zu- und abnimmt. Dieser Vorzug der Grundrenten für den Berechtigten ist aber ein Nachtheil für den Rentenpflichtigen, und in dieser Beziehung sind ihm Leibkapitale vielleicht erwünschter. Etzigt nämlich der Leibzins, so ist dem Grundbesitzer in der Regel durch wachsende Preise der Erfrüchte auch höhere Zinszahlung möglich, und so drückt es



ihn wenig, wenn ihm der Zins seiner Anlehen gesteigert wird; fällt dagegen der Zinsfuß, so ist dieß meist mit einem Sinken des Gutswerths im Ganzen verbunden, wo es ihm denn sehr willkommen seyn muß, den Zins seiner Leihkapitale mindern zu können. Freylich setzt dieß Einfachheit und Wohlfeilheit der Gerichtsverhandlungen voraus, die sich nirgend in dem Maße finden, daß der kleine Grundbesitzer von jenen günstigen Umständen profitiren könnte; auf der andern Seite bewirkt der unvernünftige Schutz, den die Gerichte so gern dem säumigen Schuldner angedeihen lassen, daß der Grundbesitzer, wenigstens der kleinere, auf Hypotheken theurer borgt, als der Kaufmann auf bloß persönliche Sicherheit. Damit behauptet denn das System der Grundrenten seine Vorzüge auch in dieser Beziehung. Unter seinen Arten ist übrigens für den Landwirth die vortheilhafteste diejenige, welche es seinem Belieben heimstellt, nur einen Theil des Grundeigenthums selbst zu erwerben und zum Theile unvertreibar Pächter seines Gutes zu seyn, oder voller Eigenthümer des lastenfreyen Guts zu werden. Dieß ist der Fall, wenn wohl er die Ablösung der Renten anbieten, der Rentenberechtigte sie nicht verlangen kann oder will. Bey weitem der größte Theil der Besizer von mit Grundrenten belasteten Gütern, alle Grund- und Zehntholden des Staats nämlich, befinden sich demal in Bayern in dieser so vortheilhaften Lage, da die Staatskasse alle Gefälle ablassen läßt, auf ihrer Seite aber kein Aufkündigungsrecht anspricht.

Wie weit sich indeß in gegebenen Ländern die grundherrlichen und verwandten Verhältnisse diesem günstigsten Zustande nähern mögen, so viel geht aus unserer Betrachtung mit Bestimmtheit hervor, daß das System der Grundrenten und die Erhaltung der Guts-Complexe durch Hinderung ihrer Zerspaltung einem wesentlichen Bedürfnis des Landbaues entspricht, das selbst in dem Lande wieder sich geltend macht, wo im politischen Delirium alle jene ältern Bande und Gliederungen der verschiedenen Ansprüche an den Boden gelöst, und dem unwissenden Eigennutz der Einzelnen wieder überlassen worden, das Grundeigenthum fast von aller Staats-Garantie zu entkleiden und den Boden in einen Zustand zu versetzen, wo er aufhört, mit Nutzen angebaut zu werden. Die ersten Schritte zur Aus-

schließung willkürlicher Zerspaltung und zur Begründung geregelter Anbaus führen auch dort wieder zu Formen, ähnlich denen, welche der Mißverstand so oft als Hindernisse des Landbaues verzerrt. Nur daß jetzt die Vielen und Aermern die Grundherren seyn sollen, und der Wohlhabende der Landwirth. Wie viel zweckmäßiger unsere althergebrachte Einrichtung, wo der Minderbemittelte in der Aussicht auf eigene Wirthschaft und in der Führung derselben den gehörigen Sporn zum Fleiß und Erwerb fühlt, der dort dem tagelöhnenden Landactionär fehlt; und wo die Vielen den Boden bewirthschaften, während es auf der einen Seite vergleichungsweise nur Wenige sind, die ausser dem Staate als Rentenberechtigte am Grundeigenthum theilnehmen, und auf der andern die große Zahl der selbstständigen mittlern und kleinen Landwirthse nur wenige eigentliche Tagelöhner erfordert.

J. V. W. Hermann.

Grundriß der Pflanzengeographie mit ausführlichen Untersuchungen über das Vaterland, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Kulturpflanzen, welche den Wohlstand der Völker begründen. Von J. J. F. Meyen, Dr. Philos. et Medic. und außerordentl. Professor an der k. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Mit einer Tafel. Berlin 1836. Hande und Spenerische Buchhandlung. 8. X. u. 478 S.

Durch diesen Titel wird auch der genügsamste Leser wenigstens dazu berechtigt, ein wohlgeordnetes, dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechendes Handbuch der Pflanzengeographie zu erwarten. Der Hauptcharakter eines Grundrißes oder Handbuchs soll aber keines Darstehens doch wohl darin liegen, daß der Verfasser die historisch gegebenen Thatfachen in seiner Sprache klar und in zweckmäßiger Verbindung als Lehensätze darstellt, und dieselben wo möglich durch eigene zu gleicher Evidenz erwiesene Erfahrungen bereichert. Herr Prof. Meyen scheint hierin von andern Principien auszugehen. Er stellt seine Meinungen voraus und benutzt die Erfahrungen seiner Vorgänger nur da, wo sie diesen zur Seite stehen. Demnach dürfte dem Buche wohl richtiger der Titel „Aufsichten über Pflan-

zengographie“ zugetheilt worden seyn. Aber auch solche, von einem Manne gegeben, der durch vielfähriges Studium und große Reisen sich einen Schatz von Thatfachen eigen gemacht hat, würden wir mit größtem Danke annehmen, wären sie nur gehörig überlegt und bearbeitet. Leider ist aber das ganze Buch so flüchtig zusammenggetragen, daß, hielten wir Herrn Meyen nicht aus andern Arbeiten höher, als er sich selbst in dem vorliegenden Werkchen, wie dieses als einen miflungenen Versuch völlig mit Stillschweigen übergegangen hätten. Man kann fast keine Seite aufmerksam durchlesen, ohne auf Uebereilungen oder Nachlässigkeiten zu stoßen, die gerade bey einem Manne, der außerdem sich eine Stimme in der Wissenschaft erworben hat, schon als geringschätzung des Publikums nicht ungerügt bleiben können. Zum Beweise des Gesagten nur wenige Beispiele, wie sie das erste schnelle Durchblättern des Buches in großer Menge zur Hand giebt.

Betrachten wir zuerst den Theil, welchen der Verf. „Geschichte der Kulturpflanzen, enthaltend Untersuchungen über das Vaterland, die Verbreitung, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Kulturpflanzen, welche sowohl zur Nahrung, als zur Bequemlichkeit, zum Luxus und zum Handel der Völker dienen und dessen Wohlstand begründen“, betitelt hat. Er gesetzt selbst, daß dieses Thema reichhaltig genug zu einem eignen weitläufigen Werke sey, und entschuldigt sich damit, wenn er eine gewisse Auswahl trifft. Wir wären damit gerne zufrieden, wenn nur die Auswahl besser wäre. Er sagt z. B. in dieser Beziehung S. 403. in dem Abschnitte, der von der Kultur der vorzüglichsten Baumfrüchte handelt, welche zur allgemeinen Nahrung dienen, „er habe nur die Früchte aufführen wollen, welche für gewisse Zeiten mehr oder weniger die alleinige Nahrung der einzelnen Völker ausmachen,“ und läßt vermuthlich deshalb alle unsere Obstbäume völlig aus, zählt aber dagegen die Pinien und Zibelnußbäume auf, weil die Früchte ersterer in Oberitalien zu Markte gebracht, die der letzteren aber in der Schweiz, Tirol und Sibirien sehr gewöhnlich zum Essen angewendet werden. Wir können den Verfasser versichern, daß die Zibelnußbäume in Tirol und der Schweiz nur die tägliche Nahrung der Kreuzschnäbel, nicht aber der Menschen sind und höchstens hie und da als Nachwerk dienen. Noch sonderbarer steht aber hier die guineische Oelpalme (*Elaeis guineensis*), weil „die Menge von Palmöl, die in unseren Fabriken verwendet wird, von dieser Palme kommen soll!“ — In bemeldtem Abschnitte S. 391. ist zu bemerken, daß die zu Drehebzeiten, wie Stocknöpfe, Preisenspizen, u. s. w. verarbeiteten Kokoschalen keineswegs von *Cocos nucifera* sondern von *Attalea compta* kommen. Eben so S. 409, daß die Früchte von *Bertholletia excelsa* nicht in 2, sondern mindestens erst in 7 Mo-

naten reifen, wie schon die kolossale Größe der Holzigen Frucht erwarten läßt.

Der erste Abschnitt der Geschichte der Kulturpflanzen, von S. 359 — 363, behandelt die Getreidearten. Hier ist die Quinoa aufgeführt, aber die afrikanischen Poa- und die Eleusine-Arten fehlen. Ferner heißt es von Weizen, sein Ertrag sey in Deutschland im Durchschnitt nur 5: bis 6fach; dagegen muß sich wenigstens Süddeutschland sehr verwahren, denn hier ist dieses das Minimum der Weizenernde. Eben so unrichtig ist die darauf folgende Behauptung, daß der Mais im Werthaltniß zu den übrigen Getreidearten so außerordentlich reiche Erndte gäbe, weil er in den günstigsten Fällen auf die 80fache Ausfaat, der Weizen dagegen höchstens auf die 35fache komme. Hierbei ist nämlich das Areal nicht in Anschlag gebracht, welches beide Pflanzen zu ihrer Entwicklung brauchen und somit vergessen, daß wenigstens 20 Weizenböcke auf der Grundfläche stehen, die eine Maispflanze braucht. Daher gesetzt der Verfasser auch wohl S. 355. selbst, daß der Mais trotz aller Vortheile nicht im Stande sey, die Kultur anderer schon früher angebaunter Cerealien zu verdrängen. — S. 346 heißt es weiter: Die Gränze aller Getreide-Cultur ist in den Alpen von Tyrol bey 3800', in den Tyrolergebirgen bey 4500' \*) Wir müssen dagegen bemerken, daß an vielen Orten Tyrols z. B. um die Seen, wo die Erich entspringt, die Getreidekultur noch über 5000' steigt.

S. 359 versucht der Verfasser die Frage, wie die Menschen zum Getreidebau gelangt seyen, dadurch zu lösen, daß er annimmt, sie hätten die Cerealien unzweifelst an gewissen Orten in ihrer Heimath sehr gesellig und in Masse wild gefunden, und seyen von der Benützung der wilden Pflanzen allmählig zu ihrer Kultur gekommen. Wir lassen die Hypothese dahin gestellt seyn, können aber die dafür angegebenen Beweise nicht gelten lassen. Hr. Menen sagt nämlich, einen Beleg dafür habe man an dem häufigen wilden Vorkommen des Reisens am Rio Madeira in Brasilien, wo die Wilden häufig die Körner sammelten. Allen, wenn dieses auch wirklich *Oryza sativa* wäre (die dann immerhin noch aus früherer Zeit verwildert seyn könnte), was Herr von Martius jetzt nicht mehr glaubt, so spräche es noch gar nicht für die obige Hypothese, denn die

\*) Vermuthlich soll letzteres heißen, in den Schweizergebirgen. Solche Nachlässigkeiten sind gar häufig. So steht S. 248, „daß Island, obgleich es keiner subtropischen Lage nach zu der subtropischen Zone gehöre,“ doch noch 2 Bäume befige. u. und S. 424 wird die Tabakproduktion der Insel Havana! zu 550,000 Arroben, (die Arobe zu 25 Pfd.) also zu einer Masse von 895 Millionen Pfunden berechnet!

Indianer haben noch durchaus keinen Versuch gemacht, die Pflanze zu kultiviren. Noch seltner ist das Beispiel der *Glyceria fluitans* bey uns, einer perennirenden und wildwachsenden, nie kultivirten Grasart gewählt, während alle andern Cerealien einjährig und (mit Ausnahme des obigen sehr zweifelhaften Falles) noch nlegendes wild gefunden sind.

Der zweite Abschnitt umfaßt die Kultur der vorzüglichsten Knollenwurzeln. Warum ist hier neben der *Oca* und andern für uns unwichtigen Nahrungsmitteln nicht die *Topinambur* aufgeführt; und warum ist denn von den nährenden Wurzeln und Zwiebeln gar nichts die Rede? Warum fehlen neben der *Aracantha* die übrigen nährenden Dolden? Warum ist die ganze wichtige Familie der Cruciferen, die Kohl- und Oelgewächse, *Crambe*, *Cochlearia* u. übergangen?

Der vierte Abschnitt umfaßt die hauptsächlichsten Kulturpflanzen, welche mehr oder weniger zum Luxus dienen. Hieher wird der Weinstock gerechnet! Warum fehlt dann hier und überhaupt der Hopfen? Warum wird der Obstbäume nicht wenigstens in so weit gedacht, als sie den Ender, dieses für das westliche Europa so wichtige Getränk liefern? Warum erfahren wir so viel über die uns ziemlich gleichgültige *Coca* und gar nichts über den uns gewiß interessanteren *Paraguay-Thee*? Und, fast möchten wir in einer neuen Frage die Antwort auf die vorige geben, warum sehen wir bey allen Reisetiteln über Süd-Amerika außer *Humboldt* immer nur *Meyen's* Reise zitiert, nie aber des trefflichen *Pöppig* und *Kengger's* erwähnt? — Warum ist unter den Gewürzen nur der Pfeffer, nicht auch *Zimmt*, *Nelken*, *Muskatnuß*, *Vanille*, jebst nicht unser *Safran* abgehandelt? Man sieht aus allem, daß der Verfasser seinen eignen Maßstab für die Wichtigkeit seiner abzuhandelnden Gegenstände hat.

Wir haben den Anfang über die Nutzpflanzen in unser Kritik vorangestellt, weil er am Leichtesten zu übersehen ist. Daß es aber auch den übrigen Theilen nicht an ähnlichen Menschlichkeiten fehle, davon zum Schluß nur noch ein paar Beispiele: Unter den Pflanzenformen, die von *S. 127* — 185 aufgestellt werden, ist die 12te die Form der Laubbölzer. Wie gestalt- und haltlos ihre Grenzen gezogen seien, davon mag sich der Leser selbst überzeugen; wie läßt sich aber außerdem der Satz rechtfertigen, daß die Laubbölzer mit großen und besonders schön geformten Blättern alle der heißen Zone angehören! Sind die nordamerikanischen *Magnolien*, die *Catalpa*, die abendländische *Platane*, der *Eulpenbaum*, ja selbst unsere *Ahorne* in der heißen Zone zu Hause? Wie grundlos ist ferner, *S. 159*, die Behauptung, daß

die Gattungen der Ericen (abgesehen von den *Epacrideen*) ihr Maximum in der südlichen Hemisphäre haben, und nur einzelne Repräsentanten zu uns herüberkommen. Die Gattung *Erica* prävalirt an Arten auf der Südspitze von Afrika, aber die Famille ist, was die Zahl der Gattungen und zuletzt auch der Individuen betrifft, unstreitig reich in der nördlichen Hemisphäre. Wie bedeutend ist unter andern nur der Antheil der Ericen an der nördlichen Polar-Flora! *S. 73* wird *Sedum acre* als charakteristische Sandpflanze angegeben! Eher noch *Sedum reflexum*. Eben so die *Tussilagines!* *S. 74* sollen *Chara*-Arten die ersten Gewächse seyn, welche bey uns Stoff zur Torfbildung geben! *S. 179* soll *Lonicera xylostenii!* (vermuthlich *Periclymenum*) bey uns der einzige Repräsentant der Lianen seyn. Warum denn nicht unsere *Waldebeere* (*Clematis Vitalba*)? *S. 240* heißt es, daß auf den Falklands-Inseln Gesräuche in Menge sich finden, welche zu Gattungen gehören, die unserer nördlichen Zone hauptsächlich zukommen, nämlich *Rubus*-, *Arbutus*-, *Andromea*- u. *Empetrum*-Arten, deren *Beeren* hier, wie bey uns, meistens zu den wohlschmeckendsten Früchten gehören. Daß dieses erstlich gemeint sey, ergibt sich aus einer Parallel-Stelle über Island *S. 249*, wo es heißt: „Und die köstliche Beere des *Vaccinium Myrtillus*, uliginosum, oxycoccos und *Arbutus Uva ursi* geben auf Island wie bey uns ein angenehmes Nahrungsmittel.“ Wir danken recht sehr für diese Rost!

Doch genug der Proben als Belege für unsere oben ausgesprochene Ansicht über die Flüchtigkeit vorliegender Arbeit, welche nun so mehr zu bedauern ist, als zugleich auch eine Menge interessanter, theils aus der Reisebeschreibung des Verfassers rekapitulierter theils anderweitig angebrachter Thatfachen gegeben wird, die sehr schätzbare Materialien zu einer spätern gründlichen Arbeit darbieten. Möge der Herr Verfasser sich dazu versehen, uns solche bald zu liefern!

Papier und Druck sind sehr schön, letzterer aber leider durch eine große Menge am Schluß nicht corrigirter Druckfehler sehr entstelt.

Die beigefügte Tafel giebt eine bildliche Darstellung des (jährlichen) Ganges der mittleren Temperatur für verschiedene Zonen.

Mit diesem Stücke wird das Inhalt-Verzeichniß der drey ersten Bände der *Gelehrten Anzeigen* ausgegeben.



# Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben.

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie  
der Wissenschaften.

---

Vierter Band.

---

München,  
im k. Central-Schulbücher-Verlage.



# G e l e h r t e   A n z e i g e n .

---

Januar bis Juny.

1 8 3 7 .

---

---

M ü n c h e n .

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.





# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Januar.

Nro. 1.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Zweyter Theil. Erlangen, bey K. Heyder 1836.

Wenn die Theilnahme und der Beyfall des Publicums einen Beweis giebt für den Werth und die Vortrefflichkeit wissenschaftlicher oder künstlerischer Hervorbringungen irgend einer Art: so ist der Werth von Rückert's gesammelten Gedichten schon dadurch hinlänglich anerkannt, daß für den ersten Theil in 2 Jahren drey Auflagen nöthig wurden, und daß der hier anzugehende 2te Theil bereits in einem 2ten unveränderten Abdruck und zugleich der dritte Band angekündigt sind. Während so die Sammlung der älteren Gedichte rasch fortgeht und sich verbreitet, erfreuet der Dichter zugleich mit jüngeren frischen Gaben der höchsten Reife, wir meynen sein: Beschauliches und Erbauliches aus dem Morgenland; und sein Lebrgedicht, die Weisheit des Brachmanen. Es ist kaum zu zweifeln, daß zumal die letztgenannte Gabe nicht geringeren Beyfall und Eingang gewinne, als irgend ein früheres Erzeugniß des Dichters. Die anzuhaltende Eigentümlichkeit der Rückert'schen Gedichte muß um so größer und kräftiger seyn, je weniger sie — vielmehr, da sie nichts von demjenigen in sich tragen, wodurch manchmal ephemere Producte auf diesem Gebiete einen Augenblick überfliegen und hinreissen; — sie fixiren weder die Sinnlichkeit, noch fröhnen sie Meynungen der Gegenwart, noch Leidenschaften und Suchten, die entweder in der ganzen Zeitanficht liegen, oder die, ob-

zwar von Einzelnen ausgehend und verbreitet, doch eine große Macht über die Menge erlangt haben und ausüben. Im Gegentheil steht die in den vorliegenden Gedichten durchhin herrschende Gesinnung, Gefühlswaise und gesammte Lebensansicht, ja zum Theil auch das darin vorwaltende Kunstbestreben in vielfachem Widerstreit mit den allgemeinstverbreiteten und gehegten Empfindungen, dunkleren oder klareren Vorstellungen, Begehrungen und inneren wie äußeren, praktischen, wie ästhetischen Tendenzen der Gegenwart. Zu dieser Bemerkung muß jedes Blatt führen, wenn man dabey an viele der gefeyertsten Namen der neueren poetischen Litteratur unseres Vaterlandes denken mag. Wie Rückert's Muse in Bezug auf die Gegenwart ihren eigenen Weg verfolgt, ohne Rücksicht auf herrschende Zu- oder Abneigungen: so hält sie sich auch fern von jeder Nachahmung der Art und Weise früherer lyrischer Dichter unseres deutschen Vaterlandes; sondern sie gehet durchhin ihren eigenen, selbständigen, kräftigen und gewissen, schönen und wohlbewiesenen Gang. Dieß wird offenbar, wie schon an den Gedichten des ersten Theiles, so auch an denen dieses zweyten Bandes. —

Er wird eröffnet mit Sonetten und dem Stoff nach verwandten Zugaben bis S. 198, theils schon gedruckten, theils solchen, die wenn schon früher gedichtet, doch jetzt erst im Druck erschienen sind. Vorangehen die Geharnischten Sonette und die Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder, mit denen Rückert zuerst in den Chor der deutschen Dichter eintrat, und einen der ersten, wenn

nicht den ersten Platz einnahm. So sehr sich die Zeiten und die Stimmung geändert haben: so wird doch, sowohl, wer sie jezo zum erstenmal, als wer sie damals bey ihrem Erscheinen gelesen, von ihnen mächtig ergriffen und fortgerissen werden. Wenn in jener Zeit des noch unentschiedenen Befreyungskrieges, des aufgeregtesten Patriotismus und Feindeshasses jedes Lied, mochte es klingen, wie es eben konnte, sich Beyfall versprechen durfte, so ferne es nur der allgemein herrschenden Stimmung im deutschen Vaterlande entsprach: so mußten vollends die beste und begeistertste Aufnahme und die Gunst des Publikums diese nach Gehalt und Gestalt vollendeten Sonette finden, da sie dem innersten Gefühl und Drang jedes deutschen Mannes und Jünglings Wort und Ausdruck gaben, da sie den Haß und Ingrimm, den kampfhaftesten Abscheu und die Wuth wider den allgemeinen Feind, den Schänder des Vaterlandes stürmisch zwar ausströmten, aber immer doch auf eine menschliche, würdige — deutsche — Weise ausströmten, und zugleich erhoben und stärkten, indem sie an alles, was das Vaterland Theures bewahrte, was es Würdiges und Kräftiges in alter und neuerer Zeit gethan und bewundert hatte, erinnerten, und durch alle Mächte der Erde und des Himmels zu Muth, Kampf und Ausdauer stärkten. Wie sehr auch die Geharnischten Sonette demnach das Gepräge jener denkwürdigen Zeit an sich tragen; so gewaltig und furchtbar bis nahe zum kampfhaften hinan in ihnen der Zorn und Ingrimm wider den Zwingherrn gestiegen ist: so schweift doch keines über das Maß, so tragen doch sie alle die edle großartige sittliche Haltung, die allein, selbst bey Spott und Hohn auch dem bittersten Feinde gegenüber, dem Manne ansteht, und desto besser und höher ansteht, je gerechter und größer der Abscheu und Grimm ist. Wenn die Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder an ähnlichen Spott und Schimpf, Hohn und Ueberruth der homerischen Helden in der Iliade, wenn

sie einen Feind verwunden oder erlegen, oder seinen Geschossen entgangen sind und seinen Angriff abgewehrt haben, nicht mit Unrecht gemahnen: so dürfen die Geharnischten Sonette an die Perser des Aeschylus erinnern.

In dieser Tragödie strahlt als in dem schönsten Abbild die höchste griechische Menschlichkeit; — nachdem Aeschylus mit Arm und Faust den furchtbaren Feind glorreich bekämpfte und zurückgeschlagen hatte, stellt er seinen Mitbürgern den erhabensten, den rührendsten und ergreifendsten Triumph mit eingeborner Würde, Hoheit und Kühnheit dar; er singt Triumph über den besiegten Feind auf eine wundervoll demüthige Weise im menschlichsten Charakter! Mit nicht minderer Menschlichkeit, Manneswürde und Hoheit singt Rückert, aber nur Vorgefühl und Ahnung des gewissen Triumphes über den erst noch zu besiegenden Feind, über den Gewalthaber, dessen gleichen noch keiner dagewesen war.

Da die alten geharnischten Sonette, so wie die kriegerischen Spott- und Ehrenlieder bekannt genug sind, wenigstens den älteren Freunden der Rückert'schen Muse, so sey aus den „Vorläufen zu den Geh. Sonetten,“ die S. 167 beginnen, nur eines, das 45te ausgehoben:

Gleichwie die Juden, die Ins Joch gebeugten,  
Ausziehend aus Aegypti Knechtsthaltslande,  
Nicht selbst anlangten im verheißenen Lande,  
Sondern nur erst von ihnen die Erzeugten;  
So lasse sich auch dies Geschlecht nicht deuchten,  
Freiheit zu finden, weil es bricht die Bande;  
Es muß verbrennen in dem Lärungsbrande,  
Das reine Licht wird erst den Eufeln leuchten.  
O küß' ich nur, wie Du Mann Gottes, Mose,  
Dort, da du von Sinai's Wolkenspitze  
Das Land, das du auch durdest nicht betreten,  
Von ferne sahest, so im dunkeln Schooße  
Der Zukunft ich, hell von prophetischem Blicke,  
Seh' deutscher Freiheit Land, und stumm anbeten!

Und auch von den jezo zum erstenmal gedruckten Geh. Sonetten, so schwer auch die Wahl fällt, stehe wenigstens eines hier, S. 177.

Zeit auf, Gigant, mein Lied, und schlage Saiten,  
 Daß Deutschlands Busen jauchend widerklinge,  
 Denn es sind ausgeführt worden Dinge,  
 Dergleichen niemals sahen Der noch Zeiten.

Europas Weltleib hat aus allen Welten  
 Geschwellt die Adern, daß ihr Blutstrom springe  
 In Deutschlands großes Herz, und es durchdringe  
 Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.

Spiel auf, o Herz, in hellen Melodien,  
 Der Rettung Dank, daß ihr Blutstrom springe  
 Durch tausend, tausend, die ihr Blut die liehen.

Auf, daß du lebst, laut in des Himmels Ohren,  
 Und bleich vor deinem Antlitz müßte stiehn  
 Der Fürst des Todes, in Corsika geboren.

Bemerkenswerth ist auch noch dieses, wie, im Widerspiel mit Prosa und Vers aus der damaligen Kampfszeit, hier in den Geh. Sonetten der Zorn und Grimm immer nur, oder doch vorzugsweise nur den ruhelosen Dränger und Wütherich schlägt, und kaum oder selten (wie S. 179 im 56. [11.]) das französische Volk angreift, ungeachtet dieses damals von seinem Kaiser gar nicht geschieden werden zu können schien. Und während zu eben derselben Zeit die meisten immer nur Krieg und Krieg schnaubten, oder sich, wer erinnert sich nicht, was für einen tohlen Friedensstand ausheckten, wenn sie ja an Frieden denken mußten: so singt Rückert in seinem Festlied S. 33 fgg. am Schluß:

Alle die Völker der Erde zusammen  
 Haben wacker gerungen;  
 Aber wer dich bezwungen,  
 Das sind Gottes geistige Flammen.

Und Gott der Herr sprach:  
 Daß Friede dem Erdkreis werde,  
 Ihr Völker der Erde  
 Höret und thuet danach:

In ehernes Band  
 Schlagt mir die Unruhstisterin,  
 Daß fiederhin  
 Sie heben nicht könne die frevelnde Hand.

Dann gehet heim, und jeder auf seinem  
 Sitze, wie es euch ist beschieden,  
 Sitze in Frieden,

Und über euch will ich sitzen auf meinem.

Hiermit hat der Dichter Abschied genommen von der politischen patriotischen Poesie im engeren

Sinne, in der er zuerst als einer der edelsten Kämpen und Ritter, mit Gottesmuth und Fülle der Kraft beydes des Geistes und des Herzens geharnischt aufgetreten ist. Während dazumal manche in Wahn und Haß sich verflochten und erstarrten; andere auch wohl von dem erwachten Deuththum und der Vorliebe für die einheimischen Alterthümer fortgerissen bis ins Mittelalter und weiter zurückgingen und von daher sich Stoff und Sangweisen holten, und sie nachleyerten: so wardte sich Rückert der engsten und weitesten Gegenwart zu; er fand reichen Stoff in dem Leben und seinen Bezognissen, sey's in der Heimat, sey's in der Fremde; vor allem aber fand er den köstlichsten edelsten Stoff in den unerschöpflichen Schachten seines Geistes und Gemüthes, in der Fülle seiner Anschauung und Phantasie und in dem unermüdlischen Fleiß und Ringen, dem Geist der Menschheit und der Völker alter und neuer Zeit in ihren Sprachen und Schriftenthum zu ergünden und in seiner unvergänglichen Menschenthümlichkeit und Wahrheit in sich aufleuchten zu lassen. Er kiefete alle Formen, alte und neue, einheimische wie fremde, durch, um in allen die Wohlgestalt seiner dichterischen Anschauungen und den Reichthum und Wohlklang, die Kraft und Geschmeidigkeit unserer Sprache darzulegen.

So folgen denn hier gleich auf die Geh. Sonette erst 46 Sonette: Agnes Todtenfeyer, nebst mehreren Zugaben in verschiedenen Weisen; sodann 11 Sonette: Rosen auf das Grab einer edlen Frau (vom Jahre 1816 in Stuttgart) und: Amarylhis, ein Sommer auf dem Land, in 70 Sonetten und einer Zugabe mehrerer anderer Lieder. Beyde, Agnes Todtenfeyer und Amarylhis sind durch Nachdruck und Aufnahme in Sammlungen poetischer Art ziemlich bekannt, daß es keiner Proben aus denselben bedarf; bemerkt mag jedoch werden, durch welche einfache Mittel und Fassung dort ein einfaches gleiches Gefühl der Trauer um eine früher hinüberge-



schiedene Geliebte, hier ein eben so einfaches Verhältniß — unerwidelter Liebe eines jungen Städters zu einem schönen Landmädchen, dort zu einem elegischen Melodram hier zu einem bukolischen Drama oder größeren ländlichen Idyll gestaltet, und die jedermann bekanntesten Anschauungen und Erfahrungen unseres täglichen Lebens in der Fülle der höchsten Verklärung und Schönheit an der Seele des Lesers vorübergeführt werden. So eintönig und uninteressant dort das Gefühl und die Klage über den frühen Tod und Verlust der Geliebten, für sich zu seyn zum Voraus vermutet werden möchte, so mannichfaltig wird es hier, und immer neu und frisch empfunden, ausgeprägt und angestrahlt, dadurch, daß es durch die poetische Fassung in der ganzen Natur wiederspiegelt wird. Die ganze Natur insgesammt und insbesondere wird zum Träger und Mitgenossen des Gefühls gemacht, das im Dichter herrschet; die ganze Natur wird zur Theilnahme herangezogen, und in diesen Augenblicke gefaßt, daß sie, gleich dem Dichter, den Verlust der geliebten Erscheinung empfinde, sie aller Orten vermisse, nach ihrer Wiedergewinnung trachte; — die ganze Natur erscheint nur in diesem Mitgefühl des Schmerzes und der Trauer aufgefaßt. Aus diesem einzigen Punkte wird gewissermaßen aller Wechsel und Wandel derselben abgeleitet, gleichsam daraus erklärt, wenigstens irgendwie darauf zurückgeführt. Auf diese Weise wird dieses Gefühl des erlittenen Verlustes bey jedem Gang und Schritt stets erneuert, genährt, erhöht und verklärt; auf diese Weise werden die äußeren Erscheinungen jeder Art mit dem inwendigsten tiefsten Gefühle des Dichters ausgehöhnt, mit diesem in wehthuenden Einklang gebracht. Jedes Naturding, jedes Vorkommniß, Kraut und Blume, Gras und Baum, Himmel und Erde bekommen, mindestens momentan, eine besondere individuelle Stellung und Aussehen, und athmen ein eigenthümliches, dem Sinne des Betrachters entsprechendes bedeutsames

Leben, gleich als ob es ihr eigenes wäre, da es ihnen doch nur zu zeitigem Liehen gegeben ist, wie der Sonnenstrahl am Wasserspiegel sich bricht, und an andern Gegenständen seine Farbenpracht spielen und schillern läßt. Was im Reich der Natur liegt, braucht die Poesie, und nicht allein, um sich durch von daher entnommene Bilder und Gleichnisse, durch Metaphern, Tropen und Figuren über die Prosa zu erheben; die Natur steht zu der Poesie in einem viel wesentlicheren Verhältniß und Dienst; als Freundin, wie missühlende Genossin, hier, des Schmerzens, tritt sie der Seele vor die Augen, und schmiegt sich ihr an lindernd, heilend und tröstend. Wenn sie sich in diesem Dienste anbequem als leben- und gefühlvoll zu weben und zu wirken: so mag wohl durch ihre Anempfindung ein ganzes Rosenbeet von Liedern auch aus nur Einem Gefühl aufsprießen, wie hier das der Klage um Agnes Tod ist; was in einem oder etlichen Sonetten und Elegien, sollte man denken, erschöpft seyn muß, das ist hier in 46 Sonetten noch kaum ausgefungen, deren jedes mit immer neuer Kraft und in höherer Frische und Schönheit nachtreibt. Nur ein großes und tiefes Gemüth vermag die Natur so in die Färbung und Leuchtung seines Gefühls aufzunehmen, nur ein sinniger Geist, der festhält an dem Gegenstand seiner Betrachtung, sich nicht zerstreuen läßt, und, stets gesammelt in sich, alle leiseren und offeneren Regungen des inneren und äußeren Lebens in Einen Brennpunct schöpferisch gestaltender Anschauung zusammenfaßt, vermag die verborgenen verschlungenen Bewegungen und Schwingungen des menschlichen Herzens hell und klar mit Reich und Anmuth, vielfarbig und vielgestaltig in voller Harmonie und Melodie der Sprache zu äußern und gleichsam im Namen seines Volkes und der Menschheit lebendig und anschaulich herauzustellen, und in die Natur und durch sie auch in die einfachste Empfindung und Anschauung, Leben, Bewegung und Handlung zu bringen, und hiedurch wahrhaft dramatisch zu wirken.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Januar.

Nro. 2.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Zweyter Theil. Erlangen, bey R. Heyder 1836.

(Schluß.)

In dieser Weise ist Agnes Todtenfeyer in hohem Grade dramatisch; — ohne daß sich der äußeren Sinn irgend etwas geschieht oder sich verändert, stellt sich ein reiner, menschlicher Charakter in allen feinsten Abschattungen eines Gefühles uns vor die Augen. Ueberhaupt ist eine gewisse dramatische Lebendigkeit und Regsamkeit ein charakteristischer Zug der Rückert'schen Lyrik, und dieß ist wohl darin begründet, daß R. in jedem Moment des Lebens und Daseyns Dichter in vollstem Sinne ist, und alles, was ihn umgiebt, was ihm begegnet, als solcher auffaßt und dabey sters vorwärts schreitet und höher steigt in die Tiefen der Natur und des Geistes, ein geheimes göttliches Leben und Weben allerwärts ahnend und erkennend. In dem Beyziehen der Natur zu Mitgefühl und zur Sympathie gibt sich zumeist kund der orientalische Geist, der ihm von vielen Seiten her beygelegt wird. Auch in der Amaryllis gibt die ländliche Natur, wiewohl sie nur als Beywerk erscheint und mehr zurücktritt, manche Motive zu zierlichen poetischen Bildern. Desto kräftiger und gleichsam in leibhafter Anschauung tritt hier das dichterische Auegniß hervor; jede Stellung, Lage und Haltung der Geliebten, jeder ihrer Schritte und Tritte und Wendungen erzeugt wechselnde Gefühle der innigsten Zuneigung,

des Unmuths über die unüberwindliche Gleichgültigkeit, und neue Wendungen der Liebe; jeder Wechsel aber wird sofort in Maaß und Besonnenheit und reiner Eitte gefaßt, daß keinerley Empfindung anschwelze, oder auch nur rhetorisch werde. Das Verhältniß, das da besungen wird, bringt es schon mit sich, daß dieß ländliche Gedicht noch dramatischer wirkt als Agnes Todtenfeyer. —

Ganz von der äußeren stänlichen Natur abgelöst, und nur im Gefühl und der Verklärung der reinsten edelsten Weiblichkeit gestaltet, aber mit nicht minder dramatischer und drastischer Wirksamkeit und Erhebung duften und ergeissen die „Rosen auf das Grab einer edlen Frau.“ Da sie bisher wenig bekannt gewesen, so mögen ein Paar zur Probe hier stehen.

4. Gehört hab' ich, und ich kann es schauen  
An dieser Thränenfülle lauten Tosen,  
Daß wol die Vater- und die Mutterlosen,  
Und die Gebrechlichen und Altergrauen  
Sonn' hatten eine Mutter an der Frauen,  
Der sie zu Grab jetzt folgen, — für Almosen,  
Die sie von ihr empfiengen, jechnd Rosen  
Aufs Grab ihr streun und Thränen drüber  
thauen.

Ihr sollt Euch trösten! Auf dem Sterbebette  
Hat sie noch ihre Arme nicht vergessen. —  
Wir alle, die wir ihren Heimgang ehren,  
Sind Arme, die emfahn an dieser Stätte  
Almosen, deren Werth nicht zu ermessen,  
Davon die Herzen lang noch können zehren.

5. Der Anblick einer Seele, die in Frieden  
Mit Gott, der Welt und sich, des Amtes  
pfluge  
Mit treuer Hand, das Gott in ihre legte,  
Und als der Herr sie abrief von hienieden,

Ihm willig folgte, eh'ig erst entschieden;  
 Selbst noch als sich um sie der Jammer regte  
 Der Ihren, mit dem Troste, den sie begte  
 In ihrer Brust, sie alle sprach zufrieden;  
 Der Anblick, der uns herrlicher und reiner  
 Erkennen läßt, daß über seiner Hülle  
 Der freye Geist besteht, der wandellose;  
 Das ist die große, hier wie sonst an keiner  
 Grabstätte je in also reicher Fülle,  
 An dieser uns gespendete Almose.

In diesen und in den übrigen Sonetten dieses Rosenkranzes ist das Lebensbild einer lauterer frommen Hausfrau und Mutter mit der eindringlichsten Schönheit gezeichnet; die eindringlichste Schönheit aber ist diejenige, wo die sittliche Schönheit der Seele mit der ästhetischen Schönheit der Gestalt gepaart ist. —

Der fünfte Kranz ist Aprilblätter überschrieben vom Jahre 1811 und enthält 95 Sonette. Kraft der Empfindung und des Ausdrucks, Schärfe und Nichtigkeit der Wahrnehmung und Reflexion im Vereine mit wohlbemessener Gestalt und Glätte charakterisiren auch schon diese Klinggedichte einer Aprilreise, die wahrscheinlich zu den frühesten dieses Dichters gehören. Wenn nach einigen Jahrzehenden Eisenbahnen, Dampfswagen nach allen Richtungen laufen, und sich kreuzen, was möchte da der Dichter sagen, der schon im Jahr 1811 im Gebirg klagt — hier im ersten Sonett S. 151:

Wohin, ach! sollen aus des Markts Gewühle  
 Sich eure Öbiter retten, wenn die Dichten  
 Des ew'gen Hains auch unterm Weil sich  
 lichten,  
 Qualm des Berwerks auch dämpft die heil'ge  
 Kühle?

Es senzt der Fels, daß ihr seir Steingestühle  
 Zerbrecht, um eure Wände draus zu schichten;  
 Der freye Waldbach zürnt, daß er verpflichten  
 Sich muß, unhör zu treiben Rad und Mähle.

Die Echo klagt, daß starr der Heldenlieder  
 In's orgelude Gebraus des Strens gesungen,  
 Sie jetzt nur höet Gedäch; des tauben Ham-  
 mers.

Und selbst die Berge schütteln ihre Glieder  
 In Unmuth, daß sie dazu sind gebungen,  
 Euch auszuspei'n die Goldschlack eures Jam-  
 mers.

In diesen Reiseblättern kommen auch die schon früher erwähnten Vorklänge zu den Geharnischten Sonetten und mehrere von diesen, die damals ungedruckt geblieben sind, z. B. Theodor Körner S. 171, Papst Pius S. 172, Siegesbogen und Joch S. 182 u. m. a. Außerdem sind mehrere andere, theils ältere, theils spätere eingeschaltet z. B. auf Götters Tod S. 162, das mit dem vorhergehenden 21ten die Würdigung und Anerkennung dieses Dichtersfürsten anspricht. Das 71ste mit einem Exemplar der *Amaryliss* verrieth den Ursprung und Anlaß dieses Idylls und zeichnet vortreflich den poetischen Kunsttrieb. Im Ganzen sind hier 255 Sonette gegeben; wohl die größte Zahl, die ein deutscher Dichter in dieser Sangweise geliefert, die für eine der schwierigsten gilt, und daher von den weisen nur als Studium und Kunstübung versucht worden; Rückert aber handhabt sie von Anfang bis zum Ende in der größten Meisterschaft, und hat in dieser Form einen unvergänglichen Schatz mannichfaltiger Art niedergelegt, wie er selbst andeutet in dem 95ten, worin er das Sonett verabschiedet:

Sonett, mein Knabe, komm heran! wir wollen  
 Utrechnen, deine Dienzeit ist verstrichen;  
 Treu spieltest du mit unveränderlichen  
 Bemühungen veränderliche Rollen:

Des Feindes Großen und der Freundin Schmollen,  
 Den ritterlichen Kampf und winniglichen,  
 Die Liebe, die erblüht, und die erblischen,  
 Und was Du sonst noch hast vollführen sollen.  
 Vern geh ich, willst du andern Herrn nun dienen,  
 Das Zeugniß dir: daß du bist wohl zu  
 brauchen,

Und mit Verstand zu jedem Zweck zu lenken.  
 Wohl geh es Dir, als wie den mir, ben ignen!  
 Und daß sie nie die einen Fuß verlauchen,  
 Und nie die zarten Glieder dir verrenken!

Die nächste Abtheilung ist überschrieben: Ita-  
 lianische Gedichte. Daran reihen sich: Okta-  
 ven und Verwandtes; dann Distichen, for-  
 ner Sicilianen, und endlich Ritornellen.  
 Alle diese Gedichte scheinen in die Zeit des Aufent-  
 haltes des Dichters in Italien zu fallen. Hier in

dem heitern von der Natur gesegneten Lande der Künste, der Architektur, der Malerey, der Musik u. s. w., dem Wallfahrtsorte der Künstler, hier macht auch der Dichter seine Studien, durch die sich sein Gesichtskreis erweitert, sein Blick schärft, der Sinn verfeinert, das Urtheil berichtigt und das plastische Talent erhöht und glättet. Die meisten Gedichte der erwähnten Abtheilungen beziehen sich daher der Form wie dem Stoff nach auf das schöne Südländ, ohne daß jedoch der Heimat vergessen wird; man z. B. S. 205: Unter den deutschen Künstlern in Rom, bey der Feyer des 18. October 1817; und S. 211 An Blandusia's Quell u. m. a. Unter allen wenn auch wie schönen Anschauungen und Formen jenes süppigen Landes wahren im Herzen erwachende Anklänge ans deutsche Vaterland; so z. B. S. 213 in dem Lied: Aus der Jugendzeit, welches den Freunden des Gesangs vermuthlich schon durch Schneiders Composition, so wie andere durch Fröhlich's Persische Gesellen in Musik gesetzt, bekannt sind. Merkwürdig ist das „Griechenlied“ S. 222, welches mehrere Jahre vor dem Aufstand des griechischen Volks gedichtet, mit der prophetischen Aufforderung schließt:

So wahr das Kreuz die Welt besiegt,  
So wahr der Mond der Sonn' erliegt;  
So wahr mit Wort und unserm Heiland  
Macht frey die Land und jedes Eiland!

Unter den mannichfaltigen Formen und Nachbildungen, die da mit Glück versucht werden, Oktaven, Sextinen, Assonanzen re. wird auch eine künstliche Minneweise S. 229 und eine Provenzalische S. 227 angestimmt; letztere beginnt:

Schöne Frau, an euren holden Augen,  
Augen, die der Seele Feuer sind,  
Laßt mich süße Todessehnen saugen,  
Saugen, wie des Lebens Milch ein Kind;  
Saugen,

Wie des Lebens Milch ein Kind,  
Schöne Frau, an euren holden Augen!  
Schöne Frau, aus euren feischen Lippen,  
Lippen, deren Anblick macht gesund,  
Laßt der Liebe süßes Gift mich nippen,

Nippen, wie die Bien' aus Blumenmund;

Nippen

Wie die Bien' aus Blumenmund;

Schöne Frau, aus euren feischen Lippen u. s. w.

In der alten Roma und auf dem klassischen Boden Italiens war zu vermuthen, daß der Geist den Dichter auch ins Alterthum zurückführen, daß er ihm mancherley Erinnerungen wecken, ihn auch antike Weisen zu versuchen treiben würde. Doch sind von den antiken Rhythmen nur der Hexameter und das elegische Versmaß gebraucht, welche auch allein von allen in unserm Sprachboden zu bekleben und Wurzel getrieben zu haben scheinen. Unter der Aufschrift Distichen sind daher enthalten, theils Hymnen wie an die Nacht, theils erotische und elegische Sinngebichte; aus der griechischen Anthologie und aus Martial einige theils nachgebildete, theils übersezte Epigramme und höchst anmuthige Idyllen, wie z. B. der wiederhergestellte Haushalt, Calatea, Rodach ein Denkmal der Gastfreundschaft u. a. In wie reicher Fülle aber auch Italien die Ueppigkeit seiner Natur zur Schau stellen, wie es durch seine Kunstschatze aller Orten anziehen mag, alle das reicht nicht hin, des Dichters Gemüth und Phantasie ganz auszufüllen und allein zu beschäftigen; wie jenes an der Heimat hängt, so schafft diese in der sonnenhellen Gegenwart noch ihr eigenes Reich des Zaubers und der Schönheit in den 100 Oktaven, Sicilianen überschrieben. Diesen sind einige Uebersetzungen aus dem Sicilianischen beigegeben, unter denen das 9te Stück durch sinreichen Witz der Aendacht überrascht, und an manche andere Lieder der Art zumist bey den älteren spanischen Dichtern erinnert. Wer in Italien recht einheimisch ist, wer namentlich den Charakter, die Sitten und Sangweisen des Volkes auf dem Lande dort kennt, der wird sich besonders an den Rikornellen erfreuen, die ihm vergegenwärtigen können, was er dort ähnliches witzige und spitzige, erotische, bald muthwilliges und schelmisches, bald



schmollendes und herbes, behagliches, heiteres und sinniges Singen gehört haben mag.

In den zwei noch übrigen Abtheilungen: den Bierzeilen in peiffcher Form und den Gaselen finden wir den Dichter schon in den Orient eingedrungen. Die ersten Gaselen scheinen göstentheilß dem Dschelaleddin Rumi nachgebildet; weiterhin aber je mehr die Form gewältiget und geschmeiziget ist, desto mehr leuchtet auch der freye große selbständige Geist des deutschen Dichters heraus. Unter den vielen vortrefflichen werden wohl die meisten Leser von der 13. und 14. Gasel ergriffen werden, einem Undachtglühenden Abend- und Morgengebete S. 499. Eine schöngehaltene ethische und religiöse Stimmung erstret wie in allen Gedichten Rückerts, so insbesondere in diesen Gaselen und Bierzeilen. Unter diesen kann man viele als Vorläufer der Weisheit des Brahmanen ansehen und sie verdienen, wie diese, nicht allein in den Händen von Alt und Jung zu seyn, sondern in Herz und Kopf des deutschen Volkes zu leben zu seiner Veredlung, Erbauung und Erhebung. Denn die sittliche Bildung ist das Höhere, das jede ästhetische Production rechter Art und ihr Genuß zur notwendigen Folge hat.

Druck und Papier sind dem inneren Werthe angemessen und elegant.

Phylarchi historiarum fragmenta. Collegit Joannes Friedericus Lucht. Lipsiae sumptibus Guilielmi Laufferi. MDCCCXXXVI. XII. 152.

Eine Sammlung der sämmtlichen Fragmente von verloren gegangenen historischen Schreibern ist ein längst gefühltes Bedürfniß; handelt es sich um einen einst bedeutenden Namen, so wird es doppelt Pflicht, zu einer gewissen Würdigung das Mögliche beizutragen. Phylarchus, Zeitgenosse des Aratos, hatte außer anderem unbekanntem Inhalte (es werden *ἀγγρα* und *καταβάσεις* βιβλία S. angeführt) ein großes Geschichtswerk in acht und zwanzig Büchern von dem Zuge des Porzeus in den Peloponnes (Ol. CXXVII., 1 — 272 a. C. z.) bis zum Tode des Ptolemaeus Evergetes und des spartanischen Königs Cleomenes (Ol. CXXXIX. 4 — 221) verfaßt. Über bezeichnet ist der Werth dieser Geschichte in einer Digression des Polybius II. 56,

worin der Verfasser als parthenischer Begünstiger der Sache des Cleomenes geschildert wird. Die besonnene und genaue Untersuchung des Herausgebers (S. 14 — 46), zunächst veranlaßt durch Niebuhrs Ausspruch über Phylarchus (Hist. und phil. Schriften p. 269) hat das unbegründete und übertriebene jenes Urtheils des Polybius, und damit die Bedeutung dieses wenig beachteten Historikers entschieden dargehan. Schon Manfo (Spacta III, 2, 133) hatte die Nachrichten des Phylarchus, wie sie bei Plutarchus stehen, denen des Polybius vorgezogen; dieser als schärfster Arkadier folgte den schriftlich hinterlassenen Notizen des Aratos und tritt dadurch in einen Gegenfaz von Phylarchus; beide haben sich ihrer Sache mit zu großem Eifer angenommen, das Gute mehr als billig hervorgehoben, das Schlimme; das Gesagte werden konnte, verschwiegen; das Recht der Entscheidung wird weniger von einzelnen Handlungen oder von dem Erfolge, als von dem Gesamtstreben abhängig und hier ist bereits anerkannt, daß die großherzige, ächt hellenischen Gesinnungen des ersteren, aber unglücklichen spartanischen Königs weit über die kleinlichen Eitelkeiten des Aratos und seine Parthen hervorragen. Plutarchus ist nach den von ihm gebrauchten Quellen zu beurtheilen; bey dem Streben, seinen Helden möglichst zu verherrlichen, finden sich in den Biographien gleichzeitiger Männer oft widersprechende Nachrichten; so ist sein Aratos nach dessen schriftlich hinterlassenen Papieren, Agis und Cleomenes nach Phylarchus; dadurch wird allerdings jeder Held verherrlicht, aber unvereinbare Widersprüche sind nicht zu vermeiden. Die vier Bände des Justinius XXV — XXVII., sind, wie Heeren schon gehabt, unser Herausgeber aber im Einzelnen gereigt und nachgewiesen hat p. 35. sqq., ganz aus Phylarchus geschöpft. Das Streben nach Exact zu höchsten und wunderbare und anfassende Ereignisse in die Geschichte zu weben, was Polybius getadelt hat, zeigen auch die wenigen erhaltenen Fragmente vergl. Vir. 16. 26. 31. 38. 45.; übrigens verdankt man gerade solchen Anekdoten die häufige Anführung des Namens, das eigentliche Historische wurde gewöhnlich ohne Bezeichnung der Quelle aus ihnen entnommen; die Erzählung, welche Athenand aus dem fünfzehnten Bunde des Phylarchus anführt (Fragm. 35.), ist fast mit denselben Worten vollständig bei Plutarchus ohne Angabe der Autorität zu finden, und so lesen wir gewiß, ohne es zu wissen, noch Vieles aus den Büchern des Phylarchus. Wo solche Ähnlichkeit statt findet, mußte der Herausgeber zur Ueberzeugung und Belehrung beide Stellen vollständig geben; dies ist nur einmal (Fragm. 37.) geschehen, dagegen konnten manche Bemerkungen anderer Art füglich unterbleiben. Die Vorrede enthält Verbesserungen zu den von A. Maio aufgefundenen Fragmenten des Polybius, welche H. Lucht zuerst in Deutschland (1830) bekannt gemacht hat.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. Januar.

Nro. 3.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil. Von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolphs des Ersten. Mit vier Kupfer tafeln. Wien, 1836.

Wir begrüßen dieß gediegene Werk als eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur. Soweit dasselbe bis jetzt dem Publikum übergeben worden ist, enthält es eine aus gründlicher Quellenforschung hervorgegangene Geschichte des Ahnherrn des habsburgischen Kaisergeschlechts. Entsprossen aus den Gauen der Schweiz, einst in einem kleinen Ländchen gebietend, ist dieses Geschlecht mit vielen Kronen geziert, zur Herrschaft über einen großen Theil des Erdballs emporgestiegen. Mehr aber noch, als durch den Schimmer der äußern Macht, hat dieser Stamm gegläntzt durch seine Tugenden.

Längst schon hatte der Stamm der Habsburger einen Geschichtschreiber verdient, wie er ihm jetzt zu Theil geworden ist, einen Geschichtschreiber, der mit Gründlichkeit einen der Aufgabe würdigen Styl, mit Liebe Gerechtigkeit, historische Treue und überhaupt eine Gesinnung verbindet, wie sie in der Vorrede ausgesprochen ist, durch das Buch hindurch aber von dem Leser gefühlt wird. Mit sehr gerechtem Tadel äußert sich die Vorrede über die sogenannte rein objective Darstellung der Geschichte. Schon bey einer andern Gelegenheit haben wir in diesen Blättern (Bd. 2. S. 988) auf die Nachtheile aufmerksam gemacht, welche sich als Consequenz an das

eine, so wie an das andere Extrem der zu objectiven und zu subjectiven Behandlung der Geschichte anschließen. So heißt es denn auch hier S. XIV: „Wer eine nackte Darstellung der bekannt gewordenen Thatsachen haben will, verlangt eine Zeitung, kaum eine Chronik. Die Thatsachen liegen nicht mathematisch da; der Vergleich, welche Quelle Recht haben kann, erzeugt schon die Nothwendigkeit, von dem stets imaginären, objectiven Standpunct abzuweichen. Soll durch eine Thatsache das Leben eines Einzelnen oder eines Volkes dargestellt werden, so muß es in seiner reellen Bedeutung durch die Gesinnung d. h. durch den Geist gesehen; eine Geschichte ohne Gesinnung zu schreiben, ist also eine reine Unmöglichkeit, nur muß es die rechte und wahre seyn, das heißt, ein rein gestimmter Geist, der die Wahrheit rein und ungeheilt ansieht und sie so wieder gibt.“

In sieben Bänden ist nun in dem vorliegenden ersten Bande die Urgeschichte des Hauses Habsburg bis zum Tode König Rudolphs I. dargestellt worden. Hier ist es der Untergang der Hohenstauffen und die große Bedeutung dieses Geschlechtes, welche zuerst dem Leser vor Augen tritt, woran sich dann eine kurze Schilderung der Zeitverhältnisse anschließt, welche der Thronbesteigung Rudolphs unmittelbar vorangien. Wenig Worte, aber tiefen Sinnes! und es sind unsers Erachtens die Hohenstauffen hier richtiger auf wenigen Seiten erfaßt, als sonst in vielen Bänden. Nur ein Punnet, eine Ansicht ist es, mit welcher der Unterzeichnete — es möge dem Juristen zu Gute

gehalten werden — sich nicht ganz einverstanden erklären kann. — Wo ist das menschliche Herz, welches bey dem Untergange des hohenstauffenschen Geschlechtes, bey dem schmachvollen Tode des unschuldigen Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel nicht zu einem innigen Mitgefühl hingerissen würde, und ein Wehe! über den kalten Mörder Karl von Anjou ausrufen möchte?! Allein, wenn dieser Karl von Anjou auch ein himmelschreyendes Unrecht begieng, indem er Konradin hinrichten ließ, so ist es doch wiederum eine ganz andern Frage: wer war der rechtmäßige König von Neapel und Sicilien? Nach der hierauf in dem Anhange zu dem vorliegenden Werke (S. 501) gegebenen Antwort wird Karl für den König *de facto*, Konradin hingegen für den König *de jure* erklärt. Allein abstrahirt man hier von Allem, was viel besser hätte seyn können und sollen, und fragt eben blos nach dem baaren, nackten, ja höchst lieblosen Recht, so scheint die obige Antwort nicht darauf zu passen. Die Rechtsfälle, auf die es hiebey ankommt, sind folgende: 1) Wenn der Vasall die Lehnstreue bricht, so verliert er sein Lehen. 2) Mit dem Vasallen zugleich löst auch seine gesammte Descendenz das Lehen ein; 3) über das auf diese Weise erledigte Lehen kann der Lehnherr anderweitig disponiren. Kaiser Friedrich II. war in Beziehung auf das Königreich Neapel Vasall des Papstes und da er gegen diesen die Waffen führte, wodurch also wesentlich die Lehnstreue verletzt wird, so wurde ihm jenes Reich auf dem Wege Rechtens abgesprochen, aber nicht nur ihm, sondern auch seiner gesammten Descendenz, folglich seinem Sohne Konrad IV. und auch seinem Enkel Konradin. Somit war also das Königreich Neapel dem Papste anheimgelassen und konnte von diesem, als dem Lehnherrn, wiederum weiter verliehen werden. Wir glauben auch, der Papst hätte zur Verabreichung sich den liebendwürdigen Jüngling, der so rührend von seiner schönen Mutter scheid, um jenes Reich sich zu erobern, zum Vasallen ausersuchen sol-

len; leider traf er aber statt dessen eine höchst unglückliche Wahl in der Person jenes Schensals, welches derselbe Schooß getragen hatte, aus welchem der heilige Ludwig geboren ward. Wenn also auch Karl von Anjou *de jure* König von Neapel war, so ist er darum doch nicht freyzusprechen von dem bürgerlichen Morde, den er an Konradin und dessen Freund Friedrich von Westreich beging. Aber wie so oft in der Geschichte, so scheint auch hier die strafende Nemesis den unschuldigen Einzel für die Thaten der Vorfahren zu erreichen; ganz ähnlich, ja noch grausamer hatte einst Heinrich VI, Konradins Urgroßvater in Neapel und Sicilien gewüthet. —

Doch kehren wir zu unserm Werke zurück. Dieß behandelt in dem ersten Buche die Geschichte der Vorfahren Adolfs von Habsburg, so weit sich eine solche aus den spärlichen Nachrichten jener Zeit zusammenstellen läßt (S. 19 — 33), beschreibt die Heimath, welcher dieses und andere Geschlechter des Adels im Bunde mit ihm und in Fehde, angehören. In dem zweyten Buche tritt nun Rudolf selbst auf, wir sehen ihn hier in seinen Fehden, ergeben der ghibellinischen Parthey bis zu dem Zeitpunkte, wo ihn die Fürsten des Reiches zu ihrem Könige erwählten. Wir erlauben uns noch einige Punkte dieses Abschnittes besonders hervorzuheben. Zuvörderst möchten wir auf die sehr richtige Auffassung der beyden Partheyen der Guelfen und Ghibellinen, (S. 46 u. f. S. 53. f. S. 76. f.) aufmerksam machen. Zu diesem Gegenstande bot sich hier um so mehr Gelegenheit, als das Haus Habsburg, welches sich in zwey Linien getheilt hatte, selbst damals nach diesen Partheyen gespalten war. Diese beyden Linien waren die eigentliche Habsburgische und Habsburg-Laufenburgische. Von letzterer behaupten (s. S. 396) die Carls von Denbigh und Desmond abzustammen. Bis her ist diese Abstammung noch nicht erwiesen; der gegenwärtige Carl hat dem Herrn Fürsten Lechnowsky vidimirte Copien seiner Ver-

weise versprochen (Note S. 162), welche dann als Beilage zum zweyten Bande erscheinen sollen. Eine ähnliche Nachricht hat Pfister, welcher in seiner „Geschichte der Teutschen“ Bd. 3. S. 9 sagt: später ging sein gleichnamiger Sohn (Gottfried, Enkel des Stifiers der Laufenburgischen Linie) nach England, wo sein ritterliches Geschlecht unter dem Namen F i e l d i n g, den Habsburgischen Manns-stamm überlebend, im Parlamente sitzt.“ Es ist uns unbekannt, in wie weit sich diese beyden Nachrichten mit einander vereinigen lassen. Die ältere Linie wurde ganz besonders dadurch in ihrer Hei-math mächtig, daß Rudolf die Herrschaft Kyburg erwarb. Diese Vergrößerung seiner Macht gab nunmehr Rudolf Gelegenheit, um so kräftiger in den Fehden, in die er verwickelt wurde, aufzutreten, zugleich aber sehen wir ihn auch schon damals als einen besondern Beschützer der seiner Hülfe Bedürftigen. Habsburgs sicheres Geleite (S. 67) führte die Pilger, Reisenden und Kaufleute durch die Thäler der Alpen, und über die Hügel des Thurgau bis an den Rhein. Durch die Ordnung seines Geleites erwarb sich Rudolf Dankbarkeit und Ruhm, ja man kann seine Erwählung zum deutschen Könige zum Theil wohl auch dem Umstande zuschreiben, daß Erzbischof Werner von Mainz auf einer Reise nach Italien den ihn sicher führenden Grafen von Habsburg genau kennen und schätzen lernte. Ihm, wie überall, gab dieser Beweise seiner offenen und treuherzigen Biederkeit, wie Rudolf dieß auch insonderheit in seinem Benehmen gegen den Abt Berthold von St. Gallen (S. 75), den er durch Ausschub der Muthung wegen einiger hburgischer Lehen verletzt hatte, an den Tag legte. Während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in dem schweizerischen Vaterlande nahmen ihn vorzüglich die Fehden mit Basel in Anspruch. Er selbst gehörte zu der Gesellschaft vom Stern, welcher die andere dem Pfirtich gegenüberstand. Sehr lebendig wird diese Fehde in dem vorliegenden Werke

(S. 89 u. f.) beschrieben; eben sollte der abgeschlossene Waffenstillstand in einen Frieden verwandelt werden, da „kam Herr Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, den Grafen Rudolf aufzusuchen, aber nicht um dem Stuhl von Basel und der Stadt, sondern um dem ganzen Reiche den Frieden zu verkünden; nicht um ein Paar Schlöffer oder Marken Silbers Herren wechseln zu lassen, sondern um eine Botschaft zu bringen, die Ruhe gab nach langem Sturme, Ruhe der Kirche und dem Reiche wie dem Einzelnen. Durch diese Nachricht verschwand die Unsicherheit und das Ungewisse der kaiserlosen Zeit; neu entstand Deutschland, denn es hatte sich ein deutsches Oberhaupt gegeben, ohne Geld, ohne Versplitterung der Gerechtsame der Krone, redlich und aufrichtig, und dieser deutsche Herr des deutschen Reiches war Herr Rudolf Graf von Habsburg und Kyburg, Landgraf im Elsaß. Am St. Michaelstage 1273 war er zu Frankfurt von den versammelten Wahlfürsten, von Allen bis auf Einen, erwählt worden zu einem römischen König, Semper Augustus.“

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of a Residence in Koordistan, and on the site of ancient Nineveh; with Journal of a voyage down the Tigris to Bagdad and an account of a visit to Shiraz and Persepolis. By the late Claudius James Rich, Esq. the hon. East India company's Resident in Bagdad. Edited by his widow. London 1836. Vol. I. XXXIII. und 398 S. Vol. II. VIII. und 410 S. 8. Mit zwey Reisekarten und elf Steindrücken.

In der Geschichte des Rückzuges der zehntausend Griechen aus der Nähe von Babylon zum schwarzen Meere erscheint der Durchgang, welchen sie durch das kardanische Gebirg erkämpfen mußten, als das



schwierigste und gefährvollste der Wagnisse, die sie zu bestehen hatten. Sie brandten nicht weniger als sieben Tage, um von dem Zabatos (jezt großer Zab, kurdisch Zerb, und schon bey Plinius Zerbis) an den Kentrites (jezt Khabur) zu gelangen, und erlitten auf diesem Wege mehr Ungemach und Abbruch, als auf dem ganzen übrigen Zuge. Nur ihrer Kriegskunst hatten sie es zu danken, daß sie nicht das Schicksal mehrerer Heere traf, welche früher der Persefönig in dieses Land, um die unabhängigen Einwohner zu bezwingen, gesandt hatte; nicht nur waren diese Einfälle schlaggeschlagen, sondern die Karbuchen hatten jene Heere ganz aufgerieben. (Xenoph. Anab. III. 5 und IV. 1. 2.)

Kundbare Nachkommen dieses freitbaren Volkes sind die Kurden, die nicht nur das Gebirgland ihrer Vorfahren, sondern auch die Ebene des alten Assyriens großentheils inne haben, zum Theil auch weit darüber hinaus mit ihren Heerden wandern, oder als Räuber streifen. Der üble Ruf, der von diesen Streifern auf das ganze Volk übergetragen worden ist, hat die Reisenden, bis auf sehr wenige, von dem Lande abgehalten; daher es bis jezt der am wenigsten bekannte Theil Vorder-Asiens war. Vorliegendes Werk ist das erste, welches eine ausführliche Kunde, zwar nur von zwey Hauptbezirken, giebt, jedoch mit Einsechtung mancher schätzbaren Nachricht von den andern, noch weniger zugänglichen.

Der Verf. (geb. 1787, gest. 1821 zu Chivas) unternahm die Reise nach Kurdistan im April 1820 von Bagdad aus, wo er seit 1808 als Resident der ostindischen Compagnie wohnte, in Gesellschaft seiner Frau und mit einer ansehnlichen, wechselfen Begleitung, die aus Christen, Juden, Türken, Persern und Indiern bestand. War gleich der nächste Anlaß nur das Verlangen, den Sommer in einem milder heißen Lande zuzubringen, — denn zu Bagdad ist in dieser Jahreszeit die Hitze selbst den Eingebornen fast unerträglich, — so wurde doch die Gelegenheit zu Nachforschungen und Beobachtungen, wozu der Reisende trefflich ausgerüstet war, so gut genutzt, als wenn er darauf allein ausgegangen wäre. Zu bedauern ist nur, daß er zu eigener Ausarbeitung keine Zeit mehr gehabt hat. Was er hinterlassen und seine Wittve (Sir James Mackintosh's älteste Tochter) jezt erst herausgegeben hat, ist nur ein Tagebuch; zwar reichhaltig an sich, und

an vielen Orten aus andern Stücken seines handschriftlichen Nachlasses ergänzt, doch nicht ein so umfassender Bericht, als er selbst zu liefern gekommen und im Stande war.

Die Reise durch das Paschalik Bagdad, die ein Eiltoke zuwelen in drei Tagen macht, erstreckte sich, meist unter schweren Genitten und Negegriffen, vom 17. April bis zum 4. May, wo endlich das türkische Kurdistan betreten wurde. (Es ist nämlich die eine Hälfte des Landes unter türkischer, die andere östliche aber unter persischer Hoheit, zum Theil wirklich, zum Theil nur dem Namen nach.) Schon auf der vorhergehenden Zugreise, da der Weg sich zu heken anfing, hatten freiere Lüfte die ermatteten Wanderer gestärkt, so daß Mehrerer Unwohlsein plötzlich aufhörte; jezt labte sie das schönste Grün der Thäler und der quellreichen Hügel, worüber sie hingogen, hohe Berge, auf den Spitzen beschneet, im Angesicht; und Morgenthau, seit Jahren zum erstenmale, und Eichen bekamen sie zu sehen. In der, vor wenigen Jahrzehenten erst erbauten Hauptstadt Sulimania war der Empfang sehr gastfreundlich. Der Pascha, dessen Vater schon den Vf. gekannt und hochgeschätzt hatte, begab sich zuerst im seyerlichen Aufzuge nach dessen in der Nähe der Stadt aufgeschlagenen Zelten.

I. 70. „Wie er mich vor meinem Zelte stehen sah, stieg er vom Pferde, schüttelte mir die Hände und ließ sich von mir in das Zelt führen. Er ließ mich willkommen in Kurdistan, das ich als mein eigenes Land ansehen möchte. Nach viel andern Höflichkeiten, wie sie im Morgenlande üblich sind, sprach er aus Anlaß der Botschaft des Pascha von Bagdad, die er durch mich empfangen hatte, von der Lage des Landes; wie schwierig seine Stellung zwischen zwey großen Mächten sey, deren eine, Persien, beständig Geld von ihm verlange, während die Türken, seine Oberherren, ihm verböten, die Forderungen der Perser zu erfüllen, und ihn doch gegen Zwang von dort nicht schüßen könnten oder wollten. Er ließ sich über die verderbliche Wirkung dieser Umstände auf das Wohl des Landes mit Verstand und Gemessenheit vernehmen, erklärte aber dabey seinen Wunsch, das Verhältniß zu dem Pascha von Bagdad unverrückt zu erhalten. Ich glaube, er ist den Türken wirklich zugehan; aber die meisten seiner Landleute sind es nicht, und das mit Recht. Indessen gung mich das nichts an; meine Ambsicht war; die Türken nicht sinnen zu lassen, und so lautete denn meine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

her ausgegeben von Mitgliedern

6. Januar.

Nro. 4.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Sichnowsky ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise führt uns der Herr Verfasser den Helden seiner Darstellung auf einmal aus dem Gemüthel der Fehde auf den deutschen Königsthron und schließt mit diesen Worten sein zweytes Buch.

In dem dritten Buche wird die Geschichte fortgeführt bis zu dem Wiener-Frieden, welchen Rudolf mit König Ottokar von Böhmen im Jahre 1276 abschloß, in Folge dessen letzterer die Investitur mit dem ihm zustehenden Reichslehen empfing. Die Erzählung selbst beginnt mit einigen Bemerkungen über die deutsche Königswahl überhaupt (S. 96 u. f.). Wir können uns hier jedoch nicht damit einverstanden erklären, wenn es heißt: für Konrad I. hätten sieben Herzoge gestimmt. Hiergegen ist nämlich zu bemerken, daß König Konrad I. eigentlich unverrichteter Sache gestorben und daß es ihm eben nicht gelungen ist den bisherigen arnulfsischen Reichsverband zusammenzubringen. Denn in Bayern und Kärnthén trat sogleich Herzog Arnulf wider ihn auf, in Schwaben gelangte Konrad erst viel später zu einer Anerkennung, nachdem die Kammerboten Erchanger und Berthold erlegen waren und ein Herzog in der Person Burkhard's eingesetzt worden war. In Lothringen war von einer Herrschaft Konrads so gut als gar nicht die Rede, in Franken war er selbst der Herzog, und somit bleibt nur noch Sachsen übrig. Was sodann die Stellung Böhmens zum deutschen

Reiche, und namentlich die Ausübung der Kurstimme betrifft, so glauben wir, daß die königliche Würde der bisherigen Herzoge von Böhmen sich aus den Zeiten Heinrichs IV. hereschreibe, und zwar zur Belohnung der gegen die Sachsen geleisteten Dienste ertheilt wurde, weshalb wir dieß Verhältnis wohl nicht aus einer Annäherung der Böhmen zu den Sachsen erklären möchten (S. 97). Daß aber der König Ottokar nicht zu der Wahl nach Frankfurt kam, hat eigentlich wohl darin seinen Grund, daß die böhmische Kurstimme überhaupt mehr theoretisch als praktisch war. Denn schon der Sachsen-Spiegel (Laudr. B. 3. Art. 57. §. 2. der Hommeyersehen Ausgabe S. 232) sagt:

„Die schenke des rikes die koning von behemen, die ne hevet nenen kore, umme dat he nicht düdesch n'is.“

Diese Stelle steht schon in der alten Quedlinburger Handschrift und kann daher sehr wohl noch in das zwölfte Jahrhundert gehören, da die gewöhnliche Annahme, der Sachsenpiegel sey nach 1215 (und vor 1218) verfaßt worden, auf einer später eingeschalteten Stelle beruhet. —

Sehr schön beschreibt uns der Herr Verfasser die Thätigkeit, mit welcher Rudolf gleich seine Regierung begann, um überall das Recht zu handhaben, und dem Bedrückten und Bedürftigen Hülfe zu schaffen. Insonderheit gehörte dazu auch die Wiederherstellung der richterlichen Würde, welche der Pfalzgraf am Rhein bis zur Zeit des Interregnums bekleidet hatte. „Am Glänzendsten geschah es, heißt es S. 121, indem er ihr (der Jurisdiction des

Pfalzgrafen) gewissermaßen sich selbst unterwarf.“ Auch dieß beruht indessen schon auf den Grundsätzen des Sachsenspiegels (Landr. B. 3. Art. 52. §. 3. Homerer S. 227):

wenne klaget man over den richtere, he sal antwerden vor deme schultheiten, wen de schultheite is richter ciner scult; als is die palenz greve over den keiser unde die burch-greve over den marc-greven. (Vergl. Pfefflinger Vir. illustr. Vol. III p. 380 sq.).

So scheint uns auch in der Verordnung, welche König Rudolf im Jahre 1274 für die Stadt Boppard erließ (S. 116), nur ein altgermanischer Rechtsgrundsatz ausgesprochen zu seyn, weshalb wir die Ansicht vollkommen theilen, daß sich diese Bestimmung eben nicht bloß auf Boppard beziehe. Es scheint durch diese Verordnung nur das den Bewohnern derselben städtischen Mark zustehende Ne tractz oder Nâherrrecht aufrecht erhalten worden zu seyn.

Das vierte Buch ist als eine Einschaltung zu betrachten, worin die frühere Geschichte Oesterreichs vom Aussterben der Babenberger (1246) bis zum Wiener = Frieden vom Jahre 1276 dargestellt ist. Es kam hier besonders darauf an, die Umstände auseinander zu setzen, welche Ottokar zum Besitze Oesterreichs so wie Steyermarks und Krains verhalfen, und dann die Verhältnisse zu schildern, wie sie sich hier unter der Herrschaft des böhmischen Königs gestalteten. Dieß ist denn auch vorbereitend für die spätere Geschichte (Seite 177 und f.) geschehen; gleichzeitig wird die erforderliche Rücksicht auf das wichtige Verhältniß Oesterreichs zu Ungarn genommen. In der Darstellung dieser Gegenstände liegt der Schlüssel zur Deutung vieler Punkte in der Geschichte Oesterreichs für die Zeit, wo dieses Land unter der unmittelbaren Herrschaft Rudolfs stand. Der König hatte daselbe als erledigtes Reichslehen eingezogen, fand aber nicht unerhebliche Schwic-

rigkeiten, diese neue Erwerbung zu behaupten, besonders da Ottokar eine große Anzahl von Anhängern im Lande hatte, und Rudolfs Herrschaft auch schon aus dem Grunde nicht beliebt seyn konnte, da er eine Menge Ausländer mit sich gebracht hatte, und viel Geld bedurfte. Ein Theil des Adels blieb in fortwährender Verbindung mit dem Könige von Böhmen, und insonderheit war es die von diesem in reichem Maße begünstigte Stadt Wien, welche in vielen Stücken, mit ihrem Bürgermeister Rüdiger Paltram an der Spitze (S. 241), Rudolf entgegen war. Durch eine Reihe von Gnadenbewisungen, indem Rudolf Wien zur Reichsstadt erhob, ihr neue Jahrmärkte bewilligte, ließen sich die Bürger doch nicht hindern, eine Verschwörung gegen ihn, zu Gunsten Ottokars, anzuzetteln. Um eben jene Zeit war die Spannung zwischen beiden Fürsten bereits auf einen hohen Grad gekommen, und Ottokar auf seine Macht bauend, zeigte deutlich, daß es ihm mit der Erhaltung des Friedens keineswegs Ernst sey; er war es auch, der zuerst den Fehdebrief sendete. Rudolfs Macht war gering, es war nur ein kleines Heer, welches er dem Böhmenkönige entgegenstellen konnte, so daß mit Recht behauptet werden darf, die Gefahr, in welcher sich Rudolf bey dem Ausbruche dieses zweyten Krieges gegen Ottokar befand, war viel größer, als bey dem ersten. König Rudolf verdankte bey dem glänzenden Siege, den er an der March über Ottokar erfocht, außerordentlich viel der kräftigen Unterstützung, welche die Ungarn ihm leisteten. Neuester lebendig ist die Schilderung der Schlacht (S. 245. u. f.), welche von den Deutschen mit dem Gesange:

„Sand Maren, Mitter und Moay,  
All unsre Not sey Dir geclaid“

eröffnet wurde, so auch die Erzählung von dem Tode König Ottokars (S. 252). Dieser Kampf und die Vorbereitungen zu demselben bilden den Inhalt des fünften Buches. Belege für Rudolfs erhabenes Gemüth sind die Briefe, welche er nach

diesem Siege an mehrere Personen, insonderheit an den Papst schrieb. So war denn nun Oestreich von Neuem behauptet und Rudolfs gefährlichster Gegner Ottokar nicht mehr unter den Lebenden. Es konnte daher der König wagen, sich wiederum nach andern Theilen seines Reiches zu begeben, so wie auch jetzt erst die Frage in Anregung kommen konnte, an wen das erledigte Reichslehen gegeben werden sollte. Rudolph erwählte dazu seine beyden Söhne Albrecht und Rudolf, willigte aber bald darein, daß erstere allein das Land haben, letzterer unter dem Titel eines Herzogs von Oestreich die alten Erblande des Hauses erhalten sollte. Einen andern Sohn, Hartmann, wie es scheint des Vaters Liebling, hatte er für den deutschen Königsthron bestimmt und ihm Edward I. des Königs von Englands Tochter verlobt, allein der hoffnungsvolle Jüngling kam in den Stuten des Rheins ums Leben. In Folge der Belehnung Albrechts mit Oestreich wurde Wien wiederum zur Landstadt und mußte späterhin alle seine Privilegien an einen strengen Herrit ausliefern. Will man nicht annehmen, daß die von Rudolf so reich begnadigte Stadt schon durch ihre Verschwörung gegen den König jene Gunstbeziehungen verschertzt habe, so würde man allerdings das Benehmen Albrechts als sehr unbillig und ungerecht bezeichnen müssen. —

Sehr auffallend ist es, daß König Rudolf, allgemeyn in den deutschen Landen beliebt, mehrere seiner wichtigsten Pläne nicht erreicht hat. Daß dieß nicht geschehen, ist aber auch für das Reich von sehr nachtheiligen Folgen gewesen. Von dem Augenblicke seiner Thronbesteigung ging Rudolf damit um, in Rom sich die kaiserliche Krone auf das Haupt setzen zu lassen; allein statt dessen sehen wir, daß der Zug nach der Kaiserstadt von Jahr zu Jahr verschoben wird, ja daß manches Recht, welches bis dahin die Könige in Oberitalien ausgeübt hatten, aufgegeben wurde. Eben dieser Punkt erregte in Deutschland vielen Anstoß, worüber S. 317 sehr treffend bemerkt wird:

„Und in der That, für die Begeisterten und Ritterlichen der Nation hatte dieses Opfern der Rechte und des Einflusses in Italien viel Verlegendes, vorzüglich, wenn es zur Befriedigung des Geldmangels des Augenblicks geschah. Von ihnen ward dieses Land, als ein ererbtes, mit stolzem Selbstgefühl angesehen, als eine schöne, große Provinz, wo die Vorfahren in mächtigen Admersionen geprangt, in welchem bis zu Salerno's und Messina's Strande sie herrschend gesessen hatten! Dann meyneten auch Viele eine Herabsetzung königlicher Würde in der veränderten Stellung gegen den Papst zu erblicken, wohlmeinend den kräftigen Widerpruch der frühern Kaiser gegen jedes Eingreifen Roms in weltliche Dinge, oder in die Rechte der Herrscher im Geistlichen. Und dazu kommt noch, daß die Behauptung nicht irrig war, wie trotz dieser Opfer und dieser Nichttheilnehmung in die Dinge jenseits der Alpen, die Lande dieses Reichs doch nicht zur Ruhe gebracht würden; denn solches zeigt die Geschichte Rudolfs selbst und aller seiner Nachfolger.“

(Schluß folgt.)



Narrative of a Residence in Koordistan,  
etc.

(Fortsetzung.)

Bald darauf wurde der Bey nach Sulimania eingeholt. In folgendem beschreibt er seinen ersten Besuch bey dem Pascha.

I. 70 — 82. „Er empfing mich am Eingange des Saales und führte mich zu einem Sitze an dem andern Ende. Gegenüber saßen die Mitglieder seines Rathes, vorauf sein Vender Söman Bey, auf einem breiten Teppich von dickem Filze. Zwey meiner Begleiter saßen nächst mir auf Stühlen; die übrigen stellten sich unter dem Gefolge des Pascha auf, welches in zwey Reihen an den Wänden des Saales stand, der Ceremonien-Meister, seinen Stab haltend, in der Mitte desselben. Eine Menge wohl gekleideter Kurden füllte die Zugänge und den Vorplatz. Nach den ersten Begrüßungen, da ich den Saal mit Wohlgefallen betrachtete, sagte der Pascha, sein Vater habe ihn erbaut; jetzt bedürfte er der Ausbesserung; aber, fügte er bey, wer mag ausbessern, was er besüchten muß, in wenig Tagen, sey es von den Türken oder von den Persern, gerüstet zu sehen? Ich suchte das Gespräch von den äußeren Verhältnissen



ab und auf die Geschichte und Verfassung Kurdistan's zu lenken, und es gelang mir mit dem ersten Ansatze gut genug. Ich hätte gehört, sagte ich, der Fürst von Sinna, (dem Hauptorte des persischen Kurdistan's), sey von einem Geschlechte der Suran (Bauern), welche nicht so geachtet seyen als die Stamm-Kurden. Alsbald ließ sich von allen Seiten ein bespätziges Murmeln hören; mein Glück war nun bey den Stamm-Kurden gemacht. Der Pascha sagte, von allem Geschlecht sey der Fürst von Sinna wohl, aber die Suran, wozu jener gehöre, seyen kein Stamm; er dagegen habe sich nicht nur eines alten Geschlechts, auch eines ehrenwerthen Stammes zu rühmen. \*) Der Name seines Stammes, fügte er hinzu, sey Kermani; seines Geschlechts, Vebbeh; der ursprüngliche Sitz in dem Gebirge an der Grenze Persiens. Einer von seinen Vorfahren habe von einem Sultan der Osmanen, welchem er in einem Kriege mit den Persern wohl gedient, die Verleihung mit allem Lande, das er erobern könnte, erhalten. Dieser und seine nächsten Nachfolger haben die Bezirke, die ihm jetzt untergeben seyen, noch und nach in Besitz genommen; einige andere aber an die Perser wieder verloren. Wir hatten noch mehr Gespräch der Art und schieden endlich als ausnehmend gute Freunde, und alle Sippen des Pascha, d. h. seine Stammgenossen, schienen mit großem Vergnügen auf mich zu blicken.

An der Thür fand ich ein mir zugedachtes, schönes Pferd; ich konnte das Geschenk nicht ablehnen. Nun wurde ich in das Haus geführt, das, hart an dem Paschaste für uns eingerichtet war; eine übel aussehende Wohnstätte, zwar geräumig aber bußwürdig und unanßer. Gleichwohl war es die Wohnung eines der vornehmsten Beamten, der es für uns hatte räumen müssen. Mein Widerwille, da einzutreten, war, glaube ich, sichtbar. Nach einer leisen Verhandlung zwischen den Kurden und meinen Leuten sandte der Pascha seinen ersten Rath, um mich zu ersuchen, daß ich durch meinen Schatzmeister, begleitet von einem seiner Beamten, mir nach Gefallen ein Haus wählen möchte, dessen Besizer augenblicklich würde angefallen werden, mir es abzutreten. Dazu konnte ich mich aber nicht entschließen, sondern nahm die angebotene Wohnung an, von der ich mit Grund vermutete, sie sey wenigstens so gut als irgend eine andere. Dieser Entschluß wurde von den Umstehenden mit großer Friedlichkeit vernommen.†

Nachdem der Veer, sich hier leidlich eingerichtet hatte, bekam er viel Besuch und benutzte die Gelegenheit zu Erkundigungen, die ihm von den vornehmen Kurden mit vieler Offenheit beantwortet wurden.

I. 86 — 110. „Der Fürst von Sinna fragte einst den Vater des jetzigen Pascha von Sultimania, wie es doch käme, daß dem letzteren, wie allen seinen Vorfah-

ren, von ihrem Gefolge eine Anhänglichkeit und Hingebung, auch unter den schwersten Prüfungen und Entbehrungen erzeugt worden sey, die er von seinen Dienern, so freygebig er sie behandle, sich niemals versprechen dürfte? Der Grund ist, sagte der alte Vebbehfürst, du bist kein Stamm-Oberhaupt und deine Leute sind keine Stammleute. Du magst sie kleiden, nähren und reich machen; aber sie sind nicht deine Sippen, nur deine Diener.

Die Anhänglichkeit der Stamm-Kurden an ihre Oberhäupter ist in der That sehr stark. Zu Bagdad leben sie mit diesen, wenn sie dahin verbannt werden, ohne Murren in der größten Dürftigkeit. Man kann dort Leute, die in ihrer Heimath ein Pferd und einen Diener haben, mit Lumpen bedeckt die niedrigsten Dienste für einen Lohn verrichten sehen, den sie zur Unterstützung ihres Herrn verwenden. Gleichwohl ist Verbannung nach Bagdad das, was die Kurden am meisten fürchten, und gegen diese Furcht hält selbst ihre Anhänglichkeit nicht immer Stand. Zu einem Pascha, der sich hatte nach Bagdad locken lassen, kamen die Ersten seines Gefolges und erbaten sich ihm zu allen Diensten und Aufopferungen, nur einen langen Aufenthalt in der Hauptstadt der heißen Wüste ausgenommen. So lange die Oberhäupter Landesherren sind, vertheilen sie an diese ihre Getreuen die besten Landereyen, zudem machen sie ihnen beständig Geschenke an Pferden und Waffen; ihrerseits bringen jene dem Herrn, wenn er ins Unglück kommt, ihre Habe dar. Khaled Pascha erzählte mir, da ihn die Statthaltertschaft abgenommen worden, seyen seine Mannen mit ihren silbernen Pferdgeschirren vor ihm erschienen, haben diese vor ihm niedergelegt und ihm erklärt, in Bagdad, wohin sie ihm in die Verbannung folgen wollten, bedürften sie dieses Schmuckes nicht mehr; er möchte ihn also nehmen und zu Geld machen.

Ich hatte längst vermutet, was mir nun durch die sichersten Gewährsmänner bestätigt wurde, daß die Bauerschaft in Kurdistan von einer andern Nation als die Stämme sey, welche nie oder höchst selten Landbau treiben, moegen die Bauern niemals Kriegsdienst thun. Die Stamm-Kurden nennen sich selbst Sibah, d. i. Kriegskente; die Bauern werden mit einem Worte bezeichnet, welches Dorfleute oder Unterthanen bedeutet. Der Bauer ist an seiner Haltung und Sprache augenblicklich zu erkennen. Die Türken, sagte Sprachgelehrter Aga, nennen uns inGesammt Kurden, weil sie von dem Unterschied zwischen Stammleuten und Bauern keine Vorstellung haben. Ein anderer gestand, er und seines Gleichen seyen auf die Bauern als auf Leute, die nur ihres wegen da seyen. Und hiernach richtet sich die Behandlung der Landleute, die so hart ist, daß ihre Lage kaum besser, als eines Sklaven in Westindien, genannt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Vergl. bey Herodot I. 125. γένοσ and γρήρη, (wie bey Homer II. 2, 362. πόλον and γρήρη, bey Tacitus, Germ. 7. familiae et propinquitates) dort auch die Einteilung der Stämme in ἀπορτες und νομάδες. —

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Januar.

Nro. 5.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geschichte des Hauses Habsburg von dem  
Fürsten E. M. Lichnowsky :c.

(Schluß.)

Schon an einer andern Stelle (S. 273) sind die Hindernisse, welche dem Römerzuge entgegen traten, angegeben worden: Rudolfs Gegenwart war in Deutschland zu nothwendig, seine Mittel zum großen Theile in den Kämpfen mit Ottokar erschöpft worden. Wir können daher nicht anders als bezustimmen, wenn auf jene Erwiederungen geantwortet wird (S. 320):

„Aber die so dachten, verstanden den König nicht; es ist gewiß, daß er zu großen Sinnes war, um nicht gleich diesen Ritterlichen unter den Deutschen die Größe des alten Kaiserthums zu erkennen; jedoch auch zu klug war er, um nicht die Nothwendigkeit einzusehen, diese Größe auf eine andere Art zu wollen und zu besitzigen, als die ersten Hohenstauffen es versucht, die letzten es geträumt hatten. Geträumt! denn seit Barbarossa's Tode war der alte Glanz verschwunden, der das Reich einst umgeben; gegen der Ottonen Macht war auch die seine ein erblickender Schatten. Durch Befestigung und Sicherheit mußte die verlorne Größe ersetzt werden und diese war nur durch Ruhe zu erreichen, Ruhe im Innern war das Erste; nur Ruhe konnte Gehorsam, Gehorsam Einigkeit und Einigkeit die größte Kraft erzeugen. Dann würde es an der Zeit seyn, alte Theile des Reichs demselben wieder zuzuwenden und gewiß mit geringerem Kraftaufwand, als nöthig seyn müßte, sie jetzt zu erhal-

ten; bis dahin war jeder Eingriff in Italien die muthwilligste Vergendung der Kräfte. Ein Römerzug war ein Nudres; Niemand konnte so sehr von der Nothwendigkeit desselben durchdrungen seyn, als Rudolf selbst. Die Hindernisse, die seinem eifrigen Verlangen in den Weg traten, sind berichtet worden. Mehr aber als die Kaiserkrönung war Einigkeit mit Rom die Hauptsache; erst wenn diese erlangt war, konnte Kreuz und Schwert vereint, das geistliche und weltliche Oberhaupt Europens in Uebereinstimmung die Ruhe und das Heil der christlichen Welt begründen und sichern. Welcher Plan! welcher Horizont dem edelsten menschlichen Willen gezeigt! Was war gegen diesen herrlichen Zweck die Gerichtsbarkeit in einigen Städten Italiens, was des Reiches vereinzelte Landstriche daselbst, was römische Titulatur!“

Wir haben hier das Buch selbst reden lassen, weil wir an keinem andern Orte bisher eine so klare Auffassung dieses für die Regierungsgeschichte Rudolfs, so wie für die Geschichte des ganzen deutschen Reichs so höchst wichtigen Punctes gefunden haben. Wie ganz anders müßten sich die Verhältnisse gestaltet haben, wenn zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Haus Habsburg in den Besitz der kaiserlichen Würde gelangt wäre. Mit Rudolf war es derselben ganz nahe, und wurde jetzt auf lange Zeit davon zurückgeworfen, da erst Friedrich III. im Jahre 1452 zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Nicht minder mißlang es Rudolf, durch Begründung eines Königreichs Burgund eine Mauer

Deutschlands gegen Frankreich aufzuführen, nicht minder die Wiedererrichtung des Herzogthums Schwaben, nicht minder seinem Sohne Albrecht die Thronfolge zu sichern. Dort waren die Einflüsse Frankreichs, die Fehden des nach Unabhängigkeit strebenden Adels, hier hauptsächlich der früher einmal von Rudolf zurückgesetzte Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, an dem Mißlingen Schuld. Glücklicher war Rudolf in der Ausführung eines andern Planes, den er unablässig während seiner ganzen Regierung verfolgte, dieß war die Vermehrung des Reichsgutes. Zur Verminderung des königlichen Ansehens in Deutschland hatte kein Umstand mehr beigetragen, als der, daß der Regent selbst keine hinlängliche Hausmacht besaß. Den ersten Schritt dazu hat jener große Fürst gethan, den man mit Recht als den eigentlichen Wiederbegründer des deutschen Reiches bezeichnen kann, nämlich der Erste der Ottonen. Er war es, der, als er zur Kaiserwürde gelangte, sein angestammtes Erbherzogthum aufgab; diesem Beyspiele folgte Heinrich II., der Heilige, der ebenfalls das von ihm ererbte Herzogthum Bayern verließ. Somit blieben den Königen nur noch einzelne Reichsgüter, die aber auch häufig bey dem Regierungsantritte eines neuen Königs schon im Voraus den Wahlfürsten versprochen worden waren. Dieß war insonderheit in der letzten Zeit in einem Grade geschehen, daß für Rudolf, als er den Thron bestieg, kaum etwas mehr da war, als die Krone, denn selbst das Scepter fehlte, weßhalb der König die Belehnungen mit dem Crucifixe vornahm. In der letzten Zeit der Verwirrung waren beynah alle Reichsgüter abhanden gekommen und Rudolf hatte große Mühe, auch nur einige Fürsten dahin zu bewegen, das mit Unrecht erworbene Gut wiederum an die Krone herauszugeben. Allein allmählig gelang es ihm doch, in dieser Hinsicht ein Fundament für die königliche Macht zu begründen, aber ihm succedirte nicht sein Sohn, sondern Adolf von Nassau, der sich be-

reits zuvor durch Versprechung großer Vergabungen gebunden hatte. Erst nachmals gelangte Albrecht auf den Thron; er war ein kräftiger Fürst, jedoch nicht an Weisheit dem Vater gleich. Daß Rudolfs Plane nicht in Erfüllung gingen, lag in den Verhältnissen, an Albrechts Mißgeschick war vielfältig seine Persönlichkeit Schuld. In dem Sohne war in der That eine gewisse Habgier vorherrschend, wie sich dieß bey vielen seiner Einmischungen in Successionsstreitigkeiten zeigt. Bey einer derselben, welche noch in Rudolfs Regierungszeit fällt, wollen wir zwar keineswegs als Vertheidiger etwaiger Ansprüche Albrechts auftreten, können jedoch darin mit dem Herrn Verfasser nicht übereinstimmen, wenn S. 369 bemerkt wird, daß die ungarische Seitenlinie bey dem Tode des Königs Ladislaus „auch nach der deutschen Lehenverfassung die Krone gerbt hätte.“ Dieß Princip stimmt durchaus nicht mit der deutschen Lehenverfassung überein, wie unter Andern auch das Beyspiel der Mark Brandenburg im Jahre 1320 zeigt, als die älteste Linie der Askanier ausstarb, die jüngere sächsische aber nicht succedirte, sondern vielmehr Ludwig der Bayer mit vollem Rechte (im Jahre 1324) seinem Sohne Ludwig dem Aelteren die Mark gab. Dentslich sprechen auch die Rechtsbücher diesen Grundsatz aus, daß bey Lehen nur eine Succession in gerader absteigender Linie Statt findet, wie es z. B. im Lehenrechte des Sachsenspiegels Artikel 6 heißt:

Der vater erbet uffen son die gewere des gutes mit sament dem gute, dar umbbhe en darf der sun nicht daz man ime des vaters gut bewise. Wilch man aber des sunes darbet, der erbet den herren die gewere des gutes.

Succession der Seitenverwandten kannte das deutsche Lehenrecht nur auf dem Wege der Fiction durch Gesamtbelehnung und erst durch die Recept-

tion des longobardischen Lehnrechts sind die Collateralen bis zum siebenten Grade berufen worden.

Doch wenden wir uns nochmals zu dem guten König Rudolf zurück, der am 15. July 1201 zu Speyer starb, wie er gelebt hatte „ein Muster der Kraft und Ergebung, der Frömmigkeit und Tugend.“ Wir können es uns nicht versagen, die schöne Charakteristik mitzutheilen, die wir Seite 379 finden:

„Rudolf lebte in einer rauhen Zeit und war nicht rauh; er war kriegslustig und doch ein Stifter des Friedens, der gleichwie Strahlen wohlthätigen Feuers überall, wo er hinkam, wärmend und lichtverbreitend von ihm ausgieng. Er war ein Vater des Volkes; er war gerecht; ein freundlicher Herr, ein steter Verteidiger des Adels, sich mit Recht als Ersten dieses Standes betrachtend, und doch der Freund des Bürgers und des Landmannes, wenn jeder derselben innerhalb seines Rechts und dessen wohlthätigen Grenzen blieb; er war ein Schirmer der Stifter und Klöster, und fromm aus wahrer Gottesfurcht und unwandelbarem Vertrauen auf Gottes Gnade, denn er war zu frey, zu offen, zu arglos, um heucheln zu können; er war bescheiden, und mit großem Scharfsinn begabt, vorzüglich in der Wahl seiner Vertrauten, und gewiß so geliebt, als je ein König, deshalb wurde er und sein Wirken so Vielen werth und deshalb sind so viele Tüge aus seinem Leben eifrig und sorgsam aufgezeichnet und zu unserer Freude uns erhalten worden.“ —

Dem Werke, welches auch durch seine änzere Ausstattung sich sehr vortheilhaft auszeichnet, sind zwey Verzeichnisse beygegeben worden; das eine giebt die Werke an, welche auf diesen ersten Theil der Geschichte des Hauses Habsburg Bezug haben, das andere sind Regesten der Urkunden zur Geschichte dieser Familie von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1291. Einige dieser Urkunden, sechszehn an der Zahl, die bisher noch nicht gedruckt waren, sind

aus den in dem k. k. Haus = Hof = und Staats = Archive befindlichen Originalien am Schlusse dieses Bandes mitgetheilt worden. Zur Verschönerung des Ganzen tragen auch vier Kupfertafeln bey, von denen das Titelblatt die Standsäule Rudolfs zu Pferd (am Münster zu Straßburg) vorstellt; die zweyte ist die Abbildung des Sargbeckels König Rudolfs zu Speyer, die dritte stellt das Siegel der Grafen von Habsburg, die vierte das Majestätsiegel des Königs dar.

Phillips.

Narrative of a Residence in Koordistan,  
etc.

(Fortsetzung.)

Es gelang mir nicht, die Vornehmen, die sich hiers über gegen mich heraus stießen, von ihrem Unrechte zu überzeugen. Die Unsicherheit unseres Besizes, sagte der schon erwähnte Mohammed Aga, ist des Landes Verderben. So lange wir Stammleute nicht gewiß sind, daß uns unsere Güter bleiben, werden wir uns nie auf den Ackerbau legen, und bis wie das thun, kann das Land nicht gedeihen. Was sollte ich, V. einen Schäffel Korn ausheben, wenn ich nicht sicher bin, mein Gut bis zur nächsten Erndte zu behalten, weil es ungewiß ist, ob mein Oberer alsdann noch Landesheer seyn wird? Anstatt selbst Landwirthschaft zu treiben, überlasse ich mein Gut den Bauern, die es nach Gefallen bewirthschaften mögen, nehme ihnen aber nicht nur den Zehent ab, sondern außerdem noch so viel als ich ihnen abdringen kann.

Es war ein Lieblings = Gedanke Abdurrahman's (Vaters des jetzigen Pascha,) sein Land der Pforte nur zinsbar, und von ihren benachbarten Statthaltern unabhängig zu machen. Er erbot sich, die von der Pforte festzusetzende Summe regelmäßig zu entrichten, wenn man ihm nur freye Hand in seiner Heimath gönnte und verspräche, ihn nicht abzusetzen, so lange er in Nothwendigkeit bliebe. Allein das konnte er nicht erlangen. Dagegen bot ihm einß der Reis Effendi die Statthalterschaft Bagdad an, die durch Absetzung des Pascha eben erledigt war. Dieser Ehrenplatz wurde aber von dem alten Bebbek = Fürsten klüglich abgelehnt. Ich würde zwar, sagte er, ein Besizer ersten Ranges werden; aber ein Trunk von dem kühlen Wasser meiner Berge ist mir lieber als alle Ehren des Reiches. Setze ich mich nach Bagdad, so würde ich selbst zwar mächtiger und reicher; aber dem Geschlechte Bebbek bereite ich damit den Untergang.

„Ist es nicht eine Schande, daß unsere Fürsten sich bewegen lassen, nach Bagdad zu gehn, wo sie sich vor einem Türken beugen müssen, der vielleicht einst wie ein



Stück Vieh, um einle hundred Pfaster gekauft worden ist, und jezt im Jorne jeden von uns einen kurdischen Gel schelten mag? So sprach in meiner Gegenwart ein vornehmer Kurde, worauf ein anderer bemerkte: die Eifersucht unserer Fürsten ist ihr Verderben. Weder Türken noch Perser könnten etwas gegen uns austichten, wenn sie nicht unsere Zwistigkeiten und die Ausbrüche der Eifersucht unter unseren Fürsten zu benützen müßten. Wir sehen dieses ein, und gleichwohl lassen wir die Türken ihr Spiel mit uns haben. Wir sind eben dickköpfige Kurden. — Eben dieser Mann gab mir ganz Recht, da ich auf den üblen Zustand meiner Wohnung aufmerksam machte; aber, fügte er hinzu, warum sollten wir gute Häuser bauen, oder sie in gutem Stande erhalten, da wir nicht sicher sind, Eigenthümer zu bleiben? Die Fürstenmacht ist zwar in dem regierenden Geschlechte erblich. Aber ein Glied desselben verdrängt das andere; der neu ernannte Pascha bringt seinen Anhang empor, der uns dann von Haus und Hof treibt. Das große Uebel ist die Verändelichkeit in der Person des Oberhauptes. Wäre dieses sicher, lebenslang auf seiner Stelle zu bleiben, es wäre ein Glück für das Land.

Kes. hat diese Stellen nicht bloß ihrer Schätzbarekeit für die Völkterkunde wegen ausgehoben. Sie müssen dem deutschen Leser, der mit der Geschichte seiner Nation bekannt ist, durch gewisse Aehnlichkeiten ansprechen, die man nicht aufzuzeigen braucht; und sie können ihm zu bedenken geben, was einst das Loos der Deutschen möchte gewesen seyn, wenn sie, zwischen Römern und Sarmaten in der Mitte, gleich mächtige Nachbarn und Feinde an der Weichsel und am Rhein gehabt hätten.

In Sulimania lernte der Verf. mehrere Oberhäupter von Stämmen des Gebirges kennen, und fand auch sonst manche Gelegenheit, Kunde von diesen einzuziehen. Da er einem wistegierigen Bruder des Pascha die Verfassung der vereinigten Staaten Nordamerica's deutlich zu machen suchte, bemerkte dieser: das sey wie bey den Stämmen in Rhosnar, wo jedes Dorf sein Oberhaupt habe und alle zusammenkommen, das gemeine Wohl zu berathen. Ueber eines der mächtigsten jener Gebirgsvölker, die Bulbass, erfähr er folgendes:

»Bey Ihnen hat jeder, auch der Geringste, in den öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme. Ist mit ihren Oberhäuptern eine Uebereinkunft getroffen, so reicht der Einspruch, den irgend einer aus dem Haufen thut, hin, das Geschäft rückgängig zu machen. In einem Friedensschlusse zwischen Abdurrahman und dem Bulbass war bedungen worden, dessen Bruder Selim sollte als Geißel bey Ihnen bleiben, und dagegen eines ihrer Oberhäupter, Kato Hassan, nach Sulimania gehen. Als dieser sich zur Reise anschickte, griff ein gemeiner Mann plötzlich noch seinem Dolche und sagte ganz kalt: Wenn die Befehle den Kato Hassan in ihre Gewalt bekommen, so tödtet sie ihn gewiß, und rühmen sich dann, das Blut eines Hauptes der Bulbass vergossen zu haben; besser, ich tödte ihn selbst hier auf der Stelle. Alle Vorstel-

lungen waren fruchtlos, und Selim bestieg sein Pferd, um nach Hanse zurückzuföhren. Er war aber noch nicht weit geritten, als der wilde Mensch ihm rief, er möchte wiederkommen. Nimm den Kato Hassan, sagte er zu ihm, und geh selbst mit; wir bedürfen keines Geißels; seyd ihr Männer, so werdet ihr euch ordentlich gegen ihn halten. Alle Bulbass stimmten bey und Kato Hassan reiste mit Selim ab. — Die Bulbass sind in fünf Stämme getheilt. Jeder Häuptling hat eine Zahl Frey: better, die für ihn rauben; von seinem Stamme bekommt er nur freywillige Geschenke an Lebensmitteln. Dieß ist sein ganzes Einkommen. Stirbt er, so wird sein Sohn, nur wenn er tüchtig ist, sonst aber der tapferste unter seinen Brüdern oder ein anderer aus seinem Geschlechte, durch den ganzen Stamm als sein Nachfolger anerkannt. Ist aber dieß einmal geschehen, so bleibt es dabey, und findet keine Absehung Statt. Die Gewalt der Oberhäupter ist so genau bestimmt, daß Versuche, darüber hinaus zu gehen, gar nicht vorkommen. Indessen giebt es kein anderes Gesetz, als die Rechtsgewohnheiten des Stammes, nach welchen das Oberhaupt, dem ein Rath der Aeltesten zur Seite steht, verfährt. Die Buße des Todschlags ist 22 Ochsen; durch Vergleich wird sie aber oft anders und auch höher bestimmt. Todesstrafe steht nur auf Ehebruch und ähnlichen Vergehungen. Die Bulbass geben ihre Töchter Leuten aus andern Stämmen nicht zur Ehe. In ihrem Lande erkennen sie weder Türken noch Perser als Oberherren an; nur wenn sie mit ihren Heerden in die Ebene kommen, entscheiden sie dem Besizer eine Abgabe an Schafen. (I. 150 — 52).

Eben so merkwürdig ist folgende Nachricht von dem Geschlechte Bahdinan, welches zu Amadia die fürstliche Würde inne hat.

I. 135 — 36. »Dieses Geschlecht wird unter allen regierenden in Kurdistan für das edelste und gemessenmaßen für ein geheiligtes gehalten. Es leitet seinen Ursprung von den Kalythen her; der Name scheint aber auf ein viel höheres Alter zu deuten. Die Ehrsucht gegen die Person des Fürsten ist so groß, daß niemand wagt, sich eines von ihm gebrauchten Geräthes zu bedienen, und daß in dem wildesten Schlachtgetümmel kein Feind gegen ihn die Waffen erhebt. Dennoch hat er wenig oder keine Gewalt über die kriegerischen Stämme, aus denen sein Volk besteht. Wenn er Geld braucht, so bestiegt er sein Maulthier und besucht eines der Stamm-Oberhäupter nach dem andern, wird eines jeden Gast auf eine Nacht und empfängt am folgenden Morgen eine mäßige Summe als freywilliges Geschenk. Will er auf die Jagd gehen, so legt er das fürstliche Gewand ab, steigt in der Tracht eines gemeinen Bergbewohners, auf die Gebirgs Gipfel und geht den Geyßen auf die Fährte. In dieser hohen Gegend, wo man das ganze Jahr Schnee in der Nähe hat, bringt er den Sommer zu, muß aber starke Wagen aufstellen, wegen der Nähe eines unabhängigen Stammes von kurdäischen Christen, den alle Mahomedaner sehr fürchten.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Januar.

Nro. 6.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Aristotelis Ethicorum Nicomache-  
orum libri decem. Ad Codicum Mscc. et  
veterum Editionum fidem recensuit, Com-  
mentariis illustravit, in usum scholarum  
suarum edidit Car. Lud. Michelet. Vol. I.  
Textum, Vol. II. Commentarium continens.  
Berolini 1855. 8.

Der erste Theil dieser Ausgabe ist schon im  
Jahre 1829 ansgegeben worden, und enthält außer  
der Praefatio auf XIV S. den nackten Text des  
Aristoteles auf 225 S. ohne alle Lesarten und An-  
merkungen. Der zweyte Theil ist im Jahre 1835  
erst erschienen, war aber schon in der Vorrede des  
I. Th. S. XIII. versprochen: Postero tamen  
tempore Commentarium meum, altero adden-  
do volumine, divulgabo. Auf die Fürbitte des  
Buchhändlers führen jezo beyde Theile eine gemein-  
same Jahreszahl und Kuffchrift; Praef. Vol. II.  
p. IX.: Cum prius volumen textum continens  
jam ante hos quinque annos prodierit, et quae  
ejus exemplaria per hoc tempus nondum di-  
vendita fuerint, ad aequalitatem quandam  
cum hoc altero volumine bibliopola volu-  
erit reducere, novum titulum priori volu-  
mini ut praefigerem, rogavit. Der Text erschien  
demnach vor Im. Bekkers Gesamtausgabe des  
Ar., von H. Michelet nach früheren Ausgaben und  
Handschriften berichtigt; in der Herstellung desselben  
mit Bekker aber verglichen zu werden, verbittet  
sich Hr. Mich. zum voraus höchlich; er sagt Vor-  
rede Bd. I. S. VII. Omnem igitur comparationem  
(cum Bekkero sc.) recuso, abhorreo  
ab omni aemulatione. Illud dicam, a phi-

losopho demum philosophum jure edi-  
optimo. In der Philosophie aber hapert es bey  
Bekker, wie H. Michelet versichert, indem er fort-  
fährt: quam quidem in partem cum virum ce-  
teris laudibus vigentem fere omnibus pec-  
casse videam nonnunquam in editione Plato-  
nis, moneo, ne etiam in Aristotele edendo  
Codicum fide neglecta, perturbet unquam  
philosophi sententiam. Respicio plures in Pla-  
tonis Parmenide locos, e quibus unus silentio  
praetereundus non videtur, quia philologo-  
rum medicorem conjiciendi cupidini-  
nem longe excedit! Dieß sucht nun Hr. Mi-  
chelet sofort nachzuweisen an Einer Stelle des Pla-  
tonischen Parmenides S. 142 lin., wo Hr. Bek-  
ker des sel. Schleiermacher Conjectur aufgenom-  
men hat; Schleiermacher war aber wohl eben auch  
kein Philosoph im Sinne des H. Michelet. Seine  
Behauptung, daß nur der Philosoph par excel-  
lence, wie ihn nachher H. Mich. noch für die Les-  
ser schildern wird, einen Philosophen heraus-  
geben und erklären dürfe, muß die Philologen stu-  
zig machen; denn mit dem gleichen Rechte darf den  
Dichter wieder nur ein Dichter, und zwar den Tra-  
giker wieder nur ein Tragiker, den Komiker  
ein Komiker, den Redner und Advocaten  
wieder nur ein Redner und Advocat oder Staats-  
mann u. s. f. u. s. f. herausgeben. Dieser Behaup-  
tung gemäß, wenn sie früher anerkannt und befolgt  
worden wäre, hätten wir weder den Horaz von  
Bentley, höchstens von Minellius oder Gott-  
schling, noch den Plato von Schleiermacher  
und Heindorf u. a., überhaupt würde es schlecht  
um die Philologie stehen, wenn sie ja doch da wäre.

Vielleicht will aber Hr. Mich. seine Behauptung nur auf die Philosophie eingeschränkt wissen, vielleicht gar nur auf die acht Philosophen, die speculativen im vornehmsten Sinne, also auf Plato, Aristoteles, allenfalls noch auf Plotin, Proklus u. a. Das heißt gegen die Philologen gnädig genug seyn, wenn ihnen gelassen wird, was für ihre Fassungskraft paßt, also Xenophon, Arians Epiktet, Eebes, Stobäus, wohl auch Cicero, Seneca, Lucretius u. a. dergl. Philosophaster und Moralisten. *Passez, passez, bons hommes, on vous a donné.* Indessen, so stark auch Hr. Michelet mit seinem verfanglichen Satz die Philologen (und wie wir noch sehen werden, auch die meisten Philosophen) abtrumpft, so scheinen sie doch selber schon etwas von demselben und zwar etwas sehr wahres eingesehen und gesagt zu haben; sie verlangen, daß, gleichwie die Philologie in Polygraphie bestehe, so der Philolog entweder ein Polyhistor und *φίλος τοῦ λόγου* in jeder Bedeutung sey; oder daß er sich eben selbst kenne, und nach diesem Maß seiner Selbsterkenntniß sich auf diesen oder jenen Zweig einschränke. Allenfalls kann man ihnen auch rathen, daß sie sich bey den Alten, je bey den Meistern eines Faches, in die Schule begeben, und von ihnen Lehre, Rath und Beyspiel annehmen. So haben es bisher in der einen oder andern Weise die Schulmänner wirklich gehalten und sind erträglich gut dabey gefahren; während die einen, wie die Scaligeri, wie Casaubonus, Muretus, Salmasius, Vossius u. a. die Masse des alterthümlichen Wissens zu bewältigen sich angelegen seyn ließen, haben andere sich beschränkt und sind bey den Alten Schüler geworden, wie Lipsius, Ficinus u. m. a., jener bey den Stoikern, dieser bey den Platonikern. Auch die ältern Physiker, Aerzte, Pharmacenten, Astronomen und Astrologen, Mathematiker und Mechaniker lernten nur aus den Alten selbst (wie die Künstler noch thun), bis diese Künste und Wissenschaften, denen mehr an Gehalt als an der Form

gelegen ist, in Folge des Zuwachses der Erfahrungen auf andere Wege geleitet, in andere Richtungen getrieben, sich von dem Alterthum losrissen, für die Mathematik wenigstens nicht ohne einigen Nachtheil für ihre synthetische Seite. Wahr ist übrigens, daß diejenigen alten Schriftsteller, die, ein vielseitiges Wissen, und namentlich Kenntniß specieller Wissenschaften erheischen, seyen sie auch wie sachlich, so sprachlich gleich ausgezeichnet, von den Philologen (und ihrem Publikum) mit Ungebühr vernachlässigt werden, z. B. Hippokrates, Galenus, Euklides, Archimedes, die Redner, und Plato in einigen abstruseren Dialogen, und namentlich Aristoteles mit dem größten Theil seiner Schriften. Indessen für den letzteren hat schon eine bessere Periode begonnen, seitdem er von Zoologen und Physologen wieder anerkannt und fleißig zu Rathe gezogen worden; seitdem auch Philosophen wie H. Michelet ihm ihren Fleiß widmen. Auf dem philosophisch-ergetischen Theil legt der Herausgeber, wie zu erwarten und billig ist, das Hauptgewicht bey seiner Arbeit; Vol. II. praef. p. 10.: *Commentarii modum et rationem significaturus illud hoc loco addo, me interpretum et veterum et recentium auctoritatem summam diligentia respexisse et exemplum edere voluisse, quomodo a philosopho philosophi sententiae debeant illustrari, cum a solo philosopho philosophus possit penitus intelligi!* — Die meisten neueren Ausleger — fährt Herr Mich. fort — waren philologi magis quam philosophi, ex aliis quasi castris ad Aristotelem explicandum accesserunt; sie haben demzufolge die bedeutendsten philosophischen Stellen des Arist. entweder gänzlich übergangen, oder nur leicht hin berührt. Diejenigen aber, die zur Erklärung des Ar. Philologie und Philosophie zu verbinden versprochen, — „*ii ipsi sectae cuidam, Kantianae verbi causa, addicti, ejusmodi opiniones (ut alicubi ex Commentario*

meo apparebit) in gravissimas Aristotelis sententias intruserunt, cum tamen iis, qui vere philosophi sunt, ipsi exprobrent, sua eos recentiora veterem in philosophum intulisse. Sed non potest Aristoteles neque ullus alius aut veterum aut recentiorum philosophorum ex singulae alicujus philosophiae principis, nedum criticae, perspicui, quae quidem quid in obscurando Aristotele possit, Tennemannii ejusque omnigenorum satellitum exemplo vidimus.“ — Herr Michelet scheint als strenger Philosoph auf die Gassenweisheit der Sprüchwörter z. B. Heute mir, morgen Dir! wenig zu halten und nicht zu besorgen, daß er über seine und seiner Secte Bearbeitungen des Christ. ähnliche Aeusserungen erleben könne. Er fährt in demselben Styl unmittelbar fort p. XI: „Aristotelem, Platonem et unumquemque philosophum is demum percipit, qui omnes inde a Thalete veros germanosque philosophos ad communem finem tetendisse et idem sensisse, (!!!) \*) historiae philosophiae exposi-

\*) Zur Erklärung und weiteren Ausführung mag folgende Stelle aus Hippokratēs π. φύσις ἀνθρώπου C. 1. dienen. Die tiefsten Speculationen über den Menschen, sagt er, τοῖσι βυλομένοισι ταῦτα λέγειν παρῆμι. δοκίουνσι δὲ μοι οὐκ ὀρθῶς γινώσκουσιν οἱ τὰ τοιαῦτα λέγοντες. γνῶμῃ μὲν γὰρ τῇ αὐτῇ πάντες χρίονται, λέγουσι δὲ ἅ ταῦτά, ἀλλὰ τῆς μὲν γνῶμῃς τὸν ἐπιλογον τὸν αὐτὸν ποιοῦνται. φασὶ γὰρ ἐν τι εἶναι ὅτι ἐστίν, καὶ τοῦτ' εἶναι τὸ ἐν τι καὶ τὸ πᾶν· κατὰ δὲ τὰ ὀνόματα οὐχ ὁμολογεῖσθαι. λέγουσι δὲ αὐτῶν ὁ μὲν τις ἀέρα τοῦτο εἶναι τὸ ἐν τι καὶ τὸ πᾶν, ὁ δὲ πῦρ, ὁ δὲ ὕδωρ, ὁ δὲ γῆν· καὶ ἐπιλέγει ἕκαστος τῷ ἑαυτοῦ λόγῳ μαρτυρία τε καὶ τεκμήρια, ἃ γε ἔστιν οὐδέν. Ὅτι γὰρ τῇ μὲν αὐτῇ γνῶμῃ πάντες προχρίονται, λέγουσι δὲ ἅ ταῦτά, ἕχλον ὅτι οὐδέ γινώσκουσιν αὐτά. γνοίη δ' ἂν τις τοῦδε μάλιστα παραγινόμενος αὐτοῖσι ἀντιλέγουσι· πρὸς γὰρ ἀλλήλους ἀντιλέγοντες οἱ αὐτοὶ ἄνδρες, τῶν αὐτῶν

tionē demonstraverit; (?) ita ut tota philosophorum historica series unam conficiat veritatis doctrinam, quam quidem ultimam proposuerit philosophus omnium philosophorum principia in suam doctrinam conjungens, ideoque omnium princeps. Eum autem Hegelium esse, nemo est, qui jure negaverit. Nihil intulit ex sua philosophia in Aristotelem, quippe quae ex ipsa Aristotelea et optimi cujusque philosophi (Heracliti, Platonis, Procli, Boehmii, Spinozae, Leibnitii, Schellingii) conflata sit et adunata. Itaque cum in Aristotelem quaedam intulisse dicatur, restituit tantum magistro suo, quae ex ipso mutuatus est, quaeque in libris ejus viris eruditus ἐκδεδομένα, vulgo, ut scripsit ipse Alexandro, etiam μὴ ἐκδεδομένα censenda sunt. Nam ut ex nostra tantum aetate praeteritorum temporum series potest intelligi, cum quae olim separata et manca extiterint, jam in unum totum sint conjuncta: sic et annulus quilibet in aurea illa philosophorum, quam Proclus \*) esse voluit, catena alios non potest intelli-

ἐναντίον ἀκρατίων, οὐδέποτε τρίς ὁ αὐτὸς ἀνθρώπος περιγίνεται ἐν τῷ αὐτῷ λόγῳ, ἀλλὰ ὅτι μὲν ἔτος ἐπικρατεῖ, ὅτι δὲ οὗτος, ὅτι δὲ ᾧ ἂν τύχῃ μάλιστα ἢ γλώσσα, βίη· ἴσα πρὸς τὸν ἕχλον. καὶ τοι δίκαιόν ἐστι τὸν ἠθῆσαντα ὀρθῶς γινώσκου ἀμφοῖ τῶν πραγμάτων, παρῆχει αἰεὶ ἐπικρατίοντα τὸν λόγον τὸν ἑαυτοῦ, εἴπερ ἔοντα γινώσκου καὶ ὀρθῶς ἀποραίνονται. ἀλλ' ἑνοί γε δοκίουνσι οἱ τοῖτοῦ ἀνθρώπου σφῆς αὐτοῦς καταβάλλειν ἐν τοῖσιν ὀνόμασι τῶν λόγων αὐτῶν ὑπὸ ἀσυνεσίας, τὸν δὲ Μελίσσου λόγον ὀρθῶν. περὶ μὲν ἂν ταῦτων ἀρετῆ μοι τὰ εἰρημένα. Vol. 1. p. 263 — 264 ed. Van der Leiden. Auch die folgenden Kapitel werden dem Leser empfohlen zu werden.

\*) Der geneigte Leser erinnere sich, daß die sog. Neuplatoniker eine philosophische Gebeimlehre und höhere Weisheit zu haben sich einbilden oder sie voraussetzten, (mit welcher sie jedoch am



gere, ne criticus quidem philosophus, sed nostri demum temporis philosophia eruditus.“ — d. h. ein Hegelianer, da Hegel nicht selber dieser Arbeit sich unterzogen hat, die goldene Kette von Philosophen herauszugeben und zu erkellen, außer so weit dieses Letztere in seiner Philosophie und in den Vorlesungen über Geschichte d. Phil. nöthig war.

Daß Leibniz nicht den Plato, daß Spinoza nicht den Parmenides edict haben, ist unter den Umständen, die sie jetzt sind, eben auch nicht zu bedauern, nachdem die Philologie, zumal aber die Philosophie solch einen Höhepunkt erreicht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of a Residence in Koordistan,  
etc.

(Fortsetzung.)

Ueber die christlichen Stämme, (deren sechs sind, vier unvermischt, und zwei vermischt mit Mahomedanern, denen das Land Hakkari, südlich von dem großen See Wan gehört,) bekam der Verf. einige Auskunft durch einen Tartaren, welcher als Eilbote von

Ende der Zeiten laut genug wurden, und die auch jezo noch nicht in besonderem Anseheh) die von der ersten Offenbarung der Philosophie, namentlich aber von Plato an, von Lehrern zu Lehrern fortgepflanzt und den erweiterten Schülern überliefert werden sollte, und daß diese Lehrer des eifersüchtigen Platonismus und einer uralten Theurgie und zumal vom 2ten Jhrdt. n. Chr. von Plutarch des Nestorins Sohn bis Damascius zu den Zeiten des Justinian herab, eine goldene Kette bilden (αυστή χρυσείη bey Homer Il. 8, 19) in der jeder Lehrer, wie sie einander folgten, einen Ring — annulus — vorstellte.

Bagdad nach Constantinopel einige Jahre zuvor den Weg durch dieses verschlossene Land genommen hatte.

Zu Amadia, erzählte dieser, suchte ihn der Fürst von seinem Vorhaben, das höchst gefährlich, wo nicht unmöglich sey, abzubringen. Da er aber darauf bestarrte, so verschah ihn jener mit Briefen, und mit einigen des Landes kundigen Begleitern, auch mit gutem Rathe; namentlich daß er alles, was er bekommen würde, bezahle und kein Gericht, wie schlecht es auch seyn möge, verschmähe, vielmehr ein jedes loben sollte, weil die Leute, durch deren Land er zu gehen hätte, insbesondere die Christen, ein höchst respektbares, launenhaftes, lächzorniges Volk seyen, so, daß der geringste Anstoß, den er gäbe, sein Verderben seyn würde. Die Reise von Amadia bis Wan, wozu er, einen Tag Rast in dem Hauptorte Zulamerk eingerechnet, dreizehn Tage brauchte, war äußerst mühselig. Geld und Waffen wurden ihm genommen; daß ihm nicht Schlimmeres widerfahre, sagte man ihm, vere danke er den Briefen des Fürsten von Amadia. Hakkari ist ein Gebirgsland voll Schluchten und an vielen Stellen dicht bewaldet. Die Einwohner sind wilder als irgend ein dem Reisenden bekannter Stamm Kurden oder Araber. Alle Tagereisen waren sehr lang, von Sonnen Aufgang bis zum Untergange, im Monat October. Die Berge sind so hoch, daß zuweilen ein Dorf, das er verlassen hatte, nach einem stets in Windungen zurückgelegten Wege von vier bis fünf Stunden, ihm so nahe lag, als wäre es zu seinen Füßen. Cines dieser Dörfer, bewohnt von Leuten eines besonders wilden christlichen Stammes, von ungewöhnlich hohem und starkem Körperbau, ist beynähe eine Stunde lang. Die Einwohner tragen Hüte nach europäischer Form, aber von Reiststroh. Weizen und Gerste ist ihnen unbekannt, sie haben nur Reiz und baden davon Brod. Solches bekam auch der Tartar zu essen, und dazu nichts als Honig und Käse; und obgleich das Brod sehr übel schmeckte, und sehr theuer bezahlt werden mußte, lobte er es doch, im Andenken an den zu Amadia empfangenen Rath, an gelegentlich. Nur zwei oder drey dieser Leute sprachen Kurdisch, und ihr Chaldäisch selbst war dem Dolmetscher welchen der Tartar aus einem Dorfe dieser Gegend bey Arbil (Arbela) mitgenommen hatte, fast unverständlich. Sie wunderten sich über das Aussehen des Eilboten sehr; dieser ließ klüglich seine Verwunderung über das ibrige nicht merken. Auf ihre Frage, was für ein Art Mensch er wäre, antwortete er: ein Osmane. Sie verstanden aber nicht was er damit meinte; und zu seinem großen Bedruße, den er aber zu äußern nicht wagte, war ihnen der Großherr ganz unbekannt und gleichgültig. Ins dessen begriffen sie, der Reisende sey ein Muselman, und sagten ihm, ihr Volk sey lange vor seinem Mahomed da gewesen. Doch plünderten sie ihn nicht, sondern entließen ihn als gute Freunde. Er war der erste Reiter, den sie über ihre Berge kommen gesehen. In Wan, wo dem Tartaren endlich wohl wurde, ob es gleich eine Stadt der Kurden ist, sagte ihm der Pascha, nie habe er noch einen Fremden gesehen, der aus diesem Gebirge herabgekommen sey. I. 276.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. Januar.

Nro. 7.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem etc.

(Fortsetzung.)

Das Studium beyder will Herr Michelet miteinander verbunden wissen, jedoch so, daß die Philosophie immer die Hauptrolle — primas partes — zumal bey Erklärung eines Philosophen habe; denn „philologos, sensu philosophi grammaticis rationibus posthabito, ne grammaticum quidem sensum multis locis intellexisse apparet; alter enim ab altero sejungi non potest. Nec vero philologis sufficere debet ad Aristotelem interpretandum philosophiam primoribus labris degustasse, sed philosopho opus est, qui philologiae quoque per totam vitam incubuerit, sive privato quodam studio, sive publico adeo officio, seu, quod mihi evenit, utroque adactus. Hujus conjunctionis, qua demum verus Aristotelis sensus explanari poterit, exemplum prodere volui. Illud utinam sequantur alii!“ Herr Michelet ist farg; außer dem vorliegenden Musterstück verspricht er in dieser musterhaften, exemplarischen Weise nur noch zu geben: Commentarios in Platonis Parmenidem et translationem germanicam nostrorum Ethicorum (eo consilio conscribendam, ut probem, librum esse, qui non transactae solum memoriae vestigia contineat, sed ex quo nostrates etiam homines bene agendi praeclarissima praecepta possint hau-

rire!!). Vor allem aber (quam celerrime poterit) sagt er) wird er den 2ten Band von Hegels Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, und diesem zunächst seine eigenen Vorlesungen über Geschichte der neuesten Philosophie bey den Deutschen bekannt machen! — Auf die Vorrede folgt ein Conspectus Ethicorum Nicomacheorum von S. XV. bis LII., dergleichen verschiedene in mehreren älteren Ausgaben sich befinden.

Der philosophische Commentar von S. 1 bis 409. überrascht gleich S. 2 — 3 mit einem genialen Einfall, der am besten mit den Worten des Herausgebers wiedergegeben wird: „Anonymus de vita Aristotelis a Menagio (ad Diog. Laert. V. §. 35. p. 201) primum editus viginti libros Ethicorum in Elencho operum Aristotelis citat: qui numerus expletur, si decem Ethicorum Nicomacheorum libris addas septem Eudemiorum, ambos Magnorum Moralium et librum singularem de vitiis et virtutibus.“ — Die Summe trifft ein; die Zählung ist richtig. — Indessen kann ich schwer glauben, daß H. Mich. mit diesem eigenschämlichen Fund mehr gewollt habe, als die Untersuchung von der Hand weisen, oder seine Leser zum Besten haben. Denn er weiß so gut, als Jemand, daß *ΙΙΣΚΕΩ* K eben sowohl 10 nach der alphabetischen Folge der Buchstaben, wonach Hemers Rhapsodien und Herodots ic. Bücher gezählt werden, als 20 in der Reihe der griechischen Zahlzeichen bezeichne; und soll ja doch das aristotelische

Schriftverzeichniß des Ungenannten einer Beachtung in diesem Fall werth seyn, so ist's gewiß natürlicher, anzunehmen, daß er eben k als 10 Bücher der Nikomachischen Ethik verstanden haben wolle; führt er doch selbst weiterhin an *περὶ τῶν Νικομαχείων ὑποσῆκας*, demnach statt 20 gar 21 herauskämen. Es ist aber jenes Verzeichniß des Anonymus so widersprechend demjenigen, was uns von Arist. übrig ist, und so kraus und verworren, daß auf dasselbe für sich allein noch weniger als auf des Diogenes seines zu achten ist. Gelegentliche Angaben Späterer, wie des Strabo und Plutarch und der besseren Grammatiker und Scholiasten dünken mir zuverlässiger, als diese Verzeichnisse. Es ist schwer zu glauben, daß Hr. Mich. seine Rechnung ernstlich gemeint habe; denn er weiß gewiß besser, als die weitaus größte Zahl seiner Leser, daß, wie wohl keine der drey Ethiken, die sich in des Aristoteles Werken befinden, ein ausdrückliches und sicheres Zeugniß aus den nächsten Zeiten für ihre Richtigkeit aufweisen kann, doch die Eudemische Ethik deren am wenigsten für sich hat; er weiß, daß, wenn sie auch eine Schrift des Arist. wären, von den 7 Büchern derselben das 4te, 5te und 6te Buch mit dem 5ten, 6ten und 7ten Buch der Nikomachischen Ethik von Kapitel zu Kapitel, von Satz zu Satz, von Wort zu Wort übereinstimmen, und daß wenigstens diese gleichlautenden Bücher nicht besonder gezählt werden können, wenn man nicht mit demselbigen Rechte und in derselbigen Weise auch 30 und 40 und jede beliebige Zahl, die sich irgendwo angegeben finden möchte, heraussummiren will. Eben so weiß Hr. Michélet, daß die *Ἠθικά μεγάλᾳ* sehr wenig für sich haben, das wahrscheinlich und glaublich mache, sie seyen ein Werk des Arist. selbst, wiewohl sie ganz gewiß seiner Schule, und zwar in dem nächsten Jahrhundert nach ihm, wie auch die Eudemia angehören. Endlich weiß Hr. Mich. so gut als irgend jemand, daß die *ἑποικετὰ ἀρετῶν καὶ κακῶν*, im ersten Kapitel

des Florilegium von Stobäus erhalten, so wenig von Aristoteles selbst in dieser Gestalt abgefaßt sind, als die Uebersicht der peripatetischen Sittenlehre, die eben derselbe Stobäus in den *Eclogis phys. et eth.* l. II. c. 7. p. 242 fgg. liefert, von Arist. oder einem Peripatetiker in der dortigen Form herrührt, sondern wohl von Stobäus selbst zu seinem Zwecke in Auszügen zusammengestellt ist.

Der Commentar, von der philologischen Seite betrachtet, giebt zwar die verschiedenen Lesarten aus älteren Ausgaben und Handschriften, die Zell, Cardwell, Bekker und der Herausgeber selbst, verglichen haben, mit genügender Vollständigkeit und Genauigkeit; aber was darüber hinausgeht, sprachliche Erörterungen, sey's über den Styl und Satzbau des Aristoteles, über den Gebrauch der Partikeln, über die Bedeutungen dieser und jener Wörter in der griechischen Philosophie überhaupt, und in der des Stagiriten insbesondere ic. finden sich nicht, durch dergleichen z. B. Menage zum Diogenes, Wytenbach zu Plato und Plutarch, Grenzer zu Plotin, Alf, Heindorf u. a. zu andern Schriftstellern sich Verdienste erworben haben, und wozu für Aristoteles Trendelenburg in seiner Ausgabe der Bücher *περὶ ψυχῆς* das erste und beste Muster gegeben. Eben so vergeblich wird man Untersuchungen über den Zusammenhang dieser Ethik mit anderen Büchern und Lehren des Aristoteles suchen, dergleichen Schleiermacher in seinen Einleitungen zu Plato's Dialogen geliefert; noch viel weniger darf man Erläuterungen und Ausführungen eines gegebenen Gedankens erwarten, dergleichen Lessing zur Poetik, Garve zu Cicero und zu Aristoteles gemacht haben; des letzteren Uebersetzung wird öfters gebilliget, mehrmals auch zurechtgewiesen. Eustratius und der Periphrastes, den einige für Andronikus von Rhodus gehalten, sind fleißig zu Rathe gezogen worden. Kurz, wohl Niemand würde hier einen philosophischen Commentar von einem Philosophen über einen Phi-

Iosophen gesehen haben, wenn nicht H. Mich. selber diesen Punct so stark accentuirt hätte, wie vorhin gezeigt worden; denn auch da, wo die Meynungen der Secte, zu der er sich bekennt, Einfluß haben können, oder durchbrechen, wozu jedoch nicht oft Gelegenheit gegeben ist, aber selbst da auch würde der ungewarnte Leser eben nur eine Farbe des Erklärers gesehen haben, wie er etwa an dem wackern Wenzel Voigt eines mit Aristoteles sich abmühenden Kantianers sich erinnert. Man stößt auf nichts, das der Philosoph einer anderen Secte und der Philolog nicht eben so gut, ja sogar viel besser hätte machen können und dem Herausgeber schon vorgethan hätten. So gleich zu Anfang; Aristoteles hebt sein Werk mit den Worten an: *τὰσα τέχνη και πᾶσα μέθοδος ὁμοίως δὲ πράξις τε και προαίρεσις ἀγαθοῦ τινος ἐπιτελεῖται δοκεῖ*. Hiesu bemerkt Hr. Mich. nach Gustratius (kol. 2. R. m.) und vielen anderen, daß Aristoteles seine Schriften gerne mit einem allgemeinen Satz eröffne; daß dieser vorliegende uns seine Art zu philosophiren klar zeige, welcher gemäß er „ipsa experientia non neglecta progrediat in scientiam, quae causas et principia rerum contemplatur; quod enim omnibus singulis ejusdem generis commune est, id generi ipsi suapte natura contingit.“ Muretus: „Hic annotant interpretes prope solemne esse Aristoteli, ut libros suos a pronuntiatis universe affirmantibus exordiat, z. B. die Metaphysik, die VB. von der Seele, von der Physik und die zweyte Analitik; et sane — fährt Muret fort — maxima dignitas est in hoc genere enuntiationum; nam et affirmatio negationi praestat, et ea quae de toto genere est, ei quae de aliqua generis parte.“ Demnachst sagt der Herausgeber zu μέθοδος, daß das Wort von Gustratius erklärt werde a) als *ἔστι ὀδοποιητικὴ μετὰ λόγου*, b) als ipsa scientia, „cum methodus scientiae effretrix prorsus sit;“ §. 3. stehe dafür *ἐπιστήμη*

„In philosophia methodus et res ipsa, forma et argumentum, unum et idem sunt.“ Nichts weiter! Muretus bestimmt nach dem Vorgang der griechischen Erklärer die Wörter *τέχνη* und *μέθοδος* nett und gut; und Zell weist zu demselben mehrere Stellen aus Aristoteles nach, der es allerdings in der von Gustratius bemerkten doppelten Bedeutung gebraucht; — ob aus dem von dem philosophischen Cregeten eingeschobenen Grund? das mag dahin gestellt seyn; jedenfalls erhellt aus c. 3. (wo er sagt: *λέγοιτο δ' ἂν ἰκανῶς, εἰ κατὰ τὴν ὑποκειμένην ὕλην διασφαρξείη*) \*), daß nicht die Methode den Gegenstand erzeuge, sondern daß sie sich nach diesem zu bequemen habe; dieselbige Genauigkeit und wissenschaftliche Strenge und Schärfe, wie sie in den mathematischen und den verwandten physikalischen Wissenschaften herrsche, dürfe man nicht in den politischen und ethischen Disciplinen erwarten noch fordern; hier sey es genug, *παχυλῶς και τύπω τάληδες ἐνδείκνυσθαι*, weil *τὰ καλά και τὰ δίκαια, περὶ ὧν ἡ πολιτικὴ σκοπιταί, τοσαύτην ἔχει διαφορὰν και πλάνην, ὥστε δοκεῖν νόμφ μύνον εἶναι, φύσει δὲ μή*. —

(Fortsetzung folgt.)

\*) Wie sehr ihm diese Bemerkung von Herzen gieng, erseht man auch daraus, daß er sie öfters wiederholt, gleich c. 7. p. 10.: *μειψῆσθαι δὲ και τῶν προσηρημένων χρηί, και τὴν ἀκριβείαν μὴ ὁμοίως ἰν ἅπασιν ἐπιτερεῖν, ἀλλ' ἰν ἐλάτοις κατὰ τὴν ὑποκειμένην ὕλην, και ἐπὶ τοσοῦτον, ἐφ' ὅσον οἰκτιον τὴ μέθοδῶ και γάρ τέκτων και γεωμέτρης διαφερόντως ἐπιζητοῦσι τὴν ὀρθὴν · ὁ μὲν γάρ ἐφ' ὅσον χρησίμη πρὸς τὸ ἔργον · ὁ δὲ, τί ἐστιν, ἢ ποῦόν τε; θεατῆς γάρ τάληδοῦ. Und abermals II. c. 2. p. 22. auf 25. *ἴκνω δὲ προδιωμολογείσω, ὅτε πᾶς ὁ περὶ τῶν πρακτῶν λόγος τύπω και οὐκ ἀκριβῶς οφείλει λέγεσθαι, ὥστερ και κατ' ἀρχάς**



είπομεν, ὅτι κατὰ τὴν ἕλθν οἱ λόγοι ἀπατη-  
 τοί· τὰ δὲν ταῖς πράξεσι καὶ τὰ συμπε-  
 ροτὰ οὐδὲν ἰστηκός ἔχει, ὥσπερ οὐδὲ τὰ ἐπι-  
 κειῶ· τοιοῦτου δ' ὄντος τοῦ καθόλου λόγου,  
 εἶ μάλλον ὁ περὶ τῶν καθ' ἕκαστα λόγος οὐκ  
 ἔχει τὰ κριβεῖ. Einem Philosophen könnte diese  
 wiederholte Bemerkung des Aristoteles füglich Ge-  
 legenheit zu einer schönen ausführlichen und lehr-  
 reichen Abhandlung geben; freylich nur einem ci-  
 devant Philosophen, nicht einem Philosophen  
 von heute, der auf der Höhe der Zeit und  
 der Wissenschaft steht!

Narrative of a Residence in Koordistan,  
 etc.

(Fortsetzung.)

Weil in Amadla und in dem Lande Hakkari kein  
 besonderer Bauernstand ist, so vermutet der Verf. wohl  
 mit Recht, daß diese Bezirke die ursprünglichen Wohn-  
 plätze des Volkes, die übrigen erst von ihm erobert  
 seyen. \*)

\*) Asiatische Christen, in völliger Unabhängigkeit von  
 den sie umgebenden Mahomedanern, sind eine so  
 merkwürdige Erscheinung, daß Ref. sich nicht versagen  
 kann, hier eine andere Nachricht von ihnen bey-  
 zufügen. Der englische Oberst Monteith kam auf  
 einer Geschäftsreise, die er in Aufträgen des persi-  
 schen Thronfolgers, im Jahre 1828, zu machen hatte,  
 an die Grenze des Landes. Hier ist, was er dar-  
 über in seinem, der geographischen Gesellschaft zu  
 London vorgelegten, Reiseberichte (Journal of the  
 R. geogr. society Vol. III. P. 1. Lond 1833. p. 52.)  
 sagt. »Ich habe mehrmals mit Oberhäuptern und  
 Bischöfen der chaldäischen Christen gesprochen, und  
 einige von ihnen demobnte Städte selbst gesehen.  
 Mar Simeon, ihr Oberhaupt, (Nihalita; sollte viel-  
 leicht Katoleeka heißen.) kam bald darauf nach Pers-  
 sien, wo er auch starb. Dieses sonderbare Volk,  
 das sich unter allen großen Umkehrungen Asiens er-  
 halten hat, besteht aus vierzigtausend Familien, in  
 vier Stämmen. Sie sind die Nachkommen der Chris-  
 ten, welche vor der Verfolgung K. Justinians flohen,  
 und hatten einst das ganze Land von dem See Ar-  
 menia an bis Vitlis inne; jezt wohnt der größte Theil  
 in dem unbezwinglichen Gebirglande Dschidda Dag,  
 und wird von einem geistlichen Erzfürsten aus dem

Nach einem zweimonatlichen vergnügten Aufent-  
 halte, theils in Entimanka selbst, theils in der Nähe,  
 machte der Verf. eine weitere Reise nach Sinno, einem  
 der Hauptorte des persischen Kurdistans. Hier fand er  
 alles weniger besiedelnd als dort; das Oberhaupt ty-  
 rannisch, die Vornehmen knechtisch und das Landvolk noch  
 weit gedrückter.

(Fortsetzung folgt.)

Geschlechte Mar Simeons, Bischof von Amadla, der  
 ihre Auswanderung leitete, regiert. Damit die, bis-  
 her nie unterbrochene, Nachfolge erhalten werde, zieht  
 man immer einige von diesem Geschlechte als Mönche  
 auf. In ihren Kirchen findet man keine Bilder; die  
 Fasten sind weniger streng und häufig als bey den  
 Griechen und den Armeniern; und, so weit meine  
 Beobachtung geht, sind die Leute einfach, wader und  
 tapfer, den übrigen asiatischen Christen an Charak-  
 ter weit überlegen. Man sagt ihnen nach, sie hät-  
 ten wenig Fassungskraft (want of intelligence);  
 auch mir kamen sie dumm vor. Timur versuchte von  
 Wan, später von Amadia aus, in ihr Land einzug-  
 dringen, stand aber, nachdem er großen Verlust er-  
 litten hätte, davon ab. Den Türken gelang es nicht  
 besser. Die Chaldäer lassen keine Mahomedaner in  
 ihr Land zu. Ihren Handel mit den Nachbarn be-  
 treiben sie auf Märkten, welche sie besuchen. Nie  
 seh ich ein von so schroffen und tiefen Schluhen  
 durchhinteres Land. Die Verbindung wird durch  
 Brücken unterhalten, die nur aus zwey aneinander  
 gefügten Bäumen bestehend, leicht abzumerken sind.  
 Wachen sind bey jedem Uebergange aufgestellt, und  
 Pöffen, die durch Zeichen im Falle der Gefahr das  
 Volk zusammenrufen. Sie besitzen Bergwerke aus  
 Blei, Kupfer und Eisen, das sie mit vieler Ges-  
 chicklichkeit bearbeiten. Arsenik wird in Menge an-  
 getroffen. Die Wände der Felsen sind durch Zer-  
 rafften fruchtbar gemacht, die mit großer Mühe auf-  
 gemauert sind. In manchen Orten sind die Berge  
 von Bäumen bedeckt; die Eder wird sehr groß und  
 die Früchte geben Galläpfel. Die Chaldäer sehen die  
 srischen Christen auf der Küste Malabar als einen  
 Zweig ihrer Nation an und pflegen von Zeit zu  
 Zeit Verbindung mit ihnen. Eine ansehnliche Menge  
 von diesem Stamme ist auch in Persien und Kurdis-  
 tan zerstreut; alle besaßen aber dem Mar Simeon  
 eine kleine Steuer; anderthalb Schilling (48 Kr.) die  
 Familie. — Nicht so ausführlich, im Wesentlichen aber  
 mit Vorstehendem übereinstimmend ist eine Stelle in  
 den Missionary Researches in Armenia, London  
 1854, p. 574. 75. Hier werden die unabhängigen  
 christlichen Stämme Aschiret, d. h. die Steuer  
 freyen, genannt.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. Januar.

Nro. 8.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Aristotelis Ethicorum Nicomache-  
orum libri decem etc.

(Fortsetzung.)

Vom Redner dürfe man nicht geometrisch strenge Beweise verlangen, sondern nur *πειραὶ*; dagegen dürfe man sich auch nicht einen *μαθηματικὸς πειραολογῶν* gefallen lassen; für das Studium der ethischen und politischen Wissenschaften müsse Kenntniß der Menschen und des Weltlaufes, gute Erziehung und eigene Zucht gefordert werden; für andere Wissenschaften andere Erfahrungen (*ὑποκειμένη ἔλγ*), z. B. für die zoologischen; vgl. 2. u. 1. 1. et 5. Kurz, man sieht schon gleich hier, was alle Schriften des Aristoteles bestätigen, daß ihm zufolge die Natur des Gegenstandes die Methode desselben, ihren Gang und ihre Gewißheit bestimme. Dieß scheint der Hr. Herausgeber zu e. 3. p. 15 dort selbst zu fühlen und anzuerkennen: „Sane summa rerum principia ad moralem philosophiae partem adhibita exactissimam quidem perficient scientiam; sed lujus disputationis finis Aristoteli in actione, non in cognitione consistit“ sq. Allein zu einer Deduction der Moralphilosophie aus den höchsten metaphysischen Principien findet sich bey Aristoteles nicht einmal eine Andeutung, geschweige denn ein Versuch; nach seiner Ansicht ist sie eine so empirische Wissenschaft als die übrige Naturwissenschaft, und als die Staatslehre. Auf diesem Punct Plato und Aristoteles verglichen, so stellt sich ihre Verschiedenheit, ihr Gegensatz recht streng und klar heraus. Plato stellt die Politik und

die von ihr nach griechischer Ansicht abhängige Ethik als eine kategorische und apodiktische Wissenschaft von dem, was und wie es seyn soll, auf; Aristoteles dagegen behandelt sie als eine hypothetische, vom Zweck und den gegebenen Mitteln abhängige Kunde: willst du diesen, jenen Zweck, so wirst du diesen, jenen mit diesen, jenen Mitteln unter diesen oder andern Umständen am sichersten erreichen. Plato daher stellt ein sogenanntes Ideal auf; ob auch Aristoteles ein solches aufgestellt habe, etwa in den verlorren Schriften, das läßt sich nicht entscheiden; — da auch bey späteren nirgend eine Andeutung hierauf vorkommt, so möchte ich es bezweifeln; seine politischen Betrachtungen ähneln zumeist denen Montesquieu's, während Plato vielmehr an Rousseau, oder wen man sonst will, erinnern mag. Daraus fließt auch die Verschiedenheit ihrer ethischen Ansichten; deren Verknüpfung und Darstellung; Plato, gleichsam Noththeolog, durchdringt das gesammte Leben und Wirken des Staates und des Einzelnen bis über dieses Erdenleben in die andere Welt hinüber, mit der Idee Gottes, des Guten, dem der Mensch ähnlich werden, das er an sich selbst in seinem Thun und Denken darstellen soll, mit der Idee der göttlichen Weltregierung und Vorsehung, mit der Idee der Belohnung des Guten, der Bestrafung des Bösen nach dem Tode in einem fortdauernden Leben. Man lese das 6te und 7te und 10te Buch des Staates, das 10te der Gesetze und den Anhang, die Epinomis, und sonst hin und wieder, ferner den Staats-

mann u. a. und sage, ob in alter oder neuer Zeit jemals Wissenschaft und Leben, Staat und Kunst auf eine mehr religiöse Grundlage von einem Philosophen gegründet worden, als von Plato; ihm ist der waltende schaltende Gott Mittelpunkt und Umfang von Allem. Von alle dem findet man bey Aristoteles nichts; nichts von selbständiger Fortdauer der Seele, nichts von Belohnung und Bestrafung, nichts von unmittelbarer Weltregierung und Vorsehung, nichts, wo die Idee Gottes einen Einfluß hätte auf die sitzliche Bildung des Einzelnen, oder die moralische Gestaltung des Staates; er zeigt sich auch auf diesen Gebieten überall als Physiolog, im besten Fall als Physikotheolog im 10ten Buche der *anp. pvc.* und im 12ten der *Metaphysik*, er kennt Gott nur als denkend, in sich beharrend und, weil er höchstes Gut ist, als bewegend, selbst unbewegt. Alle das schmälert nicht das Verdienst und die theilweise Wahrheit seiner Ansicht des Sittlichen im Menschen und den hohen Werth seiner Ethik als einer Naturlehre des handelnden, in und an sich selbst und nach außen wirkenden Mannes; aber es beweiset, daß er auch hier Empiriker blieb, das Gesetzbuch des natürlichen ächten reinen Menschen, aber des erzegeborenen, schrieb; demnach er zur Vollendung, zur *εὐπρεπία*, zur Humanität gelangen und einen schönen (*καλὸν κάγαθόν*) Charakter gewinnen mag, so weit dieser ohne Erhebung in ein höheres Reich der überirdischen Weltordnung, und ohne Unsterblichkeit und bewußte Dauer zu gewinnen ist. Er zeigt sich gerade darin als der tiefstinnigste Empiriker, daß er nicht gleich so vielen anderen vor und nach ihm die amphibische Natur des Menschen verkannte, der gemäß derselbe Bürger zweyer Welten, der physischen und der moralischen ist, und daß er der letzteren Gesetze für den erscheinenden Menschen nicht minder klar und wahr verzeichnete, als er die Gesetze der physischen Weltordnung zu ergründen und darzutun bemüht war. Daß er nirgend über die Erscheinung und Gegen-

wart, über das Gegebene aus Erfahrung, sich erheben und weiter speculiren wollte, darf ihm nicht zum Vorwurf gereichen; es ist nur ein Zeugniß seiner Originalität, die sich nichts aufschwangen ließ, und seiner Selbsterkenntniß, der zufolge er jene Ahnungen nicht in sich fand, welche Platos Brust schwellten und erhoben. Die Benennung Empiriker, weit entfernt ein Tadel zu seyn, ist im Gegentheil das höchste Lob, indem ohne den reichsten Fond von Empirie in keinem Fache, weder in Physik noch Grammatik ein irgend haltbarer und ergiebiger Gedanke, geschweige eine Wissenschaft aufgebaut werden kann. Von dieser Empirie hängt aller Orten seine Speculation und deren Methode ab. Das griechische Wort *μεισοδος*, statt dessen andere z. B. Hippokrates und Plato auch das einfache *όδος* setzen, hat selten die Bedeutung, in der es in den neueren Sprachen gebraucht wird, für die bloße logische Form und rein analytische Entwicklung; vielmehr schließt es meistens mehr oder minder Rücksicht auf den Inhalt ein, der seinen ihm angemessenen Untersuchungsgang fordert; weshalb es auch nie eigentlich Wissenschaft als objectives System bezeichnet. An dieser Stelle jedoch, wo es, nach *τέχνη* gesetzt, den Begriff steigert, mag man beyde mit Kunst und Wissenschaft übersetzen. Wie *τέχνη* von *μεισοδος* verschieden ist, indem *τέχνη*, wie Eustratus und die meisten späteren Grammatiker ic. mit zum Theil stoischen Worten, doch aber im Sinn auch des Aristoteles definiren, *ιστι σύστημα ἐκ καταλήψεων ἐγγυμασμένων πρός τι τέλος εὐχρηστον τῶν ἐν τῷ βίῳ*, vergl. *Metaph. A. 1.* und demnach, wiewohl nicht ohne alle Reflexion, jedoch vornehmlich Erfahrung und Uebung fordert und auf ein äußeres Product ansieht, so ist *μεισοδος* auch wieder von *πιστήμη* darin unterschieden, daß diese das objective, allgemein gültige notwendige System von Erkenntnissen, die aus Vernunftprincipien abgeleitet und strenge bewiesen wer-





heit, Aufrichtigkeit an. Nie hatte ich erwartet, solch einen Mann im Morgenlande anzutreffen. Seines Gleichen dürften in glücklicheren Ländern wohl nicht viele zu finden seyn. Er ist ganz Gefühl. Wie er, hat vielleicht nie ein Morgenländer sein Weib und seine Kinder geliebt. Gestern kam er zum erstenmale, seit dem Tode seines kleinen Sohnes, in das Frauengemach. Ein Kind seines Bruders ging ihm entgegen und nannte ihn Vater. Dieser Name und die Kindes- Stimme war zu viel für ihn; er sank unmächtig nieder. Man muß sich erinnern, daß den Mahomedanern ihre Religion alles Trauern untersagt. Wer für ein Weib oder ein Kind warm fühlt, wird von den Anhängern des Islam verachtet; denn dieser lehrt nur Unempfindlichkeit und Härte. Mahmud ist sehr religiös; aber seine edlere Natur hat ihn über die menschenfeindlichen Lehren seines Glaubensbekenntnisses emporgehoben. Indessen würde ein milder guter Mann wohl besser zum Fürsten taugen. Mahmud ist das Haupt nicht, dessen Kurdisan bedarf. Er ist zu mild und hat zu viel Vertrauen zu Anderen, und zu wenig zu sich selbst. Tapfer ist er zwar im Felde, aber in da Regierungsgeschäften unentschlossen; gutmüthig, wie ein Kind, verläßt er sich auf jeden, der sich ihm zum Gehülfen anbietet; ganz Ehrlichkeit und Treue, wird er leicht getäuscht, weil er von Ränkesucht keine Vorstellung hat.

Nach dieser Schilderung wird man folgende Erzählung Mahmuds, die der Verf. sich bemüht hat, so viel als möglich in dessen eigenen Worten wieder zu geben, mit desto mehr Theilnahme lesen.

I. 144. Ich war als Gefell zu Kernanschan in Persien, als mein Vater durch Umstände genöthigt wurde, sich wieder zu den Türken zu halten. Mein Leben war demnach verwickelt, und der Bückkönig ließ mich holen, um mich zu tödten. Es war Nacht. Ich wurde vor ihn geführt, die Arme auf den Rücken gebunden. Der Prinz saß in seiner Halle; Kerzen brannten in der Mitte; der Scharfrichter stand da, gerüstet, sein Amt an mir zu vollstrecken. Manden, der auf dem Felde der Ehre den Tod nicht scheut, mag wohl ein Schauer fassen, wenn er mit gebundenen Armen dem Scharfrichter gegenüber gestellt wird. Es war ein schrecklicher Anblick, (möge dich Gott davor bewahren,) und ich gestehe, mein Muth war dahin. Doch blieb mir in der Todesangst so viel Besinnung, daß ich den Namen des Herrn anrufen konnte; und, gepriesen sey sein Name, alsbald wurde er mir offenbart. Ich fühlte eine Gewalt an meinem Herzen, als würden ihm folgende Worte eingeprißt: Bin ich nicht der, welcher dich aus dem Leibe deiner Mutter gebracht, und in allen Gefahren bis auf diese Stunde behütet hat? Konnte ich dich nicht jeden Augenblick hinwegnehmen? Warum fürchtest du dich also jetzt? Wemag dieser Mann dir ein Leid zu thun, wenn Ich nicht will? In diesem Augenblick fühlte ich mich getrostet, mein Herz gewann Stärke, und ich stand vor dem Prinzen furchlos und unerschrocken. Gelebt sey Gott, anstatt mich tödten zu lassen, wie er fest entschlossen gewesen war, sandte mich der Prinz in das Gefängniß zurück und mir widerfuhr kein Leid.

Ueber Boden und Erzeugnisse, Wirtschaft und Handel Kurdistan ist der Verf. minder ausführlich. Die Anlagen des Volkes, Körperliche und geistige, waren sehr vorzügliches Angenehm. Was er von dem Lande sagt, das saßt ein Landsmann des Wfs., der dieselben Wege zehn Jahre später von Indien aus über Persien (Journal of the Asiatic society. Calcutta. T. IV. p. 602.) betrat, in die Worte zusammen: „Kurdistan ist die Schweiz des Morgenlandes; eine unermeßliche Folge von Berg und Thal; Niederungen von unerhöplicher Fruchtbarkeit, und Gebirgspitzen, dem Montblanc gleich; es ist unter allen Gegenden der Welt, die ich gesehen habe, die lieblichste.“ Die größte Plage des Landes, in welchem gleichwohl Viele ein sehr hohes Alter bey guter Kraft erreichen, ist der „dürre Ostwind“ (Zonas IV. 8.), der zuweilen fast den ganzen Sommer hindurch einen Theil des Tages beherrscht und eine große Unspannung hervorbringt. Der Verf. hörte oft von der eigenen Art dieses Windes sagen, daß er gewöhnlich nur einen schmalen Raum fülle. Egen Ende des Septembers machte er selbst diese Beobachtung. I. 271. „Der Wind fuhr wie ein Oskan über Sultimania, während wir in unsern Zelten, nur ein Paar hundert Ruthen von der Stadt, bloß eine mäßige Bewegung der Luft spürten; ja ich sah einmal um mein Zelt her Alles von dem Winde ergriffen, während das Zelt ganz ruhig stand.“

In dem zweyten Bande dieses Werkes ist die Reise des Verf. von Sultimania nach Mosul, über Akbesa, der Nitelweg nach Bagdad, und dann seine letzte Reise, von Bagdad über Buschire nach Schiras, beschrieben. Die erstere unternahm der Verf. hauptsächlich in der Absicht, die Städte, wo einst Ninive war, (Mosul gegenüber, am linken Ufer des Tigris; Fuit et Ninus imposita Tigri – quondam clarissima, sagt Plinius) zu untersuchen. Dieß that er mit großem Fleiße; die Ausbeute war aber nicht erheblich. Was mehrere Wälle und die Ueberreste einer großen Ringmauer noch untersuchen lassen, ist vermuthlich nur der Platz, auf welchem einst die Königsburg stand; weiterhin ist benahe alles seit vielen Jahrhunderten schon unter dem Pfluge. Nachgrabungen in den Wällen sind nicht leicht vorzunehmen, weil jetzt nicht unbedächtliche Dörfer darauf stehen. Zuweilen kommen jedoch große Steine, mit Keilschrift bedeckt, an den Tag. Mosul und die ganze Nachbarschaft holt aus jenem Platze die nöthigen Bausteine.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. Januar.

Nro. 9.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem etc.

(Schluß.)

In Bezug zu anderen und anders woher verwandten Wörtern erhalten jedes der bisher kurz ange deuteten eine andere Bestimmung und Bedeutung; hier mag dieses genügen, und nur über μέθοδος seyen noch mehrere Stellen in der Note nachgewiesen. \*)

\*) „Das Wort (μέθοδος) Methode — sagt Garve S. 408 auf 409 — welches in der neueren philosophischen Sprache (— bis zu Hegel —) bloß das Formale der Wissenschaft, den Zusammenhang und die Ordnung ihrer Sätze anzeigt, bezeichnet in der alten auch zugleich das Materiale der Wissenschaft, oder den Inhalt dieser genau verbundenen Sätze.“ Aus den obigen Andeutungen erhellt, wie weit diese Bemerkung richtig ist. Im ersteren Sinne steht es An. pr. I. 50 pr.: η δία τῶν γινῶν διαίρεσις μικρόν τι μόριόν ἐστι τῆς ἀρημίνης μεθόδου (vgl. c. 2y. pr. wo ὁδός steht): die divisive Methode ist ein geringer Theil der synthetischen Methode. Ebd. II. 1 pr. und c. 25. „Οτι οὐ μόνον οἱ διαλεκτικοὶ καὶ ἀποδεικτικοὶ συλλογισμοὶ διά τῶν προειρημένων γίνονται σχημάτων, ἀλλὰ καὶ οἱ ῥητορικοὶ καὶ ἀπλῶς ἠριστοῦν πίστις καὶ ἡ κατ' ὅποιον μέθοδος (wo die Rücksicht auf den Inhalt und den Gang der Untersuchung und Beweisführung bestimmt schon hereinspielt). Soph. El. I. 11. fin. p. 440. Syll. η γὰρ περὶ τὰς προτάσεις μέθοδος ἅπασαν ἔχει ταύτην τὴν θεωρίαν. Top. I. 1 pr. ἢ μὲν προτάσις τῆς πρᾶγ-

σχεῖν wir zu unserem Philosophen zurück, so bemerkt Arist. §. 2., daß das Gut, wemach jede Kunst und Wissenschaft, jeder Entschluß und jede Handlung strebt, entweder eben im Handeln, in der

ματίας, μέθοδον ὄρν, ἀρ' ἢς δυνατῶτα συλλογίζεσθαι περὶ παντός τοῦ προτιθέντος προβλήματος ἐξ ἰνδύων, καὶ αὐτοὶ ἐπιχόντες λόγον ὑπὸν ἱροῦμεν ὑπαντίον. Ebd. am Schluß des Kap. „κατὰ τὴν προκειμένην μέθοδον“ bezeichnet es eben diesen logischen Inhalt der Topik. Vergl. π. ψυχ. I. 1, 2. und das Themistius, Philoponus Simplicius u. a. Daher in einem (angeblich Aristotelischen) Epigramm bey Menage zu Diog. 150. S. 198 Platon gerühmt wird.

Ὅτι μόνος ἢ πρῶτος θνητῶν κατέδειξεν ἐργῶν  
Ὀκλίω τε βίω καὶ μεθόδοισι λόγων  
ὡς ἀγαθός τε καὶ εὐδαίμων ἅμα γίγνεται  
ἀνὴρ sq.

Aber auch μέθοδοι τῶν πολιτικῶν λόγων Rhet. ad Alex. p. 15 Bahle und Soph. El. II. fin. p. 466: ὅσα τῆς αὐτῆς μεθόδου τῶν λόγων ἐστὶ. Man sieht, μέθοδος bezeichnet Materie und Form, aber nicht die Form, in der die Materie zuletzt in wissenschaftlicher unveränderlicher (und ἀμετάπτωτος) Gestalt hingestellt wird, sondern die Form oder Behandlungsart, wodurch die Materie für die letzte endliche apodiktische Gestaltung zugerichtet wird. cf. 2. γεν. III. 9. pr. p. 257 u. V. c. 3. p. 310 π. γεν. u. ρθ. I. 10. pr. u. a. D. Dohcy kann bald mehr die Form oder Zubereitung und letzte Gestaltung, bald mehr die Materie ins Auge gefaßt werden. Vgl. Rhet. I. c. 1 et 2 öfter und §. 11. ἔπιτεχνος μέθοδος περὶ τὰς πίστις. Cicero Empiricus S.

Thätigkeit — ἐνέργεια — selber bestehn, oder in einem Werke — ἔργον — das durch sie hervorgebracht und hingestellt werde. Hiezu sagt die philosophische Note des philosophischen Exegeten: „Εοδὸν modo πρακτῶν εἰ ποιητῶν, πρᾶξις εἰ ποίησις distinguuntur infra l. VI. c. 2. §. 5. et c. 5. §. 4. Operatio ipsa finis est ex. gr. in actione philosophi veritatem contemplantis. Tales sunt quoque omnes virtutum actiones. Opus autem finis est textoris, actione sua pannum efficientis, sutoris calceum, statuarii statuam etc. Sed etiam in artibus operatio, non opus, finis esse potest, ut notavit Paraphrastes et Eustratius; artis equitandi

192 nennt die Kunstlehre der Bescheidenheit μέθοδον τεχνικὴν; vergl. Plat. Phaedr. c. 55. 54. p. 269. 270. Die Rücksicht auf den Stoff und dessen vorläufige Verarbeitung zum Behuf der wissenschaftlichen Darstellung wiegt meistens vor; vgl. *anc. gus.* I. 1. pr. III. 1. 1. ἡ μέθοδος ἡνὶν περὶ φύσεως ἔστιν. Eubd. c. 5. §. 39. ἢ Ζήτησις und μέθ. wechself. Und VIII. c. 1. §. 5. πρὸ ἔργου γὰρ οὐ μόνον πρὸς τὴν περὶ φύσεως θεωρίαν ἰδεῖν τὴν ἀληθειαν (über Ursprung, Anfang oder Nichtanfang und Dauer der Bewegung) ἀλλὰ καὶ πρὸς τὴν μέθοδον τὴν περὶ τῆς ἀρχῆς τῆς πρώτης. (Dies weist auf das 12te Buch der Metaphysik). 2. ist. I. 6. p. 11. Erst muß man die gemeinsamen Merkmale und Unterschiede der Thierklassen kennen lernen; dann erst kann man an die Untersuchung der Ursachen derselben gehen: οὕτω γὰρ κατὰ φύσιν ἔστι ποιεῖσθαι τὴν μέθοδον, ὑπαρχούσης τῆς ἱστορίας περὶ ἑαυτοῦ. π. 2. par. c. 2. περὶ δὲ πάντων τούτων — τὰς αἰτίας θεωρητιῶν· ὅτι μὲν γὰρ οὕτω συμβαίνει, δηλονότι ἐκ τῆς ἱστορίας τῆς φυσικῆς· διότι δὲ, οὐκ σκοπιῶν. ἀρχὴ δὲ τῆς σκέψεως — πρὸς τὴν μέθοδον τὴν φυσικὴν, λαβεῖν sq. vergl. π. μακροβ. und βραχυβιολ. in fine p. 92. (ἡ περιτῶν ζῶων μέθοδος Meteor. I. 1. wo Alexander sagt: μέθοδον δὲ ἔπαιν τὴν φυσικὴν πραγματείαν) Metaph. M. c. 1. pr. et c. 9. p. 254. Physiognom. c. 4. fin. p. 144. Syll.

enim finis est bene equitare, non opus aliquod.“ Dies klingt wie eine Verichtigung des Aristotelischen Begriffes, ist aber nicht, da er hier eben nur die Güter oder Zwecke — τέλη — in die zwey Arten, ἐνέργειαι u. ἔργα unterscheidet. Vielmehr war hier anzumerken, daß der Zweck der Kunst etc. als solcher zu unterscheiden sey von dem Zweck, den der Inhaber der Kunst oder Wissenschaft mit ihr verfolget, was von seiner προαίρεσις abhängt; Rhet. I. 1, §. 14. et Metaph. III. c. 2. p. 64. Brandes. Darauf zielen jene Sinnprüche Schillers: „Ndel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen Zahlen mit dem, was sie thun; edle mit dem, was sie sind.

Und wiederum sagt er von der Wissenschaft: „Einem ist sie die hohe, himmlische Göttin, dem andern

Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorget.“ Weiter ist über τὰ τέλη nichts bemerkt, sondern demnächst zu §. 4. wird die Lesart ὑπὸ μίαν τιὰ δύναμιν der anderen ὑπὸ μίαν τ. ἀρετὴν mit Recht vorgezogen, da die meisten und besten Handschriften und der Sprachgebrauch des Arist. sie empfehlen; s. Zells Anmerkung.

Hierauf wird Bekker, der aus einer Handschrift (Laurentian. K b) welche χαλινοποιικὴ statt χαλινοποιικτὴν liest, das erstere angenommen hat, mit male abgefertiget. „Cardwellus ne

Eth. Nic. V. 1. (oder Eud. IV. c. 1.) pr. ἡ δὲ σκέψις ἡνὶν ἔστω κατὰ τὴν αὐτὴν μέθοδον τοῖς προειρημένοις. cf. Pol. VII. p. 185. und c. 2, wo gleichfalls σκέψις wie Ζήτησις mehr die subjective Betrachtung und zwar eines einzelnen Punctes bezeichnet, während μέθοδος mehr das Object und dessen Fortschreitungen anzeigt. Ebd. III. 5. p. 172. περὶ ἐκείστην μέθοδον φιλοσοφεῖν. Man setz hieraus zur Genüge, daß es viele τρόποι τῆς μέθοδου gebe; und daß es nach seiner Stellung allerley Nüancen an nimmt, z. B. bey Plutarch im Leben der 10. Heber V. Isocr. p. 1541. Steph. p. 144. Tauchn. οἱ δὲ ῥασιν οὐ μέθοδον ἀλλ' ἀσκησεί χρησασθαι sc. Isocratem. — Plato Theaet. §. 100. p. 185. Steph. Leg. I. c. 10. p. 638. extr. Rep. VI. 19. p. 510. Polit. p. 260. und 261. und 286 extr.

affert quidem istam lectionem e suo codice.“ Es stammt aber das Wort in der von Bekker aufgenommenen Lesart von χαλινοποιός, nicht von χαλινοποιήτης, und ist wahrscheinlich von dem großen Philologen wegen dieser sprachrichtigeren Bildung vorgezogen worden; die Sache verdiente authentischer untersucht und bestimmt zu werden, da wir an vielen Orten die Form ποιητική lesen, wo ποιήνη zu erwarten stand. Die nächste Anmerkung betrifft die Interpunction und Sagabtheilung, die schon in der Sylburgischen Ausgabe richtig herge- stellt ist, der auch Hr. Mich. mir Grunde folgt. Die unmittelbar folgende Anmerkung lautet: „τὰ τῶν ἀρχιτεκτονικῶν τέλην“ Zellius Giph- nium secutus: „Architectonicae facultates et artes eae sunt, quae principatum tenent et reliquarum ministerio utuntur; quemadmodum architectis in extruendo aedificio deserviunt lignarii, ferrarii, fabri, ceteri.“ Paraphrastes addit, formam (εἶδος) et regulam (κανόνα) agendi ceteris ab ipsa porrigi arte principali.“ Es ist dieses fast zu wenig, zumal da sich an diesen Gedanken, den Aristoteles öfter berührt, meh- rere anziehende und belehrende Betrachtungen über den Zusammenhang und die Abhängigkeit der Künste und Wissenschaften untereinander anknüpfen ließen. Nach der Unterordnung der Zwecke unter einen höh- eren und höchsten ordnen sich auch die Künste und Wissenschaften einer eberleitenden, architektoni- schen unter; der Zweck aber ist entweder ein Werk, ἔργον, dergleichen das vollendete Ge- bäude, dergleichen für die Strategik der Sieg und der Friedensstand ist; oder eine reine Thätigkeit — ἐνέργεια — dergleichen der Tanz, das musikalische Spiel u. a. m. ist. Daran knüpft Ar. mehrere Bem- merkungen, wie man aus den Stellen sehen kann, die schon Zell angeführt hat: Eth. Nic. I. 2, 4. VI. 7. fin. VII. 11, 1. Poet. c. 19. §. 7. p. 50 Herm. Eth. Eudem. I. 6. Pol. I. 5, 7. Metaph. I. 1. Zu diesen will ich noch einige hinzufügen, vorerst aber bemerken, daß diese Ansicht von dem Verhältnisse der Künste und Wissenschaften unter- einander schon Plato vorgetragen hat im Gorgias c. 73. S. 517 u. 518.; er nennt die einen τέχ- ναι δέσποιναι u. s. w., die andern διακο- νικαί. Was er dort als Beispiel mitgebraucht, das Verhältniß aller Künste, die sich auf Wartung und Pflege des Körpers beziehen, darüber darf als ein

ausführlicher Commentar gelten des Galenus Schrift an Thrasybulus: πότερον ἰατρικῆς ἢ γυμ- ναστικῆς ἐστὶ τὸ ὑγιεινόν; daraus will ich nur eine Stelle c. 44. hersehen. Allen auf die Wart und Pflege des Körpers bezüglichen Künften ἐφέ- στηκεν οἶον ἀρχιτεκτονικῆς τις ἢ Δερα- πευτικῆς τοῦ σώματος καὶ κελύει τῆ μὴν οἰ- κοδομικῆ — τῆ δὲ στυτοτομικῆ — τῆ σιτο- ποιητικῆ — τῆ μαγειρικῆ etc. Eben derselbe Plato hat auch ein anderes Verhältniß der Wissen- schaften untereinander bemerkt, wonach die eine höher steht, als die ihr untergeordnete, zugleich aber so in sie Einfluß hat und einseht, daß diese ohne jene gar nicht seyn würden; Aristoteles nennt sie des- halb ἀκριβέστεραι, An. post. I. 23. p. 238. z. B. die Arithmetik geht vor und geht ein in die Geometrie, Harmonik, Astronomie u. a. vgl. π. οὐρ. III. 7. §. 65. p. 84. und Top. VIII. c. 2. p. 403. Plato nennt sie ὑγεμονικαί im Phileb. p. 55. Aristoteles auch ἀρχικαί Me- taph. I. 2; und ἀρ. φυσ. II. §. 24. sagt er: διχῶς γὰρ τὸ οὐ ἐνεκα (hier meynt er nicht ἐνέργεια und ἔργον, sondern was er π. φ. II. 2. §. 5. kurz durch οὐ und εἶ unterscheidet; der Zweck der Kunst ist B. w. das Kunstwerk; für den Künst- ler aber der Erwerb und mittelst desselben der Genuß u. s. w.) δύο διὰ αἰ ἀρχουσαι τῆς ὕλης καὶ γνωρίζουσαι τέχναι, ἢ τε χρωμίνη καὶ τῆς ποιητικῆς ἢ ἀρχιτεκτονικῆς· διὸ καὶ ἡ χρω- μίνη ἀρχιτεκτονικῆ πῶς διαφέρει δὲ, ἢ ἢ μὴν τοῦ εἶδους γνωριστικῆς ἢ ἀρχιτεκτονι- κῆς, ἢ δὲ ὡς ποιητικῆς τῆς ὕλης. Vergl. Magn. Mor. I. Cap. ult. p. 40. und Polit. I. c. 3. sq. Eth. Nic. VI. 8. pr. "Ἐστὶ δὲ καὶ ἡ πολιτικῆ καὶ ἡ φρόνησις ἢ αὐτῆ μὴν εἶσι· τὸ μέντοι εἶναι οὐ τὸ αὐτὸ αὐταῖς· τῆς δὲ περὶ πόλιν ἢ μὴν ὡς ἀρχιτεκτονικῆς, φρόνησις νομοθετικῆς, ἢ δὲ ὡς τὰ κατ' ἕκαστα, τὸ κοι- νὸν ἔχει ὄνομα πολιτικῆς. — Metaph. A c. 1. ἀρχαί λέγονται καὶ αἱ τέχναι, καὶ τούτων αἱ ἀρχιτεκτονικαὶ μάλιστα, Polit. VII. 3. p. 193 μάλιστα δὲ καὶ πράττειν λέγονται καὶ κυρίου τῶν ἐξωτερικῶν πράξεων τοῦ τὰ δια- νοιαίαι ἀρχιτέκτονας. Pol. I. 8. p. 21. τὸν μὴν ἄρχοντα τελίαν ἔχειν δεῖ τὴν ἡθικὴν ἀρετὴν· τὸ γὰρ ἔργον ἐστὶν ἀπλῶς τοῦ ἀρ- χιτέκτονος. ὁ δὲ λόγος ἀρχιτέκτων. Die von Zell zu seiner Ausgabe und die hier beige-



brachten Stellen können kaum verfehlen, jeden beachtsamen Leser zu weiterem erhellenden Nachdenken zu reizen, zumal, wenn man noch hinzunimmt gar viele andere verwandte Ansprüche, wo Arist. andere Ausdrücke z. B. *ἡγεμονικῆ, ἀρχικῆ, τῆ, ἀριστοτέρα καὶ προτέρα ἐπιστήμῃ* u. s. w. gebraucht. Man sollte erwarten, wenn ein Philosoph einen Philosophen erklärt, wie Hr. Mich. uns dieß so oft wiederholt und eingeschränkt hat, wenn er hierin ein Muster zur Nachfolge für andere hat geben wollen: so müßte er, wenn nicht philologische Erläuterungen, so doch desto mehrere und bessere philosophische Erörterungen seinen Lesern gönnen. Garve z. B. wie reich würde er hier an Reflexionen gewesen seyn, die er umständlich und zutraulich auseinandergesetzt und ausgebreitet haben würde! Und Schleiermacher hätte den Gegenstand gewiß in so viele Stellungen und Gegenstellungen, Wendungen und Gegenwendungen gedreht und beleuchtet, daß d. Leser, wenn auch sonst nichts, doch mindestens die dialektischen Kunstfertigkeit dieses Meisters sich erkent hätte.

Herr Michelet ist von alle dem weit entfernt; im Gegenheil, so Philosophie er ist, d. i. Hegelianer, oder vielmehr eben weil er dieser Secte angehört, so glaubt er alle das, was ihm sein Meister von der Ideenlehre des Plato und von dem Geiste, in dem sie Aristoteles bespreitet, eingeredet hat, und er sagt es ihm unbedenklich nach zum 6ten Kap. dieses I. Buches. Rec. ist aber schon bisher weiskäufiger gewesen, als sich gebührt; doch hofft er, nicht zu weiskäufig, um auch nur an dem einen ersten Kap. zu zeigen, daß die Arbeit zu nichts weniger, als der Annahmung und Einbildung, die in den früher angeführten Worten sich ausspricht, berechtigt, und daß sie nichts weniger, als ein Muster sey, was sie seyn will, wie ein Philosoph von einem Philosophen herangegeben werden sollte.

Narrative of a Residence in Koordistan,  
etc.

(Schluß.)

Von da ging der Verf. noch eine starke Tagereise nordwärts bis zu der ganz von chaldäischen Christen bewohnten Stadt Alkosh, (Eikos, Heimat des Propheten Nahum) und dem seitwärts liegenden ural-

ten Kloster Rabban Hormuzd, mit dessen Beschreibung Ref. diese Anzeige beschließen will.

»Aus der Ferne sahen wir nichts deutlich, als ein starkes vierediges Gebäude von dunkelrother Farbe, schief am Rande eines Abgrundes. Schwarze Wolken zogen sich über das Gebirge fast bis auf das Kloster herab, und machten den Anblick desselben düsterer, und seine Höhe schelsbar größer. Uns war, als nähmen wir Abschied von der Welt, da wir den Felsweg antraten. Vorbey an ungeheuren Bruchstücken des Gebirges, in dem jetzt trocknen Beite des Bergstromes, der sie herabgeführt hatte, gelangten wir an einen Engpaß, der sich bald in eine Art Amphitheater öffnete, wo, nicht ganz auf halber Höhe des Berges, das Kloster steht. Nur der letzte Theil des Weges dahin war sehr steil. Das rothe Gebäude, das wir aus der Ferne gesehen hatten, war ein Theil der drey Kirchen, die hier an einander gebaut sind. Kleine Höhlen und Gewölbe, theils nächst den Kirchen, theils hoch darüber, dienen den Mönchen zu Wohnungen. Jeder von den 50 Mönchen, (worunter nur vier oder fünf Priester) hat seine besondere Stelle; über schmale Terrassen kommt man von einer zu der andern. Uns wurde zur Wohnung eine Kapelle angewiesen; unsere Leute fanden in leeren Höhlen, deren es eine Menge an dem ganzen Halbrreise des Berges giebt, ihr Unterkommen. Nachmittags besuchte ich die Wesper. Das Dunkel der engen, einfach gewölbten Kirche und das finstere Ansehen der Mönche in grober Bauerns tracht, jedoch von dunkler Farbe, — nur die Priester waren besser, und ganz schwarz gekleidet — erinnerte an die Thebais. Es sind unter den Mönchen Weber, Schneider, Schmiede, Steinmetzen und Zimmerleute; so daß den Bedürfnissen des Klosters durch seine eigenen Einwohner genügt wird. Es hat aber gar wenig Bedürfnisse, weil es der Regel des St. Antonius, und zwar auf das Strengste, gehorcht. Erst am andern Tage lernte ich den Abt kennen, der bey meiner Ankunft abwesend war; sein Umgang war mir angenehm. Nach seiner Angabe war der Erbauer des Klosters der Patriarch Tomassa von Seleucia in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts. Dagegen behauptet der chaldäische Erzbischof zu Mosul, schon im dritten Jahrhundert sey das Kloster durch einen Priester, Hormuzd, von dem es seinen Namen habe, gestiftet worden. Dieser Hormuzd, nach der Sage ein Königssohn aus Persien, ist der große Heilige aller chaldäischen Christen. Ich brachte in dieser Einsamkeit zwey Tage mit Vergnügen zu, und wäre gern länger geblieben; solche Stille werde ich wohl nie mehr genießen. II. 90 — 99.

Das sonderbare Vergnügen, welches unserm Verf. dieser Aufenthalt gewährte, mag ihn benozogen haben, eine Zeichnung des Klosters zu entwerfen. Die heiligende genaue Nachbildung derselben wird wohl auch denjenigen von unsren Lesern, die sich in die Stimmung des Reisenden nicht versetzen können, durch Vergewöhnung einer der ältesten Stätten des morgenländischen Klosterlebens willkommen seyn.

Nebst einer lithographirten Veylage.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Januar.

Nro. 10.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Prodrömus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, inprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesis atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam — auctore Rudolpho Wagner, medic. anat. compar. et zoolog. in univers. reg. Bavar. Erlangensi prof. publ. ordinari. acad. reg. scientiar. bavar. aliarumque societatt. literar. soc. Accedunt tabulae duae aeri incisae. Lipsiae, sumptibus Leopoldi Vossii, bibliopolae academiae scient. imp. petropolitanae. 1836. fol.

Der Titel, unter welchem unser hochgeschätzter Herr Collega der k. Akademie der Wissenschaften, denn ihr ist das genannte Werk gewidmet, seine Forschungen über die Eyer der Thiere mittheilt, ist nicht weniger beachtungswerth als der Inhalt der Mittheilung selbst. Der Hr. Verf. will nämlich nicht bloß einen Haufen isolirter Beobachtungen über die Eyer der Thiere von ihrer frühesten Entstehung an auf eine rhapsodische Weise, wobei es dem denkenden Forscher überlassen bliebe, nach Gutdünken daraus zu machen, was er will, vorlegen, sondern er weist uns ausdrücklich auf die Idee hin, welche ihn bey seinen Untersuchungen leitete, nämlich den Antheil des weiblichen Geschlechtes an dem Fortpflanzungsgeschäfte in seinen Ursprüngen aufzusuchen. Auf solche Weise treffen wir denn hier auf ein wohlgeordnetes Ganzes, wo sich die Ergebnisse unzähl-

barer einzelner Beobachtungen auf leichte und faßliche Weise kurz darstellen und das Wesentliche, worauf es eigentlich ankömmt, wie von selbst sich aufdringt. Hat daher die Lehre von der Fortpflanzung der Thiere, welche sich es von jeher mußte gefallen lassen, auf die verschiedensten, mitunter gar abentheuerlichen Weisen besprochen zu werden, und in welcher die wenigen guten Erfahrungen, welche schon länger vorliegen, ob ihrer Isolirtheit nie recht zu Ansehen und der wohlverdienten Bedeutung gelangen konnten, durch das genannte Werk, so weit es sich hiebey von dem weiblichen Antheile handelt, wirklich ungemein viel gewonnen, so muß auch noch insbesondere die gesammte Physiologie, welcher es immer deutlicher wird, daß das Leben der Individuen als ein zeitlicher, durch Stufen sich selbst begründender Vorgang lediglich eine historische Betrachtung zulasse, sich freuen, über die allerersten Anfänge des individuellen thierischen Daseyas eine so unfaßliche, ins Einzelne gehende, und in ihrem Grundergebnisse doch so einfache Belehrung zu erhalten; denn es stellt sich klar dar, daß alle Thiere und der Mensch selbst ihren Anfang nehmen durch die in den weiblichen Genitalien gebildeten Eyer, deren Struktur, wie schon der Anblick der auf beyden Tafeln gegebenen schönen Abbildungen von Repräsentanten aller Thierklassen zeigt, kleine, und wie sich vermuthen läßt, nicht wesentliche Abänderungen abgerechnet, sich überall gleich ist. Es besteht nämlich das Thierney 1) aus einer äußeren Eyhaut von ganz einfacher Textur, welche Hr. Verf. Chorion nennt; 2) aus dem in dieser Blase enthaltenen Dotter, welcher,

so weit größere Thiere eine Untersuchung zulassen, aus einer eyweißstoffigen, homogenen Flüssigkeit, kleinen Dotterkörnchen und Deltröpfchen besteht. Die so zusammengesetzte, in der frühesten Zeit der Eymbildung mehr homogene und durchsichtige, späterhin meist trübe Flüssigkeit findet sich noch in einer besonderen Haut, der Dotterhaut, eingeschlossen und zwischen den beyden Eyhäuten, dem Chorion nämlich und der Dotterhaut, scheint sich öfters Eyweiß anzusammeln. Doch ist der Hr. Verf. nicht sicher, ob auch bey den Ethern der Säugethiere der Dotter in eine eigene, vom Chorion verschiedene Dotterblase eingeschlossen sey. Ueberhaupt soll der Dotter bey dem ersten Hervortreten des Eyes unmittelbar an der inneren Fläche des Chorions anliegen, unmittelbar die Eyblase erfüllend, und sich erst später durch eine eigene Membran, deren Entstehung jedoch bis jetzt dunkel ist, abschließen. 3) Aus dem Keimbläschen, einem kleinen, sphärischen, mit homogener, eyweißartiger Flüssigkeit gefüllten, und aus einer durchsichtigen strukturlosen Haut gebildeten Bläschen. Dieser Theil, welcher wahrscheinlich das erste Gebilde des werdenden Eyes ist und sicher am Frühesten seine vollkommene Ausbildung erlangt, ist relativ zum Ey am größten, je jünger oder weniger reif das Ey ist, so daß er die Chorionsblase oft ganz ausfüllt und der Dotter nur eine dünne Schicht zwischen ihm und jener bildet. Durch den sich allmählig vermehrenden Dotter wird das im Centrum der Blase eine Zeit lang verbleibende Keimbläschen verdeckt und ist um diese Zeit weniger sichtbar. Allmählig tritt es aber aus dem Centrum gegen die Peripherie, und liegt bey fortgehender Entwicklung der Eyer unmittelbar unter der Dotterhaut, wo dann der Dotter um es die sogenannte Keimscheibe bildet. 4) Aus dem Keimfleck oder der primitiven Keimschicht, *macula germinativa*, *s. stratum germinativum primitivum*, der auch in der neuesten Zeit selbst von den genauesten Beobachtern der thierischen Eyer übersehen und von unserm Hrn. Verf. zuerst

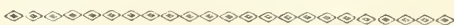
wahrgenommen, beschrieben und bey fortgesetzten Beobachtungen in allen Thieren entdeckt wurde. Man sieht nämlich an bestimmten Stellen des Keimbläschens bald einen, bald mehrere kleine runde Flecken; nur ein einfacher dunkler Fleck wird bey Säugthieren, Vögeln, den beschuppten Reptilien und den meisten wirbellosen Thieren, namentlich den Insekten, Schnecken, Seesternen, Medusen und Polypen gefunden. Bey diesen Thieren ist die primitive Keimschicht eine kleine Masse feinkörnigen Bildungstoffes, der sich zu einem mehr oder weniger sphärischen Körperchen angesammelt hat, und so viel Consistenz besitzt, daß er nach geplattem und entleertem Keimbläschen sich in verschiedene Formen durch Glasplättchen drücken läßt. Bey anderen Thieren, den Knochen-Fischen, den nackten Reptilien, den Krebsen steht man gleich anfänglich mehrere solche Keimflecke, und auch bey denjenigen Arten, wo der Fleck zuerst einfach ist, zeigt er sich bey größeren und reiferen Ethern vervielfacht. Am Schlusse des Werkes werden die mikrometrischen Maße des ganzen Eyes, des Keimbläschens und des Keimfleckes, wenn er einfach ist, übersichtlich mitgetheilt. Es ergiebt sich aus dieser Tabelle, daß, da der Hr. Verf. in mehreren Thieren die Eyer in verschiedenen Zeiträumen, in anderen aber nur nach einzelnen Beobachtungen gemessen hat, sich über das Verhältniß der Größe des Thieres zur Größe des Thieres oder zur Thierklasse kein Geyes ansmitteln lasse. Aber auch über die Größenverhältnisse des Keimbläschens und des Keimfleckes zu dem Eye selbst ergeben sich für die verschiedenen Thierklassen keine so charakterisirenden Gesetze; nur ganz im Allgemeinen kann man sagen, daß je größer das Eychen sey, desto größer auch das Keimbläschen gefunden werde und umgekehrt.

Nachdem Ref. das Wesentlichste, wie er glaubt, von der Cyhlehre des Hrn. Verf. mitgetheilt hat, muß er noch einmal auf den Titel zurückkommen. Der Ausdruck *Prodromus historiae generationis hominis atque animalium* wird nämlich von un-



seem *Hrn. Vf.* nicht gebraucht, um seiner Darstellung der Lehre vom weiblichen Ege einen formelnen Anhaltspunct zu geben, sondern darum, weil es sich hier nur von dem einen Momente des Fortpflanzungsgeschäftes handelt, und er gesonnen ist, auf ähnliche infruktive Weise von der Erzeugung des männlichen Samens und der Entstehung der Spermatozoen, worüber er schon höchst interessante Beobachtungen mitgetheilt hat, und in unseren Denkschriften noch mehreres mittheilen wird, zu handeln, so, daß wir also wohl einem *Prodromus* alter in Beziehung auf die Beschaffenheit und Genese des männlichen Zeugungsstoffes entgegen sehen können, und nun bliebe nur das Dritte noch übrig, wodurch die Fortpflanzungslehre der Thiere vervollständigt und die beyden *Prodromi* erst wirklich zu solchen gestempelt würden, nämlich die Lehre von den Ergebnissen aus dem Begegnen der beyden Zeugungsstoffe. Da jedoch die Untersuchungen über die Vorgänge im weiblichen Organismus bey der Befruchtung Hindernisse darbieten, welche sich nicht allein durch rastlosen Fleiß überwinden lassen, sondern einen nicht unbedeutenden Kostenanwand neben unsäglicher Mühe mit sich führen, so kann *Ref.* den Wunsch nicht unterdrücken, daß dem *Hrn. Vf.* oder vielmehr in ihm der Naturlehre der thierischen Körper überhaupt eine Unterstützung werden möge, welche, wenn sie auch an Umfang jener, womit *Harvey* von seinem Könige beglückt wurde, nachstünde, bey den schon gemachten großen Fortschritten der Wissenschaft doch gewiß nicht geringere Früchte hoffen ließe. Gelingt es nun auf irgend eine Weise dem *Hrn. Verf.*, von seinen *Prodromis* an die Lösung des Hauptproblems selbst zu gehen, und die Geschichte der Befruchtung und des befruchteten Eges zu verfolgen, so muß sich dann auch aufklären, in wie ferne die im Thiercy vor der Befruchtung befindlichen Theile richtig gedeutet und daher die ihnen einstweilen gegebenen Benennungen beizubehalten seyen. Bedenkt man nun, in welcher ungewein kurzer Zeit v. *Bär's*

Wiederauffindung des Säugethiereyes und nähere Bestimmung seiner Beschaffenheit ihre unbedingte Anerkennung, Bestätigung, Erweiterung und Berichtigung erlangt hat, und daß in nicht ganz neun Jahren nicht allein alle Bedenken über die Sache gehoben worden sind, sondern nun auch unsere Kenntniß des thierischen Eges vor der Befruchtung durch *N. Wagner* eine abgerundete Vollendung erhalten hat, welche Nichts mehr zu wünschen übrig läßt als die Geschichte der Eger nach der Befruchtung, und vergleicht man damit die Gleichgültigkeit, mit welcher die *De Graaf'schen* Entdeckungen des Säugethiereyes ihrer Zeit aufgenommen und fast andertzhalfhundert Jahre lang vornehm schände ignoriert wurden, so kann man aus dieser Vergleichung wohl den Schluß ziehen, daß dermalen die Naturlehre der Thiere so glücklich und rasch voranschreite, wie man vor nicht zu langer Zeit zu hoffen kaum hätte wagen mögen.



Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von *Dr. G. H. v. Schubert*, *Hofrath* und *Professor* in *München*. Zweyter Band. Erlangen bey *J. F. Palm* und *E. Enke*. 1836. (598 S. mit 18 Kupfertafeln).

Dieser zweyte Band des Buches, dessen ersten Band wir in dem vorigen Jahrgange unseres Blattes anzeigten, ist in 2 Abtheilungen erschienen, davon die erste die Geschichte des Mineralreiches, die zweyte die des Pflanzenreichs enthält. Namentlich ist die erste Abtheilung so gänzlich umgearbeitet und so durch Zusätze vermehrt worden, daß sie sich als ganz neu ansehen läßt, und auch von einem Theil der zweyten Abtheilung gilt daselbe.

Der erste §. betrachtet den Grund der Mannichfaltigkeit der Dinge. Wir lassen ihn, zum Theil wenigstens, mit seinen eigenen Worten reden.



„An jedem endlichen Dinge, wie vollkommen es auch erscheine, haftet ein Mangel, welcher der Ergänzung von außen her bedarf. Die eine Art von Wesen hat das in Fülle, was der andern fehlt; diese wiederum ist stark in dem, worinnen jene schwach ist. So schließt sich denn, wie an das Wachen der Schlaf und an den Schlaf wieder ein neues Wachen, an die Schwäche die Stärke, an das Bedürfniß die Sättigung an. Und nur auf diese Weise erhält sich in unserer Sichtbarkeit ein Bewegen und Leben. Wäre nicht eine Entgegensetzung, wäre nicht eine Mannichfaltigkeit der Dinge, so wäre auch kein Zug des Eines gegen das Andere, starr und todt würde der Staub der Erde bey andern Staube ruhen. So ist das Entstehen der Mannichfaltigkeit ein Ausgang des sichtbaren Wesens zum Leben, zum Bewegen, zur Gestaltung. Es beginnt dieser Ausgang in dem ersten, allgemeinen Grund des Seyns und Lebens, aus seiner Kraft wird das besondere Seyn erzeugt. Aber eben in wiesern dieses ein besonderes, ein Senn ausser dem Grunde des Seyns ist, ist es zugleich ein Mangelhaftes, ein Begrenztes. Mit der Kraft des Seyns pflanzte jedoch der Quell des Lebens allen werdenden Dingen zugleich einen Funken seines eigenen Wesens ein; den Zug eines Bewegens des Eines zum Andern, welcher von der Natur der Liebe ist. So wird die sichtbare Natur ein Vielsaches und Mannichfaltiges, weil sie ein Endliches und Sterbliches ist; an die Mannichfaltigkeit aber knüpft sich ein Band der Erhaltung an, welches das Sterbende und Vergehende zu einem Lebenden und Fortbestehenden für andere Lebende und Seneude macht. Dieses Band geht von dem Wesen eines ewigen Anfanges alles Seyns selber aus; und die Mannichfaltigkeit der erschaffenen Dinge ist für unser Erkennen eine unerschöpfbare und unendliche, weil seine Liebe, welche alle Dinge trägt mit ihrer Kraft, eine unermessliche und unendliche ist.“ —

Auf demselben Grunde, auf welchem die Mannichfaltigkeit der Dinge überhaupt, beruht nach §. 2. auch die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Theile, die wir an den organischen Körpern bemerken. In dem Wesen der Gewächse, wie der Thiere muß eine Macht inwohnen und walten, verwandt

mit jener allwaltenden Schöpferkraft, von welcher alle Vielartigkeit des Geschaffenen ausgehet. Diese inwohnende Kraft ist die Seele: die organischen Wesen sind zugleich beseelt; während die unorganischen zugleich unbeseelt sind. Die Seele, als ein Funke der Schöpferkraft selber, giebt allein den lebenden Wesen die Kraft, ihres Gleichen zu erzeugen; nur den organischen Wesen kommt es zu, fruchtbare Samen in sich zu tragen. Wie die Welt der organischen, mit Zengungskraft begabten Wesen in zwey Reiche, jenes der Thiere und Pflanzen zerfällt, so umfaßt eigentlich auch die Welt der unorganischen zwey verschiedene Reiche. Das eine ist das der Steine, deren Wesen vorherrschend auf ihrer Beziehung zu dem Erdganzen beruhet, dessen sie alle durchdringende Kraft ihnen den Zug der Schwere, den wechselseitigen Zusammenhalt der Theile und die regelmäßige Gestalt gab. Dieses Reich der unorganischen Dinge ist nur der Zerstörung, nicht einem beständigen Kreislaufe der Veränderungen unterworfen. Dagegen unterliegen die Körper des andern Reiches der Unbeseelten, zu denen das Wasser und die Atmosphärischen im engeren Sinne gehören, ohne Aufhören dem Einfluß des Wechselverkehrs ihres Planeten, zunächst mit der Sonne. Licht, Wärme und Elektrizität haften nicht nur ruhend an ihnen, wie an den ersteren, sondern bewegen sich durch sie und in ihnen und ziehen jene selber in ein Bewegen hinein, welches, ohne Ruhe und Rast, von einer Wandlung zur andern eilet. Vielleicht könnte man das erstere Reich der unorganischen Körperwelt als das tellurische, das andere als das siderische bezeichnen. Von dem letzteren, dem siderischen oder dem Reiche der Atmosphäriten hatte schon der vorhergehende Band gehandelt; der gegenwärtige wendet sich zu dem näheren und sicherer bey der Hand liegenden: zu dem Reiche der Steine.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Januar.

Nro. 11.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Zweyter Band. Erlangen bey J. J. Palm und C. Enke. 1836. (598 S. mit 18 Kupfertafeln).

(Fortsetzung.)

Dieses, das Steinreich, hat in der Mitte der andern Naturreiche und in Beziehung auf dieselben vorherrschend die Bestimmung: ein zurückstrahlender Spiegel und Condensator der lebensfördernden Kräfte zu seyn, welche mittelbar, namentlich von dem höhern Centralkörper nach der Erde ausgehen. Denn wie das Metall am kräftigsten und Besten die Elektrizität leitet, weil ihm selber keine Elektrizität inwohnt; wie dasselbe am Hellsten das Licht der Sonne zurückstrahlt, weil es selber von vollkommen undurchsichtiger, lichtloser Natur ist, so wird das Reich des Unorganischen, an sich selber seelenlos, zu einem Behältniß und Träger jener Naturkräfte, welche dem Leben der vegetabilischen und animalischen Seele bestreuet und förderlich sind. Die Wärme, welche die Strahlen der Sonne an der Erde wecken, würde, dieß lehret uns schon der Aufenthalt auf hohen Berggipfeln, nicht seyn, wäre nicht die Masse der Körper da, aus denen die Oberfläche des Planeten besteht. Eben so wenig würden die Elektrizität, der Galvanismus und Magnetismus wirksam zu werden vermögen, ohne die festen Körper der Erdoberfläche.

Die chemischen Bestandtheile der Mineralkörper werden (§. 4.) mit solcher Ausführlichkeit betrach-

tet, daß dieser Abschnitt zugleich die Grundlage für die Geschichte der chemischen Zusammensetzung und Wirksamkeit auch der andern irdischen Naturreiche zu bilden vermag. Hierauf vergleicht der . 5. die Gründe der eigenthümlichen Schwere der Mineralkörper, der §. 6. die Dehnbarkeit, Sprödigkeit Härte, und Zerpringbarkeit der Steine; §. 7. die Brennbarkeit und salzige Auflösbarkeit derselben; §. 8. die Eigenschaften der Schmelzbarkeit, Elasticität und des Magnetismus. Einer der ausführenderen Paragraphen dieser Abtheilung ist der §. 9., welcher die Krystallisation der Fossilien zunächst nach G. Rose beschreibt. Er beschäftigt sich mit der Beständigkeit der Krystallisationsformen der einzelnen Mineralkörper, mit ihrer Zurückführbarkeit auf bestimmte Grundformen und den Modificationen dieser Grundformen, so wie mit den vermuthtlichen Ursachen dieser Modificationen. Hierauf handelt er von dem Isomorphismus und Dimorphismus, so wie von dem gestaltenden Einflusse, der in dem Vorgang der Krystallisation waltet; beleuchtet dann das Verhältniß der Krystallisation zu den übrigen Eigenschaften der Fossilien und beschreibt zuletzt die verschiedenen Krystallisationsysteme. Diese sind:

- 1) Das System der regulären oder tessularischen Krystallgestalten, welches das Octaëder, den Würfel, das Dodecaëder, und Tetraëder sammt ihren Modificationen umfaßt.
- 2) Die Ordnung der hexagonalen oder der rhombischen Grundformen, unter welcher das Geschlecht des Rhombëders und des Triangulardodecaëders stehen.

- 3) Das Tetragonal- oder das Pyramidalssystem, wohin das Quadratoctäeder und das quadratische Prisma gehören.
- 4) Das orthotypische oder anisometrische System, welches das Rhombenoc-täeder und das orthotypische Prisma in sich begreift.
- 5) Das System der hemiothotypen oder klinorhombischen Krystallgestalten, namentlich mit dem Prorogen-Octäeder.
- 6) Das System der anorthotypischen oder 1 u. 1 gliedrigen Krystallgestalten, mit dem unsymmetrischen Prisma. —

Von der Krystallisation wendet sich die weitere Betrachtung des Mineralreiches zu der unfrySTALLINISCHEN Gestaltung und Gestaltlosigkeit, dann zu der inneren Structur und Absonderung der Fossilien, von deren Verhältnis zum Lichte, Durchsichtigkeit, Strahlenbrechung, Trifision und Farbenwandlung, Glanz, bleibender Färbung und Phosphorescenz der §. 12. handelt.

Was die systematische Anordnung der Fossilien betrifft, welche weiterhin zu Grunde gelegt wird, so beachtet diese zunächst den chemischen Stoff, welcher die Wechselbeziehung begründet, in der sich der unbeseelte Körper zu dem Erdganzen und zu seiner Atmosphäre befindet. Hiernach entstehen die Klassen der metallischen und brennbaren, der erdigen und salzigen Mineralkörper.

Eine genauere Beachtung läßt uns dann in der Klasse der metallischen Fossilien jene an die Spitze stellen, welche, weil sie fast immer nur in reinem einfachem Zustande und ohne den Zug nach der Vereinigung mit der Lebensluft gefunden werden, am weitesten von den zusammengesetzten, luftathmenden Wesen der organisierten Natur abstehen. In den weiteren Gliedern der Reihe der metallischen Körper steigert sich allmählig der Zug nach der Verbindung mit dem Sauerstoffgas, bis wir, an der Grenze der Metalle, neben dem Arsenik und Selen die Klasse

der brennbaren Fossilien, auftreten sehen. Da, wo die Empfänglichkeit der brennbaren Grundlage für die Vereinigung mit der Lebensluft den höchsten Gipfel erreicht, kommt eine Spannkraft, gleichsam von elektrischer Art, zu ihr hinzu, welche den Gesteinen nicht bloß einen Grad der Festigkeit verleiht, der unter den metallischen nirgends gefunden wird, sondern ein vorherrschendes Verhältnis zu dem Lichte und zu der Elektrizität selber, wodurch die Fossilien sehr oft, ohne daß es hiebei der chemischen oder galvanischen Auflösung bedarf, zu selbstpolaren (durchscheinenden und idioelektrischen) werden. Das Sauerstoffgas der Atmosphäre steht zu den metallischen Grundlagen der Erden und Kalien in einem so nothwendig ergänzenden Verhältnis, daß wir dieselben nirgends auf der uns bekannten Erdveste in einem unverbrannten Zustande antreffen. Jene Abhängigkeit jedoch von dem oxydierenden Princip wächst in dieser Klasse von Glied zu Glied, so daß die alkalischen Erden, außer dem Sauerstoff, der die metallähnliche Basis erst zur Erde macht, auch noch Säuren in immer bedeutenderer Menge aufnehmen, bis zuletzt in der Abtheilung der Salze die Säure zum vorwaltenden Bestandtheile wird, und hierdurch die leicht auflösblichen Fossilien dieser Klasse, vor allen das Steinsalz, in welchem das Chlor die Stelle des Oxygens vertritt, in ein Verhältnis zu der nächst höheren Ordnung der Körperwelt, zu der des Organischen kommen, wobei sie selber in der Weise der Lebensluft wirksam sind. Hiernach ist die Eintheilung des Mineralreiches in vier Klassen eine natürliche, denn sie ist vor allem auf das Verhalten der chemischen Grundlage gegründet. Zuletzt entspringt auch hier, wie überall in der Welt der Dinge, die Theilung in zwey Paare von Polaritäten aus der doppelten selbstthätigen, oder passiv empfangenden Richtung alles Seyns und Werdens entweder auf den einen Grund alles Seyns, oder auf die Mannichfaltigkeit aller gewordenen und werdenden Dinge hin. Die nach der höheren Einheit (hier das Oxy-

gengas) hingedrehte Richtung findet sich bey den metallischen und brennbaren; die der Welt des Manichfaltigen zugewendete bey den erdigen und salzigen Fossilien.

Was die weiteren Eintheilungen der vier natürlichen Hauptordnungen des Mineralreichs und die Benennung dieser Eintheilungen betrifft, so stellt der Vf. unter dem Namen der Erzmetalle (Archimetalla) jene vorherrschend elektropositiven zusammen, welche nur sehr schwer Verbindungen mit dem Sauerstoffgas eingehen, von welchem sie sich durch bloße Erhitzung wieder trennen lassen. Dazuhin gehören mithin die sogenannten edlen Metalle: Gold, Silber, Platina. Unter dem Namen Grund- oder Werkmetalle wird jene natürliche Familie beschrieben, welche häufig in geognostischer Zusammenfassung sich findend, einen großen Antheil sowohl an dem inneren Bestande des Grundwerkes der Erde vest hat, als auch durch Dehnbarkeit und Streckbarkeit zu Werken der Menschenhand am häufigsten benutzt wird. Die hieher gehörigen Metalle: Kupfer, Eisen, Wey, Zinn, Zink halten das einmal aufgenommene Oxyden so fest, daß sie sich daselbe durch bloße Erhitzung nicht entziehen lassen. Als Glasmetalle werden jene sehr schwer reduzierbaren, spröden Metalle der elektropositiven Reihe aufgeführt, deren Oxyde sich in vorzüglichem Maße geneigt zeigen, mit den Erden buntfarbige Schmelze zu geben, wie Kobalt, Mangan, Uran u. s. w. Die leichtflüchtigen, spröden Metalle der elektropositiven Reihe sind Wismuth und Tellur. Die elektro-negativen Metalle werden in Hartmetalle, wie Wolfram, Titan, Tantalum, und in brennbare, flüchtige Säuren bildende getheilt. Zu den letzteren gehören das Spiegeglanzmetall, Arsenik und Selen.

Die Eintheilungen der brennbaren Fossilien sind ganz die alten geblieben, dagegen werden die sogenannt erdigen Fossilien unter dem Namen der selbstpolaren zusammengefaßt, weil schon die große Härte und Festigkeit der meisten unter ihnen auf

eine Stärke der wechselseitigen Anziehung der Stoffe hindeutet, welche, ihrerseits, nur eine Folge des höheren Maaßes der Spannung und der inneren polarischen Entgegensetzung seyn konnte. Aber die erdigen Fossilien verdienen den Namen der selbstpolaren noch in einem andern Sinne. Die herrschende Erde dieser ganzen Klasse, die Kieselerde, gleicht in allen ihren Eigenschaften einer Säure und vertritt daher selber gegen andere Stoffe ihrer Region die Stelle des Sauerstoffgases in einem Maaße, welches das zwischen verschiedenen Oxyden der eigentlichen Metalle stattfindende bey weitem übertrifft. Uebrigens sollte auch die hohe, krystalinische Haltung, so wie die Fähigkeit vieler erdigen Fossilien, durch Reiben oder Erwärmen selbst elektrisch zu werden, durch die Benennung: „Selbstpolare“ angedeutet werden. Was nun die weitere Anordnung dieser vollkommensten Klasse der Fossilien betrifft, so wählt der Verf. den alten Namen Anthracien (Carbunculi) für die an der Spitze stehenden Fossilien von den höchsten Graden der Härte, des Glanzes u. s. w. mithin für den Demant, Rubin, Chrysoberyll, Topas, Smaragd, Granat, Hyacinth u. s. w. Auf diese folgen dann die Ordnungen der tieselsauren, talkartigen und andern Fossilien. Die Eintheilung der Klasse der Salze ist die gewöhnliche.

Noch erwähnen wir, daß bey den einzelnen Arten die Namen der Alten, so viel als zweckdienlich schien, beygefügt sind. —

Was die zweyte Abtheilung des zweyten Bandes betrifft, welche die Geschichte des Pflanzenreichs enthält, so können wir uns über den Inhalt derselben kürzer fassen, da nur die ersten 10 Bogen größtentheils neu sind, die andern aber, welche die Beschreibung der natürlichen Familien geben, nur dadurch von der früheren Ausgabe sich unterscheiden, daß sie Lindley's und Wirtling's neuere Leistungen benützen und die Namen der Al-



ten bey den von diesen gekannten Pflanzenarten hinzuzufügen.

Wenn wir, so erörtert dieß der §. 52., die Pflanze mit dem Thiere und mit dem Menschen vergleichen, so hat sie mit beyden gemein, daß sie organisch ist, daß sie erzeugt wird und ihres Gleichen erzeuget und eben darum auch durch innere Kräfte wächst, abnimmt, stirbt und verwest. Organisch kann die Pflanze nur seyn, ihres Gleichen kann sie nur erzeugen, weil sie beseelt ist; sie hat mithin, wie das Thier und der Mensch, eine lebende Seele. Aber neben dieser Uebereinstimmung hat die Pflanze etwas und zwar ein Hauptsächliches, worinnen sie von dem Thier sich unterscheidet: das Wirken der Seele, welche in der Pflanze lebt, ist nur für den Leib da, nicht aber das Weben und Wirken des Leibes für die Seele. Die Fäden der Verleiblichung, welche von der Pflanzenseele ausgehen, drängen sich dem Lichte und der Wärme, der elastisch bewegten Luft und der Nahrung entgegen, damit sie an die Fülle des äußeren Lebens sich anknüpfen und in der Kraft von diesem Wachsthum, Reife und Gedeihen erlangen. Dasselbe thun auch jene Fäden der Verleiblichung, welche von der Seele des Thieres ausgehen; denn auch dieses nimmt zum Gedeihen des Leibes an seiner Oberfläche das Licht, in seinem Inneren die Luft auf. Aber außer dieser Bestimmung: das aufzunehmen, was zu seinem eigenen Gedeihen dient; außer der Bestimmung, welche nur die eigene Erhaltung angeht, hat der Leib des Thieres noch eine andere: er ist nicht nur für sich selber und hiemit für den bloßen Genuß der ernährenden Elemente der Außenwelt, sondern für ein Inneres, für die Seele da. Darum zeigen sich an dem vollkommeneren Thiere außer jenen Organen, die der Ernährung und dem Wachsthum des Leibes dienen, ein Auge, ein Ohr und andere Sinne, mittelst deren das Licht, die bewegte Luft und andere Agentien der äußeren Natur nicht bloß ein Etwas für den Leib, sondern, als Gegenstand des Empfin-

dens, ein Etwas für die Seele werden, und auch an unvollkommenen Thiere ist eine vereinigende Mitte da, auf welche die Wechselwirkungen des Leibes mit der Außenwelt nach innen sich beziehen. Während demnach die Seele, die in der Pflanze lebt, den Leib nur in der Wechselwirkung mit der äußeren Natur dahingiebt, ohne das Gegebene wieder zurück zu empfangen, wird dagegen der Seele, die im Thiere wohnt, der Leib, mit seinem Wechselverkehre, als Gegenstand der Empfindung wieder zurückgegeben.

(Schluß folgt.)



Synopsis novorum generum, specierum et varietatum testaceorum viventium anno 1854 promulgatorum, adjectis iis quae in diariis societatis zoologicae Londinensis ab anno 1850 editis relata sunt. Supplementi loco ad ill. Wiegmann historiae naturalis promtuarium collegit, digessit, adornavit Th. Müller, phys. stud. Berolini 1856. 256 S. 8.

Absicht und Umfang dieses Buches ist bereits hinlänglich auf dem Titel ausgesprochen, und die Conchyliologen werden es mit Dank anerkennen, daß Professor Wiegmann die Veranlassung zu einer solchen Zusammenstellung gegeben hat, welche von Th. Müller mit eben so viel Fleiß als Geschick ausgeführt worden ist. Es sind hier weit mehr neue Arten aufgenommen, als in der zweyten Auflage von Lamarck. Die Definitionen sind ausführlich, auch die Maße, so weit sie von den Autoren bestimmt sind, angegeben; außerdem sind noch hier und da Bemerkungen beygefügt. Für die systematische Anordnung ist Menck's Synopsis Molluscorum zur Grunde gelegt, und die ganze Zusammenstellung sehr übersichtlich eingerichtet. Vom Jahre 1835 ist bereits ein ähnlicher Band, wie der vorliegende, zugesagt, und Ref. hofft, daß ein so zeitgemäßes und zugleich so tüchtig durchgeführtes Unternehmen die verdiente Anerkennung finden werde.

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Januar.

Nro. 12.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Veneticis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz Professor Tubingensis. Stuttgartiae et Tubingae sumptibus J. G. Cottae. Londini apud Black, Young et Young. Tavistock Street, Latetiae apud Firmin Didot. Vol. II. 1835. XX. 684. Vol. VIII. 1835 IV. 320. Vol. IX. Affixa est E. Finckhii epistola critica. 1836. XXVII. 782.

Mit diesen drey Bänden ist die Sammlung, welche die Theorie der Beredsamkeit bey den Griechen enthält, vollendet und wir können, da die Anzeige des früher Erschienenen in diesen Blättern (1835. Nr. 31 — 36.) den Standpunct, von welchem aus diese verschiedenen Schriften betrachtet seyn wollen, nachgewiesen hat, das Wichtigste und Bedeutende, was hier zu finden ist, in größerer Kürze darstellen.

Der zweyete Band liefert die Scholien zu den im ersten enthaltenen Progymnasmata des Aphthonius; wie Hermogenes in der Rhetorik die Grundlage bildete und vielfach commentirt wurde, so Aphthonius in den Progymnasmata; in diesen schien er vollständiger, und durch seine Beyspiele belehrender als Hermog.; als erste Anleitung nicht ganz unnütz, war er auch nicht werth, einen Excerpten zu finden, und

solte eine Erklärung fruchtbar werden, so mußte sie weit über die Kenntnisse des Autors hinausreichen, wie wir dieses bey einigen Commentatoren des Hermogenes gesehen haben, hier aber nirgends hervortritt; mit welchem Erfolge auch dieser Gegenstand behandelt werden könne, zeigen die Progymnasmata des Theon. — Es sind mehrere und verschiedene Commentare, von welchen nur der erste p. 1. — 68. von Aldus gedruckt war, alles übrige verdanken wir der Thätigkeit des Herausgebers. Die Prolegomena p. 1 — 4. stehen außer Beziehung auf die Progymnasmata und geben nur aus den übrigen Bänden Bekanntes. \*)

Von einem andern Verfasser ist *ὀρισμός τοῦ κασόλου προγυμνάσματος* p. 5 — 9, worin das Wichtigste die Definition der Rhetorik von Diodorē, vielleicht dem Schüler des Critolaus: *ῥητορικὴ τοίνυν ἴστω, ὡς Λιόδωρός φησι, δύναμις ἐρετικῆ καὶ ἱρμυνετικῆ μετὰ κόσμον τῶν ἐνδεχομένων πιδανῶν ἐν παντὶ λόγῳ*. wir lesen nämlich dieselbe Definition lateinisch nur mit entstellten Namen bey Quintilianus II. 15, 16. Quod vitium fugiens Theodoros (al. Eudoros) vim putat inveniendi et eloquendi cum ornatu credibilia in omni oratione. Die Exegese selbst p. 9 — 68 ist ein Excerpt aus den weitläufigen folgenden Commentarien, ganz in der Art, wie Maximus Planudes die reichhaltigen Schriften zu Her-

\*) Vgl. V. 609 sq. VI. 34. woraus manche Verbesserung von selbst erfolgt, z. B. p. 5, 2. *περιέχων* für *παραίτων* aus p. 7. 124. *ἐβεντασεῖσι ἀνεκείμηνον* für *ἀπολογουμένων* u. a. m.

mogenes compilirt hat. Der Vers des Menander p. 16:

βέλτιστε, μὴ τὸ κέρδος ἐν πᾶσι σκοπέι.

der auch p. 251. 295 wiederkehrt und wovon der Herausgeber sagt: Fragmentum hoc non invenio apud Meinekium, steht in den Monostichis pag. 314 M.

II. Προλεγόμενα εἰς τὴν ῥητορικὴν τοῦ Δοξοπατρὶ. p. 69 — 80 nichts als eine Einleitung, und diese selbst wieder nur Auszug des nachfolgenden vollständigen Werkes zu Aphthonius.

III. Τοῦ Δοξοπατρὸς ῥητορικαὶ ὁμιλίαι εἰς τὰ τοῦ Ἀρδονίου προγυμνάσματα p. 81 — 564. Nach der eigenen Erklärung der Vorrede haben wir nur eine genaue Zusammenstellung dessen, was Frühere beachtungswerthes geschrieben haben, mit besondern Zusätzen des Doxopatri oder Johannes Siceliota. Die lange Vorrede p. 81 — 144, — in einer Madrider Handschrift von p. 83 — 118 dem Trophonius zugeschrieben —, ähnlich der zu Hermogenes im vierten Bande, mit welcher sie so vieles in Stoff und Ausföhrung gemein hat, gibt die verschiedenen Ansichten über Rhetorik nach Gorgias, Aristoteles, Dionysius Thrax, Hermogenes, Geometres, u. a.; Aristoteles Definition, welche die Rhetorik als etwas rein Formelles ohne bestimmten Gegenstand betrachtete, während die späteren ihr die civiles quaestiones, πράγματα πολιτικῶν, als Substrat unterlegten, und dadurch ihre Allgemeinheit beschränkten, wurde gegen den Einwurf, daß daselbe dann auch von der Dialektik gelte, noch von Geometres p. 103 in Schutz genommen; auch was Definition selbst ist, wird nach Plato und Aristoteles vorgetragen; aber des erstern Worte: ὁρισμός ἐστι λόγος σύντομος, δηλωτικός τῆς φύσεως τοῦ ὑποκειμένου πράγματος wird man wohl vergebens in den Dialogen suchen und die in den ὄροι enthaltene (p. 571. Bkk.): ὄρος λόγος ἐκ διαφοράς καὶ γίνους συγκείμενος lautet dem Worte,

wie dem Inhalte nach, ziemlich verschieden. Weitläufig wird die alte Streitfrage, ob die Rhetorik ἐπιστήμη oder τέχνη sey, erörtert und die treffende Stelle aus dem Gorgias in voller Ausdehnung mitgetheilt p. 112 — 115. Dann folgen die bey den Alten in solchen Einleitungen gangbaren Untersuchungen (ἢ τῶν πολυδρῶλῆτων κεφαλαίων Ζήτησις, ὅτι τῶν ἀριστῶν ὡς φασὶ τευχαιούτων) über Tendenz und Zweck der Schrift (σκοπός), über den Nutzen (τὸ χρησίμιον), über die Nectheit (τὸ γνήσιον), welcher Rang ihr, mit ähnlichen verglichen, gebühre, z. B. die Progymnasmata stehen als Einleitung von der Rhetorik (τάξις τῆς ἀναγνώσεως) über den Titel (ἢ αἰτία τῆς ἐπιγραφῆς), die Eintheilung (ἢ εἰς τὰ μέρη διαίρεσις), die methodische Behandlung (ὁ διδασκαλικὸς τρόπος), über den Vorzug dieser Schrift vor andern (διὰ τί προτιμῶνται τῶν ἄλλων ὁ Ἀρδονίου τῶν περὶ ῥητορικῶν προγυμνασμάτων διαλαβόντων). Vergl. III. 728. VII. 99. Diese Vorrede endet mit p. 143. 6; das Folgende bis 145 ist nur Wiederholung des Vorgetragenen. Doxopatri ist Johannes Siceliota, dessen Commentar zu Hermogenes bereits näher bezeichnet worden ist; offenbar sind diese Homilien zu Aphthonius, wenn sie anders mit Nect seinen Namen tragen, weit früher und aus einer Zeit, wo er selbst noch wenig in der alten Rhetorik erfahren, und von der Weberzeugung und Tendenz, die sich zu Hermogenes ausspricht, noch weit entfernt war; so fast ganz verschwindet hier die dort so schroff auftretende Individualität des Mannes; höchst selten geschieht der Kirchenvater Erwähnung, nur einmal, p. 425 — 8. wird aus Gregorius Leichenrede auf Basilius eine längere Stelle ausgezogen; alles andere ist Zusammenstellung, gleichsam notae variorum, aus Nicolaus, Theon, Sardeen, Geometra, Sopater u. a. auch Eustathius, wird p. 545. erwähnt, Varianten und Scholien alter Handschriften sind p. 556; 564. angemerkt, doch alles wenig von Belehrung;

die wichtigste Notiz für Geschichte der Rhetorik findet sich p. 513. Gleich unbedeutend im Ganzen und nur durch einzelne wenige Bemerkungen (p. 610. 622. 630. 676. 683.) anziehend ist der dritte und letzte Commentar dieses Bandes:

IV. *Σχόλια εἰς τὰ τοῦ Ἀρσενίου προ-  
νομασματα* p. 565 — 684.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Zweyter Band. Erlangen bey J. J. Palm und E. Enke. 1856. (598 S. mit 18 Kupfertafeln).

(Schluß.)

Hiermit wird derselbe ein Eigenthum der Seele, mit welchem diese selbstthätig bewegend waltet. Darum hat das Thier mit der Empfindung zugleich die Kraft der selbstthätigen Bewegung, weil es eine allvereinende Mitte, ein Seelenorgan besitzt; die Pflanze ist der Empfindung, wie der selbstthätigen Bewegung beraubt, weil in ihrer Leiblichkeit keine allvereinende, Alles auf sich zurückführende Mitte: kein Seelenorgan gefunden wird. Wie durch das magnetische Eisen, wirkt durch die lebende Pflanze ein allgemeines Bewegen, dem dieselbe, nach ihrem ganzen Wesen, passiv, wie ein Schlafendes, dahingegeben ist, weil das Ende desselben nicht in ihr selber (wie im Thiere), sondern außer ihr liegt. Aber eben durch diese scheinbare, innere Beschränkung seiner Natur empfängt das Pflanzengleich die Fähigkeit, das zu seyn und zu werden, was es seiner eigenthümlichen Bestimmung nach im Gebiet der irdischen Sichtbarkeit seyn soll: ein großes System der Gefäße, darinnen für das Reich der lebenden Wesen das nährende und heilkräftige Flüssige zubereitet wird und enthalten ist.

Diese eigenthümliche Bestimmung des Gewächs-

reiches, aus den unorganischen Elementen den organischen Stoff zu bereiten, der dem organischen Leben der höheren Ordnung zur äußeren Grundlage zu werden vermag, wird hierauf deutlicher aus dem Inhalt des §. 34. erkannt, welcher von den chemischen Bestandtheilen der Pflanzen handelt. Derselbe betrachtet zuerst im Allgemeinen die vorherrschenden Elemente und chemischen Verbindungen der organischen Körperwelt, hierauf die sogenannten nähren Bestandtheile den Vegetabilien: Schleim, Zucker, Mannasüß, Stärkmehl, Farbstoff u. s. f.; zuletzt ist eine tabellarische Uebersicht über die chemischen Pflanzstoffe gegeben.

Die Lehre von den Elementarorganen des Pflanzenleibes umfaßt zuerst eine Betrachtung der Wechselwirkung des Flüssigen und Festen im Innern der Gewächse, dann die Beschreibung des Zellenystems, der Intercellularräume und Saftgänge, die der Oberhaut, der Spaltöffnungen oder Poren, sowie der Luftlöhlungen und Luftgänge, und handelt hierauf von dem (flüssigen) Inhalt des Zellen-systemes. Eben so werden die Gefäße im engeren Sinne (negformige, Treppen-, punktirte, Ring- und Spiralgefäße) beschrieben, und ihr (luftartiger) Inhalt betrachtet. Zu diesem §. giebt die erste, so wie ein Theil der 2ten dieser Abtheilung des Buches beigefügten Tafeln erläuternde Abbildungen.

Der §. 36. behandelt die Hauptumrisse der Pflanzenform. Er bezieht sich vielfach auf Bischoffs und Zuccarini's gründliche Arbeiten über die einzelnen Theile und allgemeinen Formen der Gewächse und beschäftigt sich ziemlich ausführlich mit Schimper's sinnreichen Untersuchungen über die Gelege und Verhältnisse der Blattstellung am Stengel und an den Blüthenheilen. Hierauf geht der Verf. im §. 37. zu den Grundzügen der Entwicklungsgeschichte der Gewächse, dann §. 38. auf die Beachtung der Einzelheiten, Arten und Geschlechter der organischen Wesen über, ohne im letzteren §. von der ersten Auflage des Buches bedeutend abzuweichen. Auch



der §. 39., welcher von der systematischen Anordnung des Gewächreichs handelt, ist fast unverändert aus der älteren Auflage abgedruckt, während dagegen der §. 40. die vier Hauptordnungen des Gewächreichs auf eigenthümliche Weise mit den vier Hauptordnungen des Mineralreichs vergleicht und jene an diese anreihet. Die polarische Entgegensetzung, welche bey den Dikotyledonen von den Keimblättern an bis zur Blüthe, von den innersten Gefäßbündeln bis zu den äußersten Zweigenden die ganze Gestaltung durchdringt, verräth sich dem Auge schon durch den äußeren Umriß. Der Monokotyledonenstamm ist fast immer einfach; bey seinen vollkommensten Formen entfaltet sich erst am Gipfel oder an den Enden der Zweige die Blätterkrone; dagegen zeigt der Stamm der Dikotyledonen eine vorwaltende Neigung zur seitlich polarischen Entgegensetzung oder zur Verästelung; selbst in den Theilen der Blüthe fällt die vollkommene, polarische Entgegensetzung der Theile ins Auge. Diese bewirkt hier, wie an den Blatthälften oder Fiederlappen des gefiederten Blattes die Erscheinungen der Reizbarkeit, so wie im Inneren des Stammes die bey vielen Gattungen kräftigere Cohäsion der einzelnen Theile. Fassen wir diese und andere Züge des Unterschiedes zwischen den Mono- und Dikotyledonen zusammen, so erkennen wir bald, daß jene in ihrem Reiche den metallischen, diese den selbstpolaren Fossilien entsprechen. Was in der unorganischen Natur als ein Zug nach dem planetarischen Ganzen oder als Schwere auftritt, das hat sich im Gewächreiche in den Zug nach dem Lichte, zu einem nach oben gehenden umgewandelt; an den Monokotyledonen will Alles zum stammartigen Gebilde werden; die Entwicklung der zur Tiefe strebenden Wurzel geschieht meist in unvollkommenerem Maaße, oder es zeigt sich selbst an ihr eine stammartige Natur. Dagegen wird bey den Dikotyledonen aus allen Hauptigenschaften derselben eine übermächtig gewordene des geschlechtlichen oder elektrischen Gegensatzes

bemerket, dessen Aktionsrichtung mehr von dem einen auf das andere Gleichartige, mehr seitlich oder gleichsam horizontal ist. Wie ferner in den Salzen die Säure so vorwaltet, daß diese leicht auflöselichen Körper selber die Natur der Säuren annehmen, so waltet auch bey den Zellenpflanzen eine Richtung des Bildungstriebes vor, welche in ihrem Gebiete an die eben erwähnte Eigenthümlichkeit der Salze erinnert. In der unorganischen Natur entspricht nämlich der Sauerstoff dem männlichen, die Basis dem weiblichen Gegensatz; was mithin am Salz als Säurenatur erscheint, das stellt sich bey der Zellenpflanze in der Natur jener Sporen (eyweislosen Samen) dar, in welche sich öfters ihre ganze Körpermasse auflöst; denn diese Sporen gleichen ihrem ganzen Wesen nach mehr dem männlichen Blütenstaub (Pollenen), als dem eigentlichen Samen der vollkommenen Gewächse. Endlich so lassen die kryptogamischen Gefäßpflanzen schon durch ihre Blätterbildung die Stellung errathen, welche sie im Gewächreiche einnehmen. Die Blätter sind das Organ eines beständigen Wechselverkehrs der Pflanze mit der atmosphärischen Luft; eines Wechselverkehrs, der dem Vorgang des Verbrennens in der unorganischen Natur entspricht. Namentlich bey den Farnkräutern treffen wir die zierlichsten, zusammengesetztesten, feinst ausgearbeiteten Umrisse der Blätter an; das ganze Wuchstum löst sich bey ihnen in die Blattbildung auf. Dieses läßt uns in den kryptogamischen Gefäßpflanzen die Repräsentanten der brennbaren Fossilien erkennen.

Hierauf folgt die Beschreibung der natürlichen Familien, deren Anordnung größtentheils Bartlings ordines plantarum zu Grunde liegen.

Der dritte Band des Buches, der unter der Presse ist, soll in der Folge angezeigt werden.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. Januar.

Nro. 13.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Veneticis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Der achte Band enthält zunächst p. 1. — 385. *Σωπάρτου διαίρεσις Σητημάτων*. Es sind Thesemata der gerichtlichen Rede, theils fingirt, theils der Geschichte nachgebildet, die nach der Lehre der Invention, wie diese in den Stases des Hermogenes für uns am vollständigsten niedergelegt ist, zergliedert und in ihren Gegensätzen ausführlich bearbeitet werden; praktische Uebungen der Art waren bey den Progymnasmata gewöhnlich und die größere Hälfte des ersten Bandes (p. 266 — 648) besteht aus solch' unergleichen Proben mythologischer, poetischer und historischer Inhalts; aber auch berühmte Redner der besseren Zeit verschmähten diese Versuche nicht; bekannt sind die Tetralogien des Antiphon, mehrere Reden des Isokrates, selbst der Archidamus wurde von vielen nur als eine *γυμνασία* betrachtet. Es wäre demnach Irrthum, alles hier gegebene für eigene Erfindung des Sопater, der im sechsten Jahrhunderte den rhetorischen Lehrstuhl zu Athen eingenommen hatte, auszugeben; das Verdienst lag überhaupt weniger in Erfindung neuer Thesen, als vielmehr in schärferer Auffassung und Beweisführung längst überlieferter; hierin die Vor-

gänger zu übertreffen, und die Praxis der Theorie mehr anzunähern, galt als Auszeichnung; dieß sieht man aus den controversen Reden des M. Annaeus Seneca, wo die Namen der Rhetoren beygeschriebenen sind und die verschiedene Behandlung eines und desselben Thema erhalten ist. Nicht anders ist es mit diesen griechischen Reden; da wir jedoch nur eine vollständige Darstellung jedes gegebenen Falles gleichsam aus einer Hand lesen, — das Beste des vorhandenen und von andern aufgefundenen wurde in der neuen Bearbeitung zusammengestellt — so erkennt man selten die Gedanken der Vorgänger und mag sich billig wundern, daß zur Vollendung solcher Declamationen Jahrhunderte sich abgemüdet haben sollen. Gleichwohl sind nicht alle Spuren, die auf frühere Behandlung hinweisen, verschwunden. Einmal finden wir eine zweifache Behandlung derselben Controverse; das Thema, welches p. 362, 20 — 365, 19 angeführt und zergliedert wird: *Κόρην τὴν πατέρα χειραγωγούσαν τυγλὸν ἐβιάσατο· ἠρέχθη· κατὰ κρημῶν ὁ πατήρ· καὶ βούλεται μὲν διδοῖναι χιλίας ὁ βιασάμενος· ἢ δὲ κόρη ὑπάγει αὐτὸν τῆς αἰτίας δαπάνου νόμῳ* — und zwar hier nur zu Gunsten der Klägerin, kehrt in ganz anderer und weit besserer Ausföhrung von Seite des Beklagten, wie der Klägerin p. 370 — 74 wieder. Durch die Worte p. 55. *ὑποδείγματος δὲ ἔνεκα Σώπατρος ἐγὼ τῶν Ἀθηναίων διδάσκαλος μάδων ἐκείμην τὸ δεῶρημα* erklärt er den p. 54 gegebenen Fall als sein eigenes Product, zugleich aber auch die übrigen als ihm fremd und dem Wesen nach ihm nicht ange-

hörig. P. 184 erwähnt er die Bearbeitung seines Lehrers: *ὁ μὲν διδάσκαλος ἡμῶν: παῦσαι αὐτὸν τοῦ ἔρωτος βουλομένη ἐπεκώμασα· ἐγὼ δὲ Σώπατρος ᾄξιμι μὴ οἰκίον εἶναι ἑταῖρα τὸ τοιοῦτον χρῶμα.* p. 18. die Behandlung des Minucianus. Ueberhaupt sind die meisten Fälle nur Ausföhrung der bereits von Hermogenes gegebenen Beispiele, der sie selbst größtentheils überliefert erhalten hatte; anderes findet sich in den lateinischen Bearbeitungen; das Verständniß aber wird bey dem vielen Technischem, da Eintheilung und Behandlung ganz nach der Theorie gegeben sind, auch nur durch diese möglich; darum ist nicht zu erwarten, daß diese seit Aldus nicht wieder gedruckten rhetorischen Analysen und Declamationen je viele Leser finden werden, zumal auch der Nebengewinn, den man erwartet, z. B. in Beziehung des attischen Redtes, der Allertümmer u. s. w. ganz unerheblich ist und die Ansföhrung, wie wohl oft nicht ohne Geist und Scharfsinn, doch in Stellen pathetischer Art, wie im Epiloge, durch unnatürliche Ueberladung höchst schwersällig und ungenießbar wird. Hätte diese spätere Rhetorik ihr Vorbild und ihre Quelle, die alten Redner, nicht außer Acht gelassen, (öfter findet sich eine Berufung auf spätere Sophisten, wie Polemo, Metrophanes, als auf Demosthenes und Isoerates) und statt mancher lächerlichen These, wie z. B. p. 166: *ἔρωσε Σωκράτης Ἀλκιβιάδην, μὴ πολιτεύεσθαι καὶ κρίνεται Σωκράτης*, sich mehr an wirkliche Begebenheiten und an die Ausföhrung der Reden der Alten selbst gehalten, so würde Belehrung dem Reize der Lectüre gleich kommen, während jetzt in dem umfangreichen Buche kaum die eine oder andere Stelle wahrhaft erquicklich ist oder eine nähere Beziehung auf die Muster der Vorzeit zu erkennen giebt.

Der Text ist keineswegs rein, doch im Ganzen weniger als es scheint, verderbt; Abtheilung aber und Zergliederung der Probleme, wie bemerkt, vorzüglich aus dem Buche des Hermogenes (στάσεις)

zu holen; ihm folgt Sopater im ganzen Commentare vom Anfange bis zu Ende; hierin nun ist die Confusion sehr arg, und durch falsche Trennung besonders von vorne vieles ganz unverständlich. Das erste Thema: *μετὰ τὰ κατὰ Κινζικον Ἀλκιβιάδης αἰτήσας ἡρουρᾶν τοῦ σώματος κρίνεται τυραννίδος ἐπιδήσιως*, besteht nur aus einer einfachen *constitutio coniecturalis*, *στοχασμός ἀπλοῦς*, deren Topik bey Hermogenes (tom. III. p. 17—32.) nachgewiesen ist. Ein solcher Fall wird ausführlich behandelt 1) durch *ἐλέγχων ἀπαιτήσι* p. 7, 15 \*) — 10, 5. dann 2 u. 3. *εἴτα βουλήσει καὶ δυνάμει* p. 10, 5 — 13, 5. Von dem ersteren, dem Willen, werden Gründe aufgezählt; *ἀλλὰ μὴν τὴν βούλησιν τοῖς ἐγκωμιστικαῖς τόποις κατασκευάσομεν, συνάγοντες καὶ τὰς αἰτίας, διὰς ἂν ἦν εἰκὸς ἕλθεσαι τυραννῆσαι τὸν Ἀλκιβιάδην, εἰσὶ δὲ αἱ αἰτίαι αἰδε, πρώτη, τὸ ἐπιδυμεῖν τῆς δυναστείας, δευτέρα, τὸ μείζονος τιμῆς ὀρέγεσθαι· τρίτη, τὸ βούλεσθαι τοὺς ἐχθροὺς τιμωρῆσασθαι, τετάρτη, τὸ τοὺς φίλους ἐξέλειν εὐεργετεῖν*, und diese besonders erörtert; \*\*) hierauf folgt der Uebergang vom Willen zum Können p. 13, 3. *εἴτα ἐπεὶ τὴν δύνάμειν λέγων*,

\*) Mit Unrecht steht dort: *ἐλέγχων ἀπαιτήσι*; der Nominativ ist dem Sprachgebrauche, so wie den nachfolgenden Beispielen entgegen; woher der Dativ, erklärt sich aus Hermog. p. 17. *ὁ στοχασμός τοῖνυν διαίρεται. ἐλέγχων ἀπαιτήσι, βουλήσει, δυνάμει, τοῖς ἀπ' ἀρχῆς ἄχρι τέλους, ἀτελήσει, μεταλήσει, μεταδίδει αἰτίας, πιθανῆ ἀπολογία, ποιότητι κοινῆ.* Auch im folgenden p. 13. 20. und sonst öfter lesen wir *πιθανῆ ἀπολογία* für *πιθανῆ ἀπολογία*.

\*\*) Die Einföhrung des dritten Grundes ist durch einen Schreibfehler unverständlich, aber sicher herzustellen; p. 12, 21. *μηδὲ λοιπὴν αἰτίαν τὸ εἰκὸς βούλεσθαι σε ζητοῦντα τοὺς ἐχθροὺς ἀμύνεσθαι τυραννῆσαι, λίπεις τῷ μηδὲνα πρὸς στρατὸν ἤρηκεναι κατὰ τὴν δωρεάν*, welches nichts anderes ist als *τὴν δὲ τρίτην αἰτίαν*.





mein bekannnten Regeln der Feldmessenkunst berechnen, daß die wirkliche Entfernung des Meteors von der Erdoberfläche gegen 8 geographische Meilen betragen habe. Daraus, daß der Mond bei einer Sonnenfinsterniß, die etwa am Hellespout total, auf Rhodus und noch mehr in Alexandria nur partiell erschien, an dem ersten Orte unmittelbar vor der Sonne, an den beiden andern schon etwas aus dieser Stellung hinweggerückt gesehen wurde, berechneten schon die Alten mit ziemlicher Genauigkeit den eigentlichen Abstand des Mondes von der Erde im Verhältnis zu den Abständen der andern Himmelskörper. Denn dieser ist so gering, daß, wenn zwen von Beobachtern, die auf den entgegengesetzten Halbkugeln der Erde stehen, der eine etwa den aufgehenden, der andere den niedergehenden Mond betrachtet, der Eine, abgerechnet den Einfluß der Horizontalparallaxe, denselben fast um 4 Vollmondsbreiten von einem Stern entfernt findet, dessen scheinbare Stellung auf dem Standpunkte des Andern unmittelbar neben dem Mondrande ist.

Die Berechnung des Abstandes der Sonne von der Erde war so leicht nicht. Welches Abwege vermag neben dieser blendend hellen Feuerkugel einen Stern zu bemerken, wenn derselbe auch hundertfältig heller strahlte als Sirius. Und wäre dieses auch wirklich möglich, so würde der scheinbare Abstand, in welchem zwen, an den entgegengesetzten Enden der Erde stehende Beobachter zu gleicher Zeit den Sonnenrand von einem Sterne erblickten, für beide Punkte so wenig verschieden seyn, daß der Unterschied schwer ins Auge fiel. Denn derselbe würde nur etwa den hundertsten Theil einer Vollmondsbreite oder 17 Sekunden betragen. Daher begnügte sich das Alterthum mit bloßen Vermuthungen über die Entfernung der Sonne von der Erde; selbst noch Ptolemäus de Brahe verabigte sich mit der Annahme des Aristarchischen Zeitalters, daß die Sonne etwa 20mal so weit von der Erde abgelegt sey, als der Mond.

Schon bis hinan zum Monde ist der Weg 60mal weiter, als er von der Stätte, da mein Fuß steht, bis hinab zum Mittelpunk der Erde seyn würde, und bis zur Sonne sollte es noch 20mal weiter seyn! Wie kühn war der Flug der Gedanken eines Aristarch! Und dennoch, wie weit blieb dieser Flug hinter der Wirklichkeit zurück; denn die Sonne ist nicht nur 20, sie ist 20mal 20 weiter von uns als der Mond. Der Mensch sollte auch an diesem Beispiel erfahren, wie klein das Maas, das seine Vernunft sich erkundet, gegen die Meßschnur der schaffenden, Alles erhaltenden Weisheit selbst sey.

Kepler's tief gründender Verstand bemerkte die Unzulänglichkeit der Aristarchischen Angabe gar wohl; er stellte den Abstand der Sonne von der Erde um das Dreifache höher und hatte hiemit dennoch nur wenig mehr, als den siebenten Theil ihrer wirklichen Entfernung gefunden. Endlich war dem 18ten Jahrhunderte die Gelegenheit geworden, gleichzeitige, mit trefflichen Hülfsmitteln angestellte Beobachtungen von den abgelegenen Punkten der Erdoberfläche zu vergleichen. La Caille that dieß im Jahre 1751 mit seinem am Vorgebirge der guten Hoffnung beobachteten Stellungen der Venus und des Mars, und berechnete hiernach mit Hilfe des dritten Keplerschen Gesetzes den Abstand der Sonne zu etwa 330 Abständen des Mondes; ein gewaltiger Weiterschritt und doch war noch immer das gesuchte Ziel viel weiter hinaus abgelegt.

Der nämliche reichbegabte Geist, welcher durch die Entdeckung der Gesetze, unter denen die Umlaufzeiten und Abstände der Weltkörper stehen, Berechnungen, wie sie La Caille anstellte, erst möglich gemacht hatte, Kepler gab das Hauptelement, Halles 50 Jahre später die einfache Weise an, wie der wahre Abstand der Sonne mit großer Sicherheit bestimmt werden könne. Die tenden unteren Planeten, Merkur und Venus treten zuweilen so zwischen die Sonne und Erde, daß sie von der letzteren aus als dunkle Scheibchen auf der großen, glänzenden Scheibe der Sonne wahrgenommen werden können. Wenn nun von mehreren, möglichst weit von einander gelegenen Punkten der Erdoberfläche die Linien beobachtet werden, welche namentlich der Vorübergang der Venus über die Sonnenscheibe beschreibt, so läßt sich aus dem Abstand dieser Linien von einander fürs Erste, nach den gemeinbekannnten Regeln der Feldmessenkunst, der Abstand der Venus von der Erde, und aus diesem, nach dem dritten Keplerschen Gesetze die Entfernung der Sonne berechnen. Der Abstand aber der Linien, welche der Vorübergang der Venus, von verschiednen Punkten der Erde aus gesehen, über die Sonnenscheibe beschreibt, läßt sich am Leichtesten aus der verschiednen Länge dieser Linien finden. Geht nämlich, von dem einen Punkt gesehen, die Venus näher am Rande, mithin auf kürzerem Wege vorüber, von dem andern Punkte gesehen, näher an der Mitte, demnach auf längerem Wege, so wird mit Berücksichtigung dessen, was die Rotationsbewegung der Erde hieby mitwirkt, zur Abmessung der Länge und hiemit auch des gegenseitigen Abstandes zwener solcher Linien nur eine genaue Beachtung der Zeit erfordert, welche von dem Augenblicke des Eintretens des dunklen Venusfelschens in den Sonnenrand bis zu seinem Wiederaustritt am Rande der entgegengesetzten Seite vergeht.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Januar.

Nro. 14.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Von geringem Werthe sind die zwey folgenden kleinen Schriften: *Κύριον περί διαγορᾶς στάσεως* p. 386 — 399 und *Ἀνωρύμου προβλήματα ῥητορικὰ εἰς στάσεις* p. 400 — 413. In ersterer werden einzelne gewöhnliche Erscheinungen des ethischen Lebens aufgeführt und es ist gezeigt, welche Behandlung der Rhetorik auf sie anwendbar ist; dieß endet schon p. 396. wo ganz ungehörig eine trockene Beschreibung der Stases selbst eintritt; letztere enthält nur eine Reihe großentheils schon bekannter Probleme ohne weitere Andeutung und Ausföhrung.

Die zweyte Hälfte dieses Bandes p. 414 — 820 umfaßt nicht die Behandlung des Stoffes, sondern liefert Beiträge zu einem andern integrierenden Theile der alten Rhetorik, zur *elocutio*, der Lehre des Styls und Ausdrucks; nicht der rhetorische Styl im ganzen Umfange, sondern nur Einzelnes daraus, die sogenannte Figurenlehre, wird hier vorgetragen. Es zeigt von großem Sinne und feinem Geföhle für die Sprache, daß die Verschiedenheit des Eindrucks, welchen die veränderte Form eines und desselben Gedankens im menschlichen

Gemüthe hervorbringt, schon in den frühesten Zeiten beachtet worden und ins Bewußtseyn getreten ist; so wurde das Streben rege, die möglichen Fälle zu bezeichnen, welche bald durch die Stellung einzelner Wörter — *σχηματα λέξεως* — bald durch veränderte Form des Gedankens selbst — *σχηματα διανοίας* — ohne daß man immer beyde streng zu scheiden vermochte, besondere Wirkung üben. Wie hoch die Alten diese Kenntniß gestellt haben, beweisen die Reden des Isokrates und noch mehr die rhetorischen Schriften des Cicero, der diese *lumina orationis* stets als höchst wichtig erwähnt; was aber die ausgezeichnetsten Redner des Alterthums selbst einer solchen Bedeutung gewürdigt haben, darf uns nicht geringfügig gelten. Sammlungen dieser Figurenlehre gab es mehrere, die vorzüglichste vielleicht war die des Gorgias, eines Rhetors zur Zeit des Cicero, in vier Büchern, aus welchen Nuztilius Lupus einen lateinischen Auszug gemacht und uns damit eine große Anzahl der schönsten Gedanken attischer Redner erhalten hat; die trefflichen Beispiele, die wir hier lesen, machen uns den großen Verlust der vielen untergegangenen Redner Athens erst recht fühlbar. Von den vorhandenen griechischen Schriften der Art ist die älteste und beste:

*Ἀλεξάνδρου περί σχημάτων* p. 414 — 492.

Alexander, unter der Regierung Hadrians, war der Verfasser mehrerer rhetorischen Werke; unsere Schrift ist das Vorbild der lateinischen Bearbeitung von Aquila Romanus, welcher jedoch die Beispiele aus griechischen Rednern mit denen des Cicero vertauscht hat. Hier ist alles alte Ueberlieferung, Alexanders

Verdienst, wenn je eines, sehr geringe; er hatte nur wiederholt, und mit wenigen Abänderungen gegeben, was Jahrhunderte früher in derselben Gestalt, ja noch vollständiger vorhanden war. Das Alter des Verfassers läßt erwarten, daß außer den bekannten Autoren, wie Aeschines, Xenophon, Thucydides — die übrigen Rhetoren erwähnen diese nur selten — auch einiges neue von andern sich finden werde, dahin rechnen wir den schönen Gedanken eines Unbekannten über die Unthätigkeit des Feldherrn als Beispiel einer λεπτολογία, p. 442: καὶ οὐκ εὐκείμην, ὦ Ἀθηναῖοι, τὰς ἐλπίδας τῆς σωτηρίας εἴχετε ἐν τῷ τὸν στρατηγὸν ὑμῶν ἐκπλεύσαντα ταχέως τῶν ἐπικαίρων κρατῆσαι τόπων. ὁ δὲ ὡς (i. e. δ' ὡς) ἐνετέλλετο τινα τοῖς οἰκείοις, ἐπιτρόπους καθίστα (καὶ) τῶν οἴκοι πραγμάτων, ἠσπάζετο τὴν γυναῖκα καὶ τοὺς παῖδας, ἰδεῖν οὖτο τοὺς φίλους, εἶει (scrib. εἴη) τῆς πόλεως, κατέβαινε ἐν τὸν λιμένα, ἐνεβάλλετο τὰ ἐπιτήδεια εἰς τὴν ναῦν, ἔβωε τὰ πρυμνήσια, ἤρε τὰς ἀγκύρας, — ἔλαθον οἱ πολίταιοι κρατῆσαντες τῶν ἐπικαίρων χωρίων. Ferner aus einer Rede gegen Demades, wahrscheinlich Worte des Demosthenes, p. 478. σὺ μὲν γὰρ ἔλαβες, ὦ Λημάδη, δῶρα παρὰ Φιλίππου, ἐγὼ δὲ οὐκ ἔλαβον, καὶ πρόειπες αὐτῷ κατὰ τῆς πόλεως ἐυχωρούμενος, ἐγὼ δ' οὐ συνέμινον; bey Herodian पूर्वोच्यते p. 602. noch mit dem Zusatz des dritten Gliedes: καὶ σὺ μὲν συνηνέχθης τοῖς ἐκείνου πρέσβει συνομιλούμενος, ἐγὼ δὲ οὐ συνηνέχθην. Aus einer Rede des Hyperides gegen Demosthenes p. 457: Διασπυρὸς δ' ἴστιν, ἐπειδὴν λέγωμεν ἀεῖοπιστὸς διασπύρτος, ὡς Ἐπερίδης ἐπὶ (?) Ἀημοσθένους· καὶ συκοφαντεῖς τὴν βουλὴν προκλήσεις προτιθεῖς καὶ ἔρωτων ἐν ταῖς προκλήσεσιν: πόθεν ἔλαβες τὸ χρυσίον καὶ τίς ἦν σοι ὁ δοῦς καὶ πῶς, τελευταῖον δ' ὄσως ἔρωτήσεις καὶ εἰ ἐχρήσω τῷ χρυσίῳ, ὡς περ τραπέζικόν λόγον παρὰ τῆς βουλῆς ἀπαιτῶν. Historischen Inhalts sind folgende zwey corrupte

Stellen eines Philippus, wenn anders der Name richtig und nicht vielmehr Philistus gemeint ist, wie die Erwähnung der Libyer wahrscheinlich macht; erstere als Beispiel von ἐπείνοδος (pag. 466): καὶ ὡς ὁ Φίλιππος: ἐναργία (ἐν ἀργία?) καὶ δυσθυμία μὲν ἐπὶ τῶν στρατηγῶν ὁ δῆμος οἷς ἐνέτυχεν, καὶ δεληῆσαι προδιδοῖναι φάσκων δυσθυμίαν νικουμένων κατὰ τὸν πόλεμον τοῖς πόνοις, οὐ ταῖς μάχαις: die zweite (p. 472): καὶ Φίλιππος: καὶ τὸ πλῆθος τῶν ἔλατων (?) ἰδόντες τὴν τροπὴν τῶν Αἰβύων ἐφείποντο. Gleichfalls einem Geschichtswerke, nicht einer Rede entnommen (der Name des Autor ist nicht beigefügt), scheinen die Worte p. 475: Ἀλέξανδρος ἐνίκησε μαχόμενος ἐπὶ μὲν Τρανικῷ τοὺς ἑπτά σατράπας, ἐν Ἰσσηῷ δὲ Δαρῖον, ἐν Ἀρβήλοισι δὲ συναχθέντας ὁμοῦ πάντας. So findet sich noch manches eigene, was nur aus diesen Beispielen bekannt ist; einiges jedoch ist in der Erklärung aus der Reihe zu streichen und nur durch Mißverständniß aufgeführt, wie von Demosthenes p. 470: worin Alexander oder vielleicht schon ein Vorgänger (vergl. Eberius p. 570) eine ἄλλεψις fand: εἴ τις ἐπακολουθῶν ἐπὶ τὸ μῆμα διεῖοι, εἰ τὸ καὶ τὸ ἰποιήσεν, οὐκ ἂν ἀπέθανεν· ἐμβρόντητε, εἴτα νῦν λέγεις; νοεῖται γὰρ: φαῖν ἂν τις πρὸς αὐτὸν ἦ εἶποι: während die Stelle im Zusammenhang betrachtet (über die Krone S. 245. p. 308) vollständig ist und keine Ergänzung geduldet; die Worte ἐμβρόντητε, εἴτα νῦν λέγεις sind gegen den Aeschines gerichtet.

Der Text dieser zwey Bücher ist durch Lücken und sonst sehr entstellt und nur wenn man die angeführten Stellen in den vorhandenen Autoren nachzuweisen im Stande ist, mit Sicherheit zu verbessern. Eine Pariser Handschrift gibt eine christliche Umarbeitung dieser Schrift, indem sie das alte abkürzt, neue Beispiele aber aus dem Gregorius hinzusetzt; diese Recension, nicht ganz ohne Werth, vergl. p. 474. 480., hat der Herausgeber in den

Noten vollständig mitgetheilt. Die Corruptelen und Lücken sind leicht aufzufinden, aber schwer zu heilen, und auszufüllen; gleich der Anfang mag als Exempel dienen, p. 426. *Σχῆμα δὲ ἔστιν ἐξάλλαξις λόγου ἐπὶ τὸ κρείττον κατὰ λέξιν ἢ κατὰ διανοίαν ἀνὸν τρόπου· ὅτι μὲν οὖν ἐξάλλαξις, δηλον . . . οὗτος μὲν οὖν ὁ ὅρος κοινὸς ἀμφοτέρων τῶν σχημάτων, τῶν τε τῆς λέξεως καὶ τῶν τῆς διανοίας· ὀρίζονται δὲ τινες καὶ ἰδίᾳ ἐκείτην τῶν σχημάτων, τὸ μὲν τῆς διανοίας οὕτω· σχῆμα διανοίας μεταπλάσις διανοήματος· ἐκ τοῦ κατὰ φύσιν πλάττουσα πρὸς τὸ χρησιμώτερον τὴν ἀναγκαίαν διάνοιαν· τὸ δὲ τῆς λέξεως χρείας χάριν· τοιαύτη μὲν τις ἔννοια τοῦ τε κοινῷ σχήματος καὶ τοῦ τῆς διανοίας καὶ τῆς λέξεως. Von der Definition des σχῆμα λέξεως haben sich nur die Worte erhalten, die, da man das vorhergehende nicht sämmtlich ergänzen darf, keinen vollständigen Gedanken geben: τὸ δὲ τῆς λέξεως, χρείας χάριν und auch diese fehlen in der Pariser Handschrift. Vielleicht daß man die Ergänzung nach der Bestimmung des Tiberius (VIII. 528. VI. 568.) σχῆμά ἐστι τὸ μὴ κατὰ φύσιν τὸν νοῦν ἐκείρον μὴδ' ἐπ' εὐθείας, ἀλλ' ἐκτρέπον ἢ ἐξαιλάττον τὴν διανοίαν κόσμου τινὸς τῇ πλάσει ἢ χρείας ἕνεκα· λέξεως δὲ σχῆμά ἐστιν ἐξάλλαξις τοῦ ἐν ἔθει κατὰ τινα πλάσειν κόσμον ἢ χρείαν παρέχουσα τοῖς λόγοις. — wagen darf τὸ δὲ τῆς λέξεως (ἐξάλλαξις τοῦ ἐν ἔθει κατὰ τινα πλάσειν κόσμου ἢ) χρείας χάριν. Ebendaselbst p. 427, 18. ist εἰ μὴ ἦν statt εἰ μὴν ἦν zu schreiben.*

Φοιβάμωμος σχόλια περὶ σχημάτων ῥητορικῶν. p. 487 — 519. Die Einleitung bilden einige historische, sonst unbekannte Notizen für Theorie der Beredsamkeit; die σχήματα sind ganz leer und nackt bezeichnet, gewöhnlich mit eigenen, wenig passenden Beispielen belegt, die durch die sonderbare Formel, ὡς ἵνα εἴπωμεν, ὡς ἵνα τις εἴπῃ, ὡς ἵνα εἴπω eingeführt werden; auffallend ist, daß

erst gegen den Schluß p. 515 mehrere Stellen aus den Alten vorgetragen werden.

Tiberiius rhytoros peri ton para Demosthenes sind die Beispiele, manche werden auch aus Homer, Plato, Thucydides, Isoerates angeführt; eben so wenig sind sie von ihm selbst gemeldet, denn es finden sich gewöhnlich nur solche, welche schon frühere ausgesucht hatten. Aufzufinden sind die Worte, welche einen Pleonasmus enthalten sollen p. 564 καὶ ὁ Δημοσθένης: ἐφοβήθησιν ἀν (ἐφοβήθησαν?) . . . ἀν οὐδεὶς ἤφατο. Er erwähnt öfter den Cæcilius, Arpinus und deutet einmal p. 550 auf Aristides; übrigens ist bey ihm nicht mehr das naturgemäße und einfache der Figuren wie bey Alexander, sondern vieles unnütz und falsch. Da die letztere Hälfte von p. 550 an, die σχήματα λέξεως, nur aus einem einzigen Coder zuerst von Boissonade im Jahre 1815 bekannt gemacht worden, so ist hier vieles unvollständig, wovon einiges aus den Rednern ergänzt werden kann, z. B. p. 553 ἐν δὲ τῷ προγράψαι μὴδὲ τὸ λοιπὸν ἔξείναι aus Demosthenes Leptin. §. 2. ἐν δὲ τῷ προγράψαι μὴδὲ τὸ λοιπὸν ἔξείναι δοῦναι υἱᾶς, τὸ δοῦναι ὑμῖν ἔξείναι.

Ailiius Herodianus peri schematon p. 578 — 610. Zuerst von Villosen in den Anecdota 1781, dann von Dindorf herausgegeben. Eigenthümlich sind außer der grammatischen Einleitung die vielen homerischen Beispiele, daran erkennt man den Grammatiker, nicht den Rhetor. Zwey oder drey Artikel fließen aus ganz alter Quelle und bieten vortreffliches, p. 598 — 602. 606; alles andere ist unbedeutend; p. 598 aus einer Rede des Clearches, eines Neffen von Demosthenes (vergleiche Anshken zu Nutillus Lupus p. 5.): Δημοσθένης ἐπέστη Φιλίππῳ, Δημοσθένους πένης μὲν ὁ βίος, μεγάλη δ' ἡ παρ ρησία, Δημοσθένι πολλῶν διδομένων οὐδὲν οὔτε πλῆθος, οὔτε κάλλος ἀείον ἐράνη προδοσίας, Δημοσθένι Ἀλέ-



Εανδρος ἔζητι· διὰ τὶ παρ' αὐτοῖς λογίζεσθε·  
ἀδίκως γὰρ ἵσθαι, ὧ Ληυσοδεις.

(Fortsetzung folgt.)

Vater Hells Reise nach Wardöu bey Lappland und  
seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im  
Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Die scheinbare Vorüberbewegung der Venus vor  
der Sonnenscheibe ist so langsam, daß dieselbe in Zeit  
von einer Stunde nur etwa den sechsten Theil der Son-  
nenscheibe durchläuft; der Unterschied der Zeit des Vor-  
überganges im Jahre 1769 betrug zwischen den im nörd-  
lichsten Europa und den in Ostasien gemachten Beob-  
achtungen über 25 Minuten. Ein Betrag, welcher für  
die Sicherheit der Berechnungen eine ziemlich breite  
Basis darbietet.

Kepler, wie schon erwähnt, hatte zuerst auf die  
Benutzbarkeit der Beobachtungen der Venusdurchgänge  
für die Berechnung des Sonnenabstandes hingewiesen.  
Er kündigte seinen Zeitgenossen schon im Jahre 1627  
einen Vorübergang des Merkur auf den 7. December  
1651, einen der Venus auf den 6. December desselben  
1651ten Jahres an, und ein zweyter der Venus traf  
8 Jahre später auf den 4. December des Jahres 1659.  
Der letztere wurde von Horrocks und Crabtree  
zu Hooole und Manchester wahr gesehen, nicht aber auf  
eine für die erwähnten Berechnungen benutzbare Weise  
beobachtet. Desto allgemeiner war die Erwartung aller  
Astronomen und Freunde der Sternkunde auf die Be-  
obachtung des nächstfolgenden, ebenfalls schon von Keyp-  
ler, dann von Halley vorausgerechneten Vorübergan-  
ges der Venus vor der Sonnenscheibe am 5. Juny des  
Jahres 1761 gespannt. An diesem Naturereignisse, wel-  
ches auf einmal über die Raumverhältnisse des heimat-  
lichen Planetensystems die längst ersehnten Aufschlüsse  
geben sollte, nahm ganz Europa den eifrigsten An-  
theil. Frankreich sendete seinen Le Gentil schon im  
Jahre 1759 nach Ostindien, wo der achtungswerthe  
Mann seinen längeren Aufenthalt zu den sinuvollsten,  
damals für Europa noch neuen Forschungen über die  
Astronomie der Inder anwendete. Außer ihm gieng  
Pingre nach der Insel Rodriguez, der vielgeschätzte  
Abbé Chapppe, von Russland gerufen, nach Tobolsk.  
England hatte zu dem wissenschaftlich so wichtigen Un-  
ternehmen seine indischen Besitzungen zu Madras, Fran-  
quebar und Calcutta mit trefflichen Instrumenten, und

was noch mehr galt, mit guten Beobachtern ausgerüs-  
tet; der damals noch jugendliche Maskellone erwar-  
tete den Vorübergang auf St. Helena, Mason am  
Kap. Zu Cajsaneburg in Finnland war Planmann  
von der schwedischen Regierung aufgestellt; zu Hern-  
sand bereiteten sich Gister und Ström zu der wich-  
tigen Beobachtung vor. Außer den eben genannten,  
fernen Vorposten hatte Europa auf allen Sternwarten die  
Heere seiner Astronomen aufgestellt, um die günstige  
Gelegenheit mit tausend Händen und Augen zu erfassen.

Vielleicht war es gerade die zu große Menge der  
Beobachter, welche ihre Stimme geltend machen woll-  
ten, was, in Verbindung mit manchen andern ungün-  
stigen Umständen, den Resultaten der Beobachtungen  
von 1761 eine so unzureichende Uebereinstimmung gab.  
Der nächste Vorübergang denn, im Jahre 1769 am  
5. Juny, sollte die noch zurückgebliebene Ungewißheit  
vollends heben. Auch diesmal zeigte sich bey allen Be-  
gehungen des gebildeten Europas ein höchst erfreulicher  
Wetteifer. Da für Europa selber der Vorübergang zum  
großen Theil in die Zeit der Nacht fiel und hier zu-  
nächst nur der Eintritt der Venus in die Sonnenscheibe,  
und zwar unter allen Dingen am frühesten in Mannheim  
gesehen werden konnte, mußte man die zur Beobach-  
tung günstigsten Orte entweder im hohen Norden, wo  
die Sonne um diese Jahreszeit nicht untergeht, oder  
auf der andern Halbkugel suchen. Daber sendete Eng-  
land die Astronomen Drumond und Wales nach Nord-  
america; Green wurde von dem berühmtesten See-  
fahrer der damaligen Zeit, von Capit. Cook, in Be-  
gleitung der beiden Forster und Solander nach  
Ostasien geschickt. Der französische Minister Choiseul  
hatte bey der spanischen Regierung um Erlaubniß ge-  
beten, einige der tüchtigsten Astronomen seines Vaterlan-  
des auf die spanischen Inseln des Südmeeres senden zu  
dürfen, aber das argwöhnische Nachbarland verbat sich  
einen solchen Besuch in seinen Besitzungen, Frankreich  
mußte sich deshalb begnügen, für La Chapppe Califor-  
nien, für Pingre St. Domingo, für Veron einen  
bequemen Punct in Ostindien zu wählen. Ganz vor-  
züglich zeichnete die russische Regierung durch ihren ed-  
len Eifer für die Sache sich aus. Eine Fülle der bes-  
ten, vollkommensten Instrumente war auf ihre Kosten  
in Paris und London angekauft und herbegeschafft wor-  
den; mehrere berühmte, aus dem Inn- und Auslande  
zusammenberufene Beobachter hatten in Sibirien ihre  
Posten empfangen: Rumowski in Kola, Pictet in  
Umba, Waller zu Ponoï; Islenies in Jakutzk;  
Bowitz zu Gurief, Kraft in Orenburg, Christ. Gut-  
ler zu Oesf.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Januar.

Nro. 15.      der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Von Anaereon die Verse:

Κλεβούλου μὲν ἔγωγ' ἱρῶ,  
Κλεβούλω δ'ἰπιμαίνουμαι,  
Κλεβούλου δ'ἴδειν ποιεῖω.

Πολυβίου Σαρδιανοῦ περὶ σχηματισμοῦ  
p. 610 — 615.

Ἀρωνύμου περὶ τῶν τοῦ λόγου σχημά-  
των p. 617 — 670.

Ζωναίου περὶ σχημάτων τῶν κατὰ λόγον  
p. 671 — 690.

Das erste aus Triartes Catalog enthält nur homerische Beispiele und fällt mehr in das Gebiet der Poesie als der Rhetorik. Anderer Art als die bisher genannten ist die zweyte von H. W. zuerst herausgegebene Schrift, sie hält sich in der Lehre genau an Hermogenes (nur einmal p. 622 ist eine Abweichung zu finden) und ist nur eine Compilation von einem seiner Commentatoren (p. 618 sq.) zu nennen; neu sind die Ausführungen aus Sopater p. 620. 622. 627, und einzelne Beispiele, besonders aus Gregorius und Basilus, oft nicht mit bester Kenntniß und Einsicht gewählt, wie p. 623. Die

vielen Gebrechen der Handschrift können theils durch Beachtung des Gegenstandes, theils und dies vorzüglich durch Vergleichung des Hermogenes ohne große Mühe gehoben werden, s. B. p. 619, 12. τοῦ κατὰ φύσιν Σητουμένου nach Hermogenes p. 147; p. 620, 1, καινότερον für κοινότερον. p. 621, 16 ἐν νόημα statt ἐννόημα. p. 626, 21 μὴ πίμπιπσαι für μεταπίμπιπσαι. v. 26 βιαζόμενος. p. 627, 13 ὑπέρ. p. 657, 8 παραλειπτικοῦ. Aus unserer Schrift dagegen p. 626 ist bey Hermogenes p. 183 für περὶ Ποτιδίας καὶ περὶ Αἰγυπτῶν καὶ περὶ Μεγαρίων zu lesen: περὶ Ποτιδιασῶν. Einem Commentare zu Homer entnommen ist p. 657 sqq. wo die Erklärung von Il. 1, 567 ἄσπον ἰόντ' als Dual auf die Nitotrität κατὰ τὴν Πυθαγορικὴν δόξαν zurückgeführt wird. Noch bemerken wir, daß ein Auszug unserer Schrift mit denselben einleitenden Worten, die wir hier lesen, p. 628 ἴστίον ὡς μέλλοιτες περὶ Ἑρμογένους (leg. τῶν παρ' Ἑρμογένει) ἰδεῶν τὰ σχήματα τοῦ λόγου διεξιῖναι κτλ, was der Herausgeber selbst nicht beachtete, bereits III. p. 706 — 711 gedruckt ist; er enthält die σχήματα λέξεως in derselben Folge vollständig, nur eines, das τυνητικὸν σχῆμα ist p. 711, 10 ausgefallen vgl. VIII. 647; die σχήματα διανοίας fehlen dort sämmtlich und sind wahrscheinlich in unserm Buche (p. 650 — 670) von einem andern Verfasser. Nur Wiederholung des Bekannten mit Beispielen aus Gregorius bildet den Inhalt der Schrift des Zonäus; gleich unbedeutend sind die folgenden Abhandlungen: ἀρωνύμου περὶ συνεκδοχῆς p. 691 — 93; περὶ

σχημάτων p. 694 — 713; περί ποιητικῶν τρόπων, p. 714 — 725, dessen Benennung allein zeigt, daß sie nicht in die Sammlung der Rhetoren gehörte; gleichfalls nur das poetische enthält Τρωφῶνος περί τρόπων p. 726 — 60, wo sich p. 740, 10 — 750, 8 ganz unpassend und außer allem Zusammenhange ein rhetorischer Zusatz aus einer andern Schrift VII. p. 26 übertragen findet. Τρηγορίου τοῦ Κορινθίου περί τρόπων p. 761 — 78, Κοκονδρίου περί τρόπων p. 779 — 798. Neu ist ein Vers des Eupolis κατεικάζουσιν ἡμῶς ἰσχαδεῖ, Βολβῶ und ein Räthsel des Chazemon aus den Weinstock, dessen Schärfe wir jedoch nicht begreifen p. 789

ἔαρος ἢ νόμου, τέκνον τι μετὰ δέρονος ἐς ὕστερον,  
ἐν χειμῶνι δ' οἶχεται σὺν τῷ ἀνέμῳ κεκαρμένῳ.

Γεωργίου τοῦ χοιροβόσκου περί τρόπων ποιητικῶν p. 794 — 820.

Wichtiger sind die umfassenden Schriften des neunten und letzten Bandes, Demetrius, Menander, Aristides, Apollonius, die eine besondere Betrachtung verdienen.

Δημητρίου περί ῥητορίας p. 1 — 126. Eigentlich kein rhetorisches Werk, es behandelt die Darstellung durch die Sprache im allgemeinen, ohne besondere Rücksicht auf die Rhetorik, daher wenige Beispiele aus Rednern, viele aus Dichtern und Historikern; doch ist diese Bearbeitung ursprünglich von der Rhetorik ausgegangen und auch hier vielfach auf diese bezogen; dadurch wird die Stellung dieses Buches in unserer Sammlung hinreichend gerechtfertigt. Der Lehre vom Satz, von der Periode und deren mannigfaltigen Abwechslung, welche als Einleitung zu betrachten ist, §. 1 — 35, folgt die Nachweisung von den vier verschiedenen Charakteren, welche nach unserm Verfasser die Rede annehmen kann und deren Bedeutung wird sowohl aus sich, als aus deren Abarten ausführlich erläutert, 1) von

dem erhabenen Style, μεγαλοπρεπής, dessen Abart das frostige, ψυχρόν, bildet §. 38 — 127. 2) von dem zielichen, γλαφυρόν, mit der Ausartung in das κακόζηλον, §. 128 — 189. 3) von dem einfachen Style, ἰσχνόν, im Gegensatz des mageren, ἔηρόν §. 190 — 239. 4) von dem ausdrucksvollen, kernhaften, δεινόν, was in das ἀγαθὸν ausartet §. 240 — 304. In dieser Durchführung findet sich eine Menge vortrefflicher Lehren, einfach und verständlich, wie sonst selten geschieht, vorgetragen; die Schrift ist eine Zierde des Alterthums; diesen Vorzug verdankt das Buch vornehmlich dem festen Anschließen an Aristoteles Vorträge, von dem die späteren sich immer mehr entfernt haben, und für manche Stelle dessen Rhetorik ist der beste Commentar, was man nicht erwarten sollte, in dieser Abhandlung niedergelegt; auch Theophrastus Autorität wird oft in Anspruch genommen. Als Verfasser ist in sämmtlichen Handschriften der Peripatetiker Demetrius Phalereus (Δημητρίου φαληρέως περί ῥητορίας) genannt; es ist auffallend, daß so viele rhetorische Schriften theils falsch, theils verdächtige Namen tragen; fast scheint es, daß auch diese, wie viele Reden der Alten (Dionysios weist nach, daß frühere Kritiker dem Dinarchus Reden zugeschrieben haben, die vor dessen Geburt gehalten worden waren), anonym angesetzt und später durch Vermuthung diesem oder jenem berühmten Manne zugekannt worden waren, so die Rhetorik des Anaximenes dem Aristoteles, die an den Herennius dem Cicero; das Buch περί ὄψεως hat in seiner Aufschrift Διονυσίου ἢ Λογγίνου den alten Zweifel recht anschaulich erhalten. Nur die sichtbare Anhänglichkeit an Aristoteles Lehre konnte einen so kundigen Mann, wie Petrus Victorinus war, verleiten, die überlieferte Ansicht, der bekannte Demetrius Phalereus sey der Verfasser, zu vertheidigen; jetzt ist diese Unmöglichkeit allgemein zugestanden und der Herausgeber hat einige der bedeutendsten Gründe in der Vorrede aufgezählt. Daß selbst der Name De-

metrius nicht ganz sicher ist, sieht man aus den Scholien zu Aristophanes Wolken B. 400, die dieses Buch geradezu dem Dionysius von Halicarnas zuschreiben; das Unhaltbare dieses Urtheils erhellt zunächst aus der ganz verschiedenen Behandlung desselben Gegenstandes. Die Bemerkung in unserer Schrift §. 179. γίνεται δε και εκ συνδέσεως το γλαφυρόν. ἔστι μιν οὖν οὐ ράδιον περι τοῦ τρόπου τοῦ τοιοῦδε εἶπειν· οὐδὲ γὰρ τῶν πρὶν εἰρηται τιμι περι γλαφυρᾶς συνδέσεως, κατὰ τὸ δυνατόν δι ὅμως πειρατίον λέγειν· könnte die Meynung herbezuführen, den Verfasser älter, als Dionysius zu halten, der περι τῆς τῶν ὀνομάτων συνδέσεως (p. 336 — 370 ed. Schaeff.) über die γλαφυρά συνδέσεις spricht; dieß aber wird, so auffallend jener Ausspruch auch immer bleibt, außer andern schon dadurch unglauublich, weil Dionysius offenbar, wenn nicht zuerst, doch ohne viele Vorgänger die verschiedenen Style der Rede ausgeschieden und näher bezeichnet hat, daher auch in der Wahl der Worte noch sehr abweichend und schwankend ist, während hier die technischen Ausdrücke als bekannt und gebräuchlich vorangesetzt werden. Dionysius nimmt in jenem Buche drey Charaktere an: p. 290 ἐγὼ μὲνοι κυρίως ὀνόμασι οὐκ ἔχων αὐτὰ προσαγορεύσαι ὡς ἀκατονομάστους, μεταφορικοῖς ὀνόμασι καλῶ, τὴν μὲν αὐστηρὰν, τὴν δὲ γλαφυρὰν ἢ ἀνδρᾶν, τὴν δὲ τρίτην κοινὴν. Auch in der Exposition heißt es: p. 336. ἢ δὲ γλαφυρὰ καὶ ἀνδρᾶ συνδέσεις ἦν δευτέραν ἐδέχθη τῇ τάξει, χαρακτῆρα τοιοῦδε ἔχει und p. 370. ἢ δὲ τρίτῃ τε καὶ μέσῃ τῶν ἱερηνίων δυοῖν ἁρμονίων ἦν κοινὴν καλῶ σπᾶνι τε κυρίως καὶ κρείττονος ὀνόματος, σχῆμα μὲν ἴδιον οὐδὲν ἔχει. Diese im allgemeinen begründete und natürliche Annahme eines erhabenen mittleren, und gewöhnlichen Stils, welche auch die römischen Bearbeitungen, am deutlichsten und schönsteu die Rhetorik an den Herennius IV, 7 — 11, bey-

gehalten haben, wird in unserer Sammlung öfter erwähnt: die figura gravis heißt αὐστηρόν VII. 26. VIII, 750. ἀδρόν II, 132. III, 729. βαρὺ bey Julius Victor p. 257; die figura mediocris ist durchgängig mit μέσον gegeben; die figura attenuata mit ἰσχνόν, nur zweymal II. 132. III. 729 mit ταπεινόν. Da nun Dionysius das γλαφυρόν und ἀνδρῶν gleichstellt und mit beyden die figura attenuata, das ἰσχνόν der Spätern, bezeichnet, während Demetrius damit das κοινόν des Dionysius ausdrückt, so sieht man das unsichere der Ueberlieferung in der sonst beachtungswerthen Stelle des Syriacus VII, 93. εἰ δὲ καὶ διγνηόσῃσιν τινεσ ἐπιγράψαι τοῦσ χαρακτῆρασ καὶ τὸ ποσόν αὐτῶν εὐστήσαι, τὴν ἄλλασ ἐποίησαν, ὧν εἰσ ἔστιν ὁ Διονύσιος, οὗτος γὰρ τρεῖσ εἶναι χαρακτῆρασ φησι, τὸν ἰσχνόν, τὸν μέσον, τὸν ἀδρόν· ὁ δὲ Ἰππαρχος προστίθει τὸν τε γραφικόν καὶ τοῦ ἀνδρῶν, ὁ δὲ Δημήτριος ἐκβάλλει τὸν γραφικόν, τοῖσ τέρασιν ἀρεσκόμενος. Unser Demetrius ist, wie Gale aus Diogenes und Ammonius gezeigt hat, ein alexandrinischer Rhetor aus den Zeiten des M. Antoninus.

Μετάνδρου ῥήτορος πρὸς Γενέθλιον διατριβῆσ τῶν ἐπιδεικτικῶν p. 127 — 30. Der Verf., ein berühmter Rhetor zu Ende dritten Jahrhunderts, erklärt, daß er nicht die gesammte Rhetorik, sondern nur einen Theil derselben, diesen aber in seiner Vollständigkeit, durchführen wolle, und gibt mit einer Spaltung, die an den Anfang des platonischen Sophisten erinnert, die Eintheilung der Lobrede; wir setzen sie möglichst kurz in der Sprache des Autors her: ἔπαινος δὲ τις γίνεται, ὅτε μὲν εἰσ τὰ θεῖα, ὅτε δὲ εἰσ τὰ θνητά . . . τῶν δ' αὖ περι θνητῶν οἱ μὲν περι πόλεις (καὶ χώρας \*) γίνονται ἔπαινοι, οἱ δὲ περι ζώων

\*) Diese Worte fehlen im Texte, sind aber unentbehrlich, da die ausführliche Behandlung p. 157. sq. von beyden besonders spricht, und die nächste



... οἱ δὲ περὶ ζώων οἱ μὲν περὶ λογικῶν,  
οἱ δὲ περὶ ἀλόγων . . . τῶν δ' αὖ περὶ τὰ  
ἄλογα οἱ μὲν περὶ χερσαία. οἱ δὲ περὶ  
ἔνυδρα . . . τῶν δ' αὖ ἑγγύων μέρος διττὸν  
ἢ πτηνῶν ἢ πεζῶν. Nur die Hymnen, die 158  
p. 132. 157. und die χώραι und πόλεις p. 158  
— 212 haben ihre vollständige Auseinandersetzung.

(Fortsetzung folgt.)

Patet Hell's Reise nach Wardoe bey Lappland und  
seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im  
Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Zu gleicher Zeit waren aber auch die andern nordischen Mächte nicht theilnamlos geblieben; der wohlgeübte Planmann war für Cajaneburg in Finnland bestimmt worden; die dänische Regierung hatte sich von der Kaiserin Maria Theresia den berühmten Vater Hell angeboten, um sich seiner zur Beobachtung des Durchganges auf der überaus günstig gelegenen Insel Wardoe bey Lappland zu bedienen. Und hier war es denn, wo Hell die Gelegenheit fand, durch seine Bestimmungen der Zeit des Durchganges der berechnenden Astronomie ein Räthsel aufzugeben, das erst jetzt durch die eben hiedurch höchst interessante und bedeutende Arbeit von C. F. Littrow aufgelöst worden ist. Vergleicht man nämlich, wie dieß La Lande gethan, die Beobachtungen des Vorüberganges von 1769 an mehreren der verschiedenen Orte paarweise, so erhält man folgende Resultate:

Aus einem Vergleich der Beobachtungen:

Zu Wardhus und St. Joseph in Californien folgt eine Parallaxe von 8'', 80.

Zu Wardhus und Fort de Galles in der Hudsons-Bay folgt eine Parallaxe von 9,08.

Zu Wardhus und Otahitei in der Südsee folgt eine Parallaxe von 8, 72.

Läßt man hingegen Wardhus weg und vergleicht statt seiner mit dem jedesmaligen zweiten Gliede der Paare ein anderes, so findet sich die Parallaxe aus den Beobachtungen

Erwähnung p. 130. 3. τὸ μὲν δὲ περὶ τὰς πόλεις καὶ χώρας ἀπρονον· die enge Verbindung beyder zeigt.

zu Cajaneburg u. St. Joseph 8'', 48.

— Cajaneburg und Fort de Galles 8, 49.

— Cajaneburg und Otahitei 8, 52.

und mit den so gefundenen Resultaten stimmen auch die von anderen Seiten erhaltenen Ergebnisse gut überein.

Aber woher nun diese auffallenden Abweichungen in den Angaben eines Mannes, der als ein so viel gefeierter Beobachter bekannt war? — Littrow hat diese Frage aus der genaueren Betrachtung des von ihm wieder aufgefundenen Tagebuches und aus der gründlichen Würdigung der Persönlichkeit des berühmten Hell beantwortet.

Das Tagebuch, ursprünglich mit klarerer Tinte geschrieben, hat offenbar an den Zahlen der Zeitbestimmung der Eintrittsmomente Correcturen mit schwarzer Tinte erlitten; die ursprünglich hier gestandenen Zahlen sind, um die Aenderung des Tagebuchs zu verbergen, zum Theil auf eine sehr vorsichtige und doch noch bemerkbare Weise herausradirt; einzelne Worte, welche sich auf die Angaben des jungen, schwedischen Mitbeobachters Dr. Borgroving und von Hells Begleiter, des Pater Sainovic; bezogen zu haben scheinen, sind sehr sorgfältig durchgestrichen; manche anfänglich leer gelassene Zeilenräume, wie namentlich jene der Erscheinung des Lichtfadens in dem Augenblick, wo der Rand der Sonnenscheibe neben und außerhalb dem äußeren Rande der nun ganz eingetretenen Venusscheibe zuerst sichtbar wird, sind, wie man vermuthen muß, nach einer späteren Schätzung, nicht durch das Ergebniß einer eigentlichen Beobachtung, ausgefüllt. Zu diesem Allem kommt aber noch ein aus dem Tagebuch selber sich ergebender Umstand. Gerade an den Angaben des von Vater Hell weniger beachteten Neulinges im Beobachten, des Dr. Borgroving, ist im Tagebuch nirgend etwas geändert oder corrigirt; er allein scheint das Erscheinen des Lichtfadens (ein Moment, auf welches Hell aus vorgefaßter Meinung während der Beobachtung selber keinen Werth legte) wirklich beobachtet, nicht erst später berechnet zu haben, und diese seine Beobachtungen stimmen, wie dieß Littrow gründlich berechnet hat, mit den Resultaten der beyden von Enke genauest beobundenen: jener nämlich von Chappe in Californien und von Diamond in Hudsons-Bay bis auf 1'', 6 überein, während Hells und des ihm zustimmenden Gehilfen, des Pater Sainovic's Angaben davon um 25'', 9 abweichen. Uebrigens ist die große Differenz zwischen Borgroving und seinen beyden älteren Mitbeobachtern nur bey dem Eintritt, nicht bey der Beobachtung des Austrittes bemerkbar, wo beyde Partheien bis auf einen sehr unbedeutenden Unterschied übereinstimmen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Januar.

Nro. 16.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Was dann als zweite Abtheilung folgt, *Μετὰ τὸν ῥήτορος περὶ ἐπιδεικτικῶν* p. 213 — 250, und manche Handschriften auch allein enthalten, entbehrt aller Anknüpfung mit dem Vorangehenden, sey es, daß der Verfasser von der Unforschbarkeit seiner Eintheilung im Verlaufe der Ausführung sich selbst überzeugt und sie aufgegeben hatte, oder was wahrscheinlicher ist, daß dieß nur ein einzelnes, und zwar das bedeutendste Bruchstück, *περὶ λογικῶν*, das Uebrige aber verloren gegangen sey; denn einen andern Verfasser anzunehmen, ist bey der sonstigen Uebereinstimmung in Sprache, Anordnung und bey den vielen deutlichen Beziehungen auf die erstere Schrift wenig rathsam. In siebenzehn Abschnitten (der siebente und zehnte, so wie manches einzelne, ist vom Hrn. Prof. Walz aus einem Codex Medicus zum erstenmale mitgetheilt) werden einzelne Veranlassungen und Gelegenheiten zu Reden, wie Lobrede auf einen König, Antritts- und Abschiedsreden u. dgl. nachgewiesen, und das Verfassen, das dabey zu beachten, bezeichnet; hier ist die Theorie ausführl. und vorzüglich; in dieser Beziehung enthält diese Schrift das Bedeutendste und

Wichtigste, was wir über die dritte Gattung der Beredsamkeit, die Prunkrede, aus dem Alterthume besitzen; dagegen ist die praktische Anwendung schwülzst. nicht selten kindisch, alles nach bestimmten Formeln gemodelt, auf seltsame Erniedrigung und Schmeichelei (cap. 12. 15.) berechnet und durchaus herzlos. Das Buch ist sehr unleserlich und durch Lücken entstellt; zum Verständniß der ersten Hälfte hat Heeren und Jacobs manches beygetragen, das Bedeutendste aber hat Herr Finckh, durch besondere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und die Sprache des Verfassers in seiner *Epistola critica* an den Herausgeber geleistet; von mehr als hundert Verbesserungen ist kaum die eine oder andere, gegen welche eine gewichtige Einwendung gemacht werden könnte und manche davon so scharf und treffend, daß sie einem Venlei und Hemsterhuis zur Ehre gereichte. Eine sorgfältige Beachtung des Zusammenhanges und der Durchführung wird noch viele Gebrechen aufdecken; so ist p. 258, 6. eine größere, und p. 296, 16 eine kleinere Lücke. Mit den letzten Worten der ersten Hälfte p. 212, 6 eng verbunden und ohne Zeichen von Unterscheidung liest man in der Aldina (ob auch in den Handschriften, ist von dem Herausgeber nicht bemerkt) einige Blätter, welche denselben Gegenstand, τὸ ἐπιδεικτικόν nennen aufnehmen und in dieser Sammlung dem Menander unter der Aufschrift folgen: *Ἐν τῶν Ἀλεξάνδρου περὶ ῥητορικῶν ἀφορισμῶν* p. 331 — 39. Zu dieser Annahme glaubte sich Hr. Prof. Walz durch die Eingangsworte berechtigt: *Ὁ Ἀλεξάνδρος ᾄσων, ὡς δὲ οὐτῶν τῶν ἀνωτάτω προβλημάτων, Δέσειω; τε καὶ ὑποδέσειω;*

καὶ τῆς μὲν θέσεως οὔσης καθολικῆς ἄνευ προσωποῦ ὠρισμένου, ὑπόθεσεως δὲ ζητήσεως ἐπὶ μέρους ἐν ὠρισμένοις προσώποις, τρεῖς αἱ διαφοραὶ κατὰ τὴν φύσιν. Ζητοῦσι γὰρ ἅπαντες περὶ τῶν ἤδη γεγονότων ἢ περὶ τῶν μελλόντων ἔσεσθαι ἢ περὶ τῶν ὄντων· οὐκοῦν τῶν πολιτικῶν τρεῖς εἰσὶν ὑπόθεσις, ἐγκώμιον, συμβουλή, δίκη. Das ganze glaubt er aus dem Buche Alexanders Numenius περὶ ῥητορικῶν ἀφορμῶν abgeschrieben. Dieß wird wenig wahrscheinlich, weil unser Verfasser, sowohl in dem erhaltenen als in dem fehlenden nur das ἐπιδεικτικὸν erkläre; ῥητορικὰ ἀφορμαὶ aber am wenigsten das δικανικὸν ausschließen können; daher mag jener Gedanke aus den Schriften des Alexander vielleicht im Gegensatz zu dem Urtheile anderer entnommen seyn, keineswegs aber ist alles vorhandene als ein Fragment jenes berühmten Rhetors zu betrachten. Selbst der Inhalt jener Worte ist nicht von Alexander ausgegangen, sondern nach dem Vorgange anderer von ihm angenommen. Der den alten Technisern so wichtige Unterschied von θέσις und ὑπόθεσις wird weniger aus den griechischen Schriften unserer Sammlung, als aus den lateinischen Bearbeitungen deutlich; nach Cicero de orat. III, 108 geht er von der peripatetischen und akademischen Schule aus und bildet den Inhalt von Philosophie und Rhetorik; nach den principia rhetorices Aurel. Augustini p. 320. Capp. war Hermagoras der erste, der diesen Unterschied in die Theorie aufgenommen; Theodoros hatte ihn bekämpft: die Spaltung aber der Rhetorik in drey Theile und ihre Begründung aus der Verschiedenheit der Zeit, in der ihr Wesen enthalten, hat bekanntlich zuerst Aristoteles Rhet. I. 3. nachgewiesen. Was nach diesem folgt, die verschiedenen Urtheile der Alten über ἔπαινος und ἐγκώμιον p. 335 — 6 ist sehr belehrend und gut zusammengestellt; die zuletzt gegebene Definition: ἔνιοι δὲ οὕτως ὀρίζονται, ἔπαινος μὲν ἴσθι λόγος ἐμφανίζων μέγεδος ἀρετῆς, ἐγκώμιον δὲ λόγος

ἐμφανίζων πράξεις καλὰς ist die des Aristoteles Rhet. I. 9. Von der Lehre des ἐπιδεικτικῶν γένος hat sich nur der Anfang des ersten, der Hymnus, erhalten: ἀπὸ πόσων δεῖ θεῶν ἔπαινεῖν.

Ἀριστείδου τεχνῶν ῥητορικῶν α. β. p. 340 — 466. Wie in jener lebendigen und thätigen Periode Isocrates als Redner und Lehrer der Redekunst gleich ausgezeichnet hervortritt, so ist für die ganze spätere Zeit nur Aristides zu nennen (ὁ δὲ θεῖος Ἀριστείδης) der beydes vereinigte und durch einzelne wohl gelungene Versuche, wie den Panathenaitos, den Alten gleich gestellt zu werden verdient. Doch nicht eine vollständige Lehre der Rhetorik besitzen wir von ihm, und die zwey oben bezeichneten Bücher tragen nur uneigentlich ihren Namen; sie enthalten nichts als die Darstellung durch die Sprache, elocutio, das erste in Gegenständen der Rhetorik, περὶ πολιτικοῦ λόγου, das zweyte in der außer der Rhetorik fallenden Prosa, περὶ ἀφελουῶς λόγου, zunächst der einfachen und ungekünstelten Rede, wie sie besonders im Xenophon, aus dem die Beispiele entnommen sind, vorliegt; da nun das zweyte Buch den Kreis der Rhetorik ganz verläßt, so ist die Bezeichnung ῥητορικῶν τεχνῶν unpassend und weit richtiger wäre die Benennung, welche Hermogenes, der so vieles aus Aristides Schriften geholt hat, seinem Werke gegeben, περὶ ἰδεῶν. Hier werden nicht einige wenige, allgemeine Charactere der Sprache, wie bey Demetrius und noch mehr bey Dionysius, hervorgehoben und erklärt, sondern alle für nöthig erachteten Formen, zwölf an der Zahl zusammengestellt und einzeln erläutert; es sind folgende: σεμνότης, βαρύτης, περιβολή, ἀειοπιστία, σφοδρότης, ἔμφασις, δεινότης, ἐπιμίλια, γλυκύτης, σαφήνεια καὶ καθαρότης, κόλασις, βραχύτης καὶ συντομία, (σύνδεσις, παράφρασις); die letzten zwey, die wir eingeschlossen haben, sind von den Herausgebern nach Normanns Vorgang ohne Autorität der Handschriften und, wie wir sehen werden, keineswegs richtig aus der unten

folgenden Ausführung hinzugesetzt. Eine jede dieser Redeformen wird nach drey Seiten *κατὰ γνώμην*, *κατὰ σχῆμα*, *κατ' ἀπαγγελίαν* betrachtet; darin steht, was nicht zu übersehen ist, Aristides dem Demetrius gleich, der dieselbe Untersuchung an die vier von ihm bezeichneten Charactere nur mit andern technischen Ausdrücken (*διάνοια*, *λίξις*, *σύνθεσις*) anwendet. §. 38. 105. 186. Merkwürdig ist, daß die fünf letzten Formen, *ἐπιμίλεια*, *γλυκύτης*, *σαφήνεια* καὶ *καθαρότης*, *βραχύτης* καὶ *συνομία* und *κόλασις* aller Beispiele entbehren, wozu die andern so reichlich ausgefattet sind. Mit der *κόλασις* (d. h. wenn der Redner freyer gegen seine Zuhörer auftritt, sie tadelt und mit Vorwürfen überhäuft, wie so häufig Demosthenes; die früheren Rhetoren halten dieß mit weit mehr Geschick für eine *exornatio sententiae*, *σχῆμα διανοίας* und nennen sie *ἐπιμίμωσις*, licentia) ist p. 395, 9. die Ausführung der im Eingange bezeichneten Redeformen \*) geschlossen und nach einer kurzen Bemerkung über ihre Mischung und Verbindung wird das Vorgetragene, womit jede andere Rhetorik beginnt, die nöthigen Eigenschaften eines Redners und die Theilung in die bekannten drey Gattungen, von denen jedoch nur das *συμβουλευτικόν* und *ἐγκωμιστικόν* näher bezeichnet und nachgewiesen wird, das *δικαικόν* aber gänzlich übergangen ist; dadurch fällt die Unvollständigkeit in die Augen, aber auch die ganze Darstellung dieser Blätter (p. 395, 9 — 403, 6) ist durch lebendige Schilderung von der technischen Einformigkeit des Aristides so abweichend, daß der Gedanke sich unwillkürlich aufdringt, hier eine andere und weit vorzüglichere Quelle zu erkennen; nur die äußere Antnüpfung an den ersten Theil bringt einen scheinbaren und erzwungenen Zusammenhang herbey; hier ist alles belehrend und lesenswerth, manches wie die Topik des *συμβουλευτικόν* p. 309 ganz antik, wie wir sie in der Rhetorik des Ana-

zimenos oder bey dem Autor ad Herennium lesen; auch die Erwähnung von Dichtern p. 309, 10. 12. 403, 4. unterscheidet diesen Theil von dem des Aristides.

Dieser unvollendeten Einleitung in die Rhetorik sind noch zwey neue Artikel *περὶ συνθέσεως* καὶ *φράσεως* und *παράφρασις* p. 403 — 9 beygefügt, wodurch Normann und die ihm folgenden Herausgeber Dindorf und Walz sich veranlassen fanden, beyde oben in der Inhaltsanzeige p. 341 unter dem unvollständigen Namen: *σύνθεσις*, *παράφρασις* einzuschleiben; doch zeigt der voran gehende die Unmöglichkeit einer solchen neuen Anreißung; denn dadurch wird das dazwischen liegende 395 — 403 ganz unerklärlich; noch mehr lehrt der Inhalt an sich, wie diese Zusätze ausser allem Verhältnisse zu diesem Buche des Aristides liegen. Der erste Artikel *σύνθεσις* καὶ *φράσις* ist schon in jeder obiger Redeformen durch das *σχῆμα* und *λίξις*, wie auch Demetrius dafür die Worte *σύνθεσις* und *λίξις* gebraucht, besonders behandelt; gleichwohl könnte dieß, in so fern es doch Lehre enthält, erträglich seyn, plötzlich aber erscheint p. 404, 23 aus der Rede des Aristides selbst *κατὰ τῶν ἑξορχουμένων*, man weiß nicht wozu, eine lange Periode und dann eine Entwicklung von dessen Rede *ἐπιπ τοῦ πέμπευ βοῦθσααν τοῖς ἐν Σικελίᾳ*, nicht der Form, sondern dem materiellen Gehalte nach, womit dieser Artikel geschlossen ist; die *παράφρασις* aber bietet gar keine Lehren und Regeln und enthält nur eine profaïsche Uebertragung der ersten und vierzig Verse der Ilias in der Art, wie wir denselben Versuch im dritten Buche der platonischen Republik lesen, dann von elf Versen aus Odyssee IX. 425 — 36, womit das erste Buch über die politische Rede schließt und das zweyte über den einfachen Styl beginnt, das wir im Vergleiche mit dem erstern viel schwächer und unbedeutender halten.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Die Ordnung fordert p. 341, 5. *βραχύτης* καὶ *συνομία*, *κόλασις*.



Pater Hells Reise nach Wardö bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Auf dieselbe Weise denn, wie Hell auch die Berichte über die von ihm an demselben Tage zu Wardhus beobachtete Sonnenfinsterniß nach einer späteren Rechnung (dieß beweist Littrow aus dem öfter erwähnten Tagebuch) abgeändert und eingerichtet hatte, scheint derselbe auch, da er nun einmal eine vollständige Beobachtung des Vorüberganges gemacht haben wollte, einzelne Momente des Eintrettes nach späterer Schätzung in seine Angaben verwebt und diese Angaben selber hiernach modificirt zu haben. Die Vorgreving'sche, früher ganz in Schatten gestellte, eigentliche Beobachtung erscheint mithin unter den damals in Wardhus gemachten als die einzig wahre.

So leid es einem späteren Berichterfasser immer thun muß, an dem Benehmen eines sonst achtbaren Mannes, wie Hell es war, einen noch unbekanntem Mafel der Unzuverlässigkeit aufzudecken, so bekommt dennoch Littrow's Vermuthung auch noch von andern Seiten her manche Bestätigung. Hell war, wenn es blos Geld betraf, der eigenmächtigste Gelehrte. Die ihm von der dänischen Regierung als Lohn für seine Reise nach Wardhus angebotene jährliche Pension von 1000 fl. schlug er aus, „weil er als k. k. Hof-Astronom es der Ehre des k. k. Hofes nachtheilig erachtete, von einem fremden, auswärtigen Hofe eine Pension seines Amtes wegen zu beziehen.“ Diefem Hinwegweisen einer wohlverdienten Belohnung getrübt um so mehr Beachtung, da sein jährlicher Gehalt in Wien nur 300 fl. betrug, wozu später, als er ein kostspieliges Werk über seine Wardhuser Expedition herausgeben wollte, eine Personalkuloge von jährlich 400 fl. kam. Dagegen war Hell auf die ihm, wie er dafür hielt, gebührende Ehre so höchst eifersüchtig, war so sehr geneigt, sich und seinen Beobachtungen und Berechnungen Alles, Andern wenig oder nichts zuzutrauen, daß er, wo er einmal auf Irrthümer gerieth, hierin, für keine Einrede empfänglich, unvergesslich war. Sein harter Auspruch über des Mannheimer Christian Mayer, später durch Herrschels Beobachtungen der Doppelsterne so gut bestätigte An-

sicht von den Fixstern-Trabantensystemen, \*) die geringschätigen Art, mit welcher er dem C. Niebuhr seine Anwendung der Jupitermonden Ein- und Austritte zu geographischen Ortsbestimmungen verdächtig zu machen suchte, und so manche ähnliche Züge lehren uns ihn auch in andern Verhältnissen als denselben kennen, der er auf der Sternwarte zu Wardhus gegen Vorgreving war. Doch wie wenden uns von dem minder erfreulichen Theile der Geschichte der Hell'schen Expedition nach Lappland zu einem angenehmeren und angenehmeren: zu der Erwähnung des kleinen Tagesbuches der Reise nach Wardö und zurück, welches Hell's Begleiter, Pater Sainovicz aufgesetzt und Littrow mitgetheilt hat. Wir geben aus diesem Reisetagebuche einige Proben.

Die Abreise des Pater Hell und seines von ihm selbst gewählten Reisegesährten Sainovicz von Wien fiel auf den 28. April des Jahres 1768. Der Pater Magister im Jesuiten-Collegium zu Znaim hielt unsere beide Reisende für Entsohene aus Wien; erst der Anblick ihrer Papiere gab ihm den Muth zur freundschaftlichen Aufnahme der Fremden. Zu Prag, welches am 2. May erreicht wurde, sanden sich beim Oeffnen der Koffer die zur Reise mitgenommenen Barometer und Thermometer zerbrochen, das Quecksilber zwischen der Wäsche und den Kleidungen zerstreut. Die Tafel des österreichischen Gefandten am sächsischen Hofe, des Grafen Dürnbraund zu Dresden, erschien unsern aus Wien kommenden Reisenden sehr mager, und sie merkten überhaupt von den Sachsen an, daß diese ihr Geld lieber auf Kleider, Bücher und Gärten, als auf Essen und Trinken wendeten. In Leipzig, das am 13. May erreicht wurde, erregte die Unbekanntschaft des Professors der Dichtkunst, Dr. Völl, eines gebornen Ungarn, mit den Schriften des Pater Pren ein mißfälliges Stammen. Der berühmte Heinzius, der früher 9 Jahre Professor in Petersburg gewesen, besah nur einige unbedeutende Instrumente, die auf dem Dachboden des Hauses stunden; Cellert, dessen Bekantheit mit dem großen Landon unsern Reisenden aufiel, äußerte sich beneßällig über das Bemühen der Wiener, ein reineres Deutsch zu schreiben und zu sprechen. Von Halberstadt (17. May) war nichts zu bemerken, als daß sich der Wirth für ein zusammen gemengtes, aus 3 Tauben, etwas Reis, Kirschen, Erbsen und Spargel bestehendes Gericht 5 Thlr. 8 Gr. zahlen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Er spricht da von unverschämten Unwahrheiten, nichts bedeutenden Nachrichten gelehrter Abentheurer u. s. w.

# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Januar.

Nro. 17.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Wir treffen also auch hier die in rhetorischen Schriften so gewöhnliche Verwirrung; das Ende des ersten Buches, wenn anders jener sonderbare Uebergang von den Redeformen zur Rhetorik selbst von Aristides ist p. 395 — 405, fehlt, und wurde durch anderes nicht hieher gehöriges ergänzt p. 403 — 409. In der Theorie — wie viel davon dem Aristides gehört und was er Vorgängern verdankt, läßt sich nicht bestimmen — ist, wie bey den spätern überhaupt, manches zu gesucht, einiges falsch erklärt, das ganze aber immer wichtig, weil wir daraus lernen, was wir jetzt so wenig wissen, wie die Alten ihre Redner in der Composition weit richtiger und schärfer als wir, erkannt und so vieles als bedeutend und wichtig hervorgehoben haben, was wir ohne ihre Belehrung nie beachten würden; das eigene Studium der Redner und die besondere Betrachtung des Zusammenhanges wird dann leicht das unnöthige oder unrichtige absondern; so ist es Klügeley, wenn Aristides p. 356 glaubt, Demosthenes habe Philipp. III. p. 121 durch den Ausdruck: *ὅτι τὸν χρυσὸν τὸν ἐκ Μήδων εἰς Πελοπόννησον ἵγαγεν*. statt *χρήματα* absichtlich der Rede höhern

Schwung (*σεμνότης*) gegeben; Demosthenes gibt nur die Worte des Psephisma, wie der Zusammenhang der Rede deutlich zeigt und sämmtliche Stellen derselben Erzählung bey andern (siehe Palmerius zu Aristides II. p. 392 Dind.) beweisen; es ist jener Ausdruck nicht vom Redner gebildet und erfunden, sondern aus dem öffentlichen, nicht rhetorischen Actenstücke abgeschrieben.

Auch für die Kritik der alten Redner sind diese Schriften vom Werthe; um nur ein Beyispiel anzuführen: das auffallendste, was wir aus Bekkers Apparate zu Demosthenes kennen lernen, ist der Zustand der dritten philippischen Rede in der ältesten Pariser Handschrift; in dieser erscheint die Rede vielfach verkürzt, fast in einem Auszuge, es fehlen Namen und historische Bemerkungen; aber die Rede in einer Handschrift bildet eben so ein vollständiges ganzes und zusammenhängendes, wie im erweiterten gangbaren Texte, dessen Zusätze weder an Sprache, noch an Gedanken und Inhalt etwas bedeutendes gegen ihre Richtigkeit vorbringen lassen. Jetzt können wir nachweisen, daß auch Aristides, der die dritte philippische Rede öfter, als alle andern Rhetoren erwähnt, nur den Text der Pariser Handschrift, nicht den der Vulgata vor sich hatte und kannte; ohne diese würden wir die Nachlässigkeit des Schriftstellers oder den Mangel des Gedächtnisses anklagen, nun werden wir aufmerksam gemacht, den Ursachen dieser Verschiedenheit nachzugehen. Wenn Aristides p. 359 als ein Beyspiel der *βαρύτης* aus Phil. III. §. 65. anführt; *καίτοι μὴ γένοιτο, εἰ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τὰ πράγματα ἐν τούτῳ*.

τεθνάται δι' μυριάκις κρείττον ἢ κολακίᾳ τι ποιῆσαι Φιλίππῳ, so kannte er offenbar den Zusatz der Vulgata nicht, der auch in Σ fehlt καὶ προέσθαι τῶν ὑπὲρ ὑμῶν λεγόντων τινάς; ebenso hat nur er mit Σ τεθνάται δι', alle übrigen geben τεθνάται γάρ. Pag. 354 aus Phil. §. 41. οὐ λόγους ἔμεινον λέγων, ἀλλὰ γράμματα τῶν ὑμετέρων προύων. Die Vulgata liebt τῶν προύων τῶν ὑμετέρων δεικνύων, aber das Verbum fehlt ursprünglich im Σ. Ebendasselbst §. 37. heißt es: τί οὖν ἦν τοῦτο; (οὐδὲν ποικίλον οὐδὲ σοφόν, ἀλλ' ὅτι) τοὺς παρὰ τῶν ἄρχων (ἀεὶ) βουλομένων ἢ διαφθείρειν τὴν Ἑλλάδα χρήματα λαμβάνοντας ἅπαντες ἐμίσουν: die eingeschlossenen Worte fehlen in Σ und Aristides p. 347, vergl. p. 353; auch in den vorhergehenden Worten hat Σ und Aristides p. 353 nicht mit der Vulgata τὰ τῶν Ἑλλήνων πράγματα, sondern πάντα τὰ πράγματα. §. 66. hat die Vulgata: δουλεύουσί γε μαστιγούμενοι καὶ στρεβλούμενοι, für letztes steht in Σ σπαττόμενοι; Aristides fand in seinem Exemplare keines von beyden; er gibt p. 359 die Worte: καὶ δι' δουλεύουσί γε μαστιγούμενοι.

Dindorfs Erwartung (Aristid. tom. II, 712) der futurus collectionis Aldinae instaurator werde eine durchgreifende Bearbeitung dieser Bücher liefern, ist in so fern erfüllt, als der Herausgeber aus einer Wiener und Pariser Handschrift manches ergänzt und verbessert hat; sonst aber sind die deutlichsten Fehler stehen geblieben, wie p. 357, 12. ὑπὲρ οὐ für ὑπερ, p. 379, 8 πάντας für πίντε u. a. m. was aus Demosthenes hergestellt werden mußte; eine umfassende Behandlung, ähnlich der des Norrmann, ist nirgends versucht.

Ἀψίνου τέχνη ῥητορικὴ περὶ προομιῶν p. 467 — 542.

Ἐκ τῶν Λογγίνου περὶ εὐρέσεως p. 543 — 596.

Beide sind hier zu verbinden, da sie in Handschrift-

ten nur als ein Werk unter dem Namen des Apfines stehen und in diesem keine Erwähnung des Longinus geschieht. Apfines aus Gadara, Schüler des Basilicus, den er auch im Eingange rühmt, ὁ θεῖος Βασιλικός, (nach VII. 878 schrieb dieser vor Hermogenes περὶ ιδεῶν, nach Cuias aber lebte sein Schüler Apfines unter Maximianus) genoss bey den späteren anerkanntes Ansehen; es werden VII, 950 *ἑρτήματα*, VIII, 571 ein Buch über die *σχήματα* angeführt; die Schrift, von der wir hier sprechen, ist eine Abhandlung über die Theile der Rede und wird richtig von Syrianus IV, 302, Epipater IV, 712 und andern VII, 721 *τέχνη περὶ τῶν μερῶν τοῦ πολιτικοῦ λόγου* genannt: das Exordium *περὶ προομιῶν* p. 467 — 494 die Narratio *περὶ διηγῆσεως* p. 494 — 502, die Confirmatio und Confutatio, *περὶ ἀντιθέσεως, περὶ λύσεως, περὶ παραδείγματος, περὶ λύσεως παραδείγματος, περὶ ἐνθυμημάτων, περὶ τῆς τῶν τελικῶν κεφαλαίων κατασκευῆς* p. 502 — 531 die Conclusio, *περὶ ἐπιλόγου*. Deswegen ist die allgemeine Benennung des Buches *τέχνη ῥητορικὴ περὶ προομιῶν* unrichtig und nichts als eine falsche Abtheilung für *Τέχνη ῥητορικὴ*. *Περὶ προομιῶν*, welchem dann der zweite Theil *περὶ διηγῆσεως* u. s. w. folgen; auch die Bemerkung IV, 35 *καὶ Θεοφρόστῳ, δι' ἔχγραπται τέχνη ῥητορικὴ περὶ ἐνθυμημάτων, καὶ Ἀλεξάνδρῳ τῷ τῶν Νουμμηῶν καὶ Δολλιανῶ περὶ ἀφορμῶν ῥητορικῶν, καὶ Ἀψίνῳ περὶ προομιῶν καὶ πίστεων καὶ ἄλλοις πολλοῖς περὶ ἄλλων* spricht nicht für die gangbare Benennung des Buches *περὶ προομιῶν* und bedeutet, daß Apfines die einzelnen Redetheile, von welchen ungenau nur zwey genannt werden, nicht aber eine vollständige Rhetorik, wie wir es von Longinus sehen werden, geschrieben habe. Diese Schrift aber ist nicht nur durch Abschreiber sehr entstelt, sondern wird durch fremdartige Zusätze, in welchen Apfines selbst erwähnt, gelobt oder getadelt ist, ein Räthsel der Erklärung. Der Her-







Ein neuer Abschnitt der Reise, mit welchem auch Salnovicz Tagebuch beredter wied, beginnt da, wo unsere beiden Astronomen an dem Luftsig des Königs von Dänemark, Draventhal bey Lübek, ankamen. Hier finden sie Briefe aus Wien und auch aus Rom. Die letzteren enthalten die nachgesuchte Erlaubniß zum Messelren, aber die gleichzeitig erbetene Dispensation von dem kanonischen Stunden (dem Brevierbeten) und vom Fasten war ausgeblieben, wahrscheinlich, so sagt P. Salnovicz hinzu „weil der heilige Vater nicht hinlänglich unterrichtet worden war, und der Berichterfatter geglaubt hatte, daß wir diese beschwerliche und gefahrvolle Reise um unseres elgenen Vergnügens wegen zwischen italienischen Gärten und Weinbergen machen.“

Der Minister, der geistvolle Graf Bernsdorf empfang die Fremden sogleich nach ihrer Ankunft im Schlosse. Ein Mann von ohngefähr 56 Jahren, klein von Statur, mit jenem Anseht, aus welchem Wohlwollen und tiefeindringender Verstand in gleichem Maaße hervorsentheten. Er sprach lange und mit der größten Sachkenntniß von dem Gegenstand der Reise und von der Bedeutung desselben zur Förderung der Wissenschaft. Auch der jugendliche König, dem die Fremden am 1. July vorgestellt wurden, zeigte eine vollkommene Bekanntschaft mit dem wissenschaftlichen Zwecke des Unternehmens. „Ich freue mich, sagte er zu Hell, daß ein so berühmter Astronom sich entschlossen hat, diese wichtige Beobachtung an der nördlichsten Spitze meiner Länder zu übernehmen. Ich habe bereits Befehl gegeben, daß nichts versäumt werden solle, was Ihre Reise und Ihren Aufenthalt in Warthus bequem und so viel möglich, auch angenehm machen kann.“ — Wie aber, so fragte er im Verlaufe des Gespräches, „wenn Wolken oder trüber Himmel, der dort nicht selten ist, Sie an der Beobachtung hindern? Dann hätten Sie die ganze große Reise umsonst gemacht.“ — Mit Hell's Antwort, daß er auch in solchem Falle seinen Aufenthalt in Warthus zum Nutzen der Wissenschaft und zur Vermehrung des Ruhmes Sr. Majestät anzuwenden hoffe, zeigte sich der huldvolle Monarch sehr zufriedent, sprach dann noch freundlich mit Salnovicz und entließ die beyden Reisenden, die von jener dankbaren Frende erfüllt waren, welche ein wohlwollender Fürst so leicht, schon durch seine Worte und Mienen erregen kann.

Die Reise von Kopenhagen nach Drontheim wurde am 2ten July in drey Wagen begonnen, deren einer

das Gepäck und die Apparate unserer Reisenden enthielt. Im Gasthause zu Helsingör schlen der Begriff der Fastenpeiße einen großen Umfang zu haben; man brachte, wie man zu meinen schien der Bestellung gemäß, die verschiedensten Fleischpreißen. Seelands lieblich fruchtbare Landschaft hält in dieser Zeit des Grünnens den Vergleich mit allen fruchtbaren Ebenen und Hügelkänden von Deutschland aus. Das gesunglustige Volk läßt in diesem Lande der Nachtigallen bey jeder Feld- und Hausarbeit seine Lieder vernehmen. — Auf dem Wege durch einen Theil von Schweden wechselte der Anblick einer ersten, großartigen Natur mit dem einer freundlich milden. In den nördlicheren Districten zeigten sich die Gebirge überall schon mit Schnee bedeckt, während das Thal und die Ebene noch in ihrem vollen Sommerschmucke stunden. Andere Länder des südlichen Europas haben auch Gebirge, und, wenn auch nicht schönere geformte, doch höhere, als Schweden; in keinem aber gesellt sich zu den Felsengebirgen und Thälern eine solche Fülle der frischen, klaren Wasser, wie in Schweden. Hier zeigt sich weit über das ebene Land hin ein fischreicher See, dort erfüllt ein anderer das Kesselthal; Wasserkfälle mächtigster Art stützen sich hier über die Granitgewände herab und erfüllen mit ihrem lauten Rauschen das Ohr, dort vernimmt man neben dem ruhig durch das Waldthal fließenden Wasser von jedem Baum den Gesang der Mustervogeln. Die Natur hat in dieser Jahreszeit alenthalben den Tisch der grünenen Hügel mit aromatischen Erdbeeren bedeckt; die köstlichsten Arten der Fische, vom Geschlechte des Lachses oder der Forelle, bewohnen die meisten Seen und fließenden Wasser. Doch neben all diesen Schönheiten und Erquickungen hatte Schweden für unsere Reisenden auch seine großen Beschwerlichkeiten und Mühen. Unter diesen Schwereuden waren immerhin noch jene am Leichtesten zu ertragen, welche das auferlegte und zuweilen vom Lande selber augenöthigte Fasten mit sich brachte. Denn auch in den verlassenen Gebirgsgegenden konnten sich die Reisenden doch am Abend ihren Thee und ihre mitgebrachten Macaroni bereiten; Fische, wenigstens gefalzen oder geräuchert, — Milch und Erdbeeren waren fast überall zu haben und an den Höhen des Tofrefäl, zur Linken die schneebedeckten Gipfel, auf denen ein Gewitter sich entlud, vor Nechten ein doppelter Regenbogen, in der Mitte längs der Straße hin das sonnige Thal, machte den Mangel selbst des Brodes der Anblick der erhabenen Gebirgsgegend etwas minder säßbar. Aber außer diesem gab es auf dieser Reise noch härtere Proben zu überstehen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. Januar.

Nro. 18.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Schluß.)

Der letzte Theil *περί επιλόγου* und des folgende hatte schon früher die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen; Ruhnken bemerkte zuerst im Jahre 1765 bey der Lectüre des Buches eine Confusion und Verschiedenheit der Verfasser, (siehe Fr. A. Wolf in den litterarischen Analecten II. 315 — 26); dazu hatte ihn nicht die Abweichung des Styls, wie Wyttenbach in der *vita Ruhnkenii* p. 127. die Sache darstellt, geführt, nicht die der Lehre, denn er hatte das Technische der alten Rhetorik sich nicht angeeignet, sondern wie Weiske zum Longinus p. XXIV. mit vollem Rechte ausgesprochen, ein dem Ruhnken schon früher bekanntes Fragment von einigen Zeilen welches von dem Commentator des Hermogenes unter dem Namen des Longinus verbracht ist und hier im größeren Zusammenhange sich wieder findet; dadurch folgte von selbst, daß zwey Verfasser, Apfines und Longinus, wie wir in rhetorischen Schriften schon öfter gesehen haben, zusammengeworfen waren, aber weder der Umfang des letzten, noch der Inhalt ist von Ruhnken oder von andern zuverlässig nachgewiesen worden. Die vielen Lücken und Fehler der Aldiner Ausgabe waren dem Verfasser und der Auscheidung beyder ein großes

Hinderniß; jetzt nachdem die Vergleichung von Handschriften wenn nicht im großen, doch im einzelnen Abhilfe gewährt und die Bekanntmachung der Rhetores unsere Kenntniß der Theorie vielfach erweitert hat, können wir aus dem Gange der Darstellung und der Behandlung der Gegenstände das bisher ungewisse und schwankende leicht zur völligen Entscheidung bringen; dieß wird hier um so nothwendiger erfordert, als wir unsern eigenen frühern Irrthum zu berichtigen haben und Hr. Prof. Walz, den in der *συναγωγῇ τεχνῶν* aufgestellten Gründen bestimmend, darnach die Bertheilung gewagt und vieles dem Longinus zugeschrieben hat, was dem Apfines gehört. — Die Lehre des *ἐπιλόγου* besteht auch bey Apfines, wie bey den ältern Technikern überhaupt aus drey Theilen, *enumeratio ἀνάμνησις*, *commiseratio ἔλεος*, *amplificatio δεινώσις*, vergl. Autor ad Herenn. II. 30. In der Auseinandersetzung der Topik von *ἀνάμνησις* sind zehn Arten aufgezählt, mit gewöhnlicher Wiederholung des Wortes *ἀναμνήσομεν* oder *ἐπι ἀναμνήσομεν*, wofür öfter unrichtig *ἐπιαναμνήσομεν* steht; am Schluß werden sämtliche zehn Arten in umgekehrter Folge p. 549, 17 — 24 wiederholt, nur daß v. 22. die Worte *ἐξ ὑποτιπώσεως* ausgefallen sind. Dieß Kapitel haben wir einst, getäuscht durch die falsche Schreibung p. 543. *ἀναμνήσομεν* δὲ καὶ περὶ προσωποποιίας für das richtige *διὰ πρ.* (welches die Pariser Handschrift und die Schoellen VII. 1225 haben,) unglücklich zerissen und einen Theil davon dem Longinus gegeben, während doch der Fortgang der Topik, die vollständige Wiederholung des obigen und die Schlüßworte: *καὶ περὶ μὲν τῆς ἀνακεφαλαίωσεως* (i. e. *ἀναμνήσεως*)

ταῦτα λέγειν ὑπάρχει den unzertrennbaren, innigsten Zusammenhang leyren mußten. Der zweyte Theil περὶ ἔλεος beginnt p. 550. und nachdem einige loci communes vorgebracht sind, wird auch der παρά τὴν ἀξίαν, (daß man unverschuldet ein Unglück erlitten habe), angeführt: μετὰ μῖντοι τοὺς κοινούς τοὺς τὴν παρασκευὴν ἔχοντας πρὸς τὸν ἔλεος ἀπὸ τοῦ παρά τὴν ἀξίαν καλοῦμενον τὸν ἔλεος κινήσομεν, dessen vollständige Erklärung nicht vorhanden; denn nach den Worten p. 552, 10 ἔτι τοίνυν καὶ τὸ haben die Handschriften eine Lücke und alles folgende ist ganz verschiedenen Inhalts; erst p. 579, 18 wird wieder von ἔλεος und zwar von demselben letzten τόπος παρά τὴν ἀξίαν gesprochen: συνελόντες δεῖπειν ἢ ἀπὸ τῶν βελτιόνων ἐπὶ τὰ χεῖρω μεταβολῆ κατὰ τὸν τρόπον (i. e. τόπον) θεωρεῖται τὸν παρά τὴν ἀξίαν καλούμενον, so daß das Ausgefallene und Fehlende nicht von großem Umfange seyn wird, alles andere gibt p. 504. die weitere Topik der commiseratio. Den Schluß bildet δεινῶσις, sonst gewöhnlich αὐθῶσις genannt, hier περὶ πάθους p. 594 — 6; dieses ist außer allem Verhältniße kurz behandelt, und kaum wahrscheinlich, daß, nachdem die zwey ersten Theile, ἀνάμνησις und ἔλεος, so weitläufig und vollständig wie in keiner Rhetorik durchgeföhrt worden, der letzte nicht minder wichtige Theil vom Werk mit so wenigen abgeschlossen worden sey.

Alles was in die Mitte des Artikels von ἔλεος eingelegt ist, (p. 552, 9 — 579, 18) hat, wie bemerkt worden, andern Inhalt und andern Verfasser; letzterer ist wie Ruhnken richtig aus V. 431. VI. 119 erkannt hat, Longinus, der Inhalt keineswegs aber, wie Hr. Walz die Aufschrift gibt: περὶ εὐρίσεως, sondern vielmehr eine vollständige Rhetorik in kurzem Compendium und unterscheidet sich dadurch gänzlich von der ausführlichen Behandlung der Redetheile bey Apstines. Den Zweck seines Buches hat Longinus selbst am deutlichsten aus-

gesprochen p. 565. ἀλλ' ἔμοι προκείμενόν ἐστι καὶ σκοπὸς τισούτος καὶ κανὼν, ὑπόμνημα ποιῆσαι τῆς τέχνης ὡς ἐνι μάλιστα ἐν βραχυτάτοις, τοῖς συγγενεῖσι καὶ πολλὰκις καὶ συνεχῶς περὶ αὐτῶν ἀκηκοῦσι καὶ τοῖς βιβλίος οὐκ ἀνασκήτως, οὐδ' ἀμελετήτως τηρεῖν ἔχουσιν ὦν τὴν μέθοδον ἐν τύποις κατετάξαμεν· εἰ δέ τις καὶ μὴ πλησιάσας μηδὲ τῶν πλείονων ἀκούσης ὑπ' εὐφροῖας τε καὶ συνέσεως, δεξιότητος τε τῆς γνώμης εἰς ἐπίσκεψιν ἤξει κατὰ τὰ προηρημένα τῆς τέχνης, δύναται· ἂν ἀφ' αὐτοῦ τὸ ἀπόλουσον περαίνειν, καθάπερ ἐμβάς ἔχουσι τίσι καὶ πως οδοῦ λαμβανόμενος. Daher mußte er sie τέχνη ῥητορικὴ nennen, und alle Theile der Rhetorik durchföhren; dieß ist auch geschehen, nur fehlt das meiste und bedeutendste des ersten Theils:

invento p. 552, 10.

dispositio p. 556, 4.

elocutio p. 557, 28.

pronuntiatio p. 567, 12.

memoria p. 570, 1 — 578, 9.

Damit endet das Werk der Longinus, und die Schrift ist, den verstümmelten Anfang abgerechnet, eine compendiöse, aber vollständige Rhetorik mit manchen eigenthümlichen Bemerkungen. Was man noch als Anhang beygegeben ließt p. 578, 10 — 579, 18. περὶ τῶν τελικῶν, hat, wie der Inhalt lehrt, nicht die geringste Beziehung zu Longinus; es ist ein Fragment eines andern unbekanntem Autors und enthält mit den Gründen dafür und dagegen, die Zergliederung eines Problems, welches in den Rederschulen der Alten oft behandelt worden ist, Demosthenes habe, um den Chersones vor den Einfällen des Philippus zu sichern, den Atheniensern den Rath ertheilt, diesen zu durchschneiden. III. 371. II, 102 Φιλίππου συνεχῶς χαιρώνειαν (i. e. χερβόνησον) κατατρέχοντες γράφει Δημοσθένης διορύξει τὸν Ἴσθμόν.

Aus den Schriften der Rhetoren wurde manches ausgehoben und anderswohin an einen passen-



den Ort eingetragen, aber selten sind wir vermögend, die eigentliche Quelle nachzuweisen; in der Einleitung zu Isokrates Rede über den Frieden treffen wir nach Angabe des historischen Theils folgende rhetorische Bemerkung: *ἐὰν δὲ ποτε ἀναγκασθῆς κοινὸν προοίμιον εἰπεῖν, τὴν κατασκευὴν αὐτῷ ἰδίαν πρόσαγε, ὡς ἐν τῷδε τῷ περὶ εἰρήνης Ἰσοκράτους ἢ κατασκευῇ ἰδία προσετέθη, ὅπου φησί, περὶ μεγάλων ἤκουμεν· περὶ γὰρ πολέμου καὶ εἰρήνης· κάλλιστον δὲ ἐν τούτοις καὶ τὸ τῆς μεθόδου, εἰ μεθοδεύοιμεν αὐτὰ ἐπισημαινόμενοι, εἰ καὶ πᾶσιν εἰδῶς ὁ λόγος εἴη.* Sie ist wörtlich aus unserm Apfsines p. 483 — nur dort etwas entsetzt — abgeschrieben.

Zur Herstellung des entsetzten Buches hat Hr. Prof. Walz eine Pariser, Wiener und Venediger Handschrift verglichen, und darnach den gangbaren Text der ersten Ausgabe in vielen umgestaltet, sonst aber die deutlichsten Gebrechen, wie z. B. p. 468. *προσίχετε . . ἐπεριδέτε* statt *προσίχετετε . . ἐπεριδέτε* unberührt gelassen; dennoch läßt sich das meiste mit großer Sicherheit verbessern, so ebendasselbst: *ὁ Περικλῆς πείσας εἴσω τευχῶν μένειν μετὰ ταῦτα πείδει αὐτοῦς δρῶσαι καὶ τὴν Ἀττικὴν· ἀλλ' ὁ Θემιστοκλῆς πείσας ἐκλείπειν τὴν πόλιν γράφει αὐτοῦς καὶ ἐμπρῆσαι τὸ ἄστυ.* Es sind zwey Probleme, ohne Verbindung unter sich; den Uebergang zu einem andern bildet bey Apfsines *ἄλλο*, was auch hier zu schreiben ist. p. 501, 24. *ὅταν οὖν τὸ μὲν πρᾶγμα ἄδοξον ἢ τοῦ β' πάλιν ἀτελεῖς τὸ ἦδος, ὅταν δὲ ἀμφοτέρα δοκοῦντα εἶναι ἐνδοξα πλεον τὸ ἦδος καὶ ἢ ἐπαγγελία ἐνταῦθα ἐπιμελεστέρα* — i. e. ἢ τὸ ὕμπαλιν ἀτελεῖς τὸ ἦδος, oder umgekehrt, nemlich *πρᾶγμα ἐνδοξον, πρόσωπον ἄδοξον*, dann ist *ἦδος ἀτελεῖς*, wenn aber beydes gleich *ἐνδοξα ἢ ἄδοξα*, dann ist Vollständigkeit.

*Μινουκιανοῦ περὶ ἐπιχειρημάτων, ἐν ἄλφ Νικαγόρου* p. 597 — 613. Minucianus, Sohn

des Nicagoras, lebte unter Gallienus; die Aufschrift ist unrichtig; nicht eine besondere Abhandlung *περὶ ἐπιχειρημάτων* haben wir, denn sonst durfte nicht von dem höhern, den *πίστεις*, begonnen werden; weit bezeichnender wäre der Name *περὶ πίστεων*; es ist indessen nur ein abgerissnes Bruchstück einer vollständigen Rhetorik, das an Ausdruck, Darstellung und Sprache sehr viel Aehnlichkeit mit Apfsines hat, an Genauigkeit der Lehre aber diesen weit übertrifft; besonders ist die Topik des Enthymema ausführlich erörtert. — Ein Index rerum et auctororum, dann ein besonderer Index verhorum, welcher vorzüglich die technischen Ausdrücke enthält, beschließen das Ganze.



Pater Hell's Reise nach Wardöe bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Die Wege über das Gebirge waren damals noch in dem übelsten Zustande und für so schwer beladene Wagen, wie die unserer Reisenden, fast nicht zu passiren; ein Student, David, den man ihnen als Dolmetscher schon von Lapelin aus mitgegeben, war ein gutmüthiger Poltron, der die Fuhrleute und Bauern beim anfänglichen Aushandeln laut anschrte und hart antieß, dann aber Alles und fast mehr noch, als sie verlangten, ihnen zugestund, frendlich nicht auf seine, sondern zuletzt doch auf königliche Kosten. Daben machte bald das Brechen eines Rades oder der Axen, wie der Decksfel, bald der zufällige Mangel an Pferden einen unvermutheten Aufenthalt; erst am 30. Zuln des Mittags wurde Drontheim erreicht.

Hier in Drontheim fanden unsere Reisenden eine solche glänzende Aufnahme, wie ihnen wohl bis dahin noch nie widerfahren war. Der Adel und die hohe Geistlichkeit wetteiferte mit dem wohlhabenden Bürgerstand in der Bewirthung und Bedienung der Fremden; bey den täglichen, überreichlichen Gastmahlen konnte man nicht gewahr werden, daß Norwegen kein Weinland sey; die kräftigen, nordischen Männer schie-



nen sich durch alle die ausgebrachten Gesundheitsen, durch die Ströme der ausländischen Weine, auf welchen jene Gesundheitsen hinabschiffen zum Magen, und durch die Uebersaucht der Speisen, welche neben den Gesundheitsen transportirt wurde, nicht im Mindesten beschwert zu fühlen; unsere aus dem Süden kommenden Reisenden aber, nachdem sie die Ströme der nordischen Gastfreundschaft bis zum 18ten August ausgehalten, wurden endlich krank davon.

Schon in Kopenhagen hatte ein königlicher Beamter dem P. Hell und seinen Gefährten den Rath gegeben, zu ihrer Weiterfahrt von Drontheim nach Wardhus einer solchen Art von Hausbot oder kleinen Jacht sich zu bedienen, wie der Bischof von Drontheim zu seinen Hansvisitationen zu nehmen pflegte. Man fährt mit einem solchen kleinen Schiff immer in der Nähe des Landes und kann jede Stunde das Ufer betreten, um da zu übernachten, oder den herannahenden Stürmen auszuweichen. An den sogenannten Eiden oder Landzungen, welche oft sehr weit ins Meer sich erstrecken, kann man ansteigen, und hier einen in günstiger Jahreszeit angenehmen, mehrere Meilen weiten Landweg machen, während das Schiff auf dem längeren Seewege die Landzunge umfährt. Eine solche kleine Jacht denn von 26 Lasten, mit nur einem Segel, einer geräumigen zur Bequemlichkeit eingerichteten Kajüte, und Proviant auf ein ganzes Jahr, besorgen unsere Reisenden am 22. August zur Weiterfahrt von Drontheim nach Wardhus. In ihrer Gesellschaft besand sich der Präsident von Finnmarken Hagerup, und der schon oben erwähnte Student Borgreving, den ihnen der Bischof zum Begleiter und als einen sehr lehrbegierigen, dienstwilligen Gefährten mitgegeben hatte. Diese Seefahrt hatte für das Auge viel Neues und Unterhaltendes. Schon am andern Tage, jenseits den Ruinen der Klöster Reungs und Eisenoth zeigte sich ein Walfisch in der Nähe des Landes; hinter ihm spielende Delfine. Alle Buchten wimmelten von Härigen; am Ufer wohlgebaute Dörfer und Versäulen; hinter und neben diesen Wäldungen, reich an Wildpret, oder grüne Auen voll weidender Viehheerden. Von ihren zuweilen täglichen Landungen fanden die Reisenden immer die wohlschmeckendsten Fische, oder auch Austern und andere Gaben des Meeres wie des Landes zu ihrer Bewirthung bereit.

An den Küsten zwischen Duroen und Lerwig, an denen die Fahrt in der letzten Hälfte des Septembers vorhingieng, zelgten sich schon vorhersehend die Vorkennwälder des höheren Nordens; hinter ihnen das beschneite Gebirge; die Bewohner der Gegend, ein schöner Menschenschlag, schienen sehr wohlhabend, da sie dem Chirurgus, welcher in Begleitung des Präsidenten Hagerup war, 50, ja hundert Thaler für die Heilung ihrer Krankheiten boten. Jenseits Tromsö zeigen sich schon vorherrschend Bewohner von finnischer Abkunft,

deren Kleidung Sainovicz der Kleidung der ungarischen Bauern nicht unähnlich fand. Am 29. September begann in dieser Gegend der Winter mit seiner ganzen Festigkeit; das Verdeck ward einen Schuh hoch mit Schnee bedeckt. Unter fast unaussprechlichem Schneegestöber und Strömen ging von hier an die Reise, durch öfters nothgedrungenes Anhalten unterbrochen, nur langsam vorwärts; am 11. October des Mittags ankerte die Jacht am Zielpunkte, in Wardöe.

Von hier an beschäftigt sich das Tagebuch mit dem Bericht über die erste Einrichtung zum Ueberwintern auf einer so hoch nordischen Insel; über den Anfang des Baues des Observatoriums, mit Erzählungen von den Jagden der hier sehr häufigen Rebhühner, von den wöchentlichen Bällen und öfteren Gastmählern, womit die Vornehmern der Insel sich und ihren von hoher Hand empfohlenen Gästen die nächstlängste Weile des Winters vertreiben. Wir übergehen diese Geschichte des Winters, der unsern Reisenden bey guter Gesundheit und vergnügt vergieng, und wenden uns sogleich zu der des Frühlinges und Sommers. —

Am 7ten April zeigte sich zwar auf Wardöe schon der erste Inse und einige Seemäuse als Vorboten des Frühlinges, doch dauerte, mit wenigen Unterbrechungen, das Schneegestöber bis in den Mai fort; am 19. war die Kälte sehr groß, hierauf stellten sich Stürme und Wirbelwinde von außerordentlicher Festigkeit ein; am 27. zelgte sich, selbst noch am hellen Tage sichtbar, ein schönes Nordlicht. Der größte Theil der Insel ward nun frey von Schnee, der das Festland in S.W. noch sehr häufig bedeckte.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Theile des ganzen Tagebuchs: zu dem Bericht desselben über die Beobachtungen des Vorübergeanges der Venus, am 3ten Juni. Noch am Abend des 2ten war der ganze Himmel mit Wolken bedeckt gewesen; heute gegen Morgen um 3 Uhr zertheilten sich dieselben so weit, daß man die Sonne sehen konnte. Um 4 Uhr wurden Sonnenhöhen genommen. Bald nachher zeigten sich weißliche Wolkenzüge, welche, einem Nordlichte nicht unähnlich, sich hin und her bewegten. Um 3 Uhr des Nachmittags war fast der ganze Himmel von ihnen bedeckt, nur der Horizont im Norden und Süden war frey geblieben. Hierauf trieb ein scharfer Wind auch aus S.W. so häufige Wolken herauf, daß „der Student Borgreving sich nicht weiter in seinen Sonnenbeobachtungen üben konnte.“ Gegen 6 Uhr des Abends blickte die Sonne zuweilen durch die Wolken, und der Student wurde zum Beobachten angeleitet. Nach 9 Uhr wurden 3 Fernrohre auf die abweichend hervorblitzende, dann wieder mit Wolken bedeckte Sonne gerichtet.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. Januar.

Nro. 19.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

Referent hat von der zweiten, im Jahre 1827 erschienenen Auflage dieses Büchleins bereits vor mehreren Jahren anderwärts \*) eine kritische Anzeige geliefert, und damals die Hoffnung gehegt, daß, nachdem er es in seiner völligen Nullität dargestellt, dasselbe zur Ehre der Wissenschaft recht bald außer Kurs kommen möchte. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen; im Gegentheil, es ist so eben eine neue Auflage uns vorgelegt worden. Sollte Ref. daher etwa gar dem Bory'schen Buche damals Unrecht gethan haben? Sollte die Erneuerung der Auflage nicht ein vollgültiges Zeugniß für dessen Tüchtigkeit seyn? Keineswegs, diese Anerkennung könnte höchstens dafür sprechen, daß es sich Eingang bey dem großen Haufen, dem die Flachheit und Triviolität dieses Buches behagt, zu verschaffen gewußt hat; an die Menge haben sich dann auch einzelne Köpfe unter uns angeschlossen, denen eine französische Celebrität immer noch als eine untrügliche Autorität erscheint.

Vielleicht hat aber diese dritte Auflage alle Fehler der frühern abgelegt, und verdient jetzt mit Recht die Anerkennung, die ihr sonst nicht zukam? Auch dieß ist nicht der Fall. Im Gegentheil, der Verf. ist von der Vortrefflichkeit seines Kindes so vollkommen überzeugt, daß er an demselben fast gar

nichts zu bessern gefunden hat, und es uns daher in derselben Form wieder vorstellt, in welcher wir diesen Wechselbalg vor mehreren Jahren bereits kennen gelernt haben. Es ist diese neue Auflage eine unveränderte Vorlage der vorigen. \*)

Wenn Ref. sich nochmals an eine kritische Beurtheilung des Bory'schen Werks über den Menschen macht, so geschieht dieß nur deshalb, weil man diesem Werke gegenwärtig unter uns einen so vielseitigen Eingang zu verschaffen sucht, daß es nicht wenig, wenn man ihm ungehörte gewähren ließe, zur Verwirrung wissenschaftlicher und religiöser Be-

\*) Bey einer nähern Vergleichung der 3ten Ausgabe mit der 2ten kommt man überhaupt zu dem überraschenden Resultate, daß nicht bloß Inhalt, sondern auch Form des Textes in beyden unverändert sind, so daß sie Seite vor Seite, Zeile vor Zeile, und selbst in den Druckfehlern, vollkommen mit einander übereinstimmen. Abweichend ist in dieser dritten Ausgabe weiter nichts, als Titel, Vorwort, (9 Seiten), Einleitung (4 Seiten) und einzelne Blätter, wie im 1ten Bändchen Blatt S. 23, 51, 73, 129, 285; im 2ten S. 79, 85, 175, 213. Diese Blätter sind alle einzeln, und statt ausgeschnittener eingelebt, fallen auch gleich durch anderes Papier und selbst durch etwas andere Lettern auf. In diesen Blättern allein ist hie und da der Inhalt etwas geändert, und sie machen daher auch ausschließlich das Neue an dieser sogenannten dritten Auflage aus, welche demnach weiter nichts ist, als die alte Ausgabe, der man durch einen neuen Titel und einzelne neue Blätter wieder auf die Beine zu helfen sucht, und, wie man es wenigstens in Deutschland merkt, nicht ohne Erfolg, da bey uns bereits eine Uebersetzung unter der Presse ist.

\*) Jhd Jahrg. 1852. S. 409.

griffe benötigt werden würde. Schon früher hat Berghauss (die ersten Elemente der Erdbeschreibung S. 359 ff.) die neue Lehre von den 15 Menschenarten, wie sie Vory geschaffen hat, in einem Schulbuche der deutschen Jugend vorgelegt, und zwar in wörtlicher Uebertragung, mit bloßer Bescheidung einzelner Sätze, welche, seinem eigenen Ausdruck zu Folge, der lieben Schöpfung mitzutheilen bedenklich schien. Dann hat Schinz die Vory'sche Lehre, wenn auch nur theilweise und modificirt, in seiner Naturgeschichte der Säugethiere sich angeeignet. Boith hat kein Bedenken getragen, Cuvier die Schmach anzuthun, in die Uebersetzung von dessen Règne animal die neuen Menschenarten aufzunehmen; nicht bedenkend, daß der ernstgesinnte, große Naturforscher, dem Vory die zweite Auflage seines Buches dedigirt hatte, dieß selbst gethan haben würde, wäre er von der Stumperhaftigkeit, wie von der Frivolität einer solchen Arbeit nicht gleich widerlich berührt worden. Auch Kaup hat zur Darstellung der Menschenrassen nichts Besseres zu thun gewußt, als diese neue Lehre seiner Schilderung des Thierreichs einzuwerfen, und ganz neuerdings hat Frozier eine Uebersetzung aus seiner Werkstätte angekündigt, die das französische Product zu einem Gemeingute des gesammten deutschen Volkes machen soll. Sucht man also von so vielen Seiten her die Vory'sche Darstellung des Menschen in Ausnahme zu bringen, so ist es um so dringlicher, ihr von Neuem diese zu verwehren, damit wenigstens fernehin in Deutschland Keiner, der nur einigen Anspruch auf wissenschaftliche Bildung und ernstere Gesinnung machen will, auf ein solches Nachwerk provoziren kann.

Das Werk zerfällt in sechs Paragraphen, denen Ref. der Ordnung nach folgen wird. Die Dedicatio an Cuvier ist weggeblieben, wovon der Grund wohl nicht allein in dessen Tode zu suchen seyn wird; der Verf. hat sich dafür an Broussais gewendet,

der ihn auf seinen Fittigen zur Unsterblichkeit tragen soll. \*)

### §. 1. Ueber die Stelle, welche das Menschengeschlecht in der Natur einnimmt.

In der, diesem ersten Paragraphen vorangehenden Einleitung von 4 Seiten, äußert sich der Verf. über die Stelle, welche er dem Menschen in der Reihe der irdischen Creaturen anweist, folgendermaßen:

„Der Mensch (homo) macht eine einzige Gattung in der Familie der Bimanan aus, welche Dumeril errichtete, Cuvier als Ordnungsabtheilung unter den Säugethieren annahm, welcher man, um sie vollkommen natürlich zu machen, die Gattung Orang zufügen muß, — und deren Merkmale in vier Gliedmaßen mit Nägeln, in Daumen, allein an den Händen entgegensetzbar und in drei Zahnarten bestehen. Abstrahirt man von der Entwicklung der Intelligenz, so ist gewiß zwischen Orangs und Meerfägen ein größerer Unterschied, als zwischen dem Menschen und den Orangs.“

Bekanntlich war Linné der erste Naturforscher, der dem Menschen einen Platz unter den Säugethieren anwies, und ihn mit Affen und Fledermäusen in eine Ordnung stellte. Er nahm natürlich hiebei einseitig nur auf den leiblichen Bau Rücksicht und theils aus Lust an Paradoxieen, theils aus wirklicher Unklarheit über diesen Punct, kam er sogar zur Aeußerung: nullum characterem hactenus eruere potui, unde homo a simia internoscatur. Indes schon Schreber wußte solche Charactere anzugeben, Blumenbach desgleichen, der daher den Menschen als besondere Ordnung der Bi-

\*) In der Dedicatio heißt es unter andern: »Ich denke sicherlich, daß dieser Name (Broussais), den ich ganz allein anzurufen brauche, auf die fernste Nachwelt kommen soll, wohin ich wohl wünschte, daß mein »Mensch,« ihn folge, und daß er dort, von einer Glorie umgeben, ankommen möchte, obschon wir im Zeitalter dieses Napoleons gelebt haben, durch den, wie es scheint, jeder andere Ruhm verdunkelt bleiben soll.“



manen von den Affen oder Quadrumanen sonderte; dieß ist sein Verdienst und nicht das von Dumeril, wie Bory, dem überhaupt die ausländische Litteratur eine terra incognita ist, unrichtig behauptet.

Indeß genügt es noch lange nicht, den Menschen als eine besondere Ordnung von den Mammalien, oder selbst als eigne Klasse von allen andern Thierklassen zu trennen. So lange man hiermit sich befriedigt findet, hat man einseitig und inconsequent blos auf die untergeordneten Merkmale Rücksicht genommen, während man andere Abtheilungen auf die höchsten und wesentlichsten Merkmale begründet, selbst wenn diese nicht leiblicher Art sind. So z. B. lassen sich die Begriffe Thier und Pflanze nur dadurch scharf voneinander sondern, daß man diese als empfindungs- und selbstbewegungslos, d. h. als unbeseelt, jene dagegen als empfindend und selbstbeweglich, d. h. als beseelt charakterisirt. Bey Aufstellung solcher scharfer, und vollkommen in der ganzen Wesenheit der Thiere und Pflanzen begründeter, obgleich immaterieller Merkmale fallen dann die sogenannten Zwischenreiche, wie z. B. die Psychodiaires von Bory, von selbst zusammen, indem diese lediglich auf einer Unklarheit der Begriffe beruhen.

Scheidet man nun aber bereits Thier und Pflanze nicht nach leiblichen Merkmalen voneinander, warum soll denn der körperliche Bau allein berücksichtigt werden, wenn vom Unterschiede des Menschen und der Thiere die Rede ist? Wie kann man eine solche inconsequente Einseitigkeit als eine wissenschaftliche Betrachtungsweise rechtfertigen? Will man den wahren Unterschied des Menschen vom Thiere auffinden, so muß man beyde in der Totalität ihrer Erscheinung miteinander vergleichen. Wodann ergiebt sich, daß der Mensch nicht blos Leib und Seele, wie das Thier, sondern als das Ebenbild Gottes auch Geist ist. „Das ist der hohe spezifische Charakter des Menschen; wer darf das gesegnete, kraft des Geistes des Herrn freye Eben-

bild Gottes, dessen Furcht und Schrecken über alle Thiere ist, wer darf es diesen geist- und willenslosen, in ihrer Leiblichkeit gebundenen und geängsteten Kreaturen begeben? (\* \*)

Hieraus folgt also, daß das Menschengeschlecht ein besonderes Naturreich ausmacht, zu dem es von dem Reiche der Thierwelt aus gar keine Annäherung, gar keinen Uebergang giebt. In seiner geistigen Qualität steht es unter den irdischen Geschöpfen völlig isolirt da, jedoch wäre es eben so sehr gefehlt, wenn man das Menschengeschlecht lediglich nach dieser Klassifiziren wollte, wie so viele Naturforscher es bisher ausschließlich nach seiner leiblichen Qualität gethan haben.

Indeß sind auch im Leiblichen die Unterschiede zwischen Mensch und Orang-Utang nicht so gering, und die Aehnlichkeiten dagegen nicht so groß, wie es Bory behauptet. Unkenntniß und Entstellung der Thatfachen allein haben ihn hiebey geleitet.

Um die Aehnlichkeit zwischen beyden recht auffallend zu machen, behauptet der Verfasser mit unerhörter Dreistigkeit, daß die Orang-Utangs gleich den Menschen Vimanen seyen. Das gegentheilige Zeugniß aller Naturforscher vor ihm will er durch folgende Argumentation als unbegründet erweisen:

„Wenn denn Orang die große Zebe nicht von völliger Gleichheit mit der des Menschen ist, und wenn gleich diese Zebe etwas freyer und den übrigen einzugemäßen entgegengesetzt ist, so ist dieß ein Vorzug, den es besitzt, und keineswegs eine Bedingung, durch welche er zu den vierhändigen Affen verwiesen wird. Es ist dieß nur ein einfacher generischer Charakter, ohne welchen der Orang nicht allein zur Familie, sondern auch zur Gattung des Menschen gehören würde, um neue Arten denen, die wir errichten werden, zuzufügen. (S. 34.) — In der That, würden vier Hände, als Elemente der Perfectibilität, nicht mehr gelten, als zwey?“ (S. 44.)

Man sieht, daß der Verf. selbst nicht weiß, was er will. Um den Beweis zu liefern, daß die

\*) R. v. Kaumer's Lehrb. der allgem. Geographie. 2te Aufl. S. 437.



Orangs zu den Zweyhändern gehören, gesteht er selbst zu, daß sie mit vier Händen versehen seyen! Was aber vier Hände hat, hat natürlich auch zwey, auch drey, auch nur eine, und man kann es also eben so gut unter die Zwey-, Drey- und Einhändigen reihen, wie man eben Lust und Belieben hat.

Während aber Herr Vorn noch im Begriff ist, die Stellung der Orangs zu den zweyhändigen Menschen zu rechtfertigen, vergißt er auf einmal sein Vorhaben, und macht sich an die Beweisführung, daß der Mensch eigentlich auch nicht zweyhändig, sondern in der That vierhändig sey. Die Gewohnheit auf Bäume zu klettern, bemerkt er nämlich S. 45, mache die große Zehe bis auf einen gewissen Grad, und in einer vielleicht deutlicheren Weise, als es bey dem Orang oder Gibbon ist, den übrigen entgegensehbar. Dieß könne man bey den Bewohnern der Landes aquitaniques sehen, welche von früher Jugend an Bäume erklettern, um Harz zu sammeln, und dadurch ihre große Zehe entgegensehbar und beweglich machen. Hätten die Pariser Naturforscher (auf andere nimmt Hr. Vorn keine Rücksicht) diesen Umstand erkannt, so würden sie den Menschen nicht für bloß zweyhändig erkläret haben. Soll man nun jene Harzscharer, fährt der Verf. fort, nicht von der Ordnung der Vimanen trennen, um Affen zu werden?

(Fortsetzung folgt.)



Vater Hells Reise nach Wardöe bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Schluß.)

Gerade in dem Moment der innern und äußern Berührung des Venus- und Sonnenrandes war die Sonne unbedeckt. Voll Freude über das Gelingen dieses Aufganges der Beobachtung ließ der Schiffer seine 9 Feldstücke lösen und zum Zeichen der Freude seine Flagge aufziehen; auch der Commandant der Insel folgte dem

Beispiele und ließ seine Flagge wehen. Erst jetzt wurden Gäste in das Observatorium eingelassen, um ihnen die Venusscheibe vor der Sonne zu zeigen. Aber dieser Anblick konnte nur kurze Zeit genossen werden; schon nach 5 Minuten war die Sonne von schwarzen Wolken bedeckt und blieb dieses während ihrer ganzen tiefen Stellung am nördlichen Horizonte fast 6 Stunden lang. Doch zu dem guten Anfang kam auch noch ein gutes Ende, denn gegen 3 Uhr des Morgens verwehte ein starker Südostwind das Gewölk und auch der Austritt konnte ungestört beobachtet werden. Ein Kaufmann von Wardöe, Freund unserer Astronomen, verkündete die glückliche Vollendung des Werkes durch geschältes Abfeuern seiner 3 Kanonen und alle Bewohner der Insel nahmen an dem Glück und der Freude ihrer Gäste Theil. Auch die Sonnenfinsterniß am folgenden Tage wurde bey noch ziemlich günstigem Wetter beobachtet, dann aber trat sehr ungünstige Witterung ein, die sich am 15. Juny noch einmal zu nordischem Winter verkehrte. Noch während ihres Aufenthaltes in Wardöe, der nun durch eine Reihe von Festlichkeiten und Gastmählern beschloßen ward, erfuhren unsere Reisenden, daß der russische Astronom, der in ihrer Nähe, zu Kola, den Durchgang hatte beobachten wollen, durch dicke Bevölkerung des Himmels hieran verhindert worden sey.

Die Rückreise ging, mit Ausnahme eines mehrmaligen Aufenthaltes durch ungünstigen Wind, glücklich von statten. Die Vorpannbauern zu Sockims jenseits Drontheim, die unsere Reisenden wieder erkannten, fragten diese sogleich, ob sie den verloren gegangenen Stern gefunden hätten, und da diese mit Ja antworteten, wünschten sie treuherzig ihnen Glück. Es hatte sich nun auch gegen Ende des Septembers der Hallensche Komet eingestellt, den Hell in Kopenhagen, wohin er am 17. September kam, beobachtete.

Unsere Reisenden verweilten bis zum Man des nächsten Jahrs in Kopenhagen, wo ihnen der Hof und die Akademie, so wie alle andern Stände der Stadt eine ehrende Aufmerksamkeit erwiesen. Ueber Göttingen, Kassel, Koblenz, Mainz, Nürnberg, Ingolstadt, Passau, Linz gelangten sie am 12. August wohlbehalten in ihrer Kaiserstadt wieder an.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Januar.

Nro. 20.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

(Fortsetzung.)

Wir wollen mit dem Verf. nicht weiter rechnen, welche Stelle er seinen Landsleuten anweisen will. Referent macht allein darauf aufmerksam, daß bis jetzt die Vory'sche Argumentation nur bey einem einzigen Naturforscher, nämlich bey Geoffroy St. Hilaire, Eingang gefunden hat. Wo wäre aber auch eine Paradoxie in der Zoologie, die dieser sich nicht angeeignet und mit einem unbezwinglichen Starrsinn vertheidigt hätte? Um das Maas seiner sonderbaren Behauptungen voll zu machen, mußte es Geoffroy's Instern so lenken, daß er einen von den Charruas, die vor einiger Zeit in Paris gezeigt wurden, zu Pferde steigen sah, und dabey bemerkte, daß, weil diese die große Zehe allein in den Steigbügel setzen, um sich aufs Pferd zu schwingen, dieselbe dadurch von den übrigen Zehen absetzchend wird. Er erklärt daher die Ordnung der Zweyhänder für eine unnatürliche.

Indeß ein Fuß wird nicht allein dadurch zu einer Hand, daß die große Zehe sich den übrigen entgegenstellen kann, sondern die Zehen müssen auch ihre kurze, steife Gestalt verlieren, und zu langen beweglichen Gliedern, d. h. zu Fingern werden. Dieß ist bey dem Orang, aber nicht bey dem Menschen der Fall, daher ist jener vierhändig, und dieser bloß zweyhändig. Dem Menschen also vier,

dem Affen dagegen zwey Hände zuzuschreiben, wie der Verfasser in seiner Confusion bald das Eine, bald das Andere thut, ist eine schale Sophisterey, die nur von einer Entstellung des Thatbestandes herrührt.

Auch gegen die Unterscheidung, wie sie Vory zwischen Mensch und Orang aufstellt, ist Manches zu erinnern. Er sagt S. 57:

„Der Hauptcharakter, welcher uns Menschen und Orang's generisch zu trennen scheint, ist die Erimbildung, welche diesen den Gebrauch der artikulirten Nebe unterlag. Die wesentliche Differenz besteht in den Säcken (poches thyroïdiennes), die bey den Letzteren vor dem Kehlkopfe befindlich sind.“

Diese Stelle, welche unverändert dieselbe ist, wie sie der Verfasser im Jahre 1827 drucken ließ, war damals zur generischen Unterscheidung des Menschen und Orang's durchaus ungeeignet, indem solche Säcke nur vom asiatischen, keineswegs vom afrikanischen bekannt waren. Tyson, der einen solchen zergliederte, sagt ausdrücklich, daß die ganze Struktur des Kehlkopfes und des Zungenbeines genau dieselbe, wie bey'm Menschen wäre. Vory's Unterscheidung galt also damals lediglich von der einen, nicht von der andern Art, und war demnach in ihrer Allgemeinheit fehlerhaft. Seit der Zeit jedoch hat ein glücklicher Zufall seinen Fehler beynähe zur Wahrheit gestempelt, indem Owen bey einer neulichen Zergliederung des Chimpanse's fand, daß bey ihm ein Luftsack in einer Höhle des Zungenbeinkörpers hervorgebracht wird, was die erste Anzeige von der Ausbildung ist, welche in einem so großen Umfang bey den Brüllaffen sich einstellt. Daß Herr

Vory indeß von dieser Auffindung eines Luftbehälters bey dem Chimpanse durch Owen eben so wenig etwas weiß, wie von der Längnung desselben durch Tyson, zeigt die unveränderte Fassung, in welcher er obige Stelle gelassen hat, indem man den Luftsaß des Chimpanse keineswegs als eine poche thyroïdienne bezeichnen kann.

Was den großen Unterschied des Menschen vom Affen hinsichtlich ihrer Leiblichen Beziehungen betrifft, so hat denselben Cuvier so vortreflich dargestellt, daß wir uns hier begnügen können, auf ihn zu verweisen. Nur auf Eines sey es Referenten erlaubt, hier aufmerksam zu machen, und dieß ist gerade der Hauptpunkt, um den sich Vory herumdrehet. Der Mensch — dieß lehrt eine genaue anatomische Betrachtung seines Baues — ist zum aufrechten Gange bestimmt, daher hat er zwey Füße mit breiter Sohle und kurzen, wenig beweglichen Zehen, um eine feste Grundlage für die aufrechte Stellung zu gewinnen, und so gesichert die mannigfaltigsten Bewegungen mit seinen Händen vorzunehmen. Der Hinterfüße zum Klettern sich zu bedienen, kann er allerdings durch frühzeitige Übung erlernen, indeß ist es keine ihm angeborne Fertigkeit. Anders dagegen bey dem Affen: dieser als Baumbewohner ist zum Klettern bestimmt und geboren, daher haben die hintern Extremitäten eben so gut als die vordern wahre Hände, um mit jenen gleichfalls fassen und greifen zu können. Zum aufrechten Gange ist nicht einmal der Drang bestimmt, er kann ihn seiner Sohlen wegen für einige Zeit und mit Anstrengung anhalten, wobei er in den Knien zusammengesunken ist; aber Leichtigkeit und Sicherheit in seinen Bewegungen kommen ihm nur dann zu, wenn er auf allen Vieren läuft, oder vielmehr von Aff zu Affe eilt.

Mag also Herr Vory immerhin in den Drang-Untangs seine nächsten Gesrennde und Verwandte anerkennen — warum sollten wir ihn auch diese Frende nicht gönnen — wir Andere dagegen wol-

len uns auch fernethin vor dieser Ehre bedanken, und den Drang-Untang bey den vierhändigen Thieren belassen, und für den Menschen ein eigenes Naturreich fordern.

§. 2. Ob das Menschengeschlecht aus einer oder aus mehreren Arten besteht?

Der Verfasser kommt hier allerdings auf eine Capitalfrage, die mit Gründlichkeit und Umsicht beantwortet seyn will. Gleich im Eingange derselben sagt er:

„Da man bisher an die Geschichte des Menschen nur mit einer gewissen Vorsicht, die durch der Wissenschaft fremdartige Rücksichten aboten war, geben konnte, so haben auch die Christlichen, die am meisten von der Wahrheit der im Nachfolgenden entwickelten Ansichten überzeugt waren, auf eine positive Weise nicht zugestanden, daß es da Acten gäbe, was man als die Art vorzugsweise, und als aus einer Quelle hervorgegangen, zu betrachten übereinkommen war. Die meisten glaubten dieser Schwierigkeit dadurch zu entgehen, daß sie sich an Rassen hielten.“

Weher: diese der Wissenschaft fremdartige Rücksichten gekommen seyen, erfahren wir nun auch bald von dem Verf.; es ist dieß nämlich die Scheu vor der Bibel, welche die Naturforscher gezwungen hätte, heuchlerisch ihre abweichende Ansicht zu verbergen. Um ihnen indeß aus dieser Klemme zu helfen, argumentirt er folgendermassen:

„Die jüdischen Bücher geben nicht darauf an, zu behaupten, daß ihr erster Mensch der Vater des Menschengeschlechts gewesen sey, sondern allein der ihrer privilegierten Art. Sich lediglich mit dem ansehnlichen Volke befassend, scheinen diese unverwundlichen Bücher die Sorge, den Rest der übrigen Genealogien zu entziffern, den Profan-Historikern zu überlassen. Man kann daher keine Nachlosigkeit darin finden, mehrere Acten unter uns, jede mit ihrem besondern Adam und Ausgangspunkte, anzuerkennen. Diese Acten werden ihnen untergeordnet Rassen, und diese Rassen Varietäten haben.“

Auf diese kecke Weise, welche sich die Verzweige\*) erläßt, sind freylich für den Verfasser die

\*) Hätte Vory die Proschäre von Kasel (die älteste hebräische Zeitrechnung bis auf Moses, übersetzt von



Schwierigkeiten, welche die Bibel der Annahme mehrerer Menschenarten entgegen stellt, schnell beseitigt, nicht aber für Solche, denen das Wort der göttlichen Offenbarung eine größere Autorität als die von Vöry ist, von der sie ein bloßer Nachspruch desselben noch nicht losreißen kann.

Sind nun aber wohl die Gründe, welche der Verfasser auf naturhistorischem Wege gefunden hat, von einer solchen unwiderstehlichen Gewalt, daß man die alte Ansicht von der Einheit der Menschenpezies fahren lassen muß? Wir wollen sehen, was wir hiefür bey dem Verfasser zusammenfinden können, denn an einen logisch geordneten Vortrag ist bey ihm nicht zu denken.

Mohnke, 1836) gekannt, so hätte er leicht in seinem Sinne historische, philosophische und mythologische Gründe genug aufbringen können, um zu beweisen, daß der Adam der Bibel nicht der gemeinsame Stammvater des Menschengeschlechts seyn kann. Vieles ist es manchen Lesern nicht uninteressant, wenn wir diese Lücke ergänzen, und dadurch die Tendenz dieser Schrift näher bezeichnen. Rasch geht nämlich bey seinen Untersuchungen hauptsächlich von 2 Ariomen aus: 1) Die ersten Menschen sind wilde Bestien gewesen, die sich allmählig kultivirt haben, bis sie auf die schwindelnde Höhe ihrer jetzigen Bildung gelangt sind. 2) Nichts Neues unter der Sonne, wie es jetzt ist, so war es auch im Anfang der Zeiten. Geht man mit solchen Prämissen an die Genesis, so kann man natürlich Unglaubliches prästiren. Darnach gehet die Frage über die Abstammung des Menschengeschlechts ganz der Mythologie an, oder wird durch sich selbst mythologisch, sobald man sie historisch behandeln will. Denn da kein Volk Zeuge der Erschaffung seines Stammvaters und noch weniger des Ursprungs anderer Menschenstämme war, und da keine historische Sage entstehen konnte, ehe viele Geschlechter hingedorben waren, ein Stamm sich gebildet hatte und eine Sprache entwickelt war, so kann man nichts Historisches hiervon wissen, sondern Alles, was davon erzählt wird, muß leere mythologische Spekulation seyn.« — Ferner sagt Rasch S. 43: »daß Adam, der in seinem 28. Jahre (so reduziert nämlich Rasch die Jahre der Bibel) seinen dritten Sohn Sety erzeugte und in seinem 78. starb,

„Daraus, daß der Weiße und Neger miteinander fruchtbarere Bastarde zeugen, und daß man durch verschiedene Verbindungen die aus ihrer Kreuzung entspringenen Nachkömmlinge zu einem der beiden Stämme zurückführen kann, hat man auf die Identität des Ursprungs geschlossen. Es ist jedoch die Fähigkeit, fruchtbare Bastarde hervorzubringen, noch kein Beweis, daß Vater und Mutter identische Arten sind. Während man in derselben Gattung häufig ähnliche Arten findet, die sich nicht gegenseitig befruchten, oder höchstens sterile Produkte hervorbringen, trifft man dagegen bey ziemlich unähnlichen Arten, daß ihre Bastarde sich fortpflanzen und hinweisen beständig wieder erzeugte Rassen veranlassen, die endlich eine Phisognomie erlangen, die ihnen früher oder später das Recht zur Zulassung in die Reihe der Arten geben muß.“ (S. 68)

Welche Merkmale bestimmen nun also den Artsbegriff, wenn es nicht die Fortpflanzungsfähigkeit

der erste Mensch gewesen seyn sollte, ist ohne Frage eine Vorstellung, die sowohl durch historische als durch philosophische Untersuchungen widerlegt wird. Eben weil wir dieses von ihm und seinen Kindern wissen, kann er nicht der erste seyn; denn viele Geschlechter mußten hingehen, und der Name des ersten Menschen, wenn er einen hatte, mußte in ewiger Vergessenheit begraben seyn, lange bevor das Menschengeschlecht so weit kam, daß seine Sprache Worte erhielt, um die Theile der Zeit zu bezeichnen.« Auch deßhalb konnte Adam nicht der erste Mensch gewesen seyn, weil der eine Sohn ein Schärfer, der andere ein Ackermann genannt wird. »Wie läßt sich dieses von den Kindern des ersten Menschen denken? Welche Vorbereitungen und Entdeckungen mußten nicht vorangehen, bevor das Hirtenleben und besonders der Ackerbau entstehen konnte.« Nun zeigt der tiefinnige Forscher weiter, wie man vor der Benutzung der Wolle eine Spindel, vor der Milch ein Gefäß, zur Fäbmung Stricke gehabt haben müsse. Ihm zu Folge ist Adam wahrscheinlich ein großer Familienhäuptling gewesen, der älteste, den man zu nennen wußte, als die Sage aufgeschrieben ward. Er soll Religion und Bildung aus dem Süden mitgebracht haben, zu einer wilden Demg, deren Sprache er wohl nicht recht sprechen konnte. Der Uebersetzer findet in Rasch's Schrift einen Schatz gründlicher Untersuchungen und scharfsinniger Combinationen; Referent dagegen die bodenlose Willkühr und die trivialsten, absurdesten Combinationen.



ist? Vergebens sehen wir uns nach einer Angabe derselben bey dem Verf. um. In einer Anmerkung (S. 86) verweist er zwar auf A. Richard, ohne daß uns derselbe befriedigen könnte. So wissen wir denn also gar nicht, welche Kriterien Vory zur Fixirung einer Art erfordert. Hier, wie im vorigen Paragraph, ist dieselbe Verwirrung und Unklarheit der Begriffe, wodurch es uns freylich erklärlich wird, wie die verkehrtesten Behauptungen hervorgehen können. Da uns der Verf. keine Definition von der Art giebt, müssen wir sie demnach selbst entwerfen. Indem Ref. auf die weitläufigere Auseinandersetzung in seiner Fortsetzung von Schrebers Säugthieren, so wie auch auf seine Recension von Kaup's Thierreich verweist, erlaubt er sich in dieser Beziehung kürzlich Folgendes zu bemerken.

Um der Willkührlichkeit in der Festsetzung von Arten vorzubeugen, giebt es kein anderes Mittel, als daß man diese nicht von der beliebigen Schätzung äußerlicher Merkmale, sondern von einem constanten Naturgesetze abhängig macht. Als solches giebt es aber kein anderes, als die Fortpflanzungsfähigkeit. Alle Individuen nämlich, die eine unbedingt fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können, gehören einer und derselben Art an, mögen sie im Aeußerlichen auch noch so verschieden seyn. Durch dieses Merkmal geleitet, rechnet man Hundel, Spitz, Windhund, Bullenbeißer, Dachshund, Bologneser u. s. w. alle zu einer und derselben Art; daselbe ist mit dem Merino, Fackel, guineischen und isländischen Schafe der Fall u. s. w. Wir zählen dagegen Pferd und Esel, Zeisig und Stieglitz nicht zu einer Art, weil sie zwar Zunge miteinander zeugen, diese aber ihren Typus nicht forterhalten, sondern wieder aussterben. Vory's Behauptung, daß wirkliche Arten permanent fruchtbare Bastarde erzeugen, und mithin im Laufe der Zeit neue Arten, die sich durch Begattung forterhalten, veranlassen können, ist in Bezug auf das Thierreich

durchaus aus der Luft gegriffen. Kein Beyspiel der Art ist bekannt; wo zwey angebliche Arten eine fruchtbare Nachkommenschaft ins Leben rufen können, sind es auch keine Arten, sondern constante Varietäten, Rassen. Ueber diese Grundsätze ist man jetzt in der Zoologie einig, und es ist daher sehr gleichgültig, ob der Verf. zustimmt oder nicht.

Wenden wir das Gesagte auf den Menschen an, so kann es für den denkenden Beobachter keinen Augenblick zweifelhaft seyn, daß er bey denselben nicht Arten, sondern Rassen vor sich habe, da sie alle miteinander eine unbedingt fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen im Stande sind. Auch der Umstand spricht nicht wenig hiesfür, daß alle diese differenten Formen des Menschengeschlechts durch gegenseitige unmittelbare Uebergänge so ineinander verkettet sind, daß man daraus recht wohl erkennt, daß ihr Complex nur ein einziges Ganzes ausmachen kann, von welchem die Rassen bloß die hervorsteckendsten Glieder sind.

Um das Gesagte zu rechtfertigen, soll nur an einige Beyspiele erinnert werden. Es fallen unter der großen Mannigfaltigkeit menschlicher Formen hauptsächlich drey auf, die man die kaukassische, mongolische, und äthiopische nennt. Diese, wenn sie recht deutlich ausgeprägt sind, zeigen sich allerdings auf den ersten Anblick so verschieden, daß man sie süglich für drey getrennte Arten nehmen könnte. Allein nun giebt es eine Menge Mittelglieder, die zwischen diesen Typen schwanken, daß man in keine geringe Verlegenheit geräth, wenn man ihnen eine bestimmte Stelle in diesem Chelus anweisen soll. So z. B. werden die Eskimos von Einigen zu den Kaukasern, von Andern zu den Mongolen gerechnet; daselbe ist bey den Finnen der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. Januar.

Nro. 21.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1836.

## Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse  
der königl. Akademie der Wissenschaften am 13.  
August 1836.

1. Herr Obermedicinalrath, Akademiker und Konservator Dr. J. Döllinger berichtet über Herrn Professor Rudolph Wagner's in Erlangen Prodomus historiae generacionis.

Indem ich mir die Ehre gebe, der Klasse das Werk unsers hochgeschätzten Herrn Kollegen, Titl. Professor Rudolph Wagner in Erlangen „Prodomus historiae generacionis,“ welches er der k. Akademie der Wissenschaften gewidmet hat, vorzulegen, erlaube ich mir, Einiges über das Verhältniß dieses Werkes zu dem dermaligen Stand der Wissenschaft vorzutragen.

Vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die Meynung der Arzte und Naturforscher, daß bey der Zeugung des Menschen und der Säugethiere sich im Leibe des Weibes zwey Zeugungsstoffe, ein männlicher und ein weiblicher miteinander verbinden und daraus eine Mischung entsche, aus welcher sich das neuzeugte Individuum bilde; und man nannte daher die Organe, in welchen der weibliche Zeugungsstoff abgesondert werde, die weiblichen Hoden. Regnier de Graaf zeigte aber zuerst in seinem Werke „de mulierum generacioni organis inservientibus — Leiden, 1672,“ — daß die Zeugung der Säugethiere, und mithin auch höchst wahrscheinlich des Menschen, auf keine andere Weise geschehe, als bey den andern bekannten Thieren, wo im Mutterleibe offenbar Gebilde eigener Art als meist gerundete Blasen sich vorfinden, noch ehe die Befruchtung geschehen ist, und welche als Eyer die männliche befruchtende Kraft aufnehmen, deren Saft, welchen die Blase einschließt,

hierauf in die Entwicklung des Embryo übergeht. Was man vor ihm weibliche Hoden genannt habe, seien Orogane, welche wirklich Eyer entstellten, und welche man daher, wie bey den andern Thierklassen auch, Eyerstöcke nennen müsse. Der Name Eyerstock blieb zwar von nun an den weiblichen Hoden, aber de Graaf's Entdeckung selbst wurde theils wenig geachtet, theils auf bestimmte Weise verworfen, insbesondere war es die große Autorität Haller's, welche die Lehre von den Eeyen der Säugethiere und des Menschen, an welchen und durch welche die männliche Befruchtung sich wirksam bewiese, fast gänzlich außer Kurs brachte; dazu trug auch noch Vieles bey, daß Ruemann, ein Schüler Haller's, welcher mit ungemeinem Fleiße den Vorgang der Befruchtung in den Schafen beobachtete, nichts finden konnte, was das Vorhandenseyn von Eeyen in den Säugethiereu bestätigte. Erst über 40 Jahre nach Ruemann nahmen zwey englische Naturforscher die Untersuchungen an Säugethiereu von Neuem vor, und da ergab sich denn, daß der eine William Cruikshank die Eyer des de Graaf bestätigte, der andere John Haughton für Haller's Ansicht sprach; daher denn auch die Sache theils zweifelhaft blieb, theils im Allgemeinen Haller's Ansicht vorwaltete, wie denn auch Oken in seinem Werke über die Zeugung den Namen weibliche Hoden als einen viel passenderen wieder in Vorschlag bringt. Auch eine vor nicht gar langer Zeit aufgekommene Preisfrage der k. Akademie in Göttingen wurde im Haller'schen Sinne beantwortet. Erst im Jahre 1827 machte von Bär seine Beobachtungen über das Ey der Säugethiere und des Menschen bekannt und brach damit die Bahn für alle folgenden Untersuchungen, welche jetzt rasch auf einander folgend die de Graaf'sche Lehre unbedingt bestätigten und keinen Zweifel mehr übrig lassen, daß auch bey den Säugethiereu und Menschen in den Eyerstöcken gebildete Eyer vorhanden sind, welche, durch die männliche Zeugungskraft befruchtet, die weibliche Grundlage aller Entwicklung des Embryo werden. Zu denjenigen, welche an den Untersuchungen der Säugethiere Eyer einen lebhaftesten Antheil genommen haben, gehört nun unser Hr. Verfasser. Sein Verdienst jedoch beschränkt sich nicht

darauf, daß er die gemachten Entdeckungen bestätigte, sondern ist von einem weit größeren Umfange, denn erstens erhalten wir durch ihn die Resultate seiner fleißigen und zahlreichen Untersuchungen der Eyer aller Thierklassen, die er uns dann auch auf die belehrendste Weise auf zwei Tafeln durch ausgezeichnete schöne Abbildungen sinnlich vorstellig gemacht; zweitens ergibt sich aus eben diesen Untersuchungen und Abbildungen ein allgemeiner Charakteristischer Typus für die Eibildung, welcher durch das gesammte Thierreich bis herauf zum Menschen sich, kleine Varietäten, welche selbst aber wieder einem bestimmten Geseze zu folgen scheinen, abgerechnet, verfolgen läßt; drittens hat auch der Herr Verfasser den Bau der thierischen Eyer genauer, als seine Vorgänger untersucht, und wir verdanken ihm insbesondere die Entdeckung des Keimstockes, womit er schon früher die Naturforscher bekannt machte und welchen er im vorliegenden Werke die primitive Keimschicht nennt; so daß also die Bildung aller Thiereyer aus vier Theilen besteht, aus einer äusseren Haut, die ein Bläschen bildet, aus dem in diesem Bläschen enthaltenen Safte, an welchem man wieder die helle Flüssigkeit, Oeltröpfchen und sehr kleine Körnchen, welche den Brown'schen Moleculen ähnlich sind, unterscheidet kann; drittens aus dem Keimbläschen und viertens aus der in den Keimbläschen enthaltenen primitiven Keimschicht, welche bei einer 40 — 50 maligen Vergrößerung in den Eeyen des Menschen und der Säugethiere leicht zu erkennen ist.

## 2. Herr Professor Dr. A. Buchner hält nachstehende Vorträge:

### a) Ueber das Cetrarin.

Es war im Jahre 1825, als der Apotheker Bartolomäo Rigatelli in Verona der dortigen Akademie für Agricultur, Handel und Künste anzeigte, er habe ein Surrogat für Chinin entdeckt, welches er *Salino amarissimo antifebrile* nannte, und von einer Commission der Akademie prüfen lassen möchte, doch so, daß seine Entdeckung ein Geheimniß bliebe, bis er eine hinreichende Entschädigung für seine Bemühung bekäme.

Die Akademie willfuhr dem Wunsche Rigatelli's und ernannte eine Commission, welche der Bereitung des *Salino amarissimo* bewohnte, und hierauf der Akademie berichtete, daß die Pflanze, woraus das neue Fiebermittel gezogen wird, in ganz Europa einheimisch sey, daß das *Salino amarissimo*, dessen Bereitung einfach und nicht kostspielig, eine vegetabilische Salzbase enthalte und keineswegs giftig sey, daß es an Wirksamkeit das Chinin-Sulfat ersetzen könne und sogar wegen größerer Wohlseilheit, noch den Vorzug verdiene u. s. w.

Dieses Urtheil der Commission wurde von der Akademie billigt und in ihren Akten vom Jahre 1826 bekannt gemacht.

Erst im Jahre 1827 erhielt ich Nachricht von der Existenz des Rigatellischen *Arcamnis*, wovon der Protomedicus in Verona, Dr. Pollini in der Bibliotheca Italiana bekannt gemacht hat, daß es nach allen von den ausgezeichnetsten Ärzten vieler Städte Italiens gemachten Erfahrungen dem schwefelsauren Chinin an Wirksamkeit völlig gleich komme. Nachdem ich etwas von dem *Salino amarissimo antifebrile* erhalten hatte, stellte ich sogleich eine Reihe von Versuchen mit mehreren einheimischen, bittern und adstringirenden Vegetabilien an; bei dieser Gelegenheit entdeckte ich das *Salicin*, konnte aber der Pflanze, woraus Rigatelli sein Fiebermittel darstellte, nicht auf die Spur kommen.

Ich überzeugte mich übrigens, daß das Rigatellische Präparat, welches als ein seltes, gelblichgraues, sehr bitter schmeckendes Pulver verkauft wird, kein Alkaloid enthält, daß der Bitterstoff desselben leichter in Alkohol als in Wasser auflöslich war, und mit einer großen Menge Gyps verunreinigt sey. Meine Versuche hierüber, so wie über die Entdeckung des *Salicins* machte ich im 29. Bande meines *Repertoriums* für die Pharmacie S. 405 bekannt.

Schon im Jahre 1808 hatte Berzelius eine Untersuchung der Isländischen Flechte *Cetraria islandica* Achar. bekannt gemacht; er erhielt den Bitterstoff derselben als hellgelbes Pulver, welches in Alkohol leichter als in Wasser auflöslich war, und sich durch eine gewisse Verwandtschaft zu Alkalien auszeichnete, denn in alkalischen Flüssigkeiten zeigte sich dieses Flechtenbitter ungemein leicht löslich, und durch Sättigung des Alkali mit einer Säure wurde es wieder in Gestalt eines weißen Pulvers gefällt.

Lange Zeit nachher scheint sich kein anderer Chemiker mehr mit dem Studium des Flechten-Bitterstoffes beschäftigt zu haben; bis endlich im Jahre 1830 Dr. Herberger eine neue Reihe von Versuchen über die Darstellung und Eigenschaften desselben im *Repertorium* für die Pharmacie (Band XXXVI. S. 226) bekannt machte. Er nannte diesen Flechtenbitterstoff „Cetrarin,“ weil die Isländische Flechte, welche bei Linné *Lichen islandicus* geheißen hatte, von Acharius in seiner *Lichenographia* zur Gattung *Cetraria* gestellt und *Cetraria islandica* genannt wurde. Herberger zeigte unter Andern, daß das Flechtenbitter weder zu den Alkaloiden, noch zu den Säuren gehöre, doch glaubte er anfangs dasselbe wegen seiner Auflöslichkeit in verdünnten Säuren den Subalkaloiden anreihen zu dürfen, eine Meynung, die er später als irrig wieder zurücknahm.



Vor einigen Monaten wurde nun in der *Gazetta eclettica di chimica*, welche zu Verona herankömmt, bekannt gemacht, daß *Rigata* ein *Salino amarissimo* antifebrile aus der Isländischen Flechte bereite, woraus sich also ergibt, daß es der Hauptfache nach mit dem Flechtenbitter oder Cetrarin übereinstimmen müsse. Er zieht die Flechte mit Weingeist aus und präcipitirt aus diesem Auszuge den Bitterstoff mittelst Schwefelsäure.

Diese Bekanntmachung veranlaßte Hrn. Dr. Herberger zu einer neuen Reihe von Versuchen über das Cetrarin, worüber er mir eine weitläufige Abhandlung für das *Reperitorium der Pharmacie* übersandte.

Da die Isländische Flechte allgemein bekannt und als Arzneimittel gegen heftige Fieber sehr geschätzt ist, so verdient der reine Bitterstoff derselben vorzügliche Aufmerksamkeit; daher erlaube ich mir der verehrlichen Klasse die Hauptpunkte der Herberger'schen Abhandlung, bevor sie öffentlich bekannt gemacht wird, in gedrängter Kürze vorzutragen.

Was die Darstellung des Cetrarins betrifft, so gründet sich dieselbe auf den Umstand, daß dieser Bitterstoff in kaltem Wasser, Aether und Alkohol nur sehr wenig auflöslich ist, von kochendem Alkohol aber in weit größerer Menge aufgenommen wird, daß er in alkalischen Flüssigkeiten, besonders auch in kohlensaurem Kali sehr leicht löslich ist, und daß die gesättigte weingeistige oder alkalische Solution durch Säuren so zersetzt wird, daß sich das Cetrarin pulverig präcipitirt. Aus 16 Unzen Isländischer Flechte erhielt Herberger 154 bis 140 Gran unreines und 110 Gran völlig gereinigtes Flechtenbitter, man wird demnach kaum anderthalb Procent oder von 1000 Theilen Flechte nicht viel mehr als 14 Theile reines Cetrarin erhalten können.

\* Von den ausgemittelten Eigenschaften desselben will ich nur die wesentlichern ausheben, welche die Charakteristik dieses Bitterstoffes auszumachen scheinen.

Das reine Cetrarin erhielt Herberger stets nur als ein weißes lockeres Pulver, woran durch das Vergrößerungsglas nur Kügelchen ohne krystallinisches Gefüge wahrgenommen werden konnten. Es ist luftbeständig, schwerer als Wasser, völlig neutral, geruchlos und von einem rein bittern Geschmack.

Wenn Erhizen bis zu  $+120^{\circ}$  C. fängt es an sich zu bräunen und zu zersetzen, und bey  $+180^{\circ}$  C. erfolgt unter Ausblähung vollkommene Verkohlung, wobei sich nur wenig brenzliches Oel und wässerige Essigsäure entwickeln. Stickstoff ist nicht vorhanden.

Daß sich das Cetrarin in kochendem Wasser, Alkohol und Aether leichter löst als im kalten, ist bereits erwähnt worden. Läßt man die wässerige Lösung einige Zeit lang kochen, so zersetzt sich das Cetrarin, indem

sich braune Flocken bilden. Von ätherischen Oelen und von Schwefelalkohol wird es nur sehr wenig, von fetten Oelen gar nicht aufgelöst.

Zu Säuren und Salzbildnern besitzt das Cetrarin keine oder nur eine sehr geringe Verwandtschaft, daher wird es aus seiner concentrirten alkoholischen oder wässerigen Solution durch Säuren präcipitirt, indem diese letzteren sich mit dem Auflösungsmitel verbinden. Wenn verdünnte Säuren etwas Cetrarin auflösen, so geschieht es wahrscheinlich nur durch das Wasser, womit sie verdünnt sind. Von concentrirten Säuren wird das Flechtenbitter zersetzt und in Farbstoffe umgewandelt, nämlich von der concentrirten Schwefelsäure in einen rothbraunen, von der Salpetersäure in einen gelben harzartigen und von der erwärmten Salzsäure in einen blauen Farbstoff.

Zu Salzbasen besitzt das Cetrarin die größte Verwandtschaft, und in dieser Beziehung reißt es sich zunächst an die Pflanzensäuren an; es ist aber, keine Säure im engeren Sinne, denn obgleich es sich in den wässerigen Solutionen von äthern und kohlensaurem Kali oder Natron in bedeutender Menge auflöst, so vermag es doch nicht die Alkalien zu neutralisiren; auch erleidet das Flechtenbitter dabei selbst eine Zersetzung, indem sich die Solution gelb und beim Abdamphen braun färbt. In der alkoholischen und wässerigen Solution des Cetrarins erzeugen Kupferseife einen grünlichen, Quecksilberoxydul und Silberoxyd-Nitrat einen weißen Niederschlag; mit Eisenoxydulsalzen entsteht eine dunkelblutrothe Färbung, und später ein rother Niederschlag; selbst metallisches Eisen in die Cetrarin-Auflösung gebracht, bewirkt nach einigen Stunden eine röthliche Färbung der Flüssigkeit.

Vergleichen wir die übrigen Pflanzenstoffe mit dem Cetrarin, so können hier kloß das von *Alnus* in der *Variolaria amara* Ach. entdeckte, von ihm sogenannte *Picrolichienin*, welches später auch von *Gregory* untersucht und von *Einigen* auch *Variolarin* genannt wurde, dann ebenfalls auch das *Ernthrin* aus der *Rocella tinctoria*, und die *Flechten-säure*, welche von *Pfaff* und *Ch. Trommsdorff* in der Isländischen Flechte als eigentümlich vorkommend erkannt wurde, in Betracht kommen. Allein das *Variolarin* unterscheidet sich sehr leicht, indem es krystallisirbar, schmelzbar, in kaltem Wasser unlöslich und in seiner weingeistigen Solution von saurer Reaction ist, von concentrirten Mineralsäuren nicht so gefärbt wird, wie das Cetrarin, und daß es vom Ammoniakgas in einen rothen harzartigen Farbstoff verwandelt wird. Das von *Heeren* sogenannte *Ernthrin* aus andern Flechtenarten, namentlich aus *Rocella tinctoria* ist gleichfalls harzartig, und wird auch durch Einflus von Ammoniak und Luft roth. Die *Flechten-säure* endlich ist von bestimmter saurer Re-



acton und gibt mit Alkalien krystallisirebare Salze; bloß das Verhalten zu Eisenoxydsäuren, womit die schlechtersauren Alkalien ebenfalls rothe Niederschläge erzeugen, wie die bernsteinsäuren Salze, hat einige Aehnlichkeit mit der Reaction des Cetrarins.

Eine Elementar-Analyse hat Herberger mit dem Cetraria noch nicht vorgenommen; indessen berechnete er vorläufig aus drei sehr nahe übereinstimmenden Analysen der Verbindung mit Silberoxyd, und in der Voraussetzung, daß dieselbe aus gleichen Äquivalenten Cetrarin und Metalloxyd bestehe, das Atomengewicht dieses Bitterstoffes auf 12521, 073, was jedoch gegen alle Wahrscheinlichkeit ist, und in der Folge noch berichtigt werden muß, denn vergleichen wir damit die Atomengewichte anderer Pflanzenstoffe, so finden wir durchaus keine Analogie, denn z. B. das Verberin, dessen Atomengewicht auch sehr hoch angenommen wurde, hat doch nur 4124,10, die Oelsäure 6380,647, die Cetrarinsäure 6602,965, und selbst das Cetrarin, was meines Wissens unter allen organischen Substanzen das größte Atomengewicht hat, geht nicht über 6936,790.

Schließlich erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß mein Sohn aus dem Algalitischen *Salino amarissimo* das Cetrarin dargestellt und mit der von Dr. Herberger erhaltenen Probe des aus der Isländischen Flechte selbst dargestellten Bitterstoffes verglichen und ganz übereinstimmend gefunden hat.

#### b) Notiz über Dr. Clamor Marquarts Versuche mit den Farben der Blüten und über das Vorkommen des Indigo in der Familie der Orchideen.

Ein sehr hoffnungsvoller junger Naturforscher, welcher in der Botanik und Chemie gleich gut unterrichtet ist, und von dessen Fleiß und Talent die Wissenschaften noch manche Bereicherungen zu hoffen haben, nämlich Dr. L. Clamor Marquart in Bonn, beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit chemisch-physiologischen Studien über die Farben der Blüten, und hat bereits im vorigen Jahre die Resultate seiner Forschungen in einer kleinen (92 Octavseiten starken) Druckschrift, welche bey Habicht in Bonn herauskam, bekannt gemacht.

Da der Inhalt seiner Abhandlung bereits als bekannt angenommen werden darf, so will ich davon nur so viel in Erinnerung bringen, daß er bey der Untersuchung einer großen Menge von Blumen aus verschiedenen Pflanzen-Familien, Gattungen und Arten hauptsächlich nur drei bis vier farbegebende Stoffe fand, welche überall dieselben zu sein scheinen, nämlich 1) ein harzartiges Gelb (Anthoxanthin), 2) ein extractives Blau (Anthokyan), welches durch verschiedene Agentien in Violet, Roth, Braun und Grün umgewandelt werden kann, 3) ein extractives Weiß

(Antholeucin), welches durch Alkalien in Gelb übergeht, und 4) daß diese Farbstoffe alle aus dem Blattgrün (Chlorophyll) zu entspringen scheinen.

Die Versuche sind indessen noch nicht geschlossen; erst kürzlich erhielt ich von Hrn. Dr. Clamor Marquart eine neue Abhandlung über das Vorkommen des Indigo in der Familie der Orchideen, und über die Indigopflanzen im Allgemeinen als Manuscript, welches für mein Repertorium der Pharmacie bestimmt ist. Ich erlaube mir, die Haupt-Resultate dieser Reihe von Versuchen vorläufig in möglicher Kürze mitzutheilen.

Der Verf. beobachtete zuerst an der *Tankervillea cantoniensis* Link (*Limodorum Tankervilleae* Act., *Bletia Tankervilleae* R. Br.) einer bekannten Pflanze unserer warmen Gewächshäuser, daß die milchweiße Braktee dieser in China einheimischen Pflanze bey der den Orchideen eigenthümlichen Drehung des Fruchtknotens eine auffallend blaue Farbe annimmt, und daß auch die sepalala (Reichblätter) an ihrer äußeren Seite stellenweise eine ähnliche Farben-Veränderung bisweilen zeigen.

Den näheren Untersuchung zeigte es sich, daß kein blauer Zellenfärb vorhanden, und daß die Zellenabfärbung selbst stellenweise dunkel indigoblau gefärbt war, daß sich dieser Farbstoff nicht wie Anthoxanthin, sondern wie Indigo verhielt, was durch chemische Versuche außer allen Zweifel gesetzt wurde, und daß dieser Farbstoff in den genannten Theilen der Pflanze, so lange sie weiß sind, als Indigotin, d. h. Indigoradical, vorhanden ist. Auch das in Wasser und Aether lösliche, aber in Wasser unlösliche Indigoroth, wodurch sich die Indigo-tragenden Leguminosen auszeichnen, war vorhanden.

Später untersuchte Clamor Marquart eine andere ausgezeichnete schöne Pflanze, ebenfalls aus der Familie der Orchideen, *Calanthe veratrifolia* R. Br. (*Limod. veratrifolium* Willd., *Amblyglottis veratrifolia* Blume), welche in den Wäldern von Java am Berge Salak, auch auf Amboina wild wächst, nunmehr aber auch zu den Zierden unserer warmen Gewächshäuser gehöret; er fand, daß die milchweiße Blumenkrone dieses Gewächses einen Saft enthält, welcher an der Luft bald grün und dann dunkelblau wird, daß auch hier die Erscheinung vom Indigoradical herührt, und daß sich daraus wahrer Indigo darstellen läßt, endlich, daß außerdem auch Indigoroth nebst dem in Alkohol löslichen Antholeucin und farbenlosen Blumenharze in der Blumenkrone von *Calanthe veratrifolia* enthalten sind.

Diese Entdeckungen gewinnen in pflanzenphysiologischer Hinsicht ein bedeutendes Interesse, wenn wir betrachten, daß die Orchideen in die Klasse der Monocotyledon gehören, worin wir — wenigstens meines Wissens — bisher noch keine Indigo-Pflanze gefannt



Wagner angibt, nicht allein zufällig, kann da seyn oder fehlen, sondern findet sich auch in manchen andern Leichen, welche an den verschiedenartigsten Krankheiten gestorben sind.

3. In den meisten Leichen der nicht an der Cholera Verstorbenen findet man die Arterien, so weit als man sie noch einzeln sichtlich präpariren kann, von Blut ziemlich leer, insbesondere die größeren Stämme; die Venen dagegen theils mit Blut, theils mit Luft, welche freilich auch in den blutleeren Arterien, in so ferne sie durch Elasticität ihr Lumen offen erhalten, sich befindet, angefüllt. Das in den Venen enthaltene Blut ist in den größeren Stämmen meistens in gelblich weißen Pseudo-Polypen, welche hier und dort roth gefleckt sind, oder rothe Coagula neben sich liegen haben, zusammen geronnen; in den kleineren Venen, unter 1<sup>mm</sup> im Durchmesser, findet sich nicht selten ein weniger fest geronnenes Blut. Nun kommen aber auch nicht selten Leichname an den verschiedenartigsten Krankheiten Verstorbener vor, bei welchen auch die größeren Venenstämme theils mit breiartigem, theils mit flüssigem und wenig geronnenem, schwarzem Blute, welches überall, wo man an Leichname sectirt und dabei die Venen durchschneidet, mit Gewalt hervorbringt, angefüllt sind. —

Bei den Cholera-Leichen finden sich die Arterien im Ganzen ebenfalls klutleer, mit Ausnahme des Bogens der Aorta und des Stammes derselben bis zur Theilung in die beiden iliacas, als worin ebenfalls dickflüssiges, bräunlich-schwarzes Blut, seltener polypenartig geronnenes Blut, enthalten ist. Daß die Wände einiger Adern häufig injicirt angetroffen werden, ist wohl etwas Zufälliges, da in vielen andern Leichen bald da, bald dort Aehnliches sich findet.

Die größeren Venenstämme, als die Jugularvenen, die beiden Hohlvenen und die Lungenvenen, die Pfortader und die Lygoss strosen bei den an der Cholera Verstorbenen von schwarzem, schmierigem, theerartigem Blute, in welchem sich mehr oder weniger kleine Luftbläschen befinden.

4. Ein Hauptmoment in den Cholera-Leichen und was ihnen eigenthümlich zu seyn scheint, indem es nur sehr selten und auf kleine Stellen beschränkt bei andern Leichen angetroffen wird, ist die Beschaffenheit der serösen Häute. Das Bauchfell ist an seiner inneren Fläche schmierig, klebrig, bisweilen trocken anzufühlen, ebenso die Pleurasäcke; der Herzbeutel ist äußerlich immer trocken oder wenigstens klebrig anzufühlen; die serösen Ueberzüge der Gedärme und der Lungen manchmal trocken, fast immer aber klebrig und schmierig.

## II.

1. Das Innere der Schädelhöhle und die Beschaffenheit des Hierns, so wie die Rückenmarkshöhle und das Rückenmark zeugen von einem starken Andrang des Blutes, wie er auch von vielerley andern Ursachen, so von Verletzungen am Schädel, in einigen Arten des Typhus, bey Hirnentzündungen, beim Heimgewehe u. d. gl. gefunden wird, was J. Wagner genau beschreibt und worin ich ihm in allen Punkten beistimmen muß.

2. Die Brusthöhle ist von den Lungen vollkommen ausgefüllt, nur sinken sie, wie bey allen Leichen ohne Ausnahme, wo sie nicht krankhaft mit der Pleura verwachsen sind, bey Oeffnung der Brusthöhle mehr oder weniger zusammen. Die Lungen zeigen nichts constantes, auffallend Krankhaftes; was man an ihnen mitunter bemerkt, gibt J. Wagner an. Das von normalen Zustande, wie man es gewöhnlich bey Leichen findet, fast gar nicht abweichende Herz enthält in seinen beyden Kammern ähnliches Blut, wie in den größeren Arterien und Venen sich findet, nur zuweilen kommen gelblich-weiße Pseudopolypen vor.

3. Die Leber weicht wenig oder gar nicht vom normalen Zustande ab. Die Gallenblase ist stark von dunkelgrüner Galle, welche auch in die Ausführungsgänge eingebrungen ist, ausgedehnt. Die Bauchspeicheldrüse normal, die Milz wie in vielen andern Leichen, so auch bey den Cholera-Leichen, zuweilen von blaugrauer Farbe und auf der Oberfläche gerunzelt. Der Magen im Ganzen genommen normal, und was man allenfalls Krankliches an ihm finden wollte, nichts weniger als constant. Die sämtlichen dünnen Gedärme zeichnen sich, wie ich es nie bey einer andern Leiche je gesehen habe, durch ihre hohe Fleischröthe, welche gleichförmig über sie verbreitet ist, ganz constant und charakteristisch aus; bey näherer Betrachtung zeigt sich, daß diese hohe Röthe von der Injection der unter dem serösen Ueberzuge sich ausbreitenden und in die Fleischaub eindringenden und sich theils in ihr, theils in der darüber liegenden Zellsschichte verbreitenden kleinen Arterien, welche bis in ihre feinsten Verzweigungen mit scharlachrothem Blute erfüllt sind, herrühre, daher man mit der Loupe theils die schönsten rothen Bäumchen, theils zarte, mit den Fleischaubern parallel laufende rothe Streifen entdekt. Zuweilen sind neben diesen hochrothen feinen Arterien auch noch vielfältig die ihnen correspondirenden kleinen Venenstämmchen mit schwarzem Blute injicirt, was, wenn es vorkommt, den Gedärmen ein mehr zart marmorirtes Ansehen von Roth und Blau verleiht. Im Innern des dünnen Darmes zeigen sich ebenfalls zwey constante, krankhafte Symptome, die besonders am Jejun hervortreten, spru-



renweise aber auch bis in das Duodenum hinaufsteigen, immer aber am meisten ausgeprägt in der Nähe, wo das Jejunum in den Dickdarm einmündet, angetroffen werden. Denn erstens finden sich die einzelnen Flecken den Schleimbälge des dünnen Darms in der unteren Gegend des Jejunums mächtig emporgehoben, die ihre zarten Umfaltungen umgebenden Mänder wulstig angeschwollen und bis zu  $\frac{1}{2}$ '' Höhe in die Höhle des Darms hereingetrieben, wo sie dann als stumpfe Kegelförmigen in der Mitte der Spitze meist mit einem schwarzen Pünktchen versehen hervortragen.

Ein zweites, diesem ähnliches Phänomen ist die Verdickung der Peyer'schen Drüsen. Der runde, meist oval-längliche Fleck erhebt sich nach innen, hat einen wulstigen Rand und die Oberfläche ist voll kleiner, hervorsteckender Nuzzeln, zwischen welchen man einzelne Oeffnungen, die zu kleinen spärlichen Bläschen führen, um welche jedoch kein besonderes aufgeworfenes Rand ist, wahrnimmt. Untersucht man die Darmhäute genauer, so ergibt sich, daß diese Veränderungen der einfachen Schleimsäcke, so wie der Peyer'schen Drüsen, welche beide im gesunden Zustande in derselben Ebene, wie die ganze innere Flockenhaut liegen und dabei oft nur bei genauerer Aufmerksamkeit gefunden werden, von einer eigenthümlichen Anlockerung der zwischen der Flockenhaut und Muskelschichte liegenden Zellschichte, welche bei mehreren Anatomen tunica propria genannt wird, so wie von einer Anlockerung der Flockenhaut selbst herühren, und daß dabei in der Art der feinsten Uevertreibung gar keine Veränderung statt finde. Wenn J. Wagner bei den Leichenöffnungen angibt, daß sich einige Mal um den Rand der Peyer'schen Drüsen ein Gefäß-Kranz mit ausstrahlenden Gefäßzweigen gezeigt habe, so muß ich dagegen gesehen, daß mir nie Etwas der Art und namentlich auch nicht bei sehr wohl gelungenen künstlichen Injektionen der feinsten Aderneze in den dünnen Därmen der Cholera-Leichen vorgekommen ist. In den Leichen der am Typhus Verstorbenen, so wie in den Leichen der Lungensüchtigen, kommen allerdings auch bedeutende Veränderungen vorzüglich der Peyer'schen Drüsen vor, sie sind aber von ganz anderer Art, als die in der Cholera beobachteten. In beiden Fällen zeigt die Untersuchung der Peyer'schen Drüsen, daß in der Zellschichte (tunica propria i.) ein eigener Entzündungszustand Platz gegriffen habe, an welchem zunächst die Flockenhaut selbst gar keinen Antheil nimmt. Während die Zellschichte entzündet ist, stirbt die Flockenhaut ab, wird losgestoßen und geht gänzlich verloren; die Zellschichte vereitert oder geht in größeren Flecken selbst an Stellen, wo keine Peyer'sche Drüse ist, in Brand über, womit die innere Fläche des Darms eine Bleis- oder selbst eine schwärzliche Farbe gewinnt. Da, wo sich die Flockenhaut abgestoßen hat, entstehen entweder Geschwüre mit aufgeworfenen bleifarbenen Rän-

dem, oder an Adernezen reiche, sich einige Linien hoch erhebende Ercreesenzen der Schleimschicht, welche mehr oder weniger zuletzt mit einer braunen Vorle bedeckt werden. Diese Ercreesenzen werden durch feine Injektionen mit gefärbter Leimmasse vollständig erfüllt. Bei Lungensüchtigen finden sich überwiegend Geschwüre und weit weniger Ercreesenzen an den Peyer'schen Drüsen. Die einfachen Schleimsäcke habe ich bei typhösen Leichen nie so aufgetrieben gesehen, als es bei den choleraischen gewöhnlich der Fall ist. Sterben die Cholera-kranken einige Wochen nach dem Anfalle der Krankheit an dem Typhus, so erhalten die Gedärme in jeder Hinsicht das Ansehen der typhösen; vielleicht beruht es darauf, daß J. Wagner zuweilen Geschwüre bei Cholera-kranken fand, was mir bei den schnell Verstorbenen nie vorgekommen ist.

Ein Hauptunterschied zwischen der krankhaften Veränderung der Peyer'schen Drüsen beim Typhus und bei der Cholera scheint demnach in dem Verhalten der benachbarten Lamellen der Darmwand der Flocken und der Zellschichte zu liegen; in dem wirklichen Cholera-Anfalle geht die Flockenhaut an der inneren Fläche der Peyer'schen Drüsen nicht verloren; sie schwillt zu gleicher Zeit mit der tunica propria an, lockert sich auf und verfließt weit deutlicher mit ihr, als es im gesunden Zustande der Fall ist, wo man sie gewöhnlich, wenn man senkrechte Schnitte der Darmwand betrachtet, leicht als eine gesonderte Lage von der Zellschichte um so mehr unterscheiden kann, da ihr ein eigenthümliches Adernetz zukommt. Wenn daher J. Wagner angibt, daß sich die Flockenhaut sehr leicht von der Schleimschichte trennen lasse, so beruht dieses nur allein auf dem sehr aufgelockerten Zustand, in welchem sich die Schleimschichte befindet, vermöge welchem nicht sowohl die Flockenhaut von ihr getrennt, als vielmehr die Schleimschichte selbst leichter zerreißen wird, woben ein Theil von ihr an der Flockenhaut hängen bleibt.

In der aufgelockerten Schleimhaut befinden sich kleine, helle Bläschen, die sich bei typhösen Leichen gar nicht finden. Das Vorkommen dieser Bläschen in den Cholera-Leichen kann ich dergleichen mit dem gesunden Zustande nicht vergleichen, denn wenn schon die Anatomen anrathen, nur solche Leichen zur Untersuchung des gesunden Zustandes der Peyer'schen Drüsen zu wählen, welche durch eine schnell mechanisch tödtende Ursache ums Leben gekommen sind, und ich eine Leiche der Art seit dem Bestehen der Cholera-Epidemie nicht erhielt, so ist es auch noch weniger rathsam, während einer solchen Epidemie selbst die Gedärme irgend eines Verstorbenen für vollkommen gesund zu erklären. Uebrigens kommen diese Bläschen auch in gesunden Peyer'schen Drüsen vor; nur ist es nothwendig, da erst seit einigen Jahren wieder über die ana-





# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. Februar.

Nro. 22.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

(Fortsetzung.)

Die Julahs, ein Negerstamm, nähern sich durch helle Färbung, seidenartige Haare, hervorragende Nase, so sehr den Berbern und den Ababbes, die von arabischer Abkunft, aber so schwarz sind, daß sie den weißen Europäer, wie einen Ausfägigen, mit Ekel und Entsetzen betrachten, daß auf solche Weise die europäische Form unmittelbar in die des Negers verläuft. Die Hottentotten stehen mitten inne zwischen Negern und Mongolen; die Kaffern haben die charakteristischen Züge von allen drey Hauptformen, so daß man sie auch jeder derselben zugetheilt hat. Und so wie ganze Völker in ihrer körperlichen Organisation Mittelglieder zwischen den drey Hauptformen darstellen, so findet man wieder unter jedem einzelnen Volke Individuen, die auffallend an andere Formen erinnern. Man kann z. B. in unsern anatomischen Sammlungen Schädel von mongolischem und äthiopischem Typus sehen, obgleich sie von Europäern herrühren. Umgekehrt trifft man unter Mongolen und Negern nicht selten europäische Physiognomien, ohne daß sie Folge einer heterogenen Vermischung wären.

Solche gegenseitige und allseitige Uebergänge verschiedener Formen ineinander sind nebst der fruchtbaren Vermischung unwiderlegliche Beweise, daß sie nur Rassen einer und derselben Art sind. Wie die

Rassenbildung freylich bey dem Menschen und seinen Hausthieren erfolgt ist, wissen wir nicht; weder die Naturforschung, noch die Geschichte geben uns hierüber Aufschluß. Indessen das Factum liegt uns nun einmal vor, und wir können es nicht läugnen. Bory's Behauptung, daß das Menschengeschlecht in mehrere Arten zerfalle, beruht also theils auf Unkenntniß der naturhistorischen Thatfachen, theils auf Entstellung und Verdrehung derselben. Die Tendenz seines Buches ist demnach eine verkehrte, und sie kann nur bey Dem Anerkennung finden, der die Wahrheit nicht kennt, oder vor ihr muthwillig die Augen verschließen will.

Die spezifische Einheit des Menschengeschlechts kann die Naturforschung mit völliger Sicherheit nachweisen. Die Beantwortung der Frage aber, ob dasselbe von einem oder mehreren Stammvätern ausgegangen sey, liegt außer ihrer Competenz. Hierüber kann uns nur die Geschichte Aufschluß geben, und einen solchen finden wir in der göttlichen Offenbarung, die uns belehrt, daß von Einem Menschenpaar, von Einem Blute (Apostelgesch. 17, 26) das ganze Menschengeschlecht abstammt, so weit es immer über den Erdboden sich ausgebreitet hat. Dadurch wird dasselbe zu einer großen Familie vereinigt, und die Blutsverwandtschaft, die uns mit den entferntesten Völkern verbindet, legt uns dringlicher und ernstlicher, als es ohne diesen Nexus wäre, die Verpflichtung an das Herz, nach Kräften zum Wohle aller unserer Mitbrüder mitzuwirken. Um diese Interessen recht fest zu knüpfen, sind alle Menschen nicht bloß durch das Band geistiger, sondern

auch leiblicher Einheit zu einem großen Ganzen verbunden.

Indem sich nun der Verf. zur Schilderung seiner Arten, für die wir also in Zukunft den Namen Rassen zu gebrauchen haben, fertig macht, führt er die Schriftsteller an, welche diesen Gegenstand bearbeitet haben. — Sehen wir zu, wie der literarische Apparat beschaffen ist, dessen sich der Verf. zu seiner Arbeit bediente.

Er beginnt mit Linné, nennt dann Buffon, Dumeril, Cuvier, Virey, Dumoulin, und fügt in einer Note noch Malte = Brun, Pinkerton und Lesson an. Von diesen Schriftstellern haben Linné, Buffon, Dumeril, Cuvier und Malte = Brun nur gelegentlich und meist in der Kürze sich mit der Auseinandersetzung der menschlichen Rassen befaßt, Pinkerton gibt in seinem Werke über den Ursprung der Seythen bloß einige mit seinem Thema in Verbindung stehende Notizen, Lesson beschränkt sich auf die Bewohner der Südsceinselfn und Neuhollands; Dumoulin und Virey behandeln den Gegenstand zwar allgemein, aber keineswegs befriedigend, und der Letztere namentlich in einer Weise, daß er, wie selbst Vory zugestehet, gar keine Berücksichtigung verdient. Mit Erstaunen sieht man aus dieser Aufzählung, daß Vory bey dieser dritten Auflage eben so wenig, als bey der zweyten, die beyden Hauptwerke von Blumenbach und Prichard über die Rassenlehre nicht einmal den Namen nach gekannt hat. Blumenbach ist es, der zuerst Licht in diese chaotische Finsterniß brachte und ein wissenschaftliches Princip zur Scheidung der Rassen festsetzte. Die Wichtigkeit seiner Arbeit haben die wiederholten Auflagen seines berühmten Werkes: *De generis humani varietate nativa* erwiesen, und seine *Decades craniorum* sind von einem unvergänglichen Werthe. Ihm an Tüchtigkeit gleich, an Reichhaltigkeit des Stoffes aber ihn überbietend, ist Prichard, von dessen neuester Auflage der *Researches into the physical history of mankind* Ref. demnächst das Vergnügen haben

wird, eine Anzeige vorlegen zu können. Der Verf. hat übrigens die Auführung dieser beyden Autoritäten, auf welchen die wissenschaftliche Auseinandersetzung der Menscherrassen zunächst beruht, nicht etwa bloß zufällig unterlassen, sondern er hat sie, wie aus der Qualität seines Buches unwidersprechlich hervorgeht, auch nicht benüht. Woher mag es nun wohl rühren, daß dem Verf. die beyden Hauptwerke seines Faches unbekannt und unbenüht bleiben konnten? Sicherlich daher, daß beyde nicht von Franzosen verfaßt sind; denn, wie man bey einer genaueren Durchsicht des ganzen Buches ersieht, sind es fast nur französische Schriftsteller, und von den Ausländern nur einige französische Uebersetzungen, die ihm bekannt geworden sind. Die ganze Litteratur der Reisen, wie sie von Deutschen und Engländern ausgeführt worden sind, ist mit geringen Ausnahmen von dem Verf. nicht benüht; nach den Berichten der Missionäre, durch welche die genaueste Kenntniß der fremden Völker erlangt wird, sieht man sich hier vergebens um. Vory kennt bloß, was seine Landsleute geschrieben haben; Werke, die nicht französisch sind, existiren für ihn nicht. Wenn wir nun zwar schon daran gewöhnt sind, daß unsere Nachbarn jenseits des Rheins nicht immer zum Besten mit der ausländischen Litteratur vertraut sind, so ist Ref. doch kein französisches Werk aus der neueren Zeit bekannt, welches eine solche fast ins Unglaubliche gehende Unbekanntschaft mit der Litteratur zu Tag legte. Was die Frucht derselben ist, läßt sich leicht denken, und soll im Folgenden an einigen Beyspielen gezeigt werden.

Der Verf. gesteht jedoch, (II. S. 218) selbst ehrlich ein, was ihn zu einer solchen Beschränkung seiner Kenntniße bewegen habe. Er sagt selbst:

„Der Mensch, der sich kennen lernen will, soll insbesondere nicht das Vischen Zeit, das ihm zu seiner Disposition auf dieser Welt gegeben wurde, dazu verwenden, um unzählige Bücher durchzublätern, bey welchen man überein gekommen ist, sie als ausgezeichnet zu betrachten, obschon man nicht eine Seite ohne Fehler citiren kann. Von Allem, was über den

Menschen vor Cabanis und Vichat bekannt gemacht worden ist, würde man, Locke und Leibniz etwa angenommen, vielleicht kaum ein mäßiges Octavbändchen zusammen bringen, das der Aufbewahrung würdig wäre.“

Freund und Feind wird Herrn Vory das Zeugniß ertheilen müssen, daß er auf das Pünctlichste seinen eigenen Rath befolgt, und mit weitläufiger Gelehrsamkeit sich nicht gequält hat.

### §. 3. Arten des Menschengeschlecht's.

Das Schema, welches der Verfasser von seinen sogenannten Menschenarten entwirft, ist folgendes:

#### a) Schlichthaarige.

1. Homo japeticus.
2. — arabicus.
3. — indicus.
4. — scythicus.
5. — sinicus.
6. — hyperboreus.
7. — neptunianus.
8. — australasicus.
9. — columbicus.
10. — americanus.
11. — patagonicus.

#### b) Kraushaarige.

12. — aethiopicus.
13. — Caser.
14. — melaninus.
15. — Hottentotus.

Was an dieser Aufstellung zuerst und im Allgemeinen zu tadeln ist, ist der durchgängige Mangel von Diagnosen, aus welchen man ihre wesentlichen Merkmale entnehmen könnte. Sind es wirkliche Arten, so müssen auch scharfe Kennzeichen für sie aufgestellt werden können, und der Verfasser hätte vor Allem also diese Aufgabe lösen sollen. Im Einzelnen begnügen wir uns an mehreren Beispielen den Werth der ganzen Arbeit zu würdigen.

Wie man aus vorstehendem Schema ersieht,

hat der Verf. die kaukasische Rasse in 3 Arten zerfällt. Hier besonders wären scharfe Diagnosen nöthig gewesen, da Ref. gerne gesteht, daß er hievon keine liefern, und auch aus den confusen Beschreibungen des Verf. keine herausfinden könnte.

Zu der japetischen Art rechnet Vory die Europäer, einige Asiaten, und die „glorriösen Republikaner der neuen Welt.“ (S. 109.) Er theilt sie wieder folgendermaßen ab:

#### a) Gens togata,

α. Kaukasische Rasse (Mingrelier, Circassen, Georgier).

β. Pelagische Rasse (Alte Griechen u. Römer.)

#### b) Gens braccata.

γ. Celtische Rasse.

δ. Germanische Rasse.

\* Tentonische Varietät.

\*\* Slavische Varietät.

Die Definitionen seiner beyden Abtheilungen sind spärhaft:

a) Gens togata. „Rassen, wo man zu allen Zeiten weite Kleidungen trug; wo die Sitte im Allgemeinen die Weiber den Männern, selbst bis zur Sklaverei untergeordnet hat; wo der Kopf im Alter gewöhnlich gegen die Stirne kahl wird.“

b) Gens braccata. „Rassen, wo gegenwärtig gewisse enge Kleidungen durchgängig von allen Varietäten angenommen sind, wo die Sitte die Männer den Frauen, oft bis zur Schwäche, untergeordnet hat, wo der Kopf im Alter gewöhnlich auf dem Scheitel kahl wird.“

Die Charakteristik der germanischen Völker ist unverändert, wie in der vorigen Auflage geblieben, obgleich diese Stelle auf einem der neu gedruckten und eingeklebten Blätter enthalten ist. Von ihnen heißt es S. 150:

„Als dummtäpfer (irrutalement braves), stark, schweigsam, die größten Mühseligkeiten, Schmerz und selbst schlechte Behandlung mit Geduld ertragend, gezogene Getränke leidenschaftlich liebend, macht man aus ihnen vermittelst des Stocks und Ahums oder Brantweins ziemlich gute Soldaten-Maschinen. Die Weiber verbreiten meist einen Geruch, der schwer zu



bezeichnen ist, der aber an den des Fleisches von frisch geschlachteten Thieren erinnert.“

Was noch weiter von den Frauen gesagt wird, ist in einer so obseönen Weise dargestellt, daß Res. die Priorität der Uebertragung ins Deutsche dem Weimariſchen Uebersetzer lassen will. Mit solchen gemeinen Schwärmungen erschreckt sich der Verf. von unserm Volke zu reden, und um sich zu rechtfertigen, fügt er (S. 152) die neue Insulte hinzu, daß Napoleon die Oestreicher, die gleichfalls von germanischer Rasse seyen, una nazione a colpo di bastone genannt habe. Der Grund von dieser gallbittern Stimmung gegen die germanischen Nationen ist freylich leicht aufzufinden; die unvergeßlichen Siege von Leipzig und Waterloo, welche die französische Welt Herrschaft zertrümmert und den Thron seines angebeteten Heros umgestürzt haben, sie sind es, die uns in ein so übles Licht bey dem Herrn Bory gesetzt haben.

Mit welcher Inconsequenz und Unkenntniß übrigen der Verf. den Complex der germanischen Völker bestimmt, dieß können wir hier nicht übergehen, und es soll dieser Nachweis die einzige Satisfaction seyn, die wir uns für seine rohen Schwärmungen nehmen wollen. Während er nämlich den Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen so groß findet, daß er aus ihnen zwey besondere Rassen macht, wirft er dagegen die Slaven mit den Deutschen, welche letztere von jenen nicht minder weit als von den Celten verschieden sind, in eine einzige Rasse zusammen. Nach Gründen hiefür sieht man sich natürlich bey dem Verf. vergeblich um. Um die Confusion zu vergrößern, rechnet er zu den Slaven auch noch die Ungarn, welche weder zu diesen, noch den Germanen gehören, sondern an einen ganz andern Stamm, an den finnischen, sich anschließen, von dem indeß Bory, da er ihn nicht anführt, keine Kenntniß zu haben scheint. Um aber das Maas der Verwirrung voll zu machen, zieht er gar noch die Zigeuner zu der germanischen Rasse. Man kann nämlich bey ihm S. 136 lesen:

„Die Böhmen (Bohèmes) oder Zigeuner (Bohémiens) behielten lange Zeit das Vagabundenleben ihrer Vorfahren bey; sie sind es vorzüglich, welche man noch vor einigen Zeitaltern in Europa herumzirkeln sah, indem sie dafelbst alle Aeren von Spizbübereyen begiengen, deren man sich selbst in einigen der westlichen Gegenden der celtischen Länder noch erinnert.“

So hält in der That — man sollte es nicht glauben, wenn es nicht mit dürren Worten gesagt wäre — der Verf. die Böhmen und Zigeuner für identisch, weil der große Haufe seiner Landsleute, der den Ausgangspunct dieser wahrscheinlich malaischen Horden nicht kannte, und Böhmen für ein am Ende der Welt liegendes Land ansah, diese durch Sprache und Habitus gänzlich verschiedenen Nationen miteinander confundirte. Indes die Verwirrung, in der sich der gelehrte Verf. befindet, wird noch größer. Auf S. 297 nämlich führt er an, daß eine malaische Horde bis nach Spanien vorgedrungen sey und dort den Namen Gitanos und Gitanos erhalten habe; diese für identisch mit den Bohèmes zu halten, sey völlig unrichtig. Allein diese Gitanos (Egypter) sind wirklich nichts weiter, als die Vorysche Abart der Böhmen, d. h. unsere Zigeuner, wie sie denn auch von den Engländern gleichfalls den Namen der Egypter, (Gypsies) erhalten haben, weil sich die Zigeuner in früheren Zeiten gerne für Eingeborne dieses Landes ausgaben. Was soll man nun von einem Anthropologen sagen, der Schlag auf Schlag die größten Irrthümer aufsticht?

Wie der Verf. an diesem Orte confus die heterogensten Völker auf gut Glück zusammenwirft, so reißt er dagegen von dem germanischen Stamme die Hindus, und noch dazu als eigene Art ab, während doch leibliche und Sprachverwandtschaft unterschieden auf Vereinigung dringen. Wie ist es möglich, von der Einheit des großen indogermanischen Sprach- und Völkerstammes nichts gehört zu haben?

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Februar.

Nro. 23.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

(Fortsetzung.)

Die arabische Art wird dem Verfasser zu einer erwünschten Veranlassung, um in der frechsten und abgeschmacktesten Weise über die Geschichte des jüdischen Volkes und seiner heiligen Urkunden herzufallen. Seiner Behauptung zu Folge ist das Stamm-land der Israeliten Abyssinien, von wo aus sie sich unter den Pharaonen im Lande Gosen in Egypten niederließen. Durch ihren Geiz brachten sie in der Folge die Einwohner gegen sich auf, wurden vertrieben, und wollten sich nun wieder nach Abyssinien flüchten, wo noch eine ihrer Herden, die Falascha's\*), welche zu Jakobs Zeiten nicht mit nach Egypten zog, übrig geblieben war. Allein von den Verfolgern gedrängt, mußten sie über das rothe Meer, fanden sich nun in einem unbekanntem Lande, in welchem sie lange Zeit umherirrten, immer in der Meinung, wieder nach Abyssinien zu gelangen.

„Wenn die Herde, welche ihren Ausgangspunct wieder zu gewinnen versuchte, ursprünglich aus dem

\*) Eine französische Uebersetzung von Bruce, dessen Rede durch allerhand Ausschneidereien ohnedieß sehr erschüttert ist, ist für den Verf. das ganze Anekkdotikum für Abyssinien. Von Salt und Gobat, welcher letztere ihm ganz andere Aufschlüsse über die Falaschas hätte geben können, ist keine Rede. Warum haben sie aber auch englisch geschrieben?

Lande Kanaan gewesen wäre, wie sie es zur Rechtfertigung ihrer Usurpationen später behauptete, so hätte sie nicht vierzig Jahre in einem Winkel des steinigten Arabiens herumirren können. — Der Anführer der landlosen Hebräer starb, ohne auf seine Pläne verzichtet, wohl aber ohne sie ausgeführt zu haben. Die, welche ihm nachfolgten, machten sich in der Verzweiflung, jemals eine Gegend zu gewinnen, zu der Niemand mehr den Weg wußte, ihr gelobtes Land aus dem ersten Lande, das sich ihrer Gier darbot. (S. 185.) — Mehrere Personen haben uns versichert, daß diese Ideen eben so sinnreich als wahrscheinlich seien; andere im Gegentheil haben sie als absurd und gottlos behandelt. Da wir keine stärkere Beschuldigung als die der Gottlosigkeit, d. h. der Undankbarkeit gegen den obersten Herren kennen, so weisen wir eine solche Anschuldigung mit der Sanftmuth zurück, welche die heilige Schrift anempfiehlt, aus der wir überdieß mehr als eine Stelle zur Vervollständigung unserer Rechtfertigung entlehnen könnten. Die Lobsprüche aber müssen einem der ausgezeichnetsten Befehlshaber jener französischen Revolutionärsarmee, (armée française de la révolution) die so viele außerordentliche Männer zählte, bezogen werden. Der General Regnier, einer der Heroen der unsterblichen Expedition nach Egypten ist es, der in einem excellenten Aufsätze über das Land von Sennaar es zuerst unternommen hat, zu beweisen, daß das Sennaar der hebräischen Bücher die Gegend ist, welche noch denselben Namen am Zusammenfluß des blauen und weißen Nils trägt.“ (S. 212).

Mit solcher Willkühr entstellt und verdreht der Verf. die historischen Thatsachen eben so leichtfertig, als er es mit den naturhistorischen thut. Unter solchen Umständen läßt es sich natürlich nicht anders erwarten, als daß ihm auch die Religionslehre der hebräischen Urkunden ein Gegenstand des frechsten Hohnes und Spottes werden muß. Mit der größten Dreißigkeit behauptet er (S. 199), daß im alten Testamente auch nicht ein Wort vorkäme, aus

dem sich schließen ließe, daß in ihm die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele enthalten sey; ja der Prediger Salomo scheine dieselbe sogar ins Lächerliche zu ziehen. Nun führt er mehrere Stellen aus Lektorem an; diese aber handeln bloß von der Vergänglichkeit alles Irdischen, so glänzend und werthvoll es auch seyn möge, und die Stellen (11, 9; 12, 7, 14), welche vom ewigen Leben zeugen, läßt er ganz weg.

Trog der vielen Bibelstellen, welche der Verfasser in der Absicht, sie zu verspotten, anführt, ist er doch in ihren Hauptlehren eben so fremde, als in denen der Anthropologie. Ein Beyspiel statt vieler. Indem er sich (S. 203) darüber lustig macht, daß die Ägypter, welche an eine leibliche Auferstehung glaubten, einst Mühe haben würden, ihre zerstreuten Gliedmassen wieder zusammen zu bringen, „köunte man dagegen den Körper eines Christen nach seinem Ableben ohne allen Nachtheil zerstückeln, und sein Herz oder seine Eingeweide sechzig Stunden von seinen andern Ueberresten entfernen, weil es nur die immaterielle Seele sey, welche nach dem letzten Gerichte Theil haben soll an den Freuden oder Leiden ohne Ende eines andern Lebens.“ So hat denn der Verf. aus der von ihm so frech verspotteten Bibel nicht einmal so viel gelernt, daß die Lehre von der Auferstehung des Fleisches einer ihrer Hauptartikel ist, der deshalb auch in das Glaubensbekenntniß aller christlichen Kirchen aufgenommen ist.

Die scythische Art, wie Vory die mongolische Rasse zu nennen beliebt, giebt ihm abermals eine fatale Veranlassung, seine schwache Seite zur Schau zu stellen. Er geht hier nämlich in der Confusion zu Grunde, welche die Schriftsteller des spätern Mittelalters durch Uebertragung des Namens Tataren an sehr verschiedenartige Völker angerichtet haben. Indes seit längerer Zeit (vgl. Nitters Arien 2te Aufl. I. S. 274) ist diese Confusion hinlänglich entwirrt, indem jetzt satzsam nachgewiesen

ist, daß der Name Tatar, der früher nur einem, zu Dschingis-Khans Zeiten aber allen Mongolenstämmen von den christlichen Schriftstellern beygelegt ward, später als die am kaspischen, und schwarzen Meere wohnenden türkischen Völker von den Tataren unterjocht wurden, auf dieselben ebenfalls übergieng. Die neuen Beherrscher dieser türkischen Völker waren jetzt allerdings Tataren, also von der mongolischen Rasse, wie Unterthanen aber größtentheils Türken, die zu der kaukasischen Rasse gehören.

Indem der Verf. keine Ahnung von diesen Resultaten neuerer historischer Forschungen hat, werden nun bey ihm mit den ächten Mongolen auch die Kirgisen, Turkomanen und Türken bunt durcheinander geworfen. Wie diese zu den schönsten der Menschen, (S. 241) aus den häßlichsten unter allen, (S. 238), den ächten Mongolen, bey denen die Augen mehr als handbreit (!!) auseinanderstehen, werden konnten, will der Verf. aus ihrer Vermischung mit irakassischen Sklavinnen erklären. Dadurch hätten allerdings bessere Formen, aber niemals eine gänzlich Umwandlung derselben entstehen können. Indes solche läppiſche Hypothesen sind nicht nöthig, da die Türken zu keiner Zeit mongolischer Rasse gewesen sind. Eben so unrichtig ist es, daß den Mongolen keine eigenthümliche Religion zukäme, ausgenommen, daß sie ein geistliches Oberhaupt, Namens Lama, anerkannten, und daß sie immer die Religion der überwundenen Völker adoptirt hätten. Dieß ist so grundfalsch, daß es im Gegentheile eine höchst auffallende Erscheinung ist, wie mit der mongolischen Rasse (die freylich in größerer Ausdehnung, als es bey Vory der Fall ist, genommen werden muß), eine ganz eigene Art des Heidenthums, nämlich der Buddhismus verbunden sich zeigt. Derselbe fand bey den Mongolen schon unter den ersten Nachfolgern Dschingis-Khans im Jahre 1247 Eingang, und seitdem die budhistischen Mantschus die Herrschaft über China an sich gebracht haben, haben sie die Ausbreitung ihrer

früheren Religion in diesem Lande sehr begünstigt, so daß der Buddhismus jetzt auch hier die zahlreichsten Anhänger hat.

Aus den Chinesen und den indochinesischen Nationen macht der Verf. eine eigene Art, die chinesische. Indes ist dieß keineswegs eine eigenthümliche Rasse, sondern gehört mit den Mongolen zu einer und derselben Rasse, von der sie nur eine besondere Unterrasse ausmacht. Die Differenz zwischen Chinesen und Mongolen ist bey weitem nicht so groß, als sie Vory angiebt; namentlich sind letztere nicht in solchem Maaße häßlich, als sie dieser schildert, und von handbreit aus einander gerückten Augen erzählt kein Beobachter. Wohl aber sagt Barrow von den Mantchu's, daß sie den Chinesen gleichen und daß man unter ihnen öfters Männer und Frauen von ausgezeichnete Schönheit und blühender Gesichtsfarbe sähe. Völlig unrichtig ist, was der Verfasser über ihre Religion (S. 261) äußert:

„Die chinesischen Religionen sind frey von allem Aberglauben. Der reine Deismus ist ihre zukünftige Grundlage; aber es ist falsch, daß hier das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele je eine größere Geltung als bey den Juden gehabt hätte; dieß beweist ohne Widerspruch, daß sich Materialismus und Deismus sehr gut vertragen können, und daß der gesellschaftliche Zustand eines Volkes keineswegs gefährdet ist, weil es nicht an die ewige Verdammniß glaubt.“

Die Tendenz dieser Schlussfolge ist klar; indes sie trifft nicht, weil ihr Vorderatz falsch ist. Wir berufen uns deshalb auf Gützlaff, der mit der chinesischen Sprache vertraut ist, wie kein Europäer vor ihm, und den seine wiederholten Reisen nach China die vollste Competenz gegeben haben, hierzu zu urtheilen. Von den drey Religionsystemen, die in China herrschen, fehlt allerdings dem des Confucius die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele völlig; nicht minder aber auch der sogenannte reine Deismus. Ueber das Daseyn und die Eigenschaften Gottes, über unsere Verpflichtung gegen ihn und seine Verehrung, ist ein absichtliches Still-

schweigen beobachtet; dagegen empfiehlt er ausdrücklich die Verehrung der Landesgötter. Will man den Confucius auch gerade keinen Atheisten nennen, wie es viele seiner Schüler wirklich sind, weil man in seinen Schriften bisweilen Anspielungen auf ein höchstes Wesen finden kann, so sind hierüber seine Begriffe doch ganz dunkel, und er weiß auf keinerlei Art das körperliche Seyn vom unkörperlichen zu unterscheiden. Die zweyte Secte, die Ta-zu Secte, kennt zwar ein zukünftiges Leben und hat Ahnungen eines höchsten Wesens, aber anstatt daß diese bessere Religionsweise die Abgötterei verbieten sollte, befördert sie vielmehr dieselbe. Der Buddhismus endlich hat gar keinen Gott zur Grundlage, duldet jede Art von Vielgötterei und recipirt sie, und lehrt die endliche Auflösung alles Geschaffenen und dessen Rückkehr ins Meer des Nichts; die Seelen der Menschen und Thiere sind auf einer beständigen Wanderung begriffen.

Wo ist denn unter diesen drey Religionsystemen, die in China vorkommen, wo ist der gerühmte reine Deismus mit seiner sublimen Grundlage und seinem Freyhalten von allem Aberglauben zu finden? Wir mögen den Verfasser anfassn, wo wir wollen, allenthalben stoßen wir auf dieselbe Unzuverlässigkeit.

Wenn aber der Verf. einerseits auf die unzulänglichste Weise und auf die leichtesten Merkmale hin eine Rasse in mehrere Arten zertheilt, so liefert er dagegen an seinem neptunischen Menschen ein anderes Beyspiel, wie er auch, wenn ihm gerade der Einfall kommt, die heterogensten Formen miteinander verbinden kann. Zu diesem Homoneptunianus rechnet er nämlich: 1) die Mexikaner, Peruaner, Chilesen und überhaupt alle Küstenbewohner von Kalifornien bis nach Chili, 2) die Malaien, 3) die Südsee-Inulaner und 4) die Papuas. Hier bey dieser Art vermißt man vorzüglich eine Diagnose, da sich aus dem ganzen Texte nicht errathen läßt, in welchen physischen Merkmalen die Ähnlichkeit liege, durch welche sich der Verf. für



berechtigt hält, sie alle miteinander zu verbinden. Wie verkehrt eine solche Zusammenstellung ist, läßt sich leicht nachweisen.

Wenn man die kraushaarigen schwarzen Papus mit den schlichthaarigen kupferfarbenen Merikanern verbinden kann, so sieht Ref. überhaupt nicht ein, wie man an Aufstellung von Arien oder Rassen unter den Menschenformen noch ferner denken will. Darf man einen solchen Mischmasch annehmen, dann mag das leitende Princip für Errichtung von Abtheilungen das Alphabet seyn. Werden aber auch die genannten Amerikaner ausgeschieden, so gehören gleichwohl weder die Malaien, noch die Oceanier, noch die Papus zusammen.

Mag man die Malaien als eigene Rasse mit Blumenbach betrachten oder nicht, immerhin sind sie von den Oceaniern, wie man jetzt weiß, durch physische Merkmale und Sprache so geschieden, daß Vory, wenn er nur einige Consequenz hätte, sie nothwendig spezifisch auseinander halten mußte. Wie man gegenwärtig die Oceanier kennt, kann man sie nicht mehr von der kaukasischen Rasse trennen. Wenn Blumenbach durch Vergleichung der Maasse, welche Tieleus von einem Nukahiver entnommen hatte, auf das Resultat kommt, daß derselbe in seinen Verhältnissen mit dem Ideal aller männlichen Schönheit, dem Apollo von Belvedere übereinstimme, wie kann man eine solche vollendete Form mit Malaien und Papus zusammenwerfen?

Am ärgsten ist es aber, daß zu dem schlichthaarigen Homo neptunianus auch die Papus gehören sollen. Lesson \*) hat es zuerst versucht, zwischen Papus und Papuas einen Unterschied zu machen, indeß erklären schon Quoy und Gaimard \*\*) das Wort Papou für eine französische Verstümmelung von Papua. Diese ächten Papuas, wie sie

Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Caledonien u. s. w. bewohnen, werden von dem Verfasser später als eigenthümliche Art, Homo melaninus aufgeführt; sie gehören allen Merkmalen nach zur großen äthiopischen Rasse. Mit diesen Papuas haben sich aber auf den kleinen Inseln Waigin, Callawaty, u. s. w., zum Theil auch auf Neuguinea, Malaien, welche die Herren jener kleinen Eilande sind, vermischt, und daraus sind eine Art von Nestizen hervorgegangen, bey welchen das Haar minder wellig, bey einigen sogar schlicht ist. \*) Dieß sind nun die sogenannten Papus von Lesson, welche demnach keine besondere Rasse, sondern nur Bastarde sind, wie sie allenthalben entspringen, wo verschiedene Rassen zusammenwohnen. Da Vory bey seinen Arten die Bastarde nicht aufgeführt hat, so können auch diese nicht ausgenommen werden, um so weniger, da die ächte Negerbildung unter ihnen vorherrschend ist.

Wie nun aber unter dem Homo neptunianus die heterogensten Formen verbunden sind, so reißt dagegen der Verf., wahrscheinlich um eine Abwechslung zu geben, die homogenen Formen der amerikanischen Völker auf die willkürlichste Weise auseinander. Wir haben schon gesehen, daß es ihm beliebt hatte, die Mexikaner, Peruaner und Chilesen zu dem neptunischen Menschen zu stellen. Nicht minder ist es unrichtig (H. S. 105), daß er die schlichthaarigen Fenerländer, die nach Forster und Steedes weiter nichts als ein cutarteter Schlag der amerikanischen Rasse sind, mit den wellhaarigen Bewohnern von Wandiemensland, welche der äthiopischen Rasse angehören, zusammenstellt.

(Schluß folgt.)

\*) Voy. de la Coquille. Part. Zoolog. I. p. 84.

\*\*) Frey cinet, voy. autour du monde. Zool. I. pag. 6.

\*) Unter den Mischlingen, welche den zahlreichsten Theil der Bewohner jener Eilande ausmachen, haben Quoy und Gaimard auch die ächten Neger-Papuas wahrgenommen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

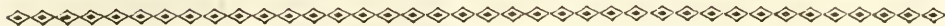
herausgegeben von Mitgliedern

3. Februar.

Nro. 24.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

(Schluß.)

Was von der amerikanischen Rasse noch übrig bleibt, zerfällt er abermals in drey Arten, in den Homo columbicus, americanus und patagonicus. Zum columbischen Menschen gehören die Indianer von Kanada und dem sonstigen Nordamerika, die Karaiiben und die Bewohner von Guiana. Der amerikanische Mensch begreift in sich die Ureinwohner von Brasilien und Paraguay. Hinsichtlich der Patagonen vertröstet uns die neue Auflage auf v'Orbigny's Reise; es wäre aber zur einfachen Charakteristik des Homo patagonicus völlig hinreichend gewesen, wenn der Verf. mit King's Beschreibung sich bekannt gemacht hätte. So hat also Bory ohne weitere Motivirung die amerikanische Rasse in 5 Arten mit gleicher Willkühr als Unrichtigkeit auseinander gerissen; denn das Zeugniß von Humboldt allein genügt, um diese Zertheilung als unstatthaft nachzuweisen.

Dieser berühmte Reisende sagt: „Die Indianer von Neuspanien gleichen im Ganzen denen von Kanada, Florida, Peru und Brasilien.“ Dasselbe ist mit den Patagonen der Fall. Ein tiefer eingehendes Studium dieser amerikanischen Völker, eine sorgfältige Charakteristik ihrer Stämme, wie wir es bey Prichard finden, darf bey einem Autor, wie der unsrige, natürlich gar nicht verlangt werden.

Auf daselbe müssen wir bey der aethiopischen Rasse gleich von vorne herein Verzicht leisten. Bory zertheilt sie in 5 Arten: 1) Homo australasicus, 2) Homo aethiopicus, 3) Homo Cafer, 4) Homo melaninus (die Papuas) und 5) Homo Hottentotus. Nur einige Bemerkungen, um bald zu Ende zu kommen.

Die Neuholländer, wie überhaupt alle Afzaren, obschon sie nicht krauses Haar haben, gehören doch den übrigen Merkmalen nach zu der aethiopischen Rasse, bey der, wie bey jeder andern Rasse, es durchaus kein Merkmal giebt, das constant durch alle Abänderungen hindurch gieng. Die affenartige Schlantheit der Extremitäten, welche der Verf. noch als ein wesentliches Merkmal seiner australischen Art angiebt, ist, wie dieß jetzt hinlänglich bekannt ist, keineswegs allgemein, sondern von dem armseligen Zustand einiger Stämme herrührend, indem alle Neuholländer, welche hinlänglich Nahrung haben, als wohlgebaute, stämmige Leute beschrieben werden. Eben so unrichtig ist es, daß alle ohne Hütten, und ohne geselliges Zusammenhalten lebten. Dieß gilt blos von den um Port Jackson wohnenden, während sie im Innern in größeren Schaaren vorkommen, und hier, so wie an andern Puncten der Küste, künstliche Hütten sich erbauen. Seine ganze Schilderung der Neuholländer hat überhaupt keine allgemeine Gültigkeit, weil alle die vielen neueren englischen Werke hierüber nicht benützt sind.

Eben so oberflächlich und unrichtig ist seine Schilderung der Neger und Caffern; am auffallendsten aber tritt dieß bey den Hottentotten hervor,

weil ihm außer Levaillant durchaus keine neuere Autorität scheint zu Gebot gestanden zu haben. Zwar nennt er Lichtenstein seinen *savant ami*, daß er aber seine Reise gelesen hat, davon findet sich wenigstens in seiner Darstellung der Hottentotten keine Spur; auch ist es auffallend, daß selbst noch in der sogenannten dritten Auflage Lichtenstein abermals Lichtenstein geschrieben ist. Von den Hottentotten können wir folgende erbauliche Schilderung bey Vory (II. S. 124) lesen:

„Unter allen Menschenarten stehen sie am nächsten der zweiten Gattung der Bimänen durch ihre Formen, zugleich sind sie auch dem Drauge am meisten durch den geringen Grad ihrer intellektuellen Fähigkeiten genähert; zu ihrem Glück sind die Hottentotten dergleichen viehisch, faul und dumm, daß man darauf verzichtet hat, sie zu Sklaven zu machen. Kaum können sie ein Raisonnement anstellen. Mit unbearbeiteten Thierfellen bekleidet, von wilden Wurzeln und Thierergeweißen sich ernährend, in Höhlen oder Grotten sich zurückziehend, machen sie kaum Gebrauch vom Feuer, außer um ihre Pfeifen anzuzünden. Der häusliche Heerd ist ihnen fast unbekannt, und sie erbauen keine Dörfer, wie die Kaffer, welche die Miferabeln als eine Art Wildpret betrachten, auf sie Jagden anstellen und sie allenthalten ansrotten.“

Von einem solchen Zustand der Dinge, wie ihn hier der Verf. schildert, weiß aber kein Beobachter, der an Ort und Stelle war, etwas, selbst Levaillant nicht, der vielmehr zuerst die Hottentotten gegen die gewöhnlichen Verunglimpfungen in Schutz nahm. Diese Schilderung, wie sie Vory entwirft, findet nur zum Theil auf die Buschmänner eine Anwendung, obgleich auch viele von diesen in kleinen Dörfern beisammen leben, während alle mit dem Gebrauche des Feuers bekannt sind. Die eigentlichen Hottentotten aber, sowohl in der Kapkolonie, als ausserhalb derselben die Namaquen und Koranen, wohnen zu allen Zeiten in kleinen Dörfern, Kraals genannt, die unter eignen Kapitänen stehen. Daß die Kolonie = Hottentotten, so lange sie unter dem Drucke der Kolonisten und in gänzlicher Entfremdung aller Erkenntniß und Verehrung Gottes lebten, schmutzig, faul und träge an Leib und Geist

waren, ist hinlänglich bekannt; aber eben so bekannt ist es auch, daß durch die Einführung des Christenthums und neuerdings auch durch eine bessere Behandlung von Seite der Regierung, die Hottentotten aus ihrem Dumpsinne erwacht sind, in wohlgeordneten Dörfern leben, nach europäischer Art sich kleiden, Ackerbau und Gewerbe treiben. Vortrefflich haben sie sich auch in den europäischen Kriegsdienst schicken gelernt, und noch im neulichen Kafferkrieg haben sie wesentlich zur Rettung der Kolonie und zur Bezwingung der Feinde beigetragen. Von der Bekanntschaft mit solchen offensündigen Thatsachen sich frey gehalten zu haben, wie es Hr. Vory gethan hat, scheint in der That keine leichte Aufgabe gewesen zu seyn.

§. 4. Ob jede Art des Menschengeschlechts ihre eigene Wiege hatte.

Der Verfasser beantwortet diese Frage mit Ja, und weist für seine 15 Arten 15 solcher Wiegenplätze an, wozu er die Gebirge auswählt. Da er sich hier in dem weitläufigen Irregarten der Fantasterei ohne Plan und Ziel ergeht, mag es uns der geneigte Leser erlassen, dem Verfasser hierin nachzufolgen.

§. 5. Von der Wichtigkeit der Ergebnisse, welche die Naturgeschichte des Menschen aus philologischen und statistischen Untersuchungen ziehen kann.

Welch eine beklagenswerthe Gestalt eine Anthropologie bekommt, die dieser und anderer Hülfsmittel entbehrt, hat uns der Verf. in seinem Buche so klar und deutlich vor Augen gestellt, daß wir von der Wichtigkeit solcher Studien vollkommen überzeugt sind.

§. 6. Vom Menschen im Naturstande, und wie er daraus hervorgeht, um sich zur Civilisation zu erheben.

Um den Leser, der uns bisher in dieser uner-



freulichen Darstellung gefolgt ist, eine kleine Erheiterung zu gewähren, wählt Referent aus diesem Paragrath die Vorysche Lehre von den Weltaltern aus. Besondere Bemerkungen sind hiebey nicht nöthig.

„Der Mensch ist unter allen Kreaturen diejenige, welche mit den meisten Bedürfnissen und den geringsten Mitteln sie zu befriedigen, auf die Erde geworfen wurde, und er hätte sich nicht lange so gehalten, wenn er nicht in seiner Schwäche selbst mächtige Antriebe, aus seiner thierischen Lage hervorzugehen, gefunden hätte. Er war mit keinem Pelze bedeckt, er mußte sich Kleidungen suchen, er hatte weder Krallen noch Fangzähne, noch Stacheln, noch Schuppen, daher mußte er auf Vertheidigungsmittel denken, die Füsse waren ohne harte Nägel, daher mußte er für lange Wanderungen Fußbedeckungen erfinden. Als die Menschen nach vielen Jahrhunderten dahin gekommen waren, sich Kleider, Schuhe und Waffen zu verfertigen, waren sie gleichwohl höchstens den Bären und Einhufern gleich; doch hätte der Mensch nicht dem geringsten seiner Bedürfnisse abhelfen können, wenn er nicht unter dem Schutze Derjenigen, die ihn gebar, groß geworden wäre, und dadurch eine Art Erziehung bekommen hätte. Gleichwohl konnten aus dieser gegenseitigen Anhänglichkeit nur wenig eingewurzelte Gewohnheiten, wie bey den Feldmäusen, Beuteltbieren und Seehunden hervorgerben, welche in einer Art geselligem Zustande leben sollten, weil sie sich, um zu reisen, in Truppen vereinigen. Die Menschen waren bey ihren rohen Begierden getrieben, um Alles zu streiten, von der Beute an bis zum Besitz einer Frau. Da der Mensch keiner bestimmten Brunnzeit unterworfen ist, hielten es die beiden Geschlechter für rathamer beständig zusammen zu bleiben, als jedesmal neue Bewerungen zu machen, welche wie bey den Spinnen nicht ohne Gefahr seyn konnten, weil bey dem damaligen großen Appetit nach Menschenfleisch Mann und Frau nach der Paarung sich hätten auffressen können. — Die Form der Hände wurde ein mächtiges Requirungsmittel für das Urtheil, doch konnten diese Hände den Menschen nur auf die Linie der Draug Dutung bringen. Der Mechanismus des Sprachvermögens allein war es, der seine Erhebung in der Natur bestimmte, und selbtem jedes Paar oder jede Familie sich eine Art von Vocabularium machte, konnte das menschliche Geschlecht an die Herrschaft im Universum denken. Doch marschirten Mann und Frau paarweise, von ihren sie nachahmenden Kindern begleitet, zur Vertheidigung, wie zum Angriff bewaffnet, mit Fellen bekleidet und eine Art Sprache redend, so daß sie doch nichts weiter als wilde Thiere (brutes farouches) waren. Sie waren selbst nicht einmal bis auf den

Standpunkt der Hottentotten gelangt. Die Thatfachen fehlen, um festzusetzen, wie lange unsere ersten Eltern in diesem wilden Zustande waren, wo die Menschenfresserey an der Tagesordnung war; diese Periode ist es, welche die Dichter das goldene Zeitalter genannt haben.“

In diesem Zustande wäre nach dem Verfasser der Mensch ewig geblieben, wenn nicht ein auffser ihm liegendes Ereigniß eine Bervollkommnung seines Zustandes herbeigeführt hätte.

„Hier beginnt das silberne Zeitalter, wo der wahre gefellige Zustand an die Stelle der bloßen Familienverbindung tritt, einer Verbindung, analog der von Vanden, wo wie bey den Waldsefen und Kranichen der älteste voranmarschirt. Diese zweite Epoche datirt sich von der Entdeckung des Feuers her.“

Mit der Kunst, die Metalle aus der Erde zu graben und das Kupfer zu gewinnen, tritt der Mensch in ein noch höheres, in das eiserne Zeitalter ein. Ihm folgt das eiserne Zeitalter, und gegen die gewöhnliche Meinung ist es das beste. Allein es kommt noch ein allerletztes, ein fünftes Zeitalter, das der Verfasser ausfindig gemacht hat, und das von der Buchdruckerey sich herschreibt.

„Selt dieser merkwürdigen und heiligen Erfindung sind handgreifliche Irthümer, die als ewige Wahrheiten angenommen waren, weil ihre Wurzeln sich bis in die Wiege des Menschengeschlechts verlocken, allenthalben, wo mobile Charaktere die Hülfsgruppen des gesunden Menschenverstandes werden konnten, wankend gemacht worden. Jene Art von Betrügerey, welche seit dem Frevel an Prometheus die Leichtgläubigkeit der Menschen gemißbraucht hatte, wird vergeblich das Reich des Aberglaubens zu verlängern sich bemühen; doch die Zeiten geben in Erfüllung, das Zeitalter der Vernunft naht, und bereitet den künftigen Geschlechtern eine Glückseligkeit, höher als Alles, was wir in der Mitte der Dämmerung, in der wir noch leben, gewahr werden können.“

Referent hatte anfangs gehofft, daß der Verfasser, nachdem zwischen der zweyten und dritten Ausgabe „die große Woche“ eingetreten ist, diese ihm eine hinlängliche Veranlassung seyn werde, um uns vermittelt eines neuen Blattes mitten in die neue Herrlichkeit des Zeitalters der Vernunft einzuführen. Doch Referent hat sich geirrt; wie im Jahre 1827



spricht der Verfasser auch noch 1836: „Greifen wir nicht in diese Zukunft ein, die uns nicht gehört.“

Hiermit beschließt Referent die kritische Anzeige eines Buches, das er wegen seiner Unkenntniß der Literatur und des Gegenstandes, wegen seines Mangels an einer wissenschaftlichen Haltung, wegen der Trivialität der darin niedergelegten Ansichten, und der Frivolität, womit die ernstesten Dinge behandelt werden, als eine der unerfreulichsten Erscheinungen auf dem literarischen Gebiete bezeichnen muß. Wenn der weimarsche Uebersetzer es bei diesem Buche nicht wie bey dem berühmten Lichtenberg'schen Messer macht, daß er ihm eine neue Klinge und einen neuen Griff ansetzt, so kann er mit seiner Arbeit weder auf Ehre, noch Dank rechnen.

Andr. Wagner.



Geschichte, Systematik und Literatur der Insektenkunde, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Als Handbuch für den Jünger, und als Repertorium für den Meister der Entomologie, bearbeitet von M. Dr. J. N. Eiselt, Physikus der k. böhm. Leibgedingsstadt Pölsitzka etc. Leipzig 1836. 255 S. 8.

Der Verf. versichert in der Vorrede, daß „bey Bearbeitung dieses Werkes Alle naturhistorischen Zeitschriften benützt wurden,“ was allerdings die möglichste Vollständigkeit erwarten läßt. Zugleich ersieht man aber auch aus dem Datum der Vorrede, das auf den 20 März 1824 gestellt ist, daß man eine solche nur bis zum Schluß des Jahres 1833 verlangen könne. Die Schrift selbst besteht aus zwey Abschnitten, welche sich blos auf die eigentlichen oder sechsfüßigen Insecten beziehen.

1. Abschnitt: Literaturgeschichte und Systematik der Entomologie. Der Verfasser zerfällt sie in 6 Perioden oder Zeitalter, und zwar 1) in das genetische, 2) das progressive, von Aristoteles bis Gōddart, 3) das anatomisch-physiologische von Gōddart bis Linné, 4) das Zeitalter des Flügelstystems von Linné, bis Fabricius, 5) das des Riesensystems bis Latreille, und 6) das Zeitalter des electischen Systemes von La-

treille bis auf die gegenwärtige Zeit. — Diese Einteilung wäre so übel nicht, nur müßten die erste und zweyte Periode zusammen fallen, indem es eben so sonderbar als ungeeignet erscheint, wenn Adam, Zoroaster, Hermes Trismegistus, Orpheus u. s. w. unter den Entomologen aufgeführt werden. Von den hauptsächlichsten entomologischen Schriftstellern giebt der Verf. ihre schematische Einteilung der Insekten an, ohne sich eine weitere Kritik zu erlauben. Lamarck's letzte Einteilung ist ihm übrigens blos aus der Isis bekannt. Latreille's neueste Einteilung in der zweiten Ausgabe von Cuvier's Règne animal, und dessen Cours d'Entomologie, 1832, ist hier nicht angeführt, eben so wenig die von Burmeister, welche im nämlichen Jahre erschienen ist.

II. Abschnitt: Literatur der Entomologie. In diesem Abschnitte ist allerdings eine außerordentlich zahlreiche Literatur zusammengestellt; wenn jedoch der Verf. der Meinung ist, alle naturhistorischen Zeitschriften benützt zu haben, so ist er im Verthum befangen, und selbst eine flüchtige Durchsicht läßt manches neuere Werk vermissen, das hier nicht fehlen sollte, wenn man auch mit dem Ende des J. 1833 abschließen wollte. Um nur einige dieser Lücken bemerklich zu machen, so sind z. B. die englischen Journale fast nur nach dem Bulletin von Ferrussac oder der Isis citirt; von der Angabe der Zeitschriften vermißt man die Transactions of the entomological society of London, Guerin \*) magasin d'Entomologie, Annales de la Société entomologique de France, Revue entomologique par Silbermann, die entomological Magazine; ferner fehlt: Perty, icones et descriptions animalium articul. Brasil, Griffith's animal Kingdom (Vol. 14 — 15) u. s. w. Auch sind schlechtere gedruckte oder vielmehr, da sie immer wiederkehren, schlechter geschriebene Namen, wie Ferrussac st. Ferrussac, Lamarck st. Comaek, Eschsch. st. Eschscholz, ein Uebelstand, und am meisten zu rügen ist es, daß ein im Jahre 1836 ausgegebenes Literaturverzeichnis um mehrere Jahre vorher bereits abschließt. Trotz dieser mancherley Ausstellungen wird vorliegendes Werkchen bey seiner großen Reichhaltigkeit ein bequemes Hülfsmittel seyn, um schnell eine Uebersicht über die entomologische Literatur im Ganzen, wie für die einzelnen Ordnungen zu erlangen, und Jeder kann sich das Fehlende, was doch im Ganzen nicht viel zu dem wirklich Gegebenen ist, leicht nachtragen. Auf solche Weise wird dieses, auf jeden Fall mit großem Fleiße ansgearbeitete Repertorium dem Meister, wie dem Jünger, gute Dienste leisten.

\*) Dies Magazine ist jedoch im 6ten Abschnitte: Entomographi singulares angegeben.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. Februar.

Nro. 25.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. Simonidis Amorgini Jambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker. Bonnae. MDCCCXXXV. 8. Aus des Rheinischen Museum dritten Jahrgangs drittem Heft besonders abgedruckt. 88 Seiten.
2. Simonidis Cei Carminum reliquiae. Edidit Dr. F. G. Schneidewin. Brunsvigae. MDCCCXXXV. 8. LIV. und 262 Seiten.
3. Simonides d. ä. von Keos nach seinem Leben beschrieben und in seinen poetischen Ueberresten übersetzt und erklärt vom Prof. Franz Wilh. Richter, Rector des gemeinschaftlichen hennebergischen Gymnasiums zu Schleusingen. Schleusingen, 1836. 4. und 26 Seiten.

Die griechische Literaturgeschichte nennt bekanntlich zwey ziemlich gleich berühmte Dichter, Namens Simonides, unter denen der ältere aus Amorgos, Zeitgenosse des Pausanias und der Epiker, als ein Repräsentant der jambischen, oder satyrischen Poesie, der jüngere aus Ceos, Zeitgenosse des Leonidas, als ein Repräsentant der lyrischen Poesie, Aufnahme in dem alexandrinischen Canon fand. Beyder Dichtungen sind lediglich in einer, allerdings verhältnißmäßig bedeutenden, Zahl von Fragmenten übrig, welche sich unter andern in den Poetis minoribus Graecis von Th. Gaisford gesammelt finden. Aber hier sind sie nicht gesondert, weil es bisweilen ungewiß bleibt, welcher von beyden Dich-

tern unter dem gemeinsamen Namen gemeint sey, obgleich ihn der Lyriker gewöhnlich κατ' ἑορην führt, der ältere aber durch den Zusatz ὁ ἰαυβογυράος; unterschieden wird. Die beyden vorliegenden Sammlungen von zwey, in diesem Felde der griechischen Literatur, schon bewährten Gelehrten sind besonders darauf bedacht, die Fragmente zu sondern und jedem der Dichter das Seine zu geben.

Nro. 1. Herr Welcker, welcher schon früher die Fragmente der jüngeren Jambographen Hipponax und Ananias herausgegeben, schiebt der Sammlung selbst eine kritische Untersuchung über das Leben und die Schriften des Amorginers voraus, woraus wir einige der wichtigeren Resultate entheben, um etwaige Bemerkungen anzufügen.

Da außer den Jamben Suidas auch Λεγείαν ἐν Βιβλίῳ καὶ ἀρχαιολογίαν τῶν Σαμίων des Simonides anführt, so vermuthet Hr. W. beyde Angaben combinirend, Simonides habe eine Geschichte von Samos in Distichen geschrieben. Das ist schwer zu glauben. Das elegische Vermaß hat einen so entschieden lyrischen Charakter, daß in jenen alten Zeiten ein Mißbrauch desselben für epische Darstellungen höchst unwahrscheinlich ist. Die Analogien, welche Hr. W. bebringt, sind theils problematische, wie das elegische Epos des Xenophanes (der Ausdruck ἐπὶ διακλίμα weist auf Herameter und dann διὰ δὲ κέλευθον auf ein didaktisches Gedicht hin), theils unähnliche, wie die Elegien des Minnermas und des Theognis, die nach ihrem Thema gewiß lyrischen Inhalts waren.

Desto treffender wird über die Jamben des Simonides selbst bemerkt, daß sie nicht bloß satyrischer, sondern auch gnomischer Natur waren, was den gewöhnlichen Begriff eines Jambographen bedeutend rectificirt; ob aber gerade so, daß das eine der zwey Bücher rein gnomisch, das andere rein satyrisch war, wie H. W. behauptet, lassen wir dahin gestellt seyn. Beyde Gattungen sind sehr verwandt, und wie sie in einander übergehen und in einem und demselben Gedicht vereinigt seyn können, ist aus Horazens didaktischen Gedichten ersichtlich.

Daß er seine Gnomen nicht, wie Hesiod und Theognis, an ein Individuum, sondern an die Jugend überhaupt richtete, abstrahirt H. W. aus der einen Stelle

ὦ παῖ, τέλος μὲν Ζεὺς ἔχει βαρύνετος  
mit nicht genügender Evidenz. Ohne wirkliche Nachstiftung durch unwidersprechliche Beweise wird es Ref. nicht glauben. Eine solche Anekdote eines Col-lectivums oder Abstractums ist nicht bloß der Gewohnheit, sondern auch dem Geiste des Alterthums entgegen; man müßte sich denn den Dichter als Schulmeister von Fach und Beruf denken.

Gaisford hatte 231 Fragmente des doppelten Simonides gesammelt, welche durch seine, Barkers und W. Dindorfs Nachträge auf die Zahl von 243 sich vermehrte. Von diesen scheidet H. W. 27 für den Jambographen aus (vielleicht zu viel, denn Fr. III. und IV. sind erst durch die Conjecturalcritik zu Jamben umgestempelt; besonders hat Fr. III. einen lyrischen Character), und vermehrt sie mit 4 bisher übersehenen, so daß seine Sammlung aus 31 Fragmenten bestehe.

Die meisten derselben bestehen in einzelnen, von Grammatikern eintreten Wörtern oder Versen; der Geist des Dichters läßt sich nur in zweyen erkennen, die uns Stobäus erhalten hat. Das eine n. I. handelt in 24 Scenarien von der Wichtigkeit des irdischen Lebens und der menschlichen Bestrebun-

gen, das andere berühmtere, in 118 Versen, n. VIII., von den verschiedenen Characteren der Weiber. Beyde sind von H. W. mit besonderem Fleiße emendirt und erläutert, wozu die Vorarbeiten von Gœtner, Grotius und Gaisford immer noch Stoff übrig gelassen haben. Vielleicht hat auch Hr. W. noch nicht alles erschöpft; z. B. I. 10 giebt er nach Gœtner

νέωτα δ' οὐδεις ὅστις οὐ δοκεῖ βροτῶν  
πλοῦτε τε κάγαδοῖσιν ἱέσσαι φίλον

für die Lesart der MSS. φίλος. Warum nicht lieber φίλος, nach φίλος εἶπιν, willkommen heißen. Dagegen ist νέωτα richtig als Accusativ und als Subject von ἱέσσαι gefaßt, wie sich aus der Polemik gegen Schneider und Passow er-rathen läßt. In Fr. VIII. 5. de mulieribus war αὐτῇ in αὐτῆ Gegenfaß von πάντ' ἄν οἶκον zu ändern. Warum v. 8 das Comma nach γυναικὰ getilgt worden, hätten wir gerne begründet gesehen. Eben so wenig kann es v. 12 nach τὴν δ' ἐκ κοῦός fehlen. Die Worte v. 10

τὸ μὲν γὰρ αὐτῶν εἶπε πολλάκις κακόν,  
τὸ δ' ἐσθλόν ὀργῆν δ' ἄλλοτ' ἀλλοίην  
ἔχει

werden durch H. W's. Erklärung: Cum omnia sciat, eorum nunc quod bonum nunc quod malum est, loquitur, prout lubet mente variabili, nicht sonders klar. Der Gedanke ist einfach: zu τὸ μὲν αὐτῶν ist aus dem vorigen τὸ ἀμεινον, und zu τὸ δ' eben so τὸ κακόν als Apposition zu suppliren. „Sie ist eine sophistische Züch-sin, sie weiß recht wohl, was gut und schlecht ist, aber nach Belieben und Umständen nennt sie das Gute schlecht, und das Schlechte gut.“ Der sinn-lose B. 27 ist neuerlich durch Th. Bergk in den Actis Societ. Graec. Vol. I. Fasc. 1. p. 201 treff-lich hergestellt

τὴν δ' ἐκ θαλάσσης, ἢ δὴ' (MSS. ἡδὴ) ἐν  
φρεσίν νοεῖ.

B. 25 muß nothwendig κοῦδ' ἄν statt κοῦτ' ἄν

gelesen werden. Vergl. Soph. El. 373. 1304. Aristoph. Avv. 618.

B. 14 schreibt Hr. W.

τιν δ' εκ κινός λιτοργόν αυτομήτορα  
und erklärt λιτοργός durch λιτός ὄργην, was schlecht bedeuten soll. Das ist bedenklich; denn λιτός, mit leise identisch, konnte zwar allenfalls in die Bedeutung von charakterlos übergehen, aber diese Bedeutung war dem Wesen der hier geschilderten hyperenergischen Frau ganz entgegen seyn. Soll das vom Referenten vorgeschlagene λιτοργός nicht gelten, so müßte λιτοργός wenigstens doch wie ἀλιτρώμων mit ἀλιτεῖν in Verbindung bleiben. Auch H. Ws. Erklärung von αυτομήτορα, ganz die Mutter, ist zwar sprachlich zulässig, aber da keine Mutter von gleichem Charakter weit und breit genannt ist, völlig unpassend. Es muß durchaus eine Eigenschaft bezeichnen, durch die das Weib einem Hunde ähnelt. Der Hund aber ist bekanntlich bey den Griechen nicht ein Symbol der Niederträchtigkeit, wie bey uns, sondern der Unverschämtheit. Diese Eigenschaft kommt aber nach griechischen Begriffen einer Frau zu, die selbständig wie der Mann sich berathen will, und, wie das folgende ausführt, gegen das Bekannte

γύναι, γυναιεὶ νόσμον ἢ σιγῇ φέρει  
sich verhält. Daher hält Ref. seinen Vorschlag αυτομήτορα, die nur ihrem eigenem Kopfe folgt, auch für richtig; Hr. W. Einwendung gegen die epica gravitas, die darin liege, ist eher eine Bestätigung. B. 42 erwähnt H. W. eine Censur des Schäfers:

φυν δ' ὡς ἄλλοτ' ἄλλοῖν ἔχει

statt ὡς πόντος ἄλλοῖν, und hat wohl gethan, sie nicht aufzunehmen; aber sie hätte zu der motivirenden Gegenbemerkung veranlassen sollen, daß ἄλλοῖν brachylogisch durch ἄλλοτ' ἄλλοῖν, wie v. 11, zu erklären sey; wie Ref. erinnert hat de brachylog. p. 9. Der Vers scheint aber in anderer Hinsicht doch verderbt; denn wie er jetzt lan-

zet, bildet φυν δ' einen Gegensatz von ὄργην, ganz im Widerspruch gegen den Geist der Stelle. Es muß heißen:

ταύτη μάλιστ' εἶκοι τοιαύτη γυνή ·

ὄργην φυν δ' ὡς πόντος ἄλλοῖν ἔχει.  
d. h. innerlich und äußerlich. In dem dunkeln B. 58

ἢ δουλί' ἔργα καὶ δύνη περιτρέπει

läßt Hr. W. nur die früheren Ausleger sprechen und emendiren, ohne sich selbst zu entscheiden. Ref. hält περιτρέπει für ächt; es hat die neutrale Bedeutung, wie in Hom. Il. XI. 469, und ist κατὰ τὸ νοούμενον mit dem Accusativ verbunden, wie im gleichen Sinne ἀποτρέπειςσαι und aversari, und von diesen Synonymis nur durch seine komische Farbe unterschieden, etwa vergleichbar unserem: vor einer Gefahr oder Arbeit umkehren oder rechtsummachen.

Der B. 79 ist nicht satzsam erklärt; denn der Affe ist nicht ein Bild der Verschmiztheit, was der vorangehende Vers andeuten würde, sondern der Häßlichkeit und Possirlichkeit, daher scheint der Vers von seinem ursprünglichen Platz verrückt und nach B. 74 zu gehören:

αἰσχίστα μὲν πρόσωπα · τοιαύτη γυνή  
εἰσιν δὲ ἀστεῖοι πᾶσιν ἀνθρώποις γέλωσ,  
ὥσπερ πίδηκος · οὐδὲ οἱ γέλωσ μέλει.

Warum schreibt B. 82 H. W. χ'ὼς d. h. κίν ὡς statt χ'ὼς oder χ'ὼς wie p. 85 d. h. καὶ ὡς? Die Erklärung von B. 110 κεχρημένος γὰρ ἀνδρός durch: abrupta oratio sive aposiopsis ist sehr glücklich und evident, und durfte mit mehr Entschiedenheit hervortreten; nur sollte das verschwiegene Verbum: λωβᾶται oder οὐ λέγω τι ποιεῖ durch einen Gedankenstrich repräsentirt seyn.

(Fortsetzung folgt.)



Narrative of the Arctic Land Expedition  
to the mouth of the Great Fish River and  
along the shores of the arctic ocean, in  
the years 1833, 1834 and 1835; by Captain  
Back R. N. Commander of the expedi-  
tion. London, 1836. 8. Mit Stahlstichen und  
1 Landkarte.

Die Auffindung einer Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean in das große Weltmeer an irgend einem Punkt der amerikanischen Küsten nordwärts von der Magellansstraße galt schon seit Jahrhunderten für eines der wichtigsten nautischen Probleme. Spanien, Frankreich und England bemühten sich in rühmlichem Wett-eifer um dessen Lösung, wohl erkennend, von welcher unermesslichen Bedeutsamkeit für die gesamte Seifahrt ein Wasserweg quer durch den amerikanischen Continent unter näher gelegenen wirthlicheren Breiten, als zwischen Patagonien und dem winterlichen Feuerlande, oder um das skandinavische Cap Horn sein müßte. Daß indessen an den Küsten des südlichen Continentes bis zur Landenge von Panama herauf ein solcher Weg nicht gesucht werden dürfe, zeigen die in ununterbrochenem Mauerähnlichem Zuge fortsetzenden Cordilleren von Chili und Peru schon von Zeiten. Eben so überzeugte man sich bald, daß auch in Nordamerika wenigstens bis gegen 50° n. Breite keine Pässe zu finden sind. Von hier aus blieben aber noch mindestens 10° nordwärts, wo die See einen großen Theil des Jahres schiffbar und eine Durchfahrt schon wegen der Nähe von Europa von der größten Wichtigkeit erschien. Allein die Untersuchung eben dieses Reiches war mit den meisten Schwierigkeiten verbunden. Die zahlreichen Inselgruppen südlich von den Fuchsinselfn und die Buchten von da bis zur Beerlingsstraße an der in diesen Breiten fast völlig unbekanntem Westküste, so wie die großen Meerbusen und Bauen an der Ostküste nordwärts von der Lorenz-Bay mit ihren mannigfachen Windungen und Verschlingungen im Innern boten lauze Zeit reichen Stoff zu Entdeckungsgreisen und Conjecturen aller Art. Zudem aber auch diese Küsten allmählich bekannter wurden und damit die Durchfahrt, sollte sie je existiren, immer weiter nach Norden in der Schifffahrt wenig zugängliche Breiten verlegt werden mußte, geringerte sich auch ihre Brauchbarkeit und Bedeutung für die werthvollste Welt und die Frage wurde damit fast rein wissenschaftlicher Art. Es handelte sich nicht mehr darum, die beyden größten Meere durch einen neuen und bequemem

Wasserweg zu verbinden, sondern nur mehr auszumitteln, ob das wüßte, wohl für alle Zeiten keines Ansehens und keiner stationären Bevölkerung fähige Polarland Americas ein zusammenhängender Continent, oder durch eine, oder vielleicht mehrere Meerengen in große Inseln getheilt sei. Rußland und England, durch den Besch weitläufiger Küstenstriche und die wichtigen Erträgnisse des Pelzhandels und der Fischeyen noch am meisten von der Sache theilhaftig, boten fortwährend Alles an, zur Gewißheit über diese Frage zu gelangen. In diesem Sinne wurden die Expeditionen unter Kozebue u. s. w. nach dem kamtschatskischen Meere von russischer und die zahlreichen Untersuchungsreisen zu Wasser und zu Lande, theils durch die Regierung, theils durch die Hudsonsbankcompagnie, ja selbst durch einzelne Privatleute, von englischer Seite unternommen, wovon Hearne, Parris, Franklin, Richardson, die beyden Ross und neuerlich unser oben genannter Reisender, sich so ausgezeichnete Verdienste erworben. Die letzte Expedition dieser Art hatten der englische Marine-Capitain John Ross und sein Neffe James Ross im Jahre 1829 nach den Polarländern geführt, aber bis zum Winter 1832 waren weder Nachrichten von ihnen eingegangen, noch sie selbst zurückgekehrt. Man mußte deshalb den quälendsten Besorgnissen um ihr Schicksal Raum geben, und der Bruder des älteren und Vater des Jüngeren der beyden Reisenden, Sir George Ross in London, bot demzufolge Alles an, damit durch Ab-sendung einer neuen Expedition zur Auffindung der muthmaßlich Verunglückten diesen Hilfe, oder ihren Freunden wenigstens sichere Kunde von ihrem Loos zu Theil werde. In der allgemeinen enthusiastischen Theilnahme, die seine Bemühungen krönte, zeigte sich ein neuer erfreulicher Beweis, welchen jeder Engländer auf das Schicksal der urchersprechenden Seeleute legt, denen er die Macht und den Glanz seiner Nation verdankt. In kürzester Zeit war, um die Kosten des Unternehmens zu decken, eine Subscription von mehr als 7000 Pfund Sterling zusammengebracht, zu welcher der König selbst 2000 und viele Privaten bis über 100 Pfund beitrugen. Der durch seine Theilnahme an den früheren Polar-Expeditionen rühmlichst bekannte Naturforscher Dr. Richardson machte den Plan, wie die Reise einzurichten sei, und es handelte sich nur noch um einen tüchtigen Mann, dem die Leitung der Expedition anvertraut werden konnte. In dieser Zeit, im Winter 1832, befand sich Kapitain Back von der kön. Marine auf einer Reise in Italien, erfuhr aber kaum durch Briefe seiner Freunde von dem projectirten Unternehmen, als er scheinigst nach England zurückkehrte, um seine Dienste daran anzubieten.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Februar.

Nro. 26.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. Simonidis Amorgini Jambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker ect.
2. Simonidis Cei Carminum reliquiae Edidit Dr. F. G. Schneidewin etc.
3. Simonides d. ä. von Keos nach seinem Leben beschrieben etc.

(Fortsetzung.)

Zu B. 112 wäre ein Wort über αἰνέσει μνημῖνος nicht am rechten Ort gewesen, ob es memor bedeute, oder postquam ambiit et duxit. Am Schlusse theilt H. W. eine sinnreiche Conjectur mit:

ἰὲ οὐ Σερῶς (MSS. τε τοῦς) μὲν Ἄιδης  
ἰδιέλατο

aber sie bedarf nur allzu dringend der beigefügten Erläuterung: Σερῶι opponuntur iis, qui φύσει cives sunt, quippe recepti in civitatem... Ingeniose igitur poeta significat, heroes cum φύσει aetatis flore et corporis robore terrae cives essent, propter Helenam praematura morte adventicios arvi habitatores factos esse, und bleibt auch so noch problematisch. Diese Bedeutung von Σερῶς zugegeben, könnte Ref. darin, wenn Simonides wirklich so schrieb, nur einen höchst geschraubten, gegen seine übrige Einfachheit stark contrastirenden Tropus sehen; und endlich ist auch durch die Entfernung des beziehungslosen τοῦς nichts geholfen, wenn nicht das gleichfalls beziehungslose μὲν gleicherweise beseitigt wird. So lange dieß

nicht geschieht, ist man immer genöthigt, das ganze Gedicht als ein hinten verstümmeltes Stück anzusehen.

\* \* \*

Nro. 2. Herr Schneidewin hat vor mehreren Jahren bereits die Fragmente des Ibycus gesammelt und erläutert, und beschenkt uns hier mit einer reichen, ziemlich vollständigen Sammlung, Bearbeitung und Verarbeitung der weit zahlreicheren und wichtigeren Fragmente des jüngern Simonides. Vielleicht dürfen wir mit der Zeit auch eine vollständige Zusammenstellung der Fragmente sämmtlicher verlorenen griechischen Lyriker von ihm erwarten; ein höchst wünschenswerthes Werk, schon aus dem einen Grunde, um vor dem Irthum zu behüten, als wäre die griechische Lyrik überhaupt dem, was die moderne Welt darunter zu verstehen gewohnt ist, so durchaus unähnlich, wie wir nach dem Geiste des einzigen uns erhaltenen Lyrikers Pindar zu schließen versucht seyn möchten. Es könnte dann anschaulich werden, wie Pindar den Lyrikern seines Volks verhältnißmäßig eben so eigenthümlich und bisweilen sogar schroff gegenüber stand, als unserer heutigen Lyrik. Zugleich wäre es eine erwünschte Vorarbeit zur einstigen Lösung der großartigen Frage über eine Geschichte und das Wesen der griechischen Lyrik, welche die Akademie der Wissenschaften in München vor kurzem als Preisaufgabe aufgestellt hat.

Ausführliche Prolegomena de vita et carminibus Simonidis Cei auf LIV Seiten eröffnen das Werk. Hier einige der Hauptresultate. Bl. 63,

2, finden wir ihn in Athen am Hofe der Pifftraziden, als Nebenbuhler des Lafos von Hermione. Nach dem Sturz derselben lebte er ebenso bey den Menaden und Scopaden in Thessalien. In diese Periode fällt nicht nur die Abfassung vieler *ᾠῶν* und *ἰωνικῶν*, sondern auch seine Erfindung der Mnemonik. Hieran knüpft sich eine kritische Untersuchung über das Factische in dem Mythos von Simonides Rettung durch die Dioskuren, deren Resultat p. XV. ist:

Thessali, supplicium sumpturi de tyranno, cujus impotentem dominationem perosi videntur, aedes forsitan ad convivium illud agendum exstructas subruisse, Scopae ejusque familiae, quae nec aliis temporibus invidia vacabat Thessalorum, attulisse necem, poetam autem dulcissimum evocasse et a turpi exitio segregavisse videntur unum.

Jene berühmte Erfindung wird hier ganz flüchtig berührt, in der später folgenden Charakteristik ganz übergangen, und in einer Note zu Fr. CCIV. das Nöthige beygebracht; warum das? Auf die gleichzeitige erschienene Abhandlung von G. Morgenstern de veterum mnemonica. Dorpati 1835, worin dem Dichter diese Erfindung abgesprochen wird, konnte Hr. Schn. noch keine Rücksicht nehmen. Des Simonides Verdienste um die Vervollkommnung des griechischen Alphabetes haben wir gar nicht erwähnt gefunden.

Zwischen dem ersten und zweyten Perferkrieg ist Simonides ohne Zweifel wieder in Athen, wenigstens besonders thätig für athenische Ereignisse, und in steter Freundschaft mit Themistokles.

Nach seinem 80ten Lebensjahr folgte er einer Einladung des Hiero nach Syrakus, wo er im 89ten Jahre Ol. LXXVIII. 1. in noch ungeschwächter Geisteskraft starb.

Nach diesen chronologischen Notizen, die wenn auch nicht überall neue, doch wenigstens neugeprüfte Resultate enthalten, folgt eine moralische Charakteristik des Dichters. Er war bekanntlich als gewinnfüchtig in ganz Griechenland verschrien.

Hr. Schn. macht löblicher Weise keinen Versuch, seinem Helden zu Liebe etwas von dem Thatächlichen abzumarkten. Das Gefühl sträubt sich freylich gewaltig gegen jene Sage, denn unter allen Lasten ist der Geiz am meisten mit einer poetischen Natur unverträglich. Ja, wenn die vorhandenen Nachrichten nicht übertrieben sind, (und die bekannte Stelle bey Aristoph. Pac. 687 hat einen sehr glaubwürdigen Character), so kann man den Vorwurf der *αἰσχροπέδεια* nicht einmal durch die Dentung mildern, daß er auf der andern Seite zugleich auch genialer Verschwender gewesen; er scheint wirklich eines der seltenen Beyspiele, daß ein Dichter ein weßlicher Geizhals ist.

Die Untersuchung über des Simonides Verhältniß oder Mißverhältniß zu Pindar hat uns nicht ganz befriedigt. Hr. Schn. findet die Nachricht, daß Pindar Ol. II. 96 mit *μαδύρες λάβροι παγυλώσσι κόρακας ὡς* auf Simonides und Bacchylides anspiele, allerdings glaublich, scheint aber den Hauptgrund davon in politischen Verhältnissen zu suchen:

„quod quo tempore Simonides ab Hierone subornatus pacis inter tyrannos conciliator exstitit, ipse Theron suspectus fuisse videtur, Pindarus autem eo ipso tempore Thrasydaeo et Theroni magis quam Hieroni addictus fuisse.

Sollten nicht vielmehr der stets erhabene, oft steife und kalte Pindar und Simonides, zwey so durchaus verschiedene Naturen, wie die Grandezza und die Gratie, gewesen seyn, daß sie immer Gegensätze bilden mußten, und doppelt fühlbare, wenn sie in einerley Mauern und an einem Hofe zusammenzuleben genöthigt waren? Hier wäre, dünkt uns, der Ort gewesen, über den Unterschied der pindarischen und der simonideischen Lyrik ein Wort einzusetzen, welcher erst p. XL. berührt wird. Schade überhaupt, daß Hr. Schn. keine zusammenhängende und durchgreifende Vergleichung beyder Lyriker, welche kein opus supererogationis in dieser Untersuchung gewesen wäre, hat einweben wollen.



Sie und da werden sehr treffende Andeutungen der Art gegeben, aber nur gelegentlich und zerstreut  
 3. B. p. XXXIV:

„Unde factum est, ut ipse paucissima in veteribus fabulis immutaverit ex ingenio suo, hoc quoque in genere dispar cyeno Direaco.“

Was p. XLIV auf den Grund von Schol. ad Pind. Nem. IV, 35 Σιμωνιδης παραβάσει (Hr. Schn. schreibt παραβάσει) χρῆσαι εἴωθεν über Simonides in Vergleich mit Pindaro, summa rerum et quae scopum extemplo ferrent, de Tibare sueto sagt, hätte eine weitere Ausführung verdient, denn wenigstens scheinbar und äußerlich bestehen auch die pindarischen Gedichte meistens und größtentheils aus Episoden.

Hierauf p. XLV eine Uebersicht der Dichtungsarten, in denen Simonides sich versucht, (von H. Schn. nach Analogie der pindarischen Fragmente getroffen, da die Anordnung der alten Kritiker verloren gegangen ist), Notizen über seinen Dialekt und die Metra des Simonides und die Schicksale seiner Poesie.

Der Dialekt in den lyrischen Stücken ist der epische mit dorischen Elementen vermischt, wie bey Pindar. Nach dem Princip der pindarischen Kritik hat nun auch H. Schn. den Simonides in dialectischer Hinsicht emendirt. Wir wollen ihm dieses Recht nicht ganz streitig machen, aber wenn er auch ὄρνις und βλεφαρον in ὄρνιξες und γλέφαρον umändert, so geht er zu weit und scheint zu vergessen, daß aller Dorismus für den eischen Simonides etwas erst erlerntes war, und daß in seinem Munde γλέφαρον nicht so natürlich lauten konnte, als τριτομένη. Eine gründliche Untersuchung über das Princip, wie viel von der Inconsequenz der griechischen Schriftsteller im Gebrauch eines fremden Dialects der Freyheit des Autors oder der Willkühr des Abschreibers angehöre, ist noch zu erwarten; einstweilen mögen die Kritiker immer in mitiorem partem entscheiden. Diesen Grundsatz adoptirt Hr. Schn. gleichfalls, aber erst später p. 139, wo er sich de dialocto Epigrammatum auszusprechen hat.

Nun folgen die Fragmente selbst in zwey Hauptabtheilungen:

A. Carminum lyricorum fragmenta und  
 B. Epigrammata.

Unter dem Titel der ersten Klasse stehen voran die Fragmente aus drey Gedichten mit besonderem Namen ἢ Καυβύσου καὶ Λαριῶν βασιλεία, ἢ ἐν Ἀρτεμισίῳ ναυμαχία und ἢ ἐν Σαλαμῖνι ναυμαχία, oder vielmehr: nur Notizen und Vermuthungen über diese Gedichte; wie wenn 3. B. der Vers bey Plutarch:

Ἰσχη δὲ με πορφυρίας ἀλός ἀμφοταρᾶσσο-  
 μίνας ὀρμυαγδός;

sehr sinnreich den nach Salamis geschickten Athenerinnen in den Mund gelegt wird. Dann die Bruchstücke aus

IV. den ἰκώμια, Loblieder auf Personen, V. ἐπιῖκια nach Pindars Weise, die zahlreichsten Fragmente enthaltend.

VI. ὕμνοι und κατευχαί, welche sich nach p. 50 wie genus und species zu einander verhalten.

VII. παιάνεις,

VIII. διδύραμβοι, τραγωδίαι

IX. σκόλια,

X. παρθέμια,

XI. ὑπορχήματα,

XII. Σπρνοι

XIII. ἔλεγεια theils heroisch-epischen, theils paränetischen, theils (als ἔλεγιοι) eigentlich elegischen Inhalts.

Daß Hr. Schn. die Elegien lieber mit den melischen Fragmenten als mit den Epigrammen in Eine Klasse ordnet, hat uns überrascht. Wenn die Elegie zur lyrischen Poesie gehört, so muß das Epigramm auch dazu gezählt werden. Natürlicher hätte uns die Scheidung in μέλια und in ἔπια gebüßt: die μέλια hätten dann als dorische Lyrik die Satzungen I — XII, dagegen die ἔπια als jonische Lyrik die Elegien und Epigramme umfaßt. Denn daß die Griechen das elegische Versmaß mit zu den ἔπιοι rechneten, ist satzsam bekannt. Freylich sind einige Epigramme in nicht rein elegischer Form, und geben in andern Rhythmus über, wie CLXXII. CCV. CCVII. CCXIII, meist aus Veranlassung eines dem dactylischen Rhythmus widerstrebenden



Eigennamens, wie Hr. Schu. p. 138 bemerkt; allein sie bekamen dadurch keineswegs den Charakter melischer Gedichte, sondern nur den archilochischer Epoden.

(Schluß folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Seinem Antrag ward mit größter Freude entsprochen, denn als früherer Teilnehmer an Franklin's Polarreisen mit den unfäglichen Beschwerden eines solchen Zuges vertraut und außerdem als kenntnißvoller, tüchtiger Offizier hochgeachtet, schien er der Beiguetste und Würdigste, den schwierigen Posten zu übernehmen. Mit größtem Eifer wurden nun die Vorbereitungen zur Reise getroffen. Die Regierung stellte zu größerer Aufmunterung der Teilnehmer die Expedition, wenn gleich ein Privatunternehmen, unter ihren Schutz und erklärte die dabej geleisteten Dienste als gültig für im Auftrag des Staates vollführt. Die Hudsonsbaycompagnie bot von der andern Seite alles auf, durch unentgeltliche Herbeschaffung von Vorräthen und jede mögliche Unterstützung durch ihre Beamten in den unwirthsamsten Gegenden ihres Gebietes Capitän Backs und seiner Gefährten Anstrengungen zu erleichtern. Eine eigene Comitee, anfangs unter Sir George Cockburns, dann nach dessen Ernennung als Commandeur der westindischen Station, unter des Herzogs von Suffer Vorhß sollte während der Dauer der Reise die Interessen des Unternehmens wahren. Mit Anfang des Jahres 1832 war alles vorbereitet. Die Mannschaft, bestehend aus zwey Offizieren, Capt. Back und Mr. Richard King als Arzt und Naturforscher nebst 18 Mann sollte nur dem kleineren Theil nach in England (vorzüglich ein Paar gute Schiffsummerleute), meistens aber erst in Canada angeworben werden, da es nicht klos galt, gute Matrosen, sondern zugleich Leute zu gewinnen, die körperlich und geistig den furchtbaren Beschwerden des Weges gewachsen, und damit vertraut waren. Solche durfte man aber am ersten unter der Mannschaft der Hudsonsbay-Compagnie zu finden erwarten, die auf ihren abenteuerlichen Jagd- und Handels-Reisen Ungemach aller Art, wie weder der härteste Seediens,

nach die beschwerlichsten Landzüge in milderen Breiten jemals mit sich bringen, zu erdulden gewohnt sind.

Am 17. Februar 1833 schiffte sich Capitän Back mit Mr. King und drey Mann, davon zwey schon unter Franklin eine Polarreise mitgemacht, nach New York ein, wo er, wie überall, die größte werththätige Theilnahme fand und kam den 9. April in Montreal an. Seine Instruktionen lauteten, von da den gewöhnlichen Weg der Pelzhändler aus dem Ottawa, French River und den großen Seen bis zum großen See: See zu verfolgen. Hier war sodann zunächst der Lauf des Helvecchobdeseeth oder Großen-Fisch-Flusses, welcher indianischen Berichten gemäß ostwärts in der Nähe fließen und über eine Reihe von kleinen Seen und Tragplätzen leicht erreichbar seyn sollte, auszukundschaften. Während die Mannschaft an einem passenden Ort in der Nähe die Winterquartiere einrichtete, sollte Back selbst mit einigen Leuten den Rest des Herbstes zu einer Reconnoissance auf dem Flusse, wo möglich bis zu seiner Mündung verwenden, mit den Esquimaux Verbindungen anzuknüpfen suchen und nach Möglichkeit Erkundigungen über das Schicksal der vermissten Landente einziehen. Der Winter sollte zur Gebauung von Booten, geeignet sowohl die durch Stromschnellen gefährlichen Flüsse zu beschauen, als auch offene See zu halten, benützt werden, der nächste Sommer aber mit dem Ausbruch des Eises die Equipage zur Flußfahrt nach der Polargee bereit finden. Man vermuthete die Mündung des Fischflusses zwischen 68—69° n. Br. und 90—100° w. L. Die Entfernung von da nach Regenteland, wo Capt. Ross sich mit Kosten und andern Vorräthen versehen und später vielleicht überwintern wollte, konnte also kaum dreihundert englische Meilen betragen. Hier war am ersten eine Spur von den Verlorenen zu erwarten, und demnach dieser Punkt das erste Ziel der Expedition. Sollten sich gegen alle Hoffnung dort keine Nachweisungen finden, so hatte Back nach den Winterquartieren zurückzukehren. (eine Reise von ohngefähr 6 Breitegraden in directer Richtung) und unterwegs allenthalben an passenden Orten Signale und Nachrichten für die etwa später der Straße kommenden geübten Freunde zurückzulassen. Nach abermaligem Ueberwintern sollte nochmals nach der Polargee aufgebrochen, die Nachforschung an andern Punkten der Küste fortgesetzt und vor Allem auch in den Hütten der Esquimaux genaue Nachsicht gehalten werden, ob nicht irgend ein Geräthe u. dgl. auf die Spur der Vermissten führe. Neben diesem Hauptzweck waren Aufnahme des Landes, Beobachtung der Magnetnadel und wo möglich der Besuch des in der Nähe angelegenen magnetischen Poles den Reisenden zur Pflicht gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. Februar.

Nro. 27.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.



1. Simonidis Amorgini Jambis qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker ect.
2. Simonidis Cei Carminum reliquiae Edidit Dr. F. G. Schneidewin etc.
3. Simonides d. a. von Keos nach seinem Leben beschrieben u.

(Schluß.)

Die *ἐπιγράμματα* sind theils *ἐπιχθονία*, theils *ἀναθηματικά*, theils *ἀποσχεδιασμένα*, insgesammt eingeleitet durch eine Untersuchung über Geist und Form des simonideischen Epigramms.

Die Zahl der sämmtlichen Fragmente beträgt bey H. Schn. 231, oder mit den besonders gezählten incertis 238, bey Gaisford mit Einschluß der Dindorfischen Nachträge 243, scheinbar noch mehr, aber nur deshalb, weil, wie schon bemerkt, in der Gaisfordischen Sammlung, die beyden Simonides ungesondert enthalten sind. Auch hat Hr. Schn. oft mehrere Fragmente in Ein größeres vereinigt.

Diese letztere Operation, bisher vereinzelte Bruchstücke in Zusammenhang miteinander zu kränzen, gehört, wenn sie gelingt, zu den Triumphen eines Fragmenten Sammlers, und ist mehr werth als eine ausgezeichnete Emendation des Textes. Dieß ist Hr. Schn. nicht selten gelungen, s. B. p. 14.

*πίνε, πίν' ἐνι συμφοραῖς  
οἶνον, ἀμύντορα δυσσοσύνων,*

wovon der erstere Vers vom Schol. Aristoph. Eqq. 404, der zweyte vom Athenäus aufbewahrt ist.

Ebenso werden p. 27 drey in ihrer Abgerissenheit unverständliche und poetisch werthlose Bruchstücke, bey Tzetzes, bey Plutarch, und bey Kriostoteles, zu einem sinnigen Gedichtchen zusammengesetzt, und auf diese Weise eine gar liebliche, durch 10 Verse hindurchgehende Schilderung gewonnen, wie Vögel und Fische dem Gesang des Orpheus bey der Argonautenfahrt horchen, und alle Winde schweigen, um den Genuß nicht zu stören.

Dieß ist um so dankenswerther, je kleiner die Zahl solcher Fragmente ist, die groß genug wären, um von dem Geiste des Dichters ein Zeugniß zu geben. Die relativ bedeutendsten dieser Art sind n. IX. das *ἔγκωμιον* auf die Helden von Thermopylä, dann n. XII. aus einem *ἐπιχθόνιον* auf Scopas, aufbewahrt in Platos Protagoras, besonders aber das unter dem Titel der Klage der Danae bekannte Stück aus Dionysius von Halikarnass. Leider ist es an vielen Stellen unheilbar verderbt, und man muß zufrieden seyn, mit Verzichtsleistung auf eine evidente Herstellung, einen leidlichen Sinn in die Worte hineinzuemendiren. Hr. Schn. hat p. 67. unter den vorhandenen Versuchen die sinnvollsten ausgewählt. Den Anfang giebt er hier auf die gewöhnliche Weise:

*ὄτε λάρνακι δ' ἐν δαιδαλίᾳ ἀνεμός πίον*  
nach dem Wolfenb. Cod., und bezieht dann *δαίματα* *ἤριπεν* auf die Danae. Aber p. 130 folgt eine Palinode, indem er auf den Grund der Varianten

τε μὴν oder τ' ἐμῆ, statt ἀνεμος πέσειν lieber ἀνεμος τέ μιν zu lesen vorschlägt, und ἤριπε zu dem Verbum des Vorderesages macht, dasselbe mit Verweisung auf Herodot IX. 70 transitiv fassend; sehr aufspringend, besonders dadurch, daß nun, da die Danae mittelst μιν schon in der Protasis erwähnt wird, die Aenderung des Subject's in der Apodosis weniger hart erscheint. Auch B. 9. wird nach den Spuren des Wolfenb. Coder τὰν δ' εἰς vielleicht richtig auf ταδεῖς gerathen und dieses zum vorigen gezogen; die bisher in den Text aufgenommene Lesart τὸ δ' ἀνάλειαν ist grammatisch unzulässig, weil Perseus schon im vorhergehenden Satz das angeordnete Subject war. Den Varianten μεταβολία und μεταοιβουλία hat Th. Bergk das Wahre entlockt, μεταβολία.

Sehr gut ist p. 64. das Fragm. XLVI. aus dem Σπῆνος hergestellt durch Aufnahme der Bezüge αἰῶριον und ὄλιβιον; daß p. 65 nach ὠκεία ein Komma gesetzt erscheint, als solle οὐδέ nicht ne quidem, sondern neque bedeuten, ist wohl Zufall.

Soll Ref. nun, nachdem er seine große Achtung vor dem Fleiß, der Gründlichkeit, dem Scharfsinn und dem richtigen Gefühl des Bearbeiters bisher theils direct bekannt, theils indirect an den Tag gelegt hat, noch einige Kleinigkeiten berichtigend oder hinzusehend beifügen, so mögen dazu folgende zerstreute Bemerkungen dienen.

§. 204 in der Grabchrift:

ἵππον τίς τίνος ἑσσι τίνος πατρίδος τί δὲ  
νικᾶς

hätten wir in τί δ' ἐνίκας verbessert gewünscht.

§. 153. Fr. CLVII. nimmt Hr. Schn. Anstoß an εὐδρον Κόρινθον, als an einem inane ornamentum; mit Recht, wenn es den Wasserreichtum der Gegend bezeichnen soll. Aber könnte nicht Horagens himaris Corinthus gemeint sein? Sonst wäre H. Schn. Conjectur sehr ansprechend.

§. 115. ist für die Gnome τὸ γὰρ γεγεναμένον ἀρεκτον ἔσται der gleiche Gedanke bey Horaz und Pindar verglichen: warum nicht auch Soph. Trach. 742. τὸ γὰρ φανθῆν τίς ἀν δύναται ἀγένητον ποιεῖν;

§. 125. zu μηρίων δεδαμμένων führt Hr. Schn. das alcaimanische πῦρ δάφιον an, „cui compares πῦρ κηλίων“ warum nicht lieber gleich das ganz identische πῦρ δήιον? Scheute er sich, von der gewöhnlichen Uebersetzung durch hostilis abzugehen?

§. 109 ist die unrichtige Interpunction der früheren Ausgaben

ἀνδρωπ', οὐ Κροίσου λεύσσεις τάφον, ἀλλὰ  
γὰρ ἀνδρός

χερνήτεω μικρὸς τύμβος, ἐμοὶ δ' ἱκανός.  
wiederholt. Sinn und Sprache verlangen  
ἀνδρωπ' οὐ Κροίσου λεύσσεις τάφον· ἀλλὰ

γὰρ ἀνδρός  
χερνήτεω· μικρὸς τύμβος, ἐμοὶ δ' ἱκανός.

Ungenügend erscheint uns die kritische Behandlung von Fr. XXXII. p. 43. bey Clem. Alex. Strom. IV.

Ἔστι δὲ τις λόγος,  
τὰν Ἀρετῶν ναίων δυσσαμβάτοις ἐπὶ πέτρας,  
ἀγνὰν δὲ μιν θεῶν χῶρον ἀγνὸν ἀμφεπέιν.  
Οὐδὲ γὰρ πάντων γλεφάροις θνατῶν ἔσοπτος,  
ἢ μὴ δακτύλιος ἰδρῶς ἐνδοξεν  
μόλυ, ἵκη τ' ἰς ἄκρον ἀνδρείας.

Wir wollen H. Schn. die kühne Emendation des 2ten Verses ἀγνὰν δὲ μιν θεῶν statt τῶν δὲ μιν θεῶν zugeben, weil wir nichts besseres vorzuschlagen wissen, aber am Schluß genügt die Trennung von ἵκητ' in ἵκητ' nicht. Auch hat H. Schn. gegen seine Gewohnheit nicht die Worte übersetzt, sondern nur den Sinn umschrieben. Uns wenigstens bleibt es dunkel, worauf sich das Relativ ἢ μὴ beziehe, und was das Subject zu ἵκη seyn soll. Wir vermuthen einen Sinn folgender Art:

οὐδὲ γὰρ πάντων γλεῦροις θνατῶν  
ἴσοπτος.  
ᾧ μὴ δακίθυμος ἰδρῶς ἔνδοθεν  
μόλη, οὐκ ἂν ἴκοιτ' ἐς ἄκρον ἀνδρείας.

Darauf führt das hesiodische ἐπὶν δ' εἰς ἄκρον ἴκηται. —

Die hesiodische Anomalie p. 153. Fr. 157.

Ρεῖα δὲ Φωνίσσας νῆας καὶ Πέρσας  
ἰλόντες

hätte wohl eine Bemerkung verdient, entweder hier, oder p. 150. wo vom Dialect dieser Epigramme die Rede ist. Dem rein jonischen Dialect ist diese Verkürzung fremd, aber ist sie nach der Autorität des Hesiodus? (Vergl. Göttling praef. p. XVI.) Oder nach der des Erytaus? (Vergl. Fr. VI. u. VIII. εἰσπύτας οἰμῶζοντες und δημότας ἀνδρας) Oder ist es ein Sicelidismus wie bey Theoprit?

S. 187. vermuthet Hr. Schu.

τόνδε ποῶς Ἕλληνες νίκης κρατεῖ ἔργῳ  
Ἄρηος

εὐτόλμῳ ψυχῆς λήματι πειδόμενοι.

statt der Vulgata bey Plutarch νίκης κρατεῖ oder νίκη κρατεῖ. Offenbar will er κρατεῖ als Ablativ von κρατῶς angesehen wissen, während doch schon Passow richtig bemerkt, daß dieses Adjectiv nur im Nominativ und nur als Beywort des Ares vorkommt. Die richtige Lesart bleibt νίκης κρατεῖ, eine übliche Periphrasis von νίκη wie Soph. Trach. 497 σείνος νίκης; vergl. 186. Oed. Col. 1088. Drey Mächten wird die Vertreibung des Feindes zugeschrieben, der Nike, dem Ares und der griechischen Tapferkeit.

Die Latinität ist bey Werken dieser Art Nebensache; die wahre Kunst findet nicht einmal Gelegenheit sich zu zeigen. Man ist zufrieden, wenn man keinen Störungen begegnet. Zu den sehr wenigen, die ihm aufgestossen, zählt Ref. die Phrasis naufragio usus fuerit p. IX., und die wiederkehrende kalophonische Form Danaa. Im Uebrigen

ist auch die Correctheit des Druckes dankbar anzuerkennen. Druck und Papier empfehlen sich schon auf den ersten Blick als ausgezeichnet.

\* \* \*

Wir würden im guten Vertrauen zu H. Sch. außerordentlichem Fleiße und umfassender Besehung, welche auch aus den neuesten und unfruchtbarsten Anecdotis Gewinn zu ziehen gewußt hat, diese Fragmentensammlung unbedenklich als eine vollständige bezeichnen, wenn nicht der Verf. selbst einen Nachtrag dazu geliefert hätte, in einem Schulprogramme, welches den Titel führt:

Exercitationum criticarum in poëtas Graecos minores capita quinque. Scripsit D. Fried. Guil. Schneidewin. Brunsvigae MDCCCXXXVI. 4. 30 S.

Dasselbe behandelt cap. 1. mehrere Stellen aus Simon. Carm. de mull. hauptsächlich mit freundschaftlicher Polemik gegen Welcker, welche wir oben der Kürze wegen nicht berücksichtigen wollten. cap. II. aus Sappho und Alcaeus, cap. III. aus Aleman, cap. IV. aus Stesichorus, Ibycus, Anacreon, Simonides, Pindar, Bacchylides, cap. V. aus Hesiod und Antimachus. In Bezug auf Simonides wird die früher vorgetragene Ansicht über Fragment CXLVII. berichtigt, die über Epigr. CCXXIV. neu unterstützt und drey ausgelassene Fragmente nachgetragen, das eine aus Theoph. ad Autolyc. II. 54 (bey Gaisf. n. 223), welches er früher dem Amorginer zugesprochen hatte, das andere aus dem Schol. Venet. ad Aristoph. Pac. 736 und das dritte aus einer angebliehen Schrift des Grammatikers Herodian.

\* \* \*

Die kleine Schrift n. 3. will auf dem Titel den Lyriker Simonides als „den älteren“ von seinem Enkel, dem Epigrammatiker, gleichfalls aus Ceos, nicht von dem Jambographen aus Amorgos unter-



schieden wissen. Herr N. schiebt wie Herr Schneidewin eine Lebensbeschreibung des Simonides voraus. Ueberraschende Resultate über das äußere oder innere Leben des Dichters sind nicht darin zu suchen, obgleich der Verf. sie als „nach eigener Forschung möglichst genau und vollständig zusammengestellt“ ankündigt. Noch weniger ist das Bekannte zu einer schönen Form verarbeitet, so sehr der Verfasser sich auch bemüht, die Trockenheit einer bloßen Notizenammlung mit Bildern auszuschnitten und mit Humor zu würzen; in welchem Geschmack, zeigt folgende Probe:

„Obwohl wie den Dichter bereits zu Grabe geleitet haben, können wir ihn doch noch nicht ruhen lassen, sondern müssen, ehe wir von ihm Abschied nehmen, erst noch eine Charakteristik von ihm entwerfen.“

Diese Charakteristik bleibt gleichfalls bey dem allgemeinsten und gewöhnlichsten stehen, rühmt „die Zartheit des Gefühls, den Aufschwung erhabener Kraft, das tiefe religiöse Gefühl, Weisheit, Wig“ an ihm; ohne eine dieser Tugenden zu individualisiren; nur etwa die erstgenannte durch die gute und richtige Bemerkung, daß „die Geschlechtsliebe, niedere, wie höhere, wovon sonst Dichter überströmen, bey ihm ganz in den Hintergrund getreten sey.“

Wäre Hr. N. die Arbeit des Hrn. Schneidewin vor vollendetem Druck zu Gesicht gekommen, er würde ohne Zweifel die seinige auf einige notwendige Notizen als Einleitung für die folgende Uebersetzung beschränkt haben.

Unter den übersetzten „poetischen Ueberresten“, die der Titel verspricht, ist nur eine willkürliche Auswahl aus den Bruchstücken der beyden Simonides, 103 an der Zahl, zu verstehn, besonders aus den Epigrammen; die wichtigsten *μελικά*, wie die Klage der Danae, fehlen. Dafür das Gedicht über die Weiber mit der Note: „Vielleicht von

Simonides von Amorgos. Unseres Dichters ist der Inhalt größtentheils unwürdig.“ Wir hätten lieber gesagt „unähnlich“, um dem Werth des Gedichtes nicht zu nahe zu treten, welches nicht durch sich selbst, sondern nur durch einige launige Bemerkungen des H. N. ins Gemeine herabgezogen wird. Die Uebersetzung der verben Jamben ist vorzüglich, als die der Reste des zarten Simonides. Jedoch auch diese letztere liest sich meistens gut, obgleich mehr correct, als daß man den weltberühmten Zauber der simonideischen *χάρις* darin wiederergeben fände. Als Probe gelungener Nachbildung diene n. 21.

Wer mich erschlagen, empfang' ein Gleiches; doch  
wer mich begraben,  
Mög', o gastlicher Zeus, glücklicher Tage sich  
freun.

Dagegen ist n. 2. ganz dunkel, um nicht zu sagen sinnlos:

Muthvoll hinderten diese, daß Qualm aufstieg in  
die Lüste

Wann Legca dereinst würde, die weite, ver-  
brannt.

Das Original (Fr. XXII. Gaisf. CLXV. Schn. Anthol. Pal. VII. 512) lautet:

τῶν δε δι ἀνδρῶπων ἀρετῶν οὐχ ἴκτρο  
καπνός  
αἰδέρα δαιουμένης ἐρρυχόρου Τεγίας.

Herr N. gebraucht zwar öfters *der einse* vor der Vergangenheit (in n. 4. bekämpfte *der einse*) aber selbst diese (für unser Gefühl undeutsche) Bedeutung zugegeben, ist der klare und unverkennbare Gedanke des Dichters aus der Uebersetzung nicht zu errathen.

L. Döderlein.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Februar.

Nro. 28.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften von M. Frhr. v. Freyberg, Vorstand des k. Archivs. Viertes Band \*). Stuttgart und Tübingen 1836. 718 Seiten 8°.

Es scheint auf diesem Titel für Leser, denen nicht schon des Herausgebers Name hinlängliche Erklärung bietet, eine wesentliche Andeutung zu fehlen, nämlich die des Landes, auf welches sich diese Schriften und Urkunden hauptsächlich beziehen, und aus dessen Archiv sie genommen sind. Aus den Verlagsorten möchte Mancher auf ein Nachbarland Bayerns eher als gerade auf letzteres ratben.

Das erste Stück S. 1 — 72 bilden Briefe des Kurfürsten Max Emanuels, im Jahre 1714 aus Paris, St. Cloud, Compiègne und Fontainebleau an seine Gemahlin, seinen Bruder den Churfürsten von Köln, an die Königin von Polen, Mütter seiner Gemahlin, und an seinen Beauftragten in Wien, Heidenfeld, gerichtet, alle, mit Ausnahme der an den Churfürsten von Köln, in französischer Sprache. Sie beziehen sich, wie auch der Herausgeber in einem Vorbericht bemerkt, auf den Abschluß des für Bayern wichtigen Rastatter und Badener Friedens. Außerdem gewähren sie manchen Blick auf die damaligen Zustände

und in die Familienverhältnisse des bayerischen Regentenhauses.

Im Postscript zu einem dieser Briefe, dem eiften, worin Max. Em. sich gegen die Churfürstin über die Fesslungen ausspricht, die er sich auf die Erwerbung der Niederlande — „mais toujours sur le fondement, que je veus rester Electeur et Duc de Bavière, que je regarde pour le principal pour moy, ma maison et toute ma postérité“ — mache, sagt er jedoch: je Vous conjure, mon très-cher coeur, de brûler cette lettre aussitôt que vous l'avez leue, à cause de l'idée en l'air que je Vous mande et de n'en parler à personne.

Die zweyte Stelle p. 75 — 122 nehmen ein: Briefe des Herzogs Maximilian (I.) welche er von 1582 bis 1590 theils als Knabe, theils während seines Aufenthalts auf der hohen Schule zu Jugosstadt, in deutscher, lateinischer und französischer Sprache an seine Eltern geschrieben, nebst einigen Briefen seiner Präceptoren Peterstich und J. B. Fickler, und einem ital. Sonette an ihn von Torquato Tasso, das sich bey der Sammlung dieser Originalbriefe gefunden und die vom Dichter mit eigener Hand geschrieben scheint.

Auf S. 125 — 178 sind 57 zwischen Kaiser Maximilian II. und Herzog Albrecht V. von Bayern in den Jahren 1564 — 1567 gewechselte freundschaftliche Briefe. Bey weitem die meisten sind von k. Maximilian. Abgesehen von ihrer geschichtlichen Bedeutung sind

\*) Der dritte und der Inhalt der sechtern Bände dieser wichtigen Sammlung ist angezeigt in Nr. 75. 76. der bayerischen Annalen v. 1833.

die vom Kaiser geschriebenen durch eine eigene, ganz seinem Dialecte angepasste consequente Orthographie bemerkenswerth.

Nun folgt S. 179 — 220: Jacobi Balde e. S. J. poema Somnium inscriptum quod sylvarum libro VII. habetur explicatum, sive Interpretatio ejusdem Somnii quale auctor viderat anno XLII de cursu Historiae Bavaricae hunc in justum Commentarium curis primis relata a Didaco Valarado ipsius amico anno XLIX.

Balde hatte im Jahre 1640 vom Churfürsten Maximilian durch den Jesuiten-Previngial P. Wolfsg. Grauenegg den Auftrag erhalten, eine bayerische Geschichte zu schreiben, oder vielmehr fortzusetzen, was Welfer, Rader, Brunner, Burgundus, Vesselinus vorgearbeitet. Er fühlte sich indessen mehr zum Dichter, als zum Historiker berufen und erkannte bald alle Klippen des delicaten Unternehmens, auf einer Seite die römische Curie, auf der andern die in manchem Dinge eigenen Ansichten des Churfürsten.

Die Letztern zu erforschen, beschrieb er, als vorläufige Probe, im J. 1642 die eben beendigte Expeditio Donawerdana und überreichte sie dem Fürsten. Aus den, hier p. 204 — 205 angeführten Censuren, die dieser an dem MS. vornahm, und die zum Theil dessen edeln Sinn beurkundeten, ersah der Dichter, daß er, um seine Aufgabe durchzuführen, entweder bey den geistlichen oder bey den weltlichen Mächtigen anstoßen müßte. Er erleichterte sich den Unmuth dieser allerdings bitteren Verlegenheit, indem er ihn unter allerley Allegorien in das Gedicht ergoß, das sich in Sylvarum libro VII. Nr. 15. unter dem Titel Somnium aufgeführt findet. Auch in Nr. 16. beziehen sich die Verse 38 — 45, die dort trunkiert, hier p. 184. ergänzt sind, auf diese peinliche Aufgabe.

Als im J. 1648 der Churfürst dem vermeinten Historiographen die neuesten Documente wollte zustellen lassen, mußte er vernehmen, daß dieser sein Werk noch kaum recht angefangen habe, und suchte sich einen andern Mann, scriptorem petivit famulaturum viventis arbitrio (p. 206).

Im Jahre 1649 wurde die vorliegende Erklärung oder Deutung und zwar unter dem Namen eines Didacus Valaradus, der sich einen Vertrauten des Dichters nennt, geschrieben.

Ob schon unter dem Titelblatte der auf der Münchner K. Bibliothek (Cim. IV. 7. l.) bewahrten Urchrift von anderer Hand bemerkt ist, dieß sey die des Dichters selbst, so könnte doch erst die Vergleichung mit andern unbestritten von Balde herrührenden Zeilen allen Zweifel entfernen. Im Original folgt von derselben Hand, die das ganze geschrieben, ein auf die Blattseiten des MS. verweisender Index, und hierauf noch eine Clavis pro Ode reseranda quae inseribitur: De Vaticiniis Poetarum in libro sylvarum nono, Nr. XXIV. mit Auflösung der in dieser Ode anagrammatisirt vorkommenden Namen von Ländern, Orten und Personen.

Vor jenem Index steht, immer von derselben Hand: Haec interpretatio fuit R. P. Bernardo Hahbel Rectori Coloniensi ex Congregatione generali Romæ redeunti Monachii communicata ao. 1651. Recepi Landshutae 6. Julii 1652. postquam integro anno in provincia superiori Rheni fuit. All dieses müßte unter obiger Verzungung ebenfalls von Balde herrühren.

Der Herausgeber hat zur Bequemlichkeit der Leser den fortlaufenden Text der fraglichen Ode: Somnium, und Seite für Seite unter ihr die Interpretatio abdrucken lassen, auch die Seiten 377 — 380 zu einem historischen Nachworte über diesen Traum benützt. Die mit einem Sternchen bezeichnete Note auf S. 219 steht nicht im Original, wohl aber die folgende.

Auf S. 221 — 230 sind enthalten: Capitula de Synodo apud Altheim acta anno 916.

Sie werden von vorne herein in Form eines Registers von Nr. I. (de canonum institutis) bis XXXV. (de datis induciis et concilio Radespennensi) aufgezählt, im Texte selbst aber stehen drey Capitula mehr: XXXVI. (de monacho episcopo effecto), XXXVII. (de episcopi haereditate), XXXVIII. (de clericis qui a dominis suis liberi facti sunt), worauf noch eine Notiz über die im Jahre 922 bey Coblenz abgehaltene Synode folgt und die zehn auf derselben gefaßten Beschlüsse angeführt werden.

In einer diesem Abdruck beygesetzten Note, die der Herausgeber „den Bemühungen des Hrn. H. N. v. Hocheneicher verdankt“, wird kürzlich angegeben, in wie weit diese Data über das früher bekanntlich manchem historischen Zweifel unterworfenene Concilium zu Altheim, was deren Zahl, Folge und Vollständigkeit betrifft, mit den bisher publicirten, gleichlautend, oder von denselben verschieden seyen. Ueber den Codex selbst aber, dem sie entnommen, Alter, Beschaffenheit und Authenticität desselben, und wo er aufbewahrt werde, ist eine Auskunft nicht gegeben.

S. 241 — 276. Herzog Philippssen, Pfalzgraf Ruprechts Sohns, Leben und Sterben (1503 — 1548) kurz verzeichnet durch Sr. fürstl. Gnaden Bruder Pfalzgrafen Detz-Heinrichen — ergänzt und vermehrt durch die Noten des pfalz-neuburgischen Archivars Deselin.

Welcher Farbe dieses Fürsten Leben gewesen, und in welcher Manier es beschrieben, ergibt sich aus des fürstlichen Bruders Schlußworten: „Ist also mein lieber brueder selig, zeitlich davon zu reden, vor ein fürsten elendlich gestorben, das ich glaub, das in vil Jaren kein Fürst nit also elend

ist gestorben, ohnangesehen was ihm für widerwertiges begegnet ist, sonder legt im elend und armuth gestorben. Er hat weder land noch leut, weder regierung verlassen noch gehabt, ich will geschweigen weder ein dörfffel oder ein haus, darinnen er hat wohnen mögen, das sein aigen gewest wäre, will geschweigen in was hoch bekühmerrussen, ansechtungen etlicher schulden, auch ander verhinderrussen, die ihm begegnet ist, zusambt solches großes schmerzens seiner krankheit erlitten hat und gedult.“

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Diese Instruction glebt den besten Begriff von der Großartigkeit des projectirten Unternehmens. Sie erlit indessen im Verlauf der Reise bedeutende Aenderungen, denn schon während des ersten Ueberwinterns erhielt Kap. Back die Nachricht von der glücklichen Heimkehr der beyden Noß und ihrer Gefährten. Der biedere Seeman spricht seine Freude darüber auf so herzliche Weise aus, daß der Leser ihn schon deshalb lieb gewinnen muß, und verfolgt von da an lediglich die ihm vorgeschriebenen wissenschaftlichen Aufgaben.

Das Tagebuch der Reise ist vortreflich gehalten. Es erzählt in kurzer schlichter Weise die erlebten Thatfachen ohne Rühmen des Geleiteten, wie ohne Klage über das Erlitene, nur hie und da in gutmüthigem Scherz die komischen Seiten der Strapazen hervorhebend. Man merkt in der ganzen Darstellung, daß diesen Leuten gewöhnliche Mühseligkeiten zu unbedeutend sind, um darüber nur zu sprechen, und daß sie selbst über außerordentliche eber zu lachen als zu jammern plegen. Wir folgen der Erzählung nun in flüchtigen Umrissen.

Den eigentlichen Anfang der Expedition datirt Back vom 28. Juny, wo er, nachdem die nöthigen Vorräthe



herbegejchafft, die Mannſchaft zuſammengebracht und ein Theil deſelben bereits vorausgeſchickt war, von der Compagnie z Faktoren Norway Houſe am Winnipegjee aufbrach. Auf den verſchiedenen durch Stromengen verbundenen Seen fortschiffend, wurde am 17. July der Büffeljee erreicht, der nach herkömmlicher Weiſe die Reiſenden inmitten einer heitern Fahrt mit einem Gewitterſturm überaſchte. Ueber den Tragplatz La Locke (21. July), wo die Waſſer ſich ſcheiden, die öſtlich nach der Hudſonsbay und nördlich nach der Polarjee rinnen, gelangte man am 29. July nach Fort Chipewyan und am 8. Auguſt nach Fort Reſolution am Großen-Clawen-See. Die hier bey den Indianern eingeſezogenen Erkundigungen über den Lauf des großen Fiſchfluſſes führten nicht zu dem gewünſchten Reſultat, denn ihre Kenntniß deſelben beruhte auf bloßen Traditionen. Wack brach daher mit vier Mann zu deſſen Anſuchung auf, gelangte über kleine Seen und Tragplätze zu dem von ihm ſo genannten Uolmer-See und erreichte abermals über einen Tragplatz den 29. Auguſt die Quelle des Fiſchluſſes im Suſter-See ungefähre unter 64° 30' nördlicher Breite. Von hier aus wurde der Fluß noch eine Strecke weit abwärtz verfolgt, den 31. Auguſt unter 64° 40' aber nach dem Klavengee umgekehrt. Der Rückweg gieng über die ſämmtlich vermittelſt Stromrinnen mit einander zuſammenhängenden und in der Klavengee mündenden Uolmer-Clinton- und Artillerie-Seen, alle biſher gar nicht oder nur aus Hearne's Weiſe unter unrichtigen Breiten und andern Namen bekannt. Auf den Rapiden kurz vor dem Klavengee gieng das Kanot zu Grunde und die Mannſchaft mußte Gepäc und Vorräthe, für jeden Mann eine Laſt von 120 Pfund, zu Fuß bis zum Winterquartier tragen. Das hier unter deſſen beguncene Haus war noch nicht fertig und man war deßhalb trotz des rauhen Wetters genöthiget, biß zum 5. November unter Zelten zu wohnen. Das Gebäude, ein gefugtes mit Fachwerk durchzogenes Blockhaus dicht mit Mörtel von Lehm und Sand beſorfen, war 50' lang und 30' breit und enthielt 4 gefonderte Räume, mit einer größern Halle in der Mitte zur Aufnahme der Indianer. Jeder Raum hatte ſeine Feuerſtelle ſammt Ramia, der ſpeſſlich nicht allen Rauch aufnahm. Der Sitte gemäß, daß jede Station in dieſen Gegenden einen beſtimmten Namen führt, nannte Wack ſeine Winterung Fort Reliance (Haus des Vertrauens) im demüthigen Anſtück zur Vorſicht um Schuß bey ſeinem Mierſchmen.

Betrachten wir während der ſpärlichen Winternehe der Reiſenden die Art des Lebens und Fortkommens in dieſen Gegenden. Mit dem Verlaſſen der Compagniepoſten, der Grenzen ſtationärer Bewohnung, iſt der Rei-

ſende auf das beſchränkt, was er an Vorräthen mit ſich führt, oder was ſein gutes Glück durch Jagd und Fiſcherey ihm beſcheidet; denn der karge Boden verſagt auſſer wenigen Beeren jeden Beitrag an vegetabiliſcher Nahrung. Daher iſt eine hinreichende Quantität nicht leicht dem Verderben ausgeſetzter Lebensmittel der wichtigſte Theil des Reiſegepäcks. Wacks Anrüſtung bildete in dieſer Beziehung eine ſonderbare Miſchung der Produkte des Südens und Nordens, indem ſie aus Kokosaufkernern, Makkaroni, Mehl und endlich aus dem berühmten Pemmikan der Pelzhändler beſtand. Lezterer bildet ſtets den Hauptproviant. Er wird vorzüglich aus dem Fleiſche des Biſon's (*Bos americanus*) bereitet, indem man die Hinterviertel in dünne Scheiben zerſchneidet, dieſe an der Sonne trocknet, und dann pulvert. Zween Theile des gepulverten Fleiſches werden mit einem Theile geſchmolzenen Fettes gemengt und in aus der Haut des Thieres gemachte Säcke gefüllt. Jedes Thier giebt ungefähre einen ſolchen Sack zu 90 Pf. den die kanadiſchen „voyageurs“ taureau nennen, und 2 Pfund dieſer Speiſe ſind hinreichend des Tages für einen Mann. Will man dieſes Gericht noch wohlſchmeckender machen, ſo wird ſtatt Fett Mark genommen und trockne Johannis- und andere Beeren zugeſekt. Man iſt es roh oder gekocht, im Frühjahr gewöhnlich mit einem Gemäße von den jungen Proſſen des Weiderichs (*Epilobium angustiſolium*). Vor der Luſt geſchützt erhält ſich der Pemmikan mehrere Jahre lang unverdorben und wäre als ſehr ſubſtantiös ein trefflicher Proviant für Truppen auf Eilmärschen. Die mitgenommenen Vorräthe dienen jedoch nicht für den gewöhnlichen Reiſegebrauch, ſo lange Jagd und Fiſcherey unterwegs Hülfsmittel bieten, ſondern werden nur die unerläßliche Reſſource für den ſo häufigen Fall, daß dieſe Quellen verſiegen. Das ganze Gepäc wird in mödlichſt gleiche Laſten von 90, ja manchmal 120 Pfund vertheilt, und, ſo wie es ſich ſügt, im Kanot oder auf dem Rücken fortgebracht. Die Reiſen können nämlich nie ganz zu Waſſer oder zu Lande gemacht werden. Man wählt in der Regel zwar den bequemen Waſſerweg, aber die Flüſſe ſind voll Strohmſchnellen und Fäße, die ſehr häufig zu Landen nöthigen, wo dann Schiff und Ladung biß zur nächſten ruhigen Strecke getragen oder auf Schlitzen gezogen werden müßen. Gleiches iſt bey den nicht ſeltenen Tragplätzen oder Waſſerſcheiden nothwendig. Iſt nun überdieß eine Expedition auf lange Zeit oder ſo ſtark verproviantirt, wie die von Wack, welche auch den Ueberbleibenen der Roß'schen Mannſchaft Lebensmittel mitbringen ſollte, alſo die Zahl der Bagage Päckchen viel größer als die der Leute, ſo muß natürlich jeder Tragplatz mehremals zurückgelegt werden.

(Fortſetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Februar.

Nro. 29.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften von M. Frhr. v. Freyberg, Vorstand des k. Archivs. Viertes Band \*). Stuttgart und Tübingen 1836. 718 Seiten 8°.

(Fortsetzung.)

S. 277 — 362. Herzogs Ferdinands, dritten Sohnes Herzog Albrechts V. von Bayern (geboren 21. Jän. 1550) im Jahre 1565 unternommene Reise nach Italien.

Es rühren diese Aufzeichnungen ohne Zweifel von Einem aus des jungen Fürsten Hofgestude her, der die Dinge, die eben ihm selbst am meisten auffielen und die wichtigsten schienen, nämlich Anzüge der hohen Herrschaften, besonders an den Höfen zu Mantua und Florenz, Ausstattung der Säle und Zimmer, Mahlszeiten, Spiele und Unterhaltungen, Begräbnis- und Abschieds-Ceremonien u. s. f. auf selbstzufriedene ergöbliche Weise in Worte faßt.

Ersterer Art ist was

S. 363 — 376 folgt, nämlich ein Tagebuch über den Feldzug gegen die aufrührerischen Bauern im Jahre 1525, eigenhändig geschrieben von Pfalzgraf Ott-Heinrich zu Neuburg, nebst einer Kriegsordnung der aufrührerischen Bauern am Rhein 1525.

Was nun auf S. 381 — 718, welche das dritte Heft dieses Bandes bilden, folgt, möchte vielleicht besser in der vom Herausgeber früher durch das alte Stadtrecht von Augsburg begonnenen Sammlung

deutscher Rechtsalterthümer, \*) untergebracht worden seyn. Wenigstens würde gar mancher wünschen, sich die ältern Rechtsquellen ohne jene ziemlich auf ein anderes Feld gehörigen Anhängel zulegen zu können. Es wird zwar dieses dritte Heft des vierten Bandes auch für sich käuflich seyn, allein wegen der fortlaufenden Seitenzählung immerdar als etwas Abgerissenes erscheinen.

Voran geht bis S. 500:

Kaiser Ludwigs Rechtsbuch von 1346.

In einem Vorworte sagt der Herausgeber, daß er geschwanzt habe, ob er den Abdruck des hier folgenden Textes nicht auf einen Zeitpunkt verschieben sollte, wo derselbe zugleich mit einem Commentare könnte ausgestattet werden. Er sey aber zuletzt doch zur Ueberzeugung gekommen, daß das was über dieses Rechtsbuch gesagt werden soll, süglicher erst dann mitzutheilen sey, wenn auch noch der Text einziger anderer Rechtsbücher abgedruckt seyn werde, welche hieher in Beziehung stehen.

Denn die Gesezgebung Kaiser Ludwigs sey compilatorisch und auscheidend und das hier folgende Rechtsbuch könne nur in seinem Zusammenhalte mit andern bayerischen Rechtsquellen gewürdigt und beurtheilt werden. Die zu einer solchen Beurtheilung und Commentirung dienlichen Vergleichen und Beziehungen würden aber erst wenn der Quellentext vor uns liege, auf das bequemste gesehen können.

Zu der gegenwärtigen Ausgabe, schließt das Vorwort, wurden die Lesearten der besten

\*) Mainz 1828.

Handschriften verglichen und einzelne Varianten in den Noten bezeichnet.

Gerne findet man in diesen Worten das Zugeständniß des Herausgebers, daß in unsern Tagen die Publicirung eines ältern Denkmals, auch in deutscher Sprache, höhern Forderungen unterworfen sey und nicht mehr im einfachen Abdruck der nächsten besten eben vorliegenden Handschrift, namentlich wenn es deren mehrere gibt, bestehen dürfe. Ist zudem irgend ein solches Denkmal schon in frühern Ausgaben vorhanden, so scheint für jede spätere ein umfassenderes Maaß kritischer Behandlung Grund und Bedingung seyn zu müssen.

Der Herausgeber hat zweckmäßig gefunden, am Schlusse des Textes (p. 498 — 500) eine bibliographische Beschreibung der bisherigen Ausgaben des bayerischen Landrechtsbuches vom Jahre 1356, einer vom Jahre 1484, einer andern von 1495, einer dritten von 1516, beizufügen, so wie auf die von 1747 in Heumann's Opuscula p. 25 — 144 hinzuweisen.

Gewiß nicht minderer Dank wäre zu verdienen gewesen, wenn sich diese Beschreibung auch auf die Handschriften, denen der vorliegende Text und seine Varianten entnommen sind, erstreckt hätte. In unsern Tagen wie nie vordem, und besonders auch in Deutschland, ist was je auf dem weiten Felde von Rechtsbestimmungen geleistet worden, das Geschichtliche, als der bewährteste, sich selbst getreueste Führer zu dem, was noch geschehen soll, erkannt und lieb gewonnen worden. Bedeutende Kräfte in Nord und Süden haben sich der kritischen Bearbeitung älterer deutscher Denkmäler zugewendet. Daß sie sich nicht begnügen, bloß aus dem Becher, den dieser oder jener Herausgeber darreicht, zu trinken, sondern daß sie überall aus der Quelle selbst, desfalls den Handschriften, schöpfen wollen, ist den Forderungen deutscher Gründlichkeit gemäß.

So verlangt einer dieser Rechtshistoriker, Homeyer, dem wir die musterhafte Ausgabe des Sach-

spiegels verdanken, als eine wesentliche Vorkarbeit zu den Ausgaben der deutschen Rechtsbücher insgemein, vor allem ein genügendes Verzeichniß der Handschriften derselben. Eine solche Arbeit, glaubt er, werde nicht nur denen, welche Rechtsmonumente dieser Art aus Licht stellen wollen, die Ausführung vielfach erleichtern, sondern es möchte selbst, bey den Rechtsbüchern ausgedehnter Geltung, erst nach so erlangter Einsicht in Natur und Umfang des vorhandenen vielgestalteten Stoffes, ein sicherer Plan zu genügenden kritischen Bearbeitungen gefaßt werden können.

Und sich nicht auf einen bloßen Wunsch beschränkend, giebt er gleich einen Theil der Ausführung selbst in einem (Berlin 1836) gedruckten Hefte worin ein Verzeichniß aller ihm aus verschiedenen Notizen bisher bekannt gewordenen Handschriften der Art, im Ganzen 527 Nummern, nebst Anweisung zu zweckmäßiger Ergänzung dieses Verzeichnisses enthalten ist.

Nes., welchem ein solches Hest vorliegt, glaubt zur Förderung dieser Sache beizutragen, wenn er nach dem Beispiele Nießche's, welcher bey Gelegenheit seiner Anzeige der Homeyerischen Ausgabe des Sachsenspiegels in der Allgem. Literaturzeitung 1827. Nr. 295. 296., ein Verzeichniß der zu seiner Kenntniß gekommenen Handschriften dieses Rechtsdenkmals gegeben, auch hier, als bey ähnlichem Anlaß, einige Notizen über die auf der K. Bibliothek zu München aufbewahrten Handschriften des bayerischen Rechtsbuches v. 1346. einschaltet.

Es enthalten dasselbe unter den deutschen Handschriften dieser Bibliothek (Cgm) folgende 36 Nummern, wovon die ältesten oder sonst empfehlenswertheiten mit einem Sternchen bezeichnet sind.

\* 15 in fol. Perg. sec. XIV.

\* 50 in 4<sup>o</sup>. Perg. v. 1427.

35 in 4<sup>o</sup>. Perg. v. 1453.

\* 151 in fol. Perg. v. 1430 circa.

216 in fol. Pap. v. 1477.

- 223 in fol. Pap. v. 1465.  
 240 in fol. Pap. v. 1448.  
 245 in fol. Pap. sec. XV.  
 \* 284 in fol. Pap. sec. XIV.  
 302 in fol. Pap. sec. XV.  
 304 in fol. Pap. sec. XV.  
 \* 314 in fol. Pap. v. 1412.  
 325 in fol. Pap. v. 1435.  
 333 in fol. Pap. sec. XV.  
 360 in 4<sup>o</sup>. Pap. sec. XV.  
 \* 431 in 4<sup>o</sup>. Pap. v. 1390.  
 543 in fol. Pap. v. 1469.  
 544 in fol. Pap. v. 1464.  
 545 in fol. Pap. sec. XV.  
 546 in fol. Pap. v. 1450.  
 547 in fol. Pap. sec. XV.  
 548 in fol. Pap. sec. XV.  
 549 in fol. Pap. v. 1454.  
 550 in fol. Pap. sec. XV.  
 557 in fol. Pap. sec. XV.  
 619 in fol. Pap. v. 1462.  
 700 in fol. Pap. v. 1442.  
 701 in 4<sup>o</sup>. Pap. v. 1496.  
 812 in 8<sup>o</sup>. Pap. sec. XV.  
 1135 in fol. Pap. v. 1467.  
 \* 1506 in fol. Perg. sec. XIV.  
 2147 in fol. Pap. v. 1569.  
 2148 in fol. Pap. sec. XV.  
 \* 2150 in fol. Pap. sec. XIV — XV..  
 2151 in fol. Pap. sec. XVIII.  
 2156 in fol. Pap. sec. XV.  
 Es zeigt sich, daß sich der Text des vorliegenden Abdruckes zunächst an den Cod. 15 hält, und daß in Absicht auf Varianten die Codd. 284, 314 u. 431 benutzt worden sind. Zwischen den Artikeln 11 u. 12. wird in der Note einer „nmb vortsprechen“ eingeschaltet, der aus dem „Gerichtsbuche von Wolfratshausen“ genommen sey, welches vermuthlich im K. Archiv aufbewahrt wird, \*)

\*) Derselbe Artikel kommt auch vor in Cgm. 240 fol. 71. u. Cgm. 333 fol. 74.

wie denn Handschriften des bayerischen Rechtsbuches auch im Münchner Stadtarhive, auf der Münchner Universitäts-Bibliothek, und in Privat-Sammlungen \*) vorkommen werden, über welche Handschriften im Interesse der Wissenschaft auf irgend einem Wege öffentliche Kunde zu wünschen ist.

Von den in Homeyers erwähntem Verzeichnisse S. 62. aufgezahlten 28 Nummern unsers Rechtsbuches ist so weit aus dem zum Theil unbestimmten Angaben auf die Identität geschlossen werden kann, 305 = 30, 307 = 314, 312 = 240, 319 = 35, 321 = 1506, 322 = 245, 323 = 290, 324 = 302, 325 = 557 unter den oben bemerkten Münchner deutschen Handschriften.

Wenn nun der Herausgeber für diesen neuen, im Ganzen mit Sorgfalt beaufsichtigten Abdruck eines so wichtigen Denkmals, welches, da auch Heumanns Opuscula allmählig anfangen, unter die seltneren Bücher zu gehören, bis jetzt weit minder zugänglich gewesen, den aufrichtigen Dank des Publikums verdient, so kann solches nicht in ganz gleichem Maße mit Hinsicht auf das folgende Stück gesagt werden, nemlich auf das was

S. 501 — 718 unter dem Titel: Das deutsche Kaiserrecht abgedruckt ist.

Dieser Titel war bisher meistens auf eine Rechtsammlung angewendet worden, die von der, welche hier gegeben wird, wesentlich verschieden ist. Was hier gegeben wird, ist nämlich nichts anders, als was sonst unter den Namen: schwäbisches Landrecht, schwäbisches Lehnrrecht, od. zusammen: Schwabenspiegel bekannt ist. Was aber bisher gewöhnlich den Namen Kaiserrecht geführt hat, und unter demselben in Senkenberg's Corp. jus. germ. T. I. edit ist, würde man hier vergebens suchen.

(Schluß folgt.)

\*) So soll sich ein schönes altes Exemplar auf Perg. in Fol. in der des Freiherrn von Reigersberg, weiland Polizeydirectors zu Neuburg a. D. befinden haben.





# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. Februar.

Nro. 30.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften von M. Frhr. v. Freyberg, Vorstand des k. Archivs. Vierter Band. Stuttgart und Tübingen 1836. 718 Seiten 8°.

(Schluß.)

Allerdings wird auch der Schwabenspiegel in einigen Handschriften (z. B. Cgm. 52, 207, 510, 557) das „Kaiserrecht“ „Kaiser Land und Lehnrecht,“ „kaiserliche Rechte, Leges imperiales“ betitelt; allein dem einmal vorherrschenden Sprachgebrauche zu lieb, und um mögliches Mißverständnis zu vermeiden, hätte er wenigstens als großes vom gewöhnlichen oder kleinen Kaiserrechte unterschieden werden können.

Von diesem letztern oder eigentlichen Kaiserrechte kennt das Homerische Verzeichniß S. 62. nur 22 Handschriften. Unter den H.S. der Münchener Bibliothek kommt es bloß in Nr. 26 (in fol. Perg. sec. XV. und zwar in hochd. Mundart) vor.

Von jenem, oder dem Schwabenspiegel, dagegen citirt Homeyer a. a. D. p. 62 nicht weniger als 135 Handschriften.

Die Münchener Bibliothek besitzt ihn in folgenden (23) Nummern ihrer deutschen Manuskripte.

- \* 21 in fol. Perg. sec. XIV. Landrecht und Lehnrecht.
- \* 23 in fol. Perg. sec. XIV — XV. Land- und Lehnrecht.
- \* 52 in 4° Perg. sec. XIV. Land- u. Lehnrecht in niedersächsischer Mundart.

- \* 53 in 4° Perg. sec. XIV. Land- und Lehnrecht.
- 207 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehnrecht.
- 216 in fol. Papier von 1476. Land- und Lehnrecht.
- 223 in fol. Papier von 1465. Land- und Lehnrecht.
- 228 in fol. Papier von 1465. Land- und Lehnrecht.
- 264 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehnrecht.
- 287 in fol. Papier von 1419. Land- und Lehnrecht.
- 335 in fol. Papier von 1435. Land- und Lehnrecht.
- 510 in fol. Papier von 1461. Land- und Lehnrecht.
- 513 in fol. Papier sec. XV. bloß Landrecht.
- \* 552 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehnrecht.
- \* 553 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehnrecht.
- 554 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehnrecht.
- 555 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehnrecht.
- \* 556 in fol. Papier von 1429. Land- und Lehnrecht.
- 557 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehnrecht.
- \* 558 in fol. Papier von 1462. Land- und Lehnrecht im St. Gallischen Schweizer-Dialekt.

916 in fol. Papier, Abschrift des Cgm. 557, im Jahre 1784 vom Bibliothek-Sekretär Jos. Kraemer gemacht.

916 a in fol. Papier, eine andere in neuerer Zeit gemachte Abschrift des Cgm. 557.

2148 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

Von den im Homerischen Verzeichnisse vorkommenden Nummern ist

3 = 916, 308 = 264, 309 — 23, 313 = 52, 315 = 228, 316 = 287, 318 = 207, 325 = 557, 327 = 916, 271 = 555 der Münchner deutschen Handschriften.

Man darf vielleicht bedauern, daß, wenn doch nach dem was Berger, Scherz in Schillers thes. Antiq. II. von der Lehr in Senkenbergs Corp. jur. germ. T. II. geliefert, eine neuere, bequemere, noch bessere Ausgabe dieses vielbesprochenen Rechtsdenkmales nöthig war, für die vorliegende Sammlung der einfache, wörtliche Abdruck einer einzigen Handschrift beliebt worden, dann daß die Wahl nicht etwa auf die ältere Wipacher Handschrift (Cgm. 557), die keineswegs als eine der besten des XV. Jahrhunderts erscheint, selbst, sondern auf eine in diesen letzten achtziger Jahren von derselben genommene Abschrift, entweder Cgm. 916 a, oder eine weitere dieser ganz gleichlautende außer der M. Bibliothek vorhandene gefallen ist.

Die so zur Ehre eines, und zwar ebenfalls gewissenhaft beaufsichtigten, buchstäblich genauen Abdruckes gelangte Copie rührt von einem Abschreiber her, der seinerseits mit weit weniger Achtung vor seinem Originale an die Arbeit gegangen seyn muß.

Alle der widerliche Prunk mit großen Buchstaben, da wo sie weder der modernen, noch viel weniger der ältern Orthographie gemäß sind, dieses sinnstörende Interpungieren, Trennen od. r Verbinden der Wörter, diese häufigen ũ für i, eu für ei, ai für eu, n für m etc., doppelte Consonanten statt

einfacher und umgekehrt, kommen größtentheils auf seine, nicht auf seines Originales Rechnung, das im Ganzen eine zeitgemäße consequente Rechtschreibung befolgt. Doch über diese bloß grammatische Barbarey kann man noch leichter hinwegsehen, als über das, was sich jener Abschreiber, der hie und da seinen Text nicht einmal richtig lesen konnte, gegen den Sinn oder die Verständlichkeit desselben zu schulden kommen ließ. Die Ueberschrift: in usum FF. Aspaciensium rührt im Originale, wie in andern Büchern dieses Klosters, von einer spätern Hand des 17ten oder 18ten Jahrhunderts her und hat mit dem Titel selbst nichts zu thun.

Lesz oder Schreibfehler, wie z. B. p. 505 Verbuechen (statt verbürchen d. h. verwürchen), p. 513 So (zweymal statt Von) gar nicht zu beachten, da sie immer noch allenfalls den Sinn herausbringen lassen, mögen hier bloß ein Paar der nächsten Stellen ausgehoben werden, aus welchen auch dieser, der Sinn, schwerlich ganz klar hervorleuchtet.

p. 525. „do sazte aber dye Pabst Chuznigen Ir Gericht nach denselben gepoten, und auch also stet an disen Buech. Chainer Schlacht Landrecht, noch Lehenrecht, noch Chainer Schlacht Urteil, Wann Er mit Recht von Römischer Psalnz, und von Chaiser recht gesetzt ist, unn herkomen ist, und als es dye Pabst und dye Chaiser ze Concilien und ze Hof habent gesetzt, und gepoten, aus Decret und aus Decretalis, wann aus den zwain Büchern nimpt man alle dye recht der geistlich und weltlich gericht Bedarf, aber diz Buech sagt von weltlichen gericht, und danon haist diz Buech daz Landrecht Buech, Wann alle dew Recht, dye hie angeschriben sind, dew sind nun alle Landrecht und gewar nachgeschriben recht an etwo nach gewohnhait Wan dye fürsten und dye Statt Manigerlay gewohnhait Besunders von den Chaisern und von den Chünigen habent erworben, und hernach fait diz Buech mer von Gueter gewohnheit.

## Cap. IV.

## - Von den Siben herschiltten.

Orienes Weissag get hier vor in alten Zeiten wie sey welt solten wesen, und yeden welt pey tausent Jaren solt abnemen, und in der Sibenenden Welt so solt die welt gar zergehen, so soll der Jüngst Tag kommen“ ic.

Im Cgm. 557 fol. 8 a lauten diese Stellen: „do saezten aber dye pabst und dye Chaiser und dye Chunigen ir gericht nach denselben gepoten. Vnd auch also stet an disem puech chainer slacht lantrecht noch lehenrecht vnd chainer slacht urchtail, wann er mit recht von römischer pbalnz und von Chaiser recht gesezt ist vnd herchomen ist, vnd als es dye pabst und dye chaiser ze Concilien und ze Hof habent gesezt und gepoten aus decret und aus decretalis. Wann aus den zwain puechern nimpt man alle dye recht der geistlich vnd werltlich gericht bedarf. Aber diez puech sagt von werltlichen gericht vnd davon heisst diez puech der landrecht puech. Wann alle dew recht dye hye an geschriben sindt, dew sind vmb alle land recht und geware nach geschriben recht an ettswo nach gewonhait. Wann dye fürsten vnd dye Stet manigerlay gewonhait besunder von den Chaisern vnd den Chunigen habent erworben ic. Hernach seit diez puech mer von gueter gewonhait.

Nubr. Von den siben herschiltten. cap. III. Orienes weissag get hie vor in allen, zeiten wie sex werlt solten wesen vnd yede werlt pey tausent jaren solt abnemen. Vnd in der sibenenden werlt so solt dye werlt gar zergehen so sol der iungst tag kômen. . .“

- Daß aber auch schon jenes Original (Cgm. 557) einen viel weniger klaren und guten Text als so manche der besseren ältern Handschriften, liefere, zeigen die in gesperrter Schrift gesetzten Worte, welche z. B. in Cgm. 21. fol. 4. also lauten; „da sazten aber di paebste und di chaiser und di chunige. . . . die sint uber alle lant recht und bez-

waret nach geschriben rechte — (Cgm. 53. fol. 4 b. das deu uber elliu land gereht vnd gewere sint nach geschriben reht) — Origenes weisfaget hie vor in alten zeiten, wie sechs werlt solten wesen vnd ie di werlte solte bei tausent iaren abnemen vnd in der sibenden werlte so solt di werlt gar zergehen.“

Ref. hält es für überflüssig, diese Vergleichung weiter fortzusetzen. Schon dieser Anfang genügt wohl, sein oben geäußertes Bedauern, daß soviel Mühe und Sorgfalt nicht auf den Abdruck wenigstens irgend einer bessern Handschrift verwendet worden, ziemlich zu rechtfertigen. Leicht dürfte der Herausgeber selbst, bey der auf S. 385 in Aussicht gestellten Beurtheilung und Commentirung bayerischer (deutscher) Rechtsquellen überhaupt, da wo es auf die Anführung bestimmter Stellen ankommen wird, ähnlichen Dasiürhaltens werden.

Nicht ganz außer seinem Orte möchte es seyn, wenn bey dieser Gelegenheit mit Rücksicht auf das mehrgenannte Homerische Verzeichniß zum Schlusse kürzlich berührt wird, was außer dem bayerischen ältern Landrecht und dem Schwabenspiegel die Münchener Bibliothek an andern handschriftlichen Quellen dieser Gattung aufbewahrt.

Es finden sich in derselben von dem im Jahre 1802 durch Westenrieder im 7ten Bande seiner Beyträge herausgegebenen Rechtsbuch Ruprechts von Freysing vier Handschriften, nämlich: Cgm. 236 in fol. Pap. sec. XV., 266 in fol. Pap. von 1408, 320 in fol. Pap. von 1441, 515 in fol. Pap. sec. XV.

Bey Homeyer p. 62 sind 3 Nummern angegeben, unter welchen 320 unserm 236 entspricht.

Verschieden von diesem Rechtsbuch ist das Freysinger Stadtrecht, welches gleichfalls in den Cgm. 266 und 320 vorkommt, und welchem in einem der nächsten Bände der vorliegenden Sammlung ein Platz bestimmt seyn soll.

Von andern ältern Stadtrechten findet sich das von Augsburg in Cgm. 253, 277, 322. 326, 336, 344, 559, 560;

das von Eßln Cgm. 562;

das von Jglau Cgm. 561;

das von München, mitunter auf andere alt-



bayerische Städte, wie Ingolstadt, Neustadt, Wasserburg bezogen, in Cgm. 22, 27, 30, 216, 225, 240, 284, 290, 302, 304, 314, 325, 333, 543, 544, 546, 548, 549, 550, 557, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155 \*),

das von Passau Cgm. 308;

das von Wien Cgm. 335, 1113.

Was endlich den Sachsenpiegel betrifft, so gibt Homeyers Verzeichniß über 200 Nummern an, die sich auf denselben beziehen. Die Münchner Bibliothek besitzt von diesem Rechtsdenkmal nur 2 Handschriften, nämlich Cgm. 296 (sächsisches Land- und Lehenrecht auf 66 im Jahre 1432 und zwar in hochdeutscher Mundart geschriebenen Papierblättern), der Nummer 310 in jenem Verzeichnisse entsprechend, und Cgm. 517 in folio Pap. sec. XV. (sächsisches Landrecht mit der Glossa, sächsisches Lehenrecht mit der Glossa, des sächsischen Lehenrechts Nichtsteig, des sächsischen Landrechts Nichtsteig und der Dienstleute Recht zu Magdeburg). Eine dritte umfangreiche Handschrift, die etwa hieher gerechnet werden könnte, Cgm. 507, in fol. Pap., geschrieben im Jahre 1458 von Friedrich Grünbeck zu Weitzgries, ist eigentlich ein Repertorium (Homeyers Verzeichniß p. 26), in welches Materien nicht bloß aus dem Sachsenpiegel mit der Glossa, sondern auch aus dem Schwabenspiegel, wie auch aus dem römischen und canonischen Rechte in roh-alphabetischer Ordnung — von Rechte bis Zawberey — zusammengetragen sind.

Nähere Andeutungen über diese Handschriften im Sinne des Homeyerischen Hefes (p. 1 — 2) müssen freylich einer spätklichern Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Mächtige Quellen fließen jenem im Süden wie im Norden rege gewordenen historischen Bestreben auch aus der eben besprochenen Sammlung zu. Daß sie noch lange und daß sie fortwährend rein und lauter strömen werden, ist von des hochverdienten Herausgebers Stellung und Gesinnung zuversichtlich zu erwarten.

Schmeller.

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Von den vielen Bespielen, die Saak anführt, hier nur ein Einziges:

Am 29. Sept. sahen wir jenseits der Ban (am Slavensee) ein Feuer, nach welchem ein Kanot ausgesendet wurde. Es brachte, nicht, wie wir hofften, Lebensmittel von den Indianern, sondern ein armes, altes Weib, durch Hunger und Noth ein grauohaftes Aussehen, zurück. In Thierhäute gehüllt, die erloschenen Augen halb geschlossen, den Kopf voll Geschwüre, die Haut verkrümpt, konnte sie den horizontal übergebogenen Oberleib kaum noch durch einen mit beiden Händen geführten Stock stützen und gab den unnatürlichen, demüthigenden Anblick einer zum Thiere herabgesunkenen menschlichen Creatur (human brute). Armes Wesen! Ihre Geschichte war sehr erzählt. Alt und schwach wurde sie von allen ihren Angehörigen nur als eine Last betrachtet. Ihre früheren Dienste und Mühen waren vergessen, so daß, wie sie in ihrem bildlichen Stolz mit großer Ruhe sich ausdrückte, „sie schon todt war, obgleich sie noch zu leben schien, und ihrem Schicksale überlassen wurde.“ „Dort ist ein neues Fort,“ sagten die Ahrigen, „die Weissen sind große Vezgie und haben vielleicht Macht, dir zu helfen!“ Dies war einen Monat früher, seitdem war sie zwischen den Felsen umhergetrieben, mit wenigen Beeren, die sie fand, ihr Leben stehend! Wenige Tage noch in diesem Zustande hielten ihre Leiden gendert. Später während des Winters unterlag indessen dennoch ihr ganz zerstörter Körper, nachdem die menschenfreundlichen Engländer ihr alle mögliche Hilfe geleistet.

Freigt der Mangel an Wildpret so hoch, daß selbst die Jäger in Noth gerathen, so stürmt Alles auf die europäischen Ansehungen ein, um Rettung vor dem Hungertode zu suchen und nicht selten sind dann die Fälle blutiger Raube, wenn Geiz und Nothheit den Verzweifelnden die wohlgefüllten Vorräthe vorenthalten. Auf einem der Compagnie-Posten im nördlichen Departement erschossen die Indianer den Dolmetscher und eine seinen Begleiter, stürmten dann das Haus, tödteten den Faktor unter lauten Vorwürfen über die Gräuelt, die sein Geiz herbeigeführt und kehrten, zufrieden mit der Raube, ohne die mindeste Pflünderung in ihre Wälder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Von diesen altbayerischen Stadtrechten wird eine besondere critische Bearbeitung vorbereitet.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Februar.

Nro. 31.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

An Account of the Revd. John Flamsteed the first Astronomer Royal; compiled from his own Manuscripts and other authentic Documents, never before published. To which is added his British Catalogue of Stars, corrected and enlarged. By Francis Baily Esq. Printed by order of the Lords Commissioners of the Admiralty. London 1835. 4. LXIII. und 672 Seiten.

Den thätigen Nachforschungen des Hrn. Baily war es im Jahre 1832 gelungen, eine große Anzahl bisher unbekannt gebliebener Documente, theils im Besitze von Privatpersonen, theils in der Bibliothek der Greenwich Sternwarte zu entdecken, woraus neue Aufschlüsse über manche wichtige Thatsachen bezüglich auf das Leben und die astronomischen Arbeiten Flamsteeds hervorgingen. Diese Documente, mit den nöthigen Erläuterungen und den Ergebnissen einer langwierigen Untersuchung begleitet, bilden den Inhalt des vorliegenden großen Werkes. Wir werden zuerst aus den hier gegebenen ausführlichen Materialien eine kurze biographische Skizze des Gründers der Greenwich Sternwarte entnehmen.

Flamsteed wurde zu Denby unweit Derby im Jahre 1646 geboren. In Folge einer Unvorsichtigkeit im Baden zog er sich in früher Jugend eine schwere Krankheit zu, von der eine lebenslängliche Schwäche übrig blieb.

Während ihn seine Eltern ohne bestimmte Be-

schäftigung seinem eigenen Willen überließen, unschlüssig, welche Lebensbahn etwa seiner geschwächten Konstitution am Meisten zusagen möchte, nahm seine Thätigkeit von selbst eine entschiedene Richtung an. Schon mit dem vierzehnten Jahre zeigte sich seine große Neigung und Geschicklichkeit zu den Fächern der Mathematik und Mechanik, in welchen er zwar frey von äußern Hindernissen, aber auch ohne Anleitung oder Unterstützung schnell eine höhere Ausbildung erlangte. Wenn in einigen neuern Biographien die fenderbare Beschuldigung angeführt wird, daß Flamsteed in seiner Jugend eines Strafenraubes wäre überwiesen, und nur durch einen königlichen Gnadenbrief der Vollstreckung des Todesurtheiles entzogen worden, so ist dies mit den angeführten Lebensverhältnissen auf keine Weise vereinbar und wird noch ferner durch andere Beweisgründe, die Hr. Baily umständlich entwickelt hat, zur Genüge widerlegt.

Der ausgezeichnete Erfolg seiner mathematischen Studien und die astronomischen Beobachtungen, die er mit eigenthümlichen Hilfsmitteln in Derby anstellte, zogen ihm bald die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Gönner der Wissenschaft zu. Unter den letztern ist insbesondere Sir Jonas Moore zu erwähnen, durch welchen König Karl II. von Flamsteeds Talenten und Fortschritten Kenntniß erhielt. Nachdem Flamsteed im Jahre 1674 in Cambridge promovirt hatte, begab er sich, der erhaltenen Einladung zufolge nach London, um bey Sir Jonas Moore zu wohnen, und in seinem Hause Beobachtungen anzustellen, wozu er mehrere vorzügliche In-

strumente erhielt. Es war die Absicht dieses eifrigen Beförderers der Astronomie, für Flamsteed in Chelsea eine Privatsternwarte erbauen zu lassen: die Ausführung unterblieb jedoch, indem der König im Jahre 1675 durch die Bedürfnisse der Schiffahrt \*) veranlaßt, eine Sternwarte in Greenwich auf Staatskosten zu erbauen beschloß. Flamsteed wurde mit einer jährlichen Besoldung von 100 Pfd. zum Astronomen ernannt, und mit der Einrichtung der neuen Anstalt beauftragt. In demselben Jahre trat er in den geistlichen Stand.

Durch Einführung einer neuen Beobachtungsmethode und insbesondere durch die Anwendung der Fernröhre bey Meßinstrumenten, sowie durch den Gebrauch astronomischer Uhren, hat Flamsteed eine gänzliche Umgestaltung der praktischen Astronomie begründet, und jene großen Resultate vorbereitet, welche die von ihm eingerichtete Anstalt in der folgenden Zeit geliefert hat. Da die neue Beobachtungsmethode eine Schärfe gewährte, welche die früh-

eren Leistungen der Astronomen weit übertraf, so konnte es nicht genügen, auf den Grund früherer Bestimmungen fortzubauen, — zu verbessern und auszubilden, was schon von Anderen hergestellt war; es mußte vielmehr eine neue Grundlage der praktischen Astronomie gelegt, neue Sternverzeichnisse angefertigt, neue Sonnen- und Planetentafeln ausgearbeitet werden. Flamsteed fühlte diese Nothwendigkeit und begann, sowie das Sternwartgebäude vollendet war, die Lösung einer Aufgabe, welcher er fünf und vierzig Jahre hindurch mit seltener Ausdauer und unter vielen Opfern seine Zeit und seine Kräfte einzig gewidmet hat.

Diese lange Periode wissenschaftlicher Thätigkeit gieng vorüber, ohne daß irgend ein merkwürdiges Ereigniß die Lebensverhältnisse Flamsteeds verändert oder seine Einsamkeit störte hätte. Nur Krankheit scheint bisweilen seine Arbeiten unterbrochen zu haben. Gegen das Jahr 1684 wurde seine geringe Besoldung als Astronom durch die Einkünfte der Pfründe Burslow vermehrt, wozu er durch die Präsentation des Lord North gelangte: bald darauf hatte er, nach dem Tode seiner Eltern, auch das nicht unbedeutende väterliche Vermögen zu übernehmen.

Flamsteed hatte den Vorsatz gefaßt, seine Arbeiten nicht theilweise an das Publikum gelangen zu lassen, sondern, nach Tycho's Beyspiel, die Resultate zugleich mit den Beobachtungen, die ihnen zu Grunde lagen, in einem großen Werke unter dem Titel: *Historia Coelestis Britannica* der Öffentlichkeit zu übergeben. Nach dreißigjähriger Arbeit war denn auch das Werk, an Inhalt und Umfang dem ursprünglichen Vorsatz des Verfassers entsprechend, schon so weit gediehen, daß wegen des Druckes die nöthige Einleitung getroffen werden sollte. Um aber Flamsteeds Verdienst zu beurtheilen, müssen auch die besonderen Verhältnisse in Erwägung gezogen werden, unter welche er gestellt war. Was die Regierung für ihn gethan hat, erstreckte sich nur auf die

\*) Das Problem der Längenbestimmung zur See war für die Schiffahrt zu wichtig, um nicht von der britischen Regierung mit besonderer Aufmerksamkeit berücksichtigt zu werden. Es wurden große Belohnungen für die Lösung desselben festgesetzt. Allgemein betrachtete man die Methode der Mondhöhen, welche im Jahre 1514 ein Nürnbergerg, Johann Werner, zuerst vorgeschlagen hat, als das ausführbarste Mittel zur Längenbestimmung; allein alle Versuche mußten an der Unvollkommenheit der damaligen Mondtafeln und Sternverzeichnisse scheitern. Die Beseitigung dieser Hindernisse war der einzige Grund, der die Erbauung der Sternwarte veranlaßt hat. Die königl. Gründungs-Urkunde lautet: CHARLES REX. Whereas in order to the finding out of the longitude of places for perfecting navigation and astronomy we have resolved to build a small observatory within our park at Greenwich etc. Selten hat eine Anstalt dieser Art die Erwartungen, womit sie gegründet wurde, so weit übertroffen. Flamsteed hat unter seinen Papieren einen Plan und eine Beschreibung der Sternwarte hinterlassen. Das Gebäude ist in neueren Zeiten vergrößert worden.

Anweisung einer kärglichen, für seine Stellung ganz unzureichenden Besoldung: alle weitere Unterstützung wurde ihm versagt. Die Instrumente, womit er beobachtete, waren sein Eigenthum, fast alle auf eigene Kosten und zum Theile mit eigenen Händen hergestellt: die Gehülfen und Schreiber, deren er bedurfte, hatte er aus eigenen Mitteln zu besolden. Nach diesen Ausgaben wird begreiflich, wie Flamsteed zur Vollendung der *Historia coelestis* aufer seiner Besoldung noch über 2000 Pf. Sterl. von seinem eigenen Vermögen ausgegeben hat.

Und die Fruckte seiner Mühe und seines Kostenaufwandes, die Ehre, wie die pomnianen Vortheile, \*) welche aus der Herausgabe seines Werkes mit Recht sich erwarten ließen, sollten ihm zuletzt entrißen werden, und zwar durch die Ungerechtigkeith zweyer gefeyerter Gelehrten, Newton und Halley!

Die Erklärung dieses auffallenden und für Flamsteed mit so vielen Unannehmlichkeiten verbundenen Umstandes erfordert, daß seine früheren Verhältnisse zu den erwähnten Gelehrten kurz berührt werden. Als Flamsteed seine astronomische Laufbahn begonnen hatte, führten bald verwandte Studien eine freundschaftliche Verhaltung mit Newton und Halley herben.

Die Denk- und Handlungsweise des letzteren zeigte sich jedoch bald unverträglich mit Flamsteeds strengen moralischen Grundsätzen; auch scheinen andere Ursachen, über welche keine hinlängliche Erklärung vorhanden ist, zur Aufhebung des gegenseitigen Vertrauens gleich Anfangs mitgewirkt zu haben.

Viel länger dauerte das freundschaftliche Ver-

\*) Genaue Sternkarten und ein zuverlässiger Katalog, existirten vor Flamsteed nicht: beyde waren aber für die Seefahrer von so großer Wichtigkeit und so unentbehrlich, daß die Herausgabe der hieser bezüglichen Arbeiten Flamsteeds einen sichern Gewinn versprach. Er war deßhalb auch gefonnen, ein Privilegium gegen den Nachdruck seines Katalogs und seiner Sternkarten zu nehmen.

haltniß mit Newton, für den Flamsteed viele Achtung hegte. \*) Der vorhandene Briefwechsel zeugt von der offenherzigen Mittheilung ihrer Ansichten und Untersuchungen, und selbst Halley, so sehr er auch Newtons Vertrauen — nach Flamsteeds Ansicht durch unwürdige Schmeicheley — erworben hatte, war nicht vermögend, Uneinigkeith zu stiften, bis ein an sich merkeblicher Entzweyungsgrund im Jahre 1689 seinen Absichten zu Hilfe kam. Flamsteed hatte nämlich in einem eben unter der Presse befindlichen Aufsatze über die Parallaxe der Fixsterne den Umstand erwähnt, daß er eine Anzahl berechneter Mond-Beobachtungen an Newton zum Besuche seiner Mondtheorie abgegeben habe. Die öffentliche Bekanntmachung dieser, übrigens als richtig anerkannten Thatsache regte Newtons Eifersucht in unerklärbarer Weise auf, und er schrieb unter andern an Flamsteed: „Höchst verdrießlich ist es, wenn mein Name bey jeder Gelegenheit gedruckt erscheint, noch mehr aber, wenn mich Fremde durch Anfragen über mathematische Untersuchungen belästigen, oder wenn meine Landsleute auf den Wahn geführt werden, als verandte ich meine Zeit mit solchen Dingen, während ich das mir anvertraute öffentliche Amt versehen sollte.“ \*\*) Sie können nach Belieben

\*) Selbst nachdem Newtons Benehmen gerechte Klagen von Seite Flamsteeds veranlaßt hatte, schreibt dieser noch an Lowthorp: I believe him (Newton) to be a good man at the bottom: but through his natural temper suspicious.

\*\*) Newton war Munzwarden, eine Stelle, wozu er durch Charles Montague (später Earl of Halifax) gelangt war. Dieser mächtige Günstling der Königin Anna unterstützte Newtons Pläne und Absichten stets mit seinem ganzen Einflusse. Es verdient in dieser Beziehung erwähnt zu werden, daß Montague mit M. Barton, Newtons Nichte, eine vieljährige enge Verbindung unterhielt, und ihr in seinem Testamente „for her excellent conversation“ Häuser, Landgüter, Juwelen etc. im Werthe zu 25000 Pf. vermacht hat. Newton selbst erhielt ein Legat von 100 Pf.



der Welt bekannt machen, wie reichlich Sie mit Beobachtungen aller Art versehen sind, und welche Berechnungen Sie zur Verichtigung der Theorie der himmlischen Bewegungen angestellt haben, aber es gibt viele Fälle, wo Sie die Namen ihrer Freunde nicht ohne ihr Wissen und ihren Willen öffentlich erwähnen sollten: und ich hoffe deshalb, Sie werden die Sache so einrichten, daß ich diesmal nicht auf die Bühne gebracht werde.“

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1835, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Selbst gegen besremdete, ihnen hülfreiche Europäer erhebt sich in den finstern, abergläubischen Gemüthern in solchen Zeiten der Noth mancher sonderbare Verdacht, zumal, wenn sie jene Verrichtungen vornehmen, oder Geräthschaften handhaben sehen, deren Zweck ihnen unbekannt ist und deshalb sogleich feindselig erscheint. Als Vach sein Observatorium vollendet hatte und nach Aufstellung der Instrumente Jedermann, außer Mr. King, der Eintritt in dasselbe verwehret wurde, glaubten die Indianer, wenn sie das regelmäßige laute Zählen bei den Beobachtungen hörten, hier würden böse Geister eintreten und die Instrumente seien überhaupt die Ursache des Mangels an Wildpret, welches sie verschwendeten. Vachs Versicherung, daß selbe im Gegentheil solches herbeiflockten, fand zum Glück dadurch Bestätigung, daß am Tage dieser Verheißung ein alter Bär geschossen wurde, der, so mager und zäh er war, doch auf einige Zeit die aufgeregten Geister beschwichtigte.

Eräter kamen andere Meinungen über das allgemeine Jagdglück in Umlauf. Ein Chipewyan-Indianer sollte es veranlaßt haben, indem er ein Rennthier lebendig einfing und unvorsätzlich schlug, bevor er es tödtete, und dadurch das Ausbleiben aller Heerden, welche, einem alten Aberglauben gemäß, sogleich Kunde von dieser Grausamkeit hatten, herbeiführte. Ueberhaupt fehlt es auch hier, wie bei den übrigen Nord-Indianern, nicht an sonderbaren rohen Jagdaberglauben. So fürchtete eines Tages ein Indianer-Weib mittleren

Alters mit einem Mädchen von etwa 6 Jahren nach Fort Reliance, Schutz suchend gegen einen Jäger, über dessen Flinte sie Nichts zuvor zufälliger Weise gesprochen war. Die strengste Abndung fürchtend, denn nach Indianerglauben war dadurch für alle Zeiten das Gewehr zu jedem tödtlichen Schusse verdorren, rettete sie sich zu den weißen Männern, bis der Zorn ihres Geliebten verauht wäre. Glücklicher Weise hatte dieser, ohne von der ganzen Sache zu wissen, inszwischen mit derselben Flinte ein Stück Wild erlegt, und so kam sie bey ihrer Heimkehr mit einer reflectirten Tracht Schläge samt gehöriger Ermahnung davon, während sonst die arme Delinquentin ein solches Verbrechen gewöhnlich mit abgeschliffener Nase oder abgeschnittenen Ohren büßen muß.

Der höchste Grad von Verurtheit, zu welchem ungewisserer Trieb zur Selbsthaltung, der bey dem Verlassen der Schwachen und Alten noch immer in der Rettung der übrigen Horde seine Entschuldigung finden könnte, zuletzt den Indianer zu führen vermag, spricht sich aber im nachstehenden Factum aus. Ein Cree-Indianer Namens Pepper, welder sich mehrere Jahre in der Nähe von Fort Chipewyan aufgehalten, kam im November 1832 nach längerer Abwesenheit dabin zurück und erzählte, nachdem er seine Pfeife geraucht, auf ganz glaukliche Weise die schweren Anfälle, die ihn im vergangenen Winter betroffen hatten. Sein Weib, die Mutter seiner Kinder, war, aufgerieben von Hunger und Kälte, im öden Walde gestorben; ihr folgten bald die Tochter und zwen Söhne, eben in die Mannbarkeit tretend, die künftigen Stützen seines Alters! Endlich erlagen auch die kleineren Kinder, die er mit unglücklicher Sorgfalt bisher noch gepflegt und mit Stücken ihrer Lederkleidung (dem gewöhnlichen Nothbehelf der Indianer bey momentaner Hungersnoth) bey Leben erhalten hatte. „Was konnte ich thun,“ rief er mit irem Blicke, der seinen Anwesenden ergriff, „konnte ich aufsehen zum großen Geiste — konnte ich kleiden bey den Leichen der Meinigen? Nein! Nein! Ein Kind war noch übrig — ich stoh nach Hülfe. Aber, die Wälder waren schwefligam, wie schwefligam! — Hier bin ich!“ — Der erwähnte Knabe von ungefähr 11 Jahren war bey ihm und hatte während der Erzählung gedankenlos in das Feuer gefarrt. Jetzt, nachdem der Vater geadert, stahlen sein gespannter Blick noch Furchtlicheres erst zu Erzählendes zu erwarten. Eben, als der Mann zu sprechen begann, waren aber Einige seines Stammes eingetreten, denen nicht ein Wort, nicht eine Miene entging. In riesthem Schweigen hatten sie ihn angehört, selbst die langen Pausen, zu welchen der Gram ihn scheinbar zwang, waren nicht unterbrochen worden.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

her ausgegeben von Mitgliedern

15. Februar.

Nro. 32.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

An Account of the Revd. John Flamsteed the first Astronomer Royal; compiled from his own Manuscripts and other authentic Documents, never before published etc.

(Fortsetzung.)

Man wird sich den Inhalt dieses Briefes um so weniger erklären können, wenn man bedenkt, daß vier Wochen früher Newton noch spät in der Nacht einen Besuch bey Flamsteed in Greenwich abgestattet hatte, bloß in der Absicht, neue Mondbeobachtungen zum Behufe seiner Untersuchungen sich zu erbitten. Flamsteed ließ die Worte, welche Newtons Unwillen so sehr erregt hatten, im Drucke aus: aber an die Stelle der früher bestandenen Freundschaft trat von nun an Kälte und Mißtrauen. Uebrigens hörte der Verkehr zwischen beiden Gelehrten noch nicht auf. Indessen bemerkte man aus dem vorhandenen Briefwechsel deutlich die von Jahr zu Jahr sich mehr entwickelnde Abneigung, wozu nebst dem erwähnten Ereigniße noch mehrere Gründe mitwirkten. Newton hatte sich einen bedeutenden Anhang gebildet aus Personen, die theils seine Talente und Verdienste achteten, theils aus seinem Einflusse am königlichen Hofe Vortheil oder Beförderung erwarten mochten. Flamsteed zählte sich nicht nur nicht zu diesem Anhange, sondern benützte auch jede Gelegenheit, zu zeigen, daß er nicht dazu gehörte. Wie weit Newton seinerseits entfernt war, dieses Benehmen mit Gleichgültigkeit anzusehen, davon zeugt der Umstand, daß er einerseits den Gewinn, den er für seine Theorie aus Flamsteeds Mittheilungen gezogen hatte,

öffentlich anzuerkennen unterließ, und überhaupt die Sternwarte und ihren Vorstand ignoriren zu wollen schien; andererseits aber durch seine Aeußerungen bezug, Flamsteed in der öffentlichen Meinung herabzusetzen.

In wissenschaftlichen Jähern verlangt das große Publikum nur immer Resultate zu sehen; von welcher Art sie seyen, ist gleichgültig, denn in wie ferne ein Resultat die Wissenschaft fördere, beurtheilt das Publikum nicht. Wie durch Beobachtung isolirter Phänomene, welche auf das Fortschreiten der Wissenschaft keinen Einfluß äußern, die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt werde und ein großer astronomischer Auf ohne gründliches Verdienst sich erwerben lasse, davon hatte Flamsteed an einem seiner Zeitgenossen \*) ein Beispiel vor Augen: auch

\*) J. D. Cassini. Von ihm sagt Delambre (Astr. Mod. 2. 805): Pourquoi, dira-t-on, Cassini a-t-il joui d'une réputation si universelle? pourquoi a-t-il été loué à lui seul plus que tous les astronomes ensemble au moins pendant leur vie? C'est d'abord qu'il y avoit en lui beaucoup à louer, que il étoit laborieux, qu'il tenoit sans cesse l'attention du public éveillée, qu'il n'employoit le plus souvent que des moyens extraordinaires. . . . Tout le monde comprenoit sans aucune explication les découvertes de Cassini. . . au fond toutes ces nouveautés n'étoient que des phénomènes absolument isolés; ce sont des choses infiniment curieuses, que tous les astronomes sont très-aisés de savoir, mais dont ils se passeraient sans qu'il en résultât rien qui nuisit le moins au monde aux progrès de la véritable astronomie — si nous nous pensions autorisé à faire quelques reproches, ce ne serait pas à D. Cassini, mais

er hätte durch dieselben Mittel so leicht denselben Zweck erreichen können; er wählte aber ein würdigeres Ziel und wurde in der öffentlichen Meynung als unthätig und unfähig bezeichnet. Daß das größere Publikum die Beziehung nicht einsah, in welcher Flamsteeds Unternehmung zur Wissenschaft stand, und den Zeit- und Kraft-Aufwand, der zur Herstellung eines großen Sternkatalogs und zur Verfertigung der Sonnen- und Planeten-Tafeln erforderlich war, nicht beurtheilen konnte, ist keineswegs auffallend; daß aber Männer, wie Newton und Halley, denen Flamsteeds Arbeiten vollkommen bekannt waren, aus bloßer Mißgunst der Volkseymung bestimmten, war in hohem Grade kränkend und ungerecht. In mehreren Briefen drückt sich Flamsteed mit Entrüstung über dieses Benehmen aus.

So standen die Verhältnisse, als im Jahre 1704 der Prinz Georg von Dänemark, welcher von dem bereits nahe vollendeten Werke Flamsteeds Kenntniß erhalten hatte, die Druckkosten zu bestreiten aus eigenem Antriebe sich bereitwillig erklärte. Auf seine Veranlassung trat eine Kommission der königl. Societät, aus Newton, Halley und einigen andern Mitgliedern bestehend, zusammen, um über das Flamsteedische Werk zu berichten. In Folge des er-

statteten Berichtes erhielt die Kommission von dem Prinzen, unter Anweisung der nöthigen Gelder, den Auftrag, für den Druck zu sorgen. Ganz natürlich widersetzte sich Flamsteed einem Verfahren, wodurch die Herausgabe seines Werkes in die Hände seiner Gegner übergeben, er selbst aber von jeder weitem Verfügung darüber ausgeschlossen wurde; und zwar widersetzte er sich nicht bloß, weil das Werk sein Eigenthum war, sondern auch, weil er bey Newton und Halley die böswillige Absicht vermuthete, durch seine Beseitigung den Eindruck im Publikum hervorbringen zu wollen, als wäre er ein bloßer Beobachter und unfähig, aus seinen Beobachtungen Resultate zu ziehen, oder sie so einzurichten, wie sie zur öffentlichen Bekanntmachung geeignet wären.

Wenn vielleicht Newtons und Halleys Absichten nicht gerade so weit giengen, als Flamsteed vermuthete, so war sein Argwohn doch in der Hauptsache begründet, wie aus dem Benehmen jener Männer sowohl am Anfange, als auch im Verfolge des Geschäftes hervorgeht. Indessen konnte die Ausföhrung ihrer Absichten nicht verhindert werden, und nach langweiligen Unterhandlungen und Streitigkeiten wurde der Druck endlich begonnen, aber so langsam fortgesetzt, daß in einem Zeitraum von drey Jahren nicht mehr, als der erste Band die Presse verlassen hat. \*)

à ses contemporains que nous les adresserions. Dem letzten Satze, wodurch Cassini entschuldigt werden soll, fehlt wohl gänzlich jene Gründlichkeit, welche den Urtheilen des berühmten Verfassers sonst so eigenthümlich zukommt. Uebrigens hat Delambre in der angeführten Stelle sehr richtig das auffallende Mißverhältniß zwischen Cassinis Leistungen und seinem populären Ruhme dargestellt: und wir müssen hinzufügen, daß die von Cassini verfolgte Tendenz, wenn sie nicht gerade zur Charakteristik des Zeitalters gehörte, doch vielen damaligen Astronomen nicht fremd war. Flamsteed erhob sich über dieses wenig ersprechliche Treiben: er sagte eine große und nützliche Idee auf, die er auch mit Beharrlichkeit ausgeführt hat. In solchem Gegensatze muß Flamsteed beurtheilt werden, wenn man seine Verdienste gehörig würdigen will.

\*) Man würde bey milder aufmerksamer Durchlesung der Flamsteed'schen Papiere sich wundern, wie er in seiner anscheinend unabhängigen Stellung vermocht werden konnte, ungeachtet alles Sträubens, sich immer zuletzt unbedingt in Newtons Willen zu fügen. Der Grund hievon findet sich indessen, wenn nicht geradezu ausgesprochen, doch hinlänglich in seiner Correspondenz angedeutet: er fürchtete nämlich durch Newtons Einfluß, seiner Stelle entsetzt zu werden. Sir J. Newton, sagt er (S. 317), when he played these tricks with me, had Lord Halifax, his friend, alive; else he durst not have been so bold. I was forced to be silent and bear all that I might continue the Observations and effect through God's assistance what I had begun. Nach dem Tode des

Mit dem Fortgange des Geschäftes hatte die Erbitterung der Parteyen immerwährend zugenommen, bis endlich der Tod des Prinzen Georg von Dänemark den Streitigkeiten ein Ziel setzte, weil hiemit die Commission aufgelöst war. In der That blieb auch Flamsteed unbelästigt bis zum Jahre 1711, wo er in Erfahrung brachte, daß ein, nach ausdrücklicher Uebereinkunft nur zur Aufbewahrung in Newtons Hände niedergelegter Sternkatalog sich unter der Presse befinde. Wenn schon die Auslieferung des Manuskripts von Seite Newtons in hohem Grade kränkend war, so wurde Flamsteed in der Folge noch mehr empört, als er seinen Katalog von Halley verflümmelt und mit einer Vorrede versehen fand, worin sich dieser einen nicht geringen Antheil an dem Verdienste des Werkes zuschrieb.

Daß Flamsteed seine Entrüstung gegen Newton mit Bitterkeit offenbarte, wird ihm wohl Niemand verargen: weniger ist bey dem Letztern die Leidenschaftlichkeit zu entschuldigen, welche er in Folge der gerechten Klagen Flamsteeds gezeigt hat. Insbesondere muß hier erwähnt werden, daß Newton im Jahre 1711 das ihm als Präsidenten der königl. Societät zukommende Visitationsrecht der Sternwarte benützt hat, um Flamsteed, dessen körperliche Schwäche so groß war, daß er nicht mehr ohne Hülfe gehen konnte, nach London kommen zu lassen und ihm auf eine höchst unwürdige Weise zu beugen.

Nieder gebeugt durch den unglücklichen Erfolg aller seiner Vorstellungen und Einreden, verhielt sich

Lord Halifax trat Flamsteed viel feyer gegen Newton auf, und zwang ihn sogar durch Androhung gerichtlicher Einschreihung, einen Theil des Manuskripts der Historia Coel. zurückzugeben.

Daß der Plan gehegt wurde, Flamsteed von der Sternwarte zu entfernen, und Halley an seine Stelle zu setzen, geht aus mehreren Umständen hervor; warum er unausgeführt geblieben ist, darüber finden wir keine Auskunft.

Flamsteed von nun an ruhig: bald aber führte die Zeit Ereignisse herbey, welche fernerer Kränkung ein Ziel setzten. Mit dem Tode der Königin Anna war der Einfluß, den Newton und seine Freunde früher bey Hofe ausgeübt hatten, vernichtet, und die verflümmelte Auflage der Historia Coelestis, so weit sie gedruckt war, wurde, mit Ausnahme der verschentkten Exemplare, an Flamsteed ausgeliefert, der sie bis auf 97 Bogen den Flammen übergab. Von nun an war seine vorzüglichste Sorge dahin gerichtet, eine correcte Ausgabe des ganzen Werkes auf eigene Kosten zu veranstalten: aber seine früher nur schwächliche Gesundheit wurde mit der Zeit immer mehr angegriffen und der Tod ereilte ihn am letzten Tage des Jahres 1719, als der zweyte Band der Historia Coelestis die Presse noch nicht verlassen hatte. Die Vollendung des ganzen Werkes haben wir dem rühmlichen Eifer seiner Wittwe, welche die Druckkosten bestritten hat, so wie der Ausdauer und den uneigennütigen Bemühungen seiner Freunde und früheren Gehülfen Sharp und Crosthwait zu verdanken.

Nach dieser kurzen Uebersicht der vorzüglichsten Ereignisse aus Flamsteeds Leben, gehen wir zur Analyse des inhaltreichen Werkes über, aus dessen ausführlichen Materialien jene entnommen sind. Die Vorrede ist der Aufmerksamkeit des Lesers zu empfehlen, weil sie wesentliche Erläuterungen enthält und zum Verständniße des Zusammenhanges, der sich weniger leicht aus den Documenten selbst ergiebt, nothwendig ist. Der Vorrede folgt ein Katalog der in der Greenwich Sternwart-Bibliothek vorhandenen Flamsteed'schen Manuskripte, wie sie nun von Hrn. Baily nach Inhalt und Format geordnet und zusammengestellt worden. Es sind im Ganzen 71 Bände oder Hefte. Darunter befinden sich Beobachtungshefte, Abschriften derselben, verschiedene Sternkataloge, Briefe und andere Documente bezüglich auf Flamsteeds Leben, einzelne Denkschriften,



Hilfsstafeln, Brecherechen, Papere verschiedenen Inhalts, auch Einzelne, nicht von Flammseeds Hand herrührende Christen.

(Schluß folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Jetzt erst gieng ein hohles Murren durch die Gruppe der Indianer und ein Sprecher erhob sich, erst mit leiserem Tone redend, allmählig aber sich steigend bis zur Empfindung der höchsten Leidenschaft und klagte ihn als Mörder seiner Familie, als Kanibalen an. Der Beschuldigte zauderte nur wenige Sekunden, mechanisch an seiner kalten Pfeife fägend, und längnete dann mit größtem Gleichmuth die Gültigkeit der Anklage. Aber die Ruhe seines Betragens war gewichen, und sein ängstlicher Blick, wenn der Knabe sich nur einen Augenblick entfernte, schien das „schuldig“ über ihn anzusprechen. Er verließ auch einiaer Zeit wuerend das Fort mit seinem Jungen. Doch die Nemesis ereilte ihn bald! Statt im tiefsten Walde seine Gräuel zu verbergen, wendete er sich zu den Hütten seiner Ankläger und verslangte Gostfrenheit. Er erhielt sie, aber nicht auf lange. Instinktmäßiges Brauen zwang die Leute, ihn seinen Weg fortsetzen zu heißen. Nach kurzen Besinnen weigerte er sich dessen nicht nur, sondern stieß auch solche Drohungen aus, daß die Geduld der Indianer erschöpft war und sie ihn auf dem Platze todt schossen. Mehr als ein Schuß war aber gefallen, und auch der Knabe am Arme verwundet worden. Er stoh hinter einen Baum und versprach, Alles, was er wisse, zu gestehen, wenn man sich leben schone. Dieses bewilligt, gab er den grauenhaften Bericht über den Kanibalismus seines Vaters. Das ungeheure hatte in der That Weib und Kinder gemordet und verzehrt. Nicht Mitleid, nicht Zuneigung hatten dem letzten Jungen das Leben erhalten, sondern der Zufall, daß sie das Fort erreichten. Einen Tag später hätte er das Schickhal der Uebrigen getheilt! —

Auch für Vack und seine Gefährten hatte der Mangel an Wild und Fischen, denen sie vergebens rings um die Bay her nachstellten, sehr üble Folgen. Sie mußten ihre Penninuk-Vorräthe anreisen, und dabei die Portionen verkleinern, so daß die Arbeiter täglich  $1\frac{1}{2}$  Pfd.

erhielten, Vack und Ring aber sich mit  $\frac{1}{2}$  Pfd. begnügten. Die Kälte nahm dabei im Januar und Februar furchtbar überhand, so daß der Thermometer bis  $46^{\circ}$  N. unter Null stand und im geheizten Zimmer die Temperatur nicht über  $8^{\circ}$  N. gebracht werden konnte. Neben dem Feuer gesteu die Lüne und die Farben erstarrten im Püsel zu Eis. Die Futterale der Instrumente, obgleich vom besten Holze, bekamen Risse, das Waschwasser gefror an den Haaren, bevor man sich abtrocknen konnte, und die Haut an Gesicht und Händen klaste in blutigen Sprüngen.

Den 25. April, gerade am Jahrestag der Abreise von La Chine in Kanada, erhielt Vack die Nachricht von der Rückkehr der Russischen Expedition. Der Brief warden 22. Oct. 1835 von London abgegangen und vom 7. Februar an durch Boten die verschiedenen Stationen durchklausen. Mit Anfang des Mai's wurde die Winterrung gelinder, am 13. zogen Schneegänge als Vorbote des Frühlings nach Norden zurück und an den folgenden Tagen fanden sich Möven, Dickschnäbel und selbst einige Schmetterlinge ein. Auch blühte hier und da ein grüner Fleck aus dem Schnee hervor. Den 7. Juli endlich verließ Vack die Winterrung mit seiner Mannschaft, deren jeder 90 Pfd. Gepäcke trug. Der Weg gina jetzt noch, wiewohl mit großer Beschränkung und Gefahr des Einbrechens auf dem wüsten, in spitzige Zacken ausgefahrenen Eise der Seen. Am Arktikerie: See traaf man die Zimmerleute mit dem besten fertig gewordenen Zerze. Es hatte hier gebaut werden müssen, weil nirgends sonst Bäume von nur einiger Maassen hinreichender Stärke anzutreffen waren. Von da bis zum Tragplatz zwischen See und Ufer und dem großen Fischflusse wurde es auf Schlitzen gezogen, hier aber erklärten die Zimmerleute, daß sie nicht das für gut ständen, ob das weide Holz einen ähnlichen Transport über das raube Terrain der Wasserseide aushalte, und die Mannschaft mußte des Vort mit äußerster Anstrengung hinüber tragen, zu nicht geringer Sorge Vack's, ob ihre Kräfte hierzu ausreichen würden.

Am dritten Juli gelangte man glücklich nach Nuff-Or-Navid, wo Vack im vorigen Herbst umkehrte. Hier wurden die klesher gepartten Vorräthe nochmals gemusstert. An geistigen Getränken hatte man nur zwei Galfonen Rum mitgenommen. Ein Sack Penninuk war durch die Unmöglichkeit eines indischen Weites großentheils ausgeleert und statt der Speise mit Gras und Steinen gefüllt worden. Ihr Mann hat nur, daß man ihn den Streich nicht entgelten lassen möge, „denn, sügte er den, ich habe sie täglich dafür gerührt. Tragst sie nur selbst, wie sie du auch siehst! U sie hat einen bösen Kopf, — Saß! (Vae, das gewöhnlichste unter den wenigen Scheltworten der Indier).

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Februar.

Nro. 33.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

An Account of the Revd. John Flamsteed the first Astronomer Royal; compiled from his own Manuscripts and other authentic Documents, never before published etc.

(Schluß.)

Indem Hr. Bailly sich zur Aufgabe genommen hatte, diese Schriften, so wie die übrigen von ihm aufgefundenen Documente dem wesentlichen Inhalte nach zu veröffentlichen, hat er zwey Abtheilungen eingeführt, wovon die eine die geschichtliche Darstellung von Flamsteeds Leben und Thätigkeit, die andere den Britischen Katalog mit neuen Verbesserungen und Vermehrungen umfaßt. In Beziehung auf die erstere hat unser Hr. Verf. eine Form gewählt, die Interesse mit Vollständigkeit vereinigt. Anstatt nämlich aus den weitläufigen autobiographischen Fragmenten, und der ausgedehnten Correspondenz Flamsteeds eine Lebensbeschreibung zu bearbeiten, theilt uns Hr. Bailly diese Documente selbst, so weit sie von Wichtigkeit sind, in ihrer ursprünglichen Gestalt mit, stellt aber durch zahlreiche Anmerkungen Deutlichkeit und Zusammenhang her in einer Weise, die ein gründliches Studium erkennen läßt. Obwohl durch Mittheilung der Documente einerseits die Kürze der Darstellung beeinträchtigt wird, so ist dabey andererseits ein überaus wichtiger Vortheil erreicht, indem diese Urkunden eine Charakteristik in sich tragen, die keine Beschreibung mit gleich lebhaftem Eindrücke wieder geben kann. Flamsteed fieng frühzeitig an, die Ereignisse seines Lebens abtheilungsweise aufzuzeichnen und seine Pa-

piere lassen bis zu seinem 70sten Jahre in seiner Geschichte keine Lücke: indessen schließen sich die verschiedenen Abtheilungen nicht aneinander an, vielmehr kommen nicht selten Wiederholungen vor. Wäre es nicht aus sonstigen Angaben bekannt, daß die verschiedenen Abtheilungen in enstretten Zeiträumen sind verfaßt worden, so würde sich dieß dem Leser von selbst aufdringen: die gezwungene Schreibart eines jugendlichen Alters und die so natürliche Ueberschätzung einer erst anfangenden Thätigkeit, das gründliche Urtheil und die besonnenen Entwürfe reiferer Jahre, die Irritabilität eines fränklichen Greisenalters bezeichnen die Zeiten, in welche die Absfassung der einzelnen Fragmente fällt.

Hienach läßt sich aber auch beurtheilen, daß die mitgetheilten Documente insbesondere für den astronomischen Leser von sehr ungleichem Interesse sind. Die Correspondenz besteht größtentheils aus Briefen an vertraute Freunde: offenbar schwebte dem Verfasser nie der Gedanke vor, daß sie der Publicität jemals würden übergeben werden. Mit dieser Bemerkung soll aber nicht angedeutet werden, daß die Briefe etwa weniger zur öffentlichen Bekanntmachung sich eignen, als sich von einer vertraulichen Correspondenz erwarten ließe; vielmehr wollen wir damit nur einen Grund angeben, der jedenfalls hinreichend seyn wird, die vorkommende Nachlässigkeit oder Derbheit der Schreibart zu entschuldigen. Wir müssen hier noch beysügen, daß die Flamsteed'schen Papiere, obwohl sie sich größtentheils nur auf Flamsteeds Leben und Verhältnisse beziehen, dennoch auch unabhängig von biographi-

scher Merkwürdigkeit dem Astronomen Interesse gewähren werden, indem darin nicht nur eine Geschichte der Greenwicher Sternwarte in ihrer ersten Periode, sondern auch manche Ansichten und Thatfachen enthalten sind, welche zum Verständnisse der Unternehmungen und Schriften der damaligen Zeit gehören. Wenn übrigens unter den biographischen Fragmenten Manches aufgenommen ist, was nicht wohl allgemeines Interesse erregen dürfte, so möchte dieß bey den Briefen noch mehr der Fall seyn: und es läßt sich nicht verkennen, daß der Herausgeber mehr auf Vollständigkeit der Sammlung, als auf Wichtigkeit der einzelnen Theile gesehen hat.

Es ist oben bemerkt worden, daß der zweyte Theil von Hrn. Baily's Werk sich mit dem Britischen Katalog als dem Hauptzeugnisse von Flamsteeds Thätigkeit befaßt.

Nachdem Flamsteed durch Anwendung der Fernröhre bey astronomischen Meßinstrumenten, so wie durch die Konstruktion und Festigkeit, die er den verschiedenen Theilen der Instrumente gegeben, sich im Stande sah, den von früheren Beobachtern erreichten Grad von Genauigkeit im Messen weit zu übertreffen, ward auch das Bedürfniß offenbar, die Berechnungsweise in demselben Verhältnisse zu verbessern. Wenn aber gleich hierin seine Verdienste eine ehrenvolle Erwähnung erfordern, so blieb er doch noch ferne von jenem Grade der Schärfe, welcher mit den weitem Fortschritten der Beobachtungskunst entstanden ist, Aberration und Nutation waren von Flamsteed noch nicht erkannt worden; die Abweichungen des Instrumentes von der richtigen Lage wurden nur unvollständig berücksichtigt; die Refraction galt als unabhängig von den Veränderungen der Atmosphäre; endlich hat Flamsteed, wenn er mehrfache Bestimmungen derselben Größe gemacht hatte, nicht das authentische Mittel, sondern die ihm als die zuverlässigste vorkommende Beobachtung zum Resultate angenommen. Berücksichtigt man die hieraus entstandene Unvollständigkeit

der Flamsteedschen Reduktion und die Unmöglichkeit, auf die so berechneten Sternpositionen durch Vergleichung mit neuern Beobachtungen irgend ein Resultat zu begründen, so gelangt man natürlich zu dem Schlusse, daß das Geschäft eines Bearbeiters des Britischen Katalogs darin bestehen müsse, mit Hülfe der neuen Constanten und mit Anwendung der heutigen Berechnungsweise sämtliche Sternörter aus Neue aus den Beobachtungen abzuleiten. Auch Hr. Baily spricht diese Nothwendigkeit aus, setzt aber weiter hinzu: In making the present revision and correction of the British Catalogue, I wish it to be fully understood that I have not attempted the re-computation of the original Observations according to the present precise and accurate modes of reduction nor the investigation of any of the instrumental errors; for, however desirable such an object may be (and I do not despair of its being accomplished at some future time, since those observations have such intrinsic merit) yet I have neither leisure nor inclination for so laborious a task. Dieß ist um so mehr zu bedauern, als von der bekannten Thätigkeit des Herrn Baily, und dem Einflusse, wodurch er sich fremde Unterstützung und Mitwirkung verschaffen konnte, die Ausführung eines so umfassenden und nützlichen Unternehmens sich hätte erwarten lassen. Wenn wir aber den neuen Abdruck des Britischen Katalogs in der ursprünglichen unbrauchbaren Gestalt nicht als Verdienst anrechnen wollen, auch nicht die Nothwendigkeit desselben einsehen, so erkennen wir dagegen gerne die von Hrn. Baily vorgenommene Berichtigung und Vermehrung als eine nützliche Vorarbeit an, die für einen künftigen Bearbeiter der Flamsteedschen Beobachtungen nicht ohne Nutzen seyn wird. Die Vermehrung des gegenwärtigen Katalogs in Vergleich mit der Flamsteedschen Edition ist sehr beträchtlich, indem die Gesamtzahl der Sterne, die früher 2935 (mit Einschluß der unter





aus Furcht, sie möchte verirrt seyn. Nach langer Mühe fanden wir sie, wo nennt ihr? — ganz nahe am Lager, zwischen den Felsen versteckt. O sie hat einen bösen Kopf! Aber, ich hab sie tüchtig weggrübelt, Saß!<sup>14</sup> — Kurz vorher waren auch zwei weggelaufene indianische Wegweiser wieder zu der Truppe gestossen. Sie entschuldigeten sich damit, daß sie ihre Gegenwart für unnöthig gehalten hätten, weil der weiße Mann stets seine kleine Sinne, (den Kompaß) bey sich führe, die er jeden Augenblick um den Weg fragen könne.

Fast beständig übles Wetter, Schnee, Regen und Sturm geleiteten die Reisenden während der überdieß durch Strohschwimmeln häufig unterbrochenen Fahrt bis zum Beechey-See (65°, 50' n. Br.). Mehrmals war das Boot in Gefahr gewesen zu zerschellen, und nur die gewandte Kühnheit des Steuermannes hatte Anheil abgewendet. Bisher war indessen doch die Richtung des Stromes nach Wunsch fast gerade nördlich gewesen, nun wendete derselbe aber zu Backs nicht geringem Schrecken in spitzigem Winkel plötzlich nach Südosten in der Richtung auf Chesierfelds-Eiland zu, kehrte indessen nach ungefähr 5 Längengraden zu seinem früheren Laufe gegen Nordosten zurück. Am 16. July wurden die ersten Spuren der Esquimaux gesehen. Auf dreym weithin sichtbaren Hügeln am Ufer waren nämlich Steinhäusen, genau in der Richtung von Nordost nach Südost, wahrscheinlich Wegzeichen, errichtet. Von Beechey-See bis hierher war das Strohbett enge, so daß die Breite zwischen  $\frac{1}{4}$  —  $\frac{1}{2}$  englische Meile wechselte. Unsehnliche Tributäre, zum Theil von der Größe der Themse bey Westminster mündeten von beyden Seiten ein. Nun bereitete sich aber die Wassermasse wieder in weite, mannigfach in Buchten ausgeschchnittene und mit Eilanden besetzte, durch Stromengen unter sich geschiedene Seen aus, welche die Namen Pellys, Garrys und Macdougalls-See erhielten. Sie waren größtentheils noch jetzt mit ganz festem Eise bedeckt, und nur mit größter Mühe konnte die Durchfahret erzungen werden. Am 25. July kam man an das Ende der Seen und nun floß der Strom wieder in geschlossenem, an beyden Seiten mit Felsböden begränztem Bette, bis zum Franklin-See, der am 27. July erreicht wurde. Oberhalb eines Falles (28. July) traf man die erste Horde von Esquimaux. Sie waren Anfangs über das Erscheinen der Fremden sehr alarmirt, weil, in beständigen Kriege

mit den Indianerstämmen des Binnenlandes, sie aus dieser Gegend kaum Freunde erwarten konnten, beruhigten sich aber bald durch Backs Friedensversicherungen und kleine Geschenke. Ihre Zelte waren wie gewöhnlich aus Häuten gefertigt und mit Stangen zusammengehalten. Eine Art von Verschänzung oder Wall, reh aus Kollifeln aufgeführt, schüß vor Schußwehr gegen Geschoße (sie führen außer Speeren und Pfeilen die Schlinge sehr geschickt) bestimmt.

Das Boot konnte den Fall nicht passieren und mußte ausgeladen werden. Da nun Back fürchtete, daß die Esquimaux beyrn Anblicke seiner Vorräthe der Versuchung zu stehen kaum widerstehen und damit Veranlassung zur Eröbng des guten Vernehmens geben dürften, so suchte er ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken, indem er unter andern Mehrere zeichnete. Die Männer waren mittlerer Größe, gut gebaut und starkmusklig. Sie waren weder tatowirt, noch hatten sie Zierathen in Lippen und Nase wie die weißlichen Horden, trugen aber starke Bärte. Die Weiber waren im Gesichte und am mittlereen und 4ten Finger tatowirt. Die einzige, welche Back zeichnete, war durch diesen Vorzug so geschmeichelt, daß sie aus Besorgniß, er könne etwas von den Reizen ihres Antlitzes übersehen, ihm sorgsam die Augen auswusch, und dann jeden Theil ihres Gesichtes, den sie eben zeichnen sah, noch besonders hervorhob. Sie neigte den Kopf, trieb die Augen vor, blies die Backen auf, wie Jedes an die Reihe kam, endlich öffnete sie den Mund so weit sie konnte und streckte die Zunge der ganzen Länge nach heraus. Merkwürdig war bey ihr die schräge Stellung der Augen, deren Innenwinkel viel niedriger stand, als der Äußerer. Die Nasenlöcher waren aufgetrieben, der Mund groß. Ein Theil ihres schwarzen Haares war an jeder Seite in eine dicke Locke gewunden und durch ein weißes Stirnband von Leder festgehalten, während der Rest nicht unzertüchelt über Nacken und Schultern hing. Ueberhaupt zeichneten sich die Weiber durch Keuschlichkeit aus. Ihre Nahrungsmittel waren Fische, die theils in großer Menge zum Trocknen umherlagen, theils, die aus unbekanntem Gründen höher geschätzten Kogner, in Behältern unterhalb des Falles lebend aufbewahrt wurden. Ihre Waffen, Bogen, Pfeile und Speere, waren sehr einfach, die Spitzen an den letzteren meistens von Horn, selten roh aus Eisen gefertigt, und diese vermuthlich von ihren östlichen Nachbarn einge-tauscht.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Februar.

Nro. 34.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Bucerianae, Gelenianae, Rulnkenianae cum reliquae delectu expressit Jo. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Salusti orationes et epistolae ex deperditis historiarum libris expressae ex codice Vaticano MMM. DCCC. LXIV. — Lipsiae apud Weidmannos A. 1835.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc. Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum conjecturas denuo recognovit atque epistolam ad Jo. Casp. Orellium praemisit Jo. Theoph. Kreyssig. Misena, sumptibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. MDCCCXXXVI.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joanni Hamburgensis collaborator. — Inest censura editionis Orellianae. Altonae. Typis et impensis J. F. Hammerich. 1836.
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi IX. Calend. Septembres MDCCCXXXVI rite celebranda collegii professorum nomine indicit Carolus Felix Halm, gymnasii professor. Insunt emendationes Velleianae. — Monachii typis librariae scholarum regiae.

## Erster Artikel.

Diese vier Schriften stehen nicht nur dadurch in Zusammenhang mit einander, daß sie alle vier

das Werk eines und desselben alten Schriftstellers, die Römische Geschichte des Vellejus Paterculus, im Ganzen oder theilweise behandeln, sondern besonders noch dadurch, daß zwey von den drey letztern durch die erste veranlaßt und in so fern von ihr abhängig sind, alle drey aber, in ihrem Verhältnisse zur ersten als Kritiken, die Grundsätze und Leistungen derselben theils zu bestätigen, theils zu widerlegen die Absicht haben. Schon dieses ihres engen und innern Zusammenhangs wegen glauben wir die bezeichneten vier Schriften in eine Anzeige zusammen fassen zu müssen; dann aber auch noch aus dem Grunde, weil wir bey Beurtheilung derselben im Zusammenhange uns um vieles kürzer werden fassen können, als wenn wir jede einzeln in einer besondern Anzeige behandelten. Denn erstens werden wir die Grundansicht, auf welche sich unsere Beurtheilung stützen wird, bey der einen einmal dargelegt, bey den andern ohne weitere Besprechung voraussetzen dürfen; und zweitens werden wir manches Einzelne, in dessen Behandlung zwey oder drey derselben, oder gar alle vier freundlich oder feindlich zusammenreissen, am süglichsten bey Beurtheilung der einen mit einem Male für alle zugleich abthun.

Die zwey Bücher Römischer Geschichte, welche Vellejus Paterculus unter Tiberius Regierung geschrieben hatte, wurden der gelehrten Welt neuerer Zeit durch die, von Beatus Rhenanus nach einer einzigen Handschrift aus dem Kloster Murbach (cod. Murbacensis) besorgte Ausgabe aus der Buchdruckerey des Joann. Frobenius zu Basel im Jahre

1520 zuerst bekannt gemacht. Diese Urausgabe nebst den zu ihr gehörigen und in gleichem Formate mit ihr zugleich ausgegebenen *Emendationes Vellejanae* von Joann. Alb. Burer waren, da der Murbacher Codex selbst seit Nhenanus und Burer verschwunden, oder wenigstens von keinem Gelehrten mehr verglichen oder auch nur gesehen worden ist, bis auf unsere Tage herab die einzige Quelle, auf welche, außer ihrer eignen Erfindungskraft, alle spätern Herausgeber des Vellejus überall, wo es auf Feststellung des Textes ankam, angewiesen waren. Nun fand vor ein Paar Jahren Herr Johann Kaspar Drelli bey Gelegenheit eines Geschäftes, welches er in der Baseler Bibliothek zu besorgen hatte, daselbst eine von einem jungen Freunde oder Schüler Nhenanus's, dem Baseler Bonif. Amerbach, bereits im Jahre 1516, also ungefähr vier Jahre vor dem Erscheinen der *Editio princeps*, eigenhändig gemachte Abschrift des Murbacher Codex, verglich dieselbe genau mit der Urausgabe und sah sich durch die daher gewonnene Ausbeute veranlaßt, die uns vorliegende, nun näher zu besprechende neue Ausgabe des Vellejus zu veranstalten.

Herr Drelli wollte, wie es scheint, durch diese seine Ausgabe zunächst künftigen Bearbeitern des Vellejus durch bequeme Zusammenstellung aller jetzt vorhandenen diplomatischen Hülfsmittel ihr Geschäft erleichtern, dann aber auch seinerseits ihnen vorarbeitend theils durch Auswahl des Besten aus der Menge der von ältern und neuern Bearbeitern schon dargebotenen Erklärungs- oder Emendationsversuche, theils durch eigene Versuche von beyderley Art zur Berichtigung des Vellejanischen Textes nach Möglichkeit beitragen. Wenigstens gab er seiner Edition folgende, nach unserer Meynung auf diese Zwecke berechnete Einrichtung.

1. Obenan steht der an hundert und wieder hundert Stellen noch unberichtigte Text, und zwar a) in den ersten acht Kapiteln oder im ersten Bruchstücke des ersten Buches nach der Ur-

ausgabe mit Einschaltung der von Burer verbürgten abweichenden Lesarten des Murbacher Codex (*Exemplar Rhenani correctum ex Burerii lectionibus*);

b) im andern Bruchstücke oder in den letzten zehn Kapiteln des ersten Buchs, und dann im zweyten Buche, im Ganzen nach Amerbachs Handschrift, jedoch mit Einschaltung von Angaben Burers (*Exemplar Amerbachii correctum ex Burerii lectionibus*).

2) Unmittelbar unter diesen Text sind stellersweise, unter Veransetzung der Firma: „*Exemplar correctum*“, diejenigen Worte gesetzt, welche nach Drelli's Urtheile entweder der Aufnahme in den Text völlig würdig, oder doch wenigstens den verdunkelten Sinn des Schriftstellers zu erhellen geeignet sind.

3. Unter diesem *Exemplar correctum* endlich sind in je zwey Spalten auf jeder Seite

a) die Lesarten der Amerbach'schen Handschrift, der *Editio princeps* und Burer's so angeben, daß man durch Vergleichung des obenanstehenden Textes und dieser Angaben den Inhalt der genannten drey Urkunden vollständig zusammenfinden kann;

b) außerdem sind in diesen Spalten die zu jeder Stelle gehörigen Lesarten der Ausgaben von Gelenius und Ruhnken vollständig, dann mit Auswahl die nach Herrn Drelli's Urtheile bemerkenswerthen *Conjecturen* verschiedener Gelehrten, aus älterer und neuerer Zeit, von Nhenanus und Burer angefangen, die eignen Verbesserungsvorschläge des Verfassers und endlich zu einzelnen Stellen kurze Erklärung des dunkeln Textes oder Rechtfertigung der unter den Text gestellten Vorschläge zusammengedrängt.

Versuchen wir es nun, nach dieser Darstellung der Einrichtung, welche Hr. Drelli seiner Edition des Vellejus gegeben hat, zunächst über den eigentlich diplomatischen Theil seiner Arbeit, unser Urtheil abzugeben, so wollen wir zwar vor allem mit gebührendem Danke für den höchst ruhmwürdigen Fleiß des Herausgebers, das große Verdienst, welches er sich durch Veröffentlichung der Handschrift Amerbachs erworben hat, vollkommen anerkannt haben; doch können wir, wenn wir je der Wahrheit nach unserem besten Wissen Zeugniß geben sollen, nicht umhin, uns im Allgemeinen (denn von einzelnen Mängeln und Unrichtigkeiten zu sprechen, werden wir weiter unten Veranlassung finden) in zwey Punkten gegen Hrn. Drelli's Verfahren und Ansicht zu erklären.

Erstens nämlich hat Hr. Drelli in Ansehung des Textes (sieh oben Nr. 1.) dahin gestrebt, die Worte des Murbacher Codex nach Möglichkeit wieder herzustellen, worüber er selbst (praefat. pag. XIV.) folgendermaßen sich ausdrückt: „ . . . hoc secutus sum consilium, ut ipsum Codicem Murbacensem, quoad ejus fieri posset, restituerem: ita quidem, ut fundamenti locoposito exemplo Amerbachiano id ex Burerii annotationibus corrigerem, ubicunque veri simile erat rectius accuratiusque ab hoc lectum esse ἀριστερον.“ Diese Absicht war aber schon an sich nicht zu erreichen, weil, in Abgeng der Murbacher Handschrift selbst, die Wahl zwischen den abweichenden Angaben der drey Gewährsmänner, Nhenanus, Burer und Amerbach, nie mit völliger Gewißheit und Sicherheit, sondern nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit getroffen werden konnte; und von Hrn. Drelli mußte jene Absicht um so mehr verfehlt werden, da er die Amerbach'sche Handschrift zur Grundlage des Textes wählte und nur in einzelnen Fällen die von Burer ausdrücklich angeführten Lesarten aufnahm, ohne die von demselben stillschweigend gebilligten Lesarten

der Editio princeps gehörig zu beachten, und da er hieby nicht nach einem erweislich richtigen Princip, sondern lediglich nach seinem Gefühle verfuhr, einem Gefühle, das ihn nicht nur täuschen konnte, sondern ihn, wie wir im Folgenden darzulegen gedenken, fast durchgehends auch wirklich getäuscht hat. Zudem gerieth Herr Drelli bey seinem Verfahren in die bey der Mangelhaftigkeit der Amerbach'schen Handschrift freylich unvermeidliche Inconsequenz, daß er dem Texte in den ersten acht Kapiteln des ersten Buches die Editio princeps, im Uebrigen die Amerbach'sche Handschrift zu Grunde legte. Füglicher Weise hätte, nach unserer Meynung, Hr. Drelli den, im Vergleiche mit Amerbachs Handschrift nicht bloß von vornherein, sondern auch sonst noch stellenweise vollständigeren Text der Urausgabe des Nhenanus rein für sich als Text aufstellen, dazu die Berichtigungen Burer's, sey es seitwärts am Rande, oder durch Schriftart ausgezeichnet im Texte selbst etwa in Klammern, und endlich zunächst unter dem Texte alle von der Urausgabe abweichenden Lesarten der Amerbach'schen Handschrift mittheilen sollen. Auf diese Weise würden wir — zwar den nun einmal für uns verlorenen Murbacher Codex nicht wieder hergestellt, aber doch einen, uns auf den ersten Anblick im Ganzen wie in allen Einzelheiten seiner Entstehung nach bekannten Text und dazu alle andern, zur Berichtigung desselben jetzt vorhandenen diplomatischen Hülfsmittel, diese selbst aber in bequemer Uebersicht und, was noch mehr ist, in einer für die Beurtheilung höchst wichtigen Scheidung des einen von dem andern, dargestellt erhalten haben. Doch genug davon!

Wir eilen nun zweyten Punkte unseres allgemeinen Widerspruchs gegen Hrn. Drelli überzugehen, weil von der Berichtigung dieses Punktes Gelingen oder Mißlingen aller fernern Bearbeitung des Velleianischen Textes, wenn nicht ganz, doch großen Theiles abhängt.

(Fortsetzung folgt.)



Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Aufklärungen über die Kenntniß der Seeküste waren leider von ihnen aus Mangel eines Dolmetschers wenig zu erhalten, nur die Richtung des Striches zwischen Cap Han und Repulse; und Bager-Bay konnte Back den Geberden, und der rohen Zeichnung eines der Verständigsten entnehmen. Man scheid endlich im besten Vernehmen, wobei die Esquimaux selbst noch zum Transport des Bootes mithalfen. Im Verfolge der Flußfahrt zeigte sich den 29. July im Norden ein majestätisches Vorgebirg, das Back der Prinzessin Victoria zu Ehren benannte. Alle Umstände bewiesen, daß man hier an der Mündung des Thlew-ee-ehoh angekommen sey, der nach ungestümmem, mannigfach gekrümmtem Laufe von 550 geographischen (?) Meilen durch eisern harrtes (iron ribbed) Land ohne einen einzigen Baum an der ganzen Länge der Ufer unter  $67^{\circ}11'09''$  n. Br. und  $94^{\circ}50'00''$  w. L., also südlicher um etwa 37 Meilen, als der Kupferminen; und um 19 als Backs-River in die Polarsee fällt. \*) Strohmuscheln und Wasserfälle, im Ganzen nicht weniger als 85 an der Zahl, und die häufigen Erweiterungen in große Seen mit ebenen Horizonten, welche in der Wahl des Weges irre leiten, machen die Beschiffung desselben eben so gefahrvoll als beschwerlich. Mit um so größerem Danke muß daher die Länder- und Völkerkunde es anerkennen, daß durch Backs Expedition der ganze Flußlauf bekannt, und die bisherige terra incognita zwischen Kap Tourngain und Melville-Halbinsel einem so wichtigen Theile nach aufgekärt worden ist.

\*) Dr. Richardson bemerkt in dem zoologischen Anhange der Reise, man made sich in der Regel keine genaue Vorstellung von der Ausdehnung des nördlichen, oberhalb der großen kanadischen Seen gelegenen Theiles von America. Er sey ungefähr der Partzie des alten Continentes gleichzustellen, welche man durch eine imaginäre von der Bay von Biskaja aus durch das adriatische und schwarze Meer, zu dem Kaspischen und Aral-See und von da nordwestlich nach dem Meere von Schotz getogene Linie abschneiden würde. Backs Reise von Neu-York zur Polarsee dagegen sey der Entfernung von Neapel nach Archangel und zum weißen Meere zu vergleichen, wenn Jemand diesen Weg auf Flüssen und über Tragplätze machen könnte.

Die See bildet an der Mündung des Fischflusses viele sonderbar gemundene und mit Eisland besetzte Buchten und Engen, deren durch Eis und andere Hindernisse mannigfach gehemmte Beschiffung wir übergehen. Im Westen wurde eine längs der Küste in der Richtung von Südost nach Norden fortlaufende Bergreihe entdeckt und deren südlicherer Theil Chantren Mountains, der nördlichere Queen Adelaide's Range genannt. Eine sehr wichtige Thatfache ergab sich aber durch die Auffindung einlges Treibholzes ben Point Ogle \*). Back schließt daraus, indem er zugleich die Qualität des Holzes (Tannenholz) und dessen frische-Beschaffenheit und Identität mit dem an untern Laufe des McKenzie-Flusses wachsenden Tannen, sowie mit dem auf früheren Reisen an der Mündung desselben Flusses gefundenen Treibholze berücksichtiget, daß er hier wirklich an die Hauptküste der offenen Polarsee gelangt sey, längs welcher eine Strömung das Holz in der Richtung von Westen nach Osten fortführe. Dieses erscheint um so wahrscheinlicher, weil östlich vom McKenzie kein Fluß mehr in die See mündet, der noch aus der Zone des Baumwachthes kömmt. Der gänzliche Mangel an Treibholz war ben Franklin's beyden Expeditionen von den Officieren als Beweis angesehen worden, daß man sich von der Hauptküste ab zwischen Inseln und Buchten, wie ben Barneß-Eiland, verirret habe, wo die Richtung der Strömung kein Antreiber gestatte.

Die vorgerückte Jahreszeit und das nach allen Richtungen sich häufende Eis nöthigte endlich zur Rückkehr. Vorher wurde am 16. August unter  $68^{\circ}15'57''$  n. B. und  $94^{\circ}58$  w. L. die britische Flagg aufgespizant, das Land für England in Besitz genommen, und dem Könige zu Ehren William the Fourth's Land genannt. Auf dem Rückweg traf man in der Nähe des Garry-See's nochmals an Esquimaux, die aber nicht Rede stehen wollten, und deren weißer Mann oder Zauberer zur großen Befestigung der Engländer auf Händen und Füßen als Bär am Gestade umherbrannte, um die Fremden wegzusamben. Am 17. September ward der Tragplatz zwischen dem Fischfluß und Wulver-See wieder erreicht. Ben Anderson's Fall mußte das Boot zurückgelassen, und der Weg zu Fuß fortgesetzt werden. Parry's Fall, den man bald darauf erreichte, schildert Back als an Großartigkeit in der Wirkung eben Katarakt in der Welt übertreffend.

(Schluß folgt.)

\*) Einige von der Mannschaft fanden einen Stamm von 9' Länge und 9" Durchmesser. — Auf die Frage, was sie brächten, war die Antwort drollig genug: „Ein Stück vom Nordpol!“

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Februar.

Nro. 35.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joanni Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Hr. Orelli schätzt nämlich die Abschrift des Murbacher Coder von Amerbachs Hand dermaßen, daß er (praef. pag. IX.) die Kenfierung ausspricht: „Jam vero Amerbachiani exemplaris ope id lucrati sumus, ut in posterum aliquanto solidiore fundamento nitatur tota *scriptio* Velleiana, quae adhuc prorsus dubia erat atque incerta.“ Diesem Urtheile und dieser Ansicht des Hrn. Orelli, welche leider in seiner und in Hrn. Kreyßig's Ausgabe des Velleius bereits viele faule Früchte getrieben hat, müssen wir geradezu widersprechen, und dagegen die Behauptung aufstellen: „die Editio princeps von Rhenanus mit den dazu gehörigen Berichtigungen Burer's ist seit 1520 die einzige zuverlässige Grundlage aller Bearbeitung des allerdings noch sehr verdorbenen Textes des Velleius gewesen, und ist dieß auch jetzt noch, und wird und muß es fortan bleiben, bis entweder der Murbacher Coder wieder zum Vorschein kommt, oder eine andere, aber ältere und bessere Handschrift als die des Bonif.

Amerbach irgendwo aufgefunden wird.“ Den Beweis für diese unsere Behauptung wollen wir theils auf positivem Wege, theils negativ dadurch zu führen suchen, daß wir Alles, was Hr. Orelli für seine Ansicht beigebracht hat, von Punkt zu Punkt mit aller uns möglichen Evidenz widerlegen. Müßten wir auch dabey etwas weit ausholen und mit Umständlichkeit auf viele Einzelheiten eingehen, so rechnen wir dennoch, da es sich um Entscheidung einer Haupt- und Lebensfrage handelt, auf Rücksicht und Geduld unserer Leser.

Rhenanus schreibt in der Dedicacion seiner Edition an Friedrich, den Churfürsten von Sachsen unter dem 13. December 1520:

„Equidem abhinc annos ut puto quinque, cum primum hunc (Velleium) in Murbacensi bibliotheca reperissem, et viderem tam prodigiose corruptum, ut omnia restituere non foret humani ingenii, propter ac infelicitate ab amico quodam descriptum, premendum plane censebam, donec melioris nobis codicis fieret copia, qua acceptam haberi Mediolani inventum olim a Georgio Merula. Verum dum frustra jam treis annos expectamus, interim doctissimus quisque necum expostulat, cur tam insignem autorem studiosius communicare tamdiu differam. Addunt convicia quidam, dictitantes illum in hoc a me premi, ut olim alienum opus tanquam ingenii mei foeturam gloriabundus in publicum emitam. Proinde nunc aedidimus (sic!) omnium eruditorum votis expetitum et ante promissum, ne studiosos diutius hujus desiderio maceremus. Quod nullam sane ob causam serius factum est, quam ut sincerior exiret.“ Wieder am Ende des Werkes, in der Nachschrift an den Leser vom 15. Nov. 1520 sagt er: „... nolumus tam insignem scriptorem situ diutius emarescere. Protulimus nunc in medium . . . ., ut ab aliis illi quoque subve-

niatur . . . Curavimus nos multa vulnera perfecte: nonnulla sic, ut cicatrix etiamnum appareat: quaedam splenio tantum obduximus. Nec propterea nullam mihi gratiam habebis, amice lector, quod non omnia restituerim. Id enim absque emendatorii codice non erat possibile. at meus et unicus erat et mendosissimus. Ausim jurare, eum, qui illum descriperat, ne verbum quidem intellexisse: adeo omnia erant confusa absque ullis punctis aut distinctionibus. Quod si tu scires, quam ego laborarim in hijs (sic) fragmentis, utcumque restituendis, credo fateberis, te mihi nonnihil debere. Neque enim, quia tu multa absque offensione legis, idcirco codex plenus erat: imo nihil erat non depravatam: in singulis paene verbis haerebatur. Fatebuntur, me vera dicere, quicumque vetustum codicem inspexerint, qui in Murbaecensi bibliotheca adhuc asservatur. Proinde cogita quantis mihi vigiliis constiterit haec qualis qualis castigatio.“

Aus diesen Aeußerungen Nhenanus geht hervor, daß der Murbacher Codex nicht bloß dem Umfange nach verstümmelt, sondern auch sehr fehlerhaft und schlecht geschrieben war, seine Unterscheidungszeichen hatte, Buchstaben, Sylben und Wörter bald unrichtig verbunden, bald unrichtig getrennt darbot u. dgl., so daß es höchst schwierig war, ihn zu lesen, und daß somit Nhenanus, dem es nicht darum zu thun war, etwa bloß für Philologen eine, einem launter Facsimile ähnliche buchstäblich getreue Copie des Codex, sondern einen für die lateinisch gebildete Lesewelt seiner und kommender Zeit so weit es nur möglich war ohne Anstand lesbaren Text seines neu aufgefundenen Schriftstellers zu liefern, sich fast durchgehend in dem Falle befand, vermitteltst Conjectur die verstellten Buchstaben und Sylben zu Wörtern und diese zu Sätzen zusammenstellen und sie durch Interpunction nach bestem Gutdünken trennen und verbinden zu müssen.

Wey diesem gewiß höchst mühsamen Geschäfte nun erlaubte sich Nhenanus, wir geben es zu, manchmal — aber auch nur manchmal — ein Wörtchen ausfallen zu lassen, ein anderes einzuschieben, ein drittes etwas anders zu gestalten, als es der Codex darbot u. dgl.; im Ganzen jedoch verwal-

tete er sein Geschäft mit der größten Gewissenhaftigkeit und Treue. Dafür bürget uns erstens der sittliche Charakter des Mannes; dann sein literarischer Ruf, den er gewiß nicht gefährden wollte, aber in der That auf eine höchst unverständige Weise gefährdet haben würde, wenn er sich bedeutende Fälschung erlaubt und dennoch Ort und Stelle, wo die ihn übersührende Urkunde zu finden sey, selbst angezeigt hätte, wie er wirklich gethan hat; dafür bürgt uns die Menge von ganz verdorbenen Stellen, die er unverrückt stehen ließ, indem er sie, wenn es ihm bloß um eine flüchtige gloriola zu thun gewesen wäre, hätte weglassen können; dafür eine Menge von Stellen, an denen er nichts änderte, obgleich er durch Conjectur leicht etwas Besseres, Passenderes in seinen Text hätte bringen können; dafür eine Menge von Conjecturen, die er nicht in den Text, sondern ganz ehrlich und bescheiden nur seitwärts an den Rand stellte, obgleich manche derselben der Aufnahme in den Text würdig waren, jetzt wirklich in allen guten Ausgaben im Texte stehen und mit vollem Rechte in aller Zukunft darin stehen werden; dafür der Umstand, daß Nhenanus: V. p. 5. s. seiner Ausgabe (zwischen Kap. 8 und 9. unserer Ausgaben) in seinem Zwischenworte an den Leser zwar ein Paar Sätze anführt, mit welchen man den mangelhaften Satz am Anfange des zweyten Bruchstückes allenfalls ergänzen könnte, aber dann besüßt: „At ridiculum est, ibi tam anxie diligentem esse, ubi diligentia locum non habet, verum sola divinatio,“ und somit, seinem Codex getreu, nach der großen Lücke die Fortsetzung mit dem kopflosen Satze beginnt: „quam timuerat hostis expetit,“ eben so wieder pag. 69 das zweyte Buch ganz ehrlich mit dem unvollendeten Satze: „consiliaque omnium civium aut pia,“ beschließt, und nur in der darauffolgenden Nachrede an den Leser sich so über diesen Schluß erklärt: „Videntur autem extrema verba in taalem scri-



pta sensum, Consiliaque omnium civium aut pia, aut salutaria, in felicem exitum provehite: aut sensum similem; —“ mit einem Worte: die ganze *Editio princeps* bürgt uns dafür, daß *Rhenanus*, (von einigen Kleinigkeiten abgesehen) den Inhalt der *Murbacher Handschrift* mit möglichster Treue, nur lesbar, durch *Druckschrift* wiedergegeben hat. Endlich — und damit glauben wir dem positiven Theil unsers Beweises die Krone aufzusetzen — *Rhenanus* hat mit seiner Herausgabe des *Velleius* nicht etwa geheimes Spiel getrieben, wobey auch arger Betrug unbemerkt hätte gespielt werden können; sondern wir haben für alles, was er dabey recht und was er unrecht machte, was er traf und was er verschlehte, kurz für sein ganzes Verfahren bis ins kleinste Detail einen vollgiltigen Zeugen an einem Zeitgenossen deselben, dem wackern *Joh. Alb. Vurer*. Der Druck nämlich der *Editio princeps* war vollendet; die *Handschrift* von *Murbach* aber war noch nicht in die Bibliothek des Klosters zurückgestellt, sondern lag noch bey *Frobenius* in *Basel*; *Vurer* fand bey zufälligem Blättern in dem neugedruckten Buche ein Fehlerchen, das, an sich ganz unbedeutend, ihm doch wichtig genug schien, um als Fehler angezeigt zu werden; und sogleich, von einem Fehler auf die Möglichkeit mehrerer schließend, verlangte er von *J. Frobenius* die *Murbach. Handschrift* zurück, um sie mit dem gedruckten Exemplare zu vergleichen. „*Contuli itaque* (sagt er in der kleinen Vorrede zu seinen Berichtigungen) *Velleium a capite, (quod aiunt) ad calcem, atque hoc solo studiosorum nomine, cum nihil aliud spectarem, quam ut studiosos obsequio demererer, iisque pro mea virili gratificarer. Praeterea, cum hunc recentem vetusto Vellei codici (die Druck- mit der Handschrift) conferrem, non modo versum versui, sed etiam syllabam syllabae, et (quod alicui plus*

quam curiosum ac pene stultum videriqueat) etiam literam literae contulit ne quid non ageretur in rem studiosorum.“ So genau verglich *Vurer* das gedruckte Exemplar noch einmal mit der *Handschrift*; und das Resultat dieser Vergleichung — ein Verzeichniß von *Druckfehlern*, von allen auch noch so geringen, oft nur einzelne Buchstaben, andere Stellung eines Wörchens u. dgl. betreffenden Abweichungen des Druckes von der *Handschrift*, von Bemerkungen über die bey der schlechten Beschaffenheit der *Handschrift* öfter obwaltenden Zweifel über die Richtigkeit dieser oder jener Lesart, von Urtheilen *Vurers* über manche *Conjecturen* *Rhenanus* und endlich von eigenen Vermuthungen *Vurers* — ward, auf mehr als 9 Folioseiten abgedruckt und allen nicht etwa schon früher ausgegebenen Exemplaren der *Editio princeps* als nothwendiges, ergänzendes Zugehör beygelegt, ganz so wie ein auf seine Ehre und auf das Beste seiner Leser oder Abnehmer zugleich Bedacht nehmender *Schriftsteller* oder *Verleger* heutiger Zeit jedem Werke von höherer Bedeutung ein möglichst sorgfältig gearbeitetes *Druckfehler-Verzeichniß* anzuhängen pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1853, 1854 and 1855; etc.

(Schluß.)

Den 27. September wurde endlich die *Winterstation* zu *Fort Reliance* wieder glücklich bezogen. So wenig war übrigens *Backs* Muth durch die erduldeten Beschwerden geschwächt, daß er von dem Plane, das folgende Frühjahr nochmals von *Becken-See* aus eine Reise nach dem *Back-River* und von da längs der Küste nach der Mündung des *Fischflusses* zu unternehmen, nur durch den gänzlichen Mangel an Nachrichten über den Weg abgehalten werden konnte. Der Winter war im



Ganzen milder als der vorige und durch mannigfache Nachrichten aus Europa und die nahe Hoffnung der Rückkehr verfürzt. Auch wurde schon im März Fort Reliance verlassen, und den 8. September gelangte Baer nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und fast 7 Monaten nach England zurück, wo ihm die Aufnahme zu Theil ward, welche seinen ausgezeichneten Leistungen gebührte.

Dem Reiseberichte sind mehrere wissenschaftliche Erkurse beygefügt, aus welchen wir nur wenige für die Eigenthümlichkeit des Landes charakteristische Züge auführen.

Die zoologischen Notizen über Wirbelthiere von Dr. Richardson sind größtentheils bereits in dessen Fauna Boreali-Americana enthalten, doch ist manches über die Verbreitung der Thiere Gesagte neu. Die Verbreitung der Quadrupeden insbesondere richtet sich hauptsächlich nach der Vegetation. Die schräge Linie, welche unter 60° an der Hudsonsbay, unter 63°, 30' am Arctikerie, 65° am Bärensee und erst unter 68° am McKenzie das Aufhören des Baumwuchses gegen Norden bezeichnet, bildet auch die Nordgränze für das Vorkommen vieler Thiere. Der schwarze Bär, der amerikanische Fuchs und Marder, das kanadische Wieselfel, der Luchs, Vieber, mehrere Murmelthiere, das Glenn, die Spechte kommen nicht weiter nördlich vor. Dafür hat das offene dürre Land (barren grounds) von hier bis zur See als eigene Bewohner den braunen Bären, Polarfuchs, Polarhasen und den Moschusochsen. Die kleinere Abart des Rennthieres wintert am Saume der Wälder, wandert aber von da ins offene Land bis an die See. Der Wolf und die Wölferne bewohnen gleichmäßig Wald und Wüste, der Eisbär verläßt selten die Küste. Anders ist wieder die Thierwelt auf den großen waldlosen Ebenen oder prairies vom Saume der Rocky Mountains unter 55° bis wieder zum Mississippi. Hier weidet vor Allen der Bison in zahllosen Herden, während er in den Wäldungen viel seltener etwa bis zu 62° nördlicher Breite und nie über den 105. Meridian hinans vorkommt. Der ganze Fuchs und mehrere Murmelthiere sind der Steppe eigen. Das wildeste und mächtigste der nördlichen Raubthiere, vorzugsweise der furchtbare Bär (grizzly bear, Ursus ferrox) genannt, der den gewaltigen Bison zur täglichen Speise macht, steigt von den Alpenabhängen der Jelfsenberge, wo er häufig ist, in die östlichen Niederungen herab.

Auf dem Ramm der Jelfsenberge lebt die wolktragende Ziege (*Capra americana*) und an den Abhängen das Bergschaf (*Ovis montana*). Der Wapiti und mehrere andere Hirscharten, so wie die gablige gehörnte Antilope finden sich samt Glenn- und Rennthier in Neu-Kaledonien und an den Ufern des Columbia-Flusses.

Letztere, obwohl den Indianerstämmen zur Speise und Kleidung unentbehrlich, ist dennoch in Amerika niemals, so wie in Lappland, gezähmt worden.

Unter den Vögeln sind vorzüglich die Gänsearten, die zum Theil in ungeheuren Schaaen erscheinen, als Proviantmittel wichtig. Wenn aber auch die Zahl der eßbaren Säugethiere und Vögel auf solche Weise ziemlich ansehnlich erscheint, so sind sie doch an vielen Orten nicht häufig genug, um für größere Stationen nachhaltigen Unterhalt zu geben. Hier müssen dann die Fischeeren ausbesseln, als deren Hauptertragniß außer Forellenorten, Hechten, Karpfenarten u. s. w., der sogenannte Weißfisch (*Coregonus albus*) zu betrachten ist. Indessen findet er, so wie die andern genannten sich nicht mehr in den nördlichsten Seen und Flüssen, z. B. in dem Bären- und Sklawensee, wo dafür der sog. Inconnu (*Salmo Mackenzii*), der Heering: *Salmo* (*Coreg. lucidas*) u. a. gefangen werden.

Wiekellose Thiere (von J. G. Children bearbeitet) konnten natürlich nur wenige beobachtet und mitgebracht werden, darunter 5 Spinnen und 12 Philopterus-Arten anß Vögeln. Von Käfern einzig der Forstenkäfer (*B. typographus*), der bei uns sonst nicht so weit nach Norden reicht. Von Hymenopteren, die *Formica herculeana* L. — Schmetterlinge werden im Texte erwähnt, aber die Arten nicht aufgeführt. An Säugethieren bestragen die von King gemachten Sammlungen 12, an Vögeln 83 Species.

An Pflanzen (von Hooker bestimmt) wurden 166 Phanerogamen aus 44 Familien und 4 Farn mitgebracht. Unter diesen sind 76 Amerika eigen, 94 aber zugleich in der Polar- und gemäßigten Zone der alten Welt verbreitet. Die arteneichsten Familien sind Ranunculaceae 15, Compositae 15, Ericaceae 12, Caryophyllaceae 11, Rosaceae 10, Cruciferae und Saxifragaceae überall 8, aber nur ein Gras und ein Halbgras (vermutlich durch Schind des Sammlers).

Der Bericht über das geognostische Verhalten der Gegenden zwischen dem Sclawensee und den Polarmer von Henry Fitzton weiß nach, daß mit wenigen Ausnahmen, von Kalk mit Muscheln oder Krappgebirge auftreten, allenthalben Urgebirge, insbesondere Granit und Gneis vorherrschend sind.

Die übrigen Ertrags, als über die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen, über die Erdwärme und die Eigenwärme von Thieren und Pflanzen (zum Theil räthselhafte Resultate bietend), über Nordlichter u. s. w. müssen im Werke nachgesehen werden. Den Schluss bildet die Liste der Subscribenten, aus deren Beiträgen die Expedition bestritten worden. Druck und Stahlfische sind vortrefflich. 3.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Februar.

Nro. 36.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
  2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
  3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —
  4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Also, um zusammenzufassen: da die *Editio princeps* in sich selbst den Beweis trägt, daß sie im Ganzen ihre Urschrift treu wiedergebe, und da sie zudem ein von einem Ehrenmanne verfaßtes offenes Sündenregister alles dessen, was Rhenanus, Sezer und Korrektor gefehlt haben, mit sich führt, so haben wir an ihr ganz offenbar eine diplomatisch so feste und sichere Grundlage für die Kritik des Velleius, wie fest und sicher man sie für einen, auf der Autorität einer einzigen, jetzt nicht mehr vorhandenen Handschrift beruhenden Schriftsteller der alten Welt nur immer haben kann.

Aber Herr Drelli behauptet doch geradezu, daß die Kritik des Velleius erst jetzt durch die Amerbachische Copie der Murbach. Handschrift einen um bedeutendes festern Grund gewonnen habe; und für diese Behauptung muß er doch selbst tüchtige Gründe gehabt und angegeben haben? Dieß gerade wollen wir jetzt, um auch die andere Hälfte unseres obigen Versprechens zu erfüllen, mit möglicher Genauigkeit untersuchen.

Nachdem Hr. Drelli den Amerbach. Codex beschrieben hat, sagt er (praef. pag. VIII. s.): „Fuerunt, qui crederent hoc ipsum exemplar traditum esse operis Frobenianis; ex quo *Editio princeps* anni M. D. XX. exprimeretur, adeoque (?) hoc illud esse, quod Rhenanus „properanter atque infeliceiter ab amico quodam descriptum“ conqueritur in dedicatione;“ führt dann als Gründe gegen dieser Argwohn die Umstände an, daß im Amerb. Codex die ersten acht Capitel des ersten Buches fehlen; daß darin keine Spur von Correctionen oder Anmerkungen Rhenanus, keine Merkzeichen, dergleichen sich die Sezer in den Handschriften zu machen pflegten u. s. w. sich finden; daß in demselben ganze Zeilen fehlen, welche die *Editio princeps* habe; und, was noch wichtiger sey, daß derselbe unter vielen von Rhenanus glücklich verbesserten Fehlern so viele und so vortheilhafte Lesarten enthalte, daß man gar nicht begreifen könnte, wie diese Rhenanus, wenn er dieses Exemplar Amerbachs vor Augen gehabt hätte, mit schlechtern Lesarten hätte vertauschen können; u. s. w. und zieht endlich den Schluß: „Ex his omnibus, ut opinor, satis liquet, exemplar illud „properanter atque infeliceiter descriptum prorsus aliud fuisse atque hoc nostrum Amerbachianum.“ Eine ganz und gar verunglückte Argumentation! Sie beruht nämlich auf den Sätzen: 1. Rhenanus klagt in seiner Dedication über eine eifertig und unglücklich gemachte Abschrift des Murbach. Codex. 2. Nachdem dieser verunglückten Abschrift ist die *Editio*

princeps gedruckt worden; 3. die von Orelli gefundene Handschrift Amerbachs ist nie in Eggers Händen gewesen und hätte schon ihrer Mangelhaftigkeit wegen nicht dienen können, um darnach die Ausgabe drucken zu lassen *ic.* 4. Also: die Amerbachische Handschrift ist nicht jene verunglückte Abschrift, über welche Rhenanus klagt. — Von diesen Sätzen ist der zweyte — reine Fiktion; denn weder Rhenanus, noch Burer, noch Frobenius hat unsers Wissens irgendwo geäußert, daß die Editio princeps nach jener verunglückten Abschrift gedruckt worden sey. Lassen wir nun diesen falschen Satz aus obiger Reihe, so können wir die übrigen, mit Einschaltung einiger andern etwa so stellen: Rhenanus klagt über eine, 3 — 4 Jahre vor der Editio princeps gemachte, aber verunglückte Abschrift des Murbacher Codex; diese Abschrift kann seyn und ist sehr wahrscheinlich der jetzt gefundene Codex Amerbachs (denn er fällt, anno 1516 geschrieben, seiner Entstehung nach genau in jene Zeit; der Abschreiber, Bonif. Amerbach, war damals ein junger Freund oder Schüler des alten Rhenanus (Orell. praef. p. VIII.); der Codex ist so lüdenhaft und so voll Fehler, \*) daß er aus dem Munde eines ältern Freundes, welcher schon, indem er zürnt, als bloß „in lauter Eiferigkeit unglücklich geschrieben“ bezeichnet werden konnte *ic.*); darum machte Rhenanus im Jahre 1520 bey'm Drucke der Ausgabe des Velleius von dieser verunglückten Abschrift keinen Gebrauch; somit blieb dem guten Amerbach seine Handschrift rein sauber, weder durch Merkzeichen, noch durch Schmutzstellen entstellt zur Vererbung auf seine Nachkommen im Putte liegen; die bey ihm fehlenden Kapitel und Stellen kamen nach der Murbacher Handschrift in den gedruckten Text; Rhenanus und Burer blieben frey von der Versuchung, sich durch die vortheilhaften (!) Lesarten des Amerb. Codex zur Abweichung von

ihrer Murbacher Handschrift verleiten zu lassen u. s. w. So erklärt sich das Räthsel vollkommen gut, viel leichter als nach Herrn Orelli; aber freylich auf Amerbachs Handschrift bleibt gleich von vornherein der arge Vorwurf haften, daß sie Rhenanus für mißglückt und darum zu seinem Zwecke unbrauchbar erkannt habe. Doch wir wollen von dieser Neugierlichkeit abgehen und Herrn Orelli aller Wahrscheinlichkeit zum Troste sogar einräumen, daß sein Amerbach nicht jene von Rhenanus verworfene Abschrift des Velleius sey, um uns jetzt zur Betrachtung der innern Vorzüge zu wenden, welche sein Amerbachischer Codex besizzen soll.

Nach der oben bereits angeführten allgemeinen Lobpreisung des Amerbachischen Codex, als einer endlich gewonnenen festern Grundlage für die Kritik des Velleius, zählt Hr. Orelli (praef. p. IX. seq.) im Einzelnen die Vortheile auf, welche sich von daher auf den Schriftsteller reichlich ergossen haben, und führt sie auf folgende 5 Hauptpunkte zurück:

I. Loci praeclare emendati et suppleti, vel etiam ejusmodi corruptelis deturpati, ex quibus tamen vera lectio ultro prodeat. Lib. I. 9, 6. 14, 2. II. 16, 4. 26, 1. 33, 1. 105, 2.

II. Firmatae W. DD. conjecturae egregiae: Lib. II. 15, 2. 26, 3. 27, 5. 38, 6. 47, 3. 57, 1. 120, 2.

III. Tacitae Rhenani interpolationes detectae: Lib. I. 9, 3 et 6. II. 49, 5. 78, 1. 85, 5. 112, 2. 128, 1.

IV. Rursus monstrat complura ab Rhenano tacite, et recte quidem, mutata esse, in quibus Burerius Cod. Murb. lectiones non enotavit; et cum interdum confirmetur Burerii auctoritas, interdum etiam emendantur errores, vel ab ipso, vel ab operis in Appendice Edit. princ. commissi, id quod tamen ex probabilitate sola dijudicari potest.

V. Scripturae ratione antiquioris Velleium usum esse clarius significat quam editio Rhe-

\*) Davon wird weiter unten umständlich gehandelt werden.

maniana, quamvis in ea re minime sibi constat. Nam habet omnis et omnes accus. plur.; semel vireis u. s. w.

Auf den IV. und V. dieser Punkte werden wir nicht näher eingehen, weil der erstere nur allgemeine Auflagen ohne bestimmte Angaben von Einzelheiten, auf deren Beleuchtung man sich einlassen könnte, enthält, der letztere aber an sich zu unbedeutend ist; dagegen wollen wir, was auch für unsern Zweck vollkommen hinreichend wird, die ersten drei Punkte desto ernstlicher besprechen.

I. 1. Lib. I. 9, 6. hat Herr Drelli nach Amerbach (A) in den Text gesetzt: *cujus tantum prioris excessit vel magnitudine regis Persei, vel specie simulacrorum vel modo pecuniae, ut his miliens centiens sestertium aeario contulerit, his et ante actorum comparationem amplitudine vicerit.*

Die Ed. princ. (P.) gibt folgende Abweichungen: *prioreis; his milies centies S-H; his, et omnium ante actorum etc.* Buzer schweigt und bestätigt somit! stillschweigend die Angabe der Editio princeps. —

Diese Stelle nun ist, wie sie nach A vorliegt, nicht ein locus praeclare emendatus (denn sie ist unverständlich); auch nicht ein locus . . . suppletus (denn sie giebt nicht mehr, sondern weniger als P.); sie ist also nach Drelli's Ausdruck und Meynung durch eine Corruptel von solcher Art entstellt, daß daraus doch die richtige Lesart von selbst hervorgeht. Wie so? Darauf antwortet Hr. Drelli: „Ex Rhenani interpolatione omnium his idem dicitur. Contra ex nostra conjectura priores omnis (pro A. prioris) et lectione A. prodi sententia Vellejo digna: „priores omnium aliorum et ante a se actos vicit his omnibus rebus supra memoratis.“ Wer der Hand angenommen, daß durch Herrn Drelli's Conjectur unsere Stelle vollkommen gut hergestellt sey,

was will er doch hieraus für die Vorzüglichkeit seines Amerb. Coder schließen? P. hat (nach Drelli) ein omnium zu viel, A. dagegen ein omnis zu wenig; der Vorzug des letzteren müßte also nur darin bestehen, daß er bloß 2 Sylben wegließ, indeß P. drey Sylben, respective um einen Buchstaben mehr einschaltete als er, und das so verlängerte Wort an eine andere Stelle versetzte. Auf jeden Fall hat keiner von beyden recht abgeschrieben! Zudem, was hätte den Rhenanus darauf führen können, oben ein omnis zu streichen und weiter unten ein der Stelle nicht aufhellendes omnium einzuschwärzen? Was soll den wackeren, sonst so genauen Censor Buzer bestimmt haben, ein solches willkürliches Umstellen und Umdändern der Worte des Murbacher Coder ungeahndet hingehen zu lassen? Lauter unbegreifliche Dinge! über welche Herr Drelli weder Aufschluß gegeben hat, noch jemals geben wird.

(Fortsetzung folgt.)



Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Eckermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweyter Theil. 360 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

Der Herausgeber dieser zwey Bände, der uns in der Einleitung zum ersten S. 1 bis 34 mit dem Gange seiner Schicksale und seiner Bildung auf eine ebenso bescheidene als ansehnliche Art bekannt macht, erweist sich durchweg als den Mann, der ganz berufen war, die hier gegebenen Apophthegmen aufzufassen, sie zu sammeln und zu sichten. Neben der Begeisterung für den bewunderten Mann so viele Wahrheitssiebe, neben der Anerkennung des überlegenen Geistes so viel Trieb, selbst zu forschen, dazu eine gewissenhafte Pietät und das überall durchscheinende Bestreben, mit den vertraulichen Aeußerungen, die aus einem solchen Munde immer mit einer Art apodiktischer Macht in die Welt gehen, nur



zu nützen, nicht zu necken oder zu kränken — das sind Vorzüge des Herausgebers, die den Beruf zu vorklegendem Werke vollkommen beglaubigen. Denn um nur von dem einen dieser Vorzüge etwas weiteres zu bemerken, es sind Stellen genug in diesen Gesprächen, denen man es ansieht, daß ein Herausgeber, der weniger zart fühlte, das nur vollständig geben durfte, was Göthe über Personen und Bücher gesagt hatte, um mit dem Buche noch wehr Aufsehen zu machen, als wirklich geschehen ist. Es ist ungeachtet mancher scharfer Urtheile durchgängig in dem Buche eine wohlthätige Milde, die zwar allerdings größtentheils auf Rechnung von Göthe's Gutmeytheit und Feinheit, doch aber auch, nach der Natur vertraulicher Mittheilungen, vielfältig auf die des Herausgebers kommt: was man nicht nur da und dort in diesen Gesprächen durchfühlt, sondern auch durch Vergleichung mit Göthe's andern Aussprüchen, besonders in dem Nachlaß, deutlich erkennt.

Die Gegenstände, welche in diesen Gesprächen erschellen, sind von der mannfaltigsten Art, so daß das Buch schon darum sich zu belehrender Unterhaltung vorzüglich eignet. Um zu zeigen, wie groß diese Mannfaltigkeit ist, will Ref. nur die meisten der Stellen anführen, in denen G. von deutschen und ausländischen Dichtern spricht. Von Schiller, der unter den ersten verdienstermaßen am ersten genannt wird, spricht er, und zwar oft in längerer Rede, I. 88. 195. 295. 305. 345. 380. II. 11. 42. 75. 88. 90. 129. 158. 186. 196. 315. 346. Von Lessing I. 226. 340. 352. II. 328. Von Klopstock I. 165. Von Wieland I. 195. 344. 384. II. 195. Von dem Grafen Platen I. 95. 141. II. 261. Von Rückert I. 85. Von Tieck I. 145.; wovon auch werkwürdig ist, daß G. nach II. 50. wegblieb, als T. in G's. eigenem Hause vorlas. Von Bürger I. 220. Von Kosewiz I. 67. 140. 241. Von Zimmermann I. 98. Von Liedke I. 120. Von Ifland I. 140. 241. Von Fouwald I. 200. Von Cr. Schübe I. 249. Von Dossens Luise II. 260. Von Mathisen I. 325. Von Jouqué II. 15. — Von Lord Byron I. 65. 115. 175. 191. 199. 202. 235. 247. 254. 305. 362. II. 51. 262. 303. Von Walter Scott I. 192. 330. II. 15. 27. 302. 304. 308. Von Shakespeare I. 205. 251. 252. 327. 353. II. 150. Von Milton II. 180. — Von Dante I. 174. Von Manzoni I. 278. 326. 371. 374. — Von Calderon I. 219. 251. — Von Molière I. 219. 241. 251. Von Voltaire I.

227. II. 49. 66. 158. 169. 324. Von Viktor Hugo I. 278. Von Vécanger I. 280. 310. 315. 324. II. 92. 301. 341.

Wo G's. ungemeine Beobachtungsgabe, verbunden mit reger Theilnahme an den Sachen, schon früher ein Urtheil gebildet hat, das jetzt als volles und gesichertes Eigenthum in diesen Gesprächen erscheint, da sind diese voll Kraft und Leben. Im ersten Bande, wo er nöthig findet, das Verlangen des Herausgebers nach vielseitiger Bildung noch zu regeln, sind seine Ermahnungen zur Einseitigkeit in der Thätigkeit besonders häufig und eindringlich. „Metall,“ sagt er S. 112, „treibt man auf Akademien viel zu viel, und gar zu viel unnützes. Auch behnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, ben weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneykunde gehörig, vorgelesen, und der Mediciner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zerstreute Anforderungen ab, und beschränkt sich auf ein Fach und wird thätig in Einem.“ Ebenso S. 119: „das Vernünftige ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist, und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere, das Seinige zu thun.“ Als der Herausgeber erzählte, wie ihm der Antrag gemacht worden sei, unter sehr vortheilhaften Bedingungen für ein englisches Journal monatliche Berichte über die neuesten Erzeugnisse deutscher schöner Prosa einzureichen und daß er sehr geneigt sei, das Anerbieten anzunehmen, wurde G. verdrüsslich, und sagte I. 171: „ich wollte, Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelassen. Was wollen Sie sich mit Dingen befassen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Klätzungen Ihrer Natur ganz zuwider sind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat seinen Werth und seinen Cours, aber um jedes zu würdigen, muß man den Cours kennen. Mit der Literatur ist es nicht anders. Sie wissen wohl die Metalle zu schätzen, aber nicht das Papiergeld. Sie sind darum nicht hergekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht sein, und Sie werden die Sachen vernichten.“ Dagegen, wenn er gerecht sein wollte, müßte er nicht bloß das Neue ganz lesen, sondern auch das Frühere, Besseres und Geringeres, ja auch alle Zeitschriften, nach würde dann erst noch nicht frene Hand haben, das Schlechte schlecht zu nennen. „Nebenhandt hüten Sie sich vor Zerplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen.“ Noch Ansehnlicheres hierüber Seite 211 bis 217.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Februar.

Nro. 38.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Patereuli quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joanni Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

II. Von den sieben unter der Rubrik „Firmata VV. DD. conjecturae egregiae“ oben angeführten Stellen ist

1. lib. II. 26, 3. „se ipsa transfixit,“ was A. darbietet, selbst nichts anders als eine Conjectur, aber eine treffende Conjectur Amerbachs; denn der Murb. Cod. enthielt sicherlich se ipsa m (oder wenigstens seipsā, mit einem Querstrich über a) wie dieß Editio princeps und Burers Stillschweigen bezeugen.

2. In lib. II. 36, 6. wo A. „Creta . . . libertatis finem multata est. Syria etc.“ schreibt, Editio princeps dagegen „— sine multata. Et Syria“ darbietet, ohne daß Burer Einsprache einlegt, hat A. etwa aus finemultata des Murb. Cod. fälschlich finem mult. gemacht, dagegen das et durch glückliche Conjectur in est verwandelt und darnach dann interpungirt.

3. In lib. II. 47, 3. hat A. wie P. fälschlich coërtionem geschrieben, statt des dem Murb.

Cod. von Burer ausdrücklich viadicirten coërtionem; dagegen hat er (A.) statt des von Burer stillschweigend anerkannten exercuit der Editio princ. wieder durch Conjectur das richtige exercuit getroffen.

4. Eben so ist wiederum in lib. II. 120, 2. ultro, statt des in der Ed. princ. gegebenen ultra, so richtig von A. vermuthet, daß es der Aufnahme in den Text ebenfalls durchaus würdig ist. — Anders verhält es sich mit den 3 noch übrigen Stellen. Nämlich

5. lib. II. 15, 2. lesen wir in der Ed. princ. „quippe L. Caesare et Pompeio Rutilio cons. abhinc annos CXX. cum id malum in universa Italia ab Asculanis ortum esset, . . . ac deinde a Marsis exceptum, in omneis penetrasset regiones, arma adversus Rhomanos cepit etc.“, ohne daß Burer zu den angeführten Worten irgend eine Berichtigung angeführt hat. A. gibt unrichtig abhinc annis, und hat (dieß der Punkt, um den es sich hier handelt) die Worte in universa Italia, ohne in, anders gestellt, als Rhenanus, nämlich: „abhinc ann. CXX. universa Italia, cum id malum ab Asculanis ortum esset, etc.“ Nun kann zwar allerdings die Lesart der Ed. princ. nicht als von Velleius stammend angenommen werden, und dagegen die Lesart des Cod. A. gewährt guten Sinn; doch ist diese weiter nichts als — ein Conjecturalversuch, wodurch Amerbach der im Murb. Cod. verdorbenen Stelle eben so aufhelfen wollte, wie später Putmann gethan hat. Denn eine solche Abweichung von seinem

Coder hätte sich Nhenanus in keinem Falle erlaubt und in dem vorliegenden um so weniger, da er durch dieselbe nicht etwa Unverständliches in Verständliches, sondern umgekehrt Verständliches in Unverständliches würde ungewandelt haben; und wäre auch Nhenanus so unbesonnen gewesen, einen solchen Fehler zu begehen, so würde Burer ihn und uns darauf aufmerksam gemacht haben. Da indeß unsere Stelle unstreitig einer Nachhilfe durch Conjectur bedürftig ist, so wollen auch wir es versuchen, der Amerbach-puteanischen eine andere Vermuthung gegenüber zu stellen, welche, etwas tiefer eingehend, jene als oberflächlich gemacht darstellen dürfte. Nach unserer Meynung fehlt der Stelle der nöthige Gegensatz zu *universa Italia*; denn Velleius wollte sichtbarlich nach seiner Art sich ungefähr so ausdrücken: „das Uebel begann in einem entlegenen Winkel Italiens bey den Askulanern, griff dann von Landschaft zu Landschaft so um sich, daß zuletzt das gesammte Italien gegen Rom in den Waffen stand.“ Demnach schlagen wir vor: „— quippe L. Caes. et P. Rutilio coss. abhinc annos CXX., cum id malum in ultima Italia ab Asculanis ortum esset . . . ac deinde a Marsis exceptum in omnes penetrasset regiones, universa Italia arma adversus Romanos cepit.“ So begreift man, wie, wenn einmal (nicht ohne Veranlassung) *ultima It.* in *universa It.* übergegangen war, eben dieses *universa It.*, als scheinbar fehlerhafte Wiederholung, weiter unten weggelassen und somit die ganze Stelle in die jetzige Vulgata verdorren wurde. Zur Rechtfertigung unsers Ausdruckes nur noch dies: *Asculum* lag im *Picenum*; dieses selbst am Ende, im nordöstlichen Winkel des eigentlich sogenannten Italiens an der Gränze gegen *Gallia cisalpina*; daher richtig gesagt werden konnte: *cum id malum in ultima Italia etc.*

6. Lib. II. 27, 5. gibt A. „— (Marium) concurrentem mutuis ictibus cum minore fra-

ter Telesino . . . occubuisse prodiderunt;“ indeß P. *cum minore fratre Telesino* schreibt, und Burer nichts dagegen einwendet. Halten wir den Grundsatz fest, daß das Zeugniß zwey tüchtiger Gewährsmänner höher geachtet werden müsse, als das eines einzigen minder tüchtigen, so müssen wir annehmen, daß Amerbachs *frater* als ein Schreibfehler von ihm (er hat deren gar viele gemacht) in den Text gekommen sey. Hr. Drelli ganz anders; er schließt so: (aus dem, was mein Amerbach geschrieben hat) „*statim apparet, verissimam esse Lipsii emendationem cum minore Telesino.*“ Und um dieß begreiflich zu machen, fügt er bey: „*Superscripserat aliquis glossator frater, quod alius in seriem verhorum recepit.*“ Dieß heißt nach uns, eine schlechte Sache schlecht vertheidigen. Welcher Glossator hätte je über ein Wort im Ablativ in einfaches Erklärungswort im Nom. geschrieben? Welcher auch noch so beschränkte Glossator hätte nicht bemerken müssen, daß seine Glosse *frater* über den Worten *cum minore Telesino*, ohne Bestimmung, wer der Bruder sey, und wessen Bruder, gar nichts erklären, sondern nur allenfalls die Leser zu dem Zweifel veranlassen könnte, ob vielleicht Marius einen jüngern Bruder, Namens *Telesinus* gehabt habe? Viel einfacher und wohl auch richtiger hätte Hr. Drelli die *Vulgata* selbst, anstatt sie noch mehr zu verderben, etwa so verbessern können: „*cum minore fratre Telesini;*“ denn dieß war der Jüngling, von welchem unsere Stelle erzählt, ein jüngere Bruder des *Telesinus*, dessen unmittelbar vorher beschriebener Untergang die beyden Jünglinge *Marius* und den Bruder des *Telesinus* zur Verzweiflung getrieben hatte.

7. Lib. II. 57, 1. lautet in P.: „(Caesar) *dictitans mori se, quam timeri malle, . . . incautus ab ingratis occupatus est;*“ Burer macht dagegen keine Einwendung; A. schrieb zuerst *timere*, wie *Oudendorp* wollte, dann aber „a se-

cunda manu“ (nach Drellis Berichte) timeri. Da wir nun diesmal nicht bloß zwey Autoritäten gegen den einzigen Amerbach, sondern dazu diesen selbst noch wenigstens als halbe Autorität gegen sich selbst haben, so sollten wir timeri für hinreichend geschügt halten. Aber nein! Hr. Drelli nimmt das von seinem Gewährsmanne selbst verdächtige timere in den Text und zählt die so verdorbene Stelle unter diejenigen, durch welche Amerbach treffliche Conjecturen verschiedener Gelehrten bestätigt haben soll! An die Natur der Sache dürfen wir kaum erinnern, daß nämlich der milde Cäsar den Rath der Vertrauten, „ut principatum armis quaesitum, armis teneret,“ mit den Worten zurückweisen mußte: „mori quam timeri malo,“ wenn Aufforderung und Erwiderung auf einander passen sollten. Solche Dinge verstanden Cäsar und Velleius so gut, ja vielleicht besser, als wir.

So sehen wir denn, daß auch diese zweyte Partie von Beweisstellen für die vorzügliche Güte der Amerbachischen Handschrift nicht nur das nicht beweisen, was sie sollen, sondern vielmehr deutlich zeigen, daß Amerbach in seine Abschrift des Murb. Codex nicht selten statt des achten Textes (theils treffende, theils entstellende) Conjecturen eingeführt und uns somit an seiner diplomatischen Treue zu zweifeln selbst berechtigt hat.

Wir kommen endlich zu dem 3ten der Punkte, welche wir vorläufig umständlicher zu besprechen oben uns anheischig gemacht haben, nämlich zu den

III. tacitae Rhenani interpolatio- nes detectae; wobey wir selbst entdeckt zu haben glauben, daß Herr Drelli die zwey Ehrenmänner Rhenanus und Burer ohne allen Grund schwer verunglimpft, seinem Liebling Amerbach durch Aufdeckung arger Nachlässigkeitsünden eher geschadet als genügt, sich selbst aber wenig Ehre bereitet habe. Nämlich

1. Lib. I. 9, 3. lesen wir in P.: „Tum senatus populusque Romanus L. Aemilium Pau-

lum, . . . . virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest, consulem creavit, filium ejus Pauli, qui ad Cannas . . . . mortem obierat.“ B. bemerkt zu der Stelle, daß im Murb. Cod. nicht mortem, sondern morte stehe, sonst kein Wörtchen; A. dagegen hat die Worte: consul. creavit gar nicht. Und eben diese Worte erklärt daher Hr. Drelli ungeschent für eine aperta Rhenani interpolatio, die noch obendrein grundsalsch sey; „Senatus enim nullae partes sunt in creando consule. Potius vv. ei bello praefecit, vel destinavit ei bello gerendo (cap. 12.) vel similia exciderunt post v. Romanus aut in fine clausulae.“ Wie doch soll man sich ein solches Verfahren Hr. Drelli's erklären? — Die vorliegende Satzreihe nach P. ist an sich so beschaffen, daß man darin weder durch ein Zuviel, noch durch ein Zuwenig, auf irgend eine Weise gestört wird; B. bemerkt ein m zu viel, und müßte demnach zwey ganze Worte zuviel in der vorhergehenden Zeile doch wohl auch bemerkt haben; da er dieß nicht gethan hat, müssen wir annehmen, daß diese 2 Worte im Murb. Cod. wie in der Druckausgabe eben so gewiß vorhanden gewesen sind, als jenes m der Ausgabe in der Handschrift nicht gewesen ist. Oder wo ist der Grund zu einer gegentheiligen Annahme? „Weil Amerbach diese Worte nicht hat.“ Amerbach, entgegen wir, hat auch sonst gar viele Worte, ja ganze Sätze und ganze Zeilen, welche (selbst nach Hrn. Drelli's Zugeständnisse) der Murb. Cod. enthielt, in jugendlicher Eilfertigkeit und Nachlässigkeit in seine Abschrift aufzunehmen vergessen; warum könnte ihn eine solche Kleinigkeit von Versehen nicht auch an unserer Stelle begegnet seyn? Ferner, Hr. Drelli selbst findet sich genöthigt, in den mangelhaften Amerbachischen Text 3 — 4 Worte einzuschalten, um ihn genießbar zu machen.

(Fortsetzung folgt.)



Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Czekermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweyter Theil. 360 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

(Fortsetzung).

„Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse; allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und, um sich von der kurzsichtigen Masse als wichtige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu, und ist ihnen nichts heilig.“ I. 240: „Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectio, dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende; denn sie ist eine subjectio.“ Hiezu II. 325: „Niebuhr hat Recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinnen; denn worin besteht die Barbaren anders, als darin, daß man das Wortesflüchtige (es war von den Urtheilen junger Künstler in Rom über Raphael und Tizian die Rede) nicht anerkennt?“ Als davon gesprochen wurde, daß sogar auch in Berlin schlechte Stücke auf die Bühne kommen, sagte er I. 268: „Wie soll dieß auch anders seyn? Es ist freilich keine Frage, daß man nicht mit Hälfte der guten englischen, französischen und spanischen Stücke ein so gutes Repertoire zusammenbringen sollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein, wo ist das Bedürfnis in der Nation, immer ein gutes Stück zu sehen? Die Zeit, in welcher Aeschylus, Sophokles und Euripides schreiben, war freilich eine ganz andere: sie hatte den Geist hinter sich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beste. Aber in unsrer schlechten Zeit, wo ist denn da das Bedürfnis für das Beste? Wo sind die Organe, es anzunehmen? Und dann, man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publikum ist überall daselbe. Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geschrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis sechs durchaus schlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entschädigt wird.“ „Man muß“ sagt er II. 44., „das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Encyclopädiën, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrthum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich, im Geißel der Majorität, die

auf seiner Seite ist.“ II. 64: „Das Schwache ist ein Charakterzug unsers Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, daß es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen los zu werden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist mit wenigen Ausnahmen alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser.“ II. 261: „es ist immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn sie so ins Kleinliche des Technischen geht, und eben so ist es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es sich mit dergleichen befaßt.“ II. 268: „Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen läßt, ob es so ist durch die Zeugung, oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung.“ Noch stärker als manche dieser Aeußerungen ist, was er Xenokl. II. zweyte Abth. am Ende des Artikels über Roger Bacon sagt.

Es ist oben eine Stelle angeführt worden, woraus man sieht, wie sehr G. die Leistungen anderer Dichter anerkennt, und wie wenig er meint, was wohl Andere schon gefürchtet haben, daß mit ihm die klassische Zeit deutscher Dichtkunst abgeschlossen worden. In den Stellen, wo er von einzelnen Dichtern auch neuerer Zeit spricht, sieht man diese Anerkennung noch schöner und stärker ausgesprochen. Dennoch findet er die meisten Poesien, die ihm in seinen alten Tagen vor Augen kommen, durch denselben Geist verkümmert, der ihm an der ganzen Zeit nicht gefallen will. „Ich will nicht untersuchen“, sagt er I. 298, „woher unsrer jetzigen Jugend die Einbildung gekommen, daß sie dasjenige als etwas Angebornes bereits mit sich bringe, was man bisher nur auf dem Wege vieljähriger Studien und Erfahrungen erlangen konnte, aber so viel glaube ich sagen zu können, daß die in Deutschland jetzt so häufig vorkommenden Aeußerungen eines alle Stufen allmählicher Entwicklung fast überschreitenden Sinnes zu künftigen Meisterwerken wenig Hoffnung machen. — Niemand denkt daran, sich von einem Werk der Poesie auf seinem eigenen Wege fördern zu lassen, sondern jeder will sogleich wieder daselbige machen. — Es ist fern kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, sondern man trachtet nur, wie man sein eigenes Selbst bemehlich mache und es vor der Welt zu möglichstster Evidenz bringe. Dieses falsche Bestreben zeigt sich überall, und man thut es den neuesten Virtuosen nach, die nicht sowohl solche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer keinen musikalischen Genuß haben, als vielmehr solche, worin der Spielende seine erlangte Fertigkeit könne bewundern lassen. Überall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe sein eigenes Selbst zurücksetzt.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Februar.

Nro. 30.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Woher aber das Recht zweifach Beglaubigtes anzustreifen, um für völlig Unbeglaubigtes, das man einschwärzen will, Raum zu gewinnen? „Aber das, was Du zweifach beglaubigt nennst, ist un-römisch, kann also nicht bestehen, sondern muß durch Anderes, ächt Römisches ersetzt werden.“ Angenommen, daß der beanstandete Ausdruck an unserer Stelle un-römisch klinge, so folgt daraus — nicht, daß Nhenanus seinen Codex interpolirt habe, sondern höchstens nur dies, daß der Cod. Murb. selbst, wie anderwärts, so auch an dieser Stelle, verdorben gewesen sey und einer Besserung bedürfte. Und dieß könnten wir, nach gelungener Ehrenrettung Nhenanus' und Burer's, Hrn. Drelli allenfalls einräumen; doch wollen wir uns auch in diesem Sinne gegen seinen Vorschlag und für den vulgaten Ausdruck noch einige Bemerkungen erlauben. Da Hrn. Drelli laut seiner Anmerkung, in dem fraglichem Ausdrucke die Erwähnung des Römischen Senates, „cujus nullae sunt partes in creando consule,“ belästigte, so hätte

er ja von den 4 Buchstaben S. P. Q. R. nur den ersten und dritten über Bord werfen dürfen, um zu behalten, was er brauchte und foderte, nämlich P. R. i. e. populus Romanus! Warum denn die ganze Phrase wegwerfen, und dieß ohne sie durch Gleiches oder Besseres zu ersetzen? Die von Hrn. Drelli empfohlenen Phrasen sagen nämlich wohl, daß Paulus zur Führung des macedonischen Krieges bestimmt, aber nicht, daß er zum Consul erwählt worden sey; Vellejus aber wollte vielleicht gerade die Erwählung des Paulus zum Consulate hervorheben, weil daraus, als aus dem antecedens, die Bestimmung zur Führung jenes Krieges, als das consequens, jedem Leser vor selbst in den Sinn kommen mußte, indeß umgekehrt nicht folgt, daß derjenige, dem die Führung eines Krieges übertragen werden, vorher auch zum Consulate erhoben worden sey. Aber selbst der Ausdruck „S. P. Q. R. L. Aemilium Paul. consulem creavit“ scheint uns aus Vellejus' Munde nicht befremden zu dürfen, da derselbe auch weiter unten in seiner Geschichte (Lib. II. 30, 5.) sich in ähnlicher oder vielmehr gleicher Sache eines ähnlichen oder gleichen Ausdruckes bedient: „quem virum (Pompejum) quis non miretur . . . iniquo tulisse animo C. Caesaris in altero consulatu petendo senatum populumque Romanum rationem habere?“ Und endlich, wenn Tacitus (Annal. I. 15. init.) berichtet: Tum (unmittelbar nach Tiberius' Regierungs- = Antritt) primur. e campo comitia ad patres translata sunt etc.“ d. h., wenn seit Tiberius' Regierungs- = Antritte das

früher vom Volke ausgeübte Wahlrecht auf den Senat übertragen worden war: so konnte ja Vellejus gar wohl in der Ausdrucksweise seiner Zeit, oder Neues und Altes vereinigend, von der Ernennung eines Mannes zum Consul ganz buchstäblich wahr so sprechen, wie er in unserer Stelle von der Ernennung des Memilius Paulus zum Consul nach der Ed. princ. gesprochen hat. Sollte Hr. Drelli uns auch dies als richtig einräumen müssen, so hätten wir nicht nur Rhenanus und Buzerius Ehre gegen seinen Angriff gerettet, sondern auch zur Ehre des Murb. Cod. für diesen Fall darzuthun, daß er wortwörtlich ganz richtigen Text darbiete, wenn er sagt: „Tum senatus populusque Romanus L. Aemilium Paulum . . . consulum creavit.“

2. Lib. I. 9, 6. Diese Stelle haben wir oben (I. 1.) schon behandelt, und daselbst darzuthun, daß omnium als Interpolation von Rhenanus zu verwerfen, durchaus kein Grund gegeben sey, sondern, daß man vielmehr mit Beybehaltung desselben die verdorbene Stelle auf andere Weise berichtigen könne und müsse, so wie, daß bey gehöriger Deutung und Behandlung der Stelle durch omnium keineswegs bloß zum zweytenmale gesagt werde, was vorher durch priores schon einmal gesagt worden sey.

3. Lib. II. 49, 5. lautet nach der Ed princ. „Ut deinde spretis omnibus, quae Caesar postulaverat, tantummodo contentus cum una legione titulum retinere provinciae privatusque in urbem venire, et se in petitione consulatus suffragiis P. R. comittere decrevere: ratus bellandum Caesar c. ex. Rubiconem transiit.“ A. gibt „legione ne retinere,“ alles Uebrig wie P.; Buzer bemerkt bloß zu c. decrevere: „ex. vet. sic habet, ut legend. existimem, committere decreverat“ — d. h. er giebt eine Conjecturalvermuthung ähnlich der von Rhenanus am Rande beigesetzten „decreverit.“ Nach

Hrn. Drelli ist das durch Buzers Stillschweigen bestätigte „cum una legione titulum retinere provinciae“ der Ed. princ., (weil sein Amerbach titulum nicht hat) ex interpolatione Rhenani Germanismum redolente in die Ed. pr. gekommen. „Non enim titulum sive nomen Proconsulis Galliae Cisalpiniae retinere sed ipsam provinciam obtinere cum imperio voluit, ut tradit Suetonius. Caes. 29. Cum adversariis autem pepigit, ut dimissis octo legionibus Transalpinaeque Galliae duae sibi legiones et Cisalpina provincia vel etiam una legio cum Illyrico concederetur, quoad consul fieret.“ Somit setzt er, um die Interpolation Rhenanus wegzuschaffen, in die Reihe der textwürdigen Worte: „Ut deinde spretis omnibus, quae Caesar postulaverat, tantummodo contentus cum una legione retinere provinciam, privatus in urbem veniret, et se in pet. cons. suffrag. P. R. committeret, decrevere, etc.“ — Nach des Ref. Meynung muß auch hier wieder angenommen werden, daß Amerbach bloß aus Uebereilung ne eingeschoben und titulum weggelassen, Rhenanus dagegen den Text des Murb. Cod. getreu gegeben und Buzer deswegen nichts dagegen einwendet habe. Diese für einen gründlich und nach festem Princip verfahrenen Kritiker unvermeidliche Annahme führt dann, da der Text Amerbachs so wenig und noch weniger als der des Rhenanus für Vellejus Hand erkannt werden kann, zunächst zu der ebenfalls zuverlässigen Annahme, daß der Murb. Cod. selbst auch hier wieder verdorbenen Text überliefert habe. Und damit sind wir dann zu der Aufgabe getrieben, dem corrupten Texte durch Conjectur zu Hilfe zu kommen. Diese Aufgabe hat Hr. Drelli dadurch zu lösen gesucht, daß er a.) das nach ihm von Rhenanus eingeschmuggelte titulum nebst dem ne seines Amerbachs ausstieß, dann b.) provinciae (gegen A. und P.) in provin-





sie zuletzt als Männer zur Einsicht des Vortrefflichen gelangen, was da ist, und über die Jahre erschrecken, die sie in einer fasschen, höchst unzulänglichen Bestrebung verloren haben. Ja viele kommen zur Erkenntniß des Vollendeten und ihrer eigenen Unzulänglichkeit nie und produciren Halbheiten bis an ihr Ende.“ I. 67: „Geist und irgend Poesie kann man den neueren tragischen Dichtern nicht abprechen; allein den meisten fehlt das Vermögen der letzten lebendigen Darstellung; sie streben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte sie in dieser Hinsicht forcirte Talente nennen.“ I. 169: „Der Mehrzahl unserer jungen Poeten fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjectivität nicht bedeutend ist und daß sie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wissen.“ I. 186: „Unsere Dichterrinnen möchten immer dichten und schreiben, so viel sie wollten, wenn nur unsere Männer nicht wie Weiber schreiben! Aber das ist es, was mir nicht gefällt. Man sehe doch nur unsere Zeitschriften und Taschenbücher, wie das alles so schwach ist, und immer schwächer wird!“ I. 239: „Wenn einer singen lernen will, sind ihm alle diejenigen Töne, die in seiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in seiner Kehle liegen, sind ihm anfänglich äußerst schwer. Um aber ein Sängler zu werden, muß er sie überwinden, denn sie müssen ihm alle zu Gebote stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. So lange er bloß seine wenigen subjectiven Empfindungen ausdrückt, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu seyn, wogegen aber eine subjective Natur ihr Wissen Inneres bald ausgeprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht.“ I. 243: „Das ganze Uebel entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht.“ Bey einem Gespräche über die Bedeutung der Ausdrücke klassisch und romantisch sagte G. I. 92: „mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen, der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nebelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es

alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist.“ Er spricht noch einmal über diese Unterscheidung II. 205, wo er eine historische Erläuterung darüber giebt. Auch das ist, wenn gleich in besonderer Form, ein allgemeines Urtheil, was G. II. 128 von einem übrigens wohlgeleiteten Gedichte sagt: es sey bloß mental; denn es drückt das Wesen einer großen Anzahl von Erscheinungen in der schönen Litteratur treffend aus. Ebenso giebt ihm Vossens Luise Anlaß, ein anderes Uebel zu bezeichnen, II. 260: „die früheren Ausgaben jenes Gedichtes sind in solcher Hinsicht (auf Perioden und Metrum) weit besser, so daß ich mich erinnere, es mit Freunden vorgelesen zu haben. Später jedoch hat Voss viel daran gekünstelt, und aus technischen Gründen das Leichtere, Natürliche der Verse verdorben. Ueberhaupt geht Alles jetzt auf Technische aus, und die Herren Kritiker sagen an zu quängeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme, und nicht etwa ein ß auf ein s. Wäre ich noch jung und verwegen genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technische Gründe verstoßen, ich würde Allitterationen, Assonanzen und falsche Reime, Alles gebrauchen wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptsache losgehen, und so gute Dinge zu sagen suchen, daß jeder gereizt werden sollte, es zu lesen und auswendig zu lernen.“

Was G. in diesen Gesprächen über seine eigenen Werke sagt, z. B. I. 70. 91. über die Elegie aus Marientbad, I. 117. über die Elegie aus Rom, I. 126 über Götz von Berlichingen, I. 142. 311. II. 60. über die Wahlverwandtschaften, I. 154. 266. 334. II. 44. 85. 316. 342 über die Farbenlehre, I. 159. II. 334. über sein autobiographisches Werk, I. 185. 207. 247. 316. 365. II. 62. 131. 170. über Faust, I. 183. 327. II. 75. über Egmont, I. 194. II. 89. über Hermann und Dorothea, I. 194. 250. II. 9. über W. Meister, I. 195. über die Xenien, I. 229. über Alexis und Dora, I. 247. II. 100. 115. über Werther, I. 284. über den w. o. Divan, I. 285. 299. 213. 318. 329. über die Nouvelle (wobei ein ihm eigenthümlicher Sprachfehler S. 319 vorkommt: eine sich ereignete Begebenheit der Herausgeber macht denselben Fehler II. 300.) II. 58. über Iphigenie und Tasso, II. 46. 65. über kleinere Gedichte u. a. m., das dient alles dazu, die Intentionen des großen Dichters auf verschiedene Art ins Licht zu stellen. Ebenso sind seine Urtheile über deutsche und ausländische Litteratur im Allgemeinen, über politische Charaktere und Zustände, über bedeutende Personen, über Kunst und Künstler, über das Theater, letzteres besonders I. 242., höchst anziehend und belehrend.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. Februar.

Nro. 40.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Paternuli quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.  
2. C. Velleji Paternuli quae supersunt etc.  
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joanni Hamburgensis collaborator etc. —  
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

4. Lib. II, 78, 1. Text nach P.: „Hoc tractu temporum Octaviam . . . . M. Antonius duxit uxorem. Redierat Pompeius in Siciliam: Antonius in transmarinas provincias: quas magnis momentis Labienus etc.“ Vurers Stillschweigen bestätigt Alles ohne Ausnahme. In A. fehlt redierat. Herr Drelli sagt darüber: „Redierat videtur inculcatum ab Rhenano; siquidem non intelligo, cur Vellejus ipse haec memorasset de Pompeji in Siciliam reditu, qui tamen, ut est supra, Murcum in Sicilia interfecerat etc.“ Dann vermuthet er die Worte „Pompejus in Sicilia“ könnten weiter oben, „Antonius“ aber eben hier bey unserer Stelle am Rande beygesetzt worden seyn, und schließt endlich so: „Quibus omnibus pensitatis Suspicio sic fere fuisse: duxit uxorem mox reversus in transmarinas provincias.“ Welches gewaltthätige Verfahren! Welche gängliche Verachtung aller Grundsätze einer

gesunden Kritik! Um eine ganz offenbare Nachlässigkeitsünde seines Amerbach zu beschönigen, beschuldigt Hr. Drelli wiederum den ehrlichen Rhenanus einer Interpolation, den treustehigen Vurer aber eines sträflichen Ueberschens, verbannt ebendrein fünf Worte aus dem Texte und schaltet zwey andre ein, und gewinnt damit weiter nichts, als — eine rein muthwillige Verstümmelung und Entstellung eines völlig gefunden Textes. Denn ganz kerngesund ist der oben angeführte Text der Murb. Handschrift nach P. Uebersieferung. Laut der vorhergegangenen Kapitel nämlich war M. Antonius aus den Provinzen jenseits des Meeres feindlich gegen Octavianus nach Italien gekommen; doch war der Ausbruch eines Krieges durch die Brundisina pax verhütet worden; jetzt kam auch der junge Pompejus von Sicilien herüber an das Vorgebirg Misenum, um mit Cäsar Oct. und M. Antonius Friedensunterhandlungen zu pflegen. Dabey räumte man dem Pompejus Sicilien und Achaia ein. Und nun fährt unser Kapitel so weiter zu erzählen fort; „Zurückgekehrt war Pompejus (von Misenum nach gendrigtem Friedensschlusse) in sein Sicilien, Antonius in seine überseeischen Provinzen, wo Labienus u. s. w.; Cäsar inzwischen suchte seine Legionen durch wiederholte Feldzüge in Illyricum und Dalmatien zu beschäftigen, u. s. w.“ Alles in so vollkommener Ordnung, daß man gar nicht einseht, wie Vellejus besser und natürlicher hätte erzählen können. Wie H. Drelli dazu kam, an der wiederholten Nennung Siciliens Anstoß zu nehmen, mag er selbst wissen, wir können es nicht be-

greifen. Denn die Erzählung: „Pompejus kam (von Sicilien herüber) nach Italien, um mit Cäsar und Antonius Frieden zu schließen. Durch diese seine Ankunft (in Italien) brachte er dem Vaterlande nur allein den Vortheil, daß er mehreren Proscribirten, die zu ihm sich geflüchtet hatten, z. B. einem Nero Glaudius, einem M. Silanus u. aa. Rückkehr und Leben ausbedung und sie dem Staate wieder herstellte; indeß er den Statius Mureus (schon vor diesem Friedensschlusse) in Sicilien getödtet hatte. Als hernach Pompejus wieder nach Sicilien, Antonius in die überseeischen Provinzen zurückgekehrt war, unternahm Cäsar u. s. w.“ Diese Erzählung sagen wir, Klingt uns so vernünftig an, daß wir uns jede Aenderung daran aus Furcht verbitten müssen, sie möchte uns dadurch unvernünftig gemacht werden.

5. Lib. II. 35, 5. Text nach P.: „Fuit . . . in confesso, milites optimi imperatoris, imperatorem fugacissimi militis functum officio. videbit e suo an Cleopatrae arbitrio victoriam temperatus fuerat, qui ad ejus arbitrium direxit fugam.“ Burer zeigt keine Abweichung vom Murbach. Cod. an. A. gibt: „— functum videbitis ne an Cleopatrae etc.“ und am Ende „qui ad ejus fugam arbitrium direxit fugam.“ Hr. Drelli annotirt: „Hic quoque deprehendimus Rhenani interpolationem. Ineptissimum autem est fugacissimi militis officium; supervacaneum et sententiae vim infringens v. s. u. o.“ Und zum lezten Sage: „ad ejus arbitrium direxit fugam P. neglecta ἀρτίστου prorsus Velleiana.“ Unter den corrupten Text stellt er als Exemplar correctum (!): „— imperatorem fugacissimi militis functum vice. Dubites ne, an Cleop. arbitrio victoriam temperatus fuerit, qui ad ejus fugae arbitrium direxit suam.“ Fuerit ist von Ruhfen entlehnt, alles Andere eigene Conjectur Hr. Drelli's. — Wir

unsers Theils müssen auch hier wieder Hr. Drelli die alte Klage entgegen singen, daß er Rhenanus und Burer ohne allen Grund angeklagt, die Nachlässigkeit seines Auerbach (welcher officio ausgelassen und fugam (hinter ejus) voreilig geschrieben hat, ohne es wieder zu tilgen) unverdienter Weise in Schutz genommen, und endlich durch seine vermeintlichen Correctionen den nur wenig verderbten Text des Murb. Cod. bis zur Unkenntlichkeit entstellt habe. Wir behaupten gegen ihn, daß bloß die Worte oder vielmehr die Buchstaben „videbites nean“ oder nach P. „videbites uo an“ entweder schon im Cod. Murb. unrichtig gegeben gewesen oder von unsern 3 Gewährsmännern unrichtig gelesen worden sind. Wir stellen diese Buchstaben so zusammen: videbites uo (oder ne = no) an, verwandeln diese monstra durch Aenderung dreier Buchstaben in gut lateinische Wörter, und berichtigen, indem wir nur noch statt arbitrio \*) schreiben arbitrium, obigen Text auf folgende Weise: „Fuit in confesso, milites opt. imperatoris, imperatorem fugac. militis functum officio. Videlicet non ad Cleopatrae arbitrium victoriam temperatus fuerat, qui ad ejus arbitrium direxit fugam!“ Herrn Drelli's Einwendung gegen „fugacissimi militis officium“ ist ganz kraftlos. Denn erstlich läßt sich von einem Feldherrn, mit Ironie wenigstens, ganz gewiß sagen: fugacissimi militis officio functus est; dann haben wir an unserer Stelle zwey Glieder neben einander gestellt, zu deren ersterem funct. officio wörtlich passend und notwendig ist, und wir werden also per zengma es auch für das letztere gelten zu lassen nicht umhin können. Die andere Einwendung Hr. Drelli's, daß bey der Lesart P. „ad ejus arbitrium direxit fugam“ eine ἀρτίστου prorsus Velleiana übersetzt sey, ist

\*) arbitrio mit einem Querscheidlein über o ist = arbitrium = arbitrium.

so grundfalsch, daß, gerade umgekehrt, in der Bulgata eine des Velleius würdige Antithese liegt („Antonius richtete seine Flucht nach Kleopatra's Belieben; er würde also nach eben demselben gewiß auch seinen Sieg gebraucht haben“), in Drellis fast unlateinischem Surrogate dagegen überhaupt keine, also noch weniger eine ächt Velleianische Antithese gegeben ist; denn, um eine Doppelantithese, wie sie ihm wahrscheinlich dunkel vorschwebte, herauszubringen, hätte Hr. Drelli allenfalls schreiben müssen: *Dubitesne, an Cleopatrae victoriae arbitrio victoriam temperatus fuerit, qui ad ejus fugae arbitrium direxit fugam!* also um gar vieles anders, als er wirklich geschrieben hat.

(Schluß folgt.)

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Eckermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweiter Theil. 360 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

(Fortsetzung.)

Dagegen zeigen auch diese Gespräche, was dasjen, wocin G. am schwächsten war, und deswegen zu keinem rechten Urtheil gelangen konnte. Er ist zwar durchaus für das Bestehende auch in der Religion, und verweist mit Entschiedenheit I. 559, die Kritik, welche durch Angriffe auf die Urkunden der Offenbarung den Glauben untergräbt; wozu man noch die Stelle Nachg. W. XIII. 79 flg. ziehen kann, in der er von dem inneren Werthe der heil. Schriften spricht; er staunt vor der Größe Gottes II. 284: „mir aber möge man erlauben, daß ich den verehere, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle Litteren enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen. Man verehere ferner den, der dem Vieh sein Futter giebt, und dem Menschen Speise und Trank so viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gesetzt hat, daß, wenn nur der willkürliche Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt,

so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzufügen vermögen. Das ist in e in Gott.“ Dieses

*Deum — ire per omnes*

Terrasque, tractatusque maris coelumque profundum; Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum Quemque sibi tenues nascentem accessere vitas — ist ein wirklicher Glaube bei ihm, wie man unter Anderm auch noch II. 313 erleben mag. Und so kann der H. G. in gewissem Sinne recht haben, wenn er II. 297 sagt: „Widerfacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihn zu klein war. Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstöhnen, aber sie würden nicht fähig seyn, ihn zu fassen.“ Aber es fehlte in Göthe's religiösen Vorstellungen die von Gott's Heiligkeit, und demgemäß der Glaube an die Nothwendigkeit der Heiligung für den Menschen. Er war ohne Zweifel kein Gegner dieses Glaubens, wie er ja überhaupt leicht jeden gewähren ließ. Aber für ihn selbst hatte die Vorstellung von Gottes Heiligkeit und von der Bestimmung des Menschen zur Heiligung kein Moment. Wie es ihm gehe, daß er in diesem Stücke dahinten bleibe, sieht man unter Andreml II. 303: „Was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türen, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch zu kurz kommen, und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nicht Alles gesagt haben.“ Gott ist ihm zu fern, gewissermaßen zu erhaben: daher giebt er gleich von vorne herein auf, sein Walten anderswo als in der realen Welt zu suchen; und da er voraus weiß, daß er's nicht bis zum Erkennen bringt, verzichtet er auch auf den Versuch des Erkennens.

Man kann nicht leicht einen deutlicheren Beweis davon finden, wie wenig wirkliche Befriedigung die Epinozistische Ansicht von Gott und Welt (s. II. 296) der Seele gewähre, und wie sehr die Ansichten über die wichtigsten Angelegenheiten da aller Begründung und alles Zusammenhangs entbehren, wo man nicht die moralischen Principien auf den Willen Gottes zurückführt, als den, welchen Göthe's Aeusserungen in vielen Stellen dieser Gespräche darbieten. Es ist ihm möglich, I. 549 flg. die mahomedanische Art der religiösen Bildung zu rühmen, und II. 265, als Hr. Eckermann in den „höhen Anforderungen“ (der hl. Schrift N. F.) an unsere moralische Willenskraft auch eine Art von kategorischem Imperativ gefunden hatte, zu sagen: „besonders finden Sie den kategorischen Imperativ des Glaubens, welches sodann Mahomet noch weiter getrieben hat.“ Wenn, wie es in der ersten Stelle heißt, die Mahomedaner durch den Glauben an die Vorherbestimmung „für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt sind, und kaum eines Weltlern bedürfen,“ wenn „bessere Lehre nichts fehlt, und wir mit allen unsern Systemen nicht weiter sind, und überhaupt Niemand



welter gelangen kann;“ wenn einer, der a priori so urtheilt, ein Resultat auf diesem Wege erlangt, dessen Gegenheil a posteriori klar ist, und ihm selbst nach seiner gewöhnlichen Betrachtungsweise klar seyn muß: so kann man das nur als einen Beweis betrachten, daß es ihm an den Principien eines Urtheils a priori selbst gefehlt, und zwar hier im besondern Falle, daß er die Bestimmung des Menschen nur einseitig aufgestellt habe. Diese Einseitigkeit entsteht aber dadurch, daß man die Bestimmung und die Pflichten des Menschen aus seiner Natur, nicht aus dem Willen Gottes ableitet. Man könnte nachweisen, daß derselbe Mangel Götthe's Urtheil über die Chinesen I. 322 fg. zu Grunde liegt: „Die Menschen denken, handeln und empfinden fast eben so wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen, nur daß bey ihnen alles klarer, reinlicher und stiller er zugeht.“ Ist hiemit gleich nur ausgedrückt, wie es dort im Roman zugehe, so erweist es doch wieder eine Einseitigkeit des Urtheils, die eines solchen Kopfes nicht würdig ist. „Man hat,“ sagt G. II. 131, „zu allen Zeiten gesagt und wiederholt, man solle trachten, sich selber zu kennen. Dies ist eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genügt hat, und eigentlich niemand genügen soll. Der Mensch ist mit allem seinen Sinnen und Trachten aufs Aeußere angewiesen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu thun, diese in so weit zu kennen, und sich in so weit dienlich zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er bloß, wenn er genießt, oder leidet, und so wird er auch bloß durch Feinde und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen oder zu meiden hat. Uebrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen; er weiß nicht woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt, und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten.“ Diese Betrachtung des Menschen als einer edeln Pflanze, welche mit dem Verzicht auch auf nur annähernde Erkenntniß Gottes, und mit dem Ignoriren der Heiligung als vornehmster Bestimmung des Menschen, eigentlich Eins ist, geht wie durch Götthe's Werke insgesammt, so auch durch diese Gespräche. Hierzu besonders II. 300. „Der Mensch hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besondern Tugenden und Fehler mit sich, die in den Epochen, wo sie kommen, durchhaus als naturgemäß zu betrachten, und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein Anderer, von dem früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Uararten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir seyn werden.“ So sagt er denn wohl I. 353, in seines Onkels Stammbuch seinen Zelters zwey Worte: lerne gehorchen das einzige Vernünf-

tige, und II. 204.: „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen;“ und was oben von seiner Ermahnungen zur Concentrirung der Thätigkeit ausgesagt worden ist, kann neben manchen andern Stellen ebenfalls gezogen werden.

Aber das Alles beweist nur eben, wie G. mit seiner Vorstellung von der menschlichen Vervollkommnung ungefähr so weit gekommen sey, als die Griechen, aber weiter nicht. Sind wir auch mit unserm moralischen Wesen ein Theil der Natur, so hat jede Individualität das Recht, das, was sie ihrer Natur gemäß findet, herauszulassen. Und wie dieses Recht gebraucht werde, das haben die letzten Jahre vielfältig gezeigt. Es ist zwar nicht billig, den Mißbrauch abgeleiteter Sätze dem zur Last zu legen, welcher den Grundsatz aufgestellt, oder durch seine Befolgung desselben und durch seine große Auctorität ihn zu Ehren gebracht hat; zumal wenn der Mann gegen die Anwendung der abgeleiteten Sätze wenigstens mittelbar protestirt. Dieses Vorgehen hat G. verschiedentlich gethan, da er I. 115. zwey seiner Gedichte, die er dem Hg. zeigt, von der öffentlichen Mittheilung anschiebt, weil der Dichter sich in Acht zu nehmen habe, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Vergnügen gebe; und da er II. 92 über die Gesangsweise Veranagers, dessen Gedichte theilweise früher wenigstens als Merkwürdigkeit gerühmt werden, sagt: „es geschieht ihm ganz Recht. Seine letzten Gedichte sind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König und Staat und friedlichen Bürgerinn seine Strafe vollkommen verdient.“ Aber beklagen muß man es, und zwar auch um des Dichters selbst Willen, daß die, welche den Mißbrauch trieben, den Grundsatz gerade bey ihm vorgefunden, daß sein Ansehen theils sie selbst ermutigt, theils ihnen den Andern Eingang verschafft hat. Daß der Dichter vielmehr berufen sey, im positiven Sinne etwas zu wirken, und anzubringen, hat G. selbst II. 357. anerkannt: „Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engbergige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Schwarm zu reinigen, und dessen Gefinnungs- und Denkwiese zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun, und wie soll er denn da patriotischer wirken?“ Hier ist es die polemische Richtung, welche ihm den Auspruch entlockte. Auch nennt er einmal, I. 352, positiv gewirkt zu haben: „mich selbst werden Sie dagegen ganz anders finden (als Lessing); ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen.“

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Februar.

Nro. 41.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.  
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.  
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —  
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Erster Artikel.

(Schluß des ersten Artikels.)

6. Lib. II. 112, 2. Text nach P.: „(Messalinus) praepositus Illyrico, subita rebellione, cum semiplena legione vicesima circumdatus hostili exercitu, amplius XX. \*) hostium fudit fugavitque etc.“ Buzer schweigt. A. gibt: „— circumdatus hostili exercitu a m XX. fudit etc.“ Hr. Drelli bemerkt: „hostium aperta est Rhenani interpolatio;“ und setzt aus eigener Conjectur in das Exemplar correctum: „subita rebellione . . . circumdatus, hostilis exercitus amplius milia XX. fudit etc.“ mit der Erklärung in den Annotationen: „Scilicet ad v. circumdatus pertinet v. subita rebellione nec opus est altero ablativo.“ O Rhenanus, o Buzer! Warum doch habet ihr euch so viele Mühe gegeben, den Text eures Murb. Cod. mit möglichster Treue der Nachwelt zu überliefern? Hättet ihr doch euer Geschäft eben so fahrlässig betrieben, wie

euer junger Freund Amerbach, dann würdet auch ihr nicht Interpolatoren und Interpolationsfehler heißen, sondern, wie jener in allen Ehren und wohl geachtet seyn. Doch, nicht Herzenergießungen, sondern ruhige Betrachtung nach Gründen verlangt die Sache. Also: Hrn. Drellis Annahme oder Behauptung einer aperta interpolatio Rhenani ist — an sich nicht wahrscheinlich und von Drelli nicht bewiesen; Drelli muß, um nur etwas zu Stande zu bringen, seinem Amerbach'schen Texte in mehr als einem Stücke durch Aenderungen nachhelfen, und das Resultat dieser Bemühungen ist dennoch nur — ein schlechter, unlateinischer Text. Denn, um nur Einiges kurz anzudeuten: „Messalinus subita rebellione cum semiplena legione vicesima circumdatus“ gibt nach Dr. Construction für jeden Lateiner nur den Sinn: „Messalinus, von (einem plötzlichen) Aufruhr in Verbindung mit der 20. Legion) umringt;“ die Worte „hostilis exercitus ampl. mil. XX. fudit etc.“ sagen aus, Messalinus habe 20,000 Mann von dem feindlichen Heere erschlagen und in die Flucht gejagt, so daß man fragen müßte, wie stark denn das ganze Heer gewesen sey, dessen erschlagener und in die Flucht gejagter Theil schon 20,000 Mann betragen habe u. s. w. Wer außer Hrn. Drelli möchte wohl diesen, erst gestern gemachten Text dem ganz reinen und in aller Beziehung tadellosen, zweifach beglaubigten, alten Texte des Murb. Cod. und der Editio princeps vorziehen?

7. Lib. II. 128, 1. Text nach P.: „nam et illi antiqui ante primum bellum Punicum

\*) Id est: viginti milia.

etc.“ ohne Widerrede von Seite Burers. A.: nam et illi primi ante bellum Pun. etc.“ Hr. Orelli führt den Text der Editio princeps an und fügt bey: „in quo Rhenani interpolationem agnoscio. Vix enim ita dormitabat Amerbachius, ut per errorem scriberet illi primi ante pro iis, quae Ed. princ. exhibet.“ In das Exempl. correctum aber setzt Dr. wiederum eine eigene Conjectur: „Nam et illi priscae primum ante bellum Punicum etc.“ Referent, seinen Grundsätzen getreu, muß auch bey dieser siebenten und letzten Stelle noch einmal wiederholen, was er bey den frühern bereits sechs Male gesagt hat, daß der, von zwey Gewährsmännern beglaubigte Text der Ed. princ. als Text des Murb. Cod. angenommen werden müsse; und daß folglich Amerbach entweder fahrlässig abgeschrieben, oder eine verunglückte Conjectur in seine Abschrift aufgenommen habe. Zu helfen ist übrigens der allerdings auch in P. mangelhaft gegebenen Stelle — nicht durch Hr. Orellis bloß auf das angeführte Bruchstück der Stelle sich beschränkende, sondern allenfalls durch folgende auf das ganze Kapitel Bedacht nehmende Conjectur. „Nam et illi Romani, qui ante primum bellum Punicum Ti. Coruncanium . . . ad principale extulere fastigium; et, qui equestri loco natum Sp. Carvilius . . . in consulatus . . . provexere; et, qui C. Marius . . . R. nominis habuere principem; et, qui M. Tullio tantum tribuere, ut . . .; qui que nihil Asinio Pollioni negaverunt, quod nobilissimis summo cum sudore consequendum foret: profecto hoc senserunt, in cujuscunque animo virtus inesset, ei plurimum esse tribuendum.“ Wenn im Cod. Murb. die ersten drey Buchstaben von Romani unleserlich geschrieben, oder bloß durch ein r (rani statt romani) angedeutet, oder gar ausgefallen waren, so begreift man, wie aus ani, qui (oder rani qui) — antiqui geworden und in den Text gekommen ist.

Hiermit glauben wir unser oben gegebenes Wort gelöst und gegen Hr. Orelli den Beweis geführt zu haben, daß die Ed. princ. mit Burers Emendationen die einzig sichere Grundlage aller Bearbeitung des Velleius sey, und fortan als solche festgehalten werden müsse, wenn wir nicht, von den Grundsätzen diplomatischer Kritik einmal abgewichen, in hundertfache Irthümer und in Gefahr gerathen sollen, den uns leider schon an sich in mangelhafter und vielfach verdorbener Gestalt überlieferten Text des Velleius immer noch mehr zu verderben. — Aber was soll dann aus der neu gefundenen Handschrift Amerbachs werden? Die Amerbachische Handschrift bestätigt uns im Allgemeinen die Richtigkeit der Editio pr.; sie bestätigt die Richtigkeit des Rhenanischen Textes auch in allen Einzelheiten, worin sie mit der Editio princeps und mit Burer zusammenstimmt (und dieß ist natürlich bey weitem am besten der Fall); sie bietet unter der Form von bloßer Abschrift schon manche gute Conjectur dar und kann uns durch diese, wie überhaupt durch alle ihre Abweichungen von dem Texte der P. den indireciren Vortheil gewähren, daß sie unsere Aufmerksamkeit schärfet und uns zu einer um so genauern Betrachtung und Prüfung jedes Wortes im Rhenanischen Texte veranlaßt u. s. w. Aber als diplomatische Autorität stellt sie in gleichem Range neben die Ed. princ. stellen zu wollen, kann und darf man ihr durchaus nicht gestatten, sondern immerhin muß man sie nur als Dienerin jener als der Herrin nachzureiten streng anhalten.

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Cfermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweyter Theil. 300 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

(Schluß.)

Hiermit kann er sein wissenschaftliches Hauptwerk nicht gemeint haben, da er in diesem sich nicht nur auf Widersprüche einläßt, sondern sogar waem dagegen wird. Andererseits aber spricht er sich selbst diese edle und würdige Stellung wieder ab, l. 107: „ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Mein mit all meinem Namen und Staube habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verlegen, zu der Nennung Andreer schweige. Dieses würde nun in der That ein sehr schlechter Spas seyn, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahren, wie die Andern denken, aber sie nicht, wie ich.“ Dazu II. 34: „ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen, und das Ihnen lebenslänglich zu Gute kommen soll. Meine Sachen können nicht popular werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen, und die in ähnlichen Richtungen begreifen sind.“ In diesen Worten kann nicht ein Ausschluß über einen sein Leben lang durchgeführten Plan, sondern nur dardber gegeben seyn, daß G. selbst ein Mißverhältniß dessen, was er gethan, zu dem, was er gefollt, vielleicht auch zu dem, was er gewollt hat, mehr gefühlt als erkannt, und daß er, indem er seine Werke für esoterische erklärte, jenem dunkeln Gefühle gefolgt habe. Denn wie wäre es denkbar, oder eines so edlen Geistes würdig, daß er alles, was er in Prosa oder in Versen gedichtet, mit weniger Ausnahme in einer so herzerquickenden Form, mit so durch und durch heiterer Klarheit, und in der anmuthigsten Sprache, ans Licht gestellt habe, nicht für sein Volk, sondern nur für Wenige?

Mögen die Enthufasteten unter seinen Bewunderern immerhin nach gemeinmenschlicher Weise alles ohne

Ausnahme groß an ihm finden: das, was an ihm wirklich groß ist, wird bewundernswürdiger, indem man seine schwächeren Seiten zugebt; und es wird herabgesetzt, wenn man demselben das Schwächere gleichstellt. Was er in diesen Gesprächen über positive Religion sagt z. B. I. 356. über Gnade und gute Werke, II. 99. von der Religion als einem Mittel, zur Popularität zu gelangen, II. 262. über das Wandeln Christi auf dem Meere, II. 350. über den Schluß von Faust, das ermangelt der Begründung und Ueberzeugung. Er hat wieder die Wahrheit dessen bewiesen, was Fichte sagt: unser gesamntes Denken ist durch unsern Trieb selbst begründet, und wie des Einzelnen Neigungen sind, so ist seine Erkenntniß. Göthe ist groß in der Erkenntniß der Dinge, zu welchen seine Neigung ihn hinführte; wo er zurückgeblieben ist, da hat es ihn an der Neigung zu den Sachen gefehlt. Indessen bleibt noch eine Klasse von Stellen in diesen Gesprächen zu herüber, welche beweisen, daß G. selbst wenigstens in späteren Jahren ein Bedürfniß gefühlt habe, den unendlichen Abstand, den er sich zwischen Gote und Mensch vorstellte, legend wie zu vermitteln. Es sind da Stellen, wo er von Dämonen und Dämonischem spricht, II. 90. 95. 155. 242. 278. 287. 295. 298. 302. 317. 353. Sie stimmen mit seiner im vierten Theile von Wahrheit und Dichtung gegebenen Ansicht überein, nur daß er in den Gesprächen das Dämonische auch in menschlichen Superioritäten, wie Napoleon, findet. Dem Bedürfnisse der Seele nach, das sich in dieser Vorstellung zu erkennen giebt, möchte man dieselbe mit den erschaffenen Göttern vergleichen, die Franklin zwischen den Unendlichen und die Welt setzt, davon jedee seine Sonne und davon Planeten gemacht hat, dieses sein besonderes Reich mit Güte und Weisheit regiert, und unsern Dank unter Anbetung annimmt, womit wie bis zu dem Unendlichen nicht durchdringen. Wie bey beyden Männern die geistlose Form, in der die bestehende Gewohnheit ihnen den Offenbarungsglauben aufdringen wollte, von der Jugend her einen Eindruck zurückgelassen zu haben scheint, von dem sie sich nicht mehr los zu machen wußten, um den Stoff, der unter jener Form lag, mit eindringender Liebe zu ergreifen: so zeigen beide in dem Glauben, den sie sich selbst machten, das innerste Verlangen der menschlichen Natur, zwischen Gott und uns eine Macht zu denken, an der das Göttliche



menschlich und das Menschliche göttlich ist. Aber da Franklin sich vorzugsweise mit der Verbesserung seines sittlichen Wesens, und eben deswegen mit der Selbst-erkenntniß beschäftigte, Göthe dagegen seine Aufmerksamkeit nur auf die äussere Welt richtete, so fand jener einen guten und weisen Mittelgott, der nur unser Glück und als Mittel dazu uns tugendhaft sehen will, während Göthe, was bey dem Suchen Gottes in der Natur allein fast nothwendig ist, in seinen Dämonen einen Dualismus entdeckt, der den Zusammenhang zwischen Gott und ihnen und zwischen Gott und Welt aufhebt. Sind die Dämonen abhängig? sind sie unabhängig? Wenn sie abhängig sind, so sind sie es von Gott und dienen seinem Wesen und Willen, so daß von Schadenfreude, Necken und unheimlicher Gewalt bey ihnen nicht die Rede seyn kann; sind sie unabhängig, so kann man nicht mehr mit G. bey einem schmerzlichen Ereigniß II. 5. sagen: „Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“ Denn es kann ja das, was uns betrübt, auch von dem Dämonischen herkommen, „gegen welches (II. 317.) der Mensch Recht zu behalten suchen muß.“

Sowohl andrerwärts, so sind auch in diesen Gesprächen ausgezeichnete Sagen von Göthe zu finden. Eine Reihe derselben soll diese Anzeige beschließen I. 111: wir behalten von unsern Studien am Ende doch nur das, was wir praktisch anwenden. I. 130: die Manier will immer fertig seyn und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausübung. I. 142: der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung bey Publikum hervor, nicht die Künste seines Talentes. I. 189: die Dilettanten und besonders die Frauen haben von der Poesie sehr schwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technische löshätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leute; allein sie sind sehr in der Irre. I. 204: Wer recht wirken will, muß nie scheitern, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingetrisen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit eine Freude empfinde. I. 221: wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.

I. 227: wir sollen höhere Maximen nur aussprechen, in so ferne sie der Welt zu gute kommen. Andere sollen wir bey uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. II. 41 aus dem Edinburgh Review: es giebt Leute unter den Poeten, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer sich genee aus dem Sinne schlägt. II. 52: alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden. II. 65: alles Große und Gefeihte existirt in der Minorität. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besiß einzelner Vorzüglicher seyn. II. 72: das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erkennen. II. 180: man hat behauptet, die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob sie gut oder schlecht regiert werde. II. 272: der Haß schadet niemanden, aber die Verachtung ist es, was den Menschen fülret. II. 299: wer in Zelten leben kann, steht sich am besten. II. 326: man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu seyn. II. 340: man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie ersetzt und wo geringe Talente bedeutend erscheinen, indem sie als Organ einer Partey auftreten. II. 354: wenn man weiter nichts vom Leben hätte, als was unsere Biographen und Lexikonschreiber von uns sagen, so wäre es ein schlechtes Metier, und überall nicht der Mühe werth.

Gerade bey dem Schluß dieser Anzeige kommt ein Namen- und Sachregister zur ersten Ausgabe dieser Gespräche, welches den Gebrauch derselben wesentlich erleichtern wird.

E. V. R.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. März.

Nro. 42.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

## Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

gibt die Resultate aus den Beobachtungen  
des Barometers und Thermometers im Jahre  
1836.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse  
der königl. Akademie der Wissenschaften am 14.  
Januar 1837. (Fortsetzung).

Barometer.

a) Die höchsten, niedrigsten und berechneten mittlere  
Barometerhöhen nebst den monatlichen Variationen  
gibt die folgende Tafel:

II. Herr Conservator und Professor Dr. Siber

Monat	H ö c h s t e r am	N i e d r i g s t e r am	M i t t l e r e r	V a r i a t.	
Januar	2. Abend. 524,72	50. Mrg.	508,04	518,840	16,68
Februar	15. Mit. 525,67	3. Mit.	509,44	514,720	14,25
März	19. Mrg. 525,44	8. Mrg.	509,88	516,565	15,56
April	25. Mrg. 519,47	9. Abend.	512,05	516,090	7,45
Mai	16. Abend. 523,66	1. Mit.	509,76	517,602	15,90
Juni	27. Mrg. 522,38	2. Abend.	515,64	518,729	6,74
Juli	51. Abend. 521,56	20. Abend.	514,67	519,226	6,89
August	1. Mrg. 521,69	21. Mit.	516,90	519,241	4,79
Septbr.	22. Abend. 522,08	30. Mrg.	514,51	519,001	7,57
Octbr.	22. Abend. 525,06	29. Mit.	512,50	518,214	10,56
Novbr.	9. Mrg. 521,84	5. Mit.	511,71	516,811	10,15
Decbr.	2. Mit. 521,95	26. Mit.	509,27	516,926	12,66

aus welcher sich folgende Resultate ergeben:

b) Der höchste Barometerstand des ganzen Jahres

sich, wie im vorigen Jahre, auf den 2ten Januar  
mit 524,72 p. L., der niedrigste aber auf den

30ten deselben Monats mit 308,04, folglich mit einer Variation im ganzen Jahre von 16,68."

Der mittlere aus allen auf 10° R. reducirten Beobachtungen berechnete Stand ergibt sich für das ganze Jahr = 317,6627''''.

- c) Die höchsten Barometerstände des Jahres fielen mit 324,72 und 323,67 auf den Januar und Februar, die niedrigsten mit 308,04 und 309,44 auf Januar und December.
- d) Analog diesem Resultat fielen die höchsten Barometerstände der Monate 5mal Morgens, 2mal Mittags und 3mal Abends, die niedrigsten aber 3mal Morgens, 6mal Mittags, 3mal Abends, also die höchsten und niedrigsten Stände 16mal auf die licht- und wärmeloseste Zeit des Tages und 8mal auf Mittag.
- e) Das Barometer stieg am Tage des Apogäums;

	3mal;
1 — 2 Tage nach demselben	3 "
3 — 4 Tage " "	2 "

- am Tage des Perigäums 8 "
- 1 — 2 Tage nach demselben 5 "
- 3 — 4 Tage " " — also
- 16mal am Tage des Apogäums und Perigäums, 3mal 1 — 2 Tage nach demselben, und nur 2mal nach 3 — 4 Tagen, also 24mal in oder gleich nach diesen Mondspuncten, und nur 2mal später, ganz wie im vorigen Jahre.
- f) Die Variation f. d. Wintermonate  
December, Januar, Februar ist = 14''',52  
für die Frühlingmonate = 11,65  
" " Sommer Monate = 6,14  
" " Herbst Monate = 9,24

#### Thermometer.

- a) Den monatlichen Gang der Temperatur nach den höchsten, niedrigsten und berechneten mittleren Ständen nebst den Variationen in jedem Monate zeigt die folgende Tabelle:

Monat	Höchster		Niedrigster		Mittlerer	Variat.
	am		am			
Januar	24. Mit.	+ 7,0	2. Mrg.	- 15,2	- 1,585	22,2
Februar	1. Mit.	+ 4,6	21. Mrg.	- 9,0	+ 0,645	13,6
März	25. Mit.	+ 15,4	5. Abend.	- 6,8	+ 6,098	22,2
April	24. Mit.	+ 17,2	4. Mrg.	+ 0,5	+ 0,757	17,7
Mai	25. Mit.	+ 18,6	11. Mrg.	+ 1,0	+ 3,479	17,6
Juni	14. Mit.	+ 24,0	16. Abend.	+ 8,0	+ 15,221	18,0
Juli	3. Mit.	+ 24,2	14. Mrg.	+ 7,8	+ 15,118	16,4
August	15. Mit.	+ 20,8	1. Mrg.	+ 8,4	+ 14,264	12,4
Septbr.	4. Mit.	+ 20,9	12. Mrg.	+ 5,0	+ 11,221	15,9
Octbr.	7. Mit.	+ 17,8	29. Mrg.	- 0,8	+ 7,817	18,6
Novbr.	29. Abend.	+ 10,0	1. Mrg.	- 7,0	+ 3,508	17,0
Decbr.	5. Abend.	+ 9,2	31. Mrg.	- 7,7	+ 1,857	16,9

- b) Daher war der höchste Stand am 3. Juli mit + 24,2.  
Der niedrigste am 2ten Januar mit - 15,2, der

mittlere des ganzen Jahres berechnet aus allen Beobachtungen = 7° 511.

- c) Das Mittel aller höchsten Stände = 15°,80.

der niedrigsten aber =  $-1^{\circ},48$ .

- d) Die Abwechslung der Temperatur (Variation des ganzen Jahres) gieng von  $-15^{\circ}$ , 2 bis  $+24^{\circ}$ , 2 also mit einer Differenz von  $39^{\circ}$ , 4.

In einzelnen Monaten war sie nie kleiner als  $15^{\circ},6$ , gewöhnlich zwischen  $16^{\circ},4$ , und  $18,6$ , im Monate Januar und März selbst =  $22^{\circ},2$ .

- e) Die Repräsentanten der mittleren Temperatur des Jahres, welche im vorigen Jahre auf 22. April und 20. October gefallen waren, fielen heuce auf den 19. April und 24. October.

### W i t t e r u n g.

- a) Die hier folgende dritte Tabelle berichtet über den Gang der Witterung in diesem Jahre, indem sie die Anzahl der heitern, halbheitern, und die Tage, an welchen meteorisches Wasser als Regen- oder Schnee gefallen ist, nebst der Quantität des letztern für jeden einzelnen Monat angiebt.

Monat.	Heitere Tage.	Halbheit. Tage	Regen od. Schnee	Wasser-Menge.
Januar.	5	15	11	15 p. Lin.
Februar.	—	12	17	22,0
März	5	16	10	18,0
April	4	15	15	18,0
Mai	3	11	12	31,0
Juni	10	6	14	22,0
Juli	6	14	11	13,5
August	5	18	10	36,0
Septbr.	5	14	11	22,5
Octobr.	12	12	6	7,0
Novbr.	5	12	15	45,0
Decbr.	2	12	17	24,0

- b) Daher waren unter den 366 Tagen des heurigen Schaltjahres 63 heitere, 156 halbheitere, 147 Ne-

gen- oder Schnee-Tage; es kommt also auf sechs Tage ungefähr um Ein heiterer zu stehen.

- c) Die Quantität des meteorischen Wassers im ganzen Jahre betrug die Höhe von  $271,5$  p. Lin. =  $1,88$  p. Fuß auf einen Quadratsfuß.
- d) Bemerkungswert ist, daß das ganze Jahr hindurch nicht mehr als 4 Hochgewitter, nämlich am 22. und 25. Man. und am 5. und 29. August entstanden sind, welches meiner Meinung nach zwar nicht auf eine niedere, elektrische Spannung im Allgemeinen, aber wohl auf Abwesenheit von Ursachen, wodurch sich locale Differenzen in einem höhern Grade erzeugen können, schließen läßt.

III. Sodann trägt der Herr Conservator Dr. Lamont eine Abhandlung über die Bahn des dritten Saturns-Satelliten vor, wovon Folgendes den Inhalt näher bezeichnet:

So enge auch die Theorie der Saturns-Satelliten mit dem Systeme der himmlischen Bewegungen verknüpft ist, und so sehr das Bedürfnis einer gründlichen Bestimmung ihres Laufs von den Astronomen anerkannt worden, so läßt sich dessen ungeachtet nicht läugnen, daß unsere Kenntniß in dieser Beziehung, hauptsächlich wegen der Schwierigkeit der Beobachtung, bisher in hohem Grade mangelhaft geblieben ist. Außer den Elementen des Jünglichen Satelliten, die Vesjel aus seinen Helioteter-Beobachtungen mit der ihm eigenthümlichen, alle Hilfsmittel erschöpfenden Genauigkeit abgeleitet hat, ist bis auf die neueste Zeit wenig mehr geschehen, als gerade hinreichend war, eine ziemlich nahe Bestimmung der Epochen und Umlaufzeiten herbeizuführen, und selbst die vorhandenen Ortsbestimmungen sind noch nicht durch eine entsprechende Berechnung vollständig be-  
nügt worden.

Nach Aufstellung des großen Refraktors auf der F. Steurware schieß es zweckmäßig, auch die Saturns-Satelliten unter die besondern Beobachtungsgegenstände aufzunehmen, da die angestellten Versuche zu der Ueberzeugung geführt hatten, daß die treffliche Wirkung des Instrumentes vollkommen geeignet sei, wenigstens bei fortgesetzter Beobachtung die Bahnen auch der kleineren Satelliten zu bestimmen. Die Resultate der Beobachtungen des verfloffenen Sommers bezüglich auf den dritten Satelliten \*) darzustellen, bildet nun den Hauptzweck der gegenwärtigen Abhandlung; ein fernerer Zweck besteht darin, den oben angedeuteten Mangel einer ge-

\*) Dieser Satellit wird von Herschel und den älteren Astronomen als der erste Saturns-Satellit bezeichnet.



börligen Benützung der älteren, obwohl minder genauen Beobachtungen dieses Satelliten durch eine neue und vollständige Berechnung zu beseitigen.

Die ältesten Orts-Bestimmungen des dritten Saturns-Satelliten sind jene der beiden Cassini, welche der jüngere Cassini berechnet und bekannt gemacht hat. Ungeachtet die angewendete Beobachtungsmethode (es sind bloß geschätzte Entfernungen des Satelliten vom Planeten, woraus Conjunctionszeit und saturncentrische Länge abgeleitet werden) nur einen sehr geringen Grad von Sicherheit gewähren konnte, so zeigt sich doch nach Cassini's Rechnung eine Zusammenstimmung der einzelnen Beobachtungen, die man kaum von Mikrometer-Messungen, geschweige von bloßen Schätzungen, zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Sehr bezeichnend muß diese Zusammenstimmung erscheinen, wenn bei genauerer Unterfuchung sich ergibt, daß Cassini nach unrichtigen Elementen gerechnet hat, wodurch er die saturncentrische Länge des Satelliten, je nachdem seine Lage war, um einen bedeutenden Betrag bald zu groß, bald zu klein finden mußte. Führt man die richtigen Elemente in die Rechnung ein, so treten auch große Differenzen bey Vergleichung der Beobachtungen hervor.

Daß aber Cassini ungeachtet der unrichtigen Berechnung eine so große Uebereinstimmung hergestellt hat, nöthigt uns anzunehmen, entweder daß durch befondern Zufall jedesmal der Fehler der Beobachtung nahe so groß ausgefallen ist, wie der Fehler der Rechnung, oder daß die Beobachtungen nie in der Form gemacht worden sind, wie sie Cassini mitgetheilt hat. Das letztere ist nicht bloß den Gesetzen der Wahrscheinlichkeits-Theorie angemessener, sondern scheint auch in anderen Umständen einigermaßen Bestätigung zu finden. \*) Jedemfalls berechnen und die angeführten Verhältnisse, den Cassinischen Beobachtungen in Beziehung auf die mittlere Bewegung, zu deren Bestimmung sie sonst mit Vortheil verwendet werden könnten, kein Gewicht beizulegen.

Nicht lange nach Cassini sind von verschiedenen Astronomen, worunter Pound, Hallen und Hadlen gehören, Versuche angestellt worden, die kleineren damals bekannten Saturns-Satelliten zu beobachten: ihre Bemühungen blieben aber fruchtlos für die Theorie, weil sie keine messenden Bestimmungen erzielen konnten. Auch Bernards's Beobachtungen liefern zur Bestimmung des dritten Satelliten keine brauchbaren Angaben.

Die vorzüglichsten Verdienste um die Saturns-Sat-

telliten hat sich im letztverfloffenen Jahrhundert ungewißt Herschel erworben, durch die sorgfältige und zahlreiche Beobachtungsreihe, die er mit seinen großen Teleskopen im Jahre 1789 angestellt hat. Zwar sind seine Beobachtungen, wie jene von Cassini nur geschätzte Distanzen der Satelliten vom Saturn: dagegen muß ihnen theils wegen der optischen Kraft des Instrumentes und vortheilhaften Lage des Planeten, theils wegen ihrer großen Anzahl ein bedeutendes Gewicht zugesprochen werden. Dessen ungeachtet gehen aus der näheren Unterfuchung mehrere Umstände hervor, welche die Unmöglichkeit voranzehrn lassen, eine sichere Bahn-Bestimmung auf diese Beobachtungen allein zu begründen. Der Erfolg einer genauen Berechnung, worin sämtliche Angaben nach der Methode der kleinsten Quadrate zum Behufe des Resultats vereinigt sind, erweist denn auch, daß außer der Epoche der mittleren Länge keines der gefundenen Elemente jetzt noch für die Theorie benützt werden könne.

Nach den Herschelschen Beobachtungen ist kein weiterer Versuch bekannt gemacht worden, die Bahn des dritten Saturns-Satelliten, sey es durch neue Beobachtungen, sey es durch schärfere Berechnung der vorhandenen Bestimmungen näher zu untersuchen, bis im verfloffenen Sommer der Gegenstand mit Hülfe des hiesigen Refraktors aufs Neue aufgenommen wurde. Die Ergebnisse des ersten Jahres umfassen 18 Positionswinkel und 9 Distanzen, sämtlich durch wiederholte Mikrometermessungen bestimmt. Da die Positionswinkel, welche das Kramphofer'sche Jilar-Mikrometer angibt, nach allen Erfahrungen weit sicherer als die Distanzen bisher gefunden wurden, so ist für zweckmäßig gehalten worden, auf die ersteren allein die Lage und Gestalt der Bahn des dritten Satelliten zu begründen, die letzteren dagegen bloß zur Ermittlung der halben großen Ase zu benützen. Berücksichtigt man die Schwierigkeit der Messungen bey einem so lichtschwachen Gegenstande, und die Erfordernisse einer vollständigen Bahn-Bestimmung, so wird man von einem einzigen Jahresgange nicht mehr als eine Näherung erwarten dürfen. In der That wird auch nur die mittlere Bewegung, welche durch Veraleichung mit Herschels Epoche erhalten wurde, den für jeden Zweck nöthigen Grad von Sicherheit besitzen: die übrigen Elemente sind als in mehr oder minder engen Grenzen eingeschlossen zu betrachten.

Jedenfalls ist aber hier eine erste und, so weit die Data reichen, vollständige Begründung gegeben, auf welche künftige Verbesserungen gestützt werden können.

(Schluß folgt.)

\*) Siehe „Astronomische Nachrichten, herausgegeben von G. G. Schumacher.“ Nr. 248 und 249.

## Die Agilolfinger.

(Zweiter Artikel.)

Vortrag, gehalten in der Sitzung der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften den 28. Jänner 1837, von dem Klassen-Sekretär, Fehr. Max von Freyberg.

Ich habe schon in einer früheren Abhandlung die Behauptung nachzuweisen versucht, daß die Dynastie der Agilolfinger herulogothischen Ursprungs sey, und mittlerweile in dem ersten Hefte meiner neuen Beiträge zur bayerischen Geschichte die auf diesen Satz bezüglichen Beweismittel zu sammeln begonnen. So wie schon ursprünglich die Veranlassung zu dieser Untersuchung für mich in der Aufgabe lag, die Genealogie des Wittelsbachischen Herrscherhauses wo möglich mit jener der Agilolfinger in Verbindung zu bringen, so habe ich auch in der Zwischenzeit meine Studien in dieser Richtung fortgesetzt, — fürs erste noch immer bemüht, die ältesten Notizen über die Agilolfinger selbst zu vervollständigen und fester zu bestimmen.

Die Aufgabe, die bayerischen Fürsten dem gothischen Königshause einzureihen, stellt sich dabei auch als die würdigste für unsere Historiker dar. War ja doch dieses an Helden-Gestalten so reiche Königshaus das Hülfsmittel einer großen Regeneration der Menschheit, und ist aus diesen gothischen Völkerstämmen, nachdem die Weihe des Christenthums hinzugesetzt, Alles was das Mittelalter Großes zu Stande gebracht hat, hervorgekommen. Das Eintreten in die Reihe der Beherrscher dieser Völkerstämme ist also ein ruhmwürdiges, und schon dadurch der Muth gegeben, Alles was hiefür spricht, standhaft zu versetzen. Dieser Muth wird zudem durch den Umstand erhöht, daß den Gegnern unserer Ansicht nur die höchst missliche Wahl bleibt, unsere Agilolfinger entweder für Abkömmlinge jenes Sigowes und Bellowes, oder für aufgedrungene fränkische Präfecten zu erklären.

Der Plan, der eine Untersuchung, die den angezeigten Zweck verfolgt, zu nehmen hat, wird durch die Völkerstämme, welche in die Geschichte der Agilolfinger verflochten sind, von selbst an die Hand gegeben, und mein zweiter Versuch hat daher mit einem kurzen Rückblick auf diese Völkerstämme zu beginnen.

Schon in der gothischen Urgeschichte finden wir manche Namen, die in unserer ältesten Geschichte beständig wieder hervortreten, als z. B. Scanzia (wovon das Scarantia, Scyranthia), Theutes (Theod-es) Liuthido

(unsere Liutonen), Athelnil (unser Adela), Raugnarich (die Ravnakare) u. s. f.

Als die Gothen in Scanzia gelandet, stießen sie zuerst auf die Ulmi-Rugier, die Nachbarn der Vandalen. Im Vorrücken fanden sie an der Weichsel die Ango-Scyren. Hier — bevor sie in die Gegenden der Scythen zogen — theilten sie sich unter die zwei Dynastien der Amaler und Valten; sie theilten sich in Greuthinger und Theuringer, auf welche sich die spätere Thüringer beziehen.

Ihre Fürsten nannten sie Anseß und deren Genealogie war die folgende: Gapt, Salinal, Angis, Amala, Jarna, Ostrogoda, Anit, Athal, Agiulf (Agilulf), Anäta, Ediuulf (Edio-Welf), Waldulf, Hermentrich, Valeracan, Vniatbar, Theodomit, Valamir, Vidimir, Theodorich, Analswenta, Adalrich, Malaswenta u. s. f.

Als gothische Proceres werden noch hervorgehoben: Freidigen, Gunthericus, Veduco (Edio?), Thuro, Varo, Berich (der Sohn Helberichs), der Enkel Ovidas, der Urenkel Envidas), Hermanrich ist ein Amaler; Ularich ein Valte, sein Nachfolger heißt Athaulf.

Ebenfalls schon ursprünglich treten die Agilolfinger bei den Longobarden hervor. Ihre Urfälle sind an der Elbe, Oder, Spree zu finden. Als sie aus Scandinavien gekommen waren, zog ein Theil derselben unter den Herführern Ago (wovon Aglo-ulf) und Jbro vorwärts. Sie gelangten in die Gegend Scoringia (Wohnsitz der Scyren), deren Nachbarn die Ahrubr und Ussi und Vandalen gewesen. Von hier zogen die Longobarden nach Muringien (die Merowinger?) und weiter nach Nigiland. Und jetzt — heißt es bei den Scriptoren: Regem statuunt Agil-mandum filium Agonis.

Uebrigens waren die Longobarden so wie die Gepiden eines Hauptstammes mit den Gothen. Auch die Gepiden kamen von der Weichsel an die Donau. Zu ihnen stieß Hildibichs, des longobardischen Taro's Sohn, um durch ihren Bestand über den Usurpator Wacho die Krone zu erstreben.

Die Almannen traten zuerst unter Caracalla auf (um das Jahr 215). Wir finden sie sogleich an dem Rheine, Maine und der Donau. Während der zweiten Hälfte des III. Jahrhunderts dauern ihre Einfälle in Gallien fort. (Einer dieser Einfälle wird gemeinschaftlich mit Herulen unternommen An. 286). Mit den Burgundern sind sie theils im Kriege, theils verbündet, mit den Szeven meist in freundschaftlichen Verhältnissen. Unter ihrem Anführer Chrocus sind sie vorübergehend auch Verbündete der Römer (306), mit diesen aber wieder (im Jahre 354) im Gebirge in Streit begeben. Ungeachtet ihrer Niederlagen bei Straßburg, Chalons, bei Colmar (371), dauern ihre Einfälle in Gallien auch im Anfange des V. Jahrhunderts fort. In

der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schwärmen sie nach Bojarien herans. Die Burgunder und Sueven waren ihre Nachbarn; ja mit den Sueven werden sie zuletzt einen Volk, und der gemeinschaftliche Gegenstand der Eroberungssucht Chlodwigs; auch macht dieser schon im Jahre 496 durch die Zülpicher Schlacht ihrem Reiche ein Ende.

Ist schon der Ausdruck Alemannen ein Collectivname, so ist das bei dem Ausdruck Sueven noch mehr der Fall. Diese hatten schon im ersten Jahrhundert einen großen Theil Deutschlands in Besitz, und schon im Jahre 50 tritt eine Abtheilung von Sueven unter Drusus an der Donau in römischen Schuß. Von ihren Einfällen in Gallien ist wieder im V. Jahrhundert die Rede, und sie dringen unter Richiar, der des westgotischen Theodorichs Tochter zur Ehe nimmt, bis nach Spanien hinein. Ein anderer Theil kriegt um das Jahr 452 in Dalmatien gegen die Gothen. Wie Theodoric ihren König Hunimund besiegte, ist bereits früher erzählt worden (499), aber es ist merkwürdig, daß die Sueven ungehindert durch Bojarien bis an das östliche Pannonien zichen. Wie ersehen hieraus, wie Bayern in dem V. Jahrhunderte ein nur noch schwach von den Römern besetztes Grenzland ohne eigene Fürsten gewesen, bis nun Odoacer um das Jahr 475 diese Römer gänzlich vertrieb.

Plinius zählt die Burgundionen zu den Vindilen, (Paul. Diacon. nennt die Longobarden Vindili), so auch die Variner (Warner) und Guttonen (Goten). Nach andern gehören sie zu den Vandalen. Ihre Wohnsitze sind ursprünglich an der Weichsel zu suchen. Unter Honorius und Theodos zichen sie an den Rhein. Mit den Alemannen sind sie zum Theile verbunden, zum Theil in Keleg begriffen (290. 570.). Am Anfange des fünften Jahrhunderts gründen sie in Elsaß, der Schweiz, ein eigenes Reich. Ihr König heißt Gundichar 412. Sie schließen sich an Attila an. Später sind sie mit den Franken vielfach im Kampfe begriffen, bis sie zuletzt unterliegen.

Die Franken streiten schon im Jahre 244 den Mainz gegen die Römer. Zu ihnen werden gezählt die Bentreker, Chatten, Friesen, Salier, Sicambrier. Sie kommen von der Elbe und der Meeresküste. Ihre Einfälle in Gallien beginnen in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Ihr Anführer (als sie unter Kaiser Probus 275 geschlagen werden) wird Agil (erinnert an Agil) genannt; ihr Stammfürst Marcomir. Sie breiten sich zunächst in Batavien aus. Ihre Fürsten Alich (erinnert an Atrio) und Genabaud schließen mit den Römern Frieden (288) und ein Theil derselben begiebt sich unter ihren Schutz (in der Gegend von Trier). In einem weitern Kriege (in Belgien) werden Ascar und Nagais (Caeso) besetzt (310); doch dauern ihre Einfälle (zum Theil in Verbindung mit Sachsen) im vierten Jahrhun-

dert fort. Erst mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts fangen sie an (in der germania secunda) ein Reich zu begründen, und wird 417 ihr König Zaramund (nach Fredegar Theodemir) genannt, der Sohn Marcomir's, (dem die Sage den Priamus zum Vater gibt). Zaramunds Sohn Clodio erobert das Königreich Camerich (Cambran) 418. Die Residenz der Könige war Quisburg. Von Attilas Zug festen sie theils auf hunnischer, theils auf gallischer Seite. Nach dem Abzuge der Hunnen wird Chlodowich durch die Begünstigung des Aetius Beherrscher der Franken. Diesem Chlodowich wird Childeric, der Sohn (oder Mündel) des Meroveus zum Vater gegeben (Meroveus erinnert an die Mavringia). Chlodowig erobert einen großen Theil Galliens und nimmt die Tochter des Königs der Burgunder zur Ehe. Er besetzt die Thüringer und Alemannen. († 511.)

Die Thüringer treten mit dieser Benennung erst im fünften Jahrhunderte hervor, und mögen wohl jene Abtheilung von Gothen gewesen seyn, die früher als Thervingen vorkommen (Mannert. II. 16, 17). Der (im sechenten Jahrhunderte lebende) Geograph von Ravenna legt die Rab und den Regen in ihre Gebiet. Von ihnen (in die zwernte Hälfte des fünften Jahrhunderts fallenden) Raubzügen ins Noricum berichtet Eugippus. Basin heißt der erste ihrer uns bekannt gewordenen Könige.

Alle diese Völkerschaften — die gotthischen Heruler, Scyren und Rugier mit einbegriffen, von welchen in der ersten Abtheilung dieses Vortrages bereits ausführlicher die Rede gewesen, sind von demselben Dange besetzt, aus ihren nordischen Gegenden nach Süden, und was die Franken, Burgunder und Thüringer betrifft, nach Westen vorzudringen. Die meisten derselben festen sich an der Donau fest. Durch den Zug des Attila nach Gallien hat aber in der Mitte des fünften Jahrhunderts ein merkliches Vordrücken dieser Völkerschaften in westlicher Richtung stattgefunden. Attila zog über Böhmen an den Rhein. Da die römischen Kastelle noch lange nach dieser Hunnenfahrt in Bayern besetzt waren, so muß die Fahrt entlang des linken Donauufers geschehen seyn; und da sich Scyren, Heruler, Thüringer und Rugier dem Zuge angeschlossen, so müssen diese Völkerschaften nördlich der Donau gewohnt haben. Erst etwas später haben die Longobarden in den von den Rugieren verlassenen Gegenden Platz genommen. Die Vandalen, Westgothen, und ein Theil der Sueven waren schon früher nach Italien, Afrika, Gallien und Spanien vorausgezogen.

Jene Gestalt der Wohnplätze aber, die sich in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts ergeben hat, ist für unsere Untersuchung die entscheidende. Damaß sind die Burgunder westlich vorgeückt, und haben ihr Reich begründet; die Suevalenamen sind ihnen nachgerückt und haben sich südlich ausgedehret; die Thü-



ringer sind gleichfalls in der Richtung nach Westen vorgezogen. Odoacers Völkerschaften endlich, Heruler, Scoren, Rugier, Turzelinger, haben sich nicht nur im Norikum, und dem südlichen Bajorien und Tyrol festgesetzt, sondern selbst Italien bezwungen.

Schon in dem Vater Odoacers, dem berühmten Kriegerhelden Eddico, müssen wir einen Fürsten der Scoren und Heruler erkennen, da seine Ehne ihn in der Herrschaft über diese Völker nachfolgte. Etricho aber mußte sich, so wie alle jene gothischen Völkerstämme, vor der Allgewalt der Hunnen beugen. Daher finden wir ihn an Attilas Hof, und mit jener Vortshaft nach Byzanz beauftragt, in welcher er seine Treue erprobt hat. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieser Etricho es gewesen, der die jenem Welteoberer sich anschließenden Heruler, Scoren, Tereelinger und Rugier nach Gallien geführt. Als nun nach Attilas Tod dessen Reich wieder in seine ungleichartigen Bestandtheile zerfiel, stellten sich die gothischen Fürsten wieder an die Spitze ihrer Völker, und so finden wir denn auch sogleich auch Etricho's Sohn dort, wo sie hingehörten, nämlich als Führer der Scoren. Als solche werden nämlich in dem, in das Jahr 465 fallenden Krieg der Sueven gegen die Ostgothen, Eddico und Wulf ausdrücklich genannt, der dritte Bruder aber — der berühmte Odoacer, führt abwechselungsweise den Titel Rex Herulorum, Rex Rugiorum, Turcilingerum, Gothorum, Scyrorum. Wir entnehmen hieraus, daß die oben genannten Völker nach Attilas Rückzug unter der Herrschaft Etricho's und seiner Ehne, und daß sie im Besitze aller jener Landstriche geblieben sind, welche sich nördlich von Alemannen und der Donau, von Thüringen bis gegen Pannonien erstrecken; denn man kann sich wohl nicht mehr erwehren unter den Turzelingen (mittels einer einfachen Abkürzung des Ausdruckes) die Thüringer zu verstehen. Hiebei ist denn auch wohl das südliche Böhmen in den Besitz der genannten Völkerstämme gelangt; von dem vor Attilas Zuge dasehst noch wohnenden Ueberreste von Quaden und Markomannen wird gemeldet, daß sie sich ebenfalls dem großen Zuge angeschlossen; von dieser Zeit aber verschwinden sie ganz aus dem Gebiete der Geschichte.

Im Besitze der Herrschaft über eine so stättliche Völkermaße konnte Odoacer wohl keineswegs dem Verlangen widerstehen, jener Einladung nach Italien zu folgen, welche von der Partei des entthronten Kaisers Nepos an ihn ergleng, gegen den römischen Augustulus in das Feld zu ziehen; zumal wenn man annehmen dürfte, daß unser Odoacer mit jenem Odoacer eine und dieselbe Person gewesen, von welcher berichtet wird, daß er an der Spitze eines sächsischen Heeres bereits gegen die Franken seine Kriegslust erprobt hatte. Und es wurde denn auch wirklich jener Kriegszug im Jahre 475 unternommen, und (wie Eugippius uns berichtet)

mit der Vertreibung der römischen Besatzungen am rechten Ufer der Donau begonnen. Von dieser Zeit an geriet nun das ganze von der Donau sich über das Alpengebirge erstreckende Gebiet unter die Herrschaft der herulesischen Fürsten, und war dieses der Anfang ihrer in Bajorien d. h. dem Lande der einstigen Bojen (War: heißt Heimath) begründeten Dynastie.

Durch des großen Theodorichs Römerfahrt, und des fränkischen Chlodowigs herrschsüchtigen Gesh, ist nun die Einleitung zu einer schließlichen Gestaltung dieser Verhältnisse gegeben worden. Denn als mit Odoacers Sturz auch sein in Italien begonnenes Reich wieder zu Ende gegangen, geriethen die nun zwischen die Ostgothen, Franken und die hinzukommenden Longobarden zusammengebrängten Burgunder, Thüringer und Suevo-Alemannen, so wie die unter Konulf (dem Bruder Odoacers) mit den Bajoriern vereinten Reste der Heruler und Scoren in die höchste Gefahr, der stets zunehmenden Uebermacht der Gothen und Franken, zu unterliegen. Am ersten haben auch die Alemannen ihre Selbstständigkeit verloren, und sind nach der fäthlicher Niederlage den Franken unterthan geworden. Die von Theodorich aus dem nördlichen Italien verdrängten Heruler, Scoren und Rugier, haben aber ihre eigenen Fürsten so wenig verloren, daß vielmehr Theodorich selbst noch späterhin einen derselben, den er zum Sohne adoptirt, als König begrüßt. Die Gründe, welche dafür sprechen, diesen König für denselben Konulf zu halten, der um das Jahr 491 mit seinen Genossen, dem englischen Friedrich, in den Gebirgen Südtirols mit Theodorich gekämpft hatte, sind bereits dargelegt worden. \*) Und da nun 60 Jahre später ein Rex Bajoriorum genannt wird, (und diese Fürsten der Bajorier waren „semper de genere Agilulgingum“), so wird es beynahe zur Gewißheit, daß die nach dem Sturze Odoacers von seinem Bruder Konulf durch Tyrol nach den Donaugegenenden geführten Heruler, Scoren und Rugier

\*) Ich habe bereits in meinen Beiträgen (I. Heft) nachzuweisen versucht, daß Theodorichs Brief nicht an den bekannten Rudolf, König der Heruler gerichtet gewesen sein kann. Bey Procopius kommt nämlich folgende Stelle vor: „Suscepit ab Anastasio habentis, non habentes Heruli quos invaderent, armis depositis quievire ac triennio pax illa stetit.“ Nach Umlauf dieser drey Jahre kam jener Krieg der Heruler mit den Longobarden zum Ausbruch, in welchem König Rudolf sein Leben verlor. Da nun Anastasius im J. 491 zur Herrschaft gelangte, so fällt dieser Krieg und Rudolf's Tod in das Jahr 494. Und da nun Theodorichs Brief auf keinen Fall vor der Bestegung der Alemannen bey Tolbiak, d. i. vor dem Jahre 495 kann erlassen worden seyn, so ist es auch unmöglich, daß er an Rudolf gerichtet war.



mit den daselbst wohnenden Bojariern in ein Volk zusammengeschnitten sind, das seinen Namen von dem Lande trug, aber der, schon seit Odoacers ersten Zügen daselbst zur Herrschaft gelangten Donasie der gothischen Agilulfinger gehorchte.

Und wo anders sollen denn auch sonst diese Herculier, an deren König Theodorich jenes Schreiben richtet zu finden seyn, als nur in dem Lande diesseits und jenseits der Donau? wohin anders hätte der von den Goten durch das Erstschal verfolgte Aroulf sich haben zurückziehen können, als nur nach Bojarien und zu den Seinigen? Denn vertilgt ist er nicht worden mit seinen Herculern, da er noch später als Rex Herulorum begräbt wird. Nordwestlich kann er nicht weit gedungen seyn, da hier die Altemanna wohnten, und der übermächtige Chlodowich gegenüber stand; in Thüringen kann er nicht eingezogen seyn, denn da herrschte Heremrich, der Schwiegersohn Theodorichs; weiter nach Osten aber versperrten die siegreichen Vorgabarden den Weg. Also bleibt uns denn nach allen Seiten hin immer nur das mittlere Bojarien, und die Gegenden jenseits der Donau für ihn offen, wo er ja obnein von den Seinigen, nämlich von jenen Skoren mit offenen Armen empfangen werden mußte, welche schon seit mehr als einem halben Jahrhundert jenen Landstrich bewohnten.

Allerdings ist es nun möglich, daß nach jenen Niederlagen der Herculier an der Erst, dieselben durch die siegenden Goten für den ersten Augenblick gezwungen wurden, den ganzen diesseits der Donau liegenden Landstrich zu räumen, und sich in den später sogenannten Nordgau zurückzuziehen. Allen nach allen darüber noch vorhandenen Notizen hat noch Theodorich selbst seinen militärischen Haupt-Limes, wenigstens späterhin in die Gegend zurückgezogen, wenn er gleich vor der Hand auch das eigentliche Bojarien noch durch einige Truppen besetzt halten mochte. Uebrigens deutet auch so Manches darauf hin, daß eine Abtheilung der besiegten Herculier sich zu den Altemannen geflüchtet, und bis in die Gegenden des Rheins hin Wohnplätze erhalten. Ganz vorzüglich deutet hierauf jene Sage von den Herculungen im Breisgau, auf welche wir später zurückkommen werden.

Angenommen nun daß es sich also verhalten habe, so liegt es in der Natur der Sache, daß die bis in die jenseits der Donau gelegenen Landstriche zurückgedrängten Herculier (und die vornehmsten und verbrabtesten Bojariere werden denn doch wohl ihrem Hülsen sich bei jenem Rückzuge angeschlossen haben), auf die erste Gelegenheit werden gelauert haben, von Bojariern wieder Besitz zu nehmen. Und diese Gelegenheit zeigte sich schon 508, wo Theodorich in einen Krieg mit den Franken verwickelt wurde. An diesen Zeitpunkt schließt sich nun das an, was unsere Chronisten über den Heeres-

zug der Bayern, unter Theodo, aus dem Nordgau in ihre Heimath berichten. Es ist bemerkenswerth daß diesem Theodo Wadalger zum Vater gegeben wird; denn Wadalger ist augenfällig übereinstimmend mit Wadacir, dem Namen des Bruders Aroulfs des Agilulfingers.

Wenn man die so oft citirten Briefe Theodorichs an den König der Heruler ansmercksam betrachtet, so kömmt man auf die Vermuthung, daß Theodorich mit Aroulf bald nach dessen Besiegung Friede geschlossen, ihn zum Sohne adoptirt, und ein Bündniß mit ihm errichtet habe. Aus dem ganzen Tone in welchem der erste dieser Briefe geschrieben ist, geht hervor daß er an einen Besiegten gerichtet, dessen Tapferkeit sowohl als der löbliche Grund seines Widerstandes von dem Sieger durch Zurückgabe der erbeuteten Waffen, und Reingung der Hand zur Freundschaft gekehrt wird. Auch die Anerkennung Aroulfs als souverainen Fürsten ist in diesem Briefe enthalten „(nostra sententia comprobata)“ und auf die Stammesverwandtschaft hingewiesen „(Nos arma tibi dedimus: gentes autem olim virtutum pignora praestiterunt)“. Dieses Bündniß wurde nun auch noch im Jahre 497 geltend gemacht, als es Theodorich darnun zu thun war Alles aufzubieten, um den fränkischen Chlodwig von seinem vorhablichen Kriege gegen Maric König der Westgothen zurückzufrieden. In dem zweiten jener Briefe wird zu diesem Zwecke den Herculern, Thüringern und Warnern besonders vor Augen gestellt, wie nützlich ihnen Marichs — wie gefährlich ihnen Chlodwigs Siege werden würden. Erst nachdem Chlodwig den Marich dennoch überwunden (506—7), gelang es ihm die Herulo-Bojariere von dem Bündnisse mit Theodorich abzubringen, indem er ihnen die Aussicht eröffnete, — und wohl auch seine Hülf versprach, ihre Heimath diesseits der Donau wieder in Besitz zu nehmen. Dieß geschah als nun zwischen Theodorich und Chlodwig selbst ein Krieg; im Ausbrechen war.)

Da es sehr bald wieder zwischen Theodorich und dem Frankenbunde zum Frieden kam, so war der oben angezeigte erste Auszug der Bayern auf Wiedereeroberung der, ihnen von den Goten streitig gemachten Heimath, noch von keinem zureichenden Erfolge, und es scheint, daß der Kampf um diese Heimath noch lange fortgedauert habe. Nach den Aufzeichnungen der Chronisten geschah der Hauptschlag erst im Jahre 520, wo von den Bayern an dem Junstrom ein entscheidender Sieg soll erröndet worden seyn. Der hieher bezüglichen Stelle des Anonymus Valesianus ist bereits Erwähnung geschehen.

(Schluß folgt.)

\*) Es scheint, daß auch Kaiser Anastasius zu dieser Verbindung gegen Theodorich miteingewirkt.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. März.

Nro. 43.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Die Agilolfinger.

(Zweiter Artikel.)

Vortrag, gehalten in der Sitzung der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften den 23. Jänner 1837, von dem Klassen-Sekretär, Frhr. Max von Freyberg.

(Schluß.)

Die gänzliche Vertreibung der Gothen, nicht blos aus Bayern, sondern auch aus Tyrol, hat aber höchst wahrscheinlich erst unter Theodorichs Nachfolger statt gefunden, von welchem ja überdieß berichtet wird, daß er die diesseits der Alpen gelegenen Provinzen zu Gunsten der Franken freiwillig aufgegeben.

Später gerieth die Herrschaft der Gothen, zu welcher der große Theodorich einen so herrlichen Grund gelegt, in Italien immer mehr in Verfall; und als nun im Jahre 568 Alboin dieser Herrschaft ein Ende machte, bekamen die Bojoarier wieder ein stammverwandtes Volk, nämlich die Longobarden zu Nachbarn. Dieses Ereigniß war für Vapera ein höchst bedeutendes, denn ihr König (so wird schon im Jahre 550 Garibald genannt) gewann hiedurch mächtige Freunde zur Stütze, und war nun nicht mehr dem Beherrscher der Franken preis gegeben, der sich bereits in einer Vorfahrt an Justinian rühmte, daß sich sein Reich entlang der Donau bis Pannonien erstrecke \*). Auch wurde das Verhältniß zu den Longobarden ein höchst inniges, und durch mehrere eheliche Verbindungen fester geknüpft. In die

freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den Bojoariern und Longobarden dauerten durch mehr als zwey Jahrhunderte unerschütterlich fort; manche wechselseitige Verzweigungen der Dynastien-Geschlechter fanden Statt, und das Schicksal der beyderseitigen Fürstenhäuser erregte diesseits und jenseits der Alpen gleiche Theilnahme. Diese Verhältnisse, und die auf gemeinschaftlich gothischer Herkunft beruhende gemeinschaftliche Sage und Tradition, gaben nun auch die Grundlage zu der Ausstattung mehrerer aus jenen Gefängen von dem Heldenleben der Vorzeit, welche als die deutsche Heldensage bis auf unsere Zeiten gekommen sind, und bey welchen wir etwas verweilen müssen, weil sie so manche Anekdote enger Verbindung zwischen den agilolfingischen, herullischen, ostgothischen und longobardischen Fürstenhäusern in sich führen.

Hiebey ist vorhin zu bemerken, daß sich fast alle diese Sagen anschließen an die drey größten Namen der ersten Jahrhunderte, den Hermanrich, Attila, und Theodorich. Der Ruhm dieser großen Könige und Helden lebte so mächtig nachwirkend fort, daß sich ihre Namen den Volksdichtern von selbst aufdrangen. Aber gerade hierin liegt der Grund der verwirrenden Verwechslungen der Zeiten und Personen in diesen Gedichten. Alles was später Bedeutendes, zu einer dichterischen Ausstattung Einladendes geschah, wird zu einem Gedichte umgebildet, welchem einer dieser großen Namen zur Keime und Haltpunkte gegeben wird.

Es ist ferner zu bemerken, daß bey diesen Sagen das Fränkisch-Burgundische von dem Gothischen ausgetrieben werden muß. Für beydes steht die nordische — die mythische Ursage im Hintergrunde. Aber das Fränkische ist das Spätere, und erst durch die Pipine, und vorzüglich Karl den Großen, sind die Sagen begeistert worden, die Sage nach dieser Seite hin weiter auszubilden. Im Gegensatze sind es in den süddeutschen

\*) „Per danubium et litem Pannoniae usque in Oceani litoribus dominatio nostra porrigitur.“

Heldensagen vorzüglich die Schicksale der herrnlichen, rufgischen, longobardischen Fürsten, welche in die Wulfingische — Welfische Ausstattung dieser Sage aufgenommen worden sind.

Wo eine Heldensage eigentlich heimisch sey, das ergiebt sich natürlich aus den Personen die als handelnd hervortreten. Und so ist nun schon im König Laurin der Schauplatz Steyermark, Tyrol, die Lombarden; die Hauptpersonen Biterolf von Steiermark mit seinen Kindern Dietlieb und Sunilde, der alte Herzog Hiltbrand am Gardasee, Dietrich von Bern, mit Wittich (Eticho) und seinen Amelungen. \*)

Im grossen Rosengarten (zu Worms) werden Egel und Dietrich zu den Festspielen am Rhein-Stronc eingeladen. Dietrich zieht über Pfenturg, wo sie Isan den Bruder Hiltbrands holen; dann zu Egel, (wo die Königin Helika sie ausstättet), dann an den Rhein. Hier will der Fährmann Norevred den linken Fuß und die rechte Hand zum Lohne (wie im Laurin); hier erscheinen Wolsfahrt von Garten (Garda), Hogen von Cronck, Wittich, Heimo (Eane?) Dietlieb, Rüdiger von Pechlarn (der die Wolschaft Egel an Chriemhilde macht), Walthar von Kerlingen (Kerlungen). Die Amelungen sind stets Sieger in den Turnieren.

In Dietrichs Flucht zu den Hunnen erscheint dessen Oheim Kaiser Ermearich, und dessen Rathgeber Sibeth. Dieser verleitet den Kaiser zur Ermordung seines Sohnes und seiner Nefen der Harlungen, welche der getreue Ehart (Eticho-hardt) zu behüten hat. Dem Dietrich, der zu ihm gekommen, verweigert er sein Gebe, worauf dieser zu Rüdiger von Pechlarn zieht, der sich bey Egel aufgehalten, und von diesem die Grafschaft Pechlarn zu Lehen bekommen.

Hier ist vielleicht der Theodorich der Vandalen mit dem ostgothischen Theodorich, Hermanrich mit Hunerich

\*) Wie einheimisch die Sage von König Laurin in Bayern war, zeigt uns Meister Aventin in seiner Chronik: Nach König Adelgar ist in das Regiment getreten sein Sohn König Lareyn, von welchem wir noch viel singen und sagen. Die von Tyrol am Gischland zeigen noch den Darnisch König Lareyns.

verwechself. In Beziehung auf den letztern hat die Sage historischen Grund. Hunerich, Genseric's Sohn, hatte wirklich gegen die Kinder seines Bruders Theodorich gewüthet, und diesen seinen Bruder in die Flucht getrieben. \*) Es liegen aber dee, in diesen Heldensagen immer wiederkehrenden Flucht Dietrichs zu den Hunnen, und seinem Aufenthalte an Egel's Hofe, so wie der Wiedergewinnung seines Reichs durch fremde Hilfe, großentheils Begebenheiten zum Grunde, welche der herrnlich rufgischen, d. i. der Welfischen, so wie der longobardischen Geschichte eigenthümlich sind. Dahin gehören fürs Erste jene Flucht des rufgischen Friedrichs zu den Gothen; die Flucht Konulfs zu den Seinigen über die Alpen, und bis jenseits der Donau; die Flucht des Hiltidigs zu den Gepiden — der Harlungen nach Breisgau; die Flucht Bertraris zu dem Chane der Waren, in Begleitung seines treuen Welfs; die Vertreibung Suniberts des Sohnes Reginberts; die Flucht der thüringischen Amelberge mit ihren Kindern nach dem Sturze jenes Hermanfrieds der seinen Bruder verrathen; die Flucht Ansprands endlich mit seinem Sohne Luitprant zu Theodorich von Banern.

In Alpharts Tod treten Heimo und Wittich, Dietrichs Mannen, als seine zu Ermannich übergegangenen Feinde auf. Alphart, der Sohn Amelolfs von Garten (Wolshardt's Bruder und Hiltbrands Nefse) er bietet sich gegen das feindliche Heer zu reiten. (Die Herzogin Ita hat ihn erzogen, Amalgart ist seine Braut). Er fällt durch Wittich und Heime. Es begegnet uns Hiltbrand auf der Reise zu Eckart nach Breisach, der mit Isan, Walthar von Kerlingen, u. a. dem Dietrich zu Hilfe zieht. Die Kaiserlichen werden geschlagen, Ermannich zieht nach Ravenna.

In der Ravenna Schlacht finden wir Dietrich an Egel's Hof, sich rüstend gegen Ermannich anzuziehen. Egel's Söhne, Echarf und Ort, und Dietrichs Bruder Diether ziehen mit; sie werden von Wittich erschlagen. Aber Dietrich schlägt den Ermannich in einer eifstägigen Schlacht bey Ravenna, und verfolgt den Wittich bis in's Meer.

Auch aus dem Niebelungen Liede gehört so Manches hieher. Zuerst der Mord des Fährmanns at

\*) Victor de perseo, Vandal. L. II.



der Donau, das Gesecht mit den Bayern, (und hier werden die bayerischen Fürsten Gelseric und Else genannt), Gieselhers Verlobung mit Künzigers Tochter Dietlinde, Iring, Irnsied der Thürlingerfürst; Dietrich, Wolfhart, und Hildebrand, und überhaupt die Amelungen begegnen uns auch in diesem, wenn gleich fränkischen Dingen zugewendeten Eiede.

Besonders wichtig ist für uns das Gedicht von König Rothar. Dieser — ein König der Lombarden, entführt Helena, des griechischen Kaiser Constantins Tochter. Sie wird wieder durch List nach Constantinopel zurückgeführt, und nun erkämpfte sie Rothar mit seinen Mannen. Hier ist Berthar von Meran der Rathgeber, dem Rothar von seinen sterbenden Vater empfohlen ward. Hier treten auf: Wolfhart von Tengling (der Sohn König Amalgers) und Hademar von Diesien; vor allen aber der treue, tapfere Graf Luitpold, der Sohn Berthars, der Bruder Erwins und Gelfrichs. Rothar wird dem Pipin zum Kuhnern gegeben. Bey der Ländervertheilung erhält Luitpold Maxland, Herilungien, Seillen; Wolthard Oestreich, Wöhmen und Pohlen. Es wird genannt ein Graf Arnold, ein Herzog Fridrich, Frau Herilint. Mit 12000 Streitem erbiehet sich Berthar auszugiehen. Hier wird gedacht „der bayerischen Diet in pellinen Räden“ von Wolfhart von Tengling geführt.

Auch im Hug: Dietrich tritt Verchtung von Meran als der Rathgeber auf. Sein (von Wölfen gesaugter) Sohn Wolf: Dietrich, wird von seinen Brüdern vertrieben, und Verchtung von Meran gefangen. In einer dieser Sagen schiebt sich der alte Hildebrand an, aus dem Rosengarten nach Bern zu Frau Gatten zu reiten. Man want ihn vor dem jungen Hildebrand; auch Dietrich macht ihn aufmerksam mit dem Besätze; „er sen dem Jungen hold.“ Doch der Alte reitet aus, und wird nun wirklich von dem jungen angerannt. Sie sechten; der junge naterlegt. Da spricht der Alte: „Bist du vielleicht ein Wulfing, so wöchst du des wohl genesen.“ — „In Reichen der Statt Pertols bin ich ein Ritter stolz“ antwortete der Sohn.

Hier muß nun auch jenes ältesten deutschen Liedes von Hildebrand und Hadubrat gedacht werden, von dem sich ein Fragment in einer Rastler Handschrift erhalten hat. Hildebrand und Hadubrat — Vater und Sohn — begegnen sich ohne sich zu erken-

nen, und begrüßen sich zum Kampfe. Da fragt Hildebrand seinen Gegner: Wer sein Vater — und welchen Stammes er sey? Es antwortet Hadubrat: „Hildebrand hieß mein Vater der herrliche Degen, der zog dereinst ins Osterland mit Dietrich und seinen Helden, stehend vor dem Zorne Ottoacars.“ Auf dieses nahm Hildebrand die goldenen Spangen, die ihm der Hunenkönig verehrt, und reichte sie dem Hadubrat. Aber dieser traute dem Alten nicht, wies das Geschenk zurück und bestand auf dem Kampfe. Da rief Hildebrand. Wehe, du waltender Gott! Sechzig Winter und Sommer bin ich durch die Fremde gezogen, und nun soll ich sechen mit meinem eigenen Kinde!“ — Mit dem Beginnen des Kampfes zwischen Vater und Sohn bricht nun die erwähnte Handschrift ab; aber wir wissen das Uebrige aus andern Liedern der Helden Sage. Nachdem sie lange gekämpft, und der Sohn eine starke Wunde an der Hüfte empfangen, erkannte er den Vater und fiel ihm in die Arme. Sie ritten dann zusammen nach Bern.

Die romantische Begebenheit von der das hier erwähnte Lied berichtet, muß vorzüglich aus der Wilkina Sage erläutert werden. Nach dieser Sage lebt Dietrich von Bern, König der Amelungen, Anfangs mit Ermanrich, seinem Vatersbruder, (Kaiser von Rom) in Freundschaft. Aber in der Folge wird Ermanrich durch die treulosen Rathschläge des Sifca verstockt. Sifca hat er seine eigenen Söhne getödtet, und fordert nun auch von Dietrich Unterwerfung. Vergebens suchen Heine und Wittich ihn abzuhalten; er führt ein Heer gegen Bern. Dietrich — dessen Banner der alte Hildebrand führt, zieht sich zurück über die Alpen nach dem (bayerischen) Pechlorn, wo Nidingen (Nobingeir) gebietet, und von da zu Attila, der den Verdängten freundlich bewirtheit. Nach zwanzig Jahren zieht Dietrich, mit einem starken Heer welches ihm Attila (so wie auch seine beiden Söhne,) zu Gebote stellt, gegen Ermanrich zu Feld, um sein Reich wieder zu erobern. Hat nun gleich Dietrich den Ermanrich in der Ravennaschlacht besiegt, so kehrt er doch nochmal zu Attila zurück. Erst nach 52 Jahren verläßt er dessen Hof, wo er die Herrat zur Frau genommen, und zieht nun mit Hildebrand ins Amelungenland zurück, das jetzt von Alibrand, des Hildebrand Sohn verwaltet wird. Dann geht die Fahrt nach Rom, das Dietrich erobert, nachdem Alibrand des Sifca Banner in Stücken gehauen.



Auf jener Rückkehr von Attila's Hof nach dem aemalungischen Bern hat nun jener Kampf zwischen Vater und Sohn stattgefunden, von dem das Lied berichtet. Wir überlassen aber das Gedicht seiner eigenen Schönheit, und suchen das was uns historisch wichtig — nämlich die in demselben angedeutete Verwandtschaft zwischen Hildebrand und Dietrich zu verfolgen. Hildebrand nennt Dietrich seinen Vetter (dasselbe kömmt in der Nibelungenklage vor. Im Wolfdietrich wird Alibrand's Vater Berchtung genannt (d. i. der Vetter von Meran im Nothart). Nach andern Stellen der Helden Sage ist Berchtung der Sohn Amaloffs, der Großvater Hildebrands, dessen Schwester die Gemahlin Amaloffs von Garda war, als dessen Söhne nun wieder Wohlfhart und Alphart bezeichnet werden. Berchtung's Gattin aber war die Mutter Wolf-Dietrich's. Hildebrand und Alibrand führen die Stadt Bern als das Zeichen ihres Schildes. Auch wird geradezu ein Wolf von Bern genannt. Man sieht, das sind lauter Umelungen, und diese sind — wie sich zeigen wird, gleichbedeutend mit den Wulfinger und Agslungingen. Diese Wulfingen stehen immer zur Seite dem Dietrich, ja Dietrich selbst ist ein Wulfinger. Er ist in vielen Stellen ein und derselbe mit Wolfdietrich; als solcher zieht es aus gegen Otnit den Kaiser der Lamparten, um ein Reich zu gewinnen. Es treten also immer Odoacer und der ostgothische Theodorich hervor. Die große Verwechslung liegt in der Person Theodorich's. Denn der ursprüngliche Dietrich von Bern ist nicht der ostgothische Theodorich, sondern jener an Attila's Hof anwesende deutsche Fürst und Kriegsheld (der Held der Nibelungen Schlacht); er ist — wie ich dafür halte — jener Ellico, auf welchen ich schon oben hingewiesen habe. (Ellico ist das abgekürzte Diet-icho, Deol-icho, das spätere Jeho und Ejo). Der Heldenruhm dieses Dietrich ist aber in jenen seines Sohnes Odoacers ausgegangen, dessen Glanz nun wieder durch denjenigen der ihn zuletzt überwand hat, nämlich den ostgothischen Theodorich überstrahlt worden ist. Denn man beachte, daß diese Sagen und Heldenlieder, so wie wir sie sehen, erst in späteren Jahrhunderten ihre Gestalt bekommen. Und so leben in denselben die großen Erinnerungen an die Heldenthaten der Ahnherrn fort, aber in der Benennung der Personen ist häufig gewechselt, und spätere berühmte Namen sind eingereicht, und mit andern Namen, die nicht mehr zeitgemäß waren, verwechselt worden. Im-

mer aber sind es die Helden von Bern, die Umelungen, die den Kern dieser Helden Sagen bilden; und da die Lombarden der vornehmste Schauplatz dieser Helden war, so sieht man wie ostgothisches, Herullisches und Longobardisches hier vielfach verwoben wird, und sich wechselseitig durchdringt. Es ist diesen Sagen eigenthümlich, daß sie sich häufig, wenn ihre Zeitfolge umgekehrt wird, als historisch begründet nachweisen lassen.

Aus dem tragischen Schicksal des Königshanes der Heruler ist auch die Sage von den Herlingen hervorgegangen. Dieses Königshans wurde früher durch des großen Hermanrich's Allgewalt unterdrückt, später von dem eben so großen Theodorich, der König Odoacer dieses Stammes getödtet, und sein Bruder über die Alpen nach Norden getrieben. Daher singt die Sage (früheres und späteres vermischt) Ermanrich habe den Herlingen — seines Bruders Söhnen, nachgestellt, aber der getreue Ekard habe sie in Breyfach, wohin sie geflohen, behütet. Ekard — (Eihard, Eddico-hart) ist der Ediko, Vater des Odoacers; das Breygan die spätere Heimath der Eddiconen d. i. der Welfen. Wer denkt hier nicht der Flucht Konulfs vor Theodorich über die Alpen; wer bemerkt hier nicht die Aenderung, daß Heruler sich über Rhätien gegen den Rhein hin (bis Eltsch, Breyfach) niedergelassen. Treffen wir ja doch in Siegebert's von Anstafens Zeit Agslunginger am Rheine begütert an; und erzählt ja doch selbst ein Chronist des zwölften Jahrhunderts, Karl der Große habe die Harlungar aus dem Breygan in die Mark verpflanzt. Noch ist merkwürdig, daß dieser Ekard (der treue Hüter der Herlingen die igtendwo Aki und Etgard \*) genannt worden) als Geschwisterkind mit Dietrich von Bern bezeichnet werden. Auch wird Ekard in der Wilkina-Sage Fritilo — in einer andern Sage geradezu Odilo genannt — und wer wird hier nicht auf unsere bayerischen Fritilone und Odilone hingewiesen?

Und so ist, was uns zunächst betrifft, seener auch das tragische Geschick des longobardischen Bertarits Gegenstand von Heldengedichten geworden, in welchen nun wieder Attila, Dietrich und Hermanrich mit hinein gezogen werden.

Aribert, der Sohn Gundbalds, des Sohnes Garibalds von Bayern und Bruders der Theodolinde, gelangte im Jahre 653 auf den longobardischen Thron. Er hinterließ bei seinem im Jahre 661 erfolgtem Tode zwei Söhne, Bertarit und Godobert. Der letzte herrschte zu Pavia, der erste in Mailand. Godobert durch bösen Rath verhehrt, suchte seinen Bruder durch Verhülfe Ermualds (des Herzogs von Benevent) zu beseitigen. Der zu diesem Zwecke als Unterhändler gebrauchte Garibald von Turin beging aber einen doppelten Verath, indem

\*) An andern Stellen Imbrido und Fritilo. Auch wird statt Breyfach igtendwo Fritilaburg gesetzt.

er den Grimwald dazu anleitete die beiden Söhne Ariberts zu verdrängen, um sich selbst die Krone auf das Haupt bringen. Godobert wurde ermordet, Bertaric aber entfloh zu dem Chan der Avaren. Grimwald forderte dessen Auslieferung. Bertaric übergab sich aber, auf die Großmuth seines Feindes vertrauend, freewillig in dessen Hände. Gleichwohl wurde der Befehl zu seiner Hinrichtung gegeben. Aber mit Hülfe eines getreuen Freundes Aelberts, des blinden Hunulfs nämlich, der ihn ins Exil begleitete, entkam Bertaric dem über ihn geworfenen Boote, und entfloh an den fränkischen Hof. Ja nach Grimwalds Tod gelang es ihm, sich auf den Thron seines Vaters zu erheben.

An diese Ereignisse reiht sich der Verlauf eines ähnlichen Schicksales späterer Personen des longobardischen Königreiches. Auch Aribert, Bertarics Sohn, wurde von Alahis, dem Herzoge von Trient vertrieben; und eben so auch dem Sohne Enniberts, Luitpold, von Aelbert II. (dem Enkel des oben genannten Godoberts) der Thron streitig gemacht. Hier tritt nun Ausbrand, Luitperts Vormünder, auf die historische Bühne, der von dem Aelbert gezwungen wird, bei dem bairischen Theodebert Schutz zu suchen. Neun Jahre hält er sich mit seinem Sohne Luitprand an dem Hofe dieses, das bayerische Tyrol beherrschenden Fürsten auf, dessen Tochter er zur Frau nimmt. Unter dem Veystande desselben zieht er nun wider Aelbert ins Feld, und wird — nachdem er diesen erschlagen — selbst, und nach seinem sogleich erfolgten Tode, nun auch sein Sohn Luitprand von den Longobarden auf den Thron ihrer Könige erheben.

Auf diesem geschichtlichen Boden ruhen also die Charaktere des Hildebrands, Alibrands, Berchtolds und der Wulfinger, welche in der Helden Sage, und am deutlichsten im König Rothar hervortreten. Zu Hildebrand, dem treuen alten Rathgeber der Fürsten, hat hier jener Ausbrand ersehnte Farben gegeben; die enge Freundschaft zwischen den Welfen und longobardischen Fürsten hat in jenem Hunulf ihr Vorbild; und es treten im Rothar, Bertung von Meran, Arnold von Diessen und Graf Luitpold (dem Sohne Bertolds) die innigen Verhältnisse zwischen den Welfen und Longobarden hervor. Ja, es ist ausdrücklich erzählt, wie König Rothar dem Berchtold von seinem sterbenden Vater zur Pflege übergeben worden.

Was aber uns hiebei am meisten interessiert, das ist die Vererbung der Welfischen mit Lombardischer Sage, und ihr gothischer Kern und Hintergrund. So kündigt sie sich selbst an als beruhend auf gemeinschaftlichen historischen Begebenheiten, und vielfacher Verwandtschaft der Fürstenhäuser diesseits und jenseits der Alpen. Offenbar liegt dieser Vererbung das gemeinsame Hervorgehen jener Völker aus denselben Urstammen, und die gemeinsame Wurzel ihrer Fürstenthümer zu Grunde.

Und dringt sich hier die Bemerkung auf, wie in Verbindung auf das Land nördlich der Alpen, immer nur die Wulfinger — nicht die Agilulfinger genannt sind in der Helden Sage; gerade nämlich weil diese beiden die einen und dieselben waren. Die Wulfinger, das heißt die welfischen Fürsten und ihre Krieger sind es, die dem entflohenen Dietrich wieder zu seinem Reich verhelfen. In der Geschichte war es vorzüglich der Agilulfinger Theodebert, der seinen Tochtermann Ausbrand nach Mailand zurückgeführt.

Und so sind jene großen, in der Sage vorwaltenden Heldengestalten, in der in Bayern, Tyrol und Schwaben heimischen Ausstattung dieser Sage, großentheils mit Namen Welfischen Ursprungs umgeben, wobei wie gesagt die Wulfinger gleichbedeutend mit den Agilulfingern genommen werden. Es hat sich auch in unzähligen Urfunden der Ausdruck Wulfing (abgesehen von den Zusammensetzungen desselben als Vornamen, Geschlechts- und Ortsname erhalten. Dabin gehört die in Bayern fortdauernde Benennung Isfing, zurückführend zu dem Mönch Isfang, Hildebrands Bruder in dem großen Rosengarten. Is heißt aber Wolf, und ist Isfing und Wulfing verwandt. Das tritt auch im Niebelungen Lied hervor, wo die Fürsten der Bapen Gelfrat und Else (Wolfsrat und Isfing) genannt werden. \*) Auffallend ist, daß die Familien der Kolbache und Luitpolden der Benennungen Gelfrat und Else bis ins zwölfte Jahrhundert beibehalten; Kolbach und Luitpolden sind aber Luitpolden. Jene Sage war in dieser Familie vorzüglich lebendig geblieben. Bei den Longobarden tritt die Benennung Welf in dem Namen Lupus hervor.

Die augenscheinlichste Verbindung der Welfen mit den Herulern tritt in der Sage von den Harlungen hervor, \*\*) an welche sich jene vom Erlenkönig reißt, der am Voralpgebirge hauset. Diese Harlungen aber sind gothisch, und ihr Vater wird Diether (der Bruder Ermannichs und Dietmars), ihr Stammherr aber Umeslung genannt (wieder ein in Bayern einheimischer Name). Die Umelungen aber kommen, wie wir gesehen haben, stets als die Kriegsgesährten Dietrichs von Bern vor. Als Erbtheil jenes Diethers (des Vaters der Harlungen) wird Freisgau und Frezburg bezeugnet, dort hütet auch der getreue Ekart diese Harlungen und ihre Schätze. \*\*\*)

\*) Von Isfing spricht Aventin: „Nach König Carepn hat reglet sein Sohn Isfing, von dem man alte Reimen der alten Teutschen hin und wieder findet.“

\*\*) Heilung erhielt sich in Bayern noch lange als Vornamen, wie in unsern Traditionsbüchern häufig zu finden.

\*\*) Auch Bitterwolf ist im Weisgau zu Hause.

Nach der gothischen Sage hat Alberich (Ulreich der Götterkönig) das berühmte Schwert Ekke: Sachs im Glockner-Berge geschmiedet, in der Drau gebüret. In Colln (dem itrolischen Colomann) wurde die Scheide gefertigt. Dieses Schwert hat Dietrich dem Niesen Ekke (Ekke ist Etiko) im Walde bei Ampran (Ambras) abgekämpft. \*) Auch das noch berühmtere Schwert Minning des Wittichs \*) ist aus dem Eisen der Gebirge bei Zinst genommen.

Da auch in Rhätien (Graubündten) ein Nibelgau, der Familien-Name Nibelung, der Rhein, ein Worms zu finden ist, da die Sage des Reich Onits (am Gardasee), des Königs Laurin (im Breisgan) des Erl-Königs (am Ulberg) als in jener obern Rheingegend gelegen bezeichnet werden, so möchte überhaupt die Frage entstehen: Ob die ganze Sage der Nibelungen nicht ursprünglich von dort her stamme, und auf den untern Rhein übertragen worden ist. Paßt doch auch besonders der Garda-See besser zum Lokale des Rosengartens, als Worms am Rheine. \*) Vom Garten (vom Garda) aus zieht auch Alphart (wieder ein Bayer-Name), der Sohn Amelolts, Wolpharts Bruder und Hiltibrants Nefte, dem Dietrich von Bern gegen seine Feinde zu Hülfe. (Eine Amalgarde, die Tochter der Herzogin Uta, ist Alpharts Braut). Auch Hiltibrant selbst, nachdem er Ekart aus Brevsach, den Isan, Walther von Kerslingen und andere abgeholt, zieht mit ihnen zu Dietrich hin. Burgund, wo die Welfen auch zu Ehren gekommen, liegt überall diesem Schauplatze nahe, und

- \*) Das weist uns wieder hin auf die Besiegung Eddis und Aenulfs durch Theodorich im Gebirge von Tyrol.
- \*) Wittich ist bayerisch geblieben: Wittigevus de Egolzingen, Wittego de Horbach, Wittego de Steuenskirchen.
- \*) Auch des Wachsensteines (wer kennt nicht dieses unser majestätisches Felsgebirg?) geschieht in der Heldensage Erwähnung. In der Wilkina erscheint Walther von Wachsenstein als der Schwester Sohn Hermanrichs. Dieser Walther kommt auch als Walther von Herslingen (Herlungen) vor. Nach der Nibelungen Sage besitzt Tring das Schwert „Waske.“ Merkwürdig ist, daß das bayerische Tringsburg (bey Tegernsee) nahe am Wachsensteine gelegen ist.

näher den Scenen der Sage liegt auch Bechlarn; näher liegt ihm das Tengelng Wolpharts im König Rothar. Und dieser Wolphart von Tengelng ist es, der nach dem Berichte des Liedes dem Rothar die bayerische Diet (ein Heer von 90,000 Streitern) zugeführt, so wie Luitpold ein Heer von 20,000 Streitern. Dieser Luitpold, welchem die Sage Berthold von Meran zum Vater giebt, verdient sich in diesem Zuge seine Grafenschaft Mayland und Kurlingien (Herlungien).

Aus alle diesem möge denn erhellen, wie in unserer Sage fortwaltet das Schicksal der Fürsten gothischer Abkunft. Der merkwürdige Umstand, daß sich die Helden dieser Lieder meist an dem Hofe eines nicht gothischen Königs, des hunnischen Attila befinden, erklärt sich aus der Gesichte. Denn dieser Weltzerberer hat seine meteweische Laufbahn mit der Besiehung des großen — mit dem macedonischen Alexander verglichen Herwarichs begonnen, und sämmtlichen gothischen Fürsten gleichsam zu seinen Lebens-Männern gemacht. Hierauf war es der herulische Odoacer der mit seiner siegreichen Fahne bis Rom vorgeedrungen. Aber sein Ruhm ist durch jenen des noch größeren Theodorichs \*) verschlungen worden. Dieser, der bis zu Karl von keinem späteren übertraffen worden, ist daher die Hauptfigur für die welfische Ausstattung der Heldensage geblieben. Die frühheren und späteren Schicksale der herulischen, srischen, rufischen und longobardischen, ja selbst thüringischen Fürsten, sind in diese Ausstattung verwoben, und so ist es die große Heldensippe der Amelungen d. i. der Welfen oder Wolsungen, welche alle die Männer dieser Sage in sich zusammen schließt.

Nach diesem Ausblicke auf das, was etwa aus unferen Heldensagen für die gothisch-herulische Genealogie der Agilungischen Dynastie zu gewinnen ist — hat nun meine Untersuchung das weitere Vorkommen der Agilungier in Franken, Thüringen, Schwaben, Burgund und der Lombardey zu verfolgen.

- \*) „Unser Leut sigen und sagen noch viel von Dietrich von Bern, man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bey uns so bekannt sey, von dem sie so viel wissen zu sagen.“ (Aventin bayer. Chronik.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. März.

Nro. 44.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. Specimens of the Table Talk of the late Samuel Taylor Coleridge. Vol. I. LXXI und 267 S. Vol. II. 364 S. fl. 8. London 1835.
  2. Letters, Conversations and Recollections of S. T. Coleridge. Vol. I. XII. und 234 S. Vol. II. 240 S. 8. London 1836.

1.

Der große Beyfall, womit kürzlich in England zwey neue, sehr vermehrte Auflagen des Lebens Samuel Johnson's von Boswell — dessen Hauptinhalt Johnson's Tischreden sind — aufgenommen wurden, hat vermuthlich den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, seine Aufzeichnungen aus Gesprächen des 1834 verstorbenen Samuel Coleridge, seines Oheims, bekannt zu machen. Wie Johnson, war Coleridge Privat-Gelehrter, Litterator, Poet, und was in England Moralität heißt; gleich jenem, sehr theilnehmend an dem gemeinen Wesen seines Vaterlandes; auch in religiöser und politischer Gesinnung jenem nicht unähnlich; nicht weniger entschieden, und nur in den Formen etwas milder. Von seinem fünfzigsten Jahre an war er kränklich. Daher war der Tisch, an welchem er sprach, in seinem Zimmer; Johnson hatte ihn lieber in der Wirthsstube. Coleridge's Bildung war vielseitiger. Er hatte nicht nur Italien, sondern zweymal auch einen Theil Deutschlands besucht und sich das erstemal längere Zeit in Göttingen aufgehalten. In seinen prosaischen Schriften ist vielleicht mehr Deutsches als bey irgend einem andern Ausländer

zu unserer Zeit, und wahrscheinlich hat gerade dieses Fremdartige (wegen dessen ihn kürzlich ein Critiker den „wolkigen“ nannte,) den Kreis seiner Leser nicht so groß werden lassen, als bey dem Ruhme, den ihm seine Dichtwerke bereits erworben hatten, zu erwarten war. Gute Bekanntschaft mit unserer Litteratur ist auch aus vorliegenden Tischreden zu entnehmen, ob ihrer gleich darin nicht oft gedacht wird; und obgleich Urtheile, wie folgendes: „ein allgemeiner Fehler der Deutschen ist, daß sie das Maß überschreiten, daß sie zu viel thun,“ \*) eine flüchtige und auf die neueste Zeit eingeschränkte Ansicht verrathen. Weit mehr ist von der englischen Litteratur, vornehmlich der älteren, die Rede, und darunter kann gar manches nur für Engländer anziehend und ganz verständlich seyn. Im Allgemeinen ist eine seltene Unbefangenheit bemerklich; Gibbon wird hier strenger beurtheilt als von irgend einem fremden Kunstrichter geschehen ist; und so hoch Milton über Klopstock, so hoch wird Kepler über Newton gestellt.

Unmittelbar vor oder nach den „Gesprächen mit Gëthe,“ die in diesen Blättern kürzlich angezeigt worden sind, gelesen, würden Coleridge's Gespräche jenen wohl bey weitem nicht gleich an Gehalt befunden werden. Sie haben jedoch vor jenen auch gewisse Vorzüge, die wenigsten an einigen der Stellen, welche Ref. nun aushebt, erhellen werden.

---

\*) There is a nimety — a too - muchness — in all Germans. II. 325.



I. 82. Die Wahrheit der Sprache nimmt im Griechischen ab nach Theophrast, im Lateinischen am Anfange des augustischen Zeitalters, im Italienischen bey Tasso, und im Englischen nach Taylor und Barrow.

Für die deutsche und die französische Sprache hat G. nicht gewagt, einen solchen Scheidepunct anzugeben; auch ist das ungleich schwerer.

II. 241. Claudianus verdient mehr Aufmerksamkeit als man ihm gewöhnlich widmet. Er ist das Mittelglied zwischen der Poesie der alten und der neueren Welt. Er schwankt zwischen der Objectivität der Alten und der Subjectivität der Neueren.

I. 104 und II. 550. Was die europäischen Sprachen jetzt sind, das sind sie durch die Scholastiker geworden. Wir lachen über ihre Quiddität; aber ihre Qualität und Quantität haben wir behalten, und wie viel Anderes dazu!

I. 215. Wenn der Wille, der das Geseß unserer Natur ist, von unseren Seelenkräften hinweggenommen würde, so daß wir Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft besäßen, aber ohne Willen, so wäre das ein Zustand der Qual, den keine Hölle überreffen könnte; Tollheit mit Bewußtseyn, entsetzlicher Gedanke!

Vollendet kommt wohl dieser Zustand nicht vor; Ansätze dazu sind aber so selten nicht, besonders in Zeiten, wo in die Erziehung, den Unterricht u. s. w. vielerley Unnatürlichkeit eingedrungen ist.

I. 121. „Wollen meine Freunde bis B. gehen, sagte Horne Tooke, so mögen sie; ich gehe nur bis A.; warum ich aber bis dahin mich ihnen nicht anschließen sollte, wüßte ich nicht.“ Der Grund liegt doch nahe genug. Hat jemand Kunde oder auch nur Verdacht, es gehe ein Anderer nach B., um dort zu rauben, so thut er großes Unrecht, wenn er mit diesem Aem in Aem bis A. geht und ihm so weit das Geleite giebt.

II. 49. Horne Tooke's Rath an die Demagogen: „wollt ihr mächtig seyn, so gebet euch dafür aus,“ hat einen tiefen Sinn. Allein die englischen Uebertrießen es damit und zwar zu ihrem Schaden, weil Pitt sich daran hielt, um Maßregeln durchzusetzen, die ihm nur Furcht vor jener eingebildeten Macht zugefiel.

I. 191. Theilwall erklärte es für eine Ungeßühr, daß man Kindern gewisse Meinungen beibrächte, bevor sie selbst prüfen und wählen könnten. Ich hat ihn ein Stück Land zu befehen, das ich meinen Garten nannte. Da ist ja nichts als Unkraut, sagte er.

Weil der Garten, erwiderte ich, noch nicht selbst prüfen und wählen kann. Das Unkraut, sehen Sie, ist so feen gewesen, von dem Boden Befß zu nehmen, weil man es für eine Ungeßühr hielt, diesem ein Vorurtheil für Rosen bezubringen.

Denselben Gedanken hat ein englischer Bischof noch stärker ausgedrückt. Ich pflanze meinem Kinde nichts ein, sagte zu ihm eine Dame. Ihn Sie es nicht, so thut's der Teufel, sagte der Bischof.

II. 17. Könten die Menschen von der Geschichte lernen, welche Lehren wären daraus zu schöpfen! Aber Leidenschaft und Parteysucht blendet uns; das Licht der Erfahrung ist gleich der Lampe auf dem Hintertische des Schiffes; sie leuchtet nur auf die Wogen, die schon hinter uns sind.

I. 200. Der Staat im weitesten Sinne schließt die Kirche in sich, im engeren Sinne ist er das Gegenstück derselben. Die Kirche kennt kein Ansehen der Person, keine Stände noch Vorrechte; vor ihr ist alles gleich, in so fern ist sie die einzige reine Demokratie. Der Staat hat nicht die Einzelnen, sondern Stände vor sich, die er nicht in Rücksicht auf persönlichen Werth, sondern nach äußeren Umständen, Geburt, Befß u. s. s. abtheilt und reibt. Ein Glied an der Staats-Versammlung kann die Demokratie nicht seyn. Sie ist gleichsam das Blut des Staatskörpers, das ihn durchfließt und erhält, das aber nicht hervortreten darf.

I. 225. Die drei großen Aufgaben, die ein Staatsmann bey der Regierung einer Nation sich vorhalten sollte, sind: 1. Sicherheit für die Eigenthümer, 2. Leichtigkeit für die Erwerber, 3. Hoffnung für Alle.

Gewiß armselig in den Augen von Leuten, welche Bücher über den Staatszweck schreiben, oder das Uebergewicht der sogenannten materiellen Interessen beklagen. Wer aber fragt, ob irgend eine Regierung jemals diese einfachen Aufgaben vollständig gelöst habe; und wer bedenkt, daß dem Staate, welcher diesen Nothbedarf erränge, auch das übrige alles zusallen dürfte, weil dieses übrige alles zu den Mitteln und Bedingungen jenes Erringens gehört, der möchte dem trockenen Engländer wohl Recht geben.

II. 58. Soll eine Nation groß werden, so muß sie in ihrem Wachsen Ansehen erfahren. Der amerikanische Commodore Decatur sagte zu mir auf Malta, er beklage die Erwerbung Louisiana's durch die verei-



Dauer Großes, zu Stande gekommen ist, haben Einzelne, getrieben von ihrem Geiste oder Gemüthe, so zu Stande gebracht. Heutzutage wohnt man das gerade Gegenheil; dem Einzelnen wird nichts zuge-  
traut; es muß organisiert, classificirt, administrirt werden, gleich als könnte man das Kapital der sittlichen Kräfte dadurch vermehren, daß man es zusammenwirft. Daher sehen wie z. B. die Klein-Kinder-Schulen so begünstigt von Bischöfen und Andern, welche darin eine wichtige Verbesserung erblicken. Hat man etwa wahrgenommen, daß ein Kind, welches den Tag in einer solchen Schule zubringt, folgsamer, gehorsamer wird? Nimmt etwa liebevolle Häuslichkeit in den Familien zu, deren Kinder in jene Schulen geschickt werden? In einer großen Stadt mügen, wie die Sachen jetzt stehen, solche Anstalten, als wenigstens geringere Hebel gerechtfertigt seyn; daß man sie aber auf die kleineren Orte ausdehnt und dort die häusliche Erziehung dadurch ersetzen will, ist einer der klüglichen unter den Mißgriffen, die von den Leuten mit guter Absicht gemacht worden sind, und fortwährend gemacht werden.

II. 167. Durch Anwendung des Maschinenwesens sind in unsern Tagen viele Kunstzeugnisse weit wohlfeiler geworden, nicht aber, oder doch nicht im Verhältniß, die Naturzeugnisse. Nun werden aber die ersteren ohne Vergleichung mehr von den oberen Ständen als von den niederen gesucht. Darum ist dem Armen sein Unterhalt und Lebensgenuß, in Folge der Verwornung des Maschinenwesens, nicht ebenso erleichtert wie dem Reichen. Ausnahmen giebt es, z. B. daß nun Densfränge sich in Baumwolle kleiden können, daß man Branntwein für einen Pfennig haben kann; aber welche eine Verbesserung ist das!

I. 149. In meinem dreizehnten Jahre ließ ich aus der Schule hinweg zu einem Schuhmacher und bot ihn, er möchte mich in die Lehre nehmen. Der ehrliche Mann führte mich gleich in das Schulhaus zurück, wo er von dem Hauptlehrer fast so ansaust empfangen wurde, als ich selbst. Auf die Frage, wie ich zu einer solchen Thierheit gekommen sey, gab ich zur Antwort, ich würde gerne ein Schüler werden, könnte dagegen den Gedanken nicht ertragen, daß ich ein Geistlicher werden sollte. — Warum das? — Weil ich, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ungläubig bin. — Der Hauptlehrer sagte nichts weiter, sondern griff mich und peitschte mich durch. Das war verständig und war mir heilsam. Jannern und Einzpredigen hätte nur meiner Eitelkeit geschmeichelt, mich in meiner Albernheit bestärkt; jetzt wurde ich ausgelacht und mußte mich ins Herz hinein schämen.

II. 223. Ich halte nicht für gut, daß auch nur die Elemente der Mathematik in den Lehrgang unserer öffentlichen Schulen aufgenommen werden. Ge-

legenheit und Aufmunterung dazu wäre nicht nur hinreichend, sondern würde mehr Früchte tragen, als allgemeine Nöthigung. Noch weniger möchte ich in jenen Lehrgang neuere Sprachen aufnehmen. Die Philanthropisten und Pfennig-Maazin-Gelerten sehen, wenn sie von unsern Schulen sprechen, nur auf die Lehroerträge, und übersehen ganz, was die Knaben von selbst und von einander lernen, und dieß eben darum begieriger, weil es ihnen nicht zur Pflicht gemacht ist. Ein Knabe zu Eton weiß von dem Missur und dem Mississippi wenigstens ebenso viel als von dem Hebräer und dem Ilissus, weil Reisebeschreibungen der neueren Zeit anziehender sind als die Verzechnisse. Man muß ja nicht die Verzechnisse der Schulstunden in den alten und den neuen Anstalten mit einander vergleichen, sondern die Zöglinge aus beiden selbst. Darnach muß geurtheilt werden.

## 2.

Die zweyte Sammlung steht an Gehalt der Tischreden weit nach; sie bringt zwar 45 Briefe von Coleridge aus den Jahren 1818 — 25; aber großentheils beziehen sich diese auf gewöhnliche und häusliche Verhältnisse; und was der Herausgeber dazu noch aus Gesprächen mittheilt, ist der grämlichen, fast mit aller Welt unzufriedenen Stimmung, die er in vielen Zusätzen verräth, meist zu verwandt, als daß nicht vermutet werden müßte, die Answahl selbst sey im Dienste jener Stimmung gemacht. Ref. wählt nur eine Stelle aus, die zu den minder bitteren gehört. I. 130 erzählt Coleridge, wie er den berühmten Brougham kennen gelernt habe, und fährt dann fort:

Nun verlor ich ihn eine Zeitlang aus dem Gesicht. Als wir uns wieder trafen, kam das Gespräch auf einen Gegenstand von großer Wichtigkeit, der damals im Parlamente verhandelt wurde; und Brougham's Aeußerungen darüber stimmten mit meiner Ansicht überein. Ich bemerkte, nach den Zeitungen hätte er im Parlamente ganz das Gegenheil gesagt; es wäre mir angenehm, durch ihn selbst besser belehrt zu seyn, und ich würde künftig den Zeitungen nicht trauen. O, sagte Brougham in einem halb vertraulichen, halb scherzenden Tone, ich sprach allerdings im Parlamente, wo man Partey ist, so wie die Zeitungen berichten; aber unter uns wissen wir das bester. Ich schwieg, aber ließ es mir gesagt seyn.

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. März.

Nro. 45.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Paternuli quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnenianae cum reliquae delectae expressit Jo. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Sallusti orationes et epistolae ex deperditis historiatarum libris expressae ex codice Vaticano MMM. DCCC. LXIV. — Lipsiae apud Weidmannos A. 1835.

2. C. Velleji Paternuli quae supersunt etc. Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum conjecturas denno recognovit atque epistolam ad Jo. Casp. Orellium praemisit Jo. Theoph. Kreyssig. Misenaë, sumptibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. MDCCCXXXVI.

3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. — Inest censura editionis Orellianae. Altonae. Typis et impensis J. T. Hammerich. 1836.

4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi IX. Calend. Septembres MDCCCXXXVI rite celebranda collegii professorum nomine indicit Carolus Felix Halm, gymnasii professor. Insunt emendationes Velleianae. — Monachii typis librariae scholarum regiae.

## Zweiter Artikel.

Haben wir im Bisherigen das von Hrn. Orelli in der Einrichtung seiner Edition des Vellejus be-

obachtete Verfahren und seine kritischen Grundsätze im Allgemeinen prüfender Betrachtung unterworfen, so wollen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem Einzelnen zuwenden und sehen, in wie fern Hr. Orelli dem an so vielen Stellen noch schwer verwundeten Texte heilende Hilfe geleistet habe. Hr. Orelli hat nämlich, wie wir schon eben bemerkt haben, dem corrupten Texte die nach seinem Urtheile heilsamen Verbesserungs-Vorschläge theils eigener, theils fremder Erfindung als Exemplar correctum stellenweise untergesetzt.

Diese Verbesserungs-Vorschläge, deren auf jeder Seite des ganzen Buchs 3 — 10 angebracht sind, belaufen sich leicht auf ein volles Tausend; und viele darunter sind ohne allen Anstand, als das Rechte treffend, würdig in den Text selbst aufgenommen zu werden. Dagegen hat Hr. Orelli auch nicht wenige Worte und Sätze, theils von andern Gelehrten entlehnt, theils aus eigenem Vorrathe in das Exempl. corr. aufgenommen, die nach unserm Urtheile den vulgaten Text eher verderben, als corrigiren; insbesondere können wir von den eigenen Vorschlägen Hr. Orelli's, deren Zahl sich auf beynahe anderthalb hundert beläuft, nur etwa 20 — 25 gut heißen, und müssen die übrigen alle als verwerflich bezeichnen.

Dieses Urtheil über Herrn Orelli's Leistungen in der Berichtigung des Textes können wir nun freylich hier Ortes nicht durch Aufzählung und Abhandlung aller einzelnen Fälle rechtfertigen, sondern müssen uns darauf beschränken, durch etwas ausführliche Besprechung einer mäßigen Anzahl von Stellen nur von unserer Fähigkeit oder Unfähig-



keit in der Sache zu urtheilen gleichsam eine Probe abzulegen, unter Befügung der Erklärung, daß wir bey anderer Gelegenheit, die sich ergeben könnte, unser Urtheil nach seinem ganzen Umfange in allen Theilen als begründet darzutun suchen werden.

Lib. I. 3, 2. steht in P.: „(Tragici) omnia sub eorum (persona), qui illo tempore vixerunt, dixerunt.“ Um das Anstößige des mißlautenden vixerunt, dixerunt zu entfernen, setzt Hr. Drelli statt dixerunt in das Ex. corr. aus eigener Vermuthung disserunt, nach unserer Urtheile ein seiner Bedeutung nach nicht passendes und der Construction nach dem Sinne und Zusammenhange nicht gehörig entsprechendes Wort. Referent würde die Stelle so schreiben: „— quod — Tragici frequentissime faciunt, quibus minime id concedendum est: nihil enim ex persona poetæ, sed omnia sub eorum, qui illo tempore vixerunt, dixerunt.“ Dieunt, dixerunt etc. (Indicative) widersprechen dem Sinne; darin gerade fehlen die Tragiker, sagt Vellejus, daß sie thun, was sie nicht thun sollen: sie sollen alles nur den Zeitverhältnissen der von ihnen eingeführten Personen-angemessen sprechen und gesprochen haben.

Lib. I. 14, 1. geben P. und A.: „et ipsarum praefulgent nomina.“ Drelli nimmt die auf den ersten Anblick allerdings nicht mißfällige Conjectur Burmanns „ex ipsarum praefulgent. nomine“ in den verbesserten Text auf. Wir finden diese Conjectur bey näherer Betrachtung als nicht völlig genügend und würd. n dafür setzen: „nam militarium (coloniarum) et causa et auctores ex ipso earum praefulgent nomine; der Schriftsteller braucht darüber nichts zu sagen, weil der bloße Name derselben alles klar macht.

Lib. I. 18, 1. geben P. und A.: „— pluribus annis eloquentiae . . . operibus floruit.“ Dr. wählt aus zwey von ihm angeführten

Vorschlägen, dem Hr. Halm's (pluribus artibus el.) und dem der Bipontiner (pluribus armis el.) den letztern und sucht ihn mit den Worten zu rechtfertigen: „arma eloquentiae, facundiae frequens apud Quintilianum et alios tropus h. l. refertur ad orationes singulis occasionibus habitas earumque vim et effectum: opera autem ad orationes litteris mandatas. Ceterum v. operibus cum praecedat v. floruit, pro Velleii stilo non magis ἀκροῦν videri debet armis operibusque floruit quam C. 10. ingenia Socratico ore defluentia . . . . floruere ac similia.“ Den tropischen Gebrauch von arma eloquentiae am rechten Orte wird kein Mensch in Zweifel ziehen wollen, wenn er nur flüchtig daran denkt, wie etwa Demosthenes und Cicero sich der Waffe der Beredtsamkeit zu Vertheidigung und Angriff bedient haben; aber arma eloquentiae in dem von dem Zusammenhang unserer Stelle geforderten Sinne, und vollends für mündlich gehaltene Reden im Gegensatz schriftlich verfaßter, wird alle Welt billig bezweifeln, und Hrn. Drelli bitten, adäquate Beweismittel aus Schriftstellern beizubringen, die des Namens Schriftsteller nur einigermaßen noch werth zu achten sind. Ueber den letzten Theil seiner Anmerkung können wir hier Hrn. Drelli nur sagen, daß wir ihm die „ingenia Socratico ore defluentia“ streitig machen und läugnen müssen, daß diese und ähnliche Epochen gerade gut genug seyn um einem Vellejus zugetraut werden zu können. Wir müßten Vellejus erst besser kennen, als bis jetzt der Fall ist, ehe wir es wagen dürften, solche strengen Beweis fodernde Urtheile über seinen Styl auszusprechen. Doch zurück zu unserer Stelle! Wir meinen (um kurz zu seyn) alle andern Conjecturen niederschlagen zu können, wenn wir die angeführte Stelle und die folgenden Worte dazu etwa so schreiben: „Una urbs Antica pluribus omnibus eloquentiae, quam universa Graecia operibus flo-

ruit, adeo ut corpora gentis illius (Graecorum) separata in multas civitates, ingenia vero solita Atheniensium muris clausa existimes.“ Eloquentia ist hier keineswegs die Beredtsamkeit im engern, sondern im weitern Sinne, von welcher eine Art in der „prosa eloquentia“ (man sehe I. 17, 3.), andere Arten in der Sprache der Dichter, der Historiker, der Philosophen gegeben sind. Man vergleiche Cic. orator. cap. 20. fin. (§. 68.) „Sejunctus igitur orator a philosophorum eloquentia . . . ab historicorum, a poetarum, explicandus est etc. Das war eben die Auszeichnung der Stadt Athene's, daß sie allein in allen Arten der Eloquentia mehr Meisterwerke hervorgebracht hatte, als das ganze übrige Griechenland. — Wenn der letztere Theil unseres Vorschlags nicht gefällt, mag ihn bey Seite liegen lassen; wir wollen ihn hier nicht weiter vertheidigen.

Lib. II. 6, 4. Ed. princ. und Amerb. bieten dar: „L. Opimius . . . Fulvium Flaccum, . . . quem C. Gracchus in locum Tiberii fratris triumvirum nominaverat, cum socium regalis adsumperat potentiae, morte adficiit.“ Von vielen Conjecturen, welche diese Stelle veranlaßt hat, führt Hr. Drelli 3 an, die von Gelenius, die von Nuhnken und die von Halm. Dieser letzteren, welche so lautet: „triumvirum nomine, re autem socium etc.“ wird der Palmzweig zuerkannt und der Ehrenplatz im Exempl. correct. angewiesen. Und doch ist gerade sie, nicht bloß „etwas zu gewaltsam“, wofür F. Haase (in oben erwähneter Recension) die übrigen „sehr schön“ hält, sondern sogar kaum lateinisch und, was das Schlimmste ist, mit allen ihren Schwestern, als Entstellung des ganz rein überlieferten Textes schlechthin zu verwerfen. Wir sagten „des ganz rein überlieferten Textes“, weil derselbe ohne Aenderung eines Wortes oder auch nur eines Buchstaben, bloß durch Setzung und Verrückung eines Comma, oder durch Setzung der Parenthesen-Zeichen, vollkommen in Ordnung gebracht wird. Man lese;

„Hunc (C. Gracchum) L. Opimius Consul . . . , persequutus armis unaque Fulvium Flaccum . . . , quem C. Gracchus in locum Tiberii fratris (triumvirum nominaverat eum) socium regalis adsumperat potentiae, morte adficiit.“

Lib. II. 11, 2. P. gibt: „ — et triumphus fuit clarissimus, et meritum: virtuti que cognomen Numidici inditum.“ A.: „ — et meritum et virtuti que.“ Dieses zweyte et (ein recht offener Schreibfehler Amerbach's, der zuerst et meritum et virtuti (ohne que) hatte schreiben wollen, dann aber doch virtuti que schrieb ohne et auszustreichen) veranlaßte Herrn Drelli zu der in das Exemplar correctum aufgenommenen Conjectur: „Et meritum ei virtute cognomen Num. inditum.“ Diese schon durch zu viele Aenderungen (ei eingeschoben, virtute statt virtuti, que weggeworfen) welche ohne auffallend dringende Noth gemacht sind, verdächtige Conjectur, wird vollends als verfehlt dadurch überwiesen, daß sie in zwey Sätze auseinander zieht, was Vellejus in einen Satz mit zwey Subjecten und einem gemeinschaftlichen Prädicate (clarissimus, — um) vereinigt hatte, wie schon die Voranstellung des, mit triumphus und mit cognomen (den beyden Satzsubjecten auf gleiche Weise zusammenschließenden Namens des gepriesenen Mannes sichtbarlich zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Suites à Buffon, formant avec les oeuvres de cet auteur un cours complet d'histoire naturelle. Collection accompagnée de planches. Paris. Roret.

De l'histoire naturelle des Cetacées ou recueil et examen des faits dont se compose l'histoire naturelle de ces animaux, par M. Frédéric Cuvier. Paris 1836. 8. 415. p. en deux cahiers avec 22 planches in 8.

Diese Fortsetzungen von Buffon sind vor einiger Zeit dem Publikum angeköndigt worden. Unternehmung:

gen dieser Art giebt es in Frankreich viele und von sehr ungleichem Werthe; selbst die Namenliste der Mitarbeiter ist oft kein sicherer Bürg, daß nicht eine bloße Buchhändler-speculation dergleichen zu Grunde liege. Am so mehr freut es uns, sagen zu können, daß man hier im Allgemeinen etwas Solides zu erwarten hat, wenigstens nach dem zu urtheilen, was uns bisher davon zu Gesicht gekommen ist. Von Milne Edwards ist der erste Band der Reusenthiere erschienen, eine ganz vortreffliche Arbeit. Keber die Amphibien, bearbeitet von Bibron und Duméril, äußert sich ein competentere Richter, Herr Wiegmann in Berlin, günstig. Von Walkenaeer sind die Arachniden übernommen worden und kürzlich erschienen, uns jedoch noch nicht zugekommen. Die Einleitung in die Entomologie von Th. Lacordaire ist ebenfalls erschienen, uns aber nur aus einer Anzeige in Guérin's Magazin bekannt. Unter der Liste der Mitarbeiter werden noch folgende aufgeführt: Audinet-Serville für Orthoptera, Neuroptera und Hemiptera; Audouin für Anneliden; Bois-Duval für Schmetterlinge; Blainville für Mollusken; Brebisson für kryptogamische Pflanzen; De Candolle für allgemeine Botanik; Dejean für Käfer; Desmarest für Fische; Sander-Rang und Lesson für Zoophyten und Würmer; Macquart für Dipteren; Le Pelletier de Saint-Fargeau für Hymenopteren; Spach für phanerogamische Pflanzen. Man sieht aus diesem Verzeichniß, daß mehrere Mitarbeiter Abtheilungen übernommen haben, mit denen sie durch ein vielfähriges Studium vertraut geordnet sind; Andere gehören zu den Vieschreibern, welche man von jedem ähnlichen Unternehmen mit immer wechselnden Gegenständen sich beschäftigen sieht. Es ist daher sehr gut, daß man einzelne Bände abgefordert, wenn auch um etwas erhöhten Preis, bekommen kann. Das Ganze ist auf 45 Bände berechnet.

So fern Ref. über das vorliegende Buch im Allgemeinen urtheilen kann, scheint Hr. Fr. Cuvier, so weit er es vermag, keine Mühe gescheut zu haben, etwas Brauchbares zu liefern. Ein Discours préliminaire beschäftigt sich mit allgemeinen Betrachtungen über die Naturgeschichte der Cetaceen, wo selbst auch die Anatomie, meist nach dem Bruder des Verf. Georges Cuvier, abgehandelt ist. Dann folgt die sehr ausführliche Beschreibung der Arten und zulezt ein Verzeichniß der benützten Werke, Aufsätze u. s. w. 175 an der Zahl, wie zu erwarten war, mit hinreichender Ver-

stümmelung der deutschen Wörter. Denn in der Kenntniß der deutschen Sprache scheint Herr Fr. Cuvier nichts von seinem berühmten Vender geerbt zu haben. Unter der sonst reichhaltigen Litteratur vermissen wir die so wichtigen Arbeiten von Brandt und Nagelburg in deren medicinischer Zoologie. Die französischen und englischen Werke scheinen sorgfältig benützt zu seyn. Ein Werk dieser Art und über eine der unmitttelbaren Beobachtung sich so sehr entziehende Thierklasse, wird immer mehr oder weniger Compilation bleiben müssen; aber schon das verdient Dank, nur einfach zu sammeln, was seit Bonaterre und Lacepède in so vielen und theuern Werken, namentlich in Reisebeschreibungen, zerstreut ist. Was Dewhurst in seiner natural history of the order Cetacea London 1854 geleistet hat, können wir nicht angeten.

Die beigegebenen Abbildungen sind zweckmäßig gewählt, und geben auch osteologisches Detail. Sie sind in der bekannten Manier gestochen, welche in Frankreich bei naturhistorischen Abbildungen fabrikmäßig getrieben zu werden scheint, und die man auf der Stelle erkennt. Es ist jene nicht ungeschickliche, aber etwas geleckte Art, wie sie z. B. im Dictionnaire des sciences naturelles bei allen Tafeln zu Grunde liegt.

Ein vollständiges Urtheil über den Werth des ganzen Werkes und die Zuverlässigkeit der Thatsachen, wird nur Der geben können, welcher die ungeheure Mühe nicht scheut, sich in das so sehr zerstückte, und schwer zugängliche Detail selbst einzuarbeiten. Ref. hatte früher den Gedanken, sich einer solchen Arbeit behufs der Fortsetzung des Schreibens Säugethierwerks zu unterziehen, überzeugte sich jedoch bald von der Unmöglichkeit der Ausführung. Nur wo sich eine reich ausgestattete Bibliothek findet, läßt sich diese interessante Thiergruppe so bearbeiten, wie es der jetzige Stand der Wissenschaft verlangt, und wie es nothwendig ist, um ein Ganzes mit dem so ausführlich und gründlich bearbeiteten Text zu bilden, der den letzten, sich rasch folgenden Lieferungen von Schreiber's Säugethiereen beigegeben ist. Zum Glück hat sich Herr Prof. Wiegmann in Berlin entschlossen, den Text zu den Cetaceen für Schreiber zu liefern und die Abbildungen zu vervollständigen. Man darf daher hoffen, daß die deutsche Litteratur bald ein so vollständiges Werk über die Naturgeschichte der Säugethiere wird aufzuweisen haben, wie man es vergebens im Ausland sucht. Von Hr. Prof. Andraes Wagner in München ist bereits der Text zu den Pachydermen und Großthieren auch zu den Wiederkäuern geliefert; die von demselben angekündigte Synopsis mammalium als Supplementband wird einem großen Bedürfniß abhelfen.

R. Wagner.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. März.

Nro. 46.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
  2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
  3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
  4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Zweyter Artikel.

(Fortsetzung).

Wir glauben unserm Schriftsteller sein Eigenthum wieder rein herzustellen, wenn wir schreiben: „Metellitamen et triumphus fuit clarissimus et meritum virtute eique cognomen Numidici inditum.“ Die undeutsche Wortstellung: merit. virt. eique cogn. Num. ind. werden wir dem Römer Vellejus wohl nicht verargen wollen? Wie übrigens virtute eique schon in der Murbacher Hdschr. (oder noch früher) in virtutique übergehen konnte, ist wohl leicht zu begreifen: man lasse nur von den zwey e in der Mitte eines weg, so bleibt noch virtuteique; dieses schwindet nun von selbst noch in virtutique zusammen.

Lib. II. 22, 4. geben P. und A. „(Q. Catulus) mortem magis voto quam arbitrio inimicorum obiit.“ Hr. Drelli setzt mit Heinsius zwischen magis und voto das Pronom. suo ein, welches von den Buchstaben s und vo (vo) verschlungen worden sey. Und dieses Verschlingen des suo von seinen

Nachbarn würden wir allerdings, als zur Erklärung eines Ausfalls genügend, uns gefallen lassen, wenn nur vorher auf irgend eine Weise dargethan wäre, daß hier wirklich irgend etwas und namentlich, daß suo ausgefallen sey. Der vulgate Text ist aber so rein und vollständig erhalten, daß jeder Zusatz ihn nur verderben kann. Catulus hatte überhaupt nicht, und nicht auf diese Art zu sterben gewünscht; sondern nur die Noth der Umstände hatte ihn dazu bewogen, sein Leben, aber in selbst gewählter Weise zu verkürzen, um, wenn auch nach dem Wunsche seiner Feinde, so doch nicht (wie andere edle Männer in jener Schreckenszeit) durch eine denselben beliebige Todesart sterben zu müssen; er starb magis voto, quam arbitrio inimicorum. Man lese bloß das ganze Kapitel, um sich von der Wahrheit des Gesagten und von der absoluten Ueberflüssigkeit jeder Aenderung des Textes zu überzeugen. — Hr. Drelli scheint übrigens sein suo voto so wohl gefallen zu haben, daß er es unter Cap. 35. §. 5. wieder in den Text zu bringen gesucht hat durch den Vorschlag: „At Catilina non segnus suo voto \*) obiit, quam sceleris conandi consilia inierat; quippe etc.“ Allein, daß auch dieser Vorschlag ganz verfehlt ist, zeigt schon die Stellung der Worte suo voto; denn so, wie sie stehen, müßten sie nothwendig mit dem Comparativ segnus zusammengedacht werden, was hier, bey dem zu jenem Comparativ gehörigen Sage „quam sceleris etc.“ durchaus nicht

\*) A. P. geben segnus uota, B. segnus nota.



angeht. Einzig richtig ist, auch nach unserm Urtheile, was ein Berliner Rezensent und Claudius vorgeschlagen haben: *Catilina non segnius mortem obiit, quam scel. con. consilia inierat.*“

Lib. II. 51, 3. Hier nimmt Hr. Drelli nicht ohne Grund Anstoß an dem Satz: „*consularis. Variatum deinde praeliis, sed uno l. m. Pompejanis prospero, quo graviter etc.*“ Aber durch die Art seiner Hilfsleistung hat er unserm Gerachtens mehr verderben, als gut gemacht; denn sein *consul* (n. Nuhnt.) statt *consularis* ist falsch, da Velleius ganz gut und richtig gesagt hat: *Balb. Cornelius (factus est) ex privato consularis, d. h. Balbus ward aus einem gemeinen, ranglosen Manne (nicht bloß auf ein Jahr Consul, sondern) durch das ihm verliehene Consulat für je und allezeit ein (vir) consularis.* Dann sein Satz: „*Variis certatum deinde praeliis etc.*“ verräth sich wieder schon durch die unlateinische Wortstellung als nicht Velleianisch u. s. w. Wir würden Alles andere unverändert lassen, nur *quo* hinter *prospero* tilgen, und das Uebrige so schreiben: „*Variatum deinde praeliis: sed uno longe magis Pompejanis prospero graviter impulsus sunt Caesaris milites.*“

Lib. II. 60, 1. lautet nach P.: „*(M. Caelius) cum in modica quidem servari posset, quippe pejor illi res familiaris quam mens erat, in praetura novarum tabularum auctor extitit, etc.*“ ohne Widerrede von Seite Burers; A. bietet die Variante *cum immodica quidem.* Hr. Drelli schreibt in das Exemplar correctum aus eigener Conjectur „*cum ne in otio quidem serv. posset;*“ was wir nicht umhin können für widersinnig zu halten. Denn widersinnig wäre es ja doch gewiß, wenn Velleius den Caelius so zu sagen in einem Athem als einen „vir ingeniose nequam“ bezeichnete und von ihm erzählte, daß er, der nicht einmal bey ruhigem Zustande des

Staates bestehen konnte, selbst Unruhen zu stiften einfüßig genug gewesen sey! Andere Gelehrte älterer und neuerer Zeit dachten etwas von der Art in unsere Stelle bringen zu müssen, wie oben (cap. 49.) gesagt wird: *cum Lentulus salva rep. salvus esse non posset;* auch dieß von dem Zusammenhange wenigstens nicht geradezu gefodert. Wir glauben mit den möglich geringsten Abweichungen von P. dem Zusammenhange genau Entsprechendes zu geben, wenn wir schreiben: „*M. Caelius . . . cum ne modica quidem servare posset, quippe pejor illi res familiaris quam mens erat, . . . novarum tabularum auctor extitit etc.*“ d. h. M. Caelius, der nicht einmal (sein eigenes) ganz beschränktes Hauswesen in Ordnung zu halten wußte, (denn sein Vermögenszustand war ganz zerrüttet) unternahm es in seiner Prätur, den Staatshaushalt, den Vermögensstand des ganzen Volkes ordnen zu wollen.

Lib. II. 10. 7, 1. P.: „*sub omnem motum nostrarum navium protinus etc.*“ B. berichtigt dieß so: *sub omn. motumque* \*) *nostrarum navium etc.*; A. giebt wahrscheinlich auch *motumque*, wiewohl Hr. Drelli weder dieß, noch die Abweichung in P. bemerkt hat. Wie Burer, so glaubten bisher alle diejenigen, welche mit ihm omnem motumque annahmen, daß zwischen omnem und motum ein Seitenstück zu diesem ausgefallen sey; auch Hr. Drelli ist derselben Meinung zugethan, doch wagt er nicht, ein bestimmtes Ergänzungswort anzugeben, sondern deutet im Ex. corr. den Mangel bloß so an: *sub omnem . . . motumque.* Lurdorff, Claud., Walter und Bach schlagen Aenderungen der gegebenen Worte vor, als: *sub agmen motumque;* s. *omen metumque;* s. *nomen*

\*) *Sub omnem metumque etc.* in Burers Anführung ist offenbar nur Druckfehler, da er gleich befügt: *inter omnem motumque quiddam deesse videtur.*

motumque. Beyde Theile nach uns im Irrthume. Das von Burer glücklich erhaltene *que* (ein kleines Beyspiel, wie wichtig die Burerschen Emendationen der *Ed. princ. sud!*) führt uns — nicht auf einen Mangel zwischen *omn.* und *motum* (Bergleichen keiner vorhanden ist) wohl aber auf die Verbesserung eines in den vorhergehenden Worten liegenden, von andern noch nicht corrigirten Fehlers, nämlich *armatorum* statt *armata*. Wir schreiben die ganze Stelle wie folgt: „*Cum citiorem ripam . . . castris occupassemus et ulterior armatorum hostium iuventute fulgeret sub omnem motumque nostrarum navium protinus refugientium, unus e barbaris . . . cavatum ex materia conscendit alveum etc.*“ Die Conjunction *que* knüpft nach uns *armatorum* und *refugientium* an einander; ihre Stellung hinter dem dritten Worte ist vielleicht falsch, doch hier nothwendig; denn weder *sub* noch *omnem* soll einzeln hervorgehoben werden (was durch *subque o. m.*, oder durch *sub omnemque motum* geschehen würde), sondern die drey Worte *sub omnem motum* bilden zusammen einen einzigen Begriff und nehmen daher die Anknüpfungspartikel *que* hinter sich als ein Ganzes: *hostium armatorum „sub omnem motum“ que . . . refugientium*. Wir Deutsche würden durch dreyerley Betonungen dreyerley verschiedene Auffassungsweise der gleichen Worte hörbar machen, als: (nicht vor, oder nach, sondern) bey jeder Bewegung unserer Schiffe; (nicht bloß bey heftiger, rascher u. sondern) bey jeder Bewegung unserer Schiffe; und endlich: bey jeder Bewegung unserer Schiffe. Der Römer erreicht den nämlichen Zweck durch verschiedene Stellung seines *que*, die Betonung natürlich nicht ausgeschlossen.

Lib. II. 112, 3. P. (stillschweigend auch B.) und A. geben folgenden Text: „*ita placebat barbaris numerus suus, ita fiducia virium, ut ubicunque Caesar esset, nihil in se reponerent.*

*Pars exercitus eorum etc.*“ Hr. Drelli setzt seine Conjecturen in das *Ex. correct.*, wodurch der Text diese Gestalt gewinnt: „*Ita pl. h. num. suus stulta fiducia virium, ut ubicunque Caesar non esset, in eo omnia, ubi esset, nihil in se reponerent etc.*“ — „*Ista quidem vis est,*“ würde Vellejus, wenn er diesen Angriff auf seinen Text sehen könnte, Hr. Drelli entgegen rufen; und mit Recht, da wir solche Aenderungen nur dann versuchs- und beyspielsweise wagen dürfen, wenn erweisliche Noth dazu treibt. Hr. Drelli aber hat zwar ein Paar Bemerkungen gegeben, welche zeigen mögen, daß uns Vellejus Worte nicht ganz unentstellt überliefert sind, den Nothfall solcher Gewaltstreichs jedoch hat er auf jeden Fall nicht nachgewiesen. Insbesondere ist die Aeußerung: „*Haec sententia (ut, ubicunque etc.) mihi trunca eo membro videtur, quo ἀντιθέσις ex perpetuo suo more contorserat Vellejus. Suppleo igitur: ut, ubicunque Caesar non esset etc.* Sie *justa* prodit oppositio inter *vv. in eo (numero) et in se*“ ungegründete Schwärmung gegen Vellejus und im Uebrigen ganz unwahr. Vellejus pflegt keineswegs Gedanken und Worte gewaltsam zu verdrehen, um Antithesen zu Stande zu bringen, (wir wünschten nur ein unbestreitbar ächtes Beyspiel angeführt zu sehen), und wenn die hier uns dargebotene Antithese eine *antithesis contorta* ist, so hat sie ja nicht Vellejus, sondern nur Hr. Drelli selbst gemacht. Die von Hr. Drelli sogenannte *justa oppositio* zwischen *in eo numero* und *in se* würde Vellejus ganz gewiß nicht als von ihm stammend anerkennen, da sie gar keine *Oppositio* ist, sondern nur eine ganz eifer Weise zweymal variirte Bezeichnung einer und derselben Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Enumeratio diagnostica Cactearum hucusque cognitarum. Auctore Ludovico Pfeiffer. Med. Doct., Casselano. Berolini sumptibus L. Oehmigke. 1837. 8. VIII. und 192. S.

Für die zahlreichen Liebhaber der schönen Pflanzenfamilie der Cacteen gewiß eine sehr willkommenere Erscheinung, deren Anzeige wir eben deshalb nicht verabsäumen wollten. Jede Pflanzengruppe, deren Umfang so rasch zunimmt, daß, wie bey den Cacteen, die Artenzahl im Jahre 1807 sich noch auf 32 beschränkte und jetzt auf 424 angewachsen ist, wird während einer solchen Periode der Vervielfachung großen Schwierigkeiten rücksichtlich der Feststellung der Species unterworfen seyn; denn das schnell aufgebrauchte Material ist in allen Sammlungen zerstreut, vollständige Mittheilung in so kurzer Zeit unmöglich, Vergleichung kostspielig und mühselig, da sie Reisen voraussetzt. Bey den Cacteen sind die Schwierigkeiten noch um so bedeutender, weil viele Arten so selten, oder erst so spät blühen, daher nicht sobald richtig in die großentheils künstlichen Gattungen untergebracht werden können und weil überdies die wesentlichen Veränderungen, welche der ganze Habitus vieler Species mit dem zunehmenden Alter erleidet, dem Entwerfen guter Definitionen sehr im Wege stehen. Um so mehr Dank müssen wir dem Hrn. Verf. wissen, der wirklich für Fixirung der Species geleistet hat, was in diesem Zeitpunkte billiger Weise verlangt werden kann. Selbst im Besitze einer reichen Sammlung lebender Cacteen, verglich er damit auf eigens zu diesem Behufe angestellten Reisen die großen Collecti- onen in Berlin, Detf, Dresden, Hamburg, Herrenhausen, München n. s. w. und überzeugte sich demnach durch Autopsie von der Haltbarkeit der bisher leider oft auf ein einziges aus dem Mutterlande übergesiedeltes Exemplar gegründeten Arten. Die Familie zerfällt nach dem Werthen in 10 Gattungen, Mammillaria (92 Arten), Melocactus (14 A.), Echinocactus (55 A.), Cereus (144 A.), Epiphyllum 2 A.), Rhipsalis (16 A.), Lepismium (4 A.), Hawiota (1 A.), Opuntia (85 A.), Pereskia 15 A.), zusammen 424, welche Hr. Dr. Pfeiffer größtentheils lebend gesehen hat. In nähere Details einzugehen, behält sich Referent für eine größere Abhandlung über denselben Gegenstand vor, welche demnächst in den Denkschriften der hiesigen K. Akademie der Wissenschaften erscheinen wird.

Mittheilungen der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer. 1. Heft mit 3 Kupfern 1837.

Es hat sich im letzten Jahre eine Gesellschaft zu Zürich gebildet, welche den Zweck hat, sämtliche Alterthümer der Kantone, sowohl Celtischen als Römischen Ursprungs aufzusuchen. Man konnte sich schon längst wundern, daß in Zürich keine Gesellschaft zur Erforschung der Alterthümer je sich gebildet hatte, da gerade die Umgegend dieser Stadt eine Menge schöner Denkmale in ihrem Schoße aufbewahrt. Nahe bey der Stadt auf einem Hügel, der die schönste Aussicht in Thäler und Alpen darbietet, hat man eine Reihe Celtischer Grabhügel entdeckt. Diese bilden den Gegenstand der vorliegenden Hefte und enthalten die genaueste Beschreibung der Hügel selbst, sowohl als des ganzen Inhaltes. Nicht weit von da hat man neuerdings eine zweite Reihe Celtischer Gräber aufgefunden. Die Umgegend von Zürich verdient aber, sowie Zürich selbst auch wegen der Römischen Alterthümer, besondere Aufmerksamkeit. In allen Theilen der Stadt hat man römische Münzen gefunden, ferner kleine bronzene Bilder. Aus der Umgegend werden ähnliche Gegenstände jedes Jahr ausgegeben. Ueberhaupt bietet der ganze Kanton für diese antiquarische Gesellschaft ein reiches Feld der Forschung dar. Dem erstens hat man auf der ehemaligen Römischen Heerstraße von Windisch durch den Kanton Zürich nach Pfn, Aebon und Bregenz beynähe von Stunde zu Stunde Spuren Römischer Ansiedlung entdeckt. Auf der kurzen Strecke von 11 Stunden zwischen Windisch und Pfn liegen zu Dällikon, Buchs, Kloten, Steftenbach, Ober Winterthur Castra mit geräumigen Hädern. Und nicht bloß auf dieser Heerstraße reihen sich Römische Alterthümer beynähe ununterbrochen aneinander, sondern auch in den übrigen Thälern des Kantons sind bis in die entlegensten Punkte in neuerer Zeit Römische Münzen und Geräthschaften gefunden worden. Die antiquarische Gesellschaft hat daher die schöne Aufgabe, sämtliche Celtische und Römische Alterthümer aufzusuchen, und über die Zustände der ältesten Bevölkerung Licht zu verbreiten. Wir hoffen, daß die deutschen Vereine für vaterländische Alterthümerkunde, welche schon längst im guten Zweck vorangegangen sind, die Mittheilungen der Schweizerischen Gesellschaft beachten werden, besonders, da nur durch Vergleichung der größtmöglichen Zahl ähnlicher Gegenstände namentlich das Wesen der Celtischen Alterthümer genauer erkannt und beurtheilt werden kann.

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. März.

Nro. 47.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.



1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Zweiter Artikel.

(Schluß des zweyten Artikels.)

Vellejus würde entweder gesagt haben: ut, ubicunque C. n. esset, in eo (Caes.) omnia, ubi ess., in se nihil rep. oder: ut, ubic. C. n. esset, omnia, ubi esset, nihil in se reponerent. — Den gewaltsamen Aenderungen Hn. Drelli's gegenüber halten die Herren Baiter und Halm obigen Text der Handschriften für völlig gesund, indem sie das Wörtchen ita in restringirendem Sinne fassen. Herr Halm sucht sich durch folgende Uebersetzung der Stelle ins Deutsche deutlich zu machen: „Nur in so weit trogten die Barbaren auf ihre Anzahl, nur in so weit vertrauten sie auf ihre Stärke, daß, wo nur César stand, sie nichts sich vermaßen.“ Dazu fügt er die Bemerkung über den latein. Ausdruck: „Verbum substantivum erat ante fiducia aut negligentia quadam scriptoris nimioque brevinitatis studio, aut librariorum culpa omissum est.“ Ersteres ist durchaus nicht anzunehmen; Letzteres würde

die wirkliche Einschaltung des Verbum unabweisbar fodern. Die Worte „ita placebat barbaris numerus suus, ita fiducia virium“ können, wenn der Ausdruck lateinisch seyn soll, nur so gefaßt werden: ita placebat h. n. s., ita (placebat iis) fiducia virium, treu übersetzt: Nur in so weit gefiel den Barb. ihre Anzahl, nur in so weit das Vertrauen auf ihre Stärke, daß u. s. w. (wer Anderes behauptet, muß Beweis liefern, statt dessen eine ungetreue Uebersetzung nicht gelten kann); der Sinn, welchen Hr. Halm und Baiter fordern, müßte und könnte lateinisch nur etwa so ausgedrückt werden: ita placebat barbaris numerus suus, ita suppetebat iis fiducia virium, oder auch ita fidebant (barb.) viribus suis, doch dieses nur so, daß fidebant ausdrücklich gesetzt wäre, nicht bloß durch ein nacktes fiducia vertreten werden sollte. — Wir denken, in der Mitte zwischen den beyden Extremen liege die Wahrheit, daß der handschriftliche Text nicht ganz unuerdorben, doch gelinder und besser, als von Hn. Drelli geschehen ist, herzustellen sey. Da indeß das rechte Wort erst dann gefunden werden kann, wenn zuvor der rechte Gedanke gefunden ist, so bitten wir unsere Leser mit uns ein Paar Schritte über die Worte, auf welche sich unsere Vorgänger beschränkt haben, hinauszugehen, um zu sehen, ob sich vielleicht aus dem Vorhergehenden und dem Folgenden für unsern Zweck etwas gewinnen lasse. War nämlich schon im 110. Kap. gesagt, wie die Pannonier in unermeßlicher Menge sich erhoben und mit einem Theile ihrer Macht Italien überfallen wollten, indeß ein anderer sich



sich nach Macedonien ergossen hatte u. s. w., so erzählte uns nun Vellejus im 112. Kap. (von G. 3 — G. einschließlich), wie jener Theil der Pannonier, welcher dem Oberfeldhern selbst, nämlich Cäsar Terentius, gegenüber stand, nichts auszurichten vermochte, sondern, beynähe ausgehungert, sich auf bloße Vertheidigung hinter Verschanzungen beschränken mußte; wie dagegen jener andere Theil derselben, der sich auf Macedonien geworfen hatte, das unter Cäcina und Plantius Silvanus aus den überseeischen Provinzen heranziehende Heer umschloß und fünf römischen Legionen re. eine, beynähe Allen verderbliche Niederlage bezbrachte. Zu dieser Erzählung bildet der in Frage stehende Sage eine, die Feldhernweisheit Cäsars der Unvorsichtigkeit anderer Befehlshaber gegenüber anpreisende Einleitung, und zwar in folgendem, nach unserm Bedünken vom ganzem Zusammenhange gebotenen Sinne: „den Feinden nicht zwar allerdings ihre Menge und das treuende Vertrauen auf ihre Streikräfte, doch nur in so weit, daß sie dessen, wo immer Cäsar war, keinen Gewinn hatten.“ Um diesen Sinn in unsere Stelle zu bringen, müssen wir freylich ein Paar Worte des überlieferten Textes ändern; doch ohne etwas wegzuschneiden oder einzuschleiben. Wir vermuthen nämlich, Vellejus habe geschrieben: „Ita proderat barbaris numerus suus, ita fiducia virium ut, ubicunque Caesar esset, nihil inde reportarent. Pars ex. eor. etc.“

Lib. II. 120, 6. geben P. und A.: „Caelus Caelius ad vetustatem familiae suae dignissimus.“ Hr. Drelli schreibt im Ex. correctum: „Caelius . . . ac vetustate famil. etc. d. h. nach der Note, er vermuthet, es sey ein Wort ausgefallen und allenfalls so zu eriegen: Caelius nonobilitate ac vetustate fam. etc.; Gelenius hat ad gestrichen, Anstehen dasselbe in adolescens erweitert. Ref. glaubt am einfachsten und natürlichsten zu helfen, wenn er dignissimus (mit Zugabe), dem vorhergehenden praeclari an die Seite gestellt, auf facinoris bezieht und die Stelle so schreibt: Cum in captivos saeviretur a Germanis, praeclari facinoris auctor fuit Caelus Caelius ac vetustate familiae suae dignissimus, qui complexus etc.“; Denn so lobte Vellejus, was hier Hauptsache war, die That des Mannes und doch damit zugleich die alte Abkunft desselben.

Lib. II. 125, 4. (Quo quidem tempore . . . Drusus), qui a patre in id ipsum plurimo quidem igne emicans incendium militaris tumultus missus erat, prisca antiquaque severitate usus ancipitia sibi timere (B. A; tam re P\*) quam exemplo pernicioso et his ipsis militum gladiis, quibus obsessus erat, obsidentis coercuit.“ Hr. Drelli setzt in das Ex. correct. a) plur jam pridem igne; b) — severitate, a usus ancipitia sibi, rescidit tam re quam exemplo pernicioso et his etc. — Pridem angenommen von den Bipontinern; a usus von Aedatius; tam re von Rhenan. aus d. Ed. princ.; rescidit aus Eigenem dazugehan, weil (laut Anmerkung) nach sibi oder nach pernicioso ein Wort, ungefähr des Sinnes: rescidit, sustulit, reseculit ausgefallen sey. Andere haben Aedatius versucht. Ref. will sich einige vorläufige Bemerkungen erlauben, dann die, leider in verdorbenem Zustand auf uns gekommene Stelle — nicht gerade rein herstellen, aber doch wenigstens einen auf Gründen ruhenden Vorschlag aus einem Gusse versuchen, welcher endlich zu ihrer Herstellung führen könnte. — Ein Soldatenaufstand brach aus in Germanien, wo Cäsar Germanicus selbst als Befehlshaber war, und zugleich bey den in Illyricum (unter Jun. Bläsus) stehenden Legionen; die Soldaten forderten frech und drohten; der Ausbruch eines Bürgerkrieges schien nahe zu seyn. „Sed haec omnia, (sagt Vellejus) veteris imperatoris (Tiberii) maturitas multa inhihentis, aliqua cum gravitate pollicentis. . . . brevi sopiit ac sustulit.“ Daran schließt sich obige Stelle: quo quidem tempore etc., und gibt an, wie, und durch welcher Personen Dient Tiberius den Zustand gedämpft habe. Diese Personen waren Germanicus und Drusus. Von jenem ist vorher schon gesagt, daß er damals Befehlshaber der Germanischen Legionen war; von dem andern muß uns Vellejus erst an unserer Stelle noch sagen, daß er nach Illyricum gesandt worden sey, um bey den dortigen Legionen in des Vaters Namen zu handeln, (dieser Umstand fehlt in dem überlieferten Texte). Von Germanicus räumt Vellejus ein: „pleraque gnave egit,“ deutet aber eben dadurch tadelnd an, daß derselbe in manchen Puncten zu

\*) Daß tam re bloß eine in den Text gesetzte Conjectur von Rhennanus ist, erhellt aus Burers Verichtigung.

nachgiebig gewesen sey; (man vergleiche zum Ganzen wie zum Einzelnen die vortreffliche Beschreibung dieser Soldatenaufstände in Tac. Annal. I. 15. seq.); von Drusus dagegen rühmt er, daß derselbe, um nicht durch Nachgiebigkeit ein verderbliches Beispiel zu geben, mit alterthümlicher Strenge gegen die Soldaten verfahren sey, und sie durch sie selbst gegüchrigt habe. (Tac. I. 20. f.) Diesen Sinn und Zusammenhang des Ganzen und seiner Theile vor Augen meinen wir, Vellejus habe ungefähr so geschrieben: „Quo quidem tempore ut pleraque gnave (egit) Germanicus, ita Drusus, qui a patre in id ipsum, plurimo quidem igne emicans in Illyrico, incendium militaris tumultus missus erat, prisca antiquaque severitate usus, ancipitia ascivit remedia quam exemplo pernicioso, et his ipsis militum gladiis, quibus obsessus erat, obsidentis coërcuit, singulari adjutore in eo negotio usus Junio Blaeso, etc.“ Was wir nun von unserm Gesichtspuncte aus gegen die Vorschläge Anderer einzuwenden hätten, findet jeder unserer Leser von selbst; wir geben darum nachträglich nur noch einige Bemerkungen zur Rechtfertigung unseres Vorschlags. Die zwei Worte in Illyrico konnten leicht ausfallen, dadurch, daß das Auge des Abschreibers von dem ersten in auf das zweyte durch einen kleinen Sprung abirrte. Wenn nach uns Vellejus von dem Aufstände in Illyricum ausagt, was nach Tacitus mehr von dem in Germanien gelten möchte „plurimo igne emicans,“ so thut er dieß, ohne die Wahrheit empfindlich zu verletzen (denn in der That war man in Rom über beyde Aufstände und über den Illyrischen besonders der Nähe wegen in nicht geringer Bestürzung, so daß Vellejus eben so richtig diesen, wie Tacitus jenen, für besonders bedenklich ansehen konnte) wohl aus dem Grunde, um dadurch Drusus Verdienste desto höher zu stellen. — Wenn wir den Vellejus sagen lassen: „ancipitia ascivit remedia, quam exemplo pernicioso,“ so glauben wir seinen Sinn zu treffen, da er, wie Tacitus, den Drusus mehr zur Strenge, als zur Nachgiebigkeit geneigt darzustellen wollte, und ihn daher strenge, wenn auch bedenkliche Maßregeln den gelindern, aber als böses Beispiel verderblichen vorziehen ließ. Was aber den Ausdruck anbelangt, so glauben wir ascivit mit Recht so zu construiren wie z. B. Ta-

citus probare gebraucht hat in dem Worte: „pacem quam bellum probabam“ (Ann. I. 58.); zu dem von uns für timere gesetzten remedia vgl. man ebenfalls Tac. Ann. I. 29: (alii) fortioribus remediis agendum (censebant); ein Rath, welchen Drusus wirklich so gleich befolgte.

Lib. II. 129. 2. „(Jam quanta cum gravitate) ut senator et iudex, non ut princeps, et causas pressius audit? Quam celeriter etc.“ So P. u. A.; Ruhfen läßt et (vor causas) weg; Hr. Drelli merkt an: Sed ea ipsa (copula) iudicium praebet alterum membrum excidisse, ut acute perspexit Krause, postque eum Cludius, qui suppleendum duxit vel et aequius dijudicat, vel et severius iudicat. Vel sic tamen Comparativus pressius arguit excidisse ipsam quoque comparisonem, quae latet in vv. quam celeriter. Fuerit igitur: et causas pressius audit quam ceteri etsanctius dijudicat? Quam celeriter etc. Dagegen bemerkt Ref.: Sollte die Wortstellung lateinisch seyn, so müßte entweder im zweyten Gliede hinter et ein dem causas entsprechendes Substantiv folgen, z. B. et causas et lites dgl. oder es müßte das erste et hinter causas versetzt werden, so daß et pressius — et sanctius sich entsprächen. Dann scheint pressius in diesem Zusammenhange wenig zu passen; endlich muß, wo ein Anfall zu erzeugen ist, dieß, so weit es die Natur der Sache erlaubt, auf dem kürzesten Wege geschehen, was man der Interpolation des Hrn. Drelli kaum nachrühmen kann. Ref. glaubt, daß durch „et causas perorat et perorantes audit“ oder etwas ähnliches nachzuheßen sey. Man vgl. Tac. Annal. I. 74. s. Die Einwendung wegen Stellung der Copula et dürfte man übrigens uns nicht rückwärts zuschieben, da causas perorat ähnlich einem verb. compos. gleichsam nur ein Wort ist, daher auch causas vor dem folg. perorantes in Gedanken wiederholt werden muß: „et causas — perorat et (causas —) perorantes audit.“

Lib. II. 129, 3. „Qua vi consiliorum suorum ministro et adjutore usus Druso filio suo Maroboduum . . . salubribus consiliorum suorum medicamentis coëgit egredi?“ So P. A. Herr Drelli meynet; „Aequè ab omni veri

similitudine abhorret et bis in eadem clausula Vellejum possuisse vv. consiliorum suorum et inculcata esse posteriore loco, ubi Ruhnkenius ea uncis inclusit, Cludius delevit. Potius prius corruptum esse reor e vv. cogitationum suarum;“ und dieß wird denn wirklich in das Exempl. correct. gesetzt. Nach unserm Dafürhalten mit Unrecht. Die Wiederholung der Worte consiliorum suorum hat so wenig etwas Aufstößiges, daß vielmehr ohne sie der Ausdruck der Sache gar nicht bestehen kann. Wir halten dagegen qua vi für verdorben, von dem man kaum weiß, ob man es für sich allein oder in Verbindung mit consiliorum suorum fassen soll, und welches den Worten Suetonis (Tiberius 37.) „Quosdam (reges) per blanditias atque promissa extractos ad se, non remisit: ut Maroboduum Germanum etc.“ und noch mehr der Erzählung Tacitus widerspricht, nach welchem (Annal. II. 63.) Marbod, von allem Anhalte in Germanien verlassen, selbst seine Zuflucht zu Tiberius nahm. Wir zweifeln kaum, daß wir Vellejus Hand herstellen, wenn wir schreiben: „Quali consiliorum suorum min. et adjuvatore usus Druso f. s., Maroboduum inhaerentem occupati regni finibus . . . velut serpentem abstrusam terra salubribus consiliorum suorum medicamentis coegit egredi? — Unus quali . . . ministro usus Druso filio suo“ entspricht dem vorangehenden: „quibus praeceptis instructum Germanicum suum etc.“ §. 2. 3.

Lib. II. 130, 3. „Si aut natura patitur aut mediocritas recipit hominum auro deo cum de his queri, quid hic (Tiberius) meruit, primum ut scelerata Drusus Libo iniret consilia? deinde ut Silius Pisonemque tam alterius dignitatem constituit, auxit alterius.“ So P. und A. Hr. Dr. setzt in das Ex. corr. für auro deo etc. — „aut ratio deorum cum dis queri?“ für Pisonemque tam alter. etc. „Sil. Pisonemque tam alienatos haberet, quorum alterius etc.“ Was ratio deorum seyn soll, hätte Ref. wenigstens nicht verstanden, wenn nicht Hr. Dr. es in der Anmerkung durch „οὐδία, natura“ erklärt hätte; die gewaltige Interpolation andern Theils „alienatos haberet, quorum“ hat Hr. Drelli wenigstens wieder ohne Noth eingeschoben, da sich die Sache

viel einfacher abthun läßt. Ref. wenigstens glaubt die ganze Stelle auf folgende Weise in Ordnung bringen zu können: „Si aut natura patitur aut mediocritas recipit hominum de futuro deo cum dis queri, quid hic meruit, primum ut scelerata Drusus Libo iniret consilia? deinde ut Silius cum Pisonem, quorum alterius dignitatem constituit, auxit alterius.“ Daß Vellejus in dieser pathetischen Stelle seinen hochgefeierten Cäsar Tiberius als futurum deum bezeichnet, wird wohl Niemand bestreiten? Was den letzteren Theil unseres Vorschlags betrifft, so denke man sich die Worte und Sylben in einer alten Handschrift so getrennt und verbunden: Siliuscum Pisonemque cum alterius etc., und man wird leicht begreifen, wie daraus der vulgare Text hervorgegangen: Silius Pisonem(m)que (tum) tam alterius etc.

Lib. II. 131, 2. Zum Schlusse seines Werkes betet Vellejus zu den Göttern — Jupiter, Mars, Vesta u. a. — nach P. und A. so: „— custodite, servate, protegite hunc statum, hanc pacem; eique functo longissima statione mortali destinate successores etc.“ Salmas. rieth: hunc stat., hunc principem; eique etc.; Lipsius: hunc st., hanc pacem, hunc principem, eique etc. Letzteres setzt Hr. Drelli in sein Ex. correctum. Referent ist der Meinung, daß das matte und selbst störende ei beseitigt und dafür principii in den Text gebracht werden müsse, so: „— protegite hunc statum, hanc pacem; principique functo longissima statione mortali destinate successores quam serissimos, sed etc.“

Nachdem wir Hr. Drelli an einer Reihe von Stellen aus Anfang, Mitte und Ende seines Buches zur Genüge bewiesen zu haben glauben, daß er auch — theils in der Aufnahme fremder, theils in der Erfindung eigener Conjecturen und namentlich in verschiedenen zur Herstellung eines Exemplar correctum gemachten Interpolationen nicht sonderlich glücklich gewesen sey, gehen wir zur Beurtheilung der andern uns vorliegenden Schriften über, die uns von selbst Veranlassung darbieten werden, auch noch über andere Punkte seines Werkes unser Urtheil abzugeben.

(Dritter Artikel folgt).



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. März.

Nro. 48.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

Bekanntlich hat der Graf Franz Heinrich von Bridgewater, der im Februar 1829 starb, in seinem Testamente die Vererbung gemacht, daß von seinem Vermögen die Summe von achtausend Pfund Sterling verwendet werden sollte zur Publication eines Werkes über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, offenbare in der Schöpfung, und daß der Präsident der königlichen Gesellschaft zu London die zur Abfassung eines solchen Werkes tüchtigen Gelehrten auszuwählen hätte. Es gelang demselben, acht ausgezeichnete Schriftsteller für diesen Plan zu gewinnen, so daß das ganze Werk, welches den Titel führt: *The Bridgewater Treatises on the power, wisdom and goodness of God as manifested in the creation*, nunmehr in acht Abtheilungen erscheint. Die eine von diesen hat der berühmte Geognost Buckland übernommen, und sie in einer Weise ausgeführt, daß des edlen Grafen Absicht aufs Vollständigste erreicht worden ist, und das Andenken beyder mit rühmlicher Anerkennung auf die Nachwelt übergehen wird.

Der Verf. befaßt sich in vorliegender Schrift hauptsächlich mit der Betrachtung der urweltlichen organischen Ueberreste, so daß von der Geognose gerade nur so viel abgehandelt wird, als ihm zum Verständniß der Lagerungsverhältnisse der Petrefakten nothwendig erscheint. Das ganze Werk besteht

aus 2 Bänden, von denen der erste in 24 Kapitel abgetheilt ist.

Das erste Kapitel befaßt sich mit der Erörterung des Begriffs und des Umfangs der Geognose.

Das zweyte Kapitel zeigt die Uebereinstimmung der geognostischen Entdeckungen mit der heiligen Schrift, und ist, der Absicht der ganzen Unternehmung gemäß, mit Ausführlichkeit behandelt. Es ist wohlthuend, einen ausgezeichneten Gelehrten über eine ernste Sache mit solcher Entschiedenheit und heiliger Scheue sich ausgesprochen zu hören, als es hier geschieht; zumal in einer Zeit, wo Schriftsteller aller Art mit einer Leichtfertigkeit, zum Theil auch mit einer Frivolität und Nachlässigkeit, über das offenbare Wort Gottes herfallen, als ob dasselbe ein Werk thörichter Menschen, und nicht die Kundmachung der ewigen Liebe und Weisheit wäre. Nicht genug, daß wir eine Menge Theorien über den Ursprung der Welt, des Menschen, der Sprachen haben, ohne daß es den meisten Urhebern derselben eingefallen wäre, auch nur einmal die Frage sich zu stellen, ob sie denn hiebey in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift stehen oder nicht; wir haben es in unsern Tagen erlebt, daß Leute aus allerley Ständen und von sehr verschiedenen Festesgaben sich daran gemacht haben, das alte Testament, namentlich aber die Genesis, als ein Buch voll Irthümer, Widersprüche, Mythen, frommen Betrug und viel späterer Abfassung darzustellen, so daß unter solchen Umständen, wenn sie wahr wären, es allerdings ein sehr überflüssiges Be-



mühen für Buckland und jeden andern Naturforscher wäre, wollte er es für nothwendig erachten, seine Ansichten von der Welterschöpfung in Uebereinstimmung mit der mosaischen Erzählung zu bringen. Indes ist es allen diesen Gegnern von den französischen Encyclopädisten an bis auf Ballenstedt und Bohlen herab, die alle mit lockerer Trivoltät zu Werke gegangen sind, nicht gelungen, irgend ein Argument aufzubringen, das vor einer gründlichen und unbefangenen Prüfung hätte bestehen können. Im Gegentheil, ihre Anfälle haben nur dazu gedient, den bedrohten Glauben an die Götlichkeit der Offenbarung in seiner unerschütterlichen Festigkeit und Sicherheit aufs Neue zu bewähren, und es hat gerade keiner außerordentlichen Anstrengung bedurft, um diese Angriffe zurückzuweisen, und in ihrer ganzen Wüthe und Jämmerlichkeit darzustellen. Für den Naturforscher, der gewohnt ist, seine Untersuchungen auf die breite Basis des objectiven Thatbestandes zu gründen, kann es nichts Ungründlicheres geben, als die sogenannte höhere Kritik, wie sie sich vornehm zu nennen beliebt, die mit Aufgebung gesicherter historischer Grundlagen auf rein subjectivem Wege aus inneren Gründen heraus und frey von allen Voraussetzungen, wie sie sich rühmt, aufsteht und Konsequenzen zieht. Archimed verlangte doch wenigstens, um die Welt zu bewegen, einen festen Standpunct außer ihr; die Hochkritiker dagegen brauchen einen solchen Punct nicht, um das Prebulem zu lösen.

Als Hardouin \*) diese falsch berühmte Kunst der sogenannten höhern Kritik zum erstenmal in Ausübung brachte, und mit nicht geringer Gelehrsam-

\*) Als unächt, nach dem Standpunct der höhern Kritik, erklärte Hardouin die Oden des Horaz, überhaupt die meisten Klassiker und selbst Kirchenväter; als ächt dagegen nahm er die Satyren und Episteln des Horaz, die Naturgeschichte des Plinius u. A. an. Die sogenannten unächtigen Schriften ließ er von Mönchen des 13. Jahrhunderts abfassen.

keit und Scharfsinne den Beweis zu liefern versuchte, daß die meisten ältern Schriftsteller unächt wären, hielten damals alle seine Zeitgenossen den gelehrten Philologen für einen närrischen Sonderling und Grillensänger. Der revolutionär-rationalistische Standpunct im Leben, wie in der Wissenschaft galt damals noch als so etwas Uuerhörtes und Unsolides, daß er es zu keiner Anerkennung bringen konnte. Einer ähnlichen Meynung ist noch jetzt ein großer Theil der ausgezeichnetsten englischen Gelehrten, namentlich auch unter den Naturforschern, und die historischen Grundlagen des Christenthums, wovon die mosaischen Bücher einen sehr wesentlichen Bestandtheil ausmachen, bezweifeln zu wollen, erscheint ihnen nicht minder ungereimt, als ob jemand die Axiome der Mathematik in Frage zu stellen versuchte.

Die Genesis gilt also dem Verf. als ein Theil des untrüglichen göttlichen Wortes, mit dem der Naturforscher nicht in Zwiespalt kommen, auch nicht einmal den Anschein eines Widerspruches auf sich beruhen lassen dürfte.

„Kein vernünftiger Mensch“, sagt der gelehrte Verf. (S. 9), „kann es bezweifeln, daß alle Erscheinungen in der Natur ihren Ursprung von Gott herleiten, und Keiner, der glaubt, daß die Bibel Gottes Wort ist, hat Ursache, einen Widerspruch zwischen diesem seinem Worte, und den Ergebnissen von Entdeckungen hinsichtlich der Beschaffenheit seiner Werke zu befürchten.“

Gleichwohl, bemerkt der Verf., betrachteten manche fromme und gelehrte Männer, die mit den Naturwissenschaften nicht hinlänglich vertraut seyen, dieselben mit Mißtrauen und Zweifel, wovon er die nächste Veranlassung folgendermaßen bezeichnet:

„Diese Zweifel und Schwierigkeiten rührten von den durch die Geognosie gemachten Aufschlüssen über den Verlauf sehr langer Zeitperioden vor der Erschöpfung der Menschen her. Männer, welche seit langer Zeit gewohnt sind, den Ursprung des Universums wie des Menschengeschlechtes, nach einer Rechnung von ohngefähr sechsetausend Jahren zu zählen, nehmen mit Widerstreben eine Behauptung auf, welche, wenn wahr, in ihren Ansichten von der Kosmogonie einige neue Modificationen verlangt.“

Der Verf. bemüht sich nun im Folgenden zu zeigen, daß die eben erwähnten Ansichten der Geognosten nicht nur in keinem Widerspruche mit der mosaïschen Erzählung stehen, sondern im Gegentheile ein helles Licht auf sonst dunkle Partchien der Schöpfungsgeschichte werfen. Zu diesem Ende geht er auf eine nähere Betrachtung des ersten Kapitels der Genesis ein.

„Verschiedene Hypothesen,“ sagt der Verf. S. 16, „sind aufgestellt worden, um die geognostischen Erscheinungen in Uebereinstimmung mit dem kurzen Verlaufe von der Schöpfung in der mosaïschen Erzählung zu bringen. Einige versuchten es, die Bildung der geschichteten Gebirgsarten von der Sündfluth herzuleiten; eine Meinung, welche unverträglich ist mit der enormen Dicke und den fast unendlichen Ustheilen dieser Lager, und mit der zahlreichen und regelmäßigen Folge von thierischen und vegetabilischen Ueberresten, die immer mehr von lebenden Arten abweichen, in je tieferen Schichten wir sie eingeschlossen finden. Die Thatsache, daß eine große Menge dieser Ueberreste zu ausgestorbenen Gattungen und fast alle zu ausgestorbenen Arten gehören, daß sie an oder nahe an diesen Orten, wo sie nun gefunden werden, lebten, sich vermehrten und starben, zeigt an, daß die Lager, in welchen sie vorkommen, langsam und allmählig, während langer Zeitperioden und in sehr weit auseinander liegenden Zwischenräumen, abgesetzt wurden. Diese ausgestorbenen Thiere und Pflanzen können daher keinen Theil von der Schöpfung ausgemacht haben, mit welcher wir unmittelbar verbunden sind.“

Diese Meinung, nach welcher die Thier- und Pflanzenwelt, die wir gegenwärtig in den Gebirgen antreffen, sämmtlich erst in der Sündfluth zu Grunde gegangen wäre, mithin auch sämmtliche geschichtete Gebirgsarten bis hinab zu den Uebergangsgebirgen, erst während dieses Zeitraumes sich gebildet hätten, ist allerdings von einer solchen Art, daß sich nicht leicht ein Geognost hiezu mehr verstehen kann. Ueberhaupt denken viele Thatsachen an, daß die Sündfluth keine so gewaltigen und univervellen Umänderungen in der geognostischen Beschaffenheit der Erdoberfläche veranlaßt hat, als man mitunter angenommen hat. Selbst die heilige Schrift scheint für eine solche Ansicht zu sprechen, da unter den Flüs-

sen vor der Sündfluth bereits der Phrat (Euphrat) und Hidemel (Tigris) genannt werden.

„Andere stellten die Muthmaßung auf, daß diese Lager auf dem Grunde der See während des Zwischenraumes zwischen der Schöpfung des Menschen und der Sündfluth gebildet worden wären, und daß zur Zeit der letzteren Theile der Erdkugel, welche früher als antediluvianische Kontinente über dem Meerespiegel lagen, allmählig unter sanken, während der alte Meeresgrund sich an ihre Stelle erhob. Auch dieser Hypothese legen die Thatsachen, welche ich später anführen werde, unübersteigliche Hindernisse in den Weg.“

Mit dem Verf. ist Ref. einverstanden, daß diese Ansicht aller sichern Begründung ermangle, und daher zu verwerfen sey.

„Eine dritte Meinung ist von gelehrten Theologen und Geognosten ausgesprochen worden, daß man sich nämlich die Tage der mosaïschen Schöpfungsgeschichte nicht von derselben Länge als gegenwärtig zu denken habe, sondern als successive Perioden, jede von großer Ausdehnung, und man hat behauptet, daß die Folgereihe der organischen Ueberreste einer feineren Welt mit der Ordnung in der Schöpfungsgeschichte der Genesis übereinstimme. Diese Behauptung, obwohl in einem gewissen Grade offenbar richtig, ist doch nicht völlig durch geognostische Thatsachen unterstützt, seitdem es scheint, daß die ältesten Meeresthiere in denselben Schichten der untersten Uebergangsformationen zugleich mit den ältesten Pflanzenüberresten auftraten, so daß man hiernach annehmen möchte, als ob der Ursprung der Pflanzen und Thiere gleichzeitig gewesen wäre. Sollte ja eine vegetabilische Schöpfung der thierischen vorangegangen seyn, so sind wenigstens hiesfür noch keine Anzeigen durch geognostische Untersuchungen erlangt worden. Doch gibt es, wie ich glaube, kein kritischeres oder theologischeres Bedenken, das Wort „Tag“ für eine lange Periode zu nehmen; allein es erscheint eine solche Ausdehnung, in so ferne sie den Text der Genesis mit physikalischen Erscheinungen in Uebereinstimmung bringen soll, nicht als nothwendig, wenn sich zeigen läßt, daß die durch die geognostischen Phänomene angezeigte Zeit in dem unbestimmten Intervallum gefunden werden kann, welches der Angabe des ersten Verses folgt.“

(Fortsetzung folgt.)





# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. März.

Nro. 49.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Fortsetzung.)

Hiermit kommt nun der Verf. (S. 19) auf seine eigene, bereits in seiner Inaugural-Vorlesung vom Jahre 1820 ausgesprochene Hypothese,

„welche das Wort „im Anfange,“ von Moses im ersten Vers der Genesis gebraucht, als den Ausdruck einer unbestimmten Zeitperiode ansieht, welche der letzten großen Veränderung, die die Oberfläche der Erde erlitt, und der Schöpfung ihrer gegenwärtigen thierischen und vegetabilischen Bewohner vorausging; einer Periode, während welcher eine lange Reihe von Operationen und Revolutionen erfolgt seyn mochte, die als in gar keinem Zusammenhange mit der Geschichte des Menschengeschlechts, von dem heiligen Schriftsteller mit Stillschweigen übergegangen wurden.“

In diese Zeit hinein verlegt also der Verf. den Untergang der ältesten organischen Welt und die Bildung der Gebirge. Auch viele ältere Theologen, bis hinauf zu den Kirchenvätern, sind der Meinung, daß der erste und zweyte Vers der Genesis nicht den Anfang der folgenden sechs Schöpfungstage, sondern die Angabe eines selbstständigen früheren Schöpfungsbaktes enthalte. Einige, wie Augustin und Theodoret meynen, daß in diesen beyden Versen von der Erschaffung der Materie, Andere der Elemente die Rede sey; Episcopius und Manche vermuthen, daß die Schöpfung und der Fall der bösen Engel in diesem Zeitraume erfolgt sey. Diese Meynungen, welche dem Verf. mit andern interessanten

Bemerkungen von Pusey, dem Professor der hebräischen Sprache zu Oxford, mitgetheilt wurden, führt er zur Bestätigung an, daß er mit seiner Erklärung keine der Bibel widersprechende Neuerung beabsichtige.

„Der erste Vers der Genesis scheint daher ausdrücklich von der Schöpfung des Universums zu gelten. „Der Himmel“ umfaßt die siderischen Systeme, und „die Erde“ zeigt speziell unseren eignen Planeten, als den nachfolgenden Schauplatz der Wirkungen der sechs Tage an. Keine Nachricht ist von dem gegeben, was auf dieser Erde, die mit der Geschichte des Menschen noch nicht in Verbindung war, zwischen der Erschaffung ihrer sie zusammensehenden, im ersten Verse erwähnten Materie und der Zeit, zu welcher ihre Schöpfung im zweiten Vers vorgerückt ist, sich zugetragen haben mochte; noch ist eine Zeitbegrenzung angedeutet, während welcher diese zwischenliegenden Ereignisse vor sich gegangen seyn können: Millionen von Millionen Jahren mögen den unbestimmten Zeitraum zwischen dem Anfange, in welchem Gott Himmel und Erde erschuf, und dem Abend, oder dem Anfang des ersten Tages der mosaischen Erzählung ausgefüllt haben.“

So scheidet also der Verf. die anfängliche Erschaffung von einer späteren, welche in den sechs Tagen vollendet wird.

„Der zweite Vers mag den Zustand der Erde am Abend des ersten Tages beschreiben (denn nach der jüdischen, von Moses gebrauchten Zählungsweise wird jeder Tag vom Anfang eines Abends bis zu dem des andern Abends gerechnet). Dieser erste Abend läßt sich als das Ende der unbestimmten Zeit betrachten, welche der uranfänglichen, im ersten Verse angefügten Erschaffung folgt, so wie als der Anfang des ersten der sechs aufeinander folgenden Tage, in welchen die Erde zugerichtet und bevölkert wurde, auf eine Weise, wie sie für die Aufnahme des Menschengeschlechts geeignet war. Wir haben in diesem zweiten Verse eine bestimmte Ernährung von Erde und Wasser, als bereits vorhanden und in Finsterniß ge-



hüllt; ihre Beschaffenheit ist als ein Zustand von Wüste und Leere (tohu va bohu) angegeben; Worte, welche gewöhnlich durch den vagen und unbestimmten griechischen Ausdruck „Chaos“ übersetzt werden, und die man geognostisch als die Bezeichnung der Trümmer und Ruinen einer früheren Welt betrachten kann. Mit diesem zwischenliegenden Zeitpunkte sind die vorausgehenden, unbestimmten geognostischen Perioden beendet, eine neue Ordnung der Dinge beginnt, und das Werk des ersten Morgens dieser neuen Schöpfung war die Hervorrufung des Lichts aus einer temporären Finsterniß, welche über die Ruinen der alten Welt sich ausgebreitet hatte.“

Zur weiteren Erläuterung und Bestätigung seiner Ansichten fügt der Verfasser noch Folgendes hinzu:

„Wir haben von dieser alten Erde und dem alten Meere eine weitere Erwähnung in dem neunten Verse, in welchem dem Wasser befohlen wird, sich an bestimmten Orten zu sammeln, und dem trocknen Lande zu erscheinen. Dieses trockne Land ist die alte Erde, deren materielle Erschaffung im ersten Verse angezeiget ist, und deren temporärer Untergang und Verflüsterung im zweiten Verse beschrieben sind. Die Erscheinung von Land und die Sammlung des Wassers sind die einzigen Thatfachen, die hinsichtlich ihrer im neunten Verse bestätigt werden; aber weder vom Land, noch vom Wasser, wird es gesagt, daß sie am dritten Tage erschaffen worden seien.“

Es kann wohl dem Verf. nicht streitig gemacht werden, daß die so eben vorgetragenen Ansichten in mehreren Beziehungen das geognostische Verständniß der Schöpfungsgeschichte erleichtern. Namentlich wird durch dieselben eine Schwierigkeit gehoben, die nach der gewöhnlichen Erklärung nicht zu beseitigen wäre. Sollen nämlich die fossilen Thierüberreste, wie wir sie in der Uebergangs- und Flözzeit finden, die ältesten Denkmale von der Thierwelt seyn, die am fünften Tage erschaffen wurde, so sieht man die Möglichkeit nicht ein, wie sie in jene Schichten gerathen konnten, da das feste Land bereits am dritten Tage seine Bildung vollendet hatte. Das Unmögliche fällt aber weg, sobald man mit dem Verf. jene Thierwelt der Gebirge einer Weltperiode zuschreibt, die vor den sechs Schöpfungstagen abgelaufen ist. Unter dieser Voraussetzung wird

es auch nicht mehr befremden, daß man unter jenen Versteinerungen so viele seltsame, in die jetzige Ordnung der Dinge gar nicht mehr recht hineinpassende Geschöpfe, wie Ichthyosauren, Plesiosauren, Pterodaetylen, Iguanodonten, Orthoceratiten, Trilobiten etc. findet. Es wird alsdann begreiflicher, warum der größte Theil dieser Versteinerungen nicht bloß spezifisch, sondern gewöhnlich selbst generisch von der jetzt lebenden organischen Welt abweicht. Auch braucht man bey einer solchen Annahme den Tagen keine größere Länge einzuräumen, als sie gegenwärtig haben.

„Aber dieser Vorzüge ungeachtet, welche die Buckland'sche Ansicht zur Erklärung der mosaïschen Schöpfungsgeschichte vor andern voraus hat, kann Ref. doch nicht zu ihrer Annahme sich verstehen. Es widersprechen ihr zwey Gründe: ein sprachlicher und ein geognostischer. Besteht man nämlich mit dem Verf. die Bildung der Gebirge in eine Zeit, welche den sechs Schöpfungstagen vorausgeht, so drückt der zweyte Vers der Genesis den Uebergang der früheren Weltperiode in die gegenwärtige aus, die mit dem dritten Verse beginnen würde. Alsdann müßte man dem hajetah des zweyten Verses, das unsere Uebersetzungen durch „war“ geben, die Bedeutung wurde unterlegen, wodurch nicht allein die beyden letzten von den drey Sätzen, aus welchen dieser Vers besteht, eine gezwängte Bedeutung erhalten, wie sie die hebräische Sprache leicht zu vermeiden gewußt hätte, sondern es wäre hier auch eine Zweydeutigkeit gelassen, die eben so gut eine Entwicklung als eine Umwandlung bedeuten könnte; eine Unentschiedenheit, welche man aus dem Texte heraus nicht zu lösen vermöchte, und daher nicht voraussetzen darf.“

\*) Wenn man ganz beziehungslos fragt, ob das Wort hajetah gleich *at war* und *wurde* heißen kann, so ist zu antworten: ja. Wenn man aber fragt, ob d. h. Mos. 1, 2. durch *war* oder *wurde* übersetzt werden müsse, so kann an dieser Stelle keine

In geognostischer Beziehung ist gegen Bucklands Ansicht einzuwenden, daß er nicht blos die Bildung der Uebergangs- und Stöbformationen, sondern auch die der tertiären und Diluvial-Ablagerungen mit allen ihren organischen Einschlüssen einer Epoche zuschreibt, die vor der Geschichte des Menschengeschlechtes liegt. Daß hingegen erhebliche Gründe sich aufbringen lassen, daß namentlich die Tertiär- und Diluvialgebilde einer Zeit angehören, in welcher die am fünften Tage geschaffene Thierwelt bereits vorhanden war, wird Ref. bald nachher zu er-

andere Uebersetzung, als die durch war für richtig erklärt werden. Wer den sehr geregelten Sachbau der hebräischen Sprache nicht außer Augen läßt, der erkennt mit Sicherheit, daß 1 Mos. 1, 2. durchaus nicht erzählt, (wie dies dagegen z. B. 3, 4, 5. re. der Fall ist), sondern schildert, ein im Lauf der Rede berührtes Glied schildernd ausmalend. Ferner, der Vers besteht aus drei Sätzen: 1) die Erde war wüste und leer, 2) Finsterniß auf der Fluth, 3) der Geist Gottes schwebend (im Hebräischen das Particium!) über dem Gewässer. Diese 3 Sätze haben einetley logischen und grammatischen Bau. In dem zweyten und dritten Satze sind Subject und Prädicat ganz einfach und ohne ausdrückliche Bezeichnung der Copula (ist, war) nebeneinander gestellt. Aus dem ersten Satze setzt sich die Wirkung des hajetah als die Copula (war) fort in den zweyten und dritten Satz. Die Uebersetzung durch wurde würde auf diese beyden Sätze nicht passen, und alles Ebenmaaß stören. Endlich hat der Hebräer Mittel, den Begriff werden zu etwas deutlich und bestimmt auszudrücken, dadurch nämlich, daß er se yon, oder werden zu mit Hülfe einer Präposition (le) sagt, z. B. 1 Mos. 2, 7 »und also ward der Mensch eine lebendige Seele« heißt es im Hebräischen »zu (le) einer lebendigen Seele« So würde er gewiß hier diesen Wendepunkt nicht so versteckt, gleichsam absichtlich in Schatteln gestellt haben, sondern um so mehr deutlich und bestimmt ausgedrückt, da der Lesende nicht durch die Natur der Sache darauf geführt werden konnte, hier anstatt einer Entwicklung des ersten Verses, eine Degeneration zu lesen. —

(Vorstehende Note ist mir gefälligst von einem ihrer befreundeten Philologen mitgetheilt worden).

weisen sich bemühen. Auch darf der Umstand nicht übersehen werden, daß wiewohl die ältern Formationen hinsichtlich ihrer organischen Ueberreste zunächst durch eine Menge ungewöhnlicher, ausgestorbener Formen charakterisirt werden, doch bereits in den Uebergangsgebirgen Gattungen von Zoophyten und Conchylien gefunden werden, wie sie noch gegenwärtig unseren Meeren inwohnen. Indem die Menge solcher Gattungen in den folgenden Formationen wächst, wird es um so unwahrscheinlicher, daß diese Organismen aus einer Weltperiode herzurühren sollen, die der jetzigen gänzlich fremd ist und mit ihr in keinem Zusammenhange steht.

Um diesen Uebelständen der Bucklandschen Erklärung zu entgehen, und doch ihre Vorzüge sich anzueignen, glaubt Ref. folgenden Weg einschlagen zu müssen. Die Genesis erzählt, daß die organische Welt nach der Bildung des festen Landes geschaffen werden, und zwar die Thiere am 5. und 6ten Tag, die Pflanzen am 3ten Tage, unmittelbar nach der Scheidung des Trocknen vom Wasser. Dieses Trockene ist die Oberfläche der Erde mit ihren Hochgebirgen, am 3ten Tage vollendet, und zwar noch vor dem Werden der organischen Welt, die bis in unsere Zeiten fortlebt. Woher rühren nun aber jene Organismen, die gleichwohl als Einschlüsse in den Gebirgen sich finden? Aus welcher Periode stammen diese letzteren selbst her?

Nach des Ref. Bedünken beginnt der Anfang ihrer Bildung mit dem 2ten, und ihr Ende mit dem 10ten Verse, und zwar gleichzeitig für die unorganische als organische Welt. Als der Geist Gottes über dem Wasser schwebete, wurde das Chaos zu einer lebendigen Bildungsthätigkeit erregt, und aus ihm gieng nun das feste Land mit den Organismen hervor, die wir gegenwärtig im versteinerten Zustande in demselben wahrnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Zwischen Ramla und Jerusalem kam der Verf. durch ein, an den Abhang eines Berges angebautes Dorf, dessen flache Dächer sich zuweilen so in den Weg verließen, daß sie von diesem kaum zu unterscheiden waren. Dasselbe fand Monro auch an andern Orten, z. B. in Nazareth und Saphet, und fast überall Stiegen an den Außenseiten der Häuser angebracht, welche vom Dache unmittelbar auf die Straße führen. Das erklärte, sagt Monro, den Befehl Christi: wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder, etwas aus seinem Hause zu holen. Matth. 24, 17.) Ohne sich damit aufzuhalten, eine Treppe im Hause hinabzusteigen, um etwas von ihrer Habe zu retten, sollten sie auf jenen äußern Stiegen eilends unmittelbar vom Dache auf die Straße fliehen.

Den Anblick von Jerusalem beschreibt der Verf. als unbeschreiblich melancholisch; über graue kahle Felsen sieht er die Mauer der Stadt, über welche einige türkische Moscheen hinwegragen. Nicht ein lebendiges Geschöpf ließ sich außerhalb der Stadt sehen; keine Spur von Vegetation, einige knorrige Halbäbne ausgenommen, es herrschte eine Todtenstille. Unter den vielen Merkwürdigkeiten Jerusalems beschreibt der Verf. den schon oft mit Indignation von Katholiken wie von Protestanten beschriebenen abscheulichen Skandal in der Kirche des heiligen Grabes, da Geistliche der Griechen und Armenier am Osterabend vorgebildet himmlisches Feuer aus dem heiligen Grabe herausbringen. Ein spanischer Mönch zeigte dem türkischen Moslem zur Erklärung der Sache ein chemisches Feuerzeug, was diesem ganz neu und unbegreiflich war.

Am Osterdienstag begleitete der Verf. die alljährliche gewöhnliche Pilgerkaravane zum Jordan. Er erwähnt in der Ebene von Jericho Wasserleitungen und andere Ruinen, welche zu den Bauwerken Herodes des Großen gehören mögen, wie Monro schon auf Cypris und Paphos hinwies. Ueber jene Ebene ritt er an das todtne Meer, in welchem er sich mit 6 andern Engländern badete und alte Beobachtungen bestätigte. Dem Schwimmen war es kaum möglich, die Hüfte unter das Wasser zu bringen; trat man in aufrechter Stellung ins Wasser, so ragten noch die Schultern aus demselben

heraus; einer, der nicht schwimmen konnte, lag wie ein Kork auf der Wasseroberfläche; Untertauchen verlangte große Anstrengung. Nebel aber nicht Rauch erhob sich über den See. Gegen die unbilligste Hypothese Volney's, daß Sodom und Gomorra durch einen Vulkan untergegangen seien, erklärt sich der Verf. eben so gründlich als kräftig. Den Strabo hätte er kaum zu berücksichtigen gehabt, da dieser ja das todtne Meer mit dem ägyptischen Sirbonis verwechselte, überhaupt vielfach große Unkenntnis Judäas zerräth.

Einen zweiten Auszug machte der Verf. aus Jerusalem nach dem 7 Stunden entfernten, von Weinbergen umgebenen Hebron. Er besuchte dort das Felsengrab der 5 Erzväter, abgesehen von den übrigen zeigte man ihm Esau's Grabmal und Abner's, welchen letzteren sein Führer den Adulca David's nannte. (Vgl. 2 Sam. 3, 32.) Auf dem Rückwege besah Monro die 5 Leiche Salomos, aus welchen durch eine irdene Röhrenleitung Jerusalem mit Wasser versehen wird, er besuchte auch Bethlehem.

Dann verließ der Verf. Jerusalem und ging über Sichem nach Nazareth. Auf den Höhen der Nordwestseite Jerusalems waren Zelte der Negopter aufgeschlagen, dort wo Titus bey der Belagerung der Stadt sein Lager hatte. Ueber meist ödes kahles Bergland führt die Straße in das schöne Thal, in welchem Sichem unter Fuchsbäumen und Rosen zwischen den Bergen Ebel und Garim liegt. Von da läuft der Weg meist in Felsenthälern, bis man den Dickennu das Ende des alten Gebirges Ephraim erreicht und die weite vom Kison durstige Ebene Jesreel sich ausbreitet, jenseits welcher sich das Bergland Galiläas, vor allem der schöne Thabor erhebt; südlich von diesem steht isolirt der kleine Hermon in der Ebene selbst. Der Verf. hält einen Bach, welcher bey Dickennu aus dem Gebirg Ephraim in die Ebene Jesreel läuft, für die Hauptquelle des Kison, im Widerspruch mit Hieronymus und Wilhelm von Tyrus, die einen am Thabor entspringenden Bach für diese Hauptquelle halten. — Die Reise geht nordwärts über die Ebene Jesreel nach Nazareth. Der Verf., welcher früher Loreto sah, theilt aus einem, im Jahre 1828 gedruckten französischen Buche, die Geschichte des Hauses der Maria mit, jedoch ohne die nöthige Erwähnung der Nachrichten, welche Hieronymus, Arnulf, Bede u. A. geben. Von Nazareth aus wird der Thabor besucht und eine genaue Beschreibung der dortigen Klöster, Kirchen- und Festungsreste gegeben. Dann geht unser Reisender über Caana nach Tiberias, längs dem See Genesareth an Migdol, (das alte Magdala), auf Ezeib Said (Bethsaida), wo er nur wenige Ruinen findet; von Bethsaida führt ein Felsenweg nach Telschun.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. März.

Nro. 50.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Fortsetzung).

Diese organischen Formen der Gebirge aber, von einer andern Zeit, wie von einem andern Bildungsstypus als die gegenwärtigen, darf man sich nicht als Thiere oder Pflanzen der gewöhnlichen Zeugung denken; „es waren,“ wie Schubert \*) sehr bezeichnend sich ausdrückt, „die unmittelbaren Ausgeburten einer Schöpferkraft, welche bey jedem Pulschlage ihres Beweogens eine Fülle des mannigfaltigsten Lebens über die Sichtbarkeit ergoß.“ Diese Ansicht läßt sich nicht unschwer rechtfertigen. Bekanntlich charakterisirt die neueste Geognosie ihre Formationen vielmehr nach den eingeschlossnen Petrefakten, als nach dem mineralogischen Bestande; ja einzelne Schichten einer Formation erhalten von einer charakteristischen Petrefaktenart sogar den Namen. Was ist hiemit anders ausgesprochen, als daß die Beschaffenheit einer Felsart in genetischer Beziehung zu der Natur ihrer organischen Formen steht, so daß die eine vom Wechsel der andern abhängig ist. Man hat sich also die Einlagerung der organischen Geschöpfe in die Gebirgsarten nicht so zu denken, als ob jene in den Urgewässern ursprünglich vorhanden gewesen, und von den späteren Niederschlägen der Erdmassen erst zufällig umhüllt worden

wären; eine solche Annahme muß es unerklärt lassen, warum gewisse Thierarten an gewisse Schichten gebunden sind, überall sich einstellen, wo diese vorhanden, überall fehlen, wo diese nicht auftreten. \*)

\*) Die Gesichte der Natur. I. S. 487. Vergl. überhaupt daselbst die §§. 26 und 27.

\*) Wo man z. B. den Ammonites nodosus, Aviculites socialis, Eucrinites liliformis etc. findet, darf man sicher seyn, den Muschelkalk vor sich zu haben. Eben so bezeichnet Ammonites costatus, serpentinus, Belemnites acuarius, Gryphites Gigas und Cymbium den Biaskalk, Ammonites planulatus, Belemnites semisulcatus etc. den Jurakalk. Besondere Aufmerksamkeit in dieser Beziehung verdient die isolirte Formation der lithographischen Schiefer, welche sich als ein schmaler Streifen von Pappenheim bis Kehlheim zieht. In dieser liegt ein außerordentlicher Reichthum von Verfeinerungen, von denen die meisten dieser Bildung so eigenthümlich sind, daß sie weder in den unterliegenden, noch in den am östlichen Ende überliegenden Gebirgsarten vorkommen. Man sucht diese auffallende Erscheinung dadurch zu erklären, daß man die Schiefer in einem Becken sich präcipitiren läßt, welches mit den Organismen, die man jetzt sojil antrifft, erfüllt gewesen seyn soll; das Niederfallen der Schichten in diesem Teiche hätte die Aurotung seiner Organismen zur Folge gehabt. Eine solche Ansicht ist jedoch ganz irrigh, denn wer nur von Weissenburg nach Ingolstadt die Formation durchschneidet, sieht, daß die lithographischen Schiefer bloß die Kuppen der Berge bilden, also gerade das Gegentheil von jener beckenartigen Ablagerung sehn. Warum hat nun bloß der schmale Streifen, den der lithographische Schiefer bildet, eine solche Fülle von eigenthümlichen Verfeinerungen, und warum nicht seine breiten Unterlagen, der Zurodosomit und Jurakalk; warum nicht die ihn überlagernden Felsarten, wie der Grün sandstein mit seinem Kreidemergel?



Wären die organischen Formen überhaupt bloß von den sich präcipitirenden Schichten später umhüllt worden, so ist nicht einzusehen, warum jene nicht durch eine große Reihe von Schichten hindurchgehen, da diese nicht wie die Schalen einer Zwiesel um die Erdkugel herum sich legen und also eine organische Entwicklungsreihe nach der andern vertilgen konnten, sondern im Gegentheil jede geognostische Formation durch große Zwischenräume, je nach den Gebirgsindividuen auseinander gerissen ist, in welchen Räumen wenigstens die beweglichen Thiere sich dem Untergange hätten entziehen können, bis sie von spätern Niederschlägen vielleicht auch erëilt worden wären.

Die Erzeugung und Einhüllung dieser organischen Formen mag anderer Art gewesen seyn, als die so eben besprochene Ansicht es meynz. Als die chaotische Masse durch die schöpferische Lebenskraft erregt, sich zu differenziren anfing und eine Mannigfaltigkeit von Bildungen sich zu regen begann, gestalteten sich aus ihr in allmählicher Reihenfolge die Grundlagen der vielerley geognostischen Formationen, von welchen ein Theil den in ihm schlummernden Keim organischer Lebens-elemente nicht zu entwickeln vermochte, während in einem andern Theile alle hiezu günstigen Bedingungen vorhanden waren, so daß, gleichzeitig mit der Entfaltung der unorganischen Gebilde, ein buntes Gewimmel organischer Formen entstand, eben so vielfach, als es die Grundlagen selbst waren, aus deren Schooße sie hervorgingen, und deren Natur auf ihre eigene determinirend eingewirkt hatte. Um einen Vergleich zu gebrauchen, mag man sich diesen Scheidungs- und Bildungs-Proceß ungefähr von der Art denken, wie er in einem Koralleney vor sich geht, von dem ein Theil zum erdigen Korallenstamm, ein anderer zum thierischen Polypen sich ausbildet. Daß diese ältesten organischen Erzeugnisse des Erdkörpers sich nicht bis in unsere Zeiten lebend erhalten haben, daß sie selbst in der Regel nicht einmal bis in die nächstfolgende

Gebirgsformation hineinreichen, spricht dafür, daß sie an die eigenthümlichen Verhältnisse des Gewässers, aus denen sie hervorgingen, gebunden waren. Dadurch bestand eine Beschränkung ihrer geographischen Verbreitung nach Zonen, wie wir sie noch jetzt, freylich durch andere Einflüsse bedingt, in dem Bereiche des organischen Lebens vorfinden. Ob diesen zur Forterhaltung nicht bestimmten problematischen Wesen eine längere Lebensfrist vergönnt war, wissen wir nicht; ihre Zeit war abgelaufen, als die unorganische Masse in der Formation, mit der sie verbunden waren, überwiegend wurde, und schichtenweise sich ablagerte. In solcher Weise denkt sich Ref. die hier nur in einigen Umrissen angedeuteten Verhältnisse, und mit Hülfe dieser Hypothese lassen sich die verschiedenen Wechselbeziehungen zwischen Petrefakten und Felsarten, und die Abhängigkeit des Charakters der ersteren von dem der letzteren zu einigem Verständniß bringen.

Eine solche Ordnung der Dinge bestand aber nur bis zum dritten Schöpfungstage, wo das Trockene vom Gewässer sich sonderte, wo also das feste Land mit seinen Hochgebirgen vollendet hervorging. Nun erst überkleidete sich die Erde mit einer Vegetation, die sich besamete (Vers 12.) und demnach in ihrer Wesenheit bis auf unsere Zeit sich fortgepflanzt hat. Am nächsten Tage, also am vierten, erfolgte die große Veränderung des leuchtenden Mediums: an die Stelle des Lichtäthers traten die Gestirne und ihr Einfluß war nöthig, um am fünften und sechsten Tage eine Thierwelt ins Leben rufen zu können, die zu ihrem Gedeihen den belebenden Einfluß der Sonne und der Gestirne bedurfte, eine Thierwelt, die ebenfalls in ihrer Wesenheit noch jetzt besteht. Daß die frühere animalische Schöpfung bereits zu dieser Zeit vernichtet war, lehrt uns der 20. Vers, wo Gott am fünften Tage spricht: „es erzeuge sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren;“ also eine neue Schöpfung, welche den Segen erhielt: Seyd fruchtbar und mehret euch.

Die ältesten Belege aus der Anfangszeit dieser organischen Welt, die noch jetzt fortbesteht, finden wir in den sogenannten Tertiärgebilden eingeschlossen. Daß diese letzteren also keineswegs einer Weltperiode angehören, die vor den sechs Schöpfungstagen, wie der Verf. meynet, abgelaufen ist, daß sie im Gegentheil erst nach diesen sich abgelagert haben, scheint Ref. durch wichtige Gründe außer Zweifel zu seyn: sie haben einen andern geognostischen, wie einen andern petrefaktologischen Charakter, als die ihnen vorangehenden Flöz- und Uebergangsgebirge.

Es sind nämlich die Tertiärgebilde sehr vereinzelte lokale Bildungen, von einem nach der Vertikalität sehr wechselnden Charakter, daher ohne die Allgemeinheit der regelmäßigen Gliederung, wie sie den Flözgebirgen zukommt. Denselben lokalen Charakter tragen nicht minder ihre Petrefakten, so daß man die Aufstellung geognostischer Urtheilungen nicht nach den Arten ihrer Versteinerungen, sondern nur nach dem Verhältniß der lebenden zu den ausgestorbenen versucht hat. Was die Tertiärgebilde am Eigentümlichsten auszeichnet, ist der moderne Charakter ihrer organischen Einschlüsse. Während nämlich die Uebergangs- und Flözgebirge, die in Verbindung mit den Urgebirgen die eigentlichen Gebirgsketten ausmachen, keine Ueberreste von warmblütige Thiere enthalten \*), stellen sich diese, namentlich die Landsäugethiere, hier zuerst und in Menge ein, zu ihnen gesellen sich Land- und Süßwasser-Bewohner aus andern Klassen, und alle diese fossilen Or-

\*) Die einzigen Ausnahmen von dieser Regel sind die Schiefer von Stonesfield, die man jetzt zur Doltithformation rechnen will, und in denen einige Unterkiefer vorkommen, die zunächst auf die paradoxe Ordnung der Beuteltiere hindeuten. Ferner die Wealden Formation, die man ebenfalls der Juragruppe zuzählt, und in welcher man Vogelknochen erkannt haben will. Die sogenannten Säugethier-Fährten im Sandsteine kann Ref. nicht für das anerkennen, wofür man sie hält.

ganismen, was wohl zu erwägen ist, passen in den gegenwärtigen Zustand der Dinge, selbst dann, wenn sie auch mitunter von ausgestorbenen Arten und Gattungen herühren; die paradoxen Formen der Reptilien, eben so Trilobiten, Orthoceraciten, Belemniten, Pentaktriniten etc. sind verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)



A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Geringe Nese und ein Palmbaum zeigen hier den Ort, wo einst das blühende Kapernaum stand; kaum konnten die Esel durch die Düsteln dringen. Das Webe über Bethsaida und Kapernaum ist erfüllt, von Chorazin findet sich keine Spur mehr. Andere Reisende schildern, wie es so still geworden auf dem schönen See Genesareth, wie kein einziges Fischerboot mehr darauf schwimmt. Nur an einer Stelle erheitert sich der Blick, da Monro zwischen Bethsaida und Kapernaum eine Quadratische rothen Olean, des fand, der sich in dem klaren blauen Wasser des Sees spiegelt.

Bei einer Cisterne, der Josephs-Brunnen genannt, verläßt der Verf. die große Straße, welche von Konstantinopel und Bagdad nach Aegypten führt, und wendet sich westwärts nach Sapphet, der am höchsten gelegenen Stadt Galiläas. Er hält sie mit mehreren andern Geographen für das Bethulia Judiths, da sich doch aus Judith 4, 6. 7. wohl mit Gewißheit ergibt, daß dieser Ort auf dem Gebirge Ephraim zu suchen ist, durch welches der Weg von der Ebene Jesreel nach Jerusalem führt. Grimm dürfte ganz richtig Samur für Bethulia halten, wie man aus seiner Karte ersieht. In Sapphet kehrte der Verf. in eine Druckerei ein, in welcher 12 deutsche, russische, polnische und arabische Juden für eine heitliche Gesellschaft, (wahrscheinlich für die Bibelgesellschaft?) die heilige Schrift ins Arabische

überseht. Einer dieser Juden bat den Reisenden, nach London einen Brief an Rothschild mitzunehmen. Monro wollte von hier nach Damaskus reisen; der Muselim rieth zwey Tage zu warten, wo eine Karavane dorthin abginge. Während dieser zwey Tage machte der Verf. einen Ausflug nach Sur (Tyrus), auf welchem er viele Ruinen von Tempeln und Kirchen, auch Grabmäler traf. Der Weg führte über hügllichtes Land und durch große schöne Wälder, die sich vom Rifon bis zum Antilibanon zu erfreuen scheinen; vieles erinnerte hier den Verf. lebhaft an sein Vaterland. Ueber Sur und Ras el Ain sagt er nichts Neues.

Er kehrte nach Saphet zurück, und ging nun mit einer Damaskus Karavane wieder an den Jordan und zur Jakobsbrücke. Hier starben im Jahre vorher 500 Mann von Ibrahims Truppen an der Cholera; der Pascha ließ die Leichen in den Fluß werfen, daher dem Verf. gerathen wurde, das Wasser nicht zu trinken, ohne vorher eine Zwiebel hineingethan zu haben. An der Brücke stand ein Piquet Ibrahims, um zu verhindern, daß die Araber nicht, wie sonst, von den Reisenden hier einen Zoll forderten. Im Vertrauen auf die Furcht der Ränderhornden vor Ibrahims Zucht, wagte die Karavane einen neuen südlicher laufenden Weg nach Kanneitra einzuschlagen. Er führte zuerst durch Flächen voll 5 Fuß hohen wilden Weizen, dann über Hügel mit schöner Eichenwaldung und englischem Nasenteppich; die Wärme ward durch Lüfte vom beschnittenen Antilibanon her erfreulichend gefühlt. Weiter kamen sie über Ebenen, auf denen Schafe und Pferde weideten. Kanneitra hält Monro für Canatha des Plinius und Josephus, wohl gewiß mit Unrecht, da Kanatha vielmehr das jetzige Kenath am Gebirge Hanran ist. — Von Kanneitra über Jassa nach Damaskus geht der Weg zuerst über Grasland, dann über Felder, die mit Blöcken und Steinen überseht sind.

Die Herrlichkeit von Damaskus, der Gartenstadt, der Königin Sorens, preist der Verf.; doch blendet ihn diese Herrlichkeit nicht; er erzählt dortige unnütliche Gräuel lateinisch, weil er sie in seiner Muttersprache nicht aussprechen mag.

Von Damaskus überseht er den Antilibanon und besucht die mächtigen Ruinen von Baalbek (Heliopolis). Sie imponiren ihm anfangs, bey längerer genauer Betrachtung findet er aber, daß sie dem Tempel des Ju-

piter Olympius in Argenti wie dem Parrhenon weit nachstehen, und daß selbst der größte Tempel Baalbekes mehr das Gepräge eines Schauspielhauses trage. — Aus dem Thale von Heliopolis, dem alten Coelesyrien, welches der Leontes durchströmt, ersteigt er nun den östlichen Abfall des Libanon, besucht die altberühmten Geden, und geht dann auf der Westseite des schönen Gebirges nach Tripoli hinab. Von hier fährt seine Reise nach Latakia, dann über den mit Lärchen, Eichen, Myrthen, Eifus bedeckten Mons Casius, auf welchem man die herrlichste Aussicht auf das blaue mitteländische Meer hat. So kommt er nach Antiochia, der Königin des Osten, geht weiter nach dem pestenzialischen Skanderun, dem alten Alexandrette, dann durch die Griechischen Thore, welche der an das Meer nahe herantretende Berg Amanus bildet, zum Meerbusen von Tinnis. Er passiert den Pyramus, Ruinen von Mopsvestia und kommt nach Adana, wo er ein Aegyptisches Lager von 14,000 Mann am Sarus findet. Der Friede zwischen Ibrahim und dem Sultan war geschlossen, Ibrahims Heer über den Taurus zurückgekehrt, bey welchem Uebergange viele Soldaten durch die Kälte sehr gelitten hatten; ebenso die Pferde, die jedoch, wiewohl sehr heruntergekommen, immer noch schön waren. Im Lager commandirte der sogenannte „Kleine Ibrahim Pascha“, ein Neffe Ibrahims, 25 Jahre alt, kurz, dick, von gemeinem Asehen. Die Kriegsstrapagen behagten diesem wenig, und er bat um Erlaubniß seinen Harem aus Aegypten zum Heere kommen zu lassen, was ihm aber ungnädig abgeschlagen ward. Ibrahim Pascha soll das volle Gegentheil seines Neffen seyn: eingeleitet in die Strapazen des Krieges, die Gefahren ansehend, mit seinen Truppen auf der Erde schlafend und schlechte Nahrung theilend; er würde in der Noth das ihm angebotene Wasser ausschlagen, bis der letzte Soldat seines Heeres getrunken hätte. Sein Vorgespiel befehdt die Truppen, den Officieren imponirt er; wenn auch nicht gleichgültig gegen das Aenhere seines Heeres, legt er doch seinen besondern Werth auf den Anzug, wie er denn selbst nichts weniger als gepuzt einhergeht. Seine Araber bewiesen die größte Tapferkeit gegen die Türken und eine stoische Stärke bey den schmerzhaftesten chirurgischen Operationen, doch fehlt ihnen die Schule, daher sie beyn Mandoeirciren unbeholfen langsam sind. —

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. März.

Nro. 51.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Fortsetzung.)

Alles zeigt hier an, daß wir in den Tertiärgebilden eine Pflanzen- und Thierwelt vor uns haben, die einen integrierenden Bestandteil unserer gegenwärtigen organischen Welt ausgemacht hat. \*)

\*) Nur einige Angaben über die Uebereinstimmung der organischen Welt der Tertiärgebilde mit dem gegenwärtigen Bestande. An Säugthieren finden sich Ursus, Felix, Canis, Hyaena, Gulo, Bos, Equus, Elephas, Rhinoceros, woran Mastodon, Palaeotherium, Dinotherium u. s. w. sich anreihen. Die Vögelknochen des pariser Gipfels lassen sich auf bekannte Gattungen zurückführen; daselbe ist mit den Reptilien der Fall. Auch die scheinbare Ausnahme, welche die Fische zu machen scheinen, indem nach Agassiz Untersuchungen keine lebende Art vorkommt, verliert ihr Auffallendes, wenn man erwägt, daß sie doch größtentheils von noch existirenden Gattungen herrühren; daß noch jetzt eine plötzliche Vermischung von süßem und salzigem Wasser, wie es in der Sündfluth und vielleicht auch schon durch frühere lokale Ueberschwemmungen geschah, den Tod der meisten Fische bewirkt, und daß derselbe Fall eintritt, wenn eine rasche Temperaturumänderung vor sich geht, wie eine solche höchst wahrscheinlich durch die große Katastrophe herbeigeführt worden ist. Um Beispiele zu gebrauchen, bemerken wir, daß unter den 127 Arten und 77 Gattungen von Fischen des Monte Volca 38 Gattungen ausgestorben, 39 noch vorhanden sind. Die

Wir gehen nunmehr auf den vierten Schöpfungstag über, und Ref. muß hier gleichfalls ge-

17 Fischarten von Deningen gehören lauter existirende Gattungen an, wovon nur eine einzige ausländisch ist. Auch die Fische des Crag von Norfolk, so wie der obern subapenninischen Bildungen scheinen alle von ausgestorbenen Arten, jedoch von größtentheils bekannten Gattungen aus den tropischen Meeren herzurühren. Vergleicht man hiemit die Fische der Gloggeberge, so erhält man ein ganz anderes Resultat. So hat die Kreide nicht eine einzige Art und nur sehr wenige Gattungen mit dem Monte Volca gemein; in der oostischen Kette existirt nicht eine einzige Gattung aus der gegenwärtigen Zeit.

Die jährlichen Mollusken haben leichter den Gehalt und Temperaturwechsel der Gewässer überstanden als die Fische, daher wir in allen Gliedern der Tertiärgebilde noch jetzt existirende Arten auf finden, die in den ältesten 3<sup>z</sup>, in den neuesten 90—95 Prozent der ganzen Anzahl betragen. Häufig kommen, wie z. B. in den subapenninischen Schichten, die fossilen Conchylien noch in den benachbarten Meeren zugleich mit solchen vor, die der tropischen Zone angehören. Philippul hat auf Sibirien die fossilen Conchylien größtentheils übereinstimmend mit den noch daselbst lebenden gefunden; eben so lassen sich die Helixiten des Süßwasserfalle von Nordlingen nicht von den daselbst lebenden unterscheiden. Ähnliche Verhältnisse bieten die Infusorien der tertiären Gipses von Aix in der Provence dar: eine Menge europäischer Formen, darunter solche, welche noch jetzt in der Umgegend leben. Auch die Vegetation der Tertiärgebilde zeigt sich in Uebereinstimmung mit der unserer gegenwärtigen Oberfläche der Erde, so daß man im Schiefer von Deningen deutliche Blätterabdrücke von der Pappel, Esche und dem Thorne erkennt.



sehen, daß er von des Verf. Erklärung desselben nicht befriediget ist. Dieser findet nämlich darin einen Widerspruch, daß am ersten Tage das Licht bereits geschaffen sey, und doch vom vierten Tage erzählt wird, daß Gott an demselben zwey große Lichter an die Weste des Himmels gesetzt habe, dazu auch Sterne, daß sie scheinen auf die Erde, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Eine andere Bedenklichkeit kommt ihm noch hiezu, daß die Periode der Welterschöpfung, welche vor den 6 Schöpfungstagen bereits im ersten Werke erfolgt ist, ebenfalls des Lichts nicht entbehrt haben könnte, indem die fossilen Fische, Reptilien und Trilobiten mit deutlichen Sehorganen versehen seyen, was nothwendig auch die Existenz des Mediums, welches allein diese Organe zur Ausübung ihrer Function befähigen kann, voraussetzt. Es häufen sich hier allerdings Schwierigkeiten aufeinander, die beseitigt werden müssen. Die höhere Kritik der deutschen Nationalisten weiß sich freylich leicht zu helfen: der Text ist hier aus verschiedenen Fragmenten von ältern Urfunden und Mythen verschiedener Völker zusammen gestoppelt, der Compiler war so gedankenlos, diese Widersprüche nicht einmal zu bemerken, und die Israeliten und die Christenheit ist ihrer ebenfalls nicht gewahr worden, bis die tief sinnigen Forschungen des modernen Unglaubens sie aufgefunden haben.

Von dieser Art der Kritik hat nun freylich der englische Verf. keinen Begriff, da er von der Meynung ausgeht, daß jeder aus der hl. Schrift hergeleitete Widerspruch nicht in dem Texte, sondern nur in der Auffassung und Erklärung desselben liegen müsse; er hat sich daher auf andere Weise zu helfen.

„Was (vom 14 — 19 Vers) von den himmlischen Lichten berichtet ist, scheint lediglich in Beziehung auf unsern Planeten und insbesondere auf das Menschengeschlecht, gesprochen zu seyn. Es wird uns nicht erzählt, daß die Substanz der Sonne und des Mondes erst am vierten Tage ins Daseyn gerufen worden wäre; der Text kann ebenfalls bezeichnen, daß diese Körper damals zugerichtet und bestimmt

wurden zu gewissen Dienstleistungen von hoher Wichtigkeit für das menschliche Geschlecht: zu scheinen auf die Erde, zu regieren den Tag und die Nacht, und zu geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Das Factum ihrer Erschaffung ist schon im ersten Werke bezeichnet (S. 27). — Wenn wir voraussetzen, daß alle himmlischen Körper und die Erde vor uralten Zeiten, durch das Wort „im Anfang“ erwähnten Zeiten geschaffen worden seyen, und daß die am Abend des ersten Tages beschriebene Finsterniß eine temporäre, veranlaßt durch eine Anhäufung von Dünsten „über der Tiefe“ war, so möchte eine anfängende Zerstreung dieser Dünste das Licht der Erde am ersten Tage wieder zugelassen haben, während die erregende Ursache des Lichts noch verborgen war; die weitere Aufklärung der Atmosphäre aber am vierten Tage möchte die Veranlassung seyn, daß Sonne, Mond und Sterne an der Weste des Himmels wieder erschienen, um in ihre neuen Beziehungen zu der neu modificirten Erde und dem Menschengeschlechte zu treten (S. 29). — Endlich ist in dem Anhange zum vierten Gebote 2 Mos. 20, 11, in Beziehung auf die sechs mosaischen Schöpfungstage, das Wort asah „machte“ das nämliche, welches Genesis 1, 7 und 1, 16 gebraucht ist, und das milder streng und weniger auffallend ist als bara „schuf“. Da es nun keineswegs nothwendig eine Schöpfung aus Nichts bedeutet, so mag es hier zur Bezeichnung einer neuen Anordnung des vorher bereits existirenden Materials gebraucht seyn.“ (S. 32).

Diese Erklärung steht allerdings in keinem offenen Widerspruche mit dem Texte, thut ihm aber doch einen nicht geringen Zwang an. Wenn es in diesen Versen heißt: Gott sprach, es werden Lichter an der Weste des Himmels, er machte zwey große Lichter und die Sterne, er setzte sie an die Weste, so ist hier in einer so bestimmten Weise von ihnen gesagt, daß sie vorher nicht vorhanden, daß sie erst ins Daseyn gerufen und an ihre Orte gesetzt seyen, daß hiemit eine Erklärung, nach welcher die Gestirne bereits früher vorhanden, aber durch einen Nebel verdeckt gewesen wären, nicht bestehen kann. Wären Sonne, Mond und Sterne nur durch eine Purification der Atmosphäre für die Erdbewohner sichtbar geworden, so wären ja von Vers 14 — 18 lauter falsche Ausdrücke für diesen Vorgang gebraucht, was der geschäzte Verf. gewiß nicht wird behaupten wollen. Zudem wird in er-

sten und zweyten Kapitel der Genesis das Wort Schaffen mit Machen so oft vertauscht, daß eben deshalb auch in unserm 16ten Vers Machen mit Schaffen synonym zu nehmen ist. Soll nicht auf rationalistische Weise verfahren werden, so lassen die Worte des Textes durchaus keinen andern Sinn zu, als daß die Gestirne erst am vierten Tage erschaffen worden seyen.

Sicherlich hätte der Verf. dieser Stelle auch keine andere, als die eben gegebene Erklärung, abzugewinnen versucht, wenn er sich nicht gefürchtet hätte, in Widerspruch mit dem 3ten Vers: „es werde Licht,“ zu kommen. Der Aufschein eines Widerspruchs liegt aber nicht im Texte, sondern nur in der irrigen Ansicht des Verf., indem es ihm undenkbar ist, daß ein Licht ohne Gestirne bestehen könne. Dies ist jedoch wirklich der Fall, ist sogar in dem jetzigen Bestand der Dinge noch der Fall. Wir finden in den Naturgebilden unserer Erde allenthalben ein gebundenes Licht, das nur eine äußere Ursache erwartet, um selbstständig zu erscheinen. Ein heftiges Reiben oder Zerbrechen kann dieses gebundene Licht in harten Körpern seiner Bande entledigen; eine starke, schnelle Compression kann Lustarten zum Leuchten bringen, die Electricität rufe es mit Lebhaftigkeit hervor, und selbst Proceße des organischen Lebens sind öfters von einem eigenthümlichen Leuchten begleitet. Ein von der Sternenwelt unabhängiges Leuchten ist also schon nach den Wahrnehmungen an unsern irdischen Naturgebilden als möglich und wirklich erwiesen; einen tiefer greifenden Aufschluß aber über den 3ten und 14–18ten Vers können uns Herschels Untersuchungen über den Sternenhimmel geben, wonach noch jetzt Sterne aus einem leuchtenden, ätherischen Nebel sich bilden. Was jetzt noch geschieht, konnte das ehemals nicht auch geschehen seyn? Im dritten Vers heißt es bloß: Gott sprach, es werde Licht; nämlich nicht das Sternenlicht, sondern der Lichtäther. Und als er am 4ten Tage Sonne, Mond und Sterne schuf,

was werden denn dieß anders gewesen seyn, als Anhäufungen jenes Lichtäthers, in concrete Centralpunete, die allerdings zunächst der Erde und ihren Bewohnern zum Nutzen und Frommen geschaffen wurden. Stimmen nun auf solche Weise der 4te und 16te Vers nicht aufs vollkommenste überein? Und ist diese Uebereinstimmung etwa nur eine durch willkürliche Hypothesen erkünstelte, oder ist sie nicht vielmehr das notwendige Ergebniß einer auf Thatfachen gestützten Naturbetrachtung.

Wie das Wasser vor den Meeren, so ist also auch der Lichtäther vor den Sternen erschaffen, ja er ist als solcher, als leuchtender Nebel noch jetzt vorhanden, und noch jetzt gehen glänzende, sternartige Kerne aus ihm hervor. Auf ähnliche Weise können auch einst die Augen der Ichthyosauren, Pterodactylen u. s. w. zum Sehen gefähigt worden seyn, wenn auch gleich nicht jene Weltperiode, der diese Geschöpfe angehörten, von unserer Sonne, unserem Monde und unsern Sternen ihr Licht empfangen haben kann. Von welcher besondern Beschaffenheit dieß aber gewesen seyn mag, ist eine Frage, deren Beantwortung Ref. jedem Andern überlassen will. Auch darüber mag er sich weder in eine nähere Untersuchung, noch gar in einen Streit einlassen, ob wie Buckland meynet, jene Weltperiode Millionen von Millionen Jahren, oder vielleicht auch nur wenige Stunden gedauert hat; oder so viel will er dabey bemerken, daß die Naturwissenschaft weder das Eine, noch das Andere beweisen oder läugnen kann, d. h. daß sie über den Umfang von Zeitperioden in der Geschichte der Welterschöpfung keinen Aufschluß zu geben vermag. Der Verf. beschließt dieses Kapitel mit der Erklärung:

„Nach allem diesem soll nochmals daran erinnert werden, daß die Frage nicht die Richtigkeit des mosaischen Textes, sondern nur unsere Auslegung von demselben betrifft, und überdieß soll berücksichtigt werden, daß es die Absicht dieser Erzählung nicht ist, zu zeigen, auf welche Weise, sondern von Wem die Welt gemacht worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Verf. den „kleinen Ibrahim“ vergewens um Pferde gebeten, gling er nach Larfus, wo er zugleich einen Wechsel durch den dortigen französischen Consul honorirt zu sehn hoffte. Er hatte nur noch 4 Pfund Sterling! Der Consul honorirte den Wechsel nicht, und unser Reisender war genöthigt, einzig um Geld zu erheben, nach Tripoli zurück zu schiffen und von da zu Lande nach Beirut zu gehen. Der Adoniskluß, welchen er ken Boblus passirt, heißt jetzt Ibrahim Pascha! — Auf die Bitte eines ihm ganz fremden Mannes begleitet er diesen nach Aleppo, dessen Lage in der Ebene er nicht als reizend beschreibt. Die Gärten der Stadt kommen denen von Nauaklus nicht gleich, ihre Straßen sind aber besser, als die der meisten Küstenstädte des Mittelmeeres. Der Verf. sah noch starke Spuren der Zerstörung durch das Erdbeben vom Jahre 1828. Er machte hier eine Erfahrung, welche diejenigen belehren kann, welche sich an den 5ten und 6ten Vers des 121 Psalms stoßen, an die Worte: „Der Herr behüte dich, daß dich des Tags die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“ Er schlief nämlich auf dem flachen Dache des Hauses unter freiem Himmel, aber die Wirkung des Mondes auf seinen Kopf war so mächtig (the influence of the moon upon my head was so powerful), daß er sich mit seiner Matratze in eine dunkle Kammer zurückziehen mußte. Den bösen Einfluß des Mondes auf die Augen sollen verschiedene Reisende berichten. Der Verf. fuhr von Messina nach Kalabrien mit einem Schiffskapitän, dessen Augen unnatürlich hellblau waren; der Kapitän erzählte: er habe sich dieß durch Schlafen im Mondschein zugezogen. —

Unter den Merkwürdigkeiten Aleppo's führt der Verf. ein seltsames, durch einen frommen Muhammedaner gestiftetes Raakeninstitut an. Früher waren 500 Raaken in demselben, eine Seuche reducirte die Zahl auf 200. Man ist liberal genug, auch Christenraaken anzunehmen, und zwar nicht nur invalide, nein, es schicken Leute selbst Lieblingsraaken in dieß „Hotel“ oder übergeben sie hieher sterbend mit einem Legat. Diese Verehrung der Raaken gründet sich darauf, daß Muhammed ein sehr großer Raakenfreund gewesen. Einst habe, ist die Sage, da habe derselbe, um die Neugebornen

nicht zu benehüngen, den Urmel abgesehritten, und sie im Besitz dieses Betts gelassen. Dagegen herrscht der größte Abscheu gegen Hunde, als gegen unreine Thiere, unter den Muhammedanern. Berührt ein Hund einen Muselman, der sich eben gewaschen, so muß er sich noch einmal waschen, bevor er betet. Ja die Glieder einer Seete in Aegypten waschen sich, wenn nur der Schatten eines Hundes auf sie fällt, und berührt ein Hund ihr Kleid, so schneiden sie das berührte Stück heraus.

Der Verf. beschloß nun von Aleppo nicht nach Beirut zurückzukehren, sondern aufs schnellste mit einem Tartaren grad Weges nach Konstantinopel zu reiten. Ein solcher Tartar, Namens Ali, wird ihm empfohlen, der sey das nun plus ultra seines Geschlechts, er könne ihn in 5 Tagen nach Konstantinopel bringen, wozu er (Monro,) das Reiten mit ihm aushielte, 7 Tage und 7 Nächte könne er auf dem Pferde sehn, ohne zu schlafen; er nähere sich nur von Lust u. s. w. Ein Franzose mahnt den Verf. von dem Ritte ab, weil er die Strapazen nicht überleben werde, ein Stärkerer als Monro habe die Reise auf solche Weise gemacht, sey aber zwey Tage nach Beendigung derselben gestorben. Der Verf. läßt sich hiedurch nicht irre machen, contabirt mit dem wunderbaren Ali auf 1000 Piaster und leent, um sich mit ihm unterwegs verständigen zu können, in der Eil türkisch; nur dieß verstehen diese Tartaren, nicht arabisch. Um auf alle Fälle der Conversation mit Ali eingerichtet zu sehn, läßt sich Hr. Monro von seinem türkischen Sprachmeister befragen: wie Schwein, Hund und Kezer auf türkisch heißen. Wegen die beyden ersten Schneidewörter hat der Sprachmeister nichts einzuwenden, widerräth ihm aber sehr, es sich als Christ herauszunehmen, einen Muhammedaner „Kezer“ zu heißen.

Der Tartar bewährte sich nicht, er mußte von Monro häufig zur Eile angetrieben werden. Immer gieng aber democh die Reise mit so unerträglichem Eile vorwärts, zum Theil beim entsehrlichsten Wetter, daß der Verf. weder Murre noch Stimmung zum genauen Beobachten hatte. Er ritt von Aleppo nach Antiochia, von da, auf dem schon seither betretenen Wege, nach Adana. Zwischen Adana und Erekli gieng er über den prächtigen, alpenartigen Taurus; hier mächtige Porphyrefelsen, das stürzende Bergwasser des Sarus, herrliche Fischen, Eschen, Apone und Cedern. Auf der Nordseite des Gebirgs das alte Cappadocien, Erekli, am Fuhs des zweideutigen Orakels, weiter, nach Konieh zu, die unermeßlichen, traurigen, wüsten Ebenen Karamaneus, dann Marschland.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. März.

Nro. 52.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Fortsetzung).

Das 3te Kapitel enthält die Eintheilung der Geognose. Der Verf. nimmt 2 Hauptabtheilungen an: die erste befaßt sich mit Betrachtung der unorganischen Welt, die zweyte mit der organischen Welt, welche in jener eingeschlossen ist. Für die unorganische Welt nimmt er als die zwey Hauptagentien bey ihrer Bildung Feuer und Wasser an; von dem ersteren seyen die ungeschichteten krystallinischen, von dem letzteren die geschichteten Fossilien abhängig.

Das 4te Kapitel betrifft die Beziehung der geschichteten zu den ungeschichteten Felsarten, von denen er die ersteren wieder in primäre, transitorische, sekundäre und tertiäre theilt. Die ungeschichteten Felsarten sieht der Verf. für die ältesten an, und wendet sich der Hypothese zu, daß einst das ganze Material der Erde in einem flüssigen Zustande sich befand, der eine Folge gewaltiger Hitze war. Er seht hinzu (S. 40):

„Es ist gegenwärtig überflüssig, auf die Streitigkeiten einzugehen, welche während des lezten halben Jahrhunderts über die ausgetreitere und wichtige Klasse der ungeschichteten krystallinischen Felsarten sich erhoben haben, indem die gemeinschaftliche Uebereinstimmung fast aller neueren Geologen und Chemiker sie der Wirkung des Feuers zuschreiben.“

Wie leicht und auf welchem Wege eine solche „all-

gemeine Uebereinstimmung der Forscher“ erlangt werden kann, und wie wenig sie daher als Beweismittel gilt, haben Göthe und K. von Raumer \*) auf eine sehr bündige Weise gezeigt. Auch Ref. hat in diesen Blättern und in den Bayerischen Annalen gegen die Feuerhypothese mit Thatfachen gestritten, und sieht sie noch immer für so haltlos an, wie früher. Diejenigen Geognosten aber, welchen, wie Buckland, die Bibel als das offenbarte Wort Gottes gilt, möchte er doch fragen, wie sie ihre Feuerhypothese mit den Angaben der heil. Schrift in Uebereinstimmung bringen können. In der Genesis ist bey der Erschaffung der Erde durchaus keine Rede vom Feuer, sondern durchgängig von Wasser, und 2 Petri 3, 5. heißt es ausdrücklich: „Über Muthwillens wollen sie nicht wissen, daß der Himmel vor Zeiten auch war, dazu die Erde aus Wasser, und im Wasser bestanden durch Gottes Wort.“ Wie passen diese Worte zu der Hypothese von einem ursprünglich feurig flüssigen Zustand der Erde? So wenig aber hievon die Bibel etwas weiß, eben so wenig berichten die Volkstraditionen von einem solchen Zustande; wohl aber erzählen sie von der Erschaffung der Erde aus Wasser.\*\*)

Daß im 5ten Kapitel, dem Basalte und Trappgesteinen gewidmet, diese lediglich als Folge feuriger Kräfte betrachtet werden, läßt sich aus dem

\*) Vergl. den vorigen Jahrgang dieser Anzeigen. S. 393 f. f.

\*\*) Vergleichse Raumer's Geographie zweyte Auflage, S. 427.



Vorhergehenden erwarten. Ref. \*) hat in einem sehr ausführlichen Aufsatze gezeigt, wie man nothwendig zwischen primärem und sekundärem Basalte unterscheiden müsse; letzterer als Lava, hervorgegangen durch vulkanische Thätigkeiten, ersterer als ursprüngliche Bildung durch dieselben allgemeinen Agentien, welche bey der Formation der Gebirgswelt überhaupt thätig waren. Er hat ferner daselbst die nicht zu läugnende Thatsache, daß bey der Basaltbildung mitunter ein hoher Higerad im Spiele war, durch die Mitwirkung gewaltiger elektrisch-galvanischer Prozesse zu erklären versucht, und wird in dieser Ansicht durch neuere Thatsachen immer mehr bestätigt.

Das 6te Kapitel giebt Erläuterungen über die geschichteten primären Felsarten. Wie erwähnt, geht der Verf. von der Meynung aus, daß das ganze Material der Erde in feurigem Fluß gewesen sey. Aus diesem habe sich eine granitische Kruste gebildet, welche später in Stücke zerbrochen und sich in ungleiche Höhen über und unter der Oberfläche der zuerst entstandenen Meere geordnet habe.

„Wo immer feste Masse über das Wasser hervorragt, unterliegt sie der Zerstörung durch atmosphärische Agentien, Regen, Ströme und Ueberschwemmungen; indem diese zu jener Zeit wahrscheinlich mit großer Heftigkeit agirten und losrissen, trieben sie auf dem Grunde der damals existirenden Meere in Form von Schlamm, Sand und Grus die Materialien der primären geschichteten Felsarten fort, welche durch nachfolgende Einwirkung verschiedener Grade von unterirdischer Hitze in Lager von Gneiß, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer und Thonschiefer umgewandelt wurden.“

Der Verf. ist also bey den primären, wie auch bey allen übrigen geschichteten Formationen der Meynung, daß sie weiter nichts, als zusammen geschlemmte und mechanisch abgesetzte Fragmente früher vorhandener Gebirgsarten seyen. So allgemein eine solche Ansicht hinsichtlich der Uebergangs- und Flözgebirge ist, so selten ist sie bisher über die sogenannten pri-

mären geschichteten Felsarten geäußert worden. Wenn schon bey jenen viele gewichtige Thatsachen gegen eine mechanische, wohl aber für eine ursprüngliche chemische Bildungsweise sprechen, so ist dieß noch viel mehr bey diesen der Fall. Namentlich ist der Gneiß mit dem Granite in so genauer Verwandtschaft — wir wollen nur an den Gneißgranit erinnern, der bald Granit, bald Gneiß, bald keines von beyden, oder beydes zugleich ist — daß eine Hypothese, die für Granit und Gneiß verschiedenartige Bildungsweisen annimmt, im vollständigsten Widerspruch mit sich selbst steht.

Die geschichteten krySTALLINISCHEN Formationen, wie Gneiß und Glimmerschiefer, waren daher schon die vulkanistische Schule immer ein Stein des Anstoßes, da sie sich in ihrem Bestande innigst an den Granit, durch ihre Gliederung an die geschichteten Flözgebirgsarten angeschlossen. Weil nun krySTALLINISCHE Struktur für feurigen, Schichtung dagegen für wässrigen Ursprung sprechen soll, beydes zugleich aber am Gneiß und Glimmerschiefer sich findet, so war nicht geringe Verlegenheit, sich aus dieser fatalen Lage herauszuhelfen. Da wird plözlich die unerwartete Entdeckung gemacht, daß ein unseliger optischer Werrug aller Geognosten Augen bis hieher verblendet habe, daß sie da Schichtung sahen, wo nur „schichtenähnliche Erscheinungen,“ „eine Schieferung, die mit dem, was man als Schichtung zu bezeichnen gewohnt ist, stets übereinstimmt,“ vorkommt. Nun war die Consequenz gerettet, die alte Gewohnheit, den Glimmerschiefer als Typus der regelmäÙigsten Schichtung anzugeben, beseitigt, und Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer konnten jetzt mit gutem Rechte gleich dem Granite für feurige Bildungen erklärt werden.

Zu einer solchen Entstellung der offenkundigsten Thatsachen konnte sich nun freylich Buckland nicht verstehen, er muß die genannten Felsarten für geschichtet erklären; da er sich indeß von den pluto-

\*) Bayerische Annalen 1855. S. 215 und fort. Vgl. auch v. Kaumer's Geographie. S. 482.

nischen Theorien nicht losmachen kann, muß er Wasser wie Feuer zu Hülfe nehmen, um aus der Klemme zu kommen. Daß jedoch krystallinische Struktur auf neptunischem Wege hervorgegangen sey, glaubt Ref. am Dolomite in einer Weise dargethan zu haben, wie es die plutonische Ansicht für den feurigen Ursprung bey irgend einer andern Felsart nimmermehr zu thun vermocht hat.

Wenn im eben erwähnten Punkte Buckland bereits nicht mehr in völliger Uebereinstimmung mit den Vulkanisten ist, so ist er es noch weniger in einem andern: er hält nämlich Granit und seine primären geschichteten Felsarten für die ältesten Gebirgsarten, also für wirkliche Urgebirge, während umgekehrt die neuere Schule diese für jünger als alle Flößformationen nehmen muß, indem die häufige schiefe Schichtenstellung letzterer durch das Hervorbrechen der feurig-flüssigen granitischen Bildungen veranlaßt seyn soll. Der Verf. kommt hiebey übrigens in Widerspruch mit sich selbst, wenn er die schiefe Schichtung von Hebung der Urgebirge ableitet, und doch diese für älter, als die geschichteten versteinierungsführenden Formationen ansieht, was beydes ja nicht zu gleicher Zeit der Fall seyn kann.

Das 7 — 8te Kapitel behandelt die transitorischen, sekundären und tertiären Formationen, also diejenigen, welche Versteinernngen aufzuweisen haben. Hinsichtlich der Diluvialgebilde und ihrer organischen Einschlässe verweist der Verf. auf sein berühmtes Werk: *Reliquiae diluvianae*, und fügt bloß in einer Anmerkung (S. 94) hierüber eine kurze Notiz bey, die wir nicht unerwähnt lassen können. Er spricht nämlich daselbst die Meynung aus, daß die von ihm selbst so genannten Diluvialgebilde in keinem Zusammenhange mit einer historischen Fluth stünden:

„Entdeckungen, welche seit der Publikation dieses Werkes (der *Reliquiae diluvianae*) gemacht worden sind, beweisen, daß viele von den darin beschriebenen Thieren während mehr denn einer Periode, die der

Katastrophe, durch welche sie vernichtet wurden, vorauszuging, existierten. Daher erscheint es als wahrscheinlicher, daß das scagliche Ereigniß eher die letzte der vielen geologischen Revolutionen war, welche durch gewaltige Wasserfluthen hervorgerufen wurden, als die verhältnismäßig ruhige, in der heiligen Schrift beschriebene Ueberschwemmung. Es ist mit Recht gegen den Versuch diese zwei großen Geschichts- und Natur-Phänomene identisiren zu wollen, angewendet worden, daß so wie das Hervorbrechen und Sinken der Wasser in der mosaischen Sündfluth als ein allmähliges und auf kurze Dauer beschränktes geschil- dert wird, sie im Vergleich eine nur geringe Veränderung an der Oberfläche des überschwemmten Landes hervorgebracht haben. Das beträchtliche Vorkommen von ausgegilgten Arten unter den Thieren, die wir in Höhlen und in den oberflächlichen Lagern des Diluviums finden, so wie die Nichtauffindung menschlicher Knochen unter ihnen, gewährt einen andern triftigen Grund, um diese Arten einer Periode, älter als die Schöpfung des Menschen, zuzuwiesen.“

Der Verf. befindet sich also in dieser Beziehung im Widerspruch mit allen denjenigen Naturforschern, welche den Untergang der in den Diluvialgebilden eingeschlossenen Thiere von der mosaischen Sündfluth herleiten. Er ist in diesen Widerspruch gerathen, indem ihm einige Gründe der Gegner über Gebühr imponirt haben. Der eine Grund, daß keine Menschenknochen unter den Höhlenthiere gefunden wurden, hat gar keinen Werth, da, wie der Verf. selbst bemerkt, die Untersuchungen über diesen Punkt noch nicht geschlossen sind, und die bisherigen Nachforschungen, die man nur in Europa und Nordamerika in einigem Umfange vorgenommen hat, höchstens das Resultat liefern könnten, daß Europa und Amerika zur Zeit der Sündfluth noch nicht von Menschen bewohnt gewesen seyen, was mit keinem historischen Berichte im Widerspruch stehen würde. Mit- telstassen ist in dieser Beziehung zur Zeit noch gar nicht untersucht, und Ref. zweifelt nicht im Mindesten, daß man dort unter günstigen Verhältnissen mit den Ueberresten der Höhlenthiere zugleich die von Menschen finden könnte.

(Schluß folgt.)

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Konieh (Ikonium) war einst Sitz der türkischen Sultane, bevor sie Konstantinopel eroberten; hier predigte Paulus und ward von feindseligen Juden aus der Stadt getrieben (Apostel Gesch. 14, 1, 6.); von Konieh nach Konstantinopel sind es ungefähr 85 deutsche Meilen, auf dieser Strecke trifft der Reisende mit Sicherheit Postpferde — nämlich zum Reiten. Doch bemerkt der Verf., daß er hier zum erstenmale wieder, seit er Europa verließ, eine Art höchst ungeschlachter Wagen sah, nur in Kairo fand er auch Fuhrwerke. — Von Konieh ging Monro auf Ak Schehr, welches er wohl unrichtig für das ehemalige Antiochia Pisidia hält; er beschreibt es als eine ansehnliche Stadt. Von hier reitet er linaer zu, über Eskisheher, (das alte Doxläum), dann über den Abfall des Olympus nach Nicæa (Nisus), wo noch im 10ten Jahrhundert die Versammlungshalle des berühmten Concilii gezeigt ward, weiter auf Nicomedien; er eilt und eilt der Grabstätte Hannibals bey Sibissa (Gebise) vorüber, erreicht erstöpft Nachts Scutorai und fährt am andern Morgen über das dunkelblaue Wasser des Bosphorus auf leichter Barke nach der prächtigen Stadt, dem Ziele seiner ritterlichen Anstrengung, nach Konstantinopel. „Man erwartet, sagt der Vf. in die Hallen der Elree einzutreten, und geräth in ihren Stall. In den Straßen Peras ist alles widerwärtig. Aus feenhaften Träumen wird der Reisende aufgeweckt zur wahren Furcht vor der Pest, vor Allem fährt man zurück, als wenn jedes Verühren den Tod brächte, und trotz der größten Vorsicht wird man von jedem Schritt von stolztrenden (swaggering) Türken, räubigen Hunnen, schmutzigen Juden, lügenden Griechen, launigen Arabern, betrügerischen Franken und Weibern in Trauer angerannt.“ —

So haben wir den Verf. auf seiner ganzen Reise von Kairo bis Konstantinopel begleitet, wir sind unsern Lesern aber noch einen kurzen Bericht über die, durch Ibrahim's Eroberung Syriens herbeigeführte neue Gestaltung der Dinge schuldig, über welche uns Hr. Monro an mehreren Stellen seiner Reisebeschreibung Mittheilungen macht. Einmal lobt er sehr das unbescholtenen Leben und den Befehrungseifer der Missionäre, welche er in Syrien kennen lernte. Sie sollen, nach seiner Ansicht, den gegenwärtigen Moment ja nicht vorüber-

gehen lassen, in welchem der Verkehr mit den Eingebornen so leicht ist, und die Christen in dem Reiche des Pascha größern Schutz und Sicherheit genießen, als in den Staaten des Sultans. Aber, fügt der Verf. hinzu, eine von einem Usurpator gegründete Dynastie ruht auf keinem festen Grunde; sonst dürfte sich wohl die verworfene Secte der Nazarener einst von Ibrahim Pascha eine noch größere Begünstigung versprechen, als sie gegenwärtig unter Muhamed Ali genießt. Auf welche Weise diese Begünstigung sich zeigt, womit eine entschiedene Hintanziehung muhamedanischer Lehre und Sitten Hand in Hand geht, das erfährt Monro vorzüglich in Damaskus. Nirgends im Orient waren die Christen wohl mehr verachtet, als früher in Damaskus. Der Verf. langte dort, 10 Monate nach Eroberung der Stadt durch Ibrahim, an. Bis zu dieser Eroberung war es üblich, daß jeder Christ am Thore von Damaskus absteigen mußte, keinem war es erlaubt, durch die heilige Stadt zu reiten. Waffen wurden ihm abgenommen, trug er unglücklicher Weise europäische Kleidung, vornämlich einen Hut, so durfte er gar nicht in die Stadt hinein, und wurde überdies aufs Aergerliche verhöhnt und beworfen. Hatte er einen weißen Turban auf, so mußte er den abnehmen und baarköpfig weiter gehn. Aber, wie sind die Mächtigen gefallen! ruft der Verfasser, wie, sagt er, ward in so kurzer Zeit eine solche politische Umwandlung bewirkt. Jetzt darf kein Mohammedaner Waffen tragen, wofern er nicht im Dienste der Regierung ist, während den Europäern das Privilegium Waffen zu tragen gewährt ist, ja allen Christen, wofern sie um eine Erlaubniß einkommen. Aegyptische Soldaten, welche auf der Wache waren, fragten gar nicht nach des Verf. Feuersgebre; als sie erfuhren, er sei ein Engländer, hieß es: Ein Engländer, 's ist schon gut. So ritt Monro in die Stadt hinein, einer seiner Mantelhierteiber ging voran, und machte ihm in den langen, engen, vollkreichen Straßen Platz, indem er laut rief, Muhamed Ali Pascha! wodurch er den Verf. nicht sür den Pascha ausgeben, ihn aber als einen Ungestellten unter Muhameds Autorität reisenden, bezeichnen wollte. Der Pöbel nahm sich gegen Monro nichts heraus, doch hörte er öfters mit unterdrückter Stimme sagen: Ein Franke, schaut, schaut seinen Hut!

Einige Abende vor des Verfassers Anfunft in Damaskus fernehte man den zwischen dem Sultan und Ibrahim geschlossenen Frieden. Bei dieser Gelegenheit zogen die Christen haufenweise durch die Straßen, versammelten sich vor den von Türken besuchten öffentlichen Orten, sangen Loblieder auf Ibrahim und hielten ihm Lobreden.

(Fortsetzung folgt.)



# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. März.

Nro. 53.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Schluß.)

Eben so unbedeutend ist der andere Grund, daß die allgemeine Wasserbedeckung, von welcher Moses erzählt, so ruhig vorübergegangen sey, daß sie nicht einmal die Diluvialablagerungen habe hervorbringen können. Hier denkt sich der Verf. dieses Ereigniß doch gewiß gar zu kleinlich. Welche Verheerungen richtet nicht der bloße Durchbruch eines Sees, oder die Uebersfluthung des festen Landes durch Einbruch des Meeres an! Wie sollte nun eine Ueberschwemmung, die durch Aufbrechen aller Brunnen der großen Tiefe und der Fenster des Himmels, durch einen Regen von vierzig Tagen und vierzig Nächten veranlaßt wurde, und eine solche Höhe erreichte, daß sie alle Berggipfel überfluthete, wie sollte diese nicht gewaltige Spuren ihres Daseyns auf der Oberfläche der Erde zurückgelassen haben? Wenn auch diese Veränderungen nicht so eingreifend waren, daß die jetzigen Hochgebirge ihnen ihre gegenwärtige Bildung und Gestalt zu verdanken haben, immerhin muß eine solche Ueberschwemmung Spuren genug hinterlassen, die dem forschenden Geognosten sich nicht entziehen können.

Der dritte Grund, daß unter den Höhlenthiereu so viele gefunden werden, die unter der jetzt lebenden Thierwelt nicht mehr vorkommen, daher sie auch älter als die Erschaffung des Menschen wären, ist ebenfalls ohne Gewicht.

Ein solches würde er nur alsdann haben, wenn in der Genesis die ausdrückliche Angabe stünde, daß Noahs Arche alle Arten von Thieren — wie sie sich auch über die Erde verbreitet haben mochten — enthalten hätte, so daß mithin keine Thierform, die zur Zeit des Menschen vorhanden war, hätte verloren gehen können. Diese Angabe kommt aber nicht vor, daher darf es uns nicht wundern, daß die europäische und amerikanische Thierwelt gänzlich untergegangen ist, und daß sich von ihr nur solche Arten der allgemeinen Verteilung entzogen haben, die durch göttliche Anordnung dem Erzvater zugeführt wurden.

Nach der Umstand, daß die Diluvialthiere nicht bloß in den Diluvialgebilden, sondern ebenfalls in tiefer liegenden Formationen vorkommen, kann als kein Gegenbeweis zugelassen werden. Die That- sache ist allerdings richtig und durch viele Beispiele bestätigt. So z. B. finden sich im Süßwasserkalk bey Gmund im Ansbachischen eben so die Knochen von Bären, Mastodon, Nashorn, Pferd, Dinosaurium, wie sie den Diluvialgebilden zustehen; in ihrer Gesellschaft kommt noch Palaeotherium vor. Palaeotherium und Choeropotamus findet man selbst hin und wieder in den Knochenbreccien. \*) In den Bohnergruben der schwäbischen Alb liegen Ueberreste von Bären, Ochsen, Pferden, Schweinen, Nashorn, Elephanten, Mastodon, Lophiodon, Anoplotherium, Palaeotherium u. s. w. gemeinschaftlich bepfammen,

\*) De la Beche Geognose, übersetzt von Dechen, S. 209.



also Thiere der ältesten Tertiärgebilde zugleich mit denen der Diluvialablagerungen. \*)

Was beweist nun diese merkwürdige Uebereinstimmung der Säugethiere aus den Tertiärgebilden mit denen des Diluviums? Daß beide einer Zeitepoche angehören, von denen jene den Anfang, diese den Schluß ausmacht, d. h. welche einen Zeitraum umfaßt, der mit der Thierschöpfung beginnt und mit der Sündfluth sich endigt. Lokale Ueberfluthungen, die einen großen Theil der Tertiärgebilde mögen abgesetzt haben, so wie die allgemeine Katastrophe, die wohl auch noch an der Entstehung derselben hic und da Theil genommen hat, sie alle fanden dieselbe Thierwelt vor. Tertiär- und Diluvialgebilde machen daher, nach des Ref. Ansicht, nur eine geognostische Formation aus; jene auf chemische, diese auf mechanische Weise abgelagert.

Fassen wir nun die Allgemeinheit dieser Diluvialablagerungen in allen Welttheilen ins Auge, ihren gleichförmigen Charakter, das Verschwinden so vieler Thierformen nach dieser Periode, oder doch wenigstens eine andere geographische Verbreitung derselben (während z. B. die Diluvialgebilde erweisen, daß der Elephant früher in allen Welttheilen, selbst auf Neu-holland, einheimisch war); nehmen wir noch das historische Zeugniß zu Hilfe, daß eine allgemeine Wasserbedeckung alles Trockene überfluthete und eine ähnliche nicht weiter erfolgte; — sollten wir bey Aufzählung so vieler allgemeiner Thatsachen nicht bezweifeln, diese Diluvialablagerungen als Folgen einer und derselben Ursache und zwar des historischen Diluviums, der Sündfluth der Bibel, zu betrachten? Ref. sieht nicht ein, warum man nicht veranlaßt seyn sollte, diese beyden großen Geschichts- und Naturphänomene zu identifiziren.

Auf welche Weise aber nach der Sündfluth

die Wiederbesetzung der Welttheile durch Organismen erfolgt und deren gegenwärtige geographische Verbreitung festgesetzt worden ist, darüber fehlen uns die nöthigen Aufschlüsse. Wer indeß die Entstehung der Erde nicht von einer zufälligen Aneinanderreihung der Atome, sondern von einer Willensthätigkeit der ewigen Weisheit herleitet, wird auch die Erhaltung der gegenwärtigen Arten und ihre Vertheilung auf der Oberfläche nicht für ein Spiel des Zufalls, sondern für eine göttliche Anordnung des Schöpfers erkennen.

Im 10ten und 11ten Kapitel handelt der Verf. in der Kürze von den Beziehungen der Erde und ihrer Bewohner zum Menschen, und von den angeblichen Menschenknochen. Letztere hält er nicht für gleich alt mit denen der Diluvialthiere.

Vom 12ten — 18ten Kapitel folgt nun der Hauptinhalt des Buches, nämlich die Betrachtung der fossilen organischen Ueberreste, und zwar immer mit besonderer Beziehung auf den Hauptzweck dieser Bridgewater'schen Schriften. Der Verf. fängt mit den Säugethiern an, geht stufenweise zu den übrigen Klassen herab und schließt mit den Vegetabilien. Bey den ersteren läßt er sich nur hinsichtlich des *Dinotherium* und *Megatherium* auf eine ausführliche Erörterung ein; sehr genau sind die fossilen Reptilien behandelt und viele eigenthümliche Bemerkungen hinzugefügt; zur Klasse der Fische sind ihm durch Agassiz zahlreiche Beyträge mitgetheilt worden. Unter den wirkellosen Thieren haben besonders die Cephalopoden eine vorzügliche Berücksichtigung gefunden, und namentlich hat es Ref. interessiert, hier zum erstenmale eine Abbildung von den beyden Exemplaren von *Belemniten* zu sehen, welche in der Sammlung der Miß Philpotts zu Lyme Regis befindlich, zuerst von Agassiz beschrieben wurden, und die allerdings vorzüglich geeignet sind, um einen Begriff von der eigenthümlichen Form dieser sonderbaren Thiergattung zu geben. Auch die Flora der Gebirgswelt ist in ihren

\*) Jäger, über die fossilen Säugethiere, welche in Württemberg aufgefunden worden sind. Stuttgart, 1835.

Hauptgruppen gut geschildert; eine schätzbare Zugabe ist das von Braun in Carlshuise gefertigte Verzeichniß der fossilen Pflanzen von Deningen. Auf detaillirteres Eingehen in den Inhalt dieser sämtlichen Paragraphen kann Refer. sich nicht einlassen, sondern nur die Versicherung geben, daß ihn die klare Darstellung, so wie die geschickte Auswahl aus einem reichlich angehäuften Material sehr befriedigt hat.

Im 19. — 23ten Kapitel macht der Verf. auf einige Vorrichtungen im Innern der Gebirgsmassen aufmerksam, welche von großer Wichtigkeit für die Subsistenz des Menschen sind. Zuerst erinnert er an die Steinkohlenlager, und an ihre höchst mannigfaltige und bedeutungsvolle Verwendung. Ihre meist muldenartige Ablagerung erleichtert ihre Gewinnung, und der Schieferthon, der mit ihnen wechselt, enthält öfters reiche Eisenlager, zu deren leichter Verschmelzung gewöhnlich noch ein drittes Material, nämlich Kalkstein hinzukäme, welcher als Fluss diene. Auch der Hebungstheorie, welcher er in vielen Stücken zugethan ist, sucht der Verf. eine gesetzmäßige Seite abzugewinnen, so daß er selbst in störenden Gewalten (disturbing forces), welchen er die Klüfte und Verwerfungen in den Gebirgslagern zuschreibt, Beweise eines höhern Planes und Endzweckes wahrnimmt. Würden nämlich, wie er bemerklich macht, die geneigten Schichten ohne Unterbrechung fortlaufen, so würden sie bald eine Tiefe erreichen, welche für die Ausbeutung durch Menschenhand unzugänglich wäre. Indem sich aber dazwischen Klüfte und Verwerfungen einstellen, werden die Theile einer und derselben Formation in eine Reihe von Platten oder Stockwerken über einander gestellt, welche von ihrem tiefsten Punkte bis gegen die Oberfläche hinaufreichen. Durch dieselben Klüfte, welche gewöhnlich mit Letten ausgefüllt sind, entsteht aber ein anderer Vortheil, daß nicht bloß die zufließenden Wasser verhindert werden, in einem einzigen Becken sich zu vereinigen, wodurch sie sich so anhäufen wür-

den, daß man sie nicht mehr gewältigen könnte, sondern indem sie durch diese vertikalen Klüfte in vielen Reservoirs sich ansammeln, veranlassen sie an der Oberfläche eine Reihe von Quellen, über deren Entstehen, so wie über die Theorie der artesischen Brunnen, der Verf. sich ausführlich äußert. Auch die Metallgänge werden öfters durch ähnliche Klüfte abgeschnitten und verworfen, wodurch die Gruben gegen Ueberschwemmungen gesichert werden. In Steinkohlengruben bewirken Klüfte und Verwerfungen, welche das Ende einer abgeschnittenen Steinkohlenstrecke in Verbindung mit unbrennbaren Schiefer- und Sandstein-Schichten bringen, noch einen andern großen Vortheil, daß die häufigen Grubenbrände minder verheerend werden, indem ihnen die Klüfte einen Damm entgegenstellen.

„Es ist unmöglich, dergleichen Anordnungen, welche so gut darauf berechnet sind, die wesentlichen Materialien zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse zu liefern und die Industrie der Bewohner unserer Erde zu beleben, zu betrachten, und solche Anordnungen gänzlich den blinden Wirkungen zufälliger Ursachen zuzuschreiben. Wir haben ein begründetes Recht, in den eben erwähnten geognostischen Anordnungen ein System weiser und wohlwollender Absichten zu sehen, die zum voraus die Bedürfnisse der künftigen Bewohner der Erde berücksichtigen und sich von ihrer ersten Bildung durch die folgenden Revolutionen und Convulsionen, welche die Oberfläche unsers Planeten ergriffen, erfreckt haben.“

Das 24te Kapitel, die Schlußbetrachtung, wirft einen Rückblick auf die vorhergehenden Kapitel, faßt ihren Inhalt in gedrängter Kürze zusammen, und weist nochmals mit Nachdruck nach, daß die ganze Natur ein Spiegel der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte sey.

Der zweyte Band ist den bildlichen Darstellungen, deren Zahl 69 beträgt, gewidmet, nebst ihrer Erklärung, die 110 Seiten in sich faßt. Die erste Tafel gibt einen idealen Durchschnitt der Erdkruste, um die Reihenfolge ihrer mannigfaltigen geognostischen Formationen anschaulich zu machen; über ihnen sind zugleich die charakteristischen Thier- und

Pflanzen-Gattungen in kleinen, aber sehr gut gear-  
rathenen Figuren angebracht. Die Tab. 2 — 54  
stellt thierische, die Tab. 55 — 64 vegetabilische  
Verfeinerungen dar; die Tab. 65 — 69 dienen zur  
Erläuterung der muldenförmigen Ablagerung der  
Steinkohlenflöße, ihrer Verwerfungen, der Erzgänge,  
und zur Theorie der artesischen Brunnen. Die Ab-  
bildungen sind fast durchgängig sehr gut gearbeitet,  
und beschränken sich nicht bloß auf Kopien, sondern  
sind zum großen Theil Originalabbildungen.

Hiermit beschließt Ref. die Anzeige eines Wer-  
kes, das in wissenschaftlicher, wie in religiöser Be-  
ziehung eine gleiche Tüchtigkeit bewährt, und dessen  
fleißiges Studium er daher mit gutem Grunde em-  
pfehlen kann. Für diejenigen Leser, welche der eng-  
lischen Sprache nicht vollkommen mächtig seyn sol-  
len, will er nur noch die Bemerkung beifügen, daß  
von Professor Agassiz binnen kurzer Zeit eine Ueber-  
setzung erscheinen wird.

N. Wagner.

~~~~~

A Summer Ramble in Syria with a Tar-  
tar Trip from Aleppo to Stamboul. By the  
Rev. Vere Monro. In two Volumes. Lon-  
don, 1835.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage duldeten die Türken dieß, am drit-  
ten stießen sie über die Christen her, und verwundeten  
mehrere. Achmet Bey, der Vicegouverneur der  
Stadt griff die tumultuirenden Türken mit seinen Negyren  
an, nahm viele gefangen, von denen er 50 in die  
harte Schanzarbeit bey Akre schickte, andere erhielten  
die Bastonade.

Der Generalgouverneur von Syrien, Chersif Bey,  
ist den den Christen sehr beliebt, wegen des Schutzes  
und der Freyheiten, die er ihnen gewährt. Man ver-  
sicherte: wäre er bey dem Tumult in Damaskus gewe-  
sen, so würde er jene 50 Türken haben köpfen lassen,  
zum Frühstück lasse er köpfen, wie der Heißpörrer des  
Nordens. \*) Ein englischer Resident sagte über Ehe-

riff zu Monro: Er ist gerade der rechte Mann für die  
Christen, er schlägt Türkenköpfe ab, als wären's Artis-  
schocken. Eine Hauptbegünstigung der Christen ist es,  
daß ihr Gut nicht in der Mauth untersucht wird und  
sie keine Abgaben zahlen. Während des Ramadan schmachtet  
der Bey seine Pfeife und trinkt Kaffee, zum großen  
Aergerniß aller guten Muselmänner; besüßten ihn Fran-  
ken in türkischer Kleidung, so schilt er: Warum kommt  
ihre nicht mit neuen Hüten zu mir: die Türken sollten  
wissen, daß die Zeiten sich verändert haben. — Ach-  
siden Anstöß giebt Abbas Pascha, ein General Abrahams,  
dessen Freyheit von Vorurtheilen Monro bewun-  
derte, als er ihn in Abana vor der Linie reiten sah,  
gefolgt von einem Hund karamanischer Huade, welche,  
wie wir hörten, den Muhammedanern ein Gräuel sind. —

Der Verf. ward von Hrn. Farren, Bruder des  
englischen Generalconsuls, dem Vicegouverneur Achmet  
Bey vorgesehlt; beyde Engländer waren in ihrer Na-  
tionaltracht, Achmet ohne Schuhe und Strümpfe, sonst  
überaus artig. Farren vertat einen Griechen, welcher  
im Türkenviertel gegen Geseß und besondere Warnung,  
Wein und Liqueure verkauft und dafür die Bastonade  
erhalten hatte. Der Grieche behauptete nun: er habe  
den Bey einen Ausweis, daß er brittischer Unterthan  
sey, vor dem Empfang der Bastonade vorgelesen. Dieß  
längnete der Bey, gab aber zu, daß der Angeklagte  
keine Strafe erhalten haben würde, wosern er sich wirk-  
lich auf jenen Ausweis berufen hätte, wiewohl er den  
Geseßen, welche für alle andern bindend sind, schurstrafs  
zuzwider gehandelt. Dieser sonst unbedeutende Fall, sagt  
der Verf., könne dem Leser eine Idee von der merkwür-  
digen, durch Ibrahim bewirkten Umwandlung geben,  
und erzehlt Folgendes, um den Gegensatz in ein noch  
belleres Licht zu stellen. Im Jahre 1832 gab Muham-  
med Selim, Pascha von Damaskus, dem Volke ein  
Aergerniß, indem er befahl, die Straßen zu reitigen.  
Das ward als eine europäische Neuernung angesehen und  
es brach darüber eine Rebellion aus. Der Pascha ver-  
theidigte sich mit wenigen Leuten drei Wochen lang ta-  
pfer im Koffel, als er aber an Entsatz verzweifelte,  
brachte er sich selbst um. Sein Kopf ward auf einer  
Lanze zum Franziskanerkloster getragen und in den Klo-  
sterhof hineingeworfen, mit einem angebundnen Zettel,  
worauf die Worte: Hier ist euer Freund.

Das eine gewaltsame, widernatürliche Spannung  
und Stimmung in Syrien herrsche, seitdem Ibrahim  
es erobert, davon würde jeder Leser nach dem Mitge-  
theilten von selbst überzeugt seyn: der Verf. charakte-  
risirt jene Stimmung aber auch hin und wieder, wenn  
auch nur in einzelnen Zügen, doch ungewandig klar.

(Schluß folgt.)

\*) King Henry IV. First. part. Act. 2. Sc. 4.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. März.

Nro. 54.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergeometer. München, 1832. In drey Theilen, unter den besondern Titeln:

- I. Kritische Erläuterungen über mehrere im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland, Preußen und Oestreich begründete Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten.
- II. Grundsätze und Verfahren bey der Berechnung der Beiträge für die in Bayern zu errichtenden Pensions-Vereine.
- III. Statuten für den freywilligen Privatverzein zur Pensionirung der Wittwen und Waisen bayerischer Hof-, Staats- und öffentlicher Diener.

Die Schrift, welche wir hier anzeigen, ist als eine neu erschienene zu betrachten. Denn wiewohl bereits vor vier Jahren gedruckt, so wird sie doch aus Ursachen, die den Leser nicht interessiren, erst jetzt in den Buchhandel gebracht; dazu kommt, daß unterdessen über den Gegenstand keine andere Arbeit erschienen ist, die ihrem Werthe Eintrag thäte, oder überhaupt mit ihr concurrirte. \*) Der Verfasser ist

\*) Littrows Schrift über Lebensversicherungen und andere Versorgungs-Anstalten, Wien 1832, behandelt nur die Theorie dieser Anstalten, ohne eine auf neue Mortalitäts-Tafeln ge-

bereits durch mehrere Druckschriften bekannt. Seine gekrönte Preisschrift über Güter-Arrondirung, München 1817, ist noch jetzt eine sehr brauchbare Arbeit; sein Grundsteuer-Kataster aus der Messung und dem Reinertrage der einzelnen Grundstücke entwickelt, München 1824, blieb in der Zeit, wo der Name des Steuer-Definitivums so Viele befiel, mit Unrecht unbeachtet; in der Abhandlung endlich über die Ausmittelung des Kapitalwerthes der Landemien, Erlangen 1828, berichtigt er einige Ansichten, die er in einer früheren Schrift \*) über den Gegenstand ausgesprochen, und führt zuerst den Grundsatz mathematisch durch, daß ein älterer Grundheld für die Ablösung des Obereigentums in dem Maße mehr zahlen müsse, als ein jüngerer, in welchem es bey seinem Gute wahrscheinlich ist, daß alle spätern Handlöbne früher ausfallen, als bey dem Gute des letzteren. Er legte seiner Berechnung eine von ihm angefertigte Mortalitäts-Tafel des Landvolks in Bayern zum Grunde und beurkundete schon durch diese kleinere Leistung seinen Veruf für die ausführlicheren und mühsamen Rechnungen, welche das oben angezeigte Werk enthält, auf das wir, als auf eine tüchtige Arbeit, die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten.

gründete Berechnung der Einlagen und Zahlungen einer Wittwenkasse zu enthalten.

\*) Ueber die Ablösung des Obereigentums, München 1828. 4., worin übrigens, außer dem was die Rechnung betrifft, noch manche andere bedenkliche und ansüßliche Behauptungen vorkommen.



Sein Gegenstand gewinnt von Tag zu Tag an Theilnahme, ohne daß man in eben dem Maße die Einsicht in denselben wachsen sähe; es scheint uns daher angemessen, bevor wir auf den Inhalt der Schrift näher eingehen, eine allgemeine Betrachtung vorauszuschicken, die dem Leser, unter Andeutung der Abwege, den richtigen Standpunkt bezeichnen mag, von welchem aus wir wünschten, daß er mit uns die Anstalten beurtheilte, deren Einrichtung Gebhards Werk, in besonderer Anwendung auf die Sterblichkeits-Verhältnisse in Bayern, entwickelt.

Wiewohl bereits aus dem vorigen Jahrhundert in und außer Deutschland und noch aus neuester Zeit reiche Erfahrungen sich darbieten über die Mißgriffe, die zum Schaden der Theilnehmer in der Einrichtung von Unterstützungsanstalten, vornehmlich von Wittwen- und Waisenkassen, vorkommen können, und wiewohl die Bedingungen, unter denen diese allein Bestand haben, längst auf mathematischem Wege unwiderleglich dargethan und durch Anstalten, die hiernach eingerichtet worden, vollkommen bestätigt sind: so muß man es doch bedauern, daß diese Einsichten und Erfahrungen dem größern Publikum, das sich jetzt wieder mehr und mehr für solche Anstalten interessiert, so viel als unbekannt blieben und daß in neuerrichteten oder projektirten Unterstützungsanstalten dieselben Irrthümer, Fehlschlüsse und Mißgriffe sich wiederholen, welche in früherer Zeit schon so oft den Theilnehmern statt der gehofften Unterstützung Schaden gebracht haben. Daß jetzt, wie früher, nur selten Eigennutz der ersten Unternehmer, in der Regel bloß Mangel an Einsicht und Sachkenntniß, bey dem besten Willen, die Anstalten bedroht, ändert wohl das Urtheil über den persönlichen Werth jener Männer, nicht aber den Nachtheil, dem die Theilnehmer ungeschickt eingerichteter Unterstützungsanstalten entgegen gehen.

Als Grundirrtum in der Beurtheilung von Wittwen- und Waisenkassen ist vor allem eine Meynung

zu bezeichnen, die um so fester haftet, je mehr sie den Unternehmern Dank, den Theilnehmern Gewinn verspricht und je mehr sie sich denen empfiehlt, welche die menschlichen Dinge lieber durch Aufopferung und Humanität, als durch strenge Gerechtigkeit zusammenhalten möchten: die Meynung nämlich, Lebens-Versicherungs-Anstalten, Wittwen- und Waisenkassen und ähnliche Institute zur Beseitigung späterer mehr oder weniger zufälliger Noth, seygen Wohlthätigkeits-Anstalten. Zwar haben wir nichts gegen diesen Namen, wenn er in dem weiteren und unbestimmten Sinne gebraucht wird, wo er überhaupt gemeinnützliche und den Privathaushalt fördernde Einrichtungen bezeichnet, etwa wie man gute Landstrassen eine Wohlthat für ein Land nennt; allein dieß will man nicht damit sagen, sondern man versteht darunter Kassen, aus denen man mehr empfängt, als man einlegt; die geben können, ohne von den Theilnehmern Ersatz zu verlangen; Anstalten, welche das Einkommen der Theilnehmer durch äußere Zuschüsse verbessern, ohne diesen Aufopferung zu kosten, — die nach Art der Armenkassen Wohlthaten erzeugen. Zwar kann nichts einleuchtender seyn, als der Satz, daß keine Klasse mehr zahlen könne, als sie empfangen, und so bleibt es auch für jede Unterstützungs-Kasse unumstößlich wahr, daß sie eben so viel einnehmen müsse, als sie, nach Abzug der Verwaltungskosten, an Unterstützungen ausgeben will. Hat also eine Unterstützungsanstalt von keiner andern Seite her Einnahmen zu erwarten, für welche man keine Ansprüche an ihre Kasse macht, keine Geschenke oder wohlthätigen Beyträge im engeren Sinne, so ist nicht einzusehen, wie ihre Mitglieder aus ihr mehr an Unterstützungen nehmen könnten, als sie selbst an Beyträgen und Zinsen einlegen. Nur in dem Maße, in welchem sie solche Geschenke empfängt, kann sie ihren Theilnehmern mehr auszahlen, als sie von ihnen erhält; hat sie aber auf keine wohlthätigen Beyträge zu rechnen und ist sie ganz auf

die Einzahlungen der Unterstützungsuchenden selbst beschränkt, so kann sie sich gegen diese auch nicht als Wohlthätigkeits-Anstalt erweisen. Sie ist in diesem Falle nichts als eine Sparkasse, welche die aus allen Beiträgen der Mitglieder sammt Zinsen angesammelten Ersparnisse in den Fällen und an die Personen auszahlt, welchen sie, der Bestimmung der Anstalt gemäß, zukommen sollen: Niemand empfängt hier Wohlthaten, sondern Jeder nur das, was ihm rechtlich, d. h. nach Verhältnis seiner Einlage, gebührt.

Daß gleichwohl so Viele, und unter ihnen selbst verständige und unterrichtete Männer, mit wahrem Köhlerglauben, auch aus solchen Kassen Unterstützungen erwarten, welche ausser allem Verhältnisse zu den Beiträgen stehen, und daß sie ohne alle Rücksicht auf die Haltbarkeit solcher Anstalten blindlings denen zulaufen, die das Delirium der Wittve zu Cadore besitzen müßten, sollten ihre Versprechungen möglich seyn, ist mehreren Ursachen zuzuschreiben.

Vor allem der Unkunde im Calcul und der daher rührenden Unfähigkeit, auch ohne wirkliche Berechnung, die Verhältnisse einigermaßen zu überschlagen, welche zwischen einer möglichen Unterstützung und ihrer Vergeltung statt finden müssen.

Die genaue Durchführung des einfachen Grundsatzes, daß die Ausgabe keiner Kasse grösser seyn könne als ihre Einnahme, und die gerechte Verteilung der Unterstützungen nach Verhältnis der Einlagen eines Jeden erfordert allerdings, wenigstens bey Wittwen- und Waisenkassen, so zeitraubende Rechnungen, daß man es Niemand verargen kann, wenn er sich nicht näher mit der Sache befaßt gemacht hat; ein Solcher wird es aber nicht unbillig finden, wenn man ihm bemerkt, daß sein Urtheil und seine Einnischung bey der Errichtung neuer ähnlicher Anstalten nur Verwirrung hervorzubringen kann. - Der Mangel an arithmetischem Gewissen wirkt übrigens auf Seite wohlwollender, und

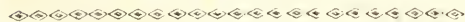
für das Fortkommen ihrer unbemittelten Mitbürger ernstlich besorgter Unternehmer solcher Kassen noch besonders übel dadurch, daß sich mit ihm eine, meist ganz unbegründete, immer aber übergroße Hoffnung auf wohlthätige Beiträge verbindet, die am Ende ergänzt werden, was man den Mitgliedern zu wenig abfordert; die Unterstützungsuchenden aber verfährt der übermäßige Glaube, den jeder Mensch an sein eigenes Glück hat und der ihn, ohne jene arithmetische Mäßigung, so gerne zu der Meynung verleitet, er werde ächten, wo Andere gesät haben. Nicht ersparen will die Menge und rechnen, wie weit das Ersparniß kommende Bedürfnisse decken kann, sondern gewinnen, wo sie nichts gewagt hat. „Wie, ruft Einer aus, ich soll lebenslänglich jährlich 60 fl. zahlen, damit meine Erben von der Lebens- = Verschönerungskasse 2000 fl. Kapital empfangen? Von diesen 2000 fl. können sie ja doch nicht leben, und von meinen 600 fl. Gehalt, kann ich 60 fl. nicht entbehren: so eine Anstalt nützt mir nichts!“ Allein ob die 2000 fl. für seine Hinterbliebenen ausreichen, und ob er die 60 fl. leicht oder schwer entbehrt, ist völlig gleichgültig: die Hauptsache vielmehr, daß ihm die Kasse auf seinen Tod genau so viel zusagt, als er nach Verhältnis seiner mittlern Lebensdauer einlegt. Ist dieß der Fall, so gewährt sie ihm freylich keinen Gewinn, wie er ihn gerne haben möchte; aber sie spart ihm seine kleinen Einlagen mit Zins- = Zinsen auf, was er selbst nicht thun könnte, und zahlt die zugesagte Summe, er mag sterben wann er will. Trotz der Ungewißheit, in der Jeder über seinen Tod steht, macht sie es ihm möglich, immer gerade die Summe zu hinterlassen, die er nur bey mittler Lebensdauer aufzusparen vermochte, und überhebt ihn der Furcht, seine besten Absichten zur Versorgung der Seinigen durch zu frühen Tod vereitelt zu sehen.

Ganz auf ähnliche Weise verhält es sich mit einer Wittwenkasse. Der Unterschied zwischen solchen Anstalten liegt nicht darin, daß man da oder

dort mehr erhielt; denn für gleiche Zusage, muß jede richtig rechnende Kasse gleichviel verlangen: sondern in der Art der Zahlung der Beiträge und Unterstützungen. Ein Beyspiel wird dieß deutlich machen. Für eine Wittwenpension von 100 fl., die ein 40jähriger Mann seiner 30jährigen Frau sichern will, zahlt er in jede wohlgegründete Anstalt auf Ghedaner jährlich nicht unter 40 fl. Denkt man sich, die Frau genieße diese Pension etwa 14 Jahre lang, so hätte sie zur Zeit des Todes ihres Mannes einen baaren Werth von etwa 1100 fl.; für dieses Kapital verlangte aber so ziemlich jede Lebens-Versicherungsanstalt jährlich 40 fl. Daß diese 40 fl. bis zum Tode des Versicherten entrichtet werden müssen, kommt dadurch herein, daß die versicherte Summe jedenfalls seinen Erben ausbezahlt wird.

Die zweyte Ursache, welche der richtigen Würdigung freyer, bloß aus Beiträgen der Mitglieder dotirter Unterstützungskassen entgegen wirkt, die Frage nach der Haltbarkeit derselben ganz in den Hintergrund stellt, und die Mehrzahl den Kassen zuführt, welche bey absolut größten Versprechungen die absolut kleinften Einlagen fordern, liegt in dem Mangel an wirtschaftlicher Voraussicht, welche man ziemlich allgemein gerade in dem Stande antrifft, dessen Mitglieder vornehmlich bey solchen Kassen Hilfe suchen: unter den niederen und gering besoldeten Beamten nämlich, die keine Staatspension für ihre Hinterbliebenen zu fordern haben.

(Fortsetzung folgt.)



A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Schluß.)

Als er, z. B. mit Jaren in europäischer Tracht durch die Straßen von Damaskus ging, um den schon erwähnten Besuch bey Achmet abzuschaffen, hörten die begleitenden Bedienten dergleichen Aeußerungen: „Gott sey Dank, ich bin ein Muselman und keiner von den Ungläubigen! Seht nur die Bestien! die Hunde!“ Obgleich die Muhamedaner keine Heftigkeit merken lassen, so verräth sich doch unterwelts ihre innerliche Bitter-

keit gegen die Christen in Aeußerungen, und unbedenklich erklären sie, eine Zeitlang möge das gegenwärtige Wesen wohl dauern, es werde aber der Tag der Vergeltung kommen. Insbesondere ist in Aleppo eine mächtige Partey, deren Glieder einen grünen Turban tragen und Anspruch machen, mit Muhamed verwandt zu seyn. Diese sind dem Ibrahim besonders auffällig, weil er die Christen begünstigt, aber Scheich Ben hält sie im Zaum. Ihr Angeltum ist jedoch nur gedämpft, nicht erstickt, und sie sollen nur auf eine Gelegenheit warten, denselben auszulassen. — Durch wen aber hoffen die Enree von Ibrahim's Herrschaft und Joch besetzt zu werden? Durch die Russen. So fragte der Gouverneur von Libeclias den Verf., wie es mit dem Kriege stehe? (der Friede zwischen dem Sultan und Ibrahim war noch nicht geschlossen); ob die Russen wohl nach Syrien kommen würden? Auf diesen Besuch war er ganz gefaßt, und schien ihn gar nicht ungern zu sehen. Dieselbe Stimmung, sagt Monro, herrscht durch ganz Syrien unter allen Klassen der Bewohner. — Aehnliche Aeußerungen wie des Gouverneurs von Libeclias mußte der reisende Engländer, zu seinem Leidwesen, öfters hören. Ein gewisser Mustaf Bey von Pajas — unweit des hiesigen Meerbusens — dem Ibrahim, wie so vielen das Räuberhandwerk gelegt hatte, kostete auch, die Russen sollten ihn von der ihm durch den Pascha auferlegten Verpflichtung, ein ehrlicher Mann zu seyn, befreien, da durch diese Verpflichtung seine Einnahmen sehr geschmälert waren. Er fragte den Verf., was er meine, wenn Anstand mit England und Frankreich Krieg bekäme, wer siegen werde? There could be but one answer to this, sagte der Verf., Mustaf stimmte ihm aber nicht bey. Das Volksmäßige der englischen Regierung, welches ihm Monro charakterisirt hatte, mache es eben, sagte der Bey, den Engländern unmöglich, es mit den Russen aufzunehmen, welche unter Einem Oberhaupt ständen. „Der Pascha, fuhr er fort, der Pascha zum Beyspiel ist ein guter Mann (man weiß jedoch, daß der Bey ihn von Herzen haßt), der Pascha denkt auf das Wohl seines Volks und wie er befehlt, so geschieht's; beßere er aber dieß, ihr aber das und ich wieder was anders, so geschähe nichts; solche Regierungen, wie die Eure, bey denen viele Hände im Spiele sind, die müssen schlecht seyn.“ So urtheilen, fügt der Verf. hinzu, alle Orientalen über jede Regierungsform, welche nicht despotisch ist. —

Das Verhältnis Ibrahim's zu den Engländern und Russen scheint sich jedoch, seit der Verf. reiste, bedeutend verändert zu haben, wie sich unter Andern aus des Pascha's Verabreden bey der englischen Expedition auf dem Gubnat ergab. — Möchten die Christen Christen nur nicht durch die Begünstigung des Pascha's übermäßig werden, eine etwaige Reaction der Türken gegen sie würde fürchterlich seyn. —



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. März.

Nro. 55.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergemeister. München, 1832. 16.

(Fortsetzung).

Würden diese Männer sich klar machen und richtig überschlagen, was erfordert wird, um eine Witwe lebenslang, Waisen bis zur Erwerbsfähigkeit auch nur nothdürftig zu versorgen, wie es doch Pflicht jedes Ehemannes ist, so wäre es unmöglich, daß so viele derselben heiratheten; was sie sich während der Ehedauer für diesen Zweck entziehen müßten, würde ihr disponibles Einkommen so beschränken, daß ihnen die Unterhaltung einer Familie nahezu unmöglich siele. Wer es freylich versäumt hat, zur rechten Zeit den ganzen Umfang der Pflichten eines Hausvaters scharf und bestimmt zu überschauen, und wer für eine bereits vorhandene Familie seinen ganzen laufenden Gehalt dringend bedarf, dem ist es nicht zu verdenken, wenn er einer Unterstützungskasse in Bezug auf die Vermehrung seiner Einlagen einige Zauberey zutraut.

Dabey ist auch die unrichtige Schätzung der Staatspensionen von Einfluß, welche in Bayern in gewissen Kenterlassen den Hinterbliebenen der Beamten zugesichert sind, in andern wenigstens aus Gnaden gegeben werden, gegenüber von den Bezügen, welche man aus den Beamtengehältern für die Witt-

wenkasse des Staats erhebt. Eine rechtlich zugesicherte Wittwen- und Waisenpension ist ein Theil des Gehaltes, den der Staat nur für ein Bedürfniß der Beamtenfamilie aufbewahrt, dessen Befriedigung ihm zu wichtig ist, als daß er sie der eigenen Vorsorge und Einsicht der Einzelnen überlassen könnte. Auch nur aus Gnaden, aber so regelmäßig ertheilt, daß eine Verweigerung kaum zu fürchten ist, wird sie wenigstens zu einer Gratifikation, die sich vom ordentlichen Gehalte wenig unterscheidet. In beyden Fällen erzeugen die Pensionen unter den Beamten eine gewisse Unbesorgtheit über das Fortkommen der Familien nach dem Tode des Vaters, bey der sich keiner um die genaue Schätzung der Gehaltszulage viel kümmert, die er in dem Anspruch oder der Hoffnung auf Unterstützung bezieht; so daß die Meisten wohl gar glauben, die geringfügigen Gehaltsabzüge für die Wittwenkasse seyen ein Aequivalent für das, was der Staat in den Pensionen der Hinterbliebenen leistet. Dies führt dann auch diejenigen irre, welche für ihre Hinterbliebenen keine Pension zu erwarten haben. Nach einer Berechnung des Referenten (unter Annahme des Zinsfußes von 4  $\frac{1}{2}$  %) beträgt aber der Bezug, welcher jedem bayerischen Staatsdiener in Form von Wittwen- und Waisenunterstützung zugesichert ist, jährlich 7 Procent seines Gesamtgeldgehalts, (nämlich 5  $\frac{1}{2}$  Proc. für die Wittwen- und gegen 1  $\frac{1}{2}$  Proc. für die Waisenpensionen); da nun die sämtlichen Gehaltsabzüge für die Wittwenkasse nur etwa  $\frac{1}{2}$  hier von decken, so sind die Wittwen- und Waisenbezüge als eine reine Zulage von 6 Proc. aller fixen



Geldgehalte anzusehen. Mit andern Worten, eine Kasse, welche sämtliche Wittwen- und Waisenspen- sionen der Staatsdienersfamilien, die von einer ge- gebenen Zeit an neu zu zahlen sind, für immer übernehmen sollte, müßte zu den bisherigen Wittwen- Beiträgen aus den Besoldungen noch 6 Proc. aller Gehalte vom Herrar hinzunehmen. Bey dieser durchschnittlichen Schätzung wird ganz abgesehen von dem ledigen oder verheiratheten Stande eines Jeden und die Wittwen- und Waisen- Pensionen sind als eine Gehaltsvermehrung jeder Dienststelle berech- net, auf deren wirklichen Bezug aber die Unver- heiratheten, die Wittwer und die, welche keine pensionsberechtigten Kinder haben, zu Gunsten der- jenigen versichten, welche Wittwen und Waisen hinterlassen. Angenommen also, Beamte, ohne Pen- sions- Berechtigung ihrer Familien, vermöchten durch freyen Zutritt einen ähnlichen Verein zu bil- den, wo der Gesamtbedarf aller Unterstützung der Wittwen- und Waisen, die aus den Ehen der In- haber gewisser Stellen hervorgehen, mittels propor- tionaler jährlicher und fortdauernd gleicher Abzüge am Gehalte dieser sämtlichen Stellen nachhaltig gedeckt würde (was indeß nicht möglich ist), so be- trägt doch der Abzug am Gehalt jedes Mitgliedes mit oder ohne Familie 7 Proc., oder z. B. bey 500 fl. Gehalt, 35 fl., eine Summe, die für die geringfügige Wittwenpension von 100 fl. und Wai- senunterstützung von 20 fl. wahrscheinlich denjenigen sehr hoch erscheinen wird, welche nicht mehr Gehalt haben, und doch ihre Hinterbleibenden gern gesichert sähen. Gleichwohl reichen jene 35 fl. in einer Witt- wen- und Waisen- Pension- Anstalt mit isolirter persönlicher Versicherung noch lange nicht aus. Es liegt nämlich im Interesse eines Jeden, keine Aus- gaben für ein künftiges Bedürfniß zu machen, das bey ihm nicht vorauszu sehen ist, oder vielleicht gar nicht mehr eintreten kann; es wird daher keine solche Anstalt Beiträge von Hagsstolzen oder kinderlosen Wittwern erhalten, wenn sie nicht auch diesen (etwa

im Fall der Erkrankung oder der Dienstunfähigkeit) besondere Unterstützung bietet, die aber dann deren Beiträge wenigstens theilweise selbst in Anspruch nimmt. Der Vortheil, daß Mitglieder ohne Frauen und Kinder aus ihrem Gehalte mittragen, was die Wittwen und Waisen der Berechtigten beziehen, ist nur in einer Anstalt möglich, die der Staat für seine Diener errichtet. In diesem Falle ist die Do- tierung der Wittwen- und Waisenkasse eine besondere Art der Regulirung und Auszahlung der Gehalte, der sich Jeder bey dem Amtsantritt frey unterwirft.

Ohne solche Anordnung kann eine Wittwen- und Waisenkasse nur auf den Beitritt von Verhei- ratheten und auch auf ihre Beiträge nur so lange sicher rechnen, als ihre Ehefrauen leben und sie pen- sionsberechtigte Kinder haben: alle Beiträge concen- triren sich also hier auf die Ehebauer und die Zeit, während welcher ein Vater neben Kindern lebt, die inner dem Alter der Pensionsfähigkeit stehen. Sol- len nun hier die Wittwen- und Waisenbezüge dies- selben bleiben, so muß natürlicher weise der Beitrag desto höher seyn, von je weniger Mitgliedern und je kürzere Zeit er gezahlt wird.

Aber nicht bloß wird eine freye Wittwen- und Waisenkasse keine Beiträge von solchen erhalten, die bestimmt voraussehen, daß sie keine Wittwen oder Waisen hinterlassen, sondern jeder Einzelne muß noch überdieß verlangen, daß er mit jedem Andern in gleichem Verhältniß einzahle und empfangt. Es genügt hier nicht mehr eine solche Durchschnitts- rechnung, wie sie der Staat anstellen könnte, um die Wittwen und Waisen seiner untern Diener (die keine Pensions- Berechtigung genießen) durch Abzüge an ihren Gehalten oder überhaupt durch Beiträge proportional den Gehalten zu decken; sondern jedes Mitglied kann verlangen, daß seine wahrscheinliche Einzahlung sammt Zinsen, seinem wahrscheinlichen Empfang sammt Zinsen gleich sey. Die Anstalt darf nicht mehr die Beiträge alter und junger Mitglie- der mit Frauen und Kindern von beliebigem Alter

oder gar mit beliebig vielen Kindern zusammenzusetzen, sondern sie muß ihre Theilnehmer in eben so viele völlig geschiedene Klassen sondern, als verschiedene Fälle der Wahrscheinlichkeit, sowohl in den Beyträgen, als in den Bezügen, statt finden, und jeder derselben eine eigene Kasse eröffnen, die dann von allen Mitgliedern dieser Klasse gerade so viel zu empfangen hat, als sie ihnen nach Abzug der Verwaltungskosten auszahlt. Auch richtig rechnende Wittwenkassen bringen Empfang und Leistung nach Durchschnitten in Aufsatz, aber nur nach Durchschnitten, die sich unter ganz gleichen Bedingungen ergeben: diese Bedingungen liegen dann nicht bloß in den Altersjahren des Mannes, sondern zugleich im Alter der Frauen; und eben so für Waisenkassen neben dem Alter des Vaters zugleich im Alter des zu versichernden Kindes. Denn wer sieht nicht, daß es eine bis zur Absurdität ungerechte Forderung wäre, wenn eine Wittwenkasse von einem 40jährigen Ehemann mit 50-jähriger Frau für dieselbe Wittwenrente eben so viel Beytrag verlangte, wie vom 40jährigen Manne mit 20jähriger Frau; oder wenn ein 60jähriger Vater für eine Tochter von 15 Jahren nicht weniger zu zahlen hätte, als für ein Kind von 1 Jahre, wenn beyde nach seinem Tode bis zum 20ten Jahre dieselbe Pension beziehen; oder gar wenn Väter von gleichem Alter für 1 Kind so viel zahlen müßten, wie für zehn Kinder!

In einer freyen Wittwenkasse sind daher die Beyträge je nach den angeführten Umständen sehr verschieden, und daß dem so seyn müsse, werden ein paar Beispiele am besten anschaulich machen.

Jeder von folgenden Ehemännern wolte seiner Frau eine Wittwenrente von 100 fl. versichern; so zahlt er in jeder richtig begründeten Anstalt so ziemlich die beygesetzte Summe, die wir aus Gebhards Werk ausheben:

| Alter      |          |                |
|------------|----------|----------------|
| des Mannes | der Frau | Beytrag jährl. |
| 30         | 20       | 31 fl. 36 fr.  |
| 30         | 30       | 27 = 12 =      |
| 40         | 30       | 41 = 12 =      |
| 40         | 40       | 32 = 48 =      |
| 50         | 20       | 76 = 54 =      |
| 50         | 30       | 66 = 18 =      |
| 50         | 40       | 53 = 24 =      |
| 50         | 50       | 39 = 18 =      |
| 60         | 30       | 124 = 54 =     |
| 60         | 40       | 104 = 50 =     |
| 60         | 50       | 79 = 18 =      |
| 60         | 60       | 55 = — =       |

Wollen folgende Väter einem Kinde von bestimmtem Alter eine Waisen-Unterstützung von 20 fl. bis zum vollendeten 20ten Jahre verschaffen, so zahlen sie so ziemlich in jede richtig berechnete Waisenkasse den nebenstehenden Beytrag bis zu ihrem Tode, falls dieser eher erfolgt, als das Kind 20 Jahre alt wird, ausserdem bis zu diesem Alter des Kindes.

| Alter      |            |              |
|------------|------------|--------------|
| des Vaters | des Kindes | Beytrag.     |
| 30         | 1          | 2 fl. 39 fr. |
| 30         | 3          | 2 = 25 =     |
| 30         | 5          | 2 = 11 =     |
| 30         | 10         | 1 = 37 =     |
| 40         | 1          | 3 = 40 =     |
| 40         | 3          | 3 = 50 =     |
| 40         | 5          | 5 = 6 =      |
| 40         | 10         | 2 = 8 =      |
| 50         | 1          | 6 = — =      |
| 50         | 3          | 5 = 12 =     |
| 50         | 5          | 4 = 36 =     |
| 50         | 10         | 3 = 8 =      |
| 60         | 1          | 12 = 42 =    |
| 60         | 3          | 11 = 12 =    |
| 60         | 5          | 9 = 40 =     |
| 60         | 10         | 5 = 56 =     |

Ein Mann, der mit 30jähriger Frau und vier Kindern von 1, 3, 5 und 10 Jahren in einer richtig berechneten Wittwen- und Waisen-Kasse seiner

Frau 100 fl. Wittvenrente, jedem Kinde 20 fl. Waisenpension bis zum 20 Jahre sichern wollte, zahlte jährlich:

|                          |              |
|--------------------------|--------------|
| beym Alter von 30 Jahren | 36 fl. 4 ft. |
| „ „ „ 40 „               | 53 = 45 =    |
| „ „ „ 50 „               | 85 = 14 =    |
| „ „ „ 60 „               | 164 = 24 =   |

(Fortsetzung folgt.)

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. Con Note. Vol. 1. Firenze. Tipografia all' insegna di Dante 1836. gr. 8. LXXIV. 537 S.

Herr Joseph Molini, ehemaliger Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, befand sich in den Jahren 1831 und 1832 in Paris, wovonst er den Nachforschungen über den Arbeitsbericht Benvenuto Cellini's an König Franz I. sowie über Machiavelli's Gesandtschaften in Frankreich auf eine Reihe von nicht weniger als 1225 Bände Handschriften stieß, die Philipp Graf von Vethune, Bruder des berühmten Herzogs von Sully gesammelt, und seinem Sohne Hippolyt hinterlassen hatte, von welchem sie durch Erbschaft auf Ludwig XIV. übergegangen sind.

Ohne in der Beschreibung der ital. Manuscripte der königlichen Bibliothek von Paris, welche Herr Marsand verfaßte, enthalten zu seyn, machen sie einen Theil der obengenannten Bibliothek aus und enthalten zwar nicht gerade, was Hr. Molini ursprünglich suchte, wohl aber die schätzbarsten Briefe und Originaldocumente für die Geschichte Frankreichs und seiner Verbindungen mit Italien, Deutschland und andern Ländern von den Zeiten Karls VI. bis Heinrich IV. und Ludwig XIII. Mit höchst lobenswerthem Fleiße durchging Herr Molini 203 solche Bände, theils seinen anfänglichen Zweck im Auge behaltend, theils sie schöne Gelegenheit benützend, wichtige Original-Documente für die Geschichte Italiens im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte zu copiren. Aus diesen Forschungen an der Bibliothek des Königs, welche Hr. Molini an dem k. französischen Reichsarchiv im Hotel Souffle, an den Bibliotheken der hl. Venedig und des Arsenal's forschete, ist die vorliegende Sammlung entstanden, welche der Marchese Vino Capponi in Florenz, bekannt durch seine schöne Bibliothek wie seine Vorliebe für die Geschichte der florentinischen

Republik, Document für Document mit erklärenden Noten versehen und dadurch, da sehr viele derselben ohne Datum, auch ihre Inhalt nur von sehr genauer Kenntniß der Geschichte Italiens klar und deutlich ist, die Sammlung erst eigentlich brauchbar machte. Da es beyden Gelehrten, dem Sammler, wie dem Commentator weniger zu thun war, den Besfall des großen Hofens, als den von Kennern zu verlangen, nicht ein schönes, sondern ein gutes Buch zu schreiben, so ließen sie auch die Documente in der Gestalt, wie sie dieselben gefunden, in lateinischer, französischer oder italienischer Sprache, und reichten sie nur chronologisch aneinander.

Ehe Hr. Molini zur Mittheilung der copirten Documente schreitet, giebt er eine Liste anderer, welche obwohl sie in denselben Bänden sich befinden, von ihm übergangen wurden. Wir bemerken darunter ein *mémoire touchant le voyage du Pape (Paul III) à Nice pour pacifier le roi et l'empereur en Juin 1538.*, von welchem Rec. vermuthet, es sey nur die französische Uebersetzung eines italienischen Originals, daß er selbst in der vaticonischen Bibliothek einzusehen Gelegenheit hatte. Hierauf folgen einige Notizen über Handschriften im Hotel Souffle (dem k. Archiv); dann ähnliche Nachweisungen über italienische, oder zur Geschichte von Italien gehörige Manuscripte, in der Bibliothek des Arsenal's. Unter den letztern befindet sich die Correspondenz des französischen Gesandten in Rom Franz Paul de Selve vom 19. October 1556 bis 18. Nov. 1557; die Negotiationen von Mantua von May 1682 bis Juny 1684 durch den Baron von Breteuil; eine Menge von Relationen über Rom, von denen übrigens deutsche, italienische und französische Bibliotheken fast gleich voll sind; auch eine Chronik von Pisa, welche Hr. Molini copierte, um sie einst in einem besondern Werke erscheinen zu lassen. Eine reicht, wie aus den kurzen Daten Molini's abzunehmen ist, bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, stimmt aber in der Hauptsache mit dem von Muratori (*Scr. R. I. VI.*) publicirten *Chronico Pisano* überein. Ferner ein *chronicon Veronese* aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts; die Copie einer in sicilischenem Dialecte geschriebenen *historia della conquista del regno di Sicilia che fece il conte Rugeri*, scritta da fra Simone di Lentine. Zuletzt folgen noch einige wenige Notizen über die Bibliothek der hl. Venedig.

Die Anzahl der Documente, die in diesem ersten Bande abgedruckt sind, beläuft sich, die Verordnungen Ludovico Moro's ausgenommen, auf 161; das älteste ist vom Jahre 1404 (22. April), das jüngste vom 31. December 1527. Jedoch sind nicht mehr als 14 aus den 15. Jahrhunderte; alle übrigen fallen in den Zeitraum von 1500 — 1527.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. März.

Nro. 56.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. k. Obergometer. München, 1832. re.

(Fortsetzung.)

Es wird wenige Menschen geben, deren gesunden Sinne nicht die Proportionalität und eben darum auch die Gerechtigkeit dieser Beiträge einleuchtet; so wie, daß die oben angeführte Schätzung des Werths der Wittwen- und Waisenpensionsrechte der bayerischen Staatsdiener, auf  $\frac{7}{10}$  des Gehalts jeder Dienststelle, damit ganz wohl übereinstimmt. Schwieriger, ja ohne genügende arithmetische Kenntniß und Uebung unmöglich ist es aber, zu bemessen, ob die Beiträge, welche eine Kasse verlangt, im Verhältnisse zu den Zusagen, die sie macht, zu hoch oder zu niedrig sind. Hierin muß der Rechnungsunkundige immer demjenigen glauben, der richtig gerechnet zu haben versichert. Wo indeß Einsicht nicht mehr leitet, ist es natürlich, wenn andere Motive vorwalten, und die Mehrzahl den Kassen zuführen, welche für die kleinsten Einlagen am meisten versprechen. Gleichwohl setzt es in Verwunderung, wie weit dieses Vertrauen zu Andern führt, wenn es von der Hoffnung unterjügt wird, ohne Aufseherung zu gewinnen, ohne Mühe seine Lage zu verbessern. Denn so verspricht eine neuere Wittwen- und Waisenkasse gegen einen jährlichen Beitrag von etwa 38 fl. einem 40jährigen

Manne für seine Frau von beliebigem Alter eine Pension von 200 fl., jedem seiner Kinder eine Waisenpension, die bey mehreren Kindern sich über 200 fl. beläuft; und ihm selbst auf den Fall der Erwerbsunfähigkeit eine Lebensrente von, wenn wir nicht irren, 240 fl.!

Alle diese Vortheile zusammen könnte eine wohl berechnete freie Unterstützungskasse (beym Alter der Frau von 30 Jahren) nicht wohl um weniger als 150 fl., jährlichen Beitrags gewähren!

Denken wir uns aber eine Staatsanstalt, welche öffentlichen Dienern, die keine Pensionsrechte genießen, und deren Durchschnittsgehalt etwa 500 fl. seyn mag, Quiescenzgehälte und Wittwen- und Waisenpensionen, wie die eben erwähnten, sichern wollte, so zweifeln wir, ob sie mit einem Abzug von 20% von allen Gehältern, d. h. mit 100 fl. Beitrag aus 500 fl. Gehalt, genügend dotirt wäre.

Daß solche Versprechungen Glauben finden, solche Anstalten gerade den stärksten Zulauf haben, ist ein augenscheinlicher Beweis der oben angeführten Thatsache, daß die Wenigsten recht erwägen, was die Versorgung von Wittwen und Waisen heißen will. Nicht unrichtig schämen sie den Bedarf ihrer Hinterbleibenden; aber was sie aufsparen müßten, um ihn zu decken, scheuen sie sich zu überschlagen. Freylich muß dem, der etwa 500 fl. Einkommen hat, eine jährliche Ausgabe von 150 fl. zur Versorgung seiner selbst auf den Fall der Arbeitsunfähigkeit und der Seinigen nach seinem Tode, weil er sie nicht aufzubringen vermag, ganz enorm vorkommen; eigentlich sind aber bloß seine Ansprüche



ans Leben extravagant, und er erfährt in jener Forderung nur, was er besser früher bedacht hätte, daß sich mit 400—500 fl. Einnahme auf Dienstdauer die Existenz einer Familie nicht sichern läßt.

Vielleicht wendet man uns aber hier ein: wenn auch gleich Kassen, wie die zuletzt erwähnte, ihre ansichweisenden Unterstützungen auf die Dauer nicht zu leisten vermögen, so bleibe den Unternehmern doch das Verdienst, durch Hoffnungen, die sie erregt, viele Sorgen berrührt, durch Unterstützungen, die sie gegeben, manche Noth, wenn auch nur vorübergehend, beseitiget zu haben.

Dies erfordert indeß um so mehr die ruhigste und unbefangenste Ueberlegung, als es den Schein für sich hat, aus wohlwollender und menschenfreundlicher Gesinnung zu kommen. Fassen wir zunächst die Hoffnungen ins Auge, welche die Anstalt bietet, aber nicht erfüllt, so können wir sie für den Ehemann, der seine Familie wirklich zu sichern sucht, nur wie ein betäubendes Mittel ansehen, das ihm auf einige Zeit den Schmerz stillt, ohne sein Uebel zu heilen. Denn kommt die Kasse durch anfängliche Zahlung zu großer Unterstützungen am Ende dahin, die Pensionen herabsetzen, oder die Beyträge erhöhen zu müssen, so erfährt er selbst oder seine Wittwe zu spät, daß sie getäuscht worden. Bedenklicher ist es noch, daß die Versprechungen, welche solche Kassen gegen unbedeutende Einzahlungen machen, die irrigen Meynungen unterstützen, welche man so allgemein über die Ersparnisse hegt, die nöthig sind, um Frau und Kind nach dem Tode des Mannes zu sichern; daß sie den wirtschaftlichen Leichtsin nähren, und gewiß manchen Familienvater von wirksamen vorsorglichen Maßregeln abhalten, die er ohne die Zusage der Unterstützungskasse selbst getroffen hätte. Vornehmlich ist dies vom nachtheiligsten Einfluß auf diejenigen, welche noch wählen können zwischen der Ehelosigkeit und der sichern Aus-sicht, Weib und Kind der Noth zu überliefern. Will

ein Staat ein tüchtiges bürgerliches Wesen herstellen und erhalten, so muß er vor allem darauf dringen, daß auch unter den Minderbemittelten jeder junge Mann vor der Gründung einer Familie wohl erwäge, was zur Versorgung derselben nöthig ist. Alles, was die wahre Größe der Verpflichtungen herabsetzt, welche die Ehe dem Manne auslegt, jede Hoffnung, die man ihm vorhält, Andere würden einen Theil seiner Lasten übernehmen, muß den Leichtsin vermehren, der ohnehin bey Schließung der Ehen vorwaltet. Aber gerade dieß ist die directe Wirkung von Wittwen- und Waisen-Kassen, die neu zu gründenden Familien überhohe Unterstützungen versprechen. Sie schwächen die natürliche Vorsorge der jüngeren Männer, setzen Prämien aus auf Heirathen, denen mit dem Mangel der Unfriede auf dem Fuße folgt, vermehren die Zahl der hilfsbedürftigen Familien und sind hierdurch wahrhaft gemeinschädliche Institute.

Hiernächst haben wir noch die vorübergehenden hohen Unterstützungen zu würdigen, welche wenigstens im Anfange die Wittwen- und Waisen aus solchen Kassen wirklich erhalten. Es ist wohl ausgemacht, daß eine als Erwerbsgeschäft unternommene Unterstützungsanstalt nicht leicht zu niedrige Prämien nehmen wird, da diese das Sicherungskapital gefährdeten, welches die Unternehmer dem Geschäfte auswarfen. Nur bey gegenseitiger Versicherung kann es daßer vorkommen, daß man auch ohne genügend scharfe arithmetische Voranschläge Beytrag und Ansprüche der Mitglieder aufs Gerathewohl regelt. Da hier aller Vortheil der Anstalt den Theilhabern ganz zu Gute kommt, so ist es eben so natürlich, daß sie gemeinsam auch allen Nachtheil einer Einrichtung tragen, die sie mit freyem Willen hergestellt haben. Ist ihre Rechnung irrig, und erhebt die Kasse mehr, als sie zu zahlen versprochen, so geht der Ueberschuß an die Beiträgenenden zurück; fehlt es, so werden Nachzahlungen erhoben: dem Anschein nach bedarf also eine auf Ge-

gegenseitigkeit gegründete Unterstützungsanstalt gar keiner genauem Vorschläge, und Niemand hat das Recht, darein zu reden, wenn ihre Theilnehmer die Zusagen der gemeinsamen Kasse lieber durch Nachzahlungen als durch Voreinlagen decken wollen. In der That ist dieß ganz in der Ordnung, wenn die wahren Erfordernisse einer wohlbegründeten Anstalt jedem Theilnehmer vollkommen, bekannt sind und er trotz dieser gründlicheren Einsicht mit freyem Entschluß die ungleichere oder ungeschicktere Weise der Berechtigung von Verlust und Gewinn vorzieht. Wenn dagegen, statt mit offener Darlegung des Mißverhältnisses der Einlagen und zugesagten Unterstützungen für die Mitglieder verschiedenen Alters oder für die früher und später Eintretenden, eine neue Anstalt mit der Versicherung auftritt, jeder ihrer Theilhaber genieße gleiche Vortheile, bey gleichem Lasten; wenn sie dem Unkundigen Rechnungen vorhält, die auf unrichtigen, z. B. den Mortalitäts-tafeln widersprechenden Annahmen beruhen, und seinen Blick verwirrt durch unglöse Verwiefältigung der Zahlungsarten der Beiträge und Pensionen; wenn sie das Urtheil durch vage Ansichten auf wohlthätige Zuschüsse besticht; scharfe Prüfung durch die Protestationen lähmt, sie verschmähe allzukleinliche Rechnung und verlasse sich auf das humane und gemeinsinnige Zusammenwirken ihrer Mitglieder; wenn sie endlich eine bloß polizeyliche ohne nähere Prüfung ertheilte Erlaubniß der Regierung zur Errichtung der Anstalt als einen Beweis der Sicherheit ihrer Einrichtung anführt: und ihr gleichwohl nachgewiesen werden kann, daß ihre Beiträge die versprochenen Pensionen nur bis zu einer gewissen Zeit decken, von welcher an entweder alle Wittwen weniger erhalten, oder alle dann noch lebenden Mitglieder mehr als bisher einzahlen müssen: so macht sie sich einer Täuschung schuldig, welche in allen andern Verhältnissen, die rechtskräftige Eingehung von Verträgen hindert.

Erklärt eine Anstalt offen, daß bey den fest-

gesetzten Beiträgen nur die in den ersten 16 oder 20 Jahren vorkommenden Wittwen die ausgeschenten Pensionen erhalten können, daß von da an die doppekten oder dreyfachen Beiträge nöthig sind, um der in einer stehenden Gesellschaft bis gegen das 40te Jahr hin anwachsenden Wittwenzahl dieselben Pensionen bis zu ihrem Lebensende zu sichern; daß sie den zuerst sterbenden Mitgliedern einen Vortheil vor den länger lebenden einräumt; den Theil der Einlagen der letztern, der aufgespart werden mußte, um die späteren zahlreicheren Pensionen zu zahlen, zur richtigern Unterstützung der ersten Wittwen verwendet: so thut sie allerdings Niemanden Unrecht, allein welche Anstalt der Art kann sich einer solchen Erklärung rühmen?

(Fortsetzung folgt.)

Documenti di storia italiana copiatu sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Fortsetzung.)

Das erste Document ist von Coluccio Salutati, Secretär der florent. Republik im Namen von eben derselben an König Carl VI. verfaßt, um diesen zu bitten, dem Geben der Visconti in Pisa nicht länger seinen Schutz angedeihen zu lassen. Der florentinische Geslehrte Montani sagte von diesem Document, es sey ihm kein anderes in die Hände gekommen, welches den Guelzischen Geist der florentinischen Republik deutlicher bezeichnet hätte. Es ist dieß wahr, insofern es eine entschiedne Deduction des florentinischen Guelzismus enthält; jedoch hat die Geschichte von Florenz seit dem entscheidenden Siege der Guelzen über die Gibellinen in Toscana unmittelbar nach Carl von Anjou's Sleg bey Tagliacozzo in dieser Beziehung mehrere ähnliche Documente aufzuweisen.

Hierauf folgen die Punkte des Waffenstillstandes auf 13 Tage zwischen dem Groß-Connetable von Sa-

ligni im Namen König Jakobs von der Mark und der Königin Johanna II. von Neapel, und dem Grafen von Carrara, Namens der Stadt Aquila 4. Sept. 1416. Weniger wichtig sind die Documente 3 — 10. Das eilfte enthält den Vertrag vom 15. Januar 1495 zwischen Paps Alexander VI. und König Karl VIII., welcher bisher (von Lunig und Dumont) nur im Auszüge bekannt war, zum erstenmale vollständig. Da man über die Gefinnungen des Königs gegen den Paps häufig ganz fonderbare Meinungen und eben deshalb auch ganz merkwürdige Anforderungen Neuerer an König Karl VIII. findet, so lohnt es der Mühe, den Anfang des Traktates in Kürze mitzutheilen:

Et primo pour ceque le diet saint pere a cognu et veu le gran desir et devocion que le diet roy a envers ledit saint pere et que les choses que ledit roy a faictes paravant ne les a point faictes pour porter prejudice ne nuire au dit saint pere mais qu'il la plus tost faict pour exaltacion de sainte mere eglise et pareillement considerant le roy que le pape na point faict aucune chose par si davant faictes pour nuire aucunement a sa majeste ne pour luy porter prejudice mais les a faictes par toute bonne consideration et avisement de paix comme seusint etc.

Hierauf folgen (11 und 12.) zwei Credenzialen für den Herzog von Valentinois geschrieben von seinem Vater, Paps Alexander VI. selbst; dann die Instruction König Ludwigs XII. für den Cardinal Julian della Rovere, den Herzog von Valentinois u. a. als seine Procuratoren am römischen Hofe, 4. Februar 1499. Den Gefandten ist aufgetragen:

en plain consistoire, audience publique ou autrement au bon plaisir de nostre dit saint pere messusdits les Députés pour et au nom du Roy — et par le pouvoir sur et à eux donné luy feront vraye pure et entiere obeysance filiale tant pour le dit seigneur (Louis XII.) et tout son royaume, que pour tous ses autres pays, terres et seigneuries et pour tous ses subjects manaus et habitans en iceux et tant delà que degà les monts. tout ainsi qu'il a été fait par ses predecesseurs. — Les ambassadeurs en faisant la dite obeysance reconnoistront nostre dit saint Pere le Pape Alexandre VI. vray. Recteur de l'Eglise universelle et vray vicaire de Dieu en terre et celui à qui toute, pleniere, sincere et entiere obeysance filiale est due.

Da die nächste Urkunde, den Vertrag der Florentiner mit R. Ludwig XII. enthaltend, (12. Oct. 1499) lückenhaft ist, so muß doppelt bedauert werden, daß es den Herausgebern nicht beliebte, diese Lücken durch die Erzählung des Jacob Pitti, der unter den florent. Historikern allein den Abschluß dieses Vertrages ausführlich und mit Aufzählung der hieby statgefundenen Schwie-

rigkeiten erwähnt, aus dessen bis jetzt ungedruckten Geschichte von Florenz zu ergänzen. Er allein führt auch (im Gegenfaze zu Nardi) die zwei florent. Gefandten Cosmo de Pazzi und Pietro Soderini an, deren Unterschrift die vorliegende Urkunde enthält.

Vom 1500 — 8. Juny 1521 folgen nur 26 Documente. Gleich das erste (XV.), April oder May 1509, ist von großer Wichtigkeit, da es ein Memorial Ludovico Moro's aus seinem Gefängnisse an „Monsignore el Paps“ enthält, um dessen Verwendung bey dem Könige zu erlangen und diesem zugleich seine (Ludovico's) Ansichten von dem gegenwärtigen Zustande von Italien mitzutheilen. Zwischen diesem (XV.) Documente und dem nächsten, das ebenfalls von Ludovico aus dem Gefängnisse und zwar mit der Nebenabsicht geschrieben ist, des Königs Marschall in Mailand, Trivulzio, zu verächtigen, steht ein Befehl, den Hr. Molini entweder nicht fand oder überfah, auf welchen sich aber Hr. XVI. bezieht.

Die 17. Urkunde ist ein Brief des Großmeisters von Rhodus an die Signorie über die Geburt des Antichristes zu Rhodes in Babylonien. Rec. erinnert sich diesen Brief und zwar mit dem Datum von 1444 oder 1445 in einem Manuskripte der barberinischen Bibliothek zu Rom zwar mit Schelzigen des fünfzehnten Jahrhunderts, aber ohne irgend ein inneres oder äußeres Wahrzeichen eines großmeisterlichen Briefes gesehen zu haben.

Nun folgt ein Brief des Pandolfo Petrucci an Mr. duouchage vom 9. Aug. 1504, er könne die versprochenen 10,000 Scudi nicht aufreiben; ein Schreiben des Rathes der Anzianer von Genna, 27. März 1506 an . . . ?, es möge doch ja als königlicher Gouverneur ein Ausländer und nicht etwa einer ihrer Großen (Cap-pellacci) nach Genna geschickt werden. Sept. 1506. Noch zwei andere Documente 20 und 21 betreffen Genna. Das erstere erzählt den Aufstand der Genueser vom 20. Juny desselben Jahres und die Begünstigung desselben durch den französischen Gouverneur, um den Adel zu verweiseiften Schritten zu bewegen; das zweyte 25. Oct. 1507 gibt schon Nachricht über die Bedrückungen, denen sich dann die Stadt von Seite der Franzosen ausgesetzt sah.

Auf Paps Julius II. beziehen sich Doc. 22 — 26. Im ersten, einem Schreiben an den Vob von Amboise spricht der Paps seine Freude über die Liga von Cambray aus, von welcher er sich Friede für die christlichen Staaten und einen wirksamern Zug gegen die Türken verspricht. Der Paps verließte sich ganz auf den Cardinal c. 23. Dec. 1508.

(Fortsetzung folgt.)



# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. März.

Nro. 57.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergemeister. München, 1832. 1c.

(Fortsetzung.)

Wer würde beytreten, wenn man ihm sagte: für 30 fl. jährlichen Beitrags erhält deine Wittve 200 fl. Pension, sofern du innerhalb 10 Jahren stirbst, bis zum 10ten Jahre der Vereinsdauer; stirbst du später, oder lebst sie als Wittve über dieses 10te Jahr hinaus, so erhält sie nur mehr 50 fl. oder vielleicht gar nichts, wenn nicht die dann noch lebenden Mitglieder forthin statt 30 fl. jährlich 150 fl. zahlen wollen und können. Und doch verhält sich die Einrichtung vieler Wittvenkassen buchstäblich in dieser Weise.

Die meisten ähnlichen, aufs Gerathewohl errichteten, Anstalten werden übrigens in dem guten Glauben auf ihre Haltbarkeit noch bestärkt durch das anscheinende ganz auffallende Gedeihen ihrer Kasse in den ersten Jahren; große Kapitale sammeln sich an, nur wenige Pensionen sind, zu zahlen, dieß schlägt alle Bedenkllichkeiten nieder, lockt Unkundige in großer Zahl an, und macht zugleich, daß die Verwaltung bey den Aufnahmen vorgeschriebene heilsame Beschränkungen aufgibt, oder doch hier und da aus humanen Rücksichten umgeht, was ihr aufs Neue Beyfall erwirbt. Aber gerade dieß

ist die schlimmste Täuschung. Denn von Jahr zu Jahr wächst die Wittvenzahl, die Pensionen verschlingen erst die Beiträge, dann die Zinsen der angesammelten Kapitale, endlich greifen sie das Kapital selbst an; mit dem Kapital mindern sich die jährlichen Zinsen, und es kommt ein Punct, wo die Anstalt erklären muß, daß sie ohne Erhöhung der Beiträge oder Herabsetzung der Pensionen nicht mehr bestehen kann.

Von dem Augenblicke an tritt ihr Ruin um so rascher ein, als forthin neue Mitglieder nicht mehr zutreten und viele der erst kurz beygetretenen die Anstalt verlassen. Wer alsdann durch langjährige Beiträge seine Wittve glaubt gegen Noth gesichert zu haben, erfährt zu spät, daß seine Ersparnisse von den Hinterbliebenen Anderer verzehrt sind und der Jubel der so reichlich unterstützten Wittven der zuerst verstorbenen Mitglieder, verkehrt sich in Thränen der länger lebenden und ihrer Familien, die, wie Littrow \*) mit Recht sagt, „um so bitterer sind, als sie über getäuschte Hoffnung und den Verlust des letzten Nothpennings geweint werden, mit dem rechtschaffene Familienväter das Wohl ihrer Wittven und Waisen gründen wollten.“ Welchen Dank dann diejenigen erhalten, die zu gleicher Vertheilung empfangene Ersparnisse nur einem Theile der Unterstützungsberechtigten zugewendet haben, lassen wir dahingestellt.

Diese Betrachtungen werden den Leser überzeugen, wie wichtig es ist, daß richtige Begriffe

\*) a. a. D. S. 2.



über freye Unterstützungs = Anstalten, insbesondere über Wittwen, und Waisen = Pensions = Kassen sich verbreiten und mit uns der Königlichen Staats = Regierung danken, daß sie den Verfasser des vorliegenden Werkes durch Erleichterung in seinen Amtsgeschäften, und durch Mittheilung der erforderlichen statistischen Data, alle erwünschte Unterstützung in seiner mühsamen Arbeit zu Theil werden lassen, und daß sie die Druckkosten einer Schrift vorgeschossen hat, für welche sich, ohne Verlust für den Verfasser, schwer ein Verleger gefunden hätte. Möge nun die Angabe ihres Inhaltes dazu beitragen, ihr recht viele Leser zu verschaffen.

In dem ersten Theile sind so ziemlich alle bedeutenderen Wittwen = und Waisenpensions = Anstalten, die bis zum Jahr 1832 in Deutschland versucht worden, chronologisch aufgeführt und geprüft. Der Verfasser konnte hieby manche Wiederholungen vermeiden, wenn er die Anstalten nach ihren Eigenthümlichkeiten in Klassen geordnet hätte; indeß ist bey der isolirten Beurtheilung jeder einzelnen, die er vorgezogen hat, das Vuch für denjenigen lesbarer geworden, der mit dem Gegenstand noch nicht vertraut ist.

Auch ohne tieferes Eingehen in die arithmetischen Arbeiten, die zur richtigen Begründung einer Wittwenkasse nöthig sind, wird den meisten Lesern schon dieser Theil der Schrift mit der reichen Erfahrung, die er darlegt, genügen, um über den Werth oder Unwerth neuer Anstalten zur Unterstützung von Wittwen und Waisen mit Sicherheit zu entscheiden. In dem Ueberblick der Prüfung und des Fortgangs der wichtigeren Anstalten, den wir hier befügen, weichen wir hie und da von der Rechnungsmethode des Verfassers ab, ohne jedoch im Wesentlichen ein anderes Ergebniß zu erhalten.

1. Als älteste Wittwenkasse auf dem Festlande wird die Dänische Militär = Wittwenkasse genannt; errichtet im Jahre 1737, 1740 auf alle

Unterthanen erweitert und unter Königliche Garantie gestellt. Bey im Durchschnitt nicht ganz 30% der Wittwenpension betragendem jährlichen Beitrag wurde sie 1771 zahlungsunfähig und der Staat hatte gegen 3 Millionen Thlr. Verlust.

2. Das Cassel'sche Wittwen = Institut, von 1750, das ohne Rücksicht auf das Alter, von jedem Mitgliede jährlich nur 10% der Wittwenpension verlangte, gieng nach 16 Jahren zu Grunde; keine Wittve erhielt mehr Pension, alle noch lebenden Mitglieder hatten ihre Beyträge ganz verloren.

3. Die Wittwen = Versorgungs = Societät in Bremen, vom Jahre 1754, nahm im Durchschnitt 15% der Pension als jährlichen Beitrag. Die ersten Bemerkungen, welche 11 Jahre später Kritter über die bedenkliche Lage derselben machte, wurden noch verspottet; aber 1781 sah sich die Anstalt genöthigt, ihre Pensionen herabzusetzen.

4) Die Calenbergische Gesellschaft, 1767 unter Garantie der Landschaft im Hannoverschen Fürstenthum Calenberg errichtet. Sie folgte dem Grundsatz der Gegenseitigkeit auf so gedankenlose Weise, daß sie (wie Brandkassen) alljährlich den Beitrag sämmtlicher Wittwenpensionen unter die Mitglieder ausstug. Da aber in einer aus den verschiedenen Altersklassen proportional zusammen gesetzten Gesellschaft von Chemännern, die sich durch neuen Beytritt immer in gleicher Zahl erhält (eizner stehenden Gesellschaft), nach 40jähriger Dauer auf 2 Beytragende eine Wittve kommt, so mußte von dort an jeder  $\frac{1}{2}$  Wittwenpension zahlen, während die bis zum 40ten Jahre verstorbenen Mitglieder für gleichgroße Pensionen der Anfangs ganz wenigen und nur allmählich sich mehrenden Wittwen weit geringere (Anfangs ganz unbedeutende) Einlagen machen. Immer geführt auf die vermeintliche Erfahrung, daß die Beyträge noch nicht übermäßig gestiegen, widerstand die Anstalt doch der Belehrung unterrichteter Männer bis 1770, wo

sie endlich eine Prüfung anordnete, die 1782 zur Folge hatte, daß alle Pensionen auf 40% herabgesetzt wurden, die noch lebenden Mitglieder alle ihre Beyträge und Ansprüche verloren. Die Landschaft hätte ihre Verbindlichkeit, ohne Millionen aufzuwenden, nicht zu erfüllen vermocht, leistete daher nur einen Zuschuß bey der Umseinerandersetzung.

Ganz denselben Erfolg hatten nach dem Vorbild der Calenberger Kasse in Dresden und Gotha errichtete. Von 300 anfänglichen Mitgliedern entstanden allmählig 98 Wittwen, während die Zahl der Mitglieder auf 150 sank. Einer hatte also  $\frac{2}{3}$  Wittwen = Pension zu zahlen. Was die Auflösung nach sich zog. Die 98 Wittwen erhielten weiter keine Pension und die 150 Mitglieder verloren alle ihre Beyträge.

5. Die k. preussische allgemeine Wittwen = Verpflegungs = Anstalt von 1775. Nach ihrer anfänglichen Einrichtung hatte ein 45jähriger Mann für eine 35jährige Frau jährlich  $21\frac{1}{4}\%$  der Wittwenrente beyzutragen. Bedencklichkeiten, welche einsichtige Männer gegen diesen Satz erhoben, blieben unbeachtet; doch wurde 1785 in Form mehrerer Beschränkungen der Beytrag auf etwa  $24\frac{3}{4}\%$  erhöht. Die Erfahrung belehrte aber die Kasse, daß sie auch hiebey noch nicht gedeckt sey; sie erschwerte daher 1796 abermals ihre Bedingungen, wodurch sich der Beytrag ohngefähr auf  $35\frac{1}{4}\%$  hob, ein Satz, der bey Fortdauer des damaligen hohen Zinsfußes von 5 — 6 Procent, wenn auch nicht den Ausfall der früheren Jahre, doch die künftigen Lasten der Kasse decken konnte. Der Krieg von 1806 brachte indeß die Anstalt vorübergehend zur Insolvvenz. Als sie wieder zu Kraft gekommen, erhielt sie 1816 eine neue Einrichtung, welche indeß abermals einige Erhöhung der Beyträge anordnete. Im Jahre 1817 wurde jeder Staatsdiener zum Beytritt verpflichtet. Da die Anstalt nie öffenlich Rechnung abgelegt hat, so läßt sich nicht bemessen, wie weit eine 1823 in Berlin erschienene Schrift recht

hat, die ihre Unhaltbarkeit darzulegen sucht. Jedemfalls scheint uns der Staat durch jenen Befehl, beyzutreten, wenigstens gegen seine Diener die Verpflichtung übernommen zu haben, ein etwaiges Deficit zu decken.

6) Von großem Interesse sind die Erfahrungen, welche die neue allgemeine dänische Wittwen = Pensions = Anstalt darbietet. Man hatte bey ihrer Errichtung, im Jahr 1775, einen Entwurf von Kritter zurückgewiesen, weil er zu hohe Einlagen fordere, und setzte die jährlichen Beyträge bey 45 Jahren Alter des Mannes und 35 Jahren Alter der Frau auf  $44\frac{1}{2}\%$  der Pension. Es zeigte sich aber bereits nach 10 Jahren, daß dieß nicht ausreiche und so wurden denn die Beyträge erhöht. Statt der erwähten  $44\frac{1}{2}\%$  sind nun  $57\frac{3}{4}\%$  zu zahlen. Bey diesen Sätzen, (denen übrigens nur  $4\%$  Zinsen zum Grunde liegen) hat sich die Anstalt bisher erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Documenti di storia italiana copiatu sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Fortsetzung.)

Die beyden nächstfolgenden Documente, Brief der Republik Venedig an den König von Frankreich und dessen Antwort an jene, scheinen dem Marchese Giovanni Cessoni in hohem Grade verdächtig. Auch wir wähten sie eher für eine Schlußübung, als für eine wirkliche diplomatische Correspondenz halten. Auch Document 24 ist von untergeordnetem Werthe. Deso wichtiger ist Nr. 25. der Bericht eines anonymen Agenten Pappst Julius II. in London an den französischen Schatzmeister Robertet, in welchem jener die Geheimnisse seines Herrn an dessen Feinde verrieth, dessen Plane über ein Bündniß mit den Königen von England und Spanien dem französischen Minister ausdeckte und

von 1793 bot noch günstigere Ausichten, indem sie für dieselben Beyträge den Wittwen 300 — 600 fl. und jeder Waise 75 fl. bis zum 24ten Lebensjahre — aber auch unter der Bedingung zusagte, die Pensionen herabzusetzen, wenn der Fond nicht anreiche, dieses Versprechen zu halten.

c) Die Wittwen = Versorgungs = Anstalt für Ungarische Beamte.

Sie ist von 1796, hat dieselben Beyträge und verspricht Pensionen von 300 — 500 fl., Waisenunterstützungen, und Pensionen an alte Männer — unter derselben Beschränkung.

d) die allgemeine Versorgungs = Anstalt in Prag vom Jahre 1804.

Ganz ähnlich der Anstalt unter a)

e) Die neue allgemeine Wiener Versorgungsanstalt vom Jahre 1825.

Sie nimmt vom 30 jährigen Manne Löhne Rücksicht aufs Alter der Frau, ohngefähr 6 Proc. der Wittwenpension, also etwa  $\frac{1}{2}$  von dem, was erforderlich wäre, um ihre Zusagen zu halten; sie wird daher wohl bald in die Lage kommen, das Provisorium treffen zu müssen, das sie sich vorbehalten, wie großen Zulauf sie auch Anfangs hatte.

Die Mängel dieser Anstalten beleuchtet mit aller Klarheit und Freymüthigkeit Litrow a. a. D. Seite 23 — 39. Insbesondere hebt er den Unfug hervor, der mit der Voranstellung bedeutender Männer als Protectoren der Anstalt getrieben wurde.

12. Pensionsanstalten in Bayern.

a) Die Advokaten = Wittwenkasse, gegründet im Jahre 1808.

Sie beruht auf demselben Princip, nach welchem die unter 10) erwähnte Mecklenburger Kasse errichtet ist. Jeder Advokat muß beytragen, so lange er im Amte ist; doch vor seiner Verheirathung nur die Hälfte. Die Anstalt bezieht Zuschüsse von der königlichen Kabinettskasse und vom Aerar. Die Mit-

glieder zahlen 100 fl. Antrittsgeld und 12 fl. Jahresbeytrag, zusammen ohngefähr jährlich 19 fl., die äußern Zuschüsse sind im Durchschnitte höchstens dem Jahresbeytrag sämmtlicher Mitglieder gleich; im Ganzen also die Einnahme auf das Mitglied 31 fl. Aber zur Deckung von 100 fl. Wittwenpension und 20 fl. Unterstützung jedem halb-, 30 fl. jedem ganzverwaisten Kinde bis zum 20ten Lebensjahre ist, nach unserer bereits früher erwähnten Berechnung, unter Berücksichtigung der niedrigeren Beyträge der unverehelichten Mitglieder der Advokaten = Wittwenkasse, jährlich auf jedes Mitglied 37 fl. Beytrag nöthig; zu 120 fl. Wittwen-, dann 24 und 36 fl. Waisenpension also, nicht unter 44 fl. Diese Kasse hatte daher nicht ganz  $\frac{2}{3}$  der nothwendigen Einkünfte. Statt 12 und 6 fl. mußte jedes Mitglied mindestens 25 fl. und  $12\frac{1}{2}$  fl. von der Gründung der Anstalt an entrichten (neben dem erwähnten Antrittsgeld und einem äußern Zuschuß von nicht unter 12 fl. aufs Mitglied), wenn man jetzt, nach 25 Jahren einen Fond besitzen wollte, dessen Zinsen zu diesen Beyträgen von 25 fl. und den übrigen Einnahmen hinzugenommen die erwähnten Pensionen nachhaltig sichern sollten.

Man würde sich indeß täuschen, glaubte man, von jetzt an gezahlt, seyen die höheren Beyträge von 25 fl., unter gleicher Fortdauer der übrigen Einnahmen, zur Fortzahlung der bisherigen Pensionen genügend. Es fehlen vielmehr der Kasse vom Anfang an alljährlich 13 fl. von jedem verehelichten und  $6\frac{1}{2}$  fl. von jedem noch unverehelichten Mitgliede, also im Ganzen jährlich etwa 4667 fl., die mit 4  $\frac{1}{2}$  Zinßeszinsen vermehrt, bis jetzt (nach 25 Jahren) ohngefähr 194,000 fl. ausmachen. Nur wenn diese plötzlich zugeschoffen würden (wobey auf ein Mitglied eine Baarzahlung von 500 fl. käme), könnte die Anstalt mit forschin erhobenen 25 fl. Beytrag, 100 fl. Antrittsgeld und 10 fl. per Mitglied äußerem Zuschuß die bisherigen Pensionen von 120 fl. einer Wittwe, dann 24 oder 36 fl. einem Kinde

fortzahlen. Höhere Pensionen von 120 — 200 fl., wie sie in den Statuten zugesagt sind, wären übrigens auch nach solcher Erhöhung der Beyträge noch immer nicht gedeckt. Die nähere Einsicht der Rechnungen der Anstalt würde wohl ein schärferes, nicht leicht aber ein günstigeres Resultat geben.

Daß die Anstalt nicht genügend dotirt sey, wurde (auf einem andern Wege) bereits im Jahre 1823 in einer Druckschrift bewiesen; die Administration ließ sich aber durch die großen Kapitale täuschen, die sie besaß, und schenkte der Warnung keine Aufmerksamkeit. Sie bedachte nicht, wie rasch diese beim Anwuchs der Wittwenzahl bis gegen das Maximum hin verschwinden. Herr Gebhard hat ebenfalls nachgewiesen, daß die Anstalt bey den bisherigen Beyträgen in etwa 20 Jahren völlig zu Grunde gehen müsse. Der Irrthum, in den er bey seiner Prüfung verfallen, die höchste Waisenzahl, wie die Wittwenzahl, erst mit dem 40ten Jahre der Dauer der Anstalt eintreten zu lassen, \*) hebt sich auf durch seine zu hohe Schätzung der äussern Zuschüsse der Anstalt.

b) Die Privatanstalt für Wittwen und Waisen-Pensionen in Nürnberg.

Sie besteht seit 1822. Ursprünglich versprach sie der Wittve jedes nicht über 36 jährigen Ehe-  
manns:

60 fl. Pension für 12 fl. Beytrag und 50 fl. Eintrittsgebühr;

120 fl. Pension für 24 fl. Beytrag und 100 fl. Eintrittsgebühr;

180 fl. Pension für 36 fl. Beytrag und 150 fl. Eintrittsgebühr.

\*) Da nämlich alle Waisen, die im ersten Jahre des Vereins in Pensionsgenuß gekommen, mit dem 20ten Jahre außer Bezug treten, so muß die höchste und fortdauernde Waisenzahl schon mit dem 21ten Jahre vorhanden seyn.

Als aber nach 3 jährigem Bestand sich zulä-  
tigerweise kein Todesfall unter den Mitgliedern er-  
eignete, hielt sie sich für reich genug, diese Pen-  
sionen auf 75, 150 und 225 fl. zu erhöhen.

Allein ein 36 jähriger Mann mit 20 jähriger Frau erhielt für 50 fl. Antrittsgeld in einer richtig berechneten Kasse, wie etwa in der Oldenburger, 13 fl., und für 12 fl. jährlichen Beytrag 36  $\frac{1}{2}$  fl., im Ganzen nur 49  $\frac{1}{2}$  fl. Wittwenpension; es fehlt also bereits  $\frac{1}{6}$  der Einnahme, die schon zur Deckung der 60 fl. nöthig ist; um 75 fl. nachhaltig zahlen zu können, müßte die Anstalt wenigstens um die Hälfte mehr erheben. Mit Recht warnt daher Gebhard vor dem Beytritt zu dieser Anstalt, die nach 20 — 25 jähriger Dauer ihren Mitgliedern eine traurige Lehre geben werde.

c) Wittwen-Pensions-Anstalt der Schul-  
Lehrer im Sarkreife, vom Jahre 1822.

Ohne Rücksicht aufs Alter hat jeder Lehrer die Wahl zwischen drey Klassen von:

9 fl. Eintrittsgeld, 6 fl. jährlichem Beytrag  
und 72 fl. Wittwen-Pension.

6 fl. Eintrittsgeld, 4 fl. jährlichem Beytrag  
und 54 fl. Wittwen-Pension.

3 fl. Eintrittsgeld, 2 fl. jährlichem Beytrag  
und 36 fl. Wittwen-Pension.

Außerdem erhält noch jeder halbverwaiste Knabe  $\frac{1}{3}$  der Pension der Mutter bis zum 19ten Jahre, jedes Mädchen  $\frac{1}{4}$  bis zum 16ten Lebensjahre; ganz verwaiste erhalten  $\frac{2}{3}$  und  $\frac{1}{2}$ .

Die Vergleichung mit richtig rechnenden Kassen zeigt indeß sogleich, daß diese Einnahmen nicht den dritten Theil der versprochenen Pensionen decken; ohne äussere Zuschüsse muß daher die Anstalt lange ehe das Maximum der Wittwenzahl eintritt, zu Grunde gehen.

(Fortsetzung folgt.)



Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Fortsetzung).

Sehr merkwürdig ist das folgende, bis jetzt ganz unbekanntes Memorial des gelehrten Griechen Johann Vas-caris 14. August 1522. Monsieur (wohl von Montmorency)!

„Im J. 1520 befahl des Königs Majestät (Franz I.), es soll ein Studium der griechischen Sprache und Wissenschaft zur Wiederaufhebung derselben und zum allgemeinen Nutzen in Mailand errichtet werden. Er bestimmte 10,000 Franken auf einmal für ein Haus (per una stanza) und 2000 Franken jedes Jahr für die Unterhaltungskosten von 12 griechischen Knaben und 2 Meister, eines lateinischen und eines griechischen, die jenen griechischen Knaben und anderen, die dort studieren wollten, zu lehren hätten. Lascaris, welcher Auftrag hatte, dieses Studium einzurichten, erhielt 1520 für das erste Jahr 2000 Franken für die Knaben und die Lehrer. Davon hinterließ er 200 Scudi in Mailand, um damit ein Haus zu mietzen und einzurichten, bis er die 10,000 Franken anlegen könnte, die in den Jahren 1520 und 1521 aus-geworfen worden waren. Das Haus wurde für ein Jahr in Mailand gemietet und eingerichtet, wofür die 200 Scudi verwendet wurden. Den Rest nahm Lascaris mit sich nach Venedig, von wo aus er nach Griechenland und Lehrer sandte und diese nach Venedig kommen ließ. Unterdessen ereignete sich der Verlust Mailands für Frankreich und zwar wider alles Vermuthen. Lascaris glaubte, wie Jedermann, an die baldige Wiedereroberung und wollte die Unternehmung nicht aufgeben, da er sich schämte, die zurückzuschicken, welche er hatte kommen lassen. Er zahlte ihnen daher nicht bloß die Reisestosten, sondern bestritt auch bis jetzt ihren Unterhalt mit mehr als 2000 Franken. Da er aber jetzt keine Mittel mehr für ihren Unterhalt be-sitzt und weder für sie, noch für sich von Frankreich et-was anders als seine Gage empfangt, bittet er des Kö-nigs Majestät, es möge für den Fall, daß die Studie-renden den nächsten Winter in Italien blieben oder nach Frankreich kämen, für ihren Unterhalt und die übrigen Bedürfnisse Sorge getragen werden. Lascaris kann sie nur für den August erhalten, indem er alles ausgegeben, von keiner Seite Einkünfte bezieht und so weder für sich noch für andere etwas hat.“ etc. Viena 15. August. 1522.

Von Papp Adrian VI. selbst befindet sich unter den Documenten ein Brief an die „Helfer der 15 Cantone der großen Liga von Oberdeutschland, den Vertheidi-gern der Kirchenfreiheit auf der Tagfagung,“ 22. July

1523, über die Besetzung der Kirche von Sitten. Von den nächsten Documenten ist das 87te wieder von grö-ßerem Werthe. Es ist ein Schreiben des Schweizer-schen Gesandten vom 1. Februar 1524. an Dage und Senat von Venedig über den unvermutheten Abfall der Republik von Frankreich, dem sodann das Verlangen beigefügt ist, sie möchte wenigstens nicht gegen den König auftreten. Am 1. May aber verlangten die Schweizer ausdrücklich Zurückrufung des venetianischen Heeres aus dem Lager der Verbündeten. (Doc. 88.)

Das neunzigste Document ist der erste Brief P. Cle-mens VII. in dieser Sammlung, welche von nun an bis zum Schlusse dieses Bandes auf dieses Pontificat bezügliche Urkunden enthält. Das erste derselben ist jedoch nur ein Credenziale für Hieronymus Alexander Erzbischof von Brindisi als päpstlichen Gesandten an Franz I. 14 Oct. 1524. Am 30. Oct. desselben Jahres schrieb dann der Papp an den Marschall Montmorency über die Mission des J. M. Giberti päpstlichen Gesandten an den König von Frankreich. Der 2. Brief (Doc. 96.) Papp Clemens VII. 4. May 1525 ist bereits in Sadolets epistolis pontificiis Roma. 1759. 8. abgedruckt. Das 99. Document ist der Freybrief für die 6 französischen Galee-ren, auf welchen Kaiser Karls V. Statthalter Kanon den gefangenen König Franz I. unter spanischer Bedeckung nach Catalonien brachte.

Eines der merkwürdigsten Documente der ganzen Sammlung ist der lange Bericht Johann Salviati's päpstl. Legaten zu Madrid während König Franz I. Ge-fangenschaft daselbst, 22. Sept. und 3. Oct. 1525. (Doc. 101.) Er berichtet des Königs Krankheit, des Kaisers Besuch und die wohlthätige Wirkung desselben auf den Gefangenen; die ehrenvolle Aufnahme, die er selbst bey dem Kaiser in Toledo erhalten; endlich über seine Mission selbst, welche sich auf 3 Punkte bezog, allgemeinen Frieden unter den Christen, Krieg gegen die Ungläubigen und die Angelegenheiten mit Luther. In Betreff der Letztern, versichert der Kaiser, immer das höchste Mißfallen empfinden zu haben und daß er im Begriffe stehe, „Alles anzuwenden, diesen Dingen abzuhelfen, und diese verfluchte Häresie auszurotten, deren Dajen unter den Christen, vor allen in seinen eigenen Ländern und denen des Reiches ihn höchst schmerzlich berühre; er hoffe aber mit Hilfe Got-tes und Seiner Heiligkeit, diesem Allen noch tüchtig abzuhelfen (S. 195).“ Der Kaiser wünschte nichts an-ders, als mit Seiner Heiligkeit vereint Ein und des-selben Geistes zu seyn und von solcher Liebe und Vertrauen, wie zwischen Vater und Sohn obzuwalten pflege.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. März.

Nro. 59.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergeometer. München, 1832. 1c.

(Fortsetzung.)

Ganz ähnliche Verhältnisse finden sich in den Vereinen der Schullehrer des Unterdonau-, Neugen-, Obermagn-, Untermagn- und Oberdonaukreises. In allen verzehren die jetzt vorhandenen Wittwen, was zur Deckung der Pensionen der späteren aufgespart werden müßte, und keiner wird ohne große äußere Zuschüsse das 40te Jahr erreichen.

Der Prüfung der hier erwähnten und einiger minder wichtiger Anstalten fügt Hr. Gebhard einen Ueberblick der Literatur des Gegenstandes bey, worin wir außer einigen kleineren Schriften nur Lamberts Beyträge zum Gebrauche der Mathematik, 1772, vermissen. Unrichtig ist die Angabe, daß in Arthur Young's politischer Arithmetik, aus dem Englischen 1777, von Wittwenkassen gehandelt werde.

Der zweyte Band der Gebhardischen Schrift entwickelt die Grundsätze, nach welchen in haltbaren Unterstützungs-Anstalten für Wittwen und Waisen, dann in Aussteuerkassen mit völlig freyem Eintritt die Beyträge und Ansprüche der Mitglieder in gerechtes Verhältniß zu stellen sind und wendet sie auf die Berechnung der Beyträge und Unterstützungen

an, welche in einer Wittwen- und Waisenkasse für Staats- und öffentliche Diener im Königreich Bayern statt finden müßten. Wir haben diese Grundsätze bereits oben angedeutet; so wie daß ihre Durchführung von der Lebensdauer der Personen abhängt, welche die Beyträge zahlen und die Unterstützungen empfangen. Demgemäß beginnt die Schrift mit der Berechnung einer Tafel der Sterblichkeit für Bayern im Ganzen. Sie legt die Sterbelisten aller acht Kreise aus 4 — 7 Jahren zum Grunde, und findet für jeden Kreis im Durchschnitt die Vertheilung von 10,000 Gestorbenen in die verschiedenen Altersklassen. Die allgemeine Mortalitätstafel wird aber nicht aus diesen Durchschnitten berechnet, sondern, da nicht von allen Kreisen gleich viele Sterbelisten vorlagen, so reducirt der Verfasser in jedem einzelnen Kreise das Resultat jedes Jahres auf 10,000 Gestorbene und dividirt die Summe dieser Durchschnitte durch 42, als der Zahl aller zu Gebot gestandenen Sterbelisten. Hiedurch gewonnen allerdings die Beobachtungen aus den Kreisen, von welchen mehr Sterbelisten vorlagen, einen stärkern Einfluß aufs letzte Resultat, als wenn bloß aus der durchschnittlichen Sterblichkeit jedes Kreises die allgemeine Mortalität berechnet worden wäre; daß dieses aber darum richtiger geworden, läßt sich schwer nachweisen. Zuversetzt stellt er nur eine Sterblichkeitstafel unter der Voraussetzung auf, die Bevölkerung bleibe im Beharrungszustande, wo nämlich Geburten und Sterbefälle gleich zahlreich sind.

Hier ergiebt sich denn, daß auf 10,000 Geborne männlichen Geschlechts:

| sterben:       | und am Ende dieser Alters-Periode noch leben: |
|----------------|-----------------------------------------------|
| Von 0 — 1 Jahr | 4456                                          |
| „ 1 — 5 „      | 888                                           |
| „ 5 — 10 „     | 305                                           |
| „ 10 — 20 „    | 287                                           |
| „ 20 — 30 „    | 360                                           |
| „ 30 — 40 „    | 359                                           |
| „ 40 — 50 „    | 402                                           |
| „ 50 — 60 „    | 687                                           |
| „ 60 — 70 „    | 1001                                          |
| „ 70 — 80 „    | 858                                           |
| „ 80 — 100 „   | 307                                           |

und es leben noch am Anfange des zweyten Jahres 6536 Knaben.

Wenn nun in der angeführten Tafel von 5544 einjährigen Knaben während des zweyten Jahres 888 sterben, so sterben von den in Folge der zahlreichen Geburten vorhandenen 6536 einjährigen Knaben im im Alter von 1 — 5 Jahren 1049 und es sind fünfjährige noch übrig 5487, statt der 4656, welche dann auf 10,000 Neugeborne kämen, wenn nur eben so viele Knaben geboren würden, als Personen männlichen Geschlechts sterben. Geht man so fort, so erhält man folgende Mortalitätstafel des männlichen Geschlechts:

Auf 10,000 wirklich geborne Knaben starben im Alter von

|            |      |                     |      |
|------------|------|---------------------|------|
| 0 — 1 Jahr | 3464 | es leben daher noch | 6536 |
| 1 — 5 „    | 1049 | „ „ „               | 5487 |
| 5 — 10 „   | 359  | „ „ „               | 5128 |
| 10 — 20 „  | 338  | „ „ „               | 4790 |

Die angegebene Tafel sagt eigentlich, daß unter 10,000 Gestorbenen männlichen Geschlechts in Bayern die angegebenen Zahlen aus den verschiedenen Altersklassen in den Jahren 1818 — 1824 vorkommen; würden also auf 10,000 Gestorbene immer auch nicht mehr als 10,000 geboren, und blieben die Mortalitäts-Verhältnisse auch in Zukunft unverändert, so müßten diese 10,000 Neugeborne in den angegebenen Altersklassen und Zahlen absterben. Werden nun in irgend einer Periode mehr Menschen geboren, als sterben, und ist kein Grund vorhanden, warum diese Mehrzahl nach andern Verhältnissen absterben sollte, so reducirt der Verfasser die angegebene Mortalitätstafel in folgender Weise auf 10,000 wirklich Geborne.

In der ganzen der Beobachtung unterlegenen Zeit sind in ganz Bayern Kinder männlichen Geschlechts geboren worden: 391,665, gestorben sind, mit Einschluß der Todtgeborenen, bis zum Ende des ersten Jahres 135,848; also auf 10,000 wirklich Geborne von 0 — 1 Jahr wirklich gestorben 3464 \*)

den in Tafel II. enthaltenen Durchschnittszahlen vornehmen mußten. Dabey begeht übrigens der Verf. einen arithmetischen Fehler. Die Gesamtzahl der gebornen Knaben von 391665 rührt nämlich aus Beobachtungen her, die in einigen Kreisen 4, in andern 5 und 6 Jahre fortgesetzt worden; auf ähnliche Weise die angeführte Summe der zu gleicher Zeit zwischen 0 und 1 Jahre des Alters gestorbenen Knaben. Hätten nun alle Kreise gleichviele Einwohner, so ließe sich die Summe 42 der Beobachtungsjahre aller Kreise auf einen Kreis beziehen und die Durchschnittzahl der jährlich in einem Kreise gebornen Knaben durch Division der Summe aller gebornen Knaben mit 42 finden. Allein dieß ist keineswegs der Fall, diese Division ist daher ganz irrig und ihr Resultat würde, isolltet gebraucht, zu ganz falschen Folgerungen führen. Da aber der Verf. in gleicher Weise die Zahl aller in den 42 Kreis-Beobachtungsjahren gestorbenen Knaben mit 42 dividirt, und bloß aus dem Verhältniß beyder Quotienten die auf 10,000 Geborne wirklich im Alter von 0 — 1 Jahren Gestorbenen sucht, so ist die Zahl, die er so erhält, doch richtig.

\*) Nach unsern beyden Hauptzahlen ergäbe sich 3468. Die Differenz rührt wohl daher, daß der Verf. Tafel I. die Todtgeborenen nicht nach dem Geschlecht auscheidet und wir daher diese Scheidung erst nach

|          |      |      |    |       |       |      |      |
|----------|------|------|----|-------|-------|------|------|
| 20 — 30  | Jahr | 424  | es | leben | daher | noch | 4366 |
| 30 — 40  | „    | 423  | „  | „     | „     | „    | 3943 |
| 40 — 50  | „    | 580  | „  | „     | „     | „    | 5363 |
| 50 — 60  | „    | 810  | „  | „     | „     | „    | 2553 |
| 60 — 70  | „    | 1179 | „  | „     | „     | „    | 1374 |
| 70 — 80  | „    | 1012 | „  | „     | „     | „    | 362  |
| 80 — 100 | „    | 362  | „  | „     | „     | „    | —    |

Auf gleiche Weise berechnet und reducirt der Verfasser auch die Mortalitäts-Verhältnisse des weiblichen Geschlechts und stellt nun aus diesen Grundzahlen, nach gehöriger Interpolation, eine Mortalitäts-tafel für beyde Geschlechter her, welche ausser den von Jahr zu Jahr fortschreitenden Sterbfällen zugleich die mittlere und die wahrscheinliche Lebensdauer enthält.

Der Verfasser vergleicht hierauf diese Mortalitäts-tafel mit älteren Tafeln des Anslandes und mit der Sterblichkeitstafel von Frankreich aus dem Jahre 1825.

Da er sich indeß vorgenommen hat, eine Wittwenkasse für Staats- und öffentliche Diener zu entwerfen, von welchen ohngefähr  $\frac{1}{4}$  in München,  $\frac{1}{4}$  in andern Städten,  $\frac{1}{2}$  auf dem Lande leben, so berechnet er aus den Sterbelisten von München und andern Städten (Tab. IV.) und von acht Aemtern, in denen sich keine Stadt befindet (Tab. V.), eine Sterblichkeitstafel (Tab. VI — VIII.), von welcher er annimmt, daß sie der Mortalität der öffentlichen Diener am ersten entspreche. In dem Nachtrag S. 140 — 160 ist diese Tafel mit den Resultaten einer amtlich angeordneten Zählung der Staatsdiener-Familien verglichen. Da indeß diese Zählung nur 346 Angestellte zwischen 20 und 50 Jahren, auf 1499 zwischen 30 u. 40 Jahren u., überhaupt zwischen 20 u. 50 Jahren weit weniger Staatsdiener zeigt, als das Land im Ganzen Männer dieses Alters hat im Verhältnis zu den andern Altersklassen so muß nothwendig die mittlere Lebensdauer der Staatsdiener durchaus kürzer erscheinen, als man sie erhielt, hätte man die

Zählung derselben erst vom 30ten Jahre angefangen. Diese Differenz gegen das Resultat der aus den allgemeinen Sterbelisten berechneten Mortalitäts-tafel ist daher gleichgültig.

Wichtiger ist es dagegen, daß Herrn Gebhard nur Beobachtungen vom Jahre 1817 oder 1818 bis zum Jahre 1822, 1823 oder 1824, und nicht aus allen Kreisen von gleich vielen Jahren, zu Gebote standen. Unterdeß sind die Sterbelisten mit Regelmäßigkeit alljährlich angefertigt, und noch überdieß seit 1828 zwey genaue Volkszählungen vorgenommen worden; dazu kommt, daß das Thenerungs-Jahr 1817 — 18 zwar nicht mehr Sterbfälle, aber auffallend weniger Geburten hat, als die folgenden Jahre \*): wie brauchbar daher auch des Verfassers Tafeln im Jahre 1825 waren, so würde es doch nöthig seyn, jezt nach den länger fortgesetzten und den neuesten Beobachtungen, mit Weglassung des Jahres 1817 — 18, neue Mortalitäts-tafeln anzufertigen und sie durch das Resultat der Volkszählung zu kontrolliren, ehe man an die Aufstellung einer freyen Wittwen- und Waisenkasse ginge. Solche Berichtigungen hat der Verfasser S. 161 selbst als nothwendig angedeutet.

Nach Aufstellung dieser Mortalitäts-tafeln berechnet derselbe (S. 44 — 52) die Wahrscheinlichkeit, daß eine von zwey Personen gewissen Alters und Geschlechts die andere überlebe und lehrt daraus

\*) Im Isarkreise männliche Geburten 1817 — 18: 8664, von 1818 — 23 im Durchschnitt 10539.

Im Oberdonaukreise männliche Geburten 1817 — 18: 7852, von 1818 — 24 im Durchschnitt 10069.

Im Obermainkreise männliche Geburten 1817 — 18: 6248, von 1818 — 1821 im Durchschnitt 9682.

Im Untermainkreise männliche Geburten 1817 — 1818: 7380, von 1818 — 1822 im Durchschnitt 9651.

Dieselben Differenzen zeigen die Mädchengeburten.



(S. 52 — 62) die Tafel des Aussterbens einer gegebenen Anzahl von Ehen berechnen, worin die Männer von gleichem Alter sind und lauter gleichalte Frauen haben. Diese Tafel enthält zugleich von Jahr zu Jahr die Zahl der noch übrigen Ehen und der vorhandenen Wittwen bis zum Absterben der letzten Wittwen (Tafeln IX — XV.).

(Schluß folgt).

Documenti di storia italiana copiatu sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Fortsetzung.)

Ebenso wichtig, wie diese Kunde in Betreff des Kaisers ist in Bezug auf den Paps und italienische Verhältnisse der Bericht des französischen Gesandten Alberto Pio di Carpi an seinen Herrn, 24. Junn 1526. (Doc. 105). Er sagt den Augen der Colonnenen voraus, der bey Monate später erfolgte; beschereibt, wie der Paps dem kaiserlichen Gesandten widerstand, der ihm erklärte, „Seine Heiligkeit würde sich verderben und ganz Italien mit, sich in die größten Mühen und Kosten stürzen und einen so mächtigen Kaiser sich zum Feinde machen, lediglich andern zu Gefallen, und unter dem Vorwande, das Beste des allgemeinen Friedens zu befördern, während das Ergreifen dieser (der französischen) Partey doch der ganz entgegengesetzte Weg dazu sey. Dazu könne nur die Freundschaft mit dem Kaiser führen.

Von Frederigo Fregoso, Erzbischof von Salerno, welcher Genua zu Wasser blockirte, aber von den Franzosen und ihren Verbündeten nicht unterstützt wurde, sind aus dem kurzen Zeitraume vom 25. July bis 10. October 1526 sechs Briefe an den Großmeister Montmorency, 2 von Lyon, einer von Marseille und die 3 letzten von Saonne, fast alle voll Klagen über die schlechten Anstalten, den Mangel an Ordnung und seine dadurch unnütz gewordene Stellung. (Doc. 109 — 114) Spätere Berichte (Doc. 133 u. 147.) geben über die innere Lage der Stadt selbst Aufschluß. Von P. Clementis VII. folgt nun erst ein Schreiben an Montmo-

rence über die guten Dienste, die ihm Wilhelm von Bellan, der als Unterhändler in der Geschichte der Reformation eine Rolle spielt, geleistet hatte. (Doc. 115); dann (Doc. 120) die Capitulation mit Hugo von Moncade im Namen Kaiser Karls, 21 September 1526. in 5 Articeln, welcher als Gegenstück (Doc. 154) die Capitulation des Papstes mit den Capitänen des kaiserlichen Heeres 26. Nov. 1527 in correcterer Recension als bey König (IV. col. 222.) weiter unten folgt. Ueber Karls Rüstungen in Spanien zur selben Zeit giebt ein dechiffrirter Brief aus Granada Aufschluß: „der Kaiser heißt es datin, läßt es nie an Worten fehlen, dem Besandten des Papstes wie den übrigen beständig zu versichern zu geben, er wolle nur Frieden. Aber wenige glauben es; es müßte denn nur seyn, er könnte nicht mehr Krieg führen. Er giebt sich alle Mühe und Fleiß, die Armee marschfertig zu machen und sie nach Italien überzuführen.“

Aus Frankreich aber tönen die alten Klagen über Gepressungen vorzüglich von Seite der Kaufleute von Lyon, des Mittelpunctes aller Handelsoperationen zwischen Spanien, Frankreich und Flandern mit Italien. Der König verbort ihnen für 2 Monate Briefe nach Italien, Spanien und Flandern zu schreiben. Teodoro Trivulzio schreibt für sie an Montmorency (Doc. 122). den er von ihrem Beschlusse in Kenntniß setzt, presenti exhibitori an den König zu senden. Ein Gegenstück zu diesen Klagen sind die Zammerbriefe des Cardinal's Trivulzio, protettore della Francia, der ein über das andere Mal den König um Unterstützung anstcht. (Doc. 135. 136 n. n. a.) Der Ueberfall von Rom durch die Colonnenen hatte endlich der französischen Partey neue Hoffnungen gemacht. Galeazzo Visconti und der venetianische Secretaire, Andrea Tasso, schrieben Montmorency (Doc. 125, 126.), der König möge dem Papsse Unterstützung an Geld und Truppen schicken.

Ein Document eigener Art ist n. 146, ein Brief an König Franz von einer seiner Besetzten in Mailand, der Franza pizinaia, die selne dolzissima Maesta in gräßlicher Orthographie von der Liebe der Mailänder wie der übrigen für ihn versichert, 11. Jänner 1527.

(Schluß folgt.)

## Berichtigungen.

- S. 275. 3. 37: st. authentische Mittel, lies: arithmetische Mittel.  
S. 277. 3. 22: st. Betrachtungen, lies: Beobachtungen.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. März.

Nro. 60.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. N. Gebhard, königl. b. Obergemeister. München, 1832. :c.

(Schluß.)

Diese Tafel gibt nun allein die verlässige Grundlage zur Berechnung der Beyträge und Pensionen, die eine gerecht eingerichtete Privat-Wittwenkasse verlangen muß und geben kann. Erst mittels ihrer kann der früher aufgestellte so einleuchtende Grundsatz wirklich auf die Rechnung angewendet werden, daß nämlich jeder Mann bey seinem Eintritt eben so viel an wahrscheinlichen Beyträgen zusagen müsse, als seine Frau an wahrscheinlichen Bezügen zu erwarten habe; oder was dasselbe ist, daß alle zugleich eintretenden gleichalten Männer mit Frauen von gleichem Alter zusammen der Kasse so viel Einnahme verschaffen müssen, als sie bis zum Tode der letzten ihrer Wittwen auf Pensionen zu verwenden hat. Man ersieht nämlich aus jener Tafel, wie lange fort und von wie vielen Ghemännern Beyträge zu erwarten sind, und wie viele Wittwen bis zum Absterben der letzten von Jahr zu Jahr Pension fordern. Denkt man sich nun mit dem Tode der letzten Wittve die Rechnung abgeschlossen, so müssen alle baaren Einlagen, sammt den Jahresbeyträgen der Ghemänner mit Zinseszinsen bis zu diesem Tage vermehrt, gerade so viel betragen, als die Wittwenpensionen, welche jedes Jahr zu zahlen

sind, in gleicher Weise mit Zinseszinsen bis auf jenen Tag. Nach diesem Grundsatz findet denn auch der Verfasser eine Gleichung zwischen dem jährlichen Beytrag eines Mitgliedes und der Pension einer Wittve unter der Voraussetzung durchaus gleicher Beyträge aller Mitglieder dieser Gesellschaft. Zur Sicherung der Kasse und weil in Bayern die Pensionen monatlich zu zahlen wären, nimmt er an, die Pensionzahlungen geschehen am Anfange jedes Jahres; indeß konnte er den (S. 114) auf solche Weise erhaltenen Ausdruck im Zähler und Nenner durch 1,04 dividiren, was einige Erleichterung der Rechnung gegeben hätte.

Soll die ganze Ausgabe durch baare Eintrittsgelder gedeckt werden, so kann in ähnlicher Weise der Todestag der letzten Wittve als Termin des Rechnungsabchlusses genommen, oder auch mit dem Verfasser die Summe des baaren Werthes aller zu zahlenden Pensionen der Summe der gesuchten Eintrittsgelder gleichgesetzt und daraus das Eintrittsgeld für eine bestimmte Pension gesucht werden.

Es wäre zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser, wenigstens bey der allgemeinen Erläuterung dieser Berechnung, gleich auch die Fälle berücksichtigter hätte, wo neben den Jahresbeyträgen auch Eintrittsgelder gezahlt und entweder ganz in der Kasse behalten, oder bey dem Tod des Mannes wieder zurückgegeben werden. Zwar giebt darüber Laugsdorf in wenig Worten genügenden Aufschluß; er hätte aber auf solche Weise seinem Leser vollständigere Belehrung dargeboten und ihm das Nachsuchen in andern Büchern erspart.

Für jedes Altersjahr des Ehemannes und der Ehefrau muß nun eigentlich eine besondere solche Rechnung angestellt werden, was etwa 1800 Rechnungen gäbe, deren jede, auch nach Anfertigung aller Hülfstafeln und, wie sich von selbst versteht, unter Anwendung der Logarithmen, nicht leicht in einem Tage ausgeführt werden könnte. Indes ist eine solche Genauigkeit nicht erforderlich und es genügt, die Beyträge und Pensionen für alle Alters-Differenzen der Männer und der Frauen von 5 zu 5 Jahren wirklich zu berechnen und für die dazwischenliegenden Alters-Verbindungen bloß durch Interpolation zu finden.

Der Verfasser hat demnach zur Herstellung seiner Tafeln der Einlagen und Pensionen einer Wittwenkasse bayerischer öffentlicher Diener (III. Theil. I. und II.) nur 96 selbständige Rechnungen ausgeführt und für die dazwischenliegenden Altersverhältnisse die Beyträge interpolirt.

Nachdem er übrigens für eine gegebene Anzahl Ehen von bestimmtem Alter des Mannes und der Frau zu diesem Zwecke den Betrag sammt Zinseszinsen aller Pensionen der aus ihnen hervorgehenden Wittwen bis zum Tode der letzten gefunden hatte, konnte ihm derselbe nicht bloß dienen zur Auffindung des Jahresbeytrags, welchen ein Mann auf Ehedauer für 100 fl. Wittwenrente zu zahlen hat, sondern auch noch zur Auffindung der Einlage nach dem Kapitalfuß, oder der Baarzahlung, welche bey dem Eintritt ein für allemal für jene 100 fl. Pension zu entrichten wäre, wenn man statt jährlicher Beyträge diese Art der Zahlung vorzöge. Denn sämtliche Antrittsgelder sammt Zinseszinsen müssen bey dem Tod der letzten Wittwe gerade so viel betragen, als sämtliche Wittwenpensionen sammt Zinseszinsen bis zu demselben Tage; eine einzige ganz einfache Logarithmenrechnung genügt also, um aus letzterer Zahl das Antrittsgeld zu finden. Der Verfasser findet z. B. für 5369 zusammentretende Ehen, in denen der Mann 30, die Frau 20 Jahre alt ist,

als Endwerth aller Wittwenpensionen (eine zu 100 fl.) 51278840 fl. Da nun vom Zusammentritt an bis zum Tod der letzten Wittwe 80 Jahre verlaufen, so ist der Endwerth des mit allen seinen Zinsen aufgesparten Antrittsgeldes  $x. 1,04^{80} = 5369$ . Daraus ergibt sich aber als Antrittsgeld 414,28 fl. Er selbst findet allerdings (S. 96) unter denselben Vorbedingungen 398,5 fl.; allein die Differenz verschwindet, wenn man bedenkt, daß er (S. 114), wie bereits angeführt, die Wittwenpensionen als am Anfang jedes Jahres zahlbar ansetzte, während er sie in seiner früheren Rechnung (S. 97 und 98) am Ende des Jahres zahlen läßt. In der That erhält man 398,5, wenn man 414,28 mit 1,04, d. h. mit der Zahl dividirt, womit der Verfasser S. 114 den Endwerth aller am Ende jedes Jahres zahlbaren Wittwenpensionen, der Sicherheit wegen, multiplicirt hatte.

Der Verfasser hat indes diese Differenz der Resultate seiner eigenen Rechnungsmethoden wahrschijnlijk darum übersehen, weil er gar nicht daran dachte, daß er den Endwerth aller Wittwenpensionen sammt Zinseszinsen bey dem Tod der letzten Wittwe zur Berechnung nicht bloß jährlicher Beyträge, sondern auch einmaliger Antrittsgelder benötigen konnte. Er scheint für die letztere durchaus die §. 18. angeordnete Methode der Vergleichung der baaren Antrittsgelder mit dem baaren Werthe aller künftigen Wittwenpensionen angewendet zu haben, wobey er die S. 114 nothwendig gefundene Annahme der Vorauszahlung der Pensionen nicht macht. Ist aber dem also, worüber die Tafel seiner Einlagen nach dem Contributionsfuß keinen Zweifel läßt, so hat er mindestens zwey Monate hindurch ganz unnötige Rechnungen ausgeführt, die noch dazu durchaus Resultate gaben, welche niedriger waren, als sie nach Verhältniß der bereits gefundenen Jahresbeyträge seyn sollten.

Der Verfasser nahm bey Anfertigung seiner Tafel XVI. (Zfl. II.) nicht wahr, daß für dasselbe

Alter von Mann und Frau viele seiner jährlichen Beyträge größer, die ihnen entsprechenden einmaligen Zahlungen beim Eintritt aber kleiner sind, als die bezugsfertigen Sätze der Oldenburger Kasse. So zahlt z. B. der 30jährige Mann mit 20jähriger Frau für 100 fl. Wittwenpension:

|              | jährlich auf | oder baar    |
|--------------|--------------|--------------|
|              | Ehedauer     | beym Antritt |
| in Oldenburg | 30,3 fl.     | 399 fl.      |
| nach Gebhard | 31,6 fl.     | 398,5 fl.    |

Wie könnte dieß statt finden, wenn nicht entweder die Oldenburger Kasse oder der Verfasser geirrt hätte?

In der That steht man aber sogleich, daß des Verfassers Ansätze mit den Oldenburger Zahlen auf zwey Weisen in richtigeres Verhältniß gebracht werden können, entweder indem man das Antrittsgeld auf vorausgezählte Pensionen berechnet, wodurch es 414,28 fl. wird, oder indem man die jährlichen Beyträge auf Pensionen reducirt, die man am Ende des Jahres zahlt, wodurch sie 30,095 fl. werden. Dort würde auch das Antrittsgeld des Verf. eben so über dem Oldenburger stehen, wie seine Jahresbeyträge; hier seine Jahresbeyträge eben so unter denen der Oldenburger Kasse, wie sein Antrittsgeld, nämlich:

|                                            | jährlich | beym Antritt |
|--------------------------------------------|----------|--------------|
| Oldenburg                                  | 30,3 fl. | 399 fl.      |
| Der Verf. bey vorausgezählten Pensionen    | 31,6     | 413,28       |
| Der selbe bey am Ende des Jahres gezahlten | 30,095   | 398,5        |

Dem Verfasser mag die Incongruenz der Sätze seiner Tafel XVI. darinn entgangen seyn, weil sie nur da auffällt, wo sein Tarif mit dem der Oldenburger-Kasse nahe zusammentrifft. Da er meist um so viel höhere Sätze verlangt, daß auch seine Kapitaleinlage (obwohl an sich niedriger, als seinem Jahresbeytrag entspräche) doch über dem Oldenburger Antrittsgeld steht, so gewahrte auch der Referent jene Differenz in der Tafel erst dann, als er diese, angefordert durch die Verschiedenheit der Rechnungsannahmen des Verfassers, genauer durchging.

Wie dem auch seyn mag, findet man zur Sicherung der Anstalt die Annahme notwendig, daß die Wittwenpensionen am Anfang jedes Jahres ge-

zahlt werden, so müssen die Kapitaleinlagen des Verfassers durchaus mit 1,04 multiplicirt werden. \*)

Zweckmäßig ist es, daß der Verf. für diejenigen, welche algebräische Rechnungen nicht verstehen, S. 96 — 110 in einer Staffelnrechnung beweist, daß die verlangten baaren Einlagen wirklich nöthig sind, um die am Ende des Jahres fälligen Pensionen bis zum Tod der letzten Wittve zu bestreiten. Hätte er ein ähnliches Beyspiel für die jährlichen Beyträge ausgeführt, so wäre er wahrscheinlich selbst auf die obenerwähnte Differenz seiner jährlichen Beyträge und Antrittsgelder gekommen.

Eben so angemessen ist es, daß der Verfasser (S. 63 — 87) die irrigen Regeln näher prüft, nach welchen man Wittwenkassen einrichtete, ehe die richtigen Grundsätze erforscht waren, und den Erfolg derselben immer in Staffelnrechnungen anschaulich macht. Mit Umgehung der bereits aus dem 1ten Theile bekantnen völlig willkührlichen Verfahrensarten, beleuchtet er insonderheit zwey dem Anscheine nach plausible Anweisungen zur Regelung der Beyträge:

1) die Zahlung derselben nach Art der Beyträge in gegenseitigen Brandassurances, deren wir bereits oben bey der Calenberger Kasse gedachten;

2) die Berechnung der Beyträge nach der mitteln oder auch nach der wahrscheinlichen Lebensdauer. Dabey wird angenommen, der Mann zahle seinen Beytrag so lange als seine mittlere Lebensdauer besagt, die Frau erhalte auf so viele Jahre Pension, als ihre mittlere Lebensdauer die des Mannes übertrifft. Zwar fällt es gleich auf, daß hienach ein Mann mit gleichalter oder älterer Frau als er selbst, gar nicht eintreten könnte; man sah aber davon ab, und glaubte, um was einzelne Wittwen länger lebten, das würde bey andern früher sterbenden wieder hereinkommen. Der Verfasser zeigt nun allgemein und in einer ausgeführten Staffelnrechnung, daß die Beyträge unter dieser Voraussetzung so klein wären, daß sie die Anstalt beym Zinsfuß von 4% nur etwa 20 Jahre deckten.

\*) Bieleicht hat indeß der Verf. absichtlich die baaren Einlagen niedriger gestellt, weil bey ihnen die Kasse in so ferne sicherer fähig, als sie mit ihren Einnahmen von dem Absterben der Männer unabhängig ist.



Nach Erläuterung der Berechnung der baaren Einlagen und jährlichen Bezträge in Wittwenkassen geht der Verfasser zu den Waisenkassen über, wo er in gleicher Weise zuerst die Größe der baaren Einlage feststellt, mit welcher ein Vater von gegebenem Alter einem Kinde von gegebenem Alter eine bestimmte und bis zu einem gewissen Alter zahlbare Pension versichern kann.

Es wird eine Anzahl gleichalter Väter, jeder mit einem Kinde von gleichem Alter, als eine Gesellschaft betrachtet, deren sämtliche baare Einlagen gleich seyn müssen dem baaren Werthe aller Pensionen, welche an die nach der Mortalitätstafel von ihnen herrührenden Waisen bis zu einem gewissen Alter der letztern zu zahlen sind. Oder auch: setzt man als Vergleichspunct die Zeit, wo keine Waisenspension mehr gezahlt zu werden braucht, die z. B. bey einjährigen Kindern, welche bis zum 25 Jahre Pension erhalten sollen, das 24te Jahr ist, so müssen sämtliche Jahresbeiträge jener Väter sammt Zinseszinsen am Ende des 24. Jahres soviel betragen als alle Pension sammt Zinseszinsen bis zu derselben Zeit und daraus findet man denn die Jahresbeiträge.

Auch hier gilt, was wir oben über die Erleichterung der Rechnung bemerkten; doch ist die ebendasselbst erwähnte Verschiedenheit in den Annahmen für beide Rechnungen zu vermeiden, da die Formel S. 122 sowohl die Beiträge, als die Pensionen voraus gezahlt ansieht. Beygefügte Staffelnrechnungen zeigen auch hier wieder auf populärem Wege die Richtigkeit der gefundenen baaren Einlagen oder jährlichen Beiträge.

Am Schlusse der ganzen Betrachtung handelt der Verfasser von den Maßregeln, welche zur Forterhaltung richtig begründeter Wittwen- und Waisenkassen nöthig sind, und von dem Verfahren, nach welchem nicht genügend feststehende solche Kassen verbessert oder aufgelöst werden können (S. 134 — 140) und fügt dann in einem Anhange (S. 162 — 168) noch die Berechnung der baaren Einlagen und der jährlichen Beiträge bey, welche eine Aussteuer-Anstalt in Bayern verlangen müßte, und zwar die Beiträge sowohl für den Fall, wenn sie bis zur Vertheilung der Aussteuer bezahlt werden, als auch für den Fall, wenn sie mit dem Tode des Verstorbenen aufhören.

Der dritte Theil der Schrift giebt die Statuten eines freyen Privatvereins zur Pensionirung der Wittwen- und Waisen Bayerischer Hof- Staats- und öffentlicher Diener. Da es sich hier nur um Durchführung der bereits besprochenen Grundfänge handelt, so gehen wir nicht näher auf dessen Inhalt ein. Im Ganzen sind die vorgeschlagenen Anordnungen zweckmäßig; im Einzelnen möchte Manches einfacher eingerichtet werden können. Drückend finden wir insbesondere die Bestimmung, daß Wittwen von Männern, die im ersten Jahre nach ihrem Beirthe sterben, keine Pension, sondern nur die Zahlungen zurückerkalten, welche ihre Männer bereits gemacht haben, so wie die andere, daß Jeder bey dem Eintritt, außer einer Diplomatere zur Deckung der Verwaltungskosten, noch einen ganzen Jahresbeitrag baar erlegen soll, der mit dem Tode der Frau dem Manne zur Hälfte, bey dem Tode des Mannes aber der Wittwe ganz hinaus bezahlt wird.

Was S. 49 u. flg. über die Direction der Anstalt bestimmt ist, würde bey der wirklichen Durchführung eines solchen Vereines wohl am meisten der Revision bedürfen. Denn, wer sich einigermaßen im Leben umgesehen hat, der weiß, wie es um Ausschüsse steht, die von einer großen Anzahl von Personen gewählt werden, welche an ganz verschiedenen Orten wohnen. Wie könnte aber einem alle 5 Jahre neuer Wahl unterworfenen Ausschusse die Verwaltung einer Anstalt anvertraut werden, die bey völliger Sachkenntniß so große Vorsicht erfordert? Nothwendig würde der einzige ständige Buchhalter bald die ganze Verwaltung in seiner Hand haben und die hinzu gewählten 5 Mitglieder würden in der Regel sich wohl weder die Mühe geben, noch auch immer Mühe genug besitzen, den verwickelten Geschäften der Anstalt gehörig nachzugehen. Dazu kommt, daß von einer Vergütung ihrer Mühe nirgend die Rede ist: wo aber dieß fehlt, kann man es auch mit der Leistung so genau nicht nehmen.

Es ist hier der Ort nicht, andere Vorschläge zu machen; nur andeuten wollten wir, daß dieß vielleicht die schwächste und bedenklichste Stelle des ganzen Entwurfs ist.

J. B. W. Hermann.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. März.

Nro. 61.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Monumenta boica. Volumen XXX. Ed. Academia scient. boica. Pars II. monachii sumt. acad. MDCCCXXXV.

Auch unter dem zweyten Titel:

Monumentorum boicorum collectio nova. Ed. Academia scient. Boica. Vol. III. Pars II. Monachii typis G. Jacquet. MDCCCXXXV, in 4. S. 494.

Diese aus den Urchriften und im Zusammenhange unternommene Herausgabe der Passauer Urkunden ist rücksichtlich ihres für die bayerische und die österreichische Geschichte gleich mannigfaltigen und interessanten Materials ein wahrer Gewinn für die gesammte Historiographie, und wir freuen uns, vom dritten Bande an auch diese Sammlung wieder in der unmittelbaren Redaction der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften, vielmehr ihres thätigen Vorstandes, und seiner wohlunterrichteten, insbesondere auch im Fache der passauischen Geschichte erprobten, Gehülfsen zu sehen.

Die passauischen authentica dieses wohlbedingten dritten Bandes der collectio nova, oder des Thl. II. des XXX. Bandes der Monumenta boica reichen auf 494 Quartseiten vom 1. May 1300 bis 3. Nov. 1399, in der Anzahl von 299 Urkunden; wobey, wie es sich scheidt, alle früheren Einschießel und Notizen weggeblieben sind. Noch ist auch die Stadt Wien bey diesem Bande viel theilhaftig; man erwäge den außerordentlich lebhaften Verkehr, der damals zwischen Passau als der er-

sten Cathedralen von Oesterreich und als Emporium der obren Donau, und zwischen der so mächtig aufblühenden Kaiserstadt, an dem aus Teutschland scheidenden Hauptstrom noch statt hatte. Der bayerische, oder, (von Passau aus) der Nordwald, Böhmen, Niederbayern, das Juncz, Hausruck- und Michels (vulgo Mühl-) Viertel etc. sind übrigens die Landschaften, aus welchen uns diese Urkunden in getreuen Zügen das Leben und Weben der Vorzeit bewahrt haben. In Oberösterreich, rechts der Donau, sind es die von den Leonberg im bayerischen Notalp abstammenden Dynasten von Schanenburg; so, den Urkunden und der heutigen Kanzleysprache getreuer, und nicht Schaumberg, wie ein späteres französisches Geschlecht, möchten wir sie geschrieben sehen; welche häufig in diesem Bande, S. 100, 119, 153, 197 etc. auch in den Regesten vorkommen. — Das Burggebiet von Kanarigel, nicht Kanariedel, S. 195, 226, 233 etc. möchte wohl ein Ueberrest rüggischer Ansiedlung aus dem V. Jahrhundert unserer Zeitrechnung seyn; wie S. 259 das stattliche Drossendorf, der Sitz eines Landeshauptmanns links der Donau, früher meist playnischs Gebiet, (von den plagis, Waldschlägen!) an die Dynastie Drozza in den LL. Bajuv. mahnt. Ganz besonders fühlen wir uns immer von den Urkunden angezogen, welche, wie S. 55, 307, 333 etc. die Landschaft zwischen der Erlaf Bielaich und Traisen rechts der Donau; und in der Wachau, Jauerling und Krems links der Donau betreffen. Man lege zu dem Ende die Section VI. der

Bischoflichen Karte des Archiducatus Austriae inferioris vor sich, worauf die classischen Namen Artaker, Pechlaru, Pegenkirchen, Melk, Schalaburg, Weilstein, Osterburg, St. Pölten, Götzwitz, Hartlungeburg, Rautern u. s. w. und jenseits Stein, Krems, die Droschenburg, Wograin, Drenstein, Rana, Spiz, Grafenschlag, die Kamp re. erscheinen; wie anschaulich sich da Fluren und Hügel, Schlösser, Dörfer und Klöster hincinander aufstellen! Hier, an der Erlaf und Vielach, an der Krems und Kamp hatten sich endlich die hunnischen und slavischen Vögen gebrochen, und es waren aus der Vellmacht der teutschen Könige zum erblichen Lohn hochverdienter, aus Westen, aus Bayern, hiehergezogener Heermeister und Gränzhüter die Graffschaften Weilstein und Schala, Pflanz und Machland re. entstanden; und mit jenen westlichen Stammgebieten in die lebendigste Wechselseitigkeit von Blut und Gut getreten. (Die Hochsitz Regensburgerischen Urkunden von Ried enthalten ähnliche Belege.) Die Stadt Passau war eines der Hoflager dieser Dynasten; auf dem bischöflichen Stuhle und im Domecapitel führten sie da öfter das Regiment, und die reichsten Dotationen rührten von ihnen her.

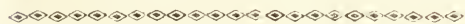
Als zu Anfang des XIII. Jahrhunderts die Grafen von Weilstein und Schala abgegangen und ihre Gebiete den Landesherzogen in Oesterreich und Bayern heimgefallen waren; (s. Lazius und Enekel;) wurden sie zeitweise Leihgebänge des niedern Adels. Im Jahre 1311 verkaufte Herzog Friedrich der Schöne seine Burg Weilstein an Bischof Bernhard von Passau und an Conrad von Pappellen, auf ewige Wiederlösung; S. 55, auch Schalaburg (Chalach von den Chadalhoh? des Chiemgau?) war so passauisches Eigenthum geworden, S. 333. Man vergleiche damit aus dem vorhergehendem Bande S. 240 vom Jahre 1160 die Transaction der Grafen von Weilstein mit dem Bischofe Conrad von Passau über die jeweilige Be-

stellung der Hausparre St. Leonhard bey Weilstein. Wie doch dieser Kirchen- und Familiengraon so bedeutsam dasthet; auch so in der Chiemgauischen Grafschaft Schneifsee in Bayern, (siehe die Herrschaft Kling und St. Leonhard im Bucher bayer. Annal. 1834 Nr. 105,) und St. Leonhard im planzischen Grafsengaden bey Berchtesgaden re.: als ob er, gleich einem viel geprüften Hausfreunde, diese Dynasten auf allen Wanderungen begleitet hätte? Wer immer noch über die Stammverwandschaft der Weilsteine und Plagne zweifelhaft seyn möchte, (s. bayer. Annalen 1835 Nr. 61.) den ersuchen wir, auch diese Urkunde von 1160 Nr. XXVII. einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Da hatte sich die gesammte Sippschaft von Weilstein, Schala, Pflanz re. zusammengefunden; denn es handelte sich um den zu St. Leonhard: uns, wie wir gezeigt haben, ein sehr respectabler Heiliger! eingepflanzten Hausgotztesdienst. S. 216 übersehe man nicht die legwillige Anordnung des Courads von Tannberg, eines der mächtigsten passauischen Ministerialen vom Jahre 1354. S. 372 im Jahre 1386. Der passauische Richter und Mauthner Friedrich Kraft übernimmt auf die Dauer eines Jahres die Administration, den Pacht, der domecapitlischen Renten in Oesterreich. Ein interessanter Veytrag zur alten Territorial- und Finanz-Statistik; vielmehr zur Kammer- und Kastenwirtschaft. Getreide, Wein, Pfening, klein und groß, nichts ausgenommen, übernahm Kraft zu Lichtmesen mit den Käfen und Kellern zu Stein, Neuenburg und anderwärts in Oesterreich. Indem alles gehörig bearbeitet und bestellt werden sollte, versprach Kraft, 26 Fuder Wein, zwölf vom obern und vierzehn vom niedern Gewächs; weiters 16 Dreiling (48 Eimer) Speiswein, auch nach guter Auswahl; dann 30 Schaf Korn, und eben so viel Weizen im Passauer-Maass, zum Fest Martini stromaufwärts an den Heststeken gen Passau zu liefern. Im Fall eines Unglücks oder erlittener Gewalt sollte dem Pächter bezüglich auf das Getreid die Gnade



der Domherren zu Hilfe kommen; begüßlich auf den Wein aber nur bey erwiesener Gewalt. Der prompte Instanzenzug, und die Appellation wurde unter einem voraus geregelt. Es war doch wohl eine thatkräftige und lebensfrohe Zeit, da, unabhängig von Markt- und Geldspeenlanten und Schlagbäumen und Courszetteln, Geschlechter und Körperschaften die verschiedenen Produkte ihres Bodens ohne viele Umtriebe sich einander zuführen konnten. Wir brechen ab, und bemerken nur noch, daß, dem Vernehmen nach, das mehrseitig vermischte dreyfache Regifter jedesmal mehrere Bände, nach Abschluß ihres Materials, umfassen und also hier mit dem IV. Bande folgen soll. Auch dieses ist eine ihren Mann fordernde Aufgabe.

v. Koch Sternfeld.



Documenti di storia italiana copiatu sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Schluß.)

Von Papst Clemens VII. folgt unmittelbar nach der Capitulation mit dem Heere Bourbonns ein langes Schreiben an König Franz I. vom 14. December 1527, welchem unter gleichem Datum fast gleichlautende an die Königin Louise von Savoyen und an Montmorency folgen. Aus seiner Gefangenschaft entkommen, entwirft der Papst ein kurzes, aber rührendes Bild des Jammers, der ihn betroffen:

„Nicht Monate lang habe er den Verlust aller Habe und die unwürdigste Gefangenschaft ertragen, und gerne noch länger tägliche Gefahr und Unglück erduldet. Da aber außer der unglücklichsten Stadt auch der ganze Bereich der römischen Kirche, welche wir von unsern Vorfahren unversehr erhalten haben, täglich unter beständigem Schaden an Leib und Seele zerrißen und geplündert, zugleich Ehre und Verehrung Gottes gemindert werde, so konnten wir, hart wie wir waren bey den Uebeln, die nur uns betrafen, die Aller nicht länger übergeben: dazu aber bewog uns nicht nur unsere Pflicht, sondern auch der Wille und die Uebereinstimmung aller Cardinäle der heiligen Römischen Kirche, so viele deren

bey uns waren, so vielen unglücklichen Völkern zu Hilfe zu kommen. Diese unsere von uns forgeriffenen Brüder weigerten sich auch nicht für uns Gefeln zu werden und eine neue Gefangenschaft zu bestehen, damit wenigstens wir in Freyheit dem allgemeinen Glende abzuhelfen vermöchten. Wir glauben auch nicht, daß Deiner Serenität die Erlangung unserer Freyheit, wie dieß auch immer geschehen sey, mißfallen könne. Daß Sie uns selbst bekennt, Sie wünsche nichts anderes und habe auch aus seiner andern Ursache die Waffen ergriffen, denen wir nebst Deiner Verwendung bey der kaiserlichen Majestät größtentheils die Befreyung selbst zu verdanken bekennen.“

Papst Clemens schickte zugleich den Protounotarius Cambara zu dem Könige, einem Augenzeugen aller Uebel, die er ausgestanden, der sich mit dem Könige besprechen sollte, die Uebel der Christenheit zu heilen.

Recensent bedauert, daß hiebey weder Herrn Molini noch dem gelehrten Marsese ein höchst wichtiges Document aus dieser Zeit, das Herr Ranke in einer fürstlichen Bibliothek zu Rom und Recensent in der vatikanischen daselbst benützet, bekannt gewesen ist. Es ist dieß die iustificazione di Papa Clemente VII. dell' animo verso Carlo V. Imperatore e istruzione al Cardinale Farnese, quando audo legato all' Imperatore Carlo V. dopo il sacco di Roma. Biblioth. Ottoboniana (Vaticana) n. 2510. Es befindet sich aber auch ebendaselbe in der maglabechnianischen Bibliothek zu Florenz, wo es Rec. mit einer großen Anzahl anderer wichtiger Briefe und Relationen aus dieser Zeit gesehen zu haben sich erinnert. Es würde nirgends besser seinen Platz finden als in dieser Sammlung.

Noch ein Schreiben des Papstes findet sich in der Sammlung; es ist das letzte, n. 161. und an König Franz gerichtet. Der Papst beklagt darin den Tod Federigo's de Gonzaga de Gonzaga, eines der letzten Hrerführer Italiens aus der berühmten Schule Alferichs von Barbiano. Er empfiehlt dem Könige Federigo's Neffen Eagnino di Gonzaga, den jener selbst sterbend (s. Doc. 160) dem Könige empfohlen hatte. 31. Dec. 1527.

Doch schließt der anstehende Band noch nicht mit diesem Documente. Es folgen noch Verordnungen Endovico's (il Moro) über die Regierung des mailändischen Staates nach seinem Tode im Falle der Minderjährigkeit seines Sohnes. In den Geschäften der Verwaltung und Justiz stimmte nach dem Verf. Endovico's Regierung nicht mit der Schändlichkeit seiner Politik überein. Ehrgeizig wie er war, suchte er durch große Werke Ruhm zu erlangen, seine Usurpation durch Wohlthaten zu legitimiren. Leichtes Lob und seinen Zeiten gewöhnliches spendeten ihm jene ausgezeichneten Männer, an deren Umgebung er Gefallen fand. Leonardo da Vinci, Fra Luca Pacioli, Bramante, und Celebrete von minderm Rufe nicht zu nennen, Demetrio Chalcondylas, Jacobo Antiquario, Bartolomeo Calco



zierten seinen Hof. Die beiden letzteren gehörten zu seinen Secretairen, die unter ihm die Geschäfte verhandelten. Bartolomeo hatte Theil an den geheimsten Rathschlägen, durch welche Ludovico auch nach seinem Tode noch den Staat zu regieren hoffte. Auf diesen Zweck hin gingen alle diese ansüßlichen und vortheilhaften Anordnungen, die mit solch mißtrauischer Vorsicht geschrieben, mit solcher Eifersucht bewahrt wurden. Sein Sohn und Nachfolger sollte bis zum Alter von 20 Jahren unter Vormundschaft bleiben; ein oder mehrere Gouverneure den Staat verwalten; die gegenwärtigen Secretäre und Räte Ludovico's im Amte bleiben; ihre Stellen im Falle des Todes durch besonders bezeichnete Personen ersetzt werden. Besondere Vorsicht und Anordnungen betrafen die Verewahrung der festen Plätze. (S. 301.) Damit übereinstimmend ist das Verbot an den Sohn vor seinem 14ten Jahre sich nicht über den Ticino hinauszuwenden, nicht vor dem 20. Jahre in eine andere der größeren Festungen zu gehen als in die von Mailand. (S. 205 u. 306.) Die strengste Gerechtigkeit sollte bei der Wahl von Beamten statt finden, wie bei der Verwallung der Aemter; Juden und Marroni (Ziguner) sollten im Herzogthume nicht geduldet werden; Genua, um es im Gehorsam zu erhalten col dolce behandelt, die Ghibellinen geschmeichelt werden. Eigene Vorschriften regelten die Ausgaben des Sohnes; seine Donationen während der Minderjährigkeit sollten nichtig seyn (S. 297 — 330) u. c. Es ist bekannt, daß die göttliche Vorsehung diese Beweise von Arglist und Bosheit noch bey Ludovico's Leben über den Haufen geworfen.

Der Leser wird aus dieser kurzen Darstellung den Plan der ganzen Sammlung gesehen haben. Wie weit sie der Verf. fortführen will, ist uns und vielleicht auch ihm unbekant. Es scheint aus einer Stelle der Vorrede hervorzugehen, daß ihn eine dunkle Idee, die public records von England nachzuahmen, vor Augen schwebte. Jedenfalls ist der Plan weit, ja zu weit angesetzt. Er ist offenbar wie die ganze Sammlung durch Zufall entstanden. Hr. Molini hat in Paris gefunden, was er in seiner Heimath selbst viel leichter hätte gewinnen können. Es existiren in den öffentlichen und Privat-Bibliotheken von Florenz noch so viele vortreffliche Originalhistorien, die dem Drucke noch nicht übergeben sind, daß, ehe sich Italiener in die Einzelheiten answärtiger Documente einlassen, vor allem jene herausgegeben und ihr Werth kritisch bemessen werden sollten. Zu diesen gehören besonders die Geschichte des Francesco Cavalcanti von 1427 — 1430, wovon die Riccardiana, Magliabechiana und die Privatbibliothek des Großherzogs von Toskana untereinander nicht wenig differierende Handschriften besitzen; die des Jacopo Pitti; des Goro Dati nach dem Codex in der Palatina; des Cerretani, welcher als Fortsetzer Machiavelli's zu betrachten ist und für die Geschichte seiner Zeitgenossen

Savonarola's, Pietro Soderini's u. c. Hauptquelle ist, bis jetzt aber, soviel Rec. bekannt ist, nur von ihm allein benützt word; dann die bänderreichen Geschichten Parenti's (Magliabech. XXV. 519 — 521) von 1476 — 1512. Nicht minder die Copia lettere der Palatina v. 1389 — 1391, die von höchstem Interesse sind und von 1465 — 1474, von 1479 — 1480, v. 1496 — 1502 reichen; das Register der Ministerialbriefe von Acciajoli von 1507 — 1509; Die Auszüge aus den Büchern der Reformation; eine Menge handschriftlicher Chroniken und Historien, welche die Firenze illustrata (1. S. 177) aufzählt: lauter Werke, die einem neuen Muratori gewiß Stoff für 6 — 8 Foliobände zu verschaffen vermöchten. Dazu dann die große Menge gesandtschaftslicher Relationen, obwohl diese selbst nur von untergeordneten Werthe sind und die Verfasser derselben selbst, geschweige einen, wenn auch nur oberflächlichen Kenner Italienischer Bibliotheken zu lächeln nöthigen müßten, würden sie gewahr werden, welsch unndäßigen Werth man in Deutschland auf diese diplomatischen Klotzwerke legt — ein Ausriß, welchen Rec. wenigstens über die venetianischen Gesandtschaftsberichte mit sehr geringen Ausnahmen nach eigener sorgfältiger Durchlesung der Relationen eines Navagero, Soriano, Tiepolo u. c. niederschreiben um so weniger Bedenken trägt, als gelehrte Italiener und Engländer den Gebrauch derselben als historische Quellen nur mit den größten Einschränkungen und sorgfältig vorher angewandter Kritik gestatten, und deshalb mit vollem Zuge und Recht die Eier deutscher Gelehrten nach solchen Berichten für Mangel an Kritik und Verirrung der Wissenschaft erklären.

Ob jedoch Italien nach den Stürmen die es bestanden und die gerade jene Anstalten am meisten betroffen, von welchen die Pflege der Wissenschaften durch Jahrhunderte ausgieng und in deren Schooße noch so viele gleich fromme wie gelehrte Männer von Einheimischen wie von Fremden zurückgezogen weilten, bey dem gänzlichen Mangel an Buchhandel und dem noch größern an Gemeingeist, vor allem bey dem verderblichen Ueberwiegen der schönen Literatur über die gediegene und historische noch die Mittel besäße, so unvergleichliche Schätze für neuere Geschichte aus dem Staube seiner Bibliotheken ans Tageslicht zu bringen, ist freilich eine andere Frage. Mag jedoch diese Sammlung der Verbote neuer, kraftvoller literarischer Unternehmungen seyn, oder nur auf sich beruhen und ohne andere als epheмерe Wirkung in Italien vorübergehen, jedenfalls begriffen wir sie als dankenswerthe Bereicherung der neueren Geschichte.

E. Hüfler.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. März.

Nro. 62.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Erster Theil unter dem besondern Titel: Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen von Dr. K. M. Rapp. Erster Band. Stuttgart, Cotta 1836. 401 und XII Seiten 8.

Ref., der ein Werk anzuzeigen hat, dem er bald ansehen konnte, daß es das Ergebnis eines langen und tiefen Studiums ist und ganz auf der Höhe der neuesten Sprachforschung steht, muß sich unter der wahrscheinlich obnehin geringen Zahl von Lesern, die der Gegenstand überhaupt ansprechen wird, entweder solche denken, welche Muth und Zeit haben, das Buch, wenn es ihnen als dieser Mühe werth empfohlen worden, selbst durchzustudieren, oder solche, die ohne ähnliche eigene Mühe, nur einige der neuesten schlagendsten Resultate ausgehoben finden möchten. Auch könnte er nach weiland beliebter Manier darauf ausgehen, die Stellen auszuspähen, wo der sicher und kunstreich geführte Bau denn doch irgend eine Lücke oder Schwäche entdecken ließe, um entweder, das Publikum vergessend, mit dem Verfasser selbst über sie zu rechten, oder aber daselbe, ehe es noch rechte Einsicht in das Ganze genommen haben kann, mit bloß diesen unterhalten zu wollen.

Irgend ein Stück von des Verf. Lehre gleichsam zum Muster auszuheben, ist darum mißlich, weil derselbe, was auf einem in der Art noch we-

nig bebauten Felde wohl geschehen durfte, sich eine ganz eigene Terminologie geschaffen hat, welche nur aus dem Zusammenhange, in welchem er die Erscheinungen findet, oder wenn man will, aus dem Systeme, in das er sie, man wird gesehen auf eine höchst ungezwungene Weise, gebracht hat, deutlich werden kann. Daß dieses System und diese Terminologie etwas von der Farbe der neuern, naturphilosophischen Schule an sich trage, wird man mit der Richtung der Aufgabe in Uebereinstimmung finden. Bedenklich könnte auf diesem thatsächlichen Boden, was wie System aussteht nur dann scheinen, wenn nicht alles daran eben aus unbestrittenen Thatsachen gezimmert wäre und wenn man irgend eine dieser Thatsachen, die gerade nicht recht in den vorgezeichneten Kreis passen wollte, klüglich übergangen fände. Man überzeugt sich aber leicht, daß alles, was gesagt wird, an sich wahr ist, und überläßt sich um so lieber dem Vergnügen, es auf eine einfache Weise (denn ohne Zweifel sind mehrere möglich) zum organischen Ganzen, in welchem sich ein Glied aus dem andern erklärt, zusammengestellt zu sehen.

Ein solches Ausheben namentlich aus diesem ersten, die Physiologie der Laute behandelnden Theile ist ferner schon deshalb unthunlich, weil in der Ofzfein, worin diese Anzeigen gedruckt werden, natürlich die Zeichen fehlen, die der Verfasser außer den gewöhnlichen Buchstaben, theils zur Vervollständigung der Reihe, theils zur schärfern Unterscheidung manches zweydeutigen, anzunehmen und zu gebrauchen veranlaßt war.

Der Mangel eines Alphabets, das, wenn auch vor der Hand nur für die abendländischen Sprachen allgemein gleiche Geltung hätte, ist schon lange genug bitter empfunden und beklagt worden. Es hat auch nicht an Vorschlägen zur Abhilfe gefehlt. Aber sie sind theils in ihrer Form zu willkürlich und auffallend gewesen, theils sind sie von Rathgebern ausgegangen, die zu wenig Ueberblick hatten oder zu sehr in besondern Angewöhnungen ihres Ohres und ihrer Zunge befangen waren. Man wird finden, daß, obgleich in die Anatomie dieses Gegenstandes Wenige tiefer und mit größerer Umsicht eingegangen sind, als unser Verf., seine Anknüpfungsmittel doch unter die besten, am meisten praktischen, die bisher versucht worden, zu rechnen sind. Dieß geht so weit, daß er ein paar sich aus der Theorie ergebende bisher vielleicht nirgends gebrauchte, aber wie jedermann bekennen wird, ganz und gar mögliche Laute vor der Hand bloß durch gleichsam mathematische Formeln andeutet.

Ueberhaupt spricht für die wissenschaftliche Besonnenheit des Verfassers schon die kluge Beschränkung seines Stoffes auf ein Gebiet, das er, obgleich (wie sich aus vielen gelegentlichen Ueberflüchten und Vergleichen ergibt) auch darüber hinaus kein Fremdling, in allen Einzelheiten mit eigenen Augen und Ohren wohl durchforscht hat, und auf welchem ihm die Leser, seine Wahrnehmungen an den übrigen prüfend, leicht folgen können. Hat er auf solche Weise seine Aufgabe fort und fort in ansprechender praktischer Beziehung auf das, was uns nahe liegt, erhalten, so hat er sich zu gleicher Zeit das Gelingen derselben bedeutend gesichert.

„Freilich,“ sagt er in der Vorrede, „tritt unsere vergleichende Grammatik jetzt in einem vornehmerem Gewand auf. Wenn man es auch noch nicht wagt, alle wirklichen und möglichen Sprachen zu vergleichen, so geht man doch in der Darstellung bis auf das Sanskrit zurück und stellt auf diese Ba-

sis die europäischen Mundarten. Die gründlichen Arbeiten von Bopp mögen die Höhe dieses Standpunctes im jetzigen Moment bezeichnen. Der Verf. bescheidet sich gerne mit seiner Unwissenheit in dieser Breite, beruhigt sich aber mit zweyerley Betrachtungen. Die erste ist, er wünscht für ein größeres Publikum zu wirken, dem nothwendig das doch auch abgehen würde, was ihm hier gebracht; denn schlimm ist es für den Sprachvergleich, wenn er die Sprachen erst lehren soll, statt sie vorauszusetzen. Er denkt sich unter seinem geneigten Leser einen solchen, der die gewöhnliche deutsche Schulbildung besitzt, folglich in seiner Jugend etwas Griechisch und Latein getrieben, und späterhin von einigen der lebenden Sprachen des romanischen und gothischen Kreises einige Kenntniß erlangt hat; alles Uebrige, was hier vorkommt, wird sich leicht an diese Basis anschließen. Seine zweyte Betrachtung aber ist die aus Erfahrung gewonnene Ueberzeugung, daß selbst in der engsten Begrenzung des Sprachstudiums noch unendlich viel zu suchen und zu finden ist, und die eben so sichere, daß eine auf unserm heimischen Gebiet etwa noch räthselhafte Erscheinung dadurch für Begriff und Anschauung nicht gefördert wird, daß sie uns auf fremden Boden als ebenso räthselhaft entgegentritt.“ Der Verfasser führt hier als Beispiel die versuchte Ansklärung räthselhafter europäischer Vocalverhältnisse durch Bopp's Zusammenstellung mit dem indischen Guna an. „Ich werde,“ sagt er an einem andern Orte, „meine Nachweisungen aus den griechischen Dialecten so sparsam als möglich geben, weil dieses Feld uns das fernste ist und zugleich eine ausgedehnte Kenntniß in Anspruch nimmt, die nicht die meinige ist, da ich kein Hellenist bin und hier bloß auf fremde Hülfsmittel verweisen muß.“ (Der Verf. geht hier wohl in der Bescheidenheit zu weit.) „Die römische, romanische, oder besser die italienische Sprache steht uns näher, weil wir sie auf doppeltem Wege, nämlich in der ältern Form als lateinische, und in den lebenden Formen als ro-

manische Sprachen uns aneignen können; noch näher stehen uns dann natürlich die Sprachen germanischer Zunge, sey es, daß sie aus Einem Stamme mit uns erwachsen, und nur durch fremde Einflüsse uns entfremdet worden seyen, wie die englische, oder daß sie nicht von demselben, aber einem nahegelegenen Stamme kommend, sich in ihrer Entwicklung und Ausbildung an unsere eigene Sprache angeschlossen haben, wie die nordischen oder scandinavischen Sprachen, oder gar, daß sie mit uns im bloßen Dialect-Verhältniß verwandt sind, wie die niederländische Mundart. In einem noch nähern Kreise werden wir dann auf die süddeutschen Volksdialecte hinweisen können, womit wir denn in unsere unmittelbare Gegenwart vorgerückt sind, und wo sich die Wahrheit ergeben wird, daß aus den nächstgelegenen unserer Umgebungen, die wir so leicht vor lauter Gelehrsamkeit aus den Augen verlieren, sich oft die feinsten und wichtigsten Grundzüge und Analogien entachnen lassen, mit denen man dann, wenn man sie nur erst sicher erfaßt hat, oft im buchstäblichen Sinne den Erdkreis bewältigen kann.“

Zu einem Mäkeln mit dem Verf. über dieses oder jenes hat Ref. so wenig Lust, als er gerade besondern Grund gefunden. Er gesteht vielmehr offenherzig, daß er zuviel Respekt vor dem Buche habe, also daß er darüber an Andere als Solche denken könnte, die es selbst ernstlich kennen lernen, d. h. studieren wollen. Kann er Diesen zu Danke noch etwas beifügen, so möchte es lediglich in einer Uebersicht des Inhalts zu bestehen haben.

Nach einleitenden Betrachtungen über die Analogien auf den beyden Gebieten der Naturellehre, dann über den Werth der vergleichenden Grammatik wird unter der Rubrik: Materien der Sprachlehre, die Eintheilung des Werkes im Ganzen begründet.

Es zerfällt, da sich die Sprache als ein natürliches Organ des geistigen Menschen aus der beiderseitigen Regsamkeit der Sprachwerkzeuge und der

Denkkraft, aus Verbindung der Sprachlaute mit Begriffen, gebildet, in

I. eine Physik der Grammatik, in eine Physiologie des Sprachlautes, welcher als äußerer, d. i. hörbarer Sprachstoff nach den Kategorien

a) der Quantität — in der Lehre vom Ton und von der Accentuation, Tonlehre (Rhythmik, Metrik) —,

b) der Qualität — in der Lehre von der individuellen Natur und von der Verwandtschaft der Laute, oder in der Lautlehre — betrachtet wird,

II. Logik der Sprache oder Theorie der Wortklassen (Teleologie der grammatischen Wissenschaften), welche Disciplin die Frage behandelt: wie bestimmt sich der Sprachgeist in Entwicklung der Begriffsformen aus dem ihm einmal gegebenen Naturstoff, und sich in

a) Wortlehre (sogenannte Etymologie oder Formenlehre) und

b) in Satzlehre oder Syntax scheidet.

Der gegenwärtige erste Band umfaßt vom physiologischen Theile 1) die theoretische Ansicht, und zwar zuerst die Lautlehre, sodann die Tonlehre, 2) die historische Ansicht, angewendet auf die beyden altclassischen Sprachen und auf das Gothische.

Der zweyte Band wird die mittelalterlichen Idiome nach demselben compilerischen Systeme der vorhandenen Hilfsmittel, wie solches mit den alten Sprachen geschehen, und endlich die ausführliche physiologische Entwicklung der lebenden europäischen Idiome des vom Verf. ausgehobenen Kreises enthalten.

Dem zweyten oder teleologischen Theile wird ein 3ter und 4ter, vielleicht auch 5ter bis 6ter Band gewidmet seyn. Die beyden ersten in dessen bilden ein Ganzes für sich und führen deshalb auch den oben angegebenen speciellen Titel.



Was nun den nähern Inhalt des bis jetzt fertigen Bandes betrifft, so erscheinen die Rubriken:

## Lautlehre.

### Vocal.

Vocal als Einheit: Umlaut, entwickelte Differenz, Entwicklung der Polarität, Zwischenlaute, Nasenlaute, nasaler Zwischenlaut.

Physiologie des Vocales. —

Diphthong. Physiologie des Diphthongs, Diphthonge aus Vocalen, ächter Diphthong, unächter Diphthonge, Nasaldiphthonge, Diphthonge durch Confluenz, räthselhafte Diphthonge, Diphthonge durch Consonanten.

Vocalische Assimilation.

Consonant. Consonant als Einheit: Spiritus lenis, Schlaglaute, — Duplicität, schwache Seite: Spiranten; starke Seite: Aspirate — Hemmlaute, Nasale, Liquide. Tabelle der Consonanten.

Consonantische Doppellaute.

Physiologische Betrachtungen über die Consonanten.

Natürliche Entwicklung der Schlaglaute. Wechsel der Gebiete: gefloßter, Einzelattraction. —

Beobachtungen an den Hemmlauten.

Consonantische Assimilation, natürliche Zwischenlaute, rückwirkende Assimilation. Uneigentliche Assimilation, oder Confluenz. Paragogische Buchstaben.

Vermittelung der theoretischen Ansicht der Laut-Physiologie mit der historischen.

**Tonlehre.** Quantitätslehre. Accentlehre. Rhythmenlehre. Reimlehre als Anhang. —

Historische Anwendung der vorausgehenden Doctrin auf das Griechische. —

Vocalsystem. Diphthonge. Physiologische Betrachtungen über die Vocale. Mitlautersystem. Physiologische Betrachtungen über die Consonanten. — Quantität und Accent. — Ueber den praktischen Werth dieser Untersuchungen. —

Probestücke griechischer Orthoepie: die jonische Heldenpoesie, die attische Theaterpoesie, die dorische Idyllpoesie. —

Anwendung auf das Lateinische. — Vocale, Consonanten. Quantität. —

Probestücke: der Ictusvers der alten Komiker. Der quantifizierende Vers der gräcistrenden Periode. —

Anwendung auf das Gotische. — Vocale, Consonanten. —

Probestücke aus Alphilas.

Indessen auch dieses trockene Skelett von Ueberschriften kann nur eine kümmerliche Idee gewähren von den mannichfaltigen, nicht selten überraschenden Zusammenstellungen und Aufschlüssen, die schon dieser erste Band enthält und die unter die jüngsten Fortschritte der Sprachwissenschaft überhaupt gezählt werden müssen. Der Styl, in welchem sich hier die körperlosten grammatischen Gestalten wie spielend bewegen, ist von musterhafter Klarheit und zeigt einen Verf., der, unter anderm Namen zwar, auch im heitern, farbigen Reiche der Dichtkunst zu Hause ist.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. März.

Nro. 63.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

De Dionis Cassii fontibus et auctoritate,  
scripsit Dr. R. Wilmans. Berolini apud  
G. Eichler. 1836. S. 46.

Diese kleine Abhandlung hat zum Zwecke, die Autorität eines Geschichtschreibers, der von vielen hoch geschätzt ist, von andern wenig geachtet wird, durch Angabe der von ihm benutzten Quellen näher zu bestimmen; sie ist mehr eine gründliche Vorarbeit, als eine vollendete Darstellung, welche durch die sorgfältigste Vergleichung der Erzählungen im Einzelnen wie im Ganzen bedingt wird. In den bisher bekannten Büchern und Fragmenten findet sich bey Dio nicht, wie bey andern Historikern, eine wenn auch nur gelegentliche Nachweisung der Quellen; nur die Memoiren des Augustus würdiget er einer wiederholten Erwähnung (XLIV, 55. XLVII, 44.); darum ist die besondere Verusung auf Livius und Diodorus in den von A. Majo aufgefundenen Excerpten (Nova Coll. II. p. 548) nicht ohne Bedeutung, noch wichtiger aber ebendasselbst (II, p. 135) das ausdrückliche Geständniß am Eingange seines Geschichtswerkes, er habe fast Alles, was manche (?) über N. G. verzeichnet hätten (*πάντα ὡς εἰπὲν τὰ περὶ αὐτῶν τισὶ χειραμμένα*) gelesen und geprüft, jedoch nur das Wichtigste herausgehoben (*συγγράφα δὲ οὐ πάντα ἀλλ' ὅσα ἰέεσθαι*). Niebuhr hat in seiner N. G. wiederholt (Band II. 13. 191. 597. Band I. 577) darauf aufmerksam gemacht, daß Dio die ältesten Zeiten nicht nach der gangbaren Tradition, wie uns solche im Livius und Dionysius vorliegt, dargestellt habe, sondern zu den

ältern und richtigern Erzählungen, wie sie sich bey Fabius und Junius Gracchanus fanden, zurückgekehrt sey; aus einer solchen Quelle stammt das wichtige Fragment über das Schulwesen der Plebejer, das derselbe in den von Majo 1827 bekannt gemachten Fragmenten zuerst entdeckt und im Rheinischen Museum näher ergänzt und erläutert hatte.

Wiewohl H. W. bey seiner Untersuchung nur die vollständigen und zusammenhängenden Bücher, nicht die Auszüge beachten wollte (S. 2), so konnte er Niebuhrs Urtheil doch nicht stillschweigend übergehen und das erste der in sieben Kapitel getheilten Schrift, führt den Titel: Confirmatur Niebulrii sententia, Dionem in priore operis parte ex Q. Fabio Pictore hausisse. Die abgeriffenen Erzählungen aus dem hannibalschen Kriege, die wir durch Majo kennen gelernt haben, tragen große, oft wörtliche Uebereinstimmung mit Livius, ohne daß man sie aus diesem entnommen glauben könnte. So erwähnt Dio (p. 190 seq.) den Namen des gallischen Volkes (*Ἀρβωνῆσιοι*), welches bey der Rückkehr der römischen Gesandten aus Carthago, als sie die Gallier in ihr Bündniß zu ziehen suchten, entschieden sich gegen die Römer erklärt hatte; Livius XXI, 20, der die Sache erzählt, verschweigt den Namen. In der Angabe der Ringe der in der Cannenischen Schlacht getödteten Ritter folgt Dio einem vom Livius verworfenen Berichte. Was bey Dio p. 542. 544. aus einer Rede des Fabius Cunctator vorgetragen wird, davon steht, nach H. W. Meynung, bey Livius XXII, 25 der Inhalt, und hier ist dieser dem Geschichtschreiber Fabius gefolgt.

Wir halten das Resultat, daß nicht Livius die Quelle des Dio sey, für gewiß; daß ein früherer, und zwar zunächst Fabius Pictor, für sehr wahrscheinlich, bemerken aber, daß jene angebliche Rede des Fabius — der Hauptbeweis — mit Livius keine Ähnlichkeit verrathe, daß vielmehr in Fragmente des Dio der Name des Redners übergegangen sey und die Worte nur nach einer Vermuthung des Mojo (p. 544), die dieser selbst nicht ohne Bedenken äußert, dem Fabius Cunctator zugeschrieben werden. Sind aber auch alle Berichte nach Fabius, so war doch noch zu untersuchen, ob diese Benutzung unmittelbar statt gefunden habe, oder erst durch fremde Vermittlung eingetreten sey, wie etwa des Diodorus, von welchem Niebuhr (II. 61. 367.) gleichfalls bewiesen hatte, daß dessen R. G. aus Fabius Pictor gezogen sey.

Zuverlässiger und zugleich bey dem Umfange des Erhaltenen von weit größerer Bedeutung ist der Beweis des zweyten Capitels: Ostenditur in Dione historiarum Sallustii conspicua vestigia conservari. In der Geschichte des Mithridatischen Krieges unter der Führung des Lucullus und Pompejus, dann der innern Verhältnisse Roms bis Catilina, dem Inhalte des XXXV. und XXXVI. Buches, welche nur durch einzelne bedeutende Lücken unterbrochen werden, ist Dio bald abweichend von der Erzählung anderer, bald bey dem Mangel anderer Schriften einzige Quelle. Daß nun Dio in der Beschreibung seiner Ereignisse die Geschichtsbücher des Sallustius, wenn auch nicht allein, doch vorzüglich vor Augen hatte, hat der Verfasser durch die Vergleichung einiger Fragmente des Römers, welche sonst nirgends erwähnte Thatfachen enthalten und die wir wörtlich ins Griechische übertragen lesen, dann aber auch durch die interessante Bemerkung bewiesen, daß viele historische Angaben bey Aconius eben so wörtlich und genau mit Dio übereinstimmen, Aconius aber — der nicht das Vorbild Dios gewesen, weil dieser Vieles bald übergeht, bald anders

erzählt — zur Erklärung der Ciceronischen Reden besonders die Bücher des Sallustius benutzte und ausgeschrieben hat.

Die Frage des dritten Capitels: Quaeritur an Dio libros deperditos T. Livii secutus sit wird bejaht und durch die Bemerkung erwiesen, daß Dio mit abergläubischer Keuschlichkeit — ein Gebrechen seiner Zeit, man erinnere sich der Schriften des Aristides, Pausanias und anderer — alle Wunderzeichen aufzählt; diese aber finden sich in derselben Art, und mit denselben Worten in dem Buche des Julius Obsequens, der sie aus Livius zusammengetragen hatte; wo nun eine solche Uebereinstimmung herrscht (H. W. hat S. 16 — 17 sämmtliche Stellen gesammelt), hat Dio sicher aus Livius geschöpft; eben so wird man, wo Florus mit Dio gleich steht, auf Livius als die gemeinsame Quelle zurückgewiesen; aber auch wirkliche Fragmente des Livius bey Appian und Seneca finden wir in Dio wieder. Daß er diesen benutzte hatte, lesen wir jetzt in den Excerpten von ihm selbst angegeben, und wenn für die Jahre 675 — 690 Sallustius sein Vorbild gewesen, so ist für die folgenden Zeiten von Catilina bis zu Cäsars Ermordung in den Büchern XXXVII — XLIII Livius der vorzüglichste Führer, der ihn durch die Vollenbung der Form um so mehr ansprechen mußte, als ein gleiches Streben auch bey ihm sichtbar hervortritt und am Eingange seines Werkes (Nova Coll. II. p. 135) deutlich ausgesprochen ist. Für die letzten Jahre der Republik konnte ihm, dem warmen Anhänger und Freunde der Monarchie, der Pompejaner Livius nicht genügen, und er mußte Quellen seiner Parthey aufsuchen, (viertes Kapitel: Indicantur alii fontes). Mag man auch die vom Verf. angeführten Gründe für Mäenas und Agrippa nicht entscheidend halten, gewiß und von Dio selbst zugestanden ist der Gebrauch der Schriften des Octavianus — und wer konnte seinem Zwecke mehr entsprechen? — welche dessen Jugendgeschichte bis zum Cantabrischen Kriege

umfaßten; die bezeichnende Stelle aus jenem Werke bey Plinius Hist. nat. II. 25. ist völlig gleichlautend im griechischen XLV, 7. wiedergegeben; auch die übrigen Fragmente, die uns erhalten sind, kehren dort wieder. Eben so bekannt und gebraucht war ein zweytes Denkmal des Augustus, die Darstellung seines Staatslebens, das auch uns im Monumentum Ancyranum erhalten ist; jedes Lob das der Alleinherrscher sich dort zuschreibt, hat Dio in seine Geschichte aufgenommen. Nur eine Stelle findet H. W. unerklärlich; bey Dio lesen wir XLIV. 35 mit Berufung auf Octavianus selbst, über die Summe des Geldes, das er nach dem Testamente seines Vaters den römischen Bürgern austheilte, καὶ προσηύει . . . δραχμὰς ὡς μὲν αὐτὸς ὁ Ὀκταווῖος γράφει, τριάκοντα, ὡς δὲ ἕτεροι, πέντε καὶ ἑβδομήκοντα ἐνάστω σφῶν δοθῆναι κενέλευκεν. Wundert man sich billig, wie überhaupt über eine solche öffentliche Schenkung verschiedenes berichtet werden konnte, so steigert sich diese Verwunderung noch mehr, wenn Augustus im Mon. Ancyr. (pag. 842 Tacit. ed. Oberl.) gerade das Gegentheil davon sagt: Plebei Romanae viritum II. S. trecentos numeravi ex testamento patris mei. Dieselbe Summe giebt Suetonius (Cäsar c. 83, nicht 23), und Plutarch im Brutus c. 20. δραχμῶν ἑβδομήκοντα πέντε. Natürlich steht diese Autorität unantastbar und wir würden den Irrthum dem Geschichtschreiber zurechnen, wenn nicht die Umstellung der Zahlen im Texte jede Veranlassung dazu aufheben würde. Eine andere wichtige Quelle, aus der er viele kleinliche und unbedeutende Erzählungen, woran er sehr reich ist, schöpfte, sind die von ihm oft genannten acta publica, ὑπομνήματα δημοσία, officiële Berichte und Zeitungen, vorzüglich für die Provinzen bestimmt, über das, was im Senate und in der Hauptstadt vorkam.

Dies sind die Quellen, die der Verfasser namentlich nachzuweisen vermochte; eine sorgfältige Vergleichung der erhaltenen Bruchstücke von Historikern

hat keine weitere Uebereinstimmung mit Dio erwiesen. \*) Daß er Asinius Pollio nicht verschmäht haben wird, macht seine gleiche Gesinnung gegen Cicero sehr wahrscheinlich, und daß er viele andere gekannt und benutzt hat, geht aus den vielfachen allgemeinen Berufungen hervor, wovon im fünften Capitel: De diligentia et fide Dionis gesprochen wird. Aus einer Vergleichung der Dionischen Erzählung mit Sallustius wird gezeigt, daß bey abweichender Erzählung — einzelne und unbedeutende Versehen abgerechnet — Dio anderen Angaben folgte, und H. W. findet die meisten historischen Fehler in der Art der Benutzung der Quellen, wernach spätere, wie Vellejus, Plutarchus einem Sallustius und Cicero gleich gestellt werden; doch ist das Bepispiel, welches dieses beweisen soll, (p. 30) nicht glücklich gewählt. Ueberraschender ist der Inhalt des sechsten Capitels: Queritur, unde Dio orationes operi suo interpositas hauserit; demonstratur, eum Ciceronis orationes secutum esse; demonstratur, Dionem Pseudo — Sallustianae declamationes secutum esse.

(Schluß folgt).

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direktion desselben. I. Bandes 2. Abtheilung. Wien, 1836. 4. Mit 16 Tafeln.

(Vergl. Gel. Anz. Bd. II. S. 239.)

Es macht uns viel Vergnügen, die zweite Abtheilung des ersten Bandes dieser neuen Gesellschaftsschrift sobald nach der ersten anzeigen zu können. Die Aus-

\*) Pag. 25. Omnia enim, quae nobis ex deperditorum aequalium scriptorum historiis exstant fragmenta, diligenter collegi, neque vero unquam eam inveni similitudinem, ut ex iis hausisse Dionem credam. De latinis non constat ei innotuisse: Canasium, Geminum, Saturninum, Nasonem, Ampium, Cornelium, Ballum, Tironeum, Bibulum, Messalam Corvinum, Verrium Flaccum, Masurium Sabinum, Cremutium Cordum; de Graecis vero Timagenem, Artavasdem, Posidonium, Socratem Rhodium.



staltung ist von derselben Schönheit. Die zweite Abtheilung enthält mit fortlaufender Seitenzahl 6 zoologische und eine botanische Abhandlung.

### I. Zoologische Abhandlungen.

#### VIII. Planaria Ehrenbergii von Dr. G. W.

Forde (S. 193 — 206. Mit 1 Kupfertafel).

Eine gründliche und genaue Arbeit, welche die Anatomie und Physiologie der Planarien um ein Bedeutendes weiter fördert und da, wo sie Lücken läßt, in neue Tiefen der Organisations-Verhältnisse niederer Thiere zeigt.

Die fragliche Art will nicht ganz in die Turbellarien-Eintheilung Ehrenberg's passen; sie hat 2 Augen, aber keinen ramifisirten Darm. Der Verf. glaubt, daß ihre verschiedenen Entwicklungs-Zustände Veranlassung gegeben haben, eine Menge Arten aus ihr zu machen. So weit Abbildungen und Beschreibungen früherer Schriftsteller zureichen, glaubt er seiner *Planaria Ehrenbergii* folgende Synonyme vindiciren zu können: *Planaria grossa*, *rostrata*, *Lingua*, *strigata*, *tetragona* Müller, *linearis* Abilgaard, *Fasciola quadrangularis* Pallas, *Derostoma grossum*, *rostratum*, *megalops*, *fusiforme* Dugés. Der Verf. fand seine Exemplare bey Halle, Berlin, Wien; Ref. kann hinzufügen, daß er sie auch österr., aber nicht leicht mit anderen Planarien, bey Erlangen gefunden hat.

Folgendes ist das Wichtigste der Anatomie. Der Bauch-Saugnapf ist groß; halbkugelig, muskulös und führt in einen ziemlich engen, braungefärbten, nicht ramifisirten, oben und unten blindgeendigten Darm. An jeder Seite des Verdauungskanales liegt ein ansehnliches, langes und schmales, etwas gewundenes, durchsichtiges Gefäß, dessen peripherische Endigungen der Verf. eben so wenig, als sein Verhältniß zum Darm ermitteln konnte; es soll ein farbloses Fluidum enthalten und gar keine Thätigkeit der Wände zeigen; es wird provisoriß als Speichel-Organ betrachtet. Indes scheint diese Deutung dem Ref. noch viel problematischer als die Annahme, beide Gefäße wären die Hauptstämme eines Blutgefäßsystems. Offenbar haben sie in Lagerung und Form große Aehnlichkeit mit den Hauptstämmen des von Dugés bey Planarien entdeckten Gefäßsystems und Speichelorgane kommen sonst in dieser ganzen Gruppe so wenig als bey den Trematoden, die eine so nahe Verwandtschaft haben, vor. Merkwürdig sind 12 Bläschen von ansehnlichen blinden Bläschen, welche drüsenartig agaregirt ober und unterhalb des Saugnapfs zu beyden Seiten des Darms gelagert sind; von ihnen sind seine Zäen, vielleicht Ausführungsgänge, bis an

den Saugnapf zu verfolgen. Ob leberartige Gebilde? — Was das Muskelssystem betrifft, so fand der Verf. am Saugnapf keine Zirkel: bloß Längsfasern, dann zwey Muskelstreifen im vorderen Theil des Körpers, und einen in der Schwanzspitze. — Vom Nervensystem und von Sinnesorganen ist nichts wahrzunehmen, bis auf die zwey schwarzen Pigmentflecke, die man als Augen deutet. — (Alle diese sogenannten Augenfiguren verdienen eine recht scharfe mikroskopische Untersuchung. Ref. bemerkt hier, daß er nun bey *Cercaria* augentlos und augenführende Arten beobachtet hat, wonach sich die feineren Angaben von N i s s e n, E h r e n b e r g und dem Ref. übereinstimmend deuten lassen; bey einer Art sind die Augen außerordentlich schön und groß und scheinen selbst kleine Krystallkörper zu enthalten). — Merkwürdig sind die Geschlechtsorgane. Auf jeder Seite liegt ein länglicher, in kurze Blindsäcke ausgefüllter Hode und ein Eierstock; *vasa deferentia* und Etergang münden zusammen; erstere erweitern sich in eine Samenblase; die sogenannte dritte, gemeinschaftliche Samenblase möchte Ref. vielmehr für ein schnellmuskeliges Organ, wie bey den Naderthieren ansehen; ansehnlich und merkwürdig ist die hinter dem Saugnapf gelagerte Kuthe, wo die Geschlechtsheile münden.

Ehe merkwürdig ist die Entwicklungsgeschichte. Bey der Begattung berühren sich zwey Individuen mit der ganzen Bauchfläche. Im Frühling und Anfang des Sommers findet man Individuen mit vielen bis zu 50 farblosen runden Eiern; in den meisten derselben siehe man lebendige Junge. Später, bis zu Ende des Herbsts findet man statt der Eier braune Eierkapseln, die wahrscheinlich mehr als ein Junges enthalten (so hat es Ref. allerdings in den Kapseln von *Planaria nigra* und *lactea* gefunden). Mit der Entstehung dieser Kapseln beginnt auch eine merkwürdige Metamorphose des Mutterthieres; es spaltet sich nämlich der seitliche Rand, das Thier wird dicker und vierkantig, während es sonst platt ist. Vom Gefäß- und Respirationsystem nichts Deutliches; hie und da bemerkt man an verschiedenen Stellen im Innern Andeutungen von Flimmerbewegungen, verschieden von dem Wimperüberzug des Körpers, der immer thätig ist. Der Verf. erinnert dabey an die muthmaßlichen, Nussknotenförmigen Organe bey Naderthieren. Was Nordmann bey *Diplozoon paradoxum* für Kreislauf ansieht, ist (womit Ref. übereinstimmt) nach unserm Verf. ebenfalls Flimmerbewegung.

Die Abbildungen in Kupferstich erläutern diese anatomischen Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. März.

Nro. 64.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



De Dionis Cassii fontibus et auctoritate,  
scripsit Dr. R. Wilmans. Berolini apud  
G. Eichler. 1836. S. 46.

(Schluß.)

Das XXXVI. Buch enthält die Geschichte des Krieges mit den Seeräubern und den Anfang des Mithridatischen; von legerem wird die Wahl des Pompejus zum Feldherrn durch die lex Manilia, welche Cäsar und Cicero unterstützten, nur angedeutet, von ersterem aber sind die Verhandlungen der Lex Gabinia vollständig mitgetheilt (cap. 6—20.), und wir finden ausführliche Reden von Pompejus, Gabinus und Catulus (diese verstümmelt, auch der weitere Verlauf der Volksversammlung ist ausgefallen). Hr. W. macht auf die Aehnlichkeit der Rede des Gabinus und der des Cicero pro lege Man. aufmerksam und erkennt in dieser die unmittelbare Quelle des Griechen. Die ganze Erzählung, wie Dio sie erhalten hat, ist von solcher Belehrung und Wichtigkeit, daß zum historischen Verständnisse, so wie zur Würdigung jener Ciceronischen Rede, sie allein den genügenden Commentar bildet und keine der vielen Bearbeitungen des römischen Redners sie als Einleitung, so wenig als die des Aconius zur Mithridatica, sollte übergangen haben. Aber so übereinstimmend auch im Leben des Pompejus Cicero und Dio sind, so scheinbar beim ersten Anblick eine Nachahmung sich aufdringt, so folgt diese doch keineswegs nothwendig; Pompejus hatte vor den übrigen Feldherrn so entschiedene Vorzüge, daß jeder,

der öffentlich für ihn sprach, dasselbe hervorheben mußte. Wie kommt es, daß Dio, was Cicero über den Pompejus bey der Vertheidigung der Lex Manilia vorträgt, den Gabinus für seinen Antrag sagen läßt? Dieser wesentliche Unterschied hätte besonders beachtet werden sollen; und wenn Dio diese Rede gelesen, sogar angeschrieben hat, wie steht es mit dem ihm S. 30 gemachten Vorwurfe, wo ihm falsche Uebersetzung aufgebürdet und er aus ihr berichtigt wird? und endlich woher hatte Dio die Rede des Pompejus, des Catulus? denn daß auch letzte aus Cicero genommen, weil in ihr ein Gedanke erwähnt wird, den Catulus wirklich geäußert hatte, wird Niemand im Ernste glauben. Die sorgfältigen Geschichtschreiber, die jenen Ereignissen nicht fern standen, wie ein Callistus, hatten gewiß den Inhalt der bedeutendsten Sprecher im Allgemeinen überliefert, oder selbst in deren Sinn erdacht; aus solchen hat Dio geschöpft; und die Gleichheit der Person und Sache — Gabinus und Cicero empfahlen die Wahl des Pompejus zum Feldherrn — mußte auch ähnliche, selbst gleiche Gedanken und Ausdrücke hervorgerufen. Nicht überzeugender ist uns der Schluß, jene merkwürdige Stand- und Schandrede des Q. Julius Calenus (XLIII. 1—28) gegen Cicero sey nach der dem Callistus zugeschriebenen Declamatio bearbeitet, wornach die Abfassung dieses Machwerkes in eine frühere Zeit als Dio lebte, fallen würde; dieses ist aber viel zu leer und gehaltlos, um als Ausfluß der Dionischen Stromrede gelten zu können; dieß konnte auch H. W. nicht entgehen, daher glaubt er, der erste Theil, die Vertheidigung des

Antonius, sey wie schon Fabricius urtheilte, aus dessen Gegenschrift, den ἀντιγραφαὶ πρὸς τοὺς Φιλίππου. Gewiß hat auch Antonius die Blößen, die Cicero's Privatleben darbot, hervorgehoben und die hier dargelegten Beschuldigungen wird in ihren Hauptzügen, wie etwa Mißbrauch der Anwendung der Redekunst, keiner der Gegner übergangen haben.

Das letzte Capitel: Disputatur de natura et indole historiarum Dionis gibt die Uebersicht und Folgerungen des bereits Gesagten. Die frühere Geschichte Roms ist mit Venüßung der vorzüglichsten Quellen bearbeitet; die seiner Zeit von 180 — 229 aus eigener Beobachtung, nicht aus fremden Berichten geflossen, er wollte Roms Größe und Macht belehrend für alle darstellen; darum werden äussere Verhältnisse nur in so fern sie im wesentlichen Zusammenhang mit Rom stehen, berührt; die Form hat das Streben, den Thucydides nachzubilden, der pragmatische Zweck der Geschichte ist ihm mit Polybius gemein, daher das Forschen nach Gründen und Ursachen; chronologische Bestimmungen werden weniger als billig beachtet und hierin viele Mängel und Gebrechen. Seine ethischen Betrachtungen, die er mit der Erzählung verbindet (histoire raisonnée) drücken überall Liebe zur Tugend und den Haß gegen das Laster aus. Die Uebergengung, daß nach der eingetretenen Verschlechterung des römischen Staates, und der Unmöglichkeit einer Rückkehr in den früheren bessern Zustand alles Heil der Erhaltung nur in der monarchischen, nicht in der demokratischen Verfassung zu suchen sey, (ἀδύνατον μὲν ἐν δημοκρατίᾳ σωθῆναι, ἀδυνατώτερον δὲ μὴ σωθῆναι οὐνοῦσαι XLIV. 2.) hat ihm viele Gegner und unbillige Beurtheilungen zugezogen, man tadelte ihn als den gemeinsamen Feind aller freygesinnten, edlen Römer; dieß ist unrichtig, Dio unterscheidet das Individuum von dem Princip, dem er huldigt, und obßchon der von Cäsar eingeführten Verwaltungsform völlig zugethan, entgeht

der Machthaber doch nicht bitterm Tadel (XXXVIII. 11.), so wie Cato und Pompejus das ihnen gebührende Lob empfangen; aber Unbeständigkeit und Wankelmuth ist ihm unverzeihlich, daher seine allzuhastigen Ausfälle gegen Cicero, in dem er nur einen eiteln, feilen Partheygänger, zugleich aber die Ursache von der Ermordung Cäsars und den darauf erfolgten Unruhen des Reiches sieht. Dieser Vorzüge ungeachtet entfernen ihn abergläubische Gesinnung, Breite und Ausdehnung der Erzählung und Heranziehen fremdartigen Stoffes, — er überladet seine Geschichte mit naturhistorischen, geographischen, mythologischen Bemerkungen — wenn auch nicht aus der Zahl der wichtigen, doch aus der Reihe der ersten Geschichtschreiber.

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben. 1. Bandes 2. Abtheilung. Wien, 1836. 4. Mit 16 Tafeln.

(Fortsetzung.)

IX. Decas orthopterorum novorum descriptis Aug. Freder. Comes Marschall. p. 200 — 218. Mit illuminirten Abbildungen auf Taf. XVIII.

Der eben so anspruchlose als gründliche Beobachter gibt hier genaue Beschreibung von 10 neuen Heuschrecken. 1) Locusta viennensis, am Fuße des Kahlenberges bey Wien von Kollar gesammelt. 2) Scaphura chalybea, Brasil, der Sc. nitida von Spix und Martins ähnlich. 3) Gryllus cylindricus, Sicilien. 4) Gr. fusco-vittatus, wohl aus Ost-Indien oder vom Kap. 5) Gr. frenatus, Brasilien. 6) Gr. squalidus, Brasilien. 7) Gr. vitreipennis, Nordamerika. 8) Gr. xanthochlorus, Brasilien. 9) Gr. cuceros, Brasilien. 10) Gr. bucephalus, Brasilien.

Sämmtliche Arten befinden sich im kaiserlich-königlichen Museum und sind bis auf No. 2. auf der Tafel abgebildet.



X. Ueber einige neue oder nicht gehörig unterschiedene Cyprinen nebst einer systematischen Darstellung der europäischen Gattungen dieser Gruppe von Jakob Heckel. Mit 2 Kupfer- und einer Steindrucktafel. (S. 221 — 233).

Diagnosen, dann genaue und ausführliche Beschreibung von folgenden angelisch neuen Arten: 1) *Cyprinus hungaricus* Heckel. Dem *Cypr. carpio* ähnlich, allein durch seine weniger hohe, breitere, bei allen Individuen fast walzenförmige Gestalt, durch seine größeren Augen und mehr abgerundete Schuppen auffallend verschieden; häufig im Neusiedlersee. 2) *Cypr. Kollarii* Heck., der Karausche *Cypr. carassius* ähnlich aber etwas weniger länger, zu beiden Seiten sehr flach gedrückt, mit spitzerem Kopf, runden kleineren Schuppen und schwarzen Flossen. Neusiedler See. 3) *Abramis Schreibersii* Heck. gleicht am meisten dem *Cyprinus Ballerus* mit Ausnahme des Kopfs, der durch seine vorstehende Nase und Mund dem *Cypr. vimba* sich nähert, von diesem aber wieder durch die sehr lange Analflosse unterschieden ist; häufig in der Donau unter Wien. 4) *Abramis Leuckartii* Heckel. Ähnet in der Gestalt dem *Cyprinus Blicca*, ist aber weniger hoch, mehr gestreckt, mit längerem Kopf, kürzerer Analflosse und etwas kleineren Schuppen, die Schwundflossen haben nur eine Reihe Zähne. In schnellfließenden Stellen der Donau. 5) *Abramis Vetula* Heckel, am meisten dem *Abr. Brama* ähnlich, aber durch seinen schmälern, hohen, gestreckten Körper, den dicken großen Kopf, die stark abwärts gebogene Nase leicht kenntlich. Häufig im Neusiedler See. 6) *Phoxinus Marsilii* Heckel, von *Phox. laevis* durch mehrere Merkmale unterschieden. In Bächen der Wiener Gegend. Außerdem werden noch 7) *Phoxinus laevis* Belou, Agassiz und 8) *Aspius mento* Agass. genauer beschrieben.

In wie weit diese wahre neue Arten oder im Oser'schen Sinne klimatische Varietäten sind, wird die Zeit lehren. Ohne Autopsie kann darüber kein Urtheil abgegeben werden. Die beigegebenen Tafeln sind unskimmirt, mehr in Linirissen, aber mit Uebrig der Schwundflossen und Ausföhrung einer einzelnen Schuppe.

## XI. Monographie der Gattungen *Amphistoma*

und *Diplodiscus*, von Dr. C. M. Diesing. Mit 2 Kupfer- und 1 Stein Tafel (S. 237 — 260).

Diese vortrefliche Arbeit reißt sich würdig an die in der ersten Abtheilung der Annalen gegebene Ueber Pentastoma von demselben Verfasser an.

Diesing trennt mit Rißsch die *Amphistomena capite continuo* (von Rudolphi) von der Gattung *Amphistoma* als *Holostomum* Rißsch, er bildet jedoch noch eine neue Gattung *Diplodiscus* für zwey sonst hierher gerechnete Arten, wovon sich die systematische Gruppierung folgender Weise stellt.

*Amphistoma*, Rud. Nitzsch. Diesing.

*Corpus molle compressum vel teretiusculum. Os terminale aut laterale. Acetabulum suctorium imperforatum, in postica corporis parte situm, terminale vel laterale. Genitale masculinum simplex filiforme aut papilliforme.*

Folgende Arten gehören hieher und sind, die neuen mit nov. species bezeichnet, alle von Pütterer in Brasilien gefunden. Die zweifelhaften, nicht vom Verf. selbst untersuchten Arten sind ausgeflossen.

- 1) *A. conicum* R. 2) *A. giganteum* nov. spec.
- 3) *A. subtriquetrum* R. 4) *A. Hirudo* nov. spec.
- 5) *A. cylindricum* nov. spec. 6) *A. ferrum equinum* nov. spec. 7) *A. megacotyle* nov. spec. 8) *A. lunatum* n. sp. 9) *A. oxycephalum* nov. spec. 10) *A. attenuatum* nov. spec. 11) *A. truncatum* R. 12) *A. unciniforme* R.

*Diplodiscus*, Diesing.

*Corpus molle teretiusculum vel compressum. Os terminale. Acetabulum suctorium terminale aut laterale, vaginaus aperturam genitalem disciformem, protractilem.*

- 1) *Diplod. sulclavatus* (*Amph. subclavatum* Rud.) 2) *D. unguiculatus* (*A. unguicul.* Rud.)

Alle Arten sind vortreflich, auf schwarzem Grunde, abgebildet. Die Notizen über das Vorkommen sind sehr interessant. Unter den Säugethieren finden sich die Arten vorzüglich bei Wiederkäuern, namentlich bei Hirschen, in der alten und neuen Welt; bei Vögeln nur bei 5 Arten der neuen Welt, ferner in 7 Arten brasilianischer Fische. Die Gattung *Diplodiscus* ist nach



den bläscherigen Erfahrungen auf die Batachier beschränkt.

Vortrefflich scheint die Anatomie, von sehr schönen Abbildungen begleitet, zu sein; sie wurde an A. giganteum angestellt und beschäftigt, wie zu erwarten war, bis auf kleine Abweichungen, die Angaben von Vojanus und Laurer über *Amph. conicum*.

Die äußeren Bedeckungen bestehen aus verschiedenen, gut abgebildeten Lagen. Darm, Geschlechts- und Nervensystem im Wesentlichen, wie Vojanus und Laurer es fanden. Wichtig sind die Angaben über das Gefäßsystem, welches wohl allgemein bei den Trematoden ist und bei *Distoma* von Mehlis, Baer, Creplin, Nordmann, Siebold an verschiedenen Arten nachgewiesen wurde. Auf der Oberfläche des Magens und Darms entspringen zahlreiche, unregelmäßig vertheilte Kanäle (*vasa nutritia*) und diese Kanäle bilden endlich Bündel, die, von Parenchym umgeben, durch die Lücken des letzteren hindurchziehen, sich vereinigen, und dann in einen Hauptstamm zusammenfließen, der fast vom Kopfe bis gegen den oberen Rand des Saugnapfs sich mehrfach schlängelnd verläuft und endlich am Rücken des Thieres etwas über dem Saugnapf mit einer kleinen, warzenförmigen, oft aber verschwindenden Erhöhung endigt. Dießung befreit die Annahme von Mehlis, Baer und Siebold, als sey das foramen caudale ein Excretions-Organ. Er stellt eine andere Hypothese auf und betrachtet es als ein Sicherheitsventil, um überflüssige Säfte zu entleeren; ihm ist auch, mit Laurer, das Gefäßnetz der Trematoden und Pentastomen (aus denen der Verf. bekanntlich eine eigene Ordnung bildet) dem Lymphsystem analog und eigentlich nichts anderes, als ein in seine feinsten Verzweigungen zerfallener Darmkanal. — Mit einem verzweigten und geschlossenen Darmkanal scheint die Vereinigung beider Geschlechtsapparate in einem Individuum zum Normalzustande zu gehören; die ganze Ordnung der Trematoden bietet kein Beispiel der Ausnahme von dieser Regel.

## XII. Monographische Darstellung der Gattung *Acipenser* von L. J. Fitzinger und J. Heckel. Mit 6 lithographirten Tafeln. (S. 261 — 326).

Diese ausführliche, kompakter als die übrigen gedruckte Abhandlung giebt genaue Beschreibung der bisher entdeckten Erd- Arten mit ausführlicher Angabe der Litteratur, der geographischen Verbreitung, der Dimensions-Verhältnisse, Alters-Veränderlichkeiten, Monstrositäten und ist nicht wohl eines Auszugs fähig. Wir begnügen uns daher mit Aushebung des Schema's.

A. Rückenschilder nur nach vorne zu abgedacht,

hinten am höchsten, in einen Haken endigend, und bis zum Haken hinaus offen.

a) die Haut nur mit kleinen, fahnenförmigen Knochenhäppchen bedeckt. Die Bartfäden gefranst.

1) die Unterlippe vollkommen zusammenhängend. Lionisior. (*A. glaber*).

2) die Unterlippe getrennt, nur rudimentär. *Acipenser* (*A. sinensis*, *Gmelini*, *Ruthenus*, *Aleutensis*, *maculosus*, *oxyrhynchus*.)

b) die Haut mit größeren und kleineren fahnenförmigen Knochenhäppchen und größeren sternförmigen Knochenchildern bedeckt. Die Bartfäden einfach. Die Unterlippe getrennt, rudimentär. *Helelopes*. (*A. stellatus*).

B. Rückenschilder nach beiden Seiten zu abgedacht, in der Mitte am höchsten, in einen Haken endigend.

a) die Haut mit kleineren und größeren sternförmigen Knochenchildern bedeckt. Bartfäden einfach; Unterlippe getrennt, rudimentär. — *Antacei* (*A. Schypa* — *A. Gildenstaedtii*)

b) die Haut chagrinartig, mit stumpfseckigen Knochenhäppchen gekörnt; Bartfäden einfach; Unterlippe getrennt, rudimentär. *Sturiones* (*A. Heckelii*, *Sturio*).

c) die Haut durch spitze Knochenhäppchen rauhpunctirt; die Bartfäden plattgedrückt, bandförmig, mit einer Zahne versehen; Unterlippe getrennt, rudimentär. *Husones*. (*A. brevisrostris*, *rubicundus*, *macrostomus*, *dauricus*, *Huso*).

Von den 17 bekannten Stör-Arten gehören 14 der alten, 6 der neuen Welt an. Die neue Art *A. Heckelii* Fitz. soll sich bloß auf das adriatische Meer, von wo er den Po, die Etsch, die Brenta heraufsteigt, beschränken.

## XIII. *Species insectorum Coleopterorum novae*. Descriptis Kollar. Mit einer colorirten Tafel. (S. 329 — 336).

Fünf neue Cicindelen, aus Brasilien, Ostindien und Nord-Amerika. Eine neue Gattung, *Damaster* Kllr. aus der Familie der Carabiden, in der Nähe von Cyclus, die Art: *Damaster blaptoides*, wahrscheinlich aus Japan; drei neue *Panagaeus*, ein *Oryctes* aus Sizilien, ein *Hexodon* aus St. Mauritius, ein *Panus* aus Ost-Indien.

K. W.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. April.

Nro. 65.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Patereuli quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Jo. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Sallusti orationes et epistolae ex deperditis historicarum libris expressae ex codice Vaticano MMM. DCCC. LXIV. — Lipsiae apud Weidmannos A. 1835.

2. C. Velleji Patereuli quae supersunt etc. Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum conjecturas denuo recognovit atque epistolam ad Jo. Casp. Orellium praemisit Jo. Theoph. Kreyszig. Misnae, sumptibus et typis C. F. Winkichtii et fil. MDCCCXXXVI.

3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. — Inest censura editionis Orellianae. Altonae. Typis et impensis J. F. Hammerich. 1836.

4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensis IX. Calend. Septembres MDCCCXXXVI rite celebranda collegii professorum nomine indicit Carolus Felix Halm, gymnasii professor. Insunt emendationes Velleianae. — Monachii typis librariae scholarum regiae.

## Dritter Artikel.

Ist Hr. Orelli's Ausgabe des Vellejus schon an sich sehr verdienstlich und dankenswerth, so muß

ihr auch noch das mittelbare Verdienst zuerkant werden, daß sie neuerdings die Aufmerksamkeit der Philologen auf den der Hilfe noch sehr bedürftigen Vellejus gelenkt, einige Versuche nachhelfender Schriften jetzt schon hervorgerufen hat, und deren ohne Zweifel noch mehrere hervorgerufen wird; wodurch sich uns die erfreuliche Aussicht eröffnet, daß durch rüstiges Zusammenwirken Mehrerer vielleicht bald ein, so weit es die gegebenen Hilfsmittel gestatten, völlig gereinigter Text unseres Schriftstellers werde hergestellt werden.

Soll indeß die Sache wirklich gelingen, so müssen vor allem alle diejenigen, welche daran mitzuarbeiten sich berufen fühlen, über ein festes Princip der Bearbeitung einig werden, und selbst für die Conjecturalcritik gewisse, feste Haltpuncte zu gewinnen suchen; dann, ohne vorreiliges Haschen nach nichtigem Lobe, zuerst gegen sich selbst und die eigenen Erfindungen strenge seyn, um eine der Sache förderliche Strenge (natürlich mit Beseitigung aller Persöulichkeiten) mit Zug und Recht auch gegen Andere üben zu können. Von diesem Gesichtspuncte aus, wünscht der Verf. gegenwärtiger Anzeige alles betrachtet zu sehen, was er bisher über Hr. Orelli's Arbeit gesagt hat, sowie Alles, was er über dieselbe und über die andern eben angeführten Schriften im Verfolge dieser Anzeige noch sagen wird; und in der Voraussehung, hiemit möglichem Mißverständnisse vorgebeugt zu haben, will er nun zunächst die Edition des Vellejus von Hr. Kreyszig besprechen.

Herr Kreyszig giebt uns, (damit wir sogleich mit der Hauptsache beginnen) einen — ohne Unterbrechung durch Anmerkungen, Anführung von Ba-

rianten dgl. — in einem Zusammenhange fortlaufenden, bloß in Kapitel geschiedenen Text, der, so wie er liegt, ohne Anstand, gleichsam als ächter Text des Vellejus lesbar seyn soll. Zu Stande gebracht hat er diesen Text dadurch, daß er den Text Drelli's, jedoch so abdrucken ließ, daß an ungefähr 900 Stellen die bey Drelli im Ex. correctum gegebenen Worte und Sätze, an den übrigen ungefähr 100 Stellen aber, mit Abweichung von Drelli, theils aus den Urkunden, theils aus fremder, theils aus eigener Conjectur dasjenige in die Reihe des Textes eingerückt wurde, was denselben zu berichtigen und genießbar zu machen schien. Hr. Kreyßig theilt somit in Ansehung der ersten 900 Stellen mit Hrn. Drelli, nicht das Verdienst des Guten, wohl aber die Schuld des Verfehlten, insofern er dieß, ohne gehörige Prüfung jenem folgend, in den Text genommen hat; dagegen in Ansehung der letztern 100 Stellen, worin er von Dr. abweicht, Verdienst und Schuld ihm allein zugeschrieben werden muß.

Gefehlt nun hat Hr. Kreyßig, nach unserm Urtheile, erstens im Allgemeinen schon darin, daß er in fast blindem Vertrauen auf Dr. mit diesem den Amerbachischen Text seiner Ausgabe zu Grunde legte: er hält nämlich die Amerb. Handschrift für ein „integrius Codicis Murbacensis exemplum,“ glaubt, man müsse, um den durch Willkühr und Nachlässigkeit der frühern Ausleger und Herausgeber des Vellejus verderbten Text zu berichtigen, dahin streben, „ut singulorum scriptura locorum ad normam Codicis Amerbachiani . . . usque quaque exigatur; ita tamen, ut Velleji editio princeps, quam a Rhenano ex vitioso codicis Murbacensis exemplo derivatam, a Burerio autem, quem nonnulla praetermississe nemini, qui codices versaverit, mirum videbitur, ex ipso codice unico diligenter emendatam esse constat, in auxilium vocetur, atque in locis nec co-

dicis Amerbachiani, nec editionis Rhenanianae ope restituendis ad conjecturae probabilitatem decurratur,“ und äußert endlich: Quo magis autem laetor, permultos Velleji locos Codicis Amerbachiani ope rectius certiusque constitui et vana Rhenani aliorumque editorum commenta re multo manifestius quam verbis refutari potuisse, eo magis doleo, superesse complures etc.“ Alles, nach dem von uns oben geführten Beweise falsch und verkehrt; ganz irrig insbesondere die Annahme von zweyerley Abschriften des Murb. Cod., einer reinern, welche der Am. Cod. seyn soll, und einer fehlervollen, nach welcher Rhenan seine Edition habe drucken lassen. Rhenan klagt über eine „properanter ac infeliciter“ gemachte Abschrift des Murb. Cod.; nach dieser also, sey sie die jetzt bekannt gewordene Amerbachische oder eine andere gewesen, hat er, dem schon der M. Cod. selbst zu sehr verstimmt und sonst entstellt war, seine Ausgabe gewiß nicht drucken lassen, und folglich noch weniger nach einer noch schlechtern, sondern, wenn überhaupt nach einer Abschrift (worüber wir übrigens nichts wissen), ganz gewiß nach einer mit aller möglichen Sorgfalt gearbeiteten Abschrift und jeenfalls unter beständiger Zuziehung des Murb. Cod. selbst, welcher zur Zeit des Druckes und urkundlich selbst noch nach vollendetem Drucke bey Frobenius in Basel lag, wie denn auch Rhenanus selbst, wahrscheinlich während der ganzen Zeit des Druckes, urkundlich gewiß aber um die Zeit der Beendigung desselben in Basel anwesend war, da die Schlußrede (Epistola) von ihm an den Leser, womit die Ed. princeps Pag. 69. f. endigt, so datirt ist: Basileae. Decimo septimo Calend. Decembris. Anno M.D.XX., dagegen die um drey Wochen später geschriebene Dedicatio so: Seletstadii, Sexto Id. Decembris Ann. M.D.XX. Verkehrt ist es ferner, nach Allem, was wir schon oben abgehandelt haben, wenn



Hr. Kreyßig verlangt, daß die Schreibung jeder Stelle im Vellejus zuerst nach der Nischschnur des Am. Cod. geprüft und die Ed. princ. nur hinzutend rein zu Hilfe genommen werden soll. Verkehrt und in sich selbst Widerspruch tragend ist diese Forderung Kreyßigs auch insbesondere darum, weil er selbst sagt, daß die, aus einer fehlerhaften Abschrift des Murb. Cod. abgeleitete, Ausgabe Nhenans durch Burer und zwar nach dem einzigen (Murb.) Coder selbst, genau verbessert worden sey. Oder wollte Herr Kreyßig selbst hiemit die Güte und diplomatische Zuverlässigkeit der Ed. princ. (Burers Emendationen eingeschlossen) angedeutet haben? So hätte er dieß ohne zweydeutige Complimentenredey, unumwunden herauszusagen und seiner Ausgabe eben die Züßtin aller Editionen unsers Schriftstellers, nicht den Amerbach'schen Text zum Grunde legen sollen. Ungegründet endlich ist, was Hr. Kreyßig behauptet, daß sehr viele Stellen des Vellejus vermitteltß der Amerb. Abschrift richtiger und zuverlässiger conßituirt und die vana commenta Nhenans und A. thatßächlich haben v. d. r. e. g. l. e. g. t. werden können; denn Amerbach's Hdßchr. bietet außer einigen wenigen, treffenden Conjecturen, wie oben gezeigt, durchaus nichts besseres als die Ed. princ. dar, und einige vana commenta, welche Nhenan in den Text zu bringen sich erlaubt hat, sind weiter nichts, als ein Seitenstück zu manchen mißlungenen Conjecturen Amerbach's, aber mit dem großen Unterschiede, daß die Nhenan'schen insgesammt durch Burer berichtigt sind, die Amerbach'schen dagegen, (einige Fälle abgerechnet, in denen Amerbach selbst ohne Zweifel aus der Ed. princ. nachbesserte) unberichtigt stehen, und nun doch sogar als handschriftliche Autorität gegen Nhenan und Burer geltend gemacht werden wollen. So viel über den ersten, durch das Ganze hindurch waltenden Grundfehler der Kreyßig'schen Ausgabe des Vellejus.

Mit unserm Urtheile über Hrn. Kreyßig's Lei-

stungen im Einzelnen beschränken wir uns natürlich auf jene Centuria von Stellen, in welchen er nicht bloßen Abdruck Drelli's, wie in den andern neun Zehnthellen, sondern Eigenthümliches und Besseres als dieser hat geben wollen. Und darüber selbst sagen wir im Allgemeinen frey heraus, daß wir von diesen 100 Eigenthümlichkeiten Hrn. Kr. nur etwa ein Viertel, und von den darunter begriffenen selbsteigenen Vorschlägen desselben, ungefähr 25 an der Zahl, wieder nur ein Viertel als wahre Emendationen anzuerkennen uns veranlaßt finden. Zu den letztern, die Wahrheit ganz oder theilweise treffenden Vorschlägen rechnen wir z. B. II, 20, 1. wo er gibt: *seditione, sed quam dux conflaverat*; II. 35, 1. *clarissime illuminavit*; II. 47, 1. *agminibus* ohne in u. s. w.

Zu den verkehrten dagegen zählen wir zuerst diejenigen drey, welche Hr. Kreyßig selbst (gleich im Anfange seiner Epistola an Hrn. Drelli) als wenigstens wahrscheinlich gelungen und als geeignet hervorhebt, die fraglichen Stellen gegen die eiteln Conjecturen Anderer in Schutz zu nehmen. Sie sind:

1. Lib. II, 2, 2. wo er in den Text setzt: *aliquid a se pactum* (statt *factum*); wogegen wir nur dieß zu sagen uns begnügen, daß, wenn *factum* nicht von Bell. stammt, wie wir allerdings glauben, dieser nach unserer Meynung viel wahrscheinlicher *aliquid a se actum* als *a. a se pactum* geschrieben habe. Zur Vergleichung II. 43, 1. „*qui omnia ab iis acta fecerat inrita*;" und II. 44, 2. „*ut . . . acta in transmar. provincis . . . per Caesarem confirmarentur consulum*.“

(Fortsetzung folgt.)



Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte,  
herausgegeben von der Direction desselben. 1. Band  
des 2. Theilung. Wien, 1836. 4. Mit 16  
Tafeln.

(Schluß.)

## II. Botanische Abhandlungen.

1. Monographie der Mollugineen und Steudelien, zweyer Unterabtheilungen der Familie der Portulaceen (nebst einem Zusätze zur Abhandlung über *Acanthophyllum*). Von Dr. Eduard Fenzl. (S. 337 — 384 mit 1 Kupfertafel).

Der rühmlichst bekannte Herr Verfasser, welcher schon seit mehreren Jahren mit einer Monographie der *Uffineen* beschäftigt ist, gibt uns in dieser Abhandlung die Resultate von Untersuchungen über verwandte Familien, zu welchen ihn ohne Zweifel jene Arbeit veranlaßt hat.

Nach einer kurzen historischen Einleitung über die natürliche Familie der *Portulaceen* und die ihr von früher bereits angehörigen Gattungen werden die *Mollugineae* Bartl. durchgegangen, und die genera *Mollugo*, *Pharnaceum*, *Physa*, *Stuedelia* und *Balardia* ebenso wie unter den *Alsineen* *Schiedea* und unter den *Ficoideen* *Glinus*, *Sesuvium* und *Orygia* mit den *Portulaceen* vereinigt. Dagegen wird die Verbindung der *Ficoideen* lediglich auf die Gattungen *Tetragonia*, *Aizoon* und *Kolleria* beschränkt, indem *Mesembryanthemum* des völlig abweichenden Fruchtbaues wegen eine eigene Familie bilden muß.

Die unterscheidenden Charaktere der *Alsineae*, *Paronychiaceae*, *Portulacaceae*, *Ficoideae* und *Mesembryanthemaceae* werden sodann in der Weise aufgestellt, daß die letzteren sich zunächst durch *placentatio dorsalis* von der erstern vieren unterscheiden, denen eine *plac. centralis* zukommt. Die *Ficoideen* zeichnen sich sodann durch die eckige oben abgeplattete oder eingedrückte Kapsel aus, deren Karpellen zugleich an der freien Bauch- und an der Rückennath oder auch (verköchernt) gar nicht aufspringen, während bei den *Uffineen*, *Paronychiaceen* und *Portulaceen* die Bauchnath der Karpellen mit der Centralaxe (ursprünglich oft nur idell) verwachsen ist. Die *Portulaceen* sondern sich ferner von *Uffineen* und *Paronychiaceen* durch die Insertion der fruchtbaren Staubgefäße, indem bei ihnen der äußere Staubbeutelkreis konstant verkleinert, oder manchmal auch in Ge-

stalt kleiner Blumenblätter, 3. B. *Glinus*, *Schiedea* etc. (die jedoch den Kelchblättern gegenüberstehen) auftritt, nie aber fruchtbar ist, wogegen der folgende mit den *sepalis* alternirende Kreis *Antheren* trägt. So ist es selbst bei den triandrischen Arten, wo die Staubgefäße immer mit den Rückenerven der Karpellarblätter abwechseln und vor den Rändern der letzteren stehen. Den vlermännigen Arten stehen immer 2 Staubgefäße zusammen (eines vom zweiten und eines vom vierten Kreise?) in der Furche zwischen je 2 Karpellarblättern und mit der zunehmenden Zahl der stamina bilden sich auf diese Weise Büschel von 3 — 4 Staubgefäßen vor jeder Fruchtknotenfurche. Ist hier immer der erste, dritte, fünfte Kreis unterdrückt, und nur der zweite, vierte, sechste u. s. w. entwickelt? Der Herr Verfasser spricht sich darüber nicht genauer aus. Die *Uffineen* und *Paronychiaceen* endlich, deren (äußere) Staubgefäße den Kelchblättern gegenüber stehen, weichen nur habituell darin von einander ab, daß erstere die stipulacae seßen, welche bei letzteren, meistens in Gestalt durchsichtig häutiger Schilppchen, vorhanden sind.

Eine synoptische Uebersicht der *Portulaceen* theilt nun die Familie in drei Unterabtheilungen:

1. *Stuedeliaceae* mit einsamer nicht aufspringender Kapsel. Gattungen: *Stuedelia*, *Portulacaria*.
2. *Portulacellae* mit ringum aufspringender Kapsel (caps. circumscissa). Gattungen: *Cypsolea*, *Portulaca*, *Sesuvium*, *Trianthema*.
3. *Talineae* mit in Klappen aufspringender Kapsel.
  - A. Kelch 2 — 5 (sehr selten 8 — 9) blättrig oder theilig. *Calandrinieae*. Gattungen: *Grahamia*, *Anacampseros*, *Lewisia*, *Calandrinia*, *Talinum* mit unbestimmter und *Moatia*, *Claytonia*, *Leprinia* und *Ullucus* mit bestimmter Anzahl der Samen.
  - B. Kelch regelmäßig 4 — 5 spaltig oder theilig. *Mollugineae*. Gattungen: *Schiedea*, *Colobanthus*, *Balardia* mit einsächriger und *Glinus*, *Axonotichium*, *Orygia*, *Hypertelis*, *Pharnaceum*, *Mollugo*, *Mallogonum*, *Coelanthum* mit 5 — 5 sächriger Kapsel.

Die mit großer Schärfe gegebenen Charaktere der einzelnen Gattungen müssen im Buche selbst nachgesehen werden.

Den Schluß bilden die ausführlichen Beschreibungen der Gattungen *Axonotichium*, *Glinus* und *Mollugo* mit ihren Arten.

Die beigefügte Tafel gibt ein anschauliches Bild der Verwandtschaft zwischen den *Portulaceen* und den oben erwähnten ihnen nahestehenden Familien.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. April.

Nro. 66.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus, etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc.—
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

2. Lib. II. 59, 6., wo Hr. Kr. statt in colorem arcus, wie P. A. geben, in den Text setzt: in colorem arcum, und darüber in der Epist. (pag. XXXVIII.) sich so äußert: „Sic hunc locum, quum neque rotundari in colorem arcus, neque colorem arcus velut coronam imponere recte dicatur, correctione uti facillima, ita certissima restituisse mihi videor.“ dann Cicero und Virgilius anruft, um zu beweisen, daß sie dem Regenbogen varios colores zugeschrieben oder ihn aus „nubibus quodam modo coloratis“ entstanden gedacht haben u. s. w. Dagegen bemerken wir nur, daß zwar der Regenbogen allenfalls ein arcus colorem genannt werden könne, daß aber nicht jeder arcus colorem ein Regenbogen und folglich jener Ausdruck für sich allein diesen zu bezeichnen nicht gemacht sey. Ref. würde allenfalls vorschlagen: „solis orbis, super caput ejus curvatus aequaliter rotundatusque in coelestis mo-

rem arcus, velut coronam tanti mox viri capiti imponens conspectus est;“ dazu würde er vergleichen, was Suet. (Octav. 95.) von derselben Erscheinung berichtet: „circulus ad speciem coelestis arcus orbem solis ambiit,“ übrigens dabey nicht an den Regenbogen selbst, sondern bloß an einen, dem Regenbogen ähnlichen, Ring um die Sonnenscheibe denken, welchen das Volk als eine Krone, von Sol selbst auf Octavius Haupt gesetzt, angesehen habe.

5. Lib. II. 83, 2. wo Hr. Kr. für multa des Cod. in den Text setzt inulta; und sich darüber erst pag. IV., denn wieder pag. XLV. der Epist. so äußert: „inulta pro multa repouendo C. Coponii dicacitatem magis perspicuam reddidi,“ und: „Ego leniore quidem, sed vailentiore remedio eum (hunc locum) ita persanavi, ut multa, puncto superimposito, in inulta mutarem. Ter. Andr. III. 5, 4. sed inultum nunquam id auferet. Sic etiam Ovid. Met. VIII. 494. Ergo impune feret etc.“ Besser als alles dieses Reden wäre es gewesen, wenn Hr. Kr. kurz gezeigt hätte, daß der Gedanke: „ungestraft hat Antonius gehandelt“ in unserm Zusammenhang passe, und insbesondere, wie Coponius so nachdrücklich Oethenerid habe sagen können: „Inulta me hercules fecit Antonius,“ da im Vorangehenden von Strafe oder Ungestraftheit mit keiner Sylbe die Rede gewesen ist. Nach unserm Dafürhalten bestätigt Coponius die Erzählung des Plancus, daß Antonius Abscheuliches getrieben habe, dadurch, daß er dem

Sinne nach sagt: „Nefanda mehercules fecit Antonius.“ trifft aber zugleich den Planens selbst mit dem Vorwurfe, daß derselbe alle jene Abscheulichkeiten mitgetrieben und angeflist habe, indem er beysügt: „— pridiæ quam tu illum relinqueres;“ denn die ganze Aeußerung des Cæponius lautet dann so; „Ja, wahrhaftig, Abscheuliches hat Antonius getrieben bis auf den Tag (vor dem Tage), an welchem Du ihn verließest.“

Au dieser Stelle hat Hr. Halm den rechten Sinn richtig erkannt; ob er auch den Ausdruck ganz getroffen habe durch sein „multa nefanda, inquit, mehercules, fecit Ant. etc.“ mag für jetzt dahingestellt bleiben. So viel über die drey Hauptstellen, welche uns Hr. Kr. selbst als vor andern beachtenswerth bezeichnet hat; von den übrigen Stellen, an welchen er nach unserm Urtheile mißlungene Conjecturen in den Text gebracht hat, zeigen wir ebenfalls noch 3 an, nämlich: Lib. 1. 18, 1. „— pluribus annis eloquentiæ fama quam etc.“ II. 107, 1. „— sub omnem agitationem motumque nostr. navium etc.“ II. 112, 3. „ita placebat barbaris numerus suus, sumpta fiducia virium, ut etc.“ verweisen aber unsere Leser der Kürze wegen, bloß auf dasjenige, was wir über eben diese Stellen schon in der ersten Abtheilung dieser Anzeige Herrn Drelli gegenüber vorgebracht haben, weil wir zuversichtlich annehmen, daß sie nach dem dort Gesagten hier keine besondere Widerlegung mehr von uns verlangen werden.

Dagegen wollen wir den dadurch gewonnenen Raum dazu verwenden, einen andern Hauptfehler Hrn. Kr., ja ein philologisches Kapitalverbrechen, möchten wir sagen, das er in seiner Ausgabe des Vellejus begangen hat, alles Ernstes und der Sache wegen mit angemessener Umständlichkeit zu rügen. Hr. Kr. hat nämlich, als ob nicht die Ungunst der Zeiten unsern Schriftsteller schon mehr als genug entsetzt und im Großen und im Kleinen verstümmelt hätte, nicht etwa aus Ueberschen einige Worte des

Textes ausfallen lassen, sondern wissentlich und absichtlich an wenigstens 17, sage siebzehn Stellen einzelne Worte, und nicht bloß Worte, sondern ganze Sätze, und nicht bloß Sätze, sondern ganze Paragraphen aus dem Texte geworfen, und dem armen Vellejus so zu sagen, nicht etwa anorganische Absätze, sondern frische und gesunde Stücke und Gliedmaßen graulich aus dem lebendigen Leibe geschnitten. So läßt Hr. Kr.

1. Lib. 1. 4, 4. das Wort *urbes* weg, weil es Gruter und Nuhnken für verdächtig gehalten haben. Wie aber, wenn es nothwendig wäre, wenigstens um Mißverstand abzuwehren? Oder könnte man nicht die Worte: „*Aeolii . . . claras urbes condiderunt, Smyrnam, Cymen, Larissam, Myrinam, Mitylenenque et alias, quae sunt in Lesbos insula* —“ so verstehen, als ob alle diese genannte sowohl als ungenannte Städte auf der Insel Lesbos gewesen wären? Indeß die Stelle, nach der handschriftlichen Uebertieferung so lautend: *Aeolii . . . clar. urbes condiderunt, Smyrnam, Cymen . . . , Mitylenenque et alias urbes, quae sunt etc.* den Sinn hat: „Die Aeolier gründeten berühmte Städte, als Smyrna, Cyme, L. M.; auch Mytilene und andere Städte, welche auf der Insel Lesbos sind.“

2. 1. 6, 6. wird eine Stelle von 9 Zeilen aus dem Texte gelassen; in der Epist. p. X. darüber nur mit zwey Worten gesagt: „*Induxi — spurium additamentum: Aemilius Sura etc.*“ nach Hrn. Drellis Vorgang, welcher, selbst nach Delbeuius, im Exemplar correct. gesagt hat: *Inducenda haec. Aem. Sura etc.* Und doch, könnte nicht Vellejus uns unbekante Gründe gehabt haben, diese Zeitrechnungsangabe aus Aemilius Sura gerade hier einzuschalten? Gründe, die uns, wen wir sie kennen, die Einschaltung als ganz passend würden erscheinen lassen? Und selbst angenommen, daß die Notiz an dieser Stelle unpassend angebracht sey, mit welchem Rechte schaffen wir bey Seite,

was die Urkunden gewähren? Allen Schriftstellern Fehler, die sie gemacht haben könnten, benehmen, ist eben so unrecht, als Fehler in sie hineinzu corrigiren. Ein solches Verfahren würde bald in lautere Willkühr ausarten und alle Zuverlässigkeit der Kritik aufheben.

3. I. 8, 6. Dazu bemerkt Kr. (Epist. pag. X. 5.) „— patriciorum habet.) Quae vulgo his subijciuntur verba: Raptus virginum Sabinarum, e margine in contextum irrepsisse Vossius verissime suspicatus est. Propterea induxi. etc.“ Solches Gerede, in das auch andere in jüngster Zeit eingestimmt haben, ist uns, wir gestehen es, als völlig grundlos, fast zuwider. Die angeführten Worte: Raptus virginum Sabinarum bilden, so wie sie liegen, freylich keinen Satz; aber — sie sind auch die letzten Worte des uns erhaltenen ersten Buchstückes von Bellejus; zwischen ihnen und den im Murb. Cod. zunächst nach ihnen folgenden Worten „quam timuerat hostis expetit“ liegt eine gewaltige Lücke, weil aus dem Codex einige Terzionen ansgefallen sind; wir müssen demnach jene, wegen Mangels dessen, was ursprünglich noch nachfolgend mit ihnen zusammenhängt, jetzt unbestimmt schwebenden Worte eben so für den Anfang eines Satzes ohne sein Ende, wie die andern für den Schluß eines Satzes ohne seinen Anfang nehmen, beyde aber auf jeden Fall dem Bellejus als ein urkundlich ihm angehöriges Eigenthum unverrückt stehen lassen. Wie? wenn wir in einem gedruckten Buche unserer Art am Ende der Rückseite eines Blattes läsen: Der Raub der Sabinischen Jungfrauen, dann oben auf der Vorderseite des folgenden Blattes: als der Feind gefürchtet hatte, genommen; was würden wir anders thun, als den Abgang — nach Umständen — eines Blattes, eines Bogens u. s. w. vermuthen? Diesen, wo möglich zu ergänzen, oder im Nothfalle zu verschmerzen suchen, ohne jedoch den Schriftsteller selbst etwas ent-

gelten zu lassen? Warum wollen wir in unserm Falle bey Bellejus anders verfahren? Höchstens dürften wir in einer Anmerkung zum Texte eine Ausfüllung der mangelhaften Sätze versuchen, wie dieß bey dem letztern schon Menenius und nach ihm Andere wirklich versucht haben und H. Kr. selbst mit solcher Zuversichtlichkeit, daß er die obgleich verfehlte Ergänzung von Lipsius sogar in seinen Text eingesezt hat. Für den ersteren unserer Sätze — wie natürlich ließe sich z. B. annehmen, daß Bell. den „Raub der Sabinerinnen, den daraus hervorgegangenen Krieg, die Folgen desselben u. s. w.“ nur kurz habe andeuten wollen, um sogleich zu Wichtigem fortzugehen, und daß er dieß ungefähr in der Art gethan habe: „Raptus virginum Sabinarum (bellum Romanos inter et Sabinos gestum, etc. etc., quo notiora sunt minus egent stilo)“ So machte er's wenigstens unten im zweyten Buche, Kap. 43. §. 3. f.

4. I. 9, 2. Kreyßig pag. XI.: „Verbum fuit, quod non nisi ita tuearis, ut scribas: qui in eo bello medius fuit animo, auctore Heinsio delevi.“ Wie aber, wenn wir, ohne ein Wort einzuschalten oder eines wegzuschneiden, der Noth abhelfen könnten, und so, daß Hauptsatz bliebe, was nach dem Zusammenhange und somit ohne Zweifel auch aus des Schriftstellers Geist und Hand Hauptsatz war, und es auch nach den Urkunden noch ist? Wie? wenn Bell. geschrieben hätte: „Et rex Eumenes in eo bello medius fuit animo, neque fratris initii neque suae respondens consuetudini.“

5. I. 16, 3. bemerkt Kr. (p. XIII.): „Vocabulum comicum Aldo suspectum et ab Acidalio ejectum delevi,“ und schreibt im Texte: Una . . . aetas . . . per Aeschylum, Sophoclem, Euripid., illustravit tragoediam, una priscam illam et veterem sub Cratino Aristophaneque (et) Eupolide comoediam; at novam Menandrus aequalesque ejus, . . . Philemo ac Dippi-



lus, et invenere intra paucissimos annos, neque imitanda reliquere.“ Dabey ist des Schriftstellers von Hr. Kr. verkannte Absicht, wie unter Andern auch der Gegensatz zwischen „una aetas“ und „intra paucissimos annos“ zeigt, offenbar gewesen una aetas . . . illustravit tragoediam und una (aet. illustr.) priscam comoediam in ein Hauptglied neben einander zusammen, dann gegenüber als anderes Hauptglied das folgende at novam etc. zu stellen. Dennach muß man, um Vellejus Hand herzustellen, nicht comicam austreichen oder auswerfen, sondern es wie einen Schreibfehler corrigiren und die ganze Stelle so schreiben: „Una aetas . . . illustravit tragoediam, una priscam illam et veterem . . . comoediam. At novam comoediam Menandrus . . . Philemo ac Diphilus et invenere intra paucissimos annos neque imitandam reliquere.“ Woher doch die Schen vor der nachbarlichen Wiederholung eines und desselben Wortes? Die Alten scheinen sie nicht gehabt zu haben, weil sie besser als wir zu unterscheiden wußten, was nach Verhältniß der Sache im Ausdrucke jetzt scheidlich sey, jetzt unscheidlich. Man vergl. Nr. 1. über das weggeworfene urbes.

6. II. 1, 4. Hr. Kr. schreibt: (p. XV.) „— verba: hic primus e Pompeiis consul fuit, quum haud dubie ab interprete ex cap. 21. petita sint, nihil cunctatus induxi.“ Daß Hr. Kr. keinen Anstand nahm, diesen ganzen Satz dem Vell. zu rauben, wundert uns nicht (und warum nicht? das brauchen wir schon nach dem Bisherigen Niemanden mehr zu sagen); aber dieß wundert uns, daß er behauptet, diese Worte seyen ohne allen Zweifel von einem Ausleger aus dem 21. Kapitel unsers Buches geholt und hier eingesetzt worden. Woher weiß er dieß? Gewährsmann hat er dafür keinen; es schließen aus Vell. Art kann er nicht, da gerade umgekehrt dieß in Vell. Art liegt, ähnliche Parenthesen und solche Wieder-

holungen zu gebrauchen. Lassen wir daher unserm Vell. auch hier wieder sein Eigenthum, und zwar, (damit wir zugleich gegen andere Affectate sprechen) unverrückt an der Stelle stehen, wohin er (laut Urkunde) es gestellt hat!

7. II. 8, 1. Die Worte: Subinde, Porcio Marcioque consulibus, deducta colonia Narbo Martius,“ sagt Hr. Kr. (p. XVII.), habe er, da sie aus I. 15. hieher verkehrt zu seyn schienen, weglassen zu müssen geglaubt. Wir hingegen glauben diese Worte als ächt und nothwendig beizubehalten zu müssen. Hr. Kr. hat für seine Annahme keinen Grund, da Wiederholung desselben Wortes oder Gedankens, je am ersten Orte gemacht, kein Grund der Verwerfung ist; wir haben für unsere Beibehaltung der Worte gute Gründe, nur daß wir sie hier nicht ausführen können, weil wir drei Kapitel unsers Schriftstellers in Betrachtung nehmen müßten, um unsere Stelle als Einzelheit durch das Ganze in Ordnung zu bringen, oder sie vielmehr durch Herstellung der Ordnung im Ganzen als in diese Ordnung gehörig und passend darthun zu können.

8. II. 11, 1. Kr. (p. XVIII.): *Vocabulum insatiabilis, quod vulgo additur, de Curtii, Wopkensii et Rhunkenii sententia induxi.*“ Schlimm genug, daß Hr. Kr. die unbegründeten Urtheilssprüche unbefangter Richter so grausam vollstreckt. Nach Aussage der Murb. Hdschrft. als der allein competenten Richterin in solchen Dingen muß *insatiabilis* im Vell. Texte bleiben. Fehlt etwas in der Stelle, so wird sich, ohne solche gewaltsame, rein willkürliche Ausscheidung, abhelfen lassen. Ueberhaupt dürften sich die Bearbeiter des Vellejus dieß gesagt seyn lassen, daß, da die Murb. Hdschrft. überall eher zu wenig, als zu viel giebt, an die Ausstoßung eines von ihr gegebenen Wortes kaum irgend einmal zu denken sey.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern .

5. April.

Nro. 67.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. C. Vellei Patereuli quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
  2. C. Velleji Patereuli quae supersunt etc.
  3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc.—
  4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Fortsetzung).

9. H. 14, 3. Kr. (p. XX.): „— Verba: neque quisquam in eam despicere posset, jam Cludius Boxhornio et Ruhkenio recte obsecutus delevit.“ Und wir behaupten dagegen, daß durch diese Delirung die Herrn alle an Vellejus durch Rath oder That arges Unrecht verübt haben. Sie hätten einsehen sollen, daß der Architect, von dem unsere Stelle erzählt, dem Drusus nämlich habe versprechen können, ihm seine Wohnung so zu bauen, „ut (domus) libera a conspectu immunisque ab omnibus arbitris esset;“ oder sollte jener Meister wirklich im Stande gewesen seyn, ein unsichtbares Haus und ein Haus, das bey seinem Seyn und Thun vor allen Zeugen sicher gewesen wäre, herzustellen? Gewiß nicht; wohl aber ein Haus, in welches Niemand von obenher hineinschauen konnte und darum ein Haus, in welchem der inwohnende Herr des Hauses nicht gesehen werden und bey allem Thun und Treiben darin sicher seyn konnte, von der Straße aus ohne

Zeugen zu seyn. Diesen Sinn stellen wir her, wenn wir von den 2 a in „libera a conspectu“ das erste, durch Verschreiben eines Abschreibers in den Text gekommen, austreichen und alles Uebrigte unangetastet stehen lassen: (Drusus) cum aedificaret domum in Palatio . . . promitteretque ei architectum, ita se eam aedificaturum, ut liber a conspectu immunisque ab omnibus arbitris esset, neque quisquam in eam despicere posset, Tu vero, inquit, si quid in te artis est, ita compone domum meam, ut, quicquid agam, ab omnibus perspicui possit.“

10. H. 15, 1. Kr. Kr.: „Resecui primam hujus capituli particulam haud dubie spuriam et loco alienissimo inculcatam: In legibus Graecchi — Carthago condita est. Haec Cludius a Krausio admonitus praemisit verbis cap. 8. Subinde, Porcio — Narbo Martius, quae iidem delevi.“ Unbegreifliche Verblendung und Leichtfertigkeit eines Kritikers! Wo auch nur eine Spur von Beweis dafür, daß dieses erste Viertel des Kapitels (bey Kr. sieben Druckzeilen) unzweifelbar unächt sey? Mit Krause und Cludius die Worte an den rechten Ort zu stellen hätte Hr. Kr. versuchen können und sollen, dieß wäre löblich, und wenn er alles recht ordnete, verdienstlich gewesen; er aber hat gewählt, was bequemer, dafür aber auch verdienstlos und unrühmlich ist, die Worte für unächte Brut zu erklären, und sie als solche eben so, wie er den Andern gethan hatte, aus dem Vaterhause schonungslos auszustoßen. (Man vgl. oben Nr. 7.)

11. II. 15. 4. Kr. (p. XXI.): „Krausio auctore induxi . . . verba: de quo praediximus.“ Die Formeln: ut praediximus, quem praediximus dgl. sind unsern Kritikern zwar anstößig, unserm Vellejus aber so geläufig, daß man ganz außerordentliche Gründe haben mußte, wenn man irgend einmal eine derselben zu streichen berechtigt seyn sollte. Für die Beybehaltung des: de quo praediximus an unserer Stelle spricht, außer der Auctorität des Murb. Cod., welche billig allein schon entscheiden sollte; etwa Folgendes: Zuerst wird von Marius im 9. Kap. (V. II.) erwähnt, daß er und Jugurtha unter Publ. Africanus im Numantiner-Kriege gebiet und neben einander in demselben Lager die Kriegskunst gelernt haben, um sie später von entgegengesetzten Lagern aus gegen einander ausüben zu können. Im 11. Kap. hernach wird gesagt: Hujus (Metelli) legatus fuit C. Marius, quem praediximus; natus equestri loco etc. d. h. da hier vom Kriege gegen Jugurtha die Rede ist, so wird bey Nennung eines Marius als Legaten des darin kommandirenden Feldherrn sehr natürlich beygesetzt: „derselbe Marius, von welchem wir oben schon (einiges) erwähnt haben.“

Und endlich, nachdem (in Kap. 11. u. 12.) die glänzendsten Thaten desselben bis zu seinem sechsten Consulate kurz dargestellt sind, wird im 15. Kap. wo von dem hell. Italicum die Rede ist, die Aufzählung der vornehmsten Feldherrn auf beyden Seiten von Vell. so gegeben: „Clarissimi autem imperatores fuerunt Romani eo bello Cn. Pompejus, Cn. Pompeji Magni pater, C. Marius, de quo praediximus, Luc. Sulla, ante praetura functus, Q. Metellus, Numidici filius, qui meritum cognomen Pii consecutus erat; etc.“ d. h. von jedem dieser Feldherrn wird nebst dem Namen noch etwas erwähnt, was ihm zur Ehre gereicht u. s. w.: Pompejus wird bezeichnet als: „der Vater Pomp. des Großen;“ Sulla,

als „ein vir praetorius;“ Metellus, als „der Sohn des berühmten Metell. Numidicus u. s. w.;“ Marius — als wer? Offenbar mußte Vellejus nach der Anlage der ganzen Stelle auch von Marius etwas Ehrenvolles prädiciren, wie von allen andern, die er genannt hat, und er that dieß durch seine (hier auf jeden Fall nicht müßige) Formel „de quo praediximus, d. h. „Marius, der große Feldherr ic., von dessen glänzenden Thaten, wir schon oben gesprochen haben.“ — Man lese nun die Stelle im Kreyßig'schen Texte, um recht auffallend nicht bloß zu fühlen, sondern auch zu erkennen, wie sehr sie durch Ausschneidung des Gliedchens, de quo praediximus, gelähmt und geschändet worden sey.

12. II. 20. 5. Hier streicht Hr. Kr. nach Drelli's Vorgang das Wort gratia. Ohne uns auf weitläufige Erörterungen hier einlassen zu wollen, glauben wir behaupten zu dürfen, daß wir der etwas verborkenen Stelle helfen und besser und gelinder helfen, als durch das Drelli - Kreyßig'sche Verfahren geschieht, wenn wir vorschlagen: Opus erat partibus auctoritas et gratia: cujus augendae Marius . . . de exilio revocavit.“

13. II. 30. 3. „Delevi . . . verba: praeterquam a Paulo, Vossio et Ruhkenio recte suspecta. Ex margine haec in orationis contextum irrepssisse, perversa eorum, collocatio prodit.“ Kreyss. (p. XXXII.) Welcher kritische Leichtsinn, deswegen, weil ein Paar ehrenwerthe Männer in einem unglücklichen Augenblicke Unverdächtiges für Verdächtiges hielten, urkundlich beglaubigte Worte aus dem Texte zu werfen! und dieß unter dem rein erdichteten Vorwande, daß sie vom Rande her in den Text eingeschlichen seyen; und dazu Worte, die bloß durch ihre „perversa collocatio“ Anstoß gewähren (was wir nicht einmal zugeben, sondern nur hingehen lassen); Worte endlich, deren Daseyn oder Abwesenheit den Sinn der ganzen Stelle wesentlich ändert! Lassen wir näm-

lich die Worte im Texte, so hat Pompejus bey seinem Triumphe mehr Geld, als alle andern Feldhern vor ihm, mit Ausnahme des Paulus, in den Staatsfchat geliefert (m. vgl. I. 9, 6.); streicht man dagegen jene Worte, so hat Pompejus alle frühern Feldherren ohne Ausnahme in dieser Hinsicht übertroffen. Daß letzteres der Fall wirklich gewesen sey, hätte Hr. Kr. zur Rechtfertigung seines Verfahrens beweisen sollen.

14. II. 45, 4. Die Worte „in senatu“ mögen einer Aenderung bedürftig seyn, und sind es auch nach unserm Urtheile wirklich; sie wegzuschneiden, was Hr. Kr. gethan hat, ist weder Grund noch Befugniß gegeben.

15. II. 92, 2. Kreyßig (ep. pag. I.): (verba veteris consulum more ac severitate. . . quum Aethiopem, ut ajunt, lavare nollenti, de Krausii sententia delevi.“ Ein leichtes Mitzeln, sich die Mühe einer Zeit und Anstrengung forderndem Nachdenkens zu ersparen, wenn man, was vielleicht verunreinigt oder verstellt ist, anstatt es zu reinigen, und in Ordnung zu stellen, lieber ganz wegwirft. Wir könnten Hr. Kr., und zwar mit ziemlicher Zuverlässigkeit angeben, wie die Stelle in's Reine gebracht werden könne, wollen es aber vor der Hand absichtlich nicht thun, um ihm Gelegenheit zu lassen, sich durch nochmalige Bearbeitung, und, wie wir wünschen, gelungene Bearbeitung derselben Ehre zu gewinnen, und seine vielfache Verzündigung an Vellejus einigermassen gut zu machen.

16. II. 94, 1. Kr. (ep. pag. L. sq.): „Livia Verba huic nomini subiecta: Drusi Claudiani filia, despondente ei Nerone, cui ante nupta fuerat, quum ex iis, quae supra cap. 75. et 79. leguntur, consarcinata esse Ruhnkenius verissime censuisset, jam Claudius recte induxit.“ Daß doch Hr. Kr. so leichtgläubig annimmt und so unbesonnen billigt, was Andere Unwahres behaupten und Unrecht's thun!

Woher wissen denn die genannten Männer, daß die angeführten Worte, bloß aus andern Kapiteln unsers Schriftstellers ausgehoben und zusammengestoppelt, hier durch fremde Hand eingeschoben worden sind? Wer hätte sich auch die undankbare Mühe geben wollen, aus 2 entlegenen Kapiteln 3 und 7 Worte herbeizuholen, um mit ihnen — eine müßige Wiederholung schon einmal gesagter Dinge — hier nochmal einzuschalten? Wer auf solche Fragen keine bestimmte Antwort zu geben hat, bekennet, daß seine Annahme nichts anders, als eine ihm beliebige Fiction sey. Was einer solchen Fiction für unsern Fall auch nur einigen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben könnte, fehlt gänzlich. Kurze Erinnerung dagegen an früher Gesagtes kann für den Schriftsteller in hundert Fällen Bedürfniß seyn, und an unserer Stelle war für Vellejus (ähnlicher Weise, wie oben Nr. 11.) ein solcher Fall wirklich vorhanden. Indem nämlich Vell., nachdem von Marcellus und Agrippa als Schwieger söhnen des Augustus gesprochen ist, nun von Claud. Nero zu sprechen beginnt, bedient er sich der Worte: „Hoc tractu temporum Ti. Claud. Nero, quo trimo, ut praediximus, Livia Drusi Claudiani filia, despondente ei Nerone, cui ante nupta fuerat, Caesari nupserat, innutritus caelestium (Augusti) praeceptorum disciplinis, . . . quaeostor undevicesimum annum agens capessere coepit rempublicam etc.“ und zeigt durch Verweisung auf früher Gesagtes und durch andeutende Wiederholung, daß dieser Tib. Nero, der eheliche Sohn eines trefflichen, edlen Vaters und einer edlen und vortrefflichen Mutter (cap. 75.) auf eine rechtmäßige Weise durch Vermählung seiner Mutter mit Augustus (cap. 79.) schon als dreijähriger Knabe in das Haus dieses Fürsten gekommen, darin erzogen und gebildet worden sey etc. Alles ganz zweckmäßig. Man lese mit Hrn. Kreyß. die Stelle verkrümmelt: Hoc tractu temp. Ti. Claud. Nero, quo trimo, ut praediximus, Livia Caesari nupserat, innutri-



tas etc.“ und man wird fühlen, wie viele Fragen der Neugier oder der Tadelsucht dadurch veranlaßt, und nicht beantwortet werden, indeß die Stelle in ihrer ursprünglichen Form aus Vellejus's Hand solcherlei Fragen nach allen Seiten hin abwehrt.

Also auch hier wieder lassen wir uns, aus doppelt gutem Grunde von unserm diplomatisch sichern Texte auch nicht ein Jota rauben.

17. II. 129, 2. Kreyßig (epist. p. LXVII) „Cludium hic quoque secutus induxi verba: consiliorum suorum, Ruhnkenio recte suspecta. Primum enim ab interprete ex praecedentibus in margine adiecta, deinde orationis contextui inculcata esse, cur negem, non reperio.“ Wenn Hr. Kr. nicht weiß, warum er die angegebene Entstehungsart unseres Textes läugnen soll, so wissen wir nicht, warum wir sie annehmen sollen, da sie weder Beglaubigung von außen durch Hdschrft. oder Zeugniß, noch innere Glaubwürdigkeit, mit einem Worte nichts für sich, sondern Alles nur gegen sich hat; denn die fraglichen Worte stehen in der Murb. Hdschrft. nach Aussage von drey Zeugen, Nhenanus, Burer, Amerbach, als Worte von Vellejus selbst im Texte, und sie können ohne Nachtheil für den Text nicht geändert, noch weniger ganz weggelassen werden. Wir berufen uns in Ansehung des Letztern auf das, was wir oben über Hrn. Drelli's Behandlung dieser Stelle gesagt haben, und erlauben uns nur noch zu fragen, ob die, nach Kr. verstümmelten Worte: „(Tiberius) Maroboduum inhaerentem occupati regni finibus; . . . velut serpentem abstrusam terra, salubribus medicamentis coëgit egredi“ nicht ganz so lauten, als ob Vellejus hätte sagen wollen: Tiberius habe den König Marbod (im buchstäblichen Sinne,) durch heilsame Arzneymittel aus seinem Reiche herangedriven? Wahrhaftig, wenn der Cod. darböte, was Hr. Kr. gibt, so hätten alle aufmerksamen Kritiker längst darauf denken müssen, durch Conjectur das in den Text zu bringen, was jetzt glücklicher Weise nach dem Coder selbst, schon seit mehr als 300 Jahren darin gedruckt steht und in sorgfältig nach Grundsätzen diplomatischer Kritik bearbeiteten Ausgaben für alle künftigen Zeiten darin stehen wird!

Hat sich unsere Kritik im Bisherigen mit Drelli's und Kreyßig's Ausgaben des vollständigen Textes unsers Schriftstellers beschäftigt, so wollen wir jetzt auch die beyden andern Schriften, welche sich Erklärung oder Emendation nur einzelner Stellen aus Vellejus zum Ziele gesetzt haben, in den Kreis unsrer Betrachtung ziehen, und unter diesen selbst zuerst die „Loci Velleiani“ von Hrn. Laurent.

Die Schrift Laurent's zerfällt (außer einer Vorrede von Pag. V. — XXIV.) in zwey Theile, nämlich: Abhandlung von etwa hundert Stellen aus Vellejus von p. 1—130, und Animadversiones criticae in Orellianam Velleji Editionem“ von p. 131 — 148.

Unter den in 102. Kapiteln behandelten Stellen des Vellejus sind nach des Ref. Urtheil etwa 10 ganz oder doch zum Theile richtig durch treffende Conjecturen hergestellt oder nach der vulgaten Lesart gut vertheidigt. Dahin rechnen wir z. B.

1. I. 17, 4., wo Herr Laurent schreibt: — quisquis tempor. insisterit notis, reperiet, eminentiam cujusque operis artissimis temporum claustris circumdatam, und alles ganz gut erklärt.

2. II. 37, 5., wo er nach der Vulg. regi beybehält;

3. II. 51, 2., wo er mit Vossius für „quominus eo cum vellet.“ etc. stimmt;

4. II. 106, 1. wo er vorschlägt: fulgenti armatorum milit. nostrorum agmine;

5. II. 120, 1., wo er mit Nhenanus (im Texte der Ed. princ.) minabantur annimmt, obgleich der Cod. Murb. minahatur bietet. u. s. w. Dagegen müssen wir leider den übrigen Inhalt der Abhandlung (einzelne gute Bemerkungen natürlich ausgenommen) als einen in bester Absicht unternommenen und mit Eifer und Fleiß durchgeführten, aber im Ganzen mißlungenen Versuch betrachten, welcher zur Herstellung des Textes unsers Schriftstellers directer Weise nicht um vieles mehr beytragen wird, als wir eben angedeutet haben.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. April.

Nro. 68.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
  2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
  3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc.—
  4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Um zu zeigen, wie und in wie fern mit Grund oder Ungrund wir dieß meinen, wollen wir einige Punkte der Abhandlung nach unserer Weise etwas näher zu betrachten und zu beleuchten suchen.

1. Lib. II. 51, 1., wo statt des vulgaten: per omnia majore vi habebatur“ Gelenius pene homine major hab., Ruhnken per omn. homine major existimabatur, Lurderph p. o. major aevi hab., Jaksobs p. o. major mortali hab. (was Drelli in sein Exempl. corr. gesetzt hat), Halm p. o. major evehebatur in Antrag gebracht haben; sagt Hr. Laurent, ausgehend vom Vorschlage Ruhnkens: „Optime quum totam hanc sententiam, tum locutionis illius adverbialis per omnia usum tanquam Vellejana vindicavit Vir. Cl., de verbis autem, quae sequuntur, vi habebatur ab ejus sententia discedimus; d. h. L. denkt gar nicht mehr an die Worte des Codex,

sendern nur daran, den in der Hauptsache, wie er meint, ganz vortrefflichen Text Ruhnken's dem Ausdrücke nach noch zu verbessern. Wie er zu dieser Verbesserung gelangt, müssen wir uns unphändlich aufzuzeigen erlauben, um sogleich am ersten Beispiele darzutun, wie sehr sich Hr. Laurent getäuscht hat, wenn er aus Schriftzügen, Abkürzungszeichen u. dgl. nach Walther's Angaben seine Vorschläge ableitet oder ihre Nichtigkeit zu demonstrieren glaubt (was in der That als fixe Idee sein ganzes Verfahren geleitet zu haben scheint), indeß er doch mit uns andern gar nichts darüber weiß, noch wissen kann, aus welcher Schriftart der Murb. Codex zunächst hervorgegangen, oder in welcher Schriftart er selbst geschrieben gewesen sey. Also, um zu unserer Stelle zurückzukehren, Hr. L. fährt, nach eben angeführter Aeußerung so fort: „Docent diplomatici, verbum habebatur sic scribi: „hebatur.“ Atqui hoc igitur loco quum scriptum esset videbatur, librarius perperam capiendo literam d, legere putavit vihebatur, quod esset re vera vi habebatur. Deinde, quod vocabulo majore annexum est, e illud, a Ruhnkenio paullo temerius abjectum, nobis nihil aliud est nisi signum verbi esse saepissime usitatum. Quibus de causis scribendum esse judico: et per omnia homine major esse videbatur. Quae conjectura, nisi fallor, expeditior est Ruhnkeniana.“ Dieß heißt doch wohl nichts anders, als mit lauter Imaginationen ein eitles Spiel treiben? Zuerst sagt Hr. Laurent voraus, daß in einem Cod. gerade das

geschrieben gewesen sey, was er darin haben will: major esse videbatur; dann behauptet er, gerade als ob er dem ganzen Hergange der Sache persönlich begewohnt hätte: der Abschreiber verzwandelte major esse in majore dadurch, daß er die Abbreuiatur für esse als einen bloßen Buchstab e ansah und denselben mit major in das Wort majore verband (Warum geschah solches nicht häufiger, warum nicht immer?); ferner: das Wort videbatur trennte der Abschreiber in zwey Worte vi und debatur; dann: debatur nahm er für habatur; dann: der Abschreiber wußte, daß habatur eine Abbreuiatur wäre für habebatur; er schrieb also (wahrscheinlich um für künftige Leser Mißverständnissen vorzubeugen) statt der Abbreuiatur das volle Wort habebatur an die Stelle, und so war ganz natürlich und nothwendig aus dem ursprünglichen „major esse videbatur“ das leidige „majore vi habebatur“ hervorgegangen, das jetzt als ein wahres Kreuz für die Kritiker in den Handschriften resp. in der Ed. princ. des Vellejus fest steht! — Nach unserer Meynung ist hier von Herrn L., wie von andern, alles verschilt worden, Gedanke und Ausdruck. Pompejus hatte seine Laufbahn begonnen, durch glänzende Thaten Muth und Kraft bewährt, einmal das Consulat verwaltet, die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich gezogen; aber er stand bey weitem noch nicht auf der Höhe des Glückes und der Größe, so daß hier schon von ihm hätte gesagt werden können, was später (II. 40, 2.) von ihm gesagt wird: „Pompejus suo et civium voto major et per omnia fortunam hominis egressus etc.“ Sondern an unserer Stelle wollte Vellejus von Pompejus in Vergleichung mit Crassus nur dieß sagen: „Conuerterat Cn. Pompei persona totum in se terrarum orbem, et (Crasso) par animo, major vi habebatur.“

2. Lib. II. 36, 2. wo für das vulg. „Neque ullo in suspecti operis sui carmine minorem

Catullum“ Herr Drelli (mit Verwerfung des Maccländ'schen — operis sui forma, des Halm'schen operis sui genere, des Walsh'schen op. sui certamine) seine Erfindung (nebst Lips. suscepti) „neque ullo in suscepti operis sui termino min. Cat.“ in das Exempl. corr. eingereicht hat, gibt Hr. L. unter Berufung auf ein Urtheil des seligen Niebuhr über Catullus als „poetarum Rom. princeps“ den Vorschlag: in suspecti operis sui cacumine, mit den Erklärungen: „cacumen est i. q. perfectio“ und „neque negabis, quamvis nullum in promptu sit exemplum, ad particip. suspectus admirandi quoque notionem referri posse.“ Und den Gedanken wollen wir nicht verwerfen; aber der Ausdruck ist nicht lateinisch und schon darum gewiß nicht von Vellejus. Alles, was Laurent für den metaphorischen Gebrauch von cacumen angeführt hat, und etwe künftig noch anführen mag, wird nicht beweisen, daß ein Römer in dem postulirten Sinne habe sagen können: „non ullo in operis sui cacumine minor fuit Catullus;“ und für suspectus in der „admirandi notio“ hat Hr. L. selbst schon eingestanden, kein Beyspiel zur Hand zu haben. Wie, wenn man das verdächtige suspecti selbst sammt carmine und allen dafür vorgeschlagenen Surrogaten: forma, genere, certamine, termino und cacumine aus dem Text entfernte und etwa versuchte, den Vellejus in römischer Sprache die Vortrefflichkeit seines Catullus so loben zu lassen: neque ullo insuperati operis sui aemulo minorem Catullum.

3. Zu II. 46, 1., wo für das von P. und A. überlieferte „victus pars consulum“ des Murb. Cod. schon Ahenanus invictum par consul., Nuhn. unicum par cons., gerathen, Hr. aber junctum par cons. in das Exempl. corr. gesetzt hat, erklärt sich Hr. L. zwar mit Recht gegen die erwähnten Vorschläge Anderer,



welche über ihr Consulpaar nicht hinauskommen konnten, trifft aber mit seiner eigenen Emendation „virtute pariter et consilio,“ so genau ihm auch alles und jedes daran mit den *rationibus diplomaticis* (!) übereinzustimmen scheint, die Wahrheit nach unserm Urtheile bey weitem nicht; ja er läßt sogar den Römer Vellejus, wenigstens der Wortstellung nach, unrdmisch schreiben. Dem Zusammenhange bey Vellejus und sonstiger Geschichte, auch den *rationibus diplomaticis* entsprechender ließe sich folgender, Manchem ohne Zweifel zu sehr scheinende Vorschlag machen: „Cum deinde . . . C. Caesar . . . etiam in Britanniam trajecisset exercitum, ac, alterum pene imperio nostro ac suo quaerens orbem, vicisset ex parte insulam, Cn. Pompejus et M. Crassus alterum iniere consulatum etc.“

4. II. 47, 2. gibt P.: cum mediam jam ex invidia Ponti ac Camiliae cohaerentis etc. B.: Ex. vet. sic habet, ut appareat legendum: Pontiae Camillae cohaerentis etc. A.: Ponti et Camiliae etc. Am Rande der Ed. princ. vermuthet Rhenanus: Ponti, male cohaerentis; Lipsius, dieses male benügend, emendirt *potentiae* male coh. etc.; Drelli, wie Kuhn. und a., setzt die combinirte Rhenanus-Lipsius'sche Conjectur in den Text (in sein exempl. correct.) H. Laur. erklärt sehr richtig die Stellung des jam bey dieser Emendation für unrdmisch und daher die Stelle für noch nicht geheilt. Aber indem nun er selbst zu heilen sucht, schneidet er wieder weg, was gut hergestellt war, und bringt neues Verderben in die Stelle, indem er vorschlägt: — cum medium jam ex invidia potentiae et aemulatione cohaerentis etc.; wobey er medium in dem Sinne von *anceps sive mediocre* gefaßt haben will (!), das Monstrum „Camiliae“ aber, dessen Verkürzung in male ihm zu gewaltsam scheint, vermittelst seiner Gewandtheit in der

Diplomatik (es ist ergöglich zu sehen, wie er dieses Spiel treibt) auf die sanfteste Weise in die Worte *et aemulatione* verwandelt. Jedoch, als er mit der Arbeit fertig war, erregten ihm achtbare Männer, denen er davon Mittheilung gemacht hatte, neuerdings Scrupel; daher stellt er es dem Leser zu beliebigem Wahl, ob er obigen Vorschlag beybehalten, oder ob er lesen wolle: — *ex invidia Pompeji et familiae*; und fügt endlich noch bey: „Fortasse etiam „*ex invidia Pompeji et aemulatione minus displicebit.*“ Solche Studien oder Vorübungen zu künftigen Emendationen mochte H. Laurent bey sich zu Hause in beliebiger Menge anstellen; aber sie öffentlich auszustellen, hätte er, meynen wir, schon aus dem Grunde vermeiden sollen, um nicht sich selbst bloß zu stellen. Soll nun Hef. noch seine eigene Meynung vernehmen lassen, so geht sie dahin, daß unsere Stelle von Vellejus aus gelautet habe: „ — Caesar morabatur in Gallis, cum, medium ex invidia potentiae jam male cohaerentis inter Cn. Pompejum et C. Caesar. concordiae pignus, Julia uxor Magni decessit.“ Das jam hinter medium (in der Vulg.) war entstanden aus dem vorausgehenden *ium* (*medium*); *pontiac* (*pontiae*) war abbrevirt geschrieben für *potentiae*; *camiliae* (*camillae*) entstand nicht unwahrscheinlich aus dem verkürzten *ia* (für *jam*) und *male*, i. e. aus *iamale*, *camale* etc. Was wir übrigens zuletzt aus den Geheimnissen der Diplomatik bezugehen haben, mag alles ganz falsch seyn; auf der Wichtigkeit der in Antrag gebrachten Emendation aber werden wir desungeachtet bestehen.

(Fortsetzung folgt.)



Transactions of the Zoological Society  
of London. Vol. I. Part. IV. London.  
1836. 4.

(Vgl. gel. Anz. Bd. II. S. 680.)

Mit diesem vierten Hefte ist der erste Theil dieser neu begonnenen Gesellschaftschrift, der ersten, welche bloß der Zoologie und Zootomie gewidmet ist, geschlossen. Drey und vierzig Abhandlungen und 59 Kupfertafeln sind in diesem Bande enthalten; die Gediegenheit der Arbeiten, die herliche artistische Ausführung der Tafeln, das schöne Papier und der höchst saubere Druck, so wie das große Quartformat stellen diese Gesellschaftschrift an die Seite der besaugsfatteten Denkschriften gelehrter Korporationen.

Dieses Hest ist wieder vorzüglich durch eine Reihe trefflicher zootomischer Arbeiten von Richard Owen ausgezeichnet, welcher den zoological Transactions und philosophical Transactions von Seite der vergleichenen Anatomie einen ähnlichen Werth geben wird, wie Cuvier den Mémoires du Muséum. Wir geben eine Analyse den Aufsätze nach ihrer Folge und verweisen dabey auf unsere Anzeige der früheren Hefte. Gel. Anzeigen 1836.

XXXII. On the Genus Chama, Brug, with  
Descriptions of some Species apparently  
not hitherto characterized. By W. J.  
Broderip. p. 301 — 306.

Der Verf. bemerkt nach einer kurzen Einleitung, daß die Unterscheidung der einzelnen Arten sehr schwierig sey, da sie außerordentlich variiren. Die nachfolgenden Arten sind von Cuning gesammelt worden und der Verf. giebt sie als solche neue und eigene Arten nicht ohne Mißtrauen. Es ist: Chama frondosa, pelucida, lobata, sinuosa, pacifica, imbricata, producta, corrugata, echinata, spinosa, sordida. Sämmtliche Arten sind auf Tab. 58. und 59 abgebildet.

XXXIII. Characters and Description of a  
new Genus of the Family Melon-  
thidae. By John Curtis. p. 307 — 310.

Diese neue Käseggattung wird Ancistrosoma genannt, die Art A. Klugii stammt aus Peru, wo sie von Mathews gesammelt wurde. Die Charakteristik ist genau und in lateinischer Sprache. Die Tafel 40 giebt eine vollständige Analyse nach einem Männchen.

XXXIV. On a Species of Moth found in-  
habiting the Galls of a Plant near to  
Monte Video. By John Curtis. p. 311  
— 314.

Eine kurze, aber sehr interessante Abhandlung. Sie betrifft einen kleinen Nachtschmetterling in Südamerika, welcher, ähnlich manchen Gallwespen, seine Eier in die Zweige eines Strauches deponirt, welche dann gall-äpfelartige Knollen treiben, in denen sich die Räuptionen verpuppen und dann auskriechen. Der Verf. nennt die Gattung Cecidoses, die Art C. Eremita und stellt sie vernunftgemäß zur Familie der Tortricidae. Ab- bildung auf Taf. 40. —

XXXV. Description of a microscopic Ento-  
zoon infesting the muscles of the hu-  
man body, by R. Owen. p. 315 — 324.

Die höchst wichtige Entdeckung Owens eines neuen mikroskopischen Parasiten ist schon durch einige englische medicinische Journale, ferner durch die Mittheilungen von J. Müller und Wegmann in deren Zeitschriften, bekannt. Hier erscheint die Abhandlung vollständig, mit Abbildung auf Tafel 41. Die Entdeckung geschah zuerst durch Herrn Paget, an der Leiche eines Italieners von 50 Jahren, wo die willkürlichen Muskeln durch ihr ungewöhnliches Aussehen auffielen; sie erschienen durch kleine weiße Flecken wie geprenkelt. Ein ähnliches Aussehen erinnerte sich nun Herr Wormald, anatomischer Demonstrator am St. Bartholomäus Hospital, öfter gesehen zu haben; es kommt besonders bey sehr abgemagerten, lange krankelnden Sub- jecten vor. In einem zuletzt (November 1835) von Owen beobachteten Fall in demselben Hospital waren die willkürlichen Muskeln ganz durchzogen von solchen weißen Flecken. Diese Flecken sind nichts anderes als kleine Rissen oder Bläschen von  $\frac{1}{50}$  Zoll Länge und  $\frac{1}{150}$  Zoll Breite, in welchen 1, 2, oder 3 spiralförmig zusammengekehrte Würmchen liegen. Letztere sind sehr klein, und bedürfen einer zweyhundertmaligen Vergrößerung, um genauer betrachtet werden zu können. Die Blase besteht aus Lamellen von Zellgewebe; der Wurm beschreibt 2  $\frac{1}{2}$  Spiralinwindungen und ist ausgestreckt  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{8}$  Linie lang; er ist fadenförmig, läuft an beiden Enden stumpf zu und zeigt weiter keine deutliche Organisation. Am unteren Ende sieht man einen feinen Einschnitt, ob Mund? Bey dem zuletzt von Owen untersuchten Körper, wo die Würmer noch ziemlich starke Lebensäußerungen zeigten, sah man bey jedem Exemplare eine dunkle Stelle am Ende des ersten Fünftels des vorderen Theils — vielleicht der Eyerstock.

(Fortsetzung. folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. April.

Nro. 69.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joamei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

5. Lib. II. 53, 2. lesen wir nach einstimmigem Zeugnisse der Urkunden, die wir haben: „Sed quis in adversis beneficiorum servat memoriam? aut quis ullam calamitosis deberi putat gratiam? aut quando fortuna non mutat fidem?“ Nach Hrn. Laurent eine unerträgliche *περιτολογία*; weßwegen er ohne allen Zweifel richtig darin die Erfindung irgend eines Klostermannes zu wittern meynt. „Non temperavit sibi librarius, quin quae monachorum more memoriter tenebat proverbia, eorum unum depromptum margini appingeret. Tertium enim periodi membrum proverbii loco esse, nemo, opinor, qui neget, reperietur. Duae quidem ejusmodi interrogationes interdum leguntur, tertia, qualis hic est, redundat.“

Ueber diese undiplomatische Aeußerungen unserß Diplomaters waren wir in der ersten Anwandlung von Unwillen zu spotten versucht; bey ruhigerer

Stimmung sagen wir ganz im Ernste Folgendes dagegen: Herr Laurent weiß nicht, sondern bildet sich bloß ein, daß ein Abschreiber hier ein nach Mönchsart ihm geläufiges Sprichwort an den Rand geschrieben, dann ein anderer selbes in die Reihe der Textworte eingesetzt habe; wenn wir ihm zugeben wollen, daß das dritte Glied obiger Periode wie ein Sprichwort laute, so müssen wir an ihn die Gegenforderung stellen, daß er uns ganz dasselbe für die zwey andern zugebe und uns damit erlaube, entweder das erste, oder das zweyte, oder alle drey mit demselben Rechte zu streichen, mit welchem er das dritte allein gestrichen wissen will; und wenn wir endlich, ihm zu Gefallen, annehmen wollen, daß zwar zwey Fragen solcher Art manchmal vorkommen, die dritte aber überflüssig sey, so müssen wir fodern, daß dem Vell. auch die dritte überflüssige Frage nach Ausweis des Codex als Eigenthum gelassen werde, und wäre es auch nur zu dem Ende, damit gewisse Kritiker daran ein Beleg mehr für die Behauptung haben, daß der als niederträchtiger Schmeichler schon weit von der edlen Einfalt der Alten abgefallene Vellejus ein schlechter Schriftsteller aus der Zeit der bereits sinkenden Latinität gewesen sey, und von unsern Stiltheorien so viel wie nichts gewußt oder auch nur geahnt habe.

6. II. 59, 1. Nach P. und A. steht im Murb. Cod.: „de cujus origine etiam si praevenit et pauca dicenda sunt.“ Dieß suchte schon Rhenanus durch *etiamsi praevenitis pauca etc.* am Rande der Ed. princ., Heinßius durch *etiamsi praevenitet, pauc. etc.*, Väiter durch *etiamsi*

ipse (Augustus) praevenit, pauc. etc., zu berichtigen. Drelli setzt aus eigener Conjectur „eti-amsi praevententi (i. e. ad alia narranda festinanti) pauca dic. sunt“ in das Exempl. corr. Herr Laurent verwirft namentlich, und zwar auch nach unserm Urtheile mit Recht, die zwey letzteren Vorschläge, und gibt selbst zuerst unter Erinnerung an ein Buch, das M. Valer. Messala über die „Progenies Augusti“ geschrieben habe, den Vorschlag: „— etiamsi praevenit alius (Messala Corvinus s. alius quispiam);“ dann in Neue darüber, dieß primo loco gestellt zu haben, macht er einen zweyten Versuch, indem er sagt: „— haud scio an non (?) magis etiam Vellejana sint haec: Cujus de origine, etiamsi praeteriit ipse, pauca dic. s.“ — und meynet dieß unter Beziehung auf eine Stelle in Suetonius (Octav. cap. II. extr.) rechtfertigend so zu erklären: Augustus hatte selbst propter generis obscuritatem über seine Abkunft nur weniges geäußert; Tiberius hätte also können beleidiget werden, wenn Jemand jene Geheimnisse hätte ans Licht ziehen wollen (!): Unde haud inepte Vellejus illis „etiamsi praeteriit ipse“ veniam quasi petiit Tiberii (!). Dahin kömmt es, wenn man ohne Noth und ohne Veranlassung bald dieß, bald jenes herbezieht und aus Fictionen wie aus geschichtlich gegebenen Wirklichkeiten Folgerungen zieht. Nach unserm Dafürhalten sind wir an unserer Stelle gar nichts anderes als dieß anzunehmen veranlaßt, daß Vell. auch über die Abkunft des C. Octavius doch ganz kurz nur weniges zu sagen für nöthig gehalten und dieß etwa mit folgenden Worten ausgesprochen habe: „De cuius (C. Oct.) origine etiam sed breviter pauc. dic. s.“

Wie sed breviter in si praevenit et habe verdorben werden können, wird Hr. L. nach seiner vertrauten Bekanntschaft mit den Lehren der Diplomantik leicht darthun, auf jeden Fall leichter,

als wie sein alius oder gar praeteriit ipse in den Text gekommen sey.

7. II. 89, 5. In dieser Stelle sagt Hr. L. ganz kurz: „Scribendum: Consulatus tantummodo usque ad undecimum quem continuaret Caesar . . . impetrari potuit. Quae ad verbum sic opinor explicarent Grammatici (cave putes me haec pro Latinis vendere): Consulatus (singulari numero) nonnisi usque ad Ximum ut eum continuaret (i. e. deinceps ut gereret) impetrari potuit, undecies tantum ut sine ulla intermissione deinceps fasces acciperet, commoveri potuit.“ Dieß soll griechische Construction seyn, wie z. B. οὐτοι ἰταίειχθίσονται οἰοί εἰσι ἀν-σπρωτοι. Cic. or. 20. §. 68. fin., Vell. II. 94, 2. „qui protinus quantus est, sperari poterat. Wir unsers Theils müssen widersprechen, daß zwischen unserer Stelle des Vell. und zwischen den dazu verglichenen irgend eine Analogie stattfinde, und behaupten geradezu, daß Vell. nach Laurent's Annahme unlateinisch geschrieben hätte. Zudem konnte Vell. das nicht sagen wollen, was ihn L. sagen läßt, da derselbe so gut und besser als wir, wußte, daß Augustus im Ganzen das Consulat drey- zehn Male, und zwar neun Male (nämlich vom dritten bis zum elften) in unmittelbar nach einander folgenden Jahren, die andern Male aber je durch größere oder kleinere Zwischenräume von Jahren unterbrochen selbst oder durch Stellvertreter verwalte habe. Diesen Sinn erreicht übrigens auch Drelli nicht, wenn er in das Exempl. corr. setzt: Consul. tantumm. usq. ad undecim., quem tertio continuaret Caesar, etc. Sollte alles ausgedrückt werden, was wir so eben angegeben haben, so müßte man in Vellejus Texte viel mehr als ein tertio einschalten. Res. glaubt aber, daß Vellejus nur eines von beyden, entweder die drey- zehnmahlige Führung des Consulats ohne andere

Nebenbestimmung, oder (dieß als bekannt vorausgesetzt) nur jenes als das Neueste, wozu sich Caesar bestimmen ließ, habe hervorheben wollen, daß er neun von den 13 Consulaten in 9 Jahren unmittelbar nach einander, oft mit Widerstreben, angenommen und geführt, die Dictatur aber beharrlich abgelehnt habe. Letzteres halten wir für das Wahrscheinlichere; und Vellejus könnte es allenfalls so ausgedrückt haben: „Consulatus tantummodo novem a III. usque ad undecimum ut contimaret Caesar, . . . impetrari potuit: nam dictaturam . . . constanter repulit.“

8. Zu der Stelle II. 119, 2. „cum ne pugnandi quidem egredie \*) aut occasionis in quantum voluerant data esset immunis, castigatis etiam quibusdam gravi poena etc.“ legt Hr. Laurent seinen allenfallsigen Recensenten („censor, si qui erunt, humaniss.“) nicht weniger als vier Conjecturen zur Prüfung vor; sie laufen wie folgt:

1. cum ne pugnandi quidem egregie tantum occasionis iis quantum voluerant data esset impunitis, castigatis etiam etc.
2. cum ne pugnando quidem egrediendi e vita occasio iis in quantum vol. d. esset immunis, castig. etc.
3. cum ne pugna quidem recedendi aut occasio iis in quantum etc. (wie Nr. 2.)
4. cum ne pugnando quidem egrediendi e vallo occasio iis, in q. vol., data esset impunitis, castig. etc.

Von diesen vier Conjecturen sucht er nur die vierte (Denn die drey andern wollen ihm selbst nicht

sonderlich gefallen) kurz zu rechtfertigen; und bey dieser Rechtfertigung erklärt er sich über den Sinn der Stelle so ungenügend, und macht, um aus egredie das volle egrediendi, aus immunis (mit Hilfe des Vurer'schen inimicis) impunitis herauszubringen und sein „e vallo“ als in aut versteckt liegend darzutun, einen so lächerlichen Mißbrauch von seiner sogenannten Diplomantik, daß er es auch den humansten Recensenten nicht verargen kann, wenn sie auf solche Dinge ernstlich mit ihm einzugehen keine Lust zeigen. Ref. wenigstens kann sich nicht entschließen Hr. Laurent etwas anders als den Rath zu ertheilen, daß er in Zukunft, um die Conjecturalkritik, deren Werth ohnehin zu wenig gekannt ist, nicht vor aller Welt in völligen Mißkredit zu bringen, solche Embryone von Conjecturen, wie die hier vorliegenden, so lang unter seinem Herzen tragen und pflegen möge, bis etwa einer davon doch in so weit zur Reife werde gediehen seyn, daß er mit einigem Anstande vor den Augen eines größeren Publikums erscheinen dürfe. Des Vellejus wegen (da selbst Hr. Drelli, mit allen Vorversuchen unzufrieden, freylich nicht ohne Inconsequenz, für occasionis in das Ex. correctum occasio iis, dagegen zwischen quidem und egredie nur ein großes Kreuz als Zeichen der Verweisung in den Text setzt), des Vell. wegen wollen wir eine, von unserer Seite wohl überdachte, und darum, wie wir meynen, auch des Nachdenkens Anderer nicht unwerthe Conjectur unsern Lesern mittheilen, und sie fragen, ob Vellejus nicht geschrieben haben könnte: „Exercitus omnium fortissimus (von dem Schicksale des Römerheeres unter Varus im Teutoburgerwalde ist die Rede) . . . marcore ducis, perfidia hostis, iniquitate fortunae circumventus, cum ne pugnandi quidem egrediendive occasiones in quantum voluerant datae essent militibus, castigatis etiam quibusdam gravi poena, quia Romanis et armis et animis usi fuissent, inclusus silvis . . .“

\*) So B.; dagegen P. egregie; A. egredie, und ein g über d gesetzt, wenn wir Drelli's Angabe: „egredie sine lineola, superscr. d litterae g“ richtiger verstanden haben als L., welches

er meint, in A. sey geschrieben egredie. d. h. ein d über g. (!)



ad internecionem tracidatus est. etc.“ Zu egrediendi brauchen wir kein vallo u. dgl. wie Orelli meynt; denn es gehören nach uns zusammen: „in quantum voluerant egrediendi occasiones,“ wobey der adverbiale Zusatz „in quantum voluerant“ eben das wirkt, was in Ausdrücken folgender Art: *altius egressus, latius evagari* u. dgl. die einfachen Adverbia.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the Zoological Society  
of London. Vol. I. Part. IV. London.  
1836. 4.

(Fortsetzung.)

In mehreren Exemplaren war, (was früher nicht wahrnehmbar) der fleckige Inhalt des Körpers von einer besonderen Hülle umgeben, über welche erst die äußere Haut lag. Sollte dies ein Darm seyn, so würde die *Trichina* nach Owen's Angaben den höheren Eingeweidewürmern zuzurechnen seyn. Nirgends fand jedoch der Verf. eine Analföffnung. Bisher war Owen geneigt, den Wurm in die Nähe von *Vibrio*, *Spirillum* und *Cercaria seminis* zu setzen. Er charakterisirt die Gattung und Art folgender Massen:

*Genus Trichina. Animal pellucidum, filiforme, teres, postice attenuatum; os lineare; anus nullus; tubus intestinalis genitaliaque inconspicui. (in vesica externa, cellulosa, elastica, plerumque solitariaum).*

*Trichina spiralis. Tr. minutissima, spiralliter, raro flexuose incurva; capite obtuso, collo nullo, cauda attenuata obtusa. (Vesica externa, elliptica, extremitatibus plerumque attenuatis elongatis).*

Ref. erinnert sich bey dieser Anzeige, daß ihm sehr kleine, spiralförmig gekrümmte, fadenförmige Entozoen bey Vögeln vorgekommen sind, welche in kleine Kapselfen eingeschlossen, an verschiedenen Stellen des Peritoneums hingen. Kürzlich fand er diese Bildung z. B. bey einer Krähe. Leider hat Ref. keine ausführliche Untersuchung angestellt. Es ist sehr leicht möglich, daß dieß eine zweite Art von *Trichina* ist, deren große Verwandtschaft mit den *Nematodeen* doch wohl nicht abzulängnen seyn wird.

XXXVI. Anatomy of *Linguatula taenioides*  
by R. Owen p. 325 — 330.

Während wir früher nur dürftige Notizen über

den innern Bau dieser Gattung (*Linguatula* Cv. *Pentastoma* Rud.) durch Cuvier und Rudolphi hatten, erhielten wir in einem Jahre (1835) drei gründliche Anatomien, alle unabhängig von einander, so die vorstehende durch Owen, eine zweite durch Miran in den Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie B. XVII. p. II. S. 625, und eine dritte von Diefing in den Annalen des Wiener-Museums Bd. I. S. 5. Alle diese Arbeiten sind mit Abbildungen begleitet, so daß eine Vergleichung der im Allgemeinen übereinstimmenden Resultate nun so eher möglich ist. Cuviers Ansicht, daß diese Gattung zu den *Nematodeen* gezählt werden müsse, rechtfertigt sich durch die genauere Vergleichung völlig. Doch hat der Wurm einiges von den *Trematoden*, namentlich ist das Nervensystem ganz nach der Analogie von *Amphistoma* gebaut. Der Darm geht gerade vom vordern bis zum hinteren Ende; die Geschlechter sind getrennt und ihre anatomische Bildung ist jener der *Nematodeen* ähnlich. Hieher beziehen sich die Figuren 10 — 16 der 41. Tafel.

XXXVII. Additional Remarks on the Genus *Lagotis*, with some account of a second Species referrible to it. By E. T. Bennett. p. 331 — 334.

Diese Bemerkungen beziehen sich auf des Verfassers Aufsatz über die *Chinchillidae* zool. transact. Part. I. p. 55. Sie sind zu vergleichen mit den trefflichen Bemerkungen von Wiegmann in dessen Archiv 1835 Heft V. Bennett und Wiegmann stimmen darinnen überein, daß Meyen's Abhandlung über diesen Gegenstand nicht auf sichere Basis ruht. Die hier beschriebene und auf Tab. 42. abgebildete Art kam durch Gould in den Besitz der Gesellschaft; sie soll aus Chili stammen. Es bekräftigt sich, daß diese Gattung *Lagotis* (*Lagidium* Meyen) nur vierzehig an Vorder- und Hinterfüßen ist, während *Chinchilla* (*Eriomys* Licht.) vorne zehig, hinten fsechsig ist; die Backzähne stimmen überein, sind aber von *Lagotomys*, der dritten Gattung südamerikanischer Hasenmäuse verschieden. Bennett distinguirt nun beyde Arten in folgender Weise.

*Lagotis Cuvieri* (*Lagidium* Peruvianum Meyen), auriculis caput longitudine aequantibus; vellere longiore; caudae setis albidis nigresque, pedibus cinereis.

*Lagotis pallipes* (spec. nova) auriculis capite brevioribus; vellere brevi; caudae setis ferrugineis; ventre pedibusque fulvescentibus, his pallidioribus.

Die Dimensionsverhältnisse beyder Arten weichen nur unbedeutend ab.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. April.

Nro. 70.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. C. Vellei Paternuli quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
  2. C. Velleji Paternuli quae supersunt etc.
  3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
  4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Vortsetzung.)

Doch die Grenzen einer bloßen Anzeige mahnen uns, diese Betrachtungen, dergleichen wir noch zu 80 von Laur. in ähnlichem Geiste behandelten Stellen des Vell. mittheilen könnten, abzubrechen, um jetzt über seine *Animadversiones criticae* unser Urtheil kurz abzugeben.

In diesem Theile seiner Schrift geht H. L. der Drellischen Ausgabe des Vellejus von Pagina zu Pagina nach, um ungefähr 80 Stellen darin mit seinen Bemerkungen zu begleiten. Und von diesen Bemerkungen und von den darin gegebenen Conjecturen müssen wir unsers Theils 10 — 12 als ganz gelungen und mit unsern eigenen Ansichten übereinstimmend erklären, namentlich folgende:

I. 9, 3. wo Hr. L. für Beybehaltung des vulgaten „*consulem creavit*“ stimmt; II. 5, 3. wo er das Amerbach'sche „*mixtus pudori timor*“ für richtig erklärt; II. 22, 5. wo er sich gegen die Drellische Einschaltung eines *suo* sträubt; II. 26, 2. wo er für „*malis publicis*“ nach

P. spricht; II. 27, 6. wo er das vulgate „*sub ejus nomine*“ beybehält; II. 44, 2. wozu er sagt: *Malim „diverso cuique tempore;“* II. 47, 4. wo er vermuthet, daß zu lesen sey: „*inutili verum s. sed;* II. 78, 1. wo Redierat, II. 105, 6. wo *eo abutentem* beyhalten, und II. 112, 2. wo *circumdatus hostili exercitu, amplius XX mil. hostium* fudit gegen A. und Drelli in Schutz genommen wird. — Einige dieser Stellen hat Referent oben umständlich abgehandelt, ohne dabey an Laurent's Zusammenreffen mit seinen Ansichten zu denken, und folglich ohne denselben Erwähnung zu thun. Dieses Versehen wünscht Referent hiemit gut zu machen, indem er die förmliche Erklärung abgibt, daß er weit davon entfernt sey, Hrn. Laurent die Priorität der öffentlichen Bekanntmachung jener Gedanken streitig machen zu wollen.

Wir gehen nun zur Beurtheilung der letzten Schrift über, die nach Obigem noch in den Kreis dieser Anzeigen gehöret, zu den „*Emendationes Vellejanae*“ von K. Felix Halm. Was Hr. Halm in seiner Recension des Drellischen Vellejus (in den Berlin. Jahrb. vor. J.) als Beytrag zur Textberichtigung geschrieben hatte, das hat er, mit Rücksicht auf Kreyßig und Laurent überarbeitet und vermehrt, in einem Schulprogramme gegen Ende Augusts vor. J. in anderer Gestalt und Sprache zum zweyten Male abdrucken lassen. Je größer Hrn. Halm's Eifer für eine bessere Bearbeitung unsers Schriftstellers ist, desto größer scheint für ihn auch die Gefahr zu seyn, bey seinen Arbeiten auf

Abwege zu gerathen, wofern er nicht zuvor durch ein genaues Studium der Editio princ. (mit Buzer) für die Beurtheilung des Ganzen wie des Einzelnen festen Standpunct zu gewinnen und dann mit mehr Besonnenheit zu verfahren sich bestreben wird. Wir können es uns daher, bey dem Wunsche, sein schönes Talent für die Herstellung eines reinen Textes des Vell. wahrhaft gedeihlich mitwirken zu sehen, nicht versagen, sein Programm einer etwas ausführlichen und strengen Kritik zu unterwerfen. Beginnen wollen wir mit der Betrachtung einiger Erklärungsversuche, die Herr Halm gemacht hat.

Bev II. 4, 3. wo P. und A. nec quisquam . . . hominum ante eum clariori urbium excidio nomen suum etc. darbieten, nimmt Hr. H. die von Burer stammende, in den Ausgaben bereits einheimisch gewordene Conjectur clariore als ursprünglichen Text an, und glaubt alles gethan zu haben, wenn er, um clariorum, was Ueberzuerst anstatt clariori geschrieben hatte, abzuwehren, aus Florus (II. 17.) die Stelle: „post illa duo clarissima urbium incendia“ zu Hülfe ruft. Allein, abgesehen davon, daß die Stelle aus Florus kein Zwilling zu der des Vell. ist, und folglich nichts beweiset, scheint uns die letztere von einer ganz andern Seite einer Erklärung bedürftig zu seyn. Wir begreifen nämlich nicht, wie man den Wechsel des Subjects in den 3 Sätzen „(Scipio) intra annum etc. bis — vindicavit contumellis“ ertragen, und wie den Zusammenhang des dritten „quippe excisa“ etc. mit dem vorhergehenden erklären könne. Nach unserer Meynung muß Scipio für die ganze Sagreihe Subject bleiben, wie wenn Vell. etwa so geschrieben hätte: „(P. Scipio . . . qui Carthaginem deleverat) intra annum . . . Numantiam aequavit solo, ac, quoquam ullius gentis hominum ante eum clarior, II. (duarum) urbium excidio nomen suum perpetuae commendavit memoriae: quippe excisa Carthagine ac Numantia etc.“

II. 28, 3. f. behält Hr. H. das vulg. tamen wofür Gelen. und Ursin. tantum vorgeschlagen, Drelli und Kreyß. aber selbes in den Text gesetzt haben. Wenn man an dieser Stelle, meynt H., tantum für durchaus nothwendig halte, müsse man es auch in „loco simillimo“ II. 22, 1. sq. einsetzen. Nach uns ein unrichtiger Schluß, durch welchen H. verräth, daß er keine von beyden Stellen recht aufgefaßt habe. An der ersten Stelle (II. 28, 3, sq.) kann tamen nicht bestehen; denn sonst würde Vell. sagen: „Culla hat als Dictator den Anfang mit den leidigen Proscriptionen gemacht; doch (zum Glück) hat er nicht (oder nach H. nicht bloß) gegen seine Gegner, sondern gegen viele Schuldlose gewüthet!“ Für tamen muß tantum gesetzt werden: „— nec tantum in eos, qui arma contra tulerant, sed in multos insonitis saevitum.“ An der andern Stelle dagegen (II. 22, 1. sq.) wird von C. Marius grausamem Wüthen gegen seine Mitbürger (nach seiner Zurückberufung aus der Verbannung) gesagt: „neque licentia gladiatorum in medioeris saevitum, sed excelsissimi quique \*) atque eminentissimi civitatis viri variis suppliciorum generibus adfecti;“ d. h. es wird im ersten Glied simpliciter negirt, daß gegen die Bürger geringeren Stanzes gewüthet worden sey, behauptet dagegen im andern Theile nur dieß, daß gerade die ausgezeichnetsten Männer des höchsten Ranges seyn hingewürgt worden. Also hier darf tantum in den Text weder eingesetzt noch eingedacht werden, wenn der Sinn der Stelle nicht Noth leiden soll. So wenig Aehnlichkeit haben die zwey Stellen.

II. 37, 1. Ruhnen wollte für reparaverat setzen paraverat, fügte jedoch bey: „sed reparare pro simplici parare positum videtur.“ Hofman Peerikamp meynt, der Stelle

\*) Im Programme steht zwar quoque; doch zweifeln wir nicht, daß Hr. H. das Ganze nach Ruhnen eben so hat geben wollen, wie wir.



Sinn sey: „Iterum sibi paraverat (Mithridates) magnas vires in novo exercitu.“ Hr. H. dagegen: man könne, „bey vertrauterer Bekanntschaft mit Vellejus“ die Sache ohne solche Umschweife so erklären: „magnum novum exercitum reparaverat,“ und reparaverat sey als eine Tautologie zu nehmen, dergleichen sich bey den besten Schriftstellern finden z. B. Liv. 21, 11. ut novum murum reficerent; Well. selbst II. 25, 2. und 46, 4. Wir sehen hier so wenig Tautologie, daß wir vielmehr behaupten: Well. hätte reparaverat so wenig als Livius reficerent gebrauchen können, wenn von Aufbringung eines Heeres, oder von Auführung einer Mauer da, wo vorher noch kein Heer und keine Mauer gewesen war, die Rede gewesen wäre; und Well. sagt daher an unserer Stelle ohne Tautologie ganz recht und natürlich: Mithridates hatte (als Ersatz für seine frühere vernichtete Heeresmacht) wieder große Streitkräfte eines neuen Heeres aufgebracht.“ Die Besprechung der andern zwey Stellen aus Vellejus würde uns zu weit führen.

II. 72, 2. „Fuit autem dux Cassius melior, quanto vir Brutus.“ Dazu hatte Hr. H. in den Berl. Jahrb. vorgeschlagen: „Fuit aut. dux Cass. melior tanto, quanto vir Brutus; im Programme dagegen sagt er: „De omisso demonstrativo tanto, cujus exemplum apud Vellejum frustra quaesivi, v. Tacit. Histor. III. 58. Hortantibus libertis (nam amicorum ejus, quanto quis clarior, minus fidus) vocari tribus jubet;“ und will somit obige Worte in Vellejus, weil er eine sie schützende Parallelstelle gefunden habe, unverändert stehen lassen.

Dagegen bemerkt Ref.: Ein Beispiel der Art, wie das von Hrn. H. aus Tacitus bezugbrachte ist, konnte bey Vellejus selbst gefunden werden, welcher II. 43, 4. sagt: „(haec) quo notiora sunt, minus egent stilo;“ denn was von quanto

und tanto (in Verbindung mit Comparativ), das gilt gewiß auch von quo und eo, und umgekehrt. Allein diese zwey (und viele andere z. B. bey Tacitus vorkommende ihnen gleichartige) Stellen und die in Frage stehende Stelle unsers Geschichtschreibers sind bey weitem nicht von so gleicher Beschaffenheit, daß von der Ausdrucksweise in den erstern mit Sicherheit auf die Richtigkeit des Ausdruckes in der letztern ohne weiters so geschlossen werden könnte, wie Hr. H. geschlossen hat. In den Hilfsstellen nämlich steht der Compar. mit dem Relat. (quanto, quo) voran, der Compar. mit dem ausgelassenen Demonstrativ. (tanto, eo) folgt nach; in den Hilfsstellen sind zwey verschiedene Prädicate, jedes vollständig gegeben (quanto clarior, (tanto) minus fidus; quo notiora, (eo) minus egent. stilo), was in der Hauptstelle nicht eben so der Fall ist; endlich, die Hilfsstellen haben nur ein Subjeet mit einem durch Comparation bestimmten Prädicate (amici — quanto clariores tanto minus fidi; haec — quo notiora tanto minus egentia stilo), indeß in der Hauptstelle zwey verschiedene Subjeete und zwey Prädicate gegeben sind (Cassius — Brutus und tanto melior dux — quanto melior vir). Also Ref. hält die fragliche Stelle in Well. durch die von H. angeführte ungleichartige Stelle aus Tacitus nicht für gerechtfertigt, und fügt nur noch bey, daß, wenn die Auslassung des tanto für unsern Fall unzulässig oder eine Aenderung unserer Stelle aus anderm Grunde nöthig seyn sollte, er das Demonstrativum nicht ohne Bedacht hinter melior, sondern vor dux einschalten und schreiben würde: „Fuit tanto dux Cassius melior, quanto vir Brutus.“ — Die Stelle II. 112, 3 „ita placebat barbaris numerus suus etc.“ haben wir schon oben bey Beurtheilung von Vorschlägen Drelli's besprochen.

(Fortsetzung folgt.)



Transactions of the Zoological Society  
of London. Vol. I. Part. IV. London.  
1836. 4.

(Fortsetzung).

XXXVIII. Observations on the Genus Cancer  
of Dr. Leach (Platycarcinus, Latr.)  
with Description of three new Species.  
By Thomas Bell. p. 335 — 342.

Sehr genau sind die Beschreibungen mehrerer neuer  
Arten, C. longipes, Edwardsii, dentatus, welche  
Cuming von Valparaiso mitbrachte. Nach Wiegmann  
(Archiv 1836 Heft V.) scheint dentatus mit C. poly-  
odon von Poeppig identisch. Alle darin sind vortref-  
flich abgebildet, außerdem noch verglichen mit Cancer  
irroratus und Pagurus. Hierher gehören die Tafeln  
43 — 47. —

XXXIX. On the Osteology of the Chimpan-  
zee and Orang Utan. By Richard Owen  
p. 343 — 379. Tab. 48 — 58.

Wohl die wichtigste Abhandlung des ganzen Ban-  
des, ausgezeichnet durch eine große Kenntniß der Lite-  
ratur, auch des Auslandes, durch sorgfältige Benützung  
und Vergleichung des reichen Materials verschiedener  
öffentlicher und Privatammlungen in London, durch nüch-  
terne Principien und Klarheit der Darstellung, so wie  
durch trefflich gewählte, zum Theil vom Verfasser selbst  
gezeichnete und technisch sehr vollendete Stein tafeln.  
Jert auch der Verf. gewiß in einem Hauptpunct, näm-  
lich dem, daß Pongo der alte Orang Utan sei, eine  
Behauptung, die bekanntlich Cuvier und Audolphi auf-  
gestellt haben, so bleibt doch der ganze übrige Werth  
der Abhandlung, welche die erste sichere Grundlage zu  
einer Naturgeschichte dieser ganzen Gruppe von men-  
schenähnlichen Affen ist. Ref. geht hier auf einige Punkte  
von allgemeinerem Interesse näher ein und muß es den  
Männern vom Fach überlassen, diese kann eines Aus-  
zugs fähige Abhandlung, genauer zu studieren. Was  
sich daraus mittheilen läßt, hat J. Müller in seinem  
Archiv Jahrgang 1837 Heft III. u. IV. Jahresbericht  
p. XLI. gethan und dabei schätzenswerthe Bemerkungen  
hinzugefügt, nach den Materialien, die sich im Verli-

ner anatomischen Museum finden. Man vergleiche auch  
Blainville's Observations sur quelques espèces de  
singes confondues sous le nom d'Orang-Utan, die  
derselbe in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften  
zu Paris am 18. Januar 1836 mittheilte und wovon  
in den Ann. d'hist. nat. Janvier 1836. ein Auszug  
gegeben ist. Die paradoxen Ansichten des Hrn. Geoffroy  
St. Hilaire über denselben Gegenstand finden sich in  
derselben Zeitschr. 1836. Janvier, Mars, Juillet. Ich  
erlaube mir hier die Bemerkung, daß alle Angaben über  
die Osteologie des Pongo in meinem Lehrbuch der ver-  
gleichenden Anatomie aus einer sorgfältigen Untersu-  
chung des bekannten Pariser Skelets herrühren, welche  
ich im Jahre 1827 ange stellt habe.

Um vorher noch einiges über die von Müller nicht  
näher bezeichneten 10 Tafeln zu Owen's Aufsatz zu be-  
merken, will ich eine kurze Uebersicht der Figuren ge-  
ben. Tab. 48. Seitliche Ansicht des ganzen Skelets von  
einem alten und jungen Schimpanse. Tafel 49 dieselbe  
von einem jungen und alten (Pongo Ref.) Orang-Utan.  
Taf. 50. Vorderer Ansicht des Skelets vom alten Schim-  
panse und Orang-Utan. Taf. 51. seitliche Schädel-  
Ansicht vom erwachsenen Schimpanse. Taf. 52. der-  
selbe Schädel von der Basis aus. Taf. 53 Seiten-An-  
sicht vom Schädel des alten Orang-Utan. Taf. 54.  
Basis desselben Schädels. Taf. 55. Seiten-Ansichten  
von jungen Schädeln beyder genannten Arten. Taf.  
56. Alte und junge Schädel beyder Arten von vorne.  
Taf. 57. und 58 Ansichten vom Schädel eines blödsin-  
nigen Menschen.

Wenn man das gesammte Material über diesen  
Gegenstand vergleicht, so ergibt sich mit Sicherheit,  
daß der Schimpanse und Orang Utan zwey verschie-  
dene Gattungen sind. Ersterer, vielleicht auch in meh-  
reren Arten in Afrika einheimisch, ist in osteologischer  
Hinsicht, namentlich im Schädelbau, viel menschenäh-  
licher, als der Orang-Utan. Unter letzterem Namen  
hat man offenbar verschiedene Arten vermischt und es  
dürfte sich immer mehr herausstellen, daß die Orangs  
und Pongos eine eigene Gruppe von Affen bilden, die  
wahrscheinlich in ein Genus gehören, aber ziemlich zahl-  
reich an Arten sind; Blainville unterscheidet deren  
bereits vier. Ref. vermuthet, daß der alte Pongo, des-  
sen Skelet im Pflanzengarten steht, spezifisch verschie-  
den ist von dem von Owen, aus der Sammlung des  
K. Kollegiums der Wundärzte beschrieben; dieser hat  
5. jener, wie Ref. bestätigen kann, nur 4 Lendenwirbel.  
Die Gruppe der Orangs ist rein ostindisch und die Ar-  
ten sind auf dem ostindischen Kontinent, auf Sumatra  
und Borneo einheimisch.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. April.

Nro. 71.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Um jetzt auch von den Emendationen Hen. Halm's einige zu prüfen, nehmen wir gleich die erste zur Hand, durch welche er zu II. 2, 3. statt „omnibus statum concupiscentibus“ in Antrag bringt: „novum omn. st. conc.“, weil er zweifle, ob statum concupiscere sic nude elatum richtig gesagt werde, indem die Stelle II. 72, 5., wo das Wort statum durch ein beygefügtes Adjectivum seine Bedeutung erhalte, nichts beweise. „Quapropter equidem (schließt er) sic statuo, hoc quoque loco adjectivum desiderari, quo ratio illius status accuratius indicetur.“ Dazu meint er, novus werde vom Sinne der Stelle gefordert, und führt Stellen aus Vellejus an, worin novus dux, novus status, nova respublica und commutatio status publici vorkommt. Der Sinn der emendirten Stelle soll nach ihm seyn: „Da man allgemein nach einem neuen Zustande (Neuerung) sich sehnte; dieses „allgemein“ aber, indefs nur die ge-

ringere Volksschicht gemeint sey, habe Vellejus nach seiner Art exaggeratione rhetorica gebraucht. Wir dürfen dagegen beynahe sagen: „So viel Unwahrheiten als Worte“ und könnten dafür Beweis führen; da jedoch der Raum uns beschränkt, möge Folgendes genügen. Vell. bedient sich II. 72, 5. des Ausdrucks: „(Ad quem . . . proscripti confluebant) quippe nullum habentibus statum quilibet dux erat idoneus.“ Da ist doch gewiß nullum statum hab. nicht mehr und nicht weniger als: hominibus statum non habentibus, und status steht ganz nackt da ohne ein die Beschaffenheit desselben genauer bestimmendes Adjectiv! So gewiß also Vellejus von diesen Proscribirten, die keine Heimat, kein Haus, kein Ackerland, kurz kein Eigenthum, und keinen Rang u. in einem Vaterlande hatten, sagen konnte: „statum non habebant“, eben so gewiß hätte er von ihnen auch sagen können: „Statum concupiscebant.“ d. h. sie wünschten, was sie nicht hatten, statum; und eben so gewiß konnte er die große Menge der Menschen in Rom, welche kein Eigenthum, kein Ackerland, keine Kapitalien u. s. w. besaßen, eben darum aber solche sehnsüchtig begehrten, als „homines statum concupiscentes“ bezeichnen. Steht dieß fest, und nehmen wir an, daß hinter agrariis legibus, das Wörtlein gratis, (welches als graris gelesen, für Wiederholung des agrariis angesehen und weggelassen werden mochte) ausgefallen sey, so erhalten wir: „Tib. Gracchus . . . promulgatis agrariis legibus, gratis omnibus statum concupiscentibus, summa imis miscuit.“

gan; dem gemäß, was Cicero in seiner Sestiana sagt: *Agrariam Ti. Gracchus legem ferebat; grata erat populo; fortunae constitui tenuiorum (nach Bell. statum concupiscentium) videbantur;*“ und wir hätten nicht nöthig anzunehmen, daß Vellej. sich je eine exaggeratio rhetorica habe zu Schulden kommen lassen, durch welche er nicht eine Wahrheit stark ausgedrückt, sondern eine baare Unwahrheit ausgesprochen hätte.

Zu II. 13, 3. „Denique ea fortuna Drusi fuit, ut male facta collegarum quamvis optime ab ipso cogitata senatus probaret magis“ sagt Hr. H.: *Facillima ratio hujus loci emendandi ea videtur, ut quam ante quamvis inseratur.* Zur Bestätigung, daß der Schreiber des Cod. Bell. oft solche Fehler gemacht habe, werden angeführt: I. 15, 3; II. 20, 2; II. 150, 2; II. 10, 2; An der ersten dieser Stellen hat ja der Schreiber des M. Cod. (laut P. mit B.) wirklich *quamquam*, und nur der unglückliche Abschreiber Amerbach mit Weglassung der einen Hälfte bloß *quam* geschrieben. Vid. Orell. Die andern drey Stellen aber sind (nach unserm Urtheile) lauter unglücklich corrigirte, folglich nichtsbeweisende Stellen. \*) Eben so irrig führt H. für „*quamvis cum superlativo conjunctum*“ aus II. 27. 1. „*penitus Rom. nomini infestissimus*“ als einen ähnlichen Pleonasmus an, welchen andere Herausgeber mit Unrecht angefochten, Orelli aber mit vollem Rechte in Schutz genommen habe. Nach uns gerade umgekehrt; denn Orelli kann freylich leicht sagen: „*penitus infestissimus formula (est) a cadente jam Latinitate haud abhorrens,*“ es aber, und zwar als geltend auch für Bell. zu beweisen, wird schwer, ja unmöglich

\*) Wir merken hier ein für alle Male an, daß Hr. H. öfter zum Beweise für Conjecturen dgl. sich auf Stellen beruft, die selbst noch des Beweises der Richtigkeit bedürfen.

seyn. Uebrigens möchte an obiger Stelle eben so leicht und richtiger als nach H. zu sehn seyn: — „*quam quaevis optime ab ipso cogitata etc.*“

II. 35, 1. „*Ille senatus dies . . . virtutum M. Catonis . . . in altissimo luminavit,*“ glaubt Hr. H., da Burmann's und Kreyßig's Vorschläge keine Wahrscheinlichkeit für sich haben, etwas neues versuchen zu müssen und giebt: — *altissimo lumine illuminavit.* Und in der That, *altissimum lumen* war uns (in solcher Verbindung) etwas so sehr neues, daß wir statt aller andern ganz unnöthigen Ausführungen nur den Sinn des Wortes *altiss. lum.* erklärt und mit einer einzigen passenden Stelle belegt zu sehn gewünscht hätten. Vor der Hand bleiben wir bey unserm auch von Kr. vorgeschlagenen, „*clarissime inluminavit.*“ Die Entstehung der Corruption könnten wir, wenn es darauf ankäme, nach unserer Art eben so gut, oder noch besser als H. nach der seinigen begreiflich machen.

Auf ähnliche Weise, wie in die vorhergehende, ist nach Hr. H. unter andern auch in die Stelle II. 45, 5. das Verderbniß gekommen: „*cujus integritatem laudari nefas est etc.*“ wo nach ihm Vellejus geschrieben hat: „*cujus integritatem laude fraudari nefas est etc.*“ Und Hr. H. hat wirklich durch Anführung von 4 Stellen aus Bell selbst und einer aus Quintilian den, freylich von Niemand bezweifelten, Satz bewiesen, daß man gut lateinisch sage: *aliquem aliqua re (laude, memoria etc.) fraudare*, dagegen die Hauptsache, den Beweis dafür, daß sein *laude fraudari etc.* in den Zusammenhang unserer Stelle passe, und daß dadurch alles in Ordnung gebracht sey, hat er ganz übergangen. Wir geben für unsere Stelle den Vorschlag: (Cato brachte eine über alle Erwartung große Menge Geldes von Cyprus nach Rom): „*cujus integritas elaudari non satis, insolentia paene argui potest, quod,*

una cum consulibus ac senatu effusa civitate obviam, . . . non ante (navibus) egressus est, quam ad eum locum pervenit, ubi erat exponenda pecunia.“ Seine Vertheidigung müssen wir übrigens der Kürze wegen dem Vorschlage selbst überlassen. Zur Vergleichung mag indes II. 17, 1. dienen.

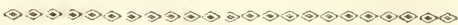
II. 39, 2. „ — quantum pater ejus Galli in aerarium reditus contulit.“ Dazu H.: „Falso pro corrupto Galli editores omnes Gallia scripserunt; debebat enim cum ex constanti Vell. usu, tum propter initium hujus capituli . . . Galli in Galliis emendari.“ Um den „constans Vell. usus“ darzutun, citirt er 7 Stellen \*) für den Plural Galliae, indes nur drey Stellen für den Singular Gallia gegeben seyen. Nun hat zwar dadurch H. selbst schon bewiesen, daß Galliae nicht constanter Gebrauch des Vell. gewesen sey; wir müssen aber noch befügen, daß Vell. außer jenen drey von H. citirten Stellen auch noch I. 15, 5; II. 17, 3; II. 104, 3. also zusammen an sechs Stellen ganz zuverlässig den Singular Gallia gebraucht habe; und endlich glauben wir, daß gerade an der fraglichen Stelle II. 39, 2. (also an der siebenten) alle Editoren des Vell. ganz richtig das im Cod. mangelhaft gegebene Galli, nicht wie H. in Galliis, sondern in Gallia ergänzt haben, da sich aus „facta Aegypti stipendiaria“ doch wohl leichter zu Gallia in Gedanken supplirt „stipendiaria facta,“ als zu Galliis das nicht gegebene „stipendiariis factis.“

II. 47, 4. „ — P. Clodius a Milone . . . exemplo inutiliter, facto salutari reip. . . iugulatus est. H. emendirt: — exemplo inutiliter, facto salutariter reip., und führt zur

\*) Wir liefern Hrn. H. noch die 8te dazu, II. 47, 2. wo zwar A. Gallis, die zuverlässigere P. aber Galliis darbietet.

Bestätigung der Emendation mehrere nicht adäquate Stellen an und darunter auch die II. 135, 4, welcher doch bloß durch eine mißlungene Conjectur Drellis diese Gestalt ist aufgedrungen worden: „rescidit tam re quam exemplo pernicioso.“ Es hat aber schon Gelenius das Rechte in der Hauptsache getroffen, und ohne Zweifel wird Vell. Hand ganz hergestellt, wenn man schreibt: Clodius a Milone exemplo inutili, set (sed) facto salutari reip. iugulatus est.

(Fortsetzung folgt.)



Transactions of the Zoological Society of London. Vol. I. Part. IV. London. 1836. 4.

(Schluß.)

Die Schlußbemerkungen Owens sind sehr interessant, weil derselbe gegen die Fäseleyen Bohn St. Vincents und Geoffroy St. Hilaire's auftritt, wornach eine so entschiedene Annäherung der Orang's an den Menschen stattfinden soll, daß sie generisch nicht getrennt werden können. Owen zeigt am Schädel des Blödsinnigen, daß dieser, obgleich seiner geringen Entwicklung der Hirnkapsel, doch alle Merkmale und Eigenthümlichkeiten des Menschenschädels zeige und die Abwesenheit aller, bey den genannten Affenschädeln charakteristischer Bildungen. Eben so zeigt er, daß ein menschlicher Fuß durch Übung und Gewohnheit u. s. w. nie einen entgegensetzbaren Daumen beküme, wie Bory von Sietters den Menschen angiebt, was ein charakteristisches Kennzeichen aller Quadrimanen ist und bleibt. Er spricht von der Unmöglichkeit einer solchen Veränderung im Fuß, Becken u. s. w., durch allmähliche Einflüsse bewirkt. Der Flexor longus pollicis ist beim Menschen ganz anders als beim Affen und die ganze morphologische Verschiedenheit spricht für einen spezifischen und generischen Unterschied.

Möchten doch einmal die unsinnigen Begriffe von der Metamorphose, welche Lamarck in Frankreich ein-



geführt hat, wornach sich die Arten und Gattungen der Thiere aus einander entwickeln können und die unzweifelhafteste Verschiedenheit der Grundabstammung in so vielen Fällen geläugnet wird, ihr Ende erreichen. Es ist merkwürdig, daß während man gerade in Frankreich so freigebig ist mit der Entsehung der Arten durch allmähliche Metamorphose, man auf der entgegengesetzten Seite die Grundabstammung des Menschen von einem Paare und die Identität der Art läugnet. In beiden Fällen findet sich das unabänderliche, zur Sicherung der Art bestehende Gesetz der Zeugung, wornach nur Individuen einer und derselben Species eine fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen vermögen, bestätigt.

XL. On the anatomy of *Distoma clavatum*  
by Richard Owen. p. 381 — 384.

Der Verf. fand in der Hunterschen Sammlung ein *Distoma* auf, welches er später als *Distoma clavatum* erkannte. Die anatomische Beschreibung ist unvollständig und betrifft im Allgemeinen den Darm, die männlichen und weiblichen Genitalien. Ein distinktes Nervensystem soll fehlen, ist indeß wohl nur übersehen worden. Hieher beziehen sich die Figuren 17 — 20 der 4ten Tafel.

XLI. Description of a new species of Tape-worm, *Taenia lamelligera* Owen. p. 385 — 386.

Die kurze Notiz über eine neue, im Dünndarm des Flamingo's vorkommende *Taenia*, abgebildet auf Tafel 41. Die Charakteristik lautet: *Taenia incrasata*, capite subglobo; rostro cylindrico obtuso; collo nullo; articulis brevissimis, marginibus lateralibus dilatatis, rotundatis, ubinque parum extantibus; superficie utraque linea longitudinali leviter impressa; lenticis lateralibus oppositis. Long. corpor. 7 unc.; lat. 5 lin.; crassities 1 lin.

XLII. Remarks on the Entozoa, and on the structural Differences existing among them: including Suggestions for their Distribution into other Classes by R. Owen. p. 387 — 394.

In dieser Abhandlung will Owen eine neue Eintheilung der Entozoen geben, gegründet auf ihre inne-

ren Struktur-Verhältnisse. Man sieht übrigens der ganzen Abhandlung an, daß der Verf. sich von gewissen bisherigen Vorstellungen über sogenannte einfache Structure-Verhältnisse nicht lösen kann. Er gibt zuletzt eine Skizze des Systems, in welches er die menschlichen Entozoen einreißt:

Entozoa hominis.

Subregnum, Acrita.

Classis (Infusoria Cv.)

1) *Cercaria seminis*; 2) *Trichina spiralis*.

Classis Sterelmintha (*στερεός* und *ελμύς*)

3) *Echinococcus*. 4) *Cysticercus cellulosus*. 5) *C. visceralis*. 6) *Taenia solium*. 7) *Bothriocephalus latus*. 8) *Polystoma venarum*. 9) *P. pinguicola*. 10) *Distoma hepaticum*.

Subregnum, Nematoneura (*νήμα*, *νέυρον*).

11) *Ascaris vermicularis*. 12) *A. lumbricoides*. 13) *Strongylus Gigas*. 14) *Spiroptera hominis*. 15) *Trichocephalus dispar*. 16) *Filaria bronchialis*. 17) *F. Medinensis*. 18) *F. oculi*.

Die Unzulänglichkeit dieser neuen Eintheilung leuchtet von selbst ein.

XLIII. Additional Observations on *Alepisaurus ferox*. By the Rev. R. T. Lowe.  
p. 395 — 400.

Ein Zusatz zu der frühern Abhandlung. Im April 1855 wurde ein drittes Exemplar dieses merkwürdigen Fisches an der Küste von Madera gefangen, das so wohl erhalten war, daß der Verf. eine neue vollständigere Abbildung auf Tafel 59 geben, und der Beschreibung mehrere hinzufügen konnte. Diese Gattung ist zunächst verwandt mit *Thyrsites*, *Gempylus*, *Lepidopus* und *Trichiurus*, wodurch eine eigene Untergruppe der Scomberoiden gebildet wird, welche diese Familie mit den Taenioiden verbindet.

Hiermit schließt der erste Band. Vom zweyten ist bereits der erste Theil erschienen, den wir demnächst anzugehen gedenken.

R. W.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. April.

Nro. 72.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

H. 82., 1. lautet nach P.: Qua aetate Caesar tam prospere Libium in Sicilia bene (A. Bñ) fortuna in Caesare et rep. militavit ad Orientem: quippe Antonius etc.“ Zu dieser unstreitig verdorbenen Stelle gab Ruhnken den Vorschlag: Qua aest. C. t. pr. sepelevit in Sicilia bellum, fortuna in C. et rep. mutavit ad Orientem. Drelli fand den ersten Theil davon dem Sinne nach richtig, doch dem Worte nach unwahrscheinlich; im letzten Theile aber fordert er eine *avriδeiois* inter fortunam Caesaris atque reip. et fortunam Antonii, hujus fere generis: „fortuna inconcussa (vel firma) in Caesare et rep. nutavit\*) ad Orientem;“ (in das Exempl. corr. setzt er indeß mit nicht zu entschuldigender

Inconsequenz bloß sein nutavit; denn es gehört dahin entweder Alles oder Nichts!) Ueber diese Aeußerungen Drelli's urtheilt H.: „Sensum quidem suo acumine Orellius optime indagavit, sed quod ipse proposuit non magis probabile videtur;“ meint dann, in dem corrupten militavit liege mitis labavit versteckt, und schlägt vor, die ganze Stelle etwa so zu schreiben: „Qua aest. Caes. t. prospere dimicavit in Sicilia, belli fortuna, in Caes. et rep. mitis, labavit ad Orientem.“ Abgesehen davon, daß wir gerade hier, wo Hr. H. Scharffinn sieht, solchen gänzlich vermissen, stellen wir die Fragen an ihn? Woher weiß er so entschieden, daß gerade militavit verdorbenes Wort sey? Wir getranen uns die Stelle lesbar zu machen ohne militavit anzutasten. Was soll (nach ihm) dem Caesar gegenüber die „belli fortuna“? Wie will Hr. H. auch nur von ferne wahrscheinlich machen, daß Vell. mitis und labare (mild und wankend) gegen einander gestellt habe? u. s. w. Hier sieht man fast gar zu offenbar, daß H. seinen Vorschlag nicht aus Betrachtung der Sache, sondern bloß aus Beschaauung (nebst beliebiger Aenderung und Wiederholung) der Buchstaben geschöpft hat; denn ohne Zweifel hat er aus den Buchstaben milit sein mitis, dann wieder aus den Buchstaben litavit sein labavit herausgeschaut. — Ref. denkt sich die Sache so: Lepidus und Antonius waren längst für Feinde des Vaterlandes erklärt worden (m. s. II. 66. f.); sie waren Tyrannen, welche die Freiheit der Bürger und die Staatsverfassung oder

\*) Nutavit (oder dem Sinne angemessen auch inclinavit von Sauppe) hält er für wahrscheinlicher als Ruhnken's mutavit.

den Staat bedrohten, indeß Cäsar (nach Vell.) die Rolle übernommen hatte, bejdes gegen sie zu schützen und zu erhalten. Und nun, nachdem uns Vell. erzählt hat, wie Cäsar den einen dieser Staatsfeinde, den Lepidus glücklich entwaffnet hatte, was thut er, um uns auch darüber zu unterrichten, wie am Ende der andere derselben, Antonius, ebenfalls besiegt worden sey? Er sagt uns zunächst in einer Uebergangsperiode, daß, während Lepidus in Sicilien bereits ganz besiegt und in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgedrängt worden sey, Antonius im Oriente wenigstens schon bedeutende Verluste erlitten habe, und fährt dann in den nächstfolgenden Kapiteln (82 ff.) die Erzählung bis zu dem Punete fort, wo wir sehen, wie Cäsar auch diesen andern, letzten Feind des Staates bey Actium besiegt, damit den Bürgerkrieg gänzlich beendetigt, und dafür von Rom und ganz Italien als Heiland gefeyert wird. Aus diesem Zusammenhange der Sache im Ganzen scheint uns zu erhellen, daß jene Uebergangsperiode dem Ausdrucke nach etwa so zu gestalten sey: Qua aestate Caesar tam prospere pro libertate civium in Sicilia, bona fortuna pro Caesare et republica militavit ad Orientem. Quippe Antonius etc.“ Dabey entsprechen sich in beyden Satzgliedern, a) Caesar und bona Fortuna (Fortuna P. R.); b) pro libertate civium und pro Caesare et republica; c) in Sicilia und ad Orientem, wie wir meinen, ganz anders als nach Nuhnken, Drelli oder Halm. Selbst unsere auf den ersten Anblick gewaltsamen Aenderungen in den Worten könnten wir leicht dadurch rechtfertigen, daß wir den Ursprung des Textverderbnisses so zu erklären suchten: die Endsyhlen pere (von prospere) gehen wegen ihrer nächsten Aehnlichkeit mit pero Anlaß zu Weglassung des darauf folgenden pro; bey'm Schreiben der Worte libertate civium irte das Auge des Abschreibers von lib auf das fast ganz gleiche civ ab, und brachte so, mit Ue-

bergehung der Zwischensyhlen, die Sphlen lib und ium in ein Wort libium zusammen u. s. w. Doch damit mag es sich wie immer verhalten; wir sind zufrieden, wenn wir einen aus der Sache hervorgehenden Gedanken gefunden und ihn wenigstens auf eine unsers Schriftstellers nicht unwürdige Weise lateinisch ausgedrückt haben.

II. 89. 4. lautet urkundlich: „Principes viri . . . adhortatu principis ad ornandam urbem inlecti sunt.“ Dazu H. Halm: „Si quid video scripsit Vell.: ad ordinandam urbem inlecti sunt (scil. in senatum)“; und daß ordinandam richtig gebraucht sey, wird durch Parallelsstellen belegt. Ref. dagegen: Inlecti ist in dem Sinn, wie es H. gebraucht wissen will, ganz unlateinisch; wir wenigstens kennen zwar lecti, adlecti — aber nicht inlecti in jenem Sinne des Wählens u. Gesezt aber, es stände adlecti: wie wäre zu denken: Principes viri adhortatu principis adlecti sunt? von wem wären die Männer auf Ermunterung des Principis in den Senat gewählt worden? Oder hatte Hr. H. inlecti, von inlicere, im Sinne (wie es von Vell. aus allerdings gemeint ist)? Wie beweiset er, daß Vell. habe sagen können: „Ausgezeichnete Männer wurden durch (auf) Ermunterung des Augustus zu Herstellung der Ordnung in der Stadt in den Senat gelockt.“? (!) Lassen wir den ganz gefunden, urkundlichen Text unangetastet, und alles ist in der schönsten Ordnung: Ausgezeichnete Männer . . . wurden durch Aufmunterung von Augustus Seite zu Verschönerung der Stadt angereizt (nachdem er selbst für Herstellung der Ordnung schon früher gesorgt hatte). Man vergleiche Sueton. Octav. cap. 29. „Publica opera plurima extruxit. . . . Quaedam opera sub nomine alieno nepotum scil. et uxoris sororisque fecit. . . . Sed et ceteros principes viros saepe hortatus est, ut. . . monumentis vel novis vel refectis et exculis urbem adornarent etc.“

II. 90, 1. „— coalescentibusque reip. membris et coram aliero, quae etc.“ Hr. H. führt, nach allgemeiner Erinnerung an eine Menge von Conjecturen, wodurch schon früherhin Viele dieser verzweifelten Stelle zu helfen sich vergeblich abgemüht hätten, aus der neuesten Zeit die Vorschläge an 1) von Th. Bergk: „— c. reip. membris et coaluere, quae etc.“ 2) von Freytag: „— membris, habita est cura alienorum, quae etc.“ 3) von Laurent: „— c. r. membris cura meliore, quae etc.“ oder nach Heinsius und Heracle; junctura meliore; 4) von Paldanus: „— coal. reip. membris et „conglutinatis;“ weist sie alle als verfehlt und ihm nicht genügend zurück und schließt endlich: „Quare equidem malim ulcerosa orationis membra resecare, atque ea pro glossemate habere, quae nullo sensus detrimento ejiciuntur, quam inania captando dubiam laudem promereri.“ Und bequiem ist es ja freylich, frisch wegzuschneiden, was man heilen zu können verzweifelt; aber Ehre ist dadurch keine zu gewinnen, noch weniger als durch einen wenn auch verfehlten Vorschlag zur Heilung des Uebels. Insbesondere müssen wir Hrn. H. fragen, wie er doch dazu gekommen sey, hier an ein glossema zu denken? Können denn unverständliche, ja unlateinische Worte von irgend Jemandem auch nur als Glosse zu dem Texte geschrieben worden seyn? und welches Wort des Textes hätte denn nach seiner Meinung durch die Glosse „et coram aliero“ erläutert werden sollen? Uns scheint ein Glossem durch nichts indicirt, folglich auch nicht annehmbar zu seyn. Wir meinen, die bisherigen Bearbeiter dieser Stelle suchten, was sie zu suchen nicht veranlaßt waren, und suchten nicht, was zu suchen Veranlassung gegeben war. Uns veranlaßte der Ausdruck *coalescentibus reip. membris* zu den Fragen: Womit wuchsen die *reip. membra* zusammen? und: Welche waren diese *membra*?

Die Beantwortung dieser Fragen ergab sich uns aus dem Zusammenhange dahin: Volk und Optimaten, die zwey großen *membra* des Röm. Staates, durch eine lange Reihe von Bürgerkriegen auseinandergerissen (entzweyt), wuchsen endlich (*sepultis bellis civilibus*) wieder unter sich zusammen (vereinigten sich wieder zu einem Staatskörper); und damit fanden wir uns zu folgenden, diesen ganz einfachen und nicht fernher geholten Nebengedanken, auch ganz einfach in den Text bringenden Emendation geführt: „*Sepultis . . . bellis civilibus coalescentibusque reip. membris altero cum altero, quae tam longa armorum series laceraverat, Delmatia . . . ad certam confessionem pacata est imperii* etc.“

II. 94, 2. „(Hoc tractu temporum T. Claud. Nero) . . . qui protinus quantus est sperari poterat, visusque praetulerit principem, etc.“ So P. und A. Für visusque praetulerit steht seit Ursinus in den Ausgaben visusque praetulerat; dies nimmt auch Hr. H. ohne Anstand als richtig an, entdeckt dagegen einen andern Fehler, worüber er sagt: „Scribendum: quantus esset. Eandem rem paulo post 94, 3. iisdem fere verbis scriptor tangit: ut per id, quod agebat, quantus evasurus esset, eluceret. Adde II. 112, 7. qui etiam ante biennium, qualis esset, apparere coeperat.“ Drey Stellen, die zwar das Wörterlein *esset* miteinander gemein haben, sonst aber gar sehr verschieden sind. Wir wollen der Kürze wegen in Beispielen reden: Es ist möglich römisch zu sagen: Jam apparet, qualis sit; jam tum apparere coepit, qualis esset; i. t. apparerat, qualis futurus esset; eben so möglich auch zu sagen: qualis est, (talis) apparet; quantus (nunc) est, (tantus) jam tum sperari poterat; u. s. w., alles am rechten Orte richtig und nothwendig so, daß keiner der Ausdrücke mit dem andern vertauscht werden darf.

(Fortsetzung folgt.)



Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

I. On the Satellites of Uranus. By Sir J. F. W. Herschel. Seite 1 — 24.

Wenn man berücksichtigt, daß die von Sir William Herschel entdeckten sieben Uranus-Trabanten zu den lichtschwächsten Gegenständen gehören, die uns die großen Teleskope dieses gelehrten Astronomen kennen gelernt haben, so wird man sich nicht wundern, daß, so merkwürdig sie auch an und für sich sind, dennoch ihre Beobachtung so unvollständig, und die Kenntniß ihrer Bahnen so mangelhaft geblieben ist. Im Jahre 1828 hat Sir J. Herschel mit einem zwanzigfüßigen Teleskope versucht, die Ungewißheit, welche selbst über die Existenz dieser fast verschwindenden Himmelskörper noch obwaltete, durch neue Beobachtungen zu beseitigen: er war jedoch nur im Stande, die zwei äußersten Trabanten zu erkennen. In Folge des Zustandes seiner Teleskopspiegel, die ihren Glanz zu verlieren anfingen, unterließ er bald die Fortsetzung einer mit so wenig Erfolg unternommenen Arbeit, nahm sie aber im Jahre 1830, nachdem er zwei Spiegel von vorzüglicher Güte gefertigt hatte, wieder auf. Aber auch mit den neuen Hülfsmitteln fand er nicht mehr als die zwei äußersten Satelliten: und wie schwierig ihre Beobachtung gewesen ist, mag der Umstand bezeugen, daß Herschel den möglichen Fehler eines gemeinen Positionswinkels von ungenüßigen Umständen auf 5° festsetzt, und die Grenze der Sicherheit selbst nach oft wiederholten Messungen zu 3° angibt. Indessen beweisen die mitgetheilten Beobachtungen, daß die Unsicherheit der Messungen noch bedeutend größer ist, als man hiernach erwartet haben würde.

Wenn der Hr. Verf. in der gegenwärtigen Abhandlung die Bahnen der zwei äußersten Uranustrabanten aus seinen eigenen Beobachtungen, verbunden mit den älteren von Sir W. Herschel, abzuleiten unternommen hat, so wird nach dem Vorergehenden einleuchtend sein, daß es sich nicht um eine strenge und vollständige Bestimmung der Elemente, sondern nur um eine erste Approximation handeln könne. Aus 49 Beobachtungen des äuffersten und 59 Beobachtungen des nächstfolgenden Trabanten ergeben sich die Umlaufzeiten:

beim ersten 15 d. 11 h. 7'. 12", 6;  
beim letztern 8. 16. 36. 51, 3.

Wegen des langen Zeitraumes, welchen die Beobachtungen umfassen, werden sich diese Bestimmungen schon ziemlich der Wahrheit nähern; weniger Zutrauen

verdient die Bestimmung der Epochen. In wie weit die Lage der Bahnen, für welche bei der vorgehenden Rechnung Sir W. Herschels Elemente angenommen sind, richtig zu diesem ausgemittelt worden sein, hat der Hr. Verf. nicht versucht zu entscheiden; eben so wenig läßt er sich auf Untersuchung der elliptischen Elemente ein. Obwohl diesem zufolge die vorliegende Abhandlung im Grunde nur das Bedürfniß schärferer Beobachtungen beweiset, so wird sie dem praktischen Astronomen in so ferne willkommen sein, als sie ihm, falls er mit einem Instrumente von entsprechender Lichtstärke ausgerüstet ist, das Auffinden und Erkennen dieser Satelliten, so wie einigermaßen auch die Berechnung ihrer Bahnen erleichtern wird.

II. A List of Test Objects, principally Double Stars, arranged in Classes for the trial of telescopes in various respects, as to light, distinctness etc. By Sir J. F. W. Herschel Seite 25 — 32.

Dieses Verzeichniß umfaßt gegen zwei hundert bekannte Doppelsterne nebst einigen Sternhaufen und Nebelstellen, welche sämmtlich dazu dienen sollten, die Lichtstärke und Präcision der Fernrohre zu untersuchen. Von der bekannten Sorgfalt des Hrn. Verf. läßt sich erwarten, daß er die Auswahl mit möglicher Zweckmäßigkeit getroffen und die Gegenstände nach den verschiedenen Charakteren — Größe, Entfernung, gegenseitiges Lichtverhältniß — richtig geordnet habe, um so mehr als nur Objecte ausgenommen sind, die er selbst mit seinem zwanzigfüßigen Teleskop oder mit seinem siebenfüßigen Aequatorial beobachtet hat. Gegenstände, die der Lichtstärke des ersten Instrumentes unzugänglich waren, dergleichen wir jetzt mehrere kennen, sind in dem Verzeichniße nicht enthalten.

Wäre die Lichtstärke eines Fernrohres in Beziehung auf astronomische Beobachtungen ein notwendig zu untersuchendes Element, oder wären die Doppelsterne das einzige Mittel, die Bestimmung dieses Elementes zu erhalten, so würde wohl das gegenwärtige Verzeichniß beim Gebrauche zu beschränkt befunden werden. Indessen möchte Ref. die Erweiterung desselben keineswegs als eine verdienstliche Arbeit betrachten, sondern hält sich vielmehr überzeugt, daß durch Prüfungsmethoden mit terrestrischen Objecten oder durch Beobachtung der Jupiters- und Saturns-Satelliten, bei denen eine stetig vorgehende Veränderung die Schwierigkeit des deutlichen Sehens und Unterscheidens bis auf jede beliebige Grenze vermehrt, die Aufgabe weit vollständiger, als durch Doppelsterne, gelöst werden könne.

(Fortsetzung. folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. April.

Nro. 73.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
  2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
  3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
  4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Aber, was H. geben will „Claud. Nero protinus quantus esset sperari potuerat“ ist unlateinisch, und müßte, um in dem von ihm geforderten Sinne den Befehlen der Sprache zu entsprechen, wenigstens so lauten: — protinus quantus futurus (evasurus) esset, sperari potuerat. Nach uns sind in unserer Stelle est und praetulerit nach dem Murb. Cod. als ganz richtig beizubehalten, dagegen potuerat auch in den Coniunctiv zu verwandeln; dann sagt Vell. gut lateinisch, wie von ihm zu erwarten steht: „Ti. Claud. Nero . . . juvenis . . . optimis studiis maximoque ingenio instructissimus, qui protinus quantus est sperari potuerit visitque praetulerit principem, quaestor . . . capessere coepit rempublicam etc.“ d. h. „Tib. Nero, ein höchst talentvoller, wissenschaftlich gebildeter Jüngling, so daß man gleich anfangs den großen Mann in ihm hat ahnen können, der er (jetzt) ist (den wir nun vor Augen sehen) u. s. w.

verwaltete schon in seinem 19ten Jahre als erstes Staatsamt die Quästur“ etc.

II. 105, 1. Von den Worten der Ed. princ.: „ — recepti Cherusci gentes, et inamminus (B.) mox nostra clade nobilis transitu Visurgis: penetrata ulteriora etc.“ läßt Hr. H., wie Drelli, das Wort gentes weg, und meynet dann, in Ansehung der zunächst folgenden Worte könne man zweifeln, ob mit Heinsius zu schreiben sey „et utinam minus mox etc.“ (was Drelli in das Exemplar correctum aufgenommen hat) oder ob zu emendiren: et inmani mox nostra clade nobilis transitu Visurgis (transitus Rheanus Conjectur, wie längst von Andern, so auch von Dr. aufgenommen).

So sieht Herr H. der Verstümmelung des ursprünglichen Textes durch Andere ruhig zu, und selbst gibt er für ein im Uebersetzungsstücke entstelltes Wort ein Wort, das äußerlich weniger Wahrscheinlichkeit für sich hat, als die Vorschläge Anderer, während es innerlich der kranken Stelle eben so wenig hilft als jene; von den Belegstellen aber, die er anführt, ist die eine schlechterdings überflüssig, da gewiß kein Mensch, um immanis clades als richtig anzunehmen, erst zu hören verlangt, daß Vell. sogar immanis victoria gebraucht habe; die andere ist entweder gleichfalls unnöthig, oder — nicht genau passend, da sie — einem Wolfe, die zu rechtfertigende Stelle hingegen — einem Flusse das Prädicat „clade nobilis“ beylegt. Wir meynen, Vell. könnte geschrieben haben: „Intrata protinus Germania . . .; recepti Cherusci, gens

utinam minus mox nostra clade nobilis; transitus Visurgis; penetrata ulteriora," etc. Bey der Niederlage der Römer, durch welche sich das Volk der Cherusker bald nachher berühmt machte, denken wir an die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde, von welcher Well. weiter unten Cap. 117 — 119 erzählt. Hat Herr H. eine andere Schlacht im Sinne? oder auch die von uns angegebene? Konnte diese füglich als die Schlacht an der Weser bezeichnet werden? \*) Wir würden durch den Namen der Weser vielmehr an die Schlacht erinnert werden, in welcher etwas später Hermann von Germanicus geschlagen ward. Tac. Ann. II. 9. ff.

II. 110, 2. Hier nimmt Hr. H. wieder einen aus allerley Bestandtheilen von alter und neuer Zeit gemischten Text beliebig an, nämlich: (um nur die letzte Hälfte davon mitzutheilen) diesen: „ — cum universa Pannonia insolens longae pacis bonis, adulta viribus Dalmatia omnibusque tractus ejus gentibus in societatem adductis, constituto arma corripuit“ — und räsonnirt dann so darüber: „Plerique editores ante adulta copulam et inseruerunt: que ab editore Basileensi deletum, a Rubnkenio, quem Or. et Kreyss. secuti sunt, in quoque mutatum est. At, si quid video, viri eruditissimi sana correxerunt. Nam adulta viribus Dalmatia est ablativus quem vocant absolutum: quod si cogitaveris, omnia optime cohaerere facile est intellectu etc.“ Darüber wäre viel zu sagen; wir beschränken uns auf Folgendes. Erstens ist grundfalsch, was H. angibt, daß die meisten Herausgeber des Well. vor adulta die Copula et eingeschoben haben; denn diese Copula et steht an dieser Stelle schon im Murb. Cod. laut P.

\*) Tac. Ann. I. 60 „quantum Amisiam et Luppiam amnes inter, vastatum: haud procul Teutoburgiensi saltu; in quo reliquiae Vari etc.“

ohne Erinnerung von B. und nur (der pünktliche) Amerbach hat, wie uns erst vor 2 Jahren Hr. Dr. mitgetheilt hat, sie abzuschreiben versäumt. Zweitens: constituto ist bloße Conjectur von Vossius; im Murb. Cod. steht laut Zeugniß von P. (Stillschweigend auch B.) und A. das Wörtlein constituit. Wie mochte doch Hr. H., der von dem Urtexte keine Notiz nahm, so über die Stelle und über das Thun und Treiben anderer Gelehrten urtheilen, wie er geurtheilt hat? wie sich anheischig machen, die Stelle durch bloße Erklärung zu rechtfertigen? Nach unserm Urtheile ist in der Editio princeps Alles in bester Ordnung, wenn man bloß sinngemäß interpungirt und das corrupte constituit besser, als bis jetzt geschehen ist, corrigirt. Ref. denkt der Wahrheit nahe zu kommen, wenn er die Stelle so schreibt: „(Tiberius Cäsar und Saturninus waren schon nahe daran, sich mit ihren Legionen am vorbenannten Orte zu vereinigen,) cum universa Pannonia, insolens longae pacis bonis et adulta viribus, Dalmatia omnibusque tractus ejus gentibus in societatem adductis consilii, arma corripuit.“

II. 111, 4. P. und A.: „ — quanto cum temperamento simul utilitatis res auctoritate imperatoris agi vidimus!“ Dazu H.: „Orellius Eldikio obsecutus scripsit: temperamento simplicitatis; at recte videtur Kreyssigius monuisse, aliud ulcus in vv. simul utilitatis videri latere. Mihi corrigendum videtur: Quanto c. temperamento simul lenitatis res auctoritate imperatoris agi vidimus! quod ita explico: res auctoritate imp. simul cum magno temperamento lenitatis agebantur etc.“ Zum Sinne der Stelle nach seiner Correction vergleicht er II. 98, 3. „Deo quo viro hoc omnibus sentiendum . . . est, esse mores ejus vigore ac lenitate mixtissimos, auch II. 86, 2. ex qua lenitate ducis colligi potest etc.“ u. s. w. d. H., er beweiset, daß lenitas von einem Manne,

ja auch von einem Kriegsanführer prädicirt werden könne, aber mit keinem Wörtchen das, was zu beweisen war, daß lenitas an unserer Stelle passend oder gar nothwendig sey. (Gelegentlich müssen wir uns wundern, wie Hr. H. durch die Bemerkung Drellii's zu mixtissimos in 98, 3: „nihil est in causa cur dubitemus quin Vell. ad *avaloyiar* v. temperatissimus, etsi minus usitate, illum superlativum formarit,“ sich so hat imponiren lassen, daß er das unlateinische Wort citiren und dadurch eine ganz grundlose, nach vermeintlicher Analogie falsch schließende Bemerkung sich aneignen mochte). Aber nicht bloß hat H. für den Sinn seiner Correction nichts tüchtiges beigebracht, sondern nicht einmal die Möglichkeit einer solchen Wortstellung, wie er sie dem Vell. zumuthet, noch die Richtigkeit des Ausdrucks „res auctoritate . . agehantur“ hat er nachgewiesen, und doch werden bloß auf sein Wort hin nicht Viele geneigt seyn, sich diese Dinge gefallen zu lassen. H. hat gleich den Andern, wenn wir es sagen dürfen, darum nichts Rechtes gefunden, weil er, wie es scheint, nur darauf dachte, an die Stelle des verdorbenen utilitatis einen andern genitivus tertiae declinationis zu setzen, nur noch mit der Nebenrückficht, daß sich die Entziehung desselben (auf diplomatische Weise nach Laurent) begreiflich machen ließe; was ihm für sein Wort darinn gelungen zu seyn schien, weil die Sylben uti aus ul (des vorhergehenden si mul), durch Dittographie entstanden gedacht und darum weggeworfen, das übrigbleibende litatis durch Einschaltung der Buchstaben eu zwischen l. und i. genau seine Correction lenitatis zum Resultate gab! Uns scheint eine adjectivische Bestimmung zu res, und Anknüpfung des „cum temperamento“ an auctoritate, sonst gar nichts zu fehlen; die Sachen aber, von welchen hier die Rede ist, waren Sachen, die ein Feldherr im Verhältniß zu seinen eigenen Soldaten und zu den Fein-

den zu besorgen hat; daraus ergibt sich nach und der Correctionsversuch: „Quanto cum temperamento simul militaris res et auctoritate imperatoris agi vidimus!“ Wäre damit Vell. Hand hergestellt (und wir halten es für wahrscheinlich), so würden wir es jedem überlassen, sich die Entziehung des Verderbnißes nach eigenem Belieben zu erklären.

In dieser Art könnten wir alle von Hr. H. behandelte Stellen aus Vell. besprechen und ihm darthun, daß von denselben (etwas über vierzig an Zahl) nach unserer Meinung nur etwa vier als gut behandelt, die übrigen alle als mißhandelt zu betrachten seyn dürften. Zu den gut behandelten zählen wir a) II. 72, 2, so fern dabei H. die Conjunctive malles und timeres ganz richtig gefaßt und erklärt hat; b) II. 2, 1. wo er für Tempus Gracchus herstellt; Ti. Sempronius Gracchus; c) II. 45, 4. wo er für senatu vor schlägt tribunatu; und endlich d) II. 111, 4, wo er für missus oder missum (A.) missusum in Antrag gebracht hat.

Nachdem wir nun alle vier uns vorliegenden Schriften ihrem Wesen und Hauptinhalte nach hinlänglich charakterisirt zu haben glauben, wollen wir in einem Nachtrage noch einiges Nebenwerk kurz behandeln und damit zugleich ein Paar Punkte erledigen, zu deren späterer Erledigung wir uns oben anheißig gemacht haben.

Vor allem müssen wir erwähnen, daß die H. H. Kreyßig und Laurent (was wir ihnen zu großem Lobe anrechnen) die Ed. princ. sehr fleißig verglichen und sich dadurch in den Stand gesetzt haben, Hr. Drellii's Angaben und Leistungen genau zu kontrolliren.

(Schluß folgt).



Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung.)

III. Continuation of Researches into the Mass of Jupiter, by observation of the Elongations of the Fourth Satellite. By G. B. Airy Esq. S. 33 — 35.

Bekanntlich hat Herr Prof. Airy im Jahre 1832 eine neue Bestimmung der Jupitersmasse aus beobachteten Elongationen des vierten Satelliten abgeleitet, wodurch die früher vorhandene Unsicherheit in Beziehung auf dieses höchst wichtige Element vollständig beseitigt wurde. Was in der vorliegenden kurzen Abhandlung mitgetheilt wird, liefert eine Bestätigung des früher bekannt gemachten Resultats: denn aus den sechs neuen Beobachtungsreihen ergibt sich das Verhältniß der Masse der Sonne zur Jupitersmasse wie 1047,03 : 1, während aus den frühern Beobachtungen das Verhältniß 1043,70 : 1 hervorgegangen war. Merkwürdig ist, daß die früher gefundene constante Differenz zwischen den Resultaten der östlichen und westlichen Elongationen sich bey den neuen Beobachtungen nicht mehr zeigt.

IV. A second Series of Micrometrical Measures of Double stars chiefly performed with the 7 - feet Equatorial, at Slough, in the years 1831, 2 and 3. By Sir J. F. W. Herschel. S. 37 — 59.

Dieses neue Verzeichniß, von 370 Doppelfernen, deren Distanzen und Positionswinkel in den Jahren 1831 — 3 gemessen worden sind, reißt sich an die früheren verdienstvollen Arbeiten des Hrn. Verf. an.

In der Einleitung werden mehrere Doppelferne aufgeführt, deren früher vermuthete relative Bewegung durch die neuen Beobachtungen bekräftigt wird, oder bey denen eine Bewegung hier zum ersten Male erkannt worden ist. In Beziehung auf die Messungen selbst wird nur ein Umstand auffallend seyn, daß der Herr Verfasser den Bestimmungen nicht, wie gewöhnlich, die Zahl der Beobachtungen als Maß ihrer Sicherheit beugefügt, sondern an deren Stelle andere Zahlen gesetzt hat, welche den Grad der Genauigkeit ausdrücken sollen, so wie er ihn unmittelbar nach jeder Beobachtungsreihe mit Rücksicht auf alle die Giltigkeit der Beobachtungen bedin-

genden Umstände geschätzt hat. Wenn der Hr. Verf. die Zahl der Beobachtungen nicht als die einzige Bedingung anerkennt, von welcher die Genauigkeit eines Resultats abhängig ist so wird er hierin allseitige Zustimmung finden, und hätte er sichere Methoden angegeben, um die bedingenden Ursachen durch Zahlen auszudrücken und darnach die Genauigkeit des Resultats zu berechnen, so würde damit die praktische Astronomie wesentlich gewonnen haben: daß er aber die Genauigkeit nur überhaupt durch Schätzung zu bestimmen gesucht hat, ist ein Verfahren, welches wohl nicht allgemeine Ausnahme verdienen möchte, weil der Willkühr dabei zu großer Einfluß überlassen wird. — Außer den Beobachtungen des Hrn. Verf. enthält das vorliegende Verzeichniß am Ende auch einige von den Hrn. Smyth und Dawes gelieferte Bestimmungen.

V. Micrometrical Measurements of the Positions and Distances of 121 Double Stars, taken at Ormskirk, during the years 1830, 1831, 1832 and 1833. By Rev. W. R. Dawes. S. 61. — 94.

Ein Hauptzweck der Astronomischen Societät in London sollte, den bey ihrer Constitution ausgesprochenen Grundfätzen gemäß, darin bestehen, Diejenigen, denen die nöthigen Mittel zu Gebote ständen, zur Beobachtung des Himmels zu veranlassen; ihren Leistungen Anerkennung und Aufmunterung zu gewähren. Dieser Anregung ist es in großem Maße zuzuschreiben, daß das Beispiel der beiden Herschel, die früher fast allein als Privatmänner, Vermögen und Kräfte der Astronomie gewidmet hatten, bald mehrere Nachahmer fand, unter denen die Namen Brisbane, Baily, Dunlop, Smyth, Hussen, Souths, Cooper mit größerem oder geringerem Rechte Erwähnung verdienen. Wir werden durch die vorliegende Arbeit mit einem neuen Namen bekannt gemacht, der dem obigen Verzeichnisse anzureihen ist. Die Einleitung lehrt uns Hrn. Dawes kennen, als einen Mann der mit den Grundfätzen und Erfordernissen der Beobachtung eben so innig vertraut ist, als er andererseits Eifer und Ausdauer in der Ausführung einer lobenswerthen Unternehmung beweißt. Uebrigens hat er das Herschel'sche Verzeichniß von Doppelfernmessungen, wovon wir in dem vorhergehenden Artikel gesprochen haben, in Beziehung auf Methode und Bezeichnung zum Muster genommen. In der Einleitung sind die älteren und neueren Messungen der meisten im Verzeichniß selbst vorkommenden veränderlichen Doppelferne zusammengestellt, ohne daß jedoch ein weiterer Zweck, als die Bestätigung einer vorhandenen Bewegung beabsichtigt wäre.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. April.

Nro. 74.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. C. Vellci Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
  2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
  3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joanni Hamburgensis collaborator. etc. —
  4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

## Dritter Artikel.

(Schluß)

Insbondere hat Laurent (Vorwort an die Leser S. XV. f.) eine Menge von Stellen citirt, aus welchen, wenn auch nicht eben das, was er will, doch gewiß so viel ganz einleuchtend hervorgeht, daß Amerbach, als Abschreiber des Murb. Cod. sich große Nachlässigkeit (oder Willkühr) hat zu Schulden kommen lassen, dadurch, daß er Sylben, Worte und ganze Wort- und Satzreihen, die im M. Cod. ganz gewiß gestanden, in seiner Abschrift ausgelassen hat. Wir wollen wenigstens die meisten dieser Stellen, welche L. bloß nach Pag. und lin. der Drellischen Ausgabe (mitunter unrichtig) angezeigt hat, wörtlich so anführen, daß wir, was Amerbach ausgelassen hat, in Klammern eingefaßt, mitgeben, und dabey die von uns beygefügteten Stellen durch ein beygefügtes F. bezeichnen. Es sind diese Stellen folgende:

I. 9, 6. his et (omnium) ante actorum.

I. 16, 1. mihi (in) hac. II. 5, 2. Q. Macedonici (in his) gentibus. II. 18, 4. (Is) egressus urbe. II. 21, 3. vix (ver)bis exprimi. II. 24, 5. a nullo (nisi) fortissimo. II. 31, 2. quasdamque (etiam) Italiae urbes. II. 38, 5. possessam (regibus). II. 53, 2. quae (obviam) processerat. II. 53, 3. praestantissimi (viri) in id erecti. F. II. 56, 3. neque illi (tanto viro) et tam clementer omnibus (victoribus \*) suis) uso. II. 66, 1. sed frustra (adversus duos) instauratum. II. 79, 6. spectaculo, (quod) praehebat, pelleretur. II. 80, 3. hom. praviissimi (tela) in eum. II. 85, 5. functum (officio) videh. F. II. 87, 2. dignitatis quoque (servandae) dedisset fidem. II. 92, 4. juncturum, (profiteri) vetuit. II. 95, 2. urbium (et) castellorum. II. 95, 3. usui foret (cum alteri vis censori, alteri vita deesset, Paulus vix posset implere censorem, Plancus timere deberet) nec quicquam. F. II. 103, 3. in senatu (recusante), et enni. II. 104, 1. (Adoptatus) eadem die. II. 104, 3. sibi quis(que) quam F. II. 104, 4. (At) vero milit. II. 104, 4. quin adjicerent, (Videmus te imperator? salvum recepimus? ac deinde, Ego) tecum etc. II. 110, 3. hosti (relinquere) Italiam. II. 128, 1. (tum) pontificat. u. s. w. — So behauptet und zeigt Laurent auch, daß Amerbach an verschiedenen Stellen

\*) So Cod. Murb. nach B. indef P. und A. victoribus suis weggelassen, Gelen. es durch Correction in victoriis suis richtig verwandelt hat.

Conjecturen statt der ächten Worte des Codex in seine Abschrift eingesetzt habe; eine Behauptung, die, so wahr sie ist, so sehr der Glaubwürdigkeit Amerbachs Abbruch thut. Und dennoch stimmt Laur. (ungefähr wie Kreyß.) wo er von dem Werthe der Amerb. Copie für die Kritik des Vell. handelt (p. XVI. sq.) der Behauptung Dr. bey: *κρίσιον* Vellejanam novi exemplaris ope aliquanto solidiore fundamento niti: uns fast unbegreiflich; zumal da von den 40 Stellen, an welchen, nach seinem Urtheile, Amerb. die Worte des Murb. Cod. ganz gewiß richtig gegeben haben soll, sich leicht zeigen läßt, daß sie bloß aus Versehen oder aus Conjectur von Amerb. in seine Abschrift gekommen sind; wie man denn auch außerdem noch eine große Menge von Stellen nachweisen kann, an welchen Amerb. aus Eilfertigkeit oder Ablepse oder Nachlässigkeit sein Original schlecht copirt hat. — Hr. Kreyßig andern Theils weist (Epist. p. IV. sq.) frühern Editoren des Vell. namentlich Hrn. Krause nach, daß sie aus Vernachlässigung der Ed. princ. eine Menge von Unrichtigkeiten in den Text des Vell. gebracht haben; zeigt aber auch (Ep. p. VIII.) Hrn. Drelli, daß er in seiner Ausgabe sich mehre (mitunter bedeutende) Versehen und Ungenauigkeiten habe zu Schulden kommen lassen. Wir heben von diesen Versehen nur folgende aus: II. 16, 2. gibt Dr. im Texte „*Neque ego verecundia domesticae gloriae quicquam*“ ohne im Ex. corr. oder in den Anmerkungen irgend einer Abweichung Erwähnung zu thun; und doch lautet der Text nach P. *Neq. ego verec. domesticus sanguinis gloriae quicquam*. Gleicher Weise gibt er II. 61, 4. fortiter, wo P. fortissime hat; eben so II. 69, 4. inclus. tenentur statt inclus. videntur; so II. 119, 4. f. fort. ulta est. Vari corpus, indeß P. zwey Sätze mehr enthält, nämlich: fort. ulta est. Non enim desertis superfuit, sed desertor occidit. Vari corpus etc. In II. 127, 1. gibt Dr. im

Texte: — *consulatos et complurae num.* etc. im Ex. corr. *consulatus et complura ev.* etc., mit der Anmerkung, daß A. *consulatos*, dagegen P. *consulatus* darbiete. Allein P. gibt noch mehr, nämlich: *consulatus triumphosque et complura etc.*: lauter Stellen, von denen wir aus Schuld der Drellischen Ausgabe im Unwissen sind, was in Amerbachs Handschrift stehe und was nicht. Wahrscheinlich ist indeß, daß die hier angezeigten Mängel alle ihren Grund in der Mangelhaftigkeit der Amerb. Copie haben, folglich als Zuwachs zu obigem Sündenregister einen Hauptbeweis unserer Behauptung verstärken, daß Amerbach, als ein Abschreiber ohne Glück und Geschick, einem Rheanus und einem Furer gegenüber keinen Glauben verdiene.

Gegen die aus der Wahrnehmung etlicher Abweichungen (*ne desl. und nec desl; kuste und kusti*), welche Nuhnken in 2 Exemplaren der P. gefunden hatte, hervorgegangene Meynung, daß die Ed. princ. vielleicht in einer wiederholten Auflage erschienen sey, hat Hr. Drelli (Vorr. pag. XII. sq.) durch Vergleichung von 4 Exemplaren dargethan, daß die Ed. princ. nur einmal aufgelegt worden, die vorkommenden Abweichungen aber dadurch in verschiedene Exemplare gekommen seyen, daß Rheanus, während einzelne Bogen bereits abgedruckt wurden, einige Fehler noch bemerkt und durch angeordnete Verbesserung derselben bewirkt habe, daß wenigstens noch ein Theil der Abdrücke solcher Bogen fehlerfrey aus der Presse kamen u. s. w. Diese Erklärung der etwas besondern Erscheinung bestätigen Kreyßig und Laurent, jener durch Vergleichniß der Varianten aus einem (Dresdener), dieser durch Zusammenstellung der Varianten aus den vier Drellischen und aus zwey (einem Berliner, und einem Hamburger) von ihm selbst verglichenen Exemplaren. Ref. hat sechs Exemplare (fünf aus der hiesigen königl. Hof- und eines aus der k. Universitäts-Bibliothek) verglichen und dabey folgende Abweichungen derselben von einander gefunden.

- Pag. 3. v. 11. (der Ed. princ.) In Euboëa Chalcide, Erethryam. I. IV.  
 In Euboea Chalcida Erethriam. II. III. V. VI.  
 Pag. 30. in marg. al's \* destituerit, nisi paulo ante velis legere obtine-  
 bant. I. II. III. V. VI.

In IV. fehlt diese Randbemerkung.

- Pag. 40. v. 7. ab ima pag. nec deslere in allen 6 Exemplaren, indeß 3 Exemplare,  
 Drellis und 1 Laur. ue deslere darbieten.  
 Pag. 45. v. 8. statt fuste (was 3 Exemplare Drellis und 1 von Laur. haben)  
 alle 6 Münchner Exemplare fusti.  
 Pag. 68. in marg. v. 9. sq. Tacitus Rhescuporim. I. II. III. IV. V.  
 Tacitus Rescuporim VI.

In Burer's Append. crit. \*) pag. 1. v. 4. erratululu. II. III.

erratulul<sup>m</sup>. I.

erratulul<sup>m</sup>. V. VI.

Anmerk. Im Münchner Exemplar II. steht pag. 48 v. 14. ganz rein und deutlich solium; dagegen in den übrigen 5 Exemplaren ist man veranlaßt folium zu lesen, wiewohl das f auch ein, bloß durch Unreinlichkeit der Form dem k ähnlich gewordenes s seyn könnte. Auf jeden Fall hat Gelen. in Edit. Basil. nicht ohne Ursache folium gegeben.

Außerdem gibt Kreyßig (pag. VIII.) noch ein Verzeichniß von 15 Druckfehlern in P., z. B. I. 14. Rusino statt Rufino; II. 14. merentium statt maerentium; II. 15. omnia bella: aduplici statt omnia bella dupl. u. s. w., Fehler, welche \*\*) eben so in den sechs Münchner Exemplaren vorkommen, und nebst dem Umstande, daß jede Seite und jede Zeile in einem Exemplar mit denselben Worten oder Sylben beginnt und schließt, wie in jedem der andern, zum klaren Beweise dienen, daß die Ed. princ. nur einmal ist aufgelegt worden, was dadurch noch um so gewisser wird, weil man ohne Zweifel annehmen darf, daß bey einer eigentlichen zweyten Edition die Burer'schen Berichtigungen u. in den Text selbst würden gesetzt worden seyn.

Zum Schluß endlich bemerken wir noch, daß

\*) Das Münchner Exemplar IV. enthält diese Append. von Burer nicht.

\*\*) Wir könnten noch mehr andere ähnliche Kleinigkeiten von Druckfehlern anführen.

die Edition Drellis sehr bequem eingerichtet, gut gedruckt und nur durch eine sehr mäßige Anzahl von Druckfehlern wenig entstellt ist. Dagegen ist die Ausgabe von Kreyßig — fast ganz frey von Druckfehlern, aber so unbequem eingerichtet, daß man nur mit viel Mühe und Zeitverlust aus Epistel, Text und einem doppelten Anhange, nämlich „Scripturae diversitas edit. Ruhnkenianae“ (pag. 114 — 125) und „Addenda“ (p. 125 sq.) zusammenfinden kann, was man zur Beurtheilung einer Stelle bedarf, wobey die Sache noch dadurch erschwert wird, daß in der Epistel die Kapitelzahlen, anstatt etwa am Rande angefügt zu seyn, im Contexte versteckt, zudem im Texte selbst nur die Kapitel bezeichnet, aber die Unterabtheilungen derselben in Paragraphen nicht angegeben sind; wozu noch dieß gefügt werden muß, daß wer nicht damit zufrieden ist, den Bell. eben nur in der Gestalt wie ihn Kreyßig darbietet, zu lesen, sondern selbst über die Beschaffenheit des Textes urtheilen will,



neben der Krepshig'schen immerhin noch eine andere kritische Ausgabe zur Hand haben muß.

Laurent oder wer statt seiner die Correctur besorgte, hat sich theils in den Zahlangaben bey den Citationen, theils in Texten eine übergroße Menge von Fehlern zu Schulden kommen lassen, und zwar von Fehlern, welche das Verständniß mancher Stellen schlechterdings unmöglich machen; ja sogar das angehängte Verzeichniß von 35 Errata enthält selbst wieder wenigstens ein halbes Duzend Errata.

Mehrere, mitunter sinnstörende Druckfehler in Halm's Programme finden ihre Entschuldigung in der Eile, mit welcher solche Gelegenheitschriften und zwar zu einer Zeit, da der Verfasser zur Besorgung der Correctur am wenigsten Muße hat, gedruckt zu werden pflegen.

Anmerkung. Zu dem, was der Verf. dieser Anzeige in Nr. 69. Seite 576. f. über Bell. II. 89, 5. gesagt hat, möchte er seine Leser hiemit nachträglich gebeten haben a. die Consularfasten und b. in Sueton. Octav. das 26te Kapitel gefällig zu vergleichen.

§.

Memiors of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung).

VI. Letter from Mr. Henderson to Prof. Airy on the Sun's Parallax as deduced from various observations made at Greenwich, Cambridge and the Cape of Good Hope.

Der erste erfolgreiche Versuch, die Parallaxe des Mars aus Beobachtungen, die an zwei der geographischen Breite nach sehr verschiedenen Orten der Erde angestellt waren, abzuleiten, und darnach die Sonnenparallaxe zu bestimmen, wurde von Lacaille im Jahre 1751 unternommen. Jedoch gelangte er durch Vergleichung der von ihm am Kap der guten Hoffnung gemachten Beobachtungen mit den in Europa angestellten zu einem Resultate, welches sich der Wahrheit weniger

näherte als man zu erwarten berechtigt gewesen wäre; er bestimmte die Sonnenparallaxe zu  $10\frac{1}{2}$  Secunden.

Merkwürdig ist es, daß die von Hrn. Prof. Airy neuerdings veranlaßte Wiederholung ähnlicher Beobachtungen, wie wir aus dem vorliegenden Schreiben des Hrn. Henderson ersehen, ebenfalls keine günstigen Resultate gelfert hat; denn die Kap: Beobachtungen verlichen mit denen von Cambridge, Greenwich, und Uttona (die Beobachtungen des letztern Ortes sind in einem Anhange bengefügt) geben im Mittel die Sonnenparallaxe um  $\frac{1}{2}$  Secunde zu groß. Jenlich ist auch die Zahl der Bestimmungen in dem gegenwärtigen Falle zu gering um ein Resultat zu begründen: bedenkt man indessen, daß unter 24 Gleichungen, sechs, also der vierte Theil, die Sonnenparallaxe um mehr als eine Secunde fehlerhaft geben, so darf man kaum von der Fortsetzung der Beobachtungen nach demselben Plane eine Verichtigung des jetzt bekannten Werthes erwarten. — Die mit dem Micrometer des Kreisfernrohres in der Kap: Sternwarte gemessenen Declinations: Differenzen wurden unbrauchbar befunden, weil der Beobachter auf den todten Gang der Micrometerschraube (der  $6\frac{1}{4}$  betrug) in den ersten Zeiten keine Rücksicht genommen hatte.

VII. On the position of the Ecliptic as inferred from Transit and Circle Observations made at Cambridge Observatory in the year 1833. By G. B. Airy M. A. etc. S. 105 — 113.

Nachdem der Kreis der Cambridge'r Sternwarte vollendet war, stellte Hr. Prof. Airy mit demselben eine große Anzahl von Beobachtungen an, welche in dem VI. Bd. der Cambridge'r Beobachtungen (Jahrgang 1833) und den folgenden Bänden enthalten sind. Auch unterließ er nicht diejenigen Untersuchungen vorzunehmen, nach welchen der Genauigkeitsgrad der Beobachtungen beurtheilt, und constante Fehler erkannt werden konnten. Wenn ihm gleich der Grund einiger, durch Erfahrung als wirklich existirend nachgewiesener Differenzen unerklärbar gelieben ist, so können doch die Resultate als frei von constanten Fehlern betrachtet werden, weil diese durch eine geeignete Berechnungsmethode wenigstens bis auf einen Betrag angeschlossen sind, über den das Instrument nicht mehr zu entscheiden vermag.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. April.

Nro. 75.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Der National-Ökonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizy etc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8.

Diese Zeitschrift, von Prof. Morstadt in Heidelberg angefangen, hat unter der gegenwärtigen Redaction unstreitig gewonnen; denn während ihr erster Jahrgang vorherrschend Auszüge und Abschnitte aus älteren und neuern Schriften enthielt, sind in den beyden oben angezeigten Jahrgängen die selbstständigen Aufsätze von thätigen Mitarbeitern so zahlreich, daß der Fortgang des Journals gesichert scheint. Unter den Arbeiten des Jahres 1835 liest man vornehmlich mit Interesse einen Ueberblick des württembergischen Finanzwesens in den ersten drey Vierteln des vorigen Jahrhunderts. Wiewohl er nichts Neues enthält, so ist es doch immer heilsam, solche Beispiele den Verächtern der Gegenwart vorzuhalten und zu zeigen, daß die ärgste Mißverwaltung ein paar Menschenalter hindurch unter den Augen von Landständen fortgehen konnte, — damit man nie vergesse, wo eigentlich die Garantie für eine auf richtige und gemeinsinnige Staatsverwaltung zu suchen ist. Denn wiewohl die Zahl derjenigen bedeutend abgenommen hat, welche in den ständischen Formen allein die Gewähr des Volkswohls sehen, so kann man es doch nicht oft genug wiederholen, daß es vor allem die Einsicht und Gewissenhaftigkeit des Regenten und der öffentlichen Diener ist, was mit oder ohne Stände einem Lande eine ge-

rechte und wohlthätige Regierung verbürgt. Auch der Jahrgang 1836 enthält lesenswerthe Aufsätze: so von D. Baumstark, über Wochenmärkte und über die Anschließung Badens an den Zollverein; von Bopp über die Verhandlungen der Stände des Großherzogthums Hessen über ein Wildschaden-Eutschädigungsgesetz, u. a. Daneben finden sich aber auch schwächere Arbeiten; so z. B. einer von Prof. Neuter in Aschaffenburg. Er bespricht die bekannten Gründe für und gegen die Minderung der Waldungen, und sagt in einem Abfah, daß der vielen Waldungen wegen in den ältern Kreisen Bayerns weder Wein- noch Obstpflanzungen sich finden, während doch früher bey Landshut, Regensburg u. a. Wein gepflanzt werden. Ohne daran zu denken, daß jetzt im Isarkreise weniger Wald vorhanden ist, als zur Zeit dieses Weinbaues, vergleicht er sodann denselben mit weinbauenden Gegenden von Frankreich; als ob es, unter gleicher Breite, bloß die Waldungen wären, was einem Lande die gehörige Temperatur zum Weinbau gibt, und nicht die Höhe über dem Meere weit stärkeren Einfluß äußerte.

Wenig Befriedigendes finden wir auch in dem Aufsätze von Prof. Bülow (1836. II. 239 — 250) „die Eigenthumsstürmer“ überschrieben. Denn wer hält es wohl für unerwünscht, wenn der Arbeiter etwa als Aktionär, zugleich Theilhaber an einer Fabrik ist; wer sieht aber hierin eine Aenderung im Eigenthumsrechte? Dazu bedarf es keiner neuen Rechtsformen, sondern eines Weges, auf welchem der Arbeiter zu Kapital kommen kann, und einen solchen hat Hr. Bülow denn auch nicht an-

gegeben. Wer dagegen von der Nothwendigkeit der Theilnahme der Arbeiter an dem Fabrikgewinne spricht, ohne sie zuvor als Besizer eines Theils des Fabrikkapitals zu setzen, was verlangt der anders, als daß die gegenwärtigen Vermögensbesitzer ihren Kapitalgewinn und, was daselbe ist, ihr Vermögen mit den Arbeitern theilen? Wenn Hr. Billau auch nur die Einleitung von Villeneuve-Bargemont's *économie-politique chrétienne* durchgeht, so wird er sich bald überzeugen, daß dieser Schriftsteller nicht etwa bloß von einer zukünftigen anderen Vertheilung neu erworbenen Vermögens, sondern von einem Einbruch der Vermögenslosen in das gegenwärtige Eigentum der Vermöglichen spricht. Aehnliche Befürchtungen finden sich bey Morogues.

Einen großen Theil des Raumes der drey letzten Bände der vorliegenden Zeitschrift nehmen Aufsätze ein, welche die grundherrlichen Verhältnisse betreffen; die meisten derselben sind vom Redacteur selbst, der bereits früher eine eigene Schrift über den Gegenstand geschrieben hat; \*) aber auch andere Mitarbeiter haben Beiträge geliefert. Dem Redacteur gehören an: die chronologische Zusammenstellung der Gesetzgebung Württembergs zur Erleichterung der bäuerlichen Lasten (1835. Bd. II. 381 — 410); der württembergische Gesetzentwurf über die Entschädigung der Gutsheerrschaften für die aufgehobenen leibensschaftlichen Leistungen, mit Bemerkungen (ib. 411 — 429); Deutschlands Agraria, Uebersicht der zur Befreyung des Grundeigentums

gegebenen deutschen Gesetze (ib. 449 — 594), mit Nachträgen (1836. I. 418 — 427; II. 55 — 59 und 437 — 453); der württembergische Gesetzentwurf in Betreff der Weeden und ähnlicher älterer Abgaben, mit Bemerkungen (1836, I. 67 — 76); der württembergische Gesetzentwurf in Betreff der Umlage und Ablösung der Frohnen (I. 97 — 127); die Recension der Schriften von Zachariaä, von Hufnagel, einem Ungenannten und von Prof. Reischer über die Souveränitätsrechte der Krone Württemberg in ihrem Verhältnisse zu den standesherrlichen Eigenthumsrechten des fürstlichen Hauses Hohenzollern (1836. I. 237 — 264); endlich (1836. II. 182 — 192) der Bericht über den Erfolg der Verhandlungen der Württembergischen Landstände in Betreff der neuesten Ablösungsgesetze. Außer dem Herausgeber haben drey Mitarbeiter über diese Gegenstände Aufsätze geliefert: Dr. v. Günther, Advokat zu Würzburg (1836. II. 285), Bemerkungen über Zehentablösung (durchaus Bekanntes enthalten); Oberfinanzrath Günther zu Darmstadt (1836. I. 441 — 455) über die Grundrenten und die dabey zur Sprache kommende steuerartige Natur einzelner Gattungen derselben; Advokat Bopp in Darmstadt (1836. II. 251 — 267) das Gesetz über Ablösung der Grundrenten für das Großherzogthum Hessen, nebst Anmerkungen.

Es liegt außer dem Plane dieser Blätter, den ganzen Inhalt aller der aufgezählten Aufsätze durchzugehen; wir beschränken uns daher auf Bemerkungen über Einzelnes, was in denselben als charakteristisch hervortritt und geeignet ist, die Ansichten, welche in dieser Zeitschrift vorwalten, und die Art und Weise ihrer Redigirung einigermaßen ins Licht zu setzen. Zur Erleichterung des Ueberblicks lassen sich die erwähnten Aufsätze in zwey Gruppen sondern: die eine, (begreifend des Redactors „Agraria“ und Recension Zachariaä's u. A., sodann den Aufsatz des Oberfinanzraths Günther über alte steuerartige Abgaben) hat mehr den allgemeinen Zweck

\*) Die bäuerlichen Lasten der Württemberger. 1832. Als Bepspiel, wie heut zu Tage Bücher gemacht werden, bemerken wir, daß der Verfasser im 11ten Hest des Jahrgangs 1836 nachweist, „daß aus dieser Schrift, ohne Anführung derselben, eine ganze Reihe von Seiten fast wörtlich abgeschrieben ist in Alex. Müllers, groß. weim. Regierungsraths, neuerschienenen „Staatswissenschaftlichen Studien.“ Der letztere ist übrigens Herausgeber des Archivs für deutsche Gesetzgebung!

der Belehrung: die übrigen betrachten nen vorge-schlagene oder gegebene Gesetze einzelner Staaten in Betreff der Grundabgaben, oder berichten über die deßhalb gepflogenen ständischen Berathungen.

Was nun zuvörderst die Agraria des Redacteurs anbelangt, so läßt es sich nicht läugnen, daß eine verlässige Darstellung der bäuerlichen Verhältnisse und der Grundlasten, die heut zu Tage in den deutschen Staaten bestehen, eine sehr dankenswerthe Arbeit wäre; doppelt schätzbar, wenn sie zugleich auf den Ursprung der einzelnen Verhältnisse zurückginge, so weit gründliche Forschung sichere Data fände, und mit Vorsicht und Unbefangtheit alle die Formen nachwiese, welche die Institute bis auf unsere Zeit durchlaufen haben. Dabey dürfte man aber nicht bloß die wirklich ergangenen Gesetze oder urkundlich getroffenen Anordnungen ins Auge fassen, sondern man müßte die Sache immer auch aus dem ökonomischen Gesichtspunkte betrachten, und mit Sorgfalt hervorheben, wie positive Aenderungen bestehender Zustände gewirkt, welche Hindernisse sich der Durchführung vermessentlich hilfreicher und bessernder Gesetze in den Weg gestellt und zu abermaligen Aenderungen geführt haben. Denn selbst ursprünglich unbillige und drückende Anordnungen können allmählich befriedigende factische Verhältnisse herbeiführen, die eine gesetzliche Abschaffung des alten Unrechts nicht bloß unnöthig, sondern ohne neues Unrecht und neue Beschädigung sogar unmöglich machen. Ausser vollkommener Einsicht in den Gegenstand selbst würde man auf solchem Wege zugleich einen neuen Beweis gewinnen für den allgemeingültigen und noch so wenig beachteten Satz der Wirtschaftslehre, daß kein Gesetz über Vermögens-Verhältnisse ewige Ungleichheiten in der Vertheilung der Vortheile zu begründen vermag, welche mit der Anwendung von Arbeit und Kapital in der Production verbunden sind; und daß der Verkehr unablässig dahin strebt, willkürliche Störungen des Gleichgewichts zwischen Leistung und Gegengabe durch alle Erwerbs-

arten hindurch entweder auszugleichen oder doch zu beseitigen und auszuscheiden.

Eine solche Arbeit hat freylich in ihrem ganzen Umfange nicht wohl in einem Journale Raum; doch konnte ein Aufsatz von der Ausdehnung der Agraria des Herausgebers wenigstens ihre Resultate andeuten und zur Erläuterung des jetzigen Standes der Agrikulturgesetze einiger Staaten benützen. Der Verfasser erwägt aber die ökonomischen Verhältnisse nirgends näher, und geht auch in der Angabe der Gesetze selbst nur in seiner chronologischen Zusammenstellung der Gesetzgebung Württembergs zur Erleichterung der bäuerlichen Lasten genauer zu Werk. In dem Aufsatze Agraria beschränkt er sich darauf, Gesetze und Verordnungen der einzelnen deutschen Staaten bald im Auszug, bald bloß dem Datum nach, wie sie ihm gerade bekannt geworden, anzuführen, ohne zu fragen, ob das Mitgetheilte vollständig ist, in welchem Zusammenhange die Verordnungen unter einander stehen, wie weit frühere durch spätere aufgehoben sind, und was nun heut zu Tage wirklich gilt. Ein paar Beispiele werden dieß genögend beweisen.

Unter den Agrikulturgesetzen Westreichs gibt der Verfasser einen Auszug aus der Urbarial-Regulirung vom 10. Februar 1789. Dabey unterläßt er erstlich zu bemerken, daß diese Verordnung sich an das frühere Hauptgesetz vom 20. April 1785 anschließt und eigentlich nur eine Aenderung des letztern ist. Sie verfügt, daß dem Unterthan von dem satirten Bruttoertrage im Durchschnitt an grundherrlichen Abgaben und Zehent, so wie an landesfürstlicher Grundsteuer zusammen nicht mehr als 30 Proc. genommen werden solle, und daß hievon sämtliche fixe und unständige Grundlasten mit Inbegriff des Zehents höchstens 17 fl. 46  $\frac{2}{3}$  kr. auf 100 fl. Nohertrag betragen dürften.

(Fortsetzung. folgt.)



Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung.)

Der Hr. Verf. giebt in der vorliegenden Abhandlung eine Bestimmung des Aequinoctialpunctes und der Neigung der Ecliptik als Resultat von 140 Sonnenbeobachtungen die im Jahre 1833 in Cambridge gemacht worden sind. Bekanntlich hat sich Hr. Professor Airy mehr als die übrigen britischen Astronomen mit den Fortschritten der Wissenschaft in Deutschland beschäftigt, deshalb nähert sich auch seine Reductionsmethode derjenigen, welche in Deutschland gewöhnlich ist. Mit Anwendung der Bessel'schen Refractionstabelle und der von Enke bestimmten Sonnenparallaxe werden die beobachteten Sonnenörter auf die wahren zurückgeführt und diese alsdann mit der Sonnenebene des Berliner Jahrbuchs verglichen. In den darans hervorgehenden Bedingungsgleichungen bezüglich auf die im Berliner Jahrbuch angenommene Lage der Ecliptik wären eigentlich nur zwei unbekannte Größen, nämlich die Correction der Länge des Aequinoctialpunctes und der Oblinquität, einzuführen gewesen: der Herr Verfasser fügt aber noch eine dritte unbekannte Größe hinzu, welche die (nur als fehlerhaftes Resultat anzunehmende) Abweichung der Sonnenbahn von einem größten Kreise oder die halbe Differenz des Sommer- und Winter-Solstitiums ausdrücken soll. Indem die Bestimmungen der einzelnen Monate vereinigt werden, erhält der Hr. Verf. zwölf Bedingungsgleichungen, die er, weil nur drei unbekannte Größen gefunden werden sollen, zuerst auf vier, dann auf drei durch einfache Addition und Subtraction zurückgeführt. Die Auflösung der zuletzt erhaltenen drei Gleichungen geben die gesuchte Verbesserung der Lage der Ecliptik.

Wenn der Hr. Verf. anfangs bemerkt, er habe die seinen Landsleuten wenig bekannte, aber unter deutschen Astronomen gewöhnliche „Methode der Normalörter“ (the method of normal places to frequently alighted to by the German astronomers) befolgt, so kann dieß nur auf den Gebrauch und die Bildung von Bedingungsgleichungen überhaupt, nicht aber auf ihre Behandlung bezogen werden.

Daß er zur Auflösung der Bedingungsgleichungen die auf dem Continente eingeführte Methode der kleinsten Quadrate nicht angewendet, und auch nicht erwähnt hat, rührt (wie Ref. aus anderer Quelle weiß,) daher, weil er gegen diese Methode erhebliche Einwendungen zu haben glaubt. Ref. selbst von der Zulässigkeit solcher Einwendungen überzeugt, würde auf die

Umgehung der eben erwähnten Methode keinen Vorwurf gefügt haben, hätte der Hr. Verf. einen besseren Weg angezeigt, der zu dem gesuchten Ziele führe: daß er aber unter den vielen möglichen und keineswegs gleich bedeutenden Auflösungsarten, ein dem Anscheine nach nicht bevorzugtes Verfahren gewählt hat, ohne seine Wahl durch irgend einen Grund zu unterstützen, scheint wenigstens nicht geeignet, seinen Resultaten, anderwärtigen Bestimmungen gegenüber, das Gewicht zu verschaffen, welches ihnen sonstige Vorzüge gesichert haben würden.

Die Rechnungen des Herrn Professor Airy führen auf das Ergebniß, daß die Cambridge Beobachtungen des Jahres 1833 die Lage des Aequinoctialpunctes und des Sommer-Solstitiums genau so wiedergeben, wie sie im Berliner Jahrbuch nach Bessels Bestimmungen berechnet sind; daß sie aber das Winter-Solstitium fast um eine Secunde nördlicher stellen, mithin die Schiefe der Ecliptik im Sommer größer, als im Winter angeben. Ähnliches hatten früher andere Reize angezeigt, sicher liegt aber ein Fehler zu Grunde, der vielleicht in dem Instrumente, oder der Beobachtungsmethode vielleicht auch, wie der Herr Verf. für wahrscheinlich hält, in der gebrauchten Refraction zu suchen ist.

VIII. Observations of the Solar Eclipse of July 16, 1833, made at Cambridge Observatory and Calculation of the Observations. By G. B. Airy, M. A. etc. S. 115—135.

Die Sonnenfinsterniß vom 16. Juli 1833 wurde während ihrer ganzen Dauer in Cambridge gesehen und am Aequatorial beobachtet. Anstatt die Momente des Anfangs und Endes der Finsterniß aufzuzeichnen, wie dieß noch an manchen Orten anschließend geschieht, hat Hr. Prof. Airy wiederholte Beobachtungen des Rectascensions- und Declinations-Unterschiedes der beiden Hörnerippen angestellt. Wenn das Princip keineswegs neu ist, so giebt es wenigstens nicht viele Beispiele, wo dasselbe so vollständig durchgeführt worden. Zu wünschen wäre jedoch gewesen, daß der Hr. Verf. erwähnt hätte, ob und wie er das Instrument gegen die Einwirkung der Sonnenwärme geschützt hat.

Die Beobachtungen sind sehr zahlreich und nach einer Weise reducirt, die der Hr. Verf. umständlich entwickelt. Um die zuletzt erscheinenden Bedingungs-gleichungen zu Finalgleichungen Behufs der Auflösung zu vereinigen, wird nicht die Methode der kleinsten Quadrate sondern ein ähnliches Verfahren angewendet, wie in der vorhergehenden Abhandlung. Mit Ausnahme des letztern Umstandes wird die Denkschrift der Form, wie dem Inhalte nach allseitige Anerkennung finden.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. April.

Nro. 76.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Der National-Ökonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizey ic. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Zu dem Ende sollten alle bisherigen Lasten in jährliche Geldrechnisse verwandelt (und nach Umständen gehörig reducirt) werden; doch stände es den Bezuhilgten frey, die so regulirte Geldabgabe je auf drey Jahre in eine Natural-Prästation umzusetzen. Offenbar war es also nöthig, das Gesetz wenigstens anzuführen, nach welchem der Bruttoertrag, auf den hier alles ankam, seit 1785 ermittelt worden war. Ein zweyter Mangel ist indes weit wichtiger. Der Verfasser fragt nämlich weder nach der Wirkung des Patents vom 10. Februar 1789, noch nach seiner heutigen Gültigkeit; sondern, ohne es weiter zu erwähnen, zählt er andere seither erschienene östreichische Verordnungen bunt durcheinander auf und gibt dazu im Jahrgang 1836 (II. 457 — 458) noch einen Nachtrag aus Anton Engelmanns, „Unterthans-Verfassung des Erzherzogthums Oestreich ob und unter der Enns. Wien, 1826.“ In- des zeigt ihm die meisten der späteren Entschlie- fungen, z. B. gleich die Decrete vom 26. July 1794 und vom 5. Januar 1797, die er nur drey Seiten nach dem Patent von 1789 citirt, daß letzteres nicht ausgeführt seyn konnte; noch mehr aber war aus Engelmann zu erfsehen, daß es keine Gültigkeit habe. Ziel also dem Verfasser die

innere Willkühr des Urbarial-Patents nicht auf, so mußten ihn doch jene äußern Widersprüche des- selben mit spätern Anordnungen aufmerksam machen, daß es nicht genüge, dasselbe so vact hinzustellen. Weitere Nachforschung hätte ihm dann gelehrt, daß Kaiser Leopold II. gleich bey seinem Eintritt in Oest- reich, von Deputationen aus allen Ländern der östreichischen Monarchie mit Klagen über das Urba- rial-Patent bestrüm, dasselbe aufhob und die alten Grundsteuersysteme zum größten Theile wieder her- stellte; wie denn auch erst 1817 eine durchgrei- fende Steuerregulirung neu angeordnet wurde. \*) Zwar muß es jedem Sachkundigen einleuchten, daß 17  $\frac{3}{4}$  Proc. des Nohertrags ein höchst unzureichen- des Äquivalent sind für den Zehent und die Grund- lasten (Scharwerk inbegriffen), da der Zehent allein 10 Proc. beträgt und ein ganzer Hof, ausser fixen Geld- und Naturalabgaben, in der Regel 104 No- botstage zu prästiren hatte; so wie daß die Bestim- mung jener Gränze den einen Grundherrn gar nicht berührte, während sie dem andern einen großen Theil seines Vermögens abstrich; indes finden sich jene Klagen auch in gleichzeitigen Schriften \*\*) satfam gerechtfertigt und der Verfasser brauchte sich bloß in ihnen umzusehen, um seinen Lesern die erforderliche

\*) v. Kremer, Darstellung des Steuerwesens. Wien, 1821. II. Th. Ueber die vorzüglichsten östreichischen direkten Steuern S. 5, 129 u. 150.

\*\*) Vergl. z. B. J. V. Heßl, seepmüthige Gedanken über das neue Grundsteuer-Rectifications-Gesetz. Wien, 1790; und von demselben: die Gebre- chen der neuen Grundsteuer-Rectification aus Ori- ginalakten bewiesen. Wien, 1790.

Belehrung zu bieten. Da die Mehrzahl der Gutsherrn über die Hälfte ihres Vermögens verloren hätte, so mußte es ein einsichtsvoller Fürst, wie Leopold II., obwohl selbst zu durchgreifenden Reformen geneigt, \*) unmöglich finden, das Gesetz seines Vorgängers auszuführen.

Ueber Preußen sind mehrere gründliche Vorträge vorhanden; um so mehr muß man sich wundern, daß der Verfasser nach der ausführlichen Angabe des Edicts vom 14. Sept. 1811 nicht gleich die wichtige Declaration dieses Edicts vom 29. May 1816 in gleicher Weise mittheilt, sondern sie erst später (1836 II. 56.) in einem Nachtrage bloß dem Datum nach erwähnt.

Die bayerischen Gesetze und Verordnungen sind mangelhaft angeführt; die vor 1803 ergangenen fehlen so ziemlich alle und doch genügte es für den Zweck des Verfassers Frhrn. v. Gleßens kritische Zusammenstellung der bayerischen Landeskultur-Gesetze, München 1818 in Verbindung mit dem XI. Belegenband der Ständeverhandlungen von 1828 und der Beilage XXIX. der Ständeverhandlungen von 1831 zu benützen.

In der Recension der angeführten Schusschrift Zachariä's für das fürstliche Haus Hohenlohe (welch letztere, bepläufig gesagt, den Referenten auch nicht befriedigt) und der dagegen erschienenen Arbeiten führt Herr Moser aus einer der Gegenschriften eine Stelle beifällig an, bey der wir etwas verweilen wollen, da sie uns Gelegenheit gibt, einer späteren Betrachtung einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken. Es handelt sich um die Frage, ob die württembergische Gesetzgebung die Ablösbarkeit der grundherrlichen Rechte erklären könne? Der Gegner Zachariä's tadelt bey diesem den Ausdruck: „Heiz-

ligkeit des Eigenthums.“ Diese finde man in keiner Verfassungs-Urkunde, in keinem Compendium der Rechtslehre. Das Eigenthum bestehe nur nach Maßgabe der Gesetze. Wäre dieß nicht, so könnte man keine Steuern auflegen, es nicht zu Zwecken des allgemeinen Besten verwenden; keine Erbfolgeordnungen machen. Das Wohl des Staates siehe höher, als das Interesse Einzelner; finden sich in irgend einem Theile des Staats Einrichtungen, welche es nur einzelnen Familien möglich, hunderttausenden aber daneben unmöglich machen, zu Vermögen und Wohlstand sich aufzuschwingen, so sey der Staat berechtigt und verpflichtet, sie hinwegzuräumen.

Referent nimmt keinen Anstand, den letztern Satz zuzugeben, auch wenn das Eigenthumsrecht das erwähnte Hinderniß ist. Daß sich, mit Ausnahme der Leibeigenschaft und derjenigen Grundlasten, deren wahren Betrag der Käufer eines Grundstückes beym Gutskauf nicht scharf vorausbemessen kann, in den bäuerlichen Verhältnissen schwer ein Fall wird anführen lassen, wo das Eigenthum des Einen wirklich dem Andern Schaden bringen oder in Erlangung von Vortheilen hinderlich seyn könnte, darauf kommen wir weiter unten zurück.

Hier ist vor allem ein Irrthum hervorzuheben, in den die Meisten, und auch der Verfasser der angeführten Stelle verfallen, wenn sie von Abtretung des vollen oder Theileigenthums sprechen. Allerdings besteht das Eigenthum, als formelles Verhältniß, wie andere Rechtsformen nur so lange, als der Staat es gesetzlich anerkennt und schützt; und unbestreitbar hat dieser die Befugniß, gewisse Vertragsformen abzuschaffen und andere an ihrer Stelle zu erlauben. Allein nicht diese Formen sind die Hauptsache, um die es sich handelt, sondern das Vermögen, der Inbegriff all der Güter von Tauschwerth, deren Bestand und Gebrauch sie dem Bürger sichern sollen. Das Vermögen verdankt der Bürger der wirtschaftlichen Bemühung seiner selbst oder seiner Vorfahren, oder auch dem Glücke; dem Staate

\*) Zeugniß gibt die von ihm selbst italienisch verfaßt und auf seinen Befehl von C o m e übersetzte Schrift, Die Staatsverwaltung von Toscana unter Leopold II. 4. Leipzig, 1795.



nur die Zusicherung des öffentlichen Schutzes für bestimmte Formen des Erwerbs und Besizes. Nicht willkürlich kann daher der Staat die Rechtsformen ändern, in welchen das Vermögen besteht und erworben wird; sondern die Aenderung muß aus dem Bedürfnis besserer Sicherung und freieren Gebrauchs des Vermögens hervorgehen. Sodann kann auch alle Aenderung des Rechts in Bezug auf die bestehenden Vermögens-Verhältnisse immer nur eine formelle seyn; in das Vermögen an sich, oder die Summe der äußern Güter von Tauschwerth, die Einem zu ausschließlichem Gebrauche zustehen, so wie es nicht vom Staate herrührt, darf auch der Staat nicht eingreifen. Erscheint es daher notwendig, die Anwendung gewisser Rechtsformen des Erwerbs und Bestands von Vermögen nicht blos in Zukunft zu verbieten, sondern auch, so weit sie bereits bestehen, aufzuheben, so muß doch das Vermögen selbst un geändert bleiben, das in ihnen bisher vorhanden war und gebraucht wurde. Dieß ist nur dann der Fall, wenn der Berechtigte eine Entschädigung dafür empfängt, die ihn ökonomisch, d. h. in Bezug auf die Vortheile, welche das Vermögen gewährt, oder a. f. den Werth der Güter die ihm durch dasselbe zu Gebot stehen, ganz in derselben Lage erhält, in der er sich bisher befand. Wenn daher der Staat gut findet, in Zukunft den Spielraum gewisser Glücksfälle zu beschränken, gewisse Wege des Verkehrs und der Abhängigkeit der Erwerbtreibenden voneinander zu verbieten, so darf er doch um selch allgemeiner Vortheile Willen nicht Einzelnen Schaden in ihrer materiellen Wohlfahrt zufügen, die sie dem Staate nicht verdanken. Es ist gleichgültig, ob in einer Verfassungs-Urkunde das Wort „Heiligkeit des Eigenthums“ vorkommt oder nicht; die Gewährleistung der Sicherheit des Eigenthums wird wohl in keiner fehlen, was dem Wesen nach dasselbe ist. Und wenn daher auch für gewisse Zwecke eine Expropriation gestattet ist, so beweist doch die gleichzeitige Zusage voller Entschädigung, daß der Staat

nur eine formelle, nicht eine materielle Aenderung des Vermögens sich vorbehalten.

Dem widerspricht keineswegs das Besteuerungsrecht des Staats. Denn auch die Steuer ist keine unvergoltene Aufopferung von Vermögen, keine Contribution, wie sie der Feind erhebt; sondern in jedem geordneten Staate, mit oder ohne geschriebene Constitution, bezieht sie sich immer auf einen, die selbstständigen Einkünfte des Staates übersteigenden öffentlichen Bedarf, der vor der Steuererhebung gesetzlich festgestellt seyn muß. Die gesetzliche Anerkennung des Staatsbedarfs enthält zugleich das Zugeständniß, daß die öffentlichen Einrichtungen, für welche die Steuern gesordert werden, dem Bürger nicht blos Entschädigung für die Steuer, sondern sogar größere Vortheile gewähren, als die Verwendung desselben Vermögens auf dem Privatwege. Auch hier wird also zwar die Form des Vermögens aufgelöst, aber der Inbegriff der Werthe, den es enthält, seine Substanz, für den Besizer nur um so nutzbarer gemacht. Auch die Besteuerung ist eine Expropriation mit voller Entschädigung. Indem wir daher als allgemeinen Grundsatz zugeben, daß der Gesetzgeber eines Staates das Recht haben müsse, um seiner Sicherheit und des öffentlichen Nutzens willen, wie anderes Eigenthum, so auch grundherrliche Rechte aufzuheben, so geschieht dieß doch nur unter der Voraussetzung, daß wirklich die Unverletzbarkeit solcher Rechte mit guter Bewirthschaftung des Bodens und mit geregelterm Haushalt der Landwirthe erwiesen sey, und volle Entschädigung in dem ange deuteten Sinne dafür zugesichert werde.

Ervägen wir aber, was so ziemlich als herrschende Meynung anzusehen ist und sich denn auch in der vorliegenden Zeitschrift anspricht, so finden wir in dieser wichtigen Sache drey Punkte, theils ungenügend erörtert, theils irrig aufgefaßt:

- 1) Zu allgemein verwirft man jede Art von Grundabgaben, als dem Interesse des Landbaues und der Landwirtschaft hinderlich;



- 2) Bey Festsetzung der Entschädigung verfährt man zu oft mit Willkür und Unbilligkeit;
- 3) In Beantwortung der Frage, wer die Entschädigung leisten soll, nimmt man zu wenig Rücksicht auf allgemeine wirtschaftliche und finanzielle Principien.

(Fortsetzung folgt.)

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung.)

IX. Supplement to a Paper, entitled „On the Latitude and Longitude of the Observatory of the Cape of Good Hope.“  
By T. Henderson Esq. Astronomer at the Cape. S. 137 — 139.

Der Hr. Verf. hatte im VI. Bande der Memoirs of the Royal Astronomical Society aus den von dem verstorbenen Astronomen Jallows auf der Kap: Sternwarte angestellten Mondsternbeobachtungen die geogr. Länge dieses Punctes abgeleitet =  $1^{\circ} 15'.55''.8$  östl. von Greenwich. In dem gegenwärtigen Nachtrage giebt er die Reduction aller von ihm in den Jahren 1832 und 1833 beobachteten Mondsterne, wozu sich correspondirende Beobachtungen in den Tagebüchern der Cambridge und Greenwicher Sternwarte vorfinden, Berücksichtigt man die letzteren Bestimmungen allein, so wäre die obige Länge um  $1''.4$  zu vermindern; das Mittel aller bisher erhaltenen Resultate ist  $1^{\circ} 15'.55''.1$ .

X. On the Mural Circle of the Observatory at the Cape of Good Hope. By T. Henderson Esq. Astronomer at the Cape. S. 141 — 168.

Hr. Henderson, welcher in den Jahren 1832 und 1833 der Sternwarte am Kap der guten Hoffnung vorgestanden hat, wurde schon bey den ersten Beobachtungen am Mauerkreise die großen Differenzen gewahrt, die je nach der Stellung des Kreises sich in den Ableesungen der Mikroskope zeigten. Der Mauerkreis hat sechs Fuß im Durchmesser und bewegt sich mit dem dazu befestigten Fernrohre an einer Axe, die hender-

seits auf Lagern ruht: die Mikroskope aber sind an dem steinernen Pfeiler festgemacht. Die unregelmäßige Gestalt der Zapfen und des Kreises nicht minder als die Theilungssicher werden bey Ableesung der Mikroskope ihren Einfluß offenbaren: unmöglich ist es aber, durch Ableesungen am Kreise allein die wirkenden Ursachen zu trennen, jede einzeln ihrem Betrage nach zu bestimmen. Glücklicher Weise bildet dieß keine notwendige Bedingung der Untersuchung, da der Hauptzweck darin besteht, zu entscheiden, in welchem Maße die Beobachtungen durch die eben genannten Fehlerquellen afficirt werden.

Bestehen die Unregelmäßigkeiten eines Mauerkreises nicht in schroffen, sondern in allmählig zu und wieder abnehmenden Ungleichheiten, wie dieß bey der sorgfältigen technischen Ausführung solcher Instrumente immer der Fall ist, so läßt sich die an der Ableesung eines Mikroskops anzubringende Correction durch eine convergirende Reihe von Gliedern ausdrücken, welche nach den Sinussen und Cosinussen des vielfachen Winkels fortschreiten. Ein Theil der Coefficienten dieser Glieder läßt sich bestimmen, wenn man den Unterschied zwischen den Mitteln aus zwey gegenüberstehenden und aus sechs Mikroskopen kennt: weitere Bestimmung ergiebt sich durch Vergleichung des Mittels aus drey gleich weit entfernten Mikroskopen mit dem Mittel aus sechs Mikroskopen. Indem der Hr. Verf. die Theilungspuncte  $0^{\circ}$ ,  $5^{\circ}$ ,  $10^{\circ}$ ,  $15^{\circ}$ , . . . . .  $355^{\circ}$ , nacheinander unter das erste Mikroskop brachte, und jedesmal den Kreis an sämmtlichen Mikroskopen ables, gewann er eine Anzahl von Data, woraus sich bezüglich auf die obigen Coefficienten folgendes ergab:

|                                  |       |     |
|----------------------------------|-------|-----|
| Coeff. des 1. Gliedes unbestimmt |       |     |
| „ „ 2. „                         | 5''   | 52. |
| „ „ 3. „                         | 1,47. |     |
| „ „ 4. „                         | 0,57. |     |

Der Zweck der Untersuchung ist hiemit noch nicht erreicht, weil es sich zuletzt um die Correction der astronomischen Beobachtungen, d. h. um die Verbesserung des Mittels aus den sechs Mikroskopen handelt, welche Verbesserung von dem Coefficienten des sechsten Gliedes der obigen Reihe abhängt. Zur Bestimmung dieses Coefficienten wären aber noch zwey Hälftsmikroskope notwendig gewesen. Da Hr. Henderson sich solche am Kap nicht verschaffen konnte, so begnügt er sich mit dem Schlusse, daß in Erwägung der schnell abnehmenden Progression der ersten Glieder, welche sich aus der vorhergehenden Anordnung ergiebt, der Coefficient des sechsten Gliedes jedenfalls zu gering ausfallen müsse, um eine merkliche Correction des Mittels aus sechs Mikroskopen nöthig zu machen.

(Fortsetzung folgt)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. April.

Nro. 77.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Der National = Oekonom. Monatschrift über Völkereichthum, Finanzwesen und Oekonomie = Polizey etc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Zu 1. In Bezug auf den ersten Punkt glauben wir, vor allem die Forderung als unabweisbar ansehen zu dürfen, daß persönliche Leibeigenschafts = Verhältnisse und Abgaben, wo dergleichen noch bestehen, abgeschafft werden.

Die Leibeigenschaft mochte in einer Zeit, wo man Person und Erwerb blos durch Privatverträge sichern konnte, als Versuch, die Vortheile und die Dauer der Staatsverbindung auf dem Privatwege zu erlangen, eine ganz angemessene Einrichtung seyn. Daß neben der Pflicht und dem Recht des Schutzes auch der Anspruch an Versorgung und die Gebundenheit an die Scholle forterbten, ist allerdings eben so natürlich, als daß man im heutigen Staate durch Geburt Unterthan wird und bey der Auswanderung noch jetzt hier und da wenigstens durch Abgaben beschränkt ist \*); und in der Erlangung des Bürgerrechts durch längeren Aufenthalt in einem Staate

kann man eine Erweiterung des alten Grundsatzes nicht verneinen, daß die Lust hörig mache. Allein daß Einrichtungen bey ihrer Entstehung dem Bedürfnis entsprechen, entscheidet keineswegs über ihre spätere Angemessenheit. In den jetzigen Staaten ist die Existenz des Menschen und die Entfaltung seiner Kräfte durch einen Organismus geschützt, der den Einzelnen nur unbedeutenden Aufwand verursacht, und sie ihre Gebundenheit nur wenig fühlen läßt; ihm gegenüber erscheint die Leibeigenschaft wie der erste Schritt in der Verbindung der Kräfte und der Anwendung eines Werkzeuges für einen Zweck, welchem die isolirte Handarbeit durchaus nicht genügt. Wie die materiellen Dinge, die zum Leben nothwendig sind, so stellt man jetzt auch Schutz und Sicherheit mit weniger Aufwand an Lebenskraft her, als in älterer Zeit und mitten in dem freyen Spielraum der bürgerlichen Thätigkeit, den gegenwärtig der Staat gewährt, Einzelne in den alten Schranken der Leibeigenschaft zu erhalten, wäre eben so grausam, als wenn man einen Theil der Bürger verurtheilte, ihr Getreid ohne Vieh und Pflug, ihre Manufacte ohne Maschinen zu erzeugen.

Wunder schlagend, ja zum Theil geradezu irrig, sind die Gründe, welche gegen den Fortbestand der Grundlasten angeführt werden. Ist man im Stande, beym Kauf eines Grundstücks genau zu berechnen, wieviel dem Berechtigten alljährlich aus dem Ertrage abzugeben ist, wie viel dem Käufer selbst verbleibt, so läßt sich nicht einsehen, wie die Abgabe oder Leistung, bestche sie in Geld oder Naturalien und in letzterm Falle in Früchten oder in

\*) Aus England durfte bis auf unsere Tage Niemand ins Ausland reisen, der nicht beschwören konnte, daß er keine Art nützlicher Kunst verleihe: conform mit dem dortigen Verbot der Vieh = und Maschinen = Ausfuhr; aber auch mit dem alten Prinzip der Leibeigenschaft.

Dienstleistungen den Erwerber des Grundstücks in Nachtheil setzen könne. Er braucht bloß den Kapitalwerth der Grundlast vom Kaufwerth des lastenfreyen Guts abzuziehen, ganz eben so, wie er es bey einer Hypothekarschuld machen müßte, die er mit dem Grundstück übernehme, und nichts weiter zu bezahlen, als was ihm verbleibt, so berührt die Entrichtung der Grundabgabe sein Vermögen nach dem Kaufe so wenig als vor demselben; was er giebt, ist bloß der Ertrag aus dem Theile des Gutswerths, den er, ohne Kaufschilling dafür zu zahlen, überkommen hat.

Nur in den Fällen kann ein Gutskäufer durch Uebernahme einer Grundlast beschwert werden, wo er den jährlichen Durchschnittswerth der übernommenen Leistungen oder Beschränkungen nicht scharf voraus zu berechnen vermag, wie es bey ungemessenen Frohnen, beym Zehent und vornehmlich bey den Besitzänderungs-Abgaben der Fall ist.

Mit Recht verfügt daher die bayerische Verfassung die Umwandlung aller ungemessenen Frohnen in gemessene. Weiß der Landwirth, wie viel Dienste er alljährlich zu leisten hat, so kann er die Last beym Gutskauf gehörig in Anschlag bringen und seine Leistung ist nur eine Art in Natur entrichteten Pachtzinses aus einem bloß zur Bewirthschaftung erhaltenen Gutsantheil, die ihm nach Umständen bequemer seyn mag, als die Zahlung einer baaren Rente. Unstreitig ist letzteres der Fall, wo der Landwirth keine Gelegenheit hat, mit seinem Gesind und Gespann auf anderen Wegen wenigstens eben so viel Geld zu verdienen, als er nach Verwandlung der Dienste in eine Geldrente alljährlich baar zu zahlen hätte. Abgesehen hiervon, spricht indeß für die Umwandlung auch gemessener Frohndienste in eine Geldrente, daß Frohnen wie alle fortdauernde Dienste, deren Vergeltung auf einmal voraus empfangen ist, (sie liegt in dem ihretwegen ohne Kaufschilling, als eine Art Pachtstück überkommenen Gutsantheil), weit länger verrichtet werden, als Arbeiten, denen die Vergeltung auf dem Fuße

folgt und insbesondere als solche Arbeiten, die man nach dem Stücke lohnt. Bey der Frohnarbeit wird ein Theil der Zeit und Kraft nutzlos vergeudet, der in unmittelbar vergoltenen Diensten nutzbar angewendet würde; es scheint also überall im Interesse der Volkswirthschaft zu liegen, die Umwandlung derselben in eine Geldrente wenigstens den Pflichten freyzustellen.

Bey Uebernahme der Zehentlast kann ein Gutskäufer nicht verlieren, der sie nach ihrem ganzen Betrage an den reinen Ertrage des Grundstücks abgezogen hat; vorausgesetzt, daß er das Grundstück fortwährend in der Weise anbaut, auf welche sich jener Reinertrag bezieht. Verbessert er die Bewirthschaftung derselben durch Auslage von mehr Kapital auf Arbeit und Dünger, um mit dem höheren Rohertrage auch größeren Reinertrag zu erhalten, so wächst der Zehent mit dem Rohertrag, schmälert also den Zuwachs zum Reinertrage unermäßig, — oft so sehr, daß die neue Kapitalauslage dem Landwirth geradezu Schaden bringt. Ist aber auch die Vergrößerung der Kernte ohne Mehr-Auslage möglich, so wird sie doch oft unterbleiben, weil der Zehent mit der Kernte steigt; abgesehen davon, daß es immer unbillig ist, wenn der größte Theil des Mehrertrags, den die Industrie des Landwirths schafft, dem Zehentherrn zufällt, der nichts dazuthut. Nach Umständen wird daher das Zehentrecht den Landwirth hindern, nicht bloß solche Verbesserungen des Landbaues vorzunehmen, welche größeres Wirthschafts-Kapital erfordern, sondern es ihm überhaupt verleiden, neue gewinnversprechende Betriebsarten zu versuchen. Daß gleichwohl so viele Bodenverbesserungen sich verbreitet haben, rührt daher, daß sie, wenigstens Anfangs, trotz dem Zehentrechte noch immer auch dem Grundbesitzer genutz Vortheil übrig ließen. Dahin gehört insbesondere der Hopfenbau. Indesß sieht man leicht, daß, wenn in Folge des Sinkens der Preise des Hopfens oder ähnlicher Producte der Reinertrag sinkt, der



Zehent dem Grundbesitzer immer weniger übrig läßt, und so nothwendig zur Folge hat, daß die weitere Verbreitung einer solchen Cultur früher aufhört, als es ohne Zehent der Fall wäre. Wir übergehen dabey den allerdings erheblichen Tadel, der gegen den Zehent daraus hervorgeht, daß er dem Landwirth weit mehr nimmt, als er dem Zehentherrn einbringt, und daß im Zehentstrog dem zehentbaren Boden ein Theil des Düngers entzogen wird, der bey Entrichtung eines Sackzehents demselben zu gut käme. Wichtiger scheint uns der Nachtheil zu seyn, daß der Zehentherr nicht blos an dem laufendem Mehrertrag verbesserter Grundstücke seinen Antheil erhält, sondern daß auch von der Werthserhöhung derselben, die in Folge der Verbesserung eintritt, ein Theil ihm zufällt, indem der neue Käufer den höheren Kapitalwerth des nach der Verbesserung mehr ertragenden Zehents vom Werth des zehentfreyen Guts abzieht. Zwar macht dieß jedem Käufer die Instandhaltung verbesserter Grundstücke trotz der Zehentlast möglich, es beschränkt aber um so mehr die Vortheile, welche der Landwirth aus neuen Bodenverbesserungen ziehen könnte.

In Ländern, wo die Zunahme der Bevölkerung zwingt, zu künstlicheren Methoden des Landbaues überzugehen, um in gleichem Maße die Gesammtärnte zu vergrößern, und wo man zu der Einsicht gekommen ist, daß in keinem Zweige der Technik Ersparniß an den Productionskosten so wichtig ist als in der Landwirthschaft, weil keiner so große Massen unentbehrlicher Güter liefert, kommt dann noch zu den Gründen, welche die Privatwirthschaft darbietet, die Rücksicht auf den Nutzen des ganzen Volkes hinzu, um den Wunsch zu unterstützen, der Zehent möchte durchgängig in eine fixe Jahresabgabe verwandelt werden. In Bayern ist hierin ein großer Schritt geschehen, indem die Fixirung der Materialzehenten, zum Vortheil der Pflichtenigen wie der Staats-Casse, bereits sehr weit gediehen ist. Die Fixirung der Pfarzehnten würde

noch den besondern Vortheil bringen, daß die Geistlichen in eine würdigere und minder gehässige Stellung gegen ihre Pfarckinder kämen, als es bey dem Gegensatz der Interessen zwischen Zehentherrn und Zehentpflichtigen so oft der Fall ist.

Besitzänderungs-Abgaben, die in aliquoten Theilen des Gutswerths bestehen, sind mindrer lästig als der Zehent, weil sie blos mit dem Reinertrage steigen, und könnten, als Vorschuß oder Nachzahlung eines Pachtgeldes, das der Jahresertrag des Grundstückes ersetzen muß, beym Gutskauf genau in Anschlag gebracht werden, wüßte Jeder, wie lange er im Besitz des Gutes bleibt. Ohne Beschwerde wird in solcher Weise von Kirchengütern in England und Irland ein großer Theil des Pachtgeldes beym Antritt der Pacht voraus erlegt, weil der Pächter weiß, daß auch nach seinem Tode seine Erben die bestimmte Zeit hindurch das Gut zu bewirthschaften haben, somit alle jene Pachtgeldauslage aus dem jährlichen Ertrag des Guts hereinzubringen im Stande sind. Das Handlohn ist dagegen ein Pachtgeld, das in gleichem Betrage erhoben wird, der Grundhold mag lang oder kurz im Besitz seyn, und bringt dadurch nothwendig demjenigen Verlust, welcher das Unglück hat, früher zu sterben oder verkaufen zu müssen, als die durchschnittliche Besizdauer besagt. Dieser Verlust läßt sich durch keine Berechnung abwenden und ist nach Umständen so groß, daß Familien darüber verarmen. Angemessen, ja nothwendig ist es daher, daß neue Beträge zu Entrichtung von Handlöhnen untersagt, und die bestehende Handlohnpflichtigkeit in einen jährlichen fixen Bodenzins verwandelt werde. Auch in Bezug auf die Fixirung und Ablösung der Handlöhne hat die bayerische Staatsregierung wenigstens bey Gütern, die dem Staate handlohnpflichtig sind, viel gethan.

(Fortsetzung folgt.)



Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung).

So viele Wahrscheinlichkeit dieser Schluss auch haben mag, so bleibt die directe Bestätigung doch immer wünschenswerth: und es verdient als eine sehr zweckmäßige Verfügung des Gouvernements erwähnt zu werden, daß es den Nachfolger des Hrn. Henderson in den Stand gesetzt hat, diese Bestätigung zu liefern.

An den bisher verhandelten Hauptgegenstand der vorliegenden Abhandlung knüpft der Hr. Verf. die Lösung einer minder wichtigen Aufgabe, deren Object darin besteht, für jede gegebene Lage des Kreises die Coordinaten des Mittelpunktes desselben zu Bestimmung. Wir wollen hier dem Gange der Untersuchung weiter nicht folgen, weil sie in Hinsicht auf astronomische Bestimmungen ohne Bedeutung ist. Das Resultat beweiset übrigens, daß in den ersten Werthtäten Londons (der Kreis ist von Jones verfertigt) jene Annäherung an die mathematische Idee noch bey Weitem nicht erreicht wird, welche man in Deutschland seit Reichensbachs denkwürdiger Epoche als Erforderniß guter astronomischer Instrumente betrachtete.

XI. Some Account of the Astronomical Observations made by Dr. Edmund Halley at the Royal Observatory at Greenwich. By F. Baily Esq. etc. Seite 169 — 190.

Nachdem Hr. Baily in einem höchst interessanten Werke \*) die Ergebnisse einer weitläufigen Untersuchung über Flamsteeds Leben und wissenschaftliche Thätigkeit dem Publikum vorgelegt hatte, unternahm er auch in Beziehung auf Flamsteeds Nachfolger die Ausführung einer ähnlichen aber minder umfassenden Aufgabe. Was hier mitgetheilt wird, bezieht sich ausschließlich auf den Zeitraum, in welchem Halley der Greenwicher Sternwarte vorstand, — zwar keinesweges die fruchtbarste, aber gerade diejenige Periode seines Lebens, über welche bisher genauere Nachrichten gefehlt haben. Von dem früher bewiesenen Fleiße des Hrn. Verf. läßt sich eine erschwende Untersuchung der geschichtlichen Quellen, welche ihm die Manuscripte der Greenwicher Sternwart-

Bibliothek und das Archiv der königlichen Societät dar- geboten haben, mit Recht erwarten.

Nachdem Flamsteed am letzten Tage des Jahres 1719 seine thätige Laufbahn vollendet hatte, trat Halley als Vorstand der Greenwicher Sternwarte an seine Stelle. Wenn dieser das schwierige Amt eines Astronomen in einer wieder neu einzurichtenden Sternwarte nach Vollendung seines dreyn und sechzigsten Jahres übernahm, so gebrachte er mehr dem Antriebe eines lobenswerthen Eifers, als der Stimme der Klugheit, welche ihm widerrathen haben würde, sich im hohen Alter einer Aufgabe zu unterziehen, die, sollte sie mit Ruhm durchgeführt werden, die Kraft und Thätigkeit der besten Jahre erforderte. \*) Als er die Sternwarte bezog, fand sich kein Instrument mehr dafelbst vor, weil die Erben Flamsteeds sich der sämmtlichen Einrichtung als Eigenthum des Verstorbenen bemächtigt hatten, und auch gegen die Einsprüche der Regierung ihr Recht vor dem Gesetze geltend machten. Zwar wurde sogleich dem Astronomen eine Summe von 500 Pf. zur Wiedereinrichtung der Sternwarte angewiesen; aber nur langsam ging die Anschaffung neuer Instrumente von Oratten. Fast zwey Jahre vergingen, ehe das erste Instrument, ein Mittagsrohr, aufgestellt werden konnte, und nach fünf Jahren konnten noch keine Declinationen gemessen werden.

Im Jahre 1726 zeigte Halley der königl. Societät an, daß die von der Regierung angewiesenen Geldmittel bereits erschöpft wären, und bat, man möchte zur Prüfung der von ihm vorzulegenden Rechnungen eine Commission ernennen. Der in Folge der Erfüllung seines Wunsches erstattete Commissionsbericht bildet für uns ein höchst interessantes Dokument, weil wir daraus die damaligen Verhältnisse der Sternwarte vollständig kennen lernen. Ein Beobachtungszimmer am westlichen Ende des Hauses enthielt das Passage-Instrument mit einer Uhr: das große Beobachtungszimmer war mit einer Menatur und drey Fernrohren von 9, 16 und 24 Fuß Länge, wozu zwey Mikrometer gehörten, ausge- stattet.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Als Flamsteed ungerathet seines hohen Alters sein Amt nicht niederlegen wollte, machte ihm Halley dieses zum Vorwurfe, und stellte den Grundfals auf, daß Niemand zum Astronomen mehr geeignet wäre, sobald er das sechzigste Jahr erreicht hätte (Baily, An Account of the Rev. J. Flamsteed etc. pag. 335). Halley ahmte dem Beispiele seines Vorgängers nach, und behielt seine Stelle bis an sein Ende.

\*) Siehe Nr. 31. des gegenwärtigen Jahrgangs dieser Anzeigen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. April.

Nro. 78.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Der National-Ökonom. Monatschrift über Völkereichthum, Finanzwesen und Defonomie-Polizy etc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Sind auf solche Weise alle Hindernisse beseitigt, welche der scharfen Berechnung des jährlichen Entgangs am reinen Ertrage eines Gutes im Wege stehen, so sind auch alle Beschwerden gehoben, welche Grundabgaben dem neuen Käufer eines Grundstücks bringen könnten. Die Klagen, welche auch gegen fixe jährliche oder solche Abgaben erhoben werden, die sich genau auf ständige Jahresabgaben zurückführen lassen, beruhen auf einem Irrthum, dessen Bekämpfung um so wichtiger ist, als seine praktischen Folgen dem Grundbesitzer offenbar Schaden drohen. Er läßt sich in wenigen Sätzen aussprechen, deren Anwendbarkeit auf alle grundherrlichen Abgaben, also auch auf fixe Grundrenten man so wenig in Zweifel zieht, daß sie Zacharia selbst in der obenwähnten Schugschrift (S. 150.) folgendermassen zugestehet:

„Freiheit des Eigenthums ist das Lebensprincip des Arbeitsfleisses. Nur wenn ein Jeder im Volke über das Seinige nach Befallen schalten und walten kann, nur wenn ein Jeder hoffen darf, zu ächten, wo er gesät hat, kann und wird der Wohlstand des Volks im Ganzen rasch und stetig fortschreiten. Der Landmann nährt alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft; er nährt sie im Schweisse seines Angesichts; es ist daher eben so billig als räthlich, ihn zum Arbeiten anzukummern, seine Lage möglichst zu verbessern. Sondern die grundherrlichen Lasten sind nicht bloß in so fern unheimlich, als sie den Landmann in der Frey-

heit, über seine Besigungen zu verfügen, und in dem Genuße der Früchte seiner Arbeit beschränken und so dem Arbeitsfleisse seine Nelmittel entziehen; sie wirken, wenigstens zum Theil, dem Streben, den Werth der Grundstücke durch Besserung derselben zu erhöhen, sogar direct entgegen.“

Ganz in ähnlicher Weise sagt das K. Würtembergische Edict vom 18. November 1817, die Umwandlung und Ablösung der sogenannten „Zehndalabgaben“ betreffend:

„Die Landeskultur könne, nur in dem Grade blühen, als das Grundeigenthum frey ist, und als der Landbauer, in seiner Thätigkeit nicht gehemmt, die Früchte seiner mühevollen Arbeit voll ächten kann. — Zwar sehen die Zehndalabgaben weniger beachtet, sie untergraben aber dennoch den Wohlstand der Landbauer — man vertraue daher auf die Berechtigten, daß sie die kleinen Opfer, welche die Vollziehung dieser Maßregel denselben kosten könne, dem Wohl des Ganzen willig darbringen.“ \*)

In gleicher Art sagt V. J. N. Günther (Nationalökonom 1836. I. 441), man huldige jetzt in Süddeutschland dem Grundsatz: „das Grundeigenthum soll frey seyn von Grundrenten als wahrer (n) Reallasten“ und versichert:

„den praktisch richtiger und ungestörter Ausführung dieses Grundsatzes werden sowohl für den Pflichtigen, als für den Berechtigten die Vortheile groß seyn;“  
worin aber diese Vortheile bestehen, giebt er nirgend an. In der That zeigt die nähere Betrachtung, daß der Satz, Grundrenten hemmen den Landbauer

\*) Sie bestanden unter andern in der Annahme des 20fachen Betrags als Ablösungskapitals fixer Renten und in der Herabsetzung der ständigen Gülten auf ein Fünftel des Reinertrags des belasteten Grundstücks. Die Standesherrn widersetzten sich bekanntlich, und das Edict konnte nicht ausgeführt werden.

in seiner Thätigkeit, und entziehen ihm einen Theil der Früchte seiner mühevollen Arbeit, wenn man ihn auch auf seine Abgaben bezieht, nur eine von den vielen Behauptungen ist, welche über wirtschaftliche Verhältnisse wie unbestreitbare Erfahrungssätze von Mund zu Mund gehen, während sie doch kaum den Werth von Wetterregeln haben, die man ohne physikalische Bildung aus der täglichen Anschauung von Sonnenschein, Wind und Regen ableitet.

Wenn der Landwirth beim Gutskauf die Jahresabgabe in ihrem vollen Kapitalwerthe in Anschlag gebracht, und nur den Theil des Gutsertrags gezahlt hat, der ihm selbst verbleibt, so befindet er sich in ähnlicher Lage, einmal mit dem, der um gleichen Kaufschilling ein unbelastetes Gut kauft und dazu noch ein anderes pachtet, dessen Pachtgeld jener Grundrente gleich ist; sodann aber auch mit dem, der ein lastenfreyes Gut von gleichem Gesamtertrage kauft, zur Abtragung eines Theils des Kaufschillings aber ein Kapital borgt. In allen drey Fällen hat der Gutskäufer nicht genug eigenes Vermögen, um einen Grundbesitz von bestimmter Größe sich zur Bewirtschaftung zu verschaffen; in allen dreyen wendet er neben seinem eigenen noch fremdes Kapital an. Was dann die vereinten Kapitale an Ertrag gewähren, ist nicht allein die Frucht der Arbeit und der eigenen Kapitale des Landbauers, sondern zugleich der angewendeten fremden Kapitale, und was deren Eigenthümer aus diesem Ertrage an Grund-, Pacht- oder Leihzinsen beziehen, beeinträchtigt keineswegs das, was dem Landwirth angehört, sondern ist bloss ein Aequivalent für die von jenen zur Production hinzugegebenen Kapitalnutzungen. Aber nicht bloss keinen Schaden kann dem Landbauer diese Zinszahlung bringen, sondern das fremde Kapital setzt ihn in Stand, eine Wirtschaft von solcher Ausdehnung zu führen, daß sein Fleiß und seine Kenntniß einen Spielraum erhalten, in welchem sie ihm auf seinen Antheil mehr einbringen, als er, beschränkt auf sein eigenes Kapital, zu erwerben vermöchte. Erst durch die Zu-

ziehung von fremdem Kapital vermag der Landbauer seine Thätigkeit frey zu entwickeln und die Früchte seiner Arbeit „voll“ zu änten; ohne dasselbe müßte er entweder ganz auf selbstständigen Betrieb der Landwirtschaft verzichten oder er könnte seinen Erwerbsfleiß nur in einer Beschränkung anwenden, die es ihm gerade unmöglich machte, aus seiner „mühevollen“ Arbeit möglichst viel Frucht zu ziehen.

Vergleicht man aber die drey angeführten Formen der Zuziehung von fremdem Kapital zur landwirtschaftlichen Production, so überzeugt man sich leicht, daß die erste, das System der fixen Grundrenten dem Wesen und Bedürfnis der Landwirtschaft am besten entspricht. Das Pachtssystem kommt in Süddeutschland wenig vor; jedenfalls ist aber der Pächter übler daran, als wer einen Theil seines Gutserwerths, oder vielleicht das ganze Gut gegen Entrichtung einer fixen Rente eigenthümlich erwirbt. Der Pächter ist immer in Gefahr, das Gut, wenn er es verbessert, trotz der pünctlichsten Zinszahlung zu verlieren, oder wenigstens nach Ablauf der Pachtzeit gesteigert zu werden; sein Interesse ist also, dasselbe gegen Ende der Pachtzeit möglichst auszusaugen, was zugleich ein Nachtheil für die Nation im Ganzen ist. Der Rentenpflichtige weiß, wie der Pächter, genau was er jährlich zu geben hat; so lange er aber die Rente entrichtet, bleibt er ungestört im Genuß des fremden Gutsantheils. Hierbey kann die Wirtschaft diejenige Stetigkeit gewinnen, welche der Landbau erfordert; die Verbesserungen sind zum alleinigen Vortheil des Besitzers und was durch sie das Gut an Werth zunimmt, bleibt beim Verkauf ihm allein.

Das Letztere findet zwar auch statt beim Darlehenssystem, das den alten Renterecontract mehr und mehr verdrängt hat: aber dem Schuldner kann man das Kapital aufkünden, was zur Folge hat, daß er beim Steigen des Leihzinses ebenfalls einen höhern Zins geben muß, beim Sinken nur dann im Stande ist, auch seinen Zins herabzusetzen, wenn



er die Kosten nicht scheut, welche die Aufnahme eines neuen Anlehens verursacht. Ueberdies kann er auch ohne Aenderung im Zinsfuß geächtigt seyn, das Kapital zurückzugeben, was in Zeiten, wo der Ertrag und Werth der Güter niedrig steht, ihn leicht zu einem Verkauf des Guts zwingen mag, bey dem sein eigener Antheil am Gutsverth verloren geht; wogegen er bey dem Rentensystem ruhig fortwirtschaften könnte bis auf Zeiten, wo mit dem Preise der Erdsfrüchte der Gutsverth wieder stiege und sein in demselben anliegendes Kapitalvermögen sich wiederherstellte. Dazu kommt noch, daß in Mißjahren von fixen grundherlichen Abgaben (wie von Pachtzinsen) Nachlaß bewilligt wird, Leihzinsen \*) jedes Jahr gleich viel betragen.

Absolute Freyheit des Grundeigenthums, d. h. das Verlangen, daß kein Boden angebauet werde, als von dem, der ihn allein und ohne Anspruch Anderer im Vermögen hat, ist ein Unding, und würde nicht bloß dadurch dem Interesse des Landbauers widersprechen, daß sie zur äußersten Zerstückelung und Mobilisirung des Bodens führte, sondern vornehmlich darum alle landwirthschaftliche Betriebsamkeit lähmen, weil Keiner, dem bey Fleiß und Geschicklichkeit eigenes Kapital fehlte, sein Talent auf diesen Hauptzweig der Production anwenden könnte. Daß jedes Kapital und so auch Grund und Boden von dem angewendet werden, der es am nutzbarsten zu machen und bey dem größten Gesammtsertrag den größten reinen Gewinn daraus zu ziehen vermag, ist nur dadurch möglich, daß der Unternehmer im Stande sey, fremdes Kapital mitzubehalten. Unter den Arten aber, in denen fremdes Kapital zu Hülfe genommen werden kann, ist, wie gezeigt worden, gerade das System fixer Grund-

renten dem Landbau am angemessensten: er läßt dem Landwirth alles, was er seiner Industrie verdankt, macht ihn vom Schwanken des Zinsfußes und Pachtzines wie vom Geldbedürfnis oder den Grillen der Darleiher und Verpachter unabhängig, und erlaubt allein diejenige Stetigkeit der Bewirthschaftung, ohne welche der Landbau nie recht gedeihen kann.

Sind daher alle grundherlichen Reichnisse in fixe Jahresrenten verwandelt, so ist alles geschehen, was man im Interesse des Landbauers wie der Agriculturn wünschen kann. Nun auch die Ablösung der fixen Renten gebieten, „um das Grundeigenthum frey zu machen,“ heißt, einem völlig leeren und unpractischen Begriffe zu lieb, den Landwirth zwingen, eine günstigere Lage mit einer ungünstigeren zu vertauschen. Denn um plötzlich abzulösen, muß er entweder Land abtreten, oder ein Kapital borgen. Im ersten Falle wird seine Wirthschaft verkleinert, die Gebäude sind für den Rest der Felder zu groß, er muß seinen Viehstand verringern, der Gesamtgewinn, der ihm bisher verblieb, nimmt bedeutend ab, — es ist, als wenn ein Theil seiner Industrie werthlos gemacht wäre: nur wenn er die abgetretenen Grundstücke selbst wieder pachtet, kann er den Landbau in voriger Ausdehnung führen; allein um wie viel weniger ist hier seine Lage gesichert, um wie viel schlechter wird er die gepachteten Felder behandeln, als die eigenen, wie unwahrscheinlich ist es daher, daß man ihm die als Aequivalent des Rentenwerthes abgetretenen Grundstücke selbst wieder in Pacht geben werde! Geschieht dieß aber nicht, und legt man aus den abgetretenen Grundstücken neue Höfe zusammen, so braucht man neue Gebäude, die eine ganz unnöthige Kapitalausgabe verursachen, da die alten Wirthschaftsgebäude ausreichen, und die ganze Frucht der Maßregel ist eine Vermehrung und daher eine durchschnittliche Verkleinerung der Wirthschaften, wobey Kapital und Industrie im Ertrage abnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Aehnlich wie das System fixer Grundrenten wirkt ökonomisch das System der Pachtverpachtung, wie dieß gegen die neuere Ablösungssucht klar nachgewiesen ist von Stelzner in den Mögelnischen Annalen 3or. Bd.



Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung.)

Im Garten hatte Hallen ein Gebäude errichten lassen, in dessen Mitte ein massiver vierseitiger Pfeiler mit senkrechten Seitenflächen sich erhob. Die östliche Seitenfläche trug einen achtföhrigen Quadranten von Graham \*) zur Beobachtung südlicher Zenithdistanzen; an der westlichen Seitenfläche sollte ein ähnliches aber noch nicht vollendetes Instrument zur Beobachtung nördlicher Zenithdistanzen besetzt werden. Indem die Kommission die Verwendung der angewiesenen Gelder billigte, gab sie ihre Gutachten dahin ab, daß zur Vollendung des zweiten Quadranten, und zur Anschaffung eines Instrumentes, womit auch außer dem Meridian beobachtet werden könnte, über die früher bewilligten 500 Pf. noch eine weitere Summe von 200 Pf. erfordert werde. Auch diese Summe ist von der Regierung bewilliget worden.

Die Beobachtungen, welche Hallen hinterlassen hat, sind in vier kleinen Quartebänden aufgeschrieben. Vom Herbst des Jahres 1721, wo die Beobachtungen anfangen, bis gegen Ende des Jahres 1725 kommen nur Meridian- Durchgänge oder Rectascensionsunterschiede, nahe am Meridian genommen, vor. Die Beobachtungszeiten sind durchgängig nur in ganzen Sekunden angegeben; der Gang der Uhren war unregelmäßig und wurde häufig geändert. Eine besondere Schwierigkeit bietet sich bei der Reduction des Hallen'schen Tagebuchs dar; sie besteht darin, daß alle Beobachtungen auf gleiche Weise aufgeschrieben sind, und nirgends bemerkt ist, welches Instrument gebraucht oder nach welcher Uhr die Zeit geöhlt worden sei. Auch wird es schwer sein, aus den Beobachtungen die nöthige Kenntniß der ge-

brauchten Fodenneße abzuschneiden. Mit dem Ende des Jahres 1725, wo der achtföhrige Quadrant aufgestellt worden, fängt eine regelmäßige Aufzeichnung von Meridian-Durchgängen und Zenithdistanzen an, und zwar beyde nahe mit demselben Grade von Genauigkeit; denn so wie bey den ersten eine Zeitskunde die kleinste Einheit ist, so sind auch bey den letzteren die Winkel nur von 13" zu 13" abgelesen worden, mit Ausnahme weniger Fälle, wo Hallen die Hälfte dieses Betrages geschätzt hat.

Was den Gegenstand der Beobachtungen betrifft, so beziehen sie sich fast alle auf den Mond und die Planeten, vorzugsweise aber auf den ersten Himmelskörper, dessen Lauf Hallen zum Behufe der Längenbestimmung zur See besonders eifrig untersucht hat. Wie weit er hierin gekommen ist, lernen wir aus einem Vortrage kennen, den er vor der königl. Societät gehalten hat, und worin er sich Glück wünschete zu dürfen glauben, „daß er nunmehr im Stande sei, den Ort des Mondes bis auf zwei Minuten richtig voraus zu berechnen.“ In den Tagebüchern kommen auch einzelne Sonnen- und Mondesfinsternisse und Sternbedeckungen vor.

Vergleicht man Hallens Instrumente und Beobachtungsmethode mit denen späterer Astronomen, so ergibt sich in Bezug auf die ersten ein sehr ungünstiges Verhältniß; und selbst wenn man berücksichtiget, daß die feste Wahl der Vergleichungssterne in derselben Parallele mit dem zu bestimmenden Himmelskörper allerdings einen vortheilhaften Umstand bildet, daß ferner die Zahl der Bestimmungen den wahrscheinlichen Fehler bedeutend vermindert, so lassen sich doch noch wenig erhebliche Resultate erwarten. Auch sind Hallens Beobachtungen der Zeit nach den Braden'schen zu nahe, um durch die Länge der dazwischen liegenden Periode eingermessen zu werden, was an Genauigkeit fehlt. Demnach drückt auch Hr. Bailly seine Ansicht aus, daß die Ergebnisse der Beobachtungen kaum der Mühe lohnen würde, welche erforderlich wäre, um ihre Reduction zu bewerkstelligen: aus eben denselben Grunde hält er es auch für zwecklos, sie in ihrer ursprünglichen Form durch den Druck bekannt zu machen. Damit sie aber theils als ein historisches Document überhaupt, theils auch als eine Quelle möglicher Aufschlüsse für künftige astronomische Forschung, sicher der Nachwelt aufbewahrt werden, hat die Admiralität, auf Veranlassung des Hrn. Bailly, eine genaue Abschrift davon nehmen lassen, welche nach sorgfältiger Vergleichung mit dem Original, nunmehr in dem Archive der Astronomischen Societät niedergelegt ist.

(Schluß folgt.)

\*) Dieser Quadrant war von Eisen; er wurde im Jahre 1755 mit einer neuen Theilung von Bird versehen und nach Norden gewendet. Bradley, Maskelyne und Pond bedienten sich dieses Instrumentes und erst durch die im Jahre 1812 errichteten Mauerkreise wurde dasselbe nach fast neunzigjährigem Gebrauche verdrängt.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. April.

Nro. 70.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Der National-Ökonom. Monatschrift über Völkereichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Politikern etc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stutgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Dabei sehen wir voraus, der Grundherr bewirtschaftete die erhaltenen Grundstücke selbst; kann er dieß nicht, so muß er sie verpachten, abermals gegen Grundabgaben verleihen, oder vererbpachten; in den letzten beyden Fällen hat man wieder mit Grundrenten belastete Güter, im ersten noch abhängigere Landwirthe, als die früheren Rentenpflichtigen.

Im andern Falle, wenn der Landmann zur Ablösung Kapital borgt, ist die Störung in der Wirtschaft minder groß; aber die Nachteile, welche Hypothekarschulden, im Vergleich mit Grundrenten, mit sich führen, sind doch zu bedeutend, als daß man nicht auch eine solche Umwandlung dringend widerrathen sollte.

Ist die Ablösung fixer Grundrenten frey gegeben, so zeigen die Grundbesitzer selbst dann nur wenig Interesse dafür, wenn die Bedingungen bis zur Unbilligkeit gegen den Rentenberechtigten günstig sind. Dieß lehrt die Erfahrung im Großherzogthum Baden, wo nach dem Gesetz von 1820, wenn der Rentenpflichtige die Rente aufkündet, der 18fache, wenn der Berechtigte, der 15fache Betrag derselben baar zu entrichten ist. Wer also jetzt 100 fl. Rente schuldig ist, entrichtet baar 1800 fl., für die er zu 4 Proc. nur 72 fl. Zins zu zahlen hat;

es bietet sich also jedem Ablösenden ein Ersparniß von 28 Proc. der Jahresrente an, oder, wenn man die 100 fl. Rente zu 4 Proc. zu Kapital erhebt, wo sie dann 2500 fl. werth sind, eine Verminderung seiner Kapitalkuld um 700 fl. Gleichwohl geht auch dort die Ablösung der Renten nur sehr langsam von Statten; offenbar weil man sich selbst unter diesen günstigen Umständen schent, eine Rentenschuld in einen Leihzins zu verwandeln, baare Ersparnisse aber der Landwirth meist mit mehr Vortheil zum Erwerb neuer Grundstücke oder zur Verbesserung seiner Wirtschaft anwendet, als auf die Ablösung der Rente, selbst wenn sie ihm, wie hier, einen Zins von 5½ Proc. des Ablösungskapitals verspricht. Wie unlieb es dem Landmann ist, Behufs der Rentenablösung ein Kulehen aufzunehmen, ersieht man am besten aus dem in der vorliegenden Zeitschrift (1836. I. 503), wie es scheint beyfällig, angeführten Vorgang. Da nämlich nach dem 18fachen Betrag nur wenig abgelöst wird, so hat man in dem Badischen Theile der Standesherrschaft Löwenstein den Grundholden statt der baaren Zahlung der 18fachen Rente angeboten, sechs und dreyßig Jahre lang 6 Procent dieses Ablösungskapitals, nämlich 4 Proc. Zins und 2 Proc. zur Tilgung zu entrichten; dieß „erregte sich einer solchen Popularität, daß keine Woche verstreiche, ohne daß neue Anmeldungen zur Ablösung erfolgen.“ Und doch entrichtet in diesen 2 Proc. der Grundhold statt des 18fachen Betrages der Grundrente beynahe den 28fachen, nämlich statt 100 fl. Kapital besitzt der Grundherr am Ende des 36ten Jahres

etwas über 155 fl. Bey 4 Proc. Zinseszinsen wären 36 Jahre lang nicht 2 Proc., sondern nur 1,29 Proc. erforderlich, um 100 fl. zu tilgen. Um also nicht ein Baarkapital borgen zu müssen, will man lieber in Form einer Rente 55 Proc. mehr zahlen, als dieses Anlehen betrüge!

Ist dem also, so wird man sich nicht wundern, wenn in andern Staaten, wo man gegen den Rentenberechtigten billiger verfahren und die Ablösungssumme dem wahren Werthe einer so sichern Rente näherzu gleichgesetzt hat, z. B. auf den 25fachen Betrag der Rente wie in Preußen und bey den Staatsgrundrenten in Bayern, so viel wie nichts abgelöst wird. Auf ähnliche Weise werden in England fixe Grundrenten als die vortheilhafteste Art der Vergeltung von fremdem Kapital betrachtet, das man bey der Landwirthschaft nöthig hat, und man hütet sich wohl, sie in andere minder günstige Formen umzuwandeln. Ist doch dort seit vierzig Jahren die Grundsteuer selbst ablösbar und nur wenig wirklich abgekauft, und ungeföhrt besteht der Rentenverkauf als übliche Vertragsart auf der Insel Jersey. \*)

Aus alle dem geht nun wohl mit überzeugender Klarheit hervor, daß, wenn einmal alle grundherrlichen Leistungen in fixe Renten verwandelt sind, eine gesetzliche Verfügung ihrer Ablösung in Land oder durch ein Baarkapital für den Landwirth selbst höchst nachtheilig wäre; so wie, daß nicht bloß kein Grund vorhanden ist, die neue Creirung auch fixer Grundrenten zu verbieten, wie es in dem k. Württembergischen Edikt von 1817 geschieht, sondern daß es vielmehr für den Landwirth höchst erwünscht wäre, wenn statt des Systems der Hypotheken-An-

lehen der alte Renteneontract wieder mehr in Uebung käme.

Zu 2) In aller Zeit mußte die Erfahrung, daß fast kein Grundhold ablösen will, wenn er den vollen Werth der Grundabgabe baar zu entrichten hat, auf den Irrthum aufmerksam machen, in welchem man sich in Bezug auf die vermeintliche Schädlichkeit wenigstens fixer solcher Abgaben befand und die Versicherung des oben angeführten k. Württembergischen Edikts, die Grundabgaben untergraben den noch den Wohlstand des Landmannes, obgleich sie weniger beachtet würden, bekennt es genau genommen mit klaren Worten, daß man über die Sache nicht im Reinen sey: denn wie könnte eine Einrichtung Jahrhunderte hindurch den Wohlstand der Landleute untergraben und doch keine Aufmerksamkeit erregen? Um daher den Landwirthen die Wohlthat der Ablösbarkeit fixer Renten einleuchtender zu machen, hat man sie hier und da niedriger in Anschlag gebracht, als sie, verglichen mit gleich sicheren Leihzinsen, zu stellen sind, das heißt, man hat den Berechtigten einen Theil ihres bisherigen Vermögens genommen, um ihn den Pflichtigen zuzuwenden. Wie eufas die Vorstellungen sind, die man sich von einer vollen Entschädigung der Berechtigten macht, lehrt schon der verschiedene Maßstab, nach welchem fixe Grundrenten in den verschiedenen deutschen Staaten abgelöst werden können. Auch die vorliegende Zeitschrift drückt sich hierüber durchaus unbestimmt aus. So findet z. B. der Redacteur (1836 I. 263), daß die neuen württembergischen Ablösungsgesetz-Entwürfe volle Entschädigung gewähren. Bey Leibeigenschaftsabgaben sollte (nach Art. 15. des Gesetz-Entwurfes von 1833) der 20fache Betrag des reinen Ertrags der Bezüge gegeben werden, und um diesen zu finden, waren außer den Gegenleistungen und Nachlässen noch 25 Proc. des Rohertrags als Verwaltungszufwand und wegen des höheren Werths der Entschädigungsgrente in Abzug zu bringen.

\*) Es ist unter den Landleuten der Insel gebräuchlich, für ein Darlehen auf immer eine Grundrente in Korn zu verschreiben, die dann der Darleher im Ganzen oder theilweise veräußern mag, so daß die einzelnen Quartiers derselben von Jedem leicht gekauft werden können, der einiges Geld erspart hat. Monthly Rev. 1834, May, p. 130.

Worin dieser Mehrwerth liegen soll, ist nirgend gesagt, daß die Verwaltungskosten nur 14 — 15 Proc. betragen, gesteht der Redacteur (1835. H. S. 425) selbst zu, den 20fachen Betrag aber verteidiget er mit den gesetzlichen Zinsfuß von 5 Proc. in einer Zeit, wo der Staat zu  $3\frac{1}{2}$  Proc. borgt! — Die Ständische Verathung setzte jenen Abzug von 25 auf 8 Proc. herab, wodurch also die abzulösende Rente sich um  $\frac{1}{2}$  erhöhte und der Maßstab des 20fachen Betrags minder unbillig erschien. Auf ähnliche Weise hatte der Gesetzesentwurf als Entschädigung für den reinen jährlichen Werth der Frohnen nur den 16 und 15fachen Betrag dieses Werthes vorgeschlagen; das Gesetz erhöhte diese Sätze bey einem Werthe unter 3 fl., auf den 20fachen, bey höherem auf den  $22\frac{1}{2}$ fachen Betrag des reinen jährlichen Werthes der Frohnen, also fast um 50 Proc. der von der Regierung vorgeschlagenen Summe, die sonach nicht wohl volle Entschädigung kann enthalten haben. Ganz dasselbe fand statt bey Weeden und andern alten Abgaben. Denn statt des 20fachen Betrages, den der Entwurf hatte, bewilliget das Gesetz bey allen über 5 fl. betragenden Summen den  $22\frac{1}{2}$ fachen.

Das großherz. heftische Gesetz über die Ablösung von Grundrenten (1836, H. 255) gewährt den 18fachen Brutto-Betrag der Grundrente als Ablösungskapital; wie sich diese Summe zu der Württembergischen verhält, ist nicht genau zu ermitteln; sie möchte indeß leicht mehr betragen als letztere.

Diese Verschiedenheit der Vorausschlagungen des Werthes fixer Grundrenten veranlaßt uns, auf den oben entwickelten Begriff einer vollen Entschädigung zurückzugehen. Nach ihm muß sich dem Berechtigten in der Entschädigung eben die Summe von Tauschgütern mit gleicher Sicherheit darbieten, die er in der Rente genossen, und sein Vermögen muß in der neuen Form dieselbe Beständigkeit des Tauschwerths haben, wie als Grundrente.

(Fortsetzung. folgt.)

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Schluß.)

- XII. Observations of the Comet of 1830, made at Ascension Island by the late Captain Henry Foster R. N. F. R. S. Reduced by M. Henderson. S. 191 — 196.

Der Komet, welchen Gambart am 21. April 1830 in Europa zuerst entdeckt hat, war früher an verschiedenen Punkten der südlichen Hemisphäre mit unbewaffnetem Auge bemerkt worden. Auf der Insel Ascension hat ihn Kapitän Foster an vier Nächten beobachtet, wozu er theils den Sextanten, theils das Kreismikrometer gebrauchte. Die Beobachtungen hat Hr. Henderson reducirt und mit den Bessel'schen Elementen verglichen.

- XIII. Some Remarks on the Greenwich Mural Circles. By M. Pond. Seite 197 — 198.

Dieser kurze Artikel ist in jeder Beziehung sehr unvollständig. Der Hr. Verf. sagt, daß er durch eine neulich bekannt gemachte Denkschrift \*) des Hrn. Prof. Airy veranlaßt worden sey, zu untersuchen, ob die Greenwicher Mauerkreise ähnlichen Anomalien unterworfen wären, wie der eben genannte Astronom an dem Cambridgeer Mauerkreise wahrgenommen habe. Er äußert ferner, daß anfangs mehrere Wochen lang der Kreis von Jones mit dem von Troughton verglichen eine regelmäßig von Norden nach Süden zunehmende Differenz gezeigt habe, welche auf einmal verschwunden sey: auch nennt er, daß die Kreise jetzt nicht mehr in dem vollkommenen Zustande sich befänden, in welchem sie waren, als der Hauptkatalog verfaßt wurde. Am Ende ist eine Tabelle beigelegt ohne Erklärung, ohne Angabe der Zeit und Zahl der Beobachtungen, ohne darauf be-

\*) Wahrscheinlich ist Hrn. Prof. Airy's Abhandlung, On the latitude of Cambridge Observatory in den Transactions of the Cambridge Philosophical Society Vol. V. Pt. II. hier gemeint.



geündete Folgerung. Zwar ist es nicht schwer, die Bedeutung der Tabelle zu entziffern, indessen scheint sie nicht geeignet, über den Gegenstand der Untersuchung zu entscheiden. Nach wird wohl ein Mißverständnis zu Grunde liegen, wenn der Herr Verf. die veränderten Fehler der Greenwicher Kreise denselben Ursachen zuschreiben zu müssen glaubt, welche an dem Cambridger Kreise eine so constante und regelmäßige Wirkung geübt haben.

#### XIV. Astronomical Observations. S. 199 — — 270.

Es gehört zu den Zwecken der Societät, theils von ordentlichen Mitgliedern, theils von auswärtigen Astronomen eingesendeten Beobachtungen in den Denkschriften bekannt zu machen. Der vorliegende Band bietet eine ziemlich reichhaltige Sammlung dar. Indessen glauben wir eine nähere Anzeige des Inhaltes unterlassen zu müssen, weil einerseits die Mannigfaltigkeit der Beobachtungen (sie sind in vierzehn Klassen eingetheilt) zu große Weitläufigkeit erfordern würde, andererseits aber Beobachtungen ohne Resultate wenig Interesse gewähren können.

Report of the Council of the Society to the  
fourteenth annual General Meeting,  
Febr. 14, 1834.

Report of the Council to the fifteenth annual  
General Meeting, Febr. 13, 1835.

Obwohl die Jahresberichte der Societät, als nicht zu dem wissenschaftlichen Inhalte des vorliegenden Bandes gehörend, hier ohne Erwähnung übergangen werden dürfen, so glauben wir doch in dem mächtigen Einflusse dieses wissenschaftlichen Vereines eine hinlängliche Veranlassung zu finden, bezüglich auf den Bestand und die Wirksamkeit desselben die vorzüglichsten Momente hervorzuheben.

Die astronomische Societät, im Jahre 1820 unter Leitung des ehrwürdigen Sir W. Herschel gebildet, und zum Theile aus sachgelehrten, zum Theile aus Freunden der Wissenschaft bestehend, erfreute sich schon von Anfang an einer unerwarteten Theilnahme. Bedenkt man einerseits die nicht unbedeutenden pecuniären Verpflichtungen der ordentlichen Mitglieder, andererseits

die geringe Verbreitung derjenigen Kenntnisse, welche zur Würdigung des Zweckes der Societät erforderlich waren, so muß es als ein höchst günstiges Resultat angesehen werden, daß schon bei der ersten Versammlung 119 Mitglieder zusammengetreten sind. Mit jedem folgenden Jahre nahm auch die Zahl derselben zu, so zwar, daß sie zur Zeit, als der letzte oben angezeigte Bericht erstattet wurde (1835) schon 292 betrug. Im Jahre 1832 wurde die Societät durch eine königliche Urkunde als Korporation mit mancherlei Rechten und Privilegien constituirte, und erhielt kurze Zeit darnach durch die Liberalität der Regierung ein geräumiges Local in Somerset-House.

Mit der Fortdauer und Vermehrung der Societät wurde auch ihr Einfluß unter der umsichtigen Leitung eines Herschel, Baily, Airy, Brissbane, Babbage u. a. erweitert und befestigt. Nicht bloß eine Reihe schätzbare Denkschriften, größtentheils sehr gediegenen Inhaltes, haben wir derselben zu verdanken; auch durch Anregung und Unterstützung astronomischer Thätigkeit überhaupt, wie durch Gewinnung der öffentlichen Aufmerksamkeit für ihre Wissenschaft trug sie wesentlich zur Verbreitung und Förderung derselben bei. Man bedenke, was Großbritannien an astronomischen Hilfsmitteln und Anstalten seit 1820 gewonnen hat! Die Errichtung einer trefflichen Sternwarte in Cambridge, die wohlthätige Reorganisation der Greenwicher Sternwarte, die Wiederbelebung einer vielversprechenden Anstalt in Edinburgh, die neu begonnene Thätigkeit der Anstalt in Armagh, die in mehrfacher Hinsicht so wichtige Gründung von Sternwarten in fernem Welttheilen, in Parana, am Kap der guten Hoffnung, in Bomba, Madras, St. Helena; endlich die von Privatmännern zum Theil mit großem Aufwande eingerichteten Sternwarten in Slough (Sir J. Herschel), in Kensington (Sir J. South), in Bedford (Capt. Smyth), in Blackheath (Mr. Dawes) — alle diese Unternehmungen haben, wenn nicht ihre unmittelbare Veranlassung, doch wenigstens einen entfernten Grund in dem Einflusse der astronomischen Societät.

Indem die zwei vorliegenden Jahresberichte des Ausschusses durch eine umständliche und eines gedrängten Auszuges nicht wohl fähige Darstellung eine Bestätigung des fortdauernden blühenden Zustandes der Societät und ihrer ununterbrochenen Thätigkeit gewähren, finden wir darin zugleich das Andenken der verstorbenen ordentlichen und auswärtigen Mitglieder (die letzteren sind Legendre, Brioschi, Caturegli, Bausa, Seidner und Harding) durch eine kurze Uebersicht ihrer wissenschaftlichen Verdienste geehrt.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. April.

Nro. 80.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Der National-Ökonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizy etc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Gewöhnlich vergleicht man nun die Rente mit sichern Leihzinsen, und erhebt dieselbe nach einem niederen Zinsfuße zu Kapital. So geschah es z. B. bey den Staatsgrundrenten in Bayern, als sie während des laufenden Zinsfußes von 5 Proc. im 25fachen Betrage für ablösbar erklärt wurden. \*) Folgerichtig sollte hier der Ablösungszinsfuß mit dem laufenden steigen und fallen und z. B. auf 3 Proc. oder doch  $3\frac{1}{2}$  Proc. herabgehen, wenn der laufende 4 Proc. ist, und umgekehrt.

Es löst sich indeß dagegen einwenden, daß auf solche Weise für die Sicherung der Rente nicht genug gesorgt sey. Dieser Maßstab setzt nämlich voraus, daß der Leihzins aus keiner andern Ursache

steige oder falle, als weil das Kapital dem Borger mehr oder weniger Gewinn verschafft. Ist dieß richtig, so ist allerdings mit dem Sinken des Zinsfußes ein Steigen des Werthes von Grund und Boden und Grundrenten verbunden; und umgekehrt wird der Boden weniger werth, wenn umlaufendes Kapital (das man gewöhnlich nur in seiner allgemeinsten Form, dem Gelde, auffaßt) bey gleicher Sicherheit mehr Zins giebt. Es kann aber auch der Leihzins steigen, weil die öffentlichen Verhältnisse den Darleiher bedrohen, oder weil für gewagtere Unternehmungen viel Kapital begehrt wird, wie es unter bürgerlichen Unruhen und während eines Krieges der Fall ist; umgekehrt wird der Zinsfuß sinken, wenn sich der Friede und mit ihm die Sicherheit der Unternehmungen wieder herstellt, denen der Kapitalist sein Vermögen anvertraut. Diese Steigen und Fallen des Zinsfußes hat nun keineswegs immer ein proportionales Fallen und Steigen des Bodens und Rentenwerthes zur Folge; sondern wenn in solcher Weise der Leihzins steigt, nimmt oft die Nachfrage nach Grund und Boden und Grundrenten, als nach den allein sicheren Arten des Kapitals, so zu, daß man sie sogar theurer oder wenigstens nicht wohlfeiler kauft, als bey niedrigerem Zinsfuße; sinkt dieser im Frieden, so ist man wieder eher geneigt, sein Kapital in Handels- und Gewerbs-Unternehmungen oder auch in Staats-Anlehen anzulegen und der Boden steigt nicht in dem Maße im Werthe, als man es nach Verhältniß des gesunkenen Zinsfußes erwarten mußte, ja er sinkt vielleicht sogar. \*)

\*) Seitdem diese Anordnung getroffen, hat sich der Zinsfuß, zu welchem der Staat borgt, auf  $3\frac{1}{2}$  Proc. gestellt. Höher kann weder die Schuldentilgungskasse die bey ihr angelegten Ablösungssummen verzinsen, noch ist es denkbar, daß sie höheren Ertrag gewähren, wenn man sie auf Ankauf von Grundstücken oder anderer Renten anwendet. Bey jeder Ablösung siver Grundrenten wird daher jetzt das Staats Einkommen um  $\frac{1}{5}$  oder  $12\frac{1}{5}$  Proc. geschmälert, was im §. 7. Tit. III. der Verfassungs-Urkunde ausdrücklich verboten ist. Es fragt sich also, ob diese Norm bey der Ablösung von Staatsgrundrenten fortbestehen könne.

\*) Die Erfahrung der Kriegs- und Friedenszeiten des

Soll nun dem Rentenbesitzer volle Entschädigung werden, so muß er im Stande seyn, mit dem Ablösungskapitale sich zu jeder Zeit einen seiner Rente gleichkommenden und gleichsichern Kapitalertrag zu verschaffen: ein solcher ist nur der Ertrag des Bodens: er muß sich also immer so viel Boden kaufen können, als ihm ohnehin gleichviel Reinertrag, wie die Rente gewährt. Dieß vermag er aber nicht, wenn der Ablösungs-Zinsfuß mit dem laufenden Zinsfuß steigt und fällt. Williger scheint es daher, der Ablösung für immer einen Zinsfuß zum Grund zu legen, der etwas über dem niedrigsten steht, zu welchem man mit völliger Sicherheit und ohne Beschränkung in der Wiedererlangung des Kapitals in ruhigen Zeiten darleiht. Dieß ist gegenwärtig in Deutschland, wie die Sparkassen lehren, \*) nicht über  $3\frac{1}{2}$  Proc. Das Äquivalent für eine fixe Grundrente scheint daher, ohne Verlust für den Berechtigten, nicht unter den 30fachen Betrag derselben gesetzt werden zu dürfen. Unständige Renten, deren Fixirung dem Berechtigten offenbar Vortheil bringt, könnten dann vielleicht im 25fachen Betrage ihres jährlichen Durchschnittswerthes angemessen vergolten seyn. Wie nachtheilig für den Pflichtigen die bare Erlegung eines solchen Ablösungskapitals auch seyn möchte, so könnte es doch leicht in Annuitäten aufgebracht werden, wenn eine Kasse zur verzinslichen Ansammlung der letztern vorhanden ist. Denn so zahlt der Grundhold jenen 30fachen Betrag seiner Rente schon ab, wenn er 33 — 34 Jahre lang statt bisheriger  $3\frac{1}{2}$  fl. Grundrente, 5 fl. giebt, wovon der Grundherr, wie bisher  $3\frac{1}{2}$  fl. erhielt,  $1\frac{2}{3}$  fl. aufgespart würden. Dabey sind  $3\frac{1}{2}$  Proc. Zinsen an der Tilgungskasse gerechnet. Wollte er aber statt

5 fl. nur 4 fl. jährlich entrichten, also nur  $\frac{2}{3}$  Proc. zur Tilgung, so wäre doch in etwa 54 Jahren die Grundlast abgelöst.

Wie der reine Ertrag fixer Bezüge und der Durchschnittsbetrag unständiger Renten zu finden sey, erforderte eine specielle Betrachtung der verschiedenen Rentengattungen, die hier zu weit führen würde. Nur eine hierbey vorkommende Frage erlaubt eine allgemeine Erörterung, die nämlich: ob von dem jährlichen Rentenertrag die Verwaltungskosten abzuziehen und nur der Rest als reines Einkommen des Berechtigten zu vergelten, oder ob die Entschädigung nach dem Nohertrage der fixen oder durchschnittlich berechneten Jahresrente zu bestimmen sey?

Die k. württembergischen Ablösungsgesetze verlangen die Abrechnung der Verwaltungskosten; das angeführte großherzoglich hessische Gesetz bestimmt das Ablösungskapital nach dem Nohertrag der fixen Gefälle. Wie unsicher man in der Schätzung dieser Kosten ist, haben wir bereits oben gezeigt. Denn wenn ein Gesetzentwurf 25 Proc., das Gesetz selbst nur 8 Proc. des Nohertrags als Verwaltungskosten anerkennt, so fehlt es doch wohl an einem Maßstab für dieselben. Auf der andern Seite bedarf es keiner Ausführung, daß wenn alle Gefälle nach dem durchschnittlichen Nohertrag gleichgeschätzt werden, die Entschädigung, je nach den Verwaltungskosten, bey einigen mehr, bey andern weniger beträgt. Es scheint daher wichtig, einen Unterschied zu beachten, der zwischen den Verwaltungskosten sich findet. Kosten nämlich, die der Berechtigte aus dem Betrag der Rente darum aufwenden muß, um der Prästation des Pflichtigen erst die Form zu geben, in der er sie zur Befriedigung seiner Bedürfnisse oder zum Ankauf des eigenen Bedarfs verwenden kann, sind eine Schmälerung der Rente, für die er keinen Ertrag verlangen kann, wenn er ein Kapital empfängt, dessen Leih- oder Pachtzinsen ihm denselben Reinertrag ohne ähnlichen Vorabzug gewähren.

gegenwärtigen Jahrhunderts bestätigt diese allgemeine Erörterung.

\*) Die bayerischen Sparkassen können ohne Zuschüsse nicht mehr als 3 Proc. geben, wenn einmal die Staatskasse ihre Kapitale nur mehr zu  $3\frac{1}{2}$  Proc. verzinselt.



Andero scheint es sich bey solchen Kosten zu verhalten, welche für die bloße Erhebung und Berechnung fixer Geldrenten anfallen, die nicht erst noch eine technische oder merkantile Behandlung erfordern. Diese hat jeder Hauswirth bey dem Bezug seines Einkommens und wie auch die Entschädigung beschaffen sey, sie sind immer wieder aufzuwenden; ein Abzug auch dieser Kosten an der Rente, für welche Entschädigung zu geben, wäre daher ungerecht.

Zu 3) Auf die Frage, wer die Entschädigung zu leisten habe, scheint ganz einfach die Antwort zu seyn: derjenige, welchem ihre Aufhebung zu Gute kommt. Indes hat dieser Grundsatz einige Ausnahmen und dann ist es nicht immer gerade der Abgabepflichtige, dem die Abschaffung Vortheil bringt. Ausnahmen sind in den meisten Staaten mit Recht bey allen persönlichen Leibeigenschafts-Abgaben gemacht worden, indem solche bald unentgeltlich, bald gegen Entschädigung aus der Staatskasse abgeschafft wurden.

Wichtiger ist der andere Fall, wo das Aufheben der Abgabe nicht dem bisherigen Pflichtigen selbst zu gute kommt. Dieß findet statt, wenn sie der Staat als Steuer behandelt und entweder forterhebt, oder, was eigentlich dasselbe ist, zur Ausgleichung neuer Steuern erläßt. War hier der Staat selbst der Rentenberechtigzte, so findet bloß eine Veränderung des Namens der Abgabe statt; war die Abgabe Privat-Eigenthum, so hat nicht der Pflichtige, sondern der Staat, der sie als Steuer forterhebt, Ersatz zu leisten. Dabey kann sich der Pflichtige in verschiedener Lage befinden. Kann er beweisen, bisher die Abgabe von seinem Grund und Boden bloß als Steuer und mit dem Rechte gegeben zu haben, sie bey neuer Besteuerung in Abzug zu bringen, so darf wohl kein anderer Weg der Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Berechtigten eingeschlagen werden, als der oben angegebene. Dieß fand, unseres Wissens, in Bayern in all den ein-

zelnen Fällen statt, wo der Grundbesitzer urkundlich erwies, daß er um seiner Abgabe willen von der Grundsteuer frey sey: das Gefäll wurde um den Betrag der neuen Grundsteuer herabgesetzt. Man ist indes in neuerer Zeit in einigen Staaten noch weiter gegangen und hat die Aufhebung auch solcher Gefälle auf Kosten des Herrars verlangt und angeordnet, bey denen ein specieller Beweis, daß sie als Steuer gezahlt werden, nicht möglich ist, sondern in deren Ursprung man nur im Allgemeinen die Steuerqualität zu erkennen glaubte. Am übereinstimmendsten werden Veeden und Vogteybesüße hierunter gerechnet und die vorliegende Zeitschrift enthält (1836. I. 67 — 70 und 441 — 455) einen Aufsatz vom Redacteur über die Ablösung der Veeden und ähnlicher älterer Abgaben in Würtemberg und vom Oberfinanzrath Günther über die steuerartige Natur einzelner Gattungen der Grundrenten.

Mit Recht bemerkt Hr. Moser (1836. I. 65) „daß bey der Armuth der Sprache und den schwankenden Begriffen von den Abgaben im Alterthume und im Beginne des Mittelalters überhaupt, es gewagt scheinen möchte, alle Leistungen, welche unter dem Namen Veeden vorkommen, den öffentlichen Abgaben zuzuzählen.“ Eben so verhält es sich mit den vogteylichen Gefällen.

(Schluß folgt).



Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie von James Forbes Esq., Professor an der Universität zu Edinburgh u., übersetzt und ergänzt von W. Mahlmann. Mit 3 Tafeln. Berlin bey Luderig 1836.

Diese Schrift anzukünden hält der Referent um so mehr für geeignet, als sie unter den Schriften, die über den gegenwärtigen Zustand der Meteorologie erschienen sind, einen wichtigen Platz behauptet. Herr Mahlmann hat den von James Forbes bearbeiteten Gegenstand auf



eine solche Weise behandelt, daß ihm nicht etwa nur die Ehre eines sachkundigen Uebersetzers zukommt, sondern vielmehr das Lob einer vollständigen Ergänzung gebührt.

Herr Maßmann hat nämlich die Arbeit des Hrn. Forbes zwar als Grundlage vorausgesetzt, aber sie so umgestaltet, und durch Einreichung der von Kühn, Dove, Ideler, Schüller u. a. seit 1835 gefundenen und aufgestellten Thatsachen so vervollständigt, daß die Uebersetzung eine weit umfassendere Arbeit bildet, als das Original. Referent ist überzeugt, daß Hr. Forbes sich freuen muß, daß seine Arbeit in die Hände eines solchen Uebersetzers gefallen ist. Hr. Maßmann hat übrigens seine eigenen Zusätze aus deutschen Meteorologen, die dem Engländer ganz unbekannt waren, nicht etwa als oit lästige Anmerkungen und Nachträge gegeben, sondern sie in den Text des Originals so verwebt, daß sie zusammen ein ununterbrochenes Ganzes bilden.

Eine kurze Uebersicht wird den Sachkundigen von dem interessanten Inhalte dieser Schrift überzeugen.

Die Einleitung (1 — 18) beklagt mit Recht das weite Zurückgebliebenseyn der Meteorologie hinter den übrigen Naturwissenschaften. Die Ursachen sind a) daß die Meteorologie nur immer vereinzelt, und von Einzelnen getrieben wurde, b) daß das Chaos von angestellten Beobachtungen meistens mehr Sache der Liebhaberei, als einer wissenschaftlichen Tendenz war und ist, c) daß man als ausschließlichen Gegenstand der Meteorologie die Vorauskenntniß der Witterung ansah, daß man d) vor lauter oberflächlicher Beobachtung die Theorie vernachlässigt hat, e) daß es an großen Gesellschaften und an Unterstützung von Seite der Regierungen fehlt.

Nur dann, wenn Astronomie, Geologie, Chemie, Pneumatik, Electricitätslehre und Wärmelehre auf Meteorologie im ganzen Umfange einwirken, und das „höchst wichtige, doch äußerst schwierige Problem ihrer Beziehung zu einer Luftpülle genügend gelöst ist, wird die Meteorologie aufhören, auf einer unsichern Basis zu stehen und von empirischen Gesetzen und inconsequenten Schlüssen zu nimmeln.“

Nach dieser Einleitung geht (S. 19 — 24) der Verfasser zur I. Untersuchung über die Beschaffenheit der Atmosphäre über, und erklärt die Dalton'sche Ansicht, daß die Bestandtheile derselben nicht chemisch miteinander verbunden, sondern „klos in mechanischer Verbindung darin enthalten sind, und daß jeder derselben sich genau in demselben Zustande befindet, als wenn er allein eine einfache Atmosphäre ohne fremde Verhülle bildete.“

Daniel's merkwürdige Untersuchungen über diesen Gegenstand werden, als seit beträchtlicher Zeit bekannt, nur beiläufig erwähnt.

Ebenso

Th. v. Saussure's Arbeiten über den veränderlichen Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäure, welcher dieser gemäß in der Höhe zunehmen soll. Man weiß aber, daß v. Humboldt und Gay-Lussac diese Veränderlichkeit in einer Höhe von 3900 und 20450 Fuß und in Paris nicht finden konnten.

II. Der zweite Gegenstand, den diese Schrift (25 — 77) behandelt, ist die Temperatur.

Nach einer allgemeinen Beschreibung der Thermometer, (bey welcher wir nur das Maximum- und Minimum-Thermometer von Bellani neben dem Rutherford'schen vermissen) Angabe der Correction und Vergleichung des Quecksilber Thermometers mit dem Luftthermometer, Festsetzung der nothwendigen Rücksichten, bey der Beobachtung und Bestimmung der mittleren Temperatur, Andeutung der Wichtigkeit der zu wählenden Beobachtungsstunden, und der von Stunde zu Stunde fortgesetzten Beobachtungen, wie sie von Chiminello in Padua, von Neuber in Apenrade und im Fort Leith bey Edinburgh von der dortigen Besatzung angestellt worden sind, werden allgemeine Schlüsse über den Gang der höchsten, niedrigsten und mittleren Temperatur, den Einfluß der Hydrometeore, welchen Küng am vollständigsten untersucht hat, und der Winde mitgetheilt.

Hierauf werden Versuche, Gleichungen für die mittlere Temperatur aus der geographischen Breite zu finden, welche Tobias Mayer, Brewster, Atkinson, Küng und Schwabe angestellt haben, die Lage und die Inflection der Isothermen, das Gesetz über die Abnahme der Wärme in den höhern Gegenden der Atmosphäre, die Lage der Schneegränze, die Zunahme der Wärme im Innern der Erde, die vorzüglich unter dem Namen der Isothermen von Kupfer in ihrer größten Allgemeinheit behandelt werden ist, mit umfassender Belesenheit und Sachkenntniß aufgeführt und von da

III. zu dem dritten Hauptgegenstande, dem Drucke der Atmosphäre (77—129) übergegangen.

Hier klagt der Verf. im Eingange über die Schwierigkeit, gute besonders tragbare Barometer zu erhalten, zieht aber allen bis jetzt angegebenen Einrichtungen die Gay-Lussac'sche vor. Der mittlere Luftdruck am atlantischen Meere nimmt von dem Aequator (nach Schouw's Angabe) bis zu 30° Br. langsam von 336 bis 338,45 zu, von da bis zum Polarkreis auf 333,600 ab, und von da wieder zu. Indessen läßt sich über die Größe dieses Druckes in verschiedenen Breiten nichts Bestimmtes sagen, so lange wir die Höhe der Atmosphäre nicht kennen.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. April.

Nro. 81.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Der National = Oekonom. Monatschrift  
über Völkereichthum, Finanzwesen und Oeko-  
nomie-Polizey &c. Herausgegeben von Dr.  
Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und  
dritter Jahrgang. Mannheim, 1835, 1836. 8

(Schluß.)

Eigenbrod's bekannte Schrift \*), obgleich der entgegengesetzten Ansicht huldigend, beweist dieß selbst durch ihre Urkundenauszüge. Denn wenn in Nr. 3. nur auf bestimmte Klosterhöfe das servitium gelegt wurde, das doch eigentlich Gesamtlast aller Klosterunterthanen war, so konnte es nicht Steuer seyn, sondern es wurden zu seiner Deckung nur grundherrliche Bezüge des Klosters aus jenen Höfen angewiesen. Und wie konnten (Nr. 13.) nur gewisse Höfe von Alters her Service = pflichtig seyn, wenn diese Abgabe Steuer der Klosterunterthanen war? Wie endlich die anfänglichen veränderlichen Beeden neben neuen Steuern selbst in ganzen Ländern zu unveränderlichen Abgaben wurden, lehrt dort Nr. 16, und noch mehr Nr. 18, wo die Beede nach der Fixirung, selbst den Namen (Census) einer Grundabgabe erhielt.

Günther (1836 I. 453) kommt zu dem Resultate, „daß sich eine allgemeine und für jeden Fall passende Bestimmung über die Natur der vogteyllichen Abgaben nicht geben lasse, sondern für jeden speciellen Fall eine eigene Untersuchung über die Natur der Abgabe nach den Orts = und Sachverhält-

nissen statt finden müsse.“ Und in gleicher Weise findet es der Commissionsbericht in der Württembergischen Ständerversammlung von 1836 unmöglich, eine Ausscheidung der verschiedenen Cameralabgaben und Vogteygefälle nach ihrer ursprünglichen Natur durchzuführen. Er hebt indeß ein Merkmal hervor, das schon früher in Frankreich, darauf in Baden und später in Hessen als entscheidend für die Steuer = Qualität angesehen wurde, ob nämlich die Abgaben von ganzen Bezirken oder Gemeinden entrichtet werden, oder urkundlich auf der Markung einer Gemeinde, auf geschlossenen Gütern, einzelnen Grundstücken oder Gebäuden ruhen, und verlangt im ersten Falle die unentgeltliche Aufhebung derselben (also, wenn sie sich in Privathänden befinden, die Entschädigung der Berechtigten aus dem Aerar), im andern Falle ihre Ablösung durch die Pflichtigen, wie bey andern Grundabgaben. Indesß zeigt Eigenbrod, \*) daß auch dieser Unterschied nicht genügend ist, um die privatrechtliche oder steuerartige Natur aller Abgaben, zu bestimmen. Ist dem also, so wird es ungerecht, auf solche Merkmale hin gesetzlich auszusprechen, daß in dem einem Falle der Staat, in dem andern der Pflichtige die Entschädigung leisten solle. Dazu kommt indeß noch ein besonderer selbst von Eigenbrod übersehener Umstand, welcher es völlig unmöglich macht, alte ursprünglich steuerartige Abgaben jetzt mit gleicher Behandlung der Belasteten zu erlassen, oder, was daraus hervorgeht, die zum Bezug der Abgabe be-

\*) Ueber die Natur der Beeder-Abgaben. Gießen 1826.

\*) I. c. S. 153.

rechtigen Privaten aus dem Alerar in völlig gleicher Weise zu entschädigen. Sehr viele ähnliche Grundabgaben, so auch Weeden\*), wurden nämlich von Klöstern und besonders von Gemeinden, die sie zu zahlen hatten, selbst abgelöst. Diesen gebührt eben dieselbe Entschädigung, welche jetzt andere Privatpersonen erhalten, die fremde Abgaben derselben Art zu beziehen berechtigt sind. Wo ist indeß darauf wohl Rücksicht genommen worden? Eine Schwierigkeit besonderer Art tritt endlich in Bezug auf solche Gemeinden oder Stände hervor, welche von Steuerartigen Abgaben befreyt waren, um deren Abschaffung oder vielmehr Verschmelzung mit neuen allgemeinen Steuern es sich handelt. Sie befinden sich in ähnlicher Lage, wie diejenigen, welche ihre Abgabe ablösten. Erläßt man daher den noch jetzt Zahlungspflichtigen die alte Abgabe, damit sie nicht durch die neue Steuer doppelt getroffen werden, so können auch die Fremten Entschädigung für die neue Steuer im Belauf ihrer Immunität verlangen. Bekanntlich ist dieser Grundsat in Hannover und Weimar bey der neuen Regulirung der Grundsteuer, freylich nur in Bezug auf die Freyheit von den ältern Grundsteuern, in Anwendung gekommen; bey den so verschiedenen einzelnen Abgaben, die man jetzt als alte Steuern anspricht, wäre eine solche Entschädigung zwar gerecht, aber unausführbar.

Endlich entsteht noch die Frage, ob denn, was ursprünglich Steuer gewesen, es noch sey; ob es nicht durch den Uebergang in Privathände Neallast geworden? Man sagt, \*\*) ihr Verkauf an Private oder andere Herrschaften habe das Wesen derselben nicht geändert; die Abgaben seyen immer nur als Steuern verkauft; „hätte sie auch der Berechtigte in der Folge für privatrechtliche Leistungen gehalten, so wäre durch diese einseitige Ansicht rechtlich

\*) S. bey Eigenbrod, Urkundenauszüge Nr. 2.

\*\*) Eigenbrod, l. c. S. 144 u. a.

nichts in der ursprünglichen Eigenschaft der Abgabe abgeändert worden.“ Ist dem also, so unterliegen die veräußerten Steuern fortwährend den allgemeinen Anordnungen, welche der Staat in Bezug auf solche Abgaben treffen mag und für eine Minderung oder Aufhebung ihrer Bezüge in Folge eines allgemeinen Gesetzes über gleichartige Abgaben können die Berechtigten gar keine Entschädigung verlangen. Einzelne Arten älterer Abgaben, in wessen Hand sie sich befinden mochten, sind wirklich in solcher Weise in manchen Staaten ganz consequent unentgeltlich aufgehoben worden. Allein die Bedingung, welche wir hier für die Fortdauer der Steuer-Qualität aufstellen, findet sich wohl nur höchst selten wirklich erfüllt: denn wer würde etwas kaufen, das ihm jeden Augenblick durch einen Federstrich genommen werden könnte? In der Regel wurde jede Abgabe, wie sie auch ursprünglich beschaffen war, als unveränderliche oder solche verkauft, auf welche weitere Aenderungen der noch übrigen ähnlichen Abgaben keinen Einfluß hatten. Der Besizer eines Grundstückes, dessen Abgabe verkauft war, konnte bey dem Verkauf desselben seinem Käufer keine Hoffnung, mehr geben, daß nach Maßgabe des öffentlichen Bedarfs die Abgabe von seinem Grundstück eben so abnehmen werde, wie von andern, die noch dem ursprünglichen Steuerherrn pflichtig waren, sondern mit dem Verkauf der Abgabe, als eines der Gesetzgebung des Steuerherrn nicht weiter unterworfenen Reichthumes, war der Ertrag und Werth des belasteten Grundstückes zum Vortheil des Steuerherrn für immer gemindert; die Besteuerung wurde in eine Confiscation verwandelt und der eingezogene Guthausheil durch Verkauf der Abgabe zu Geld gemacht. Diese Einziehung des Kapitalwerthes der Abgabe aus dem Vermögen der Pflichtigen ist besonders dann augenfällig, wenn der Pflichtige selbst ablöste.

Eine ursprüngliche Steuer, sobald sie veräußert und damit aus ihrer Beziehung zum öffentlichen Bez-



darf gerissen, sich in eine Zwigrente verwandelte, konnte außer demjenigen, während dessen Besitz die Veräußerung erfolgte, Niemand mehr belästigen. Jeder zog ihren Kapitalwerth am Kaufwerth des lastenfreyen Guts ab. Solchen spätern Besitzern dann ersetzen zu wollen, was frühere durch die erste Aufsehung und die Fixirung des Gefälls beym Verkauf verloren haben, wäre durchaus nicht zu billigen.

Sagen wir aber auch, alte Abgaben seyen ganz in Staatshänden geblieben, und als Steuer betrachtet werden; konnte nicht ein Akt eben der Gesetzgebung, welche die Steuer auslegte, sie in ein Domainialgefäll verwandeln? Ausdrücklich ist dieß im Canton Bern mit der Grundsteuer geschehen, welche in dem Bisthum Basel nach dem französischen Cataster erhoben wurde. Und wenn in den süddeutschen Staaten nach Einführung der Landstände förmliche Finanzgesetze ältere unbestimmte Gefälle, ihrer factischen Natur gemäß, unter die Dominicalrenten stellten, so wird kaum ein Zweifel darüber obwalten, was in solchen Staaten dergleichen Abgaben sind. Wo in dieser Weise die jezige Natur ähnlicher Gefälle feststeht, kann nur von einer Absehung derselben am steuerpflichtigen Ertrage der Grundstücke, nicht von ihrem Abzug an der Steuer selbst die Rede seyn, und der Grundbesitzer, welcher nur für den Theil des Gutsertrags steuert, der ihm verbleibt, und den er beym Gutskauf allein gezahlt hat, hat keine Ursache, sich zu beschweren. Damit scheint dann auch die Frage beantwortet zu seyn, wer im Falle der Ablösung solcher Renten die Entschädigung zu leisten hat. Offenbar der, welchem forthin das Gefäll als neues Einkommen zuwächst, der in ihm einen Theil des reinen Bodenertrags abgetreten erhält, den er bisher nicht bezogen, wie er ihn denn auch beym Gutskauf nicht bezahlt hatte: der Grundbesitzer nämlich. Daß übrigens die Gesetzgebung, welche die Gewalt hat, factische und Niemand drückende Zustände anzuerkennen und zu Recht zu erheben,

auch im Stande sey, ihre eigenen Bestimmungen wieder aufzuheben und in der Uebernahme der Ablösungssummen alter Grundlasten aus Merar den gegenwärtigen Besitzern der belasteten Grundstücke ein Geschenk aus der Staatskassa zu machen, bezweifeln wir nicht. Der Unterschied ist nur der: hier wird ein Theil des Privatvermögens neu eingezogen, bey der gesetzlichen Anerkennung der factischen Natur alter steuerartiger Grundgefälle ein seit Jahrhunderten aus dem Privat-Einkommen und Vermögen völlig ausgeschiedenes Erträgniß bloß formell zu dem erklärt, was es dem Wesen nach ist.

Im letzteren Falle verliert und gewinnt Niemand; dort verliert die Gesammtheit der Steuerpflichtigen das Ablösungskapital, das die Besitzer der belasteten Güter als ein reines Geschenk gewinnen.

J. B. W. Hermann.

Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie von James Forbes Esq., ic.

(Fortsetzung.)

Der Verf. theilt hierauf die Veränderungen des Luftdruckes in periodische und zufällige. Jene geben die tägliche Fluth und Ebbe die Atmosphäre, wodurch der Luftdruck zweymal des Tages sein Maximum und zweymal sein Minimum erreicht, die Forbes selbst mit vieler Genauigkeit untersucht hat, aber am Ende gesehen muß, daß wie über dieses merkwürdige, und vom Äquator bis zu den Polen allgemein verbreitete Phänomen der täglichen periodischen Schwankungen des Luftdruckes noch nicht im Klaren sind, obschon Snow Hairs's Beobachtungen in Plymouth auf sehr schlagende Weise die Correspondenz der Windstärke mit den barometrischen Schwankungen darzuthun scheinen.

In Rücksicht der atmosphärischen Mondstuthen widersprechen sich immer noch die Resultate, aber es kann wahrscheinlich keinen Meteorologen mehr geben, welcher



die Wirkung des Mondes auf die Atmosphäre läugnen wollte.

Bekannt war seit langem, daß Winde einen mächtigen Einfluß auf die Entstehung der Meteore haben, aber die neuere Zeit hat erst angefangen, die Einwirkung derselben auf den Luftdruck zu bestimmen, und dadurch entstand, was man barometrische Windrose nennt. Alle Erforschungen zeigen nämlich, daß das Maximum des Luftdruckes bey N.O., das Minimum bey S.W. und das Mittel bey S.O. und N.W. eintrete.

Die Einwirkung der Dünste auf den Stand des Barometers ermitteln sich (aber freilich mit weniger Zuverlässigkeit) aus Beobachtungen vor und während der Hydrometeore. Vorzüglich wirken darauf die Veränderungen der Temperatur, wie die vom Aequator gegen die Pole hin wachsende monatliche, und die allenthalben beobachtete von den Winter- zu den Sommermonaten abnehmende und von da wieder zunehmende jährliche Veränderung des Luftdruckes zeigt. Daß die monatliche Differenz auch von der Polhöhe eines Ortes abhängig sey, dieß läßt sich mit Zuverlässigkeit vermuten. Dieselben nehmen auch ziemlich regelmäßig mit der Breite zu, aber die von Rämz eingeführten isobariometrischen Linien laufen nicht mit den Breitenkreisen parallel, sondern haben, wie die Isothermen, verschiedene Beugungen.

Auffallend ist die Fortsetzung an einem Orte begonnener Schwankungen auf große Länderäume. Aber um das Geseß derselben zu finden, bedürfte man correspondirende Beobachtungen, wie sie von der Manheimergesellschaft 1780. eingeleitet wurden, aber nach 10 Jahren wieder aufhörten, ohne bis jetzt Nachahmung zu finden, obwohl wie der Verf. sagt, „die Gelehrten des XIX. Jahrhunderts sehr wohl thäten, dieses Beispiel nachzumachen.“

Die Extreme des Barometerstandes sind gewöhnlich mit außerordentlichen Witterungs-Erscheinungen in Verbindung. Allein der Mangel an gleichzeitigen Beobachtungen in entfernten Gegenden der Erde läßt darüber keine Behauptung zu. Doch ist man darüber besonders aus Coecitore's 40jährigen Beobachtungen in entfernten Gegenden der Erde in Palermo nun einzig, daß ein Erdbeben keine außerordentliche Schwankung des Barometers verursache, wie man sonst allgemein glaubte.

Am Ende dieser Abhandlung verbreitet sich der Verfasser noch (119 — 128) über die barometrischen Höhenmessungen, ihren Werth und ihre Schwierigkeiten. Da aber dieser Gegenstand, wie auch Wahlmann in der Vorrede bemerkt, nicht eigentlich hieher gehört, und außerdem häufig genug besprochen worden ist, so glaubt Referent ihn übergehen zu dürfen.

IV. Von da geht der Verf. zu der Lehre von der

Feuchtigkeit über, und bemerkt mit Recht, daß sie erst seit Dalton den Namen einer Wissenschaft verdiente. Nachdem, ohne die allgemeinen Grundfäße der Hygrometrie zu berühren, ausschließlich mit Umgehung von Föhnlein, Hauchhygrometer u. a. a. nur die Thaumometer nach den Einrichtungen Dalton's und aller übrigen bis auf August und Brunner aufgeführt worden, sagt der Verfasser „wie können den Meteorologen kein schöneres Problem zur Lösung vorschlagen, als das des besuchtesten Kugelhygrometers, wozu eine genaue Analyse von Allem, was bisher darin geschehen, erforderlich ist.“

Noch kennen wir aber die mittlere Tension des Dampfes an äußerst wenigen Punkten der Erdoberfläche. Beziehen wir den Druck derselben auf das Barometer, so nimmt er vom Aequator, wo er = 10<sup>mm</sup>, gegen die Pole ab, so, daß er in unserm Breiten nur mehr = 3<sup>mm</sup> ist. Vergleichen wir aber den über den Meeren wie Rämz mit dem auf dem Continente, so nimmt die Feuchtigkeit mit der Entfernung vom Meere ab. In Rücksicht des Geseßes der Abnahme der Feuchtigkeit in den höhern Schichten ist man noch sehr in Ungewißheit, obson „soviel ausgemacht ist, daß eine Luftschicht in der Höhe von  $\frac{1}{2}$  bis 1 Meile existirt, welche öfter mit Dünsten gesättiget ist, als irgend eine andere, und die Region der Wolken bildet.“

Neben den Breiten wirkt die tägliche Veränderung der Temperatur auf die Vertheilung der Feuchtigkeit, und der Gang der relativen Feuchtigkeits-Veränderung ist der umgekehrte der thermischen, so daß ihr tägliches Maximum in der Regel 1 Stunde nach Sonnen-Aufgange, ihr Minimum 3—4 Uhr Nachmittags, das jährliche Maximum aber in den July, das Minimum in den Januar fällt.

Die Winde haben großen Einfluß auf die Elasticität der Dünste. Nach Dove und Rämz fällt das Maximum zu Paris und London zwischen S. und S.W. das Minimum auf N.O.

Die Größe der Verdunstung richtet sich vorzüglich nach der Wärme, ist am geringsten in der kältesten Jahreszeit, nimmt im Frühlinge sehr schnell zu, erreicht im July und August ihr Maximum (oft 3 — 5mal so groß, als im Winter) und nimmt dann wieder ab, wird 2 — 3mal größer im Sonnenlichte als im Schatzen und bey trübiger Witterung oder N.O. doppelt so groß, als bey Windstillen, und S. S.W.W. Winden.

(Fortsetzung folgt.)

### Verichtigung.

S. 474, 3. 12 lies rechtslicheren statt richtigeren.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

26. April.

Nro. 82.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Mémoire sur l'organisation des Cirripèdes et sur leurs rapports naturels avec les animaux articulés avec deux planches par G. J. Martin-Saint-Angé. Paris, 1835. 43 S. 4.

Zoologische Monographien sind immer von Werth und dieser wird noch beträchtlich erhöht, wenn Thiere zum Gegenstand gewählt werden, die keinen rein ausgesprochenen Klassen-Typus haben, sondern zu den sogenannten Uebergangsbildungen gehören.

Als der Verf. seine Untersuchungen vornahm, gab es bloß die bekannten Arbeiten von Poli und Cuvier. Die Anatomie des letztgenannten Naturforschers war zu Anfang dieses Jahrhunderts ange stellt und seit dieser Zeit hat man, wie es bis auf die letzten Jahre gewöhnlich geschah, sich begnügt, Cuvier's Arbeiten zu excerptiren, ohne etwas Neues hinzuzufügen. Nur Home hat einige wenige Details nach eigener Anschauung in seinen Lectures on comparative anatomy gegeben. Erst in den letzten 5 Jahren haben sich mehrere Naturforscher ziemlich gleichzeitig mit dem Bau der merkwürdigen Gruppe der Cirripeden beschäftigt und es sind in Deutschland und England einige Arbeiten vor der Monographie des Hrn. Martin - St. Ange erschienen, die demselben nicht alle bekannt worden sind.

Die wichtigste Abhandlung war unstreitig die im Jahre 1830 von Thompson in seinen zoological researches geliefert. Hierin wird die merk-

würdige Thatsache berichtet, daß die Cirripeden, ehe sie sich mit ihren fleischigen Stielen festsetzen, mehrere Metamorphosen, ganz nach Art einiger Krustenthiere, durchlaufen, auch Augen besitzen, die sie später verlieren. Ref. hatte sich bey einem früheren Aufenthalt in Marseille 1827 auch mit der Anatomie von Lepas beschäftigt, konnte aber nur im Allgemeinen die Cuvier'schen Angaben bestätigen. Im Jahre 1832 wurde der Gegenstand bey einem Aufenthalt in Triest wieder vorgenommen; namentlich war es um die Verfolgung des Gefäßsystems zu thun, dessen Natur auszumitteln schon an und für sich interessant erschien, wofür aber das Interesse noch erhöht werden mußte, wenn man die zweifelhafte Stellung der ganzen Gruppe im System betrachtete. Poli wollte an einer genau bezeichneten Stelle das Herz haben schlagen sehen, Cuvier und Meckel suchten sich vergebens hierüber sicher zu machen; sie fanden nur undeutliche Spuren von Gefäßen. Ref. war nicht glücklicher, doch konnte er in einigen Puncten Thompson's Angaben bestätigen; er fand, daß die Embryonen eine eigene Form haben und des fleischigen Stiels gänzlich entbehren; s. N. Wagner zur vergleichenden Physiologie des Blutes. 1833. Nun erschien die schöne Arbeit von Burmeister — Beiträge zur Naturgeschichte der Rankensüßer. Berlin, 1834. Thompson's nur für Balanus angegebene eckliche Entwicklung wird durch Burmeister auch für die Lepadon nachgewiesen und sehr sorgfältig beschrieben. Ganz vortrefflich ist die Beschreibung der Mundtheile, deren Analogie mit

dem Baue bey den Krustenthieren auf das Ueberzeugendste nachgewiesen wird. Die Anatomie der Eingeweide ist minder vollständig, als bey Cuvier und der Bau der Geschlechtsheile ist unrichtig angegeben. Hier hatte Cuvier den Hoden als Eyerstock betrachtet, das erweiterte vasa deferens als Hoden; der wahre, im Fuß verborgene Eyerstock war ihm unbekannt geblieben. Burmeister nahm den Hoden für die Leber; die ausgeflohenen Eyersäcke für den Eyerstock. Ref. suchte diese irrigen Ansichten zu berichtigen (siehe Müllers Archiv. 1834. S. 467); er zeigte das richtige Verhältniß der Geschlechtsheile, womit die gleichzeitigen, unabhängigen Beobachtungen von Martin — St. Ange übereinstimmen. Auch Mertens hatte bereits 1827 die richtige Lage des Eyerstockes erkannt, den Hoden aber ebenfalls für die Leber genommen. Die Arbeiten von Mertens theilte Brandt in St. Petersburg mit (siehe Müllers Archiv 1835. S. 560.) Da die Anatomie der Geschlechtsheile in vielen Fälschen nur durch Beobachtung frischer Thiere völlig sicher herzustellen ist, so mußte es Ref. erwünscht seyn, bey seinem letzten Aufenthalte am Meere die Contenten zu untersuchen. Er fand bey Balanus eine Menge lebhafter Samenthierchen (vergl. Wiegmanns Archiv 1835. Heft V.), deren Form jedoch nach Siebold etwas anders und wohl richtiger angegeben wird, als es nach der Zeit und Umstände halber nur flüchtig gemachten, Untersuchung des Ref. scheint. Siebolds Berichtigung steht in Müllers Archiv. 1836. S. 29.

Ref. hat sich später überzeugt, daß schon einige ältere Beobachter manches richtiger gesehen hatten. Gerard Home hat offenbar den Eyerstock im Sichel schon gesehen und richtig abgebildet, aber nicht genauer beschrieben. Siehe dessen Lectures Vol. IV. Tab. 152. Neuerlich sind die schon im vorigen Jahrhundert angestellten Beobachtungen des berühmten Hunter bekannt worden. Vergl. Descrip-

tive and illustrated catalogue of the physiological series of comparative anatomy in the Museum of the royal College of surgeons in London. Vol. I. 1833. p. 251 u. Tab. IV. Es ergibt sich aus den an *Lepas vitrea* angestellten Untersuchungen, daß Hunter die granulöse Masse im Stiel erkannt hat; die vasa deferentia (Cuviers Hoden) sind sehr gut (auch von Balanus) beschrieben und abgebildet. Vortreflich sind die Abbildungen der Kiemen vom Balanus.

Martin—St. Ange hatte einige Resultate seiner Beobachtungen schon vorläufig bekannt gemacht. L'Institut. 1834. Nr. 62. Froierys Notizen 1834. Nr. 41. Vollständig erhalten wir nun die sehr schätzbare, mit guten Abbildungen begleitete Arbeit hier. Voran steht der Rapport darüber bey der Akademie von Serres.

1. Kapitel. p. 1 — 6. Enthält eine sehr kurze historische Uebersicht und die Analyse des bekannten Memoirs von Cuvier.

2. Kapitel. p. 7 — 22. Anatomischer Bau. Voran einige Beobachtungen an lebenden Anatisen, die eigenthümliche Bewegung ihrer Cirren und Schalen, über ihre Eyertrauben, welche größtentheils mit den Angaben des Ref. übereinstimmen. Nicht gut ist die Beschreibung der Integumente und Muskeln, welche die Bemerkungen von Cuvier, dem Ref. und Mertens vervollständigen.

Was den Bau der Verdauungswerkzeuge betrifft, so sind die Beschreibungen mit denen von Cuvier übereinstimmend. Die einzelnen Kieferstücke sind gut abgebildet, doch scheint uns Burmeisters Arbeit noch besser. Der Verf. zeigt übrigens ebenfalls die Analogie der einzelnen Stücke mit den Mundtheilen der Krustenthiere und namentlich der Phyllofomen. Was die zweyte hintere, blindgeschlossene (?), lose im Darmanal liegende Röhre seyn soll, weiß Ref. nicht zu sagen; wahrscheinlich ist es jedoch bloß das

innere, sich leicht ablösende, pergamentartige Epithelium. Am wichtigsten wären neue Aufschlüsse über das Gefäßsystem; aber leider ist hier der Verf. auch nicht viel weiter gekommen. Trotz der größten Aufmerksamkeit, sagt derselbe, sey es ihm nicht gelungen, das von Poli erwähnte Herz, oder überhaupt ein Central-Organ des Kreislaufs aufzufinden. Doch soll auf dem Rücken des Thieres eine Art Rücken-Gefäß liegen, das unregelmäßig an mehreren Punkten angeschwollen, mit den Gefäß-Kanälen in jedem Fuß in Verbindung stehen soll. Diese Kanäle sind jedoch, nach dem Verf., keine wahren Gefäße, sondern in die Substanz der Organe ausgehöhlt und gleichen den Tracheen der Insekten. Die Branchien scheinen auch Gefäß-Verzweigungen zu enthalten; aber den eigentlichen Namen eines Gefäßes verdiente bloß das schon von Cuvier als solches betrachtete Längsgefäß im Stiel. Ref. gesteht, zu diesen Angaben des Verf. kein Vertrauen zu haben; er kennt die Schwierigkeiten zu gut, um nicht solche unsichere Beschreibungen von einer Art gegliederten Rückengefäßes für völlig hypothetisch zu halten. Alles dieß ist ihm auch bey seinen Untersuchungen öfters so erschienen; bald aber verschwand jede sichere Spur. Ob das Gefäß im Stiel ein wahres Blutgefäß ist, ist noch sehr zweifelhaft.

Abbildung und Beschreibung des Nervensystems sind recht gut und genauer als bey Cuvier; die Verzweigungen sind bis in die Cirren und den schwanzförmigen, als Nuthz fungirenden Anhang verfolgt. Die wichtigste Entdeckung ist unstreitig die von ein Paar Ganglien zu beyden Seiten des Magens, unter den Speicheldrüsen; offenbar, obwohl es der Verf. nicht bemerkt, dem Eingeweide-Nervensystem angehörig; was nun auch, wie zu erwarten war, bey den Cirripeden nachgewiesen ist.

Die Beschreibung der Zeugungs-Organen stimmt, wie schon oben bemerkt, mit des Ref. Untersuchungen; recht schön ist die Abbildung des Hodens; die

Körnchen hängen als kleine, blinde Beutelchen wie Blätter an dem baumförmig verzweigten vas deferens.

3. Kapitel. Physiologische Untersuchungen. Sind mehr theoretische Betrachtungen, wie sie sich, oft unsicher genug, aus den anatomischen Verhältnissen abstrahiren lassen. Die Beschreibung des Blutlaufs p. 26 ist offenbar reine Hypothese. \*) Der Verfasser giebt keinen sichern Beleg für seine doktrinäre Darstellung.

Auch über die Athmungsorgane erhielten wir keine Aufschlüsse und Ref. muß hier seine Zweifel, ob denn die bisher als Kiemen betrachteten hornförmigen Anhänge dieß wirklich sind, wiederholen. Vergl. die ausführlichen eigenen Untersuchungen über diese Gebilde in dessen Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. S. 200.

4. Kapitel. Von der natürlichen Verwandtschaft der Cirripeden und von dem Rang, den sie in der Thierreih' einnehmen.

Der Verf. berührt also hier denselben Streitpunct, der kürzlich in Deutschland von Burmeister, dem Ref. und Brandt besprochen wurde; vergl. die angegebenen Abhandlungen und Wiegmanns Bemerkungen in dessen Archiv. 1835. Jahresbericht S. 344.

\*) „La circulation des Anatifes,“ heißt es „présente de l'analogie avec celle des Crustacés en général. Le sang passe d'abord dans le vaisseau dorsal; de là il pénètre dans les conduits des pieds, revient aux organes, par le double canal qui existe dans chaque cirre, les traverse et s'accumule dans une espèce de sinus longitudinal, placé au devant du canal digestif. C'est de ce lieu que le cercle circulatoire recommence; dans son trajet, le sang trouve les branchies situées à la base des pieds, comme chez le plus grand nombre des Crustacés, ce qui sert à le modifier continuellement par l'oxygène qu'elles retirent de l'eau.“



Ueberblickt man die verschiedenen Ansichten der Naturforscher über die Stelle, welche die Cirripeden in der Thierreihe einzunehmen haben, so finden sich drey Hauptmeinungen. Cuvier stellt sie als Klasse zu den Mollusken, und ihm folgten eine große Menge Zoologen, offenbar weniger gestützt auf eigene Untersuchung, als aus Achtung vor der großen Autorität. In beyden Auflagen des *règne animal* scheint Cuvier weit weniger die unnatürliche Stellung gefühlt zu haben, als gerade in seinem älteren anatomischen Memoire, wo er offen ausspricht, diese Thiergruppe habe eine solche Verwandtschaft zu den Gliedertieren, daß er diejenigen nicht tadeln könne, welche sie dazu rechnen. Blainville, Goldfuß, Oken, Wiegmann folgten dem Beispiele Cuviers; doch haben Oken und Blainville, so wie Lamarck, die Ansicht in verschiedenen Schriftstellen gewechselt. Nach der zweyten Hauptmeinung haben die Cirripeden als intermediäre Klasse zwischen Weich- und Gliedertieren zu stehen, so nach Lamarck, Schweigger u. a. Endlich haben sich viele Neuere dahin ausgesprochen, daß die Cirripeden definitiv zu den Gliedertieren zu stellen seyen; wobey aber mancherley Modificationen zum Vorschein kommen. Mehrere, wie Ref., stellten sie als eigene Klasse in gleichem Werth mit den Anneliden, Insekten, Krustenthiere auf. Bey anderen spricht sich die Uebergang ihrer nahen Verwandtschaft mit den Krustenthiere entschieden aus. Martin - St. Ange will sie gleich nach den Krustenthiere gestellt wissen; Thompson und Strauß Dürkheim reihen sie unter die Krustenthiere. Burmeister spricht sich am bestimmtesten für die Krustaceen-Natur aus; er bildet nicht einmal eine besondere Ordnung, sondern stellt sie zwischen Phyllopoden und Pöcilopoden.

Ref. ist jetzt selbst über ihre Krustaceen-Natur nicht mehr in Zweifel; das gegliederte Nervensystem, die Gliederung des Körpers, der Bau der Mundtheile, die Metamorphosen sprechen zu entschieden dafür, der Hermaphrodismus war bisher ein Grund dagegen, ist es aber nun nicht mehr, seitdem Ref. die Zwitterbildung bey *Cypris* entdeckt hat. Die Schale allein und die Schalenhaut, ein Mittelglied zwischen Mollusken-Mantel und Krustaceenschalenhaut, sind Aehnlichkeiten mit den Mollusken, so gut als die Schalenbildung bey *Daphnia*, *Cypris*; sie sind aber als ganz äußerliche Merkmale sehr zurück zu stellen. Die Schalen-Gliederung von *Chiton*, das Schalen skelet der *Terebrateln*, und die gestanzten Arme der *Brachiopeden* sind auch Abweichungen vom Molluskentypus und Verwandtschaften mit den Gliedertieren. Das Gefäßsystem kann keinen Anschlag geben, seitdem es immer wahrscheinlicher wird, daß die Krustenthiere hier die mannigfaltigsten Bildungen zeigen. Indes scheinen die Cirripeden doch immer noch hinreichend eigenthümlich organisiert, um eine eigene Ordnung der Krustenthiere zu bilden.

Schließlich noch ein Wort über den Namen. Burmeister schlägt *Cirripedia*, Rankenfüßer, ganz aus dem Lateinischen gebildet, statt Cuviers *Cirripoda*, was Gelbfüßer (*κίρρος* — *ποδός*) hieß, vor. Man kann Burmeister hierin nur folgen.

Rudolph Wagner.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. April.

Nro. 83.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

De Hellenicae Philosophiae Principiis atque Decursu a Thaleto usque ad Platonem scripsit Dr. Carl. Phil. Fischer. Tübingen 1836. 4. 54. S.

Der Herr Verfasser dieser Abhandlung, schon röhmtlich bekannt durch eine frühere über die menschliche Freyheit, und durch die Wissenschaft der Metaphysik, hat sich hier die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß die Entwicklung der Principien der Philosophie bey den ältern Griechen von Thales bis Plato eben den naturgemäßen Gang genommen, wie derselbe, seit längerer Zeit schon, in der griechischen Poesie anerkannt und durchgeführt ist; daher sagt er am Schluß S. 54: sufficiat notasse, historicam et speculativam principiorum expositionem unam eandemque esse, et platonicum, quo graeca philosophia absolvitur, principium, absolutam universae philosophiae ideam esse.“ Eine gleiche Stätigkeit in der Aufeinanderfolge der Principien und in der Entfaltung derselben lasse sich, urtheilt er, in den Systemen der neueren Philosophie durchaus nicht nachweisen (S. 1.) Die griechische Philosophie dagegen sey von der Betrachtung und Erzündung der Natur ausgegangen; sey durch die Beschaffenheit der Dinge und der Wahrheit getrieben, tiefer eingedrungen, und höher und höher gekommen, bis sie in Plato auf ihrem Höhepunct erscheine, der daher auch den Schluß in dieser Entwicklung des Verf. macht. H. Fischer macht den Verlauf der griechischen Philosophie (S. 6) in nachstehendem Schema vorstellig:

## I. Physici.

### A. Dynamici.

- 1) Thales. 2) Anaximenes. 3) Diogenes Apolloniates. 4) Heraclitus.

### B. Mechanici.

- 1) Anaximander. 2) Anaxagoras. 3) Archelaus.

## II. Dialectici.

- 1) Xenophanes. 2) Parmenides. 3) Melissus. 4) Zeno.

## III. Cosmologici.

- 1) Pythagoras. 2) Philolaus, Timaeus aliique Pythagorei. 3. Empedocles.

## IV. Atomistae et Sophistae.

- 1) Leucippus et Democritus. 2) Protagoras, Gorgias et Euthydemus.

## V. Ethicotheologici.

- 1) Socrates et Socratici. 2) Plato. 3) Speusippus et Xenocrates.

## VI. Logico-empirici.

- 1) Aristoteles. 2) Theophrastus aliique Peripatetici.

Diese letzte Klasse hat der Herr Verf. jedoch nicht mehr in den Kreis seiner Darstellung gezogen, sondern hat, wie gesagt, mit Plato abgeschlossen. Seine Absicht nun, die Entfaltung und den naturnothwendigen Fortschritt der Principien in der griechischen Philosophie zu zeigen, diese hat der Verf. mit rei-

fer Belesenheit in den Quellen, mit Scharfsinn, Ruhe und unbefangener Besonnenheit ausgeführt, ohne sich durch angesehene Vorgänger, namentlich Hegel, auf dessen Vorlesungen und Geschichte der Philosophie am meisten Rücksicht genommen ist, in der Auffassung, Stellung und Auseinanderlegung der philosophischen Principien irren zu lassen, mag er mit ihm dann zusammentreffen, oder sich von ihm entfernen; er folgt seiner sichern Methode. Seine Methode aber ist die dialectische, demnach mit der Hegel'schen verwandt. Dieser zufolge betrachtet er die Entfaltung und das Wachstum der Principien gleichsam als einen organischen Proceß, oder, wie man auch sagen könnte, als ein Zwiegespräch des Geistes mit sich selbst, demnach er (wie sein Object auch) von Stufe zu Stufe weiter und höher getrieben wird, bis er das Ziel erreicht hat. Diese Methode ist hier mit großer Gewandtheit durchgeführt; sie ist höchst lobenswerth, weil sie zur gerechten Anerkennung jeglichen Verdienstes nach seinem Standpunct führen kann. Da Nec. nichts als Nüchternes von dem vorliegenden Versuch sagen kann, so begnügt er sich, einige anderweitige Bemerkungen hier niederzulegen, die zwar Hrn. Fischers Abhandlung nicht unmittelbar angehen, aber doch bey deren Lesung in mir erweckt worden sind. Die erste betrifft eben diese neue dialectische Methode in der Geschichte der Philosophie selbst. Sehr häufig nämlich wird man bey dieser Methode eben die Rücksicht auf die Methode der Alten selber zu vermissen haben, und ihre Fortschritte nicht gehörig hervorgehoben finden z. B. bey Hegel. Und doch ist diese Rücksicht auf die Form der alten Philosopheme desto unerlässlicher, wenn die Methode und ihr Gegenstand ganz und gar ineinanderfallen sollen, wie die neue Schule versichert. Diese Coincidenz und Identität der Idee und des Gegenstandes kann überall laut der geschichtlichen Erfahrung nur da hervortreten, wo eben die Erfahrung über einen Gegenstand erschöpft ist; — wo ist sie aber erschöpft?

gar nicht von der übrigen äußeren Natur zu reden, ist nicht auch die innere Erfahrung unsers geistigen Lebens, im Wollen und Handeln nicht nur, sondern auch selber im Denken und Speculiren in stätigem Fortschritt? Das nächste Beispiel geben gleich Hegel und Herbart; beyde von Fichte und der Naturphilosophie angeregt, und von deren Problemen ausgehend, haben diese zu lösen gesucht, ganz verschieden, und so abweichend, als weit ihre Methoden auseinandergehen. Beyde Methoden sind ein wirklicher Fortschritt, sind neue große Erfahrungen, die ein neues Organon, eine tiefere Logik beyde anerkennen und nur jeder etwa ihr besonderes Gebiet auscheiden wird, wo sie gültig und erfolgreich angewendet werden dürfen und müssen. — Die Methode wechselt und muß selber auch umschlagen, wie der Gegenstand und sein Begriff wechselt und sich entwickelt. Auf diesen Punkt hat schon Aristoteles an mehreren Orten aufmerksam gemacht; er bemerkt einerseits, daß die älteren Philosophen *ἐν αὐτῆς τῆς ἀληθείας ἀνακαζόμενοι* vorwärts getrieben wurden; anderseits, daß die meisten früheren das Werden zu erklären versuchten, und demnach die Principien aus empirischer Auffassung als material — *ἐν ὕλης εἶδει* — setzten; er bemerkt, wie Andere das Seyn scharf ins Auge faßten, und demnach die Principien in Begriffe — *κατὰ λόγον* — setzen mußten; wie daher Andere von dem materialen Princip zur Form, weiter zur Wirkursache, und endlich zum Endzweck, zur *causa finalis*, — *τὸ τέλος*, *τὸ οὐ ἐνεκα* — fortgedrängt wurden: er bemerkt, wie die Einen der sinnlichen Wahrnehmung — *αἰσθησις* vertrauten; Andere dem Raisonnement und der Speculation, dem *λόγος*; wie die Pythagoräer und Demokritus zuerst versuchten, Wörter und Begriffe zu erklären und zu bestimmen, zu definiren — *ὀρίεσθαι*. —; ferner wie Andere gewisse Gesichtspuncte — *τόποι* — und Unterschiede der Dinge und der Denkbestim-

mungen noch nicht sahen und erkannten, oder aus Mangel an λογικαῖς σκίψεσι mißachteten; wie wieder Andere, um den λογικαῖς δυνατείας zu emgehen, diese oder jene Auswege in Begriff und Methode suchten; wie zumal Sokrates endlich die Induction — ἐπαγωγή — und die Definition — ὁρισμός — vorzugsweise gebrauchte und anzuwenden lehrte, u. s. f. Aus diesen Fingerzeigen wird schon ersichtlich, daß diese Methode nicht so ganz neu ist, als sie manchmal im Ausdruck erscheint, wenn z. B. gesagt wird, daß das Wahre dieses oder jenes älteren Systems hie oder da in der neuen Philosophie aufgehoben; daß diesem oder jenem alten Lehrsatz hier auf diese oder eine andere Weise sein Recht widerfahren sey und dgl. m. Wie auf jedem anderen Gebiet, so auch auf dem philosophischen, bringt die Natur der Ereignisse und des Fortschritts diese Methode mit sich, und es haben daher dieselbe alle bedeutende Geister von Plato und Aristoteles bis Leibniz und Lessing und Kant angewendet, wenn es Noth that. Man könnte zwar sagen: früher habe sich jene Methode ganz äußerlich und als Kritik verhalten, während sie jezo ganz innerlich sey und mit dem Gedanken und seiner nothwendigen Bewegung ganz zusammen und in ihm aufgehe, sich als Dialectik verhalte. Allein dies ist, wenn auch hie und da richtig, doch nur zum Theil wahr. Denn jeder wahrhaft neue und große, folglich energische Gedanke hat mehr Lust und Neigung, ja Bedürfnis, sich durch feindlichen Gegensatz und Streit, sogar durch Hochmuth und Trotz gegen seine Vorgänger und Nachbarn erst geltend zu machen, ehe er sie als seines Gleichen, oder im besten Fall — des Sieges — als seine lieben und getreuen Diener und Unterthanen anerkennt und sich einverleibt. So lange der Kampf dauert, wird demnach der Widerstreit immer auf gegenseitige Zerstörung und Vernichtung abzielen; im Frieden also erst, und in Folge der Versöhnung oder doch der Toleranz,

lassen sich auch die Gedanken und Philosopheme gefallen, unter einem Gesetze zusammen zu stehen. Diese Anerkennung und Bez- und Unterordnung ist niemals das Verdienst der Urheber irgend einer Lehre gewesen, — nicht z. B. Hegels gegen Herbart, oder umgekehrt — sondern des geschichtlichen Fortschritts, des Weltlaufes oder der Erfahrung, in deren Gebiet wenigstens in dieser Hinsicht ja auch die Speculationen fallen. Aristoteles mag in seiner Bekreitung der Platonischen Ideenlehre, und Kant gegen Locke und Leibniz vielleicht eben so viel Recht als Unrecht haben: dieß mag der selbstphilosophirende kritische Geschichtsforscher entscheiden; er, oder ein späterer Denker mag unter einer höhern Idee sie in Einklang und zur Verträglichkeit, ja zu gegenseitigen nothwendigem nothwendigem Bunde bringen. Aber so, wie er, wie z. B. Hegel, ihnen ihr Recht anthut und sie in sich aufnimmt, so hat er alle gegen sich, und gewis keiner der Urheber eines Philosophems läßt sich so gutwillig einverleiben und unterordnen. Freylich die Gedanken selber sind, Gottlob, rättnabler und geschmeidiger; sie schmiegen sich im Durchgang durch jedes neue Denksystem und schlingen sich auf den neuen Wehstuhl passend und trefflich ins neue Gewebe; wenn auch noch so sehr deplacirt, und heruntergerückt oder hinaufgesetzt; sie erhalten sich doch auf diese Art. Aber auf eben diese Art und Weise hat ja auch die Physik oder was man sonst für eine Wissenschaft nennen will, wissenschaftlich und gestiftentlich keine Entdeckung, ja kaum einmal eine uns irgend anscheinhafte Theorie ganz fallen lassen; vielmehr hat sie dieselbe in sich aufgenommen und führt sie fort; nur daß sich die Entdeckung oder Theorie nicht mehr so breit machen darf, wie vordem; die Physik erlät z. B. aus dem Electricismus und Chemismus nicht mehr alles, wie vordem; im Organismus und in der anorganischen Natur; (seitdem sie nämlich den Galvanismus und Magnetismus entdeckt und kennen gelernt hat) hat sie



das Gebiet jener Potenzen beschränkt, wie es die reichere Erfahrung erheischt. Der Fortbestand und die Aufnahme früherer — gesunder und lebenskräftiger Principien, Gedanken und Ansichten gilt folglich durch alles Wissen und Handeln durchhin; der Eklekticismus dieser Art ist traditional und nothwendig; und nur die Art und Weise der Aufnahme, der Einfügung und Verbindung kann neu seyn.

(Fortsetzung folgt.)



Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie von James Forbes Esq., ic.

(Fortsetzung.)

Niederschläge der Dünste in Form von Bläschen sind Nebel und Wolken, und Regen ist nichts anderes, als eine hohe auf den Boden ruhende Wolke. „Die Wolke ist aber, wie Dove treffend sagt, kein Produkt, sondern ein Proceß: sie besteht nur, indem sie entsteht und vergeht.“ Die Höhe, in welcher der die Wärmeunterschiede der Winde ausgleichende Einfluß des Wodens aufhört, ist die Stelle, wo sich die Wolke immer von Neuem bildet.

Die Terminologie der Wolken, welche Howard aufgestellt hat, nimmt auch unser Verfasser, wie alle übrigen Phosiker und Meteorologen an.

Ueber die Höhe der Wolken besitzen wir nur wenige numerische Resultate. Indessen scheint so viel ausgemacht zu seyn, daß die Höhe derselben Höhenart unter den Tropen und im Sommer weit größer ist, als in höheren Breiten und im Winter.

V. Der Verfasser giebt nun die Ansichten von den atmosphärischen Phänomenen und Niederschlägen, und zwar

a) über die Winde, deren Richtung und Stärke vorzugsweise von der Gestalt der Oberfläche nach vertikaler und horizontaler Dimension, von der Vertheilung der continentalen und oceanischen Wasser und der Lage ihrer Hauptachsen, vom Klima und den Temperatur-Differenzen an mehr oder weniger von einander entfernten Orten abhängig ist.“

Dadurch haben wir die Passatewinde, und die Maupson's die Windstille, die inermittellenden und alternierenden Winde. In temperirten Klimaten scheint die Unregelmäßigkeit der Winde jede Untersuchung zu vereiteln, und nur lange fortgesetzte Beobachtungen können auf ein (vielleicht auch nur scheinbares) der Wahrheit nahe kommendes Resultat führen.

Ausgemacht ist indessen, daß in Europa der SW. vorherrschet, aber nach Schouw nimmt das Uebergewicht

der westlichen Winde ab mit der Entfernung vom atlantischen Ocean ins Innere des Erdtheiles. Eine der wichtigsten Hypothesen in dieser Beziehung ist die von Dove aufgestellte, daß „die regelmäßigen Ercheinungen der Winde in den Tropen, die Passate und Moussons und die verwickelten Verhältnisse der gemäßigten und kalten Zone nothwendige und einfache Folgen derselben physikalischen Grundbestimmungen sind,“ worauf Dove das von ihm sogenannte Gesetz der Drehung gründet.

Aus diesem Gesetze folgt a) das Fallen des Barometers bei O, SO und S, und Steigen bei W, NW, und N, während S. W. und NO die Wendepuncte sind, b) daß dem Gange des Barometers entgegengesetzte Verhalten des Thermometers, und c) die von der Windesrichtung abhängigen Niederschläge.

Ueber die Geschwindigkeit und Stärke der Winde fehlt es fast ganz an umfassenden Beobachtungen, wozu gewiß ein Selbstregistriren des Anemometers nothwendig ist, wie Forbes selbst schon 1830 auf der Ablenkung eines leichten fallenden Körpers von der senkrechten Richtung beruhendes vorgeschlagen hat. Leslie's Vorschlag, die Stärke des Windes durch die Abkühlung eines denselben ausgesetzten Thermometers zu messen, scheint die verdiente Aufmerksamkeit nicht erhalten zu haben.

Den Einfluß der Winde auf den electrischen Zustand der Atmosphäre hat Schüller untersucht, so wie auch den Einfluß des Mondes auf die Winddirection, und die schätzbaren von Schüller angeregten Untersuchungen verdienen hohe Berücksichtigung.

Obwohl schon von atmosphärischen Niederschlägen im Allgemeinen gesprochen worden ist, so behandelt sie der Verfasser doch noch in einem eignen Artikel insbesondere, und zwar

a) Den Thau, welcher nur durch schnelle Temperaturabnahme in der Nähe des Bodens der gegen den heitern Himmel ausstrahlt, entsteht, und dessen Quantität mit der Höhe eines Ortes und der Kälte abnimmt. Analog dem Thau ist der Reif.

b) Der Regen entsteht durch die Mischung zweier feuchter Luftmassen. Seine jährliche Quantität nimmt vom Aequator gegen die Pole hin ab, so daß sie an der Küste von Malabar ( $11\frac{1}{2}^{\circ}$  N. B.) 116, in Petersburg ( $60^{\circ}$  N. B.) nur 17 pariser Zolle beträgt. Die Hauptursache der Niederschläge in unsern Breiten führt Dove auf das gegenseitige Verdrängen der beständig miteinander kämpfenden NO. und SW. zurück. Je größer der Unterschied der Temperatur und der Barometerhöhe zweier aufeinander folgender Winde ist, desto eher wird der Niederschlag bedingt, und bei den Niederschlägen ist die Drehung des Windes S. W. N. O. E.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. April.

Nro. 84.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

De Hellenicae Philosophiae Principiis atque Decursu a Thaleto usque ad Platonem scripsit Dr. Carl. Phil. Fischer. Tübingen 1836. 4. 54. S.

(Fortsetzung.)

Aber eben durch diese Einflüchtung und Intussusception eines Principes ic. wird immer jedenfalls seine ganze Stellung verändert, und in Folge hiervon mehr oder minder auch sein Gehalt und seine Gewalt! Und eben hierin ist der Grund zu suchen, warum keiner der ursprünglichen Denker mit einer solchen Ehre und einem solchen Rechte, das ihm angethan wird, sich zufrieden geben mag. — Mag oder nicht mag übrigens, wenn nur die neue Theorie, das neuere System wirklich die Wahrheit der Sache in der Gewißheit des Begriffes enthält: so ist die Aufnahme des früheren Beytrages hiezu nothwendig und lobenswerth; sie macht sich darn auch von selbst; aber auch die Beschränkung, Umstellung und selbst die Zerlegung und Verfüzung des früheren mit andern Elementen ist recht und gerecht, und vollends die Anerkennung früheren Verdienstes deßfalls durchaus billigungswerth und preislich. Aber aus dem eben Bemerkten ergibt sich auch sofort, daß nicht leicht irgendwo ein Gedanke in seiner reinen ursprünglichen Gestalt und Gewalt aufgenommen werden kann; daß er da folglich, in der Setzung, Stellung, Umgebung und Reinigung, die er erleidet, seiner ächten ursprünglichen historischen Bedeutung und Stelle entrückt wird; daß eine solche Auffassung und Einverleibung der lautern objectiven

Geschichte nicht entspricht, so gut, angemessen und integrierend sie auch dem System, das dieses thut, stehen mag. Daraus folgt die zweyte Bemerkung, daß diese dialectische Methode, so gerecht zu seyn sie sich auch dem Anschein geben mag, doch mindestens nicht historisch gerecht, und nicht ganz wahr ist. Denn nach ihrem Proceß, was läßt sich da nicht alles verträglich ein- und neben- und unterordnen! und alles mit dem vermessenen Schein und Vorwand, das Recht anzutun! Unwillkürlich wird man dabey manchemal an jenen Ausruf Kants erinnert: Gott bewahre uns vor unsern Freunden! mit den Feinden wollen wir schon fertig werden. Ein offener Kampf und Widerstreit scheint auch wirklich vortheilhafter und für die Sache erspriesslicher, als wie manchemal die neuen Dialectiker sich einverleiben und abthun möchten. — In der Art und Weise, wie manche dieser angeblichen Dialectiker ausgleichen und zurechtstellen, wird es gar nicht schwer fallen, auch in der Geschichte der neueren Philosophie seit Descartes bis Hegel dieselbe naturgemäße und nothwendige Entwicklung der Principien und deren Fortschritt, so wie der Objecte der Untersuchungen und der Methoden nachzuweisen und dialectisch zuzusetzen, zumal wenn man liegen läßt und beyseite schieben darf, was nicht paßt noch fuget; wenn man folglich etwas frey und herrißlich mit der Geschichte umspringt, und die philosophirenden Subjecte in ihrer Wahrheit und Gediegenheit nichts achtet, sie im Verhältniß zu der eingebildeten absoluten Idee recht eigentlich annihilirt. Es ist auffallend, daß während doch gerade in den gegenwärtigen Tagen auf dem philo-

sophischen Marke der Begriff und die Idee der Persönlichkeit sowohl wegen der Frage nach der Art der Fortdauer des menschlichen Geistes, als auch in Beziehung auf Gott so laut und *επιστικῶς καὶ διαλεκτικῶς* verhandelt wird, daß da die Philosophie — wie sie von Manchen gehandhabt wird — dennoch ihrer angeborenen Unart, der Abstraction, sich so wenig entschlagen mag, daß sie gerade jetzt auch das Gebiet wie der Welt, so ihrer eigenen Geschichte mit ihrem alten Erbschaden — von Aristoteles her — anstecken, daß sie auch ihre eignen Helden und Heiligen, wenigstens gegen die Idee als zufällig und unwesentlich mit Nümpf und Seneer beseitigen und gewissermassen verflüchtigen und vernüchtigen will! — Wer es noch nicht wüßte, der müßte doch mindestens hieraus abnehmen, daß unter allen syllogistischen und dialektischen Figuren für die Philosophie die Figur der Prosopopödie die schwierigste und verwegenste sey, so leicht und geläufig sie auch Rednern und Dichtern ist. Sie schlägt gar zu leicht in Unverstand, Unsinn und gespenstischen Abergewiss um, wenn hiebei die *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* — und das ist jene Figur — nicht in der innersten Tiefe des Gemüthes und Gewissens, in der höchsten Erhebung und Andacht des Geistes mit ganzer Heilsinnigkeit — (*σωποσύνη*) — vollzogen wird! — Doch so schwer sie sey, nur durch sie wird die Philosophie vollendet und gewissermassen selber auch überwunden; nur durch sie wird die von seher gewünschte, ersehnte und erwartete Eintocht, Versöhnung und Erlösung von der Entzweyung des Menschen in sich selbst, — und gewissermassen selbst von der Arbeit des Denkens in Erfüllung gebracht. So wenig aber bisher diese speculative Prosopopödie vollführt, oder wo sie unternommen worden, gelungen ist — aus allerley Mangel, unter andern auch dem des Geschmacks —, so haben doch alle philosophischen Geister das Bedürfnis und die Nothwendigkeit derselben anerkannt und ausge-

sprochen; sie haben, freylich behutsam und vorsichtig, dieselbe als die höchste Kunst der Philosophie bestimmt, und die Wege, auf denen an dies Ziel gelangt, wo die höchste und letzte Erkenntnisoperation vollzogen werden mag, ahnend, denkend und schauend eingeleitet; dieß haben gerade die größten Philosophen gethan, Plato (von welchem auch H. Fischer es bemerkt), Leibniz und Kant, zu geschweigen der beyden nun freylich auch schon überwundenen und aufgehobenen Jacobi und Schelling, durch welche gleichwohl die Idee der Persönlichkeit eben erst den philosophischen Tagblättern vor die Augen gerückt worden ist. Die meisten aber beachten gar wenig die von jenen Männern gegebenen Fingerzeige, ja, übrigens mit Recht angesehene Philosophen, verhöhnen wohl gar Kants bedeutsamen daher gehörigen Sag; die andern aber streiten über jenen Punkt der vollkommnern Philosophie in beliebter Dialectik. Wie entfernt aber diese in ihrer bisherigen Entwicklung von jenem punctum saliens des letzten und höchsten Denfactes und seinen Ergebnissen zurücksetze, davon gibt eben ihre Behandlung der Geschichte einen augenfälligen Beweis, wenn sie der Persönlichkeit der Philosophen so geringen Antheil an der Wahrheit der Gedanken einräumte. Wenn dieses dialektische Verfahren auch mit allem möglichen Geschick angewendet wäre, niemals darf es die Geschichte in einen dialektischen Proceß verwandeln; denn sie ist kein solcher, vielmehr in gleichem oder höherem Grade zugleich ein pathologischer; und das Philosophiren und seine Geschichte ist kein bloßes Denken, kein kahler Gedanke; es ist zugleich ein Handeln ein Drama. Der dramatische Dichter mag und darf zum Behuf seines Zweckes die Handlung frey erdichten und ordnen; er mag und darf hiezu auch die Geschichte brauchen, und in ihr weglassen, umstellen, erweitern und zusammenziehen, überhaupt sehr frey schalten, aber doch nicht mehr, als seine Kunst und Tendenz es erheischt; und alle seine Veränderungen an



der Geschichte müssen sich rechtfertigen durch seine Idee und den Erfolg, durch richtige Charakteristik, durch schöne Gestaltung, Gruppierung, Verschlingung und Entknotung, durch reiche Entfaltung von Geist und Gemüth im Einklang u. s. w. Widrigenfalls gereichen ihm die erlaubten Veränderungen zum Vorwurf. Uebrigens verhält es sich mit dem Denker; — auch er kann entweder sein System rein aus sich herauswickeln, oder aber auch daselbe an die Vorgänger, ihre Ahnungen, Andeutungen, Ausführungen u. s. w. anspinnen, und so die Anlässe zu seinen Gedanken u. dgl. hereinziehen, wenn er es für gut findet. Der dramatische Dichter bedarf außer der Helden seines Stückes auch untergeordneter, dienender zc. Personen aller Art bis zu den Boten und Narren und Knapen, und allerley numerirtes fruges consumere nati weiß er auch zu gebrauchen, von „Mittelgut wie wir“ versteht sich von selbst. Auch der Philosoph und der Geschichtschreiber der Philosophie kann zu ihrer Entwicklung, so fern sie ein Drama und ein Act in der Weltgeschichte ist, und zu ihrer Erklärung, widerstreitender Elemente und allerley Mittelguts nicht wohl entbehren, zumal diese doch auch gelebt, ihr Theil gehabt, und ihren Eintrag zum ganzen Gewebe geliefert haben, sey er dann groß und fein oder Geringtheils! Die breitere Welt und Litterargeschichte schleppt auch sogar einen Herosstratus, Theodoros Metochita und unbedeutendere Namen mit sich fort. Genug, die Geschichte fordert und hat auch eine subjective und zeitliche Seite, der ihr Recht anzuthun sich gebührt; dieß verlangt das: la raison finira par avoir raison. Wenn demnach die Dialektik weiter entwickelt und Dramatik seyn wird, so wird sie auch jede Subjectivität richtiger in Anschlag bringen; sie wird keine Ansicht einseitig nur als Speculation, sondern im Bezug zum geschichtlichen Individuum ansehen. Die Philosophie in ihrer Breite und die Speculation kommt nicht erfolg- und wissensreich vorwärts, wenn

sie nicht je zuweilen zurückblickt, ja zurückgeht, Abspringer, ja sogar Kreuz- und Querszüge macht; — sie ist ja eine Reise ins Innere eines nur erst in seinen allgemeinen Umrissen bekannten und geahndeten Landes; — der gerade Weg ist nicht der kürzeste, für die volle Erkenntniß muß öfters der Gesichtsz- und Standpunct gewechselt werden, freylich ohne jemals das Endziel und die Endabsicht aus dem Auge zu verlieren, sich von ihm weitab und ohne Rückkehr zu verkaufen.

(Schluß folgt).



Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie von James Forbes Esq., 1c.

(Schluß.)

Zu Rücksicht der Regenmenge hängt aber vieles von lokalen Umständen, hoher und niedriger Lage, Gebirgen, Nähe der Meere, heresenden Winden u. dgl. ab.

Der alte Volksglaube an den Einfluß der Mondsphephen auf die Hydrometeore hat sich wieder erneuert, und Flugquerges, Schädler, Eisenlohe u. a. a. haben dargethan, daß das Maximum der Niederschläge auf die Zeit des zweiten Octanten, das Minimum auf den vierten Octanten falle.

VI. Das Ganze schließt mit der Electricität der Atmosphäre. Der Verfasser beklagt mit Recht, daß die Anwendung der glänzenden Entdeckungen über diesen Gegenstand seit Franklin bis auf unsere Zeit auf seltsame Weise auf die Meteorologie vernachlässigt worden. Nur die Arbeiten Schübbers, Ermans und Paviillers verdienen genannt zu werden. Die bedeutende Menge der Electricität in der Atmosphäre schreibt man bald a) der Vegetation (Pavillet), b) bald der Verdunstung (Volta, Schübber und Kämg), c) bald chemischen Processen im Innern der Erde (Matenci), zu. Allein mit Recht sagt Dove: „Es fehlt nicht an Ursachen, welche Electricität bedingen, aber an entscheidenden Erscheinungen, welche die getroffene Wahl rechtfertigen.“

Die Untersuchung des elektrischen Zustandes der Luft ist nicht ohne Schwierigkeit, und zu wenig angestellt worden. Indessen nimmt man allgemein an, sie



sen bey heiterm Wetter, nehme in der Höhe und von den Polen zum Aequator (v. Humboldt) zu, habe, wie Schüller zuerst gezeigt hat, ein doppeltes tägliches Maximum und Minimum. Daß sie am stärksten hervortritt, je plötzlich in der Atmosphäre ein Niederschlag eintritt, wodurch Gewitterwolken entstehen, ist erwiesen. Daß bedeutender Temperaturunterschied in den obern und untern Regionen zu dieser Bildung beizuge, meynt Brandes, daß dazu Winde von großen Temperaturdifferenzen wie SW. und NW. mitwirken, behauptet consequent seiner Theorie Dove. und höchst wahrscheinlich ist die Electricität nicht die Veranlassung bey der Bildung der Gewitter, sondern vielmehr Folge oder begleitende Erscheinung, und der Blitz nur eine rasche Auseinanderfolge einzelner Entladungen (Dove), wodurch auch der Donner als wiederholte Explosionen in verschiedenen Entfernungen (mit Brandes) zu betrachten wäre, woben aber die Interferenz der Schallwellen nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Die Anzahl der Gewitter ist nicht in allen Breiten und Zeiten dieselbe. Während z. B. Deutschland auf 1 Jahr 19 hat, hat Norwegen nur 4.

Mit den Gewittern steht der Hagel in engster Verbindung; aber wir können keine der zur Erklärung desselben erdachten Hypothesen für ganz gelungen ansehen. Volta's Hypothese ist gewiß ganz unhaltbar; die scharfsinnigste ist sicher von Buch's Ansicht, daß diese Eisbildung Product eines Verdampfungs-Processes, welcher durch unverhältnismäßige Erwärmung der untern Wolkenschichten eingeleitet wird, und durch welchen die in den Höhen niedergeschlagenen Dünste gefrieren.

Olmsted schreibt die Hagelbildung in der gemäßigten Zone einer plötzlichen Vermischung eines kalten Windes in den obern Regionen mit einem wärmeren zu, wodurch die Dünste niedergeschlagen werden, und gefrieren, und sich in ihrem Falle vergrößern. Indessen auch diese Ansicht entspricht nicht allen Erfahrungen über dieses Phänomen. Ueberhaupt muß man gestehen, daß es auch hier, wie überall für die Meteorologie an nothwendiger Beobachtung fehlt, weil es an ständigen Beobachtungsstellen fehlt.

Auch das Nordlicht betrachtet der Verfasser als ein mit der Electricität in inniger Verbindung stehendes Phänomen, dessen Haupttheile die beiden Pole der Erde umlogern, welches gewöhnlich kurz nach Sonnen-Untergang und meistens im Winter erscheint, und dessen wunderbare bogenartige Lichterscheinung nach einigen Beobachtern von einem Geräusche begleitet ist, das von andern geläugnet wird.

Die Höhe dieser Phänomene wird verschieden (nach Dalton von 1 — 100 englische Meilen) angegeben. Doch ist es unlängbar, daß sie tellurisch sind, und an der Erdrotation Theil nehmen. Im Allgemeinen sehen

die neuern Beobachtungen dieses Meteor zwischen 1 bis 50 geographische Meilen. Die Verschiedenheit der Höhenangabe liegt vielleicht unter andern auch darin, daß bey verschiedenen Beobachtungen bald der höchste, bald ein niedriger Bogen in Rechnung genommen wurde. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Ebene des Nordlichtbogens senkrecht auf dem magnetischen Meridian und die Krone in der Mitte der Neigungsabel stehe. Allein es finden sich hier viele Anomalien. Aber ein gegründetes Faktum ist die Einwirkung auf die Magnetadel, und die Störungen der Declination treten in bedeutenden Entfernungen ein, nehmen aber mit der Entfernung ab, ohne aber bloß eine Funktion der Breite zu seyn, und Doves Bemerkung, daß das, was die Nadeln auf so vielen Rängen instantanisch in Bewegung setzt, da leuchtend hervorbrechen mag, wo die Störung der magnetischen Verteilung am gewaltsamsten ist, stimmt ganz mit den neuern von Faraday zuerst entdeckten Erscheinungen und Wirkungen eines künstlichen Magnetes überein.

Referent glaubt, durch diesen gedrängten Auszug den Sachkundigen auf den reichen Inhalt dieser Schrift hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben, und hat nur noch hinzuzusetzen, daß der sinnige Uebersetzer das Ganze noch dadurch bereichert hat, daß er demselben als schätzenswerthe Beilage drey lithographirte Tafeln darstellend a) eine Karte der Isothermen und Isogeothermen, b) die Polarprojection der Isothermen, c) eine Karte isobarometrischer Linien, d) eine Witterungs- und Windeose (nach Dove), e) thermische und barometrische Windrosen für London, Paris, Stockholm und Berlin hinzugesetzt, und dadurch dem Ganzen neuen Werth gegeben hat.

Referent kann am Ende dieser Ankündigung den Wunsch nicht unterdrücken, daß Herr Maßmann von Zeit zu Zeit eben solche fortlaufende Berichte über den Zustand der Meteorologie liefern, und daß in Verbindung auf Meteorologie in verschiedenen Zeitschriften aller Zungen zerstreute in einem Bilde darstellen möchte, was uns so verdienstlicher wäre, weil die Meteorologie keine eigene Zeitschrift besitzt, sondern immer nur gleichsam als Anhängsel in physikalischen Zeitschriften mitzugehen die Vergünstigung hat, auch sonst für die Meteorologie so wenig geschieht, daß man sich billig verwundern muß, wie einem Gegenstande der Naturforschung, welcher für die Staaten gewiß von noch größerer Wichtigkeit ist, als die Astronomie, so gar kein Kostenaufwand gemacht wird, der doch gewiß gegen den, welchen die Astronomie fordert, ungleich geringer seyn würde, und sich bald reichlich verzinsen dürfte.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. April.

Nro. 85.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

R. von Spruners historisch-geographischer Handatlas. Erste Lieferung von acht illuminirten Karten. Gotha bey Justus Perthes. 1837. Subscriptionspreis 2 Thlr. (3 fl. 36 kr.)

Die Ankündigung dieses Atlas hatte vor ein paar Jahren statt. Er sollte durch einige Uebersichtskarten, wohlgemerkt! die alte Geographie anschaulich machen, die vorzüglichsten Perioden des Mittelalters darstellen, und als Hauptaufgabe die Gestaltung der einzelnen Länder von der Periode der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit herabzuführen, in besonderer Berücksichtigung der von „Heeren und Ukert“ herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten.“ — In Form, Größe, Art der Behandlung sollte sich dieser historische Atlas durchaus an den Stieler'schen geographischen Handatlas, für welchen er also einen gleichsam die Vergangenheit abbildenden ergänzenden Theil ausmacht, anschließen. Die genauen Maass-Verhältnisse sollten zur Prüfung der ältern und neuern Gestaltung der Ländermassen dienen.

Der Bearbeiter dieses Atlas, Hr. v. Spruner, Lieutenant in der königl. bayer. Armee, und seit länger zu Bamberg in Garnison, ist anerkannt mit Beruf und Muth an das Werk gegangen. Bereits im Jahre 1831 erschien von ihm eine von ernsten Studien zeugende, und für die bayerische Geschichte wichtige Druckschrift: „Bayerns Gauen nach den drey Völkern, den Alemannen, Franken und Bojoaren, aus den

Urkunden nachgewiesen gegen Hr. Ritter v. Langs Bayerns Gauen ic. aus den alten Bisthumsprengelein nachgewiesen.“ Mehrere Karten zur Erläuterung dieser Vorstudien folgten. Nebenher suchte sich der Verf. das seinem Ideale eines historischen Atlas notwendige, fast unermessliche, Material nicht etwa aus bloßen Compendien, sondern aus den Quellen selbst eigen zu machen, und so, mit großer Beharrlichkeit auf einen Standpunct der Uebersicht und Meisterschaft zu gelangen, die da verbürgen, daß eine gute Karte bildlich und treffend darstellt, wie eine gute Geschichte erzählend berichtet und anspricht. Dabey ist der Verf. bescheiden genug, einem weit kostspieligern Unternehmen der Art, dem Kruse'schen Atlanten, den Vorrang nicht streitig machen zu wollen.

Nach dieser Einleitung, und unter Hinweisung auf die „Vorbemerkungen,“ welche auf einem Quartbogen, dieser ersten Lieferung selbst beigegeben sind, geben wir zur kurzen Anzeige der acht Blätter selbst über.

## Nr. 1. Die Welt der Alten.

Ausser den von den griechischen und römischen Geographen gegebenen Nachweisen hat Hr. v. Spruner den Vorbildern Ritters und Hallings folgend, auch den Namen der Orientalen einen Platz eingeräumt. Auch Reinhard und Kruse (diese freylich bey einem größern Maßstab und Detail, wurden in ihrem Systeme, an das Mittelalter anzuknüpfen, beachtet. Die beyden vorzüglichsten Ansichten der Alten von der Erde, die des Eratosthenes und Strabo's, und die nach Ptolemäus sind auf dem Blatte besonders abgebildet.

Nr. 2. Das römische Reich, und die nördlichen Barbaren im IV. Jahrhundert.

Die Eintheilung ist jene, welche durch Konstantin den Großen entweder erst getroffen, oder wenigstens erneuert und geordnet worden. Es sind die vier Prätorial-Präfecturen mit ihren Diöcesen. Die durch die Kämpfe der letzten Kaiser merkwürdig gewordenen Orte wurden besonders berücksichtigt. Die Siege der nördlich angränzenden Völker sind so angegeben, wie selbe von ihnen unmittelbar vor dem Beginne der großen welthistorischen Bewegung eingenommen worden. Dieses merkwürdige Ereigniß (sind die Ursachen desselben schon hinlänglich erforscht, wäre unter den physischen Anlässen nicht etwa auch eine, die außerordentliche Entwaldung der nördlichen Abdachung von Asien und Europa, und sofort der Mangel an Salz, wie wir in der Geschichte der Salzwerke. (München, 1836) angedeutet haben, zu bemerken?) dieses welthistorische Ereigniß, das Hr. v. Spr. mit Recht als früher beginnend hinauffetzt, ist also im Bl. 2 in seiner Anfangs- und im Bl. 3 in seiner Schluß-Epoche dargestellt; wodurch verwirrende Grenzlinien vermieden wurden. Ein Carton des Blattes zeigt den Zustand der untern Donauländer nach Eroberung der Hunnen als Zwischenperiode. Auch die nordischen Sagen wurden für die Ländernamen benützt.

Nr. 3. Europa im Anfange des VI. Jahrhunderts.

Hier zeigt sich die größte Ausdehnung germanischer Herrschaft vom nördlichen Wendekreis bis über die Nordküsten Afrikas. Da sind wieder die Kampfplätze jener Periode, (wozu wir jüngsthin in den akademischen Verhandlungen auch einen Beitrag lieferten,) und die Anfänge der frühesten Kirchengeschichte bemerkt worden. Eben durch die germanische Herrschaft ist das Christenthum, — nach der Lieblingsprache unserer Tage, — zum Durchbruch gekommen. Hr. v. Spr. meynet, daß der Kern der überelbischen Völker fortgezogen. Wir vermeynen

das Gegentheil, und haben uns darüber bereits öfter erklärt. Die Völker pflügen, wie die Bienen abzuschwärmen, während die Mutterstöcke bleiben: so die Regel. Natürlich trat die stille Heimath der ziehenden Horden in ein vielfähriges Dunkel zurück, während nur die Elemente der Bewegung, die Ethnographen der Völkerwanderung, laut wurden. Zugleich sollen aber auch im Süden die landfässig gebliebenen, die vorübergehend unterjochten Völker, die Urbewohner, (Civitates!) um so weniger übersehen werden, je unsatthafter der Wahn ist, daß die Barbaren die kurz zuvor noch so dicht bewohnten Gauen wie ausgekehrt fanden. Die einzige Thatsache, daß im VII. Jahrhundert die Vertheilung des Grundeigenthums, der (Hoffuß!), als nach Klima und Boden, nach intensivem und extensivem Typus der Landwirthschaft bereits so längst als fest geordnet hervortritt, kann uns darüber eines Bessern belehren. Im nördlichen Afrika sind die merkwürdigen jener dreihundert Bisthümer, die dort die Kirchengeschichte nachweist, nicht übersehen. Hier hatte sich das Christenthum gleichsam durch die organische Kraft der Germanen in der Sonnengluth des Himmelstrichs krystallisirt.

Nr. 4. Italien unter den Longobarden nebst den Besitzungen der griechischen Kaiser.

Das Reich der Longobarden kann hier in seinen Hauptabtheilungen: Austria, Neustria, Aemilia, Tuscia, Spoleto, Benevent etc., und diese wieder in den Unterabtheilungen betrachtet werden. Ein Specialkärtchen zeigt das zur Geschichte der Päpste gehörige Römergebiet. Die im Kampfe der Longobarden und Franken hervorgetretenen Ortschaften Burgunds sind nach Paul Warnmüfied und Gregor von Tours berücksichtigt.

Nr. 5. Italien unter den sächsischen und fränkischen Kaisern bis zu den Hohenstaufen.

Ein großer Schauplatz! Wegen Ungenauigkeit



der Historiker in ihren Angaben ist jedoch die Darstellung schwieriger. Die Karte beginnt bunt zu werden. Die Herzogthümer, Comitate, die Rural-Grasschaften, die Marken, — die Herrschaft St. Peters zu Rom; jeder Theil will bezeichnet, colorirt seyn. Ein eigener Carton zeigt die wichtigsten Punkte Roms im Mittelalter.

Nr. 6. Ober- und Mittel-Italien unter den Hohenstaufen.

Schon das Farbungemisch gibt zu erkennen, in wie viele Staaten, Stadtgebiete, Landschaften, Patrimonien u. s. w. Ober- und Mittel-Italien zerfallen war; und deutet auf ihren Kampf unter sich und gegen den Kaiser. Das wachsende Gebiet von Mailand tritt in einen besondern Abschnitt hervor.

Nr. 7. Italien von 1250 bis 1450.

Auf diesem Blatte erscheint die Gestalt des Nordens der Halbinsel völlig verändert; sie ist zu einheitlichern Grössen zurückgekehrt. Mailand, Savoyen, Venedig, Genua, Toskana; im Süden das Königreich Sicilien dieß- und jenseits des Pharo. Das Venedig nach und nach im Litorale und von Griechenland erworben, kann hier mit einem Blicke im hellblauen Colorit erkannt werden. Nebenbey ein Halbduzend von Specialcartons.

Nr. 8. Italien vor dem Ausbruche der französischen Revolution.

Als Nebenkarte enthält dieses Blatt eine Uebersicht Italiens während der Umwälzung und der napoleonischen Kaiserherrschaft, mit Angabe der ephe-meren Republiken und Reiche jener Zeit. Das italienische Publicum soll nicht säumen, sich diese Hülfsmittel zu verschaffen.

In der Ankündigung wurden erläuternde Notizen zu jedem Blatte versprochen; Hr. v. Spr. hat sich aber entschlossen, dafür nach Beendigung des Atlas ein auf denselben begründetes „Handbuch der Geographie des Mittelalters“ herauszugeben; wozu auch die inzwischen ein- und vorzukommende Kritik benutzt werden soll. Sehen wir

auf das in der ersten Ankündigung enthaltene Verzeichniß der Karten zurück; so haben wir also im raschen Fortgang deren noch 45 Nummern zu erwarten: und welsch' ein reicher Stoff hierin! Das nächste Blatt wird seyn: Altgermanien und die Süddonauländer um die Mitte des V. Jahrhunderts. Als Uebergangsbblatt der alten Geographie zu der des Mittelalters. Nebenkarten: die Reiche der Franken um 550 nach Chr.

Eine der nachfolgenden Karten stellt Teutsch-lands kirchliche Eintheilung bis in das XVI. Jahrhundert mit den Ältesten und vorzüglichern Klöstern dar. Noch einmal erinnern wir an die oben herausgestellte Hauptaufgabe dieses rühmlichen und die Geschichte vorzüglich fördernden Unternehmens: die Gestaltung der einzelnen Länder Europa's von der Periode der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit herabzuführen. Nebenher hat, dem sichern Vernehmen nach, Hr. v. Spr. auch einen historischen Atlas von Bayern in sieben Blättern in der Arbeit. Wo Verfasser und Verleger mit so viel Intelligenz, mit großen Hülfsmitteln, und so ausdauernder Anstrengung ein Werk der Art fördern, da hat das berufene Publicum nichts zu wagen, nur zu gewinnen. Mit Recht hat Hr. von Spr. am Schlusse seiner Vorbemerkungen für das bisherige Gedeihen des Unternehmens vor allem der Vorsehung, sodann aber auch den mit Rath und That mitwirkenden Freunden seinen Dank ausgesprochen.

v. Koch Sternfeld.

De Hellenicae Philosophiae Principiis atque Decursu a Thalete usque ad Platonem scripsit Dr. Carl. Phil. Fischer. Tübingen 1836. 4. 54. S.

(Schluß.)

Je ferner das Endziel, je ungebahnter und vielerley die Wege dahin sind, desto öfter ist nöthig, sich rings umzusehen und zu orientiren. Manches



System mit scheinbar rückgängiger Bewegung ist nur eine Orientierung und wirkliche Berichtigung; so das aristotelische System unter anderem. Es ist Ab- und Rückfall vom Platonischen; aber Ueber-eilungen, zu kühne Vorsprünge und zu hoher Flug machten die Rückschritte nöthig, weil nicht bloß Vor-dringen, sondern gemessener Schritt und Gang gefordert werden muß. Die Platonischen Abhand-  
lungen forderten und riefen hervor einen logischen Aristote-  
les, und — (um nach diesem Seitengang endlich wiederum auf H. Fischer zurückzukommen, und et-  
liche Anmerkungen zu seiner Abhandlungen zu ma-  
chen) das nur logische  $\delta\upsilon$  des Parmenides rief das materiale  $\delta\upsilon$  des Melissus und Leucippes hervor. Mir wenigstens scheint es, daß die Ato-  
mistik mit dem Eleatismus näher zusammenhänge, als Herr Fischer annimmt. Abgesehen davon, daß der Stifter der Atomistik Leucippus unter anderem auch von Elea gebürtig, daß er ein Schüler des Xeno-  
phanes, des Zeno u. c. gewesen seyn soll, so mußte der grelle Widerspruch, in welchem Verstand und sinnliche Wahrnehmung bey Parmenides standen, den Versuch einer Ausgleichung gebieten; das Denken mußte der Anschauung wenigstens der  $\lambda\omicron\gamma\omega\phi$   $\xi\epsilon\omega\phi\eta\tau\omicron\nu\omicron$  wieder genähert werden. Dennoch setzten die Atomisten das logische  $\delta\upsilon$  des Parmenides in ein reales  $\delta\upsilon$ , obzwar nur  $\lambda\omicron\gamma\omega\phi$   $\xi\epsilon\omega\phi\eta\tau\omicron\nu\omicron$  um, in das Atom, und setzten dieses, jedes als Ein-  
heit zusammen aber als unendliche Vielheit; aus der Anschauung nahmen sie unbedenklich die Bewegung —  $\kappa\acute{\iota}\nu\eta\sigma\iota\varsigma$  — als deren ursprüng-  
liche Inhärenz hinzu; sie verwandelten das  $\delta\upsilon$  hie-  
mit aus einem Subject in ein Prädicat. Auch das  $\mu\eta$   $\delta\upsilon$  der älteren Eleaten setzten diese jüngeren Eleaten (wie sie sonst wohl auch hießen) oder Atomisten in der Anschauung als das Leere —  $\tau\omicron$   $\kappa\epsilon\nu\omicron\nu$ . Dieses gethan, hatten sie denn auch in ihrer Art den alten Eleatismus überwunden, und ihn nach Gebühr berichtigt, auch Verstand und Sinn nach ihrer Weise ausgeföhnt. —

Ferner gehören meines Bedenkens die Sophisten auch nicht vorzugsweise dem atomistischen Systeme an; — ihre Form und Methode waren sie jedenfalls mehr den Eleaten, namentlich dem Zeno, als den Ato-  
misten schuldig; und ihren Stoff, wenn man den Quell desselben in einer philosophischen Lehre ja doch finden will, und nicht viel richtiger aus dem Sinne und Herzen eines jeden derselben und aus ihrer täg-  
lichen Erfahrung herleitet, konnten sie aus den elea-  
tischen Lehren und Speculationen mit derselben Leichtigkeit und Folgerichtigkeit herausspinnen, als aus dem atomistischen des Leucippus und Demokritus. Gorgias vollends hat in gar nichts Ge-  
meinschaft mit den letzteren; wie denn die Sophisten überhaupt nur als Beförderer des Nachdenkens u. c. in die Geschichte der Philosophie, ihrem ganzen übrigen Wirken aber in die Geschichte der Litteratur, namentlich der Beredsamkeit gehören. — Die Ato-  
mistiker, ist H. Fischer geneigt, mit denjenigen alten Ionikern, die er Mechaniker nennt, in Zus-  
ammenhang zu bringen. Allein so richtig die Un-  
terscheidung der zwey Klassen ionischer Physiologen ist, so kurz und bezeichnend die Benennung, so trägt sie doch etwas in's Alterthum zurück, was so erst der neueren Zeit angehört; der Ausdruck ist zu markant. Endlich ist zwar wahr, daß die griechische Philosophie von der Naturforschung angehoben habe, zu ihrem Heile und zu ihrem sichereren und gedeißlichen Fortschritt. Dieser Ausdruck ist aber nicht eben der schlechthin nothwendige; es ist eben so möglich, wie die Semiten und andere Orientalen gethan zu haben scheinen, erst von einer reichen inneren Er-  
fahrung und vom Gewissen aus an die Philosophie zu kommen, und sich in ihr zu vertiefen; freylich auf die hier sehr große Gefahr hin, in willkürliche Hirnspinnstoffe jeder Art sich zu verwickeln. Danken wir demnach stets den griechischen Weisen, die uns deesfalls zurückgeleitet haben!

# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. May.

Nro. 86.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Historisch-philologische Studien von R. W. Krüger. "Εοικε πάτη χαλεπὸν καὶ δυσθράτων ἱστορία τὰλῆδές. Plutarchos. Berlin, bey Ricker und Püchler. 1837.

Den Inhalt dieses zwey hundert vier und sechzig klein und enggedruckte Seiten enthaltenden Buches bildet, was der Titel nicht erwarten läßt, aber die der Einleitung vorausgesetzte Aufschrift: Ueber die Pentekontaetie des Thukydides andeutet, eine fortlaufende chronologische Feststellung der wichtigsten, jedoch wenig genau bestimmten Ereignisse der griechischen Geschichte von Xerxes Rückzug aus Hellas bis zum Anfange des Peloponnesischen Krieges; in diesem Zeitraum von fünfzig Jahren ruht die Größe und Macht des attischen Staates, aber auch der Keim alles folgenden unheilvollen Unglückes. Dennoch hatte schon im Alterthume dieser Zeitraum wenige Geschichtschreiber gefunden; er war, wie der Verfasser richtig bemerkt, vielfach zerstückelt, ohne äußere Einheit und lag zwischen Begebenheiten, die ihn durch Glanz und Großartigkeit überstrahlten und vorzugsweise ausgezeichnete Geister zur Behandlung anlockten. Thukydides kennt nur den Hellanikos als Vorgänger (I. 97) und weil dieser kurz und keineswegs in richtiger Zeitfolge (Βραχέως τε καὶ τοῖς χρόνοις οὐκ ἀκριβῶς) darüber berichtet hatte, stellt er selbst diesen ganzen Zeitraum als einen besondern Exkursus, ἐκβολή τοῦ λόγου, gedrängt, aber in scharf gezeichnetem Umrisse im ersten Buche (I. 89 — 118) vor dem Beginnen des peloponnesischen Krieges dar.

Also des Vorgängers Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit, bemerkt der Verfasser S. 6, wollte Th. ergänzend berichtigen, er, größtentheils Zeitgenosse der Begebenheiten und Bürger der Stadt, die den Mittelpunkt derselben bildete. Bey dem sorgfältigsten aller Historiker dürfen wir also gerade hier die gewissenhafteste Genauigkeit voraussetzen: jedes Wort muß als gewählt und gewichtig, jede Wendung als bezeichnend und bedeutsam, jede Angabe, die nicht aufs genaueste mit den feinigsten übereinstimmt, als Irrthum erscheinen. Andere Zeugnisse gegen die Feinigen in die Wagschale legen, heißt nichts weniger als den anerkannt gewissenhaftesten Geschichtschreiber bey Ereignissen, von denen er, wenn irgend jemand, sichere Kunde haben konnte und Genaueres als ein anderer Zeitgenosse zu melden selbst versichert, der Unzuverlässigkeit zeihen.

Aber Th. stellt die Ereignisse nur in ihrer Folge nach einander, die eigentliche Bestimmung der Jahre hat er nicht gegeben; es ist eine Anreihung der sich folgenden Thaten, ohne Angabe der Jahre; diese findet sich mit dem Namen der Archonten in Gesamtheit und ausführlicher Erzählung bey Diodoros, einzelnes bey vielen andern zerstreut; doch der Widersprüche sind sehr viele und mit Th. nicht zu vereinigen. Hier nun gilt der Grundsatz, daß, was ans Th. fest steht, als sicher und zuverlässig gegen jede spätere durch Namen und Jahre noch so täuschende Angabe behauptet werden muß, kurz daß die Folge, in der Th. die Ereignisse vorträgt, für die Zeitbestimmung derselben leitende Fühlerin seyn müsse.

„Ganz losagen (S. 5) müssen wir uns von der ehrfurchtsvollen Scheu, mit der ebenso gelehrte als schaffsinige Männer auch bey den entschiedensten Widersprüchen zuverlässigerer Zeugen Diodoros Berichte zu verwerfen oft Anstand nahmen und gelegentlich durch gewaltthätiges Wiegeln und Rücken Ausgleichung

versuchten. Das Ergebniß war nur zu oft Verköpplung. Darum entschlage man sich jener so vielfach gemißbrauchten historischen Harmonik; klar und überzeugend stelle man den Sinn und Inhalt der Hauptquelle fest und wenn nicht innere Gründe von entscheidendem Gewicht ihr widersprechen, so gebe man auf, was nur durch gewaltsame Deutung mit ihr sich ausgleichen ließe.

Die Alten selbst haben diese gedrängte und die Thatsachen gewiß in richtiger Zeitfolge aufführende Darstellung, weil sie die Jahresbestimmung entbehrte, und diese erst durch sorgfältige Vergleichung aufzufinden war, nicht gewürdigt, ihre Wichtigkeit nicht geahnet; wir erinnern uns wenigstens keiner einzigen Stelle aus den uns erhaltenen Geschichtschreibern, in welcher bey chronologischen Differenzen der Folge der Ereignisse, das Zeugniß des Thukydides, so oft dieß auch geschehen konnte, zur Entscheidung in Anspruch genommen wäre. Der treffliche Palmarius war der erste, der auf die Abweichung des Diodoros von Thuk. wiederholt hingewiesen; Dodwell hat vieles, nicht ohne neue Verirrungen zu schaffen, hervorgehoben; in den neuesten Zeit gebührt Clinton das Verdienst in den Fasti Hellenici sowohl an einzelnen Stellen, als durch einen besondern Anhang auf die Wichtigkeit und Richtigkeit der Folge der Erzählung bey Th. aufmerksam gemacht zu haben; ihm folgt unser Verfasser, mit dem Streben: in einer ausführlichen Untersuchung die Chronologie der Ereignisse ihrer Zeit so fest zu stellen, daß die Reihenfolge der Begebenheiten bey Thukydides und selbst die einzelnen Ausdrücke und Wendungen dieses Schriftstellers durchgängig als vollkommen gerechtfertigt erscheinen; dadurch hat er den gründlichsten historisch-chronologischen Commentar zu jener Episode geliefert, und wenn auch in der Ausführung nicht überall-befriedigt, doch die Hauptmomente, die zu einem Resultate führen können, zusammengetragen. In vier Abschnitten werden Bestimmungen ausgemittelt, die von den bisher angenommenen wesentlich abweichen.

Erster Abschnitt. Von der Schlacht bey Pla-

taâ bis zur Schlacht am Eurymedon, Ol. 75, 2. bis Ol. 77, 3. Von den hier gegebenen Untersuchungen sind besonders die wichtig, deren Entscheidung von der Zeit des Themistokles abhängt. 3. W. Episode über die Zeit, in welcher die Erbauung des Pirâus angefangen wurde, gegen Böckh. Nach Thuk. hatte der Ban bereits vor dem Seekriege mit den Persern in dem Jahre, in welchem Themistokles Archon gewesen, begonnen; aus Dionysius wissen wir (es fehlen die Namen mehrerer Archonten jener Zeit) daß Ol. 71, 4. Themistokles Archon gewesen und dieß ist das Jahr, welches Böckh mit andern für das von Th. bezeichnete hält; S. Krüger macht durch Zusammenstellung mancher zu beachtender Nebenumstände wahrscheinlich, daß jene Angabe das Ereigniß viel zu weit hinaus führe und wird dadurch auf die Jahre Ol. 73, 2/3 und 74, 3/4, von welchen allein die Namen der Archonten unbekannt sind, gebracht; er entscheidet sich für Ol. 74, 3. Hieser gehören auch die Episoden über die Todeszeit des Themistokles und über den Regierungsantritt des Artaxerxes. Der Verf. stellt erstere mit Diodor Ol. 77, 3 kurz vor der Schlacht am Eurymedon, gegen Plutarch, der diese Begebenheit mit Kimons Zuge gegen Kypros, in Verbindung bringt, letztere Ol. 76, 3/4, gegen Diodor, der Ol. 78, 4 angibt. So entschieden gültig und keinem Bedenken unterworfen die Reihenfolge der Begebenheiten bey Th. ist, so schwer und oft unmöglich wird die nähere Jahresbestimmung; stets treten dem bereits Gewonnenen andere Zeugnisse entgegen, jede scheinbar feste Grundlage wird wieder wankend, es ist ein Kampf um Autoritäten, und zwar leichte, aber höchst unsichere Zahlenänderungen werden oft unvermeidlich. In solchen verwickelten Problemen zeigt sich der Tact und die Combinationsgabe des Geschichtsforschers am glänzendsten. Uns Th. läßt sich nur mit Sicherheit beweisen, daß Themistokles Flucht, gleichzeitig mit der Belagerung von Naxos früher als die Schlacht am Eurymedon erfolgt sey;



mit Mitford aber anzunehmen, daß des Th. und Diodorus Erzählung unverkennbar zeige, daß Themistokles nicht lange mehr gelebt habe und daher der Tod dessen von der Schlacht zu sehen sey, haben wir durch nichts begründet gefunden. Sicher dagegen ist die Folgerung, daß, da Themistokles nach Th. an den König Artaxerxes, der vor kurzem den Thron bestiegen hatte, nicht wie Andere behaupteten, an den Xerxes geschrieben hatte, nach Th. der Regierungsantritt des Artaxerxes in ungefähr gleiche Zeit mit Themistokles' Flucht falle. Diese setzt eine beglaubigte Angabe bey Cicero noch vor Ol. 77, 2; die allgemeine Uebersieferung aber läßt den Artaxerxes Ol. 78, 4 den Thron besteigen, wodurch ein Abstand von mehr als sechs Jahren entsteht. Da nach Plutarchos auch Charon aus Lampacus, der selbst unter Artaxerxes lebte und als Asianer nach den Regierungsjahren der Könige zu rechnen gewohnt war, erzählte, Themist. sey zu diesem König, nicht zu Xerxes gekommen, so glaubt H. Kr., je zuverlässiger die Berichte des Th. sind und je weniger es glaublich ist, daß Charon über den berühmtesten seiner Zeitgenossen völlig verschiedene Nachrichten gegeben habe, desto unbedenklicher annehmen zu dürfen, daß wie von Th. (d. h. nach H. Kr. Annahme), so auch von Charon der Regierungsantritt etwa in Ol. 76, 4 gesetzt sey, ja er bezeichnet es als herrschende, durch zwey vollwichtige Gewährsmänner bestätigte Uebersieferung, daß Themistokles vor der Schlacht am Eurymedon starb, unter Artaxerxes Regierung starb; letzteres ist freylich richtig und von Niemanden bestritten worden, ersteres aber, von besondrer Entscheidung, mußte mit überzeugenderen Gründen als vom Verf. geschehen, bewiesen und mehr als nur wahrscheinlich gemacht werden. Wir übergehen die Episode über ein Epigramm des Simonides, welches noch manches Bedenken übrig läßt, und eilen zum Inhalte des zweyten Abschnittes, in welchem H. Kr. ein vollendetes Muster historischer Forschung liefert und

eine solche Kenntniß des griechischen Alterthums in Einzelnen wie im Ganzen zeigt, daß wir nicht umhin können, Aeußerungen, die der gewöhnlichen Ansicht zumeist entgegen, unserer Ueberzeugung gemäß aber vollkommen richtig und begründet sind, mit den Worten des Verfassers anzuführen.

(Fortsetzung folgt.)



Manuel d'Ornithologie ou tableau systématique des oiseaux qui se trouvent en Europe par C. J. Temminck. 2<sup>de</sup> édition. III<sup>eme</sup> partie. Paris 1835. LXXXIV. und 305 p. 8.

Die zweyte Auflage von Temminck's bester Ornithologie Europa's erschien 1820 in 2 Theilen. Hiesu ist dieß nur ein Nachtrag, aber ein so ausführlicher und reichlicher, daß derselbe auch zwey Bände füllen wird; der hier vorliegende dritte Theil beschäftigt sich blos mit den Landoögeln; der vierte Theil, der ebenfalls im Laufe des Jahres 1835 erscheinen sollte (uns aber bis jetzt — November 1836 — noch nicht zugekommen ist) wird die Zufüge zu den Wasseroögeln enthalten.

Die 84 Seiten lange Vorrede oder Einleitung theilt uns die neugewonnenen Mittel mit; das Leidenor zoologische Museum — in der Ornithologie unstreitig das reichste — bot Hilfsmittel dar, wie kein anderes; eigene Reisende, viele Geschenke, ein außerordentlicher Tauschverkehr, eine höchst verständige Verwaltung konnten in wenig Jahren eine neugegründete Sammlung so emporheben, daß sie mit denen von Paris, Berlin, Wien un den ersten Rang streitet. — Die Einleitung ist etwas weischwellig, aber doch reich an manchen interessanten Mittheilungen; so giebt Temminck hier eine Vergleichung der europäischen Vogelfauna und der japanischen, nach den von Siebold veranstalteten Sammlungen; anfallend ist die Uebereinstimmung; nicht weniger als 114 Arten europäischer Vögel fand Siebold in Japan. — Ausführlich ist hier auch die Litteratur seit 1820 nachgeholt, mit kritischen Bemerkungen; diese ganze Arbeit giebt einen neuen Beweis von der großen Verzeutheit des Verf. mit der gesammten europäischen Litteratur; man wird nur wenig Schriften vermiffen.



Nef. ist es jedoch aufgefallen, daß Temminck das reiche Tagebuch von Oraba über seine Reise nach Jarö nicht zu kennen scheint, während doch Vole's Beiträge aufgeführt werden. Von Gloger erwähnt Temminck nur seine Uebersicht der schlesischen Wibelthiere; die ersten Hefte von Gloger's trefflichem Handbuch waren doch schon ein ganzes Jahr erschienen und sind zum Schaden für sein Werk von Herreu Temminck nicht benutzt worden.

Zu jeder in dem ersten Bande des manuel aufgeführten Art finden sich Zusätze, theils zur Beschreibung, theils zur Correction der Synonymen und zur Litteratur, wodurch einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen wird; denn leider hat Gloger, der es doch am ersten gekannt hätte, keine Hinweisung auf die Stellen in den Quellen gegeben; dürftig sind die Artikel nourriture und propagation ausgestattet, noch weit dürftiger aber sind des Verf. Angaben über die geographische Verbreitung, worin Gloger so Vorzügliches geleistet hat.

Die Zahl der neuentdeckten Arten ist sehr groß und giebt einen Beweis von der eifrigen Thätigkeit der Naturforscher und Sammler; Vrehm's entfesselte Speciesmacherey hat, wie billig, gar keinen Einfluss auf Temminck gehabt; und sollten auch wohl einzelne Arten des Letzteren, wie z. B. *Fringilla hispaniolensis*, *cisalpina* etc. zu kassiren, und mit Gloger als klimatische Varietäten zu betrachten sehn, so ist es doch immer interessant die Ansicht eines Mannes, wie Herren Temminck's zu kennen, der so entfernt ist von dem leichtsinnigen Species-Auffstellen der Neueren, namentlich der ornithologischen Dilettanten. Auch ist nicht zu läugnen, daß Gloger in dem sonst höchst verdienstlichen Bemühen, Arten, die nicht haltbar sind, einzusiehen und auf klimatische Spielarten zurückzuführen, hie und da zu weit geht; so stellt derselbe z. B. *Sturnus unicolor* zu *St. vulgaris*, während die ächten einfarbigen Staare Sardiniens nicht nur specifisch, sondern, nach Schnabel und Fußbau, fast generisch verschieden sind und den Uebergang zur Gattung *Pastor* s. *Gracula* bilden.

Neu hinzugekommene d. h. seit 1820 in Europa aufgefundenen, von Temminck hier beschriebene Arten, sind folgende:

- Falco Bonelli*, *melanopterus*.
- Strix ascalaphus*.
- Corvus leucophaeus*, *spermologus*, *cyaneus*.

*Turdus migratorius*, *pallidus*, *sibiricus*.

*Cinclus melanogaster* (Vrehm's Art als zweifelsaft), *Pallasii*.

*Sylvia Pallasii*, *luscinioides*, *melanopogon*, *Rüppellii*, *icterina*.

*Accentor calliope*.

*Motacilla flaveola*.

*Anthus rufogularis*.

*Alauda Duponti*, *bifasciata*, *Kollyi*.

*Parus bicolor*.

*Emberiza palustris*, *caesia*, *rustica*, *aureola*, *hyemalis*, *provincialis*.

*Loxia leucoptera*.

*Pyrrhula githaginae*.

*Fringilla incerta*, *borealis*.

*Cuculus cinerosus*.

*Sitta syriaca* (synonym mit *S. Neumayeri*).

*Alcedo rudis*.

*Hirundo rufula*.

*Caprimulgus climacurus* (noch zweifelsaft, ob wirklich Europa angehörig).

So sind also seit 1820, binnen 15 Jahren, nicht weniger als 38 neue Landvögel (die Hühner noch nicht hinzugerechnet) entdeckt worden; man sieht, daß bey weitem die meisten Arten dem Süd-Osten von Europa angehören, wo sie theils einheimisch sind, theils zufälliger von Kleinasien, Syrien, Egypten, der Verberey herkommen; ein Theil der neuen Arten kommt aus dem asiatischen Rußland in's europäische; wenige neue Arten sind artfich oder nordamerikanische, in England gefangene Züchtlinge.

Mit Besuchsicht muß man dem ungleich schwierigeren vierten Theile, der die Schnap- und Wasservögel, so wie als Rest die Hühner und Tauben enthalten wird, entgegen sehen; er ist um so mehr Bedürfnis, als Gloger auch sehr lange mit seinem Theile zögert.

Schließlich bemerken wir noch, daß Temminck seine neuen europäischen Arten nicht mehr in den *Planches coloriées* geben wird, sondern an Gould für seine *Birds of Europe* abtrat, welche auch in der That die prachtvollsten Vogelabbildungen sind, die Ref. je gesehen hat.

H. Wagner.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. May.

Nro. 87.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Historisch-philologische Studien von K. W. Krüger. "Εοικε πάντη χαλεπὸν καὶ δυσήρατον ἱστορίᾳ τὰ ληθεῖς. Plutarchos Berlin, bey Richter und Pichler. 1837.

(Fortsetzung.)

Zweyter Abschnitt. Ueber den Frieden des Kallias. Der vielgerühmte sogenannte kimonische Frieden, oder, wie er richtiger nach dem Stifter desselben genannt werden sollte, der Friede des Kallias, die Befreyung der Griechen vom persischen Joch und das Verdrängen der Barbaren aus dem griechisch asiatischen Gebiete, in der Hauptstadt selbst durch eine Säule bestätigt, ist in den Schriften der Lobredner Athens ein besonderer Glanzpunkt der attischen Geschichte, \*) die dessen stets auf Kosten der Lakedaemonier, welche durch Antalkidas Frieden die Griechen den Barbaren wieder aufgeopfert haben, erwähnen; und dennoch sagt Demosthenes von diesem so vielfach geschmähten Frieden des Antalkidas, die Athener hätten im Besitze von Byzantion als Herren des Handels die Lakedaemonier gezwungen, diesen Frieden ganz nach ihrem eigenen Wunsche abzuschließen; natürlich, sie hatten sich ja den Besitz von Lemnos, Imbros und Skyros gesichert.

Nichts desto weniger wagten schon im Alterthume zwey Geschichtschreiber ihn als erdichtet in Anspruch zu nehmen, beyde schon deshalb höchst beachtungswürdig.

\*) Ein neues mit einem unsers Wissens sonst nirgends gegebenen Zusätze, aber freylich sehr verworrenes Zeugniß über den Frieden und die folgende Zeit lesen wir in den Rhetores Graeci tom. V. p. 388.

worth, weil sie nicht Athener waren und zu den ältesten Christifessern gehören, von denen uns über diesen Gegenstand Angaben enthalten sind: der eine Theopompos von Chios, dem es, wie manche Bruchstücke bezeugen, nicht an kritischer Schärfe gebrach; der andere Kallisthenes von Sphakos, ein Mann, der wahrscheinlich auch als Geschichtschreiber die Strenge sittlicher Haltung, welche er mit dem Tode besiegelte, nicht verläugnete. Doch nicht bloß einzelne Christifessler, die meisten der Hellenen, scheint es, bezweifelten den Frieden, da Pausanias ihn nicht unentschieden nur als Athenische Volksfabel bezeichnete.

Von den neueren hatten Zweifel über die Richtigkeit dieses Friedens Mitford, Manso, Bredow geäußert, Dahnmann in einer besondern Abhandlung den Beweis davon zu führen gesucht, unser Verf., der schon damals nachhängig von seinem Vorgänger diesen Gegenstand untersuchte, ist gleichwohl an Inhalt, wie an Ausführung von einem jedem verschieden:

Vielleicht gelingt es zugleich durch Vorelegung einer Reihe von Beispielen grober Geschichtsfälschung und Hinweisung auf den unhistorischen Geist der meisten Hellenen dem gewöhnlichen Mißtrauen gegen jede Art von Skepsis, auch die besonnenste, welche doch nirgends nothwendiger ist, als in der hellenischen Geschichte, entgegen zu wirken und zur Bekämpfung historischer Wahngläubigkeit einen nicht ganz unerheblichen Beitrag zu liefern.

Die ältesten Geschichtschreiber, die jener Zeit zunächst stehen, wissen nichts von diesem Frieden:

daß aber so wenig Charon als der Lesbier Hekataikos, dessen Athos eine Geschichte der Athinischen Hegemonie enthielt, des Friedens gedacht hatte, erhellt daraus, daß Plutarchos, der Beweise für denselben suchte, dieser Schriftsteller dabey nicht erwähnt, ungeachtet er sonst sich ihres Zeugnisses öfter bedient. Derselbe Grund würde genügen, um auch Kleinas Stillschwelgen über den Frieden zu erweisen, wenn dieses nicht noch überzeugender durch die uns von

Potius erhaltenen Anzüge aus den persischen Geschichten dieses Schriftstellers dargethan würde.

Das wichtigste und bedeutendste Zeugniß ist Thukydides Stillschweigen; er, der sich recht eigentlich die Aufgabe gestellt hat, das allmähliche Wachstum der Athenischen Macht zu entwickeln, der keine Hauptbegebenheit in der Zeit zwischen dem zweiten persischen und peloponnesischen Krieg unberührt läßt, der selbst nicht den fünfjährigen Vertrag übergeht, sollte des glänzenden Friedens, durch den das mächtigste Reich der damaligen Welt sich vor Athen gebeugt hätte, mit keiner Ephe gedenken? Auch in dem ganzen Werke des Herodotus, der so gerne Ereignisse späterer Zeit erwähnt, die Verdienste der Athener um die Befreyung der Hellenen rühmt und an dem Schicksale der Perser zu zeigen sucht, wie die Gottheit alles was sich erhebt, vernichtet, findet sich keine Spur von einem Frieden.

Von gleicher Bedeutung ist, daß auch unter den Schriftstellern, die Athens Großthaten gegen die Barbaren panegyrisch zu verherrlichen beflissen waren, keiner, dessen Werke uns erhalten sind, vor der neun und neunzigsten Olympiade des Friedens gedacht hat, nicht Kristophanes, der so oft und so glänzend die Siege gegen die Perser hervorhebt, nicht Andokides in der Rede über die Mysterien oder in der über den Frieden, endlich selbst nicht Lyfias und Plato in Reden, welche keinen andern Zweck verfolgen, als die rühmlichen Thaten der Athener der Reihe nach aufzuzählen, und des Friedens und seiner Bedingungen, wenn sie ihn kannten, besonders erwähnen mußten; denn daß man den einen oder andern Ausdruck in jenen Reden darauf bezogen hat, geschah nur durch nicht genaue Beachtung des Zusammenhanges der Stellen, welcher jede Deutung auf den Frieden entfernt. Dieses Stillschweigen von so bedeutenden Zeugen in so wichtiger Sache, und die Bemerkung, daß überhaupt in den Schriften vor Antalkidas Frieden keine sichere Spur davon zu treffen ist, ja selbst nicht in dem

noch spätern Menexenus des Plato, ist dem unterschiedenen Beweise, daß sie von dem kimonischen Frieden nichts wußten, gleich zu achten und mit volstem Rechte erinnert der Verf. die Widersacher dieser Art von Folgerungen S. 86 an Fr. A. Wolfs Ausspruch. \*)

Aber wie konnte die Sage von einem solchen Frieden, wenn er nicht wirklich geschlossen worden, auch nur statt finden, und in die Reihe wahrer Ereignisse aufgenommen werden? Der Verfasser erklärt sich darüber S. 104:

Leicht konnte die Anbimsucht der Athener, die beliebig alles, was ihr zusagte, sich aneignete, zu der Idee eines mit Persien geschlossenen Friedens veranlaßt werden. Es läßt sich voraussetzen, daß eine solche Idee, anfangs sehr unsicher und gestallos, nach und nach sich zu einer bestimmten Ansicht ausbildete. Die Redner, besonders die epitaphischen, deren höchstes Streben der Beifall ihrer Zuhörer war, wußten zu gut, daß sie denselben durch nichts sicherer erlangen könnten, als durch die Verklärung der Großthaten des Volkes. Sie betrachteten in dieser Hinsicht die Geschichte desselben als eine unerforschliche Fundgrube, die sie nach Kräften ausbeuteten, und haben, der Nachfolger den Vorgänger überbietend, die Ereignisse oft mit einer fast poetischen Freyheit gestaltet. Und was hätte sie auch abhalten sollen, von dieser Freyheit im vollsten Maße Gebrauch zu machen? rhetorischem Erfolge zur Liebe um so kühner gegen die geschichtliche Wahrheit zu freveln, je weniger von irgend einer Seite kritische Prüfung zu besorgen war? Denn je glänzender die Begebenheiten erscheinen, desto mehr fand die Darstellung Anklang, desto eher verstimulte der Zweifel. Nichts ist der Wahrheit gefährlicher als die Geneigtheit zu glauben, was von einer enthusiastischen Stimmung vorgegetragen. Es sollten aber Athens Großthaten nicht bloß an und für sich geprezt werden; um sie in desto glänzender Beleuchtung zu stellen erforderten nicht minder rhetorische als politische Interessen, daß man in

\*) Proleg. ad Hom. p. LXXIX. Est haud dubie silentium quoddam nullius momenti et in neutram partem traendum; contra aliud est argumentum et ut ita dicam vocale, quod si non expugnatur diversa testantium auctoritate vel ea quae omnes omnium auctoritates frangit, ratione, apud prudentissimum quemque semper plurimum voluit.



möglichst auffallendem Abthil die athenische Hegemonie durch den Gegensatz der Lakëdämonischen verherlichte. Aber was sollte man hier vorzugsweise geteilt machen? Gegen das Wohl und die Rechte der Verbündeten hatten beide Völker, wenn auch in verschiedener Weise, empörend gefrevelt; am ärgsten jedoch die Athener, die also bey vergleichender Abwägung nur verlieren konnten. Mit den Barbaren hingegen hatte Athen siegreich gekämpft, Lakëdämon einen schmachvollen Frieden geschlossen; einen Frieden, der dem Erbfeinde eben die Hellenen überantwortete, die sich einst unter Athens Mitwirkung, wenn auch nur theilweise, in Freiheit gesetzt hatten. Ihre Unabhängigkeit war Jahre lange auch im Frieden, d. h. in Zeiten, wo kein Krieg gegen die Barbaren geführt wurde, von diesen nicht angetastet worden. Was Wunder also, wenn man leicht glaubte, daß diese Unabhängigkeit durch den Frieden, durch einen Frieden bestätigt, bekräftigt, ja anerkannt worden sey. Von Unterhandlungen, die man ungesähr um die bezügliche Zeit mit Persien angeknüpft haben mochte, gab eine halb verschollene Erinnerung Kunde; wie hätte man nicht bereitwillig glauben sollen, daß diese Unterhandlungen eine Ausöhnung zum Zwecke gehabt, daß sie einen Frieden herbeigeführt? unstreitig aber einen Frieden, der das vollkommenste Gegenstück war von dem unter Lakëdämonischer Hegemonie geschlossenen.

Die erste Nachricht von jenem Frieden gibt nicht ein Geschichtschreiber, sondern ein Redner, Isocrates, undeutlich und nicht bezeichnend im Panegyrikus (380 vor Chr.) bey einer Vergleichung und im Gegensatz zu dem von den Lakëdämoniern geschlossenem; nur von Verträgen mit den Persern wird gesprochen, ohne nähere Bezeichnung seines Vorhandenseyns, während der Lakëdämonische auf steinernen Säulen aufgeschrieben ist, welche in den geweisamen Tempeln als glänzendes Tropäon gegen ganz Hellas stehen; viel zu viel und den übrigen Zeugnissen widersprechend sagt derselbe vierzig Jahre später im Panathenaiskos, nämlich es sey den Barbaren nicht erlanbt gewesen mit einem Landheere dießseits des Halys herabzukommen; so hatte sich im Munde desselben Redners dieselbe Angabe verschieden gestaltet.

(Schluß folgt.)

Leçons d'anatomie comparée de Georges Cuvier. Seconde édition, corrigée et augmentée. Tome I. revu par G. Cuvier. 1835. 587. p. Tome IV. 1. partie, revu par Duvernoy 1836. 628. p. Tome IV. seconde partie, revu par Duvernoy. 1836. 691 p. Paris 8.

Endlich ist diese längst angekündigte und erschente zweite Auflage von Cuviers berühmtem Werke erschienen; es liegen wenigstens einige Bände vor; das Werk erscheint also, wie jetzt leider so häufig üblich, nicht in regelmäßiger Folge. Die Herren Cuvier der Nefte und Duvernoy, Prof. in Straßburg sind die Herausgeber; das Ganze soll 7 Bände werden, zwey mehr als in der ersten Auflage.

Die Erwartungen und Anforderungen an dieses Unternehmen sind ohne Zweifel sehr groß; 56 Jahre sind seit dem Erscheinen der ersten Bände der früheren Ausgabe verfloßen und die Erweiterungen der Wissenschaft, zu welcher es eigentlich den Grund gelegt hat, sind so außerordentlich, wie kaum in irgend einem Zweige der Naturkunde gewesen. Cuvier selbst hatte damals schon seine Leçons nur als eine Vorarbeit zu seinem „Grand ouvrage“ über vergleichende Anatomie betrachtet und Ref. ist Zeuge gewesen, wie er in seinen letzten Lebensjahren unablässig mit Arbeiten, namentlich über Osteologie und Zoologie der Thiere beschäftigt war; Aber die vielfachen Ämter und die Herausgabe der Naturgeschichte der Fische schelen ihn dennoch gehindert zu haben, seinen Plan ins Werk zu setzen, auch wenn er länger gelebt hätte. Wie die vergleichende Anatomie gegenwärtig steht, verlangt sie fast das ungetheilte Leben eines Einzigen.

Der erste vorliegende Band enthält eine allgemeine Einleitung und die Osteologie und Zoologie der Wirbeltiere, von Cuvier selbst noch bearbeitet, oder vielmehr durchgesehen. Selbst dieser Band entspricht im Ganzen nicht den Erwartungen und in vieler Hinsicht erreicht er die Meckelsche Arbeit \*) nicht. Zimmern

\*) Die Herausgeber sagen in der Vorrede: Nous serons ici une dernière remarque: c'est que si nous



enthält er jedoch vieles Neue, da gerade die Skelettsammlung des Pflanzengartens der stärkste Theil des Cabinets für vergleichende Anatomie ist und sich hier Seltenheiten finden, wie nirgends anderwärts. Die Osteologie der Säugethiere und Amphibien ist, wie nach den in den Recherches sur les ossemens fossiles nie dergelegten Vorarbeiten zu erwarten war, der beste Theil. Die Osteologie der Vögel kann sich mit den Arbeiten von Bissch nicht messen und selbst an der Osteologie der Fische, wozu doch speciell gesammelt wurde, würde Agassiz viel zu verbessern haben.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes beginnt mit einer Zuckelfist von Duvernoy, an Frederic Cuvier, welcher ein *Fac simile* von Cuviers Hand — ein Blatt mit Bemerkungen für Duvernoy, die neue Ausgabe des Werkes betreffend — beigelegt ist. Diese Abtheilung enthält bloß die Kan- und Schlingwerkzeuge, so wie die Speichelforgane der Wirbelthiere; die Beschreibungen von Zungenbein mit seinen Muskeln sind besonders ausführlich. Die zweite Abtheilung beinhaltet die übrigen Verdauungswerkzeuge: Speiseröhre, Magen, Darmkanal, Leber, Milz, Pankreas und Bauchfell. Hier findet sich nun vieles neue und reiche Detail und Duvernoy hat diesem Abschnitte viel Fleiß und Mühe zugewendet; von den seltensten und kostbarsten, so schwer in anderen Gegenden des Continents zu habenden Thieren, finden sich Beschreibungen vor; dagegen ist freilich wieder vieles Wichtige an einheimischen Thieren, z. B. von den Vögeln übergangen. Da die Beschreibungen, wie es scheint, bey weitem zum größten Theil nach den in Weingeist aufbewahrten Präparaten des zoologischen Cabinets des Pflanzengartens gefertigt sind, so müssen

n'avons pas constamment cité, comme se trouvant dans Meckel ou d'autres, beaucoup des détails que nous faisons connaître, c'est que les ouvrages de ces auteurs ont été en grande partie composés avec les préparations du cabinet de M. Cuvier, et que nous avons cru devoir les considérer comme appartenant au moins autant à celui qui a dirigé et fait ces préparations qu'à ceux qui les ont décrites." Dies ist ein starker und völlig ungegründeter Vorwurf, der, wenn er auch nur auf Meckel (wie wir vermuthen) gerichtet seyn sollte, völlig zurückzuweisen ist. Höchstens von osteologischen Präparaten könnte dieß zum kleinsten Theile gesagt werden. Meckel's Sammlung, welche kürzlich um 25,000 Thaler für die Universität Halle von der preussischen Regierung angekauft wurde, ist selbst so reich an Skeletten, daß sie manches enthält, was man in Paris vergebens sucht. So hatte (wie wir uns erinnern) Meckel im J. 1828 schon 3 Narmhals-Skelette, während damals in Paris keines war.

sich vielerley Unrichtigkeiten finden. Der Inhalt hat ferner besonders durch die Aufnahme der anatomischen Beschreibungen aus der Hist. naturelle des poissons eine unzweckmäßige Ausdehnung gewonnen. Des Specieellen ist so viel, der allgemeinen Gesichtspunkte, der physiologischen Thatsachen sind so wenige, daß man im eigentlichen Sinne den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, und daß die Lectüre fast eben so ermüdend als bey dem Meckel'schen Werke ist, obwohl dieses durch Cuviers klare Sprache in formeller Hinsicht in den Schatteten gestellt wird.

Mit ziemlicher Sicherheit können wir vermuthen, daß die vorliegenden Bände auch die besten seyn werden, denn sie behandeln die am wenigsten schwierigen Gegenstände. Ueberall ist es fast bloße Formbeschreibung; die feinere Structur der Organe, auf deren Erkenntniß man jetzt mit Recht großen Werth legt, ist ganz vernachlässigt. Wie es bey den wirbellosen Thieren gehen soll, ist gar nicht abzusehen; denn hier ist eine fast völlige Umarbeitung der früheren Auflage nothwendig und Cuvier hatte diesen Theil der vergleichenden Anatomie in seinen letzten Lebensjahren fast ganz bey Seite gelegt.

R. Wagner.

Naturgeschichte schädlicher Thiere. Versuch einer naturhistorischen Darstellung der für Oekonomie, Gärtnerney und Forstwirtschaft wichtigsten schädlichen Thiere Deutschlands, nebst den zweckmäßigsten Mitteln zu ihrer Vertilgung oder Vertreibung, von J. C. Zenker, Professor an der Universität Jena. Leipzig 1836. XXVIII und 406 S. 8. mit 16 illuminirten Kupfertafeln in 4.

Nicht selten ist Ref. um Werke befragt worden, aus welchen man mit der Naturgeschichte der schädlichen einheimischen Thiere bekannt werden könnte. Solche Auftragen kann er nun am besten auf das vorliegende Buch hinweisen, welches nicht bloß von seiner praktischen, sondern auch von seiner wissenschaftlichen Seite zu empfehlen ist, indem es eine sehr sorgfältige, dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäße Schilderung dieser Thiere enthält. Die Abbildungen sind gut gezeichnet, nur hätte ihr Colorit sorgfältiger behandelt werden dürfen.

R. Wagner.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

4. May.

Nro. 88.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Historisch-philologische Studien von K. W. Krüger. *Ἐοικε πᾶντι χαλεπὸν καὶ δυσήπατον ἱστορία τάλαντι.* Plutarchos Berlin, bey Ricker und Püchler. 1837.

(Schluß.)

Das thatsächliche wurde zu den Bedingungen eines förmlichen Friedens umgeprägt und der reiche Kallias, der nach Herodot eine Reise in früherer Zeit nach Susa gemacht haben soll, zum Friedensunterhändler gemacht. S. 115.

„Es hat vielleicht nie ein Volk gegeben, das sorgloser als die Athener seine geschichtlichen Erinnerungen vergaß und den kann verschollenen gerandete und leichtfertige Gedichtungen unterstob, wie sie einem eben vorliegenden Interesse gemäß waren. Mit einer Willkühr und Reckheit, welche an die geistreichen Combinationen mancher neueren Kritiker gemahnt, verknüpfte man dabey nicht zusammengehörige Thatfachen, unbekümmert um die auffallendsten Widersprüche. Man betrachtete die Geschichte oft nur als eine Kistkammer aus der man zur Verfechtung seiner Ansichten angemessene Beispiele entziehen könne und darum pfliegten selbst ehrenwerthe Männer die Glaubwürdigkeit der von ihnen vorgetragenen Thatfachen nicht eben mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit abzuwägen. Eins der merkwürdigsten Beispiele dieser Unkritik bietet sich auf unserm Wege dar. Die Sage machte den Kallias zum Stifter eines Friedens, des oisgepreizenen Friedens. Aber eben dieser Kallias, meldete eine Ueberlieferung, hatte bey irgend einem Anlasse an den Staat eine bedeutende Geldsumme bezahlt. Was kann unvereinbarer scheinen als diese Begebenheiten? Dennoch verbindet sie Demosthenes: er berichtet, daß die Athener den Kallias, der den allgeeyerten Frieden geschlossen, benahe gefeignigt, bey der Untersuchung aber ihn zu einer Geldstrafe von fünfzig Talenten verurtheilt hätten, weil man ge-

glaubt, daß er als Gesandter sich habe bestechen lassen. Allein wie konnte wohl dieser entehrende Verdacht auf den reichsten aller Athener fallen, wenn er einen so glänzenden Frieden geschlossen hatte? oder wie war es nur denkbar, daß der König so schwachvolle Bedingungen wie dieser Friede ihm angeblich anferlegte, noch durch Bestechung hätte erkaufen wollen? Indes Demosthenes hatte seine Gründe, an diesen Unwahrscheinlichkeiten, die er für seine Zwecke verarbeiten wollte, keinen Anstoß zu nehmen; allein nicht eben diese Gründe hatten andere; ihnen mußte vielmehr der Urheber eines so glänzenden Friedens glänzender Anerkennung würdig scheinen.“

Aber dieser Friede war durch ein öffentliches Denkmal, durch eine Säule beglaubigt! Plutarch im Leben des Kimon (Kap. 15.) welcher Gründe für den Frieden ansuchte, bemerkt, in der Schrift des Krateros, einer Sammlung von Mephistimen, sey auch der Friedensschluß des Kallias enthalten. Hätten wir nichts als diese Ueberlieferung und Thukydid's Geschichte, so dürfte die besonnene historische Skepsis sich nicht weiter wagen und darüber absprechen; sie müßte, auf der einen Seite das bedeutsame, sprechende Stillschweigen des Th., auf der andern die ausdrückliche Erwähnung des Denkmals vom Friedensschlusse, die Entscheidung, so sehr sie sich auch mehr auf der ersten Seite neigen würde, aus Mangel an weiteren Hülfsmitteln zurückhalten, — zufrieden, wahrscheinliche Bemerkungen darüber aufzustellen; doch die Gunst des Glückes ist uns hier ganz nach Wunsch geworden. In derselben Stelle meldet Plutarchos, Kallisthenes habe behauptet, daß der König keinen Frieden geschlossen, sondern durch die Niederlage am Eurymedon geschreckt, die angeblichen Bedingungen thatsächlich erfüllt

und sich so weit von Hellas gehalten, daß Perikles mit fünfzig und Epialtes bloß mit dreißig Schiffen über die Helidenien hinaus gesegelt seyen, ohne daß ihnen von den Barbaren eine Flotte entgegen gekommen sey. Theopompos (nach Harpokration) läugnete geradezu die Richtigkeit der Friedensurkunde aus dem zureichendem Grunde, weil die Inschrift nicht im Attischen, sondern in dem erst Ol. 94, 2 (403 v. Chr.) unter dem Archon Euklides eingeführten Ionischen Alphabete abgefaßt war. S. 82.

„Aber wie konnte man es wagen vor den Augen aller Hellenen ein solches Denkmal zu errichten? Dem gewissenhaftesten Deutschen mag dies freylich ziemlich undenkbar scheinen; was aber der Hellenen in der Art wagte, wenn Ruhmsucht ihn antrieb, bezengte das Schlachtfeld von Plataää, wo Völkerschaften die an dem Kampfe keinen Theil genommen, doch Grabmale „für ihre Todten“ errichtet hatten. Der gewandte Künstler darf man vermuthen, wird geschickter als jene die Friedenssäule nicht geradezu errichtete, er wird sie nur wieder hergestellt haben.“

So treten zwey einschneidende und kritische Geschichtsschreiber der übertreibenden Rhetorik der Athener späterer Zeit entgegen, während weder in der Geschichte nach der Schlacht aus Eurymedon, noch in der nach Kimons Zug gegen Kypros eine Spur von einem Frieden Athens mit Persien sich findet; die Athener zogen gegen Kypros und Aegypten, der Satrap von Lydien unterstützte die Samier im Kampfe gegen die Athener, nirgends ist von einem Friedensbruche die Rede.

Dritter Abschnitt. Von dem Abfalle der Thasier bis zur Unterwerfung Meginas, Ol. 78. 2. bis Ol. 80, 4. An den Bericht von der Schlacht an Eurymedon fügt Th. (I, 100) die Erzählung von dem Abfalle der Thasier, die Aussendung von Ansiedlern nach den Neun Wegen, dem spätern Amphipolis, in welcher Gegend die Athener bey weitem Vorrücken zu Drabeskos eine bedeutende Niederlage erlitten; dann der Zerstörung Sparta's durch ein Erdbeben und dem dadurch veranlaßten Aufstand der Heloten; während die Laedämonier

gegen diese kämpfen, ergeben sich die Thasier im dritten Jahre der Belagerung. Dieß zugleich als Muster der chronologischen Darstellung des Geschichtsschreibers; alles dazwischen liegende fällt demnach in den Zeitraum von drey Jahren. Die genauere Zeitbestimmung hat der Verf. festgesetzt und die widerstrebenden Aussagen in Ordnung gebracht. Nach Th. IV. 102. war die Absendung der Colonie 32 Jahre nach Kristiagoras Tode; 28 Jahre später erfolgte eine neue Ansiedlung unter dem Archon Euthymenes; beyde Angaben führen auf Ol. 78, 2. In die Zeiten des thasischen Krieges setzt Th. das Erdbeben in Laconika, etwa 78, 3., gegen Diodor, der das Erdbeben Ol. 77, 4, den Abfall der Thasier aber Ol. 79, 1. angibt, aber sich selbst widersprechend den zehnjährigen Krieg gegen die Heloten Ol. 81, 1. beendigen läßt; auch Plutarchus Angabe, das Erdbeben habe sich in vierten Jahre der Regierung des Archidamnos ereignet, führt, richtig untersucht, auf Ol. 78, 3., während Pausanias den Abfall der Messenier Ol. 79, 1. erzählt, in welchem Jahre die Athener unter Kimon den Laedämoniern Hülfe leisteten. Unmittelbar darauf lesen wir bey Th. I. 103 das Ende des zehnjährigen Messenischen Krieges, welches Ol. 81, 1. oder 455 wäre. Nun zeigt aber die Berechnung von Zahlen, die Th. selbst angiebt, daß die nachfolgenden Ereignisse der Zug der Athener nach Kypros, der Anfang des ägyptischen Krieges Ol. 80, 1. oder 460 fallen; ungreiflich wird daher, wie der sorgfältige Geschichtsschreiber, der die Reihenfolge der Begebenheiten so genau beachtet, den Schluß des Krieges hier erwähnt, der weit später unten anzusetzen war. Um den Th. von dem Tadel zu befreien, das was er andern vorwirft, selbst zu verschulden, und den Ausgang des Krieges genau an die Stelle zu setzen, wo er der Zeit nach hingehört, glaubt der Verf. die Dauer des Kampfes abkürzen zu müssen und in denατω τρι nach alter Art das Zahlzeichen 1 = τετρατω zu finden, da auch Pausanias, der diese Ereignisse



am genauesten und weitläufigsten durchgeht, nirgends auf einen so erheblichen Zwischenraum von zehn Jahren deutet. Dieser Vermuthung, die den Th. mit sich in Einklang bringt und auch andere Schwierigkeiten entfernt, steht anderseits Diodor ausdrücklich entgegen, der nicht nur zehn Jahre deutlich als Dauer des Krieges angiebt, sondern um die Verpflanzung der Messenier mit dem Zuge des Tolmizides in Verbindung zu bringen, noch drey Jahre hinzusetzt.

In raschem Zuge erzählt Th. sodann, ohne bedeutenden Zwischenraum auch nur anzudeuten, den Zug der Athener nach Kypros und Aegypten, die Schlachten bey Halicis und Kekropyphaleia, die Vernichtung der äginetischen Flotte, die Niederlage der Korinthier. Diodor vertheilt diese Thaten in mehrere Jahre; aber die Inschrift einer Leichentafel (bey Böckh tom. 1. p. 292) zeigt auf das unterschiedenste, daß sämtliche Ereignisse in einem einzigen Jahre vorgefallen sind; zu bedauern ist nur, daß der Name des Archon dort fehlt, gewiß nicht aus den vom Verf. S. 163 angeführten Gründen; es wäre dadurch nicht nur die Wichtigkeit dieses Jahres gesichert, welches nach Böckh Ol. 80, 3., unserm Verf. aber Ol. 80, 1 ist, sondern auch vielen anderen Begebenheiten der wahre Zeitpunkt angewiesen. Der Anfang der Erbauung der langen Mauern (von welcher Hr. Kr. nicht zwey Arme σκαλι, sondern wie schon Meursius drey annimmt) wird Ol. 80, 1., die Vollendung 80, 3. gefest. Interessant und von Erfolg ist die Episode über die versuchte Combination einer Stelle des Th. und der achten pythischen Ode des Pindaros gegen Müller, Böckh und Dissen, welche sich zu Annahmen, die der Aussage des Th. widersprechen, verleiten ließen und in jener Ode ein Zeugniß für die Theilnahme der Aegineten an dem Gefechte bey Kekropyphaleia und die Besiegung der Athener durch sie sehen, worin der Verf. mehr einen Kampf mit innern als äußern Feinden erblickt.

Vierter Abschnitt. Von der Unterwerfung Aeginas Ol. 80, 4. bis zum Ausbruche des peloponnesischen Krieges Ol. 87, 1. In diesen Zeiträume fallen die Samischen Unruhen, im allgemeinen fest bestimmt; nur die Erzählung, daß Sophokles nach Aufführung seiner Antigone als einer der zehn Feldherren gegen Samos ernannt worden sey, ist nicht ohne Schwierigkeit und hat manche Untersuchung veranlaßt; Hr. Kr. findet sogar eine doppelte Anordnung zulässig; über sämtliche hier zu beachtende Umstände hat Böckh in mündlichen Vorträgen Aufschluß gegeben und es steht zu erwarten, daß derselbe, da der Verfasser dessen Ergebnisse auch sonst zu bestreiten liebt, z. B. über die Art der Wahl der Feldherrn bey den Athenern, S. 163, was auch hier in Untersuchung kommt, sich öffentlich aussprechen werde.

Fünfter Abschnitt. Mannigfaltiges. Alles bisherige, bey weitem der größte Theil der Schrift S. 1 — 224, bildet einen chronologischen, historischen Commentar zu jenem Gekurse des Th. Hätte der Verf. seine Untersuchungen damit geschlossen, so würde auch das Buch die Aufschrift: Ueber die Pentekontaetie des Thukydides führen; die Angaben, welche den Inhalt des fünften Abschnittes bilden und mit dem früheren außer aller Beziehung stehen; über die Leichenrede des Lysias und Plato und Prüfung der Niebuhr'schen Ansicht über Xenophons Hellenika, haben den allgemeinen Titel: Historisch philologische Studien herangezogen. Der Menekenos des Plato enthält manche geschichtliche Angabe, deren Beziehung nicht leicht nachzuweisen ist und in solchen absichtlich die Athener über alles Gebühr erhebenden Prunkreden, in welchen das unbedeutendste Verdienst als das wichtigste gerühmt und alles Nachtheilige stillschweigend übergangen wird, ist es überhaupt oft schwer, das Wahre vom Falschen zu sondern. Der Verfasser hat einer Stelle die man unpassend auf den Antalkidischen Frieden gedeutet, eine befriedigendere Beziehung gegeben, und gezeigt, daß Lysias



seine Leichenrede *Ol.* 96, 4. gehalten, Plato nicht ihm, sondern sehr wahrscheinlich dem im Eingange erwähnten Archinos seinen Menexenos entgegengestellt habe. Die Bemerkungen gegen Niebuhr über die Hellenika zeigen auch hier, wie vertraut Hr. Kr. mit den Schriften des Xenophon ist; seine Gründe sind einleuchtend und überzeugend. Niebuhr hatte zuerst ausgesprochen, die fünf letzteren Bücher seyen ganz anderer Art, als die ersten zwey, diese eine Fortsetzung des Thukydides, jene ein besonderes Werk von epischem Character, in welchem Agesilaos der Held, beyde wider des Verfassers Absicht unter dem Titel des einen zusammengesetzt. Eine Verschiedenheit wird allerdings zugestanden, nur darf man nicht annehmen, daß beyde gegen die Absicht des Schriftstellers verbunden seyen, vielmehr muß man einräumen, daß er die ersten zwey Bücher als Ergänzung des Th., die andern aber als Fortsetzung des vorigen gegeben und Einheit beyder selbst beabsichtigt habe. Während Niebuhr sagt: es habe die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Xenophon (erst nachdem er den Agesilaos gegen die Griechen begleitet, von seinen Mitbürgern verbannt) vor der Schlacht bey Knidus sich eine Zeit lang zu Athen aufgehalten habe und vor den Augen seiner Mitbürger gewandelt sey, als er die ersten zwey Bücher der Ergänzung bekannt gemacht habe, daher in diesen eine so gerechte Beurtheilung seines Vaterlandes, während in den letzten fünf die hassenswürdige Tücke des Menegaten herrschte: beweiset Hr. Kr., alle Zeugnisse führten darauf hin, daß X. schon früher, *Ol.* 95, 1., seiner Theilnahme wegen an dem Feldzuge des Kyros verbannt worden sey und die ersten zwey Bücher seiner Hellenika zu einer Zeit geschrieben habe, wo er bereits von seinem Vaterlande ausgestossen war; ferner, und dieß ist besonders wichtig, jene ersten zwey Bücher zeigen kein besonderes Interesse für Athen und dessen Demokratie, die Schilderungen der Grausamkeiten der Dreßigmannen, von allen verabschuet, kann nicht

als solches betrachtet werden; eben so wenig äußert sich der in den folgenden Büchern hervortretende Lakonismus auf Kosten Athens; und daß Xenophon der Geschichtschreiber der hellenischen Staaten, nicht des Agesilaos seyn wollte, zeigen seine Worte *VIII.* 2, 1. mit denen er die Erzählung eines nicht bedeutenden Vorfalles rechtfertigt, „was etwa große Staaten Herrliches gethan, dessen gedenken alle Schriftsteller; uns aber scheint auch wenn kleine Staaten viel Ruhmliches gethan, das noch mehr erwähnungswerth zu seyn.“ Die Lücke zwischen dem zweyten und dritten Buche liegt nicht sowohl in der Darstellung als in den Ereignissen selbst. Dazu kommt, daß die Sonderung in zwey völlig getrennte und verschiedene Werke nicht ohne Störung vor sich gehen könnte; wollte man auch die Eingangsworte als fremden Zusatz betrachten, so würde doch das zweyte Geschichtswerk ohne alle Vorbereitung mitten in die Begebenheiten hineinführen. Nach Diogenes Erzählung kam Th. Werk nach dessen Tod in X. Hände, so daß dieser zuerst es ausgegeben und bekannt gemacht hat; hatte jener für die letzten Jahre gesammelt und dieser den gesammelten Stoff verarbeitet, so waren die ersten zwey Bücher auch in gewissem Sinne Thukydidisch. —

Der Verfasser hat sich durch diese Studien in die Reihe der vorzüglichsten historischen Forscher gestellt; um so mehr wird man sich wundern, daß durch den zweyten Vers der Schiller'schen Kenie, welche der Dedication bezugeht ist:

Jahrelang forschen die Meister und können sich immer genug thun;

Dem geistreichen Geschlechte wird es im Traume bescheert —

die Anhänger der historischen Schule und zwar nach dem Tone und Charakter des ganzen zu schließen, weniger die einzelnen minder bekannten, wie Lachmann (*S.* 137) und Kleinert (*S.* 36. 114. 142), als vorzüglich *Otf.* Müller, — Böckh nicht ausgenommen, bezeichnet werden. Die Schrift ist *G.* Hermann und *C. A.* Lobeck, als den Vertretern philologischer Gründlichkeit, gewidmet.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

5. May.

Nro. 89.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

1. Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Aug. Lobeck. Editio secunda novis curis elaborata. Lipsiae apud Weidmannos. MDCCCXXXV. 8.
2. Sophoclis tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunder. Vol. II. Sect. I. Continens Electram. Gothae et Erfordiae. Sumptibus Guil. Hennings. MDCCCXXXVI. 8.

1.

Im Jahre 1809 erschien eine reich ausgestattete Bearbeitung des damals noch sehr verwahrlosten Ajax von Sophocles, welche durch Gründlichkeit und fast unermessliche Belesenheit den Namen Lobeck eigentlich zum erstenmal in die philologische Literatur einführte, aber zugleich auch seinen Ruhm sicherte. Seitdem hat Lobeck nur durch zwey eigentliche Bücher von neuem an sich erinnert, durch eine Ausgabe des Grammatikers Phrynichus und durch den Aelaphamus; aber die gespannte Erwartung, mit welcher das philologische Publikum beyden Erscheinungen entgegen sah, und der Eifer, mit welchem sie gleich nach ihrem Hervortreten benützt, anerkannt, oder bestritten wurden, beweisen zur Genüge, wie auch der schweigsame Lobeck fortdauernd als ein Stimmführer in seiner Wissenschaft angesehen wurde. Seine Parerga am Phrynichus haben die griechische Sprachgeschichte anerkannter Massen um ein bedeutendes gefördert; sein mythologisches Hauptwerk, selbst mehr zum Himmelschuh extravaganter Ansichten, als zu positiven Resultaten bestimmt,

hat auch bey den Andersdenkenden oder fühlenden durch seine Gelehrsamkeit, Schärfe und Wig der Darstellung allgemeine Bewunderung erregt.

Der Sophocles, mit dem Lobeck sich zuerst eingeführt hatte, war indeß in andere Hände übergegangen, und namentlich der Ajax durch Ersurdt und Hermann und andere wiederholt kritisch und exegetisch behandelt worden, und das ganze Studium der Tragiker überhaupt hatte indeß, namentlich auch durch die Theilnahme englischer Philologen aus Porsons Schule, große Fortschritte gemacht.

Nach 27 Jahren nun gibt Hr. Lobeck eine Umarbeitung seiner Ausgabe des Ajax. Auf den ersten Anblick fällt außer den typographischen Vorzügen in die Augen, daß, während die alte Ausgabe 440 Seiten mit Einschluß der 116 Seiten füllenden Scholien enthielt, die neue Ausgabe 506 Seiten zählt, und die Scholien, die seitdem durch neue Abdrücke weit zugänglicher geworden waren, ausschließt, und dafür einen noch ausführlicheren Commentar von 414 Seiten gibt.

Was manchem an der ersten Ausgabe mißfiel, waren die vielen Abweisungen auf grammatische und kritische Gegenstände, welche an sich höchst lehrreich und willkommen das Verständniß des Sophocleischen Textes nicht förderten. Diesen Uebelstand hat die neue Ausgabe eher vermehrt, als beseitigt, was Hr. Lobeck selbst in der Vorrede motivirt p. I.

Quam avito quodam philologorum more multa adnotassem cognitu utilia fortasse sed a re tamen aliena, eaque nec resecare sustinerem, quippe

jam aliorum disputationibus intexta, neque dignarè reponere imperfecta, factum est, ut nonnunquam longius etiam quam antea a proposito digrederer. Id ego, si res integra fuisset, utique non fecissem.

Man verfährt sich deßhalb um so lieber damit, als auch im Commentar das, was auf den ersten Augenblick als gelehrter Wust den Leser zu erdrücken schien, durch eine, nicht sowohl elegante, als pikante und humoristische Sprache und Behandlungsweise eine Anziehungskraft gewinnt, die man nimmermehr in Untersuchungen über solche Materien erwartet.

Dem Inhalte nach ist das Ganze keine Uebersetzung, sondern eine totale Umarbeitung oder vielmehr eine ganz neue Arbeit, so daß Hr. Lobeck von seinen ältern Noten fast nur ausnahmsweise einzelne wiederholt, und meistens mit Ed. PR. bezeichnet eingefügt hat, mit mehr Strenge und Sparsamkeit, als ein fremder Herausgeber mit demselben Commentar verfahren seyn würde. Daß alles, was in der Zwischenzeit für den Nax durch neu verglichene Handschriften oder neue Ausgaben oder für die Wissenschaft überhaupt geschehen war, mit gleich großer Gewissenhaftigkeit als Selbstständigkeit benützt ist, muß eben so dankbar anerkannt werden, als daß daneben auch manches aus Schonung, theils der Personen, theils des Papiers mit Stillschweigen übergangen wurde.

Wie wenig diese Ausgabe als Hand- oder gar als Schulausgabe brauchbar ist, stellt sich von selbst heraus; sie ist durchaus bloß für die gelehrten Philologen berechnet, und berührt daher vieles und führt manches weitläufig aus, was für jeden andern Leser gar keine Bedeutung hat, während sie das meiste, was dieser zu seiner Erleichterung angeführt wünschen möchte, als bekannt voraussetzt. Dieser Gesichtspunct vieler Editionen ist so bekannt, und als förderlich für die Wissenschaft anerkannt, daß niemand sich beklagen kann, der sich in seiner Erwartung, die ihm etwa nöthige Nachhülfe zu finden, etwa getäuscht findet. Dagegen ist sie für den Phi-

ologen, der sich namentlich zum Kritiker oder Exegeten bilden will, durch ihre Vollständigkeit und Gründlichkeit eine Musterarbeit. Ueberall eine Geschichte des Verständnisses der fraglichen Stelle, die Schwierigkeit scharf ins Auge gefaßt, aber, wie bey Bentley, immer mit Kargheit im Ausdruck auseinandergesetzt, gleichsam um alle unaufmerksamen oder bequemen Leser abzuschrecken. Ja bisweilen wird sogar das Resultat der ganzen Untersuchung nicht direct ausgesprochen, sondern dem Leser es aus den vollständig gegebenen Prämissen zu ziehen überlassen, dafür aber anderseits jede Frage, auf welche die Untersuchung stößt, durch alle, ihre Beantwortung bedingenden Vor- und Nebenfragen verfolgt und dabey weder Ausführlichkeit noch Gelehrsamkeit spart. Ref. muß offen gestehen, daß er selbst bey'm Studium dieses Commentars bisweilen eine bequemere Form gewünscht hat, welche ihn der Mühe eines zwey- oder dreyimaligen Lesens und am Ende der Nothwendigkeit das Resultat selbst zu abstrahiren überhoben hätte, er ist aber weit entfernt, die Schuld in einem partiellen Unermögen Lobecks zu klarer Darstellung zu suchen, und erkennt und ehrt in der gewählten Form überall Grundsatz und allenfals den Stolz eines Gelehrten, der die Popularität verachtet.

Von einer sogenannten ästhetischen Erklärung des Dichters ist dieser Commentar am allerweitesten entfernt. Wir erinnern uns kaum einer Bemerkung von der Art, wie sie der im übrigen ähnlich gesinnte Hermann wenigstens bisweilen über die Kunst des Dichters zu machen nicht unterlassen kann. Alles was sich ohne Gelehrsamkeit und Induction aussprechen läßt, scheint, möchten wir sagen, zu wohlfeilen Kaufs für Lobeck, er überläßt das andern. Selbst die berühmte Frage über den Kunstwerth der zweyten Hälfte des Stückes wird nicht näher beleuchtet, sondern zu Vers 1127 dem Verdammungsurtheil des Scholiasten wie in der ältern Ausgabe beygestimmt. Unangenehm haben wir aber diese Karg-

heit empfunden bey Behandlung der letzten Scenen, namentlich des Gesprächs zwischen Agamemnon und Odysseus, wo der Zusammenhang der Gedanken oft dunkel, wenigstens schwierig ist, ohne daß man bey Hrn. Lobeck bereitwillige Auskunft findet. Aber er bleibt nicht etwa bey der bloßen Worterklärung und Wortkritik stehen. Wo es die Gelegenheit mit sich bringt, geht er auf mythologische oder antiquarische Gegenstände ein, wie p. 361 gegen den Zweifel, daß sich v. 813 die Scene ändere:

Si scena mutata non est, permirum videtur, quod Ajax, qui moriendi caussa a suis discesserat, in eum regressus locum, ubi nisi nuntius intervenisset ipsi ignotus, uxorem filium omnesque familiares fuisse inventurus. Neque Eury-saces v. 985. dici potuit *μόνος παρά σηναισι*, si chorus, qui hoc dicit, ipse omnesque qui adsunt apud tentoria versantur, ubi antea fuerant.

Neue Verbesserungs-Vorschläge zu dem Hjar selbst kommen im ganzen selten vor. Z. B. v. 601 *λειμώνι έπαλα μύλων* für das corrupte *λειμώνια πόα μύλων*. Denn es gibt unter den Philologen Deutschlands vielleicht jetzt kaum einen, der bey gleichem Interesse für das Sprachliche doch die Tradition der Handschriften so hoch hält wie Hr. Lobeck. Desto eifriger greift er jede unnöthige Verdächtigung des Textes an, und findet dabey Gelegenheit, sein Füllhorn von Sprachkenntnissen und Excerpten auszusüßten.

Einen großen Theil des Buches nehmen dergleichen Erörterungen als Excurse ein, welche nicht als Anhang von der Texterklärung gesondert sind, wie die *parerga* am Phrynichus, sondern gleich Platz nehmen, wo es Gelegenheit zu ihrer Entstehung gab. Wir zeichnen darunter aus als wichtige Beyträge zur griechischen Formlehre, besonders zu dem noch sehr mangelhaft bearbeiteten Capitel von der Wortbildung: p. 178 — 183 zunächst über *ρίπτω* und *ριπίω*, dann über die analoge Bildung solcher *verba pura*, p. 162 — 174 über *αιζωω* und *αιζοω*. — p. 112 — 120 bey Anlaß der Variante *επκτιου* und *επκτιου* über das Verhältnis

der Termination — *ετος* und — *ιος*. Zu v. 704 p. 314 — 326 über die doppelte Endung zunächst des Verbaladjectivis in — *τός* und — *στός*, dann aber auch aller ähnlichen Bildungen. Dann als Beyträge zur Syntaxis p. 86 über die Factitiva. p. 428 über das Zeugma und zu v. 145 *βορά και λεία*, p. 135 über das *εν δια δυοιν*. Auf die speculativen Ansichten neuerer Syntaktiker ist dabey so wenig Rücksicht genommen, als in den etymologischen Excursen auf die linguistischen Untersuchungen und Resultate der sanskritischen und altgermanischen Sprachforscher; mit welchem Recht und Frommen für die Sache, mag hier unentschieden bleiben.

Aber um diesem allgemeinen lobpreisenden Urtheil Kredit zu verschaffen, müssen wir nach Recensentenweise wenigstens gegen Einige und Einzelnes Einspruch und Widerspruch erheben, wozu es bey philologischen Arbeiten überhaupt kaum je, bey philologisch-kritischen aber gewiß nie an Gelegenheit fehlt. Hiezu wählt Ref. besonders solche Stellen, wo er selbst einen Beytrag zur Verbesserung oder besserem Verständniß des Textes liefern zu können hofft.

Die Verse 53. 54.

*και προς τε ποιυνας εκτριπω συμικτά τε λιας αδαστα βουκόλων προυρηματα*

hat weder Hermann noch Lobeck richtig gefaßt, weil sie den Gehensatz von *ποιμναι* d. h. Heerden von Kleinvieh, und von *βουκόλων προυρηματα*, Umschreibung von Rindvieh, außer Acht ließen. Unter den Schafen, welche Hjar als gemeine Räuber mordete, befanden sich einzelne Kinder, der noch unvertheilte Nest der Beute, *λιας αδαστα* (oder *Ευρηια* nach Homer) die ihm als die verhassten Heroen erschienen. Schon Homer unterscheidet *ποιμναι* und *αγέλαι* Odys. XII. 299. so scharf wie die Lateiner *greges* und *armenta*.

In B. 77:

*τι μη γινηται; πρόσθεν ούκ άνηρ οδ' ην;* beharrt Hr. Lobeck bey seiner alten Erklärung: *Nonne hic vir antea fuit tecumque versatus est sine ullo tuo periculo? cur ejas hominis praesentiam extimescis, quem totus antea vidisti imperterritus?* das soll alles durch das Wörtchen *ην* ausgedrückt seyn? dann verdiente Sophocles eine Rüge.



Hermann macht *άνηρ* zum Prädicat in der seltenern Bedeutung von *mortalis*, demnach es nicht dem Weibe, sondern der Gottheit entgegengesetzt werde. Uns scheint die Antwort des Odysseus deutlich zu beweisen, daß Brunck recht that, ein *signum interruptae interrogationis* nach *ην* zu setzen. Athene will nicht begreifen, warum Odysseus die ihm angebotene Schadenfreude über seinen Feind verschmäht, will ihn fragen: *πρόσθεν οὐκ άνηρ ὄδ' ην σοι ἔχθρος;* Odysseus aber unterbricht sie mit Fortsetzung und Bejahung (*γε*) dieser Prämisse; darauf allein paßt Athenes Schlußsatz:

οὐκ οὐν γέλωσ ἤδιστος εἰς ἔχθρους γελᾶν;

In der vielbesprochenen Stelle v. 169 schiebt Hr. Lobeck wie Hermann *δε* nach *αἰγυπιόν* ein. Dem Anapäst ist dadurch allerdings geholfen. Aber unnatürlich scheint es uns doch, den Geier so gewaltsam von den Vögeln zu trennen. Wir schreiben die Stelle mittelst einer leichten Versehung, so:

ἀλλ' — ὅτε γάρ δι' τὸ σὸν ὄμμ' ἀπίδραν,

παταγοῦσιν αἰτε πτηνῶν ἀγίλαι  
μείγαν αἰγυπιόν (νάμλ. ἀποδραῖσαι) — τάχ' ἄν ἔξαιφρν;

εἰ σὺ φανείης ὑποδίσαντις  
σιγῇ πτηέτιαν ἄφρνοι.

In der corrupten Stelle B. 176 nimmt Hr. Lobeck die Stephanische Conjectur *ἀδωροῖς εἰτ' ἐλαφβολίας* in den Text auf, und beweist gegen Voth's Zweifel, daß *ἢ* — *εἰτε* sich entsprechen könne, wie Eur. Alc. 114. Daran hat Ref. niemals gezweifelt, aber bedenklich war und ist ihm das *ἢ* gewesen, ja bis auf Nachweisung von Beispielen so unglanblich wie das von *καί*, und. Von der Wortstellung und Lizenz der Latiner gilt natürlich kein Schluß auf die Griechen. Unserer Gracilius bedarf die Verbesserung des Stephanus noch einer Vervollkommnung. Ref. schreibt:

ἢ ποῦ τινος νίκας ἀκάρπτωτον χάριν,  
ἢ ῥα κλυτῶν ἐνάρων

*ψευδοεἶσ' ἀδωροῖς, εἰτ' ἐλαφβολίας*  
und denkt sich die ineinander geschobenen Disjunctivsätze so: Hat dich Artemis oder Ares rasend gemacht? und wenn Artemis, zürnte sie einer unverdankten Hülfsleistung wegen, oder um die Erlegung eines ihr heiligen Hirsch's; und wenn um eine uner-

dankte Hülfsleistung, war es wegen eines Sieges über den Feind überhaupt, *νίκης*, oder über einen einzelnen Heroen, *κλυτῶν ἐνάρων*, was natürlich eben so wie *νίκης* von *χάρην* abhängt; *χάρην* selbst aber ist von *ψευδοεἶσα* regiert, indem der Dichter *ψευδοεἶσαι* hier nicht wie gewöhnlich mit dem Genitiv, sondern nach Analogie des hier synonymen *στέρσεσαι* mit dem Accusativ construiert. Für *ἀδωροῖς* wäre freylich *ἀδωρος*, wenn es das Metrum zuliesse, oder *ἀδωροῦς*, wenn dieses analog gebildete Verbum Autorität hätte, noch einfacher, aber auch das *ἄδω* verb ist verständlich und durch des Leocrenus Lesart *ἀδωρων* einigermaßen unterstützt. Daß *ψευδοεἶσα* mit dem Accusativ construiert werden könne, hat Hermann durch Xen. Anab. 11, 2, 13 außer Zweifel gesetzt, obgleich er dasselbe hier nicht gelten lassen will. Uns scheint es das Einfachste. Jedensfalls aber enthält *ἐλαφβολίας* eine vom Scho-liasten und den Auslegern verkannte Anspielung auf Agamemnon's unglückselige Hirschjagd in Uluh, welche durch die Verbindung mit dem Epitheton *ἀδωροῖς* verwißt wird.

B. 452 *ᾧστε' ἐν τοιοῖσδε χεῖρας αἰμάξαι* Botois ist weder mit Matthia durch *ram vilibus pecudibus*, noch mit Hermann durch *ᾧστε ᾧδ' ἐν βοτοῖς* zu erklären; *τοιοῖσδε* ist Substantiv, *βοτοῖς* Apposition: um an solchen Feinden, an Thieren zum Ritter zu werden.

Zu B. 517 hat Hr. Lobeck *ἄλλη* statt *ἀλλ'* ἢ beygehalten: *ἄλλη μοῖρα* soll ambiguum verbum Tecmessae seyn, ne culpam tristissimi casus Ajaei delegare videretur. Diese zarte Schonung gegen Aiar kömmt doch etwas zu spät nach dem unumwundenen Vorwurf vorher: *σὺ γάρ μοι πατρίδ' ἤστωσας δορί*. Ref. glaubt in seiner Comment. de brachyl. die Schwierigkeit durch die Interpunction gehoben zu haben:

*καί μὴτίρ' ἀλλ' ἢ μοῖρα τὸν φύσαντά τε* — demnach *ἀλλά* in der häufigen Bedeutung von wenigstens zu *μοῖρα* gehört, *μοῖρα* aber als der natürliche Tod dem gewaltsamen Untergang ihres Vaterlandes entgegengesetzt wird.

\* \* \*  
(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. May.

Nro. 90.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

- 
1. Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Aug. Lobeck. etc.
  2. Sophoclis tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunder. etc.

(Fortsetzung.)

## II.

Wir verbinden mit dieser Anzeige eines philologischen Hauptwerks die der Fortsetzung einer Handausgabe, welche mit keiner der vielen kleineren Ausgaben des Dichters zu vergleichen ist. Denn während einerseits N. Matthiä und Dindorf dem Text nur einzelne gehaltvolle Bemerkungen anhängen, Neue sich auf Critik beschränkt, G. Herrmann mehr den ausgebildeten, als den hilflosbedürftigen Leser des Sophocles im Auge hat, läßt anderseits Bothe, der sich einerley Aufgabe mit Hr. Wunder stellt, nämlich dem Leser mit einem kurzen Commentarius perpetuus zu Hülfe zu kommen, nur zu oft die nöthige Sorgfalt und Gründlichkeit vermissen. Die Wunderische Ausgabe dagegen, welche einen Theil der allgemein geschätzten Bibliotheca graeca bildet, verbindet das rechte Maasß der Anmerkungen mit jener genauen Kenntniß des griechischen und besonders des tragischen Sprachgebrauchs, welchen man bey G. Herrmanns Schülern zu finden gewohnt ist, und hat dieß, wie durch die schon früher erschienenen Stücke Philoctetes, Oedipus Tyrannus, Oedipus Coloneus, Antigone, so auch hier durch die Ausgabe der Electra bewährt. Adjuvantur lectores notis, non obruantur. Die Grund-

lage des Commentars bilden, wie billig, Auszüge aus den alten, trefflichen Scholiasten, hie und da gemischt mit einer Auswahl aus den neueren, besonders aus G. Herrmanns präcisen Erläuterungen, welche jedoch von Herrn Wunder mit Selbstständigkeit vielfach bestritten, berichtigt, ergänzt werden.

Die Critik, von der Erklärung geschieden, freylich nicht immer zur Bequemlichkeit des Lesers, z. B. B. 956, 1398, erstreckt sich auf Herstellung des passenden Sinnes, des sophokleischen Sprachgebrauchs, besonders auch des Metrums. Hinsichtlich des Sprachgebrauchs scheint uns für eine bloße Handausgabe des Guten eher zu viel, als zu wenig geschehen, und Herr Wunder ist unwerth in die Rolle eines gewissenhaften Diakreusten verfallen zu seyn, wenn er Lesarten anführt, welche lediglich für den Philologen von Profession und auch für diesen nur im Falle einer speciellen grammatischen Untersuchung oder einer beabsichtigten Textrecension des Sophocles Interesse haben, die übrigen Leser aber und vollends die Dilettanten und Schüler durchaus nicht berühren. Wir zählen hierzu besonders die orthographica, jenes leidige Lieblingsstudium vieler Schulausgaben, z. B. zu B. 1092. über *συνπα* und *μικπα* B. 1120 *Εἰνασι* oder *Εἰνσι* B. 1147. *Εὐν σοι* oder *ὄν σοι*, B. 1309. *ἔμυν* oder *ἔμιν*. B. 1331. *προμηδία* oder *προμηδία*, und fast die ganze Hälfte der notae criticae, lauter Dinge, welche der Sprachforschung als solcher keineswegs gleichgültig sind, aber in dieser Kürze behandelt und abgeurtheilt durchaus keine Bedeutung haben, und Wichtigern den Platz

wegnehmen. Selbst von Ungenauigkeiten ist diese ἀκριβεια nicht fern, wenn es zu B. 1467 heißt: ἀγών: Libri ἀγών. Correxit primus Brunckius. Aber Brunck schreibt nicht ἀγών, sondern nach den damaligen orthographischen Erkenntnissen ὤγών. Diese Orthographica sind die wahren Kleinigkeiten, nach Werth und Wesen wohl zu unterscheiden von jenen scheinbaren Kleinigkeiten, die sich auf irgend eine Art rationell behandeln und entscheiden lassen, und deren gründliche Besprechung wir selbst in einer Handausgabe nicht tadeln würden. Möchten doch die Philologen denjenigen Theil ihres Lehrstoffes, welcher bloß der Gelehrsamkeit angehört, von jenem, der für die Bildung von Werth ist, im schriftlichen wie im mündlichen Unterricht mehr und mehr kennen lernen, und nicht durch ein trügerisches Phantom von Gründlichkeit sich zur Vermengung beider Bestandtheile verleiten lassen. Das würde nicht nur der Sache, sondern auch, was so sehr noth thut, dem Credit der classischen Studien ungemein zu Statten kommen!

Doch bescheiden wir uns mit dieser Ausstellung, einer übertriebenen Genauigkeit mehr als einer bloß subjectiven Ansicht, von dem, was in eine Handausgabe gehöre, und was wir uns als die ursprüngliche Bestimmung dieser Bibliotheca graeca dachten, von welcher freylich der Epignurische Homer sich gänzlich entfernt hat, nur gesprochen zu haben, — und wenden uns lieber zur Anerkennung des vielen Zweckmäßigen und zum Theil Neuen, was die Ausgabe darbietet.

Nur Weniges des Guten zur Probe. —

Gut ist die Emendation von B. 471. πρὸ τῶν δι τοι ὄρατος statt πρὸ τῶν δι τοὶ μέλει. Gut B. 836. πανσῦρτω παμμήνῳ δειῶν στυγῶν δ' ἀλέων αἰῶνι nach Dindorf statt Ἀχαιῶν. Nur hätten wir noch die Epitheta πανσῦρτω und παμμήνῳ versetzt um ἀλέων nicht so unnatürlich und zwecklos von seinem regens πανσῦρτω getrennt zu lassen. — Sehr gut B. 697. κλήρου

für κλήρου, dessen Schwierigkeit bisher unbemerkt geblieben war.

Auch freuten wir uns, B. 1398 Bothe's ächt-poetische Conjectur παλίρροτον für das matte πολυῖρροτον gewürdigt und in den Text aufgenommen, dagegen B. 1375. νεκόνητον gegen Hermann's νεκόνητον in Schutz genommen zu sehen. Nur hätten wir hier nicht syllabam secundam ancipitem genannt, sondern genauer ausgedrückt, daß νεός und ἀκόνη auf doppelte Weise componirt werden kann, nach der Analogie von ἀνάριδμος und der von ἀνήριδος. Vgl. Lobbeck Parerg. ad Phryn. p. 701. Auch αμμεῖ statt ἀμμίει B. 1370. und πράσσων τι statt πράσσωμε B. 1481. verdient Beyfall.

Noch mehr ließe sich aus den erklärenden Notizen mit Lob ausheben, da der Interpretation ein dem Zweck der Ausgabe angemessenes Uebergewicht über die Critik gegeben ist; aber wir müssen uns auf diese Anerkennung im Allgemeinen beschränken, um für die nicht wenigen Zweifel und Ausstellungen, die uns aufgestoßen, den nöthigen Raum übrig zu behalten. Diese betreffen hauptsächlich die Critik des Hrn. Wunder, welche wir an einer der ersten Conjecturen ausführlich beleuchten wollen.

B. 22. finden wir καδίσταμεν in dem Text statt der handschriftlichen Lesart ἐνταδ' εἰσμέν oder dem Glossen ἐνταδ' εἰσμέν. Gegen diese Art Critik müssen wir uns auf das entschiedenste erklären, und bedauern, daß sie mehr oder weniger durch diese ganze Ausgabe hindurch herrscht. Welcher Grad von Evidenz muß wohl, wenn man die Sache unbefangen und von der verjährten Gewohnheit des Critikers unbestochen betrachtet, dazu gehören, um eine geschichtlich beglaubigte Lesart nicht allein zu verdrängen, sondern auch zu verdammen, zu verdrängen, und mit einem eigenen commento zu ersetzen! Was ist nun Verdammliches an der Stelle! Am Sinn gewiß nichts, und am wenig-

sten an jenem *ἔνταυθα*, welches wir ungern missen. Also lediglich die Form *ἔμιν* statt der prosaischen *ἔσμεν*. Ist der Anfall eines *σ* etwa gegen die Analogie? O nein! Sonst hätte Hr. Wunder sehr übel gethan, B. 789. *ἔκτοσεν* für *ἔκτοσεν* in den Text zu nehmen. Aber ist sie vielleicht in dem Verbum *εἶμι* ohne Beispiel? Eben so wenig. Denn da *ἔσεν*, altlateinisch *esum*, wesen, der Stamm ist, so muß der homerische Infinitiv, *ἔμεν*, *ἔμεναι*, gleichfalls durch *ἔσμεναι* erklärt werden. Aber dürfte ein solcher Schluß von *ἔμεν* auf *ἔμιν* nicht gelten, so kommt Callimachus zu Hülfe, welcher dasselbe *ἔμιν* für *ἔσμεν* gebraucht, wie Sophocles; und daß die Alexandriner dergleichen nicht ohne klassischen Vorgang wagten, ist ein kaum bestrittener Satz. Da nun *ἔμιν* im Homer nicht vorkömmt, und Callimachus es doch gebraucht, so sollte das ein Moment seyn, diese Form bey irgend einem ältern Dichter zu vermuthen, wenn wir sie auch im Sophocles nicht an beglaubigten Stellen vorfinden. Daß Eusthathius des Callimachus Autorität und nicht die des ältern Sophocles anführt, ist kein schlagender Gegenbeweis; es läßt sich mancherley dagegen sagen. Der gelehrte Mann hatte viel excerptirt aber manches war ihm entgangen. Er konnte, 1600 Jahre nach Sophocles, schon das interpolirte *ἔμιν* in seinem Codex lesen. Er machte endlich zwischen der Gracität und Autorität des Sophocles und Callimachus nicht den scharfen Unterschied, den wir zu machen pflegen. Kurz, die Kritik des Hr. Wunder ist hier eine rein subjective. Er will nicht glauben, daß Sophocles bey der Form *ἔσμεν* von jener poetischen Freiheit Gebrauch gemacht habe, welche derselbe in 100 Fällen sich gestattete, welche ihm in diesem 101ten Falle keine Analogie verwehrte, welche ein 100 Jahre späterer Dichter sich unbestritten erlaubte. Dieß ist jene alte fanatische Verfolgung der *ἀπαρ εἰρημύνα* welche doch endlich einer Toleranz gegen alle vereinzelten Erscheinungen, die nicht vernunftwidrig sind, weichen sollte. Oder

will der Editor ja allen Schein der Leichtgläubigkeit oder des Leichtsinnes vermeiden, so hätte sich eine Note zu dem urkundlichen *ἔνταυθαῖ μιν*, etwa so gesagt: *ἔμιν* pro *ἔσμεν* apud unum Sophoclem praeter Callimachum legitur. Mihi suspectum est, etc. weit besser ausgenommen, als daß wir jetzt das problematische *καρίσταμιν* im Texte lesen, mit der etwas wortreichen Anmerkung *καρίσταμιν* scripsi ex optima conjectura Ott. Kreussleri, in academia Lipsiensi societatis Graecae, cui Hermanus praeest, socii doctissimi, quam liberaliter mecum communicavit idem ille Hermannus, vir summus. Libri *ἔνταυθαῖ ἔσμεν* et *ἔνταυθαῖ ἔμιν* quam interpretationem esse scripturae receptae acute juvenis ille doctissimus vidit; woraus man nicht einmal ein Wort von dem erfährt, was pro oder contra *ἔμιν* zu sagen und gesagt worden ist. Zu B. 45. hätte Hr. Wunder sich an Fr. Jacobsens allein richtige Erklärung, die er aus Briefen mittheilt, anschließen sollen; *ὡδ ἡνδισμύρον* kann nichts anderes bedeuten, als *λευκασίς κάρα ἔχων* im Oedipus tyrannus B. 742. Hrn. Wunders Besorgniß vor einer Tautologie ist leicht zu beseitigen, durch ein Comma, das er vor *ὡδε* mache, statt vor *ὡδὲ*. Orestes sagt: Sie werden Dich Deines Alters und Deiner langen Abwesenheit wegen nicht erkennen, und mithin nicht beargwöhnen, Dich den so Gedärderten. Dieser letzte Zusatz ist nun freylich eine Wiederholung von *γῆρα*, aber nur eine partielle, welche ihre geistige Bedeutung erst durch Jacobsens treffliche Andeutung erhält: „Fortasse lenem ironiam inesse dixeris,“ nämlich ein gutmüthiger Scherz des Herrn gegen den grauen Diener.

B. 47. ist *ἀγγελλε δ' ὄρκον προστιδεις* aufgenommen statt *ὄρκω*, ohne daß die vielen Verdächtigungen der handschriftlichen Lesart wie Wunderlich Obs. p. 8. einer Widerlegung gewürdigt wären. Die einzige Stelle Aristophanis avcs 1004 *ὄρῳ μ-*



πρῶσω κανόνι προστιθεῖς genügt vollkommen zum Schutze von ὄρκει.

B. 87. verwandelt Hr. Wunder *ισόμοιρος ἄηρ* ohne alle Autorität in *ισόμοιρ' ἄηρ*, natürlich weil *ἄηρ* gewöhnlich ein langes *α* hat. Hat Herrn Wunder nicht sein Ohr gewarnt? Die lateinische Regel *vocalis ante vocalem brevis est*, ist so naturgemäß, daß die griechischen Dichter sie wohl bey Veranlassung auch gegen den gewöhnlichen Gebrauch in der Prosodie anwenden konnten. In dem Futurum des Stammworts von *ἄηρ*, in *ἀρῶ* ist derselbe schwankende Gebrauch. Vergl. Porson ad Med. 848, ja *ἀηρ* selbst verkürzt außer dem von Hermann angeführten Aristoteles auch Pseudophocyl. 102.

B. 188. giebt er mit Hermann *ὄτε οἱ* statt *ὄτε σοι*. Die Apostrophe an Agamemnon geben wir ungerne auf; wenigstens sehen wir nicht, was sie Anstößiges haben sollte. *κοῖται πατρώα* ist hier nicht paternus, Agamemnonis, sondern patrius; Pelopidarum.

B. 302. gleichfalls mit Hermann *ἐν τοι κακοῖς* statt *ἐν τοῖς κακοῖς*; unnötig, wenn man *κακοῖς* eben so wie vorher *τοιοῦτοις* als Masculinum faßt; unter den bösen Menschen. Hr. Wunder nimmt es als Neutrum, wenigstens giebt er Camerars Uebersetzung durch *calamitates*, ohne sie zu berichtigen.

In der schwierigen Stelle B. 356.

*ἔμοι γὰρ ἔστω τοῦμ' ἐμὴ λυπεῖν μόνον*  
*βόσκημα* —

entscheidet sich Hr. Wunder für Hermanns Erklärung: *Mihi hoc tantum esto pabulum, mihi non dolorem creare*. Aber gesetzt dieser Gedanke wäre passend, (was wir nicht zugeben können) so verlangt ja die Syntax nothwendig *ἐμαυτὴν* und nicht *ἐμ'*. Neben Bruncks überkräftigem *τοῦμ' ἐμὴ λυπεῖν* hätte die Vermuthung der Ed. *κλιπεῖν*

(noch besser *μὴ ἄλλιπεῖν, μὴ κλιπεῖν*), ut non deficiam oder vielmehr ut non desim, eine Anführung verdient; Ref. hält sie für treffend. Vergl. B. 968. Oder wenn Sophocles auch hier wie in unzähligen Stellen einen Gedanken aus des Aeschylus Chophoren in seiner Weise umgeossen und ausgedrückt hat, so möchte man vermuthen:

*ἔμοι γὰρ ἔστω τοῦτ', ἐμὴ λυπη, μόνον*  
*βόσκημα* —

nach Coeph. 24. *δαῖωνος δ' ἄνωμοισι βόσκειται κίαρ*. So wäre τοῦτο Subject, *ἐμὴ λυπη* seine Apposition, *μόνον βόσκημα* sein Prädicat. Ich halte es mit der ersten Erklärung des Scholiasten, und dieser hat offenbar λαποῦν gelesen.

B. 396 wird für *μήπω* auf Porson ad Eur. Hecub. 1260 (vielmehr 1268) verwiesen. Schon das ist dem Zweck dieser Ausgabe zuwider. Wie leicht und kurz war der Inhalt jener Note zu excerpiren: *per λότητα pro μήποτε*.“ Aber Porson irrt, wie Ref. zu Oedipus Colon. p. XXXI. nachgewiesen hat.

B. 673. *δρό μου δ' ἰσώσας τῇ φύσει τὰ τέρματα* soll bedeuten: *quum cursus convenientes egregiae staturae peregisset*. Dieß suae macht den Gedanken freylich deutlicher, aber schade, daß es nicht auch im Texte steht. Warum schrieb Sophocles nicht *ἢ φύσει*? Hr. Wunder hätte hier die Conjectur *τῇ φέσει* fecit im Texte behalten dürfen. Denn seine Einwendung dagegen: „In qua scriptura equidem nego aptum sensum inesse.“ muß doch durch diesen Spruch gar zu wenig motivirt erscheinen, nachdem drey Männer wie Musgrave, Brunck und Hermann den allein passenden Sinn davon gefunden haben. Im Uebrigen ist diese ganze Stelle von dem erdichteten Wagenkampf mit besonderem Fleiße behandelt.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. May.

Nro. 91.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

M. Tullius Cicero φιλοπλάτων.

Disquisitio de Philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo. Scripsit J. A. G. Van Heusde Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Trajecti ad Rhenum ap. Rob. Natan 1836. 3. XV. u. 292 S.

Wahrscheinlich ist dieß die erste Schrift des Verf.; er ist der vielversprechende Sohn eines würdigen Vaters, des Veteranen der holländischen Philologie aus der Schule Wytttenbach's. Wie der Vater durch seine Initia philosophiae Platonicae sich selber, so wie seinem Lieblings-Schriftsteller ein dauerndes, rühmliches Denkmal gestiftet hat, indem er die erhabende Lehre des alten Weisen nicht nur klar und wahr, sondern auch in angemessener schöner Rede entwickelte: so thut hier ähnliches in gleicher Weise und in demselben reinen lateinischen Styl für Cicero den begeisterten Verehrer Platos, der des Vaters werthe Sohn. Für ihn nimmt gleich der Eingang seiner Widmung ein, die, an den Vater gerichtet, beginnt: „Egone sileam, mi Pater! compellandi tui copia facta? sileam, quum tot exiterint tibi que tam cari discipuli, qui, quid tibi deherent, percursis Academiae spatiis, recordati fere amantissimeque professi sint? Non profecto patiar, ut sic me vel praeteriti temporis oblivio, vel incuria praesentis cepisse videatur. Faciendum mihi, cui te diutius familiaris ac studiosius uti contigit, ne, plurimis doctrinā cedens, discendi studio, progrediendi ardore, tui inprimis amore ulli post-

ponar. Quapropter gravi sanè de causa da mihi hanc veniam, quaeso, dilectissime Pater! ut illum beneficiorum tuorum cursum, hac festi temporis opportunitate, gratisima animi recordatione recolere liceat u. s. w. Das selbe schöne Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung, wie hier gegen den Vater, spricht auch im Verfolg des curriculum vitae gegen seine Lehrer, Byrd, Ekker, Goudoever, Schröder, u. a. sich aus. Weil es eben nicht oft begegnet, so ist es desto erfreulicher, wenn man auf die Schrift eines jungen Mannes stoßt, die vom Anfang bis zum Ende einen durch und durch wohlthuenden Eindruck macht und in der Seele zurückläßt, sowohl durch den Gegenstand und seine Behandlung, als durch die Darstellung. In dieser Beziehung muß man wünschen, das Buch möchte in die Hände recht vieler Jünglinge und Schulmänner kommen. Der Gegenstand der Schrift ist einer der besten und edelsten Charaktere im Alterthum; namentlich unter den Römern hat er nicht seines Gleichen; — ein Geist von vielfacher und hoher Bildung und Gelehrsamkeit, von rastloser Thätigkeit im häuslichen, öffentlichen und literarischen Leben, und durch dieses letztere von unberechenbar großem und wohlthätigem, erhebendem und bildendem Einfluß auf die Besten der späteren Welt durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Tage herab. Nicht das Drängen, Stößen, Zerren, Neiben und Treiben in den Erschütterungen und unseligen Unruhen seiner Zeit, — was Manche jetzt vorzugsweise Leben zu nennen Belieben zeigen — nicht dieses schilbert dieses Büchlein; dem ist auch



rallisiren — auf ἐρεβοειδῆς ἐρεβωδης wovon Butt-  
mann Ausf. Gram. Th. II. S. 341. richtiger han-  
delt, als Matthiä Gr. Th. I. S. 154. „In den  
Compositis mit ειδης bleibt οει unverändert, z. B.  
κερατοειδης etc.

B. 903 interpungirt H. Wunder mit Herrmann:  
φῦν, τῆς ἀνοίας ὡς σ' ἐποικτείρω πάλαι  
mit Unrecht; der Begriff der Thorheit ist nicht em-  
phatisch genug, um vor der Conjunction Platz neh-  
men zu dürfen.

B. 1095. hatte Brunck ein Punct nach σα-  
φές, was gewiß keine Schwierigkeit hat. Der sol-  
gende Vers thut absundetisch eine vortreffliche Wir-  
kung. Hr. Wunder, nach Herrmann, machte aus  
beyden Versen einen Satz, und übersetzt: hoc  
ergo, quod praesto video vasculum. Hat er  
nun σαφές oder πρόχειρον durch praesto übersetzt?  
Warum das eine von beyden nicht, so daß man  
nicht weiß, welches der beyden adjectiva zum Sub-  
ject, welches zum Prädikat gehöre? Was soll ἄχ-  
σος wirklich die materielle, v. 757 angekündigte Last  
bedeuten, so enthält der ganze Vers, ja beyde Verse  
eine auffallende Trivialität: „Also das ist nun  
die angemeldete Last!“ Nach Bruncks Inter-  
punction verstanden wir es so: „Weh! nun ist kein  
Zweifel mehr; ich muß das Unglück, von dem ich  
bisher bloß gehört, jetzt handgreiflich vor mir  
sehen!“ Ἐκεῖνο ist Subject, τούτο σαφές sein Prä-  
dikat. τούτο in dem häufigen Gebrauch, wo es durch  
hier zu übersetzen ist. Auf eine uneigentliche  
Bedeutung von ἄχος weist ja auch schon ὡς ἔοι-  
κεν hin.

B. 1151 haben die Handschriften den Vers:  
πᾶσιν γὰρ ἡμῖν τούτ' ὀφείλεται παθεῖν.

Da sich derselbe in Euripides wieder findet,  
so hat ihn Th. Bergk als Interpolation bezeichnet.  
Möglich; nach der herrschenden Ansicht der Kritik  
allenfalls wahrscheinlich, aber gewiß nicht nothwen-  
dig noch evident. Warum soll nicht Euripides den

schön ausgedrückten Lieblinggedanken der Alten dem  
Sophocles nachgesprochen haben? Zwischen Pla-  
giat und Nachahmung und zwischen Reminiscenz und  
Anspielung ist oft nur eine kaum bemerkbare Gränze,  
welche nur durch den Character des Autors bestimmt  
wird. Höchstens hätte der Vers die Brandmarkung  
durch uncinno's verdient, aber nicht gleich den Tod  
durch Entfernung aus dem Text, wodurch die üb-  
liche Verszählung unnöthiger Weise noch mehr ge-  
stört wird.

B. 1181. Ist Brunck's sinnreiche, wahrschein-  
lich auch richtige Conjectur τοῖς ἴσοις statt τοῖσι  
σοῖς unerwähnt geblieben, dagegen Brunck's Druck-  
fehler v. 1178 οὐδ' für οὐδ' angezeigt. Welche  
von beyden Notizen ist wohl gewichtiger, selbst dem  
gründlichen Leser erwünschter?

B. 1232 ist ohne Noth Herrmann's ἔορδα  
καὶ ταῦτα statt καὶ ταῦτα in den Text genommen,  
wodurch Drestes beginnende Ungeduld über Elektras  
unzeitige und zeitraubende Klage verwischt wird. Die  
Vulgata wird durch Phil. 87. geschickt.

W. Dindorf's Vermuthung zu v. 1249 ἐπό-  
ρῃσεν statt ἐπόρῃσεν müßte in metrischer Hinsicht  
durchaus nothwendig seyn, wenn sie gefallen sollte  
statt ἐπόρῃσεν, der passenden Wiederholung von Drestes  
Ausdruck ἐπόρῃσεν.

Warum ist W. 1365 die Griechische Denk-  
und Constructions = Weise nicht angedeutet durch  
Versetzung des Comma, welches nach ἀνδρῶ-  
ποισί zu setzen pflegt, hinter δυσσεβείας?

V. 1414 ὡς ἡπίως wird nach Viger p. 565 er-  
klärt, dem es bedeutungslos wäre. Warum nicht durch  
tamquam mansuete? Denn Verstellung war doch bey  
diesem ἡπίως. Derselbe Irrthum wiederholt sich  
bey ὡς ἐτητύως, v. 1427, was doch offenbar  
ebenso zu fassen ist, wie v. 1322:

ἡγγελας, ὡς ἔοικεν, ὡς τεδνυκότα  
nur ist dort σαρόντα vorangestellt.



B. 1442:

ὦ Ζεῦ, διδωρκα φάσμι ἀνευ φθόνου  
μιν οὐ

πειτωνός, εἰ δ' ἔπεισι νίμεις οὐ λίγω.

hat Hr. Wunder mit Brunck εὖ für οὐ aufgenommen, unbegrifflich, nach der richtigen Ansicht, welche er über das Verhältniß von φθόνος und νίμεις entwickelt und ausführlich begründet. Registrens hätte in Prosa auch sagen können: „διδωρκα φάσμα, φθόνου μιν ἄλειον, εἰ δ' ἔπεισι νίμεις, οὐ λίγω, nämlich ἀφθονον. Den Tod des legitimen Thronerben möchte er gerne ein für sich, den Usurpator, glückliches Ereigniß nennen; wenn aber etwa die νίμεις ihm dieses Frohlocken verarge, so wolle er es kein Glück genannt haben, und sein Jauchzen unterdrücken. Es ist dieselbe Nemesis gemeint, welche Electra v. 779 angerufen hat.

B. 1471 ist Herrmanns Conjectur ὡς ἐν αὐτῷ Σάνης aufgenommen, so wenig Herrmann selbst ihre Evidenz zuspricht. Zugegeben, daß jenes ἄν, welches bisher nach ὡς stand, nichts als eine trifflinische Interpolation, ja daß es, wie Herrmann behauptet, syntaxisch unzulässig sey, so scheint uns das Heilmittel noch schlimmer, αὐταυτός wird von den Grammatikern aus Sophron eirit, und macht ungeachtet dessen, was Herrmann dagegen sagt, den Eindruck einer komischen Wortbildung, wie ipsissimus bey Plautus. Wie läßt sich das dem tragischen Styl aufdringen! Wenn einmal keine milde Heilung möglich ist, so schlagen wir vor zu lesen:

πατέρα τὸν ἀμὸν· αὐτὸς ἐν ταύτῳ Σάνης.

Es ist eine gleiche Structur, wie Philoctet 300:

φίπ' ὦ τίκνον, νῦν καὶ τὸ τῆς νῆσου  
μαδῆς

bey aller Correctheit doch selten genug, um hier eine Variante μάδε oder μάδεις dort ein Glossem ὡς zu veranlassen, durch welches das ursprüngliche αὐτὸς verdrängt wurde.

Angehängt ist diesem, wie den früheren Tragödien, eine willkommene Uebersicht der „metra quibus Sophocles in hac fabula usus videtur; dagegen sind Prolegomena der Electra nicht vorausgeschickt, wie dem Oedipus Coloneus. Wahrscheinlich hat Hr. Wunder keine Spuren entdecken können, um die Zeit der Aufführung dieses Stückes kritisch-historisch zu bestimmen. Auffallend war dem Referenten jederzeit der Schlußgedanke: Es wäre gut, wenn Verbrechen immer sogleich (εὐδὴς) gestraft würden. Er ist poetisch nicht motivirt, und zu allgemein, und scheint eine Beziehung auf Verhältnisse außerhalb des Stückes zu haben, auf welche, kann Ref. nicht errathen.

Ueber das Verhältniß der sophocleischen Electra zu den Choephoren des Aeschylus wäre manches zu sagen, und A. W. Schlegels kurze Aeußerung über den durchaus verschiedenen Ausgang beyder Stücke ist einer weitern Entwicklung fähig und würdig, wobey die damit contrastirende auffallende Aehnlichkeit beyder Stücke im Uebrigen, in der Oeconomie sowohl als in einzelnen Gedanken zu berücksichtigen wäre.

Ref. sieht nun der Erscheinung der zwey noch übrigen Tragödien, den Trachinietinnen und dem Ajax mit Verlangen entgegen, und würde sich freuen, wenn der Geachtete und ihm befreundete Herausgeber die hier niedergesetzten Bemerkungen nach Wünsche über vorsichtiger Behandlung des Textes und namentlich über das Zuviel einer gewissen philologischen Gründlichkeit beachtungswerth findet und beachtet, und dadurch Raum erspart für manche andere Bemerkungen geistigerer Art, die in das Gebiet der Aesthetik streifen können, ohne mit den verurtheilten Gefühlsnoten, die sich in einem Quam belle! ergeben, irgend eine Verwandtschaft zu haben.

L. D.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. May.

Nro. 92.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

M. Tullius Cicero *φιλοπλάτων*.

Disquisitio de Philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo. Scripsit J. A. G. Van Heusde Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Trajecti ad Rhenum ap. Rob. Natan 1836. 8. XV. u. 292-S.

(Fortsetzung).

Daher stellt sich der Verfasser die Aufgabe S. 7. flg.:

„Verum quo haec uberius pleniusque cognoscantur, quoque pateat magis, quibus quasi gradibus co Cicero pervenerit, ut non diligeret tantum, sed interius etiam cognosceret, quoque pretio aestimaret Platonem, velut ab incunabulis res erit tota repetenda: nobisque viri pueritia et adolescentia, litterarum ac philosophiae, quae a tenera aetate, studia respicienda erunt, tum vero etiam praceptorum, quos in artibus philosophiaeque excellentissimos habuit, Archiae, Philonis, Diodoti, Antiochi, Posidonii accuratam exhibere rationem oportelit. Attendendae etiam aestimandaeque nobis nullae non vitae opportunitates, erunt, quibus ad explicandam singularem naturae indolem feliciter usus est. Sic demum nobis non tantum cognoscere Ciceronem, tanquam *φιλοπλάτωνα*, sed etiam, quod in primis spectamus, ad plenam scripturum ejus intelligentiam interpretationemque proficere licebit.“

Diese Absicht ist auf die glücklichste Weise erreicht, wie aus dem Vorfelg erhellen wird.

Das erste Kap. S. 9 — 97. handelt von Cicero's Eltern, von seiner häuslichen Erziehung, von seinen Anlagen, seinem Schulbesuch in Rom, seinen Schulgenossen (Atticus, Hortensius u. a.) und von dem Zustand der Schulen und Studien in Rom zu damaliger Zeit. Der letztere Punct ist kurz, aber

klar und genügend aneinandergesetzt S. 15 fgg.; und hier ist merkwürdig, daß die älteren Römer lateinische Rhetorenschulen noch ungerner aufkommen und von den Jünglingen besucht sahen, als die der griechischen Rhetoren, wiewohl auch diese beim Volk durchaus nicht beliebt waren. Wem fällt nicht etwas ähnliches aus unserer Zeit hiebei ein? da auch das Studium der Muttersprache durch alle ihre Perioden hindurch der anderweitigen Bildung hin und wieder Gefahr drohet. S. 20 wird eine verdorbene Stelle in or. pro Archia c. 3. §. 5. glücklich so gebessert: Sed haec non solum ingenii ac litterarum, verum etiam naturae atque virtutis vis fuit, ut. — Da Cicero in seiner Jugend sich viel mit Poesie beschäftigte, theils übersezte, theils selbst componirte, so wird von diesen Ueberbleibseln und dem Werth seiner Poesie ausführlicher gesprochen, und dieser vielleicht etwas höher angeschlagen, als die geringen Reste dazu berechtigen, wiewohl Voltaires Urtheil S. 64 über sie sehr günstig lautet. Auch dem Archias scheint mehr zugetraut, als er nach den erhaltenen Epigrammen zu leisten im Stande gewesen; seine Poesien mögen wohl vorzüglich geselliger und conventioneller Art, kleine Witzspiele, wie sie damals eben Mode waren, gewesen seyn; sie mußten daher sehr bald ihren Hauptreiz verlieren; schon der allgemeine Beschall, den er mit ihnen in den asiatischen, griechischen und italischen Städten fand, spricht nicht eben für einen tiefen Gehalt derselben, so viel Anziehendes sie auch sonst in Form und Zeitbeziehungen haben mochten. S. 38 wird eine auf Cicero's Poesien bezügliche Stelle des Ca-

pitolinus im Leben des Kaisers Gordian d. ält. c. 3 nach des Hrn. Verf. Vorschlag so zu lesen seyn: Adolescens quum esset Gordianus, de quo sermo est, poemata scripsit, quae omnia extant, et cuncta illa, quae Cicero hexametris ex Arato hallucinatus est, Exortum et Nixum (sc. astrorum), quae quidem ad hoc scripsit, ut Ciceronis poemata nimis antiqua viderentur. Wie seine poetischen so ausführlich, so werden seine prosaischen Uebersetzungen des Xenophonteischen Oeconomicus, des Platonischen Protagoras u. a. ferner seine theoretischen Versuche de inventione rhetorica, sein Studium der Astronomie, des bürgerlichen Rechtes bey den Scävolas, endlich sein Kriegsdienst im Marserkrieg kurz, doch genügend berührt, und zum Studium der Philosophie geilt S. 71 flg. Obwohl Cicero dessfalls zuerst in die Hände der Epikureer gerieth, so machte er sich in Folge seiner besseren Natur doch bey der ersten günstigen Gelegenheit von diesem System leicht frey, weil die Philosophie, wo sie Bedürfnis ist, und zumal der ethische Theil derselben nichts anderes ist, als die naturgemäße, bewusste Ausbildung der Anlagen unter dem angeborenen höhern Gesetze des Gewissens. Von den Graeculis, die als Hofmeister und Gesellschafter z. B. in Rom eine Unterkunft suchten und alle Künste und Wissenschaften, folglich auch die Philosophie profitirten, macht vornämlich Philo aus Larissa eine Ausnahme; der zwar öffentlich immer die Lehren der neueren Akademie (Arkesilaus und Carneades) vortrug, in geheim aber zur älteren Akademie der ächteren Platoniker hinneigte. Sein Uebergang und Anschluß an diese, und die demzufolge nothwendig gewordenen Aenderungen in der bisherigen akademischen Lehre, namentlich in der Ethik, werden hier S. 75 flg. gut und nach den wenigen Nachrichten vollständig erzehret; ein dankenswerther Beytrag zur Geschichte der Philosophie und von hohem Interesse wegen des

Einflusses auf die Welt Herrscher Römer, Philo war es, der Cicero mit Plato's Schriften näher bekannt machte, und in dem Jünglinge die dauernde und stets wachsende Liebe und Bewunderung jenes größten Geistes, den Athen jemals gezeugt, pflanzte und pflegte und großzog; deren Früchte noch uns spärgeborene erfreuen.

Das zweyte Kapitel S. 98 — 142 umfaßt nur zwey Jahre seines Lebens, vom 28ten bis 30ten Jahre; es fällt aber in diesen Zeitraum Ciceros Reise nach Griechenland und Asien, sein Aufenthalt in Athen und Rhodus, und seine theils rednerische, vorzüglich aber seine philosophische Ausbildung. Den Grund dieser Reise sagt uns Cicero selbst im Brutus c. 91; auch über die Reise selbst hat eben er wieder die besten Nachrichten gegeben; die Stellen führt der Hr. Verf. an, und faßt deren Inhalt recht gut in folgenden Satz S. 102 zusammen:

„Ut paucis absolvam, videtur mihi Ciceronis animus, quem sublimes illae saepissime cogitationes subierant, sanctissimo quodam sensu, quum tenderet in Graeciam, perfusus fuisse, similitaque affectus, ac mentes illorum solent, qui in Sacram Terram ac lustranda religionis incunabula pio consilio proficiscuntur.“

Und wahrlich, Cicero trat heiligen Boden voll hoher Erinnerungen, zwar vergangener Herrlichkeit und Größe, aber auch in dem damaligen Verfall der Stadt, der hier kurz berichtet wird, erhebend, zumal ein Gemüth wie Ciceros, das für die Bewunderung jeder menschlichen Größe so empfänglich war. Er selber beschreibet de fin. B. et M. V. 1. seinen Besuch der Platonischen Gärten im Akademios und schließt ihn mit den Worten: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Denn schon für Cicero war die Herrlichkeit Athens ein Alterthum, schon dem Cicero waren Sokrates, Plato und ihres Gleichen — Alte! Und es ist merkwürdig, wie eben gerade damals diese Alten, namentlich Plato, die besten Köpfe und Herzen er-

griffen, und vom düren, trogigen Stoicismus und lockeren Epikurismus, zu reinerer Humanität überleiteten; — so hat Aristoteles zu keiner Zeit gewirkt! Die theilweise Restauration der alten Sokratik und des Platonismus eröffnet der Verf. sehr gut, indem er uns mit dem damaligen Lehrer in der Akademie, Antiochus von Askalon S. 210 flgg., mit dem etwas älteren Panätius, dem Freunde des Scipio Aemilianus und Lätius, und mit Posidonius aus Apamea, der in Rhodus lehrte, nebst einigen andern bekannt macht.

Die drey genannten, die bedeutendsten ihrer Zeit, gingen, der erste von der neueren skeptischen Akademie, die beyden andern von der herben Stoa auf den reineren sokratisch platonischen Standpunkt, zumal in der Ethik zurück. Die Lehren, worin jedweder von seiner Schule abwich, und den älteren Sokratikern sich mehr oder minder anschloß, werden schön und klar auseinandergesetzt, und zugleich ihr persönlicher Charakter anschaulich gemacht. Weil die philosophischen Schulen in Athen, alle scheint es, Stiftungen der Gründer eines Systems und ihrer Freunde waren — so stifteten und statteten aus, Plato seine Schule mit seinem Besitzthum im Akademos, so Epikurus mit seinen Gärten, so Aristoteles; — so ernannten die jedesmaligen Lehrer ihre Nachfolger auf dem Lehrstuhl; so Plato seinen Schwefersohn Speusippus und dieser den Xenokrates; so Aristoteles den Theophrast u. s. f. Diese aber hielten sich dadurch gewissermaßen für verpflichtet, eben nur die überlieferte alte Lehre weiter zu überliefern und sie höchstens gegen Aufsechtungen von andern Seiten her und gegen neuentstandene Systeme zu verteidigen. An eine Fortbildung der Lehre selber oder der ganzen Philosophie wurde dabey wenig gedacht; daher die Befangenheit jener Philosophen, und ihre Behutsamkeit, mit der sie, wie z. B. Philo, die herrschende Schullehre vortrugen, auch wenn sie derselben nicht durchweg Beyfall geben konnten. Jetzt freylich, bey uns, tritt jeder lieber

gleich original mit einem eigenen, oder doch mehr oder minder modificirten System seines Vorgängers auf; doch hat auch Kant sein Lebenslang nicht über seine Philosophie nach eigenen Handbüchern, sondern nach Baumgartens Metaphysik, Meyer's Verumnstlehre u. ä. gelesen. Auch jene alten Denker sannern erst lange und erwogen viel in ihrem Geiste, ehe sie die erkannte Wahrheit laut verkündeten, daß in Plato und seiner Schule, zu der in gewissem Betracht Aristoteles und Theophrastus gehörten, eine reinere und höhere Wahrheit quillte, als in den überkommenen neueren Systemen. Kein Wunder daher, daß sie die Verehrung und Bewunderung jenes göttlichen Denkers, wie er Späteren gemeinlich heißt, auch ihrem jungen Freunde aus Rom mittheilten und einpflanzten, daß diesen die hohen Lehren der Weisheit den Rednerschulen zwar nicht ganz untreu machten; doch mußten sie, scheint es, gegen die Philosophen aller Seiten etwas zurücktreten; denn er scheint in Athen weniger declamirt und Reden geübt zu haben, als man erwarten möchte. Und auch daran that Cicero nicht Unrecht; sein künftiger Beruf nöthigte ihn genug zu jenen Uebungen; und jeder spätere Erfolg auf jedem Gebiete hing ab von der Tüchtigkeit, die er in der rein menschlichen und philosophischen Bildung sich angeeignet hatte. Denn die Schule geibt nur den Ansatz zu dem, was das Leben entwickeln, was in diesem zu reinem Krystall anschließen soll; die Schule ist die Saatzeit für den Beruf und vor allem für ächte Humanität; im Leben zeigt der Ertrag, wie das Feld desfalls zu seiner Zeit bestellt worden. Hiemit beschäftigt sich der Hr. Verf. im dritten Kapitel vom 30ten bis 40ten Jahre Ciceros, S. 143 — 199. Hier sucht er in den Reden Ciceros aus dieser Zeit die Einwirkung des Plato, wie der Gesinnung, so dem Styl nach, auf den Römer nachzuweisen, zunächst in dessen Büchern de Inv. rhet., dann in den Reden für den S. Roscius aus Ameria, denen gegen Verres und Catilina und für den Vorschlag des Mani-



lius und für Murena ic. Das ist alles sehr gut; nur weiß der Hr. Verf. zwar, daß einige die Rede für den Dichter Aeschias unäch zu seyn gehalten haben; und er versteht ihre Aechtheit mit guten Gründen; aber daß die 3 letzten catilinarischen Reden auch anrücklich sind, was wir in Deutschland wissen, das scheint er nicht geahnt zu haben! — Hier mit dem Verf. mehr ins Einzelne zu gehen, würde zu weit führen; es ist begreiflich, daß die platonische Weisheit für das Publikum, Senat und Volk des damaligen Rom, zu dem Cicero zu sprechen hatte, noch viel weniger paßte, als für den Rath und die Bürgerschaft von Athen, gegen die auch Plato niemals sich nur das geringste Wörtchen verlauten ließ. Genug, daß der Geist, aus dem Cicero in allen Verhältnissen und Umständen handelte, sprach und schrieb, seines Meisters nicht unwürdig war.

(Fortsetzung folgt.)



Zoologische Tabellen oder systematische Uebersicht der Thierwelt, nicht allein die Nominal-Abtheilungen in leicht zu übersehender Anordnung, sondern auch die Kennzeichen der Haupt- und Unterabtheilungen, der Ordnungen und Familien, so wie die namhafte Aufführung der Gattungen und einiger wesentlicher Arten enthaltend, bearbeitet von Dr. C. Gärthe. Köln 1837. fol.

Der Titel besagt hinlänglich den Plan und Umfang dieser zoologischen Tabellen, welche, wie der Verf. bemerkt, durch das Lehrbuch der Zoologie von Kraffort und Lende veranlaßt sind. Die Einrichtung derselben ist sehr übersichtlich und gut geordnet; daher ihr Gebrauch bequem und dem Studium sehr förderlich. Wie bei allen Tabellen ähnlicher Art wird sichtlich nur derjenige aus ihrem Gebrauche den vollen Nutzen ziehen, welcher sich unbedingt an das ihnen zu Grunde gelegte Schema halten kann; wer aber auch in der systematischen Eintheilung einzelner Klassen oder Ordnungen abweicht, hat wenigstens in diesen Tabellen ein gutes Muster vor sich

legen, nach welchem er eigene fertigen kann. Für die allgemeine Benützung ist es indes sehr hinderlich, daß man sich bei den wirbellosen Thieren noch nicht über die Anzahl der Klassen verständigt hat. Der Verfasser nimmt ihrer 9 an; Ref. dagegen stellt in der zweiten Auflage seiner Naturgeschichte des Thierreichs, die dem nächst erscheint, nur 5 auf, und kann sich nicht überzeugen, daß mehr als diese dürften zugelassen werden. Je mehr man in neuerer Zeit durch genaue Untersuchungen darlegt, daß die Struktur der unteren Thiergruppen keineswegs so einfach ist, als man es früher dachte, je deutlicher ihr zusammengesetzter Bau uns aufgeschlossen wird, desto mehr schwinden für die Diagnostik die Differenzen; desto größer werden ihre Aehnlichkeiten, und hiewit muß sich auch, nach des Ref. Bedenken, die Anzahl der Klassen mindern; Abtheilungen, denen man sonst den Werth von Klassen zukommen lassen mochte, müssen nun zu bloßen Ordnungen herabsinken. Indes wird es wohl noch lange dauern, bis man sich bei den wirbellosen Thieren über die Principien, nach welchen die Anzahl ihrer Klassen festzusetzen ist, verständigen wird.

In diesen sonst gut eingezeichneten Tabellen hat Ref. nur den Umstand zu rügen, daß die Definitionen nicht durchgängig mit Strenge und Genauigkeit hingestellt sind. So z. B. ist vom Gebiß der Nager nur gesagt, daß es unvollständig, und die Vorderzähne sehr groß und eigentümlich gebildet seien; diese Angabe ist zu unbestimmt. Bei den Schnabelthieren paßt das Merkmal des Entenschnabels nicht auf den Tachyglossus. Nicht allgemein richtig ist bei den Amphibien die Beschreibung des Herzens und die bloße Erwähnung des Eyerlegens. Irrig ist die Zusammenstellung des Menschen mit dem Kameel und Lama zu einer Ordnung; die Anatomie spricht zu stark dagegen. Vögel mit und ohne Eingrußkelapparat dürfen, wie es hier geschieht, durchaus nicht miteinander zusammengeworfen werden. Die Aufzählung einer so wesentlichen anatomischen Differenz zwischen ihnen, ist zu wichtig und dankenswerth, als daß wir sie bei der Anstellung von Ordnungen in einer Klasse, wo die Eintheilung so schwierig ist, nicht benötigen sollten.

Erseutlich für den Gebrauch ist der gute Druck und das schöne Papier, das deutsche Buchhändler uns so selten bieten.

U. Wagner.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

11. May.

Nro. 93.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

M. Tullius Cicero φιλοπλάτων.

Disquisitio de Philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo. Scripsit J. A. G. Van Heusde Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Trajecti ad Rhenum ap. Rob. Natan 1836. 8. XV. n. 292 S.

(Fortsetzung.)

Dies zeigt sich als in den öffentlichen Reden vor Senat, Richtern und Volk viel besser und offener als in den Schriften über die Theorie und Geschichte der Beredsamkeit und den übrigen philosophischen Werken; ihrer Vergleichung und Erläuterung aus Plato hat der Hr. Verf. das 4te und 5te Kapitel gewidmet, S. 200 — 240 und 241 — 276. Er beginnt mit der Betrachtung der Bücher de Oratore und dem Orator. Hier, dünkt mir, hat H. Van Heusde sich etwas zu weit führen lassen von seinem Vorsatz, im Cicero platonische Spuren nachzuweisen. Denn ungeachtet Cicero selber an Lentulus schreibt: „Scripsi Aristotelio more, quemadmodum quidem volui, tres libros in disputatione ac dialogo de Oratore. Abhorrent a communibus praeceptis, atque omnem antiquorum et Aristoteliam et Isocratiam rationem oratoriam amplectuntur. Epp. ad fam. I. 9. — Ungeachtet H. Heusde selber diese Stelle S. 201 anführt und außerdem dabey auf seines würdigen Vaters Initia doctrinae Plat. Vol. II. C. I. p. 135 verweist: so sagt er doch gleich nachher S. 202:

„Quod autem dicit (Cicero), Aristotelio sibi more et Isocrateo scribere hoc opus propositum fuisse, id sine dubio cum praefandi consuetudinem, tum praecepta spectat, quae, ut ipse ait, a

communibus praeceptis abhorrent, tum maxime in utramque partem disputandi morem; formam vero totumque habitum disputationis praecipue a Platone duxit, verissimo Dialogorum auctore, a quo ipse profecisse Aristoteles in dialogis scribendis videtur. Haec autem Platonica forma una nobis erit maxime attendenda.“

Was sich der Verf. vorgenommen, das hat er mit großem Geschick ausgeführt; doch mich nicht vollkommen überzeugt. Es ist hier zu entscheiden freilich schwer, da kein Dialog von Aristoteles sich erhalten und die paar Bruchstücke und anderweitigen Charakteristiken desselben nicht hinreichen, eine sichere, feste und klare Idee desselben sich zu machen. Eben darum aber muß man bey dem stehen bleiben, was uns Cicero selbst versichert. Indes leuchtet so viel von vorne her ein, daß der Dialog, wie Plato ihn meistens handhabt, die sokratische Gebammenkunst der Gedankenentbindung vornämlich nur für eigentliche Vernunftwahrheiten, für apriorische Begriffe und Sätze passe; aber bey keinerley rein historischem und empirischem Wissen süglich in Anwendung kommen könne. Plato selber läßt daher den Dialog, das Gespräch fallen, wo es zu großer Weitläufigkeit und störender Unterbrechung einer weithin durchgreifenden Theorie führen würde, wenn schon diese Theorie und Ansicht spekulativ und rational ist; so im Timäus und Kritias. Denn den Timäus ein Gespräch, eine Unterrednung zu nennen, ist doch wohl unstatthaft; nach der ersten Begrüßung und kurzen Wiederholung des, Tags vorher von Sokrates berichteten Gesprächs über den Staat, tritt sofort Timäus aus Lokri in die übernommene

Rolle und hält einen zusammenhängenden ununterbrochenen Vortrag über das Gesamtgebiet der Natur, eine Vorlesung vor zwey Zuhörern, nachdem der dritte mit Unwohlseyn entschuldigt worden (*tres faciunt Collegium*); einen freyen Vortrag ohne ein Blättchen Papier unter Augen zu haben, ganz wie ein solcher heutzutage gehalten werden könnte; nicht einmal nach seiner Beendigung wird weiter auch nur ein Wörtchen von den beyden Hörern fallen gelassen. In gleicher Art würden vermuthlich auch der Kritias und Hermokrates ausgeführt worden seyn, wenn Plato noch dazu gekommen wäre. Es läßt sich nicht ohne Grund mutmaßen, daß Aristoteles in seinen Dialogen, eben wie Cicero thut, die Ausföhrung der Hauptpunete, gleichsam gewisse Kapitel der behandelten Aufgabe, den einen diesem, den anderen einem anderen Unterredner zugewiesen und in den Mund gelegt hat, wie eben jetzt in dem einen oder andern Punete viel gearbeitet und gedacht zu haben und vorzüglich zu seyn vorausgesetzt wurde. Demnach bestand ein solcher Dialog, man möchte sagen, aus zerstückelten, theilweisen Vorträgen und Vorlesungen, wie wir eben an Cicero's Büchern vom Redner u. a. deutlich sehen. Diese Form aber ist allerdings auch dem Plato nicht fremd — an gehörigen Orte —; denn außer dem vorgenannten darf man auch die Bücher von den Gesezen hieher zählen; wiewohl hier nur der eine Fremdling alle Theile der Gesezgebung durchgeht, so thut er dieses doch weniger als ein eben erst untersuchender, sondern er theilt mit, was bey ihm durch Langes Nachdenken geistigt am meisten feststeht. Hier, und noch anderwärts war diese Form daher ganz am rechten Ort; denn außer den obenerwähnten verlangt die sokratische Maieutik auch noch solche Unterredner, deren Sinn und Herz obzwar erregsam und empfänglich, doch noch ganz unbefangen und rein, deren Verstand noch durch keinerlei vorgefaßte Meynungen, Vorurtheile und Ueberlieferungen vor-  
 eingenommen, getrübt und verwirrt ist, wenn das

Gespräch festen Schrittes, das Ziel im Auge, zur Entscheidung und zum Endpunet hinstreben soll. Daß solche unbefangene in keinerlei Weise irgendwie vorgeingenommene Seelen heutzutage selten, ja fast nicht mehr zu finden sind, dieß macht den Neuern den achten sokratischen Dialog unmöglich, selbst auch denen, die ihn versuchen zu schreiben; denn auch sie werden von ihrer Gelehrsamkeit und Vielwifferey links und rechts ab und herumgezerrt; wie etwas der Art selber auch Plato z. B. im Protagoras und Gorgias darstellt, wo schon gemachte und entschiedene Leute im Kallikles, Protagoras u. dem Sokrates gegenüberstehen, die eben durch ihr schon gemachtes Wesen in ihrem Widerstand gleichsam entschuldigt und charakterisirt werden. Desto höher sollten darum von uns gehalten und desto fleißiger studirt werden die durchaus gelungenen Dialogen eines Franz Hemsterhuis, Lessing, Jacobi und weniger anderer. Hiernach lassen sich meines Bedünkens einige Dialogen Platons rechtfertigen, die man ihm wegen dieser oder jener Eigenheit, in der von dem vorgefaßten Begriff über die Form und den Dialog Platons abgewichen ist, abgesprochen hat. Es gehört der angeedeutete Punet zu einer in der Philosophie und andern Zweigen noch zu wenig beachteten Hauptriksicht, daß nämlich die Methode wie nach den Personen, so insbesondere noch viel mehr nach den Gegenständen sich zu bequemen und zu wenden habe; ein Verfahren, das sich am glänzendsten in der Mathematik bewährt hat, und auch in der Grammatik, Etymologie, Syntax und gesammten Philologie Anwendung leidet; ein Verfahren, das schon Aristoteles nicht allein empfohlen, sondern auch geübt hat. Hiernach mögen auch seine Dialogen von den meisten und vorzüglichsten Platonischen sich unterschieden haben; und Cicero mag eben im Gefühl seines eigenen Wesens, demnach er weniger Selbststüdecker als Gelehrter und dazu Redner war, und im Gefühl seines historischgegebenen, nichtapriorischen, reichen Gegenstandes die Ari-



stotelische Form des Dialogs mit gutem Vorsatz und Wissen gewählt und der platonisch-isokratischen vorgezogen haben. Dieß schließt nicht aus, daß er bey einzelnen Stellen, die der Hr. Verf. fein und glücklich aufspürt, entsprechende im Plato vorschwebend hatte; das Ganze jedoch trägt schon auch im Inhalt mehr das aristotelische Gepräge; begreiflich; dieser hatte die Rhetorik eigens und in größtmöglicher Vollständigkeit behandelt; Plato spielt nur gelegentlich mit ihr und meistens gegen sie. Mit der Aristotelischen vorzugsweise auf die Sache, auf Beweisführung und die hiezu nöthigen Kenntnisse gerichteten Theorie verband daher Cicero die isokratische Theorie, die sich wahrscheinlich zumest mit der Wortstellung, dem Periodenbau, Wohlklang und Rhythmus der Rede beschäftigte; was aus seinen Reden erhellt.

Bey den Büchern vom Staate und von den Gesetzen hätte meines Ermessens wie die Uebereinstimmung mit Plato in den gleich betitelten Werken, eben so sehr und noch viel mehr und stärker die Verschiedenheit in der Anlage und zumal im Endzweck hervorgehoben werden sollen, auch um Cicero's selbst willen, damit er bey seiner patriotischen und demnach nothwendig beschränkteren Absicht nicht gegen die allgemeinere freye und reinphilosophische Platon's zu sehr zurücksetzen muß.

Denn bey allem Werth, der den philosophischen Schriften Cicero's nicht abzuläugnen ist, muß man doch andererseits auch eingesehen, was in seiner Lage auch ganz natürlich und nicht anders zu erwarten war, daß er fast überall mehr gute Auffassung der philosophischen Punkte, als eigentliche Verarbeitung, überhaupt mehr Belesenheit und Gelehrsamkeit zeigt, als irgend einen Versuch oder ein sicheres Bestreben, die Sachen vom Fleck und weiter, die Streitpunkte zur Entscheidung und Aufklärung zu bringen. Man darf beynah sagen, er sey niemals ganz philosophisch mündig geworden, und dieses beweise gleich nur seine Sprache und philosophische Ausdrucksweise,

die öfters undeutlich wird, weil er ganz und gar von dem Begriff und Ausdruck seiner griechischen Vorgänger abhängig sey. Es ist überhaupt vielleicht im ganzen Umfange der Sprachen nicht eine, und gewiß keine philosophische Periode, kein Sag zu finden, in welchem die Wörter und Begriffe in der ersten Sprache ganz genau von denen einer anderen Sprache gedeckt würden; gleichwohl that Cicero, weil er beynah immer nach griechischen Vorbildern philosophirt und gewissermassen nur frey bearbeitet, lieber hin und wieder dem römischen Sprachgebrauch bey einzelnen Wörtern (wie im dritten Buche der Tusulanen) etwas Gewalt an, als daß er frey und selbständig aus dem Geiste der römischen Sprache heraus die Begriffe entwickelte; wie es doch überall geschehen ist und noch immer da geschieht, wo ein wahrhafter Fortschritt und eine feinere Entwicklung und tiefere Entfaltung im philosophischen Wissen sich offenbart. In dieser Hinsicht, in stärkerer Bewältigung der Begriffe und Sätze und ihrer freyeren Anschauung und Uebersetzung in die römische Zunge, haben unstreitig Lucetius und zumal Seneca einen Vorzug vor Cicero. Dieser zeigt seine philosophische Bildung am besten und schönsten da, wo er, ohne unmittelbar einen griechischen Führer vor Augen zu haben, seine persönlichen Gesinnungen und höheren Ansichten ausdrückt; so namentlich in den Büchern vom Redner, und vom Staat, so in den Tusulanen hin und wieder, so im Cato und Lilius u. a. d. U. m. In dieser Beziehung scheint der Verlust seiner *Consolatio*, der Trostschrift über den Tod seiner einzigen geliebten Tochter Tullia, und seines *Hortensius*, einer Vertheidigungsschrift und Anpreisung der Philosophie, besonders bedauerlich, weil er in beyden vornehmlich seinen eigenen Trieb, sein eigenes Gefühl aussprechen konnte, wie die erhaltenen Bruchstücke uns lehren. Sein ganzes Wesen aber, seine innerste Eigenthümlichkeit bestand in dem Trieb, dem sittlichen Gewissen im Thun und Trachten, der edleren Menschenthümlichkeit in seinem ganzen Da-



seyn Genüge zu thun. In allen Punkten, die mit diesem Grunde näher oder etwas entfernter zusammenhängen, steht seine Ueberzeugung, sein Glauben fest und unerschütterlich, unbeschadet dem, daß er innerhalb dieses Gebietes mit schönem, freyem Urtheil verschiedene Wege und Sepsweisen anerkennt und achtet, wie er denn zu seinem liebsten Freund den Epikureer *Arcius* hat, wie er *Varro*, den Anhänger der älteren Akademie, *Cato*, den starren Stoiker, *Brutus* und andere, obzwar in verschiedener Richtung und Weise, doch sie alle mit philosophischem Ernst gebildete Charaktere, hochschätzt und liebt.

(Schluß folgt.)

### Theorie der Armutb oder der Minderbegüterung.

Ein Beytrag zur Lehre von der Gütervertheilung.  
Von *Carl Godeffroy*, vormaligem Minister-Residenten der freyen und Haufe-Städte am Kaiserl. Hofe. 2te Aufl. Hamburg, 1836.

Der Verf. versteht unter den Armen nicht Los, wie es bisher gewöhnlich war, diejenigen, welche ohne fremde Unterstützung nicht zu leben vermögen, sondern zugleich die ganze vermögenslose Arbeiterklasse, oder (in den zierlichen Formen des Verfassers) die „Haupt- und Grundschichte dessen, was politische Oekonomisten die Poramide der Bekräfte oder des Vermögens genannt haben.“ Bey so willkürlicher Erweiterung des Begriffs der Armutb ist es dann ganz richtig, wenn er behauptet, die Armutb sey „eine Bedingung der Staats-Existenz und jeder Versuch sie zu verbannen, werte zerütend und auflösend auf die Staatsmaschine: „allein was ist damit gesagt? doch wohl nichts anderes, als die gewiß nicht neue Wahrheit: ein Staat könne einer Arbeiterklasse nicht entbehren. Er scheidet nun die Staaten in Sklavenstaaten und freye, und bemerkt, daß in jenen die Armen in seinem Sinne zwar am zahlreichsten, aber doch gegen den Hungertod leidlich geschützt; im freyen Staate dagegen wohl in geringster Zahl vorhanden, aber in Bezug auf ihren Unterhalt weit unsicherer gestellt und nach Umständen dem Hungertod ausgesetzt seyen. Dort beschränke die Fürsorge der Herrn, hier das wegraffende Steud die Vermehrung

der Armen. Der christliche Staat dürfe nun das letztere Princip nicht wanken lassen, sondern müsse das Loos der Armen zu bessern oder zu sichern suchen:

Erstens durch Beschränkung des freyen Verhältnisses zwischen den Lohnherren und Arbeitern. „Den Arbeitern (Gesellen) soll stets eine angemessene feste Belohnung ihrer Anstrengung gesichert werden, um dem sonst fürchtbaren Steigen der unverschuldeten Armutb vorzubugen.“ Wie dieß zu bewirken wäre, sagt er aber nirgend. Denn daß das alte Justizwesen solches nicht zu leisten vermöchte, gesteht er selbst.

Das zweyte Mittel sind Spackassen, worein die Arbeiter einen Theil ihres Lohns zu legen gezwungen würden.

Das dritte sind Armenthulen, dann Ehrengeschenke an ordentliche Hausväter, eine „Zugendbotterie.“

Das vierte, Beschränkung der Gelegenheiten und Versuchungen für die untere Klasse zum Unfittlichen und Bösen.

Zunächst verlangt er hier Beschränkung der Schenkhäuser, Tanzböden. Sodann hält er es für nothwendig, „die ganze Armenthulose en masse zwangsmäßig direct unter den eigenen Schutz und die Aufsicht der Obrigkeit zu stellen,“ damit nicht unbedachtames Almosengeben die Zahl der Armen vermehre und die untere Volksklasse demoralisire; oder wie der Verfasser sich in seiner gepreizten Weise ausdrückt: damit nicht „im Verhältniß zu der durch Almosenabgabung gesteigerten Verearmung Religion und Gerechtigkeit im untern Armenthulstande zu Grunde gerichtet werden.“ DemgemäÙ schlägt er dann für die „Bekräfteten“ Zwangs-Arbeitshäuser, für die „Unbekräfteten“ Versorgungs-Hospitien für das Alter und Zwangs-Armenthulen für die Jugend vor. Die Kranken will er bloß in dem Hospitale jedes Instituts verpflegt wissen. Von Waisen ist nichts gesagt; eben so wenig von Blinden und Taubstummen. Bey den Armenthulen ist dem Verfasser „noch ein Gedanke eingefallen, den er nicht ganz mit Stillschweigen übergehen mochte,“ nämlich der, sie als Bildungs-Institute für künftige männliche und weibliche Domesiken zu benützen.

Zur Durchführung dieser Vorschläge räth er am Schluß, eine besondere Behörde anzufstellen, die er Ministerium des Armenthulandes nennt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß dieß Schriftchen außer seinen vielen affectirten Ausdrücken durchaus nichts Neues enthält und daß die Meinung, die der Verfasser und mande Leser von denselben zu haben scheinen, nur von der Unkunde herabsehen kann, in der sie sich in Bezug auf die Literatur des Armenthulens befinden.

J. E. W. Hermann.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

12. May.

Nro. 94.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

M. Tullius Cicero *φιλοπλάτων*.

Disquisitio de Philosophia Ciceronianae fonte praecipuo. Scripsit J. A. G. Van Heusden Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Trajecti ad Rhenum ap. Rob. Natan 1836. 8. XV. u. 292 S.

(Schluß.)

Das reine Sittengesetz in seinem ganzen Umfang, wie es einem unbesetzten lauterem Gewissen unter gegebenen zeitlichen Verhältnissen klar sich ankündigt, dieß ist der Fels und Eckstein seines Denkens und Wirkens; diesem zunächst steht am meisten fest sein Glaube an Gott und die Weltregierung und Vorsehung der Götter, und seine Hoffnung der Unsterblichkeit. Die Beweise hiefür drängen sich in allen seinen Büchern auf, namentlich in denen von den Pflichten, vom Staat und Gesetz, vom Alter und von der Freundschaft, vom höchsten Gut u. s. w. Allein, was ihm zum Philosophen fehlte, das war, er hatte kein starkes rationales und spekulatives Gewissen und daher keine feste Ueberzeugung, keine unumstößliche Gewissheit in keinem der Probleme, die zur Metaphysik und spekulativen Philosophie gehören. Unter diesem Mangel, da er den letzten Grund aller Philosophie insgesammt berührt, leiden daher alle seine Schriften und Lehren mehr oder minder, gleich die vorhin erwähnte Lehre von Gott, und von der Vorsehung und Weltregierung Gottes u. a. Ob die Schuld hievon in Cicero's natürlichen Anlagen allein zu suchen sey? Wohl nicht; der sittliche Ernst und das aufgeklärte Gewissen verbreiten ihren Einfluß und ihre Kraft auf das metaphysische Wissen und Ge-

wissen, wie gleich Plato hiefür zum Beyspiel angeführt werden darf. Demnach würde unfehlbar auch Cicero desfalls zu andern Ergebnissen gekommen seyn, wenn er theils in seiner ersten Jugend nicht eben jene zwischen der alten und neuen Akademie und Stoa schwankenden Männer, wie Philo, Antiochus und selber auch Posidonius waren, zu Lehren gehabt und von ihnen solche Eindrücke erhalten hätte, die, wie alle Jugendeindrücke, schwer und nur mit Mühe oder nie zu verwinden waren; dahin gehört vor allererst, was er von ihnen angenommen, das beständige in utramque partem disserere, ohne es auch nur wenigstens zu einer subjectiven Entscheidung je zu bringen. Theils aber entschuldigt diesen Mangel an rationaler Gewissheit, ohne die Niemand ein Platoniker genannt werden kann, Cicero's ganzer Lebensgang, demnach er alle seine Zeit der Vertheidigung der Rechte einzelner Bürger und Provinzialen und dem Wohle des Staates widmete, so viel es der jammervolle, heillose Zustand desselben erlaubte. „Ego enim, sagt er selbst Ac. I. 3, dum me ambitio, dum honores, dum causae, dum reipublicae non solum cura, sed quaedam etiam procuratio, multis officiis implicatum et constrictum tenebat, haec (philosophica) inclusa habebam, et ne obsolescerent, renovabam, dum licebat, legendo — in seltenen Mußestunden, die andere in wüsten Vergnügungen und Lastern hinbrachten! Unter den damaligen Umständen und gegen die anderen Nachthaber Roms jeder Art, auf dem Ferum, im Senat, im Krieg und Frieden, wie groß und erhaben, wie hochachtbar erscheint da Cicero nicht nur als Mann und

Römer, selber auch als Philosoph! Denn solche Zeitläufte waren wohl im Stande, auch den einsamen Denker an allen Principien der Welt irre zu machen, und vollends an den speculative! Und doch, auch hier wird Cicero nie eine Beute des Unglaubens und der Verläugnung; war er nicht im Stande mit ganzer Ueberzeugung das Wahre fest zu ergreifen, so hielt er doch desto fester an dem besten Wahrscheinlichen, in allen Puncten, die das höhere und edlere Menschenleben betreffen.

Daher deutet er die neue Akademie nach seinem Sinne und besser, als sie es wohl meynete, wenn er Ac. I. 12. §. 46. sagt: Hanc Academiam novam appellant; quae mihi vetus videtur; si quidem Platonem ex illa vetere numeramus, cujus in libris nihil affirmatur, et in utramque partem multa disseruntur; de omnibus quaeritur, nihil certi dicitur. (So war seit mehr als einem Jahrhundert vor Cicero Plato ausgelegt worden.) Aber dieß schloß für Cicero die beste Gewisheit nicht aus; de Off. II. 2. Non enim sumus ii, quorum vagetur animus errore, nec habeat unquam, quid sequatur. Quae enim esset ista meus vel quae vita potius, non modo disputandi, sed etiam vivendi ratione sublata? Nos autem, ut ceteri alia certa, alia incerta esse dicunt, sic ab his dissentientes alia probabilia, contra alia dicimus u. s. w. Und wiederum Ac. II. c. 20. §. 66. Qui enim possum non cupere verum invenire, quum gaudeam, si simile veri quid invenerim? sed ut hoc pulcherrimum esse iudicem, vera videre, pro veris probare falsa, turpissimum est. etc.“ Dieß ist meines Erachtens die einzig schöne und wahre Gesinnung für jeden Philosophen, der sich nicht zur Platonischen Idealität und reinen Anschauung der geistigen Welt aufschwingen kann, oder den sein äußeres Leben stets an die Erde zurückzieht und in ihrem Schlamm und Sumpf herumzert. Wohl uns, daß Cicero solcher Gesinnung war, daß er fleißig gelernt hat, wenn

er auch in Folge seiner Lebensumstände keinen Punct weiter entwickelt, gefördert und begründet hat; in seinem Beispiel suche jeder für sich weitere Förderung! Wie in diesem Punct, bey dem H. Van Hensde beynabe etwas verlegen zu werden scheint, so möchte ich Cicero in einem andern nicht allein entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, eben durch seinen milden garten Character und seine Persönlichkeit; ich meine seine Trauer, seinen gränzenlosen Schmerz über den Verlust seiner einzigen geliebten Tochter Tullia; und er selber sagt desfalls sehr gut (Epp. ad Att. l. XII. 28): nec in ea re, quid aliis videatur, mihi puto curandum. Mea mihi conscientia pluris est, quam omnium sermo. Quod me ipse per litteras consolatus sum; non poenitet me, quantum profecerim. Moerorem minui: dolorem nec potui; nec, si possem, velle. Dazu nehme man ebd. 40: ego quid homines aut reprehendunt aut postulent, nescio. Ne doleam? Qui potest? Ne jaceam? Quis unquam minus? Dum tua me domus levabat, quis a me exclusus? quis venit, qui offenderetur? — Legere isti laeti, qui me reprehendunt, tam multa non possunt, quam ego scripsi. Quam bene, nihil ad rem. Sed genus scribendi id fuit, quod nemo abjecto animo facere posset. Triginta dies in hortis fui. Quis aut congressum meum, aut facilitatem sermonis desideravit? — — Quum Romam venero, nec vultu nec oratione reprehendar. Hilaritatem illam, qua hanc tristitiam temporum (der Republik selber) condiebamus, in perpetuum amisi. Constantia et firmitas nec animi, nec orationis requiritur. Vgl. ebd. ep. 14. u. 15. Was er aber an seiner Tochter verloren, das spricht er rührend aus Epp. ad fam. IV. 6: Mihi autem, amissis ornamentis iis, quae ipse commemoras (o Sulpici) quaeque eram maximis labo-



ribus adeptus, unum manebat illud solatium, quod ereptum est. Non amicorum negotiis, non reipublicae procuratore impediabantur cogitationes meae; nihil in foro agere libebat; adspicere Curiam non poteram: existimabam, id quod erat, omnes me et industriae meae fructus et fortunae perdidisse. Sed cum cogitarem, haec mihi tecum et cum quibusdam esse communia, et quum frangerem ipse me, cogereque illa ferre toleranter: habebam quo confugerem, ubi conquiescerem, cujus in sermone et suavitate omnes curas doloresque deponerem. Nunc autem hoc tam gravi vulnere, etiam illa, quae consanuisse videbantur, recrudescunt. Non enim, ut tum me a republica moestum domus excipiebat, quae levaret: sic nunc domo moerens ad rem publicam confugere possum, ut in ejus honis acquiescam. Itaque et domo absum et foro, quod nec eum dolorem, quem a republica capio, domus jam consolari potest, nec domesticum respublica u. s. w. Wer bey solchen häuslichen und öffentlichen Leiden und Unfällen sich so wie Cicero fassen, sich durch solche Werke, wie er uns nach dieser Zeit hinterlassen hat, unsterblich verdient machen, belehren und erheben kann, dem müßte man wahrhaftig auch sogar ein größeres Uebermaß des Schmerzes (denn gebrochen, sehen wir, war Cicero durchaus nicht) und der Klage nachsehen. Allein wir Renere sollten in diesem Fall uns von den Ansichten und Urtheilen der Alten, wie der Römer jener Zeit nicht hintergehen lassen; im Gegentheil wir sollten uns freuen und erquickern daran, daß den Alten dieses Gefühl der Kinderliebe nicht so fremd war, als es manchmal bey einem Hinblick auf die alte Litteratur den Schein haben kann; bey den mancherley Anseindungen der klassischen Litteratur, Anseindungen, die gerade auch auf das häus-

liche und eheliche Leben der Griechen und Römer, und auf den Mangel an Pietät und dergleichen gerichtet waren, müssen gerade solche Beispiele von väterlicher Zärtlichkeit eben so erwünscht seyn, als das Gefühl ehelichen Glückes bey Xenophon Cyp. III. c. 1. §. 1 — 41. Denn an Einfachheit, Wahrheit und Zartheit — welches neuere Bild darf ihm zur Seite gesetzt werden? Cicero's Fall und Betrübniß aber zeigt nur, daß sein Gefühl — ein untadeliges — stärker war, als seine aus der dazumal verbreitetsten Philosophie angenommenen Grundsätze; und noch ein anderes zeigt, daß sein Glanzen und Kluden höher und tiefer gieng, als seine philosophische Ueberzeugung, als sein speculatives Wissen; ich meine eine seiner letzten Arbeiten, die Uebersetzung des Platonischen Timäus. Hr. van Heusde, S. 275 sagt hierüber:

Quodsi quaerimus, quae fuerit Ciceroniani hujus Timaei ratio, parum id probabiliter e fragmentis effici potest. Sed superest exoribii initium, ex quo satis certo argumento patet, non omnino conversum a Cicerone totum Platonis Dialogum esse, verum excepta Timaei Pythagorei oratione continuâ, reliqua ipsius arbitrio conscripta atque inventa esse.

Vielleicht sind wir einer Meinung: Cicero hat den ganzen Vortrag des Timäus übersetzt von S. 27. bis 92, von vorne herein sind beträchtliche und höchst schätzbare Bruchstücke erhalten; das letzte derselben reicht nicht weit über die erste Hälfte des Platonischen Timäus, auf S. 47. Ich zweifle nicht im geringsten, daß Cicero auch das Uebrige der Vorlesung bis zum Ende übersetzt habe, weil gar kein Grund denkbar ist, warum er da irgendwo abbrechen sollte, nachdem er von der Welt Einrichtung und den irdischen Stoffen bis in die Physiologie der Sinne u. dergleichen hineingegangen war. Daß er den Anfang, die Recapitulation des Inhalts der Bücher vom Staate übergangen, dafür aber etwas Anderes gesetzt habe, ist höchst wahrscheinlich, eben die Erzählung seiner Zusammenkunft in Ephesus



mit dem P. Rigidius Figulus, dem gelehrtesten Pythagoreer unter den damaligen Römern, und mit dem damaligen Lehrer der peripatetischen Schule in Athen, Kratippus. Was sie auf Platon's Timäus gebracht, das wissen wir nicht; vermuthlich aber sanden alle drey für ihre liebsten Uebersetzungen und Ansichten in dem griechischen Werke Anklang und erhebende Bestätigung; vom Pythagoreer Rigidius versteht sich dieses von selbst; von Kratippus läßt seine Vorliebe für die Mantik u. a. ähnliches vermuthen; s. Bayle's Dict. hist. et crit. in d. Art. Cratippe. Cicero aber insbesondere mochte sich durch eine so schöne Schilderung von der Wohlordnung und Harmonie der Welt, und von den weisen und hohen Absichten ihres Schöpfers um so mehr gehoben und gestärkt fühlen, je weniger Resultate, fruchtbare und erbauliche Grundsätze ihm seine akademischen Untersuchungen lieferten; denn seine dichterische und rednerische Phantasie, sein sittliches Gefühl und Gewissen waren überlegen, und überwogen die Schärfe, Kraft und Stärke seiner philosophischen Conception. Die Uebersetzung des Timäus dünkt mir seinen Uebergang von der akademischen Unschlüssigkeit und Zweifelsucht zur höheren Anschauung des Weltganzen und Beruhigung in derselben zu bezeichnen, und sein eigentliches Glaubensbekenntniß, gleichsam sein Testament in der speculativen Philosophie zu seyn. Von dem Werthe dieser Uebersetzung zu reden, ist zwar hier nicht der Ort; doch kann unbedenklich gesagt werden, daß sie von keiner andern in keiner Sprache übertroffen ist, und daß sie einen vorzüglichen Beßel gibt, in das Verständniß desselben zunächst einzubringen. Cicero aber hat sich dadurch mehr als durch vieles andere als würdigen Anhänger der Platonischen Weisheit bezeichnet und bezeugt, daß er in ihrer höhern Sphäre die vornehmste Beruhigung für sein unruhiges Leben und seinen stets nach Wahrheit strebenden Geist gefunden habe. Dieß Resultat zieht auch der Hr. Verf. im 6. Kap., nachdem er im 5ten

mehreres Einzelne nach seinem Plane nachgewiesen und erläutert hatte. Gut faßt er es so zusammen S. XV.

Philosophia Platonis praecipua Ciceroniana philosophiae fons. — Non e solo Platone profecit. Ab iis profecit polissimum, quibus maxime placuerat Plato. Non omnes Platonis Dialogos pari diligentia tractavit. Fuit nec imitator Platonis vulgari sensu, nec Platonius!

Er war ein heller, freyer, edler, strebsamer, dem Plato verwandter Geist, der mit diesem die Herrschaft über die Gemüther der spätesten Nachwelt theilen sollte! Have, pia anima!

Im Anhang S. 286 — 292 sind 21 Thefes aufgestellt, die sich auf Cicero und Plato beziehen; darunter sind mehrere sehr glückliche Vorschläge und Verbesserungen einzelner Stellen, wie deren auch hie und da in der Abhandlung eingestreut sind. Druck und Papier sind gut und einladend; von Druckfehlern sind mir nur 3 aufgestoßen: S. 90 l. meliora st. miliaria; S. 204. Z. 17. l. Crassi st. Crasis; S. 277 Z. 8 l. perduximus st. erduximus.

Wir schließen mit dem wiederholten Wunsche, daß diese gut ausgestattete Schrift wegen ihres hohen Gegenstandes, sowie wegen seiner klaren Behandlung und reinen Darstellung in die Hände recht vieler Leser, namentlich jüngerer, kommen möge; und gleichwie der Verf. als Sohn dem Himmel für solch einen würdigen und klassisch gebildeten Vater dankt, dessen Vorsorge und Beshpiel er so viel Treffliches und Gutes schuldig zu seyn so schön bekennt, dessen Verdienste auch die ferner stehende Mitwelt freudig und dankbar anerkennt: so wünschen wir hinwiederum dem Vater Glück, seine Mühen und Sorgen auf diese Weise belohnt zu sehen; wünschen, daß sich nicht allein Er, sondern die ganze gebildete und gelehrte Welt an ähnlichen reifen Früchten noch oft und lange erfreuen und erfrischen möge.

P. K.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

13. May.

Nro. 95.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Commentatio de C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmentis ex bibliotheca Christinae, Suecorum reginae, in Vaticanam translatis, atque carminis Latini de bello Actiaco sive Alexandrino fragmenta, ex voluminae Herculanensi evulgata. Iterum edidit Joannes Theophilus Kreyszig. Misenaë, sumptibus et typis C. E. Klinkichii et fil. 1835. XIV. und 249 Seiten.

In vielen Ausgaben des Sallustius findet man am Schluß der Fragmente seines größeren Geschichtswerkes, die theils durch spätere Schriftsteller, namentlich Grammatiker, theils durch eine in mehreren Handschriften noch vorhandene Sammlung von Reden und Briefen erhalten worden sind, einige theilweise sehr verstümmelte Bruchstücke aus dem Abschnitte jenes Werkes, welcher die Geschichte des Krieges gegen die Fechter und Sklaven unter Spartacus enthält. Diesen Bruchstücken ist fast in allen Ausgaben die Bemerkung vorausgeschickt, sie ständen nach der Angabe des Andreas Schott in einer Handschrift des Servius, seyen jedoch in der von Petrus Daniel besorgten Ausgabe des Servius nicht zu finden. Gewöhnlich wurden dieselben von den Herausgebern wie ein verlorener Posten angesehen und gingen in unverändertem Zustande von einer Ausgabe in die andere über. Unserer Zeit, die auch den kleineren Ueberbleibseln der vorerwähnten Werke des griechischen und römischen Alterthums den ernstesten Fleiß widmet, war es vorbehalten, auch diesen in mehrfacher Hinsicht sehr wichtigen Bruch-

stücken durch erneute sorgfältige Benützung der vorhandenen Hülfsmittel eine weit vollkommnere Gestalt zu geben, wozu insbesondere die wiederholten Bemühungen des scharfsinnigen und gelehrten Verfassers der oben angeführten Schrift beygetragen haben.

In der Einleitung berichtet der Verf. über die Geschichte dieser Bruchstücke. Der erste, welcher einen Theil derselben, nämlich drey der größeren Stücke, bekannt machte und als Fragmente aus dem größeren geschichtlichen Werke des Sallustius erkannte, war der auch als tapferer Vertheidiger Leyden's bey der denkwürdigen Belagerung dieser Stadt im Jahre 1574 bekannte Janus Douza (van der Does). In der selten gewordenen Schrift: *Jani Douzae Nordovicis ad C. Sallustii Crispi Historiarum libros notae: cum luculenta Fragmentorum aliquot accessione hactenus non editorum.* Antverpiae 1580, in welcher er dieselben mittheilte, bemerkte er, sie seyen in Paris ex vetustis et Servianis doctissimi Petri Danielis schedis necdum publicatis abgeschrieben und von Andreas Schott an J. Lipsius in Leyden gesendet worden. Aus dieser Schrift gingen die von Douza mitgetheilten Fragmente in sehr viele Ausgaben Sallustius über, und die Meynung der Herausgeber, daß sie in einem Codex des Servius ständen, war durch die eben erwähnten undeutlichen Ausdrücke Douza's veranlaßt worden, während vielmehr P. Daniel höchst wahrscheinlich die noch vorhandenen Blätter eines Codex, der die Geschichtsbücher Sallustius enthielt, besaß, und Douza, welcher wußte, daß jener Ge-

lehre sich mit einer Ausgabe des Servius beschäfftigte, aus Irrthum von ihnen den Ausdruck Servianae schedae gebrauchte. Uebrigens ist Douza's Vermuthung, daß die Bruchstücke Theile der Geschichtsbücher des Callustius seyen, durch ein Citat des Nonius und ein anderes des Porphyrio, welche sich auf Stellen Callust's beziehen, die man in diesen Fragmenten findet, zur Gewisheit erhoben worden. Ungefähr 70 Jahre nach jener ersten Bekanntmachung eines Theils der Bruchstücke fand Isaac Vossius, wie man aus einem Briefe sieht, der er unterm 12. July 1651 an Nik. Heinsius schrieb, zu Stockholm diese Fragmente unter den von der Königin Christine gekauften Handschriften und einige Jahre nachher ebendasselbst Freinsheim, der die fünf größten Stücke derselben mit den ihm nöthig scheinenden Verbesserungen und Ergänzungen in seine Supplemente zu Livius (lib. XL. c. 5 — 10.) aufnahm. Von all dem wußte Joseph de Vimar la Bastie noch nicht, als er im Jahre 1728 unter den Papieren des Rechtsgelehrten Jakob Augustin de Chevanes zu Dijon eine Abschrift der Fragmente vorfand. Er vermuthete felsamer Weise, sie seyen Stücke der *annales maximi* oder *libri lintei*, und sandte eine Abschrift an Muratori, der sie auch in seinem *Thesaurus veterum inscriptionum* (T. I. p. 1. sq.) mit einer Abhandlung Vimard's, welche dessen Ansicht darlegte, abdrucken ließ. Späterhin wurden sämtliche von den genannten Gelehrten bekannt gemachten Stücke mehreren Ausgaben der Werke Callust's, gewöhnlich aber in sehr fehlerhaften Abdrücken, beigegeben.

Hr. Kr. hatte diese Bruchstücke schon im Jahre 1811 (in der Schrift: C. Sallustii Historiarum lib. III. fragmentum cum quinque aliis in Biblioth. Paris. olim repertum. Schneeburgae 1811) in berichtigter Gestalt herausgegeben. Zu erneuten Bemühungen für dieselben wurde er veranlaßt, als er ganz unerwartet einen Brief Niebuhr's aus Rom vom 27. März 1817 erhielt, in welchem Niebuhr

ihm die überraschende Nachricht mittheilte, daß er die uralten, wahrscheinlich aus einem der drey ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung stammenden Blätter, von denen die Bruchstücke abgeschrieben seyen, in der vatikanischen Bibliothek und zwar in der sogenannten Bibliotheca Reginae Suecorum aufgefunden habe, so daß es also wohl keinem Zweifel unterliegt, daß dieselben aus Stockholm, wo Vossius und Freinsheim sie sahen, von der Königin Christine nach ihrer Thronentsagung mit nach Rom gebracht, sondern nach dem Tode der Königin eben so wie viele andere Handschriften von dem Papste Alexander VIII. gekauft und der vatikanischen Bibliothek einverleibt worden sind. Niebuhr legte seinem Schreiben an den Herausgeber eine möglichst genaue Abschrift bey, welche nicht nur die schon bekannten Stücke bey weitem richtigere gab, als man sie früher hatte, sondern auch Uebersetzungen mehrerer anderer enthielt, die man bey den früheren Abschriften nicht beachtet hatte, weil sie zu mangelhaft schienen, als daß sie von irgend einem Werthe seyn könnten. Sämmtliche, mit Uncialbuchstaben geschriebene Fragmente finden sich nämlich, wie Niebuhr in seinem Briefe sagt, in zwey Stücken, wovon das eine (auf jeder Seite) zwey Kolonnen enthält. An demselben ist rechts von der zweyten Kolonne der einen Seite auch noch ein schmaler Streif befindlich, der von einem anderen Blatte übrig ist, und, wie sich versteht, auf einer Seite Enden, auf der andern Anfang von Zeilen enthält. Das zweyte Blatt bildet nur eine vollständige Kolonne und links einen ähnlichen Streif, der wahrscheinlich von der ersten Kolonne der ersten und von der zweyten der zweyten Seite übrig ist. Was auf diesen Streifen stand, hatten die Gelehrten, welche vor Niebuhr Abschriften nahmen, als werthlos übergangen.

Mit diesen neuen Hilfsmitteln ausgerüstet, gab der Verf. in den Jahren 1828 und 1829 zwey Commentationen heraus, in denen er über die gemachte Entdeckung berichtete, einen Abdruck der ihm

von Niebuhr übersandten Abschrift mittheilte und seine Ansichten über Anordnung, Berichtigung und Ergänzung der Fragmente darlegte. Zu gleicher Zeit machte auch Angelo Majo in dem Buche: *Classicorum Auctorum e Vaticanis codicibus editorum* Tom. I. Rom. 1828. p. 414 — 425 eine von ihm genommene Abschrift derselben Fragmente mit den ihm passend scheinenden Abänderungen und Ergänzungen bekannt. Da diese Abschrift theilweise richtiger war, als die Niebuhr'sche, so glaubte Hr. Kr. mit Recht seinen Landsleuten einen Dienst zu erweisen, wenn er sie mit Majo's Bemerkungen aus jenem in Deutschland seltenen Buche abdrucken ließe, was er mit Hinzufügung eigener Anmerkungen in der Schrift: *C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmenta ex cod. Vatic. ed. ab Ang. Majo. Editio auctior et emendatio curante J. Th. Treysigio. Misena 1830* ausgeführt hat. Dadurch ist Gelegenheit zu einer interessanten Vergleichung der von einander ganz unabhängigen kritischen Leistungen des deutschen und italienischen Bearbeiters dargeboten, und Niemand kann bey näherer Prüfung im Vortheile stellen, daß diese Vergleichung ganz zum Vortheile des ersteren ausfällt.

In der oben angeführten Schrift hat nun Hr. Kr. das in den früheren von ihm Gegebene vereinigt und vieles Neue mit sorgfältiger Berücksichtigung der seitdem auch von andern Gelehrten, namentlich von Majo, angestellten Forschungen hinzugefügt, so daß man hier vollständige Auskunft über alles findet, was bis in die neueste Zeit für die Berichtigung und Erläuterung dieser Bruchstücke geschehen ist. Die Einleitung ist dieselbe, welche der Verf. schon früher gegeben hatte, jedoch mit Anmerkungen vermehrt, welche theils durch einige Beurtheilungen seiner oben erwähnten Commentationen, theils durch Majo's und Gerlach's Bearbeitungen der Fragmente veranlaßt worden sind. Für diejenigen Leser, welche jene Abhandlungen des Verf. nicht kennen, bemerken wir, daß er in dieser Ein-

leitung sich über die Geschichte der Fragmente weit gründlicher und vollständiger verbreitet, als es irgend anderwärts geschehen ist, dann die Verbindung derselben unter einander zum Gegenstande der Untersuchung macht. Noch Gerlach's Ausgabe vom Jahre 1823 zeigt, wie wenig man den Zusammenhang der Fragmente erkannt hatte, ehe Niebuhr's Abschrift bekannt gemacht worden war. Durch Niebuhr und Majo wußte man, daß vier Kolonnen des einen Blattes und zwey des anderen zusammengehörten, Hrn. Kr.'s Verdienst ist es aber, nachgewiesen zu haben, daß auch die oben erwähnten Streifen an den Seiten beyder Blätter die zusammengehörenden Anfänge und Enden zweyer Kolonnen enthalten, welche sich nun bey ihm als Kol. 5 und 8 den andern anschließen. Durch diese glückliche Zusammenstellung ist es ihm gelungen, selbst solche Theile hin und wieder auf eine evident richtige Weise zu ergänzen, welche noch Majo wegen ihres höchst mangelhaften Zustandes als ganz unnütz bezeichnete, und von denen auch Niebuhr sagte, daß sich auch nicht das allgeringste darüber errathen lasse. Weniger ausgemacht scheint es uns zu seyn, ob die beyden Blätter in der Ordnung auf einander folgten, welche Hr. Kr. annimmt. Der Grund, den er für seine Meynung anführt, daß in der ersten Kolonne (wir folgen bey Bezeichnung der Kolonnen der Anordnung des Verf.) das Heer des Varinius als einer Ergänzung bedürftig dargestellt und in der sechsten durch die Worte des Spartacus: *praeusquam relecto exercitu adesset Varinius* auf diesen Zustand jenes Heeres hingewiesen sey, ist unzureichend, da beyde Stellen sich gleichmäßig auf das vorher erzählte Treffen, in welchem Varinius oder ein anderer römischer Anführer geschlagen wurde, beziehen könnten, wobey nur anzunehmen wäre, daß Callist nach Darstellung dieses Treffens zuerst von den weitern Unternehmungen der Sklaven gesprochen habe und dann auf den Zustand des römischen Heeres übergegangen sey. Einigermassen findet indessen Hrn.



Kr.'s. Ansicht dadurch Bestätigung, daß zwischen Kol. 4 und 5 ein Zusammenhang zu seyn scheint, wiewohl auch hierüber nichts Gewisses ermittelt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Storia di Cortona. In Arezzo 1835. Topografia Belloti. gr. Oct. 138. S.

So unbedeutend für das deutsche Publikum die Geschichte irgend einer der kleineren italienischen Städte zu seyn scheinen möchte, so sehr walten doch Gründe vor, die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf diesen Punkt zu lenken. Es mag nicht blos dem Recensenten, sondern gar manchem andern Reisenden in Italien aufgefallen seyn, mit welcher Geringschätzung die jetzt Lebenden eine Zeit betrachten, in welcher nicht nur Italien seine höchste Größe, sondern auch das ganze Abendland einen in der neueren Geschichte noch nicht erreichten Grad von eigenthümlicher Blüthe errungen hat — nämlich die Jahrhunderte, welche sich von der Einwanderung der deutschen Völker in Italien bis zum Zeitalter P. Leo's X. erstrecken und gewöhnlich mit dem verächtlich klingenden Ausdrucke tempi bassi bezeichnet werden. Eine wirklich sonderbare Erscheinung! Ein höchst geistreiches Volk, welches, um nur die zunächst vor uns liegende Epoche zu erwähnen, von Muratori bis zu dem in Paris gestorbenen Marino Marini die ausgezeichnetsten Forscher des Mittelalters und solche fast in jeder Stadt zählt, säumt sich jetzt seiner eigenen Vergangenheit und eilt mit einer Begierde, die dem Fremden fast unheimlich wird, achtzehn Jahrhunderte zu überspringen, und sich in die Zeiten des Heidenthums zu verlieren, oder die des kläglichen Unterganges seiner Freiheit zu beschreiben. Wie wenige Personen sind, um nur Eine Stadt anzuführen, in der Hauptstadt Toscana's, welche eine nur einigermaßen gründliche Kenntniß der Geschichte ihrer Stadt vor den Zeiten Machiavelli's besitzen. Der Same, den Laul in seinen Forschungen über florentinische Geschichte ausstreute, scheint, das einzige, jedoch nicht vollendete Werk Brunetti's ausgenommen, fast \*)

\*) Rec. glaubt die Grenzen der Discretion nicht zu überschreiten, wenn er nach eingezogenen genauen Berichten erzählt, daß zu den eifrigsten Forschern in den florentinischen Archiven, ja zu denjenigen, welchen besonders das medicäische Archiv seine Ordnung und Brauchbarkeit verdankt, Niemand anders gehört, als die erhabene Person, deren Leitung die Vorsehung gegenwärtig das Wohl von Toscana anvertraut.

völlig zertreten worden zu seyn. Wo noch ein Einzelner ist, der von der Wichtigkeit des Gegenstandes ergriffen, den Ruhm und das Glück seines Vaterlandes nicht in der Schreckenszeit erblickt, wo die halbe Welt dem blutbesteckten Schwerte Alt-Roms diene, sondern in jenen Jahrhunderten, welche die Völker unter das strenge Gezeß des himmlischen Königs versammelt haben, so findet seine Stimme nur wenig Anklang und er muß entweder die Mähe dieser Jahre, die Frucht edelichen Eifers vor der falschen Scham von Patriciersfamilien verbergen, welche an das oft schimpfliche Andenken ihrer Vorfahren nicht erinnert werden wollen, oder er hält ohne Rücksicht auf Lohn für seine Mähe, auf Anerkennung seiner Arbeit bei dem gänzlichen Mangel an wirksamen Gesetzen gegen den Nachdruck und bei dem bespöttelns verdorbenen Geschmacks des Publikums seine Arbeit selbst zurück. \*)

Aus diesen Gründen und auch ganz abgesehen von der größeren oder geringeren Wichtigkeit des Gegenstandes, welche wir weiter unten untersuchen werden, dürfte die Geschichte einer italienischen Stadt, die wie viele oder fast alle nur noch die traurigen Reste ehemaliger Größe enthält, von einem Manne geschrieben, der die Wichtigkeit des Detailstudiums der Geschichte nur zu gut erkennt, und von den wichtigsten Quellen, ja von einer bedeutenden Anzahl bis jetzt unbenützter Chroniken und andere schätzbare Documente Gebrauch machte, um so mehr eine öffentliche Ernährung verdienen, als der Verfasser noch mit der besondern Absicht verfuhr, der Jugend Italiens, die durch die gewöhnliche Last allgemeiner Geschichten von Italien an practischen Ideen meist vollständig Mangel leider, durch eine reuße, geordnete und strengen Anforderungen genügende Darstellung Aufmunterung zu ertheilen, tüchtigeren Studien als bisher zu geben. Da außerdem das vorliegende Buch als die erste und einzige Geschichte Cortona's angesehen werden darf, so sey es uns auch erlaubt, ausführlicher darüber zu reden.

Ehe wir jedoch auf die Geschichte der Stadt selbst eingehen, möchte es nicht unwichtig scheinen, die handschriftlichen Quellen des Verfassers, wie er sie an verschiedenen Stellen erwähnt, anzuführen, um Lesern, welchen das Buch selbst nicht zugänglich ist, die Kunde des Materials zu verschaffen. Das Stadtarchiv von Cortona ging nefe in so vielen Städten Italiens durch Brand zu Grunde; jedoch nicht so vollkommen, daß nicht wenigstens einige Protocolle und Aktenbände gerettet worden wären, deren sich der Verfasser, so viel wir wissen, Avvocato in Cortona, noch bedienen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Es ist unabhlg., und wäre auch unschädlich, namentliche Beispiele anzuführen.

# Gelehrte Anzeigen

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. May.

Nro. 96.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Commentatio de C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmentis ex bibliotheca Christinae, Suecorum reginae, in Vaticana translatis, atque carminis Latini de bello Actiaco sive Alexandrino fragmenta, ex volumine Herculanensi evulgata. etc.

(Fortsetzung.)

Auf die Einleitung läßt der Verf. in 8 Kolonnen einen Abdruck von Niebuhr's Abschrift mit untergeschten Varianten aus Majo's Abschrift folgen, dann einen zusammenhängenden Abdruck des Ganzen mit seinen eigenen Berichtigungen oder denen, die er von andern Bearbeitern annehmen zu müssen glaubte. Vergleicht man nun diese Gestalt der Fragmente mit derjenigen, in welcher sie sonst gegeben wurden, so zeigt sich auf den ersten Blick, wie viel in der neuesten Zeit für Herstellung derselben geschehen ist, und namentlich erscheinen die Leistungen des Verf. im vortheilhaftesten Lichte, da er in vielen Fällen, wo alle Andern Ungenügendes gegeben hatten, die unzweifelhaft richtige Lesart hergestellt hat. Wir theilen als Beleg einen Theil der sehr lückenhaften dritten Kolonne mit, wie derselbe in Gerlach's Ausgabe vom Jahre 1823, in der Handschrift (nach Majo's Abschrift), bey Majo und bey Hr. Kr. sich findet.

Gerl. p. 255. fr. 170: In s. converterent. Intus multa jam luce . . derans solita a Juli . . ono actae et in cass . . ni ictus si aridum . . strepitus tumul . . . i con res undiq . . . um mittit equitis . . um circum pro . . . , vi exe orarent . . , pro tire vesti . . s credens io . . . . . ota menag . . pavens se etc.

Die Handschrift: . . iniis conuerteread . . . iniusmultajamluce . . . deranssolitaafugi . . . conuiciaetincas . . . oniectuslapidum . . . estrepitustumul . . . isonoresundiq . . . ummittit equites . . . . . umcircumpro . . . . . ut explorarent . . . . . sproperuesti . . . . . oscredenslo . . . . . totamenag . . . . . pauense etc.

Majo: in viis convertere. At Varinius, multa jam luce considerans solita a frugitivis convicia et in cassum conjectus lapidum, vocum strepitus, tumultuantium sonores undique . . . summittit equites . . . um circum pro . . . . . ut explorarent . . . s prope vestigarent fugitivos, credens lo . . to tamen ag . . . . . mine pavens se etc.

Hr. Kr.: inuis convertere. At Varinius multa jam luce desiderans solita a fugitivis convicia et in castra conjectus lapidum, ad hoc strepitus tumultuosi sonores undique rrentium, mittit equites in tumulum circum prominentem, ut explorarent . . . . . prope vestigia secutos credens lo . . . . . toto tamen agmine . . . . . pavens se etc.

Wer sieht hier nicht, wie viel besser des Herausgebers Ergänzungen sind, als Majo's, und daß insbesondere desiderans, castra, ad hoc, tumultuosi wahre Verbesserungen sind, die jeder weiteren Untersuchung für die Zukunft überheben? Noch mehr tritt, wie wir bereits bemerkt haben, das Verdienst des Verf. bey den am stärksten verstümmelten Bruchstücken, namentlich der achten Kolonne hervor.

Hr. Kr. giebt sodann in acht Abschnitten Adnotationes, in denen er die Meynungen der verschiedenen Bearbeiter darlegt und prüft und seine eigenen mit Hinweisung auf den Sprachgebrauch der besten Schriftsteller zu begründen sucht. Daß dieß mit eben so viel Gründlichkeit und Gelehrsamkeit als

Scharfsinn gefeehen ist, braucht bey ihm nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wir wollen daher auch nur, mit Uebergehung des vielen unzweifelhaft Richtigen, einige Stellen ausheben, bey welchen wir Bedenken tragen, dem Herausgeber beyzustimmen.

Am Anfang der ersten Columne giebt die Handschrift: *nitorere, quibus praeter speciem bello necessarium haud multo secus quam ferro noceri poterat.* Der Herausgeber emendirt: *nitor aere*, was auch Gerlach in der neuesten Ausgabe aufgenommen hat. Für diese Worte läßt sich aber, wie Hr. Kr. selbst einzuräumen scheint (*licet*, sagt er, *orationis structura atque perpetuitas ex nostra quoque ratione non facile possit restitui*) durch aus keine passende Verbindung mit dem Uebrigen auffinden. Das zunächst sich darbietende *igni torrere*, was de Broffes gewählt und auf Pfähle bezogen hat, die durch Feuer gehärtet worden seyn, um als Wurfspeie zu dienen, verwirft Hr. Kr., wiewohl ungern, mit der Bemerkung, daß die Latzener in dem erwähnten Sinne nicht igni torrere gesagt hätten, sondern praeuere oder obrurere oder igni durare oder indurare. Dieser Grund ist, wie wir glauben, unzureichend. Denn 1) scheint es überhaupt nicht rathsam, bey Callust eine passende Redeweise bloß deswegen zu verwerfen, weil sie sich bey keinem andern Schriftsteller findet. *Igni torrere* ist aber hier ein passender Ausdruck, weil diese Worte das Entziehen der Feuchtigkeit durch Feuer bezeichnen, wodurch eben größere Dauerhaftigkeit und Härte der Pfähle erlangt werden konnte, wie man denn auch heutigen Tages das dem lateinischen *torrere* analoge deutsche Wort „rösten“ als eigentlichen Ausdruck von Holz gebraucht, das man durch Feuer dauerhafter zu machen sucht. (Siehe Precht's technol. Enzpel. 7 Bd. p. 551.) Zweytens konnte Etwas vorausgegangen seyn, was die Anwendung der andern Ausdrücke unstatthaft machte. Sprach Callust nicht von ganzen Pfählen, sondern bloß von den Spigen derselben, wie der Gegensatz

ferrum anzudeuten scheint, so paßte der sonst in der Prosa gebräuchliche Ausdruck *praenurere* nicht; hatte er schon vorher die Absicht erwähnt, die Pfähle zu härten, so konnte er *durare* nicht mehr wählen; und so lassen sich noch andere Fälle denken, in denen *torrere* als der vorzugsweise angemessene Ausdruck erschien. Letzteres möchte daher jedenfalls den Vorzug vor dem dunkeln *nitor aere*, was der Verf. gewählt hat, verdienen.

Kol. I. Z. 15 steht in der Handschrift: *quaestorem suum C. Thoranium, ex quo presente vera facillime noscerentur miserant.* Hier liest der Herausg. und neuerdings auch Gerlach nach Bimard's Vorschlag *noscerentur, miserat.* Daß *miserat*, was schon Douza gegeben hat, richtig ist, kann für gewiß angesehen werden; desto mehr Bedenken erregt *noscerentur*, und des Verf. Deutung der Stelle. Er nimmt nämlich mit Bimard an, daß der Quästor Thoranius zu den auf der Flucht zerstreuten Soldaten geschickt worden sey. Dies ist aber an und für sich sehr unwahrscheinlich, und wird noch unwahrscheinlicher, wenn man die beygefügtten Worte: *ex quo praesente vera facillime noscerentur* in's Auge faßt. Uns kommt es nämlich unglücklich vor, daß der Quästor im Lande herumreisen soll, um den Soldaten, die ohnehin, wie Callust berichtet, durch strengen Befehl angewiesen waren, sich bey Varinius wieder einzufinden, persönlich der Wahrheit gemäß erzählen zu können, wie jetzt die Sache stehe. Dazu kommt noch, daß der Inhalt dieser Erzählung nichts weniger, als anlockend für sie seyn konnte, wie man daraus sieht, daß die noch bey Varinius befindlichen Soldaten den Dienst verweigerten. Wir glauben daher, daß Douza und Freinheim den Sinn richtig gefaßt haben, indem der erstere gegeben hat; *noscerent, Romam miserat, der Andere: noscerentur, in urbem miserat.* Da es aber nicht wahrscheinlich ist, daß aus *noscerent* Romam oder in urbem werden konnte; *noscerentum*, so schlagen

wir vor: noscerent, domum miserat. Der Abschreiber, welcher einige Zeilen vorher für redeuntibus schrieb: deeuntibus, konnte wohl auch für noscerent domum schreiben: noscerentum. Daß aber domus im Gegensatz zu dem Orte, wo Nömer im Felde stehen, unzählige Male für Roma oder urbs steht, ist bekannt. S. z. B. Sall. Jug. 73: Marium fatigantem de profectione domum dimittit (nämlich nach Rom, wo Marius sich um das Consulat bewerben wollte). Eben so wenig hat es etwas Auffallendes, daß aus domus ein Subject per synesin zu noscerent zu ziehen ist. Zur Sache kann auch die sehr ähnliche Stelle Liv. XXIII. 24. verglichen werden.

Kol. II. 3. 1. Mit der vom Herausgeber hier vorgeschlagenen, auch von Gerlach aufgenommenen Ergänzung: cum volentibus numero quattuor milium pergit (oder it) ad castra fugitivorum (oder servorum) magnis operibus communita kann Ref. sich nicht einverstanden erklären. Wenn man auch it und das bedenkliche servorum wählen wollte, so erhielt doch die Zeile 27 Buchstaben, während die längsten Zeilen der Handschrift deren nur 22 oder höchstens 23 enthalten. Ferner wird der Ausdruck ad castra hostium ire, ducere etc. von einem Feldherrn gebraucht, wenn er das Lager der Feinde angreifen oder ihnen ein Treffen liefern will (vgl. z. B. Kol. IV. der Fragmente 3. 9 f.; Sall. Jug. 52. Liv. XXXI. 38 in.; auch die hier von Hrn. Kr. gegebenen Beispiele); daher würde wohl Sallust, wenn er diese Redeweise hier in einem andern Sinne hätte gebrauchen wollen, etwas den Sinn näher Bestimmendes beigefügt haben. Ueberhaupt aber ist es nicht glaublich, daß Sallust bloß den Ausbruch des Varinius gegen die Feinde erwähnt, von seiner Ankunft aber in ihrer Nähe und der Stellung, die er nahm, was von besonderer Wichtigkeit war (vgl. was Frontin von derselben Begebenheit dem Sallust nach erzählt: Cum a Varinio praeclusus esset Spartacus etc.

Stratag. I. 5, 22.), durchaus Nichts gesagt, sondern sogleich mit der Erzählung dessen, was einige Zeit nachher die ihm gegenüber befindlichen Feinde thaten, fortzufahren habe. Aus diesen Gründen halten wir die Ergänzung des Verf. für eine mißlungene, und unserer Ueberzeugung nach mußte sie ihm auch mißlingen, weil er von der unbegründeten Voraussetzung ausging, daß nur eine einzige Zeile zu ergänzen sey, ungeachtet sich, wie sehr er auch den Gedanken beschränkte, keine Ergänzung finden ließ, die sich nicht über das Maaß einer Zeile ausdehnte. \*) Eben dadurch wurde er wahrscheinlich auch veranlaßt, die starken Befestigungen, welche am Schluß des Satzes erwähnt werden, dem Heere des Spartacus, nicht den Nömern, zuzuweisen. Es ist aber überhaupt wahrscheinlicher, daß die entmuthigten Nömer, als daß die siegreichen, den Feind in seinem Lager höhnnenden (s. Kol. III.) Sklaven ein starkbefestigtes Lager anlegten, und die Worte: magnis operibus communita sind auch, wenn man der Ansicht des Verf. folgt, bedeutungslos und müßig. Wir vermuthen, daß der Sinn der ganzen Stelle war, Varinius sey mit einem Corps von 4000 Mann in die Nähe des Feindes gerückt, habe dort an einem für ihn günstigen Orte eine Stellung genommen und diese, um die Angriffe der an Zahl überlegenen Gegner abzuwehren, stark befestigt. Die Schlußworte könnten nach dieser Voraussetzung eben so ergänzt werden: (castra) adversum vim hostium numero priorum (vgl. Jug. 50, 6.) magnis operibus communit.

(Schluß folgt).

\*) Daß Niebuhr selbst über die Größe der Lücke ungewiß war, zeigt seine S. 16 U. 34 erwähnte Anfrage; Majo hat sich nicht bestimmt darüber erklärt. S. S. 46 U. 61.



Storia di Cortona. In Arezzo 1835. Topografia Bellotti. gr. Oct. 138. S.

(Fortsetzung.)

Aus der öffentl. Bibliothek entnahm der Verf. die daselbst befindlichen notti Coritane, aus Abendunterhaltungen gelehrter Cortonesen zusammengeschrieben; aus den Communionen des Hauses Venturi die cronache di Taddeo Coppi, di Bonciti (?), mit einer Fortsetzung, di Rinaldo Baldelli, di Giuliano di Civanello, di Giovanni di Poggio Baldinetti, di Braccioli, die ricordi di Pietro di Francesco Vagnucci und andere zerstreute Documente. Aus dem Hause Sernini ein libro di memorie und die ricordi di Andrea Sernini von 1553. u. a. m. Cortona, obwohl nie von einer Bedeutung wie Florenz oder Pisa, mußte dennoch durch seine Lage zwischen Florenz und Perugia, dem Arno und der Tiber, an der Straffe, die seit Hannibal so manches feindliches Kriegsheer gegen Rom hinabstele, durch Natur wie durch Kunst besetzt, für den Besizer von Umbrien wie von Etrurien von nicht geringer Bedeutung sein. Doch tritt diese erst im Mittelalter besonders hervor. Für die Zeit unter den Römern, welche der Verfasser im ersten Capitel bespricht, fehlen uns zu sehr die Nachrichten, als daß es eigentlich möglich gewesen wäre, aus den vorhandenen eine Geschichte zu bilden. Daselbe gilt bis in das zwölfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinein. Der Verf. eröffnet das zweite Capitel (bis 1325), mit welchem sich die Geschichte von Cortona zu lichten beginnt, mit einer Beschreibung der Verfassung der Stadt im Mittelalter. Aber er scheint hierin nicht genug zu unterscheiden, indem er manche Verhältnisse von einem offenbar viel spätern Ursprunge, z. B. die Ausschließung der Barone, die wohl in der Stadt wohnten, sich aber nicht unter die Bürger aufnehmen ließen, von der Wahl in den großen Rath; dann die Bildung des consiglio di credenza aus den 12 rettori delle arti und den 12 Consuln für jedes Terzo der Stadt, bereits in diesem Capitel und also wie zum ersten oder zwölften Jahrhunderte gehört erzählt; Dinge welche ohne ausdrückliche urkundliche Beweise eines früheren Bestandes kaum als vor der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts existierend gedacht werden dürfen. Doch sey es dem Verf. zum Ruhme gesagt, daß die Lust zu generalisiren, aus welcher wohl dieser Irrthum hervorgegangen ist, nicht mehr wiederkehrt, sobald sich der Verf. einmal an bestimmte chronologische Daten zu halten vermag.

Wichtig wird die Geschichte von Cortona mit dem Eintreten des Kampfes der Guelphen und Ghibellinen. Die Cortonesen, zum größeren Theile treue Anhänger

Kaiser Friedrichs II, dessen Vertrauter, fra Elia, aus ihrer Stadt war, theilten auch den Kirchenbann mit ihm, in Folge dessen ihre Verbannten, die Guelphen, sich in Arezzo sammelten. Von den Einwohnern dieser Stadt unterstützt, und von Veracch begünstigt, drangen sodann i. J. 1258 die Guelphen in Cortona ein, das nun von den verbündeten Aretinern geplündert wurde. Aber schon 1261 wurden die Ghibellinen durch Canesin und Perugia nach Cortona zurückgeführt und die Aretiner selbst sahen sich nur zu bald durch ihre ambitionösen Entwürfe in einen Krieg mit Florenz verwickelt, der erst 1329 mit der berühmten Niederlage bei Campaldino endigte. Seit der Rückkehr der Ghibellinen — und dies ist von nun an das Bezeichnende in der Geschichte Cortona's, war die Stadt immer ghibellinisch und blieb es. Ja nachdem bereits alle übrigen toskanischen Städte gezwungen worden waren, guelfisch zu werden, blieb Cortona Zufluchtsort der Ghibellinen und bewies sich als solcher noch in den Kriegen Kaiser Heinrich's VII., Ludwig des Bayern und Karl's IV.

Im Jahre 1325 (und hiemit beginnt das dritte Capitel, die Herrschaft des Hauses Casali enthaltend) schwang sich Ranieri di Guglielmno Casali, aus einer Familie, welche der Stadt schon mehrfach in gefährlichen Zeiten Häupter und Führer gegeben hatte, nachdem er eine Verschwörung der Districtsheeren gegen Cortona entdeckt, das Volk in Zeit der Noth unterstützt und alles gethan hatte, sich bey diesem beliebt zu machen, ohne Blutvergießen durch Unterstützung zahlreicher und mächtiger Verwandten zu der Würde eines Signor generale von Cortona empor.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Rec. fuhr in dem Monate Juli vor. J. über das Schlachtfeld von Campaldino, das sich von Poppi im Casentino bis Prato vecchio ausdehnt. Sein Führer, ein Knabe von 15 Jahren, erzählte nicht ohne Grauen, wie aus der blutgetränkten Erde von Zeit zu Zeit Feuerflammen sich erhoben u. Noch lebt im Munde des Volkes die Sage, daß am Abende nach der Schlacht, die so viele edle Herren weggerafft, eine adeliche Dame kriegsgefangen von den Florentinern nach Prato vecchio (damals wohl Prato magno) geführt wurde, und als sie auf Frage um den Namen des Schlosses hörte, es heiße Prato magno (sic), habe sie in bitterem Schmerze aus: pianto magno, pianto magno soll es heißen, denn große Klage ist von da aus über ganz Toscana gekommen. Ueber diese Schlacht, welche durch den nachher für Florenz so verderblichen Corso Donati entschieden wurde, vgl. Villani VII. c. 151, der sie Schlacht bey Certomondo nach einer nahe gelegenen Ortschaft nennt; auch Cron. di Dino. Comp. I. p. 22 etc. ed. Livorno 1830.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. May.

Nro. 98.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Darstellung der grammatischen Kategorien von Dr. K. E. Geppert. Berlin 1836. 8. 56. S.

Grammatische Kategorien nennt der Hr. Verf. die Redetheile, von denen gleich im Eingang zu jeder Grammatik die Rede ist. Wer neuere Werke über allgemeine Sprachlehre, zumal wie sie die jüngste Zeit Deutschlands hervorgebracht, angesehen und gelesen hat, der weiß, daß nicht leicht ein namhafter Grammatiker oder auch nur ein Stümper in Sprachkenntniß und Philosophie bey der alterthümlichen Lehre blieb; daß jeder mehr oder minder von ihr abweicht, wie theils die Anwendung einer Philosophie auf dieses Gebiet, und ein schärferes Nachdenken, bey manchen aber auch nur die Sucht original zu seyn, hinzutrieb.

Allerdings giebt es Fälle, wo von der aus Griechenland und Rom stammenden Unterscheidung der Redetheile und der Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten eines jeden derselben, mit gutem Grunde abgewichen werden darf, ja wohl gar muß. Dieß ist bey allen Sprachen in dem Maß mehr der Fall, als sie sich im Ganzen und Einzelnen weiter und weiter von dem Organismus der lateinischen und griechischen entfernen. Für die Methodik und den Unterricht hat es aber selbst bey diesen große Vortheile, der Theorie, mit der wir durch all' unsere nächsten Sprachstudien von Kindesbeinen auf vertraut sind, zu folgen, wenn sie auch nicht überall anschließt und paßt. Ein anderes ist es mit dem gelehrten Studium einer Sprache; dieses geht, mit

Vermeidung schiefer oder halbwarher Analogien, unmittlbar auf die Eigenthümlichkeit und Wesenheit einer Sprache; daselbe wird sich daher am besten und liebsten an die einheimischen Grammatiker halten, wenn diese ihre Sprache frey und selbständig bearbeitet haben. Dieß ist aber nur bey drey Sprachkreisen der Fall: nur die Griechen und — ihnen folgend und verwandt. Die Römer haben ihre Sprache grammatisch und philosophisch zum Gegenstand ihrer Betrachtungen und Untersuchungen gemacht; von ihnen ist unsere grammatische Wissenschaft, als ein Ableger abgestammt. Ihnen zunächst haben die Hindus ihre alte Sprache gelehrt und frey von ausländigen Einflüssen und aufgedungenen Systemen bearbeitet; ihre Grammatiker, Scholiasten u. s. w. haben daher in jeder Beziehung ein großes Gewicht. Indessen, da die griechische Sprache so wie die der Sanskrit = Literatur zu einem und demselben Stamm der indogermanischen Sprachen gehören, folglich in den meisten und wesentlichsten Punkten, namentlich über die Redetheile oder grammatischen Kategorien übereinkommen, oder leicht in Uebereinstimmung gebracht werden können: so haben nach den Griechen und Römern den nächsten Anspruch, beachtet und studirt zu werden die arabischen Grammatiker; denn diese allein haben ihre Sprache, — unter den semitischen allen die gebildetste und reichste — mit Scharfsinn und in freyer ungetrübter Ansicht, grammatisch, syntaktisch und lexikalisch durchgearbeitet, und zum Theil mit philosophischem Geiste erdortet. Dagegen hat der größte der lebenden Orientalisten Sylvester de Saey auf eine glückliche

und beyfallwerthe Weise seine arabische Grammatik nach einer Combination der uns geläufigen, Allgemeinen und der speciellen Grammatik der in Arabien einheimischen Sprachlehrer ausgeführt; dieser wohlgelungene Versuch einer Combination erhöht nur noch das Verdienst jenes unsterblichen, Epochenmachenden Werkes. — Was aber durch ungeschickte oder ungehörige Anwendung einer grammatischen Theorie, die in ihrem Bereich ganz wohlbegründet ist, auf eine in ihren Kreis und Perimeter nicht gehörige Sprache für Mißstände und Ungeschicklichkeiten herauskommen: dafür können als Beyspiel und Beweis die persischen Grammatiker angeführt werden, welche ihre Sprache, die obgleich über die Maßen mit Arabischem versetzt, dennoch nach ihrer Abstammung und ihrem ganzen Bau zu den indogermanischen gezählt werden muß, (eben wie die englische, obzwar mit lateinischen Wörtern überfüllt, doch zu den germanischen gehört), gleichwohl nach der Theorie der arabischen Sprachlehrer bearbeitet haben; ein Umstand, wodurch der gründliche Uebersetzer in seiner großen persischen Grammatik zu manchen Weitläufigkeiten und Abschweifungen in die allgemeine Grammatik genöthigt wurde. —

Wie nun eben diese Anbauten und Digressionen in Rücksicht auf die philosophische Grammatik ein großes Verdienst haben: so erschweren oder zerstreuen sie doch andererseits bey dem ersten Erlernen die Sprache; allerdings ist aber Lumsden's Grammar of the Persian language für den ersten Anfänger nicht gemacht. Dagegen hat Wilkins seine Sanskrit-Grammatik, ohne Bezugnahme auf die allgemeine Sprachlehre, aber mit glücklicher Vereinbarung der Jüdischen und unserer Griechisch-römischen Theorie, practisch-fruchtbar ausgearbeitet. Von diesen drey auf bestimmte Sprachkreise und zugehörige Litteraturen basirten grammatischen Systemen weichen die allgemeinen oder philosophischen Sprachlehren mehr oder minder ab; und die Anzahl der Redetheile schwankt bey diesen zwischen 2,

3, 4 bis 6 und mehreren, je nachdem bloß auf die Begriffe und ihre Unterarten, oder zugleich auf die Unterschiede der Formen für dieselben, je nachdem auf das schlechthin Nothwendige und Logische, oder auch auf das gleichsam Bequeme und Behagliche in der Sprache gesehen worden ist. So hat Hermann (de Em. rat. Gr. gr. l. II. c. 2. p. 127) drey Redetheile für unerläßlich angenommen in Vermäßheit der drey angeblichen logischen Elemente jedes Satzes, des Subjectes nämlich, des Prädicats und der Copula. Harris in seinem Hermes zählt deren vier; Bernhadi im ganzen 2ten Buch des ersten Bandes seiner Sprachlehre nähert sich noch am meisten der uns von den Griechen überlieferten Theorie; desto mehr weicht Schmitthenner in seiner Ursprachelehre ab, der nur zwey wesentliche Redetheile unterscheiden will; unständig und behutsam verfährt Sylvestre de Sacy in seinen Principes de la Grammaire générale deßfalls; er ist zu sehr Sprachenfeind, um allgemein zu entscheiden, und hält sich mit gutem Jng zunächst an das praktisch-wichtige und brauchbare, — anderer neuerer unter uns zu geschweigen.

Uey so bewandten Umständen hat es Hr. Geyper für zweckmäßig erachtet, die Lehre von den Redetheilen in besondere Untersuchung zu ziehen, und den eigentlichen Begriff eines jeden derselben und ihre Anzahl zu bestimmen. Er hat bey dieser Untersuchung zunächst nur die griechische und römische Sprache, folglich auch die abstammenden oder der Organisation nach verwandten Sprachen im Auge; indessen, was von jenen beyden klassischen Sprachen gilt, wird mehr oder minder auf alle anderen Anwendung leiden; denn allen Sprachen ohne Ausnahme liegt die allgemeine Theorie des menschlichen Vorstellens und Denkens zum Grunde. Hr. Geypers Bestreben ist ferner überall dahin gegangen, wie er in der Vorrede sagt: „Die Eigenschaft eines Redetheils in dem Unterschied seiner Bestimmungen nachzuweisen“ d. h. ihn nach seinen

Unterarten etc. weiter zu bestimmen. Für die Darstellung der Kategorien selbst legte er zum Grund die kleine Grammatik des Dionysius des Thrakiers, welche Imm. Bekker in den Anecd. gr. S. 629 — 643 gegeben hat. Dieß ist sehr lobenswerth; denn so kurz jene Grammatik ist, so giebt sie doch die wichtigsten und bedeutendsten Merkmale und Bestimmungen eines jeden Redetheiles, und überdieß enthält sie in den ebendasselbst von S. 647 — 972 gelieferten zugehörigen Scholien einen reichen Schatz von grammatischen und philosophischen Erörterungen und Notizen über diesen Zweig, durch welche der Leser angezogen, erweckt und zu weiterem Nachdenken angetrieben wird. Vielleicht hätte der Verf. gut gethan, sich öfter an diese Fundgruben zu halten. Indessen hat er durch die geschichtliche Anknüpfung seiner Untersuchung sich und seinen Lesern viel unergiebiges Râsonnement und Hinz- und Herreden erspart, und sicher seinen Wunsch erreicht:

„nur ein Geringes zu der Erkenntniß benaethragen zu haben, daß die Theorie der Grammatik eine Ueberlieferung bestet, die ihres großen Gegenstandes nicht unwürdig ist.“ —

Noch sicherer würde er aber diesen Wunsch erreicht und für vortheilhafte Verbreitung seiner Abhandlung gesorgt haben, wenn es ihm gefallen hätte, hier und da weniger in der Sprache eines philosophischen Systems zu reden; Philologen zumal sollten unbeschwerdet der Eroberung und Erweiterung der Gedanken auf Bewahrung der gemeinnützlichen Sprachzeichen und Bedeutungen sehen. So ist es doch nur Accommodation an jezo beliebte Phrasen, wenn es S. 22. fg. heißt:

„Nach dem Entstehn des Aristarch zerfallen die Redetheile in beugsame und unbegsame, oder wie man veegleichend sagen kann, in organische und inorganische. Für die ersteren gilt die Trichotomie der Person, des Geschlechts, der Zahl, der Zeit, des Zustandes; für die letzteren die Duplicität des Aussprechlichen und Abgeleiteten, des Einfachen und Zusammengesetzten, der Substanz und Parathesis.“ u. s. w.“

Oder wenn S. 28. fgg. gesagt wird:

„Das Adverbium, welches unter den drey organischen Redetheilen den höchsten Platz einnimmt, entwickelt aus sich sowohl die Unterschiede des *idoc*, wie des *σχημα*, d. h. es kann eben sowohl ursprünglich, wie abgeleitet, eben sowohl einfach wie zusammengesetzt sey. — Sein Charakter ist daher der der reinen Substantialität, denn der Begriff der Ableitung setzt eine Masse voraus, die der Ausbildung fähig ist, während die formale Einheit auch bey Wörtern statthaben kann, welche durchaus unselbstständig und in gewissem Sinne bedeutungslos genannt werden können. — Wenn schon die Adverbien keine Klits haben, so sind sie doch einer Personification durch den Gedanken fähig, die starre einseitige Substanz derselben kann, wie Verbindungen, wie *το σιμρον*, *το ακριον* und ähnliche zeigen, durch den Artikel individualisirt und belebt werden, und umgekehrt kann ein jeder Kasus obliquus auf adverbiale Weise gebraucht werden.“ u. ä. u.

Durch dergleichen Ausdruckweisen und Redewendungen wird mancher von der Lektüre abgehalten, die außerdem viel Freude gemacht und Nutzen gestiftet haben würde; wie dergleichen eine die gegenwärtige ist. Sie behandelt im übrigen ihren Gegenstand mit Ruhe und Scharfsinn; bedarf aber keiner weitern Angabe des Inhalts, da dieser den meisten, nur in anderer Form, schon bekannt ist.

Storia di Cortona. In Arezzo 1835. Tipografia Belloiti. gr. Oct. 138. S.

(Schluß.)

Durch diesen Krieg veränderten sich die politischen Verhältnisse in jenen Gegenden fast vollkommen, indem auch die Florentiner Antheil daran nahmen und den Peruginern Hülfjämberschaft schickten. Der Krieg ward endlich durch den Frieden von 1355 beendet, als die toskanischen Ghibellinen in gleicher Furcht vor dem Römerzuge Karls IV. und vor den ehezeitigen Absichten des Visconti auf ihr eigenes Heil bedacht zu seyn lernten. Aber nach vierjährigem Stillstande begannen nun die Peruginer den Krieg und belagerten Cortona mit großem Eifer. Bartolomeo Casali außs äußerste gedrängt, von den Florentinern verlassen, fand Unterstützung bey den Senesen und zwang endlich die Peruginer die Belagerung aufzuheben; aber der Friede erfolgte erst 1359 und brachte den Heeren von Cortona in eine gewisse Unabhängigkeit von Siena. Als dann Bartolomeo 1365 starb, folgte ihm sein Sohn Francesco nach. Fern von dem



Gedanken an Krieg, suchte dieser nur seine Reichthümer zu mehren und sich in der Herrschaft friedlich zu befestigen, was ihm auch trotz zwey Verschönerungen gelang. Er starb 1375. Sein Sohn und Nachfolger Giovanni Nicolo, obwohl bey dem Tode Francesco's noch minderjährig, fuhr in den Grundzügen seines Vaters fort. Handel und Wohlstand blühten unter seiner Regierung und mitten unter den Kriegen, die die Nachbarstaaten verheereten, ragte Cortona wie die Heimath des Friedens hervor. Aber schon 1384 raffte eine Seuche den guten Nicolo Giovanni hinweg. Auf's Neue kam Cortona unter die Herrschaft eines Kindes, des unmündigen Luigi Battista (di Niccolo Giovanni). Aber noch in demselben Jahre bemächtigte sich sein Großvater Ugucio, Bartolemeo's Sohn, der Herrschaft, angeblich mit Luigi Battista und dessen Oheim Francesco, genannt Senese. Abweichend von den Grundzügen seiner Ahnen und dem Bündnisse seines Vaters mit Siena, schloß Ugucio zehnjährigen Vertrag und Bund mit den guelfischen Florentinern, ja sein Hof ward Zufluchtsort der entronnenen Schatzkammer Giovanni Galeazzo's. Von 1388 an führte er dann einen glücklichen Krieg mit Perugia, der erst 1395 erdigte und ihm das päpstliche Vicariat über einige Peruginer Castelle verschafften. So in Ansehen und Macht steigend dictirte er nach Ablauf jenes Vertrages mit Florenz die Bedingungen der Wiedereerneuerung desselben; ward aber dennoch von den Florentinern gezwungen, die Chianaschiffahrt frey zu geben. Als aber dann im Jahre 1399 fast ganz Italien in Unruhen versunken von dem Zuge der Bianchi zur Buße geusen und mit dem Ausbruche des göttlichen Jornes beehrt wurde, entfloß sich Ugucio, als er nach Florenz gegangen war, die Vermittlung der Stadt gegen Perugia anzurufen, mit Frau und Tochter in dem Hospital von S. Maria Novella ein Monat lang 30 Kranke zu pflegen. Aber schon nach 13 Tagen raffte eine Seuche Vater und Tochter hinweg 1400. Nun folgte Francesco's Sohn Francesco der Senese. Dieser drachte endlich einen Vertrag und Frieden mit Perugia zu Stande, und dann auch ein Hülfsbündniß mit Florenz, welchem an der Freundschaft des Herrn von Cortona zur eigenen Sicherheit gegen das viscontische Perugia nur zuviel liegen mußte. Als nun der Friede gesichert schien, wurde Francesco, ein theurer Freund Leonardo's von Arezzo, auf Anstiften seines Neffens Luigi Battista 1407 ermor-det. Mit derselben Wildheit, womit Luigi die Regierung erungen, suchte er sie auch zu behalten, als Ladislaus, König von Neapel, bereits fast Herr des Kirchenstaats, Cortona belagerte und endlich auch durch Verrath sich Meister der Stadt und der Person Luigi's machte, 1409, der in das Castell dell' Uovo nach Neapel abgeführt wurde. Die Cortonesen vernichteten nun trunken von dem Gefühl der wiedererlangten Freyheit jede öffentliche Erinnerung an das Haus Casali. Aber schon zwey Jahre nachher hatte der König die unter seinem

Schutze bestehende Republik an die Florentiner verkauft und diese davon Besitz genommen, 14. Jan. 1411. Von nun an, und damit beschäftigt sich das vierte Capitel, theilte Cortona das Schicksal von Florenz: Verewerlung reißte sich an Verewerlung, bis die Medici in den sichern Besitz der Herrschaft kamen. Die letzten politischen Verhältnisse, welche die Republik hervorgerahet und nachfolgenden Zeiten überantwortet hatte, zerstörte der Großherzog Peter Leopold, dessen Einrichtungen und Verfügungen der Verf. für gerecht und höchst nützlich erklärt. Dann beschreibt er noch die Beschnehmung von Cortona durch die republikanischen Franzosen und den noch geseherten Aufrast Cortona's gegen die revolutionäre Herrschaft, endlich die Wiedereinführung der legitimen Dynastie.

Ein Anhang von zwey Capiteln gibt uns eine statistische und künstlerische Beschreibung von Cortona mit einigen Winken über Verbesserung landwirthschaftlicher und anderer Verhältnisse. Unter andern bemerkt der Verf., daß die 3700 Einwohner von Cortona wenigstens eben so viel trinken als 18400 Can. pagnolen und klagt dann bitter über die Trübsenz der Einwohner. Die Mütter dächten nur an die Erzeugung der Kinder; was man durch Arbeit gewinne, gehe durch Kleideraufwand und Gastereien auf dem Lande in Kurzem verloren. Eine Klage, die in wechschelder Form fast überall erschallen könnte.

Unter den Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden, welche der Verf. ihrer Kunstschätze wegen durchgeht, erwähnen wir die Kirche der heil. Margareta von Cortona, S. Nicolo mit einem Bilde des Cortonesen Luca Signorelli; die Kirche des heil. Francesco, von dem bekannten Fra Gioa erwähnt; die Cathedral mit einer Coena Domini von L. Signorelli; die Kirchen der Jesuiten und Dominikaner mit Gemälden von Fra Angelico. Zwey Mitglied vor der Stadt ist ein Capuzinerkloster, ehemaliger Sitz der Praticellen unter den ersten avignonischen Päpsten.

Das Buch selbst ist mit einer Ansicht der Stadt, dreier Kirchen und eines Sutteranenms, die Grotte des Pothagoras genannt, geschmückt. Zuletzt folgt eine Karte des Vicariats von Cortona, 1775 von dem Abt B. Borghi entworfen.

Es ist fast unnöthig noch Mehreres über den Werth des Buches hinzuzusetzen. Es ist kein Meißerstück historischer Composition und dürfte öfter wie z. B. über Fra Gioa, die hl. Margareta reichere Nachrichten mittheilen. Aber das Ganze ist gut geordnet, klar gehalten, dem Inhalte nach meist neu, wahr, und soviel wie von der Sprache beurtheilen können, schön geschrieben. Wollte man sich die Mühe geben, die Nachrichten über Cortona bey Sisimondi und andern mit denen unseres Verfassers zu vergleichen, man würde nur zu oft bemerken: wie sehr die Erzählungen Jeder durch das vorliegende Buch ergänzt und berechtigt werden.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

19. May.

Nro. 99.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. Hamburg bey Fr. Perthes. Bd. I. 1836. Bd. II. 1837. — Auch unter dem Titel: Geschichte der Philosophie alter Zeit v. H. Ritter u. s. w.

Zu einer Zeit, wo die Geschichte der Philosophie im Ganzen und im Einzelnen, und insbesondere die der Griechen und Römer so emsig und vielfältig von Deutschen, Holländern und Franzosen durchforscht und auseinander gesetzt wird, da muß ein Werk über diesen Gegenstand besondere und eigenthümliche Vorzüge in hohem Grade besitzen, wenn es eine neue Auflage, zumal in der etwas flüchtig gewordenen Litteratur Deutschlands erleben soll, wie es mit den beyden vorliegenden Bänden von Dr. Ritters Geschichte der Philosophie der Fall ist. Nach einer Anzeige, die sich vor dem 2ten Th. findet, werden auch der 3te und 4te Theil eine neue und verbesserte Auflage nöthig haben, in denen die Geschichte der Phil. bey Griechen und Römern bis zu ihrem Untergang und Uebergang zu den christlichen und germanischen Völkern abgehandelt ist. Bey der lebhaften Concurrenz in diesem Zweige läßt sich hieraus, auch wenn man von dem unbestreitbaren Verdienst der Forschung, Behandlung und Darstellung des Herrn Verfassers absehen, nicht ohne Grund schließen, einmal, daß die Philosophie und ihre Geschichte ein größeres theilnehmendes Publicum als vormem gewonnen haben, dann aber auch, daß unter den Philologen selber das Studium und die

Erforschung der griechischen und römischen Quellen eingedrungen seyn müsse, nachdem es lange Zeit gegen die Vorliebe zu Dichtern und andern Geisteswerken hatte zurückstehen müssen. Die vorliegenden 2 Bände des obigen Werkes reichen bis zu Plato und seiner Schule, der ältern Akademie, einschlußweise. Da dieses Buch seit 7 Jahren bekannt ist und sich Bahn gebrochen hat; da in der Philosophie des Verfassers, in seiner Ansicht der Geschichte und ihrer Darstellung keine wesentliche Veränderung vorgegangen: so kann die Anzeige dieser 2ten Auflage kurz seyn, auch darum, weil nach der vorhin erwähnten Ankündigung vor dem 2ten Th. die bedeutenderen Aenderungen, Zusätze und Berichtigungen, für die Besitzer der ersten Auflage seiner Zeit mit der 2ten Auflage des 4ten Bandes besonders ausgehoben und nachgeliefert werden sollen. Dort findet sich dann wohl auch Gelegenheit, einige theils allgemeine, theils besondere Bemerkungen beizubringen. Für jetzt mag es genügen, auf dieses noch immer nicht nach seinem Werth genug geschätzte noch verbreitete Werk im Allgemeinen aufmerksam zu machen und es zu empfehlen. Denn wer den sel. Schlemacher hoch hält und seine Untersuchungen und Beyträge zur Geschichte der Philosophie liebt, der wird auch an dem Werke seines Schülers und Freundes Wohlgefallen finden, und wünschen, daß ihm freye Muße, Gesundheit und jede günstige Gelegenheit zu Theil werde, das unternommene Werk durch alle weiteren Zeitkäufe herab bis auf unsere Tage fortzusetzen und zu vollenden. Rec. bekennt, daß ihm dieses Handbuch unter allen das liebste ist, und das beste

zu seyn bedünkt, indem es das rechte Maß der Ausführlichkeit und die ächte historische Unbefangtheit mit gründlichem Studium der Quellen so wie der neueren hieher gehörigen Arbeiten im Bunde mit philosophischem Geiste vereinigt. Zwar haben den letzteren noch kürzlich ein und der andere zu vermessen gewähnt; allein was sie wirklich vermisset, war weniger dieser, als der Geist und das Geschmäckchen ihrer Schule; für dessen Abwesenheit werden die meisten anderen Leser dem Verf. Dank wissen. Wie auf andere hier einschlagende Forschungen der jüngsten 7 Jahre, so ist insbesondere auf Brandis gründlich gelehrtes Handbuch der Geschichte der Ph. bey G. u. N. angemessene Rücksicht genommen, desto weniger aber auf Hegels inzwischen erschienene Vorlesungen über Geschichte d. Philosophie; hierüber rechtfertiget sich der Verf. mit den folgenden Worten S. X.:

„Da Hegel die Geschichte der Philosophie als einen Theil der Phil. behandeln wollte (s. Phl. I. S. 17), kann man seine Bearbeitung derselben auch nur als einen Theil seines Systems betrachten, und so wird sie denn natürlich erst da zu berücksichtigen seyn, wo dieß System seine Würdigung erfährt. Ergebnisse gelehrter Forschung aber waren freylich in dieser Geschichte nicht zu suchen, welche von der Gelehrsamkeit behauptet, daß sie vorzüglich darin bestehe, eine Menge unnützer Sachen zu wissen. (S. Hegels Vorl. ü. Gesch. d. Ph. Bd. I. S. 23. vrgl. Bd. II. S. 5. fg.)“

Dazu nehme man eine spätere Stelle S. 21 fgg., die ich nachher anführen will.

Im ersten Buch giebt der Verf. Kap. I. eine Einleitung, in welcher er zuvörderst die Gesch. der Phil. aus der allgemeinen Geschichte der Menschheit und anderer Künste und Wissenschaften ausscheidet dadurch (S. 7):

„daß sich das philosophische Wissen von andern Gedanken, Vorstellungen oder Meinungen nicht durch den Inhalt, sondern nur durch die Art, wie es in der menschlichen Seele ist, unterscheidet, d. h. durch die Form der Verknüpfung, welche es in dem Gesammtleben des menschlichen Geistes annimmt.“

Durch den Charakter der Wissenschaftlichkeit und des systematischen Zusammenhanges sondert er die philosophischen Erzeugnisse zuvörderst von denen der Religion, indem er unter anderm S. 9 sagt:

„Der Unterschied zwischen beiden liegt aber darin, daß alles Religiöse, als ein durch Offenbarung Bestimmtes, welches in seinem unmittelbaren Anstreden auf Glauben Anspruch habe, sich darbietet, daher es sich denn auch an die persönliche Ueberzeugung der Gläubigen wendet, während die Philosophie ihre überzeugende Kraft aus Gründen der Vernunft ableitet, und ein jedes Ergebnis in seiner Verbindung mit dem allgemeinen Streben der Vernunft nach Erkenntnis überhaupt aufzufassen bestrebt ist. In diesem unterscheidenden Kennzeichen liegt auch dieß, daß die Beziehung des Besonderen auf das Allgemeine in der Religion immer eine persönliche ist, während sie in der Philosophie auf eine allgemeine Weise nach der Art des Erkennens gefaßt wird“ u. s. w.

Hierin wird dann weiterhin auch das Kennzeichen nachgewiesen, durch welches sich die Philosophie von Dicht- und Redekunst unterscheidet, die in sie herein, so wie sie hinwieder in jene überspielen können; ferner von der Natur- und Staatslehre und anderen Lehren, die philosophisch bearbeitet werden können. Jedoch wird das Philosophische nicht allein in den systematischen Zusammenhang gesetzt, der das Gefundene und Gewordene darstellt; sondern eben so sehr in die Art der Forschung; demnach z. B. Plato und Jacobi mehr das Werden des Denkens, als seine Abgeschlossenheit darstellen.

Zwey extreme Wege werden demnachst in aller Geschichtschreibung überhaupt, und insbesondere in der der Philosophie von dem Verf. getadelt; der eine ist der, auf welchem nur mannichfaltige Materialien ohne innere Einheit aufgehäuft werden; der andere der, da die Einsicht in die innere Einheit der Geschichte ihr ganzes Wesen ergreifen und darstellen will. Hierüber sagt der Verf. S. 17. sehr treffend und wahr:

„So wie diese Irrethümer entgegengesetzter Art sind, so finden sie sich auch bey Menschen entgegengesetzten Charakters; wer Ziels und Kenntnisse besitzet, ohne

Geist, ergibt sich dem ersteren; wer Geist ohne Kenntniß, neigt sich zum zweiten. Da nun in unserer Zeit nichts mehr geschätzt wird, als geistreiches Reden, und jeder Geist zu dessen wenigstens die Mühe sich geben muß, so sind wir vor dem ersten Irthume ziemlich sicher, dem andern aber um so mehr ausgesetzt.“

Ueber die Gefahren, denen die Construction der Geschichte unterworfen, über die Mißgriffe, die dabei fast unvermeidlich sind, verbreitet sich der Vf. etwas mehr, und sagt gegen den Schluß hin S. 21 folg.:

„Soll die Geschichte eine belehrende Wissenschaft sein, so muß sie aus der Art, wie sich die Entwicklung der Menschheit zugetragen, über den Begriff der Menschheit und ihrer Bestimmung uns unterrichten, nicht aber diesen in jene von außen hineinbringen. Ist, wenn ich die Neigung unserer Zeit, wenn auch nicht durchgreifend, doch hier und da die Geschichte sich zu construiren, betrachtet habe, ist es mir vorgekommen, als wenn sie mit unserer wissenschaftlichen Bequemlichkeitsliebe Hand in Hand glenge. Eine jede Confection der Geschichte geht aus Vereingemeinerung ihrer Lehren aus, und leichter ist es feentlich, das eine Allgemeine ins Gedächtniß zu setzen, als die vielen Besondereiten. Die Scheinstücke kommen dem Begehren der Leser natürlich entgegen. Wenn nun diese den Faden der Geschichte, das Schema ihrer Entwicklung beständig sich vor Augen gehalten haben wollen, so werden jene gleichsam die Quintessenz der Begebenheiten in kurze Formeln zu fassen bemüht sein müssen. Auch gewinnt man beim flüchtigen Lesen unserer Zeit eben nicht viel an Heberlick und an Urtheil über die wahre Bedeutung der Begebenheiten; man hat überdies nur einen schwachen Glauben an die Wege der Vorlesung, und noch weniger wissenschaftliche Ueberzeugung von der Blectlichkeit des Vernünftigen in der menschlichen Entwicklung, und darum will man, gleichsam zum Stellvertreter des Eigenen, den Ueberlick, das Urtheil und das Nachweis eines Andern auf dem Papier. So wie sie wollen, so geschieht ihnen. Daher die vielen allgemeinen Betrachtungen in der Geschichte, und die Construction der Geschichte hat vor diesem nichts anderes voraus, als daß sie eine durchgeführte, systematische, allgemeine Betrachtung ist. Jener Bequemlichkeitsliebe, jenem schwachen Glauben, jener Vergessenheit seiner selbst sollten wir nicht dienen.“ —

Der Herr Verf. verweilt noch länger bey diesem zeitgemäßen Thema; indessen kann obige Stelle, die, obzwar etwas lang, doch Rec. mit Vergnügen

abgeschrieben hat, genügen zum Beweis dessen, wovon ich den Leser überzeugen und wodurch ich zum Studium dieses Werkes einladen möchte, daß in demselben durchweg ein freyer, unbefangener, frischer und gesunder Geist und reifes Urtheil herrscht, der in schöner fester Haltung und Ruhe weitverbreiteten Vorurtheilen entgegen zu treten um der Wahrheit willen kein Bedenken trägt. Eben so gesund und treffend ist sein Begriff von dem beständigen Fortschreiten wie der Menschheit so der Wissenschaft, zur Erreichung ihres Zieles, ein Fortschreiten, das nicht in pedantischer Steifheit, sondern so gedacht werden müsse:

„daß, so wie in dem Leben des einzelnen Menschen Perioden vorkommen, in welcher er bald mehr, bald weniger seiner bewußt ist (das zunächst liegende Beispiel bietet der natürliche Wechsel des Schlafens und des Wachens dar), — so auch eine periodische Entwicklung in dem Leben der ganzen Menschheit statt finde. Die Perioden dieser Entwicklung zu finden, darin besteht eine der wichtigsten Aufgaben des wahren Geschichtskundigen.“

Dies führt ihn wieder zu weiteren Erörterungen über die constructive Methode und Abwehr einziger Forderungen, die wohl manchmal an den Geschichtschreiber der Philosophie gemacht zu werden pflegen.

Das zweyte Kapitel sucht die Hauptperioden der Geschichte der Philosophie auf; und da dasjenige, was zu unserer Bildung geführt hat, zu entwickeln, die Hauptaufgabe der Geschichte ist, jenes aber vornämlich im Christenthume, in der von Griechen und Römern her überlieferten Kunst und Wissenschaft, und in der eigenen gesunden Kraft der germanisch-romanischen Völker zu suchen ist; so verbreitet sich der Verf. in allgemeineren vorläufigen Betrachtungen über den Geist und die Wirkungen des Christenthums und über sein Verhältniß zum Heidenthum in der Philosophie sowohl als in der gesammten Litteratur.

(Schluß folgt.)



Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia), exécuté dans le cours des années 1826, 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 et 1833, par M. Alcide D. D'Orbigny. Paris, 1834 — 1836. I. Vol. 672 Seiten in fol. mit Abbildungen.

Naturhistorische Reisen, von tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Männern ausgeführt, gewähren nicht bloß den Ansichten, von denen sie ausgehen, den Vortheil ihre Schranken mit den Erzeugnissen fremder Länder füllen zu können, sondern sie erlangen außerdem noch eine allgemeinere Bedeutung, indem sie uns die Länder- und Völkerverhältnisse abgelegener und wenig zugänglicher Theile unsers Erdkörpers anschließen. Von der Wichtigkeit solcher Reisen überzeugt, hat insbesondere die französische Regierung, durch Cuvier namentlich angeregt, eine Reihe von naturhistorischen Expeditionen unternommen, und die wissenschaftlichen Resultate derselben in kostspieligen, sehr ausgestatteten Werken dem Publikum vorlegen lassen, das hiedurch die Naturgeschichte, die Geographie und die Völkerkunde nicht wenig gefördert worden ist.

Von den in letzterer Zeit durch das pariser Museum der Naturgeschichte ausgesandten Reisenden, Jacquemont und d'Orbigny, erscheinen gegenwärtig die wissenschaftlichen Resultate ihrer Reise. Jener für Ost-Indien bestimmt, hat sich in seinen Briefen so leichtfertig und sichtlich gezeigt, daß man über die Zweckmäßigkeit seiner Berichte nicht ohne alle Besorgniß sein kann. \*) Ganz anders ist dieß aber mit d'Orbigny der Fall. Dieser hatte sich schon vor dem Antritte seiner Reise durch die Bearbeitung der mikroskopischen Cephalopoden als ein höchst genauer, gründlicher Beobachter bewährt, und sein Reisebericht, so weit er uns jetzt vorliegt, gibt ein sprechendes Zeugniß für seine ernste, wahrhaftige, anpruchsfreie Gesinnung, die uns ein volles Zutrauen

in seine Angaben gewährt. Da er überdieß in den von ihm besuchten Ländern genaue Zeit verweilte, so er halten wir über ihren Zustand mehr als eine bloß oberflächliche Orientierung. Nichts Negatives und Pöppig's Reise gehört die von d'Orbigny ausgeführte zu den bedeutendsten, welche in neuern Zeiten in Südamerika unternommen worden sind; sie ist insbesondere wichtig für die Kenntniß der südöstlichen Theile dieser Hälfte des neuen Continents, da dieselben weit weniger als die übrigen besucht wurden.

Der Verf. hat uns von seiner Reisebeschreibung bereits 22 Hefte mitgetheilt; wir begnügen uns indeß einzuweilen mit der Anzeige von den ersten 20 Lieferungen, weil mit diesen der erste Band abgeschlossen ist. Dabey müßten wir noch bemerken, daß wir für diesmal lediglich auf die Schilderung der Reise Rücksicht nehmen, indem der einzelnen Heften beigelegte, der Charakteristik der Vögel und Mollusken gewidmete Text noch zu wenig vorangedrückt ist, als daß über ihn bereits referirt werden könnte.

Die Geldmittel, welche unsern Reisenden von dem pariser Museum zur Verfügung gestellt wurden, waren eben nicht von besonderer Erheblichkeit, und es scheint, daß man, wie auch bey den Jacquemont, darauf gerechnet habe, daß die jungen Leute, welche ausgesandt wurden, durch eigene Betriebsamkeit noch Zuschüsse zu ihren wäßigen Reisegeldern sich verschaffen würden. Es wurden dem Verf. nämlich nicht mehr als 6000 Franken jährlich angesetzt, womit er die Reisekosten bestreiten, Naturalien ankaufen und die Sammlungen bis an die Häfen transportiren sollte. Deshalb warnte ihn auch Desfontaines, der Professor der Botanik, mit dieser unzureichenden Summe die Reise nicht anzutreten, indem er in America damit Hungers sterben würde. Indes d'Orbigny ließ sich hierdurch nicht abschrecken, und fand glücklichster Weise noch anderweitige Unterstützung. Wie Jacquemont an Kunzet's Ort in fernem Lande der Seilhs einen großmüthigen Beförderer seiner Unternehmungen gefunden hatte, so gelang es unserm Reisenden noch in Paris einen Gönner an dem Herzog von Rivoli zu erhalten, der ihm bis zum Jahre 1830 einen jährlichen Zuschuß von 3000 Franken zusicherte.

Guten Muthes schiffte sich nun der Verf. am 29. July 1826 auf einem königlichen Schiffe in Bresk ein, um auf demselben kosteigen die Ueberfahrt nach Rio Janeiro zu machen. Diese Tour ist zu oft beschriebe, als daß wir hiebei verweilen könnten, nur erwähnen wir, daß der Reisende von dem Kapitän in eben so kleinstlicher Weise am Sammeln und Beobachten gehindert wurde, wie dieß unser wackerer Chamisso von Kogebne erfahren mußte. Am 24. September war indes der Verfasser allen diesen Neckereien entkoben, indem er an demselben Tage vor Rio Janeiro ans Land stieg.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Vgl. den von einem andern Ref. geleisteten Bericht über Jacquemont's Reise in unsern Anzeigen I. S. 549.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. May.

Nro. 100.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. Hamburg bey Fr. Perthes. Bd. I. 1836. Bd. II. 1837. — 12.

(Schluß)

Darüber sagt er S. 41 flg. sehr richtig und einsichtsvoll:

Wer eine Geschichte der Religion schreiben wollte, der würde wohl nicht umhin können, nach Christi Geburt in dem gewaltigen römischen Reiche zwei ganz verschiedene Reihen der Entwicklung, unter den Christen nämlich und unter den Heiden zu sondern, zwei Reihen, welche zwar in einer gewissen Wechselwirkung sich uns zeigen, aber doch nicht anders, als auch die Geschichten zweyer Völker; und welche in der That zwei ganz verschiedenen Geschichten angehören, die eine der alten, die andere der neueren. Dasselbe offenbart sich in der Geschichte der Literatur; denn es gibt in diesen Zeiten unter Griechen und Römern wirklich zwei ganz verschiedene Literaturen, eine Literatur der alten Bildung und eine Literatur der Christen; die erstere nimmt, wenigstens in den ersten Jahrhunderten, von der andern fast gar keine Notiz, die zweite wohl von der erstern, jedoch auch nicht eben sehr durchdringend; es geziemt der jüngern Literatur von der ältern zu lernen. — Man kann sagen, das römische Wesen ist am Christenthume gestorben, weil es der Entwicklung der Menschheit, welche dieses eintleitete, nicht folgen konnte“ u. s. f.

Hiernach scheidet der Verf. alte und neue Geschichte nicht durch eine bestimmte Jahreszahl oder Jahrhundert oder irgend eine politische oder literarische Begebenheit, sondern durch parallelen aber entgegengesetzten Gang der Völker und der Philosophie, einerseits zum Untergang, andrerseits zu frischer Entwicklung.

Aus der obigen Angabe der Elemente, aus denen die neue Bildung aufgeblüht ist, kann man auch schon errathen, wie der Verf. vom Orient und von der sogenannten orientalischen alten Philosophie urtheilen wird, zu der er im zweyten Buch übergeht. Hier fragt er bey Aegyptern, Phönikern, Chaldäern, Hebräern, Persern und Medern um: ob sie Philosophie gehabt? Ueberall hört er: Nein! wohl aber Mythologie, Religion und sie und da Versuche zu einer Religionsphilosophie. Sehr richtig! Die Orientalen, finden wir überall, haben einen großen Reichthum von Philosophemen oder wie soll man sie sonst nennen? sinnvollen Dogmen? — dergleichen die Griechen in ihrem Homer und Hesiod weit weniger fanden; und diese waren noch dazu in ihrer Hauptmasse physikalischer Art, wenige nur hatten intellectuale und ethische Bedeutsamkeit. Vielleicht eben darum erhoben sich die Griechen zur Philosophie; — je mehr ihr ganzes Religionswesen nur in Mythologie bestand, und diese nur historische, lokale und gentile, selten dagegen und nur oberflächlich und in dunkler Weise eine gemüthsinnigere Bedeutung, einen überirdischen Sinn, eine höhere und tiefere Ahdung enthielt; desto mehr mußten sinnige und innige Geister, auf sich selbst und auf die Natur zurückgewiesen, zur Forschung und Weisheitsliebe getrieben werden; mochten sie dazu ganz innerlich aus eigenem Bedürfniß, oder auch äußerlich durch die Mysterien und Initiationen erregt seyn. Denn wenn man das Alterthum der Mysterien bey den Griechen und in demselben einen wahrhaft religiösen Inhalt weglängnen will, so muß man

geradezu erklären: die Griechen hatten keine Religion, sondern an deren Statt nur allein Kunst. Doch damit hat es keine Noth; das Alterthum, so wie ein wesentlicher Theil des Inhaltes der Weisheit sind wie wenig beglaubigt durch Aeschylus, durch Plato, (Phaedo S. 69 Steph. und das die Ausl.) Sokrates (Paneg. c. 6. und die Ausl.) und alle späteren, so wie durch die ganz äußerliche Mythologie selbst. Die Orientalen dagegen fühlten das Bedürfnis der Philosophie desto weniger, je mehr ihnen dessfalls die Religion schon Antworten bereit hatte. Alle sogenannte ältere orientalische Philosophie besteht daher nur in einer einigermassen logischen Bearbeitung der religiösen Lehren und Aussprüche; sie ist Dogmatik mehr oder minder, näher oder ferner dem nationalen Glaubenthum. Jene etwie logische Bearbeitung macht aber noch nicht die Philosophie aus; denn die Logik als solche ist das Organon aller und jeder Kunst und Wissenschaft, alles Denkens und Thuns vom gemeinsten alltäglichen Handeln bis zum höchsten; mit Recht und begründetem Bewußtseyn haben sie daher die meisten griechischen Schulen gar nicht zur Philosophie gezählt, wenn nicht anderweitige ihr eng eingestochene Untersuchungen sie zu dieser Stellung berechtigigten, wie bey Plato und den Stoikern. Die Philosophie aber im Gegensatz mit obigem Dogmatismus besteht in freyer Gewinnung und Bearbeitung der Begriffe zum Behuf der Erkenntnis, in der Analyse und Synthese derselben, in ihrer Combination, Verknüpfung und dem begründeten Anknüpfungs- und Zusammenhänge in Sägen und Reasonnements zur systematischen Wissenschaftlichkeit. In diesem, eben dem griechischen Sinn hatte keines der orientalischen Völker vor den muhammedanischen Arabern jemals Philosophie, weder die vorhin genannten, noch die Sinesen und selbst auch nicht die Indier, und deren Priester die Brahmanen. So viel kann man schon jetzt mit Gewisheit sagen; man darf aber auch mit

liches noch ferner zu Tage gefördert werden mag, denselben Character, wie alles seither gebotene, tragen und nur zur Verherrlichung des griechischen Geistes und zu der Einsicht verhelfen wird, daß diese allein und zuerst Philosophie und Wissenschaft gefunden und ausgebildet haben. Wie wenig dagegen von Indien, Sina etc. zu erwarten, dafür bürgt schon dieses, daß nirgend ein bedeutendes physikalisches Werk auch nur genannt wird; während bey den Griechen die ältesten Anfänge der Philosophie mit der speculativen Physik zusammenfallen. Selber die astronomischen Theorien der Orientalen — nicht aber ihre astronomischen Beobachtungen und Kenntniz der Sternbilder, ihres Auf- und Niederganges u. a. d. N. — ist verdächtig. All dieß schließt jedoch nicht aus, daß solcherley orientalische Werke, als uns seither aus Sina und Indien u. s. w. für philosophische angerühmt worden sind, großen Werth, Bedeutung und Einfluß auf all unser Wissen, und selber auch auf die Wissenschaftslehre oder Philosophie haben werden, und daß daher die Verbreitung der hiezu nöthigen Sprachkenntnisse höchst nothwendig und wünschenswerth ist. — Wie wenig aber nur gleich Kenntniz der Sanskritsprache sich findet, dazu dient gleich zum Beleg der Prahodha-candrodaya oder Verstandes-Mondaufgang. Dieses Drama ist unter allem, was bisher bekannt geworden, das wichtigste und lehrreichste Document zur Kenntniz der philosophischen und religiösen Secten Indiens, ihrer Lehren und Gebräuche; es ist seit dem Jahre 1835 durch Heinrich Brockhaus herausgegeben im schönsten Sanskritdruck; überdieß ist es schon früher von J. Taylor — wahrscheinlich dem grundgelehrten Neuplatoniker, ins Englische übersetzt; seine Uebersetzung, so rar sie sich auch schon gemacht haben mag, ist doch in Deutschland; denn Rhode hat einiges daraus übersetzt in seinem Buche über Philosophie und Mythologie der Hindus. Gleichwohl ist seit diesen zwey Jahren in keiner Litteraturzeitung eine Anzeige, geschweige eine eindringendere

Untersuchung und Kritik dem Rec. vor Augen gekommen; es ist so still davon, als wär es gar nicht gedruckt. — Dagegen wäre es ein Buch über Etymologien, über Formenlehre und Partikeln etc., so würden schon lange alle Blätter davon wiedergehakt haben; jeder, der Popp's Grammatik und Glossar durchlaufen, hätte sich für urtheilsfähig erachtet, wenn er gleich niemals auch nur ein Blatt zu verstehen und ohne Behülfe zu übersetzen versucht hat.

Unter diesen Umständen ist es sehr zu loben, daß Hr. Ritter sich auf chronologische und kritische Bemerkungen beschränkt und nur wenige Lehrsätze beigebracht hat, die jedoch genügen, eine vorläufige allgemeine Ansicht des Indischen Geistes sich zu machen. Er geht dann sofort im 3. Kap. des II. B. u. sgg. auf den Ursprung der griech. Philosophie, die ihn fortan allein beschäftigt. Da aber dasjenige, was hier als Ergebniß neuer Forschungen oder geänderter Ansichten über die alten Lehren vorkommt, mit dem vierten Band besonders abgedruckt erscheinen wird, so verspart bis dahin Rec. seine Bemerkungen z. B. über die Sophisten, über Demokritus, Plato u. a. und wünscht, daß dieses gründliche und gesunde Werk recht viele denkende Leser finden möge, zumal es schon durch schönen Druck und schönes Papier in die Augen fällt.



Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia), etc.

(Fortsetzung.)

Zur Weltreise nach Buenos-Ayres waren die Verhältnisse in dieser Zeit gerade sehr ungünstig, indem zwischen genannter Republik und Brasilien ein Krieg ausgebrochen war, so daß eine Menge Korsaren auf dem Meere herumschwärmten und die Schifffahrt sehr unsicher machten. Ein Hamburger jedoch, der die Fahrt nach

Montevideo zu wagen beschloß, nahm den Verf. auf, und so kam er glücklich am 29. Oktober in dem Hafen dieser Stadt an. Hiemit waren aber noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, denn die Brasilianer waren von den Truppen der Republik Buenos-Ayres belagert, und der Gouverneur erlaubte dem Reisenden die Weiterreise in die feindlichen Länder nicht. An diesem Verbot war insbesondere der Umstand Schuld, daß kurz vorher in Montevideo ein Franzose, von dessen Namen uns der Verf. blos den Anfangsbuchstaben D... \*) angibt, angekommen war, der mit verfälschten Pässen bey der brasilianischen Admiralität sich als reisender, von der französischen Regierung abgeschickter Naturforscher eingeführt hatte, und unter diesen Vorwände auf einem Parlamentärschiffe nach Buenos-Ayres geleitet worden war. Er war mit vielen Kisten versehen, die seiner Angabe nach naturhistorische Präparate enthielten, und die er deßhalb auf Treu und Glauben frey einführen durfte. Allein nicht lange dauerte es, so kam es zur Kenntniß der republikanischen, wie der kaiserlichen Regierung, daß diese Kisten mit Parfümerie-Waaren gefüllt gewesen waren. D'Orbigan mußte nun unschuldiger Weise für diesen Verräther büßen, indem ihn der portugiesische Gouverneur in gleiche Kategorie mit demselben stellte, und somit war er in einer Art von Gewahrsam gehalten, um dessen Aufhebung er sich an den französischen Generalkonsul nach Rio-Janeiro wenden mußte. Zur Verrückung der langen Weile unternahm er am Gestade Barometer-Beobachtungen, allein auch diese Freude sollte er nicht lange genießen, denn von einem brasilianischen Offiziere überrascht, der gleich mehrerer seiner Kameraden dieses Instrument, von dem sie weder Namen, noch Gebrauch kannten, für sehr verdächtig ansah, wurde er arreirt, und zu den gemeinsten Verbrechern ins Gefängniß geworfen. Erst die Verwendung des französischen Konsuls bey dem Kommandanten, einem sehr gebildeten Manne, konnte den armen Naturforscher aus der peinlichen Haft erlösen.

Im den ersten Tagen des Januars 1827 langte endlich auch die Erlaubniß zur Weiterreise für den Verf. an, der sich nun nicht säumte, dieselbe nach Buenos-Ayres anzutreten, und hiezü den Landweg durch die Banda oriental wählte. Mit einer kleinen Karawane durchzog er diese weiten Ebenen, bis er nach mehreren beschwerlichen Tagmärschen den elenden, an der Einmündung des Ituguan gelegenen Ort las Vacas erreichte, von wo er sich auf einem kleinen Fahrzeuge nach Buenos-Ayres bringen ließ.

\*) Nach anderweitigen Berichten kann dieß niemand anders gewesen seyn, als Douville, der mit seiner afrikanischen Reise zuerst die geographische Gesellschaft zu Paris und durch sie das große Publikum eine Zeit lang mystifizirt hat.



Den Korjaren glücklich entgangen, wartete hier auf unsern Reisenden schon eine andere Fatalität. Das kurfürstliche Geld war damals Papier, das gegen die klingende Münze bereits um mehr als die Hälfte seines angeblichen Werthes gesunken war. Da nun in D'Obignons Wechselbüchlein bloß von Piastern, unter welchen man damals das Papiergeld verkaufte, und nicht von harten Piastern, welche das bare Geld bezeichneten, die Rede war, so wollte ihm das Banquierhaus, an das er sich gewiesen sah, bloß nach Papierwerth auszahlen, wodurch sehr unbedeutend nicht ansehnliches Reisegeld auf die Hälfte reduziert worden wäre. In dieser Verlegenheit blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als sich wegen einer authentischen Interpretation seiner Anweisung nach Paris zu wenden; bis aber von daher eine Antwort kommen konnte, entschloß er sich einstweilen in das Innere des Landes einzudringen und deshalb die Provinz Corrientes zu bereisen.

Am 14. Februar 1827 schiffte sich der Verf. auf einer Golette ein, welche nach Corrientes bestimmt war. Die Mündungen des großen Parana-Stromes schildert er als einen sehr erfreulichen Anblick gewährend; ganze Wäldungen von Pfirsichen und Orangen erfüllten die Umgegend und der Genuß der köstlichen Früchte gewährte eine angenehme Erfrischung. Einen ganzen Monat lang dauerte die Fahrt, fast immer durch unbewohnte Gegenden hinüberführend, deren Einförmigkeit nur einmal durch den Anblick von la Bajada, der Hauptstadt von der Provinz Entre Rios, unterbrochen wurde. Indessen reich war die Ausbeute an Thieren, die auf den vielen Inseln oder an den Ufern erlegt wurden, nicht ohne Gefahr vor den Jaguars, deren Spuren allenthalben sich zeigten. Am 15. März war diese Fahrt beendet, und der Verf. stieg in Corrientes ans Land.

In dieser neu entstandenen Republik, die von der Hauptstadt Corrientes den Namen führt, verweilte der Verf. ein ganzes Jahr, und unternahm mehrere Excursionen in das Innere ihres Gebietes. Eine Folge dieses langen Aufenthaltes war eine reiche Ausbeute an Naturalien, und eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner. Er giebt hievon eine sehr ausführliche und ansprechende Darstellung, wovon hier ein kurzgefaßter Abriss folgen möge.

Die Provinz liegt zwischen dem 27° 18' und 30° 21' s. Breite und dem 59° und 62° w. Länge von Paris, und wird westlich und nördlich von dem Parana begrenzt. Ihr Boden ist durchgängig flach und ohne Berge, von vielen Flüssen durchschnitten und zur Hälfte von Sümpfen eingenommen, übrigens fruchtbar, herrliches Acker- und Weideland gewährend, reich an prachtvollen Waldungen. Groß ist die Anzahl wilder Thiere, darunter besonders die Weißhirschen, Jaguare und andere Koboldarten, Hirsche, Meerschweinchen, Nabelschweine, Gürteltiere, Beutelthiere, Stinkthiere, seltene Tapire. Noch größer ist die Menge der Vögel von den kleinen Kolli-

bris an bis zu den riesenhaften Straußen (Raudus). Unter den Amphibien eine große Anzahl von Schildkröten, Eidechsen und namentlich Krokodilen, welche letztere nicht selten Menschen anpacken. In den Gewässern der großen Sümpfe ungeheure Aeschenflangen, vor deren Anblick der Neuling erschrickt, während der erfahrene und gewandte Indianer lachend an sie herangeht, sie mit dem Lasso umwickelt und nach Hause schleppt. In gleicher Menge sind Thiere aus allen andern Klassen zu finden, und nicht minder mannigfaltig und feindselig zeigt sich das Pflanzenreich, so daß der Naturforscher allenthalben, wohin er sich nur wendet, Gelegenheit zu Beobachtungen und zu einer reichen Erndte für seine Sammlung hat.

Die ganze Bevölkerung der Republik beträgt nicht mehr als ohngefähr 50,000 Individuen, von denen an 8000 auf die Hauptstadt kommen mögen. Die Einwohner stehen auf einer sehr geringen Bildungsstufe, da sie selbst keine höhere Unterweisung besitzen und eine von Franzosen unternommene bald wieder einging. Schreiben verstehen nur die Wenigsten; ja selbst die spanische Sprache ist so zurückgeblieben, daß man sich der indianischen Guarani-Sprache gewöhnlich in der Conversation bedient. Spanier und Guarani (die Eingebornen des Landes) gehen häufig Verbindungen mit einander ein, woraus ein schöner kräftiger Mittelstand entspringt; Neger sind sehr selten, daher es auch nur wenige Mulatten giebt.

Der männliche Theil der vornehmen Klasse bringt sein Leben größtentheils im Müßigange zu; die Arbeit ist für ihn eine Schande, und wird den Frauen und Indianern überlassen. Dabei ist die Indusstrie nicht weit vorgeückt, und Fabriken sind hier nicht zu finden; eben so wenig ist der Handel von besonderer Fröhmlichkeit und Reizen fast nicht einmal beliebt. Könnte die Republik einmal dazu kommen, wozu freilich bis jetzt kein Ansehen vorhanden ist, ihre Hülfquellen so zu benützen, wie es die Nordamerikaner mit den ibeigen geihan haben, so würde sie in kurzer Zeit einen ganz andern Wohlstand erlangen und eine politische Bedeutung sich erwerben, die ihr jetzt völlig abgeht.

Hinsichtlich ihres Charakters rühmt der Verf. die Bewohnet als höflich, gastlich, immer bereit, den andern Amerikanern und selbst Spaniern Gefälligkeiten zu erzeigen, mäßig im Essen und Trinken, strenge die Vorschriften ihrer kirchlichen Gebräuche erfüllend, aber von zwei allgemein herrschenden Lasten, dem Spiele und der Unflathheit, ergriffen. Während jenen ganzen Täge und Nächte gewiewert werden, und dadurch nicht selten der Wohlstand der Familien zertrümmert wird, ist durch das andere Laster die eheliche Treue aufgelöst und die Frauen in ihrem zarten Alter bereits davon verpestet.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

25. May.

Nro. 101.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

De Auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, Quaestiones criticae. Scripsit G. E. F. Lieberkuhnus — Pohlmannianus R. M. Wimarzensis Candidatus, Philos. D., inter Socios Seminarii Philol. Jenens. Senior emeritus. Commentatio iudicio amplissimi ordinis Philos. Jen. in Panegyri Academica die VI. M. Sept. 1834. primario praemio ornata. Lipsiae in libraria Wuttigiana 1837.

Diese Schrift behandelt die berühmte Streitfrage über die Richtigkeit der Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Schon längst hatten mehrere Gelehrte aus äußeren und inneren Gründen darzuthun versucht, daß diese Biographien mit Unrecht dem berühmten Zeitgenossen des Cicero und Atticus zugeschrieben werden. Als äußerer Grund bot sich dar, daß in den Handschriften der Name des Cornelius Nepos durchweg fehlt, und daß nur bey den zwey letzten Biographien des Cato und des Atticus dieser Name steht; an der Spitze der Uebrigen dagegen wird immer Probus genannt. So kam es, daß schon aus äußeren Gründen behauptet werden konnte, diese Biographien haben bis auf diejenige von Cato und Atticus den Probus zum Verfasser. Noch mehr aber vermochten innere Gründe Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Biographien zu erregen. Der Gehalt derselben schien nach dem Maßstab, welchen man an ein Werk der Augusteischen Zeit zu legen pflegt, zu gering und unbedeutend.

Der Zweck des Schriftstellers, den er bey Abfassung des Buches im Sinne hatte, schien mehr ein moralischer, als ein historischer zu seyn, und daher glaubte man, passe dieser nicht wohl in jene Zeiten hinein, in welchen Cornelius Nepos gelebt hat. Drittens bot die Sprache manche Schwierigkeit, Nachlässigkeit und Incorrectheit dar, welche zu überzeugen schienen, daß der Verfasser nicht in der Periode der höchsten Blüthe der Römischen Litteratur lebte, in welcher die Kunst der Sprache sich in allen Redegattungen geltend gemacht hatte. Man sieht, daß es nicht leichtfertige Gründe waren, welche den Corn. Nepos von jener Autorschaft zu befreien beabsichtigten. Das Studium der klassischen Litteratur erfüllt nämlich unwiderstehlich mit der Idee, daß nichts Unbedeutendes in der besten Zeit sich habe auf die Dauer geltend machen können. Die Geschichte der klassischen Litteratur lehrt, daß nicht Schlechtes, nicht einmal Mittelmäßiges in der Blüthezeit Ansehen und Beyfall gewann. Und gerade in jener Zeit, wo Cornelius lebte, sind von Cicero an bis über Augustus hinaus eine Reihe der glänzendsten Erscheinungen, der vollendetsten Werke, ans Licht getreten, und kein gewöhnliches, erbärmliches hat sich erhalten, so daß man um so eher den Maßstab der Tüchtigkeit, Gründlichkeit, Vollendung an alles legen darf, was als Product der Augusteischen Zeit sich geltend zu machen sucht. Denn je tiefer man in die besten Zeiten der Litteratur sich hineinstudirt, je mehr bewundert man die Fülle der Kenntnisse, die in den Werken sich entfaltet, die Kraft und Tüchtigkeit des Urtheils, das in allen

Verhältnissen des Lebens und der Wissenschaft sich offenbart, die Schönheit der Form, in welcher der Schriftsteller mit vollendeter Kunst der Rede seine Gedanken mittheilt. Wo daher diese Größe vermist wird, entsteht ein gewisses Mißbehagen, ein gewisser Unmuth; man kann es nicht ertragen, daß ein solches Werk Anspruch macht, den besten angezählt zu werden. Und da nun schnell sich mancherley Aehnlichkeiten zwischen Werken späterer Zeit aufsuchen lassen, so führt der erste Zweifel zur Gewißheit, daß jene Schrift mit Unrecht in das frühere Zeitalter gesetzt worden sey. Und daß namentlich in der neuesten Zeit diese Streitfrage aufs Neue angeregt und mit Heftigkeit behauptet wurde, Cornelius könne nicht der Verfasser seyn, ist auch daraus zu erklären, weil der Scharfsinn der tüchtigsten Gelehrten wirklich mehrere Producte entdeckt hatte, welche bisher fälschlich in die beste Zeit gesetzt worden waren. So wurden mehrere Reden stets dem Cicero beigelegt, welche ein gesundes Urtheil unmöglich diesem großen Redner zuschreiben kann. Wolf hat in solchem Sinne viel geleistet, und es wäre ein schlimmes Zeichen für den Gang unserer Wissenschaft, wenn man die Resultate seiner Kritik durch künstliches Drehen und Wenden zu beseitigen strebte.

Die genannte Streitfrage hatte die Universität zu Jena veranlaßt, sie zum Gegenstand einer Preisfrage aufzustellen. Hr. Lieberkühn gewann den Preis, und seine Schrift, welche den Corn. Nepos in dem Besitze jener Biographien gegen alle Angriffe zu sichern sucht, ist so ausgezeichnet, daß sie wohl eine ausföhrliche Darlegung seiner Beweisführung in diesen Blättern verdient. Es kommt in derselben so ziemlich alles vor, was von Gelehrten und von Schulmännern bisher für oder gegen die Richtigkeit empfunden und geäußert worden ist, und so mag jeder hier sein eigenes Urtheil bestätigt oder widerlegt finden. Die Beweisführung ist so vielseitig, und geht so ganz aus den eigenthümlichen Verhältnissen des Buches, wie dasselbe als Fragment eines

größern Werkes auf uns gekommen ist, hervor, daß auch der entschiedenste Gegner kaum im Stande seyn wird, seine frühere Ansicht in gleichem Vertrauen festzuhalten. Der Eindruck des Buches, welchen wir nach ruhigem Durchlesen empfunden haben, war, daß es höchst wahrscheinlich sey, daß Corn. Nepos diese Biographien geschrieben habe, und daß uns somit nichts mehr übrig bleibe als zu bedauern, daß er nichts Besseres geliefert hat, oder daß uns gerade der schwächste Theil seines Werkes übrig geblieben sey.

Um eine sichere Grundlage zur Beurtheilung zu erhalten, schiekt der Verf. eine Biographie des Cornelius Nepos voraus, weil bereits aus den Lebensverhältnissen desselben die Möglichkeit oder Unmöglichkeit erhellen muß, jene Schriften ihm zuzuschreiben. Auch muß die Eigenthümlichkeit seines Zeitalters und seiner Zeitgenossen berücksichtigt werden, um die seinige richtiger aufzufassen und daraus zu folgern, ob er Verfasser der Biographien seyn kann.

Der Vorname des Cornelius ist unbekannt, und läßt sich auch, da er nirgends erwähnt wird, nicht willkürlich ermitteln. Auch seine Vaterstadt ist unbekannt, und als solche wird von den Gelehrten bald Verona oder Parma oder Novum Comum (Como am Lago maggiore) bezeichnet. Gerhard Vossius entschied für Verona und nachher setzte sich diese Meynung fest. Allein ob ihn gleich Plinius Hist. 3, 13. Padi accolam nennt, so geht daraus noch nicht hervor, daß Verona bezeichnet werden muß, da noch viele andere Ortschaften am Po und in der Nähe desselben liegen. Joh. Bapt. Jovio behauptete, daß Cornelius zu Como geboren sey, und meynete, dieß aus Plinius Epist. 4, 28 beweisen zu können. Da nemlich Severus, an welchen dieser Brief gerichtet ist, nach willkürlicher Annahme des Jovio Mitbürger des Plinius war, so folgt, daß auch Cornelius und Cassius aus Como stammten, da sie in diesem Briefe Mitbürger des Severus genannt werden. Allein wie willkürlich diese Behauptung

ist, lehrt die nähere Betrachtung der Stelle. Perizonius suchte aus der gleichen Stelle des Plinius geltend zu machen, daß Cornelius aus Parma gebürtig sey, weil Cassius, der als sein Mitbürger in diesem Briefe genannt wird, dorthier stamme. Allein dieß ist irrig, da es ganz ungewiß ist, ob in der Stelle des Plinius Cassius Parmensis, ja ob überhaupt Cassius genannt wird. Denn unser Verf. glaubt, es sey nach Anleitung der Handschriften vielmehr T. Carius zu lesen, dieser war Epikurischer Philosoph und als Schriftsteller wohl bekannt. Cicero nennt ihn Insubrier: also stammt er aus dem Italischen Gallien, und zwar aus der Landschaft, worin Mailand liegt. So würde es wahrscheinlich, daß Carius und Cornelius vielleicht Mailänder waren. Auch diese Vermuthung erscheint uns ebenso ungegründet als die vorhergehenden. Denn wer hätte je einen Mailänder *accola Padi* genannt? Der Po ist mehr als sechs Stunden von Mailand entfernt. (Vergl. über diese Stelle des Plinius Weichert de Cassio p. 189.)

Er war Zeitgenosse des Catullus, Cicero, Atticus, und überlebte diese alle, so daß man wohl annehmen darf, er sey etwas jünger als diese gewesen, also etwa im J. 659 U. C. oder 95 vor Chr. geboren. Das Todesjahr ist ebenfalls unbekannt, nur weiß man, daß er unter der Regierung des Augustus starb. Er lebte großen Theils in Rom, wie seine persönlichen Verhältnisse zu Cicero und Atticus beweisen. Auf ähnliche Art lebte Catullus bald zu Verona, bald zu Rom. Cornelius bekleidete keine Stelle im Staate, war nicht Senator, war aber um seines Charactere und seiner Kenntnisse willen sehr geachtet. Er schrieb Chronica in drey Büchern; in diesem Werke hatte er nicht bloß die Römische Geschichte, sondern auch die anderer Völker in chronologischer Folge behandelt. Die Abfassung fällt ungefähr ins Jahr 706 U. C. oder 50 J. v. Chr. Hieronymus setzt den Glanzpunct seines Ruhmes, den er als historischer Schriftstel-

ler erlangt hatte, auf das Jahr 714 d. St. oder 40 J. v. Chr. Catullus spricht von diesem Werke in der Zueignung an Cornelius. Raake glaubt, dieß Werk sey ein didactisches Gedicht gewesen, ähnlich dem des Apollodorus, und das gehe aus der Art und Weise hervor, wie Catullus davon spricht; auch werde anderwärts Nepos von Plinius (Ep. 5, 3.) den Dichtern beigezählt, und auch Aufonius spreche von diesem Werke wie von einem Gedichte. Ueber die Wahrheit dieser Vermuthung läßt sich nicht entscheiden.

Er schrieb ferner *libros Exemplorum* und *Vitas illustrium virorum*. Dieses sind zwey verschiedene Werke; das letztere war von großem Umfang, da wenigstens 16 Bücher von andern Schriftstellern erwähnt werden. Schon der große Umfang macht es wahrscheinlich, daß er nicht bloß Biographien von Römern, sondern auch von Griechen und andern berühmten Ausländern hier mittheilte. Eine Abtheilung enthielt Römische Geschichtschreiber und aus dieser sind nach dem Zeugniß der Mss. die Biographien des Cato und Atticus übrig. Eine zweyte Abtheilung enthielt Griechische Geschichtschreiber; eine dritte griechische Feldherrn, eine 4te Römische; eine 5te Biographien von Königen; eine 6te vielleicht Griechische Dichter, eine 7te Römische Dichter, und so läßt sich wohl ausdenken, was alles in den Kreis hineingezogen werden konnte. Auch haben sich bey andern Schriftstellern Fragmente solcher Biographien erhalten. Plutarch z. B. erzählet die Lebensbeschreibungen des Marcellus, der beyden Gracchen, des Lucullus, Suetonius diesenigen des Augustus. Die Darstellung in diesem Werke war, wie man aus dem Leben des Cato und Atticus sieht, kurz, hielt sich an die Hauptfachen, und übergieng Nebendinge. — (Dieses Urtheil muß nun freylich jeder, der an eine Biographie des Alterthums irgend höhere Ansprüche macht, übertrieben finden: denn das Leben des Cato steht doch gar zu niedrig.)



Dieses Werk gab er bald nach dem Tode des Cicero heraus. Ueberdies schrieb er ausführlich das Leben des alten Cato und des Cicero.

(Fortsetzung folgt).

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia), etc.

(Fortsetzung.)

Sehr ausführlich beschäftigt sich der Verf. mit der Geschichte der berühmten Missionen, die von Jesuiten gegründet wurden und über die so viele gute und böse Gerichte ergangen sind. Kein Zweifel, daß unter ihrem Regimente die Indianer in einem beglückteren, besseren Zustande sich befanden, als von der Anstrengung des Ordens an bis auf diese Stunde. Seitdem sind sie durch Bedrückungen, Kriege, Revolutionen so hart mitgenommen worden, daß ein großer Theil umgekommen oder verstreut worden ist; die Niederlassungen sind meist verlassen und die Felder wieder zu Wald geworden. Die Indianer, früher in allen Stücken von ihren geistlichen Führern, bevormundet, konnten, deren Leitung beraubt, nicht mit eigener Selbstständigkeit sich forthelfen; die neue Verwaltung, welche ihnen die spanische Regierung nach blutigem Kampfe ausdruag, konnte kein Vertrauen sich erwerben, und wie vermütheten die neuen Republiken, die selbst dem Rückfalle in die Barbaren bloßgestellt sind, wie vermütheten sie es bei ihrer eigenen Degradation der Civilisation der wilden Indianer förderlich zu seyn!

Nachdem der Verf. nun bereits ein volles Jahr in der Provinz Corrientes verweilt hatte, beschloß er die Rückreise nach Buenos-Ayres anzutreten. Um aber volle Freiheit zu wissenschaftlichen Untersuchungen zu haben, kaufte er sich eine eigene Barke, die er mit seiner Sammlung belud, und mit vier Mann zur Bedienung besetzte. So ausgerüstet verließ er am 20. April 1828 die Stadt Corrientes, nachdem er von ihren Bewohnern, die ihm mit großer Freundschaft und Theilnahme während seines Aufenthaltes entgegen gekommen waren, einen herzlichen Abschied genommen hatte.

Diesmal konnte er, was ihm auf dem Hinweg unmöglich war, in la Bajada, der Hauptstadt der neu gegründeten Republik Entre Rios, anhalten. Da man den uns so wenig über den Zustand dieser Freistaaten kennt, so gewähren die Mittheilungen des Verf. hierüber eine sehr schätzbare Belehrung. Gleich bei seiner

Landung im Hafen von la Bajada traf er Franzosen, Italiener und andere Fremde an, die ihn erwarteten, zur Zeit der Eieisa und Abends nicht ohne Waffen vom Hafen nach der Stadt zu gehen, weil er sich ausserdem der Gefahr aussetzen würde, ermordet zu werden. „Sie sagten mir selbst, indem sie mit mehrere, mit großen Messern im Gürtel versehenen Männer zu Pferd zeigten, dieser hat fünf, jener sechs Menschen ermordet, und der Unschuldigste unter ihnen würde sich wenigstens einen Mord vorzuwerfen haben. Ich sagte sie, ob es denn keinen Gerichtshof im Lande gebe; und ich erfuhr, daß hier, wie in der ganzen argentinischen Republik, die Geseze keine Kraft mehr haben, sobald es sich um Verbrechen handelt. Wenn man den Mörder festsetzt, so geschieht dieß nur für den Augenblick. Er rüchtet sich, wenn man nicht selbst ihn entwisphen läßt, um nicht die Gefängnisse anzufüllen, und man ergreift ihn nicht wieder, oder macht wohl gar einen Soldaten aus ihm. Niemand werden Verbrecher hingerichtet; daher sie auch die Straflosigkeit antreibt, ihre Schandthaten fortzusetzen. Diese Verwobheit des Wortes war nicht vor der Revolution bekannt, welche die Emancipation der Vereinigten Staaten herbeiführte. Damals konnte man noch mit Maultkieren, die mit Silber beladen waren, in der größten Sicherheit von Peru nach Buenos-Ayres reisen, und die Strafe von letzterer Stadt nach la Bajada galt als die sicherste. Die vielen Kriege aber und der obnedies etwas blutiger Character der ganzen Rasse der Gauchos oder Hirten haben in ihnen den Hang zur Strafenräuberei entwickelt, und sie eben so gleichgültig bei der Tödtung eines Menschen, als bei der des Viehes, dessen Schwächung zu ihren gewöhnlichen Geschäften gehört, gemacht. Es scheint, daß man sich jetzt selbst nicht einmal mehr Deßsen zu versichern traut, der ein Verbrechen begeht, d her war das Land von Banditen heimgesucht, die man übrigens als gute Bürger, bereit die benachbarten Provinzen zu plündern, betrachtete.“

Die Provinz Entre Rios zählt eine sehr geringe Bevölkerung. Vor der Revolution hatte sie einen ungeheuren Reichthum an z. hmen und wilden Heerden; an zahmen Vieh allein besaß sie damals an 2 1/2 Millionen Stück und der Eigenthümer, der nicht 20000 Stück hatte, wurde nicht als Hanciero betrachtet. Man tödtete die Thiere bloß ihre Häute wegen; ein fetter Stier galt 7 1/2 Franken und eine Pferdshaut 1 1/2 Kronn. In ebenso unzähligen Heerden zogen die wilden Pferde herum, ohne Jutbat von Brod, wor die allgemeine Kost. Dieser große Reichthum an Vieh wurde aber durch die Revolutionskriege, durch Seuchen und Mißwachs dermanen herab gebracht, daß man im Jahre 1825 nicht mehr als 40,000 Stück Rindvieh und 60,000 Pferde zählte.

(Schluß folgt).

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. May.

Nro. 102.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

De Auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, Quaestiones criticae. Scripsit G. E. F. Lieberkuehnus — Pohlmannianus R. M. Wimariensis etc.

(Fortsetzung).

Die Libri Exemplorum enthielten Beyspiele von tugendhaften Handlungen und edlen Aufserungen, und bezweckten vorzüglich, die Römische Jugend zur Tugend und Sittlichkeit zu erwecken, und vor dem einbrechenden Laster der Schwelgerey und Ueppigkeit zu warnen. Alle Fragmente, die Plinius in seiner Geschichte aus Nepos über den Lurus der Römer anführt, sind aus den libris exemplorum.

Er scheint auch ein geographisches Werk geschrieben zu haben. Der Verf. meynt zwar, alle diese Stellen, welche Plinius und Mela darbieten, könnten eben so gut in seinen historischen Schriften gestanden haben. Allein das erstere ist wahrscheinlicher; es war ein geographisches Werk, wie damals zur nähern Kenntniß der drey Welttheile mehrere geschrieben wurden, veranlaßt durch die Feldzüge der Römer, durch welche sichere Kunde über Länder und Völker zu erhalten möglich geworden war.

Seine Studien beschränkten sich auf Geschichte: der Philosophie, welche damals in Rom sehr stark betrieben wurde, blieb er fremd und abhold, weil er sah, daß der Lebenswandel der meisten Philoso-

phen ihren Lehrsätzen nicht entsprach. Auch an Cicero's philosophischen Schriften fand er keinen Geschmak. Dieß nämlich schließt der Verf. aus der Stelle: ad Attic. 16, 5. Nepotis epistolam expecto. Cupidus ille meorum? qui ea, quibus maxime γαυριῶ, legenda non putet. Als ehrenwerthen Schriftsteller nennen ihn Catullus, Cicero, beyde Plinius, Mela, Suetonius, Gellius, Plutarchus. Auch die Grammatiker nahmen ihn in den Kreis ihrer Studien und Beobachtungen auf, und merkten manche Worte und Wortformen als ihm eigenthümlich an. Das mochte wohl daher rühren, daß er aus Ober-Italien stammte, und daher Provincialismen gleich Livius hatte.

Hiermit ist der 1ste Abschnitt vollendet, welcher dazu dienen sollte, zu beweisen, daß der Charakter und die Studien des Cornelius nicht nothwendig der Annahme von der Aechtheit der vorhandenen Biographien widersprechen.

Im 2ten Abschnitte werden nun die Gelehrten aufgezählt, welche die vorhandenen Biographien dem Cornelius abgesprochen haben.

Schon Hieronymus Magius erklärte, daß Aemilius Probus, der Zeitgenosse des Theodosius Magnus, der Verfasser der Biographien sey, da die Handschriften diesen nennen und das Epigramm des Probus an den Kaiser Theodosius vollends dieß bestätigte. Obertus, Gifanius und Lambinus stritten dagegen für die Aechtheit. Caspar Barth meynte, des Cornelius Werk existire im Auszug, welchen Aemilius Probus gefertigt habe. Der Streit

blieb nun lange ruhen, und Cornelius blieb im Eigenthumsrecht ungestört. Erst Nink erneuerte die Behauptung, die Biographien seyen von Probus, nur die des Cato und Atticus von Nepos. Diese Ansicht theilt He Id und sprach auch den Cato und Atticus dem Nepos ab. Andere sprachen sich aufs Neue für die Ansicht aus, daß uns nichts als ein Auszug des Probus übrig sey.

Es sind demnach drey Ansichten aufgestellt worden:

- 1) Probus ist der Verfasser der vorliegenden Biographie und zwar hat derselbe unter Theodosius dem Großen dieselben abgefaßt.
- 2) Die Biographien, wie sie vorliegen, sind nicht aus der Hand des Cornelius hervorgegangen, sondern wir besitzen dieselben nur in einem Auszuge, sey es nun, daß derselbe von Probus, wie die Einen, oder von einem ältern Schriftsteller als Probus, wie Andere behaupteten, gemacht worden ist.
- 3) Der Verfasser dieser Biographien ist sowohl dem Namen als dem Zeitalter nach ganz unbekannt.

Der wichtigste Verteidiger der ersten Ansicht ist Nink. Er hält sich fest an das Zeugniß der Handschriften und der ältesten Ausgaben, welche einstimmig den Aemilius Probus als Verfasser der Biographien nennen, und einzig den Cato und Atticus dem Cornelius zuschreiben. Auch findet sich kein Zeugniß des Alterthums, daß Cornelius Biographien Griechischer Feldherren geschrieben habe. Das Leben des Cato und Attikus sticht stark von den übrigen ab, in jenen zeigt sich Geschmack und Talent, in diesem fehlt beydes; daher kann nicht der gleiche Verfasser für beyde angenommen werden. Probus hat sich zwar den Cornelius zum Vorbild offenbar genommen, und sowohl seine Sprache als die Darstellung so viel möglich dem Zeitalter des Nepos angepaßt, und dieß ist ihm wirklich so gut

gelungen, daß viele getäuscht wurden, und des Cornelius Werk zu besitzen meyneten. Allein sowohl in der Sprache, als in der historischen Behandlung des Stoffes läßt sich doch der spätere Schriftsteller nicht verkennen.

Der Verf. erwidert, es sey nicht gedenkbar, daß Probus im Zeitalter des Theodosius eine Schrift des Cornelius habe nachahmen wollen, noch weniger, daß ein Schriftsteller jenes Zeitalters den Geist und Charakter einer Schrift aus der Zeit der Republik habe erreichen können. Die Sprache des Epigramms, welches Probus seiner Arbeit vorgesetzt hat, ist von der Sprache, welche in den Biographien uns entgegentritt, so durchaus verschieden, daß Niemand an eine Identität der Verfasser, ohne ein Wunder anzunehmen, glauben kann. Zudem wird das Epigramm richtiger so erklärt, daß Probus sich darin gar nicht Verfasser des Buches nennt, sondern Abschreiber eines Exemplars für Theodosius: denn er sagt, auch der Vater und Großvater haben daran geschrieben. Wie Probus seiner feine eigene Arbeit den Lesern als Schrift des Cornelius unterschieben wollte, so muß man annehmen, daß des letztern Werk bereits untergegangen war. Dafür aber hat man keine Beweise. Auch ist das Leben des Cato und Atticus in Darstellung und Sprache so sehr übereinstimmend mit den übrigen, daß keine Trennung Statt finden kann.

Die Ansicht, nach welcher die Biographien ein Auszug aus Cornelius genannt werden, hat zuerst C. Barth verteidigt. Er glaubt, Aemilius Probus, der Zeitgenosse des Theodosius, habe diesen Auszug fertiggestellt. Dieß ergebe sich aus der abgerissenen Darstellung und aus der schlechten Sprache, welches beydes im Leben des Attikus ganz anders sey. Baehr sprach ebenfalls diese Ansicht aus, und bemerkte, daß bey solcher Annahme man die historischen Fehler auf Rechnung des Epitomator, nicht auf Schuld des Cornelius setzen könne.

Der Verf. entgegnet, daß die Biographien sich durchaus nicht als Auszug darstellen. Es werden die Quellen erwähnt, aus welchen der Verf. schöpfte. Viele Stellen sind wörtlich aus griechischen Autoren übersezt. Warum kürzte er diese nicht ebenfalls ab? Als Epitomator hatte er eher gar keine Quellen erwähnt, außer Nepos. Er hat nirgends den Ton dessen, der Auszüge macht, sondern zeigt sich so wie derjenige, der frey nach eigener Wahl ein Buch schreibt. Er erwähnt die übrigen Schriften des Nepos so, daß man sieht, Nepos selbst hat so geschrieben, niemand anderer konnte sich so ausdrücken. Die Darstellungsweise ist überall die gleiche wie im Leben des Aitius. Es wäre unerklärlich, warum der Epitomator die Vorrede des Cornelius an Aitius unverändert ließ. Gegen die Bemerkung von Baehr erwidert der Verf., es sey sonderbar, dem Epitomator alle Fehler aufzubürden, den Schriftsteller selbst frey zu sprechen. Denn wie einfältig müßt man sich den erstern denken, wenn er, was er im Buche richtig gele en, im Auszug falsch berichtet hätte.

Nach H. Meyer aus Zürich stellte in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1835. Nr. 150 die Ansicht auf, daß diese Lebensbeschreibungen sämmtlich, auch diejenige des Cato und Aitius, nichts als Auszüge aus dem Werke des Nepos seyen. Er begründete die Meynung dadurch, daß sowohl der innere Gehalt als die Darstellung und Sprache weit hinter allen zurückbleibe, was das Zeitalter des Cornelius hervorgebracht hat. Dieses auch sey die einzige Erscheinung des Augusteischen Zeitalters, in welcher wir alle Vorzüge eines klassischen Schriftstellers vermiffen. Es könne daher unmöglich so aus der Hand des Nepos hervorgegangen seyn, sondern es sey ein Auszug, der nicht einmal als wahrer Auszug gelten könne, da alles zu einem gewissen moralischen Zwecke behandelt und zu einem Schulbuch verarbeitet worden sey. Es könne indeß nicht von einem Zeitgenossen des Theo-

dosius geschrieben seyn, da die Sprache besser sey, sondern es gehöre ins zweyte Jahrhundert. Es liege übrigens in der sonderbaren Manier des Verfassers, daß er seinen Auszug ganz als das Werk des Cornelius anbiete.

Der Verf. erwidert, es lasse sich doch noch fragen, ob denn alles, was im Augusteischen Zeitalter geschrieben worden, vollendet war? Nein, namentlich waren die Römer in der Geschichte damals noch weit zurück. Ferner hätte im zweyten Jahrhundert kaum jemand wagen können, einen Auszug aus des Cornelius Schriften für diese Schrift selbst auszugeben. Jeder Schulknabe hätte den Betrag errathen. Waren denn die Werke des Cornelius im zweyten Jahrhundert schon so selten, daß jemand den Auszug für das Werk selbst hingenommen hätte? Hätten ferner die Stellen über Freyheit, Tyrannenhaß in einem Schulbuch jener Zeit stehen dürfen?

Die dritte Ansicht, nach welcher sowohl der Verfasser, als das Zeitalter unbekannt ist, wird von, Julius Held vertheidigt.

Diese Biographien, sagt er, sind weder von Cornelius, noch von Probus, ja vielleicht überhaupt von keinem Römischen Schriftsteller verfaßt. Auch selbst das Leben des Aitius, welches doch das beste ist, hat so viele Mängel und Fehler, daß man an keinen Historiker dabey denken darf.

Der Verf. meynt, die Mängel und Fehler, welche Held rügt, seyen nicht bedeutend, im Gegentheil zeige sich überall eine feine Auswahl des Stoffes und eine lobenswerthe Kürze.

Wir gestehen, daß diese Widerlegung uns nicht befriedigte. Auch eine frühere Aeußerung, daß man nicht an alle Werke des Augusteischen Zeitalters die Forderung der Klassicität stellen dürfe, mag wohl wenige bereden, aus diesem Punkte die vorliegenden Biographien dem Cornelius zuzuschreiben. Denn so ließe sich das elendeste Buch doch noch ins goldene Zeitalter hineinzwingen. Wir behaupten gar nicht,



daß nicht auch in der besten Zeit der Litteratur schlechte Bücher geschrieben worden seyen, aber das behaupten wir, daß solche keinen Beyfall erhalten konnten, daß die tüchtigsten Schriftsteller solche nicht geachtet, noch als Zeugnisse angeführt haben, daß solche nicht Jahrhunderte lang aus Eimer Genera- tion der andern empfohlen wurden.

(Schluß folgt.)

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia), etc.

(Schluß.)

Die wilden Pferde wurden damals in solcher Menge niedergemacht, daß man jetzt nur noch wenige Ueberbleibsel von ihnen sieht. Diese Noth dauerte bis 1827, wo man das Beispiel der Missionen besogte und in Brasilien einfiel, um Vieh zu stehlen. Die ganze Bevölkerung war um in eine große Räuberbande verwandelt; la Bajada war fast völlig verlassen, weil die Einwohner in Masse auf Plünderung ausgegangen waren. Auf diese Weise wurde von den neuen Freheitskriegen eine solche Menge Viehs zusammengeholet, daß während der Anwesenheit des Verf. das Viertel Fleisch (25 Pfund) um 24 — 36 Sous verkauft und noch überdieß fortwährend die jenseits des Parana gelegene Hauptstadt von Santa Fe damit versorgt werden konnte.

Die Provinz Entre Rios, zwischen dem Parana und Uruguay liegend, hat einen flachen Boden. Die Bergkette, welche man gewöhnlich auf der Karte zwischen diesen beiden Strömen hinzusehen sieht, existirt nur auf dem Papiere; es sind schwache Sandhaufen, kaum den Namen von Hügeln verdienend, welche hier die Wasserscheide ausmachen. Die Vegetation entsenkt sich schon mehr von der tropischen und ist der der Banda oriental ähnlich. Dieß deutet auch das Thierreich an: die Ufen sind ganz verschwunden, der Tapir ist selten, und die glänzenden Arten der tropischen Vögel sind meistens theils nicht mehr zu finden. Das Land könnte reich seyn, wenn seine Bewohner nicht so indolent wären. Hoffnung zum Besseren ist hier, wie es scheint, noch weniger als für Corrientes vorhanden.

Von la Bajada fuhr der Verf. auf die andere Seite des Stromes, um Santa Fe, die Hauptstadt jener Provinz gleichen Namens, zu besuchen. Ihr Ansehen ist besser als das von Corrientes und la Bajada, denn während diese bloß großen Dörfern gleichen, stellt

Santa Fe wirklich eine Stadt vor. Ihr politischer Zustand ist indeß um nichts besser, als der von Entre Rios. Der Gouverneur hatte hier ein neues militärisches System verordnet, indem er dreihundert von den Bocobis, die zu den wildesten Indianerstämmen gehören, in Sold genommen und eine Art Leibgarde daraus gebildet hatte. Diesen verordnete er auch die Rückführung der hunderttausend Stück Rindvieh an, welche er in den Bürgerkriegen von Buenos-Aires durch Plünderung zusammengebracht hatte. Anstatt sie aber nach Santa Fe zu liefern, hielten es die Bocobis für gerathener, sich selbst die ganze Beute nebst allen Waffen und der Bagage zuzueignen, desertirten deshalb in Masse und zogen sich mit ungeheuren Vorräthen in ihre Wälder zurück, wodurch die Bewohner von Santa Fe in solche Noth geriethen, daß sie ihr Fleisch in la Bajada holen mußten.

Unter den größten Gefahren von den Korsaren be- raubt und ermordet zu werden, setzte der Verf. die Fahrt nach Buenos-Aires fort, und nur durch eine wunderbare Bewahrung gelang es ihm endlich diese Stadt am 30. May zu erreichen, nachdem er 42 Tage auf eine Reise verwendet hatte, die man sonst in 15 — 20 ab- macht.

Während des Verf. Aufenthalts in Buenos-Aires wurde der Friede mit Brasilien abgeschlossen, wodurch die Banda oriental unter dem Namen der Republik von Uruguay für einen besonders selbständigen Staat erklärt wurde. Auch erlebte er in der Stadt selbst eine von den dort üblichen Revolutionen, indem der Gouverneur über Nachts verjagt wurde, was einen blutigen Krieg zwischen der Stadt und dem Lande verursachte. In die sehr ausübliche Schilderung, welche der Verf. von dem früheren und gegenwärtigen Zustande von Buenos-Aires giebt, können wir nicht näher eingehen, nur erwähnen wollen wir, daß der politische und intellektuelle Zustand dieser Hauptstadt keineswegs noch zu den erfreulichsten gehört, obgleich sie in den letzten Jahren an Bevölkerung sehr zugenommen hat, was namentlich durch das Herzufließen von Fremden aus allen Nationen veranlaßt worden ist. Man rechnete im Jahre 1836 die Einwohnerzahl der ganzen Provinz auf 165 — 170000 Seelen, wovon 70000 auf die Hauptstadt kamen; unter lebenden waren nicht weniger als 20,000 Ausländer.

So weit geht der Reisebericht des Verf. in diesem ersten Theile. Angehängt ist demselben noch eine sehr lehrreiche Schilderung des Ingenieurs Pardo-ye von seiner Reise durch die Pampas nach Cruz de Guerra, im Innern der Provinz von Buenos-Aires, so wie nach der weißen Bay an der Küste von Patagonien. Die beigegebenen, größtentheils den folgenden Theilen angehörenden Abbildungen sind meist sehr gut und in der bekannten französischen Manier gearbeitet.

A. B.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. May.

Nro. 105.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich v. Raumer 2c.

Beiträge 2c. Zweyter Theil, auch unter dem Titel: König Friedrich II. und seine Zeit (1740—1760) 2c.

(Fortsetzung.)

Andererseits würde Hr. v. R., dadurch auf ein zwar kleineres, aber gewähltes Auditorium beschränkt, wie wir nicht zweifeln, an seinem Ruhme nicht nur nicht verlieren, sondern unstreitig gewonnen haben; wäre es auch nur dadurch gewesen, daß er mit größerer Masse anderweitige Forschungen hätte verglichen und die vielen Winke auf das Tragische seines Gegenstandes, die Expectorationen gegen Mariens Verteidiger und von ihm differierende Meynungen als unnützig weglassen und durch kritische Widerlegung hätte ersetzen können.

Wenden wir uns nun nach diesen einleitenden Vorbemerkungen zu dem nähern Inhalte des Buches.

Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Documente beginnen mit einem Briefe der nachmaligen Königin Elisabeth vom 1. May 1548 (?), springen aber dann sogleich auf 1556, dann auf 1561 über; worauf sie dann in einer gewissen chronologischen Ordnung, jedoch nicht ohne Unterbrechungen und ohne manches wichtige Ereigniß uncomplettirt zu lassen, folgen. Sie beziehen sich fast ausschließlich auf Maria Stuart und bestehen, wie bereits oben gesagt wurde, größtentheils aus gesandtschaftlichen Berichten; in der letzten Lebensperiode Ma-

riens aber, besonders aus Briefen dieser Königin, aus der Correspondenz ihrer Hüter über sie; den Aussagen ihrer Schreiber Curt und Nau bey der babingtonschen Verschwörung, und aus ihren eigenen; dann folgt der Proceß Davisons, Nachrichten über Elisabeths Tode und Auszüge aus einem Berichte über England von dem Venecianer Molino 1607. Obwohl die Documente zur Geschichte Mariens während ihrer Gefangenschaft die größere Anzahl bilden, sind die vorhergehenden meist von größerem Interesse. Der Verfasser erkannte dieß wohl und begann daher seine Darstellung „im Gegensatz mit nicht wenigen (aber schwerlich beachtenswerthen) Schriftstellern“ mit der Rückkehr Mariens nach Schottland. Aber schon hier können wir nicht unbemerkt lassen, wie auffallend es klingt, wenn Hr. v. R., welcher im ersten Briefe bitter, „man möchte es nicht ihm zur Last legen, wenn die geschichtliche Wahrheit den zeitlichen Vorurtheilen seiner Gegner widerspreche,“ seine Darstellung selbst mit einem Gemeinplatze eröffnet, den wir überall, aber nicht in dieser „vorurtheilsfreyen“ Behandlungsweise erwartet hätten. Er sagt S. 11:

„Nur die früheren Thaten der Königin Maria, erklären das Benehmen der Scoten und der Königin Elisabeth, und wer hiebei an den verführerischen und sittenlosen Hof der Katharina von Medici erinnert, ist mehr ein Freund oder doch unparteylicher Richter der unglücklichen Königin, als wer sie mit einem falschen Glanze poetischen Lichtes umgibt, gegen welches die geschichtliche Wahrheit dann doppelt schwarz hervortritt.“

So oft auch bis jetzt solche Declamationen von dem sittenverderbenden Einflusse des Pariserhofes auf Ma-

ria Stuart bis jetzt wiederholt wurden, hat dennoch Niemand eine That sache ausführen können, welche auf die Jugendzeit Marias irgend einen Flecken geworfen hätte. Daß der Hof Katharinen's sittenlos war, ist weltbekannt; es handelt sich nur darum, ob und wie Maria Stuart an diesem Hofe verführt worden sey. So wenig aber als Hr. v. N. sich die Mühe giebt, dieß zu beweisen, so wenig scheint er die That sache zu kennen, daß Maria von ihrer Ankunft in Frankreich im Jahre 1548 an bis 1558, der Epoche ihrer Vermählung mit Franz II., nicht am Hofe, sondern in einem Kloster erzogen wurde und bereits im Jahre 1561 wieder nach Schottland zurückkehrte. Hr. von N. nennt sich selbst einen Freund und unpartheiischen Richter Maria Stuarts; warum aber verläßt er denn nun nicht die Allgemeinheit, mit welcher er sich umgibt, um die Geschichte der Verführungen mit einer neuen That sache zu bereichern? Noch mehr aber erstaunte Nes., als der Verfasser dieses Buches, welcher doch den Vorurtheilen seiner Zeit entgegengetreten will — seine Erzählung mit so ungegründeten Voraussetzungen beginn't, die Ereignisse, welche Maria's erstes Auftreten in Schottland vom Anfange an mit Hindernissen umgaben, wie die Anschläge der englischen Minister seit dem Jahre 1559, die entscheidende Versammlung der schottischen Reformer zu Stirling, das Toben John Knoxens, (von welchem Spittler sagt: M. Luther sey gegen ihn ein schüchternen Jüngling gewesen), gegenüber den altherkömmlichen Rechten Mariens auf ihr Land, welche die meuterischen Unternehmungen ihrer Unterthanen wohl bekämpfen aber nicht vernichten konnten, theils ganz verschweigt, theils ohne Eingehen auf tiefere Erörterung nur flüchtig erwähnt; Maria von Anfang an — ohne ihrer Rechte, ihrer Stellung zu gedenken, vor sein Tribunal ruft und, gleich als sollte die unglückliche Frau nun auch durch den Historiker schuldig verurtheilt werden, nur durch die Berichte ihrer Gegner schildern und beurtheilen, aufklagen und verdammen läßt. Daß Hr. v. N. über die eben berührten historischen

Hauptpuncte keine neuen Nachrichten gibt, wollen und können wir ihm nicht zum Vorwurfe machen. Die vollständige Unberücksichtigung aber von Marias Lage, der unrechtmäßigen Ansprüche, die gegen sie erhoben wurden, und die Rechte, der ihr von Gott und Menschen wegen gebühreten, bewies wenigstens Referenten, daß nicht jeder, der sich zum Richteramte berufen hält, es in der That auch ist. Rehnliche Dinge aber, Ueberhebungen, die aus Mißkenntnis der einem Geschichtschreiber gebührenden Schranken hervorgegangen sind, irtige Consequenzen und vorgegreifende Urtheile treffen wir leider nur zu oft an. So gesteht Hr. v. N. in dem Berichte über das Attentat Chastelet's gegen Maria Stuart selbst ein (S. 29), Maria habe nichts von dem Plane dieses frechen Gesellen gewußt; er führt den Bericht Nandolphs vom 28. Febr. an, wodurch dessen frühere Aussage von Marias Theilnahme oder Mitwissen an dem Vubenstücke zurückgenommen wird, folgt aber dennoch in den als Facit der kritischen Untersuchung angeführten Puncten (S. 29) dem früheren, nachher von Nandolph selbst zurückgenommenen Berichte, um Marien übergroße Vertraulichkeit (Worte des ersten Berichts) mit Chastelet zum Vorwurfe zu machen. Nach diesem schlagenden Beweise historischer Kritik fährt Hr. von N. fort:

„Mag man aber dieß annehmen, oder läugnen, und alle Schuld seiner eigenen Liebeszhorheit bemessen; jeden Falls war es hart und grausam, daß ihn die Königin dem Heulerbeile preis gab. Unterwarf sie sich hierin fremdem Rathe, aus Furcht strengerer Untersuchung, so zelte sie große Schwäche; geschah es aus eigenem Antriebe, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen und ihrem Wandel allgemeine Bestimmung zu verschaffen, so mißglückte das Mittel und neue Vorwürfe erwachsen aus kleineren und größeren Veranlassungen.“

Abgesehen von dem Mangel an Logik, Wahrheit und historischen Sinn, der auch in dieser Phrase herrscht, verdient dieses Raisonnement auch noch eine andere Mühe. Weil das Mittel mißglückte, — und wer ist denn Herr des Erfolges? — war es hart und grausam, einen frechen Diener, der der Königin Gewalt anthun wollte, hinarichten zu



lassen? Maria hätte wohl durch unzeitige Nachsicht \*) gegründete Ursache zu Vorwürfen und üblen Gerüchten geben sollen?

Der englische Gesandte an Marias Hofe schreibt am 18. Okt. 1565 an Burghleigh S. 91:

„Der Haß, welchen Maria gegen Murray gefaßt hat, bezieht sich weder auf seine Religion, noch darauf, daß er, wie sie mir sehr sagte, ihr die Krone rauben wollte, sondern darauf, daß sie weiß: er kenne einige so geheime Dinge (welche man Anstands halber nicht nennen kann), welche sich mit ihrer Ehre nicht vertragen und welche er als ihr Bruder, so verabscheute, daß er sich weder zeigen kann, so wie zuvor, noch sie anders an ihn denken, als an Einen, den sie tödtlich haßt. — Alle diese Dinge (schließt er) schreibe ich wehr mitummer des Herzens, als mit Vergnügen, um irgend Jemandes Schande an den Tag zu legen, am wenigsten von Solchen, denen wir nächst Gott hauptsächlich Ehre suchte schuldig sind.“

Am 27. August aber hatte Randolph bereits berichtet:

„Nie hörte ich so beleidigende Worte, als wie die Königin gegen Murray aussprach. Ich darf vermuthen, daß sie etwas Schwereres gegen ihn auf dem Herzen hat, als sie irgend jemand sagen wird.“

Da uns die erste Stelle nicht ganz passend übersetzt scheint und Hr. v. N. sie auch englisch anführt, wollen wir auch dieses hinzufügen:

„She knoweth that he understan'de the some such secret parte (not to be named for reverence sake) that standethe not with her honor which he so much detestede being her brother, that neither can he show himself as he had done, nor she think of him but as of one whom she mortally hatethe. Here is the mischief, this is the grief and how this may be saved and repaired, it passeth I trowe mens wille to consior.“

Man wird nach Durchlesung dieser Stelle anzufangs glauben, Murray habe entweder die Ehre Mariens als Königin angegriffen, oder, er habe sie als Weib beleidigt; als Factum steht jedoch urfest, daß Maria zu dem Gesandten gesagt habe, sie hasse Murray nicht deßhalb, weil er ihr nach der

Krone trachte. Dennoch aber hatte derselbe Gesandte am 5. May desselben Jahres berichtet, \*) sie hasse M., weil er ihr nach der Krone trachte, ein Widerspruch, den Herr v. N. gar nicht gefannt zu haben scheint. Woher aber weiß der Gesandte das Folgende und was kann darunter gemeint seyn? War hiebey irgend eine Schuld von Seite Mariens vorhanden, so darf man als gewiß annehmen, sie war als „am Hofe Katharina's von Medici erzogen,“ Frau genug, etwas gegen ihre eigene Ehre Vorgefallenes dem Gesandten Elisabeths auf jede Weise zu verbergen, und insbesondere nicht mit ihm selbst davon zu sprechen. Andererseits wäre eine solche Sache wohl schwerlich bloß von Randolph allein bemerkt worden, da Maria von Feinden umgeben war, die jede Gelegenheit, ihr Schimpfliches nachzusagen, mit Begierde ergriffen, und somit das Geheimniß vor allem Knoxens Anhange offenkundig geworden, welcher doch bey allem Schreien und Schimpfen gegen Maria auch nicht die leiseste Spur einer so ehrenrührigen Sache gefannt zu haben scheint. (Vgl. M'Gries Leben Joh. Knoxens, herausgegeben von Pfaff).

(Fortsetzung folgt.)



Almanach für das Jahr 1837. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berg-haus. Stuttgart. XV. und 455 S. in klein 8. mit 12 Tafeln.

Ueber die Tendenz dieses Almanachs äußert sich der Verf. in Vorworte folgendermaßen:

„Schon vor sehr geraumer Zeit habe ich den Entschluß gefaßt, neben meiner geographischen Monatschrift alljährlich ein Vöchlein erscheinen zu lassen, welches die Mittheilung theils neuer Thatfachen zur Erweiterung der erdkundlichen Wissenschaften, theils übersichtliche Zusammenstellungen älterer, oft aber sehr zerstreuter Nachrichten beabsichtige. Diese schwellen in der That mit reißender Geschwindigkeit an, daß selbst demjenigen, welcher aus Verus oder aus Neigung das Fortschreiten des geographischen Wissens verfolgt, es sehr schwer wird, gleichen Schritt zu halten, geschweige denn dem Dilettanten.“

\*) Ja später führt Hr. v. N. die Hinrichtung Castlets als eine Art von Gegenstück zu Darvels (nach ihm mit Wissen Mariens) erfolgtem Morde an.

\*) The queen hateth the duke, Murray, alleging against him (Murray) that he goeth about to set the crowa upon his own head. bey (Chalm. III. 197.)



Den Anfang dieser Aufsätze macht eine Abhandlung über die vulkanischen Erscheinungen, insbesondere die Erdbeben (S. 1 — 171). Eine sehr lehrreiche, durch ältere wie durch neuere Thatfachen wohl ausgestattete, durch klare Darstellung ausgezeichnete Arbeit, die eine vollständige Uebersicht über die mannigfaltige Phänomene, welche bei dem Ausstreifen vulkanischer Gewalten sich zeigen, gewährt.

Am sie schließt sich unmittelbar der zweite Aufsatz an: Versicht über einige Erdschütterungen und vulkanische Ausbrüche im Jahre 1835 (S. 172 — 228). Sehr ausführliche, detaillierte und eben deshalb sehr interessante Erzählungen von den Erdbeben in Chili, Kappadozien, China, auf den Molukken und im südlichen Frankreich, von den Detonationen auf den Balearen und dem Ausbruch des Vulkans von Consequina in Guatemala. Die versprochene Fortsetzung soll der Verf. ja nicht unterlassen, sondern in gleicher Ausführlichkeit wie diesen Anfang geben.

Die Beiträge zur Hydrographie der größeren Oeeane (S. 229 — 365), welche aus den Tagebüchern der preussischen Eere-Handlungsschiffe auf ihren Reisen nach Amerika und um die Erde geschöpft sind, sind zwar für den Geographen von Fach, für den Kartenzeecharten, und insbesondere für den Seefahrer von großer Wichtigkeit; indes für ein deutsches Publikum, dessen größter Theil das Meer nur vom Hörensagen kennt, ist der Gegenstand doch nicht interessant genug, und der Verf. wird daher in der Zukunft gut thun, solchen Arbeiten in einem Almanach keine allzugroße Ausdehnung zu geben. Am ansprechendsten unter den mannigfachen Artikeln dieser Beiträge ist die Beschreibung der Zucus-Bank von Flores und Corvo, von A. v. Humboldt.

Der letzte Aufsatz betrifft: die Jungfrau-Inseln, in geologischer und klimatischer Beziehung geschildert von R. Schomburgk (S. 366 — 453). Eine ausführliche Schilderung dieser Inselgruppe, welche den karolischen Inseln angehört; die Bestimmung der nach Berlin eingesandten geognostischen Stufen rührt von G. Rose her.

Außer dem Titelbilde, das den Beherrscher des Pundjab, Kandjit Singh, darstellt, sind 12 Tafeln diesem Almanach beigegeben. Sechs derselben, zu Schomburgk's Aufsatz gehörig, stellen Aufnahmen und einzelne Skizzen die Jungfrau-Inseln dar. Eine Tafel liefert eine Uebersicht der Entdeckungen des Kapitän's Mack, eine andere die neuesten Vermessungen des rothen Meeres; zwei Tafeln gehören zu den hydrographischen Beiträgen und eine andere stellt Vernier's und Murcay's Karte von Asien mit neben einander. Von der einen Tafel, den Pimpinellenberg im Brandenburgischen darstellend, muß es der Süddeutsche, der den Anblick der Alpengebirge gewöhnt ist, dem Norddeutschen zu Gute halten, wenn dieser es der Mühe werth findet, einem Berge, dem bey

uns keine sonderliche Beachtung zu Theil geworden wäre, ein eigenes Blatt zu widmen.

Die äußere Ausstattung dieses Almanachs ist sehr elegant und solid, so daß er sich auch in dieser Beziehung vortheilhaft empfiehlt.

Essai sur les races humaines considérées sous les rapports anatomique et philosophique. Par P. P. Broc. Paris. 1836. 161 S. 8. mit 2 Tafeln.

Gleichzeitig mit dem neu aufgeführten berühmtesten Werke von Bory über die Menschenrassen, ist in Paris das vorliegende von Broc erschienen; er nennt sich auf dem Titel Doktor der Medizin und Professor der Anatomie und Pönsiologie. Diese Qualifikation mag den Verf. nun allerdings vor dem Ansehen bewahrt haben, daß er nicht, wie Bory, den Menschen zu den Affen zählt, oder aus den Rassen geforderte Arten macht; gleichwohl finden wie im Uebrigen dieselbe Unklarheit mit der ausländischen Literatur — man könnte sie fast eine glückliche nennen, da sie mit Behagen ihren engen Kreis erschöpfen kann. Von der Eintheilung der Menschenrassen ist zwar Blumenbach (genöthlich ist er Blumenbach geschrieben) gelegentlich genannt, von Prichard dagegen findet sich keine Erwähnung. Mit Verdro nimmt der Verf. 4 Hauptaffen an: die weiße, gelbe, schwarze und rothe. In den Unterabtheilungen sucht er vorzüglich auf Bory, von ihm entlehnt er auch hauptsächlich die Schilderungen der Völker. Was herauskommt, wenn ein Blinder den andern führt, davon nur einige Beispiele.

Die Claven und Ungarn gehören, nach dem Verf., zum germanischen Völkerramme. Die Hindus bringt er ihres geben Theils wegen in Verbindung mit den Mongolen; dagegen kommen die Patagonen zu den Weissen. Von solcher Confusion klingt es ganz kenisch, wenn man S. 79 liest: „Erst nachdem ich mit der scrupulösesten Sorgfalt eine ansehnliche Zahl von Naturforschern, Pönsiologen und Reisenden verglichen hatte, habe ich die von Verdro festgesetzte Eintheilung angenommen“. Um sich über manche Eigentümlichkeiten in der körperlichen Bildung der Hottentotten Aufschluß zu verschaffen, führt er an, daß er Viren, Bory, Levoillant, Hutton, Voyage en Afrique, Maltebrun, das Dictionnaire de Géographie und die Encyclopédie méthodique consultirt habe; also fast durchgängig Compileratoren, die Hauptquellen fehlen. So ist es allenthalben der Fall, daher ist auch dieses Buch für den deutschen Leser ohne allen Werth.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. May.

Nro. 106.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich v. Raumer &c.

Beiträge &c. Zweyter Theil, auch unter dem Titel: König Friedrich II. und seine Zeit (1740 — 1769) &c. —

(Fortsetzung.)

Am Wahrscheinlichsten ist also, daß hier von allgemeinen Mißverhältnissen die Rede ist, wenn nicht gerade von Elisabeths beständiger, Marien oft nur zu peinlichen Einmischung in die schottischen Angelegenheiten, welche Murray ganz besonders begünstigte und die besonders Marien von ihm entfremdete; wie denn auch in dem Berichte Randalphs vom 15. October mit unzweydeutigen Worten gesagt ist, Maria sey gerade wegen dieser Einmischung im höchsten Grade über Elisabeth erbost.

Es ist und kann auch nichts mehr gegen die Ehre (honor) einer souverainen Königin seyn, als die Einmischung einer Andern in die politischen und religiösen Verhältnisse ihres Landes; nichts schmerzlicher, als die Unterhandlungen ihrer Unterthanen, besonders derer, die wie Murray ihrem Throne zunächst stehen, mit einer Nebenbuhlerin wie Elisabeth: Dinge, die Maria freylich, so lange sie nicht mit Elisabeth offen brechen wollte, „auf dem Herzen halten und Niemanden sagen mußte.“ Ferner bezieht sich in dem angeführten englischen Texte welche offenbar auf honor, weil, wenn es sich auf secreta parte bezöge, es sonst wohl and which heißen müßte. Daß jedoch in der angeführten Stelle nur bereits zwischen Randalph und Burghley als bekannt

Vorausgesetztes, auf keinen Fall aber eine in Dunkel eingehüllte Unthat zu verstehen sey, geht auch daraus hervor, daß weder Chalmers, der, wie aus Vol. I. p. 243 ersichtlich ist, diesen Brief kannte, noch unsers Wissens irgend ein anderer Schriftsteller daraus für Maria gehässige Consequenzen zu ziehen wagte. Hören wir nun wie Hr. v. R. diese Stelle auslegt: S. 93.

„Dieser Bericht (v. 15. Oct.) spricht weit klarer aus, was der vom 27. August bloß andeutete; denn noch lassen sich die Worte verschieden auslegen. Geht man davon aus, (was Randalph in dem Schlusssatze, (sieh die obigen Stellen), eigentlich eingeführt (?), daß man über solche Dinge lieber zu wenig als zu viel sagt, und das Aergste wo nicht verschweigt, doch in die mildesten oder dunkelsten Worte einfließet: so muß man denken, es sey von dem die Rede, was in den Häusern der Seleuciden und Ptolemäer Sitte war und für erlaubt galt, den damaligen Valois aber zur Last gelegt ward. Wenigstens ist es nicht wahrscheinlich, daß Maria einen tödtlichen Haß sollte auf ihren Halbbruder geworfen haben, bloß weil etwa einige Liebesgeschichten zu seiner Kenntniß gekommen wären. Sie nahm dergleichen Dinge nur zu leicht. An eine Leidenschaft und Verschmähung jener Art würde sich des Psychologischen und Tragischen nur zu viel anreihen und manches Geschichtliche daraus erklären lassen. Jedenfalls bekäftigen obige Berichte die Ansicht, daß alles Gerübe über Marias Keuschheit und Unschuld eines historischen Beweises ermangelt. Wer aber nach wie vor alles hieher Gehörige für schändliche Verläumdung hält, der wird mindestens zugeben müssen, daß Maria im schlechtesten Rufe stand, und jene angebliche Verläumdung nur zu allgemein (?) für Wahrheit gehalten wurde.“

Nes. zweifelt keinen Augenblick, daß gewisse Leute dieses Raisonnement höchst geistreich finden werden. Unglücklicher Weise für solche Freunde scandallöser Geschichten fällt aber das Hauptargument Hr. v.

Ns., Mariens „tödtlicher Haß“ gegen Murray weg, indem sich die Königin gar nicht zu lange nach diesem Berichte mit ihrem „tödtlich gehaltenen“ Halbbruder versöhnte (Chalm. II. p. 524 c. 527.). Um aber dieser Lüge die Krone aufzusetzen und der genialen Leichtigkeit, womit der Verfasser das Andenken einer Todten, einer dreifach unglücklichen Frau besetzt, alle Entschuldigung abzuschneiden, muß ihm zufolge diese seine Erfindung, wodurch „das Tragische sich besser aneinanderreihen und das Psychologische sich besser erklären“ soll, auch allgemein geglaubt worden seyn. Eine Behauptung, welche nur dann gegründet ist, wenn ausgemacht wäre, der Glaube Hr. v. Ns. sey der Glaube Aller. Weitere Beweise einer so frivolen Behauptung gibt Hr. v. N. nicht; er entscheidet und richtet nur. Bewundern wir daher diese unvergleichliche Methode, zu neuen Resultaten zu gelangen.

Es ist jedoch dies nicht das einzige Mal, daß des Verfassers Divinationsgabe geschichtlichen Daten auf so glänzende Weise vorangeeilt ist. So geht nach den von Chalmer II. p. 516 — 518 benützten Documenten ein ganz anderer Grund des Zerwürfnißes zwischen Maria und Darnley hervor als bey Hr. v. N., welcher auf die von Ch. citirten Bezirke Randalphs und Bedford vom 6. und 8. May keine Rücksicht nahm (!) und nur die vom 27. März kannte. Bey dem Berichte über Niccios Ermordung legt Hr. v. N. besonderes Gewicht auf den Bericht des französischen Gesandten (S. 103, 104), welcher gegen die nächsten Verwandten Mariens „die klare Beschuldigung ihres Ehebruchs ohne Tabel und Widerspruch wiederholt haben soll“. Ref. hat diesen Bericht wiederholt gelesen; von der klaren Beschuldigung des Ehebruchs konnte er aber nicht das Geringste finden, es müßte denn nur seyn, Hr. v. N. habe die Anwesenheit Niccios und der Gräfin Argyll bey Marien für einen klaren Beweis von Ehebruch angesehen (S. 114). Eine Annahme freylich ganz eigener Art. Wohl

aber las Ref., daß etwas Aehnliches in gewissen Berichten an die Königin Elisabeth behauptet wird (S. 106), da aber Hr. v. N. nicht für gut findet zu bemerken, von wem diese stammen und selbst kein Gewicht darauf legt, so können sie um so weniger für uns von irgend einer Bedeutung seyn. Denn wer wird einem Documente nur deshalb Glauben schenken, weil es ein Document ist? Wir müssen es unsern Lesern überlassen, diese vergleichende Untersuchung auch über Darnley's Tod, Mariens Heirath mit Bothwell, Babington's Verschwörung u. nach Belieben selbst fortzusetzen. Wir, die wir eine Anzeige, aber keine Abhandlung schreiben, können uns mit dem allgemeinen Resultate begnügen, daß durch die mitgetheilten Documente zwar manches Schätzenswerthe für die Geschichte gewonnen ist; aber anstatt, daß der Kreis der Untersuchung dadurch geschlossen wäre, hat er, wie der Leser aus den angeführten Beispiele erschen haben wird, eigentlich erst mehr als je begonnen.

Eben deßhalb aber auch kann hier mit einer bloßen Anzeige nur sehr wenig gedient seyn. Da aber unter den nachfolgenden Documenten eine nicht unbedeutende Anzahl von höchst beschränktem Werthe sich befindet, erlaubt sich Ref. nur noch einige Stücke mitzutheilen, durch welche theils das Resultat einer besondern Untersuchung, welche Hr. v. N. in dem bereits vor diesen Beyträgen erschienenen zweyten Bande seiner Geschichte von Europa S. 570 — 572 angestellt hatte, als unstatthaft erwiesen wird, theils andere Punkte näher aufgeklärt werden. Es handelt sich erstlich um den Auftrag, welchen Mariens letzter Hüter Sir Amias Paulet, nachdem das Todesurtheil über die unglückliche Königin bereits ausgesprochen war, erhalten hatte, dasselbe heimlich und auf eigene Verantwortung zu vollstrecken. Hr. v. N. hatte früher das Unglaubliche einer solchen Ausnahme darzustellen gesucht. Nach den von dem Verf. nun ausgefundenen Documenten ergiebt sich aber, daß bereits vor dem 9. Dec. 1586 von ei-

nem solchen Antrage die Rede gewesen seyn mußte; daß ferner die beyden gedruckten Briefe Davisons und Walsinghams vom 1. Febr. und Paullets Antwort vom 2. Febr. 1587 ächt sind. Ob aber die Folgerung des Hrn. v. N., daß es dennoch zweifelhaft sey, ob Elisabeth einen solchen Antrag erteilt und Davison vielleicht es aus eigenem Antriebe unternommen habe, so zu schreiben, begründet zu nennen sey, muß Ref. dem Leser zur Entscheidung überlassen. Hr. v. N. verwickelt sich hierbey wieder in Annahmen (S. 520), welche, um vom Forscher angenommen zu werden, eine tiefere Begründung voraussetzen, als in diesem Buche geschieht und in diesen Blättern mitgetheilt werden kann, auf keinen Fall aber wie hier mit Davisons eigener Aussage (S. 538) in Widerspruch stehen dürfen!

Bev dem Proceffe selbst, welcher mit ihrem Todesurtheile endigte, erklärte Maria nur: sie habe auf jede Weise getrachtet ihre Freyheit zu gewinnen und werde dieß thun, so lange sie lebe; aber sie habe niemals dem Leben der Königin (Elisabeth) nachgestellt oder mit Wabington und den übrigen zu diesem Zwecke in Verbindung gestanden, sondern lediglich zur Erlangung ihrer Freyheit.

Eine besondere Rücksicht verdient noch der 63te und 64te Brief, welcher Davisons Proceß und Rechtfertigung enthält. Wenn irgend ein Abschnitt dieser Beyträge die Aufmerksamkeit eines künftigen Geschichtschreibers auf sich zieht, so ist es dieser. Ob aber ein solcher, ohne deshalb für eine der beyden Königinnen Parthey zu nehmen — sich gerade für das von dem Verf. gewonnene Resultat entscheiden wird, ist freylich eine andere Frage; obwohl jeder den von Hrn. von Ns. mitgetheilten Documenten sorgfältige Aufmerksamkeit wird schenken müssen.

Ghe wir jedoch nun von dem ersten Bande ganz Abschied nehmen, müssen wir noch auf einige Bemerkungen zurückkommen, welche der Verf. den

Documenten beygegeben hat. Sie beziehen sich auf eine Auseinandersetzung der Rechte Mariens zu ihrer Heirath mit Darnley, ihre Gefangenschaft und letzten Schicksale. Vergl. S. 80, 293, 303, 333. Ueberzeugender aber als das darin enthaltene Raisonnement wäre für Referenten und gewiß für jeden andern gewesen, wenn Hr. v. N. statt dessen mehr auf die documentirten Einwürfe seiner Vorgänger Rücksicht genommen hätte. Denn so lange, um nur Ein Beyspiel anzuführen, Hr. v. N. bey Mariens Verbindung mit Bothwell für seine Ansicht keine andern Beweise bringt, als welche von Chalmers und andern Schriftstellern, deren Documenten wir mindestens denselben Glauben beymessen müssen, als unserem gelehrten Landsmanne, für unächt anerkannt wurden; so lange Hr. v. N. sich nur auf die Defensiv beschränkt, gleich als wenn keine anderslautenden Urkunden existirten, und sich in allgemeinen Kreisen bewegt, anstatt die ihm ungegründet erscheinenden Behauptungen früherer Forscher zu widerlegen, wird die fragmentarische Haltung dieser Briefe durch die streng historische Methode Anderer, die nur langsam und bedächtig vorwärts schreiben, weit in den Hintergrund gestellt. Hätte es doch Hrn. v. N. vom Anfange an gefallen, die handelnden Personen, eine wie die andere in den Verhältnissen, die sie umgaben; mit den Ansprüchen, die sie auf den Schauplatz ihrer Thaten mitbrachten, und die andere an sie machten, mit der Ueberzeugung, die sie leitete, und zwar mit der Umsicht darzustellen, die nicht nach dem einen Documente greift und das andere bey Seite legt, sondern die kein Zeugniß undurchsforcht noch unberücksichtigt läßt; er würde den gegründeten Vorwurf der Partheylichkeit auf sich nicht beruhen lassen müssen.

Der Verfasser hat dem ersten Bande ein Portrait Maria Stuarts, angeblich von einem ihrer Zeitgenossen in der schönsten Blüthe ihres Lebens verfertigt, vorangestellt. Ist diese Angabe richtig, so fallen alle Beschuldigungen, welche gegen Marias



Ehre auf ihre verführerischen Reize gebaut sind von selbst weg, indem nicht eine Spur auch nur gewöhnlicher Schönheit in diesen Zügen zu finden ist.  
(Fortsetzung folgt).

Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgang von Ulrich Hegner. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1836.

Es mögen vielleicht Viele, welche dieses Buch lesen, zuerst auf den Gedanken gerathen, als sey daselbe gegen den berühmten Lavater geschrieben, und werden sich wundern, daß Ulrich Hegner dieß gethan, der in so nahen Verhältnissen mit ihm gelebt hatte. Als Quelle dieser Meinung mag wohl der Inhalt der Briefe, die hier mitgetheilt sind, genannt werden, denn die Wahrheit derselben und der wichtigste Theil enthält Zweifel und Bedenken über die theologischen Ansichten und die Eigenthümlichkeiten des Glaubens an Gott, welche Lavater in Schrift und Wort aufs beharrlichste dargestellt hat. Es entfaltet sich in diesen Briefen ferner das ganze Leben und Streben des Mannes, und wir werden über den gewaltigen Eindruck lechzet, welchen er auf die Zeitgenossen machte, die anfangs durch die Originalität seines Wesens ergriffen, seiner begeisterten Lehre und seiner lebenswüthigen Persönlichkeit billig sich unterwarfen; allmählig aber, als mit vorgerücktem Alter eine gewisse Einseitigkeit der Richtung den frühern Reichthum der Ideen verdrängte, auf unangenehme Weise berührt wurden, so daß die tüchtigsten Köpfe aus seinem nächsten Kreise sich entfernten. Andere Leser mögen in Vertheilung des Buches durch Vorurtheil befangen seyn, weil manche persönliche Verhältnisse, in welchen entweder sie selbst oder ihre nächsten Anverwandten zu dem geschnittenen Manne standen, hier offen besprochen werden mußten. Allein diese Leser müssen bedenken, daß eben ihre persönlichen Gefühle sie an unparteiischer Auffassung verhindern. Wie selten, daß so viele seiner Anhänger auch jetzt noch eine ruhige, einfache Beurtheilung ihres Lehrers nicht ertragen wollen! Es wird ja in dem Buche nicht darüber gestritten, ob Lavater ein großer Mann war oder nicht. Darüber hat die Zeit schon längst entschieden, daß er groß war.

Allein Lavater kann ebenso wenig jetzt noch als Parteyhaupt angesehen werden, über welches die eine Partey nur Gutes, die andere nur Böses auslegt. Sein ganzes Leben und sein Tod haben hinlänglich bewiesen, daß er einer der edelsten und ausgezeichnetesten Menschen war. Bisher aber war man vor lauter Lob und Tadel gar nicht zur wahren freien Einsicht über das Wesen und den Kern seines Geistes gedungen, und doch war es so wichtig, seine Jugendideen, sein erstes Auftreten, seine ausblühenden Talente, dann seine entscheidende Richtung, und endlich sein Stillstehen aus dem Inneren seines Wesens zu begründen und darzustellen. Lobredner und Biographen hatte Lavater bisher zwar schon viele gefunden, aber alle hatten ihn mehr in seiner Einseitigkeit vergöttert, als die ganze Genialität seines Geistes, die Totalität seines Gemüthes aufgeführt. Das war nun die Aufgabe, die Ulrich Hegner zu lösen versuchte.

Denjenigen also, welche meinen, dieses Buch sey gegen Lavater geschrieben, müssen wir offen erklären, daß sie die richtigen Gesichtspunkte nicht erkannt haben. Wir glauben vielmehr, daß, wer das Buch ruhig bis zu Ende durchliest, unwillkürlich mit der größten Achtung gegen diesen Mann erfüllt wird. Schon als Jüngling schloßen sich an ihn die tüchtigsten, geistreichsten, edelsten Altersgenossen an und als er als Schriftsteller austrat, da erregte sein Geist, seine ununterbrochene Entwicklung religiöser Zustände, seine feine Geistesherrschschaft im Gebiete der Psychologie und Moral alle Zeitgenossen. Ja die wichtigsten Männer, welche in den verschiedensten Richtungen des Lebens sich bewegten, traten mit ihm in Briefwechsel, um an dem reichen Schatz seiner Ideen sich zu laben. Sein eigenthümlicher Geist brachte in seinen Freunden die verschiedenartigsten Wirkungen hervor. Der erste Eindruck war unwillkürlich, erregte Bewunderung und Entzücken. War des Freundes Sinn ganz auf religiöse Ideen hingelenkt, welche in Gemüth und Phantasie ihren vorzüglichsten Nahrungsstoff erhielten so wurde er immer mehr zu ihm hingezogen. Schwärzten dagegen die Freunde ihre tiefsten Gedanken entweder aus der Philosophie oder aus der Geschichte oder aus dem menschlichen Leben, so konnten diese das Uebermaß der Eigenthümlichkeit von Lavater nicht lange ertragen; es arbeitete sich von innen heraus ein entschiedener Gegenstoß, der zwar sein System immer adten und anerkennen mußte, aber dasfelbe nicht zum eignen Lebensprinzip erheben konnte. Der Wunderglaube, welchem er von Jahr zu Jahr immer stärker anhing, verursachte das Zurücktreten mancher Freunde und viele Feindschaften gegen ihn. Er hingegen begte keinen Neid, und seine Innigkeit, die er für alle Freunde andauernd erhielt, zeigte die reiche Fülle seines Herzens.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

31. May.

Nro. 107.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich v. Raumer 1c.

Beiträge 1c. Zweyter Theil, auch unter dem Titel: König Friedrich II. und seine Zeit (1740 — 1769) 1c.

(Fortsetzung.)

Der zweyte Band, welcher an Verschiedenheit der Materien und daraus hervorgehender lebhafter Abwechslung der Verhältnisse den ersten weit übertrifft, bezieht sich auf eine mehr als 150 Jahre von dem Inhalte des ersten Bandes entfernte Periode. Die Mehrzahl der mitgetheilten gesandtschaftlichen Berichte steht in unmittelbarer Beziehung auf die Geschichte König Friedrichs II. von Preußen und der von ihm eröffneten Unterhandlungen mit den nordischen Höfen von 1740 — 1769. Besonders ausführlich und zwar bereits von dem Jahre 1704 an sind die Verhältnisse Rußlands bedacht, d. h. die Geschichte der Palast-Revolutionen von St. Petersburg und des englischen Einflusses daselbst. Wir möchten diese Berichte mit Leuchttugeln vergleichen, die mitten in die moralische Finsterniß der großen Welt geworfen sind und die ungeheure Verworfenheit erhellern, mit welcher die öffentlichen Angelegenheiten in dem größern Theile Europas während des verfloffenen Jahrhunderts betrieben worden sind. Doch fließt, die Audienzen und Privateonferenzen mit Fürsten und Ministern abgerechnet — natürlich nicht wenig bekanntes mit unter. Aber man hört auch das Bekannte gerne aus fremdem Munde und das Getreibe der großen Welt von einem der Ihrigen geschildert, erregt dop-

pelttes Interesse. Es sind Materialien, nicht reichlich genug zu einer Geschichte dieser Zeit; denn dazu fehlen uns die preußischen und östreichischen Berichte, aber gewichtig und moralisch-schrecklich genug, den rechten Anfangs- und Ausgangspunct der politischen Geschichte zu zeigen.

Die mitgetheilten Auszüge und Copien beginnen mit den Berichten des englischen Gesandten Gny Dickens aus Berlin, gehen aber schon im zweyten Briefe zur Schilderung der schwedischen, russischen und obenhin auch der französischen und spanischen Verhältnisse durch die an diesen Höfen accreditirten englischen Gesandten über. Besonders verdienen die Briefe Burnaby's über den Hof von Stockholm und der Partheyen in Schweden, welche im Solde der fremden Mächte standen und handelten, Aufmerksamkeit. „Wenn wir, schreibt Burnaby, 1. August 1740, so glücklich sind, die Mehrheit der Stimmen bey der Wahl eines Marschalls und des geheimen Ausschusses auf unsere Seite zu bringen (und dazu waren dem Gesandten erst am 17. Juny 4000 Pfund von seiner Regierung angewiesen worden), so wird es nach meiner Meynung von dem Könige von England und der Czarin abhängen, für eine Kleinigkeit von Ausgabe den künftigen Beherrscher dieses Reiches nach Belieben zu ernennen. Daselbe beabsichtigen die Franzosen im Fall ihre Parthey obstege.“ Noch ausführlicher sind die Verhältnisse Rußlands beschrieben und ihnen ein eigener Anhang gewidmet, welcher Auszüge aus Berichten vom Jahre 1704 — 1740 enthält. Im britischen Reichsarchive werden nicht weniger als 25 Folianten nur über

diese Epoche aufbewahrt; Hr. v. N. benutzte jedoch nur Berichte vom 7. December 1704, 30. Jan. 1705, 25. May 1705, 21. Novbr. 1705, 7. Octbr. 1705. Dann aus dem Jahre 1706, 3. März, 2. May; von 1708 21. März, 21. Novbr.; von 1709 23. Januar, 19. Juny, 19. September; 1710 6. Februar, 9. October; von 1711 3. September. Von da an bis 1719, aus welchem Jahre Hr. von N. einen Bericht vom 9. Jan. als mittheilenswürdig erachtet, finden sich keine oder unerhebliche Berichte, so wie auch von 1719 — 1728. Aus diesem Jahre folgen dann Auszüge von Berichten vom 7. August, 11. Sept. und 20. Novb.

Vom Jahre 1730 ist ein Bericht vom 19. Januar, dem Todestage Czar Peters II.; 2. Februar, in welchem einer der vielen Pläne des russischen Adels, die monarchische Verfassung zu seinen Gunsten zu modificiren, gegeben wird; vom 16. Februar, welcher das Scheitern dieser Entwürfe durch Mangel an richtigen Einsichten und die Zwietracht des Adels voraussagt, was dann der Bericht vom 26. Februar als wirklich eingetroffen meldet. Interessant sind auch die nun folgenden Charakterisierungen des Großkanzlers Golowkin, des Bar. Ostermann, des Generals Jaguschinsky u. a.

Dann folgen Berichte vom 1. März (1730), 11. May, 19. May, 22. Juny. Dann vom 4. Jan. 1731 und vom 21. Sept. 1734, 24. Apr. 1736, 15. Jan. 1737, 23. Sept. und 16. Dec. 1738, 13. Jan. und 12. May 1739.

Aus der Aufzählung dieser Berichte erhellet zugleich die Art und Weise, wie Hr. v. N. die 25 Folianten — er selbst rühmt sich in der Vorrede, es seyen 292 Folianten durch seine Hände gegangen — benützt hat. Der Anhang, in welchen diese Auszüge aus 25 Folianten mitgetheilt sind, beträgt (von S. 554 — 613) 59 Seiten in kl. 8.

Nach dieser Digression gehen die Berichte

(Seite 18) vom Jahre 1740 an in chronologischer Ordnung fort bis zu den ersten Jahren Katharizens II.

Ueber die Verhältnisse von Spanien und Frankreich, welche der Verf. nur im vierten und neunten Abschnitte berührt, waren nach seiner Angabe 37 Folianten durch seine Hände gegangen. Im fünften Abschnitte kehrt der Verf. endlich zu König Friedrich II. zurück. Des Königs Anschläge gingen vorerst den Gesandtschaftsberichten zufolge auf Jülich, Berg und Ostfriesland. Diese Pläne aber erlitten durch den Tod der Kaiserin Anna und des Kaisers Karls VI. eine bedeutende Veränderung. Der Verf. beschreibt zuerst die Folgen des ersten Ereignisses und die daraus hervorgegangenen Regierungsveränderungen in St. Petersburg; dann wendet er sich, die Ereignisse von Oesterreich darzustellen. Es ist hiebey merkwürdig, mit welchem wirklich blinden Vertrauen man von Seite des Wienerkabinetts bey Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction auf die Hilfe Preussens baute. „Ich kann mich auf Niemand verlassen, sagte der Großherzog Franz zum preussischen Gesandten Vorke, als auf den König von Preußen und den König von Großbritannien (Oct. 1740). Schon am 5. Nov. gibt aber der englische Gesandte in Berlin Nachricht von kriegerischen Berathungen und Vorbereitungen (gegen Oesterreich); am 3. Nov. klagt der Gesandte: „Ein Fürst, der die geringste Rücksicht auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit nähme, könnte die Rolle nicht übernehmen, auf welche König Friedrich losgeht.“ Am 5. Dec. meldete man bereits aus London dem englischen Gesandten in Wien, des Königs Absichten gegen auf die Eroberung Schlesiens. Am 4. d. Mts. hatte Friedrich an den König von England geschrieben, er müsse Deutschland retten, das Oesterreich (!?) und Frankreich theilen wollten. In Wien konnte man die feindliche Absicht des Königs noch immer nicht glauben. Bey diesem Plane des Königs und der von Hrn. v. N. (S. 70) zugegebe-

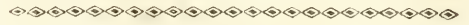


nen Absicht desselben, es koste was es wolle, Krieg zu führen, klingt es fast unbegreiflich, wenn Hr. v. R. in ein und demselben Abschnitte (X.) die Worte des Königs an den englischen Gesandten: „er habe keine Verpflichtung zur Erfüllung der pragmatischen Sanction übernommen, und wenn es sein Vater that, so sey er nicht gebunden, noch wolle er sich durch etwas fesseln lassen, was er nicht selbst einging und vollzog“, angibt und beysetzte: „man kann nicht wissen, wie sich der König vielleicht im Eifer des Gespräches über das Halten der Staats-Verträge ausdrückte“! (können wir aber solchen Berichten nicht trauen, was hat sich denn Hr. v. R. überhaupt die Mühe genommen, Gesandtschafts-Berichte zu excerpiren oder zu copiren, da sie doch eigentlich nur als Aufschlüsse über solche Dinge werthvoll sind?) daß er sie aber keineswegs vom Leben oder Sterben der Fürsten abhängig machte, ergibt sich zur Genüge aus andern umständlichen Erörterungen in seinen Werken“?! Zwey Seiten lang bemüht sich der Verf., dem klaren Anspruche des Königs einen andern, mehr moralischen Sinn unterzulegen S. 54 – 87; verliert sich aber zuletzt so weit, daß er die Plane des Königs zu Planen der Vorsehung macht, die Verfasser der Berichte, die über des Königs Gewebe von Trug und Arglist zürnten, für befangen erklärt und seine Leser in allem Ernste versichert, die Plane Friedrichs II. seyen ihrer Erhabenheit so unbegreiflich gewesen, daß nur verwandten Geistern (Hrn. v. R.?) ein Urtheil darüber zukomme, nicht aber jenen Gesandten, den Augenzeugen von des Königs Thun und Treiben.

Erst am 18. Oct. (es sollte heißen December) verlangte der preussische Gesandte in Wien von dem Großherzog Albrecht des Herzogthum Schlesiens, unter dem Vorwande einer gebührenden Sicherstellung Preußens in dem Bunde der fünf Mächte. Der Großherzog aber weigerte sich zu unterhandeln, so lange auch nur Ein preussischer Soldat in Schlesien stehe. Bey dieser Gelegenheit gibt Robinson, aus dessen Berichte wir dieß schöpfen, eine kurze und treffende Charakteristik des Königs: „Jung und rash, anmassend und unlenkbar, die sonderbarste Mischung von Ehrgeiz und Geiz und zwar, was

das Schlimmste ist, diese beyden Laster gepreyst auf so viele gute Anlagen, daß sie dem Könige selbst als Tugenden erscheinen.“

(Schluß folgt).



Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgang von Ulrich Hegner. Leipzig, Weidmannische Buchhandlung, 1836.

(Schluß.)

Für jüngere Leser, welche Lavater nicht mehr gekannt haben, ist dieses Buch von der höchsten Wichtigkeit. Sie lernen in ihm einen der tüchtigsten, lebenswichtigsten Menschen kennen, der die Liebe und Achtung beynahe aller Zeitgenossen in überwiegendem Maße durch die eigenthümliche Richtung seines Geistes erworben hatte, dessen Schriften mit der höchsten Verehrung von Gelehrten und Angelehrten gelesen und wegen der Genialität der Ideen bewundert wurden. In unserer Zeit, in der sich eine ganz andere Geistesrichtung herausgebildet hat, als diejenige war, in welcher Lavater und seine Zeitgenossen sich bewegten, hat das jüngere Geschlecht wenige seiner Schriften gelesen; jetzt mag durch dieses Buch mancher sich angeregt fühlen, seine Werke aufzusuchen, und namentlich die Physiognomik, welche den tiefen Physiologen beurfundet, zu studiren. Denn dieses Buch, welches von Herder, Plamiermann, Jakobi, Wieland, Göthe stets bewundert wurde, und welchem alle Unsterblichkeit geweiht hatten, hat die Nachwelt bereits vergessen, bevor sie den tüchtigen Gehalt benutzt und ausgebeutet hat. Auch in seinen übrigen beynahe zahllosen Schriften liegt ein reicher Schatz von Ideen ausgestreut, welche die Mitwelt mit schwärmerischem Entzücken aufsaßte; die Nachwelt hingegen wandte sich gleichsam überfüllt schnell von ihnen ab. Vielleicht mag nun wohl ein tüchtiger Kopf auf den Gedanken gerathen, aus den sämtlichen Schriften einen Auszug zu verfertigen, welcher alles Geniale, Eigenthümliche, Unsterbliche in allen Gebieten seiner schriftstellerischen wohlgeordnet enthielte, gleichwie dieß Schlegel mit den Schriften Lessing's gethan hat. In diesem Auszuge müßte das Psychologische das Hauptelement seyn; denn



in diesem Gebiete hat sich Lavaters Geist vorzüglich entfaltet. Wohl würden uns da der Goldgrüner viele übercafsen, und mancher würde sich wundern, eine Menge der wichtigsten Grundfäße schon hier klar ausgesprochen zu sehen, welche in der Psychologie, Aesthetik, Poesie, Moral heutzutage als neue Abhandlungen gelehrt werden. Daß aber Lavater in dieser Tüchtigkeit und in seinem wahren Wesen aufgefaßt werde, hat Ulrich Hegner in seinem Buche durch zwei Wege zu erreichen versucht: durch die Briefe der Freunde an Lavater und durch eigene Abhandlungen, welche den merkwürdigen Mann nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen schildern. Die Briefe werden in Auszügen mitgetheilt; denn alles Gewöhnliche, Unbedeutende, Ungehörige, was in so vielen Briefsammlungen berühmter Männer den Werth und Genuß verdickt, ist weggelassen; es sind hier nur die Kerngedanken herausgehoben; kurz alles, was dazu dient, um die Leser mit dem regen Geistesverkehr, in welchem Lavater sich bewegte, rasch bekannt zu machen. Wir lernen hier das ganze Leben dieses Mannes, Pläne, Hoffnungen, Glauben und Verzweiflung, Geschick und Mißgeschick, Wahrheit und Täuschung, Größe und Kleinheit, Tugend und Schwäche in bunter Folge kennen. Alles tritt in den Briefen hervor, was die bedeutendsten Zeitgenossen an Lavater gelehrt und bewundert; alles ferner, was sie an ihm getadelt und mißbilligt hatten. Die damalige Zeit war eine ganz andere als die unsrige; alles war damals theologischen Gedanken zugewandt, alles zu religiösen Gebräuchen bereit. Lavater war der geistreichste Kenner und Führer in solchen Dingen, jeder faßte ihn auf nach seiner eigenthümlichen Richtung des Lebens. Der Geistliche mußte seine Lehre im innern höhern Leben anzuwenden, der Sinnliche faßte sie auf, wie er konnte und mochte, und glaubte in der Blut der Gefäße den Becher der Seligkeit zu trinken. Um daher ein volles lebenswärmes Bild des Mannes und seines allgewaltigen Einflusses auf die Zeitgenossen zu geben, mußten Briefe mancherley Art, hohen und niederen Schlates, mitgetheilt werden, und hier hat Hegner in der Answahl stets den rechten Fleck getroffen. Diese Auszüge sind so, wie sie nur aus der Feder eines geistreichen Humoristen, eines seinen Menschenkenners hervorgehen konnten. Hegner ging dabei einzig auf das Geistige, Bedeutsame, Charakteristische: minder begabte Schriftsteller, welche mehr auf dem Regelmäßigen, Gewöhnlichen, Beschränkten halten,

welche den Menschen nie in seiner wahren Natur, frey von conventionellen Rücksichten darzustellen vermögen, welchen der äußere Anschein überhaupt werthvoller ist als das Innere, hätten manchen dieser Briefe weggelassen und andere eingelebt: allein dadurch hätten wir die Wahrheit verfehlt. Hier galt es, den Grundgedanken zu erfassen, den Lavater in das höchste Licht zu stellen suchte, ohne zu fürchten, wenn selbst bedeutende Schwäche durch das volle Licht offenbar werden.

Die hier mitgetheilten Briefe sind von Maler Füßli in London, Göthe, Herder, Jacobi, Zimmermann, Klopstock, Campe, Eshodovleci, Garve, Gleim, Häfeli, Stolz, Hartmann, Homann, Hascho, Hottinger, Jerusalem, Jung-Stilling, Klockenbring, Knebel, Kubinski, Lenz, Leuchsenring, Matthei, Meiners, Moses Mendelssohn, Merck, Penninger, Reinhold, Reselnig, Schloffer, Schlößer, Spalding Vater und Sohn, von den beiden Stolberg, Sulzer, Tischbein, Tobler, Gräfin Branconi.

Die besten Briefe sind von Zimmermann, Göthe, Wieland, Herder, höchst affectirt die von Häfeli und Stolz.

Das zweite Mittel, durch welches Hegner ein großes, volles Lebensbild dieses Mannes uns vor Augen stellt, sind eigene Abhandlungen, in denen alle Verhältnisse seines geistigen und sittlichen Lebens durchgesprochen werden. Diese Aufsätze sind nach Rubriken geordnet z. B. Freunde, Freundinnen, Feinde, Glaube, Gemüthsart, Physiognomik, Philosophie, Poesie. Dann folgt ein Auhang von einer andern Feder, worin auf ähnliche Weise gewisse Verhältnisse beurtheilt werden. Diese tragen die Ueberschriften Freunde, Glaubenssache, Art und Weise, Tod.

Zum Schluß mag noch mitgetheilt werden, was Hegner über die Freundschaft und Feindschaft Göthe's gegen Lavater äußert:

In dem Abschnitt über die Freunde von Lavater schreibt er nämlich über Göthe Folgendes:

Die congenialste Brüderlichkeit, worin Göthe in seiner hamletischen Jugend mit Lavater stand, war außerordentlich, wie aus seinen Briefen ersichtlich ist, jedoch bey allen gemüthlichen Vereinigungspuncten waren sie doch in Meinungen verschieden, und mußten auselnder gehen. Das ist begreiflich; aber daß Göthe in späterer Zeit, als aus dem gemüthlichen Hamlet ein feister Polonius geworden, den alten Bruder verfolgte, ja zuweilen mit Füßen trat, ist eine fast schauerliche Veränderung.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

1. Juny.

Nro. 108.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich v. Raumer ic.

Beiträge ic. Zweyter Theil, auch unter dem Titel: König Friedrich II. und seine Zeit (1740 — 1769) ic.

(Schluß.)

Am 30. Dec., wenn das Datum in den Oeuvr. post. richtig ist, betraten die Preußen den schlesischen Boden. Denn es war offenbar die Absicht des Königs, daß sein Gesandter, obwohl er die Anweisung Schlessien zu verlangen früher erhalten, sie erst dann eröffne, wenn sein Herr bereits in Schlessien eingefallen wäre oder wenigstens an der Grenze stände. (Siehe den Bericht S. 92 und S. 103) Die Depeschen, die diesen Auftrag erhielten, waren vom 15. Nov. datirt; der König erfuhr des Kaisers Tod erst am 28. Oct., konnte also unmöglich seinen Plan, wie er vorgab, in diese Zeit mit Frankreich und England verabredet haben, und somit fällt also der in der Forderung angeführte Grund von selbst weg; zugleich aber auch geht aus dem ganzen Zusammenhange hervor, daß, wie wir oben bemerkten, jene Forderung nicht am 18. Oct., wie Hr. v. R. will, sondern am 18. Dec. geschah, ein Versehen, das hier zu vielen Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Friedrich aber schrieb nach der Eroberung Schlessens 30. Jan. 1745 dem Könige von England: „Bien loin de vouloir troubler l'Europe, je ne prétens rien, sinon que l'on ait égard à la justesse de mes droits incontestables

et que justice me soit faite, sans que je me verrai obligé de pousser les choses jusqu'à l'extrémité et de ne garder désormais aucuns ménagements avec la cour de Vienne. Dann, den Charakter des Königs von England wohl kennend, setzte er hinzu: „er müsse das protestantische Interesse, das ihnen beyden gemein sey, bewahren; deshalb habe er die Schlesier aus der Barbarey des katholischen Gouvernement herausgerissen. (Le gouvernement tyrannique sous lequel les Silésiens ont gémi, est affreux et la barbarie des catholiques envers eux inexprimable). Würde dieß nicht hinreichen, sie zu verbinden, so müsse er sich Frankreich in die Arme werfen.“ Nach der Unterschrift war hinzugesetzt: j'ai oublié de l'informer, que j'ai conclu une alliance défensive avec la Russie. Auf dieß wendet sich der Verf. nun wieder zu Rußland, Münnichs Sturz zu beschreiben; dann zum Reichstage von Schweden (Winter 1740) hierauf zu Frankreich und Spanien, zuletzt wieder zu König Friedrich; eine Vertheilung des Stoffes, welche eine schnelle und treffende Uebersicht raubt und den Zusammenhang vernichtet.

Zunächst folgen nun die Unterhandlungen während des Sommers 1741 (13. Abschnitt), in welchen England das Amt eines Vermittlers zwischen dem Könige und dem Wienerhofe übernommen hatte, ohne daß jedoch ein ersprießliches Resultat daraus erfolgt wäre, bis das Vordringen der Franzosen und Bayern gegen Böhmen den König bewog, sich dem Wienerhofe zu nähern, und den Waffen-

stillstand vom 9. October abzuschließen, diesen aber bey Veränderung der Coniuncturen auch gleich wieder für nicht gültig anzusehen.

Nachdem der Verf. dann den Abschluß des Berliner Friedens und die Klage, die er in Paris hervorbrachte, geschildert, wendet er sich wieder zu den Verhältnissen Rußlands von der Zeit des obenbenannten Friedensschlusses bis zur Erhebung der Prinzessin Elisabeth auf den Kaisersthron und der damit verbundenen Umwälzung. Dann kehrt er zu Preußen zurück (17. Octbr.). Die nächsten Berichte beziehen sich auf den unglücklichen Karl VII., der endlich aus seiner Täuschung erwachte und den Armen Frankreichs, die ihn gehoben, sich zu entwenden suchte. Hierauf werden die Berichte von Berlin seltener und weniger merkwürdig und hören endlich auch mit der Abberufung Legge's im Novbr. 1748 auf. Williams war (nach preussischen Berichten) vom July 1750 bis Januar 1755 (wahrscheinlich von Dresden aus) auch für Berlin thätig, Müschell daselbst erst im April 1756 angelangt. Nachdem der Verf. noch den Frieden von Aachen erwähnt, wendet er sich zu den Unruhen in Holland im Jahre 1748 — 1750. Dann schildert er die Verhältnisse der europäischen Mächte nach dem Aachner Frieden, der nur geschlossen zu seyn schien, sich zu neuen Schlägen vorzubereiten. Insbesondere sind hier die Bemühungen Oesterreichs, das den Gewaltstreich des Königs gegen Schlesien nicht verkümmern konnte, und ihm nun Feinde von allen Seiten zu bereiten suchte, wichtig (23. Det.).

Schon im May 1754 trug Kauniz bey England darauf an, daß es mit Rußland seinen neuen Vertrag zu Ende bringe. Jedoch erst 1755 nahmen die Angelegenheiten eine entschiedenere Wendung, als es sich dann darum handelte, daß Oesterreich England in Flandern und Hannover gegen Friedrich beystehen sollte, und Kauniz erklärte, Oesterreich müsse für diesen Fall zuerst durch Rußland gegen Preußen gesichert seyn. Das Verdienst oder

Unverdienst, die Russen in die europäischen Angelegenheiten trotz ihres Widerwillens dagegen hineinzuziehen zu haben, gehört jedoch unstreitig und zwar in Folge dieser Unterhandlungen den Engländern zu. (Vgl. die betreffende Instruction Lord Holderness's an William's S. 288 und einen Bericht des Gesandten Finch aus St. Petersburg 2. Juny 1741, p. 163, 167.) Schon 19. Juny 1755 meldete Keith dem Fürsten Kauniz, es sey fast gewiß, daß ein russisches Heer England und Oesterreich zu Gebote stehe, um sogleich einen solchen Angriff auf den König von Preußen zu machen, daß er sich zweymal werde bedenken müssen, ehe er wieder Krieg gegen die Kaiserin Königin erhöhe. Von August 1755 bis Februar 1756 ruhten alle weiteren Verhandlungen über diesen Punkt; es zeigt sich aber nur zu sehr, daß England die Allianz mit Oesterreich nur gegen Frankreich, Oesterreich die Englands nur gegen Preußen wünschte.

Der Hauptzweck der Engländer insbesondere war, durch den Vertrag mit Rußland den Frieden von Europa zu erhalten und deshalb theilten sie auch die Nachricht von diesem Vertrage dem König von Preußen selbst mit, der seinerseits sich für einen Neutralitäts-Vertrag für das Reich aussprach (1. 302). Und so kam bereits am 16. Jan. 1756 das Schutzbündniß zwischen England und Preußen zur Erhaltung des Friedens und gegen den Einmarsch fremder Mannschaft in Deutschland zu Stande, welches von englischer Seite als vollkommen befriedigend zur Sicherstellung von Oesterreich angesehen wurde, die damalige Politik aber wesentlich veränderte. Denn nun wandte sich Oesterreich den Franzosen zu, während die Russen in der von England früher hervorgerufenen feindlichen Stellung gegen Preußen nicht nur verharrten, sondern diese bald auf den englisch-preussischen Vertrag ausdehnten und die Kaiserin selbst den bestigtesten persönlichen Widerwillen gegen König Friedrich kund that. Unter solchen Verhältnissen schloß Oesterreich am 1. May



mit Frankreich den Vertrag von Versailles als Gegenstück zur englisch-preussischen Note, worauf am 17. May die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich und am 9. Juny die Frankreichs an England erfolgte. Noch aber erklärte Maria Theresia dem englischen Gesandten in Wien, sich durchaus von jedem Kriege fern halten zu wollen. Alles hieng davon ab, ob England im Stande sey, Rußland für sein und des Königs Interesse zu gewinnen; die Engländer schmeichelten sich und dem König mit dieser Hoffnung, sie ward aber immer unwahrscheinlicher.

Die Czarin erklärte um eben diese Zeit, wenn Maria Theresia von Preussen oder Frankreich angegriffen werde, wolle sie derselben mit aller ihrer Macht zu Hülfe kommen.

Der Verf. wendet sich wieder nach Schweden, wo gerade die königliche Macht dem Senate zum Opfer gebracht ward und die Grafen Horn und Brahe in der Vertheidigung der Kronrechte auf dem Blutgerüste gefallen waren. Oesterreich rüstete unterdessen, nicht zwar in der Absicht den Krieg zu beginnen, wohl aber einen Angriff von Seite des Königs von Preussen begierig erwartend. König Friedrich frug nun auf den Rath des englischen Gesandten in Wien um den Zweck der Kriegsrühtungen an. Maria Theresia erwiderte: „Que les affaires présentes étant en crise, elle avait jugé à propos de prendre des mesures pour sa propre sureté et celle des ses Alliés et qui ne tendraient au préjudice de personne.“ Der König aber verlangte auf diese Antwort von d'r Kaiserin „une declaration formelle et cathogorique qu' elle n'a aucune intention de m'attaquer ni cette année ni celle qui vient.“ Senerwärts begehrt der Wienerhof, dieses Verlangen schriftlich mitgetheilt zu haben, worauf Friedrich 14. August dem englischen Gesandten schrieb: es bleibe ihm zu seiner Sicherheit nur übrig, seinen Feinden zuvor zu kommen; was er 17. und 18. August wiederholt: „mes ennemis me forcent de faire la guer-

re, je hénirai le jour qui y mettra fin! Die endliche Antwort des Wienerhofes 21. August umging gerade die Hauptfrage des Königs; läugnete aber das Daseyn eines Angriffsbündnisses zwischen Oesterreich und Rußland gegen Preussen. Als nun der König (nach dem Berichte vom 28. August) in dieser Antwort gar keine Sicherheit zu finden behauptete, ließ er sein Heer in Bewegung setzen. So entstand zwar nicht der siebenjährige Krieg, aber er brach so aus. Am 4. Sept. hatte der König noch einmal vergeblich seine Sicherheit verlangt; englische Berichte aus eben der Zeit verbürgen jedoch, daß Rußland ohne des Königs Angriff auf Sachsen neutral geblieben wäre. In Sachsen selbst erwartete man bereits im Juny einen Angriff von Seite Preußens und hatte def-russische Hülfe angefleht dessen Abscheidung aber Graf Osterhazy verhinderte.

In Kürze werden nun die Hauptereignisse des Krieges durchgangen; auch die englischen Berichte können des Königs Feldherrntalent nicht genug rühmen. Von Zeit zu Zeit fällt auch ein Blick auf die Verhältnisse von England, Rußland und Frankreich und das Getriebe der Partheyen an diesen Höfen. Es ist sehr zu bedauern, daß sich diese Aufhellungen nicht auch auf das Wienerkabinet beziehen und zu fragmentarischer Art sind. Merkwürdig aber ist das diplomatische Gedränge, in welchem sich oft König Friedrich den Partheyen in England gegenüber befand und die Fortdauer der preussischen und englischen Intrigen am Petersburger Hofe, diesen von dem Bündnisse mit Oesterreich abwendig zu machen. Gegen das Ende des Buches von 38 Abschnitte an werden gerade diese Unterhandlungen und die Vorgänge in St. Petersburg, welche Peter III. hoben und stürzten, näher besprochen. Nicht bloß für König Friedrich, sondern wenigstens anfangs, für ganz Rußland, insbesondere aber für den Adel war Peter III. ein wohlthätig wirkender Stern. Schon in der Nacht vom 6. auf den 7. Jan. 1762 (Gliz-



sabey war den 5. d. M. gestorben) erhielten die russischen Heeresabtheilungen Befehl, sich der Feindseligkeiten gegen Preußen zu enthalten. Bald aber artete die Vorliebe des Czars für den König in Manie aus: Als er sodann, den Ansichten seines königlichen Freundes auch in andere Hinsicht folgend, wie später Joseph II., gegen den Klerus zu agiren begann, die Klosterländererger der Krone zusprach, ein Budget für den Klerus bestimmte und strenge Zucht unter dem Militär einzuführen begann, so genüßten zwey Stunden, den Czar zu entsehn und seine Gemahlin Katharina statt seiner auf den Thron zu erheben. Wenige Tage darauf erhielt der englische Gesandte ein Schreiben von dem russischen Ministerium, der Czar sey an heftiger Kolik gestorben; König Friedrich aber erzmangelte nicht diese Revolution den Einflüssen des Klerus zuzuschreiben. Der Bericht über Katharina selbst ist nicht ohne Bedenken zu benützen; da er wahrscheinlich zu denjenigen gehört, welche geschrieben wurden, um aufgefangan und gelesen zu werden. Mehr und gegründeteren Aufschluß über Katharina und ihre Hünflinge, die Drlows, die sich durch die Enthronung des Czar Peters geschwungen, gibt der 4te Abschnitt, der zugleich die Ermordung Zwans III. durch 8 Wunden und den Beginn der unmittelbaren Einmischung von russischer Seite in die polnischen Angelegenheiten schildert. Dieß ist zugleich auch der letzte Abschnitt dieses Buches.

C. Höpfer.

Die Säugethiere in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen von Dr. J. Ch. Daniel von Schreber und von Dr. August Goldfuß. Fortgesetzt von Dr. Johann Andreas Wagner. Fünfter Theil, erster Band, von S. 937 — 1472, nebst Tafel 241 — 294 D. Erlangen 1836. 4.

Dieser erste Band des fünften Theils vom Schreyerschen Säugethier-Werke hat das seltsame Schicksal

erlebt, im Laufe der Zeiten drey verschiedene Bearbeiter zu bekommen Von dem seltsam Schreyber angefangen, dann von Herrn Professor Goldfuß fortgesetzt, gestatteten ungünstige Verhältnisse dem damaligen Verleger dieses Werkes eine weitere Fortführung nicht. So kam es denn, daß dasselbe unvollendet mehrere Jahre liegen blieb, bis es an die Herren Dr. Martius und Paull in Erlangen überlag, und der Unterzeichnete sich entschloß, die weitere Fortsetzung zu übernehmen.

Da die größere Hälfte dieser Abtheilung schon seit vielen Jahren dem Publikum bekannt ist, so erlaubt sich Ref. nur auf diejenige Portheil aufmerksam zu machen, welche von ihm bearbeitet ist. Diese umfaßt lediglich die Gattung Aegoceros, unter welchem Namen Pallas Schafe und Ziegen gemeinschaftlich begriffen hat. Diese Vereinigung der ehemaligen Gattungen Ovis und Capra ist nothwendig, da man keine Merkmale für eine generische Trennung beider auffinden kann; selbst die Antilopen schließen sich ihnen so allmählig an, daß ihre Absonderung als Gattung weniger in der Natur als in der Methode begründet ist.

Der Auseinanderlegung der Arten schickt der Verf. eine ausführliche Erörterung der Ansichten voraus, welche ihn bei Feststellung des Artbegriffes geleitet haben. Die Fixirung desselben ist in dieser Gattung um so schwieriger, da hier zahme und verwilderte Rassen neben einander vorkommen, aus dem einen in den andern Zustand übergehen, sich mit einander vermischen und deshalb spezifische Trennungen schwer ziehen lassen.

Der schon von Schreber angelegten Ordnung gemäß gehen die Ziegen, als unmittelbar an die Antilopen sich anschließend, vorher und die Schafe folgen nach. Bey jeder von diesen beyden Gruppen sind wieder die wilden Arten und Rassen zuerst betrachtet und auf sie kommen die im Hausstande gehaltenen Thiere. Mit der größten Ausführlichkeit hat der Verf. die Naturgeschichte dieser Gattung behandelt, und bey dem Reichthum seiner literarischen Hülfsmittel, wie er sie der königlichen Hof- und Staatsbibliothek, so wie der königlichen Veterinärshule dabier zu verdanken hat, hofft er auch eine ziemliche Vollständigkeit erzielt zu haben. Besondere Sorgfalt hat er auf die Darstellung der zahmen Rassen verwendet, da ihre Kenntniß nicht bloß einen naturhistorischen Werth hat, sondern auch für die höhere Landwirtschaft von nicht geringer Wichtigkeit ist. Die neu gearbeiteten, zu dieser Abtheilung gehörigen Abbildungen werden den Anforderungen entsprechen, die man jetzt an bildliche Darstellungen zu machen berechtigt ist. Wenn bey ihnen mehr auf Treue als auf luxuriösen Prunk Rücksicht genommen ist, so kann dieß dem Werke nur zur Empfehlung gereichen, da es hiedurch an einer weitern Verbreitung nicht gehindert wird.

U. Wagner.

# G e l e h r t e    A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

2. Juny.

Nro. 109.

der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Auswahl deutscher Gedichte für die untern und mittlern Klassen der Gelehrten- und höhern Bürgerschulen, nach den Originalien und mit Anmerkungen von G. Friedrich Wilhelm Rück er, Studienlehrer. Erste Abtheilung. Erlangen, Palm, 1837. gr. 8. XII. u. 150. S.

Während sich von verschiedenen Seiten wohlwollende Stimmen hören lassen, welche die Jugend gegen allzugroße Ansprüche der Schule in Schutz nehmen, überweisen die Häuser selbst der Schule mehr und mehr von ihren Ansprüchen, und vorlegen das, was vordem Sache gelegentlicher Uebung und Mittheilung und eine Unterhaltung für junge Leute, dabey auch ein Mittel des geistigen Verkehrs zwischen Aeltern und Kindern war, fast allgemein in die Schule. Wie es sich nun auch häufig findet, daß die Schule ein geistiges Asyl für die in ihren Häusern übel berathene Jugend vorstellen muß, wovon Ref. viele Beispiele aufzählen könnte: so ist es auch in den Stücken, welche, obwohl sie von dem die Schulen beurtheilenden Publikum gefordert werden, und ihrer Natur nach dem Hause angehören, doch im Durchschnitt von Seiten der Familien mangeln. Jetzt z. B. hört man ältere Männer hie und da sagen: sie haben auch im Laufen, Werfen, Ringen u. dgl. sich geübt; das seyen ihre Unterhaltungen in dem Knaben- und Jünglingsalter gewesen; sie seyen von selbst darauf gekommen, haben keine Anleitung dabey gehabt, noch weniger eine gewisse Nöthigung dazu gebracht oder erwartet: sie seyen

nicht ein, was eine besondere Veranstaltung zu Leibesübungen dringend mache. Ebenso werden viele, deren Jugend in die Zeit fiel, wo Alles mit Begierde auf jedes neue Werk unserer angesehensten Dichter wartete, und der Genuß eines solchen neuen Werks, wie des Wilhelm Tell, in ganz Deutschland Alt und Jung erfreute, nicht recht begreifen, warum man der Jugend das Lesen der vaterländischen Dichter und erster Schriftsteller nicht selbst überlassen wolle. Es würde, meynen sie wohl, doch jeden Jüngling, der sonst zu wissenschaftlicher Thätigkeit den Anlauf genommen habe, und der seine meiste Zeit in der Schule dem klassischen Alterthum widme, die vaterländische Litteratur selbst anziehen, und was er so finde und nach eigenem Triebe sich aneigne, gehe mehr über in seinen geistigen Besitz, als das Lehpensum, welches die Schule jetzt vollends auch aus der neuen vaterländischen Litteratur mache; die Wege, die man selbst gesucht und gefunden, merke man sich für immer; wo man einen Führer habe, gehe auch das Vergessen mit; und etwas müsse doch auch für eigne Wahl und Thätigkeit übrig bleiben; des Lehrens werde überhaupt allzuviel. Es ist leider wahr: des Lehrens wird allzuviel, nicht überall durch Ueberbürdung der Schüler, wohl aber überall durch die bemerkte Ueberweisung dessen, was dem Hause, namentlich dem Hausvater angehört, an die Schule. Diese Ueberweisung erfolgt auf negativem Wege, aber doch mit nicht mindrer Nöthigung, als wenn sie Gegenstand positiver Anforderungen wäre. Wie es komme, daß der Vater für sein Kind — freylich mit rühmlichen

wenigen Ausnahmen — keine Zeit, oder daß er keine Lust mehr habe, mit ihm in Feld und Wald sich zu ergehen, daheim und draußen sich mit ihm zu unterhalten, das zu untersuchen ist hier nicht am Orte; aber die Erscheinung selbst muß da angeführt werden, wo von ihrer Wirkung, der Mehrung der Lehrpensen für die Schule, die Rede ist. Denn einmal müssen gewissenhafte Jugendlehrer überhaupt die geistigen Bedürfnisse zu befriedigen suchen, die sie bey ihren Schülern vorfinden, und die von anderer Seite unbeachtet bleiben; und zweytens würde eben einmal nach der verbreitetsten Meynung die Schule, welche ihren Schülern gewisse, zur allgemeinen Bildung für nöthig erachtete Kenntnisse nicht mitgibt, nicht nur tadelnwerth erscheinen, sondern auch ihren Schülern gegenüber von den Zöglingen anderer Anstalten schaden. Sie muß mehr oder weniger dem allgemeinen Zug der Zeit folgen, welcher die Menschen der Natur täglich mehr entfremdet, und einen unseligen Reichthum an mechanischen Mitteln zum scheinbaren Ersatz für die abnehmende Kraft bietet. Ein höchst achtbarer Jugendlehrer hat dem Ref. erzählt, daß er Schüler habe, welche von einem Graben, von einem Saatsfeld keine Vorstellung haben, wenn ein Wort der Art im Unterricht vorkomme, und sie darüber gefragt werden; ungeachtet einer derselben täglich eine Stunde weit zur Schule zu gehen habe, und auf diesem Wege Gräben und Saatsfelder in Menge sehe. Dem Ref. ist es selbst mehr als einmal begegnet, daß junge, und relativ aufgeweckte Männer ihm in den Weg kamen, welche einen Baum, der in der Gegend, auf begangenen Spaziergängen, vorhanden, aber selten war, nicht zu benennen wußten, den Klee nicht kannten, von einem Pflug keine Vorstellung, von Vögeln, die in der Gegend lebten, nichts gemerkt hatten. Und doch sahen und hörten sie das Alles gerade wie die, welche es in ihren Knabenjahren ohne Lehrmeister kennen lernten. Wie nun dort der Lehrer dem Knaben erst erklären muß, was ein Saatsfeld sey, hier

einen Lerchenbaum, einen Pflug, den Klee, den Kizbig beschreiben, weil der junge Mensch es vom Hause nicht mitbringt, so muß er auch deutsche Gedichte mit seinen Schülern lesen, weil sie etwas davon wissen sollen, und daheim weder Trieb noch Anforderung finden, sie kennen zu lernen. Indem die Schule daraus ein Lehrpensum macht, kommt sie einer Forderung der Zeit mit der Befriedigung entgegen, welche derselben von den eigentlich dazu Bezeichneten nicht gewährt wird.

Und dieses Lehrpensum ist es vorzugsweise, welches ohne Chrestomathie nicht ausgefüllt werden kann. Hätten wir einen Homer, so würde man in wohlgeordneten Schulen nicht an eine solche Chrestomathie denken; denn eine jede Chrestomathie ist ein pädagogisches Uebel. Ref. versteht darunter keineswegs Sammlungen einzelner, wenn gleich aus den verschiedensten Dichtern und Prosaikern entnommener Sätze und Erzählungen, welche zur Uebung der Grammatik dienen, wie man auch solche Bücher nicht leicht Chrestomathien genannt findet; sondern solche Sammlungen, welche die Darstellungsweise und den Geist verschiedener Autoren in längeren ausgehobenen Stellen anschaulich machen wollen, und demnach die Schüler von der einen Darstellungsweise und dem einen Geiste schneller zum Stil und Geist anderer Autoren derselben Sprache zu führen versprechen, als dieß geschieht, wenn man die Autoren selbst mit den Schülern liest. Bey jenen Uebungsbüchern ist der Geist auf Eins gerichtet: der Schüler sucht den Sinn der Stelle mit Hülfe des Wörterbuchs und der grammatischen Regeln, welche gerade daran geübt werden sollen; bey den Chrestomathien aber ist es wenigstens die Absicht, daß er, wenn es z. B. eine lateinische ist, die Eigenthümlichkeit Cicero's, Cäsars, Sallust's, die von Livius, Florus, Tacitus u. A. kennen lerne, ein deutliches Bild derselben in sich aufnehme, selbst auch seinen Stil darnach bilde. Was ist aber das Wesen des Stils?



Plato hat lange vor Buffon geantwortet: es sey eben nur der sichtbare und hörbare Ausdruck der geistigen Individualität: *ὁ τῶπος τῆς λέξεως τῶ τῆς ψυχῆς ἵσει ἕκασται*. Denkt man sich nun eine Chrestomathie, z. B. eine lateinische von drehhundert Seiten, und diese drehhundert Seiten unter zehn Autoren vertheilt, so müthet man dem Schüler dadurch zu, mit Abschnitten von etwa dreißig Seiten einen Eindruck von der Eigenthümlichkeit eines Autors zu erhalten: was natürlicherweise nicht möglich ist. Vielmehr wird hier Seneca's Wort: *non convalescit planta, quae saepe transfertur*, was er auch gegen das häufige Wechseln der Autoren, die man liest, gebraucht hat, als eine Stimme der Warnung beachtet werden müssen, damit man nicht wegen untergeordneter Rücksichten den eigentlichen Zweck klassischer Lectüre aus den Augen sehe. Die Eigenthümlichkeit eines jeden denkenden Geistes will von Erwachsenen und Geistes, wie viel mehr also von Heranwachsenden, die mit dem Verstandniß selbst noch so viele Mühe haben, lange und mit Steifigkeit betrachtet seyn, bevor sie empfunden und erkannt wird: und was an einem mit Stetigkeit gelesenen Autor gelernt werden kann, wird an zehn Autoren nicht gelernt; die bildende Kraft geht unter häufigem Wechsel überall verloren. Daher waren ciceronische, livianische Chrestomathien, welche man vor einigen Jahrzehenden häufig gebrauchte, immerhin heilsamer, als die, welche sich bemühen, jedem Autor durch ein aus seinen Schriften aufgenommenes Stück seine Ehre anzuthun. Wollte man aber sagen: nun so wollen wir solche aus einem einzigen Autor ausgehobene Stücke zu Chrestomathien der alten Sprachen nehmen, so wäre wieder ein anderer Punnet wohl zu erwägen. Wenn man annimmt, daß jeder Lehrer im Durchschnitt etwa zehn Jahre in derselben Stelle bleibt, so wird er, woferne er nicht bloßen Kopfes und also untüchtig ist, im dritten Jahre seine Chrestomathie so gut als auswendig wissen. Dieß schiene

vielleicht wünschenswerth, wo man den Maßstab von bequemen, ihres Stoffes nicht mächtigen, in der Vorberereitung auf ihre Lehrstunden saumseligen Lehrern hernimmt und an den ganzen Lehrstand den Maßstab einer gewissen Klasse anlegt. Aber dieser Maßstab ist an sich unrichtig, und es läge in seiner Anlegung eine gewisse Legitimation für das mechanische Betreiben einer rein geistigen Sache. Das Dressiren, welches hiebey als Aufgabe des Lehrers vorausgesetzt wird, ist allerdings ein Theil des Unterrichts; aber ein durchaus untergeordneter. Wo dieser Theil des Unterrichts zur Hauptsache und Hauptthätigkeit gemacht wird, da trocknet der Geist der Lehrer und der Schüler ein. Ein Lehrer kann nur dadurch frischen Geistes bleiben, daß er immer zulernt, und zwar so, daß sein vornehmstes Lehrpensum zugleich den Mittelpunkt dieser seiner Thätigkeit vorstellt. Denn daß man nicht zwey Herren dienen könne, zeigt sich wohl nirgends deutlicher, als bey gelehrten Schulmännern, deren eigentliche und wirkliche Neigung bey solchen gelehrten Arbeiten ist, welche sie von den Gegenständen ihres Unterrichts abführen. Wenn aber das oben Bemerkte dazu erfordert wird, daß der Lehrer frisch bleibe, so muß der mehrere Jahre hintereinander wiederholte Gebrauch einer und derselben Chrestomathie eben dadurch als unzumuthig und nachtheilig erkannt werden, weil der Lehrer, wenn auch vielleicht zum Theil irriger Weise, glaubt, im dritten und den folgenden Jahren nichts Neues mehr in dem Buche zu finden, keine Schwierigkeit darin erst noch überwinden, keine Stelle besser ergründen zu müssen; weil er ohne Vorbereitung, deren er nicht mehr zu bedürfen glaubt, in seine Lehrstunde geht, durch keinen Reiz der Neuheit mehr aufregt wird, in stereotypen Ausdrücken und Anmerkungen sich festsetzt; endlich besonders, weil das Lehrpensum, wozu immer wieder dieselbe Chrestomathie der Stoff ist, keinen Mittelpunkt vorstellen wird, von dem aus er nach den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens gleichsam ausläuft, um überall



her etwas zu holen, wodurch die vorkommenden Stellen erklärt und der Unterricht selbst belebt werden möchte. Denn das stärkste Pflichtgefühl, welches durch Schwierigkeiten des Gegenstands eher gehoben, als ermüdet wird, erliegt der langweiligen Einerleiheit und der Leichtigkeit des einmal aller Neuheit entkleideten Lehrpensums. Dies ist neben dem oben Bemerkten die nach des Ref. Dafürhalten unüberwindliche Hauptbedencklichkeit gegen die Einführung von klassischen, auch aus einem einzigen Autor gemachten Chrestomathien in den gelehrten Schulen. Andre hier noch nicht bemerkte sind indessen auch nicht zu übersehen, z. B. die, daß nach bestimmten Erfahrungen solche Chrestomathien die Jugend reizt, von ihren Vorgängern in den Klassen Uebersetzungen und Vorbereitungen sich geben zu lassen, und zwar das um so gewisser, und mit einem allmählig sich ganz ausbildenden Betrugsystem, je unveränderter die Behandlung derselben Stücke in derselben Klasse sich alle Jahre wiederholt. Dagegen wird es keine Lehranstalt geben, welche nicht von dem länger fortgesetzten Bestreben, ganze Werke, wie von Cäsar, Caellus, Tacitus, Homer, Sophocles, Euripides, oder wenigstens von umfangreichen Autoren gerade in sich abgeschlossene Stücke, dergleichen Livius bietet, zu lesen, die erfreulichsten Früchte aufweisen könnte. Es macht sehr viel bey der Jugend aus, wenn sie sieht, daß sie mit Ausdauer und in stetem Fortschreiten einen anfangs als fast zu groß erscheinenden Stoff bewältigen kann, und der Muth dazu wächst mit dem Fortschreiten; was man gewiß bey dem Gebrauche von Chrestomathien nirgends wahrnimmt. In einer ersten Gymnasialklasse nahm der Lehrer 1831/32 mit Schülern, welche vorher schon das erste Buch von Xenophons Anabasis gelesen hatten, die übrigen sechs Bücher vor. Es wurde schwer, dieselben durchzubringen, da in demselben Jahre auch die ersten sechs Bücher der Ilias gelesen werden sollten, und auch gelesen wurden. Aber die Schüler selbst verlangten, daß

man größere Pensen aufgabe, damit auch noch das letzte Buch gelesen werden könnte. Für die Vollendung einer Chrestomathie würden sie kein Interesse gezeigt haben. Denn, was in sich ein Ganzes ist, hat einen Reiz auch schon für den jugendlichen Geist, während er an Stücken, die wie in einer Zeitung von den verschiedensten Seiten her nur durch einen äußern Verband zusammengestellt sind, sehr bald erliegt.

Von allen diesen Bedencklichkeiten steht keine der Einführung deutscher Chrestomathien im Wege, während auf der andern Seite klar ist, daß der Zweck des Lesens deutscher Prosa und Poesie in Schulen auf keine andere Weise erreicht werden könne. Wir besitzen bereits eine solche Menge deutscher Chrestomathien, daß es in vielen Jahren dem Lehrer nicht an Auswahl und Abwechslung fehlen kann, was in der That ein großer Vortheil ist. Darf man deswegen jede neue Sammlung der Art, woserne sie nur einigermaßen ihren Zweck erreicht, als eine Mehrung dieses Vortheils betrachten, so ist eine im Ganzen so wohl gelungene Sammlung, wie die vorliegende, um so willkommener. Es kommen zuerst Fabeln, Parabeln, Allegorien bis S. 41; dann poetische Erzählungen, Märchen, Legenden, Balladen, Romane bis S. 107; worauf lyrische Gedichte bis S. 133 und noch in einem Anhange bis S. 142 Räthsel, Sprüchwörter und Denkprüche folgen; die letzten acht Seiten sind von Anmerkungen eingenommen, die nach S. X. der Vorrede „aus pädagogischen Gründen und der Kürze wegen so abgefaßt sind, daß sie eigentlich nur durch Vermittlung des Lehrers den Schülern zugänglich werden.“ Daß in dieser ersten Abtheilung dem erzählenden Gedichte der bey Weitem größere Theil des Raumes gewidmet worden ist, folgte unmittelbar aus der Rücksicht auf das Alter, dem der Hg. seine Sammlung bestimmt hat.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

3. Juny.

Nro. 110.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Auswahl deutscher Gedichte für die untern und mittlern Klassen der Gelehrten- und höhern Bürgerschulen, nach den Originalien und mit Anmerkungen von G. Friedrich Wilhelm Rückert, Studienlehrer. 2c.

(Schluß.)

Es ist bey diesem Lehrpensum keineswegs die Art von Nöthigung anzuwenden, wie bey denen, welche die Berufsarbeit des Schülers vorstellen: Die Nöthigung muß ganz vorzüglich in der Anziehungskraft des Stoffes liegen. Ebendarnum muß eine solche Sammlung vor Allem das geben, was die Jugend anzieht: wodurch das Verhältnis festgestellt wird, in dem die Zahl der erzählenden Gedichte zu den Iyrischen stehen muß. Innerhalb der oben angegebenen Abtheilungen hat der Hg. die einzelnen Stücke nach der Zeitfolge geordnet, so, daß z. B. Gellert die Fabeln anfängt, und Friedrich Güll sie beschließt. In der Auswahl selbst hat ihr das geleitet, was er im Vorwort als seinen Hauptzweck bezeichnet: „außer der Veredlung des Geschmacks insbesondere die Belebung und Befruchtung der Phantasie.“ Im Einzelnen werden sich da immer abweichende Meinungen ergeben. Ref. würde z. B. von den Fabeln Lichtwerts die zwey Kaninchen, den Affen und die Uhr, die Kröte und die Wassermaus, von Gleim den Hengst und die Wespe, den Wiedehopf und die Nachtigall, von Weiße die kleinen Leute, von Pfeffel den Knaben und seinen Vater, von Michaelis das Turteltaubchen und den Eißer, von Krummacker den Knaben und die Quelle, die

Blumentknoxyen nicht aufgenommen haben, weil ihm darin die Mühe zu sehr am Tage liegt, die sich die Verf. gegeben haben, der schon vorans festgestellten Gnome ein parabolisches Kleid anzulegen. Ref. würde, wenn er eine solche Sammlung veranfaßte, gar keine so gemachte Thiersabel aufnehmen, sondern nur einzelne Abschnitte des Reineke Fuchs in einer metrischen Bearbeitung einreihen. Eben so würde Ref. den Columbus von Louis Brachmann, das Lied von den Sternlein von Kradt nicht aufgenommen haben, weil ihm keine wirkliche Poesie in beyden zu seyn scheint. Dagegen ist aber die überwiegende Mehrzahl der aufgenommenen Stücke von der Art, daß die Auswahl gewiß in einem weitem Kreise allgemeine Anerkennung finden wird. Es sind nicht nur die Namen der in jeder Dichtungsart mit Recht geachteten Dichter, die man hier antrifft, sondern es ist auch wirklich das Beste von jedem hier gegeben, was bey ihm für das Knabenalter zu erholen war. Der Hg. hat weislich gethan, das scherzhafte Gedicht nicht auszuschließen. Aber in diesem, wie in dem ernsthaften zeigt die Art der Wahl eine Gesinnung des Hg., wodurch gegenwärtige Sammlung ohne Zweifel vor vielen ähnlichen den Vorzug verdient. Es geht durchs Ganze ein wohlthuerender sittlicher Ernst: das Buch hat dadurch, was bey einer Sammlung so selten ist, einen Charakter. Und das ist es, wodurch es ganz besondere Empfehlung verdient.

Auch die Achtung für die Form des Originals, worüber der Hg. in der Vorrede S. IV. fg. ein ernstes Wort spricht, verdient alle Anerkennung. Er stellt mit Recht die Sorgsamkeit, womit man die

ursprünglichen Lesarten bey griechischen und lateinischen Autoren aufsucht, und das Spätere, Modernere ausmerzt, jener Verwöhnung gegenüber, welche an den älteren und derberen Formen in der eigenen Sprache so vielen Anstoß findet, und die Eigenthümlichkeit sogar des gleichzeitigen Dichters dem Streben nach matter Einförmigkeit opfert. Hätte der Hg. seine Sammlung nicht auch den sogenannten höhern Bürgerschulen bestimmt, so hätte er hinzuzufügen können, daß die Schüler, welche durch ihre Beschäftigung mit den Quellen unsrer wissenschaftlichen Bildung die Absicht zu erkennen geben, das Wissenswürdige überhaupt an seiner ursprünglichen Stätte und in seiner ersten Gestalt aufzusuchen, vor Allem auch die Erzeugnisse vaterländischer Dichter in der ursprünglichen Gestalt kennen lernen müssen.

Indem nun Hef. dieser Sammlung wegen ihrer bezeichneten Vorzüge eine baldige Verbreitung in vielen Lehranstalten wünscht, hofft er zugleich, daß die Anerkennung ihres Werthes allein zur Vermittlung dieser Einführung dienen werde. Es verdient den lebhaftesten Dank aller Lehranstalten, wenn irgendwo die oberste Schulbehörde mit aufmerksamen Blicke alle neuen Erscheinungen mustert, welche für die Schulen wichtig sind; wenn sie Mißgriffe in der Wahl von Schulbüchern durch Warnung zu verhüten, und das brauchbar Erfundene zu empfehlen bemüht ist. Je bewähret in Kenntnissen, Einsicht und practischer Beurtheilung die Mitglieder einer solchen Behörde sind, desto wirksamer werden solche Warnungen und Empfehlungen seyn. Anders wird es da seyn, wo bestimmte Schulbücher nicht empfohlen, sondern deren Einführung befohlen wird. Es werden für das Befehlen allerdings äußere Gründe, aber desto mehr innere Gründe gegen dasselbe sprechen. Die äußeren Gründe für das Befehlen sind von den Verwaltungsnoemen hergenommen. Gesezt es wären in einem Lande zwölf Gymnasien mit je acht Klassen, so erscheint die Uebersicht der Leistungen dieser zwölf Gymnasien leichter, wenn jede der

acht Klassen die Schulbücher hat, welche auch in den übrigen eif Gymnasien dieselbe Klasse gebraucht. Man sieht, diese Anstalt ist voran, jene eilt zu sehr, die dritte bleibt zurück, die vierte machts gerade recht, da sie jedes Pensum genau einhält. Diese Uebersicht hat man nicht, wenn nicht alle zwölf Gymnasien dieselben Schulbücher haben. Hinwiederum, wo ein Schüler von einem dieser Gymnasien auf ein anderes übergeht, findet er vermöge der Einführung gleicher Schulbücher nach seinem Uebertritt keine Schwierigkeit, den Faden da wieder aufzunehmen, wo er ihn abgebrochen hat: er ist gleich wieder zu Hause. Gegen diesen letztern Grund wäre zu erwiedern, daß allgemeine Regeln sich nicht auf Ausnahmen gründen lassen, und daß der Uebertritt eines Schülers von einer Anstalt an die andere eine Ausnahme ist. Gegen den ersten Grund aber ist Folgendes, was zugleich die Gründe dafür enthält, daß Lehr- und Schulbücher nur zu empfehlen seyen, ihre Einführung aber nicht mit gutem Erfolg befohlen werden könnte. Jede Lehranstalt hat einen doppelten Bestand, einen äußern und einen innern. Daß zum erstern die Zahl der Lehrer und der Schüler, überhaupt alles Statistische gehöre, zum letztern der Geist der Anstalt, das Verhältniß der Lehrer untereinander und zu den Schülern, der Grad ihrer geistigen Wirksamkeit, ihr Streben nach eigener Fortbildung, ihre und der Schüler Gesinnung überhaupt, die Fortschritte der Schüler im Allgemeinen und im Einzelnen, ist bekannt. Wozu aber gehört die durch gleiche Schulbücher erzielte Uebersicht? zum äußern, oder zum innern Bestand? Sie gehört nur zum äußern; denn ob die Schüler die durchgenommenen Pensum wirklich verstanden und daran etwas gelernt haben, ob die Anstalt ihre Schüler bilde, veredle, wie es mit den wirklichen Kenntnissen stehe, kann man ja in den Jahresberichten nicht sehen, welche angeben, bis zu welchem Punete jedes Pensum absolviert worden sey. Und doch besteht die wahre Kenntniß der Lehranstalten auf Seiten einer Schul-



behörde nicht in der Kenntniß des äußern, sondern in der des innern Bestandes. Der innere Bestand muß aber notwendiger Weise durch jede Stabilität in den Lehr- und Schulbüchern nothleiden, welche sich über ein ganzes Land und einen bedeutenden Zeitabschnitt ausdehnt. Ref. könnte ein Land nennen, dessen Schulen seit mehr als dreßzig Jahren durch den aufgenöthigten Gebrauch einer griechischen Grammatik und (ungefähr seit der Hälfte dieser Zeit) eines griechischen Lesebuchs nothleiden. Der Verfasser beyder Schulbücher war ein in seiner Heimath nicht mit Recht zu einem gewissen Ansehen gekommener Schulmann, welcher seine Stellung in der Hauptstadt dazu benützte, seinen Büchern den Eingang in die Schulen durch Befehl von oben zu verschaffen, den sie durch ihren eigenen Werth nicht oder wenigstens nicht allgemein gefunden haben würden. Als derselbe bey der treffenden Behörde um Einführung der beyden Bücher in den Schulen des Landes bat, wurden dieselben zwar etlichen Schulmännern zur Prüfung und Begutachtung übergeben. Aber der Erfolg hat gezeigt, daß, wenn auch das Urtheil wirklicher, oder vermeintlicher Techniker eingeholt wird, doch darin noch keine Sicherheit dafür liegt, daß ein von ihnen gebilligtes Buch auch das rechte sey. Jene beyden Bücher, die griechische Grammatik und das griechische Lesebuch, erfüllen nach dem Urtheil derselben Lehrer, welche zu ihrem Gebrauche genöthigt sind, durchaus nicht ihren Zweck. Aber da sie einmal eingeführt sind, so müssen die Lehrer das anerkannt Bessere, für ihre Schüler Forderliche, das, was sie selbst mit Freuden gebrauchen, wodurch sie ihren Lehrberuf erleichtert sehen würden, liegen lassen, und das Zweckwidrige fortwährend in Anwendung bringen. Um nun nur bey diesem einen Beyspiel stehen zu bleiben, dem aber noch andere zugesügt werden könnten: gerade im Felde der griechischen Grammatik sind seit etwa dreßzig Jahren bis in unsere neueste Zeit so viele treffliche Werke erschienen, daß man die Lehrer und die Jugend,

welche von deren Anwendung ausgeschlossen wurden, nicht genug beklagen kann. Ueberall, wo die Wahl der Schulbücher frey blieb, griff man zu den Grammatiken von Buttmann, Thiersch, Matthia, Rost oder Kühner, weil man dachte, je richtiger, vollständiger, kündiger, in der Auswahl sorgfamer, für einen besondern Zweck tauglicher das Buch sey, desto besser werde es der Lehrer handhaben, desto rascher werde der Schüler sich den trockenen Stoff aneignen. Jene griechische Grammatik aber und jenes griechische Lesebuch blieb auf das Land eingeschränkt, in welchem ihnen ein so sicherer Debit verschafft war. Wenn es schon bey Handarbeiten nothwendig ist, nicht den Arbeiter für den Handwerkszeug zu suchen, sondern ihm zu überlassen, diesen sich handgerecht zu wählen und zu machen; wenn man dem Tonkünstler, der unser Ohr befriedigen und ergötzen soll, sein eigenes Instrument lassen muß, das gleichsam ein Glied seines Leibes, ein Theil von ihm selbst geworden ist: so ist das im verstärkten Grad da der Fall, wo von den äußern Mitteln und Behülfeln geistiger Wirksamkeit die Rede ist. So wie es keine allgemeine Methode giebt, die einer dem andern wie ein historisches Wissen mittheilen kann, sondern jeder, der lehren will, sich selbst nach seiner eigenthümlichen Natur für den Gegenstand, über den er belehren, und für die Personen, welche er unterrichten soll, ausbilden muß: so giebt es auch keine Behülfel des Unterrichts, die für alle und jede gleich brauchbar wären. So lange sich jeder sein Schulbuch selbst wählen kann, ist möglich, daß er ein relativ ganz brauchbares finde; denn unter den vielen verschiedenen wird wohl eines seyn, das zu seiner Weise paßt. Dagegen ein aufgenöthigtes wird ihn von seinem Berufe trennen und entfernen, wie der Musiker sich selbst mit dem Concerte nicht genug thut, indem er ein ihm nicht hand- oder mundgerechtes Instrument gebrauchen muß. Wie schwer es übrigens sey, in irgend einem Fache ein Schulbuch hervorzubringen, das wo nicht allgemein, doch





# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

6. Juny.

Nro. 111.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Histoire naturelle des Iles Canaries par M. M. P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, membres de plusieurs Académies et sociétés savantes; ouvrage publié sous les auspices de M. Guizot, Ministre de l'Instruction publique. Paris chez Bédulme, Éditeur, rue de Vaugirard, 36. Text mit erläuternden Tafeln Imperial Quart, Atlas in Groß Folio.

Sabin Berthelot kam gegen das Ende des Jahres 1819 nach Teneriffa, erwarb sich bald die Achtung und das Wohlwollen der Autoritären und angesehenen Einwohner, und wurde demnach zum Director des neuerrichteten Collegiums zu Drotava und zum Vorstande des von dem Marquis de Villanueva del Prado angelegten Akklimatisations-Gartens ernannt. In Folge von Parthey-Untrieden wurde indessen das Collegium bald wieder aufgelöst, der Garten der Verwilderung überlassen, und der französische Naturforscher wieder zum freyen Herrn seiner Zeit gemacht. Er beschäftigte sich fortan unabhängig mit den sorgfältigsten Untersuchungen über die physikalischen Verhältnisse des Archipels bis zum Jahre 1828, wo die Ankunft Barker-Webb's, der in gleicher Absicht nach den Kanarien kam und dem wissenschaftlich Befreundeten sich bald anschloß, seine Thätigkeit, die nun der unmittelbaren Mittheilung nicht mehr entbehrte, eben dadurch noch erhöhte. Uebermals wurden während zwey voller Jahre Teneriffa und die übrigen Inseln mannigfach durchreist, ansehnliche Sammlungen gemacht, die nöthigen Zeichnungen an Ort und Stelle entworfen,

und erst am Ende des Jahres 1830 kehrten beyde Reisende nach Europa zurück, wo sie jetzt mit Verarbeitung und Publikation ihrer reichen Materialien beschäftigt sind.

Wir können nicht umhin, dem ansechtigen Glückwunsch, den wir ihnen hierüber machen, einige Bemerkungen über die Zahl der Naturforscher anzuknüpfen, die ihr Eifer für die Wissenschaft in den jüngst verfloffenen Jahren zum frühen Grabe führte. Seit 1830 sind über 20 tüchtige Männer, theils auf gelehrten Reisen, theils in Folge der erduldeten Mühseligkeiten gleich nach der Heimkehr gestorben, ohne vorher ihre litterarischen Schätze mehr ausbeuten zu können. Es starben in Nordamerika Beyrich, der früher die Reise nach Brasilien glücklich ausgehalten hatte, und Dr. Frank, dem wir schöne Beyträge zur Flora des Ohiogebietes verdanken, mit seiner Frau am gelben Fieber. Dr. Schiede, der eifrige Erforscher der Flora von Mexiko, erlag dort erst im verfloffenen December dem Typhus. Drummond starb auf Cuba; Zippelius und van Raalen auf dem Molukken. Brocchi in Dongola, Naddi in Egypten und vier wackere junge bayerische Naturforscher sanken, Dr. Wiest in Kairo der Pest, Dr. Michaelles und Kaplan Berger in Griechenland, Decker in Palermo bössartigen Fiebern zum Opfer. Im Augenblick der Heimkehr nach dreijährigen gefahrvollen Reisen in Indien und Hochasien fiel Jaquemont noch in Madras. Die Weltumseglung hatten Mertens und Eschholtz glücklich bestanden, der Willkühr des Despoten in Paraguay war

Kengger entgangen, aus dem Orient war Montbreit zurückgekehrt, aber in der Heimath starben sie alle an den Folgen der erlittenen Mühseligkeiten noch mit dem Willkommen auf den Lippen. Andere erlitten ein schnelles, zum Theil blutiges Ende. Im Rio S. Francisco ertrank Sellow und spurlos verschwand auf offnem Ocean das Schiff, welches den unermüdlischen Bertero trug. In blutigem Zustande der Chinesen ward Macklot auf Java erschlagen. Douglas, dessen Reisen in Kalifornien wir unter andern die meisten neuen Pflanzgewächse verdanken, die seit Jahren unsere Gärten schmücken, fiel auf den Sandwichinseln in eine Fänggrube für wilde Thiere und ward darin von einem Stiere, der später nachstürzte, zu Tode getreten, ähnlich wie früher van Hasselt auf Java sein Leben unter den Hufen eines Rhinoceros ausschachte. Allan Cunningham endlich ward auf der Expedition des Major Mitchell nach dem Innern Neuhollands von den Wilden ermordet. Wie die sorgfältigsten Untersuchungen ergeben, so war er, von der Reisegesellschaft abgekommen, mehrere Tage in der wasserleeren Wüste umhergeirrt und endlich fast vermachtet auf einen Haufen von Eingebornen getroffen, die ihn freundlich aufnahmen und labten. Erst am folgenden Morgen erregte der Unglückliche durch seine hastige Entfernung das Mißtrauen der finstern Barbaren und sank unter ihren Keulen und Speeren. Doch genug von diesen düstern Bildern, die wir hier vorbegehen lassen, um Manchem, dem die Naturgeschichte nur ein heiteres Spiel dünkt und ihre Verehrer als tändelnde Kinder erscheinen, den tiefen Ernst der Sache und die Begeisterung des ächten Forschers vor Augen zu führen, welchen das unglückliche Ende so vieler Vorgänger von neuen eigenen Wagstücken nicht abzuschrecken vermag.

Das schöne Werk, in welchem die Herren Webb und Berthelot die Resultate ihrer Forschungen kund geben, hat unter den Auspicien des französischen Staatsministers Hrn. Guizot und auf eine, solcher Begünstigung vollkommen würdige Weise

zu erscheinen begonnen. Es wird 50 Quartbände, jedes zu 3 — 4 Bogen Text und mit 5 — 6 lithographirten Tafeln bilden, die sich nach 14 Tagen folgen sollen und deren Preis zu 6 Francs bey der Eleganz des Textes und der Kupfer sehr billig erscheint. Nach der Vollendung wird der Text drey Bände mit ungefähr 300 Tafeln ausmachen. Dazu kommt noch ein Atlas in Groß Folio, landschaftliche Ansichten, geographische, phytographische und geognostische Karten und Abbildungen der größeren dem Archipelagus eigenen Gewächse nach ihrem ganzen Habitus und in zweckmäßigem Maßstabe verkleinert enthaltend. Letztere sind um so interessanter, weil sie größtentheils Pflanzen darstellen, welche nur noch als spärliche Reste der üppigen Vegetation vorkommen, die zur Zeit der Entdeckung die hesperischen Gärten erfüllte, und selten mehr in ihrer vollen Größe und Schönheit gefunden werden. Zwar sind die Reisenden in Berücksichtigung der mannigfachen Hindernisse, welche einer raschen und allseitigen Ausbreitung der Population auf den Kanarien im Wege stehen, nicht der Meynung der meisten Reisenden, daß eine gänzliche Ausrottung dieser Ueberreste der alten Quanchenzeit so leicht zu besorgen seye, aber sie stellen nicht in Abrede, daß es dem Reisenden, dessen Excursionen sich gewöhnlich auf die Umgebungen des Hafens von S. Cruz beschränken müssen, jetzt schon unmöglich sey, sich im Leben eine Ansicht der wesentlichen Bestandtheile der Urvegetation zu verschaffen. Um so dankenswerther erscheinen daher diese Abbildungen, wenn wir auch manche derselben etwas weniger manierirt wünschen möchten.

Der Text zerfällt in fünf Theile. 1. Historische Einleitung, Nachrichten über die Kenntnisse der Alten von den Kanarien, Geschichte ihrer Eroberung und der Vertilgungskriege gegen die Quanchen, Zustand unter der spanischen Herrschaft, statistische Notizen aus der Gegenwart, Reisebeschreibung. Hiezu eine Generalscharte und 50 Lithographien nach Originalen von M. J. Williams.



2. Geographie. Specialkarten von Berthelot nach eigenen auf genaue Barometermessungen, hydrographische Beobachtungen des ehemaligen Marinekommandanten der Kanarien, Kapitain Mensa u. s. w. gegründeten Aufnahmen, orographische Darstellung der einzelnen Inseln, kritische Würdigung der früheren einschlägigen Leistungen. 3. Geologie. Geognostisches Verhalten mit besonderer Berücksichtigung der in so hohem Grade einwirkenden vulkanischen Alterationen, zum Theil in kurzem Umrisse schon gegeben in der *Bibliothèque universelle de Genève* 1833. 4. Zoologie. Unter den Wirbelthieren, wie von isolirten Inselgruppen nicht anders zu erwarten, außer den Fischen — (100 Arten), wenig Neues, aber zahlreiche Berichtigungen des Vaterlandes u. s. w.; dagegen reiche Ausbeute an Insekten und besonders an Land-Mollusken. 5. Botanik. Mit Recht betrachten die Verfasser die kanarische Vegetation als vorzüglich wichtig für die Pflanzengeographie, in so ferne sie in ihrer mannigfachen Zusammensetzung aus den Floren des Mittelmeeres, des außertropischen Afrika's und aus eigenthümlichen, sonst bisher nirgends gefundenen Formen über die Verbreitung der Gewächse wesentliche Aufschlüsse verspricht, während die aus vier Welttheilen zusammengebrängten Kulturpflanzen sehr interessante Resultate für Akklimatisation darbieten, wobey Berthelot's Erfahrungen im Garten von Drotava viel zu statten kommen. Ob übrigens die in neuester Zeit mit raschen Schritten geförderte Kenntniß der asiatischen und afrikanischen landeinwärts von den Küsten des Mittelmeeres gelegenen Regionen nicht so manche sogenannte Monotypen von Gattungen, die bisher allerdings lediglich auf den Kanarien gefunden worden sind, nur als Ausläufer und Repräsentanten derselben auf dem Festlande vielleicht sogar in zahlreichen Arten heimischen Formen darstellen wird, wagen wir noch nicht zu entscheiden. Unzweifelhaft scheint wenigstens, daß die Kanarien als ein ins Meer vorgeschobener Ausläufer der gro-

ßen Gebirgskette zu betrachten seyen, die Afrika am nordwestlichen Rande umfaßt, und daß ihre Vegetation deßhalb auch große Verwandtschaft mit der des Atlas haben müsse. Sie gehören sicher zu diesem großen Gebirgssysteme und sind mit ihm gleicher Entstehung, später allerdings durch vulkanische Einwirkungen auf die gewaltsamste Weise verändert, nicht aber neueren Ursprunges durch Erhebung aus dem Meere.

Wie thätig sich die beyden Gelehrten mit Botanik beschäftigt haben, beweist, daß ihr Herbarium an 1000 Phanerogamen zählt, eine sehr beträchtliche Anzahl für eine Inselvegetation, die selbst Hr. von Buch mit Mason's, Broussonet's, \*) Ch. Smith's u. A. Vorarbeiten nur auf 535 Arten brachte. Daher wird auch die flora canariensis den ganzen dritten Theil des Werkes füllen und von ungefähr 200 Tafeln begleitet seyn, die nach den bisher gelieferten zu den ausgezeichnetsten Abbildungen dieser Art in Hinsicht auf Genauigkeit und Schönheit der Analysen gehören werden. Interessant sind hiebey die Darstellungen des Total-Eindrucks der Vegetation in verschiedenen Höhen über dem Meere, wo die oben erwähnten Habitus-Abbildungen der einzelnen Pflanzen wieder zu einem Ganzen zusammengefaßt werden. Doch können wir nicht unahn, zu gestehen, daß hier, wie in allen

\*) Wir erfahren bey Gelegenheit der Erwähnung Broussonet's rückfichtlich seiner Leistungen über die kanarischen Inseln, daß seine Angaben keineswegs immer zuverlässig seyen. Er selbst herborisirte wenig, sondern schickte stets seinen getreuen Begleiter Joseph. Dabey bemerkte er in seinem Herbarium nur selten die Standorte, und als ihn in seinen letzten Jahren das Gedächtniß fast völlig verließ, antwortete er auf jede Frage wegen des Vorkommens einer Pflanze, *demandez à Joseph*. Dieser war zum Glück in seinen Erinnerungen ziemlich sicher, und seinen Angaben verdanken wir u. a. die Berichtigung, daß manche von Broussonet auf den Kanarien angegebenen Pflanzen bey Mogador gesammelt worden seyen.



ähnlichen halb pittoresken, halb wissenschaftlichen Darstellungen von Gegenden aus fremden Erdstrichen noch viel zu wünschen übrig bleibt. Wer es weiß, mit welchen Schwierigkeiten der Landschaftsmaler zu kämpfen hat, um selbst unsere deutschen Holzarten bey sehr verjüngtem Maasstabe noch charakteristisch darzustellen und welche Studien in dieser Beziehung der sogenannte Baumschlag voraussetzt, der wird dem bisher Geleisteten aus der Tropenwelt, vorzüglich rücksichtlich der in ihrer Entwicklung viel freyeren Dikoryledonen noch nicht volles Vertrauen schenken. Selbst die besten Bilder dieser Art, die wir besitzen, die von Ruggen das, leiden mit Ausnahme gewisser fast nicht zu versehender Formen, wie Farnkräuter, Palmen u. s. w. an einer Unbestimmtheit des Details, welche uns das Erkennen nicht allein der gemeyneten Arten, sondern selbst der Familien unmöglich macht. Wir sehen den Wald, nicht aber die Arten, die ihn bilden, oder höchstens so viel von letzteren, daß wir uns überzeugen, sie seyen etwas anders als bey uns gebildet, nicht aber wie. Ja in vielen solchen Landschaften dürfte man nur einige Palmen u. dgl. zu deuten, um sich nach Europa verfehlt zu glauben. Daß die Nachhülfe von Glashauspflanzen u. s. w. dem Uebelstande wenig abhelfen könne, versteht sich von selbst. Sie verleitet im Gegentheile zu einer Steifheit, besonders in Darstellung kleinerer Pflanzen zu Vergründen u. s. w., welche noch störender einwirkt. Von diesem Vorwurfe der Steifheit können wir auch die Herren Webb und Berthelot in den gedachten Blättern nicht ganz freysprechen, indessen fällt er weniger zur Last, da er bey ihnen nur in der Ungewohntheit, früher nie geübte Gegenstände aber doch an Ort und Stelle so getreu als möglich aufzunehmen, seine Quelle hat, und jedenfalls bleibt der Versuch, uns solche fremde Formen in ihren Kombinationen nach gewissenhaft entworfenen Originalien vorzuführen, höchst dankenswerth. Mit Recht bemerken in dieser Beziehung die Verfasser, daß hiezu

in neuester Zeit vorzüglich Herr von Martius durch die Habitus-Abbildungen der Palmen und der übrigen Hauptformen der brasilianischen Vegetation den besten Impuls gegeben habe.

Die bisher vorliegenden 15 Hefte des Werkes enthalten neben einander fortlaufend die Anfänge der Abtheilungen Botanik und Geographie. Im Atlas sind ausser den vortrefflichen Karten und den Abbildungen von Pflanzen und Thieren einige Darstellungen von Kostümen und die landschaftlichen Ansichten besonders der tiefen und steilwandigen vulkanischen Schluchten, in denen zur nassen Jahreszeit die Bergwasser niedergehen (harrancos), zu rühmen.

Vollständig abgehandelt ist bisher nur das Kapitel über Pflanzengeographie, zu dessen genauerer Betrachtung wir uns deshalb noch wenden.

Bekanntlich waren zur Zeit der Eroberung durch die Europäer wenigstens die größeren Inseln der Gruppe fast vom Meeresufer an mit dichten Urwäldern bedeckt, die gleichsam eben so wieder den Quellenreichtum des Landes garantirten, als ihre Existenz durch denselben bedingt war. Wie fast in allen Kolonien wurden indessen diese natürlichen Reichthümer durch Uebermuth und schlechte Wirtschaft der Ansiedler bald verschleudert, oder in den Vertilgungskriegen gegen die Eingebornen verwüstet. Große vulkanische Ausbrüche vermehrten noch die Verheerungen und in Folge der erlittenen Gewaltthaten hat sich die Phytognomie des Pflanzenwuchses wesentlich, aber im Ganzen nicht zum Vortheil verändert. Die heißen Niederungen der Küste brannten, ihrer Wälder und Quellen beraubt, zum Theil zur glühenden Wüste aus, in welcher jetzt vorzugsweise nur die Saftgewächse, die mannigfachen Hauswurzen, Euphorbien u. s. w. gedeihen, die sonst vermutlich den unfruchtbaren Strandklippen und den steilen Felshängen der niedern Gebirgshöhen angehörten, oder tragen, durch Kultur und künstliche Wässerung fruchtbar erhalten, subtropische Nutzwächse.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

7. Juny.

Nro. 112.     der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Histoire naturelle des Iles Canaries  
par M. M. P. Barker-Webb et Sabin  
Berthelot, etc.

(Fortsetzung.)

Später lichte das Steigen der Bevölkerung und des Holzmangels auch die Berghänge, die Urwälder verschwanden auch hier im kulturfähigen Lande bis auf einige traurige Ueberreste oder zogen sich in die ungangbaren Schluchten zurück. Nur die höheren Berg Rücken und Gipfel mögen zu allen Zeiten in der monotonen artenarmen Flora verharret haben, die ihnen noch jetzt zukommt, und welche z. B. am Pit so sehr an die Vegetation anderer isolirter hoher Berge, besonders die Vulkane in wärmeren Gegenden z. B. des Aetna's, erinnert. An manchen Orten des gemäßigten Mittelgebirges haben eingeführte Bäume später wieder Wälder zu bilden begonnen. So die sogenannte kanarische Eiche (Qu. canariensis Brouss. von Sprengel fälschlich zu Qu. infectoria Oliv. gezogen), die Berthelot mit Recht als Spielart unserer Qu. pubescens, also eigentlich der Qu. Robur, nachweist und die vielgewanderte esbare Kastanie. Indessen näherten sich auch die ursprünglichen Waldungen der Kanarien rücksichtlich ihrer Kombination vielmehr den Hainen der gemäßigten Zone, als dem neuerlich im engeren Sinne so genannten riesenhafte Urwälder der Tropen. Letzterer, selbst unter dem Aequator kaum höher als 1000 Fuß über die Meeresfläche ansteigend, besteht aus einer Fülle von Arten der verschiedensten Pflanzengruppen. In den hesperischen Gärten konnten sich dagegen nur we-

nige Arten größtentheils aus den Gattungen des Delbaums und des Lorbers, würdig solcher Auszeichnung an solcher Stelle, dieses Vorzuges rühmen und erinnern bereits an die strenge Gebundenheit der europäischen Forste, die meistens aus einer einzigen, alle Andern neben sich ausschließenden Art bestehen.

Die meisten Gattungen der kanarischen Flora sind europäisch, die Arten dagegen größtentheils verschieden, häufig ausdauernd und holzig. Einige fremdartige Formen sind Monotypen bisher sonst nirgends aufgefundenen Gattungen, wie Visnea, Phyllis, Bosea, Drusa, Plocama, Canarina. Mehrere durch Artzahl und Masse vorragende genera tragen in ihrem Habitus afrikanischen Charakter, wie die großen Euphorbien, die Palmen, Zygophyllen, Rizoon, Kleinia u. s. w. An sie schlossen sich viele besonders krautartige Gewächse, welche gemäß der neuesten Entdeckungen Fischer's, Schimper's, Bove's u. A. längs des ganzen Küstenreiches am Südraude des Mittelmeeres von Arabien an wildwachsend vorkommen und einen tiefen Zusammenhang der kanarischen Flora mit der afrikanischen nachweisen, der in einigen der großartigsten Vegetabilien, z. B. dem Drachenbanne (Dracaena Draco), welchen die Verf. auf Palma und Teneriffa ursprünglich wild gefunden haben, bis nach Ostindien hinüberreicht. Eine andere kleinere Anzahl der gesellig lebenden und durch Masse imponirenden Gattungen scheint den Hrn. Verf. einen Uebergang zur amerikanischen Flora zu bilden. Sie rechnen hieher die Laurus, Ardisien, Boehmerien, einige

Farnkräuter u. s. w. Wir sind nicht ganz derselben Meynung, denn abgesehen von den Farn, die als ächte Kosmopoliten ohnedieß für die Verbreitung der Gewächse wenig sichere Anhaltspunkte gewähren, gehören auch die übrigen Gattungen zu denjenigen, welche rings um die Erde in der ganzen Tropenregion zu Hause sind, und gerade in den Formen, welche sie auf den Kanarien darstellen, mehr an die östliche, als an die westliche Hemisphäre erinnern. Sie begründen demnach auch keinen Einwurf gegen die Ansicht, daß die Vegetation des kanarischen Archipels als der äußerste Ausläufer gegen Westen der großen atlantischen Flora zu betrachten sey, welche in den Gebirgsketten zwischen dem Mittelmeere und den großen Wüsten Nordafrika durchzieht.

Die Flora der einzelnen Inseln ist den orographischen Verhältnissen gemäß sehr verschieden, und wie gewöhnlich die Artenzahl auf den kleineren unbewohnten Eilanden viel geringer, obgleich manche der letztern einige Species besitzen, welche dem ganzen übrigen Archipelagus fehlen.

Rücksichtlich der klimatischen Unterschiede und der daraus sich ergebenden Vegetationsgürtel, die auf den großen Inseln durch das Ansteigen des Terrains, z. B. auf Teneriffa am Pit de Teide bis zu 11424', veranlaßt werden: suchen die Verfasser zuerst mit vieler Bescheidenheit die Unrichtigkeiten zu beseitigen, zu welchen die Kürze des Aufenthaltes und eben deshalb auch die viel geringere Menge eigener Beobachtungen ihre berühmten Vorgänger M. v. Humboldt und Leopold von Buch veranlaßt haben mochten. Insbesondere beschäftigen sie sich ausführlich mit Widerlegung der v. Buch'schen Ansicht, welcher Teneriffa in 5 Zonen eintheilt, die auf nachstehende Weise über einander folgen sollen:

- 1) Subtropische Region oder Region der afrikanischen Pflanzenformen, vom Meere bis 1200' Höhe. Mittel-Temperatur 17—18° N. Klima analog dem von Egypten und der Barbarey.

- 2) Region des Mittelmeeres oder der europäischen Kulturpflanzen. Von 12—2500'. Mittlere Temperatur 14° N. Klima wie im mittägigen Frankreich und in Mittel-Italien.

Gegen diese Cultur-Zonen erinnern die Verf., daß in einem durch vulkanische Gewalten gänzlich zerrissenen Lande keine so genaue Gränze des Anbaues gezogen werden könne, da sich dieser zugleich nach der Fähigkeit des Bodens bequemen müsse. Man finde z. B. an manchen Orten Obst- und Getreidebau noch bey mehr als 4000' Höhe über dem Meere. Indessen hat Hr. v. Buch gewiß auch durch seine Annahme den Kanarien die Fähigkeit nicht abprechen wollen, auf dieser Höhe noch unsere Nuyzpflanzen zu produciren, nur die Thatfache war ihm unbekannt geblieben.

- 3) Immergrüne- oder Wald-Region von 2500—4100'. Mitteltemperatur 11° N. Klima wie um Lyon und in der Lombardie.

- 4) Region der kanarischen Föhre von 4100—5900'. Mitteltemperatur 8° N. Klima wie in den nördlichen Gegenden von Frankreich und Deutschland. —

- 5) Region der Cumbre oder der Retama blanca 5900—10,380'. Mitteltemperatur bey 7—8000' kaum 4° N. Klima analog dem der schottischen Hochlande und von Drontheim.

Gegen diese höheren, dem wilden Pflanzenwuchse allein angehörigen Regionen erinnern die Verf. zunächst, daß sie sämtlich zu schmal angenommen seyen. Die Lorbeerbäume kämen häufig schon bey 2000' über dem Meere vor, ja auf Canaria liege der schattigste Punkt des Lorbeerwaldes von Dornmas sogar nur 1387' über dem Meere. Eben so reichten die kanarischen Föhren an der Nordseite bis ungefähr 9000' empor, und man habe sichere Nachweisungen, daß sie an der Südseite im Districte Chasna vor Zeiten als Urwälder bis gegen 1200'



ü. d. M. herabgestiegen seyen. Gegen die Vergleichenungen mit den angegebenen europäischen Klimaten wenden die Verf. vorzüglich ein, daß nicht allein die Maxima und Minima der Jahrestemperaturen, sondern auch die Feuchtigkeitszustände der verglichenen Orte sehr abweichend, und die in Parallele gestellten europäischen Landstriche durchgängig viel rauher seyen, daher auch die immergrünen kanarischen Bäume; die man in Europa anzusiedeln gedachte, nur in den geschütztesten Gegenden des mittelländischen Litorales und der Umgegend von Lissabon mit Vertheil gezogen werden könnten. Selbst in der Höhenregion (die v. Buch mit dem nördlichen Deutschland und Schottland vergleicht) bleibe es bis in den December warm, daher *Pinus canariensis* auch in den mildesten Gegenden Englands nie die Winter im Freyen aushalte. Ueber die eigenthümliche Beschaffenheit der Luftfeuchtigkeit, welche die Verfasser noch als Beleg gegen die v. Buch'schen Annahmen einwenden, geben wir das Wesentliche in der nachfolgenden Darstellung der Vegetationszonen oder Klimate, wie sie von Webb und Berthelot angenommen werden.

#### Erstes (unteres) Klima.

a) Nordlage. Grenzen: Vom Meeresspiegel bis zu 1500'. Höchste Temperatur an der Küste 30° Cent., niedrigste 16, 1. Differenz an der oberen Gränze nur 1 — 2°. Winde regelmäßig wechselnd von N. N. O. zu O. N. O. Himmel fast beständig wolkenfrei, nur von November bis Januar einige Regenschauer. Erdreich vulkanischer Tuff, Basalt, Schlacken und verwitterte Lavafelder. Auf den sandigen, gegen die See oft steil abstürzenden und von Schluchten durchschnittenen Küstenstrichen sind die großen Euphorbien mit *Placama* und *Kleinia* herrschend. Dattelpalmen, Opuntien, Agaven, Feigen, Bananen, Orangen, Maulbeeren u. s. w. werden kultivirt. Nach innen kommen steile Abhänge

und tiefe, oft von Waldströmen durchrauschte Schluchten vor, die eine eigene reiche Felsenflora beherbergen.

b) Südost- und Südwest-Lage. Die obere Gränze reicht bis 2500', ja manchmal (Thal von St. Jago) noch höher über den Meeresspiegel. An der See steigt die Wärme bis 33°, 3 Cent. Minimum 18, 8; Differenz der oberen Gränze 1 — 2, 5°. Windstille, manchmal durch West- oder Südostwinde unterbrochen; Himmel fast immer wolkenleer, Regen selbst im Winter sehr selten. Boden wie oben, aber die zahlreichen, tief und steil eingerissenen Schluchten im Innern selten von Waldströmen belebt. Küsten- und Kulturgewächse ungefähr wie oben, Flora der Felschluchten selbst den Gattungen nach als verschieden angegeben.

#### Zweytes (mittleres) Klima.

a) Nordlage. Von 1500 bis über 5000'. Luft feucht. Unterschied der Temperatur von dem am Meeresspiegel gemäß der Höhe der Station 2 — 8°. Frische Winde zwischen N. N. O. u. O. N. O. wechselnd. Himmel, besonders bey Tage, fast immer bewölkt. Häufige Nebel und Sprühregen im Sommer, Stürme und starke Regengüsse im Winter. Der Schnee, der manchmal in letzterer Jahreszeit die obere Gränze erreicht, schmilzt; fast augenblicklich wieder. Berge und Thäler; vulkanischer Thonboden, reich mit Humus bedeckt, und zersetzte Laven. Waldregion. Als Bäume vorherrschend Lorbeere und *Myrica* \*), zerstreut darunter Erdbeerbäume, *Ardisia* u. s. w. \*\*). Akklimati-

\*) *Laurus canariensis*, *indica*, *Barbusano*, *Persea foetens*, *Myrica Faya*.

\*\*\*) *Arbutus*, *Ardisia*, *Boehmeria*, *Cerasus*, *Celastrus*, *Erica*, *Ilex*, *Myrsine*, *Olea*, *Pittosporum*, *Rhamnus*, *Viburnum*, *Visnea*.



tiferte Bäume die Kastanien und *Quercus pubescens*. Die reiche Vegetation der übrigen Walzpflanzen muß im Buche nachgesehen werden. Farnkräuter, Laubmoose, Flechten. Nach oben endigt diese Region in die der Haiden und Gistusrösen. Hier sind *E. arborea*, *scoparia*, *Cistus vaginatus*, *candidissimus*, *Helianthemum guttatum* herrschend und an sie schließt sich unser Adlersfarn (*Pteris aquilina*) an.

- b) Südöst- und Südwestlage. Von 2500 bis ungefähr 4000', manchmal noch niedriger. Luft trocken und heiß. Temperatur-Unterschied gegen die Küste nach der Höhe 3—6°. Himmel fast immer wolkenleer, nur in den bewachsenen Thälern einige Nebel. Regen selten, im Winter plötzliche Stürme. Schnee reicht selten bis zur oberen Gränze herab und schmilzt dann augenblicklich. Berge und Thäler, fast gänzlich von Lorbeerwäldern entblößt (nur in den verschlungensten Schluchten gegen SO. und SW. wenige kleine Gruppen von Lorbeern, Erdbeerbäumen und Haizden), die Abhänge steiler, der Boden magerer. Dagegen die Gistus in großer Menge. Sie sind auf dieser Seite selten von den Haizden begleitet, nehmen aber einen viel breiteren Gürtel ein, als auf der Nordseite und reichen von 1800—4000' (zur Gränze der Föhrenwälder).

### Drittes (oberes) Klima.

Die Vertheilung der Gewächse ist hier nicht mehr durch die Exposition bedingt. Die Wolken bleiben in der Regel unter der Zone des dritten Klima's, und die Meerwinde haben auf dieser Höhe wenig Einfluß mehr. Gränzen an der Südseite von 4000', an der Nordseite von 5000' bis zur Spitze des Pits, 11424'. Temperatur ziemlich warm und trocken bey Tage, kalt und manchmal feucht während der Nacht. Temperatur-Unterschied gegen die

Küste nach der Höhe 9—18°. Unter Tags schwache und heiße Winde auf allen höheren Plateaux und Bergkämmen. Nachts Windstille, oft aber bey Sonnenaufgang durch plötzliche, nie lange anhaltende Stürme unterbrochen, welche nicht selten den Reisenden zur Entfernung zwingen und fast immer den Seewinden entgegenwehen. Himmel wolkenlos, keine Nebel. Regen im Sommer sehr selten, plötzliche Ungewitter im Winter. Auf den hohen Gipfeln von Palma, im Circus des Cañadas und den umgebenden Höhen auf Teneriffa häuft sich wohl der Schnee, schmilzt aber gewöhnlich bald wieder. Nur auf dem Piz bleibt er ungefähr 2 Monate, doch kommen viele Winter, wo er nur 2—3 Wochen liegt. Eis findet sich das ganze Jahr in der Grotte de la Nieve 9312' n. d. M. Neussert's steile Hänge, Plateaux und vulkanische Pits bilden die Oberfläche. Der Boden ist durch Eruptionen gänzlich verheert, trachytische Felsen in großen Massen, Tuffe, Schlacken und Bimssteine verschiedener Beschaffenheit. Da die Wolken fast immer niedriger (in der zweyten Region) schweben, so ist die Luft sehr trocken, und die wenige Feuchtigkeit, welche sich niederschlägt, wird auf den von der Sonne erhitzten Schlacken gleich wieder verdunstet oder verschwindet zwischen dem Geflüste, ohne eine einzige Quelle zu bilden. In allen diesen Dingen hat der Piz von Tejde die größte Aehnlichkeit mit dem Aetna.\*) Der Gipfel beyder Berge kahl, quellenlos, nur kurze Zeit mit Schnee bedeckt, fast immer wolkenleer. Die höheren Abhänge nackt, ohne den blühenden Rasen, der die Gipfel der Alpen schmückt und die Vegetation sehr arm an Arten.

(Schluß folgt).

\*) Man vergleiche hierüber die treffliche Abhandlung von Dr. R. U. Philippo über die Vegetation des Aetna in Schlechtendal's *Linnaea*. 1832. S. 737 ff.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

8. Juny.

Nro. 113.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Researches into the physical history of mankind. By James Cowles Prichard. Third edition. Vol. I. London. 1836. VIII. und 376 S. in groß 8. mit 9 Kupfertafeln.

Wenn Ref. vor einiger Zeit an die unerquickliche Aufgabe sich zu machen hatte, Vorys Naturgeschichte des Menschen als ein der Wissenschaft durchaus unwürdiges Erzeugniß nachzuweisen, so ist es ihm dagegen ein sehr erfreuliches Geschäft, von dem vorliegenden Werke Prichard's eine Anzeige zu liefern. So tadelloswerth jene Arbeit, so empfehlenswerth diese. Von ihrer dritten Auflage ist uns vor Kurzem der erste Band zugekommen.

Es ist nun fast ein Menschenalter verflossen, seitdem Prichard als Schriftsteller in diesem Fache aufgetreten ist und er hat demnach hinlängliche Zeit gehabt, mit seinem Gegenstande gründlich bekannt zu werden. Schon im Jahre 1808 lieferte er hierüber seine erste Arbeit in einer Inauguralabhandlung, welche in Edinburg erschien. Indem er dieselbe weiter ausführte und ihr eine neue Form gab, wurde sie 1813 zur ersten Ausgabe von diesem Werke, von welchem im Jahre 1826 eine zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage herauskam. Auch dieser erste Band der dritten Auflage hat solche Umänderungen und Zusätze erhalten, daß der Verf. nicht mehr, wie vorher, seinen Gegenstand in zwey Bänden zusammen zu fassen vermag, was bey der von allen Seiten reichlich zuströmenden Menge des Materials nicht verwundern und der neuen Ausgabe nicht zum Tadel gereichen wird.

Der vorliegende erste Band befaßt sich mit Betrachtung des Urzustandes des Menschengeschlechtes, nämlich mit der Entstehung, Arts-Identität und Ausbreitung desselben. Ein Autor, der über die Urgeschichte des Menschen oder der Erde zu reden hat, muß nothwendiger Weise, sey es nun stillschweigend oder durch offene Aeußerung, eine Art von Glaubensbekenntniß ablegen, indem er die Angaben der Bibel hierüber entweder zu den seiüigen macht oder nicht. Wir haben bereits gesehen, in welcher entschiedenen Opposition hiegegen ein Naturforscher, wie Vory, sich gesetzt hat; er steht indeß nicht alleine: radicale Philosophen und Philosophen, wie Boshen, Raak und Batke haben sich ihm als gleichgesinnte Bundesgenossen angeschlossen. Wir haben aber auch bey der Anzeige von Buckland's Geologie bereits die erfreuliche Wahrnehmung gemacht, mit welcher Entschiedenheit dieser englische Naturforscher an der Autorität der heiligen Schrift festhält, und Prichard's Werk ist uns ein neuer Beweis von der Solidität englischer Gelehrsamkeit. Gleich von vorn herein erklärt der Verf., daß er die Angaben der Bibel als die absolute Wahrheit anerkenne, mit der wissenschaftliche Resultate in keinem Widerspruche stehen können. Durch diese Erklärung sind wir demnach beruhigt, daß uns die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen nicht, wie bey Vory, aus Decent an den biblischen Urkunden, zur Frage entstellt und verdreht werden.

Die Untersuchungen, welche in diesem ersten Bande vorkommen, sind in zwey Bücher vertheilt. Das erste handelt „von dem Ursprunge und der

Verbreitung der organischen Wesen, oder Betrachtungen über die Frage, ob jede Art aus dem Thier- und Pflanzenreiche ursprünglich von einem oder mehreren verschiedenen Stämmen abzuleiten sey.“ Mit Recht hält der Verf. die Erörterung dieser Frage für wichtig, um analoge Beziehungen für seinen Hauptzweck zu gewinnen. Kann sie auch nicht mit apodiktischer Gewißheit erledigt werden, immerhin wird sie viele lehrreiche Aufschlüsse gewähren.

Als Resultate der Untersuchungen des ersten Buches stellt der Verf. folgende drei hin:

1) „Die Hypothese von Linné, daß alle Klassen der Pflanzen und Thiere von einem und demselben Mittelpunkt oder einem begrenzten Striche herstammen, verwickelt sich in Schwierigkeiten, welche nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse zu physikalischen Unmöglichkeiten werden. Botanische und zoologische Thatsachen stehen hiemit in gleichem Widerspruche.“

2) „Die zweite Hypothese, nach welcher dieselbe Art von mehreren verschiedenen Originalen abstammen, oder in der Periode ihrer ersten Existenz allgemein über getrennte Gegenden verbreitet gewesen seyn soll, verträgt sich auch nicht mit Thatsachen. Es scheint nicht, daß die Natur organische Wesen allenthalben, wo die physischen Erfordernisse zu ihrem Gedeihen vorhanden waren, ins Daseyn gerufen habe.“

3) „Die Folgerung, welche aus den gegenwärtig gekannten Thatsachen sich ableiten läßt, scheint folgende zu seyn. Die verschiedenen Stämme organischer Wesen sind von dem Schöpfer ursprünglich in gewissen Gegenden, welche ihrer Natur besonders angemessen waren, hervorgebracht worden. Jede Art hat einmal mit einem einzelnen Stocf begonnen; wahrscheinlich wurde zuerst, wie Linné meinte, ein einzelnes Paar an einem besondern Orte erschaffen und der Nachkommenschaft es überlassen, sich in eine solche Entfernung von ihrem ursprünglichen Stammsitze auszubreiten, als die lokomotiven Gewalten, oder die Fähigkeit in Ertragung der Veränderung des Klima's und anderer physikalischen Agentien es nur immer erlauben mochten.“

Die Nuzanwendung auf die Lehre von der ursprünglichen Verbreitung des Menschengeschlechtes ergibt sich aus dem Vorstehenden von selbst.

So annehmbar indeß auch diese Ansichten über die primäre Ausbreitung der organischen Wesen er-

scheinen, so sind hiemit doch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, indem die Sündfluth dem ursprünglichen Zustande ein Ende, und hiemit also eine neue Ausbreitung der Thiere und Pflanzen über die Erdoberfläche nothwendig machte. Wie verhält es sich nun mit dieser?

Wer freilich mit den philosophischen Doctrinen eines Strauß und Gleichgesinnter sich befreundet könnte, der wäre aller desfallsigen Schwierigkeiten schnell enthoben, denn da in der von ihnen construirten Weltordnung kein unmittelbares Eingreifen Gottes in den Gang der Weltbegebenheiten, als „geläuterten Ansichten von dem Verhältnisse Gottes zur Welt widersprechend“, zulässig ist, da jede historische Urkunde, die eines solchen Aktes gedenkt, eben deßhalb, weil es für die „neue fortgeschrittene Bildung“ keine übernatürliche Causalität geben kann, sich gleich als Dichtung oder Mythos verräth, so wäre hiemit auch die ganze Erzählung von der Sündfluth in das Reich der Fiktionen verwiesen, und der Naturforscher dadurch aus der Verlegenheit befreit, in welche ihn die doppelte Verbreitungsweise hinein bringt. Da der Ref. jedoch so wenig als der Verf. zu solchen, eben so willkürlichen als irigen Voraussetzungen sich bequemen kann, da er ein Verfahren, welches die Geschichte nach den Constructionen eines befangenen Systemes ummodellt, als un- und antihistorisch von sich weisen muß, so ist er mit Prichard genöthigt, die Erzählung von der Sündfluth, wenn sie gleich durch „das unmittelbare Eingreifen des Göttlichen in das Menschliche“ bezeugt ist, als eine historische Thatsache festzuhalten, und dem Naturforscher bleibt nun die Aufgabe, sich dieselbe, in soweit sie naturhistorischen Inhaltes ist, zum Verständniß zu bringen.

Da wir in den mosaïschen Urkunden keine Aufschlüsse über die Verbreitung der organischen Geschöpfe nach dem Ablauf der Sündfluth erhalten, überhaupt jedes andern historischen Anhaltspunktes entbehren, so könn-



nen über diesen Punkt nur Hypothesen aufgestellt werden. Als solche führt der Verf. folgende an.

Die vorherrschende Meinung ist, daß alle Arten von jetzt vorkommenden Landthieren ihren Ursprung von einem in der Arche Noah's erhaltenen Stamme haben.

„Ein Ereigniß, wie das der Zusammenbringung aller Thiere von allen Theilen der Erde durch eine übernatürliche Conflagration, so wie ihre Zurückführung zu ihren primitiven Wohnorten durch denselben Einfluß, müßte, obgleich ein auffallendes Wunder, doch in der Machtvollkommenheit des allmächtigen Schöpfers gestanden haben. Es drängt sich jedoch die Bemerkung auf, daß wenn ein solches Eingreifen in die gewöhnlichen Gesetze der Natur wirklich stattgefunden hätte, es auffallend ist, daß wir keine Andeutung davon in der heiligen Schrift finden, und man scheint zu viel aus der einfachen Erzählung, wie sie uns vorliegt, gefolgert zu haben, um ein solches Wunder zuzulassen. Es ist nämlich Noah bloß anbefohlen: „Aus allerlei reinem Vieh nimme zu dir je sieben und sieben, das Männchen und sein Weibchen, von dem unreinen Vieh aber je ein Paar; desselben gleichen von den Vögeln unter dem Himmel etc., auf daß Same lebendig bleibe über den ganzen Erdboden.“ Hier ist keine Andeutung von außerordentlichen Mitteln, die zur Zusammenbringung von Thieren von den entferntesten Gegenden in Bewegung gesetzt wurden. Ich bin durchaus nicht geneigt, mich zu den Argumenten solcher Ausleger zu verstehen, die man mit Unrecht Neologen nennt, indem ihr Vorhaben keineswegs neu ist, welche, unter dem Vorwande die Wahrheit der heiligen Schrift festzuhalten, alle Wundererzählungen in vollkommenem Widerspruch mit dem Sinne der Erzählung selbst erklären; aber ich glaube nicht von der Meinung der oben angeführten Stelle abzuweichen, wenn ich voraussetze, daß sie sich auf die Thiere der vor der Sündfluth durch Menschen bewohnten Gegend bezieht, und daß es also wahrscheinlich zunächst die Hausthiere und die reinen, oder die in den patriarchalischen Einzeltungen zum Opfern bestimmten Thiere waren. Diese Stämme, welche außerdem angekommen wären, wurden, wie es scheint, zugleich mit dem Menschen erhalten, und mit ihm weiter ausgebreitet.“

Hinsichtlich der Ableitung der wilden, nun in den entferntesten Gegenden vorkommenden Thiere, legt der Verf. zwei Hypothesen zur Auswahl vor:

1) „Daß die ganze Erde, welche von der Fluth bedeckt wurde, lediglich die bewohnte Welt, die von dem Menschengeschlecht eingenommene Region war. Zu Gunsten dieser Hypothese könnte gesagt werden,

daß, wie der ausdrücklich angegebene Zweck der Sündfluth es war, das entartete Menschengeschlecht zu vernichten, dieser durch die Ueberfluthung der bewohnten Welt erreicht und alle entfernten Regionen mit den Thieren, welche sie enthielten, erhalten worden seyen.“  
2) „Daß die ganze Erde überfluthet wurde, und nach Ablauf der Bewässer eine neue Schöpfung organischer Wesen, dem Klima jeder Region angemessen, statt hatte, und daß unter diesen neuen Stämmen das Menschengeschlecht, nebst den ihm gleichzeitigen und ihm zugegebenen Thieren, sich im Lauf der Jahrhunderte ausbreitete.“

Um den Einwurf gegen diese letztere Hypothese, daß sie eine theilweise Schöpfung nach der großen Fluth voraussetze, wovon in der heiligen Schrift keine Rede sey, zu beseitigen, bemerkt der Verf.:

„Dieser Einwurf muß zugestanden werden. Aber ist es wohl zu vermuthen, daß die heilige Schrift einen Bericht von Allen, was der Allmächtige in der kreatürlichen Schöpfung zu bewerkstelligen gedachte, oder nur von seinen Anordnungen hinsichtlich des Menschengeschlechts enthalte? Und welche Wichtigkeit hätte es denn für die Menschen haben können zu wissen, wann Neuhoiland seine Ringurbs und die Wälder von Paraguay ihre Ameisenfresser und Gürtelthiere bekamen?“

(Fortsetzung folgt.)

## Histoire naturelle des Iles Canaries par M. M. P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, etc.

(Schluß.)

Zwey Leguminosen sind die letzten größeren und geselligen Phanoogamen, am Pik *Cytisus nubigenus*, am Aetna *Genista aetnensis*. Weiter herab ersetzt auf Teneriffa *Pinus canariensis* den *P. Laricio*, der um Aetna bis 6200' emporgeht und *Erica arborea* bildet an beyden Bergen mit der kosmopolitischen *Pteris aquilina* einen eigenen Gürtel oberhalb der Wälder. Auch die beständigen Nebel der Waldregion, die zur Regenzeit in häufigen Güssen niederfallen, sich aber verflüchtigen, wenn der Wind sie gegen die heißen Niederungen hinabtreibt, kommen beyden Bergen zu. Berthelot erinnert



hiebey noch an die Berge der Sandwichinseln, die nach Gaudi'schoud ebenfalls von 250 bis wenigstens 600 Toisen ü. d. M., so weit die Urwälder reichen, permanent in Wolken gehüllt und beständig besenchtet sind. Wir möchten dabey auch der alten Sage gedenken, daß auf Madeira ein Baum wachse, der mit dem von seinen Blättern träufelnden Wasser die ganze Insel versorge, offenbar eine Hindeutung auf den ähnliche Quellen währenden Feuchtigkeitszustand der ursprünglichen Waldregion.

Die Vegetation theilt sich in dem oberen Klima in die Region der Föhrenwälder, wo die kanarische Föhre allein dominirt und in ihrem Schatten wenige Waldpflanzen hegt \*), und in die der strantzartigen Leguminosen (*Cytisus nubigenus* und *Adenocarpus frankenioides*) und Alpenpflanzen. \*\*) Diese sind auf den höchsten Kuppen der einzelnen Inseln verschieden und zum Theil auf sehr kleine Distriete beschränkt. Am Pik hören die letzten *Phanerogamen*, *Silene nocteolens* und *Viola cheiranthifolia* ungefähr bey 9850' auf. Am Rande des Kraters bey 11424' fand sich nur mehr ein Laubmoos unserer Alpen, *Weissia verticillata* Schwaegr. und eine, sonst im hohen Norden vorkommende Konserve, *Scytonema myochrus* Ag.

\*) *Helianth. guttatum*, *Lotus angusti folius*, *Festuca Myurus*, *Erigeron vis cosum*, *Thymus Calamintha*, *Asphodelus ramosus* etc.

\*\*) Auf Teneriffa zwischen den Leguminosen auf dem großen Plateau der Cañadas: *Centaurea cyanoides*, *Chrysanth.* *Bronssonetii*, *Echium Aubertianum*, *Nepeta Treydea*, *Polycarpaea aristata*, *Scrofularia*, *globrata* *Pteris aquilina* etc. — Auf den Kaminen der Centralgebirge *Arabis albidia*, *Carlina xeranthoides*, *Cheiranthus scoparius*, *Junip.* *Cedrus*, *Ephedra monostachia*, *Festuca lapa*, *Pimpinella Cumbrae*, *Deudroselinum* *Pyrus Aria* var. *Rhamnus coriacea*, *Rosa Armidae*, *Satureja Tenuis*, *Betheucontriv palmensis*, *Tolpis lagopoda*, *Thymus Beuthami* etc. — Auf Canaria: *Satureja Canaia*, *Tennis*, *Genista microphylla* etc. — Auf Palma: *Junip.* *Cedrus*, *Arabis albidia*, *Cerastium strictum* var., *Viola palmensis* etc.

In Kürze zusammengefaßt stellt sich also die phytostatische Vertheilung der Vegetation auf den Kanarien folgendermaßen dar:

#### Erstes Klima.

Erste Region. Pflanzen der Niederungen (planes des bases).

Zweite Region. Pflanzen der Schluchten (planes des ravins.)

Kultur an allen bebaubaren Orten. Obere Grängen auf der Nordküste kaum bis 2000', nur an entwaldeten Orten höher, an der Seefüste bey 3000'.

#### Zweytes Klima.

Dritte Region. Lorbeere und Waldpflanzen.

Vierte Region. Haidekräuter und Eistrosen.

Kulturen nur an entwaldeten Orten. An der Nordseite steigen die Haiden, welche die Wälder nach oben begränzen, und die auf sie folgenden Eistrosen bis über 5000' empor. An der Südseite fehlen die Waldungen häufig ganz und Eistusarten nehmen die ganze Zone bis zu 4000' Höhe ein.

#### Drittes Klima.

Fünfte Region. Föhren und andere Forstpflanzen.

Sechste Region. Strauchige Leguminosen und andere Alpenpflanzen.

Unbebautes Land. Die Föhre reicht auf der Nordseite nicht über 4000' herab, steigt aber bis nahe 9000' empor. Auf der Südseite behauptete diese Region sonst eine sehr große Ausdehnung und reicht noch jetzt von 3000' (zwischen den Eistüs) bis 8000' empor.

Wir beschließen hiemit den ersten Theil der Anzeige dieses ausgezeichneten Werkes, uns vorbehaltend, nach dessen Vollendung das noch Fehlende nachzuholen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

9. Juny.

Nro. 114.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Researches into the physical history of mankind. By James Cowles Prichard. Third edition. Vol. I. London. 1836. VIII. und 376 S. in groß 8. mit 9 Kupfertafeln.

(Fortsetzung.)

Während der Verf. in der zweyten Ausgabe diese letztere Hypothese für diejenige erklärt, welche ihm am geeignetsten erschien, die naturhistorischen Faeta mit der mosaischen Erzählung in Einklang zu bringen, scheint er sich in der neuen Auflage vor einer bestimmten Erklärung, indem er sagt:

„Ich will mich nicht für eine dieser Annahmen aussprechen, sondern sie klos dem Lesere vorlegen, der sich aus ihnen diejenige auswählen mag, welche ihm am meisten zusagt, oder der sich, wenn er es im Stande ist, eine andere, die ihm als vorzüglicher erscheint, aufstellen kann.“

Da der Verf. hiemit die Verhandlung über diesen Punkt abschließt, so hat auch Ref. keine Veranlassung, seine eigenen Ansichten hierüber ausführlicher zu entwickeln und er begnügt sich mit einigen Bemerkungen über die von Prichard vorgelegten Hypothesen. Unter ihnen kann er diejenige, welche die Sündfluth nur über den von Menschen bewohnten Theil der Erde ausdehnt nicht in Uebereinstimmung mit der mosaischen Erzählung bringen. Wenn es im 7ten Kapitel der Geneseß, V. 22 und 23 heißt: „Alles, was einen lebendigen Odem hatte im Trocknen, das starb. Also ward vertilget alles, was auf dem Erdboden war, vom Menschen an bis auf das Vieh und auf das Gewürm, und auf die Vögel unter dem Himmel, das ward alles von der Erde

vertilget, allein Noah blieb über, und was mit ihm in dem Kasten war;“ — wenn wir diese Angaben gehörig erwägen, so lassen sie sich nicht auf einen Theil der Erdoberfläche beschränken, sondern können, wenigstens nach dem Ermessen des Ref., nicht anders, als von der ganzen Erde verstanden werden, so daß also alle Landthiere, mit Ausnahme der in der Arche bewahrten, zu Grunde giengen.

Beseitigen wir also diese Hypothese, so bleibt uns nur noch die Wahl zwischen den beyden andern, wovon die erste den jetzigen Bestand der Thierwelt durchgängig auf die in der Arche enthaltenen Stämme zurückführt, die letzte nur einen Theil unserer gegenwärtig vorkommenden Thiere davon ableitet, für den andern aber eine besondere Nachschöpfung postuliert. Von beyden Annahmen kann nicht gesagt werden, daß sie der mosaischen Erzählung widerstreiten; gleichwohl hält Ref. die erstere, wenn auch in naturhistorischer Beziehung die schwierigere, für die, welche dem ganzen Sinne des Textes die angemessenste ist. Auch sind bey reiflicher Ueberlegung die Schwierigkeiten keineswegs so groß, daß die Naturwissenschaft zur Erklärung der Zusammenbringung der Thiere, ihrer Erhaltung in der Arche und ihrer neuen Ausbreitung über den Erdboden auf lauter ungewöhnliche, unvernittelte, den sogenannten Naturgesetzen vollkommen contraire Vorgänge sich berufen müßte; im Gegentheile würde es ihr eben so sehr schwer nicht werden, aus analogen Erscheinungen im gegenwärtigen Bereiche des organischen Lebens Anhaltspuncte genug zu gewinnen, um vom naturhistorischen Standpuncte aus die Möglichkeit

einer solchen Thatsache, selbst wenn zu ihrer Wirklichkeit nur die in dem gewöhnlichen Weltlaufe gebotenen Mittel verwendbar wären, sich anschaulich zu machen. Davon bey einer andern Gelegenheit mehr.

Das zweyte, an Umfang viel beträchtlichere Buch des angezeigten Werkes erörtert die höchst wichtige Frage, ob die verschiedenen Menschenrassen von einer oder mehreren Arten abstammen. Der Verf. unternimmt ihre Verantwortung, indem er beständig auf analoge Verhältnisse im Pflanzen- und Thierreiche hinweist. Zuerst betrachtet er die Merkmale, welche den verschiedenen Abänderungen der Art mehr oder minder constant zukommen, hernach diejenigen, welche von mehr veränderlicher Natur sind und besondere Varietäten constituiren.

Als Merkmale, welche bey einer Species nur geringe Abweichungen darbieten und daher zur Bestimmung des Artsbegriffes wesentlich sind, bezeichnet der Verf. 1) die Erscheinungen des thierischen Lebensprocesses, als z. B. Lebensdauer, Geschlechts-Verhältnisse, die Vorgänge des Gebärens und der Reproduction; 2) Fortpflanzungs-Fähigkeit; 3) pathologische und 4) psychologische Verhältnisse. Alle diese Momente werden vom Verf. einer gründlichen Prüfung unterworfen.

Zuerst zeigt er, daß die normalen Erscheinungen des thierischen Lebensprocesses bey den verschiedenen Menschenrassen keine solchen Differenzen darbieten, welche zur Annahme einer specifischen Verschiedenheit nöthigen würden.

Alsdann geht er an die Erörterung, in wie weit die Befähigung zur fruchtbaren Fortpflanzung ein Merkmal für die specifische Einheit verschiedener Stämme abgeben könne. In diesem für die Festsetzung der Arts-Identität wichtigsten Punkte hätte der Verf. weit strengere Bestimmungen zu liefern vermocht, wenn er nicht durch Rudolphis Autorität zu sehr sich imponiren hätte lassen. Dieser auf

dem Gebiete der Empirie so ausgezeichnete Beobachter hatte der Offenbarung keinen Geschmack abgewinnen können, und daher auch kein Bedenken getragen, die biblische Erzählung von einem Menschenpaare für einen Mythos zu erklären, der bey uns keinen Beyfall mehr fände. \*) Um diese Behauptung auf wissenschaftlichem Wege zu begründen, suchte er durch Beyspiele zu zeigen, daß verschiedene Arten unbehindert fruchtbare Bastarde mit einander zu erzeugen vermöchten, so daß also die Fortpflanzungs-Fähigkeit keineswegs einen Beweis für specifische Einheit liefern könne. Bey diesem Bemühen möchte es Einem aber fast befremdend vorkommen, wenn nicht ähnliche Fälle unter denselben Umständen sich immer wiederholen würden, daß derselbe Schriftsteller, welcher zur biblischen Autorität so wenig Vertrauen hat und in Bezug auf sie immer zur Prüfung auffordert, anderweitigen Autoritäten dagegen, deren Behauptungen seinem individuellen Geschmacke zusagen, so unbedingten Glauben schenkt, daß er auch in höchst bedenklichen Fällen die nothwendige Kritik unterläßt. Dieß gilt namentlich von einem seiner beygebrachten, auch von Prichard aufgeführten Beyspiele, welches Rudolphi hauptsächlich zur Bestreitung der Einheit der Menschenspezies benützt, so daß Ref. dadurch veranlaßt sich sieht, umständlicher auf diesen Fall einzugehen, um so mehr, da er denselben in seiner Fortsetzung von Schrebers Werk über die Säugthiere übersehen hat.

Wir lesen nämlich bey Rudolphi \*\*) und von ihm entlehnt bey unserm Verf. (S. 141) Folgendes:

„Den interessantesten, am meisten beweisenden Fall hat Hellénus. Er bekam eine sardische Mehtub, die keinen Ziegenbock, allein einen Schaafbock zuließ; die davon entstandenen Jungen, welche in der Gestalt dem Vater ähnlich waren, in der Farbe aber Vieles von der Mutter hatten, wurden mit franz

\*) Vergl. Rudolphis Beiträge zur Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte.

\*\*) N. a. D. S. 165.

sehen Schaafböcken belegt; so geschah es ein Paar Generationen hindurch und endlich waren es ganz gemeine finnische Schafe. Nichts kann überzeugender dardrüber, daß die Begattung die Spezies nicht bestimmt, wenn die Jungen auch immer fruchtbar bleiben.“

Ein unerhörtes, in der ganzen Geschichte der organischen Welt beispielloser Fall! Das Unerhörte desselben liegt nicht etwa darin, daß Thiere verschiedener Arten, ja selbst verschiedener Gattungen und was noch mehr sagen will, sogar verschiedener Familien sich mit einander begiengen, auch nicht etwa, daß sie ein Junges hervorbrachten — Goetze will einen, freylich wenig verbürgten, analogen Fall der letztgenannten Anbrüt beobachtet haben —; aber darin liegt es, daß während die Bastarde, welche von verschiedenen, jedoch zu derselben Gattung gehörigen Arten entspringen, allen Erfahrungen zu Folge in der Regel steril sind, höchst selten nur durch Anpaarung mit den elterlichen Stämmen eine präkäre Fortpflanzungs-Fähigkeit erlangen \*), hier dagegen von Bastarden, die nicht etwa bloß von verschiedenen Arten oder verwandten Gattungen, nein, die sogar von verschiedenen Familien herrühren, behauptet wird, daß ihnen eine andauernde Fruchtbarkeit zukomme. Nach mehreren Generationen („ein Paar“ und „endlich“) soll die Vermischung von Reh und Schaf in finnischen Schafen ausgegangen seyn. Wenn Einem eine so außerordentliche, allen sichern Erfahrungen so conträre Behauptung aufstößt, so darf man nicht, wie Rudolphi es thut, sie ohne weitere Prüfung gleich als unzweifelhaft annehmen, sondern sie ist zuvor der strengsten Kritik zu unterwerfen, um hiedurch zur festen Ueberzeugung zu gelangen, daß die Beobachtung vor allem Irrthume zu sichern sich gewußt hat. Diese von Rudolphi und Prichard außer Acht gelassene Kritik wollen wir jetzt üben, da der Ge-

genstand in den daraus abgeleiteten wissenschaftlichen Folgerungen zu wichtig ist. \*)

\*) Wenn Rudolphi (S. 165) mit Hellenius ohne weitere Einschränkung behauptet, „daß an sich alle Bastarde fruchtbar sind und nur spezielle Umstände hinzutreten, die einzelne Individuen unfruchtbar machen“, so stellt er die Sache geradezu auf den Kopf. Eben die Hinneigung zur Sterilität ist es, welche nach den Erfahrungen von Jahrhunderten die Bastarde charakterisirt; dieß ist Gesetz in der Pflanzen-, wie in der Thierwelt. Hinsichtlich der ersten sagt De Candolle in seiner vortrefflichen Pflanzen-Physiologie (überetzt von Römer. II. S. 375): „Dahingegen sind alle Beobachter darüber einverstanden, daß sämtliche Versuche künstlicher Befruchtungen zwischen Pflanzen verschiedener und hinlänglich begründeter Familien schlagversagen sind. Diese durch die Analogie mit dem Thierreiche, so wie durch diejenige der vegetabilischen Züpfungen bestätigte Thatfache scheint mir eine unbestreitbare Wahrheit zu seyn. Nicht allein können Pflanzen aus verschiedenen Familien einander nicht befruchten, sondern es ist auch sehr selten, daß Bastardbefruchtung zwischen verschiedenen Gattungen der gleichen Familie stattfindet und scheitern wenigstens, wenn sie möglich seyn soll, die Gattungen sehr nahe verwandt seyn zu müssen.“ Ferner (S. 401): „Wir müssen hinzufügen, daß die unfruchtbaren Bastard- unter denjenigen, deren Abstammung am besten bekannt ist, die zahlreicheren sind.“ Und endlich (S. 432): „Lindley nimmt wohl an, daß Bastarde fruchtbar seyn können, glaubt aber, diese Fruchtbarkeit erstreckt sich nicht über das dritte Geschlecht.“

Alle diese Beschränkungen gelten ebenfalls für das Thierreich, und zwar hier in noch größerer Strenge, wo eine Befruchtung nicht zufällig durch äußerliche Agentien, als wie bey Pflanzen durch Wind und Insekten eingeleitet werden kann, sondern wo der Paarungsakt von der Willkühr der Individuen abhängt und im freyen Zustande überdies an bestimmte Zeiten gebunden ist. Daß sich Arten derselben Gattung unter Vermittelung des Menschen mit Erfolg begatten können, ist allgemein bekannt; wir wollen, um bey den warmblütigen Thieren stehen zu bleiben, nur an die Maulthiere und an die Bastarde von Kanarienvögeln mit Hänslingen z. erinnern; in dem Zustande der Freyheit gehören aber solche

\*) Vergl. des Ref. Fortsetzung von Schrebers Säugthieren. V. 1. S. 1280 u. f.



Leider kann Ref. von Hellenius \*) Dissertation, in welcher der angeführte Fall erzählt ist, keine unmittelbare Einsicht nehmen. Er kennt sie nur aus

Fälle zu den allergrößten Seltenheiten. Noch ungleich seltener ist die Paarung verschiedener, aber verwandter Gattungen; von einer erfolgreichen Begattung zwischen verschiedenen Familien wüßte ich nur den von Goetze (Rehbock und Schafmutter) und den oben besprochenen Fall von Hellenius anzuführen; von verschiedenen Ordnungen ist auch nicht ein einziger sicherer Fall aufzubringen, denn die Sumarren sind längst in das Reich der Fabeln verewien.

Es fragt sich nun aber noch, wie es sich mit der Fruchtbarkeit der Bastarde verhält, und zwar ist diese nach einer doppelten Beziehung zu würdigen, nämlich 1) nach der Anpaarung mit den elterlichen Stämmen, und 2) nach der Begattung der Bastarde miteinander selbst. Wenn auch hierüber gerade keine für wissenschaftliche Zwecke direct angestellten Versuche vorliegen, so ist doch die mehr oder minder ausgeprägte Sterilität eine erwiesene Thatsache. Kein einziger verbürgter Fall ist mir bekannt, durch den sich erweisen ließe, daß Bastarde bey einer Verpaarung unter sich ihren Stamm fortgehalten hätten. Etwas Anderes ist es, wenn der von verwandten Arten entsprungene Bastard sich mit einem der elterlichen Stämme anpaart; hiedurch kann bey überwiegender Energie des letzteren in einem günstigen Falle die Sterilität des ersteren überwunden und vielleicht selbst den Jungen auf die nächsten Generationen zu Gute kommen; hiesür scheint ein einzelner, von Sprenger (Opuscula physico-mathematica, p. 37) über Kanarienvögel berichteter, freylich vor der Möglichkeit des Irrthums nicht gehörig gesicherter Fall, zu sprechen. Daß aber, wie schon erwähnt, Bastarde bey reiner Züchtung untereinander sich fortgehalten, oder auch nur, wenn sie von verschiedenen Gattungen oder gar von verschiedenen Familien herköhren sollten, durch Anpaarung mit einem der elterlichen Stämme eine andauernd fruchtbare Nachkommenschaft erzielt hätten, ist zur Zeit durch kein anderes Beispiel als das von Hellenius beigebrachte belegt.

\*) Cogitationes quaedam de animalibus hybridis, praes. C. N. Hellenio resp. J. J. Holmberg. Abaoe 1798. 4.

der kurzen Mittheilung von Rudolphi in den Beyträgen, so wie in dessen schwedischen Annalen (I. S. 192). Weder hier, noch dort ist aber die notwendige Prüfung der angeblichen Erfahrungen vorgenommen; sie sind sogar nicht einmal im Detail angeführt, sondern es werden nur die Resultate referirt. Uebrigens geht aus Allem hervor, daß man bey Benützung des Originals selbst nicht viel mehr Anhaltspuncte für die Kritik würde gewonnen haben, da die Dissertation überhaupt von den hybriden Bildungen handelt, so daß der erwähnte Fall nur unter andern mit angeführt, und in keinem protofollarischen Nachweis seines ganzen Verlaufes, durch welchen man zur eigenen Ueberzeugung von der Richtigkeit und Zuverlässigkeit des Thatbestandes gelangen könnte, dargelegt zu seyn scheint.

Ein solcher Nachweis hätte aber vor Allem geliefert werden müssen, wenn wir einer so unglaublichen Begebenheit Glauben schenken sollen; er wäre um so mehr vorzuziehen gewesen, da Hellenius zu wenig bekannt ist, als daß seine bloße Autorität eine sichere Gewähr liefern könnte, daß die Reihe von Beobachtungen unter solchen Cauteleu vorgenommen wurde, die jeden Irrthum und jede unverlässige Angabe ausschlossen. Die Kritik hätte demnach ein vollkommenes Recht, wenn sie diesen Fall als der nothwendigen Gewährleistung ermangelnd, ohne Weiteres abweisen würde; hieomit wäre indeß der Knoten bloß zerhauen, nicht gelöst. Versuchen wir daher aus den wenigen Angaben, die uns geboten sind, eine kritische Einsicht in diese Erzählung zu gewinnen; vielleicht gelingt es, auf Resultate zu kommen, die minder befreundend sind.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

10. Juny.

Nro. 115.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Researches into the physical history of mankind. By James Cowles Prichard. Third edition. Vol. I. London. 1836. VIII. und 376 S. in groß 8. mit 9 Kupfertafeln.

(Schluß.)

Vor Allem hat man sich in der vorliegenden Erzählung zu versichern, daß die Mutter der Bastarde wirklich eine Rehkuh ist, wofür sie ausgegeben wird. Offenbar ist sie dasselbe Individuum, von dem Hellenius \*) schon früher an einem andern Orte berichtet, daß er aus Abo von dem Kapitän eines Kauffahrteyschiffes aus Cagliari eine Rehgeiß erhalte, daß er vergebens für sie nach einem Rehbock gesucht, daß sie einen Ziegenbock nicht, wohl aber einen Widder zugelassen hätte, von dem sie trächtig geworden wäre: die Frucht sey indessen zufällig verunglückt. Daß nun in der später geschriebenen Dissertation wirklich von derselben Rehgeiß die Rede ist; geht daraus hervor, daß sie eine „sardinische Rehkuh“ genannt wird, und daß die vergesslichen Versuche mit einem Ziegenbock ebenfalls erzählt sind.

Allein in Sardinien giebt es gar keine Rehe; dieß hat schon Cetti berichtet und neuerlich hat es wieder Küster bestätigt. Die „sardinische Rehkuh“ kann demnach, eben weil sie aus Sardinien herkommt, kein Reh seyn; sie gehört einer andern Art an. Aber welcher? Vom Hirschgengeschlecht kommt auf der genannten Insel lediglich der Edel- und

Dammhirsch vor; beyde unterscheiden sich aber vom Reh theils durch mehr oder minder überwiegende Größe, theils und vornämlich durch Thränengruben und langen Schwanz, so daß mit ihnen nicht leicht eine Verwechslung vorfallen kann. Dagegen hat ein anderes sardinisches Thier mit der Rehgeiß in Bezug auf letztgenannte Stücke, ferner hinsichtlich der Größe, Färbung, Behaarung, und selbst in den Hauptumrissen der Gestalt so viele Ähnlichkeit, daß man jenes wohl für ein solches ausgeben könnte. Und dieses Thier ist kein anderes als das Muslon-Weibchen; eine Art, welche wahrscheinlich schon griechische Autoren unter dem Namen Ophion für einen kleinen Hirsch genommen haben. Die auffallendsten Differenzen zwischen Rehgeiß und Muslon (die beyde ungeschlechtlich sind) liegen in der Form des Kopfes und in dem deutlicheren Schwanzstummel des letzteren. Allein konnte dieser, wie es so oft vorkommt, durch die Gefangenschaft nicht abgestoßen, oder von dem sardinischen Kapitän, dem ein Muslon als etwas sehr Ordinaires, ein Reh aber als eine erstaunliche Seltenheit galt, nicht absichtlich abgelöst worden seyn, um „ein sardinisches Reh“ daraus zu machen? Und über die wenigen Formverschiedenheiten des Kopfes, konnte man sich über diese nicht dadurch hinwegsetzen haben, daß man sich damit beruhigte hier nicht eine gewöhnliche, sondern eine sardinische Rehkuh, eine besondere merkwürdige Abänderung, vor sich zu sehen?

Ref. will es nun zwar nicht läugnen, daß es für Hellenius immerhin ein nicht zu entschuldigender Mißgriff gewesen wäre, wenn er ein Muslon-

\*) Neue Abhandlung der schwedischen Akademie der Wissenschaften, übersetzt von Kästner. XI. S. 269.

schaf für eine Rehgeiß hätte angenommen. Wir würden uns auch wohl gehütet haben, einen solchen Verdacht auszusprechen, wenn ein bewährter Zoolog die Angabe gemacht hätte, oder wenn überhaupt der ganze Bericht nicht so unglaublich wäre, und wenn nicht noch eine größere Bedencklichkeit, als die von der Heimath entnommene, hinzukäme. Hellenius stellt nämlich in den angeführten schwedischen academischen Abhandlungen die Behauptung auf: „daß sich die Rehe und Schafe in der Stimme sehr gleichen.“ Dieß ist nun eine völlig unrichtige Behauptung, denn die fast bellende Stimme des Rehs ist von dem Blöken des Schafes und Mufelns so ganz und gar verschieden, daß wer jene auch nur einmal in seinem Leben gehört hat, sie nimmer mit dieser verwechseln, oder selbst nur eine Aehnlichkeit zwischen beyden finden kann. Da die Rehe, wie wir von Linné wissen, selten in Schweden sind, wie denn auch Hellenius keinen lebendigen Rehbock aufreiben konnte, so hat er die Angabe von ihrer Stimme sicherlich nur von seiner „sardinischen Rehkuh“ entnommen, wenigstens muß diese eine solche gehabt haben; allein eine Rehgeiß mit Schafstimme ist eben kein Reh, sie ist ein Schaf. Alsdann ist es freylich sehr erklärlich, warum diese angebliche Rehkuh keinen Ziegenbock, wohl aber einen Schafbock zugelassen habe, warum die Jungen ebenfalls fruchtbar gewesen und zuletzt ganz in finnische Schafe übergegangen sind.

So wären wir denn zu einem Resultate gelangt, das freylich von dem vorausgesetzten gänzlich verschieden ist. Gleichwohl befürchtet Ref. bey seiner Kritik nach den „Prinzipien der innern Gründe“ nicht in die berüchtigte rationalistische Weise gerathen zu seyn, welche an den Worten des Textes so lange herumzerrt, bis sie einen ihr gefälligen Sinn oder Unsinn herausgepreßt hat; er glaubt im Gegentheile einfach und unbefangen an diese Kritik gegangen zu seyn, zu der er aufgefordert wurde, weil es einen Fall gilt, der allen bekannten Erfahrungen widerspricht. Daß

es dem Ref. nicht etwa darum zu thun war, um jeden Preis seine im Schreberschen Werke gelieferte Definition des Artsbegriffes zu retten, geht schon daraus hervor, daß er zur spezifischen Identität nicht bloß, wie im vorliegenden Falle, die Fortpflanzungsfähigkeit durch Anpaarung mit den elterlichen Stämmen, sondern vorzugsweise die Verpaarung der Jungen mit einander verlangt. Hätte also Hellenius Angabe zu ihrer Beglaubigung auch alle nothwendigen äusseren und inneren Zeugnisse, wie sie dieselben nicht hat, aufzuweisen, so wäre unsere Definition noch immer gültig; nur der Fähigkeit der Fortpflanzung der Bastarde durch Anpaarung mit ihren elterlichen Stämmen wäre ein größerer Spielraum eröffnet, als es eine lange Erfahrung bisher für zulässig erkannt hat. Diese aber nicht leichtsinnig wegen der nächsten besten, ganz unerwiesenen Behauptung aufzugeben, halten wir einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise für angemessen.

Um nun wieder auf unsern Autor zurückzukommen, ist er zwar wegen der Anerkennung dieses Falles zur Annahme eines weitern Spielraumes für die Fortpflanzungs-Fähigkeit verschiedenartiger Thiere, geneigt; gleichwohl betrachtet er eine solche Erscheinung für eine Ausnahme, die ohnedies nicht im freyen Zustande vorkäme. Mit uns erklärt er dann die unbeschränkte Fortpflanzungs-Fähigkeit für ein Hauptmerkmal spezifischer Einheit, und da jene bey sämmtlichen Menschenrassen vorkommt, so liefert sie ihm einen schlagenden Beweis für ihre Arts-Identität.

Diese letztere ergibt sich ihm auch aus der Uebereinstimmung pathologischer und psychischer Verhältnisse unter den verschiedenen Menschenrassen. Auf eine sehr schöne Weise zeigt er hier, wie bey aller Verschiedenartigkeit in den Aeußerungen des geistigen Lebens unter den mannigfaltigen Völkern und Rassen doch ein gemeinschaftlicher Grundzug durch alle hindurchgeht, wie alle befähigt sind, durch die Einwirkung des Christenthums den gleichen Zweck

ihrer Bestimmung zu realisiren, so daß nicht bloß die Erscheinungen des Leibes und der Seele, sondern auch die viel wesentlicheren des Geistes die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes bezeugen. Als Belege hiefür vergleicht er, in eben erwähnter Beziehung, die am meisten differenten Rassen der Hottentotten, Eskimos und Neger mit der unferigen.

Nachdem der Verf. in solcher Weise die spezifische Einheit des Menschengeschlechtes dargethan hat, wendet er sich der Betrachtung der Mannigfaltigkeit ihrer physischen Eigenschaften zu. Wir können bey der Anzeige dieses Kapitels uns kurz fassen, da das Detail desselben ohnedieß in den folgenden Theilen ausführlicher gegeben wird, so daß hier ein schneller Ueberblick über die systematische Zusammenstellung genügt.

Die Farbenverschiedenheit der Rassen bringt er in drey Abtheilungen:

- 1) die schwarzhaarige Varietät, durch schwarze oder sehr dunke Haare charakterisirt;
- 2) die weiße Varietät (Albinos);
- 3) die blonde Varietät (xanthous variety), durch gelbliche, röthliche oder lichtbräunliche Haare, und durch blaue oder andere hellfarbige Augen ausgezeichnet.

Der Leibes-Gestalt nach unterscheidet er folgende 7 Klassen:

- 1) diejenigen Nationen, welche nach der Form ihres Schädels und anderen physischen Merkmalen in den Europäern dargestellt sind, mit Einschluß mehrerer asiatischen und einiger afrikanischen Völker;
- 2) Rassen, die in Figur und Bildung des Schädels mit den Kalincken, Mongolen und Chinesen übereinkommen;
- 3) die eingebornen amerikanischen Nationen, mit Ausschluß der Eskimos und einiger Stämme, welche ihnen mehr gleichen als der Mehrzahl der Bewohner der neuen Welt;

- 4) die Hottentotten und Buschmänner;
- 5) die Neger;
- 6) die Papuas, oder die wollhaarigen Bewohner von Poinsnesen;
- 7) die Afsuren und Australier.

Die Merkmale von diesen 7 Klassen werden aufgeführt; wobey der Verf. bemerkt, daß es einige Nationen gebe, welche nicht gänzlich in eine von diesen Abtheilungen hinein passen, sondern sich nur der einen oder der andern annähern. Für die erste Klasse, welche bisher allgemein den allerdings unpassenden Namen der Kaukaster führt, schlägt er den Namen der iranischen oder indo-atlantischen Völker vor, von einem ihrer alten Stamm- und Centralsiße Iran; die zweyte Klasse, die bisher durch die Bezeichnung Mongolen fixirt wurde, will er die turanischen Nationen, nach ihrer alten Heimath Turan, genannt wissen.

Mit besonderer Ausführlichkeit und Genauigkeit werden hierauf die verschiedenen Schädelformen beschrieben, von denen er drey Typen aufstellt: 1.) die symmetrische oder ovale Form, 2.) die schmale und längliche, und 3.) die breite und viereckige. Anhangsweise ist die Rede von den durch künstliche Verdrückung entstellten Schädeln amerikanischer Nationen, besonders derer, welche Pentland von Titicaca mitbrachte. Von allen diesen Formen sind gute Abbildungen geliefert. Auch die übrigen Abweichungen im Knochengeriiste sind gehörig berücksichtigt, namentlich die Differenzen, welche in der Bildung des Beckens wahrgenommen werden, wobey die bekannten Arbeiten von Brolik und Weber zu Grunde gelegt sind.

Zuletzt folgt noch eine kurze Vergleichung mit analogen Verhältnissen im Thierreiche, nebst einigen Bemerkungen über die Verschiedenheit der Größe, der Beschaffenheit der Haare, und über die Vererbung von Varietäten.

Wir empfehlen diese gründlich und gut geschriebene Arbeit, die ein erfreuliches Gegenstück zu der von Vory gelieferten bildet, dem fleißigen Studium



des deutschen Publikums, und wünschen nur, daß recht bald eine Uebersetzung in unsere Sprache ihr unter uns einen allgemeineren Eingang verschaffen möge.

Andr. Wagner.

Sur la latitude de l'Observatoire de Bruxelles,  
par A. Quetelet. Bruxelles 1856. 4. 20 S.

Der Breitenbestimmung eines einzelnen Ortes scheint wohl im Allgemeinen nicht die wissenschaftliche Bedeutung beigelegt werden zu dürfen, welche eine besondere Anzeige in diesen Blättern rechtfertigen möchte, um so mehr, wenn nur gewöhnliche Instrumente und gewöhnliche Rechnungsmethoden zur Gewinnung des Resultats sind verwendet worden: dessen ungeachtet glaubte Ref. bey dem gegenwärtigen Falle einen hinlänglichen Ansehensgrund in dem Umstande zu finden, daß mit der vorliegenden kleinen Schrift die ersten Früchte einer neu entstandenen und vielversprechenden Anstalt dem wissenschaftlichen Publicum übergeben werden. —

Am Anfange des Jahres 1824 legte der gegenwärtige Director der Brüsseler Sternwarte, Hr. Quetelet, den Plan zur Gründung dieser Anstalt der Regierung vor: so günstig derselbe aber auch aufgenommen wurde, so stellten sich so vielfältige Hindernisse der Ausführung entgegen, daß erst nach Verlauf von drey Jahren der Grundstein gelegt werden konnte. Die Arbeiten, vom Anfange mit vieler Regsamkeit betrieben, ließen schon im Jahre 1828 auffallend nach, und neue, finanzielle Schwierigkeiten verzögerten die gänzliche Herstellung des Mauer- und Dachwerkes bis zum Herbst 1850, wo die belgische Revolution den Verhältnissen eine neue Gestaltung geben mußte. Während der Brüsseler Unruhen hat das Sternwartgebäude den streitenden Partheyen als Fort gedient; die Mauern wurden von Kugeln beschädigt, die Fensterstöcke zersplittert, und blutige Szenen bezeichnet die Wohnung, welche friedlicher Forschung bestimmt war.

Diese Zerstörung machte, außer den zur Vollendung des Gebäudes erforderlichen Summen, einen neuen Zuschuß für Reparatur nothwendig, und zwar zu einer

Zeit, wo ohnehin die finanzielle Lage des neoreorganisirten Belgiens ein trauriges Aussehen darbot. Berücksichtigt man überdies den schnellen Wechsel der Minister und die unangünstigen Ansichten mancher Mitglieder der ständischen Versammlung, so darf man es kaum als ein ungünstiges Ergebniß betrachten, daß die Sternwarte nach einem Zeitraum von zehn Jahren ihrer Vollendung nahe steht, nachdem das Gebäude glücklich der Gefahr entkommen, seiner Bestimmung gänzlich entfremdet zu werden.

Zur Ausrüstung der Sternwarte wurden nur drey Haupt-Instrumente bestellt:

|                                               |          |
|-----------------------------------------------|----------|
| ein Mauerkreis von Troughton und Simms        |          |
| in London zu                                  | 8400 fl. |
| ein Aquatorial von denselben zu               | 5400 fl. |
| ein Passage-Instrument von Gambey in Paris zu | 9700 fl. |

Diese Instrumente sind nunmehr sämmtlich geliefert und aufgestellt, jedoch haben sonstige Umstände den regelmäßigen Gebrauch derselben bisher nur ausnahmsweise gestattet.

Die vorliegenden Beobachtungen zur Breitenbestimmung sind mit dem Mauerkreise (von 6 Fuß Durchmesser) angestellt. Vorzüglich interessant würde es gewesen seyn, ein Urtheil über die technische Vollendung des Instrumentes feststellen zu können; wider Erwarten aber finden wir in der Schrift keine Angabe, wodurch dieses begründet werden sollte. Ob Heilungsfehler vorhanden sind; ob eine Wiegung der Metalltheile auf die Beobachtungen einen Einfluß äußere, desgleichen bei dem Cambridger Mauerkreise (der Wiegung nach) so unzweideutig dargethan worden, dieß hat der Hr. Verf. keineswegs auf genügende Weise berührt. Die Fähigkeit des Instrumentes, zu verschiedenen Zeiten übereinstimmende Werthe derselben Größe zu liefern, bietet, wenn man anders aus einer nicht gar zahlreichen Beobachtungsreihe einen Schluß abzuleiten berechtigt ist, nichts Ausgezeichnetes dar. Als Resultat sämmtlicher Bestimmungen nimmt Hr. Quetelet die Breite der Sternwarte  $50^{\circ} 51' 10,7''$  an. —

Wir dürfen von der Thätigkeit des Hrn. Quetelet in Kurzem reichhaltigere Mittheilungen erwarten, wovon, wie Eingangs angedeutet worden, die gegenwärtige Schrift nur als Ankündigung zu betrachten istf.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

15. Juny.

Nro. 116.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Documenta Philosophiae Arabum e Codd. Mss. primus edidit latine vertit Commentario illustravit Dr. Augustus Schmaeders. Bonnae. 1836. 8. 154 S. Unmerk. und Uebersetzung; 34 S. Text.

Diesß scheint die erste Schrift zu seyn, mit welcher der Hr. Verf. ins Publikum tritt, und die hofentlich nicht zugleich die letzte desselben auf diesem Felde bleiben wird. Er hat sie seinen Lehrern, den H. H. Freytag, Prof. der orientalischen Sprachen, und Brandis, Prof. der Philosophie in Bonn gewidmet; diese Namen erwecken auch gleich für den Schüler ein gutes Vorurtheil; und dieses wird gerechtfertigt durch das Werkchen selbst, das auf einen bis daher gänzlich vernachlässigten Zweig der Geschichte der Philosophie, namentlich der Platonisch-Kristelischen, aufmerksam macht. Ist für jede andere Wissenschaft auch ihre Geschichte wichtig und ein ergänzender und zurechtleitender Theil derselben, so gilt dieß insbesondere von der Geschichte der Philosophie. Denn sie zeigt die Entwicklung des menschlichen Geistes, und verhütet, daß nicht alte in Vergessenheit gerathene Wege und Ansichten als neu gefundene angerühmt werden u. s. w. Kurz, nur die Geschichte erhält die nothwendige Stätigkeit und den vollen Umfang der Wissenschaft. In Folge der Liebe zur Philosophie ist daher seit Jahren unter uns auch deren Geschichte ganz von neuem und emsig untersucht und geprüft worden; und dieß geschieht noch täglich. Man hat sich hierin nicht allein auf die Griechen von der ältesten Zeit

bis zum gänzlichen Verfall hellenischer Wissenschaft beschränkt; man hat zu diesem und verwandten Bezug nicht allein die griechischen und lateinischen Kirchenväter und die Scholastiker des Mittelalters wieder vorgenommen: sondern man ist über das sonst beliebte Umland der Weisheit, Aegypten, und über den vagen Orient weg, zu bestimmteren Völkern gewandert, um in ihren Schriften nach dem philosophischen Gehalt zu suchen (z. B. Wiandischmann in seinem Werke: Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte, u. a.). Täglich mehren Engländer, Franzosen und Deutsche den hießer gehörigen Stoff; Pauthier z. B. und Schott gaben aus der sinesischen Litteratur sogenannte philosophische Werke, und die noch so junge Sandkritlitteratur bietet jezo schon durch die verdienstvollen Bemühungen Colebrookes, Ottmar, Frank's, der beyden Schlegel, Lassens, Poley's (der die Vaedanta sutra's, Text und Uebersetzung herauszugeben angefangen) einen, für ihre Jugend zumal nicht unansehnlichen Reichthum von philosophischen Schriften, und enthält deren noch viel mehr, die zur Zeit nur erst in den Verzeichnissen von Handschriftenansammlungen angegeben sind. Nur die Philosophie der Araber blieb bisher unbeachtet; was desto mehr in Verwunderung setzen muß, je näher sie uns geographisch und historisch gelegen sind; je mehr diese Sprache seit länger als zwey Jahrhunderten grammatikalisch und lexikalisch gut bearbeitet worden, und je schätzbarer die Vereicherungen der Länder- und Völkertunde und der Geschichte sind, die ihre Historiker und Geographen nach vielen Sei-

ten hin liefern; zu geschweigen ihrer Dichter, ihrer Künzte, und Astronomen, endlich der Beziehung, die deren Sprache und Schriftenthum zur gelehrten Theologie hat. Die Verwunderung muß steigen, wenn man bedenkt, wie großen Ruhm langhin gerade um der Philosophie willen die arabischen Gelehrten in Europa besaßen; wie sie allgemein als Lehrer des germanischen Mittelalters in den meisten Künsten und Wissenschaften gelten und wie sie, die Erben der griechisch-macedonischen Reiche in Asien mit den Griechen theils als Schüler zusammenhiengen, theils auch schon frühzeitig in so fern Einfluß gewonnen, als die sogenannte Neuplatonische und spurencristische Philosophie insbesondere unter den semitischen Völkern gekernt hat und aufgewachsen ist, und daß diese Philosophie eine unberechenbare Einwirkung auf die christliche Dogmatik in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung geübt hat.

Diese seitherige Hintanfegung des nahegelegenen — wenigstens gegen Cina und Indien gerechnet — gut zu machen, dazu wird in vorliegender Schrift ein erfreulicher Anfang gemacht; und es ist zu wünschen — und von H. Schmölders wohl auch zu hoffen — daß er, — und andere jüngere Freunde der Philologie und Philosophie aus derselben Schule — in diesem geschichtlich sprachlichen Felde sich dauernd ansiedle, und mehr Gutes und Ursprüngliches zu Tage fördere; Ursprüngliches zumal für die Auslegung des Aristoteles und die Geschichte der Wirkungen seiner Philosophie, worauf das vorliegende nur die Neugier und Aufmerksamkeit rege machen kann. Auf die Zueignung an die eben genannten beyden verdienstvollen Männer folgt die Einleitung; in dieser handelt der Verf. zuerst von dem Einfluß, den arabische Gelehrte und zumal die Philosophen auf die Scholastik vom 10ten bis 15ten Jahrhundert, bis zum Wiedererwachen der alten Literatur gehabt haben. Bey diesen kurzen Andeutungen darf man hier nichts Neues erwarten, doch ist alles, was zugänglich war, benützt; genauere

Aufklärungen möchten dereinst wohl zumeist Sicilien und Italien und die spanische Halbinsel und deren Handschriftenschatze geben. Unerforscht wie bis jetzt der nähere literarische Zusammenhang zwischen den Arabern und den romanisch germanischen Völkern ist, und unzugänglich und ununtersucht, wie die Schriften jener Zeiten von beyden Theilen in dieser Beziehung noch sind, muß jener Einfluß, zum Theil mindestens, vorzugsweise noch aus dem Ansehen geschlossen werden, in welchem die arabischen Philosophen bey Roger Bacon, Albertus Magnus, Dante (*Inferno* IV. 145) u. a. bis Ficinus herab gestanden sind. Noch die Commentarien der Jesuiten von Coimbra zu den Aristotelischen Schriften nehmen überall, nicht minder als auf die griechischen und lateinischen, auch auf die arabischen Ausleger desselben und Philosophen stete Rücksicht, sey es, daß sie ihnen beypflichten, oder daß sie von ihnen abweichen, oder endlich sie bestreiten und zu widerlegen suchen.

Ferner zeigt der Hr. Verf. S. 5. fgg. aus Jourdain's Recherches critiques sur l'age et l'origine des traductions latines d'Aristotele. daß zwar nicht alle, aber doch mehrere Werke des Aristoteles den Scholastikern zuerst durch die Araber — und nicht aus lateinischen Uebersetzungen — und was besonders von Einfluß war, von Arabern erklärt und commentirt, bekannt wurden; demnach gleich von vorne herein auch von dieser Seite, so wie andererseits durch die Kirchenväter, die effektische Philosophie der Neuplatoniker an die Stelle der lauterer peripatetischen Philosophie trat. Hierauf sucht der Hr. Vf. v. S. 8 — 15 wahrscheinlich zu machen, daß die Araber griechische Werke, namentlich medicinische, naturgeschichtliche, philosophische, astronomische und mathematische, zum Theil, noch ehe sie ins Arabische übertragen worden, aus älteren syrischen Uebersetzungen kennen lernten, deren einige vielleicht schon unter den Seleuciden gemacht worden seyn mögen. „*Libri Aristotelici*

arabice conversi usque ad hunc diem in Bibliothecis latent“ sagt er S. 8. und sucht sofort die üble Meinung zu besitzigen, die sich dem ungeachtet von den arabischen Uebersetzungen festgesetzt hat.

Es gründet sich aber diese üble Meinung auf die lateinischen Uebersetzungen, die aus den arabischen Uebersetzungen des Aristoteles u. a. griechischer Schriftsteller gemacht worden sind. Daß jene lateinischen Bearbeitungen keinen richtigen Maßstab geben können, leuchtet von selber ein. Die einzige gedruckte arabische Uebersetzung eines Griechen, ist, wenigstens meines Wissens, die von dem Gemälde des Cebeß (*Κεβης τινάει*), das Gleichmann arabisch und lateinisch neben dem griechischen Text herausgegeben und Cl. Salmasius nach dem Tode des erstgenannten mit einer Vorrede begleitet hat. (Lugd. 1640 Bat. 4. hinter der Ausgabe von Simplicii Commentarius in Enchiridion Epicteti. ebd. in ebd. 3.) Nach diesem einen Stücke nun zu urtheilen, so ist die Uebersetzung allerdings ziemlich schülerhaft, zumal in Vergleich mit unserem neuesten Wesen und Anforderungen. Der Araber thut seiner Sprache nicht die geringste Gewalt an; an Nachbildung in der Sprache ist gar nicht zu denken; sie ist auch schlechterdings unmöglich, da die Eigenthümlichkeit der semitischen Sprachen, und zumal der arabischen, von der indogermanischen himmelweit absteht. Auch haben die Araber, gleich den übrigen Orientalen von den fremden Völkern, von ihrer Geschichte, von ihren Sitten, Gebräuchen und öffentlichen und häuslichen Zuständen zu wenig Kenntniß, wohl auch zu wenig Neigung und Schnelligkeit des Geistes, sich in dergleichen fremde Verhältnisse ernstlich und vollends aus bloßer Lectüre, hineinzuwenden, als daß sie nach unserer Art getreu hätten übertragen mögen und können. — Hiesfür giebt gleich der unbekannte arabische Dolmetsch des Cebeß Belege; er stempelt die beyden Unterredner, den fragenden Fremdling, und den das Gemälde er-

klärenden Greis, jenen zu Cebeß selbst, diesen zu Herakles, einen angeblichen soeratischen Philosophen! ein Irrthum, zu welchem er, wie Salmasius in der Vorrede richtig bemerkt, durch den griechischen Ausruf: *ὦ Ἡράκλεις* (ziemlich nahe dem Anfang, oder c. 4) verführt worden, den er für den Namen des Angeredeten nahm. Eine ähnliche nur noch schlimmere Hudeley ist es, wenn er aus dem *παρμενιδειον και τοσαυτορειον τινα βιον*, den der erklärende Greis demjenigen nachrühmt, der das dort vorliegende Gemälde in den Saturnus-Tempel gestiftet hatte, kurzweg die Stadt *Lacedaemon* macht, aus welcher nach ihm der Stifter des Gemäldes hergestammt war.

Wie wenig die Araber griechische und andere europäische Zustände nach ihrer Wahrheit faßten, hiezu geben Belege in Unzahl die vielen Anekdoten und Bonmots, die sie von griechischen Gelehrten und Weisen häufig anführen und in denen Aristoteles z. B. meistens als Bezir des Alexander aufgeführt wird. Man sehe dergleichen mehrere nur in Herrn v. Diez Denkwürdigkeiten von Asien, wo außer den erwähnten Anekdoten auch ein angeblich Aristotelisches Schriftchen, *Taelia* betitelt, aus dem Arabischen übersezt mitgetheilt wird; — nicht unmöglich, daß wirklich des Aristoteles *περι βασιλειας* zu Grunde liegt. — So wisig, sinnreich, fein und groß in dergleichen nach Griechenland verlegten Anekdoten und Lehrstücken oft die Gedanken und Sprüche sind, so verkehrt, geschichtwidrig und lächerlich mißverstanden und verworren sind Personen und Verhältnisse; alle das erscheint in der That ins Orientalische und manchmal mährchenhafte übersezt. Andere Belege mehr finden sich anderwärts leicht; man sehe nur B. w. Sylv. de Sacy in den *Notices et Extr. Vol. IV. über den Belynus* (Apolonius von Epana) und *Herbelots orientalische Bibliothek* u. ä. WW.

Alein von derley historischen, geographischen und antiquarischen Verfloßen abgesehen, so wie



erwähnte arabische Uebersetzung des Gebes so gut und getren, wie es sonst die älteren Uebersetzungen in neuere Sprachen und die deutsche vor der Periode v. Wosß und Schleiernmacher auch waren, oder nicht waren. Allerdings kommen auch in dem Gedankenaufgrabe größere und kleinere Mißverständnisse der Wörter in ihrer schärfsten Bedeutung, und der Fügungen, und wohl auch willkürliche, eigenmächtige Zusätze und Erweiterungen vor. Allein auch das darf nicht hoch angerechnet werden, indem auch bey uns noch Wieland und Garve in ähnlicher Weise verfahren; in vielen Fällen der Art läßt sich auch vermuten, daß die arabischen Uebersetzer in ihren griechischen Handschriften eine andere Lesart vorgefunden, als wir kennen; oft auch, daß das arabische Exemplar interpolirt sey; wer vergleicht da Handschriften, oder kann sie vergleichen?

Noch eine begründete Entschuldigung bringt Salmasius vor, indem er bemerkt, daß die Araber der älteren Zeit die griechische Sprache als eine lebende lernten, aber von Griechen, denen selber schon der Sinn und Verstand ihrer alten Sprache und Litteratur größtentheils abgestorben war. Alle Scholiasten, Commentatoren, Paraphrasen und Lexikographen, von Phrynichus und Pollux herab bis zu Eustachius u. a. geben mehr oder minder augenscheinliche Zeugnisse wider die Kunde dieser späteren Griechen in ihren eigenen Alterthümern, und auch in der Sprache. Was Wunder, daß ihre Schüler aus der Wüste sich nicht über diese Magistri erhoben? zumal Religion und Sitte sie in allem möglichen von ihnen sonderte, und sonst weiter keine Verbindung statt fand, als die die Lernbegier der einen stiftete. Und diesen war es überdies nur gleich unmittelbar um die Sachen zu thun, nicht um die Sprache, leider, und zu ihrem eigenen Schaden! Denn nur die ächte Uebersetzung vermittelt die wahre Fortbildung; die ächte Uebersetzung aber beruht auf dem Studium der Sprache, in der sie gegeben ist; beruht

darauf, daß diese Sprache stets von neuem durchschürft, daß sie, und in ihr der Gedanke, in ihren tiefsten Gängen und Schächten durchwühlt, daß in ihrem feinsten goldhaltigen Geäder das lautere Gold ausgeschmolzen werde, welches von der Art ist, daß es nicht allein selber edles Metall ist, sondern auch das an ihm geriebene und gepulverte, — Sprache und Sache — veredelt, höheren Metalls Gehalt antheilt. Uebersetzungen dagegen — und mit diesen begnügten sich die Araber ein für allemal — übersetzen sich von Kopf zu Kopf mehr und mehr ins einheimisch Gewohnte und Herkömmliche und sterben endlich ab, veraltend, wenn ihnen nicht ein eigenthümlicher geistiger Duft und Anflug eingehaucht ist, der sie würzig und trotz ihrer Veraltung, ja gerade um dieser willen beliebt, erhält. Wie viel seltener aber, als die Originale selbst, sind solche Uebersetzungen! Aber selber auch diese ersetzen das Original mit nichts. An diesem Mangel und Abgang einer erhaltenden Sprachkunde und Philologie lag es, daß die Araber ungeachtet der zeitigen Theilnahme und des Eintrittes in den Bereich des geistig hochgebildeten Alterthumes dennoch wieder in Kurzem in ihre alte Barbarei zurücksanken, wenigstens nicht vorwärts kamen. —

Aus der Entfremdung wie in der Sprache, so in Religion, Mythologie, in der öffentlichen wie in der häuslichen Verfassung erklärt sich auch ganz natürlich die Auffallenheit, daß nicht nur keine griechischen Dichter, sondern daß auch von den Philosophen gerade nur Aristoteles, nicht aber vielmehr Plato, bey den Arabern Eingang fand und vorzugsweise übersetzt wurde.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

14. Juny.

Nro. 117.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Documenta Philosophiae Arabum e Codd. Mss. primus edidit latine vertit Commentario illustravit Dr. Augustus Schmaelders. Bonnæ. 1836. 8. 134 S. Anmerk. und Uebersetzung; 34 S. Text.

(Schluß.)

Theils schon die Weise des Gesprächs sagte ihnen, wie so vielen Neuern wenig zu; theils ist Plato durch und durch mehr Grieche, als Aristoteles es ist; in höchst kunstvoller Rede hat er so viele Mythen und Anspielungen auf Religion und Nitus, auf öffentliche und häusliche Gegenstände, auf Personen und Sachen aller Art, daß dieses alles solche Realisten, dergleichen die Araber waren, von Plato zurückschrecken, dagegen dem Aristoteles zuwenden mußte, der in kurzer, kunstloser und ungeschmückter Rede, nur in den Gegenstand, den er jedesmal behandelt, hineinsieht und denkt; und nur eines, die geschichtlichen Verhandlungen über denselben bis auf seine Zeit, von außen hereinnimmt. Von dieser unterscheidenden Eigenthümlichkeit beyder dieser Philosophen abgesehen, hatte die ganze Platonische Anschauungs- und Auffassungsweise den Arabern in alle Wege und selbst auch von Seite ihrer Religion mehr zusagen müssen, als Aristoteles. Denn Plato anerkennt in Gott den freyen Schöpfer des materiellen wie intellectualen Alls, er anerkennt in ihm Vorsehung und Weltregierung, er lehrt entschieden Unsterblichkeit und Fortdauer der Seele und schärft oft ein die Aussicht auf Belohnung und Strafe in dem andern Leben. Hiedurch steht seine

Philosophie wie den christlichen, so auch den islamischen Vorstellungen viel näher als die aristotelische Lehre in den berührten und mehr andern verwandten Puncten. Allein Aristoteles hat auch in der That, wie bey den Scholastikern, so auch auf die Araber, wenigstens in der Idealphilosophie, nur formal, nur formgiebig gewirkt; die Materie nahmen beyde mehr oder minder je aus ihrer Religion und ihrem Glauben; seine topischen Anweisungen, seine logischen Regeln und Forderungen von Definitionen, Begriffseintheilungen und Unterscheidungen von Schlüssen und Beweisen wurden anerkannt und befolgt, und benutzt, wo es gieng. Es gieng aber am besten in der Naturphilosophie, und diese ist daher bey den Arabern wie bey den Scholastikern zumeist aristotelisch, jedoch auch hier mit Ausnahme der Theile und Puncte, die an die Intellectualphilosophie und Theologie streifen, also der Astrologie und Geisterlehre u. a. Diese Bemerkung gilt nicht allein von den Arabern und den Scholastikern, sondern auch schon von den Griechen der römischen Kaiserzeit; es bestätigt sich auch bey diesen, daß die Philosophen, mehr oder minder, Aristotelischer, der logischen Form und Methode nach, aber Platoniker der Anschauung, dem Grund und Inhalte nach waren; statt aller anderen sey hier nur an Plutarch erinnert. — Kein Wunder! Plato war schon von einem höheren prophetischen, er war vom Apollinischen, vom Sonnengeist des Orients angehaucht und gieng gerne in den Orient und die Urzeiten zurück. Und seit Alexanders Eroberungen und in Folge derselben durch die weite Verbreitung der griechischen Cultur und Litteratur waren bald

auch die sogenannten griechischen Philosophen großentheils, und späterhin nur immer mehr, Orientalen dem Land und der Abstammung nach, kamen aus den semitischen und anderen vorderasiatischen Ländern, aus den Reichen der Aethiopen, Seleuciden und Ptolemäer, später sogar aus dem parthischen und persischen Reiche der Sassaniden. Um nur einige Namen zu nennen, genüge es zu erinnern an Diogenes Babylonius; Carneades und Lacydes Cyrenäer; Clitomachus (ursprünglich Asdrubal) aus Karthago, Ammonius Saccas, Plotinus u. a. aus Aegypten, Apollonius Tyranensis; Aristobolus und Philo u. a. waren Juden; Jamblichus, Porphyrius, Marinus, Syrianns, Damascius und viele andere waren Syrer und Phönizier; Proklus aus Lycien, Simplicius aus Cilicien; noch mehrere findet man in des Eunapius Lebensbeschreibungen, in den Fragmenten v. Isidors Leben aus Damascius bey Photius u. a. a. W. Hiebey muß noch an die gnostischen und andere häretische Erscheinungen in der Kirchengeschichte erinnert werden, die alle vorzugsweise in diesen angezeigten Ländergebieten ihren Ursprung und Sitz hatten, der Dichter wie Konans u. a. ganz zu geschweigen.

Durch Alexanders Eroberungen und deren Wirkungen ward eingeleitet, und unter den Gräueln der römischen Welt Herrschaft vollführte sich die größte Revolution des Geistes, die die Weltgeschichte kennt. Fortan genügte nicht mehr die alte Unterscheidung der Seele in *ἐπιθυμία* (Begier), *νοῦς* (Geist) und *θυμός* (Zornmuth); es erwachte und entsfaltete sich mehr und mehr das Gemüth, und in ihm der höhere Wille und die höhere Freyheit traten klarer und klarer ins Bewußtseyn. In allen philosophischen und verwandten Bestrebungen der damals wirkenden Geister zeigt sich das Ringen, das Gemüth emporzuheben und gleichsam zur Erscheinung

zu bringen; und auch hiezu hatte Plato den ersten Anstoß gegeben. Demnach, wenn gleich Aristoteles mit seiner lehrhafteren Form und Methode gefiegt hatte und herrschte, so ward doch seine Auffassung und Entwicklung größtentheils verworfen; Anfang und Ende und (größtentheils auch) die Mitte in seinem Systeme erhielten einen anderen Gehalt und durchweg liegt mehr Platonische Anschauung, Gesinnung und Gemüth schon bey den späteren ausländischen wenn auch griechischschreibenden Philosophen zum Grund, eben wie die Philosophie bey den Arabern eine islamitische, bey den Scholastikern eine christliche Grund- und Unterlage zeigt. Daß dem so sey, wie die vorstehenden Andeutungen behaupten, dieß bestätigen gleich auch die vorliegenden Documenta Phil. Ar.

Das erste Stück von 'Abu nase 'alfārāby S. 3 — 10 (der arabische Text ist besonders numerirt und mit den eigentlich arabischen Zahlzeichen beziffert) enthält eine kurze Einleitung zum Studium und zur Lectüre des Aristoteles; sie handelt von den Namen der philosophischen Schulen; von der Absicht, die Aristoteles bey seinen verschiedenen Schriften gehabt hat; von dem Ausgangspunct, Endzweck und Weg, den der der Philosophie Besessene zu nehmen hat, von der Schreibart des Aristoteles und dem Grund seiner Dunkelheit u. s. w. alles ganz so, nur kürzer, als es die griechischen Commentatoren z. B. Simplicius ad Categorias abzuhandeln pflegen. Dieses Stückchen beweiset nur die große Abhängigkeit der Araber von ihren ersten griechischen Lehrern in diesem Puncte. Darauf folgt von S. 11 — 23 eine wie man denken kann, kurze und noch dazu gereimte Logik von 'Abu 'aly ben synā (Avicenna). Sie hat weiter kein Verdienst, als die Zusammendrängung der logischen Terminologie und der Kürze; desto größer sind darum die nicht belohnten Schwierigkeiten des Verständnisses. Der dritte und letzte Aufsatze ist abermals von 'Abu nase 'alfārāby, und erstreckt

sich von S. 24 — 34. Er hat die Ueberschrift: „Quellen von Fragen oder Untersuchungen;“ wovon könnte ihn auch Hauptplätze der Metaphysik betiteln. Hier aber nun fällt recht in die Augen, wie weit die platonische Idee und Grundanschauung gegen die Begriffe des Aristoteles gesiegt und sich die Herrschaft errungen hat. Nehmliches bemerkt auch H. Schmölders zum 7. Kap. S. 95, 96; er hat nämlich von den eben genannten 3 Aufsätzen, außer dem arabischen Text, eine lateinische Uebersetzung gegeben S. 17 — 56; auf diese läßt er *Animadversiones* folgen S. 57 — 124, in denen die philosophischen Austauschdrücke der Araber erklärt, die Begriffe und Sätze aus Aristoteles und den Neuplatonikern erläutert, manchmal auch mit neueren verglichen werden. Die philosophische Terminologie ist endlich noch besonders in einem Anhange S. 125 — 134 in alphabetischer Ordnung zusammengestellt, und beschließt als eine vorzüglich schätzbare Zugabe diesen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Philosophie.

Man kann leicht ermeßen, daß es kein unbedeutendes Unternehmen war, diese Stücke herauszugeben; denn philosophische Schriften der Araber sind, außer dem Philosophus autodidactus des Tosafyl von Pococke, noch gar nicht herausgegeben, noch viel weniger der philosophische Sprachgebrauch ermittelt; daher es auch gar nicht zu verwundern, wenn zumal im zweyten und dritten Stücke manche Stellen von andern auch etwas anders interpretirt werden möchten, oder wenn hie und da eine klarere Ausdrucksweise für möglich und nöthig erachtet werden kann. Um vom dritten Aufsatze einiges zu erwähnen, so theilt 'Abu nasr alle Erkenntnisse, Begriffe und Sätze in mittelbare und unmittelbare; jene bedürfen einer Erklärung und Bewährung oder Begründung durch anderweitige Begriffe und Urtheile; die andern sind für sich gewiß und klar, so wie sie nur verstanden werden. Auf solche unmittelbar gewisse, einfache, klare Begriffe

und Sätze müssen alle übrigen zurückgeführt, durch sie begründet und erwiesen werden. Die Wissenschaft, durch die wir die Regeln gelehrt werden und die Gesetze erwerben, die Objecte aufzufassen und zu begründen, zu bewahren, vollständige Erkenntniß von mangelhafter, Wahrheit von Wahrscheinlichkeit u. s. w. zu unterscheiden, ist die Dialektik. Diese (*ἔπιστήμη*) hat hienach einen weiteren Umfang als unsere übliche Logik; sie umfaßt auch die Metaphysik. Daher wendet sich 'Abu nasr im nächsten, dritten Kap. zur Eintheilung alles dessen, was da ist, in zwey Klassen, von denen „die eine in Anbetracht ihres Wesens kein nothwendiges Seyn hat, und die daher seynkönnende“ (im griechischen *ἔνδεχόμενα* genannt) heißen. Die andere Klasse, in ihrer Wesenheit erwogen, ist dem Seyn nach nothwendig und heißt darum auch ein dem Seyn nach Nothwendiges. Wenn etwas ein seynkönnendes ist (ein *ἔνδεχόμενον* oder Contingens), so haben wir es hiedurch bestimmt als nicht ein solches seyendes, dessen Unmöglichkeit nothwendig (oder zwingend) wäre; und daselbe ist durch sein Daseyn nicht überhoben einer Ursache (d. i. es bedarf einer Ursache); und wenn ein (Ding dieser Klasse) nothwendig ist, so ist es dieses (seiner Daseyn nach nothwendig) — doch nur durch ein anderes. Hieraus ergibt sich, daß ein solches Ding nicht aufhört, ein seiner Wesenheit nach seynkönnendes (nur zufälliges), aber seinem Daseyn durch ein anderes nach (seiner Abhängigkeit und Bewirktheit nach) ein nothwendiges zu seyn.“ u. s. w. Diese wörtlich übersezte Stelle gibt Hr. Schmölders so:

Statuimus igitur, entia duplicis generis esse, alterum scilicet, quod non necessario existere ex ratiocinationibus colligamus; hoc appellatur existentiae possibilis particeps. Alterius essentiam ratiocinationibus talem invenimus, qualem existere oportet, idemque existentia necessaria praeditum nuncupatur. Quando quidquam, quod non



existere definitivum, possibilis existentiae compos est, inde non necessario absurdum consequitur: etenim non solum ejus existentia, sed etiam hujus causa adsit opus est. Cum autem quidquam necessarium est, alius cujusdam gratia existat oportet, unde sequitur, ens per se non nisi existentia possibili praeditum propter aliud quiddam necessarium fieri posse.

Das erste notwendige Wesen wird dann weiter Kap. 4. flg. als ewig, unräumlich &c. und als erste Ursache u. s. w. bestimmt. Hier schon kommen Sätze vor, wodurch der höchste Geist, wie ihn Aristoteles setzt, etwas mehr nach der muhammedanischen Lehre, personifizirt und zum Schöpfer wird; aber entschiedener tritt die Abweichung von der alten Aristotelischen Lehre da hervor, wo der erste geschaffene Geist — mens universalis einiger Scholastiker — eingeführt, und aus ihm die Astralgeister abgeleitet werden, die nicht mehr durchweg eiznerley Wesens mit dem höchsten Geiste, wie Aristoteles zu lehren scheint, sind, sondern als geschaffene und von ihm ausgegangene ihm, dem Einen und Einzigen untergeordnet sind, wie es der strenge Monotheismus des Islam verlangte. In alle dem hatten aber die Araber schon die griechischen späteren Neuplatoniker zu Vorgängern; mit diesen stimmen sie denn auch in den meisten Punkten der Kosmologie und Psychologie zusammen, nur daß sich Abu nasr gegen die platonische Lehre von der Präexistenz der Seelen von ihrer Geburt ins zeitliche Daseyn unumwunden ausspricht. Doch genug von dem Inhalt dieses kleinen Lehrbuchs.

In Betreff der Anmerkungen ist noch zu erinnern, daß Hr. Schmidlers meines Erachtens bis zur Evidenz erwiesen hat, daß ein großer Theil der scholastischen Terminologie, die in den romaniz-

schen Sprachen, zumal der englischen und spanischen fast bis ins gemeine Leben eingedrungen ist, wörtlich und unmittelbar aus dem Arabischen übersezt ist, indem diese Sprache, gleich jeder originalen, auch hierin ihre große Bildsamkeit gezeigt hat. Wirklich zeigt die griechische Sprache kein Vorbild zu quidditas (der Grieche sagt: τὸ τί ἐστὶ und: τὸ τί ἦν εἶναι) u. ä. wohl aber die Arabische.

Schließlich darf man wünschen, daß Herr Schmidlers fortfahre, aus diesen Fundgruben des Orients mehrere, zumal für die Geschichte der aristotelischen Philosophie, aber auch Bedeutenderes und Gehaltvolleres zu Tage zu fördern, etwas, worin sich die arabische Auffassung, Erklärung und Umbildung schärfer ausgeprägt hat, und das die Art und Kunst und den Gehalt der nationalen Philosophen genauer kennen lehrt. Da philosophische Materien in jeder Sprache, zumal aber in einer, die in dieser Beziehung so reich, aber lexikalisch ungenügend bearbeitet ist, in der Lectüre Schwierigkeiten jeder Art genug darbieten; so wäre endlich noch zu wünschen, daß die Stücke jedesmal auch vokalisiert wären, wenigstens wo die allgemeinen Regeln nicht ausreichen, sondern das Lexicon zu Hilfe genommen werden muß, und in so weit, als die Sprachgesetze und der Sinn der jedesmaligen Stelle die Vokalisation sicher an die Hand geben; unterbleiben aber mag sie überall da, wo irgend ein Bedenken der erwähnten Art dieselbe nicht zulässig macht.

P. K.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

18. Juny.

Nro. 118.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Codex diplomaticus prussicus. Urkunden-Sammlung zur älteren Geschichte Preussens aus dem königl. geheimen Archive zu Königsberg, nebst Regesten; herausgegeben von Johannes Voigt, Ritter des rothen Adler-Ordens und Danebrog-Ordens, ordentl. Professor der Geschichte, Direktor des königl. geh. Archivs zu Königsberg ꝛc. Erster Band, Königsberg, 1836 bey den Gebrüdern Bornträger, in 4.

„Der Wunsch, daß Preußen, der einzige ritterliche Ordens-Staat,“ — sagt der Herausgeber in der Vorrede — „eben so wie die Mark Brandenburg, wie Pommern und andere Provinzen der preussischen Monarchie seinen Codex diplomaticus haben möge, ist längst gehegt worden.“ Schon Baczko, wohlverdient um die Geschichte Preussens nach dem Stände seiner Zeit, hatte den Plan zu einer Urkunden-Sammlung aufgefaßt, auch bereits eine ansehnliche Zahl von Urkunden zusammengestellt. Als der gegenwärtige Herausgeber, Hr. geheimer Archivar Voigt, seine Geschichte Preussens dem Publikum zu übergeben begann, würde er jeden Band mit einem Urkundenbuche begleitet haben, wenn nicht Hindernisse dazwischen getreten wären, welche erst später durch die Liberalität des Staatsministeriums, durch Anweisung der nöthigen Mittel gehoben worden sind. Bey der Auswahl der Urkunden für diesen Band hat man sich auf das dreyzehnte Jahrhundert beschränken müssen; denselben sind jedoch Regesten, oder ein chronologisches Verzeichniß der

bereits früher gedruckten Urkunden zur älteren Geschichte Preussens bis zum Jahre 1300 vorangesetzt, worin fast alles nachgewiesen ist, was man bisher in verschiedenen Werken an gedruckten Urkunden aus dieser Zeit besaß. Die zu Rogebue's älterer Geschichte Preussens beygegebenen Urkunden werden hier wegen des fehlerhaften Abdruckes als beynahe ganz unbrauchbar bezeichnet. Die auch andernwärts behandelte Frage: ob vor dem Abdrucke der Urkunden selbst nicht das ganze Feld der Geschichte Preussens in sogenannten Regesten dargestellt werden sollte? beantwortet Hr. N. Voigt mit nein; zunächst, weil die Quellenforschung dabey verlieren würde, und die Anzahl der brauchbar gedruckten Urkunden noch immer nicht groß wäre. Ref. unterscheidet hier nach dem Begriffe von Regesten, wie er ihn bereits früher in diesen Blättern aufgestellt hat, und ist der Ansicht, daß durch vollständige Regesten immerhin an Zeit und Kosten viel erspart werden könne.

Zum vorliegenden Bande wurden sofort „aus den sehr reichen diplomatischen Schätzen des geheimen Archivs zu Königsberg,“ — es gefällt uns, daß Preußen den Provinzen unmittelbar auch ihre Geschichte und Urkunden bewahrt; — nur solche ausgewählt, die in irgend einer nähern Beziehung zur Geschichte Preussens stehen; und ausgeschlossen wurden auch Urkunden von Pommern und andern nahe gelegenen Ländern, aus einer Zeit, da sie noch nicht zum Ordensstaate gehörten. Eben so blieb weg, was den teutschen Ritterorden als solchen und für sich anbelangt; im entgegengesetzten Fall würde bey dem reichen Materiale ein Codex diploma-

ticus ordinis teutonici entstanden seyn. Die päpstlichen Bullen sind es, welche selbst nach dem Zeugnisse des Hrn. N. W. und, wie der Augenschein lehrt, vorzüglich diesen Codex diplomaticus begründen, auch aus der Zeit vor Ankunft des Ritterordens in Preußen, als in demselben die ersten Versuche, das Christenthum einzuführen, statt hatten. Deswegen, und ohne den sorgfältigsten Abdruck aus Originalien zu umgehen, wurde das im geheimen Archive zu Königsberg verwahrte sogenannte päpstliche Copienbuch zuvörderst benützt.

Die in diesem Bande auf XXIII. Seiten vorgehenden Regesten beginnen mit der päpstlichen Bestätigung des Leslauischen Bisthums im Jahre 1148, und reichen bis zum Jahre 1500 einschließlich. Der hierauf vollständig abgedruckten Urkunden, wobey jedesmal auf das Fach im geheimen Archive und auf Hrn. Voigts hier anschlagende IV Bände seiner Geschichte von Preußen hingewiesen wird, sind CLXXIV. vom Jahre 1217 bis 1286.

Raum irgendwo ist es, wie hier in der Geschichte des Königreichs Preußen, vielmehr in ihren Quellen, so anschaulich, wie die heutigen christlich germanischen Staaten, als Inbegriff von Humanität und Civilisation, nur aus der Kirche hervorgingen und hervorgehen konnten; indem alle Verhältnisse des gemeinschaftlichen Daseyns, alle Vorrechte den Vorpflichten religiös untergeordnet wurden; und die äußeren schirmenden und verbürgenden Gewalten selbst, während die Kirche die Wälder segnet und nährt, nur nach Maaß dieser Vorpflichten ihre Rechte übten. Auf jeder Seite des Codex finden sich die Beweise von diesem unverrückbaren Streben der Päpste, welche seit der Mitte des XII. Jahrhunderts, ihre Blicke nach den Küsten des keltischen Meeres gewendet, und den glaubensmuthigen Verkündigern des Evangeliums, Priestern und Mönchen, wie der kampflustigen Ritterchaft, für die Bekehrung jener Länder dieselben Privilegien zugesichert hatten, welche bisher für die Pilger- und Heerfahrten nach Palästina verliehen waren. Nichts wurde hiebey von

den Päpsten verabsäumt, was neben der Gründung von Kirchen und Bisthümern, neben dem äußeren Cultus, das große Werk der Bekehrung im Innern sichern, und dem Familienleben im ächt christlichen Sinne Reiz und Wohlstand gewähren konnte: war es nun um Geldbeyträge zur Errichtung von Schulen für preussische Knaben, zum Loskauf der der Erinnerung heimfallenden jungen Mädchen der Preußen, um Erleichterung der Bekehrten aus der bis herigen Sklaverey (Nr. IV. V. XII. etc.) zu thun. Nr. XC. in dem Vertrage zwischen dem Herzoge Kasimir von Cujavien und dem teutschen Orden in Preußen über den Verkehr, die Zollabgaben und andere Verhältnisse der beyden Nachbarländer — Jahr 1252 — war uns die große Anzahl von Zollstätten, indem auch die Cathedralen und einzelne Parochien deren besaßen, sehr merkwürdig; wie die Gegenstände des Verkehrs selbst. Begreiflich mußten auch die Reisenden und Wanderer für ihre Person zahlen. Wo immer in einer Markung ein Raubmord statt hatte, mußte die benachbarte Gemeinde dafür einstehen, mit XXX Mark Silber für notable Militärs und Civilpersonen, mit VI Mark für jeden Gemeinen, bis die Thäter entdeckt wurden. Für Ref. geht aus dieser Urkunde wieder die Thatsache hervor, daß auch in Preußen damals schon ein sehr lebhafter Verkehr und dichte Bevölkerung statt hatten.

v. Koch Sternfeld.



Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Von Dr. Math. Kalina von Jätchenstein, Consistorialrath, Sekretär der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften etc. Mit 35 Steindrucktafeln. Aus den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Prag, 1835.

Nur dann, wenn solche Nachrichten und Beschreibungen nicht bloß ein locales Interesse, und nicht bloß Stoff zu mancherley Vermuthungen und

Combinationen; sondern einen festern Anhalt und höhere Ansichten in der Länder- und Völkergeschichte gewähren, scheinen sie uns einer nähern Würdigung werth. Letzteres ist hier der Fall; wobey die kräftige und rühmliche Förderung, welche zur Zeit der Landeskunde Böhmens in allen ihren Zweigen gewidmet ist, ein besonderes Augenmerk für alle unmittelbar darangrenzenden Länder seyn muß.

Schon aus der Einleitung geht hervor, daß der Verf. mit umfassender wissenschaftlicher Vorbildung ausgerüstet, in den Classifern wie in der allgemeinen Weltgeschichte wohl bewandert, und mit der Geschichte Böhmens und der der benachbarten teutschen und slavischen Länder insbesondere vertraut, seinen Gegenstand aufzufassen vermochte. Es sind 82 Fundorte, welche in dieser über- und unterirdischen Topographie nach ihren Ergebnissen, als aus Böhmens heidnischer Vorzeit herrührend, beschrieben werden: Taufende von Aschenkrügen und Urnen, die Bestandtheile der Grabstätten, viele Beinlager von Opferrthieren, Ortsnamen und Tradition wurden erforscht, verglichen: und so die fernste Vorzeit mit der Gegenwart. Die einschlagende in- und ausländische, die ältere und neuere Literatur ist hiebey sorgfältig und unbefangen benützt, wie es sich bey wissenschaftlichen Forschungen geziemt. Aber auch für die Geschichte und Topographie des angränzenden Bayerns bietet dieses Buch eine mannigfaltige Nutzenwendung. Was uns hierin vorzüglich angesprochen und vielfältig belehrt und befestigt hat, das sind die aus der slavischen Sprache abgeleiteten Namen der Berge, Flüsse, Wälder, Gegenden und Ortschaften, mit ihren analogen, meistens naturhistorischen Eigenthümlichkeiten z. B. bey Schlan, Zwickowez, Kopec, Ewwozich etc. — eine Analyse und Nomenclatur, welche abermals das einst so weit gegen Westen vorgedrungene slavische Element allenthalben nachweisen. Dennoch möchten manche Slavisten bezüglich auf einige zu gesuchte Ableitungen einer andern Meinung seyn; z. B. S. 51, 153,

157 etc. Kwie, Burberg, Dhee, (Kl. Eger) betreffend; und wir erlauben uns zu bemerken, daß im Namen der in Böhmen allenthalben gefeyerten Fürstin Libussa, (S. 112) — da auch unsere südlich dem bayerischen Hochwald entströmende Loisach in den Urkunden Libussa heißt, — eher die schöne und wahre Allegorie von einer Tochter der Waldsturen, (Luib, Leve etc.) als von ihrem Liebreiz zu liegen scheint. Den gründlichern Kosmas zur Hand, und die Aeusbeuten der bisherigen Aufgrabungen damit vergleichend, hat der Verf. manchen Anlaß, den redseligen Chronisten Hajek, den wir in einiger Hinsicht den Aventin Böhmens nennen möchten, zu berichtigen. Der Verf. ist aber auch unbefangen genug, z. B. die bey Zwickowez ausgegrabenen Ofenkachel für Fabrikate des XVI. Jahrhunderts zu erklären, und denselben nach Stoff, Form und Abbildungen (S. 67) die vom Hrn. Ingenieur Panzer im Jahre 1832 in der Umgegend von Würzburg vermeyntlich als Kunstproducte der ersten christlichen Periode Deutschlands ausgegrabenen Ofenkachel an die Seite zu stellen.

Ueberhaupt mögen auch in materieller Hinsicht die in dieser Schrift niedergelegten Erfahrungssätze von den Alterthumsforschern wohl beachtet werden. Unter die merkwürdigsten Funde in Böhmen gehört unstreitig jener vom Jahre 1771 in Podmohl, Nakowitzer Kreises (S. 40). In einem engen, von einem, dem Berammer Flusse zufließenden Bache unterstehnten Thale ward ein kaum 12 Zoll hoher und 9 Zoll weiter Kessel von Kupfer, dessen Untertheil bereits ganz aufgelöst war, mit Goldstücken gefüllt, entdeckt. Nach der an diesen den Metallknöpfen ähnlichen und im Gepräge ganz unkenntlichen Münzen vorgenommenen Quartprobe enthalten 24 Carat an reinem Gold 23 Carat und 8 Gran; sohin nur 4 Gran Zusatz, und die Münzen sind also, in Stücken von  $2\frac{1}{4}$  Dukaten bis zu  $\frac{1}{4}$  Dukaten schwer, und, den verschleppten Theil nicht mitgerechnet, über 80 Pfund wägend, im feinsten Golde



gearbeitet. Im heutigen Werthe ward dieser Fund mit dem, was ungefähr abhanden gekommen auf 76,800 fl. Conv. M. im 20 Gulden Fusse berechnet. Und es ist hiebey eben so merkwürdig, daß weiland Hr. Karl Egon Fürst von Fürstenberg, Begründer und erster Präsident der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, dem als Grundherra der Gegend ein Drittheil des Schazes zugewiesen wurde, daselbe an alle bekannte europäische Münzkabinete und Münzforscher vertheilt hat. Das sind die sogenannten Podmokler Münzen, die man auch für Regenbogen-Schüffelchen ausgibt, indem sie sich, vom Regen abgewaschen, durch ihren Metallglanz hie und da auf den Feldern verrathen. Aber der Verf. unterläßt nicht zu bemerken, daß ähnliche Münzen, jedoch nur einzeln und zerstreut, längst auch in andern Gegenden Böhmens aufgefunden wurden, und daß Obermayer in seinen Nachrichten über bayerische Münzen von einem Funde bey Wagers im Jahre 1751 von derselben Gattung und Art erzählt. \*) Wir können aus eigener Erfahrung befügen, daß uns in einem Familien-Inventar des XVII. Jahrhunderts in der Rubrik: an edlem Geschmeide, einige solcher Schüffelchen verzeichnet und à 3 fl. geschätzt vorgekommen sind; und zwar im salzburgischen Gebirge, wobey aber wieder der Umstand nicht verschwiegen werden mag, daß die Erblasserin aus Böhmen abstammte.

Schlüßlich finden wir die S. 211 bis 252 bengefügige Abhandlung: „Sind die in Böhmen vorgefundenen und vorstehend aufgezählten heidnischen Grabstätten und Opferplätze germanisch oder sla-

\*) Obermayer in seiner bayerischen Münzkunde Seite XXXI. des Vorberichts erzählt nämlich, daß am 22. Juny 1751 zu Wagers ein kupferner Hafen mit 1300 bis 1400 Stück sogenannter Regenbogen-Schüffelchen von Gold ausgegraben worden sey. Wagers ist heutzutage eine Ginde am Fusse des südlichen bayerischen Gebirgs in der Pfarrey Kohlgrub im l. Landgerichte Schongau: der Name vielleicht der einzige in Bayern.

visch?“ sehr lesenswerth. Der Verf. ist der Uebersetzung, daß schon die Uebewohner Böhmens, deren Daseyn weit über unsere Zeitrechnung hinausreicht, Slaven waren, ein Stammvolk, das allerdings öfter von fremden Völkern überzogen, bekämpft und unterjocht worden, wie von den Bojern und Markomannen, das indessen nie vertilgt werden konnte; wiewegen auch, neben der Sprache, die Geographie und Topographie Böhmens allenthalben ins Auge gefaßt werden müßten. In der Entwicklung gründlicher, und mit umfassender Literatur der ältern und neuesten Zeit unterstützten, Ansichten geht der Verf. weiter in die Fragen ein: 1) „waren die Bojer ein germanisches oder ein slavisches Volk?“ 2) „fanden sie bey der Besitznahme Böhmens das Land menschenleer, oder fanden sie daselbst bereits ein Volk?“ Den Namen Bojer leitet der Verf. wie auch Andere, vom slavischen Bog, Krieg, ab; er deutet auf ihr einstmaliges Vorbrechen gegen Westen, nach den Sprachdenkmälern, bis über den Rhein hin, und erkennt selbst in Vindobona (Wien) eine Niederlassung der Wenden. Das erinnert wieder an v. Hellersberg, an seine Vindelici (Lechwenden) und an sein Bojohemum. Auch wir haben von jeher die Ansicht gehegt, daß nicht erst im V. oder VI. Jahrhundert, sondern längst vor Christus, slavische Stämme auch das westliche Teutschland überzogen hätten; wir achten aber die Vindonen längs der Alpenkette, bis Vindocinum in Gallien, (Bendome an der Loire) für celtisches Urvolk, und entwickelten in dem „Wendepunct der slavischen Macht im südlichen Bajorien“ aus allen zugänglichen Quellen den slavischen Antheil unserer Geschichte und Topographie. (Zunächst in den „Tauern“ 1820, dann im I. Bande der Beyträge zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde, 1825, und in der v. Herzischen Literatur-Zeitung 1831 1c.).

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

16. Juny.

Nro. 119.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Justus Liebig u. Dr. J. C. Poggendorff. I. Bandes 1. u. 2. Lieferung. Braunschweig bey Vieweg. 1836.

„Die glänzenden Fortschritte der Chemie haben eine solche Masse von Thatsachen zusammengehäuft, die Theorie derselben hat sich so erweitert, ihr Einfluß auf die Naturwissenschaften, die Medicin, Pharmacie, und auf Fabriken = und Gewerbkunde ist so bedeutend geworden, und alles Wissenswerthe darüber findet sich größtentheils in einer solchen Zahl von Werken, und besonders periodischen Schriften zerstreut, daß es dem Einzelnen nur zu oft sehr schwer fällt, alles das zusammenzufinden, was die Kenntniß eines chemischen Stoffes oder eines Naturkörpers in Bezug auf seine chemischen Verhältnisse betrifft.“ Mit diesen Worten machte vor 11 Jahren N. Brandes auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen Repertoriums der Chemie aufmerksam, welches er auch eifrig begann, aber in einem solchen Umfange anlegte, daß sich wohl vorzusehen ließ, wie es mit wenigen Bänden ein Ende nehmen werde. Es ist nur bis lit. Bl. gekommen und füllt bis dahin 3 1/2 starke Bände in Quart.

Wenn man zu jener Zeit schon mit Recht von dem täglich sich mehrenden Reichthume chemischen Erfahrungen und von den Schwierigkeiten sprechen konnte, sie zu sammeln und zusammenzustellen, um wie viel mehr ist es gegenwärtig der Fall, wo die

Forschungen in jeder Art überraschend weiter geführt werden. Um dieses würdigen zu können, durchgehe man nur die Jahresberichte von Berzelius, die Repertorien von Feschner, die bekannten deutschen und französischen Journale für Chemie und Physik.

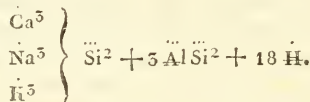
Wir glauben daher auf die Erscheinung eines Werkes aufmerksam machen zu müssen, welches, nach den vorliegenden Lieferungen zu urtheilen, in möglichst kurzer Zeit, das Wesentlichste der chemischen Wissenschaften auf eine bequeme, und jedem zugängliche Weise darstellen wird. Die Prof. Liebig und Poggendorff haben sich mit mehreren namhaften Chemikern des In = und Auslandes verbunden, ein Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie herauszugeben. Die Verfasser bemerken in der Vorrede, daß ihre Hauptabsicht dahin gehe, durch dieses Wörterbuch ein Werk zu liefern, welches nicht nur dem Chemiker von Fach zum Nachschlagen nützlich seyn, sondern auch Allen, die ihres Berufes wegen, in der reinen und angewandten Chemie unterrichtet seyn müssen, über jeden speciellen Gegenstand ihrer Nachfrage eine vollständige und gründliche Belehrung gewähren soll. Da ein, obwohl von Manchem sogar als wissenschaftlich gefordertes, Abschließen der Chemie von gewissen Theilen der Physik und Mineralogie nicht einzuhalten ist, ohne zugleich Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit hervorzurufen, so mußten gewisse Artikel aus diesen Wissenschaften um so mehr aufgenommen werden, als es nothwendig war, die technische und pharmaceutische Chemie besonders zu berücksichtigen. Es sind daher auch Artikel wie: Absorption, Capillarität,

spec. Gewicht, Electricitäts- und Wärmelehre, sowie Beschreibungen von Thermometer, Barometer, Aerometer, Hebel, Luftpumpe, Waage etc. in das Werk aufgenommen worden. — Wiewohl die Verf. eine möglichste Vollständigkeit besonders der rein chemischen Artikel beabsichtigen, so bemerken sie doch, daß zweifelhaft oder bestimmt wiederlegte Ausgaben nicht aufgenommen wurden. Wir können dieses nur billigen, wenn wir den Zweck des Werkes speciell im Auge haben, obwohl es nicht selten ein hohes Interesse gewährt, zu sehen, wie nach einer Reihe von unrichtigen, oder falsch gedenteten Beobachtungen am Ende die Wahrheit herausgefunden wurde. Es ist indeß weit rathamer, ein Werk dieser Art weniger historisch zu begründen, als den Nachtheil herbeizuführen, daß vielleicht in 6 — 8 Jahren nur die Artikel einiger Buchstaben geliefert werden können.

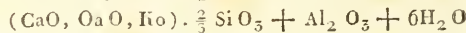
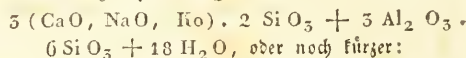
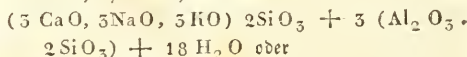
Eine besondere Sorgfalt haben die Verf. auf die organische Chemie verwendet, was um so nothwendiger war, als dieser Theil der Chemie, ohngeachtet seiner gegenwärtigen Fortschritte, doch der unorganischen Chemie in allseitiger Entwicklung noch weit nachsteht. Alle neuern zuverlässigen Analysen der nähern organischen Bestandtheile, sowie der künstlichen analogen, mit Sachkenntniß und Kritik hier zusammengestellt zu finden, muß jedem Freund der Wissenschaft willkommen seyn. Eine schöne Vorarbeit dazu hat bereits Poggendorff in einigen der letzten Hefte seiner Annalen geliefert.

Bei der Berechnung der Mischungen sind die stöchiometrischen Zahlen von Berzelius gebraucht worden. In der Schreibart der Formeln haben die Verf. einige Abänderungen vorgenommen, indem sie nämlich die Anzahl der Atome stets durch eine kleine, rechts unter dem Symbol beigesetzte Zahl angeben, und die Bezeichnung der Doppelatome mittelst durchstrichener Buchstaben ganz vermeiden. Die Anzahl der Mischungsgewichte von Sauerstoff geben sie nicht, wie Berzelius, durch Punkte an, die über das oxy-

dirt Element geschrieben werden, sondern bezeichnen sie, wie die andern Elemente. Dadurch ist, was die Form betrifft, eine gänzliche Uebereinstimmung dieser Formeln mit denen der organischen Verbindungen herbeigeführt, zugleich aber auch die Kürze derselben merklich beeinträchtigt worden. Der Deutlichkeit wegen sind bey verwickelten Verbindungen, wie z. B. viele Mineralmischungen, die verschiedenen Glieder der Verbindung, je nachdem man sie als mehr oder weniger nahe Bestandtheile derselben ansieht, durch Pluszeichen oder Punkte getrennt. So bezeichnen sie z. B. den Bauquelinitt, dessen Formel nach Berzelius =  $\text{Cu}^5 \text{Cr} + 2 \text{Pb}^3 \text{Cr}$  mit  $3 \text{CuO} \cdot \text{CrO}_3 + 6 \text{PbO} \cdot 2 \text{CrO}_3$  die Formel des Chabasites welche nach Berzelius =



wird nach ihrer Schreibart =



Es ist auffallend, daß, während man die von Berzelius allmählig eingeführten Verkürzungen der Formeln bis jetzt allgemein als zweckmäßig anerkannt hat, von den Verf. wieder auf ihre erste ursprüngliche Form zurückgegangen wird. Wir können dieses aus mehreren Gründen nicht billigen.

Einmal, so ist aus dem von den Verf. selbst angeführten Beispiel ersichtlich, wie weitläufig eine nach ihrer Weise entworfene Formel wird und daß mit der Ausdehnung die Uebersichtlichkeit mehr und mehr verloren geht, ist klar. Zweitens ist für die leichtere Verständlichkeit der Formeln nicht viel gewonnen. Wer solche Formeln verstehen will, muß die kleine Mühe, sie zu studieren und einige Uebun-



gen nicht scheuen, dann versteht er aber eben so die von Berzelius abgekürzten, als die hier gewählten. Ohne eine solche Einübung kann man aber fogar diese Formeln eher mißverstehen, als die Berzelius'schen und wir halten z. B. die Formel  $3 \text{Ä} \text{Si}^2$  ceteris paribus weniger einer unrichtigen Deutung unterworfen als  $3 (\text{Al}_2 \text{O}_3 \cdot 2 \text{SiO}_3)$ ; auch müßte man eigentlich, um die Deutlichkeit so weit zu führen, als es die Verf. vielleicht thun wollten, schreiben  $3 (\text{Al}_2 \text{O}_3 \cdot 2 [\text{SiO}_3])$ . Daß die bey Berzelius in der Form der Exponenten angegebenen Zahlen in den hier gebrauchten Formeln hinter das Symbol unten angehängt werden, mag beobachtet werden, obwohl kein besonderer Grund zu dieser Abänderung vorhanden ist, denn wenn man in die Spitzfindigkeiten eingehen will, daß jede der mathematischen ähnliche Schreibart nur in mathematischem Sinne gebraucht werden dürfe, so müßte eben so das Zusammenstellen zweyer Symbole oder ihre Verbindung mit einem Punkte anstößig seyn, denn wenn man schreibt  $\text{Al}_2 \text{O}_3 \cdot 2 \text{SiO}_3$ , so werden nicht 2 Mischungsgewichte Kieselerde mit einem Mischungsgewicht Thonerde multiplicirt, sondern sie werden addirt u. s. w.

Eine zweckmäßige Bezeichnung haben die Verf. mit den Wasseratomen einer Verbindung vorgenommen. Je nachdem nämlich das Wasser als sogenanntes Krystallisationswasser oder als Hydratwasser enthalten ist, setzen sie sein Zeichen = aq oder h, während sie das Zeichen  $\text{H}_2 \text{O}$  vorzüglich da gebrauchen, wo es überhaupt zweifelhaft ist, ob die Elemente des Wassers als Wasser, oder auf eine andere Art in der Mischung enthalten sind.

So bedeutet z. B.  $\overline{\text{MPhO}} + 3 \text{aq}$  ein Mischungsgewicht äpfelsaures Bleoxyd mit drey Mischungen Krystallwasser.  $\overline{\text{Fh}}$  bedeutet Ameisensäurehydrat mit 1 Mischung Hydratwasser,  $\overline{\text{F}_2\text{h}}$  dieselbe Säure mit 2 Mischung Hydratwasser.

$\overline{\text{M}_h}$   $\text{MgO} + 4 \text{aq}$  ist die Formel der krystallisirten äpfelsauren Bittererde und drückt aus, daß das Salz 5 Atome Wasser enthält, wovon aber 4 durch die Wärme entfernt werden können, während das fünfte zur Constitution des trocknen Salzes gehört.

Um dieses Wörterbuch von Seite der praktischen Chemie möglichst brauchbar zu machen, sind

die bewährtesten und vortheilhaftesten Methoden zur Bereitung chemischer, pharmaceutischer und technischer Präparate angegeben, ebenso die bey chemischen Operationen nothwendigen Handgriffe auseinandergesetzt worden, auch findet man alle zweckmäßigen Apparate und Geräthe genau beschrieben und einen großen Theil derselben durch gute Abbildungen versinnlicht.

Bev Durchsicht einiger Artikel der vorliegenden Lieferungen können wir im Allgemeinen die Bündigkeit der Darstellung und die Berücksichtigung des Wesentlichen nur lobenswerth finden, wie es denn auch die Namen der Unternehmer nicht anders erwarten ließen. Es gehört zur Herausgabe eines solchen Werkes nicht nur Kenntniß und Kritik der vorrätigen Litteratur, es gehört auch dazu, daß man für die Einrichtung des Ganzen, für die Anordnung einer zweckmäßigen Gruppierung des Einzelnen, eine gewisse Uebung sich erworben habe, welche sich vorzüglich nur der erwerben kann, welcher der Redaction einer, entsprechende Wissenschaften umfassenden, Zeitschrift vielejährig vorgestanden ist. Beide Herausgeber sind als Redactoren solcher Zeitschriften dem Publikum hinlänglich und rühmlich bekannt.

Wir schließen diese Anzeige, indem wir dem Werke alles Gedeihen, so wie die verdiente Theilnahme des Publikums wünschen, damit es die Früchte tragen könne, die es unzweydeutig verspricht.

Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.



Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Von Dr. Math. Kalina von Jäthenstein, :c.

(Schluß.)

Vergleicht man, was das Daseyn slavischer Stämme in Europa im grauesten Alterthum anbelangt, die vorliegenden Erörterungen des Hrn. Kalina von Jäthenstein mit der Geschichte von Böhmen von Franz Palacký, (I. Bd. Prag, 1856) der wieder „größtentheils den Ansichten des gründlichsten und vielseitigsten Forschers P. J. Saffarik (über die Originines Slavicæ etc.) folgt:“ so dürfte im Wesentlichen ein Widerspruch nicht obwalten.

„Daß Böhmen,“ — sagt Palacký im Eingang des zweyten Kapitels I. Buchs — „so wie Nordeuropa



überhaupt, im grauesten Alterthume, Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, von Völkern nordischer, (sibirischer oder uralischer) Abkunft bewohnt war, welche dann durch die Einwanderung von Völkern indo-europäischer Abstammung aus ihren Sizen verdrängt (wir nahmen diesen Zug aus Sibirien, aus der Urheimath, auf dem Asten und Europa verbindenden Tourus für das Princip aller europäischer Bevölkernungen an;) und größtentheils vernichtet wurden, ist nach den in neuerer Zeit von besonnenen Forschern gemachten Bemerkungen sehr wahrscheinlich. Gewiß ist es auch, daß jene großen Züge der Völker indo-europäischer Abkunft, der Thraken, Celten, Germanen und Slaven, welche Europa in vorgeschichtlicher Zeit eine so veränderte Gestalt gaben, unser in der Mitte dieses Weltheils gelegenes Land (Böhmen) nicht ganz unberührt gelassen haben können.“

Ferner im I. Kapitel des II. Buches:

„Der indoeuropäischen Völkerwanderung angehörend — waren die Slaven schon im grauesten Alterthum, in einer Zeit, wohin kein historisches Denkmal reicht, in Europa weit verbreitet. Und doch treten sie unter diesem Namen erst im fünften Jahrhundert nach Christus, in den Zeiten der großen Völkerwanderung, auf dem Schauplatz der Weltgeschichte auf. So unvollständig, unvollkommen, und von Zufällen abhängig ist dieser Schauplatz.“

Samo, den Heerführer und König der Slaven, in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts, läßt Palacky aus den Niederlanden, von den bis dahin vorgedrungenen slavischen Wälfen abstammen; und erkennt Böhmen als den Kern des von ihm gegründeten Staates, wo die Burg Wyszhrad sein Hauptsiß gewesen seyn möchte. In so fern tritt also auch Palacky, dem übrigens auch Fredegar bezüglich auf Samo einer der ungenauesten und unverläßlichsten Chronisten ist, auf die Seite jener, welche, abgesehen von andern Umständen, der vorzüglichsten und nächsten Quelle über jene Epoche, dem Anonymo de conversione Curantanorum, der da sagt: „temporibus gloriosi regis francorum dagoberti Samo nomine quidam Sclavus manens in Quarrantanis fuit dux gentis illius“ etc. (Cod. diplom. juv. p. 10.) widersprechen. Darauf wollen wir auch hier nicht weiter eingehen. Wenn aber Hr. Palacky bey Auffindung der Wogastisburg, wo sich die große Schlacht zwischen den Franken und Slaven zu Gunsten der letztern entschied, und wo Andere, aus guten Gründen, nach Curantianen hindeuten, zwischen dem böhmischen Taus (alt To-

gast,) und unserm Bohburg an der Donau die Wahl läßt: — so möchte ein solches Schwanken über einen so wesentlichen Thatsbestand in der deutschen Geschichte, und solche Unkunde, zunächst in der bayerischen Geschichte, wohl bestreunden. Die spätere Gründung Bohburgs durch einen Dynasten Ugo ist nicht schwierig nachzuweisen; und ein Unterschied von 30 Meilen in der Begrenzung der deutschen und slavischen Völker jener Periode zwischen Bayern und Böhmen von großem Belang. Hauptsächlich kann aber hier nicht übersehen werden, daß, wie aus der Vita primogenia Sii Rudperti, und aus Aribo und Otto frisingensib. u. s. w. klar hervorgeht, und anerkannt ist, zur Zeit des Samo die bayerischen Theodone bereits Regensburg als ihre Residenz inne hatten, und daß z. B. der zu Regensburg angekommene hl. Emmeram auf die eben durch die Slaven verheerten Ufer der Enns als Grenzland hingewiesen worden ist.

Celtgallische Rückwanderungen durch Mittel-Europa bis nach Asien keineswegs in Abrede stehend, stimmt Hr. Palacky dem Livius, bezüglich auf die Bojer unter Sigoves und Belloves, nur sehr bezingt bey.

Allerdings hängen Daseyn und Geschichte eines Volkes nicht von dem Umstande ab, ob es von irgend einem Schriftsteller früher oder später in den Mund genommen worden; wogegen die Erforschung des „Schauplatzes selbst,“ wie sie hier aus den Gräbern, auf den verufenen Stätten des Cultus, und aus dem nach allen Richtungen umgewälzten Boden-Böhmens, und nach der seiner Oberfläche inwohnenden Verlautbarung beschrieben wird, ohne Zweifel sehr wichtige, und selbst für jene, die sich das Ansehen einer höhern historischen Kritik geben, nicht zu übersehende Thatsachen liefert. Und abermals geht hieraus hervor, wie viele Vorkenntnisse zum geschichtlichen, fruchtbringenden Vortrag über ein Land und Volk, zum wahren, lebendigen Anschauen beyder, erfordert werden, und daß dazu jedenfalls mehr nothwendig seyn dürfte, als etwa die Hauptstadt mit ihrem Reichthum, und die Strafe, auf welcher man im Gilwagen dahin gelangt ist, zu kennen.

v. KochSteenfeld.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

17. Juny.

Nro. 120.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. N. F. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnitz. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1837. 421 S. 8.

und als einen feindlichen Eingriff in die eigenen Rechte zu betrachten. Aus dem Leben wurde dieser Zwiespalt auf die Wissenschaft übergetragen; Genauigkeit und strenge Wahrheitsliebe eines Thukydides in der Geschichtschreibung, war, nicht ohne Schuld der Rhetorik — übt sie doch selbst bey jenem mehr als billig ihr Recht — so gut, wie die Einfachheit des Xenophon in der Darstellung völlig verschwunden und durch Borzüge anderer Art keineswegs ersetzt worden. Darum könnte selbst ein Theopompus von uns dann erst richtig gewürdigt und für Geschichte mit Sicherheit benützt werden, wenn uns zugleich sein Gegner Anaximenes mit erhalten wäre.

Der Verlust der Geschichtschreiber aus der Zeit des Philippos, (nur in sparsamen Auszügen lesen wir die Hauptereignisse bey Diodorus und Justinus) führt auf vorzügliche Beachtung einer andern gleichzeitigen, theilweise noch erhaltenen Quelle, der Redner. Hätten wir auch die Schriften eines jener zahlreichen Historiker, es würde dessen Benützung für uns eine ganz andere seyn, als der früheren oder der späteren, wie etwa des Polybius. Zu den vorzudem, einander feindlich entgegengesetzten Partheyen Griechenlands, die selbst in ihrer Entkräftung jede Gelegenheit zusammenzutreffen suchten, hatte sich eine neue, die makedonische gesellt, welche durch gleiche Abstammung und Sprache mit den Griechen Eingang gefunden und dadurch wie durch kluge Benützung der Zeitumstände eine Vereinigung der Gesamtkräfte der Hellenen gegen sich glücklich abzuwenden wußte. Von dieser auswärtigen Macht, die unter einem klugen und thatkräftigen Oberhaupte zu einer nicht geahnten Kraft und Einheit erwuchs, von dieser Monarchie erwarteten viele einzelne Freystaaten ihr Heil; manche Städte im Peloponnes konnten nur vom Philippos Befreyung vom lakedaemonischen Drucke hoffen; andere suchten ihrer Natur getreu jede fremde Annäherung und Einmischung in die Angelegenheiten Griechenlands mit Eifer such-

te. Hatte aber Geschichtschreibung jener Zeit, nach den Berichten der Alten, ihren Charakter verloren und dem rhetorischen Glanze, so wie dem partheyischen Hingeben Einfachheit und Wahrheit gegpferet, wie sollte die Rednerbühne, dieser natürliche Sammelplatz aller Leidenschaften und bewegter Ausbrüche das, was jene nicht leistete, ersetzen? Die vielen Reden des Demosthenes mögen hinreichen, Gesinnung und Kraft, Geist und Würde des Mannes vollkommen bis in das einzelne zu bezeichnen, zur Würdigung des Philippos werden sie nur unzureichend seyn und für die Geschichte mehr in den gelegentlich erwähnten Begebenheiten Beiträge liefern. Ist hält es schon schwer, die nähere Veranlassung zu einer Rede und den richtigen Moment aufzufinden, wie bey den Mythischen und manchen Philipposischen; überdieß waren die alten Redner zu sehr von der Gegenwart abhängig und betrachteten es fast als ihren Zweck gemäß. Gleichwohl

dürfte, wenn auch Theopompus, Anaximenes, Ephorus, Demophilus, Diyllus, Marfhas, Duris, Leo von Byzanz, Demochares und andere Zeitgenossen vollständig erhalten wären, keine Ausfage, die historische Bedeutung hätte, aus dem Munde der Redner als mitleidender und theilnehmender Personen, von einer kritischen Untersuchung ausgeschlossen werden; wie viel mehr haben wir sie jetzt zu beachten, wo sie allein der Dürftigkeit der Geschichtschreiber zu Hülfe kommen und einzelne Lücken ergänzen? die oft angeregte Frage, welche Glaubwürdigkeit die Redner alter Zeit verdienen, und in wie fern diesen gegnüt gewesen, von der Wahrheit abzuweichen, kann wie sie zunächst aus dem Gegensatze des Aeschines und Demosthenes hervorgegangen ist, auch nur durch die sorgfältigste Prüfung aller historischen Angaben dieser beyden ihre genügende Lösung erhalten.

Der Verfasser der oben angezeigten Schrift wurde durch das Lesen der attischen Redner zur Bearbeitung dieser Geschichte geführt; er erklärt diese bescheiden für einen Versuch, die Begebenheiten zu erörtern, welche die Gründung der makedonischen Hegemonie in Griechenland bis zur Schlacht bey Chäronea herbeiführten; er hoffte die Schwierigkeiten, die ihm selbst in dem historischen Theile derselben aufstießen, andern dadurch zu erleichtern, daß er das Einzelne, was ihm darüber aufzufinden möglich war, in angemessener Ordnung zusammenstellte und zu einer Uebersicht vereinigte. Dieß ist ihm auch mehr, als irgend einem seiner Vorgänger gelungen. Winiewski hat zwar in seinem geschichtlichen Commentare zur Rede über die Krone manche Ereignisse, die bey Demosthenes erwähnt werden, zusammengestellt und mit historischem Sinne erläutert — ein Verdienst, das um so mehr mit Dank anzuerkennen, als vor ihm sich niemand in dieser Art versucht hat — aber indem er die Wahrheit dessen, was Demosthenes sagt, gewöhnlich schon als bewiesen und unbestreitbar voraussetzt, ist er nicht

fähig, jede andere entgegengesetzte Stimme zu hören; überdieß besaß sich der größte Theil seiner Schrift mit der Erklärung der räthselhaften Volksbeschlüsse in jener Rede, wobey der Verfasser sich selbst so wenig genügte, daß die zweyte Hälfte des Buches die völlige Vernichtung und Widerlegung der ersteren in sich trägt. Ueberhaupt ist Irrthum bey der Auscheidung und Ausgleichung der widersprechenden Ausfagen nicht leicht zu vermeiden; erst wiederholte Untersuchungen mehrerer werden das Wahre und Wahrscheinliche immer mehr und sicherer aufdecken. Flachse gibt in seiner Geschichte Maedoniens mehr den Inhalt der Reden mit selbständiger Beurtheilung; das besondere Studium und tiefere Eingehen in Einzelnes tritt weniger hervor. Durch beyde Schriften ist jedoch Manches entschieden und Mehreres vorbereitet worden, was man früher kaum gegahnet hatte.

An diese nächsten und bedeutendsten Vorgänger schließt sich Hr. Brückner; in einer einfachen und schmucklosen Sprache, der Verf. hat absichtlich jede Hebung des Ausdrucks vermieden und nur nach Kürze und Deutlichkeit gestrebt, sucht er die Begebenheiten aus den widerstrebbendsten und verschiedensten Ausfagen der Redner festzustellen, und die fernere Beurtheilung daranzuknüpfen.

Die Einleitung behandelt die Geschichtschreiber und Redner jener Zeit; gleich hier zeigt sich das eigene Urtheil und der richtige Sinn des Verfassers; keiner vor ihm hat, unseres Wissens, Isocrates Stellung und Verhältniß, so richtig, wie er, erkannt und ausgesprochen. S. 10:

Die Dürftigkeit der Geschichtschreiber wird theilweise durch die Werke der athenischen Redner ergänzt, deren Gebrauch jedoch Vorsicht erfordert. Aeschines wurde die Wahrheit von ihnen der Absicht zu überreden untergeordnet. Je mehr ihr Einfluß auf die Gabe der Rede beschränkt war, wodurch sie auf Meinungen und Leidenschaften der Menge wirkten (denn Rath und That lag jetzt selten mehr in den Händen derselben Personen) und je mehr ihnen das Gewicht größerer persönlichen Eigenschaften mangelte, desto



nehr wurden ihre Reden mit Aeußerungen des Hasses und der Parteylichkeit angefüllt. Ueberall daher Uebertreibungen und Verdrungen der Wahrheit, aus guten wie aus schlechten Beweggründen. Am unparteylichsten erscheint Isocrates in den wenigen Reden, in denen Verhältnisse des philippischen Zeitalters zur Sprache kommen. Ohne selbst thätigen Antheil an der Verhandlung der Staatsangelegenheiten zu nehmen, geht er nur darauf aus, seine Leser für eine bestimmte Ansicht über den Zustand von Athen; oder von Griechenland überhaupt zu gewinnen. Allem Streben nach Vergrößerung feind, in so fern es sich auf Unterwerfung der schwächeren hellenischen Staaten unter die Herrschaft des stärkeren richtete, und überall nachweisend, wie es dem Unterdrücker eben so nachtheilig sey, als dem Unterdrückten, setzt er den Ruhm und die Wohlfahrt des gesammten Griechenlands in die gegenseitige Anerkennung der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der einzelnen Staaten und in eine auf wechselseitiges Vertrauen gegründete Vereinigung aller zur Erneuerung des Krieges gegen die Barbaren. Noch in der Rede an Philippus, einer seiner letzten, erkennt er dieß als den schönsten Zweck, zu dem derselbe die ihm zu Theil gewordene Macht benutzen könne.

Ob aber dieß — wie wir es auch als vollkommen richtig erkennen — so mußte namentlich von jenen Stellen, in welcher Isocrates als offener Gegner gegen die Pläne und Absichten des Demosthenes und dessen Parthey überhaupt, entschieden auftritt, ein wirksamere Gebrauch gemacht werden, und die Bedeutung dieser im Gegensatz jener erwogen und hervorgehoben werden. Gerade Isocrates, den doch niemand vom König Philipp bestochen nennen kann, zeigt, daß alle, welche jedes Streben nach Ausbreitung der Herrschaft als sündhaft verpönden und nicht in dem Ruhme der Athener zugleich den des ganzen hellenischen Volkes erkannten, die Mittel und das Verfahren mißbilligen mußten, welche die dem Könige feindlich gesinnte Volkspartey gegen ihn zu ergreifen pflegte. Von Aeschines erinnert der Verf. vorläufig:

Aeschines sprach in seinen drei Reden nur als Gegner des Demosthenes und die beiden letzten insbesondere sind voll von Aeußerungen der heftigsten Feindschaft. Wie weit er dabei über die Grenzen der Treue und Wahrheit hinausging und ob ihn wirklich die Schuld des Verraths trifft, dessen ihn Demo-

sthenes anklagt, kann erst später untersucht werden; hier nur die Bemerkung, daß, wenn die Ansicht des Aeschines über die Stellung Athens zu Philippus, als die unwürdigere erscheint, schon daraus auf leichtsinnigere Verletzungen der Wahrheit geschlossen werden darf.

Gleiche Aeußerungen der heftigsten Feindschaft zeigt Demosthenes; er ist auch hierin seinem Gegner in demselben Grade überlegen, in welchem er der Kunst der Rhetorik mehr, als jener, Meister ist; aber mag auch Aeschines, gleich dem Isocrates, gleich dem edlen durch Rath und That ausgezeichneten Phokion und vielen andern geglaubt haben, die alte Stellung Athens, die glanzreiche Vorzeit eines Themistokles oder Perikles könne nimmer geschaffen werden, mag auch diese Ansicht, die den Zustand des Staates in seiner Wirklichkeit erfasste, mit jenem Ideale verglichen, als die unwürdigere erscheinen, — was berechtigt, bey diesen schon daraus auf leichtsinnigere Verletzungen der Wahrheit zu schließen, während der Verf. von Demosthenes kurz vorher bemerkt hatte, daß der Kampf unter jenen Verhältnissen nicht anders als mit der äussersten Leidenschaftlichkeit geführt werden konnte und von selbst zu Schiltierungen von Philipps Treulosigkeit, Tücke und Hinterlist, oder von seines Fürsprecher Gewissenlosigkeit und seiner Verrätherey leitete, wobey sich die Glaubwürdigkeit des Redners öfters verdächtigte.

Bev Vergleichung der einzelnen Angaben bey der Gegner kann das Verfahren, um sicher zu gehen, nicht unbefangen genug seyn; hier ist, wenn je irgendwo die Skepsis am geeigneten Orte; wir würden überhaupt die Glaubwürdigkeit der Redner kaum in Zweifel zu setzen wagen, wenn wir nicht in den vier Klage- und Verteidigungsreden fänden, daß, was der eine mit Zuversicht behauptet, der andere mit gleicher Entschiedenheit läugnete.

(Fortsetzung folgt.)



Voyage autour du monde, exécuté par ordre de sa Majesté l'Empereur Nicolas I. sur la Corvette le Sèniavine, dans les années 1826, 1827, 1828 et 1829, par F. Lutké, Capitaine de vaisseau. Partie historique, avec un atlas, lithographié d'après les dessins originaux d'Al. Postels et du Baron Kittlitz. Traduit du Russe sur le Manuscrit original sous les yeux de l'auteur, par le Conseiller d'état F. Boyé. Paris 1835. 2 Theile in gr. 8.

Reisen um die Welt haben seitlich gegenwärtig das weltgeschichtliche Interesse der seitheren Zeit nicht mehr; Entdeckungen in Großen sind nicht mehr zu erwarten, und die Erforschung des Details entfernter Meeresebenen hat zwar für den Seefahrer, nicht aber für den Binnenbewohner eine besondere Wichtigkeit. Selbst die Abenteuer des Seelebens sind so oft beschrieben, daß man auch dieser Seite den Reiz der Neuheit nicht mehr sehen kann, und es ist daher für den Beschreiber einer Weltumsegelungsreise eben keine leichte Aufgabe, die Aufmerksamkeit des mit diesem Zweige der Literatur vertrauten Lesers in fortwährender Spannung zu erhalten. Dies ist jedoch in der That mit der vorliegenden der Fall, was theils von der ungekünstelten, einfachen, aber immer anschaulichen Darstellung des Verf., theils und vorzüglich von der Ausdehnung der Reise selbst herrührt, die Gegenden bekannt, und in denselben verweilt, welche weniger gefaßt, aber durch ihre Beziehungen zu Europa oder überhaupt durch ihr völkergeschichtliches Interesse eine Bedeutung erlangen. Da diese Reise hauptsächlich zum Behufe wissenschaftlicher Untersuchungen unternommen wurde, so hatte der Verf. alle Zeit, um hinlänglich an diesen Orten zu verweilen, während der Reisende auf Handelschiffen auf solche Vortheile meist Verzicht leisten muß. Zugleich müssen wir es dem Verf. als ein großes Verdienst anrechnen, daß er nur Selbstgeesehenes oder aus glaubwürdigen und deshalb auch benannten Quellen Entnommenes berichtet; dabei aber auch seine Berichte, wenn sie gleich nicht nach allen Seiten hin sich ausbreiten, einen Grad der Verlässlichkeit haben, wie wir ihn so manchen andern neueren Reisewerken nicht zugehen können.

Die russische Regierung hatte seit der Aufhebung der Völkerseege fast alle Jahre Reisen um die Welt unternommen lassen, aber mit Ausnahme der Expeditionen von Bellingshausen und Wassiljew, welche geographische Entdeckungen beabsichtigten, hatten alle anderen zum Zweck, Provisionen nach Sibirien, Kamtschatka und den russisch-amerikanischen Kolonien zu bringen und

an deren Küsten zu Kreuzen. Die Expedition des Seniawin war besser als die übrigen daran, indem sie auf drei Jahre ausgerüstet war, und, weil die russischen Kolonien damals kein Kriegsschiff nöthig hatten, ein ganzes Jahr bloß aus geographische und andere wissenschaftliche Untersuchungen verwenden konnte. Hiezü hatte sie tüchtige Leute an dem Verf., dem Kommandanten der Expedition, so wie an seinen Offizieren; als Naturforscher war ihr beigegeben der treffliche Mertens, der leider ein Jahr nach der Rückkunft in der Blüthe seines Alters dahln starb, ferner als Mineralog und Zeichner der Professor: Adjukt Postels, und endlich hatte sich noch der preussische Hauptmann, Baron von Kittlitz, rühmlichst bekannt durch seine ornithologischen Arbeiten, angef. lassen. Gemeinschaftlich mit dem Seniawin trat die Korvette, der Woller, die Reise mit an, trennte sich aber später, um jedoch die Rückkehr wieder gemeinschaftlich zu unternehmen. Die Besatzung der Expedition bestand im Ganzen aus 62 Mann, welche alle, mit Ausnahme eines Matrosen, der an den Folgen eines Falles vom Mastkorb starb, wohlbehalten den europäischen Boden wieder erreichten.

Es war am 1. September 1826, als der Seniawin den Hafen von Konstant verließ, und nach kurzem Aufenthalt zu Portsmouth und der Insel Teneriffa am 8. Januar in die Bai von Rio-Janeiro einlief. Schon am 23. desselben Monates wurde die Reise weiter fortgesetzt, das Kap Horn glücklich umschifft, und zu Concepcion und Valparaiso neue Entdeckungen eingebracht. Wir halten uns mit einer ausführlicheren Beschreibung dieser Orte nicht auf; sie sind aus vielen Reisen hinlänglich bekannt; nur bemerkl. machen wir, daß der Verf. den politischen Zustand Chilis keineswegs so hoffnungsvoll schildert, als es mitunter geschieht ist. Am 15. April verließ die Korvette den Hafen von Valparaiso, und ohne weiteren Anhalt ging es nun immer nordwärts, bis sie am 23. Juni den Golf von Sitka oder Neu-Archangel erreichte.

Ein säkündentlicher Aufenthalt, so wie die Mittheilungen des damaligen und des späteren Gouverneurs von Neu-Archangel, nebst denen des Comptoir-Directors Khebnikoff, welcher 15 Jahre daselbst verweilt hatte, setzten den Verf. in hinlänglichen Stand, genaue Schilderungen dieser wenig besuchten russischen Kolonie zu liefern. Ihr Hauptort ist das schon erwähnte Neu-Archangel, welches ein auf einem Felsen gelegenes Fort darstellt, unter dessen Kanonen ein Dorf der Eingebornen, der Kaleschen, angeordnet ist. Man hatte diese, welche anfangs sehr feindselig gegen die Russen gekannt waren, zuerst in einiger Entfernung von der Niederlassung gehalten; später aber erlaubte man ihre Annäherung, weil man sie dadurch genauer beobachten und durch die Kanonen jederzeit in Respekt halten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

20. Juny.

Nro. 121.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnig. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1837. 421 S. 8.

(Fortsetzung).

Wie ganz anders würden wir manche Streitsache beurtheilen, hätten wir noch die Gegenrede! Nur die Aussagen, worin beyde Gegner übereinstimmen, dürfen als bewährt angenommen werden; auch das, was durch das Vorlegen von officiellen Akten beglaubigt ist, muß der Hauptsache nach als wahr und richtig betrachtet werden; vorzüglich zu beachten ist die Verschiedenheit des Berichtes von der nämlichen Sache bey demselben Redner; alles andere muß durch sich und durch Vergleichung der Umstände geprüft und einer größern oder geringern Wahrscheinlichkeit nahe gebracht werden; von überwiegender Autorität des einen oder des andern kann, wie auch H. Br. bemerkt, nicht die Rede seyn. Demosthenes versteht es vorzüglich einzelnen, wenig bedeutenden Erscheinungen einen höhern Standpunkt anzuweisen, diesen den Character des allgemeinen Menschlichen einzuprägen und ihnen eine moralische Bedeutsamkeit zu geben, die alle Gemüther ergreift und mit sich reizt, — er ist, wie keiner der alten, keiner der neuern, in seinen Reden *καλός καγαρός* und *ἐπιθυμητατικός* zugleich — dadurch weiß er manche historische Erinnerung aus dem Gedächtnisse seiner Zuhörer, als etwas untergeordnetes zu verwischen, und hat weit freyeren Spielraum, mit der Geschichte umzugehen, als seine Gegner.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß hier nicht davon die Rede seyn kann, die patriotische Gesinnung des Demosthenes zu verdächtigen, oder seinen Bemühungen und Verdiensten für das Vaterland auch nur das Geringste zu entziehen, wohl aber davon, daß jener patriotische Eifer seinen Haß wider den königlichen Gegner zu weit geführt, daß er mit gleichem Hasse seine Versammlung zu erfüllen suchte und zu Thaten reizte, die den Friedensbedingungen geradezu entgegen waren, daß er und die demokratische Parthey jede Klage des Königs darüber mit Hohn zurückwies und Forderungen an den König stellte, die an sich lächerlich waren, und nie zugestanden werden konnten, daß er jede von diesem auf dem Wege des Rechts entnommene That als gesetzwidrig und Friedensbruch bezeichnete und selbst die aufrichtigsten Anerbietungen des Philippus zur Ausgleichung als trügerisch und verderblich bezeichnete; daß er in jedem, der nicht wie er von Philippus dachte, der zu besonnenem, vorsichtigem Benehmen aufforderte, einen Verräther sah, daß fast alle Beweise, die er gegen andere vorbringt, namentlich gegen Aeschines, genauer betrachtet nichts beweisen, und die kleinlichsten Dinge ihm genügen, in einem ihm nicht Gleichgesinnten einen besetzten Feind und Verräther des Vaterlandes zu sehen, daß er endlich alle tüchtigen Männer anderer Staaten, die sich nicht mit ihm zu dem, was ihm athenienischer Vortheil dünkte und zu fordern schien, verbanden, als feile und niedrige Sklaven des Königs öffentlich brandmarkte. Diese Bemerkungen lassen sich, wie wir glauben, theils aus ihm selbst, theils aus den einfachen beglaubig-

zen Berichten seiner Gegner, endlich aus andern sparsam erhaltenen Nachrichten bey den Alten darthun. Wie achtungswerth aber Demosthenes auch so noch im Vergleiche mit andern seiner Parthey erscheint, zeigt am anschaulichsten die Rede über den Streit um Halonnesos, die zufällig den demosthenischen einverleibt, aber schon frühe als dessen unwürdig erkannt worden ist; sie ist von einem nicht unbedeutenden Manne derselben Parthey, von Herzippus, wie die neueren Untersuchungen aus Demosthenes selbst bewiesen haben, mit denselben politischen Gesinnungen, steigert aber die Leidenschaft bis zur Wuth, führt sie ins Gemeine und Niedrige, und entbehrt ganz jener sittlichen Größe, die man an Demosthenes immer bewundern muß und die ihn aus der Masse seines Gleichen so vortheilhaft unterscheidet.

Nachdem der Verf. von der Zeit, in welcher Philippus die Regierung Makedoniens angetreten hatte, den damaligen und folgenden Ereignissen von Bedeutung, von dem Bundesgenossenkriege, den Streitigkeiten über den Cherones, Amphipolis, von dem phokischen elynthischen Kriege im Zusammenhange gesprochen, geht er auf die Darstellung des Zustandes der Athener und jene Periode über, in welcher Demosthenes Einfluß und Uebergewicht immer deutlicher hervortritt. Damals hatte das Volk wie von der äußern Macht, so von der innern Kraft und Würde vieles verloren; auch von der früheren Zeit wird manches als besonderes Verdienst anerkannt, was nichts als Folge des natürlichen Triebes war. Die stets wiederholten Lobpreisungen, daß die Athener nur dem Rechte, nicht der Macht gehuldigt und diesem Grundjase gemäß stets der angegriffenen schwächeren Parthey gegen die mächtigere Hülfe geleistet haben, gründet sich einfach auf die Erhaltung des Gleichgewichts; ihrer selbst willen waren sie geübt, sich mit den Schwächern zu verbinden, um die drohende Uebermacht der andern von sich abzuwehren; auch legen die Redner zu Zeiten ein offe-

nes Bekenntniß darüber ab; niemand deutlicher und entschiedener, als Demosthenes bey Nachweisung der Gründe, warum man den Megalopoliten gegen die Lakedaemonier Hülfe gewähren soll. Die häufigen Klagen und Vorwürfe der Redner über Schlassheit, Unthätigkeit und allen Mangel an Unternehmungsgelust sind bekannt, jedoch keineswegs in ihrer vollen Ausdehnung zu verstehen; der Verf. sucht diese zu beschränken und zu würdigen. S. 108.

„Diese Beschuldigungen, wodurch die Redner das Volk zu größten Anstrengungen zu ermuntern suchen, werden jedoch gemildert, wenn man bedenkt, was die Athener wirklich thaten. Die Gelegenheit, die sich ihnen beim Regierungsantritte des Philipps darzubieten schien, Amphipolis in ihre Gewalt zu bringen, wurde von ihnen nicht unbenutzt gelassen, und die Unterstützung, die sie deshalb dem Argeus schickten, kam weder zu spät, noch war sie unbedeutend, wenn auch nicht hinreichend. Daß der Zug nach Euböa gegen die Thebaner rasch und glücklich ausgeführt wurde, rühmen gerade diejenigen, die dem Volke sonst am meisten seine Unthätigkeit vorwerfen. Ebensovien läßt sich an der Thätigkeit zweifeln, mit welcher der Bundesgenossenkrieg geführt wurde. Gleich das erste Unternehmen war die Belagerung von Chios, welche eine bedeutende Seemacht voraussetzt und für das folgende Jahr ist von einer Flotte von 120 Schiffen die Rede. Wenn gleichwohl der Krieg einen unglücklichen Ausgang nahm, so lag die Schuld wohl mehr an den Feldherren, als dem Volke. Daß während dieses Krieges Amphipolis und andere Städte dem Philipps Preis gegeben wurden, ist eher ein Beweis von der Schlanheit desselben, oder von der Bedrängniß, in der sich die Athener befanden, als von ihrer Unthätigkeit. Wüßten sie größtentheils theilnahmslos am heiligen Kriege, so lag der Grund in ihrer Gesinnung, die sie den Phocien zwar einen günstigen Erfolg wünschen ließ, doch mehr aus Haß gegen die Thebaner, als weil sie ihre Sache gut hießen. Der Zug nach Phocien, den Philipp nach dem Siege über den Onomarchus beabsichtigte, wurde nur durch die Flotte verhindert, welche die Athener nach den Thermooplen schickten und der Krieg in Euböa, so wie der für die Olynthier zeigen beide, daß die Athener zu größeren Anstrengungen nicht unfähig und keineswegs geneigt waren, die Herrschaft über Griechenland kampfslos in Philipps Hände kommen zu lassen. Wie sehr daher auch die Athener des philippischen Zeitalters denen des eimonischen nachstehen, so erklärt sich doch der schlechte Erfolg ihrer Unternehmungen, nicht weniger aus der Art der Krieg-



fühnung, aus den Vortheilen, die Philipp als Alleinherrscher für sich hatte, und den Nachtheilen, denen die demokratische Verfassung die Athener in einem solchen Kampfe aussetzte, als aus Mangel an Kraft und Thätigkeit.“

Die Möglichkeit, wie ein Redner als solcher allen Einfluß auf das Volk ausüben konnte, erklärt sich nicht nur aus dem Mangel an Männern, die durch Rath und That gleich ausgezeichnet waren, sondern vorzüglich aus dem Charakter der Athener. Nur ein Redner konnte es, der bey aller Freyheit und allem Tadel gegen seine Zuhörer unausgesetzt einen beliebten volksthümlichen Zweck, der Ehre und Glück aller zugleich verband, verfolgte; nichts konnte geeigneter und mehr im Geiste des Volkes seyn, als das Streben, jene alte Glückseligkeit \*) vergangener Zeiten wieder zu erlangen; aber diese geistige Wiedergeburt, welche nach des Redners Ansicht das göttliche Geschick selbst durch den Kampf mit Philippus herbeyzuführen schien, mußte gar vielen, welche die Verhältnisse der übrigen griechischen Staaten, den Charakter ihres eigenen Volkes, die veränderten Zeiten abwogen und nicht durch eitle Bilder sich täuschen ließen, unerreichbar und durch die angewandten Mittel keineswegs geeignet scheinen, das Wohl des Staates fest und dauerhaft zu begründen. Kein Wunder jedoch, wenn jeder, der dieses Verfahren mißbilligte, falls nicht seltene Auszeichnung ihn über allen Tadel erhob, bey der Menge leicht in den Verdacht eines Feindes des Volkes fiel. Der Verf. ist hierin etwas anderer Ansicht, erklärt sich aber übrigens ganz richtig. S. 112.

Ein Führer, der durch Wort und That gleich mächtig, das Vertrauen erworben und ihren Willen beherrscht hätte, fehlte durchaus und die Frachlosigkeit so vieler Beschlüsse hatte besonders darin ihren Grund, daß die Ausführung andern, als ihren Urhebern überlassen werden mochte. Da Iphikrates, Chabrias und Timotheus schon in den ersten Jahren des philippischen Zeitalters kurz nacheinander ihren Tod gefun-

den hatten, so war von den tüchtigeren athenischen Feldherren nur Phokion übrig. Phokion aber, von alter Einfachheit der Sitten, ernst, streng, und ein bitterer Tadler der Eitelkeit der Athener, war mit dem Geiste der Zeit zu sehr gefallen und darnach nicht geeignet, ein Führer des Volkes zu seyn, welches er einer edlen Bestimmung für unfähig hielt. So hatte er nur Einfluß, wenn man ihn als Feldherren brauchte und die Redner die sich durch sein thätiges Verdienst verdunkelt und von ihm verachtet sahen, scheinen das Volk nicht selten abgehalten zu haben, ihn zu brauchen, wie es die Zeit erforderte. Da nun auch die übrigen Feldherren eben so wenig, als Redner thätig seyn mochten, und überdies weder vermöge ihres Kriegsrühms noch ihres Charakters besondern Einfluß haben konnten, so blieben für die Rednerbühne des philippischen Zeitalters nur solche übrig, deren ausschließliche Wirksamkeit im Rathertreiben und Vorschlagen von Beschlüssen bestand.“

Einen Hauptmoment in der Geschichte und die Veranlassung zu allen Streitigkeiten zwischen den Rednern bildet der Friede mit Philippus, der auf Antrag des Philokrates unter dem Archon Themistokles M. 108, 2, geschlossen wurde. Die Einleitungen und Verhandlungen zu diesem Frieden liegen weitläufig, wie von keiner andern öffentlichen Sache, vor, sie bilden den Gegenstand der Gesandtschaftsreden und werden in der Rede für und wider Ktesiphon im allgemeinen wiederholt. Gleichwohl ist dieser Friede, von dem alles folgende ausgeht, bey Diodoros nicht einmal erwähnt, ein merkwürdiges Beyspiel, wie wir von den einflussreichsten Begebenheiten bey den spätern Schriftstellern nichts lesen. Den thätigsten Antheil des Demosthenes, diesen Frieden mit Philippus zu Stande zu bringen, schildert Aeschines, Demosthenes aber weist in beyden Reden jede Theilnahme daran geradezu mit den stärksten Ausdrücken als falsch und verklünderlich von sich und sein Wort gilt gewöhnlich mehr, als die Aussage seines Gegners; richtig urtheilt darüber H. Brückner S. 156.

„Aber auch der Antheil, den Demosthenes an der Einleitung des Friedens nahm, kann nicht gelügnet werden. Er selbst freilich giebt die Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, womit die hellenischen Staaten die Athener bey ihren Kampfe für das gemeine Beste

\*) In Midiam §. 145. *λίγεται τοίνυν ποτὶ ἐν τῇ πόλει κατὰ τὴν παλαιὰν ἐκείνην εὐδαιμονίαν Ἀκισιάδος γυνὸς.*



ihrem Schicksale überlassen hätten, als Bestimmungsgrund zum Frieden an. Der Thatfachen aber, welche von Keschines theils an der angeführten Stelle theils im Fortgange der Erzählung, zur Bestätigung seiner Beschuldigung erwähnt worden, sind so viele und so bestimmte, daß an eine Erdichtung nicht wohl gedacht werden kann. Auch sucht ihnen Demosthenes selbst überall mehr auszuweichen, als Gründe zu seiner Vertheidigung entgegenzusetzen.

Das Ganze ist beglaubigt genug, daß man nie hätte daran ein Bedenken nehmen sollen. Durch diesen Frieden hatten die Athenienser sich selbst Fesseln angelegt; der Gang der folgenden Ereignisse würde zwar, so sehr auch Demosthenes dagegen spricht, gewiß derselbe gewesen seyn; aber daß sie in ihren Erwartungen sich völlig getäuscht, und den König überdieß auf dem Wege alles Rechts verfahren sahen, schmerzte und wandte ihren Haß gegen die Urheber des Friedens; natürlich suchten diese so gut als möglich sich aller Schuld zu entledigen und Demosthenes hatte nach dem Fehlschlagen aller Erwartungen seine sämtlichen zehn Collegen der Gesandtschaft öffentlich angeklagt und sich als den einzigen dargestellt, der durch kein königliches Gold besochen alles zum Wohle des Volkes versucht hatte, aber durch jene an der Ausführung verhindert worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Voyage autour du monde, exécuté par ordre de sa Majesté l'Empereur Nicolas I. sur la Corvette le *Sémiramine*, dans les années 1826, 1827, 1828 et 1829, par F. Lutké, Capitaine de vaisseau, etc.

(Fortsetzung.)

Die Kolonie selbst besteht aus ungesähr 800 Individuen: Russen, Kerenen und Menten. Der Aufenthalt ist jedoch daselbst keineswegs behaglich. Schon die große Entfernung von Europa, die Seltenheit und Schwierigkeit der Kommunikation, ist eine der großen Beschwerden an diesem Wohnorte. Die Post kommt jährlich einmal im August oder September durch Schiffe von Schotst an, welche Briefe, Tagesblätter und neu Angestellte mitbringen. Dieses große Ereigniß setzt Alles für einige Wochen in Bewegung. Eine andere

wichtige Epoche ist im April die Abfahrt der Schiffe nach Schotst, wohin sie die Antworten auf die Briefe und die Angestellten, deren Dienstzeit abgelaufen ist, bringen. Die Ankunft eines aus Europa direkt kommenden Schiffes ist ein weiteres Fest, das sich jedoch nicht alle Jahre einstellt.

Das Klima ist keineswegs besonders angenehm, denn in den besten Jahren ist nur zum Drittel die Winterzeit hell oder erträglich; in andern Jahren zählt man bloß 50 — 40 heitere Tage. Gewöhnlich ist die Atmosphäre feucht, düster und regnerisch, der Winter genüßig; indes ist das Klima nicht sowohl der Gesundheit nachtheilig, als vielmehr unangenehm.

Ein andrer lästiger Umstand ist der Mangel an Nahrungsmitteln und die Schwierigkeit sich damit zu versorgen. Zwar fehlt es nie an Brod, aber nach ihm machen Fische die Hauptsache aus, und kommen deshalb täglich auf den Tisch. Fleisch hat selbst der Gouverneur nur selten. Die Unmöglichkeit, Vieh auf der Weide zu ernähren, der Mangel an Wiesen, die Feuchtigkeit des Klimas, welche den größten Theil des gemähten Grases verdirbt, erlauben nicht mehr als 8 — 10 Stück Hornvieh zu halten, deren Fütterung jährlich auf den Kopf mehr als 100 Rubel und bisweilen das Doppelte beträgt, wenn man aus Mangel an Heu zu Fruchtböckern seine Zuflucht nehmen muß. Daber kann man den Angestellten nur an großen Festtagen Fleisch ablassen und zwar nicht mehr als ein halb Pfund auf die Person. Schweine hält man zwar in Menge, da man sie aber mit Fischen füttern muß, so hat ihr Fleisch einen widerlichen Geschmack; will man diesen verbessern, so ist es nöthig, Körner zu füttern und dadurch wird es nicht wohlfeiler als Rindfleisch. Auch die Unterhaltung von Geflügel ist sehr kostspielig, und eine weitere Schwierigkeit für die Jucht desselben ist die Geisteslosigkeit und Keckheit der Raben, welche Küchlein und selbst Hennen holen. Im Winter helfen die Menten dem Mangel an frischem Fleisch dadurch einigermaßen ab, daß sie je zweiten Kgalis (wilde Bergschafe) einfleusen. Ein Glück ist es, daß die Kartoffeln gut gedeihen.

Das Getreide bezieht die Kolonie fast ausschließlich aus Kalkormien, von wo sie auch noch andere Lebensmittel holt; ihre Exporten dahin sind dagegen Wollstoffe, Leinwand, Eisen- und Stahlwaaren, Thee, Kasse, Zucker u. s. w. Jährlich gehen dahin von Sitka 2 — 3 Schiffe im Herbst ab, und kehren im Frühling zurück. Von ausländischen Schiffen kommen des Jahres über 2 — 4, meist nordamerikanische, nach Nien-Archangel; einige treffen zu bestimmten Zeiten ein und liefern Waaren nach Bestellung. Aehnliche Vorräthe bringen auch die direkt aus Rußland abgefertigten Kriegsschiffe.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

21. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. J. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnig. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1837. 421 S. 8.

(Zerisehung.)

In der fernern Prüfung derselben Sache erkennen wir den Eifer und Fleiß des Verfassers mit gebührender Achtung an, finden uns jedoch öfter veranlaßt, anderer Meynung zu seyn; wir glauben nemlich, weit mehreres spreche gegen Dem., als hier angenommen ist; aber der Beweis kann nur durch sorgfältige Zergliederung und Vergleichung der einzelnen Punkte geführt werden, was nicht dieses Ortes ist; es ist übrigens sogar wünschenswerth, daß alles Mögliche zur Vertheidigung des Demosthenes aufgesucht werde; eine kritische Forschung wird dann um so leichter das Wahre und Nichtige von dem Falschen und Scheinbaren absondern, manche notwendige Prämissen durch chronologische Bestimmungen gewonnen. Wenn z. B. Demosthenes behauptet, \*) Philippus habe durch die Eroberung von thyratischen Besitzungen, (welche Kersobleptes, um sie vor Philippus zu

sichern, in den Schut der Athener gelegt hatte) zuerst den Frieden gebrochen, weil er bereits vorher ihn beschworen hatte, anderswo aber selbst gesteht, Philippus habe absichtlich mit der Friedensunterzeichnung gezögert, um, noch ehe er seinen Eid leistete, jene Besitzungen in seine Hände zu bekommen; wenn wir nun aus den Acten nachzuweisen vermögen, daß die Athener zuerst ihren Eid öffentlich den Gesandten des Philippus abgelegt haben, Philippus aber erst nach der Eroberung jener Orte, und seiner Rückkehr aus Thracien die Friedensbedingungen unterzeichnete, so muß auch der gläubigste Anhänger des Demosthenes gestehen, daß eine Beschuldigung von einem Friedensbruche ganz ungegründet sey. Wie Demosthenes alles von seinem Gegner in einen Beweis von Veflechtlichkeit und Verrätherei zu verwandeln weiß, davon ein auch in anderer Beziehung merkwürdiges Beyspiel. Als Philippus nach Beendigung des thekischen Krieges von den andern hellenischen Staaten in den Amphiktyonen Bund aufgenommen war, sollte die Anerkennung von Seite der Athener erfolgen; darüber erklärt sich der Redner in der Klage gegen den Aeschines §. 111.

\*) Phil. III. p. 14. ὁ τοίνυν Φίλιππος ἐξ ἀρχῆς ἀρτείας ἀθήνης γεγονότας . . . Σερπίων καὶ Λοπίσκον καταλαμβάνει καὶ τοὺς ἐν Σερπίων τοῖχους καὶ ἑρῶν ἔρουσ στρατιώτας ἐξέβαλλεν, οὓς ὁ ὑμῖτερος στρατηγὸς ἑγκατατίθειεν. καίτοι ταῦτα πράτων τί ποιεῖ; ἐρρήνην μὲν γὰρ ὁμοῦ κεί. Noch zuversichtlicher Hegefippus §. 56. pag. 85. Dagegen Cherson. p. 105. Vergl. Wienicwäsi pag. 126. Brückner S. 256.

„Nicht aus diesem allein sieht man, daß Aeschines alles des Geldes wegen sprach, sondern auch aus folgendem; nemlich kamen die Abgeordneten der Theßaler, mit ihnen die Gesandten des Philippus und wünschten die öffentliche Anerkennung des Philippus als Amphiktyon. Wer hätte nun unter allen zumest diesen entgegengetreten sollen? Niemand mehr als Aeschines, deswegen weil Philippus gerade das Gegenheil von dem, was Aeschines von ihm zu euch ausgesagt, gethan hatte . . . er aber hat nicht dagegen gesprochen, nicht einmal den Mund geöffnet, kein

Wort entgegen vorgebracht! und das war noch nicht genug; sondern er allein unter allen in der Stadt hat sogar auch dafür gesprochen; das hat nicht einmal jener verfluchte Philokrates gewagt, wohl aber Aeschines und als ihr Lärmten und ihn nicht hören wollte, sagte er beim Herabsteigen von der Bühne, nun sich bey den Gesandten des Philippus, die gegen waren, in Gunst zu setzen, viele zwar gebe es, die da lärmten und rohten, aber wenige, die wenn es nöthig wäre, in das Feld ziehen wollten.

Man sieht, die Worte, die Demosthenes anführt, zeigen recht deutlich, Aeschines habe auf die Nothwendigkeit einer Anerkennung gedrungen, weil offener Widerstand gegen Philippus dem Volke nicht zugutragen war; er kannte seine Athener und bezeichnete ihren Charakter eben so kurz als treffend. Indes möchte die Beschuldigung des Demosthenes noch immer angehen, wenn wir nur nicht wüßten, daß die Athener damals den Philippus wirklich anerkannt hatten, nicht wüßten, daß Demosthenes selbst öffentlich dafür gesprochen hatte, wenn nicht die Rede, die er bey dieser Veranlassung gehalten, auch jetzt noch vorhanden wäre, und man daraus seine damalige Gesinnung und Meynung deutlich genug erkennen würde. Diesen Widerspruch unsers Redners hatten schon die Alten entdeckt und Libanius glaubte darans schließen zu dürfen, die Rede über den Frieden sey aus eben dem Grunde von Demosthenes nicht wirklich gehalten worden; Herr Brückner erklärt sich darüber S. 200.

Daß die angeführte Erzählung und die Rede (über den Frieden) auf dieselbe Veranlassung hinweisen, kann nicht wohl geläugnet werden, da in der einen sowohl, als in der andern, die Erklärung Philipps zum Amphiktyonen als solche genannt wird. Vielleicht aber hebt sich der Widerspruch, wenn man daran denkt, daß Demosthenes in der Rede dem Scheine, als spreche er für die Forderung der Gesandten, sorgfältig auszuweichen sucht und nur auf die Nothwendigkeit, den Frieden zu erhalten, aufmerksam macht. Jenes dagegen scheint aber Aeschines auf die unzerhoblenste Weise gethan, vielleicht sogar in die Lobpreisungen Philipps, wodurch die Gesandten ihre Forderungen unterstützten, eingelulmet zu haben. Auf diese Weise sand Demosthenes später bey der Anklage seines Gegners kein Bedenken, dieß zum Beweise der Verrätherey desselben zu benutzen. Was die Athener

beschlossen, ist zwar unbekannt; daß sie jedoch thaten, was die Gesandten verlangten, scheint sich sowohl aus den Umständen, die nach der Rede des Demosthenes dazu nöthigten, als aus der Fortdauer des Friedens zu ergeben. Verstieht man eine Erzählung aus der Rede wegen Gesandtschaftsveruntreuung so, daß Aeschines überhaupt der Einzige war, der direct oder indirect den Gesandten nachzugeben rieth, so ist unbegreiflich, wie der Antrag bey so heftiger Gebitterung des Volkes, ohne daß ein Anderer als Aeschines, den man nicht einmal ausreden ließ, dafür sprach nichts desto weniger angenommen werden konnte.

Dieser Ansdhülfe, welche größtentheils auf die Ansicht von Fr. Jacobi gestützt ist, stehen die Worte des Demosthenes und ihr Zusammenhang entgegen. Die Gesandten des Philippus wollten nichts, als die Anerkennung des Philippus als Mitglied des Amphiktyonenbundes (*ἀμικτυόντες ἑμᾶς Φιλίππου Ἀμφικτύονα εἶναι ψηφισασθαι*). Nun kam es vor allen dem Aeschines zu, wenn er selbst vom König getäuscht war und nicht vielmehr von diesem bestochen die Athener absichtlich getäuscht hatte, dieser Anerkennung entgegen zu seyn (*προσῆκεν ἀντιπεῖν*); aber er that es nicht; er sprach nicht gegen, er sprach für die Anerkennung, *οὐ τοίνυν ἀντιπεῖν, οὐδὲ διήψε τό στόμα, οὐδ' ἐψέγγετο ἰναντίον οὐδὲν, καὶ οὐχὶ τοῦτό πω τηλικούτων, ἀλλὰ καὶ συνέπεε μόνος τῶν ἐν τῇ πόλει πάντων ἀνθρώπων*. Hätte Aeschines, wie unser Verf. mit Jacobs annimmt, sich noch in Lobpreisungen des Königs ergossen, wie konnte Demosthenes das anzuführen unterlassen, was mehr als alles andere die Verbindung seines Gegners mit Philippus bezogte? aber Aeschines Worte lehren vielmehr das Gegentheil. Die Rede über den Frieden ist nicht in Gegenwart der Gesandten gehalten; Demosthenes zeigt sich in dieser, weil er alle Griechen mit Philippus verbunden sieht, und Widerstand die Athener von diesen noch mehr trennen würde, unerwartet nachgiebig, er erklärt es als Unsinn der Anerkennung entgegen zu seyn, und wegen dieses Schattens in Delphi einen Streit zu beginnen. Daß Aeschines vielleicht sogleich die Einführung der Ge-



sandten und in ihrer Gegenwart ihr Begehren un-  
terstützte, scheint den übertriebenen und ungeziemen-  
den Vorwurf seines Vегners hervorgerufen zu haben.

Durch die Folgen eines Friedens, welcher den  
Athenern allen Einfluß auf Griechenland entriß,  
wurde das Ansehen des Demosthenes vor allen an-  
dern Rednern gehoben; obwohl selbst Miturheber  
der Verträge halte er doch bald nachher wie gegen  
die übrigen Theilnehmer und seine Mitgesandten ge-  
eifert, so stets gegen die wachsende Macht des Phi-  
lippus und dessen Hinterlist gestritten; er sah in je-  
dem Vortheile des Königs nur den Nachtheil seines  
Volkes, in der Hegemonie Makedoniens den Un-  
tergang Athens; einem solchen Gutes konnte der  
Friede ohne Bedenken geopfert werden; der Verf.  
erklärt sich sehr schön darüber S. 261.

Wie bitter auch die Beschuldigungen waren, mit  
denen die atheniensischen Redner die Treulosigkeit Phi-  
lippus anklagten, er hatte den Frieden nicht gebrochen,  
er zeigte sich fortwährend der Erhaltung desselben und  
der Ausgleichung streitiger Punkte auf gütlichem Wege  
geneigt und wußte die Vorwürfe, die ihm gemacht  
wurden, jederzeit auf jene Redner zurückzuwerfen,  
welche das Volk verführten und ihn hinderten, dem-  
selben Gutes zu thun. Immer übermächtiger aber  
wurde sein Einfluß, immer drohender die Stellung,  
die er den Athenern und dem gesammten von ihm  
noch unabhängigen Griechenlande gegenüber einnahm  
und die Befehle, welche später die Besetzung von  
Flotea drohte, war kaum größer als die, in welche  
die Athener durch die Eroberung von Byzanz und die  
Einnahme der Insel Eubda gesetzt werden mußten.  
So ungern waren sie dann von der Macht des  
Makedoniens, daß, wenn sie die Schmach noch schen-  
ken durch eine freiwillige Unterwerfung die Zahl der  
ihm dienenden Staaten zu vermehren, kaum noch et-  
was anders als ein Verweigerungskampf für die un-  
tergehende Freiheit, dessen Ausgang vorauszusehen  
war, übrig blieb. Ein thätiges Einbreiten und Zi-  
vorkommen war das Einzige, was Rettung versprach  
und Demosthenes rümt nicht mit Unrecht die Ver-  
treibung der euböischen Truppen und die Unterstüt-  
zung der Byzantier als die Glanzpunkte seiner Ver-  
waltung.

(Schluß folgt.)

Voyage autour du monde, exécuté par  
ordre de sa Majesté l'Empereur Nicolas I.  
sur la Corvette le Séniavine, dans les an-  
nées 1826, 1827, 1828 et 1829, par F.  
Lutké, Capitaine de vaisseau. etc.

(Fortsetzung.)

Den Hauptertrag der Kolonie giebt das Pelzwerk  
und überhaupt der Fang von mancherley Land- und  
Wasserthieren ab. Durch die Kaloschen selbst wird  
wenig Pelzwerk eingeliefert; von 1826 — 1829 erhielt  
man von ihnen jährlich durch Tausch, nach einer Mit-  
telzahl, 80 Seecottren, 400 Viber, 300 Füchse und 60  
schwarze Bären. Die Hauptfache an Pelzwerk schaffen  
die Aleuten herben, welche freiwillig im Dienste der  
russischen Handelscompagnie stehen. Diese liefern See-  
ottern, Füchse, Suslik's, Narwalle, Seelöwen und  
Vögel ein, und betheilen auch den Wallfischfang. Ehe-  
mals waren diese Jagden sehr ergiebiger, aber der  
Unverstand, womit man zu Werke gieng, hat die Thie-  
re sehr vermindert, und man muß jetzt auf weiten Stri-  
chen herumjagen und die Expeditionen bis nach Kalifor-  
nien ausdehnen.

Ueber die Eingebornen, die Kaloschen oder Kalu-  
jen, theilt der Verf. sehr ausführliche Nachrichten mit. Nach  
ihm scheinen die Völker, welche vom 40 — 60° Breite  
die Nordwestküste Americas bewohnen, sämmtlich Zweige  
eines und desselben Stammes zu seyn. Die Ähn-  
lichkeit ihrer äußern Formen, ihrer Gebräuche und Le-  
bensweise führt zu diesem Schluß. Die Kaloschen von  
Sitba nennen sich selbst Sitba:Khan, und leiten sich  
von einem Manne, Namens Elk her, der unter dem  
besonderen Schutze des Raben, der ersten Ursache aller  
Dinge, stand. Merkwürdig ist es, daß auch bey den  
Bewohnern der Bai von Kenasiak und bey den Kadia-  
ken, welche Eskimos sind, dieser Vogel eine große Rol-  
le spielt. Auch von der allgemeinen Sündfluth hat sich  
bey den Kaloschen eine sehr lebendige Erinnerung erhalten.  
Der erste Bewohner der Erde Kitsh:ughin:si hatte,  
nach ihrer Sage (I S. 189), von seiner Schwester  
mehrere Kinder, welche er umbrachte, damit sich das  
Geschlecht der Menschen nicht vermehre. Seine Macht  
erstreckte sich über alle Bewohner der Erde, und er  
strafte sie um ihre Sünden durch die Sündfluth; er  
konnte jedoch nicht alle zu Grunde richten, da sich eini-  
ge in Barken auf die Berggipfel flüchteten, wo man  
noch die Reste dieser Fahrzeuge und der Stricke, an  
welchen sie befestigt waren, sehen kann.



Die Kunde von Gott hat sich bey den Kaloschen ganz verloren, nur böse Wesen sind es, die sie kennen. Außerer Kultus haben sie nicht, doch giebt es Schamanen und zuweilen auch Menschenopfer. Die Sklaven sind zahlreich und im Kriege erbeutet. Die Verfassung ist demokratisch und die Vorsteher haben keine andere Gewalt, als die Talent, Reichthum und Familienverbindungen ihnen geben. Bis jetzt ist von Seite der Russen nichts geschehen, um durch Ausbreitung des Christenthums diesen kräftigen, kühnen Heidenstämmen zur Civilisation zu verbessern; zwar ist einer der Vorsteher zum Christenthum übergetreten, aber er scheint mit nicht viel mehr als mit dem Namen bekannt gemacht worden zu seyn. Wir können daher mit dem Verf. nur wünschen, daß ein tüchtiger Geistlicher diese Völker den Segnungen des Christenthums zugänglich machen möchte.

Von Sitka richtete die Korvette ihren Lauf nach Kamtschatka. Ein kurzer Aufenthalt auf der Insel Unalaska gewährte unseren Reisenden das Vergnügen die Bekanntschaft des dortigen Geistlichen, des P. Johann Beniaminow zu machen, der seit langer Zeit unter den Alenten in ersehnlicher Wissenschaft sich aufhält, und den Katedrisimus in ihre Sprache übersetzt hat. Durch seine Mittheilungen ist der Verf. in den Stand gesetzt, eine sehr genaue Schilderung des dormaligen Zustandes der Alenten und ihrer Sprache zu liefern. Seit Cook hat sich eine völlige Umänderung ihrer Verfassung ergeben; sie haben von den Russen Lebensweise, Kleidung und selbst das Christenthum angenommen, aber erst seit der Wirksamkeit des P. Johann haben sie, wie der Verf. bemerkt, angefangen, einen Begeiß von der wahren Bedeutung dieses Wortes zu bekommen. Der erwähnte würdige Geistliche ist auch für die Naturwissenschaften thätig, indem er seine Musestunden ihnen widmet, und es ist Hoffnung, daß wir von ihm mit der Zeit eine ausführliche Beschreibung der Alentischen Inseln und ihrer Bewohner erhalten.

Da Lütke beauftragt war, die S. Mathäus-Insel zu recognosciren, segelte er an den Peibloffs-Inseln vorüber, deren bedeutendste die S. Georg und S. Paul-Insel ist. Beide sind wichtig für die Jagd, weshalb erstere mit 6 Russen und 75 Alenten, letztere mit 11 Russen und 150 Alenten besetzt ist. Die Menge von Seeottern, Seelöwen und namentlich Seebären, welche man an diesen Inseln bey ihrer Entdeckung im Jahre 1786 aufnahm, geht ins Unglaubliche. Auf Unalaska, wohin alle Erträgnisse der Jagd eingeliefert werden, lagen im Jahre 1803 an 800,000 Felle von Seebären aufgeschüft, die zum großen Theil so schlecht präparirt waren, daß von denselben, theils um nicht Alles verderben, theils um die Preise nicht zu sehr sinken zu lassen, nicht weniger als 700,000 Stück verbrannt oder ins Meer geworfen wurden. So waren also unnützer Weise 700,000 Thiere in eben so unverständiger, als roher unmenslicher Jagdgier gemordet. Zur wohl-

verdienten Strafe hiesfür folgten die nachtheiligsten Folgen auf dem Fuße nach; von Seeottern war bald auch nicht eine mehr vorhanden; von Seebären erhielt man im Jahre 1811 noch 80,000 Felle; 1821 bloß 50,000 und während 1827 nur noch 30,000. Diese rasche Abnahme der Thiere wird mit ihrer baldigen gänzlichen Vertilgung endigen, oder wenn die Compagnie vorher noch zur Besinnung kommt, sie zu einem geregelten menschlicheren Jagdbetriebe nöthigen. Von der Lebensweise der Robben und der Methode ihres Fanges giebt der Verf. eine umständliche, auch für den Zoologen manches Neue enthaltende Schilderung. Nachdem der Verf., seinem Auftrage gemäß, noch eine Woche auf die Ausnahme der S. Mathäus-Insel verwendet und die Behringinsel besucht hatte, hielt er eine kurze Rast in dem Hafen von Petropaulofsk.

Am 31 Oktober 1827 verließ Lütke diesen Hafen, um den Winter zur Unternehmung der Karolinen-Inseln zu benötigen. Die erste Insel, welche er (am 4. Dezember) erblickte, war Ualan, wo er bis zum 4. Januar 1828 verweilte, und dadurch hinsichtlich die Zeit hatte, um mit der Beschaffenheit dieses Eilandes und seiner Bewohner, die von denen der übrigen Karolinen nicht verschieden sind, bekannt zu werden. Im weitem Verlauf stieß er auf die Insel Pounnipek, welche bisher von keinem europäischen Seefahrer besucht, oder auch nur hinsichtlich ihrer Lage richtig gekannt war; eine Landung konnte wegen des ungestümen, feindseligen Denehmens ihrer Einwohner nicht unternommen werden. Lütke gab dieser Insel nebst den um sie herumliegenden kleineren, den Namen der Seniavin-Inseln. Einen kleinen Abstecher nach den Mariannen abgerechnet, verweilte nun der Verf. in diesen Gewässern bis gegen die Mitte Aprils, wo er seinen Lauf wieder nordwärts richtete. Als wichtiges Resultat dieser Untersuchungen der Karolinen-Inseln müssen wir die richtige Auseinandersetzung der Völker-Verwandtschaftsverhältnisse ihrer Bewohner bezeichnen.

Chamisso hatte die Karolinen-Inselnaler als einen Zweig der ausgebreiteten Rasse betrachtet, welche die östlichen polynesischen Inselgruppen bewohnt. Lesson dagegen leitet sie von der mongolischen Rasse ab, und macht aus ihnen einen besondern Zweig, den er den mongolisch-pelagischen nennt; er stüzt seine Meinung, die er hauptsächlich von den Einwohnern Ualans hernimmt, auf die rhyssische Beschaffenheit der Bewohner (die schiefe Stellung der Augen, die hellgelbe oder citronenfarbe des Körpers), und auf einige Züge in ihren Sitten und Einrichtungen, als z. B. die Macht der Häuptlinge, die Unterdrückung der gemeinen Klassen, die Hüte von chinesischer Form, die Webereyen, die Kenntniß der Dujole, das Firnissen der Piroguen.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

22. Juny.

Nro. 123.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Labiatarum genera et species: or a Description of the genera and species of plants of the order Labiatae; with their general history, characters, affinities and geographical distribution. By George Bentham, Esq. F. L. S. London: James Ridgway and Sons, Piccadilly. 1832 — 36. 8. LXVIII. u. 783 S.

|             |    |    |     |
|-------------|----|----|-----|
| Hyptis      | 13 | 29 | 209 |
| Stachys     | 44 | 53 | 110 |
| Scutellaria | 22 | 38 | 64  |

Dabey ist Bentham keineswegs der Vorwurf zu machen, daß er die Zahl der Arten unnothiger Weise vermehrt; man könnte im Gegentheile manche seiner Zusammenziehungen z. B. in den Gattungen Nepeta, Stachys, Glechoma etc. für zu gewaltsam halten. Die größte Schwierigkeit der Arbeit lag zuverlässig in den zahlreichen seit längerer Zeit unvollständig, allenfalls nur durch kurze Beschreibungen des Entdeckers bekannten Species, die in den verschiedenen Museen Europa's aufgesucht und oft nur nach einem einzigen Original-Exemplare neu beschrieben werden mußten. Der Verfasser erreichte diesen Zweck, indem er Deutschland, Frankreich und Italien wiederholt bereiste und die ihm mit größter Bereitwilligkeit allenthalben geöffneten Staats- und Privatsammlungen ausbeutete, nachdem er vorher das reiche Material, welches die großen englischen Herbarien darboten, sich vollständig eigen gemacht hatte. Die Aufzählung aller dieser Hülfsmittel, die in der Einleitung gegeben wird, ist schon deshalb interessant, weil sie gleichsam nachweist, wie bey monographischen Arbeiten in dieser Hinsicht verfahren werden soll, und was geleistet werden kann, wenn reger Eifer für ein aufgefassetes Thema sich mit literarischer Thätigkeit und Anerkennung und mit günstiger Stellung in den übrigen äusseren Verhältnissen verbindet.

Die Familie der Labiaten zerfällt nach Bentham in 11 Tribus, welche nach der Richtung und Pro-

Die Monographie einer so ausgedehnten und schwierigen Familie, wie die der Labiaten, erschien um so wünschenswerther, da mit Ausnahme der ungenauen Aufzählung in Sprengels Systema vegetabilium seit Persoon keine umfassende Bearbeitung derselben erschienen war. Weder Römer und Schultes noch Decandolle hatten bisher in ihren Systemen die Familie erreicht, und mit Ausnahme einiger sehr specieller Arbeiten über einzelne Gattungen, die überdies die Verwirrung gewöhnlich mehr häuften als lösten (wie z. B. mit Mentha, Thymus, Nepeta u. s. w. geschah) war demnach während 30 Jahren nichts zur Sichtung und Ordnung des unterdessen fast verdreifachten Materials geschehen. Persoon hatte im Jahre 1807 ungefähr 650 Labiaten aufgezählt, Sprengel diese Zahl im Jahre 1825 auf 990 erhöht, Bentham dagegen führt gegenwärtig 1714 Arten in 107 Gattungen auf. Wie die Zahl der Species in vielen Gattungen zugenommen habe, ergibt sich, wenn wir einige der artenreichsten auführen:

|               |                |               |
|---------------|----------------|---------------|
| Persoon 1807. | Sprengel 1825. | Bentham 1836. |
| Salvia        | 104            | 187           |
|               |                | 291           |

portion der Staubgefäße, der Form des Kelches und der Blumenkrone und endlich nach der Beschaffenheit der Früchtchen unterschieden werden. Sie heißen: 1) Ocymoideae, 16 Gattungen. 2) Men-thoideae, 11 Gattungen. 3) Monardeae, 7 Gattungen. 4) Satureineae, 11 Gattungen. 5) Melissineae, 9 Gattungen. 6) Scutellarineae, 4 Gattungen. 7) Prostanthereae, 7 Gattungen. 8) Nepeteae, 5 Gattungen. 9) Stachydeae, 29 Gattungen. 10) Prasieae, 4 Gattungen. 11) Ajugoideae, 5 Gattungen. Die Worte, welche den Verfasser zur Sonderung oder Verschmelzung mancher Gattungen bestimmt haben, müssen im Buche selbst nachgelesen werden. Manche Kombinationen scheinen vielleicht zu sehr nur auf künstliche Charaktere gestützt und natürliche Gruppen störend, wie z. B. die Vereinigung von *Betonica* mit *Stachys* und *Glechoma* mit *Nepeta*, oder die Abreißung mehrerer bisher zu *Marrubium* gerechneter Arten und ihre Verbindung mit *Ballota*. Indessen ist dabei nicht zu vergessen, daß im Grunde ja alle unsere Gattungen arbiträr sind und daß wohl auch die Uebersicht über ein so großartiges Material, wie es dem Verfasser zu Gebote stand, gar vielfach die Ansicht ändern mag, welche der Europäer nach den ihm zunächst geläufigen Formen sich zu bilden gewohnt ist. Vortrefflich ist die Behandlung der Arten auch in den schwierigsten Gattungen und ihre Kenntnisaufnahme sehr erleichtert durch die analytische Uebersicht der Species, welche jedesmal den Definitionen vorausgeht.

In Beziehung auf die geographische Verbreitung der Familie, welche in der Einleitung ausführlich abgehandelt wird, heben wir nur das Wesentlichste hervor.

Die Labiaten scheinen in größter Anzahl in den Niederungen zwischen dem 40 und 30° nördlicher Breite vorzukommen und von da an gegen den Aequator mehr und mehr an den Gebirgen bis zu der Höhe emporzusteigen, welche ihnen ein gemäßigtes warmes Klima bietet. Im Süden senken

sie sich wieder in die Ebenen herab und verlieren sich gegen den Pol hin früher und ärmer an Arten als im Norden. In den Polarregionen fehlen sie fast völlig und bleiben ebenso den Alpenhöhen größtentheils fremd, die luftigen Gipfel an die mannigfachen Formen der Scrofularinen überlassend, welche hier eine gedeihliche Heimath finden.

Das ganze Verbreitungsgebiet theilt der Verfasser in 10 Zonen und jede von diesen wieder in mehrere Regionen. A. Die nördliche Polar- oder arktische Zone (Lapland, Nordküsten von Rußland und Amerika, Grönland, Island) enthält nur 4 Arten, darunter (mit Ausnahme der zweifelhaften *Mentha lapponica*) keine eigenthümlich, alle nur aus wärmeren Breiten hinaufreichend. B. Die nördliche kalte Zone, in Europa und dem westlichen Asien von ungefähr 55, in Amerika von 45° bis zum Polarkreise. 70 Arten, davon 42 in der alten, 31 in der neuen Welt, jedoch nur 9 eigenthümlich, die übrigen aus der dritten Zone herübergewandert. C. Nördliche gemäßigste Zone. Von den Grenzen der vorigen in Europa bis zum Mittelmeere, hier noch alle an der Nordküste anlaufende Halbinseln und zwischensliegende Inseln umfassend; Kleinasien, die Küsten des schwarzen und kaspischen Meeres (mit Ausnahme der Südküste), die Kaukasus- und Altai-Kette, China nördlich vom 40°, die Kurilen und Aleuten; Nordkalifornien, die Missouriländer und die vereinigten Staaten von Nordamerika mit Ausnahme der Westküste; 57 Gattungen in 508 Arten, darunter 40 Gattungen mit 416 Arten in der alten, 35 Gattungen mit 106 Arten in der neuen Welt, 17 Gattungen, aber nur 14 Arten, beyden Kontinenten gemeinschaftlich. Darunter sind *Prunella vulgaris* und *Lamium amplexicaule*, die sich überhaupt durch ihre Verbreitung über alle Welttheile als ächte Kosmopoliten auszeichnen. 7 Gattungen und 291 Arten in der alten und 6 Gattungen und 61 Species in der neuen Welt sind dieser Zone eigenthümlich.



Von der ersten Region derselben, welche das gemäßigte Europa zwischen den Grenzen der kalten Zone und dem Verggürtel umfaßt, der sich von dem Meere von Biskaja bis nach Oesterreich ausspannt, bemerkt der Verfasser mit Recht, daß dieselbe im Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung nicht allein nur wenige Labiaten (21 Gattungen mit 80 Arten) besitze, sondern auch im Allgemeinen theils durch die verhältnismäßig sehr geringe Abwechslung in Klima und Beschaffenheit der Oberfläche, theils in Folge des hoch gesteigerten Anbaues den Botanikern im strengen Sinne des Wortes nur von wenigem Interesse seyn könnte, wäre sie nicht zugleich die Heimath der Meisten unter ihnen. Am reichsten an Labiaten sind in dieser Zone dagegen Spanien, das Apenninen-Gebiet und Griechenland. D. Die nördliche heisse Zone dehnt sich von den Südgränzen der vorigen bis nahezu an den Wendekreis des Krebses, mit den Partikularitäten der einzelnen Gegenden angemessenen Schwankungen, aus. Auch hier ist die Familie sehr zahlreich, denn 526 Arten kommen vor, darunter 406 (55 Gattungen) in der alten, 125 Arten (24 Gattungen) in der neuen Welt. Nur 6 Species sind beyden gemeinschaftlich. In der alten Welt ist die Zahl der bekannten Arten im Osten (am Himalaja) am größten, doch kann die scheinbare Abnahme derselben gegen Westen größtentheils in unserer geringen Kenntniß der nordafrikanischen Gebirgszüge ihren Grund haben. E. F. G. Die eigentliche Tropenregion wird von dem Verfasser nochmals in 3, eine nördlich-tropische, eine Aequinoktial- und eine südlich-tropische Zone getheilt. Hier kommen die Labiaten größtentheils auf den Gebirgen, wenig in den Ebenen vor. Obendeshalb sind auch die Zahlenangaben am unsichersten, da wir die Hochländer nur theilweise kennen. Doch scheint im Allgemeinen die Artenzahl sich zu mindern, denn die erste der drey Zonen hat nur 244, die zweyte 157, die dritte 327 Species aufzuweisen. In der letzteren über-

wiegt Amerika auf eine merkwürdige Weise gegen die alte Welt, vorzüglich durch die Gattungen Salvia und Hyptis, durch welche sich dort die Artenzahl auf 291 erhöht, während sie hier nur 43 beträgt. H. Die südliche heisse Zone, Afrika und Amerika (bis Chiloe) ausserhalb des südlichen Wendekreises, Australien, Neuseeland &c. besitzt 231 Arten. I. K. Die südliche gemäßigte Zone, Patagonien und Van Diemens-Land hat bisher nur 12, die südliche kalte Zone endlich bisher noch gar keine Pflanze aus der Familie der Lippenblütigen aufzuweisen.

(Schluß folgt).



König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnig. Göttingen bey Bandenhöck und Ruprecht. 1837. 421 S. 8.

(Schluß.)

Die Belagerung von Byzantium gab Veranlassung, daß die Athener im sechsten Jahre des Friedens Ol. 110,2. diesen für gebrochen erklärten, den Belagerten Hilfe sendeten und den Philippus zum Abzuge nöthigten; aber damit war, was zu befürchten stand, nur verzögert, nicht gehoben. Die Amphiktyonen im Streite mit den Lokrern von Amphissa, übertragen, unfähig selbst mit Erfolg gegen diese aufzutreten, die Ausführung ihrer Entschlüsse dem Philippus. Sein zweytes Erscheinen in Griechenland mußte den Athenern weit fürchtbarer, als das in den thebensischen Angelegenheiten werden; damals hatten sie den Frieden kurz vorher geschlossen, jetzt so eben gebrochen; daher ihr Bestreben (dies war das Werk des Demosthenes) die misvergnügten Thebaner in ihr Bündniß zu ziehen und der leicht vorauszusetzende Erfolg — die Schlacht



von Chaeronea; die Großmuth des Siegers, mit Recht von Polybius wiederholt gerühmt \*), ist ein gewichtigeres Zeugniß zur Würdigung seines Charakters als alle Aussagen seiner Gegner; der tadelstüchtige Theopompus suchte die Schmähungen des Demosthenes, mit rhetorischem Prunke ausgefattet, noch zu überbieten \*\*); unser Verfasser sammelt die verschiedenen Urtheile der Alten, die noch erhalten sind, über Philippus mit selbständiger Betrachtung und schließt diese Geschichte, weder den Griechen noch dem Könige zu sehr hingegeben mit den Worten:

Mit solchen Eigenschaften war er allen hellenischen Völkern überlegen. Sie vermochten, blieben auch seine Heere nicht immer unbesezt, so wenig etwas gegen seine Waffen als gegen seine Staatskunst; der schwerfällige Gang republikanischer Verhandlungen hemmte ihre Thätigkeit und ließ ihrem Feinde kein Geheißniß verborgen, während sie selbst über die selbigen nur müßige Vermuthungen hatten. Ob sie ihn an stiftlicher Würde übertrafen, bleibt zweifelhaft; das Bild, welches Theopompus von dem Leben der Athener entwirft, ist nicht minder abschreckend als das von Philipp entworfene. So hatten sie nur die Ungunst des Schicksals, welches ihrer eigenen Kraftlosigkeit und Zwietracht einen solchen Gegner gegenüberstellte, zu beklagen, ohne über die Mittel, deren er sich bediente, in dem eigenen Werthe einen Trost zu finden.

Doch damit ist Philipp keineswegs gerechtfertigt. Geiß, Klugheit und Tapferkeit war allein das Große in ihm, Gerechtigkeit nur Mittel zu seinen Zwecken, die Dienerin seiner Selbstsucht. Aber wahrhaft menschliche Größe ist nur ein Ausfluß der Tugend, das Uebrige nur von Werth, so fern es edel und gut ist.

Die mitgetheilten Proben zeigen die Einfachheit der Darstellung, welche das ganze Buch hin-

durch glücklich erhalten ist; das besondere Verdienst liegt in der sorgfältigen Zusammenstellung und Prüfung dessen, was die Römer berichten, verglichen mit dem, was die Geschichtschreiber erhalten haben, — in der Verbindung zu einem historischen Ganzen; hieby ist der Inhalt einzelner Reden des Demosthenes im Wesentlichen mitgetheilt und mit vielen lehrreichen Bemerkungen über Veranlassung, Zweck und Erfolg derselben begleitet, z. B. über die Megalopoliten S. 77 — 80; über die Symmorien S. 126 — 9; über die erste philippische Rede S. 130 — 37; über die Freyheit der Rhodier S. 137 — 41; über die Gesandtschaft S. 179 — 87 u. 227 — 32; über den Frieden S. 198; über die zweyte philippische Rede S. 211; über Halonesos S. 217 — 226; über die Angelegenheiten im Chersones S. 251 — 61. über die dritte Philippische Rede S. 263 — 6; Brief des Philippus S. 272.

Um den Gang der Erzählung nicht zu hemmen, hat der Verf. in einem besondern Anhange S. 316 — 321 ausführlicher gesprochen: 1) Ueber Plan und Inhalt der philippischen Geschichte des Theopompus. 2) über das Geburtsjahr des Demosthenes; (er glaubt Ol. 99, 3 als das wahrscheinlichste annehmen zu dürfen). 3) Ueber das Verhältniß der olymptischen Reden zur Zeitgeschichte. 4) Ueber die vierte Rede gegen Philippus. 5) Ueber die Glaubwürdigkeit der öffentlichen Urkunden in der Rede vom Kranze. In diesen kritischen Untersuchungen erkennen wir kaum denselben Verfasser; sie sind fast gänzlich verfehlt, und werden schon durch ihre paradoxen Behauptungen gerechtes Mißtrauen erregen; so ist ihm die erste olymptische Rede kein Werk des Demosthenes; vgl. S. 89 und die sämtlichen öffentlichen Urkunden hält er aus ganz unhaltbaren Gründen für untergeschoben; Irrthümer, wie wir sie S. 303, 413, 419 lesen, hätten wir von Hr. Brückner nicht erwartet.

\*) Auch in den neu aufgefundenen Vaticanschen Creeperten XXI. 5. eine zwar unvollständige aber wohl zu beachtende Stelle.

\*\*\*) In der von Polybius VIII. 11 angeführten Stelle finden wir eine wörtliche Nachahmung eines Fragmentes von Gorgias.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

23. Juny.

Nro. 124.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Letzteres noch nicht erschienen). Berlin bey Reimer, 1836. gr. 8. 349 Seiten.

Fast seit der alte Gilt Tschudi ein Nibelungen-Manuscript zur Hand genommen und seine historischen Glossen zuerst ihm angefügt hatte, wechselten in diesem Felde der Epik bey uns Deutung um Deutung, Ansicht um Ansicht; und es war ermüdend, diesem langen Zuge der Erklärer nachzusehen, der von Jahr zu Jahr wachsend, bald hier die Urgeschichte, bald dort die Urfrage, dort die älteste Gestalt des Liedes, hier desselben nothwendigste Deutung zu prophezejen, dunkel anzudeuten, oder weiterschweifig und unfruchtbar zu deduciren suchte. Wie war es auch anders möglich bey einem so reichen Objecte und der treuen Nüchternheit des Deutschen an alles Vaterländische! Das Lied einer von jeher historisch-construirenden Nation, einer alles wissenschaftliche Erbe leidenschaftlich und aus jeder Zeit laminenartig zusammenraffenden Nation: dieses Lied erst skizzenhaft und schwebend im Munde fahrender Sängers; dann vielleicht durch dieselben Hände, die den Virgilius abschrieben, halb verchristlicht und in seinem Sagenrunde erschüttert; dann verbunden und erweitert durch Abschreiber, deren karges Wissen dasjenige dieser Volkspoesie aufbürdete, was vorher und nachher in der Hofpoesie eben erlebt war; zugleich dann Norden und Süden, Starreheit mit üppiger Umkleidung, und Ruhe mit musikalischer Beweglichkeit

darin zusammentreffend — konnte dem Alles dieß anders als nur wiederum in eben derselben Mischung einwirken auf ein sich erst entwickelndes kritisches Bewußtseyn!

Aber es fiel die riesenhafte Symbolik, in deren Regelleichtigkeit (ungeflügelte) man unser Epos geschlagen hatte; jene Unendlichkeit der Deutung hörte auf, und, wunderbar genug, es mußte sich dieß mit jenem Weltereigniß zugleich zutragen, wo der Geist der Nation, aufgeregert durch langwierige Kriege und sich in jeder politischen Form versuchend, endlich sich selbst wieder suchte und in diesem natürlichen Verlangen zu einer theilweisen Ruhe kam. Indesß dieses äußerlich geschah, näherte sich eine nur mehr besonnene Liebe wieder den Schätzen unserer Vorzeit; aus einem geordneten Hüthause wahren Wissens ging die Grammatik und Mythologie, aus der nicht mehr mißhandelten Historie die Sagengeschichte für Märchen und Heldensage, aus dem unverrüct schauendem Geiste und raslos lauschenden Gemüthe des Forschers gingen die Nibelungen hervor; und diese scheidende Heremwelt Deutschlands hat, wiederum mit jener Treue und Gewissenhaftigkeit, die man nun der Treue der alten Handschriften gleichstellt, in ihrem ungekränktesten und edelsten Volkstone Lachmann so eben uns eingehändigt.

Um dem Leser dieses Geschenk mit dem gegenwärtigen Literatur-Bestand zu vereinbaren, mußte wiederholt werden, was durch Vorgänger in diesem Fache ausgesprochen, namentlich was jüngsthin über Primitives zwischen Mythos und Historie, über die Ursachen zur epischen Gestaltung des Volksliedes

(Gervinus, Gesch. der poet. Nat. Lit. I. 49, 47) vielseitig dargelegt worden ist; allein wir lassen lieber sogleich den Hrn. Herausgeber sich selbst erklären, in dessen Gedankengang sich Ref. nicht öfter, als es die augenblickliche Verbindung erfordert, einmischen wird.

Die Zeit, in der die Nibelungen ihre jetzige Gestalt angenommen, ergibt sich aus dem Liede selbst. Wir kennen den Gang der deutschen Poesie und die Geschichte der Nibelungen-Sage gerade genug, um einzusehen, daß deutsche Lieder von den Nibelungen zwischen den Jahren 1190 und 1210 ungefähr die Gestalt wie die meisten Stücke unseres Gedichtes haben mußten, und es ist nicht zu fürchten, daß irgend eine einzelne Kenntniß noch einst diese Annahme um mehr als ein paar Jahre verrücken werde, denn diese Sage hat eine nach Zeit und Raum umfangreiche und uns zum Theil bis ins Einzeln Bekannte Geschichte, und das Werk steht mitten in einer ganzen und unserer Betrachtung längst geöffneten Literatur. Wir wissen aus Wolfram von Eschenbach, daß damals der Zusammenhang der Fabel war, wie an König Günther und den kühnen Nibelungen, da sie von Worms in Hunnenland zogen, Rache für Siegfrieds Ermordung genonimert ward. Diese Rache, das Kind der Treue, folgt der Blutschuld, und der Fremde folgt das Leid; das sind die Grundgedanken der Sage in unserm Gedichte, weder aus einer heidnischen Lehre vom Zwang blinder Schicksals abgeleitet, noch durch eine christliche Ansicht von göttlicher Weltregierung gemildert. So ist die Sage mit dem Heidenthume verwirrt, aber sie hat nichts Christliches aufgenommen, als die gewöhnlichen Lebensgebräuche, die für die Fabel ohne Bedeutung sind. Mit dem Glauben an die Götter war das Göttliche und Dämonische der Personen längst ausgewaschen, wenn gleich noch nicht ganz vertilgt. Die Dunkelheit in den mythischen Hauptpuneten, wer die Nibelungen waren u. s. w. konnte nicht auffallen, denn man war sie in allen Sagen

gewohnt: im Zwein war der Brunnen, im Wigalois das Rad ebenso verpflückt. Jene Personen, die erweislich erst später in die Sage gekommen sind, können wir nicht aus gelehrter Deutung oder Kenntniß der Geschichte, aber mehrere aus der Verwandtschaft der Sagen herleiten. Wie durch Veränderung der Sitte die Charaktere und einzelne Punkte der Sage umgebildet worden, hat W. Grimm in seiner deutschen Heldensage sehr schön gezeigt. Am wirksamsten zur Veränderung des Tons der Lieder war aber die Milde und Anspruchslosigkeit der hochdeutschen Poesie, die seit dem Aufhören der Alliteration allgemach weniger auf das Wiederholen und kräftige Hervorheben des Einzelnen gerichtet war, als auf die vollständige Schilderung der ganzen Situation im lyrischen Fortschritte, wozu eine Masse epischer Formeln nicht genügtte, sondern die auseinander folgenden Zustände und Begebenheiten nach allen Seiten bestimmt und ausgeführt werden mußten.

(Fortsetzung folgt.)



Labiatarum genera et species: or a Description of the genera and species of plants of the order Labiatae; with their general history, characters, affinities and geographical distribution. etc.

(Schluß.)

Parasiten, unterirdische und eigentliche Meer- gewächse kommen in der Familie nicht vor. Daß manche Arten über alle Welttheile sich ausdehnen, ist schon erwähnt worden. Auf gleiche Weise sind auch manche Gattungen, wenn gleich in verschiedenen Arten, fast überall zu treffen. So kommen z. B. Salbegarten von der nördlichen gemäßigten Zone bis zur südlichen, mit Ausnahme weniger Regionen vor. Auch Stachys, Scutellaria, Teucrium u. s. w. erfreuen sich sehr großer Verbreitungs-



zonen, während dagegen z. B. *Hyptis* mit ihren zahlreichen Arten (in Brasilien allein 172) fast völlig dem wärmeren Amerika angehört. Doch ist die Verbreitung nie so enge beschränkt, wie z. B. bey manchen *Scrophularinen*. Giftig ist keine einzige Lippenblättrige. Dagegen sind sehr viele in hohem Grade aromatisch durch das ätherische Oel, das sie in eigenen Drüsen absondern und dienen deshalb als Arzneimittel, Gewürze und zur Bereitung von Parfümerien. Einige sind bitter. Die Wurzeln einiger weniger (*Orthosiphon tuberosum*, einige *Colens*, *Stachys*, *Lencas* etc.) sollen essbar seyn, doch wird ihr Geschmack nicht sehr gerühmt.

Wir schließen diese kurze Anzeige mit der direkten Mittheilung des Verfassers, daß er seine Arbeit über die Labiata durch das Erscheinen der vorliegenden Monographie keineswegs für geschlossen halte, sondern darü fortfahren werde, bis in De Candolle's Prodomus die Familie an die Reihe kömmt, wo sie dann mit den sich noch ergebenden Zusätzen und Berichtigungen eine eigene Abtheilung des Werkes bilden wird. An dieselbe wird sich dann eine zweyte Monographie, die der nicht minder verwaissten Familie der *Scrophularinen*, anschließen, zu welcher Herr Bentham sich in Bearbeitung der einschlägigen Arten vom Kap und aus Ostindien schon vortreffliche Materialien geschaffen hat. \*)

3.



Voyage autour du monde, exécuté par ordre de sa Majesté l'Empereur Nicolas I. sur la Corvette le *Séniavine*, dans les années 1826, 1827, 1828 et 1829, par F. Lutké, Capitaine de vaisseau. etc.

(Schluß).

Hiegegen bemerkt Lütke (II. p. 551), daß diese Schilderung der physischen Beschaffenheit allerdings zum

\*) Vergl. u. a. *Scrophularineae Indicae*. A Synopsis of the east Indian *Scrophularineae* etc. with some general observations on the affinities and subdivisions of the order. By George Bentham Esq. J. L. S. London. 1805. 8.

Theil auf einige Individuen auf Malan, welche schmale und schiefe Augen gehabt hätten, passend wäre, aber der größte Theil unter ihnen hatte eine ganz andere Gestalt, und unter den Weibern fand sich auch nicht eine eluige mongolische Physognomie. Die Hainpflinge, welche die heiße Zeit müßig in ihren Hütten zubringen, haben deshalb eine hellere Farbe als ihre Vasallen, deren Haut eben so kastanienbraun ist als die der andern Ozeanier. Daber sagt Lütke in seiner allgemeinen Schilderung der Karolinen: Inseln: „Ihre großen vor springenden Augen, ihre dicken Lippen, ihre aufgeworfenen Nasen, zeigen einen scappanten Kontrast mit der Physognomie der Japaner und Chinesen, dagegen eine große Aehnlichkeit mit den Physognomien der Bewohner der Tonga- und Sandwich: Inseln; eine Aehnlichkeit, welche wir über ihr ganzes Aeußere sich erstrecken sehen. Die Kastanienfarbe ihres Körpers ist selbst nicht unter der Lage gelben Pulvers, womit sie sich einreiben, verborgen.“ Die Gleichheit, welche unter ihnen herrscht, die geringe Gewalt ihrer Tamolen läßt nicht einmal Spuren von der mongolischen Knechtschaft bemerken.“

Was die Webereien anbelangt, so sind sie allerdings künstlicher als die der östlichen Ozeanier, daraus folgt aber noch nicht, daß sie mongolischer Abkunft sind. Eben so gleichen die eleganten lackirten Fahrzeuge der Karolinen: Inseln nicht sowohl den häßlichen und schwerfälligen Tonken der letzteren, als vielmehr ihren gefirnisten Hausgeräthen. Die kornischen Hüte sind wirklich denen der Chinesen ähnlich, indeß wahrscheinlich von letzteren, mit denen sie häufig auf den Philippinen zusammen kommen, nur angenommen. Die Bouffote kennen sie klos von europäischen Schiffen her, bedienen sich aber auf ihren eigenen Fahrzeugen nicht, und verstehen ihre Benutzung nicht. Wie also alle diese Angaben nicht für die mongolische Abstammung sprechen, so weisen dagegen eine Menge anderer Gebräuche auf den Zusammenhang mit den östlichen Ozeanieren hin, und namentlich gilt dieß von der Sprache. Wir dürfen daher die Karolinen: Inseln keineswegs als losgerissene Zweige der mongolischen Rasse betrachten, sondern sie gehören mit den Bewohnern der Sandwich-, Freundschafts-, Gesellschaftsinsel u. zu einer und derselben großen Völkerguppe.

Während Lütke von den Karolineninseln zurück nach Kamtschatka fuhr, halte er die Aufgabe, unterwegs die wenig bekannten Bouin: Inseln zu recognosciren. Als er längs derselben hingelgte und sich an dem Anblick ihrer mit Wald bedeckten Berge im Innern und der schroffen Felsenklippen am Meere ergöhte, stieg plötzlich Rauch aus einer dieser Höhen auf, und hernach zeigten sich Menschen, die Flinten abschossen und mit einer eng-

\*) Dieses gelbe Pulver mochte Lesson über die wahre Färbung der Haut getäuscht haben.



lischen Flagge Zeichen machten. Obschon es bereits spät war, so säumte Lütke keinen Augenblick, ein Fahrzeug abzulassen, um Unglückliche, die er für Schiffbrüchige ansehen mußte, nicht länger ohne Hülfe zu lassen. Die Abgeordneten erhielten Befehl erst am nächsten Morgen zurückzukehren, wo sie dann zwey Männer mitbrachten, den Bootsmann Wittrien und den Matrosen Peterfen. Von ihnen erfährt man, daß durch einen Sturm ihr Schiff, ein englischer Wallfischjäger, im Herbst 1826 an den Klippen gescheitert war, daß sich jedoch die ganze Mannschaft ans Land gerettet hatte; ihr Kapitän war schon einige Tage vorher von einem Baume erschlagen worden. Kurze Zeit nachher kam ein anderes Schiff, das zu derselben Ausrüstung gehörte und nahm die ganze Mannschaft mit sich, mit Ausnahme von diesen beyden Männern, welche einwilligten zu bleiben, um von dem gestrandeten Schiffe so viel als möglich zu retten, woben ihnen versprochen wurde, daß sie im nächsten Jahre abgeholt werden sollten. Sie richtet sich nun von den Trümmern des Schiffes ganz bequem ein; und die reiche Vegetation unter einem milden Klima, und eine Menge Schweine, welche von zwey mitgebrachten abstammten, ließen den neuen Kolonisten keinen Mangel leiden. Sie mochten daher auch eine spätere Gelegenheit zur Rückreise, die sich ihnen durch Kapitän Beecher's Ankunft darbot, nicht benützen; allein jetzt, wo sie sahen, daß der andere Kapitän sein Versprechen nicht halte, baten sie dringendst, sie aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen, was natürlich Lütke mit Vergnügen that. Wittrien, der schon in den Sechzigern war, verließ die Corvette nicht eher, als in England, Peterfen aber gieng von Kamtschatka nach Nchotsk, wo er in die Dienste der russisch-amerikanischen Kompagnie trat.

Am 9. Juny erreichte der Seniavin zum zweytenmal den Hafen von Petropaulosfsky und verließ denselben bereits wieder am 26., um die Länder der Korsaken und Tschuktschen zu besuchen. Viele nautische und geographische Bestimmungen wurden aufenthalben, namentlich an den Küsten der Insel Karaghinsk, in der Bai von S. Lorenz und in dem Golf vom heiligen Kreuz vorgenommen; der Verkehr mit den Tschuktschen war sehr lebhaft und durchgängig friedlich. Noch sind diese Heiden, denn einige wenige Individuen, welche sich unsern Reisenden als Christen vorstellten, konnte man kaum unter diesem Namen gelten lassen, da sie von ihren heidnischen Landsleuten sich nur durch das Zeichen des Kreuzes zu unterscheiden wußten. Einer von diesen angeblichen Christen konnte auf Lütke's Anfrage nicht einmal seinen Namen sagen; um jedoch keinen Zweifel über seine Bekehrung zu lassen, zeigte er den Reisenden ein Büchlehen, das er zu Kolywa erhalten hatte. Es fand sich darin das Vaterunser, das Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote in russischer Sprache, über-

setzt in die der Tschuktschen. In einer eigenhändigen Note des Priefters von Kolywa war bemerkt, daß das Büchlein bey der Taufe dem Tschuktschen Basil Terlanoff geschenkt sey. Bey Höruug dieses Wortes erinnerte er sich wieder an seinen Taufnamen, den man ihm jedoch mehrmals wiederholen mußte. Einen noch sprechenderen Beweis für seinen Verkehr mit Christen gab es indes bald dadurch, daß er Schnapps verlangte, was vor ihm noch keiner der vielen heidnischen Tschuktschen gethan hatte. Man gab ihm Orog, doch wollte er ihn nicht auf der Corvette, sondern in seiner Waldarte trinken, indem er versicherte, daß er nach dem Genuß desselben derraassen betrunken würde, daß er sich nicht mehr auf den Weinen halten könne. Mit solchen vorgebildeten Christen ist freydlich dem armen Tschuktschen Volke nicht aufzuhelfen, und man muß nur die Leichtfertigkeit mißbilligen, mit welcher solche unvorbereitete, mit den ersten Grundbegreifen des Christenthums unbekantet gelassene Menschen der Taufe zugelassen werden.

Auch nach den bisherigen Nachrichten, die wir über die Tschuktschen haben, sind des Verfassers Bemerkungen über dieselben von großem Interesse, und es ist nur zu bedauern, daß die eindruckende ranke Herbstzeit ihn zwang, bey Zeiten diese gefährlichen Gewässer zu verlassen, bevor er noch seine beabsichtigten Arbeiten vollendet hatte. Zum drittemale lief die Corvette im Hafen von Petropaulosfsky ein, und nach fünfwochentlichem Aufenthalt dastelbst, segelte sie am 10. November 1828 wieder ab, um die Rückkehr nach Europa anzutreten. Nochmals durchsahnt sie die Gruppen der Karolinenseln, nahm auf Manila Proviant ein, darssegelte nun bekannte Meere, daher der Reisebericht hier schnell darüber hinweg geht, und warf endlich am 6. September 1829 in der Nebe von Kronstadt Anker, nach einer Abwesenheit von 5 Jahren und 5 Tagen. Am 16. September hatte der Seniavin die Ehre, von Seiner Majestät dem Kaiser besucht zu werden, und ganz neuerdings ist dessen Kapitän zum Contreadmiral ernannt worden.

Möge dieser kurze Heberblick hinreichen, um auf eine Weltumsegelungs-Reise aufmerksam zu machen, welche unter die wichtigsten dieser Art gehört, und die dabei in einer so einfachen, gedüngten, bescheidenen und aufrichtigen Weise geschildert ist, daß Ref. überzeugt ist, ihre Lektüre werde auf jeden Leser denselben günstigen Eindruck, wie auf ihn machen.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

24. Juny.

Nro. 125.     der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Letzteres noch nicht erschienen).

(Fortsetzung).

Diese Art finden wir nun bey den Dichtern vor der klassischen Zeit meistens noch etwas dürftig, wenigstens durchaus gedrängt und mehr andeutend: die Besten unter den höfischen der völlig ausgebildeten Zeit verleitet sie manchmal zu ermüdender Ausführlichkeit, Gotfried von Straßburg wird dadurch mitunter weichlich, Minderbegabte kleinlich oder trocken; in unsern Nibelungen sind alle Fehler und Tugenden der andern Dichter, oft nahe genug bey einander zu finden; so daß, wer für das Ebenmaaß poetischer Darstellung sich ein feines Gefühl erworben hat, eben so oft befriedigt und entzückt, als beleidigt wird. Bey der wachsenden Liebe zur gelehrten Poesie ward ohne Zweifel von den Volksdichtern manche Pracht und mancher feine Zierrath verlangt, wovon die alte epische Weise sehr weit entfernt war. Dennoch blieb immer der Unterschied des Styls noch bemerklich, und selbst einzelne Wortformen und Ausdrücke, die, von den höfischen Dichtern selten zugelassen nur in den auf Volksgefang gegründeten Werken häufig sind, hat das Gedicht von den Nibelungen mit diesen gemein.

Endlich am deutlichsten zeigt sich im Versbau die Zeit und der volkmäßige Charakter dieser Lieder. Was erstlich den inneren Bau betrifft, so haben diese Verse bey den sorgfältigsten unter den

höfischen Dichtern nicht ihres Gleichen; wie denn gerade die gelehrtesten, Gotfried von Straßburg, Rudolf von Ems, bey den genauesten Reimen und bey scheinbar regelmäßigem Silbenfall, gräßlich gegen die innere Reinheit der Verse sündigen. Zweytens in den Reimen der Nibelungen erkennt man den Zeitpunkt, da eben alle Nothheit und Ungenauigkeit aufgegeben war: kaum eine Strophe des vorliegenden Werkes kann viel vor 1190 so gedichtet seyn

„nachdem das schon lange dauernde Streben nach der Bindung völlig gleicher Laute von Heinrich von Veldeke und gleichzeitig von andern Dichtern erfüllt worden war. Aber die noch neue Kunst des genauen Reims, wofür das Gefühl nicht so fein als für den Rhythmus war, gewährete der Volkspoesie, die hier geistig nur nachgab und nicht vorausging, noch nicht den Reichtum, welchen die Sprache damals gestattete: schneller und öfter als in andern Gebichten wiederholten sich dieselben Reime und Reimwörter. Ein Rest älterer Verkunst, die den klingenden Reim nicht kannte, und wenigstens zur Hälfte den höfischen Dichtern fern, sind auch die nicht ganz seltenen Reime, in denen eine unbetonte Silbe zur Hebung erhöht wird; doch überall sind sie weit entfernt von der Freyheit der Volkslieder in derselben Gesangsweise, die uns unter Kärenbergs Namen überliefert sind. Gleichwohl werden diese schwerlich zwanzig Jahre vor 1190 gesungen seyn, weil wir sonst doch wohl mehr Spuren von älteren Versen zu dreym Hebungen finden würden. Neben dem Alterthümlichen ist aber in den Versen des Gedichts von den Nibelungen auch manches, das wieder auf spätere Zeit deutet; nur, wie gesagt, auch nichts über 1210 hinaus. Die Reime in den Cäsuren der Verse werden in den meisten der späteren Gedichte von demselben oder ähnlichem Bau häufiger; desgleichen die Verkürzung des Schlußes, bey der alle vier Langzeilen gleich sind und aus Kärenbergs Weise der Hildebrandston wird: in den Nibelungen ist jene Zierrückheit und diese Verwilderung fast immer mit Kennzeichen der Neuheit oder einer ungeschickteren Nachdichtung verbunden.“

Dahin verweisen noch bestimmter die willkürlichen Zusätze eines halbgelehrten Volksdichters, der Wolframs Parzival und Titarel gelesen hatte, um hier etwa damit zu prunken (353, 2 — 417, 6), oder der vielleicht ebenso aus dem Zwein Hartmanns von Aue das ohnedieß juridisch nicht sehr alte Vahrgericht benötigte und in unser Lied hereinzog (981 — 987). Da hat also freylich Einer das Buch geschrieben oder schreiben lassen: aber daß es der Verfasser des Gedichtes gewesen sey, sagt uns niemand. Ein Dichter, der sich eines Buches bediente, als Hauptquelle oder nebenbey, würde, zu einer Zeit, als Wahrheit für die erste Tugend einer Erzählung galt, sich auf das Zeugniß des Buches berufen haben: Dieses Werk aber ist fast das einzige, das es niemals thut, und nirgend ist ihm anzusehen, daß es auf einer schriftlichen Grundlage ruht; eben so wenig wird uns anderswo ein Homer genannt, der von den Nibelungen gesagt habe. Die auf den flüchtigen Boden von Irrthümern und erträumten Verhältnissen gebaute, aber mit süßem Mund ausgesprochene Vermuthung, Heinrich von Ofterdingen sey der Verfasser, ist daher von zwey Seiten lustig zu betrachten, weil sie einem durchaus mythischen und seinem Leben wie seiner Poesie nach, unbekanntem Dichter ein Werk beylegt, welches nicht Anlaß gibt, an einen einzelnen Dichter zu denken. Denn es heißt nicht einmal irgendwo von länger vorher Erzähltem „wie ich gesagt habe“, oder von Künstigem „wie ihr noch hören werdet“: und sogar die Beziehungen, welche die Fabel selbst bedingt, sind ohne Sorgfalt durchgeführt, wenn z. B. Iring auftritt und, offenbar mit Liebe geschildert, gleich nach seinem Tode gänzlich vergessen ist.

Es bedarf längst nicht mehr des Beweises, daß das Gedicht von den Nibelungen auf der Sage ruht, daß auch kein irgend bedeutender Theil der Erzählung von einem Einzelnen kann mit Absicht erfunden seyn: man muß es nur wiederholen, weil ein gelehrtes Zeitalter immer abgeneigt ist, der Volks-

poesie etwas Eigenes zu gönnen, das nicht von Buchgelehrsamkeit ausgeht. Ferner ist uns bestimmt überliefert, daß beynähe hundert Jahre früher, daß im Verlauf des dreyzehnten Jahrhunderts und später, Theile der in unserm Buch enthaltenen Sage von deutschen Sängern einzeln vorgetragen wurden (W. Grimms Helvensage).

Das aber fragt sich hier, ward bey der Auffassung dieses Buches ein anderes Schriftwerk zu Grund gelegt? Ein lateinisches erwähnt der Dichter der Klage, der es jedoch nicht selbst gesehen hatte. Aber bey der Umdichtung in eine andere Sprache wären doch wohl handgreifliche Widersprüche vermieden worden, wie der bekannte über Dankwart, der erst im Sachsenkrieg die Nachhut führt, dann mit Wenigen für die Fahrt zur Brunnhild als Recke auserkoren wird und zehn Jahre später, bey Siegfrieds Ermordung, noch ein kleines Kind seyn soll, das sich darum gar nicht bekümmert habe. Hätte ferner der Verfasser unseres Gedichtes ein älteres deutsches bearbeitet, so konnte ihn bey diesem kritischen Geschäft schon eher Aufmerksamkeit und Begeisterung verlassen. Aber diese überhaupt durch keinen Grund zu bestätigende Annahme erläutert nichts, denn alles Ungleiche und Widersprechende wird so nur um einige Jahrzehente weiter zurückgeschoben, um die Frage aus dem Gebiete der Untersuchung in das unergründlicher Mäglichkeiten zu spielen.

Hat es also vielleicht ein Einzelner nach der ihm überlieferten Erzählung gedichtet? Aber wer weiß, ob es zu jener Zeit schon sehr gewöhnlich war, diese Sage prosaisch zu erzählen? Dadurch werden Sagen dürftig und wahrhaftig: diese ist meistens noch gründlich und eigenthümlich im Einzelnen. Und da doch von den Nibelungen überall gesagt und vielleicht auch gesungen wurde, wie konnte der Dichter sich leichtsinnig mit der mündlichen Erzählung begnügen? Also vielmehr, schrieb er nach einer poetischen Darstellung, die er vortragen hörte? nach



einem einzigen Liede? oder nach mehreren, in die er wiederum andere eingeschaltet hat? Wer dieses behaupten will, der darf nicht sagen, ich glaube das, weil es doch möglich ist, und weil wir so auf eine großartige Weise die innerliche Einheit und die äußerliche Vielheit retten,“ sondern er muß mit Gefühl und Fleiß sich in das Innere des Werkes vertiefen und das Eigenthümliche seines einen Dichters, wie es sich durch das Ganze ziehe, vorweisen, daneben aber das Besondere und Bezeichnende des einen ursprünglichen oder jedes der mehreren zum Grunde gelegten, oder eingefügten Lieder.

Einer so schweren Beweisführung muß sich unterziehen, wer der Vermuthung auf mehrere Dichter die andere Vermuthung, das Ganze sey nur eines Einzigen Werk, ehrlich entgegen setzen will. Es ist durch das ganze Gedicht keine häufig wiederkehrende Individualität zu finden, und man muß daher auf der einfachern Meynung beharren, daß das Werk eine Sammlung von Volksliedern sey. Die allgemeinen und unbestimmten Reden, von der Einheit des Ganzen, von der durch den Gehalt bedingten Abwechselung des Tones, von dem jeweiligen Erschlagen der besten Dichter, beruhen theils auf Verkennung der epischen Poesie, theils auf ungebildetem ästhetischen Gefühl, theils auf der Trägheit, die in weitschichtigen Möglichkeiten umherirrt, statt das Einzelne zur Betrachtung und Vergleichung festzuhalten.

Nur das ist die noch unentschiedene Frage, wohin endlich diese nähere Betrachtung der Verschiedenheiten führe. Die wahre Kritik, welche sich niemals Grenzen setzt, sondern nur die durch den Stoff gegebenen anerkennt, ist eben so wohl auf das Verbinden und Bauen, als auf das Trennen und Zerstören aus. Die jetzige Gestalt des Liedes kann nicht aus Interpolationen eines einzelnen Liedes erklärt werden, das die ganze Sage begriff; vielmehr sind einzelne Lieder von sehr verschiedenem Ton und Werth, ihre Anfänge, zwischengesetzte Zusammenfü-

gungen oft leicht zu erkennen. Aber die Untersuchung so weit zu führen, daß sich die Zahl der Lieder, aus denen die ganze Sammlung besteht, anführen läßt, dieß kam auf einen Versuch an, bey dem man darauf gefaßt war, an einzelnen Stellen nicht bis zur Entscheidung zu gelangen. Der Verf. glaubte, indem er bey den Liedern anfang, die ihm am deutlichsten erkennbar schienen, sein Urtheil und Gefühl am besten zu schärfen: und er hofft Jedem, der sich der Untersuchung mitthätig hingibt, zu überzeugen, daß das ganze nicht mehr und nicht weniger Lieder enthält, als die angegebenen Zwanzig, von denen sich einige nur so einreihen, daß sie andere Erzählungen voraussetzen, und Zwey ohne ihren Anfang uns überliefert sind. Lücken hat er innerhalb der Lieder nicht wahrgenommen, wie aber mehreren derselben Fortsetzungen anhangen, die, obgleich offenbar von anderen Verfassern, auf jene sich beziehen, so sind auch überall in den Liedern größere und kleinere Zusätze erkennbar, von denen gewiß nur wenige dem letzten Anordner der Sammlung zuzuschreiben sind: vielmehr zeigt es sich gerade in den am alterthümlichsten aussehenden Liedern häufig, daß sie schon vor der Aufzeichnung mit großen Vernehmungen umhergesungen worden sind; so daß zu erwarten steht, wenn sich auch etwa noch einmal Eins dieser Lieder einzeln aufgeschrieben finden sollte, von allen Zusätzen und Verfälschungen werde es nicht frey seyn; der Schreiber müßte es denn unmittelbar aus dem Munde des Dichters aufgefaßt haben. Uebrigens wäre es sehr thöricht, die Fortsetzungen und Zusätze durchans für schlecht oder willkürlich erdichtet ausgeben zu wollen: sie sind nur anders, und fallen aus dem Tone oder Zusammenhange des Aelteren, sind aber an sich oft sehr schön und beruhen zuweilen auf anderweit nachweislicher Sage, wie freylich auch manche der jüngsten Veränderungen des gemeinen und des Laßbergischen Textes. Ist doch der Unterschied des Aeltesten und des Jüngsten hier der Zeit nach überall gering, da zwischen der



ursprünglichen Abfassung des Liedes und der uns überlieferten Aufzeichnung gewiß oft nicht zwanzig Jahre liegen. Wären sie nicht so früh gesammelt worden, noch wenig ungebildet und in der Zeit des unverwilderten Volksgefanges — der jedoch damals schon die höchste Staffel erreicht hatte und dem Verfall entgegen ging, so würde eine Kritik, wie die von mir gewagte, auf unsicherem Boden nicht viel vermocht haben.

Nicht bündiger konnte die wichtige Einleitung mit ihren Beweisen gefaßt werden, welche der Hr. Verfasser aphoristisch den Eintheilungen der Gesänge und den Lesarten verschiedener Handschriften voranstellt. Es wird nun erwünscht seyn, über diese Eintheilungen zuerst das zu vernehmen, was der Raum dieser Blätter erlaubt, die vornehmsten Beweisführungen damit zu verknüpfen, das Neueste physiologischer Erklärung anzuzeigen, um mit dem Gedichte der Klage und der Sagenkritik zu schließen.

Gleich die erste Strophe des Liedes, in den Hallen des Münchner Königsbaues, wie in jenen der Cornelius'schen Composition würdig dargestellt, spielt uns den Streich, unächt zu seyn und einem österreichischen Uebersetzer anzugehören. Innere Reime, armselige Wortwiederholung, unzuweckmäßiger Periodenbau, provinzielle Diction sogar, letztere durch den Hrn. Herausgeber bey vier österreichischen Dichtern in 13 Stellen nachgewiesen, charakterisiren dieselbe als einen einleitenden Versuch des in manchen Interpolationen wieder erscheinenden Dichters, der wie so viele des dreizehnten Jahrhunderts „in Oesterreich singen und sagen gelernt hat.“ Zudem ist dieses erste Geseg in B ausgelassen, weshalb Herr von der Hagen meynet, es sollte in B auf dem vorstehenden leeren Blatte prächtig gemalt werden: aber dieß leere Blatt gehört zum Parzival, nicht zu den Lagen der Nibelungenhandschrift. In der zweyten Strophe haben die Besserer der Dürftigkeit der Gedanken nicht abgeholfen, wohl aber dem Un-

geschmeidigen der Verbindungen und des Ausdrucks. Bey der Strophe 3 ist es wohl gethan, sie zu streichen, da sich die Seltenheit: der juncfrouwen tugende zierten anderiu wip — niemals, auch mit Wackerriegels Citirung des Dant'schen: della donna gentil che l'altre onora — nicht vermenschlichen läßt. Nicht deutlicher ist das: in muote küener recken. Die vierte Strophe wiederholt am Ende ihren eigenen Anfang, der vielleicht ursprünglich anders lautete, wenn auf diese Strophe die neunte und zehnte folgte; denn die Strophe 11 paßt nicht zu den vorhergehenden und kann nicht wohl von demselben Dichter seyn, wenigstens nicht, wenn er wußte was er that. Er hätte nicht wiederholt, was die Strophe 4 schon besagt hat; er hätte nicht die vier Anklänge der Strophe 9 und 10 noch einmal besonders ihrer Hofämter wegen herangezogen. Auch stört diese Strophe die einmal gewählte Form der Aufzählung. Denn es sind zwölf Burgunder, die nach gewöhnlicher Weise entweder zu drezen oder zu vieren aufgezählt werden konnten. Mit den drey Brüdern war (4) angefangen, dann folgte (9, 1. 2) Hagen mit zwey Verwandten, darauf (9, 3. 4) drey andere Landherren, endlich (10) drey, die für den Hofstaat sorgten: warum werden auf einmal wieder vier ausgezeichnet? Zudem ist die Zahl zwölf bey den Nibelungen und ihren Namen nicht alt. Die Saga Dietrichs von Bern kennt lange nicht so viel, eben so die Klage. In unsern Liedern kamen Hunolt und Sindolt wohl vor der Sammlung gar nicht vor, weshalb sie unser Lied auch von Strophe 254 bis Strophe 719 und hierauf wieder vergißt, so daß man etwa daraus schließen dürfte, es hätten die Sammler des größten Theils dieser Lieder die ersten Gesänge in ihrer jetzigen Ausbildung nicht gekannt.

(Fortsetzung folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

27. Juny.

Nro. 126.    der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Letzteres noch nicht erschienen).

(Fortsetzung).

Die fünfte und sechste Strophe sagen uns wenig Wissenswerthes und stellen es zum Theil noch schief. So wird (5. 4.) der Könige Todeskampf erwähnt, wo von ihren Thaten die Rede seyn sollte. Als der Dichter (6. 4.) sagte, sie starben durch zweyer Königinnen Haß, war ihm da nicht deutlich, daß eine von ihnen die Schwester war, die er eben zu beschreiben sich gequält hatte?

Die Strophen 7 — 12 fehlen in Jd. Sonst ist in Nr. 7. die dritte Zeile ganz überflüssig; der Dichter wußte eben nicht mehr als Danrats Namen. Strophe 8, an sich gut, macht den Uebergang zu der folgenden Aufzählung der Burgundischen Vasallen höchst anstößig, weil diese Aufzählung nicht, wie sonst immer im Volksgesang geschieht, in eine Situation oder in die Rede einer Person der Fabel eingefaßt worden ist. An sich möchte sonst gegen Strophe 9 und 10 sich nichts Erhebliches einwenden lassen: sie können leicht älter und von dem Sammler unseres Buches aus einem Volksliede genommen seyn.

Strophe 9. Das *trony* der Handschrift A bestimmt der Hr. Herausgeber im Drucke mit *Tronije* and *Troneje*; die Variation *troni* hingegen mit

*Tronje* zu geben. Sonst gibt BC immer *Tronege*, Jh immer *Tronig* oder *Troni*, eg *troye*. Bey diesem *troyn*, wovon die Handschaft D auch *Troi-naere* bildet, darf man vielleicht an den Ort denken, der, wie der Fluß, *Trogona* oder *Drohn* heißt; hingegen *Trônege* in *Trôneje* oder *Trônege* zu suchen, beweist Unkunde der Sprache. Die ältere und ächtere Sage meynet wohl Troja, der Franken fabelhaftes Stammland: unsere Dichter verstanden *Tronia* oder Kirchberg im Elsäßischen Nordgau; wie der des Biterolfs, der sich über Dietleibs Weg verwundert: ich weiz niht endelichen daz, in welher zit er dar gerite, von *Tronje* nach Metz: er kommt nämlich aus Spanien nach *Tronje* in Burgundenland, von da nach Metz, wo man ihn durch Lothringen und den Wasckenwald nach Worms zu den Königen des Landes weist.

Strophe 12. Der Dichter weiß, was er meynet, nicht zu sagen. Hier erst beginnt der Herr Herausgeber einen wirklichen Gesang und erkennt dessen Verlauf von Strophe 13 — 129, so daß also hiermit die bisherigen drey ersten Aventiuren in Eine zusammengefügt wären.

Für das Beste halten wir, den Anfang des ersten Gesangs nachfolgen zu lassen, wie er nach den Bestimmungen des Hrn. Verfassers wirklich lautet. Die Zahlen, die den Strophen beygegeben sind, sollen dabey die Zahl und Strophereihe des Liedes selbst darstellen, wie es Hr. Lachmann edirt hat in der ältesten Gestalt; unten folgen die hauptsächlichsten Noten aus seinen jezigen Anmerkungen, um einigermaßen anschaulich zu machen,

was in dem vorliegenden Werke zur Erläuterung jenes Textes gesehen ist. Wir bitten die Leser,

13. Ez troumde Kriemhilde  
wie si einen valken wilden  
den ir zwêne arn erkrummen,  
ir enkunde in dirre werlde
14. Den troum si dô sagete  
sin Kunde in nicht bescheiden  
der valke, den du ziuhest,  
in welle got behüeten,
15. Waz saget ir mir von manne,  
âne recken minne  
sus schoene wil ich bliiben  
daz ich sol von manne
16. Nu versprich ez nicht ze sêre  
soft du immer herzenliche  
daz geschiht von mannes minne:  
obe dir got noch gefüegat
20. Do wuohs in Niderlanden  
des vater hiez Sigemunt,  
in einer bürge rîche  
niden bi dem Rîne;
21. Ich sage iu von dem degne,  
sin lip vor allen schanden  
stark unde maere  
hey waz er grôzer êren
22. Sifrit was geheizen  
er versuchte vil der rîche  
durch sines libes sterke  
hey waz er sneller degne
45. Den herren muoten selten  
er hôrte sagen maere  
waere in Burgonden  
von der er sit vil frôuden
46. Diu ir unmazen schoene  
und ir hôh gemüete  
an der juncfrouwen  
ez ladete vil der geste

dafür die Lachmann'sche Ausgabe des Liedes zur Hand zu nehmen.

in tugenden der si pflac,  
züge manegen tac,  
daz si daz muoste sehen,  
nimmer leider sin geschehen

ir muoter Uoten.  
haz der guoten:  
daz ist ein edel man;  
du muost in schiere vlorn hân.

vil liebiu muoter mîn?  
wil ich immer sin;  
unz an mînen tôt,  
nimmer gwinnen keine nôt.

sprach aber ir muoter dô.  
zer werlde werden frô,  
du wirst ein schoene wip,  
eins rehte guoten riters lip.

eins rîchen Kûneges Kint;  
sin muoter Sigelint;  
wîten wol bekannt,  
diu was ze Santen genant.

wie schoene der wart.  
was vil wol bewart.  
wart sit der kûene man.  
ze diser werlde gewan.

der selbe degen guot.  
durch ellenthafte muot;  
reit er in menegiu lant.  
zu den Burgonden vant.

deheiniu herzeleit.  
wie ein schoeniu mit  
ze wunsche wol getân,  
unde arbeit gewan.

was vil wîten kunt,  
zuo derselben stunt  
sô manic helt ervant.  
în Gunthîeres lant.

47. Swaz man der werbenden  
Kriemhilt in ir sinne  
daz si deheinen wolde  
er was ir vil vremde

49. Im rieten sine mâge  
sit er ûf staete minne  
daz er eine danne wurbe,  
dô sprach der edel Sifrit:

50. Die schoenen jungfrouwen  
durch ir unmaezlich schoene.  
nie Keiser wart sô riche,  
im zaeme wol ze minne

nâch ir je gesach,  
ir selber ie verjach,  
ze trûte ne hân.  
dem si wart sider undertân.

und ander sine man,  
tragen wolde wân,  
diu im möhte zemen.  
sô wil ich Kriemhilden nemen,

von Burgundenlant,  
daz ist mir wol bekant,  
der wolde haben wip,  
der richen küniginne lip.

13, 1. chriemhilde A, Kriemhilde J. Ich habe hier die genauere Schreibung mit t gewählt, um auch den Scheln eines innern Reimes zu vermeiden.

3. erchrummy D, erchrummy A, erchrummy BC, ergwinc J. So haben die Handschriften, wenn ich anders das Lesen gelernt habe, und nur so kann von erkrimmen des Präteritum lauten: ein starker Infinitivus erkrimmen ist unmöglich. Dieses Wort bedeutet, mit Schnäbel oder Klauen zerhacken, zertragen: s. Otfeled I. 25, 56 krimmit, Ms. 2, 176 b erkrimmt, Herbot von Fritslar bey J. Grimm Gr. 2, 862 zekram, Altd. Wälder 3, 207 krimmen, Pfälz. Hf. 341 Bl. 128 d ein vederspil daz grimmt und doch niht vâhen wil, MS. 2, 256 b ergrimme, Wigamur 16 a gram und grimmen, Rabenschlacht 761 grimmen mit slegen durch und durch. Es ward hier gewählt wegen der Aehnlichkeit mit dem Namen Kriemhilt, welcher daher eigentlich in diesem Liede nicht sollte mit ie geschrieben werden. Der zunächst verwandte Stamm ist Krimmen, Klettern, oder activ kramphast zusammenziehen (Diutisca I. 413 in ein verklommen), wovon man auch krimmet hieß (Altd. Wälder 2, 195), und grimmen (Rabenschlacht 684) und eod. loco 699 erkrumen. Davon abgeleitet das Substantiv der Kramme (Fundgruben 1, 322, 1.), das starke Verbum krimpfen oder klimpfen: zusammenziehen; (Helrich von Türkin: dirr sich under jenen Krampf) mit dem Abiectiv crimp. schrumpflîcht (Parz. 314, 7 g), und die schwachen Verba

klemmen, überkremmen, verklammen, klembern, verkrampfen, krampheren.

14, 5. der valke etc. „Auf der Jagd ward Siegfried erschlagen“ sagt Herr von der Hagen zur Erklärung. Aber Ute deutet den Falken nur auf einen Mann. In Volsunga saga cap. 33. träumt Gudrun, sie habe einen Hahnen mit goldfarbenen Federn auf der Hand: der Traum bedeutet, ein Königssohn werde um sie werben, nicht aber die Art seines Todes. Der Falke, ein Spielwerk der Frauen und ihr Gesell in einsamen Stunden, ist das Bild des Geliebten. Vergl. die Lieder Kurenbergs.

17. An dieser Strophe ist außer den innern Reimen nichts anzusehen. Da aber die ganze Lied in seinen ächten Theilen nichts von dem Charakter der jüngeren Lieder hat, so werden diese vier Zeilen, die mir jetzt allein etwas weicher als das Uebrige erscheinen, wohl einem Nachbesserer angehören, den es passlich deutete, hier am Anfange den Grundgedanken der Sage, wie er gewiß vielen deutlich geworden war und sich auch schon 2315,4 fand, in dem Sprichworte „Nach Liebe leid“ auszusprechen.

18. Der Inhalt dieses Gesâges kommt nach zwanzig Zeilen (47) zum zweytenmal, und zwar bestimmter. Hier wäre es wunderbar, wenn, nachdem von Kriemhilde Gemahl schon gesprochen ist, von Siegfried (20) neu angehoben würde. Ich glaube daher, der erste Abschnitt der Sammlung sollte gesondert werden, und deshalb hing man die etwas trockenen Schlussstrophen an. Denn mit



dieser fällt auch die folgende, in der auf den endlichen Ausgang hingedeutet wird, wie es sonst in diesem Liede nicht weiter geschieht.

20. Die oft unpassend gemachte Abtheilung in Aven-  
teurer (S. zu Wolfram, S. X.) haben alle Handschriften, daher ich sie auch durch die Ueberschriften aus A angedeutet habe. In Ih fangen die gemalten Anfangsbuchstaben und die rothen Ueberschriften erst bey 325 an. Die Ueberschriften fehlen in B ganz; den Inhalt bezeichnen sie in allen oft sehr unvollkommen; wie sie in den andern Handschriften lauten, wird wohl niemand zu wissen begehren. Herr von Hagen zählt in seinen Ausgaben 39 Avenenturen ohne Augen; denn wer kann die Zahlen im Gedächtniß behalten? Daß ich sonst (Ulfr. Gestalt der N. N. S. 70, 71) hier einen Liedesanfanz zu erkennen geglaubt habe, zeigt sich nun, da Strophe 17 — 19 verworfen sind, als Irrthum.
21. Das Adjectivum maere sing im dreyzehnten Jahrhundert an zu veralten, daher scherzhaft: diu lînde maere, der süeze maere tac; zwô gespilten maere, zwêne maere karge wehseleare, wo wir etwa lobesam sagen würden; hõhulsh zage maere.
- 22, 4. ze den A. Der ersten Hebung und Senkung des letzten Halbverses, wenn er nach Art der ältern Lieder vier Füße haben soll, genügen nicht zwey Kürzen mit zwey unbetonten E: hier und Nr. 127 ist daher zu den zu schreiben.
- 23 — 44. In der Schrift über die ursprüngliche Gestalt der N. N. S. 72. ist dieser Abschnitt mit Recht für ein eingeschobenes Stück erklärt: ob es aber ein anderes Lied, oder Ausbildung des ersten ist, wage ich nicht zu entscheiden. Es beruht nicht auf gründlicher und ausgebildeter Sage, und würde hier im Zusammenhange zu der durchaus unrichtigen Annahme nöthigen, Siegfrieds Reise nach Burgund sey seine erste Ausfahrt gewesen. 24 — 27 sind schwächer als das Uebrige: die Bessere, welche Nr. 25 tilgen, hätten noch weiter gehen sollen. — Str. 32 mag jünger seyn, als die übrigen. In sicher Alten und Aechten findet man nach W. Grimm's Bemerkung nie, daß die Periode über die Schlußzeile hinausläuft, wie hier. Dem Verf. war es um das Gesiddele zu thun: daß ihm auch noch die gewöhnliche Zeit der Hoffste beysiel, dachte ihm wohl ein glücklicher Gedanke: alles Uebrige ist mattes Flickwerk. — Str. 34. das Adverbium waetlich kommt ohne Zweifel von waetlich, schön, und bedeutet lichte, nâch, vielleicht, vermuthlich, bey na h. Ulfrich von Lichtenstein: waetlich man uns dô wichen sach, bey na hâren wir da gewichen. Bey Ulfrichs von Jazghoven Lang. 1192, der Superlativ waetlichest. In negativen Sâgen entspricht es unserm so leicht; daz waetlich nimmer mære ergê, so, daß das so leicht nicht wieder geschieht — heißt es in dieser wie in der Strophe 1272, 4. Die Stelle 1275, 1 bi im was alle zite, daz waetlich mære ergê, kristenlicher orden und ouch der heiden ê — weiß ich nicht anders zu erklären, als daß vielleicht in daz mære eine Negation steckt, wie in daz immer. — Str. 39 ist, wie 24 — 27 schlechter als die umstehenden; die letzte Zeile lose verbunden, zu allgemein, wenn sie los auf die Gabe geht, zu unbestimmt wenn die Loblieder und lobenden Reden der Jâhrenden gemeint sind. Der Jâhrenden Dienst bey aller Kurzweil, beim Ritterspiel, bey Tische und nach dem Essen wollte der Verfasser erwâhnen, weil nachher 42, 1 etwas von den Geschenken stand, die sie erhielten: es schien ihm nöthig zu sagen wofür. — 43. 44. das Einschaltete schließt wieder mit zwey ausgezeichnet schlechten Strophen.
- 46, 4. In habe ich hier und in ähnlichen Fällen geschrieben, mehr um zu erinnern, daß die erste Sylbe der Vershälfte Hebung und Senkung in sich hält, als daß ich das lange i für der Dichter Aussprache geben wollte. Indessen genügt, wenn die Lesart der Handschrift A. richtig ist (s. B. auch 365, 4) in für erhe Hebung und Senkung dem Verse nicht: ich 797, des 1638, daz 885, man 903, der 932, wart 995. Wen 1501 u. 2 — sind ohne Zweifel falsch. Für in läßt sich wenigstens sin 423 anführen.
- 47, 1. nach ir minne ie gesach A. Man konnte minne tilgen, S. Anmerkungen zu 1083, 2 — 3 Gegen meine Veränderung ze trâte ne hân bemerkt Wackernagel daß wo en vor Infinitiven steht, immer nicht unmittelbar vorhergehen muß. Man vergl. seine Beyspiele in Hoffmanns Fundgruben S. 274.
48. Diese durchaus müßige Strophe von vier unverbundenen und schlecht zusammengestellten Sâgen soll ausdrücklich sagen, was 49, 2 vorausgesetzt wird, daß Siegfried sich zu vernünftigen Willens ist.
- 50, 3. N. Grimm bestâtigt hier seine Bemerkung zu 32 (?) durch die zweyte, daß keiser in unsern Liedern nicht weiter, wohl aber in andern deutschen Sagentheilen (Gudrun, Hug: Dietrich) vorkommt. Vergl. Klage 192.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

28. Juny.

Nro. 127.

der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

1837.



Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Letzteres noch nicht erschienen).

(Schluß.)

Gerne hätten wir mehr mitgetheilt, um eine Vorstellung zu gewähren von der hohen Einfachheit und lieblichen Natur, zu welcher unser Gedicht durch Herrn Lachmanns gesundes Auge nunmehr zurückgeführt ist. Erst dadurch tritt die ursprüngliche epische Ruhe wieder zu dem Vers, der ohnedies sich immer wie ein Wiegenlied vernehmen läßt; erst dadurch kann es jetzt noch zum Volksbuch, wie Göthe meynete, ja gerade aus all jenen Gründen nun zum Schulbuch werden, aus welchen dies Gerwinns verneinen zu können glaubt (Literaturgesch. I. 272); und weg fällt nur jenes unklare, sich selbst wiederholende, durch Ueberreibung ärmliche Spuck- und Eisenfresserwesen, dessen Verwirrtheit und Selbstnegirung ja schon früher als Schuld und Nachahmung der haltlosen Maschinenien höfischer Dichtungen theilweis erkannt worden ist. Diesen Wegfall werden nun freylich diejenigen Siern- und Sagendeuter bitter vermiffen, denen Sonnenstiere und Napoleone, Nephilime und verdampfende Salzsäuren, Wolga und Nebulones, rechtsantiquarische Kfterdinge und Odinswälder, Seidenmanufacturen, Neapel, omnes sancti martyres und wer weiß, was sonst noch, (man denke nur an Mone's, Jenne's, Traut-

vetter's, auch Schlegel's Erklärungen) damit allein in das Lied hineinzutragen gerecht schien. Mit dem Sturze der Interpolationen stürzen nun auch diese Traumbilde, unfähig nunmehr, sich ferner hartnäckig aufzubauen. Allein auch hierin haben die Brüder Grimm und Lachmann ihren wahren, längst anerkannten Beruf neuerdings in ihren Schriften gerechtfertigt, daß sie in jenen stilleren, weniger schimmernden Tügen des Liedes die wahre Sage und den ursprünglichen epischen Kern erkannten, da sie sich auch durch das reichlichste Wissen nie jener unmittelbaren Natur entfremden ließen, durch welche die Sagen, wie sie selbst, beseelt sind. Durch Meistergesang, deutsche und irische Märchen, Rechtsalterthümer, Thiermärchen und Mythologie hindurch lönte den Brüdern Grimm der uralte Anklang unferes schönen Volksliedes nach, wie unserm Hrn. Verf. dasselbe durch alle die Dichter, die ihm das deutsche Alterthum zur „Auswahl“ anbot; und damit nichts unerfüllt bliebe, stellte W. Grimm in seiner deutschen Heldensage jedem Document der Vorzeit den beyden Freunden gleichsam alle die Momente als historische dar, welche bisher ihr eigener volksthümlicher Geist unermüdet durchlaufen hatte. Dies letzte Werk W. Grimm's 1829 gedruckt, kam aber dem Hrn. Lachmann erst dann zu, als dieser im July desselben Jahres seine Kritik der Nibelungen Sage bereits in Druck gegeben hatte. Hätte ich später geschrieben, — heißt es darüber S. 349 — so wäre Vieles anders gestellt worden: ob ich auch in den Sachen etwas Wesentliches hätte aufgeben müssen, darüber mögen die Wenigen entscheiden, welche

in diesen Studien bewandert sind. Hauptsächlich scheint es mir, sind wir darin uneins, daß Grimm Aili von Auila trennt, ich hingegen den Nibelung Günther von dem Burgundischen. Jeder von uns hat seinen Weg verfolgt und seine Darstellung nicht durch Polemik getrübt: so stehen die Gegensätze rein da, und es wird leicht zu erkennen seyn, wo geschlichtet und wo entschieden werden muß. Der Meynung des Andern nachzugeben, wird keinen von uns Beyden schmerzen. —

Diesen Unterschied anzuzeigen in extracter Weise würde hier nicht zur nöthigen Ueberzeugung führen, und diese Ueberzeugung selbst bedürfte einer Beweisführung, die, weil sie ganze Bücher ausfüllt, uns hier nicht vergönnt seyn kann. So wollen wir uns denn in Kürze noch des Hrn. Verfassers zweyter Abhandlung über die Klage zuwenden.

Klage und Biterolf haben Einen Dichter aus der Schule fahrender Sänger im letzten Jahrzehend des XII. Jahrh. zum Verf., der das Nibelungenlied und einen bedeutenden demselben zu Grunde liegenden Sagenthail gar nicht kannte (W. 85.). Er selbst benötige ein deutsches Buch (800,30), die oftbedichtete (10 — 12. 2156) Sage enthaltend, aus der er sich (1098) den Untergang der Burgunder, Nibel. Noth, Begräbniß der Todten, also wohl den ganzen Inhalt der Klage vorlesen ließ. Die unstreue, dürstige Weise des Dichters läßt vermuthen, (und nichts widerstreitet) daß das Buch, seine Quelle, nur ungefähr eben soviel in ähnlicher Ausführung enthalten hat, als das vorliegende Gedicht, so daß die Umdichtung sich nicht weiter als auf das Außersichste der Form wird erstreckt haben. Ein Unreimen minder genauer kurzer Verse in strenge Reime ist in früher Zeit (vor jenen Umarbeitungen welche die Dichtungen des XII. Jahrh. erlitten), als die streyeren Reime noch wenig außsüßig waren, nicht denkbar: in den ersten Jahren des XII. Jahrhunderts ward der alte vor 1180 gedichtete Herzog

Ernst von den österreichischen Rittern noch zu Hofe vorgelesen (Helmbrecht 958). Die Klage ist daher Umbildung nicht kurzer, sondern strophischer Verse, und das ältere Werk war nicht freye Dichtung eines Einzelnen, sondern eine Sammlung von Liedern verschiedener Verfasser, in der Art unserer großen Nibelungen-Lieder-Sammlung. Darauf führen die Widersprüche in der Erzählung (folgen die Belege und Beweise hiefür). Einmal wäre mit Bestimmtheit ein eingeschobenes Werk nachweisbar (724 — 815) wo die Aufzählung der zwölf Todten, die beklagt werden, plötzlich unterbrochen wird. Denn fast in allen, d. h. vier Abschnitten des Gedichtes findet man die kunstvolle und doch der Volkspoesie nicht fremde Form der Darstellung, daß zwölf oder dreyzehn Personen, je vier oder je drey zusammen, aufgezählt werden. Diese Form ist noch zu erkennen; der Dichter aber verstand offenbar nichts davon (s. zu 1181); wiederum ein Beweis, daß er nichts that, als bessere Poesie wenig geschickt umarbeiten.

Die Verzeichnisse der gefallenen Fürsten, der Begrabenen, der Beklagten fassen die Begebenheiten nicht gleichvollständig, sie sind also schwerlich das Werk eines Einzigen. Auf eine sehr geschickte und kunstreiche Weise ist Alles in drey Aete getheilt, so daß bey jedem vier handelnde Personen genannt werden; und zwar erstens zwey von Hunnenland, die von zweyen Burgunden getödtet werden, Biddel und Dankwart, Hagen und Ortlieb — Biddel fiel von Dankwart, der dann aus der Horberge seinen Herrn, die zu Tisch saßen, die Nachricht brachte, da erschlug Hagen des Königs Kind (1892—1904); zweytens vier Burgunden, Günther, Gernot, Geiseler, Volker — da sprangen die drey Könige auf zum Streit, und mit ihnen Volker: allgemeiner Kampf: nur Dietrich und Nüdiger erhielten Friede (1905 — 1924) —; drittens vier Fremde, Nüdiger, Wolfhart, Hildebrant, Dietrich — endlich erbat die Königin Nüdiger zum Kampf, seinen Tod zu rächen griff Wolfhart mit den Umelungen die



Burgunden an, Hildebrand brachte verwundet die Nachricht, da bezwang Dietrich Günthern und Hagen (1024 — 1064 —; als Dreyzehnte Kriemhild — die Königin ließ beyde umbringen und ward von Hildebrand erschlagen.

Wie es nach diesen Untersuchungen möglich ist, sich die Darstellungsweise der von unserm Dichter umgearbeiteten Lieder einiger Maßen zu vergegenwärtigen, so muß man ohne Zweifel annehmen, die Form derselben und namentlich die Reimverbindungen, seyen alterthümlicher gewesen als in unseren Nibelungenliedern: sonst wäre gewiß bey der Vereinigung der Klage mit den Nibelungen ein trophisches Gedicht einem in kurzen Reimen vorgezogen worden. Aber sehr alt sind diese Lieder in solcher Ausbildung wohl nicht gewesen, sondern etwa höchstens aus den Siebzigeren des zwölften Jahrhunderts; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Nibel. Strophe viel früher in Gebrauch gewesen, zumal, wenn man annimmt, daß ihre kürzeren Sylbenreihen zwar nach der allmählig gangbar gewordenen Verlängerung des viersüßigen Verses sich natürlich, aber doch auch nicht ohne den Einfluß der zwey epischen Versarten der Franzosen entwickelt haben, — nur nicht eben in genauer Nachbildung: denn keiner von beyden Versen hat in einer seiner Hälften vier Hebungen, und der kürzere hat deren zwey in der ersten. Ferner die erdichtete Herzogin Isalde (Klage 1368) deutet auf Bekanntschaft mit dem Tristant Giltards von Oberge. Giltards Manieren aber hat Heinrich von Welsche schon im Anfang seines Gedichts zu bestimmt vor Augen, als daß man den Tristant später als in die Siebziger setzen könnte: für noch ältere Zeit ist er zu ausgebildet. Vielleicht wird sich einst noch finden, aus welchem Roman die Lieder von der Klage (1426) das Ross Poymunt entlehnt haben, und woher den biblischen Abgott Machazän (483) — deum autem Maozim in loco suo venerabitur; Daniel 21, 38. 39. — Diese unstreitig etwas dürftigen

Lieder, standen jenen wohl näher, deren edler Ton und gewissenhafte Treue auch bey Hof gerne gehört wurde; da hingegen eine andere Gattung der Spielmannspoesie zwar erfindungsreich, aber willkürlich und roher war, als der reine unverwilderte Volksgesang. Die Klage knüpft nichts Bedeutendes an den Schluß der Nibelungen-Sage, wie die Dietrichs-Saga den Kampf Hildebrands mit seinem Sohne; es ist nicht ein nachgewachsener Zweig, sondern eine willkürlichere Fortsetzung, wo keine nöthig war, deren Einzelheiten, die sich meistens von selbst verstehen, selten durch etwas Anderes anmuthig werden als durch die stäten Beziehungen auf die vorhergehende große Sage. Lieder von diesem Inhalt können weder sich sehr weit verbreitet, noch lange gedauert haben. Aber die bestimmten und einzelnen Anspielungen auf die eigentliche Sage, dreißig oder mehr Jahre vor unserer Liedersammlung, sind für die Geschichte der Sage von größter Wichtigkeit. Die oft fogar wörtliche Uebereinstimmung der Klage mit dem letzten Drittel der Nibelungen scheint mir eben so merkwürdig, als daß die Dichter der Klagelieder offenbar von den ersten Theilen der Sage keine genaue Kenntniß hatten; so daß man sieht, in ihrer Gegend und Zeit waren theils dem Inhalt der uns erhaltenen ähnliche Lieder gangbar, und ein großer Theil der Sage wiederum nicht. Daß ihr Vaterland Oesterreich sey, wird man wohl zugeben, wie denn die Sage noch später in vielen deutschen Ländern lebte. In den Niederlanden zwar, in Siegfrieds Heimat, muß sie sehr verkümmert gewesen seyn, daß man im XIII. Jahrhundert unser hochdeutsches Buch von den Nibelungen nach der gemeinen Lesart überseht hat, obgleich der epische Gesang mit seiner reicheren Sprache auch hier noch nicht ganz verstummt war.

Für die Sage von den Nibelungen ist aber der Umdichter der Klage auch selbst ein Zeuge, der Zeit nach zwischen den ältern Liedern von der Klage und zwischen der Sammlung unseres Nibelungen-



buches, ungefähr gleichzeitig mit der Abfassung der erhaltenen Nibelungenlieder. Obschon er die Sage aus seinem deutschen Buche herleitet, gibt er doch zu, sie sey oft in deutscher Sprache gedichtet worden und Alten wie Jungen wohlbekannt, und be- ruht sich auch auf seiner Zuhörer Kenntniß von der Sage, ja er spricht schon von ungläubigen Bestre- tern der Wahrheit und von solchen, welche die Per- sonen der Fabel zugleich beurtheilen.

Wie Jakob Grimm in seiner Mythologie, so sieht auch der Herr Verfasser, der seinen Aufsatz über die Kritik der Sage nicht aus den Schätzen dieser Grimmschen Mythologie bereichern will, noch erkennbare Spuren früherer Götlichkeit in den her- vorragendsten Charakteren des gesammten Liedes. Diese hier zu besprechen wird für unnöthig gehalten werden, aber wir erlauben uns sowohl dieses Wissen selbst, als auch das Schicksal, das es sich nunmehr geschaffen, endlich den ganzen Standpunct unserer nunmehr verhandelten Angelegenheit mit den Verszeilen Rückerts bündigst zu charakterisiren:

Wo mit der Dummheit sich die Wissenschaft verbündet,

Wird Unersehtliches künstlich fest gegründet;  
Und eh'r nicht wieder wird der Zwingbau einget-  
rissen,

Wie gegen Knechtisches aufsteht ein freies Wissen.  
Dann wächst der Freyheit Haus selbst aus der  
Knechtschaft Trümmern

Für Alle, die zuvor im Kerker nicht verkümmern.

Ein solcher Besreper ist Herr Lachmann neuer- dings für Meister und Schüler geworden, so daß wir uns getrauen, ihm hiemit unsern treugesühnten Dank im Namen recht Vieler auszusprechen.

Ernst Ludw. Rochholz.

Abbildungen neuer oder unvollständig bekannter Am- phibien. Nach dem Leben entworfen und mit einem erklärenden Texte begleitet von Dr. H. Schlegel, Conservator am königl. niederländ. Museum. Düsseldorf bey Arnz. Erstes Heft 1837. Mit 10 Tafeln. Kl. Fol. 2 Bogen Text in 8.

Diesen ganz vorzüglichlichen Abbildungen ist eine recht große Verbreitung zu wünschen, denn wo sind gute Ab- bildungen nothwendiger, als in der Amphibiologie? Der

durch seine früheren Arbeiten höchst vortheilhaft bekannte Gelehrte will in diesem Unternehmen nur Figuren geben, welche nach der Natur gemacht und größtentheils nach lebenden Exemplaren colorirt sind. Vorzüglich sol- len die vielen und voetrefflichen Zeichnungen, welche auf Befehl des niederländischen Gouvernements in In- dien unter Reinwardt, Kuhl, van Hasselt, Voie und Mac lot verfertigt wurden, hier mitgetheilt wer- den. Außer den Figuren der Thiere soll auch, was sehr zu loben ist, anatomisches Detail geliefert werden und zwar vorzüglich die Naturgeschichte der Schlan- gen, als der vernachlässigte Theil berücksichtigt werden. Das Werk ist in Format wie die planches coloriées d'oiseaux von Temminck (Zeichnung und Colorit fin- det jedoch Ref. sorgfältiger und feiner, als bey diesen); es kann die Kupferwerke von Lacepède, Ruffel, Daudin, Wagler, Newwied, Velt und Wieg- mann komplettiren. Jede Lieferung enthält 10 Tafeln mit Text und kostet nur 3 Thaler; man macht sich zu 10 Lieferungen ansehnlich.

Der Text zum vorliegenden ersten Hefte ist kurz aber sehr anziehend; bey jeder Gattung und Art stehen allgemeine Bemerkungen, vorzüglich über deren geogra- phische Verbreitung. Abgebildet sind folgende Arten: *Crocodilus biporcatus*, Kopf, ganz groß und sehr schön; *Gymnodactylus marmoratus* nov. spec. Java, Neu- Guinea, Sumatra; *Scincus Mülleri* n. sp. Neu-Gui- nea; *Calamaria Linnaei*; *Coluber melanurus* n. sp. Java, Celebes; *Dendrophis ornata*; *Dryiophis Lan- gaha*, Dr. prasina; *Hyla chalconotus*, Java; *Hyla cyanea*, erythraea, aurifasciata, alle javanisch; *Cerato- phrys cornuta* nach einer von Hering in Surinam gefertigten Abbildung; *Cerato-phrys montana*, *Cerato- phrys turpicola*, aus Neu-Guinea.

Ein großes Verdienst würde sich der Verf. erwerben, wenn er eine vollständige Sammlung von Abbil- dungen sämmtlicher europäischer Amphibien, namentlich aber der Schlangen, mit kritischen Texten hier lieferte. Dieß ist ein wahres Desiderat und kein Theil der Fauna von Europa ist noch so wenig im Zusammenhange be- arbeitet, als dieser; das Neuere über südenropäische Amphibien ist in großen und theuern Werken, wie bey Bonaparte, in dem französischen Reisewerk über Morea ic. zerstückt und bedarf sehr einer kritischen Revision, zu welcher nicht leicht Jemand mehr Muße und Gele- genheit hat, als Herr Schlegel.

Da alle 3 Monate eine Lieferung versprochen ist, so hoffen wir bald die Fortsetzung dieses Werkes anzei- gen zu können.

R. W.

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

29. Juny.

Nro. 128.    der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

Sitzung am 14. Januar 1837.

Herr v. Martius hielt einen Vortrag über die Floren-Reiche (*Imperia Florae*) der neuen Welt, besonders innerhalb der Wendekreise. Er bemerkte, daß die von Willdenow und Schouw aufgestellten Principe zur Begründung eines solchen Floren-Reiches vorzugsweise numerisch seien, daß aber wohl füglich die physikalisch-geographische Umgrenzung desselben als erster Grund und Charakter zu benützen sey. De Candolle's Verfahren bey der Bildung seiner *Regions botaniques* sey eine numerische Synthese der einem und demselben Gebiete angehörenden Pflanzen-Arten, welche er unter dem Gesichtspuncte zusammenfasse, daß sie sich gemeinschaftlich von einem gegebenen Orte aus auszubreiten suchten. Dagegen habe Hr. v. M. den umgekehrten Weg verfolgt, und sey, von allgemeinen geographischen Gesichtspuncten aus, zur Begrenzung großer, bey fortgesetzter Analyse, immer kleiner werdender Gebiete fortgegangen, deren jedes er nun als ein besonderes *Imperium Florae* betrachte. Hiebey habe er sich genöthigt gefunden, von der durch Schouw aufgestellten Ansicht abzugeben, daß die Floren der Hochgebirge eigene Reiche bilden, da es ihm unmöglich erschienen, dieselben von denen des niederen Landes durchgreifend abzusondern, sofern die Zonen der Gebirge nach den verschiedenen Breiten ganz verschiedene Floren darbieten, und gewissermaßen alle Gebirgsfloren auf der ganzen Erde bey gewissen, relativ verschiedenen Höhen denselben Charakter annehmen. Er betrachte vielmehr die Gebirge als die Scheidewände der Floren-Reiche, und die Vegeta-

tionen an ihren respectiven Hauptgehängen als die Extreme der Floren derjenigen Gebiete, welche durch die Gebirge getrennt werden. Die Pflanzen des niedrigsten Thallandes in denselben Gebieten stellten das andere Extreme der Floca dar, und beyde müßten aneinander bezogen und in der Charakteristik jedes einzelnen Floren-Reiches hervorgehoben werden. Die von dem Verfasser angenommenen Floren-Reiche in Amerika sind demnach:

I. *Imperium Florae canadensis*, die Flora besonders des englischen Nord-Amerika; darin drey Provinzen: 1) *Provincia temperata*, 2) *arctica*, 3) *occidentalis*.

II. *Imperium Florae virginico-floridanae*, die Flora des großen Mississippi Thales mit vier Provinzen: 1) *borealis*, 2) *temperata*, 3) *subtropica*, 4) *maritima*.

III. *Imperium Florae mexicanae*, mit drey Provinzen: 1) *maritimo-occidentalis*, 2) *centralis*, 3) *tropica*.

IV. *Imperium Florae antillanae*, das Gebiet der Antillen und der entsprechenden Küsten des Festlandes. Darin zwey Provinzen: 1) *insularis*, 2) *continentalis*.

V. *Imperium Florae columbio-peruvianae* s. *transandinae intratropicae*.

VI. *Imperium Florae orinocensis*, das große Stromgebiet des Orinoco, nebst dem Parimégebirge. Drey Provinzen: 1) *maritima*, 2) *montana*, 3) *occidentalis*. (Letztere vielleicht eine Provinz des folgenden?).

VII. *Imperium Florae brasiliensis*; darin vier Provinzen: 1) *calido-humida*, das Amazonas und Madeira-Gebiet; 2) *calido-sicca*, die nordöstlichen Provinzen; 3) *montano-nemorosa*, Gebiet der

Rüsten-Corbillere; 4) montano-campestris, des Hochlandes.

VIII. Imperium Florae Tucumanensis s. cisandinae extratropicae. Darin den Provinzen: 1) die nördliche, d. i. das südlichste Brasilien. 2) die südliche, Buenos-Ayres, Cordova, u. 3) die westliche, an den Andes-Abhängen.

IX. Imperium Florae chilensis s. transandinae extratropicae.

X. Imperium Florae patagonicae. Darin drei Provinzen: 1) insularis: die Malvinen; 2) continentalis. 3) antarctica.

Notiz über den Urin eines Cholera-Kranken, von Hrn. Conserv. Dr. Vogel. Vorgelesen in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse den 11. März 1837.

Mit dem Namen Cholera-Urin kann man eigentlich die Flüssigkeit, von welcher hier die Rede seyn wird, nicht belegen, weil sich bey den Kranken eines exquirten Cholera-falles fast gar kein Urin abfondert, auch ist die Harublaste solcher Cholera-Kranker immer sehr zusammengezogen und hat nach den Beobachtungen des Hrn. Obermedicinalraths Dr. Döllinger zuweilen nur die Größe eines Taubeneyes. Zu bemerken ist, daß die verschiedenen Urten von Urin, welche mir von dem Kön. Leib-ärzte, Hr. Geheimenrath von Breslau zur Untersuchung übergeben waren, zwar von dem nämlichen Individuum, bey welchem die heftigsten Cholera-Symptome gerade vorüber waren, herrührten, aber nicht von selbst gelassen, sondern mit Hilfe eines Catheters ansgeleert wurden. Mehrere Tage hinter einander wurde der Urin durch das Catheter abgelassen und mir dann sogleich zur Prüfung übergeben; die Quantität desselben betrug jedesmal dennah ein bayerisches Maß.

Der Urin vom ersten Tage war von tief braun-gelber Farbe, etwas trübe, ohne indessen einen Bodensatz zu haben. Der Geruch nicht unangenehm. Specifisches Gewicht: = 1002.

Er enthielt eine freie Säure, nämlich Milchsäure und die Lakminstinctur wurde stark davon geröthet.

Bestänthlich wird der Urin eines gesunden Individuum, mit Ausnahme der Keesäure, von keiner Säure getrübt; in diesem sogenannten Cholera-Urin bewirken

aber weder die Keesäure noch die ausfödlischen Keesauren Salze die leibste Trübung, was auf die gärsliche Abwesenheit von Kalkverbindungen hindeutet.

Hingegen wird der erwähnte Cholera-Urin durch Zusatz von Salpetersäure stark getrübt, und die dadurch abgesehiedenen gelbgrünen Flocken nehmen bald eine röthliche Farbe an. Der Urin selbst bekam durch den Zusatz von Salpetersäure einen Stich ins Grünliche. Dieser Farbenwechsel von Gelben ins Grünliche und Rothbraune ist noch viel bemerkbarer, wenn der Urin zuvor bis auf  $\frac{1}{10}$  seines Volumens langsam, ohne ihn zu kochen, abgedampft wird; die bezeichneten Veränderungen geben die Gegenwart des Färbestoffes der Galle auf die deutlichste Weise zu erkennen.

Wenn Aufkochen trübt sich der Urin bedeutend und setzt eine große Menge weißer Flocken ab; die von den Flocken abfiltrirte Flüssigkeit ist klar und hat von ihrer gelben Farbe nichts verloren.

Die durch das Aufkochen abgesehiedenen Flocken verhielten sich ganz wie Eynweißstoff, welcher in dem Urin aufgelöst war; diesem Gehalt von Eynweiß ist es auch zuzuschreiben, daß der frische ungekochte Urin von Gallus-Infusum sowie von Chlor-Wasser stark getrübt wird, was mit dem Harn eines gesunden Individuums kaum merklich der Fall ist.

Der Urin wird weder durch Kali, noch durch Ammonium getrübt, weßhalb er auch keine Magnesia-Salze aufgelöst enthält; dennoch befindet sich in dem Urin Phosphorsäure, welche an Natron und Ammonium gebunden ist. Durch Kalkwasser entsteht nämlich eine starke Trübung und eben so durch Ammoniumhaltige Schwefelsäure Magnesia, wodurch die Gegenwart der Phosphorsäure angedeutet wird.

Der Urin enthält eine ungewöhnlich geringe Menge von Chlor-Verbindungen, denn der durch salpetersaures Silber entstandene Niederschlag löst sich in Salpetersäure bis auf eine geringe Spur wieder auf. Der durch salpetersaures Quecksilber Drydul entstandene Niederschlag ist zwar anfangs weißgrau, nimmt aber in kurzer Zeit eine schwarze Farbe an, was mit dem gesunden Urin entweder gar nicht oder zuweilen nur in einem sehr geringen Grade der Fall ist.

Das Vorhandenseyn der Schwefelsauren Salze ist in diesem Cholera-Urin auffallend größer, als im Harn

eines gesunden Menschen, denn von dem durch salzsauren Baryt entstandenen Niederschlag bleibt nach der Behandlung mit Salpetersäure eine große Menge von schwefelsaurem Baryt zurück. Außerdem enthielt dieser Cholera-Urin: Harnstoff, Harnsäure, Milchsäure, Mucus oder Harnblasenschleim und die gewöhnlichen im Urin vorkommenden Salze mit Ausnahme derjenigen, welche Kalk oder Magnesia zur Basis haben; auch enthielt er eine auffallend geringe Menge von salzsauren Salzen.

Der an dem folgenden Tage durch das Catheder ausgeleitete Urin war weniger dunkel gefärbt, als der vom 1ten Tage; den Gallenstoff konnte ich nicht mehr darin wahrnehmen. Das salpetersaure Quecksilberoxydul wurde nicht mehr davon grau, und der dadurch entstandene Niederschlag nahm auch mit der Zeit keine schwarze Farbe an, sondern blieb weiß. Die Kalksalze waren hier wieder, obgleich noch in geringer Menge, zugegen.

Der am 3ten Tage, ebenfalls durch das Catheder abgeforderte Urin enthielt den Kalk, welcher in dem Urin des ersten Tages gänzlich fehlte, wieder in der geeigneten Quantität, auch waren die salzsauren Salze, welche in dem Urin des ersten Tages kaum wahrnehmbar waren, wieder so vorhanden, wie im Urin eines gesunden Individuums. Die Eigenschaft, wodurch der am 1. Tage gelassene Urin nur der folgenden Tage auf eine auffallende Weise abwelkt, besteht darin, daß das salpetersaure Quecksilberoxydul in demselben schnell einen schwarzgrauen Niederschlag, bildet. Dieser Niederschlag gewaschen und getrocknet enthielt aber kein reducirtes metallisches Quecksilber, sondern bestand, außer dem phosphorsauren Quecksilber, aus Schwefel-Quecksilber mit coagulirtem Etweiß. Das schwarze Schwefelquecksilber kann wohl nur der großen Menge des im Urin enthaltenen Etweißes, welches immer sehr schwefelhaltig ist, zugeschrieben werden.

Der einige Tage später gelassene Urin war gänzlich frei von Etweiß, sowie von Gallenstoff, und enthielt nun wieder Kalk, sowie Magnesia nebst den salzsauren Salzen, weshalb er von dem Urin eines gesunden Menschen nicht mehr unterschieden werden konnte. —

---

## Philosophisch-philologische Klasse.

---

Nachricht über die in der ersten Klasse der R. Akademie der Wissenschaften von May 1836 — Ostern 1837 zum Vortrag gekommenen Abhandlungen.

Sizung vom 7. May.

Der Herr Geheim Rath Ritter von Schelling, Vorstand der R. Akademie der Wissenschaften, hielt einen Vortrag über eine Stelle des Plato, dessen Mittheilung in den nächsten Blättern nachfolgen soll.

Sizung vom 4. Juny.

Hr. Hr. Thiersch behandelte die Topographie von Delphi, indem er seine an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen mit den Nachrichten der Alten und mit den Meinungen und Annahmen der Neuern verglich. Er zeigte die Mangelhaftigkeit dieser letztern und suchte die Lage der Hauptgebäude und öffentlichen Anstalten, des Tempels, des Theaters, der Schatzhäuser, der Lesche des Polygnotus u. a. zu bestimmen. Der Vortrag wurde durch genaue, an dem Orte selbst ausgenommene topographische Zeichnungen und Risse erläutert.

Sizung vom 9. July.

Hr. Professor L. Spengel las über die Rhetorik des Anaximenes, welche unter den Werken des Aristoteles erhalten ist und den Namen Rhetorik an Alexander trägt. Es wurde der Inhalt nachgewiesen und gezeigt, daß in dieser Schrift nicht so sehr eine besondere und eigenthümliche Bearbeitung des Verfassers, wie sie Aristoteles gegeben hat, als vielmehr die alten Lehren und Regeln über Rhetorik, wie sie von frühester Zeit sich gebildet haben und überliefert worden sind, vorliegen, daher der Charakter der griechischen Rhetorik, als Lehre, aus diesem ächtesten und ältesten Buche am besten zu erkennen sey. Auf diese Rhetorik finden alle Klagen des Plato und Aristoteles ihre volle Anwendung. Besonders sind in ihr viele Vorschriften, welche Isokrates zuerst eingeführt hatte, und es wurde



in Vorphelen dazgethan, daß die Reden von diesem sich strenge an die Theorie, wie sie in unserm Buche überliefert ist, anschließen und dagegen wieder in mancher Lehre eine deutliche Hinwehlung auf bestimmte Reden des Sokrates nicht zu verkennen sey. Der Verf. wird die ausführliche Darstellung in einer eigenen Bearbeitung des griechischen Textes geben.

### Sitzung den 5. November.

Hr. Hofr. Thiersch hielt Vortrag über die Classen der antiken Thongefäße nach dem Inhalt ihrer Gemälde und führt als besondere Classen die Grabgefäße (*iv-rápια*), die Preisgefäße (*βραβεία*) und unter diesen noch besonders die in Dichterkämpfen gewonnenen (*μοῦσικά*), ferner die Hochzeitgefäße (*πυγάια*) und die bacchischen (*Διονυσιακά*) an. Er untersucht die Kennzeichen derselben, die Mythen, deren Darstellung in Gemälden einer jeden Klasse gebühren, die ihnen außerdem zuständige Ornamente und zeigt den Zusammenhang der einzelnen Theile dieser Gemälde unter sich und im Ganzen. Auch sucht er zu beweisen, daß keine mythischen Gebäude auf diesen Gefäßen, die ihrer Natur nach öffentliche Denkmäler gewesen, vorgestellt werden, und läßt es zweifelhaft, ob außer dem Cultus des Dionysos, welcher besonders für die Weingefäße bedingt war, noch andere Arten des Götterdienstes zu Vasengemälden, die in den Gräbern gefunden werden, Veranlassung gegeben habe.

### Sitzung den 3. December.

1. Hr. Hofr. Thiersch hielt Vortrag über ein erst in den letzten Jahren aufgefundenes und in die k. preussische Sammlung übergegangenes antikes Onyxgefäß, und zeigt, daß in ihm die Geburt, eigentlich die Insurrection des Caligula in Gegenwart der Göttin Minerva, und auf der Rückseite die Venus Genetrix unter germanischen Siegeszeichen enthalten sey.

2. Herr Custos Schmeller trug über die vom Hrn. Dr. Ross in Athen eingesandten, und das griechische Mittelalter betreffenden Urkunden vor. Beide Vorträge mit einem Fernern des Hrn. Custos Schmeller über ähnliche, die Insel Creta betreffenden Urkunden, sind in den Abhandlungen der I. Classe 2. Bandes 1. Abtheilung abgedruckt.

### Sitzung vom 14. Januar 1837.

Hr. Prof. Dr. Streber gibt, in Verbindung des Classensekretärs Nachrichten von den Reisen und Entdeckungen des Herrn Terrier in Kleinasien nach seinen eigenhändigen Berichten, welche derselbe unter dem Titel Notice sur les antiquités de Carmanie comprenant les anciennes provinces de Carie, de Lycie et de Pamphylie an Seine Majestät den König eingesendet hatte, und welche Seine Majestät der Classe zur Einsichtnahme mitzutheilen allergnädigst geruht haben. — Derselbe hielt einen Vortrag über die Münzen von Caulonia, wovon Nachstehendes ein Auszug ist.

Die numismatischen Denkmäler der Stadt Caulonia (castel vetere) in Unteritalien haben theils durch ihr hohes Alter, theils um ihrer Typen willen, frühzeitig das Augenmerk der Gelehrten auf sich gezogen.

Sie sind merkwürdig durch ihr hohes Alter thum, denn schon Dionysius der Ältere hat Caulonia erobert, zerstört, die Bewohner nach Syracuse geführt und den Boden den Lokrern geschenkt; die jüngsten Münzen dieser Stadt können also nicht über diese Epoche herabreichen. Es wurde zwar Caulonia von den Lokrern wieder aufgebaut, und im Kriege des Königs Ptolemaios und der Tarantiner wider Rom zum zweitemal zerstört; allein unstreitig gehören alle Münzen der früheren Epoche ihrer Blüthe vor Dionysius dem Älteren an, denn man kennt keine einzige Kupfermünze dieser Stadt, alle sind in Silber, sind sonach früher geschlagen, als die Kupfermünze in Großgriechenland Eingang fand; ferner haben alle Münzen den nämlichen Typus, es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die von den Lokrern wieder aufgebaute Stadt dasselbe Gepräge gewählt habe, wie die von den Achäern gegründete; endlich zeigt die Beschaffenheit der Münzen selbst, die Gestalt und Stellung der Buchstaben, die Zeichnung, die Fabrik, kurz der ganze Habitus derselben, daß sie sämmtlich einer früheren Epoche, einige aber den Anfängen des Münzwesens überhaupt angehören.

Wie durch das hohe Alterthum, so sind die Münzen von Caulonia in noch größerem Maße merkwürdig durch ihre Typen. Es ist hier nicht, wie bei so vielen Münzen anderer Städte die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche die Aufmerksamkeit auf sich zieht, dieselben sind vielmehr immer die nämlichen, die auf allen Exemplaren benabe ohne Abweichung wiederkehren, es ist die Vorstellung selbst, welche besondere Beachtung verdient, nämlich ein schreitender, unbärtiger Mann, mit einem Zweige in der Rechten; auf seinem linken Arme eine kleine schreitende und rückwärts schauende Figur gleichfalls mit einem Zweige in der Rechten, und endlich ein Hirsch.

(Schluß folgt.)

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

München.

herausgegeben von Mitgliedern

30. Juny.

Nro. 129.     der k. bay. Akademie der Wissenschaften.

1837.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Klasse.

Sitzung vom 4. Januar 1837.

Ueber die Münzen von Caulonia.

(Schluß.)

Natürlich entsteht die Frage, was bedeuten diese bey immer wiederkehrenden und voneinander niemals getrennten Bilder?

Es wurden bisher drey verschiedene Erklärungen gegeben, die Einen halten die schreitende Hauptfigur für Jupiter, Andere denken an Bacchus, wieder Andere nennen sie Apollo.

Die Meinung, daß hier Jupiter vorgestellt sey, hat zuerst Harduin aufgestellt und nach ihm Majocchi zu begründen gesucht, indem sie bey dem schreitenden Manne und dem Hirsche an dem 9. Vers des 28. Platons erinnerten: *Vox domini praeparantis cervos*. Majocchi glaubte sogar, das Wort KAVL, das auf den ältesten Exemplaren als Anfang des Namens KAVLONIA zu lesen ist, aus dem hebräischen קָוַל „die Stimme“ ableiten zu müssen, so daß der Name der Stadt auf den Münzen durch das *vox domini* etc. sinnbildlich ausgedrückt sey. Dieser Erklärung folgte sogar noch Eckhel in seinem Catalog. *Musei Caesarei Vindob.* und in seiner Sylloge. I. Allein der einzige Umstand, daß zwar in Magnans Kupfertafeln ein Jupiter mit dem Blicke in der Rechten vorgestellt, auf den Münzen selbst aber hievon nichts zu sehen ist, indem die schreitende jugendliche Figur überall nicht einen Blicke, sondern einen Zweig in der Hand hält, widerlegt alle von Majocchi vorgebrachten Hypothesen. Es ist daher auch Eckhel bald wieder von dieser Erklärung abgestanden und er nennt sie selbst in seiner *Doctrina nummorum: sententiam partim absurdam, partim aperte falsam, partim nulla probabili causa nixam*.

Seit Eckhel, der die Meinung Harduins und Majochis verwarf, ohne jedoch eine andere dafür anzusprechen, hat sich niemand mehr mit Erklärung dieser Münzen beschäftigt, bis auf Avellino, der 1812 in sei-

nem *Giornale numismatico* zuerst den Umstand besonders hervorhebt, daß die Hauptfigur beständig unbärtig vorgestellt werde und in der Hand etwas trage, was offenbar mehr einem Zweige oder einer Geißel ähnlich sieht, als einem Blicke. Man mußte also, schreibt er, ein Wesen suchen, auf welches ein Zweig oder eine Geißel paßt; wäre dieß gefunden, so ergäbe sich die Erklärung der Münze von selbst. Ein solches Wesen aber sey Bacchus. Nonnus schildert ihn sowohl als sein Gefolge häufig bewaffnet mit einer Geißel aus Ephen (di un flagello ederaceo) und laße ihn damit große Wunder thun. Nun sieht denn Avellino mehrere Stellen aus Nonnus an, in welchen die Rede ist von der Wunderkraft, die den Zweigen von Ephen und Weinreben, welche Bacchus selbst, oder die Bacchantinnen oder Maron schwingen, innewohnt und schließt dann mit der Frage: sollte dieß uns nicht glauben machen, daß die Zigue, welche auf den Münzen von Caulonia mit einem Zweige, gleich einer Geißel vorgestellt wird, keine andere sey, als Bacchus selber?

Dieser Meinung ist daselbe entgegen zu setzen, wie der von Majocchi gegebenen; nämlich es werden hier Bilder erklärt, die auf der Münze selbst nicht zu sehen sind.

Avellino mag mit Recht behaupten, daß eine jugendliche Zigue, welche eine Geißel von Ephen oder Weinreben schwingt, dem Dionysischen Kreise angehöre; aber die schreitende Figur auf unserer Münze hat weder eine Geißel, noch einen Zweig von Ephen oder Weinreben. Und somit können die aus Nonnus angezogenen Stellen nichts beweisen, weil sie nicht zu dem Bilde passen, das auf den Münzen selbst vorgestellt ist. Es hat daher auch Niemand dieser Erklärung von Avellino Beyfall gezollt.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat die dritte von C. D. Müller, Heinr. Renner und Steinbüchel aufgestellte Behauptung, auf den Münzen von Caulonia sey Apollo vorgestellt.

Für diese Meinung spricht dasjenige, was wir von der Gründung der Stadt Caulonia wissen. Caulonia nämlich ist, wie Strabo berichtet, eine achäische Colonie, oder, wie Stephanos von Eplon angibt, einer Colonie von Croton. Beyde Angaben laufen auf das-

selbe hinaus; denn Croton ist selbst eine Colonie der Achäer. Für eine achäische oder crotonatische Niederlassung aber ist Apollo ein vollkommen passender Typus. Apollo ist die Hauptgöttheit der Dorer, darum hatte auch in Croton Apollo Pothos und Hyperboreos und Halles sein Heiligthum, Croton war ganz eine Apollinische Stadt und auch die Münzen geben Zeugniß von der großen Verehrung dieser dorischen Nationalgöttheit in Croton, indem sie zum gewöhnlichen Gepräge den Drensfuß haben und den Raben, den Begleiter des Drensfußes. Apollo selbst erscheint auf einer crotonatischen Münze als der den Drachen Potho tödtende. Wenn aber für die Mutterstadt Croton, so war wohl auch für die Tochterstadt Caulonia Apollo ein passender Typus.

Aber eine Schwierigkeit steht dieser Erklärung im Wege, nämlich: was sollen die zwey andern Bilder in Verbindung mit Apollo, in welchen Zusammenhänge steht namentlich die kleine, schreitende Figur auf dem Arme der größeren mit dieser selbst und mit dem Hirsche? Diese zwey Typen kehren so regelmäßig wieder, sind so stabil neben der Hauptfigur auf allen Münzen von Caulonia, daß sie sich in Erklärung der Vorstellung nicht wohl von der Hauptfigur trennen lassen, sondern offenbar damit enge zusammenhängen und nur alle 3 Bilder miteinander ein Ganzes ausmachen.

Steinbüchel und Meyer begnügen sich mit der Behauptung, hier sey Apollo vorgestellt, ohne die zwey andern Bilder zu erklären und ihren Zusammenhang mit Apollo nachzuweisen. Müller dagegen hat zwar den notwendigen Zusammenhang derselben nicht übersehen und erklärt die Hauptfigur für den reinigenden Gott, die kleinere Figur aber auf seinem Arme für den gereinigten Drestes; allein diese Erklärung dürfte schwerlich genügend befunden werden; denn sie führt nothwendig zu der Frage, was soll Drestes auf einer Münze von Caulonia und ist die kleine Figur auf dem Arme der größeren eine solche, daß man in ihr einen Drestes erkennen kann?

Drestes ist allerdings ein Gegenstand, der auf Münzen einen schließlichen Platz einnimmt. Er erscheint wirklich auf den Münzen der Stadt Zegea in Arcadien, ehzig abwartend, wie Pallas zu seinen Künsten eine Scherbe in die Urne wirft. Die Zegeaten wollten durch dieses Gepräge zu erkennen geben, daß sie, und nicht die Laecedämonier, im Besitze der Scherbe des Drestes wären. Aber was konnten die Cauloniaten für einen Grund haben, diesen Heros auf ihre Münzen zu setzen? Meines Wissens führt weder, was wir von Caulonia, noch was wir von Drestes wissen, zu einem Resultate, das uns berechtigte, denselben auf den numismatischen Denkmälern dieser Stadt zu suchen. Es ist aber dieser Umstand wohl zu berücksichtigen, denn die numismatischen Denkmäler sind hier zu unterscheiden von den Denkmälern anderer Art. Auf den Münzen sind die Vor-

stellungen nicht so mannigfaltig und der freien Wahl des Künstlers überlassen, wie dieß bey allen übrigen Kunstwerken der Fall ist. Die Münztypen stehen immer in wesentlichem Zusammenhange mit dem Münzgoete und haben nur zum Gegenstande, was diesen Art besonders merkwürdig macht, es sen nun der Cultus einer Gottheit, oder die besondere Verehrung eines Heros oder sonst irgend etwas, gerade diesem Lande oder dieser Stadt Eigenthümliches.

Dazu kommt noch, daß die Gestalt und die ganze Beschaffenheit dieser kleinen Figur, meines Bedünkens wenigstens, nicht auf Drestes passen will. Ihre Bewegung ist eine heftige, mehr einem tanzenden und springenden Posenreißer ähnlich, als einem heldeumüthigen Königssohne. Wäre hier der gereinigte Drestes gemeant, so hätte ihn der Künstler zum mindesten nicht würdig dargestellt. In dieser heftigen Bewegung erscheint aber dieses Figürchen nicht etwa auf einem Exemplare; dieselbe ist ihm auf allen Exemplaren eigenthümlich und muß daher für etwas Charakteristisches an derselben angesehen werden. Endlich ist die also heftig sich gebende Gestalt allemal rückwärts schauend. Auch hierin muß eine Bedeutung liegen und sehen wir uns in der Symbolik der Künstler des Alterthums um, was denn dieses Rückwärtschauen bedeuten möge, und wenn denn solche Bewegungen eigenthümlich sind, so werden wir noch weiter von dem Bilde des Drestes entfernt und gänzlich in den, schon durch die übrigen Bewegungen dieses Figürchens angedeuteten Kreis der Posenreißer und der Satyren mit ihrer ganzen Cippichschaft geführt.

Es dürfte daher Steinbüchel richtiger gesehen haben, der die kleine Figur für einen Satyr hält. Aber auch hiebey kommen wir wieder auf die nämliche Frage zurück, in welchem Zusammenhange steht Apollo mit einem Satyr und dem Hirschen; und da sich hiebey wieder keine genügende Antwort finden will, so find wir wohl genöthigt, eine andere Erklärung zu suchen, vermöge welcher alle drey Bilder zusammen ein Ganzes ausmachen und ein Bild die Bedeutung des andern ergänzen.

Eine solche Erklärung nun finden wir in dem Mythos des Heracles und zwar zunächst bey Pindar Olymp. III. 25, wenn er von Heracles sagt, daß er den Oelbaum geholt am Strande des Istros:

Es blühte schönes Gefrauch nicht auf Pelops' Fluß,  
Denn sogleich trieb ihn der Geist zum Land zu rufen

Istria, allwo der Lato roffebezhämendes Kind  
Ihn, der aus arkadischen Höhen und viel Berg-  
Flästen

Dort ankam, empfing,  
Als vom Vater der Zwang ihn band, zu erfül-  
len des

Eurytheus' Gebot.



Zagend zu fangen die Hindin goldgeböhrt,  
Jene, die Langeta,  
Einst geweiht Orthosia zum Heiligthame.

Diese Stelle enthält den Schlüssel zur Lösung unserer Aufgabe und mir scheint auf den Münzen von Caulonia daselbst vorgestellt, was hier Pindar besingt, nämlich, Heracles, helmstehend aus dem Lande der Hyperboreer, wohin die goldgeböhrtene Hindin ihn verlockt, und mitbringend den Zweig des schätzigen Delbaums, den Kampfpriest des olympischen Stiers.

Daß der Zweig, den die schreitende Hauptfigur in der Hand hält, ein Delzweig sey, lehrt die Anschauung. Daß aber hier nur ein Del-Zweig erscheint, während Pindar von einem Del-Baume spricht, wird Niemandem befremden, denn eine solche Trennung ist dem Künstler nicht nur erlaubt, sondern durch die Regeln der Kunst vielmehr vorgeschrieben. Ein Held mit einem ganzen Baume würde sich nur un schön ausnehmen.

Nehmen wir nun die Hauptfigur für Heracles, so ist der Hirsch, der auf allen Münzen von Caulonia wiederkehrt, von selbst erklärt. Es ist die goldgeböhrtene Hindin, die Heracles auf Euboeas Gebot verfolgt und die ihn zu dem Apollo-geweihten Volke der Hyperboreer lockt. Daß aber die Hindin selbst nicht, wie häufig auf andern Denkmäler., laufend und Heracles nicht in dem Momente vorgestellt ist, wie er die stehende Hindin bey den Hören erschaf, liegt in der Natur der Sache, da die Aufgabe des Künstlers nicht gewesen das Erjagen der Hindin vorzustellen, sondern den den Delzweig heimbringenden Heracles. Wie nun Pindar des Hohen dieses gebrügigten Zweiges aus dem Lande des Arolo mit dem Jagen und Fangen der Hindin zusammenstellt, so thut es auch der Künstler auf den cauloniatischen Münzen, indem er dem Heracles einen Delzweig in die Rechte gibt und vor ihm die Hindin abbildet.

Diese beiden Bilder, Heracles mit dem Delzweige und der Hirsch stünden sonach in genauem Zusammenhange. Es trägt sich nun, was die dritte, kleine Figur bedeutet, ob auch diese mit Heracles und zwar mit dem, den Delzweig bringenden Heracles zusammenhänge?

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bewegungen und Gebarden, insbesondere das Rückwärtssehnen dieses Zürgers etwas von einem Postenreißer und Bankler an sich habe und ein Wesen verathe, das der Cippshaupt der Satiren angehöre. Nun hatten aber die Halbgötter solche Spaßmacher um sich, und von ihnen überkamen dann die Könige die Sitte, in ihrer Umgebung eine Schaar von Hofnarren zu halten. Unter diesen Halbgöttern sind besonders gemeynt, die Söhne des Zeus, Dionysos und Heracles, von denen jener sich an den Silenen ergötze, dieser aber sich die Scherze der Kerkopen gefallen läßt.

Die Scherze dieser, den Heracles begleitenden Ko-

bolde, der Kerkopen, bestanden zumeist darin, daß sie, gleich Affen, alle Mienen, Bewegungen und Gebarden anderer nachmachten. Dieß geht schon daraus hervor, daß sie ihren Namen mit dem der niedrigsten Affenart gemein haben, und nach einer Sage wirklich von Jupiter in Affen verwandelt wurden.

Betrachten wir nun das Zürgchen auf unseren Münzen genauer, so kann man kaum umhin, hier einen solchen Spaßmacher und Nachahrer der Gebarden Anderer zu erkennen. Wie die Hauptfigur rasch vorwärts schreitet, so thut es auch die kleinere, nur gewaltiger und angestruener, nicht anders, als wollte sie die Bewegung des Haupthelden verspotten; Heracles hat beide Arme ausgestreckt, der kleine Kobold desgleichen, nur wiederum viel bestiger und gewaltsamer; Heracles trägt in der erhobenen Rechten einen Delzweig, auch der kleine Gaukler hat sich einen zugeeignet und dieser Zweig ist nicht selten übermäßig groß, gleichsam als wäre das Verdienst des Haupthelden, daß er stark genug sey, einen Zweig zu tragen, und da will sein neckender Begleiter nicht als der schwächere erscheinen. So tanzt er auf dem Arme des Heracles lustig einher und schaut fest und verwegen zurück, dem Halbgotte ins Gesicht, als wollte er fragen, ob er sich auch seines Beyfalls zu erfreuen habe.

Wie werden uns demnach nicht freuen, wenn wir in der kleinen Figur auf dem Arme der größeren einen der den Heracles neckenden Kerkopen erblicken.

Die Kerkopen sind allenthalben die begleitenden Neckgeister des Heracles. In Indien nimmt er sie gefangen und macht einen Theil derselben der Omphale zum Beschenke, in Schinunt trägt er zwey über die Schulter geschwungen mit sich fort; aber am schicklichsten werden sie zusammengestellt mit dem Jäger der goldgeböhnten Hindin und dem Bringer des heiligen Delzweiges. Von den arkadischen Höhen sagt Pindar, und durch viele Vergleiche ist Heracles gekommen, als er die Hindin verfolgte und den Delzweig holte. Auf diesem Zuge kam Heracles durch die eigentliche Heimath der Kerkopen, denn in den dortigen Bergstreich, zwischen den Oeta und Olympus, wo der Weg neben dem Arolopa an engsten wird, dahin setzt Herodot, einheimischen Sagen folgend, den Stein des Melampagos und die Schlupfwinkel der Kerkopen.

Auf diese Weise stimmen alle drei Bilder genau miteinander überein. Heracles mit dem Delzweige, der Hirsch und der neckende Kobold. Der Kerkops wird nicht nur mit Recht mit dem Heracles überhaupt verbunden, sondern er steht auch gerade mit dem Jäger der schneellüftigen Hindin und dem Bringer des Delbaumes in genauem Zusammenhange.

Es bleibt nur noch übrig zu zeigen, warum Heracles auf den Münzen von Caulonia erscheint, ob denn die Cauloniaten einen besonderen Grund hatten, denselben auf ihren Denkmäler zu verehrlichen.



Es wurde bereits erwähnt, daß Caulonia eine dorische Niederlassung sey, gegründet entweder von den Crotoniaten oder unmittelbar von den Achäern. Selbst die Aufschrift KAVLONIATAN, die auf einigen Münzen, auf denen der Name der Stadt ganz angedruckt ist, vorkömmt, deutet schon auf den dorischen Ursprung der Stadt. Es wurde zugleich bemerkt, daß in Caulonia, als einer dorischen Stadt, Apollo allerdings ein passender Typus wäre, weil Apollo die National-Gotttheit der Dorer gewesen. Aber, wie Apollo die National-Gotttheit, so war Hercules der National-Heros der Dorer. Eine dorische Stadt hatte daher eben so viel Grund, den einen wie den andern besonders zu verehren, sie wird mit gleichem Rechte dem Nationalheros Hercules, wie dem Nationalgott Apollo einen Platz auf ihren numismatischen Denkmälern gönnen. Wenn daher auf den Münzen von Croton außer Apollo auch Hercules erscheint und dieser selbst der *οκρεάς*: von Croton genannt wird, so erscheint derselbe Heros auch mit Recht auf den Münzen der crotoniatischen Tochterstadt Caulonia.

Ob nun die Cauloniaten nicht noch überdies einen befondern Grund hatten, mit ihrem Nationalheros die Kerkopen in Verbindung zu bringen, läßt sich bei allem Mangel näherer Nachrichten über Caulonia nicht behaupten; doch dürfte es nicht überflüssig seyn, darauf aufmerksam zu machen, daß die eigentliche Heimath der Kerkopen in eine hohle Gasse gefest wird, nämlich in den Engpaß von Ihermopolä, und daß mit ihnen gewöhnlich warme Bäder in Verbindung gebracht werden. Am Fuße des Deta, dort, wo die Kerkopen haufen, ruht Mnerva dem ermüdeten Hercules warme Quellen hervor, welche dann selbst dem Engpaße den Namen Ihermopolä geben. Solche Quellen waren auch in Sellinut, wo Hercules gleichfalls den Kerkopen begegnet und zwey derselben auf der Schulter forträgt. Nun hatte aber auch Caulonia ihren Namen von der hohlen Lage, *καυλωνία* hieß nämlich ursprünglich *Αλωρία διὰ τὸ μίσην αὐλώνος εἶναι*, und befanntlich rühre die ganze Westküste von Iuveritallen aus vulkanischem Grunde und ist reich an warmen Quellen. Das benachbarte Abegium hatte seinen Namen davon, daß es durch ein Erdbeben von Sicilien losgerissen wurde. Die Inseln Epära, Denotrides, Sirenes, Leucosia, Caprea und Pitrecusä wurden im Alterthume sämmtlich für solche durch Erdbeben vom Festlande losgerissene Theile angesehen. Pitrecusä wird als ein vulkanisches und darum an warmen Quellen reiches Land den Kerkopen von Jupiter selbst als künftiger Wohnsitz angewiesen. Bei solchen Verhältnissen kann es, wenn wir auch kein specielles Zeugniß darüber haben, daß die Kerkopen in Caulonia mit Hercules wirklich zusammengetroffen seyen, wenigstens nicht bestreiten, wenn sie in einem benachbarten von Doriern bewohnten Landstriche, der so reich war an warmen Quellen, mit dem, wie man glaubte,

die Kerkopeninsel selbst ursprünglich zusammenheng, wenn in einer Stadt, die selbst ihren Namen hatte von der hohlen Lage, wenn dort die Kerkopen, die ohnehin den Hercules allenthalben begleiten, mit ihm noch in besonderer Beziehung gebracht werden.

Sitzung den 4. Februar 1837.

Herr Custos Schmeißler las über Wolfram von Eschenbachs Heimath, Grab und Wappen. Der Vortrag wird in den Abhandlungen der Classe abgedruckt werden.

Sitzung vom 4. März.

Herr Professor L. Spengel las über die Schriften des Philodemus in den herkulanischen Rollen.

Nach einer allgemeinen Uebersicht dessen, was bis jetzt von diesen Rollen zur allgemeinen Kenntniß gekommen ist, wurde ein bedeutendes und zusammenhängendes Bruchstück über die Rhetorik, welches in dem Volumen *Herculanae Oxoniensis* tom. II. col. 1—45 aus einer unrichtigen und unleserlichen Abschriß mitgetheilt ist, näher betrachtet. Das vorhandene ist nur ein Fragment, doch der größte Theil des vierten Buches, wie der Schlußtitel lehrt; damit war das Ganze nicht geschlossen, es wird in diesem Buche vielsach auf die folgenden Bücher verwiesen. Col. 31. 32. 43. 44. Die Rhetorik ist an einen gewissen, nicht näher bezeichneten Gaius (vielleicht einen Piso) gerichtet, Col. 43., dort findet sich zugleich der Inhalt des Buches im Allgemeinen kurz zusammengefaßt, und gegen die übertriebene Lobreden der Rhetorik, die in ihr die Krone alles Wissens sahen, das nöthige bemerkt. Die ersten ganz beschädigten Columnen zeigen, daß von der *λέξις* gesprochen wurde, auch das folgende mehr lesbare bekräftigt dieses. Col. XII. 12. ist der Uebergang von der *λέξις* zur *λόγικησι*. Dies macht wahrscheinlich, daß Philodemus die gewöhnliche Eintheilung in *invento*, *dispositio*, *elocutio*, *memoria*, *pronunciatio* nicht verließ; sondern in seihern vor der *εὔρεσις* und *τάξις* gesprochen habe. Die *μνήμη* wird oft mit der *λόγικησις* als eines zusammengefaßt. Col. XXI. wird der Umfang der Rhetorik bezeichnet und manches Beachtenswerthe dagegen angeführt. Col. XXXI. Eintheilung der Rhetorik in die drei Gattungen nach Aristoteles, von welchen das *δικαικόν* und *συμβουλευτικόν* für jetzt übergangen, und nur das *ἐγκωμιαστικόν* Col. XXXIII. — XLII. ausführlicher behandelt wird. Das ganze ist vom Epikureischen Standpunkte aus gegen die Rhetorik gerichtet, doch fehlt es nicht an einzelnen neuen und bedeutenden Bemerkungen. Der Verfasser ist gesonnen, einst die sämmtlichen Schriften des Philodemus in den herkulanischen Rollen neu bearbeitet herauszugeben.





AS Akademie der Wissenschaften,  
182 Munich  
M82 Gelehrte Anzeigen  
Bd. 3-4

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---



